Karl Hillebrand

Frankreich und die Franzosen

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Erster Band.

Frankreich und die Franzosen.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1898.

Frankreich und die Franzosen.

Von

Karl Hillebrand.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1898.

Seinem lieben

Hans von Bülow

sendet dies Büchlein

als Freundesgruß aus der Ferne

der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorreden
zur zweiten und dritten Auflage.

Die hier in erweiterter Gestalt erscheinenden „Eindrücke und Erfahrungen“ aus dem französischen Leben sind so freundlich aufgenommen und selbst von Andersdenkenden so nachsichtig beurtheilt worden, daß ein paar Worte des Dankes und der Verständigung wohl am Platze sein dürften.

Einmüthig haben die zahlreichen Stimmen, welche über das fast zufällig entstandene, kaum als Buch gemeinte Büchlein laut geworden sind, die redliche Absicht des Verfassers zugegeben, seine Kenntniß von Land und Leuten betont, seinen Standpunkt gebilligt: und das ist ja einem Schriftsteller, dem seine Arbeit am Herzen liegt, wohl die dankenswertheste Anerkennung. Namentlich hat die englische und amerikanische Kritik — bezeichnender Weise hat in Frankreich auch nicht eine Seele von der Schrift Notiz genommen — die ganze Ausführung sogleich cum grano salis verstanden und die Grundanschauung des Verfassers, wie seine augenblickliche Absicht, wenn hier überhaupt von

Absicht die Rede sein kann, sofort herausgefühlt. Nicht ganz so gut ist es ihm mit der deutschen Presse ergangen, die ihn zwar durchgängig mit dem größten Wohlwollen belobt, jedoch durchaus nicht immer errathen hat, ihn bald zu wörtlich nahm, bald hinter dem Ausgesprochensten Nebenmotive voraussetzte. An Meinungsverschiedenheit hat es natürlich auch nicht gefehlt: doch daran darf sich Niemand stoßen, noch weniger versuchen wollen, sie durch Ueberredung zu beseitigen; und der Verfasser überläßt es ruhig den Ereignissen und dem Urtheil der Spätergeborenen zu entscheiden, ob seine Auffassung von Menschen und Verhältnissen die richtigere ist oder diejenige, welche allgemein in Deutschland gang und gäbe ist. Anders ist es mit Mißverständnissen. So oft ein solches vorwaltet, ist es ausschließlich dem Schriftsteller zur Last zu legen. Seine erste Pflicht ist es, sich so auszudrücken, daß für den Leser keine Zweideutigkeit möglich sei. Hat er aber, wie der Verfasser dieser Aufzeichnungen, lange zu einem fremden Publikum geredet, so muß er vor Allem sich selber fragen, ob er nicht hie und da einen Ton angeschlagen, der dem vaterländischen Leser nicht geläufig ist. Einige Fragen, in denen der Verfasser fürchtet, nicht verständlich genug geredet zu haben, erlaube man ihm hier kurz noch einmal zu berühren.

Zweimal in der kleinen Schrift ist es ausdrücklich hervorgehoben worden, wie nothwendig es sei, von dem nicht eben beneidenswerthen öffentlichen Leben der französischen Nation keine nachtheiligen Rückschlüsse auf das

Privatleben zu machen. Nichtsdestoweniger haben manche Recensenten in der Konstatirung des, von dem germanischen so verschiednen, moralischen Standpunktes der Franzosen ein sittliches Verdammungsurtheil sehen wollen. Der Verfasser aber, der sich stets bemüht hat, Spinoza's Rath zu befolgen und, soviel wie möglich, die Dinge zu verstehen, nicht zu tadeln, noch zu loben, hat nie daran gedacht aus seinen Sympathien und Antipathien für diesen oder jenen moralischen Standpunkt Kriterien für den Werth derselben machen zu wollen. Er kann daher nur ein drittes Mal wiederholen, daß er im französischen Privatleben ebensoviel Nachahmenswerthes findet, als er in dem politischen Leben der Nation wenig Symptome einer wiederkehrenden Gesundheit zu sehen vermag. Will ihn doch bedünken, daß eher in den acht Monaten, welche seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe verflossen sind, eine bedenkliche Verschlimmerung der chronischen Krankheit Neufrankreichs eingetreten ist.

Neufrankreichs, muß wiederholt werden: denn, obschon der Titel des Buches ausdrücklich von der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts spricht, haben verschiedene Berichterstatter doch auf die Vergangenheit des Landes übertragen, was nur von dem durch achtzig Revolutionsjahre zerrütteten Lande gemeint war. Niemand bewundert das alte Frankreich aufrichtiger als der Verfasser. Was es in Philosophie, Wissenschaft und Litteratur geleistet, weiß jeder halbwegs Gebildete: und man braucht nur einen Augenblick die Namen Scaliger, Montaigne, Pascal, Des-

cartes, Bayle, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Laplace, Cuvier aus der Geschichte der europäischen Kultur hinwegzudenken, um sich eine Vorstellung zu machen von dem großartigen, und im Allgemeinen wohlthätigen, Einfluß des französischen Geistes auf Europa und die Menschheit. Und mehr noch als im Wesen ist die Nation in der Form die langjährige Lehrmeisterin Europas gewesen, ohne deren Schule die schöne Litteratur Englands und Deutschlands im vorigen Jahrhundert geradezu unmöglich gewesen wäre. Ebenso bewundernswerth waren die Traditionen des französischen Staates, so lange diese Traditionen eben lebendig waren. Staatsmänner und Administratoren, wie Heinrich IV. und Sully, wie Richelieu und Mazarin, wie Louvois und Colbert, wie die ganze Schule Napoleons hat die Geschichte weniger Völker aufzuweisen. Freilich vermochten sie nur so lange durchzudringen, als die Nation, sich dem Instinkte ihrer eigenen Natur überlassend, keine fremden Ideen, wie die des self-government, des Parlamentarismus u. a., importirte, sondern die aufgeklärte, täglich mehr gemäßigte und gemilderte, Beamtenherrschaft als die ihr natürlich zukommende Regierungsform annahm — eine Regierungsform, die sich ja mit der größten bürgerlichen Freiheit sehr wohl verträgt, keinerlei nationale Thätigkeit und Bewegung zu hemmen braucht, die Kontrole durch die Volksvertretung und die Presse sehr wohl zuläßt, nur die Lenkung des Staates nicht der Menge oder deren Führern ausliefert. Erst wenn die Erkenntniß die Richtigkeit des Instinktes völlig begriffen und bestätigt hat,

ist an eine politische Wiedergeburt Frankreichs zu denken. So lange, wie erst gestern, wie noch heut, die besten Geister und die besten Charaktere der Nation glauben, mit Gesetzen und Einrichtungen Freiheit und Selbstregierung gründen zu können, so lange ist von keinem sicheren Gesunden der öffentlichen Zustände zu reden, dahingegen die geistige Brache des heutigen Frankreich dem Verfasser durchaus unabhängig von dem politischen Verfall und nur ganz vorübergehend erscheinen will.

Das Kapitel, welches Thiers gewidmet ist, wurde vielfach so aufgefaßt, als ob der Verfasser den damaligen Dictator Frankreichs für unstürzbar gehalten hätte. Ein neu hinzugefügter Abschnitt mag dieses Mißverständniß aufklären, indem er bestimmter ausspricht, daß nicht der Dictator, sondern die Dictatur das Unvermeidliche war und ist; zugleich soll er als eine Charakteristik der beiden Centren dienen, welche seit anderthalb Jahren mit einander um das Scepter ringen und sich über ihrem Ringen dasselbe wohl wieder einmal werden entwinden lassen.

Mehrere empfindliche Patrioten haben die Urtheile über Deutschland, welche Einleitung und Anhang enthalten*), sowie den ganzen Ton, in dem darin vom Vaterlande gesprochen wird, als ungerecht oder doch als abfällig gerügt. Es ist ein herrlicher, nie genug zu preisender Zug des deutschen Volkes, daß es so gutmüthig die Sprache der

*) Letzterer ist in der 3. Auflage aus weiter unten angegebenen Gründen weggelassen und durch einen andern ersetzt worden.

Wahrheit, selbst oder gerade wenn sie derb ist, hören kann, und sie nicht allein von den Großen, wie Lessing, Goethe, Schopenhauer, sondern auch von weniger Berechtigten, wie Heine, Börne, Gervinus, ja selbst von den Unbedeutendsten ruhig hinnimmt, sobald es nur die Vorwürfe als begründet erkennen kann. Nun giebt's aber Dinge, deren Nationen wie Individuen sich nur äußerst schwer bewußt werden können, weil der Mensch eben aus sich heraustreten muß, um sie gewahr zu werden: und solche Dinge in's rechte Licht zu stellen, scheint selbst der unbedeutende Landsmann, der sie so zu sagen von Außen betrachten kann, wohl berufen. Dazu gehören denn auch die vom Verfasser angedeuteten gesellschaftlichen Untugenden des deutschen Volkes. Man hat diese Ausstellungen im Allgemeinen viel zu äußerlich gefaßt. Der Verfasser sieht die gesellige Barbarei der Deutschen nicht etwa darin, daß sie den Unterschied zwischen Messer und Gabel noch nicht erlernt haben oder linkische Bücklinge zu machen pflegen, sondern in der Unvermögenheit oder doch Unbeholfenheit, die Grenze inne zu halten zwischen Rohheit und Unnatur. Der Mangel an Unbefangenheit, und folglich an Anmuth und Würde bei den Frauen, die Reizbarkeit, der Trotz und die Unbändigkeit der Männer, verbunden mit dem ungerechtfertigten Eindringen in's Persönliche der Freunde, worin beide Geschlechter bei uns wetteifern, haben ihre Wurzeln freilich in den schönsten Tugenden der Nation: Wahrhaftigkeit — „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“ —, Ernst der Ueberzeugungen, Gründlichkeit, Wärme

des Interesses, Unabhängigkeitssinn, Ungeschicklichkeit in der Kunst des Scheinens; allein dies sind eben doch zumeist Tugenden von Barbaren, deren rauhe Außenseite die Kultur wohl abschleifen kann ohne den Kern zu berühren; und wenn ein Volk geistig und sittlich die Barbarei so vollständig überwunden hat, wie es unsres gethan, ohne in die Korruption zu verfallen, so dürfte es auch wohl im Stande sein, sich in der Geselligkeit, welche das halbe Leben ist, ein wenig zu erziehen.

Auch sein Urtheil über die Befähigung der Deutschen zur parlamentarischen Regierung vermag der Verfasser nicht zurückzunehmen und er theilt noch immer die Meinung V. Hehn's, daß wir „in politischen Dingen offenkundig noch Kinder sind und zwar, wie es scheint, ziemlich talentlose", die den Franzosen sicherlich in dieser Beziehung um Nichts überlegen sind, wenn auch unsere Fehler anderer Natur sind. Sündigen unsere Nachbarn durch Mangel an Muth der sogenannten öffentlichen Meinung gegenüber, so sündigen wir durch Eigensinn; werden Jene zu leicht von der allgemeinen Strömung fortgerissen, so sind wir unverbesserliche Individualisten, die jeder freiwilligen Unterordnung unfähig; sind die politischen Ideen der Franzosen meist ziemlich schaal, so sind sie doch, mit Ausnahme der Selfgovernmentstheorie, ihre eigenen, während wir uns nur in fremden, erborgten Begriffen bewegen, die auf unsere Zustände keinerlei Anwendung finden. Freilich hält der Verfasser die politischen Tugenden nicht für die höchsten und ist der Meinung, daß ein Volk auch ohne „Selbstregierung" groß, glücklich und frei sein kann.

Noch ein Mißverständniß bliebe zurück, das der Verfasser gerne berichtigen möchte, wenn es sich nur in den engen Grenzen eines Vorwortes machen ließe; wenn es überhaupt möglich wäre es zu thun; aber zwischen grundverschiedenen Weltanschauungen giebt's nun einmal keine Verständigung. Man hat dem Verfasser die naive Absicht zugeschrieben, durch seine Schriften die beiden feindlichen Nationen versöhnen, künftige Kriege beschwören zu wollen und was der gutmüthigen Gesinnungen mehr ist. Wer ihm aber solcherlei Absichten überhaupt zuzutrauen vermag, der kann auch nicht eine Silbe dieser Schrift richtig verstanden haben. Als der Verfasser den Franzosen Deutschland zu erklären versuchte, dachte er so wenig wie jetzt, da er den Deutschen Frankreich zu deuten unternimmt, daran, praktisch irgend einen Einfluß auszuüben. Er hat schon gar lange eingesehen, daß gute Rathschläge und sittliche Betrachtungen wenig vermögen gegen Interessen und Leidenschaften, als welche allein die Politik beherrschen; und wenn die besten Männer der besten Zeit, wenn die edelsten und begabtesten Schriftsteller Englands und Frankreichs im 18. Jahrhundert sich umsonst bemühten, zwei große Nationen einander durch gegenseitiges Verständniß näher zu bringen, so wird sich der Verfasser vorliegender Skizzen doch wahrlich nicht der Täuschung hingeben, daß er heutzutage irgend etwas zur Erweckung friedlicherer Gesinnungen zwischen Deutschland und Frankreich beitragen könnte. Wohl aber dachte er und denkt er, daß es, trotz des bedenklichen Rückschrittes aller höheren

Geistesbildung, dem wir seit dreißig bis vierzig Jahren beiwohnen, doch in allen Nationen Europas noch immer eine Anzahl wirklich Gebildeter giebt, die rohem Nationalhaß nicht die Herrschaft über sich lassen, und denen die Politik weder das einzige, noch das höchste Menschenanliegen ist, — weshalb sie sich jedoch sehr wohl für sie zu interessiren vermögen, wäre es auch nur wie sie's etwa für Geschichte oder Anthropologie thun würden. Für die Erbauung Dieser, nicht aber „die Menschen zu bessern und zu bekehren", schreibt der Verfasser, der allzu wohl weiß, wie Viel der Mensch lernen, wie Wenig er ändern kann.

Florenz, 24. November 1873.

Vorliegende dritte Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden nicht nur durch eine nochmalige Ueberarbeitung der Sprache, die ja den Gedanken und seine Schattirungen nie genau genug wiedergeben kann; sondern auch durch die Hinzufügung einzelner Belegstellen aus französischen Schriftstellern an den Orten, wo der Verfasser, der doch keinerlei Geschmack an Paradoxien findet, sich im Widerspruch mit allgemein angenommenen Urtheilen gesehen hat. Wenn er Tocqueville öfter als Andere anführt, so ist's, weil derselbe eben die höchste Autorität Frankreichs in Fragen der Politik ist, da er die Vergangenheit seines Landes am Eingehendsten erforscht, die Gegenwart als Abgeordneter und Minister unter zwei

Noch ein Mißverständniß bliebe zurück, das der Verfasser gerne berichtigen möchte, wenn es sich nur in den engen Grenzen eines Vorwortes machen ließe; wenn es überhaupt möglich wäre es zu thun; aber zwischen grundverschiedenen Weltanschauungen giebt's nun einmal keine Verständigung. Man hat dem Verfasser die naive Absicht zugeschrieben, durch seine Schriften die beiden feindlichen Nationen versöhnen, künftige Kriege beschwören zu wollen und was der gutmüthigen Gesinnungen mehr ist. Wer ihm aber solcherlei Absichten überhaupt zuzutrauen vermag, der kann auch nicht eine Silbe dieser Schrift richtig verstanden haben. Als der Verfasser den Franzosen Deutschland zu erklären versuchte, dachte er so wenig wie jetzt, da er den Deutschen Frankreich zu deuten unternimmt, daran, praktisch irgend einen Einfluß auszuüben. Er hat schon gar lange eingesehen, daß gute Rathschläge und sittliche Betrachtungen wenig vermögen gegen Interessen und Leidenschaften, als welche allein die Politik beherrschen; und wenn die besten Männer der besten Zeit, wenn die edelsten und begabtesten Schriftsteller Englands und Frankreichs im 18. Jahrhundert sich umsonst bemühten, zwei große Nationen einander durch gegenseitiges Verständniß näher zu bringen, so wird sich der Verfasser vorliegender Skizzen doch wahrlich nicht der Täuschung hingeben, daß e r heutzutage irgend etwas zur Erweckung friedlicherer Gesinnungen zwischen Deutschland und Frankreich beitragen könnte. Wohl aber dachte er und denkt er, daß es, trotz des bedenklichen Rückschrittes aller höheren

Geistesbildung, dem wir seit dreißig bis vierzig Jahren beiwohnen, doch in allen Nationen Europas noch immer eine Anzahl wirklich Gebildeter giebt, die rohem Nationalhaß nicht die Herrschaft über sich lassen, und denen die Politik weder das einzige, noch das höchste Menschenanliegen ist, — weshalb sie sich jedoch sehr wohl für sie zu interessiren vermögen, wäre es auch nur wie sie's etwa für Geschichte oder Anthropologie thun würden. Für die Erbauung Dieser, nicht aber „die Menschen zu bessern und zu bekehren“, schreibt der Verfasser, der allzu wohl weiß, wie Viel der Mensch lernen, wie Wenig er ändern kann.

Florenz, 24. November 1873.

Vorliegende dritte Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden nicht nur durch eine nochmalige Ueberarbeitung der Sprache, die ja den Gedanken und seine Schattirungen nie genau genug wiedergeben kann; sondern auch durch die Hinzufügung einzelner Belegstellen aus französischen Schriftstellern an den Orten, wo der Verfasser, der doch keinerlei Geschmack an Paradoxien findet, sich im Widerspruch mit allgemein angenommenen Urtheilen gesehen hat. Wenn er Tocqueville öfter als Andere anführt, so ist's, weil derselbe eben die höchste Autorität Frankreichs in Fragen der Politik ist, da er die Vergangenheit seines Landes am Eingehendsten erforscht, die Gegenwart als Abgeordneter und Minister unter zwei

verschiedenen Regierungen praktisch kennen gelernt, das Ausland zu bereisen und vergleichen mehr als Viele die Gelegenheit gehabt hat, vor Allem aber, weil er in der Staatslehre der tiefste Denker und größte Schriftsteller seiner Zeit war. Ueberhaupt mache ich mir zur Pflicht, nur Autoritäten ersten Ranges wie Guizot und Thiers, Sainte-Beuve und Rémusat, Renan und Taine anzuführen; und man wird hier nie eine Citation von Tagesschriftstellern als Belegstelle für die Richtigkeit meiner Beobachtungen und Auffassungen finden.

Diese neue Auflage bringt überdies im ersten Abschnitte viele ganz neue Seiten über früher nicht behandelte Partien des französischen Lebens und erweitert den zweiten über das „politische Leben" um ein ganzes Kapitel, das die Entwicklung der öffentlichen Zustände in den letzten fünf Jahren behandelt, nicht in geschichtlicher Darstellung — die versucht der Verfasser an anderer Stelle, in anderer Weise und an einem etwas fernerliegenden Gegenstande — sondern nur um das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen kurz anzudeuten. Obschon die zwei Monate, welche seit dem Niederschreiben und während des Druckes verflossen sind, die Dinge äußerlich stark verändert haben, lasse ich das Kapitel doch unverändert stehen, da ich leider nicht zu glauben vermag, daß Frankreich mit der Präsidentschaft Grévy in den Hafen eingelaufen und nun vor allen Stürmen geborgen sei.

Endlich ist der Anhang: „Französische Stimmen über Deutschlands Gegenwart und Zukunft", als kaum hierhergehörig weggelassen und durch einen andern ersetzt

worden, welcher französische Urtheile über politische und soziale Zustände des heutigen Frankreich enthält.*) Auch möchte der Verfasser durch Weglassung dieser Aufsätze seiner Schrift jeden Beigeschmack einer, selbst nur defensiven Polemik benehmen, der den Eindruck hinterlassen könnte, als ob er Frankreich feindlich gegenüberstände, während er doch das

Quod spiro et placeo (si placeo) tuum est

jenem großen Lande gegenüber lebhaft genug empfindet und gerne bekennt. Eine Dame machte dem Verfasser den Vorwurf, sein Büchlein sei zu „französisch für einen Deutschen, zu deutsch für einen Franzosen." Nie hat ihm ein Lob so wohlgethan, als dieser Tadel; und, hätte die Freundin hinzugefügt, die Schrift sei zu liberal für einen Absolutisten, zu absolutistisch für einen Liberalen, zu freidenkerisch für einen Frommen und zu fromm für einen Freidenker, so hätte er Grund ganz zufrieden zu sein. Denn, wenn ein Schriftsteller es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Geschichte seiner Zeit zu studiren, so muß ja wohl sein höchstes Ideal sein, einen Standpunkt zu erklimmen und darauf zu beharren, auf dem er sich außer- und oberhalb der nationalen, politischen und religiösen Parteileidenschaften zu halten vermag.

Florenz, 1. März 1879.

K. H.

---

*) Jene Aufsätze sollen in einem anderen Bande dieser Sammlung, der hauptsächlich Teutonica enthalten wird, eine geeignetere Stelle finden.

XX

Vorwort
der Herausgeberin zur vierten Auflage.

Das hier in vierter Auflage erscheinende Buch ist zum größten Theile im Sommer des Jahres 1872 unter dem noch frischen Eindruck des großen Krieges geschrieben; nur der letzte Theil, welcher von dem politischen Leben Frankreichs handelt, entstand im Dezember 1878 nach dem entscheidenden Siege der französischen Radikalen über die Conservativen. Es erschien im Jahre 1880 eine französische Uebersetzung desselben und im Jahre 1881 eine englische.

Eine vollständige Umarbeitung des Werkes, wie sie der Verfasser im Sinne hatte, wurde durch seine schwere, langwierige Krankheit und den darauf erfolgten Hingang vereitelt. So sehr nun dieser Umstand zu bedauern ist — da sich, während des beträchtlichen Zeitraums zwischen dem ersten Erscheinen des Buches und der Periode, wo der Autor dem Gedanken einer Neubearbeitung näher trat, wohl Manches in seiner Auffassung, wie auch in der seiner Leser, modificirt hatte, wodurch vielleicht der

Grundton ein anderer geworden wäre — so ist dennoch mit Sicherheit anzunehmen, daß er in den damals aufgezeichneten Thatsachen und Ansichten wenig oder nichts zu ändern gehabt hätte. Wenn ich mich nun berechtigt fühle, diese von mir veranstaltete vierte Auflage als eine revidirte und vermehrte zu bezeichnen, so beruht dies darauf, daß ich die unter dem Nachlasse meines Mannes gefundenen Zusätze und Notizen, über deren Bestimmung kein Zweifel sein konnte, und welche interessant genug schienen, um aufgenommen zu werden, genau nach den hinterlassenen Angaben des Verfassers an den betreffenden Stellen beigefügt habe, ohne irgendwelche Aenderungen oder Erweiterungen.

Der größte dieser Zusätze ist der hier als Anhang II veröffentlichte Nekrolog Gambettas, welcher ursprünglich in der Contemporary Review vom Februar 1883 — also bald nach dessen Tod — in englischer Sprache erschien. Die Verdeutschung dieser Schrift verdanke ich der freundlichen Bereitwilligkeit und gewandten Feder von Fräulein Isolde Kurz, der ich für diesen neuen Freundschaftsbeweis einen besonderen Dank abzustatten habe. Auch kann ich nicht umhin, dem vortrefflichen Freunde meines Mannes, Dr. Ludwig Bamberger, meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die große Güte, mit welcher er mir gestattet hat, ihn, den Vielbeschäftigten, um Rath zu bitten in zweifelhaften Fällen: eine Erlaubniß, welche mir, in der That, von unschätzbarem Werthe war.

So hoffe ich denn, so weit es in meiner Macht stand, das mir anvertraute Amt der Verwaltung des Nachlasses meines Mannes in dieser neuen Ausgabe gewissenhaft erfüllt zu haben. Möge das Buch in seiner vierten Auflage nicht weniger Anerkennung finden als in den früheren!

Florenz, den 22. Mai 1898.

Die Herausgeberin

Jessie Hillebrand.

Einleitendes.

Frankreichs jäher Fall und sein rasches Sicherholen, die tiefen Schäden, welche die Katastrophe bloßgelegt, und das viele Schöne, welches der Deutsche unvermuthet während seiner unfreiwilligen Invasion im französischen Leben entdeckt hat, der Wunsch beides, Gutes und Schlimmes, in seinem historischen Werden oder in der Charakter- und Geistes-Anlage des Volkes zu erkennen — das Alles hat in den letzten Jahren zu den mannichfaltigsten Veröffentlichungen über französisches Wesen Anlaß gegeben. Während die Einen uns noch warnen zu müssen glaubten vor den Untugenden und Unarten des besiegten Nachbarn, riefen uns schon beredte, freimüthige und sympathische Stimmen ins Gedächtniß, was wir noch alles von dem Tiefgebeugten zu lernen hätten. Freilich ist's ein eigen Ding mit dem Lernen, bei Nationen wie bei Individuen: Kunstgriffe und Methoden, Thatsachen und sogar einzelne Ideen mag man sich wohl von andern holen; aber auch eine Weltanschauung? auch eine Charakteranlage? Und auf diesen beruht ja doch wohl allein das wirklich Gute, wie das wirklich Schlimme — mit andern Worten: das Erlernens- und Meidenswerthe. Indessen, eine Nation studiren wie der Denker, der Geschichtschreiber, der Dichter den Menschen studirt, ohne irgend einen Gedanken an

praktische Nutzanwendung, allein aus Interesse am Menschenschauspiel, das soll uns doch gewiß nicht benommen sein. Ein fremdes Volk als eine gleichzeitige Vergangenheit anzusehen, uns selbst wie eine gleichzeitige Nachwelt ihm gegenüber zu geriren, seiner innern und äußern Entwicklung mit Theilnahme nachzugehen, wird immer für parteilose und beschauliche Geister den größten Reiz haben, selbst wenn wir's darum weder im öffentlichen noch im Privat-Leben irgend besser machen sollten. So möge es denn einem Deutschen, der sein halbes Leben in Frankreich zugebracht, erlaubt sein, ohne allen polemischen Beischmack, so historisch und objektiv als es ihm möglich, d. h. ohne sich der Sympathie und des Wohlwollens zu erwehren, aus seinem unendlich reichen Erfahrungsschatz einige weitere Beiträge zu liefern zu den zahlreichen völkerpsychologischen Studien, welche die jüngsten Zeitereignisse angeregt haben. Daß er bei diesen parteilosen Betrachtungen den sogenannten „patriotischen“ Standpunkt nicht einnehmen kann, versteht sich wohl von selbst.

Ein geistreicher italienischer Politiker, der uns vortrefflich kennt, sagte einst dem Schreiber dieser Zeilen: „Nein, eitel seid ihr nicht, aber hochmüthig;“ und oft mußte der deutsche Freund dieser Worte gedenken während der letzten Jahre. Vor unsern politischen Erfolgen regte sich bereits jener Hochmuthsteufel in der deutschen Wissenschaft und suchte für das Germanenthum die Rolle des erwählten Volkes zu beanspruchen. Schon früherhin mochte man hin und wieder von unserer ganz absonderlichen kulturhistorischen Mission hören; und in den vierziger Jahren begann, im Gegensatze zu den humanitarischen

Ansichten des 18. Jahrhunderts und unserer klassischen Litteraturperiode, das Gerede von den „deutschen Tugenden“ selbst im Munde bedeutender Männer aufzukommen, während die übertriebene Bescheidenheit der frühern Tage einem etwas gar anmaßlichen Selbstgefühl Platz zu machen anfing. Deutscher Fleiß und deutsche Treue, deutsche Redlichkeit und deutsche Frömmigkeit, deutsche Offenheit und deutsche Gewissenhaftigkeit, deutscher Wille und deutscher Familiensinn, deutsche Tiefe und deutsches Gemüth namentlich, hörte man schon damals gar vielfach preisen als wären sie Monopole deutscher Nation. Auch begann man schon hie und da herabzusehen auf Romanen und Slaven mit jenem einst den Engländern eigenthümlichen Ueberlegenheitsbewußtsein Irländern oder Indern gegenüber. Ein Gervinus mochte es wagen, den „tiefen“ Wolfram von Eschenbach himmelweit über Chrétien de Troyes zu stellen, den der fränkische Ritter ins Deutsche übertragen; Vilmar konnte sich erlauben, Rabelais neben seinem Elsäßer Uebersetzer Fischart als einen gewöhnlichen Possenreißer zu schildern; ein Mommsen selbst scheute sich nicht, der Nation Dante's und Leopardi's alle poetische Anlage abzusprechen. Die Gothik, dieses echteste Kind Nordfrankreichs, galt widerspruchslos für „altdeutsche Kunst“, und daß Frankreich überhaupt kaum etwas mehr als „Mode und Eleganz“ hervorbringen könne, wurde in gewissen Lagern als ganz ausgemacht angesehen. Gar deutlich sah man noch im Auge des Nachbarn den Splitter, und lachte weidlich ob der Prätention, mit der er „an der Spitze der Civilisation“ zu schreiten wähnte, während man ganz unbefangen seinen eigenen Balken zur Schau trug und von der „Ueber-

legenheit deutscher Bildung“ als von etwas Selbstverständlichem redete. Die geschmackvolle Citation von Paracelsus' Worten in der Antwort deutscher Professoren auf die Adresse der Dubliner Universität: „Engländer, Franzosen, Italiener uns nach, nicht wir euch,“ war nur das Losbrechen, in einem Augenblick mangelhafter Selbstüberwachung, eines Gefühles, das sich in gar manche deutsche Gelehrtenbrust eingenistet hatte. Hätte sich nicht in den sechziger Jahren eine entschiedene Reaktion gegen diese nationale Selbsteingenommenheit geregt, eine Reaktion, welche um so beachtenswerther war, als sie von den Besten ausging — ich erinnere nur an D. F. Strauß, H. Hettner, Julian Schmidt und K. Justi —, hätten im Augenblick des Sieges und kurz darauf die Stimmen unserer bedeutendsten Schriftsteller sich nicht so männlich erhoben, um uns vor Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung zu warnen; hätten die deutschen Heerführer nicht ein so einziges Beispiel von Bescheidenheit und würdevollem Takt gegeben; hätten nicht so manche aufgeweckte und parteilose Beobachter sich bemüht, auch den guten Seiten des Feindes gerecht zu werden, — wahrlich, die Masse des halbgebildeten Bürgerthums, die schon anfing, jene Reden von der Ueberlegenheit des deutschen Volkes über alle andern als gar angenehm und süß im Munde zu führen, hätte sich wohl bald daran gewöhnen und es bequem finden mögen, sich auf dem Hochgefühl seiner „deutschen Tugenden“ zu betten und auszuruhen.

Wer lange unter dem französischen Volke gelebt — und zwar nicht in Kaffeehäusern, auf Bällen und in Theatern, sondern in der Familie, im Amt, in bürgerlicher

Thätigkeit — wird wohl gerne zugeben, daß auch unsere Nachbarn ihre Tugenden haben, wenn gleich nicht immer diejenigen, welche unserm Gefühle zusagen, noch auch alle die, welche sie sich gern selber anzudichten pflegten in den Tagen ihres Glanzes; er wird zugeben müssen, daß sie im Grunde

ni cet excès d'honneur, ni cette indignité

verdienen. Höchst verzeihlich im Grunde ist es, daß die Nation, welche während des 18. Jahrhunderts die europäische Bildung beherrscht, wie England, Spanien, Italien in den vorhergegangenen Jahrhunderten, noch in dem Wahne fortgelebt habe, sie sei nicht überholt, zumal sie ihre politischen Ideen allüberall auf dem Festland in die Massen dringen sah. Uns, die wir seit fünfzig Jahren die wissenschaftliche Hegemonie Europa's geführt, kommt es zu, dieselbe entweder zu behaupten, oder die Zeichen der Herrschaft zu erkennen und anzuerkennen, sobald wir sie nur bei einem andern Volke gewahr werden sollten; in jedem Fall aber nicht verächtlich herabzusehen auf die Nationen, welche sich zeitweilig von uns überholen ließen. Vor allem aber hüten wir uns, den sittlichen Verfall unserer Nachbarn zu sehr zu betonen, weil ein geistiger Stillstand und ein politischer Schwächezustand sich gerade jetzt so bedenklich bei ihnen kundgeben. Weder sittlich, noch materiell, ja nicht einmal politisch und geistig kann die Rede sein von einer Gesunkenheit der französischen Nation, wie etwa die Deutschlands im Jahre 1648, als uns nicht nur die Thatsache, sondern sogar die Idee des Vaterlandes abhanden gekommen, und nichts zu sehen war in den Reichsgrenzen als Rohheit und Elend, Bestechlichkeit,

Unwissenheit, Knechtssinn, Unzucht und Völlerei. Ja, es ist nicht einmal nötig, so weit zurückzugehen, um unsern Tugendstolz etwas abzukühlen und den Glauben an angeborne Racenvorzüge einigermaßen zu erschüttern. Ist es denn so lange her, daß unter Wöllner und Bischoffswerder frömmelnde Heuchelei und cynischster Unglaube alle Religiosität erstickten? Wo war denn deutsches Pflichtgefühl, deutsche Zucht und Häuslichkeit in den Tagen Gentz' und Wiesel's, des Litteratenkreises gar nicht zu gedenken? Und welcher Patriot erinnerte sich nicht mit Scham und Ekel jenes Gemäldes von der Bestechlichkeit, dem Favoritismus, der Liederlichkeit im süddeutschen Beamtenstande, während der Rheinbunds- und Restaurationszeiten, welches Ritter Lang uns in seinen Memoiren entrollt? Wie es aber noch bis in die dreißiger Jahre in den kleinen Residenzstädten, wie in den ehemals geistlichen Staaten aussah, das haben wir noch alle „schaudernd selbst erlebt". Gegen alles das ist wahrlich die vielberufene Korruption des zweiten Kaiserreichs kaum der Rede werth. Ueberhaupt von einem sittlichen Verfall der Nation zu reden, die in den letzten drei Jahrhunderten schon dreimal — während der Religionskriege, unter der Regentschaft und während des Direktoriums — weit tiefer „verfallen" war als sie es jetzt ist, beweist nur, daß man die Geschichte nicht kennt oder sie vergißt. Eine Nation kann bei solchem Verfall noch gar munter und kräftig gedeihen. Man denke nur an die Daten der Barras'schen Orgien und der Bonapartischen Siege.

Man spricht von der französischen Ignoranz des Auslandes, von der Oberflächlichkeit, mit der sie fremde Dinge

behandeln, wenn sie dieselben ihres Studiums, ihrer Kenntnißnahme würdigen. Und nicht mit Unrecht. Wenige der sehr zahlreichen französischen Bücher und Zeitschriften, welche sich mit dem Auslande beschäftigen, dringen wirklich in fremdes Leben und fremden Geist ein. Aber machen wir es denn viel besser heutzutage? Sind denn deutsche Schriftsteller, welche Namen wie Mérimée und Sue, oder Thierry und Capefigue in Einem Athem aussprechen, soviel besser als Franzosen, die von Ranke und Duller, oder von Lenau und Redwitz als von Zwillingsbrüdern reden?*)

Wie anders kannten unsere Großväter Frankreich und England! Liest man die Briefe Wieland's, Herder's, Goethe's, Merck's, so stoßen Einem auf jeder Seite die fremden Namen auf. Man lese in Justi's herrlichem Buche, wie Winckelmann die Franzosen las, die er nicht mochte. Wie Lessing sie kannte, zeigt ein Blick auf die „Dramaturgie“. Sie lebten eben mit Voltaire und Rousseau, waren der französischen Sprache mächtig, wie heute etwa jeder gebildete Russe, und Paris und Leipzig waren sich um Hunderte von Meilen näher, als in unserer Eisenbahnen- und Telegraphenzeit. Daß eine solche Aenderung eintreten mußte, ist keinem Zweifel unterworfen. Eine so vollkommene

---

*) Ich erinnere mich, von einem 27jährigen Doctor philosophiae, trefflichen Philologen, tüchtigen Lehrer, der sogar mehrere Jahre im Auslande zugebracht hatte, gefragt worden zu sein, wer eigentlich der Bedeutendere sei, Paul oder Alfred de Musset. Von Beiden wußte er nichts, als daß Einer von ihnen das „Rheinlied“ geschrieben! Kaum wird man in Frankreich einen Gymnasiasten finden, der Heine ignorirte; und die historische Bedeutung Musset's für Frankreich ist ebenso groß als die Heine's für Deutschland, des dichterischen Werthes gar nicht zu gedenken.

Vertrautheit mit einer fremden Litteratur ist nur in einem Volke möglich, das selbst noch keine Litteratur hat; aber ist man nicht zu weit gegangen? Mögen unsere Knaben immerhin fortfahren, die Schiller'schen Verse auswendig zu lernen, anstatt der Alexandriner Corneille's; mögen unsere Jünglinge in Kant lieber als in Condillac die Grundlage ihrer philosophischen Bildung suchen; möge vor Allem Goethe fortfahren, uns durch das Leben der liebste Begleiter und Freund zu sein — aber muß uns das hindern, ein offenes Auge und offenen Sinn für das Fremde zu haben? Sollten wir nicht gerade immer dem Beispiele des Dichters und Weisen zu folgen suchen, der noch in hohem Alter Byron und Manzoni, Mérimée und Hugo nicht etwa oberflächlich anblätterte, sondern durchdrang, an sein Herz schloß, sich aneignete? Es ist gut, sein Weib, seine Kinder und seine Jugendfreunde täglich um sich zu haben, aber nicht die Gastfreundschaft allein gebietet uns, auch dem Fremden manchmal einen Sitz an unserer Tafel einzuräumen; unser wohlverstandenes Interesse wird uns sagen, daß unsere Unterhaltung gewiß nicht an Leben, Anmuth und Mannichfaltigkeit dadurch verlieren wird, daß wir fremde Elemente hineinziehen.

Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skeptizismus, Routine und

Neuerungssucht, schwungvolle Aufopferung und egoistisches Sichaufsichselbstzurückziehen, Drängen nach Freiheit und Sichbegnügen im Absolutismus, folgen sich im öffentlichen Leben rasch und beinahe unvermittelt. Aberglaube und Unglaube, Unsittlichkeit und Familiensinn, Rhetorik und nüchternster Geschmack grenzen hart aneinander, begegnen sich, vertragen sich im religiösen, im sittlichen, im geistigen Leben. Und noch auffallender ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnig, verschwenderisch, nur seinen Impulsen gehorchend wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig, sparsam, stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Es giebt vielleicht einen Weg, diesen Widerspruch zu erklären, die beiden Extreme auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen und darzuthun, wie es kommt, daß unser Nachbar, dem die Natur die Gaben eines *ζῶον πολιτικὸν* — wenigstens *αὐτοκρατικὸν* — so gänzlich verweigert zu haben scheint, als geselliges Wesen das Höchste leistet, sittlich, geistig und künstlerisch aber den andern Nationen Europa's, wenn auch nicht überlegen, doch im Allgemeinen ebenbürtig ist.

Irren wir nicht, so liegt das Geheimniß zum größten Theile im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage und der Geistesrichtung. Der Rationalismus, die Verständigkeit, ist der Grundzug des französischen Geistes. Erst im 18. Jahrhundert zu seiner vollsten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdruck gelangt, ist er in der Revolution und dem Kaiserreich zu seiner unumschränktesten Herrschaft gekommen, und offenbart er erst in unsern Tagen ganz deutlich seinen bald heilsamen, bald schädlichen Einfluß auf

das öffentliche und das Privatleben. Versuchen wir seiner Thätigkeit nachzuspüren, dieselbe in den verschiedensten Lebenssphären aufzudecken, und zu sehen, wie er sich mit dem leidenschaftlich erregbaren Temperament, der maßlos vordrängenden Eigenliebe des Kelten verträgt, dem das vermittelnde Element abgeht, welches in dem germanischen Gemüthe, wie in dem sinnlichen Idealismus des Romanen liegt. Selbstverständlich kann hier nur von dem Mittelstande die Rede sein, und in diesem nur von der großen Mehrheit und der Regel, nicht von der Minderheit noch der Ausnahme, die gerade in Frankreich, aus Gründen, die sich später ergeben werden, äußerst selten ist. Die Masse der Arbeiter und Bauern trägt wohl überall die rohen Grundzüge einer Civilisation; aber diese Züge sind nicht ausgeprägt und ausgebildet genug, um darin die Physiognomie dieser Civilisation zu studiren, wie sie in den höchsten, reichsten Ständen wiederum zu verwischt sind, um ein günstiges Beobachtungsmaterial abzugeben.

Die Gesellschaft und Litteratur.

Erstes Kapitel.

Familie und Sitte.

I.

Niemandem ist es unbekannt, wie die französische Familie auf die Vernunftehe gegründet ist; doch pflegt man im Auslande das Verhältniß oft viel zu roh aufzufassen. Hat der junge Franzose sich ausgetobt — das il faut que jeunesse se passe ist zur Höhe eines Moralprinzips erhoben—, ist er nahe an die Dreißig gekommen und in eine Lebensstellung, die ihm erlaubt, einen Hausstand zu gründen, so sehen seine Eltern, Freunde, manchmal auch er selbst, sich nach einer passenden Partie um. Doch würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, er heirathe nur eine Mitgift. Diese muß freilich nothwendig da sein; doch begnügt sich der Bräutigam im Allgemeinen damit, wenn die Rente dieser Mitgift die Hälfte seines Einkommens beträgt. Regel ist getrenntes Eigenthum (régime dotal), wenn schon zuweilen, besonders im Norden, Gütergemeinschaft vorkommt; und auch in dieser Vorsichtsmaßregel, die der Frau in jedem Fall ihr Antheil

sichert, offenbart sich der Geist und Charakter der französischen Ehe. Ueberhaupt schützt das Gesetz, wie die Kinder, so deren Mutter auf jede Weise gegen Vernachlässigung, böswilliges Verlassen, Verschwendungs- oder Spekulationsgelüste des Familienhauptes, ein Schutz, der zuweilen von der Braut als beleidigendes Mißtrauen, von der Gattin als lästige Fessel empfunden wird. Ebenso wichtige Erwägungsgegenstände als die Vermögensverhältnisse sind die Gesundheit, das Alter — die Braut muß durchschnittlich zehn Jahre jünger sein als der Bräutigam — der Charakter, über den sorgfältigste Erkundigungen eingezogen werden, die Lebensgewohnheiten, vor allem aber die Gesellschaftssphäre, der die für einander Bestimmten angehören. Nur ungern heirathet der Franzose über seinem Stand, äußerst selten unter ihm. Mißheirathen aus Leidenschaft kommen, so zu sagen, nie vor; ich erinnere mich nicht, von einem reichen und vornehmen Jüngling gehört zu haben, der die Erzieherin seiner Schwester geheirathet, oder von einem Mädchen hohen Standes, das sich hätte von dem Lehrer ihrer Brüder entführen lassen; man weiß, wie alltäglich solche Vorkommnisse in Ländern germanischer Race sind; von größeren Extravaganzen, wie sie in England so häufig zu Tage treten, gar nicht zu reden. Wichtig ist in den Augen der Mutter, daß der künftige Mann ihrer Tochter „das Leben kenne“, wie der Euphemismus lautet, damit er das „Leben“ nicht später beginne; denn das steht ja einmal fest: **il faut que jeunesse se passe.**

Nachdem die „Zukünftigen“ Bekanntschaft mit einander gemacht, wird der Bräutigam allabendlich in Gegenwart

der Verwandten in dem Hause seiner Braut zugelassen, pour faire sa cour. Natürlich ist an das trauliche Du in jener einmonatlichen Probezeit noch nicht zu denken; kaum ein Händedruck ist erlaubt. Was die Liebe anlangt, so wird erwartet, daß sie nachkommt, und gewöhnlich kommt sie auch nach. Die meisten französischen Ehen sind glücklich — glücklicher oft als unsere Neigungsheirathen. Die Solidarität der Interessen, namentlich nach der Geburt der Kinder, führt bald eine gewisse Annäherung der Personen, Gemeinschaftlichkeit der Wünsche und Ziele herbei; die Gewohnheit thut das übrige, und die Freundschaft wenigstens bleibt selten aus. Untreue und Ehebruch sind in den Mittelständen äußerst selten, und das Familienleben ist durchschnittlich ein herzliches, beinahe inniges. Nicht so in den höchsten Ständen, wo vielfach eine vollständige Unabhängigkeit der Ehegatten von einander herrscht, noch weniger im Arbeiterstande, wo das Konkubinat die Regel ist, sehr häufig indeß durch eine späte Ehe anerkannt wird. Das Wirthshausgehen des Gatten ist unbekannt; der Klub und die Kneipe gehören im Allgemeinen nur — wenigstens für verheirathete Leute — den vornehmsten und den niedersten Ständen an.

Die Schilderung, welche Gustave Droz in dem vielgelesenen Buche „Monsieur, Madame et Bébé“ giebt, ist im ganzen durchaus wahrheitgetreu. Freilich giebt es eine eigene Idee von dem Zartgefühl der französischen Bourgeoisie, daß ein solches Buch siebenzig Auflagen erreicht. Uns Deutschen will es bedünken, daß es weniger verletzend wäre, uns zu Courtisanen zu führen, als uns so von den Geheimnissen des ehelichen Alkoven den Vorhang

wegzuziehen.*) Aber so wie es ist, giebt das Buch doch ein lebendiges Bild der französischen Eheverhältnisse und der gewöhnlich darin herrschenden Heiterkeit und Harmonie. Indeß ist es charakteristisch, daß bei aller dieser Herzlichkeit die Mutter doch im Allgemeinen ihre Kinder inniger liebt als ihren Gatten.

Man weiß, daß die Zahl der Kinder beschränkt ist, und daß jene rationalistische Moral, die nicht den Trieb des Herzens, sondern den reflektirenden Verstand als Gebieter anerkennt, auch erheischt, daß nicht mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als man sicher ist, bequem und im Wohlstand aufziehen zu können. Diese Kinder, gewöhnlich zwei bis drei an der Zahl,**) bilden nun das einzige Interesse, die einzige Sorge der Eltern, deren Zärtlichkeit die Grenzen einer besonnenen Liebe weit übersteigt. Denn die ehemals ganz allgemeine Gewohnheit, die Kinder aufs Land zur Amme zu schicken, ist für die höheren und höchsten

*) Uebrigens sündigt auch die Jugend des deutschen Mittelstandes nicht immer durch übertriebene Delikatesse, wie jeder Leser zur Genüge weiß, der das Glück gehabt hat, mit verliebten Pärchen während ihrer Flitterwochenreise auf dem Dampfschiff oder im Eisenbahnwagen zusammen zu reisen; wie denn auch die „Verstandesheirath", nach den Anzeigen unserer Zeitungen zu urtheilen, auf dem besten Wege ist, in unserm lieben Vaterlande sich in ihrer superlativsten Form einzubürgern. Was sonst noch Alles jene letzte Seite eines deutschen Journals lehrt, ist eben auch nicht gerade immer erfreulicher Natur.

**) In französisch Flandern herrschen schon mehr niederländische Sitten und zahlreiche Kinder, frühe Ehebündnisse zwischen Gleichaltrigen ꝛc. Das nicht-keltische Blut, die späte Annexion an Frankreich, die sehr lebendige Religiosität erklären diese Ausnahme hinlänglich.

Stände ziemlich aus der Mode gekommen und besteht fast nur noch bei den kleinen Leuten, Ladenbesitzern, Handelsdienern, Handwerkern &c. Dagegen bleiben die Kinder des gebildeten Mittelstandes jetzt meist in der Familie. Da sind sie nun der einzige Gegenstand aller Gespräche, werden schon früh an den elterlichen Tisch gezogen, wo sie die Hauptpersonen sind; jede Laune wird befriedigt, jedem Wunsche nachgegeben, jedes Wort, jede Bewegung bewundert; kurz das Verziehen beginnt systematisch; das unangenehme Geschäft, die Kinder an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, bleibt den zukünftigen Lehrern vorbehalten. Denn mit zehn Jahren muß der Knabe in's Collège, etwas älter das Mädchen in die Pension, beide als Kostgänger (internes); doch ist die Pensionserziehung der Mädchen guten Standes in den letzten Jahrzehnten viel seltener geworden. Die Trennung kostet, wie man sich's denken kann, die Eltern eine große Ueberwindung; aber sie finden eher den Muth, dieses einmalige schmerzliche Opfer zu bringen, als sich das täglich wiederkehrende der Festigkeit und Strenge den Launen der Kinder gegenüber aufzuerlegen.

Im Collège, meinen sie, „bilde sich der Charakter"; gewöhnlich aber sind Collège und Pension die Orte, wo in wenigen Wochen die bis dahin peinlichst reingehaltene Phantasie des Kindes verderbt wird. Es ist nämlich ein Zug, der nicht minder als alles Vorhergesagte die Verständigkeit der französischen Moral kennzeichnet, daß die Kinder, vornehmlich die Mädchen, in einer ans Pedantische grenzenden Unkenntniß der Natürlichkeiten gehalten werden; keinen Schritt dürfen sie unbegleitet aus dem Hause thun, ihre Lectüre wird aufs sorgfältigste überwacht, und nicht

allein das geradezu Unsittliche ihnen auf jede Weise verborgen, sondern auch alles, was die Phantasie, einerlei ob im Guten oder Schlimmen, beschäftigen und nähren könnte, ferne gehalten. Bei den jetzt mehr als früher in der Familie erzogenen Mädchen wird durch diese systematische Ertödtung der Phantasie zu Gunsten des Verstandes das Unglaubliche erreicht. Auch wird dadurch nicht allein vermieden, daß ein Mädchen guten Standes sich vergißt, wie's wohl in England vorkommt, sondern auch, daß es sich thörichter Weise „verplempert", wie das in Deutschland so oft geschieht.

Zu der heilsamen Furcht vor einem „sot mariage" gesellt sich noch die Elternliebe und ein edles Gefühl elterlicher Verantwortlichkeit. Nur ungern trennt sich der Franzose von seinen Kindern; nicht leicht wird er seine Tochter, selbst um die reichste Partie, außer Landes heirathen lassen; daß aber gar ein Mädchen allein in die Weite gehe, um sich selber ihr Brod zu verdienen, wird keine achtbare Familie so leicht zugeben, solange noch ein Bissen im Hause zu theilen ist. Ja, selbst nach der Heirath sucht man die Tochter, wenn es irgend möglich, noch festzuhalten, wenn auch nicht im Hause — die Erfahrung beweist dem klugen Franzosen, daß das Zusammenleben auf die Dauer Unheil stiften kann, — so doch jedenfalls in derselben Stadt. Auch die Söhne sollen womöglich in der Vaterstadt bleiben, ihres Vaters Geschäft — als Kaufmann, Arzt oder Anwalt — übernehmen, dürfen keinenfalls auswandern, und wagen selbst nicht gern, ein eigenes Geschäft zu gründen, um sich unabhängig zu machen. Der Vater selbst wird sich nicht leicht eine kühne Spekulation erlauben, die das

Vermögen seiner Kinder gefährden könnte; er hält sein wohlerworbenes Vermögen schon für das Eigenthum seiner Kinder — eine Anschauungsweise, die auch das Gesetz in der Beschränkung der Testationsfreiheit festhält — und ist skrupulös gewissenhaft und pflichtgetreu in dieser vormundschaftlichen Verwaltung und Wahrung der Interessen der Nachkommenschaft. Dies mag im Grunde eine andere Form des Egoismus sein, wenn wir die Kinder als die fortgesetzte Individualität der Eltern betrachten dürfen, und, ist es auch von dem entgegengesetzten Standpunkte aus eine Art Selbstlosigkeit, so doch eine solche, die unserer germanischen Anschauung von persönlicher Unabhängigkeit nicht zusagen will. Mag man aber das Princip des heutigen Familienlebens in Frankreich billigen und theilen oder nicht, sicher ist es, daß Guizot Recht hat, wenn er sagt: „die Gefühle und Pflichten der Familie hätten heute eine große Macht . . . Nie hätten die Eltern so liebevoll und intim mit ihren Kindern gelebt; nie seien sie so sehr um deren Erziehung und Zukunft besorgt gewesen . . . Wohl seien Egoismus, Verderbtheit und weltliche Frivolität nicht selten . . . allein wenn man die Gesellschaft im Allgemeinen, d. h. in den Millionen von Existenzen betrachte, welche nicht von sich reden machten, aber Frankreich wären, so herrschten darin die häuslichen Neigungen und Tugenden vor und machten mehr als je aus der Erziehung der Kinder den Gegenstand einer lebhaften und unausgesetzten Fürsorge der Eltern.“

Man kann sich denken, welch' ein Ereigniß es ist, wenn die Kinder in's Collège wandern. Hier aber nun, um auf den normalen Erziehungsgang zurückzu-

kommen, macht jene künstliche Trockenlegung der Phantasie während der ersten Jugendjahre bald dem Gegentheile Platz. Doch irrte man sich sehr, wenn man glaubte, daß das Collège-Leben in anderer Beziehung die Früchte der ersten Erziehung, und namentlich die Familienliebe, im geringsten schädige. Die Donnerstagsbesuche der Eltern bleiben ein freudiges Ereigniß für beide Theile; das Nachhausekommen in den Ferien wird ein Fest, die Trennung nach denselben eine tragische Scene. „Es ist ein merkwürdiger Widerspruch," sagt der Historiker Monod von den Soldaten seiner Nation, was man füglich auf alle Franzosen ausdehnen kann, „daß sie die hohe, reine Liebe nicht kennen, die Familie aber ehren und lieben." Leider artet diese Liebe meist in blinde Zärtlichkeit aus; und die Nachwehen jener ersten Erziehung lassen sich im ganzen spätern Leben spüren: die Angst vor Verantwortlichkeit oder nur Unbequemlichkeit, der Mangel an moralischem Muth, an höherm Pflichtgefühl, an wahrer Männlichkeit, die das ganze öffentliche Leben Frankreichs lähmen, haben ihren Ursprung hier. Ist doch im Grund ein wohlverstandener Egoismus die Grundlage der ganzen Erziehung: nicht brutale Selbstsucht, welche alle Interessen des Nächsten roh und rücksichtslos den eigenen unterordnet, sondern ein kluger, feiner Egoismus mit wohlwollenden Formen, der Andere schont, um selbst geschont zu werden. Zwei Dinge werden den französischen Knaben und Mädchen vor allen andern eingeprägt: daß es nicht darauf ankomme, etwas zu sein oder zu haben, wenn man es nur zu sein und zu haben scheint, und, daß man sich immer hüten muß, irgend eine Verbindlichkeit einzugehen,

sich in Etwas zu mischen, das „Einen Nichts angeht“. Und das Schlimmste ist, daß sich der Franzose durchaus nicht bewußt ist, daß diese Moral der Klugheit und Nützlichkeit — die Moral aller altgewordenen Völker; man denke an Baltazar Gracian's und Baldassare Castiglione's Lebensweisheit — doch nicht das Ideal aller Sittlichkeit ist.

Da nun aber der Verstand, nicht das Gewissen, das höchste Lebensprinzip ist, so handelt sich's in den Augen der Eltern nicht darum, die Söhne zu tüchtigen Männern heranzubilden, sondern ihnen die Wege zu ebnen, ihnen jeden Dorn und jeden Stein aus ihrem Lebenspfade wegzunehmen. Schon bei der Wahl des Collèges ist eine bestimmende Rücksicht die Kameradschaft mit Söhnen einflußreicher Familien, die zum Fortkommen im spätern Leben behülflich sein können; noch bestimmter natürlich die mehr oder minder sichere Aussicht auf das Durchkommen im Maturitätsexamen. Kommt der Jüngling aus dem Gymnasium, so muß er in eine Schule — école normale, école polytechnique, école militaire, école forestière etc.; dann kostet er mit achtzehn, zwanzig Jahren die Eltern nichts mehr, hat vom zweiundzwanzigsten an sein Auskommen als Lehrer, Ingenieur, Officier 2c. Glückt es ihm nicht, in eine solche Schule zu gelangen, so tritt er als Supernumerarius in ein Finanz- oder Verwaltungsbureau; in beiden Fällen ist er früh versorgt und rollt seinen Anciennetätsgang fort bis zu einer anständigen Mittelmäßigkeit, während das Verfügungstheil des elterlichen Vermögens (la quotité disponible) der Schwester zugewandt wird, um ihre Verheirathung zu erleichtern. Ist

die Familie vermögend, so studirt der Junge Rechte, hat eine „Stellung“, d. h. ist Advocat oder Staatsanwaltsgehülfe (substitut du procureur) im fünfundzwanzigsten Jahre; in jedem Falle soll der Franzose des Mittelstandes im dreißigsten Jahre in der Lage sein, eine standesgemäße Ehe einzugehen. Dies die normale Lebensbahn, welche die Vorsorglichkeit der Eltern den Kindern bereitet, und diese vergelten solche Liebe durch eine Anhänglichkeit und Ehrfurcht, die sich mit einer in unseren Augen wenig beneidenswerthen Familiarität wohl zu vertragen weiß. Lange nachdem die natürliche Familie aufgelöst, Interessen, Ansichten, Lebenswege sich getrennt haben, bleibt die Vereinigung noch bestehen. In der That, während die germanische (englische wie deutsche) Familie auf Grund des veredelten Gattungstriebes geschlossen, auf dem veredelten Bedürfniß der Unmündigen fortgesetzt, mit der Emancipation der Kinder und der Gründung neuer Herde sich naturgemäß auflöst, oder doch nur noch an schwachen Fäden zusammenhängt, dauert die französische Familie, die ein Werk des ordnenden Verstandes, eine gesellschaftliche Einrichtung ist, noch lange nachher in gleicher Geschlossenheit fort. Rührend ist oft die Liebe der erwachsenen Söhne für ihre Mutter anzusehen, und nicht allein Bruder und Schwester, auch Vetter und Vettersvetter halten zusammen, helfen einander in allen Lagen des Lebens, wahren gemeinsam die Ehre des Namens und das Decorum der Familie, bilden eine dauernde Association. Ja, ein pietätvoller, nie ausgesetzter Todtenkultus ehrt die Familienglieder noch über das Leben hinaus.

Das Gesetz ist nur der Ausdruck der allgemein herr-

schenden Weltanschauung, wenn es in die Familienverhält=
nisse bestimmend und ordnend eingreift. Das französische
Privatrecht läßt dem Familienvater im Prinzip die freie
Verfügung über sein Vermögen nicht. Die Gerechtigkeit
und Gleichheit stehen ja dem französischen Gesetzgeber, wie
der ganzen Nation, über der persönlichen Freiheit und es
ist einem Vater ebenso unmöglich einen unwürdigen Sohn
zu enterben, als den Tüchtigsten, Fähigsten und Geliebtesten
seiner Söhne zum Universalerben einzusetzen; kein Vater
aber denkt daran, wie der deutsche Bauer, die Tyrannei
des Gesetzes durch Abfinden bei Lebzeiten zu umgehen.
Findet es doch der Franzose ganz natürlich, zur „Gerech=
tigkeit“ gezwungen zu werden.

Die französische Ehe, obgleich immer mit der religiösen
Trauung verbunden — es wäre unanständig, hieße die
Convenienzen, diese Götzen der rationalistischen Nützlichkeits=
moral, verletzen, wenn man sich mit der Civilehe begnügte —
die französische Ehe, sage ich, ist doch ein rein bürger=
liches, gesellschaftliches Institut. Daher ist sie unauflöslich
und muß es sein. Die germanische Ehe ist auf Neigung
gegründet und mag aufhören, sobald die Neigung nicht
mehr da ist; ja sie kann, bei sehr hochgespanntem und
überfeinertem Gefühlsleben, als eine Sünde erscheinen,
wenn sie die Neigung überlebt. Ein sociales Institut da=
gegen, in welchem die Interessen unmündiger Dritter nieder=
gelegt sind, und dessen Beständigkeit eine Bürgschaft der
gesellschaftlichen Ordnung ist, darf nicht angetastet werden.
Im schlimmsten Fall giebt's ja die Trennung von Tisch
und Bett, die wenigstens das äußere, formelle Fortbestehen
der Association möglich macht. Doch auch diese wird aufs

ängstlichste vermieden, wie alles was Aufsehen erregt und von dem alltäglichen Gang der Dinge abweicht. Der Ehebruch ist viel seltener im bürgerlichen Leben als man es einer gewissen Litteratur nach glauben möchte; dagegen ist er weit weniger streng beurtheilt als man nach eben dieser Litteratur vermuthen sollte, wenn er sich nur verborgen hält, „sich nicht affichirt", wie der Kunstausdruck lautet. Denn das Schlimme ist ja nicht die Sache, sondern der Schein, nicht die Verletzung des Vertrauens und der Pflicht, sondern die der gesellschaftlichen Einrichtung. Eine Frau, die einen oder mehrere Liebhaber hat, ohne daß es Aufsehen erregt, kann Verzeihung finden, wird jedenfalls nicht aus der Gesellschaft ausgeschlossen; eine Frau aber, die einen „Eclat" macht, das eheliche Haus verläßt um nicht länger in einer Gemeinschaft zu leben, die ihr als eine Entheiligung der Ehe erscheint, wird, selbst wenn sie nicht in die Arme eines Geliebten flieht, aufs strengste verdammt, und findet nur mit Mühe noch Zutritt in den Kreis ihrer Bekannten; denn die Ehe ist ja ein gesellschaftliches Institut, und steht als solches unter dem Schutze der Konvenienz, der weit stärker ist in Frankreich als der Schutz des Gesetzes.

Und wie die Ehe, so die Freundschaft, sie ist ein gesellschaftliches Verhältniß. Auch der Franzose ist noch heute, wie zu Zeiten Montaigne's und Laboëtie's der edelsten, uneigennützigsten, aufopferndsten, ja auch der wärmsten, gefühltesten Freundschaft fähig;*) aber diese Erscheinung

*) Der Verfasser selbst nennt einen Franzosen und zwar einen französischen Patrioten seinen treuesten und innigsten Freund.

wird täglich seltener: immer häufiger sind es Kameradschaft, Gewohnheit, Parteigenossenschaft, geselliger, bekanntschaftlicher Verkehr, Associationen von Interessen, gegenseitige Achtung, welche die Franzosen eng untereinander verbinden; der Fremde täuscht sich leicht über die Natur dieser Verhältnisse, denen die expansive, ostentatorische Weise des Galliers einen Anschein von Empfindsamkeit giebt, die ihm im Grunde ganz fremd ist. Auch dieß kann natürlich nur zur Förderung und Erleichterung des gesellschaftlichen Verkehrs führen, muß aber nothwendiger Weise dem inneren Leben gewaltigen Eintrag thun: wie denn gar viele Annehmlichkeiten der französischen Gesellschaft nur auf Kosten des inneren Lebens zu Wege gebracht werden.

II.

Wie das Familienleben, so ist auch die Sitte der Franzosen ganz von der rationalistischen Lebensanschauung durchdrungen und ihr gemäß geordnet. Unumschränkt ist die Herrschaft der Convenienz: sich ihr unterwerfen ist die erste aller Pflichten, ihr trotzen das unverzeihlichste aller Vergehen. Alle Tugenden der Franzosen haben einen im höheren Sinn utilitarischen Charakter: sie tragen bei zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, und selbst ihre Fehler arbeiten unbewußt auf denselben Zweck hin. Keuschheit, Treue aus Liebe, Wahrhaftigkeit, Arbeit um der Sache willen, das sind zwecklose, nur das Gewissen

des Einzelnen befriedigende Tugenden, die der Bessere unter den Germanen diesseits und jenseits des Oceans übt. Achtung des Eigenthums und der Familie als Grundsteine der Gesellschaft, Ehrenpunkt und Dekorum, welche der Gesellschaft ihren schönen Schein wahren, Mäßigkeit und Besonnenheit, welche Genüssen und Glücksgütern allein Dauer verschaffen, der Art sind die Tugenden, welche der gebildete Celte am höchsten schätzt. Die Laster, welche beide Racen und Kulturen am strengsten verurtheilen, ergeben sich daraus von selbst: es sind einfach die Gegenparte jener Tugenden.

Nirgend ist die Redlichkeit (probité) mehr zu Hause als in Frankreich; sie ist aller Orten, in der Stadt wie im Dorf, in jedem Stande, vom Millionär bis zum letzten Proletarier, zu finden. Großartigen escrocs und Dieben wird man in Frankreich wohl begegnen, obschon nicht mehr als in England oder Amerika: kleine Veruntreuungen kommen durchaus nicht vor. Dienstboten und Arbeiter sind von der skrupulösesten Ehrlichkeit: Hausdiebstahl, Entwendung kleiner Gegenstände, Uebervortheilung sind Dinge, von denen man nie reden hört. Dem Schreiber dieser Zeilen ist es z. B. in zwanzig Jahren und in den verschiedensten Theilen Frankreichs nie vorgekommen, etwas zu verschließen, und es ist ihm nie etwas entwendet worden. So sieht man auch nie einen Fremden überfordern, aus seiner Unkenntniß der Sprache oder der Münze Vortheil ziehen; kurz, der Franzose ist unbedingt verläßlich in Geldsachen — vorausgesetzt, daß er nicht mit dem Staate zu thun hat. Hier beginnt in der That schon wieder jener Unterschied zwischen dem öffentlichen und privaten Charakter der

Franzosen bemerklich zu werden, den wir oben angedeutet haben. Schmuggeln, der Regierung übertriebene Rechnungen vorlegen, sich einer Steuer entziehen, die Höhe seines Einkommens falsch angeben — eine Unwahrheit kostet ja den Celten wie den Romanen nicht so viel — sind tagtäglich Vorkommnisse, die Niemand streng beurtheilt. Der Staat ist eben keine lebendige Person, der man zu nahe tritt, und was ihm zugute kommt, oder ihm entzogen bleibt, vertheilt sich auf Alle: der Einzelne wird dadurch nicht geschädigt; es kommt keine Störung in den Gang der gesellschaftlichen Ordnung; die Gesellschaft aber und die Convenienz, nicht den Staat und das Gesetz achtet der Franzose.

Trefflich in vieler Beziehung ist das Verhältniß der Diener und der Herrschaft. Veruntreuungen sind, wie gesagt, unerhört; daß aber die Köchin ein gewisses Prozent auf ihre Einkäufe erhebt (fait danser l'anse du panier), ist ein anerkanntes Recht, keine Uebervortheilung. Nirgends giebt es mehr alte bewährte Dienstboten als in Frankreich: natürlich ist der wechselnde, gleichgültige Diener die Regel dort wie überall; aber es giebt kaum eine Familie, in der nicht einer jener alten Diener zu finden wäre, der Kind und Kindeskinder hat aufwachsen sehen. Gewohnheit und große eingeräumte Rechte und Freiheiten haben dabei freilich, wenn wir recht beobachtet haben, oft mehr Antheil als persönliche Treue und Anhänglichkeit: der französische Diener gleicht der Katze — das bevorzugte Hausthier, im Vorbeigehen sei's bemerkt — die sich an das Haus, der deutsche dem Hunde, der sich an die Person attachirt, und man weiß, es ist leichter, des Hundes als der Katze Sinn

zu ändern. Treue und Unterwürfigkeit aber erscheinen dem eitlen Franzosen leicht als Servilismus, und das deutsche Verhältniß der persönlichen Unterordnung, das englische des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, das italienische patriarchalischer Familiarität, à la Leporello und Don Juan, existirt nicht in Frankreich, wo der Diener als ebenbürtige Macht der Herrschaft gegenübersteht, wie der Minister dem Monarchen: kein Franzose des 19. Jahrhunderts trüge gern und freudig die Devise „Ich dien", deren sich der Prinz von Wales rühmt.

Ordnungsliebe ist ein hervorstechender Zug des Franzosen, sein Haus wie seine Kleidung sind immer trefflich gehalten. Man weiß wie gern er sich gut kleidet; aber er thut es meist einfach, mit Geschmack und so, daß er ja nicht auffalle: denn die Hauptsorge ist ja immer hier, wie in allem andern, sich nicht zu unterscheiden (ne pas se distinguer). Dagegen muß alles, was er trägt, echt sein. Kein Franzose wird gern falschen Schmuck oder nur leichtes Gold tragen. Einfache Tisch- und Bettwäsche, aber immer von gutem starkem Linnen. Kein französisches Bürgermädchen trüge die dünne Seide, die zweifelhafte Unterwäsche, das ausgetretene Schuhwerk einer deutschen Baronin. Ebenso hält's der Franzose mit dem Essen. Seine Mäßigkeit ist sprichwörtlich geworden, und in der That, seine Tafel ist höchst einfach; aber sie ist ausgesucht. Er verlangt gar wenig, aber das Wenige muß das Beste sein; Oel und Butter, Kaffee und Fleisch sind in der elenden Loge eines Pariser Koncierge so makellos wie auf der Tafel des Reichen. Kein Schneidermeisterlein, das nicht täglich sein Glas Wein und sein Dessert auf dem Mittags-

tisch hätte. So ängstlich ist man um die Trefflichkeit der Zubereitung bekümmert, daß die Küche nächst der Toilette eine Lebensfrage wird, und die Hausfrau, ja auch den Hausherrn, einen guten Theil des Tages beschäftigt. Selten wird der sparsame Franzose an Küche und Toilette sparen, wenigstens nie an der Qualität, wenn auch zuweilen an der Quantität. Daher auch die Gediegenheit oder, um einen kaufmännischen Barbarismus zu gebrauchen, die Reellität des französischen Kleinhandels. Fern von der Kühnheit des englischen, deutschen oder amerikanischen Kaufherrn, die ihm Tollkühnheit scheint, ist er nur auf das Sichere bedacht, auf eine bewährte Kundschaft, bewährte Quellen, bewährte Qualitäten, nur ungern läßt er sich auf die bescheidensten Spekulationen ein; aber man ist immer derselben Waare und desselben Preises sicher.

Wie sparsam der Franzose ist, beginnt man jetzt allgemein auch im Ausland anzuerkennen. Nie giebt der Franzose des Mittelstandes sein Einkommen ganz aus, und da, nach Hrn. Micawbers nicht selbst befolgter Maxime, der Mann, welcher von 100 Pf. St. Einkommen 99. 19. 11 ausgiebt, reich ist, während der Millionär, der statt seiner jährlichen 10,000 Pf. St. 10,001 verzehrt, in Wirklichkeit arm ist, so ist jeder Franzose reich. Ein geradezu mittelloser Franzose aus dem Bürgerstand ist mir nie vorgekommen: ein 600 oder 1200 Franken Rente floß ihm direkt oder indirekt doch immer noch neben seinem Verdienst irgendwoher zu. Man weiß, daß in Deutschland und England der bei weitem größte Theil des Mittelstandes von der Hand in den Mund lebt, d. h. von seiner Arbeit allein. Auch ist der Verschwender bei uns Germanen viel

häufiger zu treffen als bei den Franzosen. Wir arbeiten gern viel, um viel auszugeben; die Verschwendung des reichen Amerikaners namentlich grenzt an das Unglaubliche. Der Franzose giebt nie etwas Unnöthiges aus, es sei denn in den reichsten Ständen für Toilette. Sehr selten trifft man einen Franzosen, der, wie der deutsche Familienvater, eine Flasche Champagner springen läßt, Landpartien organisirt, Reisen unternimmt; dafür braucht er sich den Rest des Jahres nicht krumm zu legen und lebt einfach, aber gut und anständig, vom 1. Januar bis zum 31. December.

Auch aus diesem Maaßhalten im Lebensgenuß, das innig zusammenhängt mit dem Geschmack in der Kunst, der Anmuth im geselligen Leben, tritt uns wie aus den gracileren Gliedmaaßen, die feinere, ältere Race entgegen, welche den Boden Frankreichs bewohnt und deren Kulturentwicklung nie, wie die unsere vor dritthalb Jahrhunderten, gewaltsam unterbrochen worden ist. Diese Sophrosyne ist freilich mehr die des Verstandes, als des Gemüths: denn die rührende innere Grazie, welche sich oft in der ungeschlachten germanischen Hülle birgt und uns so wohlthätig erwärmt, wenn sie einmal durchscheint, ist selten bei altgewordenen Völkern. Dieser maaßvolle Geschmack, der sich im ganzen äußeren Leben der Franzosen kund giebt, in der durchgängigen rücksichtsvollen Urbanität aller Stände, wie in dem Takt mit dem Jeder seine Wohnung, seine Kleidung, seinen Umgang mit seinem Lebensalter, seiner Stellung in Einklang zu bringen sucht, ist heute vielleicht ausgebildeter, verfeinerter denn je zuvor, mehr sogar als in der eigentlichsten Blüthezeit Frankreichs, dem großen, dem liebenswürdigen 18. Jahrhundert, dem in einem Sinne sittlichsten

aller Jahrhunderte der französischen Geschichte: denn dieses Maaß und dieser Takt sind nicht nur sehr verträglich mit der Verweichlichung, dem Egoismus und der Genußsucht; sie sind Folgen derselben, erlauben es, denselben länger und gründlicher zu fröhnen: sie sind so zu sagen die Tugenden, mittelst deren man mit seinen Lastern haushält. Indem sie aber die Befriedigung des Bedürfnisses nach ruhigem Lebensgenuß erleichtern, untergraben sie leicht männlichere Tugenden. „Unter der Herrschaft dieser Leidenschaft für's Wohlsein," sagte ein hervorragender Politiker, Duvergier de Hauranne schon vor dreißig Jahren, „erlischt bei uns aller Hochsinn, aller idealer Schwung, werden die Begriffe von Gut und Schlecht, Recht und Unrecht verdunkelt, alle erhabenen, weltbewegenden Gedanken zurückgedrängt." Und zehn Jahre später rief ein Größerer, A. de Tocqueville, indem er die Gegenwart mit der Vergangenheit verglich: „Die Menschen des 18. Jahrhunderts kannten kaum diese Art Leidenschaft fürs Wohlsein, welche die Mutter der Knechtschaft ist; eine laue, und doch zähe Leidenschaft, die sich gerne mit gewissen Privattugenden verbindet und so zu sagen verstrickt, mit Familienliebe, Regelmäßigkeit der Sitten, Achtung des religiösen Glaubens, ja sogar mit der kühlen, aber fleißigen Befolgung des herrschenden Kultus; eine Leidenschaft, welche die Redlichkeit zuläßt, aber den Heroismus unmöglich macht und darin groß ist, daß sie ordentliche Menschen und feige Staatsbürger schafft. Die Franzosen jener Zeit waren besser und schlimmer: Sie liebten die Freude und bauten dem Vergnügen Altäre; sie waren vielleicht zuchtloser in ihren Sitten und maaßloser in ihren Leidenschaften und ihren Ideen als die heutigen;

aber sie kannten den gemäßigten und anständigen Sensualismus nicht, den wir heute sehen."

Und nicht nur die Tugenden des öffentlichen Lebens leiden unter dieser Organisation des vorsichtigen, haushälterischen Lebensgenusses; auch im Privatleben hat der Franzose les défauts de ses qualités: er ist kein Verschwender, aber er ist auch nicht freigebig. Sehr gefällig und dienstfertig, scheut er keine Mühe, kein Opfer der Zeit, um dem Freunde, ja dem oberflächlichen Bekannten nützlich zu sein; die Stränge der Börse aber hält er ängstlich zusammengezogen. Trefflich befolgt er des Polonius Rath: „Sei du kein Borger", aber auch den andern: „noch ein Verleiher sei". Auch hier giebt es glänzende Ausnahmen; im ganzen aber kann man doch vom sparsamen und arbeitsamen französischen Bürger sagen:

„La fourmi n'est pas prêteuse,
C'est là son moindre défaut."

Was französische Subskriptionslisten liefern, weiß ein Jeder: Zeichnungen von 1000 Pf. St., wie man sie in England bei jeder Gelegenheit sieht, sind geradezu unerhört.*) Selbst der Reichste würde es für ein Unrecht gegen seine Erben halten, ein Zehntel oder gar ein Fünftel seines Einkommens einem gemeinnützigen Zweck zu opfern. Der reiche Deutsche, der anfängt, nicht mehr zu den Seltenheiten zu gehören, ist immer bei der Hand, um dem unglücklichen Freunde mit ein paar Tausend Thalern aufzu-

*) Die bei 18 Millionen betragende Sammlung für die Ueberschwemmten des Langued'oc im Jahre 1875 ist ein ganz neues und sehr bedeutsames Faktum.

helfen; der arme Franzose wäre schon zu stolz, ein solches „Almosen“ zu erbitten oder anzunehmen; der reiche aber, der nicht zögern wird ein Kapital zu opfern, um einem Mitgliede der Familie die Ehre zu retten, wird nicht leicht daran denken ein solches Opfer zu bringen, wenn sein Name nicht kompromittirt ist. Doch habe ich auch hiervon rührende Ausnahmen zu sehen die Gelegenheit gehabt, und wie hülfreich, wie ganz ursprünglich, nur dem Impuls folgend, der Franzose in seiner Hülfsbereitheit ist, so lange nur die Person, nicht der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird, das hat gewiß jedem unbefangenen Beobachter auffallen müssen.

Viele Ausländer halten den Franzosen für jeder anstrengenden, regelmäßig fortgesetzten Arbeit unfähig. Dies ist ein großer Irrthum. Nirgends wird mehr gearbeitet als in Frankreich, zumal in einem gewissen Alter. Unglaublich ist, was Alles der junge Franzose, mit der Leichtigkeit, die ihm die Natur gegeben, in vier bis fünf Jahren lernt, und wie er, der Lebendige, Unruhige, Tage und Nächte über seinen Büchern zu sitzen weiß, wenn's gilt einen Zweck zu erreichen — aber auch nur so lange. Selten, äußerst selten, arbeitet der Franzose aus Liebe zu einer Sache: er studirt um ein Examen zu passiren; er „ochst“ — wenn ich den sehr bezeichnenden deutschen Studentenausdruck gebrauchen darf, um das französische piocher wiederzugeben — um einige Plätze in der Rangordnung der hohen Schule zu gewinnen; er schwitzt, um eine Stelle, um Geld, einen Orden, einen Namen, einen Platz im Institut zu bekommen; hat er das Gewünschte erlangt, dann wird's auf einmal still: die Pferde werden

ausgespannt, und man ruht aus. Nur selten arbeitet der Franzose noch eifrig fort, sobald er es nicht mehr nöthig hat, es müßte denn sein, um seiner Eitelkeit neue Genugthuungen zu bereiten: wo er sicher ist, durch Ancienneität und etwas Gunst doch höher hinauf und zu dem Bändchen zu kommen — wie in der Armee und der Justiz — fällt selbst dieser Stimulus weg. Eitelkeit in der That und eine weniger entschuldbare Charakter-Eigenschaft des Franzosen, Eifersucht, bringen von der Schule an bis in die vorgeschrittensten Lebensthätigkeiten einen Wettstreit hervor, der bis zu einem gewissen Grade das Pflichtgefühl des Engländers, die Liebe zur Sache des Deutschen ersetzt. Immer aber pflegt's ein zeitliches Gut zu sein, das der Franzose mit seiner Arbeit zu erringen sucht. Er nennt diese Lebensanschauung naiver Weise „praktisch", wenn er sie mit dem uneigennützigen Arbeiten vergleicht, das nichts „bezweckt" als der Wahrheit näher zu kommen oder das Beste zu leisten, ob's zeitlich weiter bringt oder nicht. Ein Schullehrer z. B., der all sein Leben und sein Denken der Pädagogie gewidmet, ohne je an ein Hinaustreten aus dieser gesellschaftlich so bescheidenen Stellung, noch auch an ein Geldmachen aus derselben zu denken, ist eine rarissima avis bei unsern Nachbarn. Daher, im Vorbeigehen sei es bemerkt, die Unlösbarkeit der Aufgabe, den elementaren Laienunterricht im französischen Volke durchzuführen.

Ein sehr heikler Punkt in der französischen Moral, den wir aber, als genügend bekannt, kaum zu berühren brauchen, ist die Laxität in den geschlechtlichen Beziehungen. Man muß eben nie vergessen, daß die Begriffe von Sitte

und Sittlichkeit von Land zu Land, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich gar gewaltig ändern. Hier, wenn irgendwo, gilt das alte Wort: „Vérité en deçà des Pyrénées, erreur au delà.“ So sieht der Franzose, der selbst den leichtesten Rausch für eine Entwürdigung des Mannes hält und eine deutsche Dame, die kein Wasser in ihren Wein gießt, als eine Person von sehr zweifelhafter Moralität betrachtet, in uns Germanen — Engländern und Deutschen — die den Wein besingen und idealisiren, schier Barbaren, wie dem Deutschen die ganze Grisetten- und Lorettenwirthschaft des Franzosen als eitel Corruption erscheint. Spielt nun aber der Becher in allen und jeden Situationen des deutschen Lebens eine Rolle, so thut's das Weiberwesen in allen Verhältnissen der französischen Gesellschaft. Man kann allabendlich ein deutsches Theater besuchen, es wird immer ein Räuschchen oder ein Trinkliedchen auf die Bühne kommen. Es geht auch nicht Eine Oper oder Ein Ballet, nicht Eine Tragödie oder Komödie über die französische Scene, worin sich die Handlung nicht um ein, nach unsern Begriffen unerlaubtes, Liebesverhältniß drehte. Où est la femme? soll ein französischer Untersuchungsrichter erstaunt gefragt haben, als er nicht gleich eine weibliche Hand in dem ihm vorgelegten Kriminalprozeß gewahr wurde; und diese sprüchwörtlich gewordene Frage drückt nur die Wahrheit aus. Auf den Einfluß der Frauen in der Gesellschaft und im Staat werde ich weiterhin zurückkommen; hier rede ich nur von intimeren Beziehungen.

Der Franzose ist im höchsten Grade sinnlich; dabei unternehmend und weder durch den Glauben an die Reinheit der Frauen, noch durch früh eingeprägte Grundsätze,

noch durch die Furcht vor dem allgemeinen Tadel zurückgehalten. Wird er ja doch von Jugend auf in der Anschauung groß gezogen, daß Großthaten auf diesem Felde nur zur Ehre gereichen können. Vorausgesetzt, daß er nicht die Dummheit begeht, sein Mädchen zu heirathen, oder unversehens zum Vater zu werden, oder gar seine Geliebte, wenn sie verheirathet ist, zu kompromittiren, macht weder Vater noch Mutter ihm ein Verbrechen daraus, wenn er „sich amüsirt“. Selbst das Hintergehen eines Freundes wird nicht als Verrath gebrandmarkt, wenn sich's nur um eine Liebesangelegenheit mit dessen Frau handelt. Unsere Enthaltsamkeit, wie er sie zum Beispiel während des Krieges verwundert angestaunt, erscheint ihm nur, und nicht ganz ohne Unrecht, als Folge kälteren Blutes, als Mangel an Leidenschaft oder gar als unmännliche Schüchternheit. Daß auch die Richtung, welche die ganze deutsche Bildung dem Manne giebt, etwas dabei zu thun hat, will er nicht gerne einsehen. Ein „rechter Kerl“, meint er, macht nicht soviel Federlesens. Ja selbst wenn das Laster zum Verbrechen wird, offenbart sich in der Nachsicht der Geschworenen die mehr als duldsame Anschauungsweise der Nation für diese Form der Unsittlichkeit. Dagegen macht der Franzose auch nicht die feineren Unterscheidungen im moralischen Urtheil, welche der „spitzfindige“ Deutsche macht: die gesellschaftliche Convenienz kennt ja keinen Unterschied zwischen Sünde aus Liebe und Sünde aus Leichtsinn oder Berechnung: als die nach langem Widerstand unterliegende Heldin eines bekannten fashionablen Romans ihren Sieger fragt: „Du verachtest mich wohl?“ antwortet er brutal: „parbleu“.

Dabei trägt der Franzose, wie jedes andere Volk, in seine Sinnlichkeit die ihm charakteristische Nationaleigenschaft. Der Italiener ist leidenschaftlich in der Liebe, der Deutsche empfindsam, der Engländer ernst, der Franzose witzig. Der französische, höchst verpönte Kunstausdruck polissonnerie bezeichnet weiter nichts, als die Anwendung des Witzes und des raffinirenden Verstandes auf die Geschlechtsbeziehungen, und dieselbe ist ganz allgemein. Natürlich giebt's auch hier der Ausnahmen genug, und man findet auch wohl den sentimentalen und gar den „prüden" Franzosen; doch ist derselbe nicht viel anziehender als der Deutsche, wenn er sich leichtfertig geberdet. Beide fallen aus der Rolle. — Daher denn auch das gymnasiastenartige Behagen an cynischster Zote, welches das Gespräch der Männer, alt und jung, hoch und niedrig, unwissend oder gebildet, durchzieht. Bezeichnender Weise ist ein gewisses Verbum das üblichste der ganzen Sprache und vielleicht noch mehrerer Bedeutungen fähig als z. B. mettre, coup und andere dergleichen hundertsinnige, in jeder Kombination brauchbare Wörter. Das Laster selber übrigens hält der Franzose meist in den Schranken, die in seinen Augen die Grenzlinie bezeichnen, wo es gefährlich für die gesellschaftliche Ordnung wird. Läßt er's aber ausarten, wie es zu gewissen Epochen wohl vorgekommen, so erweist sich's eben auch als der Krebsschaden der Nation: die Ausartung unseres Nationallasters, die Völlerei, erniedrigt nur Einen, die des französischen entwürdigt Zwei und kompromittirt die kommende Generation, schlimmere Verirrungen des Geschlechtstriebes gar nicht zu erwähnen, welche wohl häufiger in Frankreich als sonstwo vorkommen

und oft zu unnatürlichen Lastern führen. Uebrigens ist gerade die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts in diesem Punkte bei Weitem weniger ausschweifend, als z. B. die Zeiten Ludwig's XIV. Man lese nur die Briefe der Mutter des Regenten, um sich davon zu überzeugen. Es dürfte überhaupt schwer sein, im Privatleben der Franzosen irgend welche Symptome des wachsenden Verfalles zu entdecken. Der Trunk allein hat auf eine bedenkliche Weise um sich gegriffen und tritt in einer Form auf, die ihn noch gefährlicher erscheinen läßt, der Form der einsamen Betäubung, welche bei uns, wo alles Trinken gesellig zu sein pflegt, so selten angetroffen wird. Selbst die Spielsucht zeigt sich in Frankreich nicht mehr in dem Grade, in dem sie zu andern Zeiten dort herrschte und bei andern Völkern noch herrscht.

Auch in der Religiosität — die französische Sprache kennt bezeichnender Weise das Wort nicht — offenbart sich der Grundzug des französischen Wesens. Das Land, das schon seit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholizismus geworden, ist im Allgemeinen nicht fromm im deutschen Sinne. Selbst da, wo die Religion in der fanatischsten Form auftritt, ist es doch immer mehr die Parteileidenschaft, als der innige Glaube des Deutschen oder der sinnliche des Italieners. Selbst in Bossuet steckt der Rationalist und Parteimann: es ist eine Kopfliebe (amour de tête), nicht eine Herzensliebe, die er zum Heiland hegt; seine Leidenschaft unterscheidet sich in nichts von der eines politischen Parteiführers, wie wir deren so viele in Frankreich sehen, beinahe immer ohne niederes Interesse, oft sogar ohne persönlichen Ehrgeiz, aber vollständig mit ihrer

ganzen Person aufgehend in der Idee der Partei — einer Idee, die meist nur ein Wort ist. Doch ist dieser Fanatismus, der politische wie der religiöse, nur die Ausnahme in den Mittelständen, obschon er sich auf der Oberfläche sehr breit macht; die Indifferenz ist die Regel. Die Mehrheit der gebildeten Franzosen bekennt sich im Grunde zur Religion Voltaire's: ein persönlicher Gott, eine persönliche Fortdauer nach dem Tode; dabei begnügen sie sich. Nicht so nach außen. Wie kein in der Gesellschaft lebender Franzose sich mit der bürgerlichen Trauung würde begnügen wollen, so kommt es auch nicht vor, daß die Kinder ohne Kommunion und Konfirmation erzogen, daß die Sterbenden ohne das Sakrament gelassen, daß die Verstorbenen, auch wenn sie Pfaffenfeinde gewesen, ohne Priesterbegleitung zu Grabe getragen würden; in den meisten Familien sogar wird Freitags gefastet, wäre es auch nur „pour donner l'exemple aux gens.“ Es hieß über das Ziel hinausschießen, wollte man dieses Verfahren als Heuchelei brandmarken. In solchen Dingen die äußere Handlungsweise und die innere Ueberzeugung in Einklang zu bringen, ist eben mal vu; es ist eine Geschmacklosigkeit, deren sich ein gebildeter Franzose um keinen Preis schuldig machen möchte. Convenienz und Nützlichkeit sind auch hier das gewissenhaft befolgte Prinzip. Man lasse sich nicht durch die zahlreiche Theilnahme des französischen Bürgerstandes an der Société de Saint Vincent de Paule und andern dergleichen religiösen Vereinen täuschen; es gilt dabei nur die Aufrechthaltung der Religion in den niedern Ständen als ein Gegengift gegen die subversiven Einflüsse der Revolutionäre: man ist überzeugt, daß die Sittlichkeit des

gemeinen Mannes vom Aberglauben unzertrennlich ist. Deshalb vornehmlich, wenn auch nicht deshalb allein, „praktizirt“ (pratique) der Franzose aus dem Mittelstande; denn so nennt er bezeichnend das Kirchgehen und Beichten. Ich weiß nicht mehr, wer die Religion für den besten Gendarmen erklärt hat; er hat nur ausgesprochen, was fast jeder gebildete Franzose in petto denkt.

Freilich giebt es auch solche und zwar in ziemlicher Anzahl, welche die ganze Religion in Bausch und Bogen ohne jede Prüfung annehmen, sowie sie dieselbe von Kindesbeinen auf üben gesehen und selbst geübt, als eine fertige, konsequente Lösung des Welträthsels, das denn damit endgültig abgethan ist. Darüber noch weiter nachzudenken wäre unnütz, unbequem, ja gefährlich. Besser man untersagt ein für alle Male seiner Vernunft diese Kammer zu öffnen und mit neugierigem Zweifel darin herumzuspähen: sie soll hübsch ehrerbietig dran vorübergleiten, sonst möchte es ihr ergehen wie Blaubart's Frau. Hat ja doch der tiefste Denker Frankreichs nach Descartes, hat doch Pascal selbst den Katholizismus nur angenommen, um den Schrecknissen der Skepsis zu entgehen, als eine Wette, bei der möglicherweise alles gewonnen, jedenfalls nichts verloren werden könne. Die Pfäfferei und der Pfaffenhaß, die wie bei allen katholischen Völkern, lateinischer, deutscher oder celtischer Race, auch bei den Franzosen ihr Spiel treiben, ändern an der Sache Nichts. Es ist die liebe Logik, die das Volk zu den Extremen hinreißt, sobald es sich überhaupt mit religiösen Fragen abgiebt, und die etwas so Inkonsequentes als das Lutherthum oder gar die vage, deutsche Religiosität ohne Dogmen, gar nicht zuläßt. Die

ungeheure Mehrheit indeß der gebildeten Franzosen beschäftigt sich durchaus nicht mit dergleichen unbequemen Fragen und entschlägt sich jedes Gedankens an das Uebernatürliche so sehr und so lange wie möglich. Sie läßt eben, wie der Volkswitz es bezeichnend sagt, unsern Herrgott einen guten Mann sein, was sie nicht hindert, mechanisch den Hut vor ihm abzuziehen.

Die Religion des Franzosen ist nun einmal, wie seine Sittlichkeit, eine Verstandessache: die äußere Observanz ist das Kriterium der einen, wie ein korrekter Lebenswandel das der andern. Was ein echter Germane ist, stellt den Glauben über die Werke: ihm sind die Werke nur dann etwas werth, wenn sie Ausdruck des Glaubens sind; dem Franzosen geht die Gemeinnützlichkeit des Handelns über die Reinheit des Gemüths: seine Moral beschränkt sich im Grund auf das einfache „Thue keinem andern, was du nicht möchtest, das man dir thäte.“ Was ein echter Germane ist, glaubt an die Gnadenwahl, welche Gestalt er auch dem Glauben geben mag: die Helden seiner Phantasie, ein Prinz Heinz und Tom Jones, ein Egmont und Faust bleiben ihm edel, trotz aller Verirrungen, edler denn der tugendhafte Bürger, der nie seinem Nächsten wehe, aber auch nie ihm wohlgethan. Denn der Germane zweifelt nicht, er kann nicht daran zweifeln: „ein guter Mensch in seinem dunklen Drang ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Sokrates, der mit allen bösen Instinkten geboren zu sein vorgab, sie aber besiegt zu haben behauptete, ist von jeher ein Ideal französischer Kultur gewesen; Cicero's bonum, das zugleich ein honestum und utile ist, begeistert die Franzosen noch heute wie zu Zeiten Bossuet's

und Fénelons; an der Freiheit des Willens zu zweifeln galt und gilt ihnen als unmoralisch. Daß der größte Woller der neuern Zeit, daß Luther nicht an die Freiheit des Willens geglaubt, ist ihnen unbegreiflich, und hätte Calvin, hätte Jansenius sich entschließen können, das Dogma der Prädestination fallen zu lassen, wer weiß, ob das nüchterne Frankreich, das immer gallikanische Unabhängigkeitsgelüste hatte, heute nicht calvinistisch oder jansenistisch wäre?

III.

Was auch verstockte Germanen von dem moralischen Standpunkt und der politischen Befähigung der Franzosen denken mögen — und trügen nicht alle Zeichen, so gewinnt nach und nach der französche Rationalismus auch in Staat und Sitte Englands und Deutschlands die Oberhand, wie denn überall die Kultur in letzter Instanz auf verflachende Verständigkeit hinarbeitet — eines wird auch der konservativste Germane zugeben müssen: Natur und Bildung haben aus dem Franzosen das vollendetste Gesellschaftswesen geschaffen, das die Menschheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunsch zu gefallen und diejenige Dosis von Egoismus gegeben, ohne welche das Gesellschaftsleben nothwendig roh, lästig oder mürrisch werden muß. Mit ungemeinem Scharfsinn hat er dann die Verhältnisse der Gesellschaft so geordnet, daß alle diese Eigenschaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenseitig auf einander zu

prallen. Wir Deutschen nehmen die Dinge, seien's nun Lebensverhältnisse oder Gesprächsgegenstände, gleich gar ernst, und eine gewisse leichte Indifferenz wäre uns vielleicht in mancher Beziehung zu wünschen. Die „Bekanntschaft“, dieses angenehm reizende gesellige Verhältniß genügt dem empfindsamen Deutschen nicht: entweder stehen ihm die Menschen fern, oder sie werden seine Busenfreunde. Er nimmt sich ihre Angelegenheiten zu Herzen als wären's seine eigenen. Die Wahrung der individuellen Freiheit in Freundschaftsverhältnissen scheint ihm Egoismus oder Mangel an Vertrauen. Was aber der Deutsche „Theilnahme“ nennt — und oft nur Indiskretion oder simple Neugier ist — läßt eben keinen unbefangenen gesellschaftlichen Verkehr aufkommen; denn dieser setzt Unabhängigkeit voraus: er will, daß der Mensch wohl einen Theil seiner Person zum Gemeinsamen mitbringe, einen Theil aber, und zwar den größern, sorgfältig für sich bewahre. Ganz darf sich der Mensch nur Einem oder Wenigen geben, sonst läuft er Gefahr, sich früher oder später einer Kollision der Interessen oder Leidenschaften auszusetzen, wo es dann aus ist mit jeder Art von Verkehr. Der Franzose ist im voraus überzeugt, daß die allzu große Intimität das Grab der Geselligkeit ist, und er vermeidet sie, wie er die schwerfällige Gründlichkeit der Erörterung vermeidet, weil sie dem Gespräch, in welchem er ein Virtuose ist, den Reiz der Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit raubt.

Französische Geselligkeit ist sprüchwörtlich geworden. Die natürliche Heiterkeit, das Bedürfniß fortwährender Anregung von Außen, die Mittheilsamkeit, die tief in des Franzosen Natur liegen, befähigen ihn in der That ganz

besonders zum leichten gesellschaftlichen Verkehr. Auch empfängt er gern in seinem eigenen Hause, wenn er schon seine Thür keineswegs offen läßt, wie der Deutsche und Engländer. Freilich hängt auch diese beschränkte Gastfreiheit mit jener Einfachheit des Tisches zusammen, von der wir früher sprachen. Der Franzose, auch der wahrhaftigste, will denn doch immer gern noch mehr scheinen als er ist. Sehr unlieb ist es ihm, wenn der Nichtangehörige, selbst der vertrauteste Freund, in sein tägliches Leben hineinblickt. Nicht gerne wird er, so beschränkt auch seine Mittel sein mögen, fremde Knaben oder Mädchen gegen Geld in sein Haus aufnehmen und an seinen Tisch zulassen, wie der deutsche Pfarrer und Gymnasiallehrer es so oft thun. Er würde sich dann nicht mehr zu Hause fühlen, und auf sein eigen Haus hält er viel mehr, als man glaubt. Es duldet ihn z. B. nicht in einer möblirten Wohnung: schon als Student schafft er sich, wenn er's irgend kann, seinen eigenen Hausrath an, wie's ja auch das Ideal des Bäuerleins und Kleinbürgers ist, auf eigner Scholle zu sitzen. Und dies sein Haus verschließt er sorgfältig: selten oder nie wird er, wie der Engländer es so gern thut, wenn er auf Reisen geht, seine Wohnung, die er sich behaglich eingerichtet, an Fremde vermiethen. So auch mit der Gastfreundschaft des Franzosen. Er ist wohl schon gastfrei, gastfreier im Durchschnitt als der Deutsche, nur will er gern Herr bleiben über sich selbst und sein Haus, gern selbst die Art und Stunde seiner Gastfreundschaft bestimmen. Uneingeladen wird kein Hausfreund, sei es der älteste, es wagen, sich an einem Familientische niederzulassen, den Abend um eine Tasse Thee zu bitten, und in der Provinz

erlaubt es die Eitelkeit des Hausherrn und der Hausfrau nicht, daß der Gast anders als an einem Prunkgelage oder in einer Soirée empfangen wird.

In der Pariser Gesellschaft ist man weniger ängstlich, und die einfachste Bewirthung macht da eine heitere und herzliche Gastfreundschaft möglich. Ein bescheidenes „offenes Haus“ ist etwas ganz gewöhnliches in der Hauptstadt; doch wird auch hier immer die vorherige Einladung erfordert. Und man empfängt einander oft. Der Mann geht nicht oder doch selten in den Klub, und das Kaffeehaus ist dem verheiratheten Franzosen des höheren Mittelstandes durch die Sitte untersagt. Er bleibt aber darum doch nur selten zu Hause: Mann und Frau gehen fast allabendlich aus und immer selbander, meist zu nahen Freunden und Verwandten, mit denen die Verbindung so enge bleibt als vor der Heirath. Seltener sind die Einladungen zu Tisch im Kreise der Verwandten; unter Fernerstehenden kommen sie, außer in sehr reichen Häusern, fast gar nicht mehr vor, seit der immer mehr einreißende Luxus den Mittelstand, wenn nicht ergriffen, so doch gezwungen hat, seine Gastfreundschaft immer mehr auf die intimsten Freunde zu beschränken; denn keiner erträgt den Gedanken, daß ein nachtheiliger Vergleich zwischen ihm und dem wohlhabenderen Nächsten angestellt werden könne. Auch ist die Mahlzeit immer Selbstzweck: Befriedigung eines Bedürfnisses und Gewährung eines raffinirten Genusses, nicht, wie in England und Deutschland, Vorwand, Gelegenheit, namentlich aber künstliche Belebung der geselligen Unterhaltung. Das lange Tafeln ist unbekannt in Frankreich; mit dem letzten Bissen wird der Speisesaal verlassen. Spiel, Musik oder Ge-

spräch füllen den Abend, und einer äußern, zumal einer alkoholischen Anregung bedarf der lebhafte, redefertige Celte nicht, um Fluß und Leben in die Unterhaltung zu bringen.

Seine angeborene Gefallsucht kommt ihm dabei sehr zu statten. Er zeigt sich gern von seiner besten Seite. Mit dem eleganten Oberkleide zieht er auch Abends sein geistiges Galakleid an, und läßt seinen moralischen Schlafrock mit dem andern zu Hause zurück. Von Jugend auf gewöhnt, jenes Kleid zu tragen, bewegt er sich darin ungezwungen und leicht; uns würde es in jeder Bewegung hemmen und zwängen. Was er nur Interessantes und Schönes den Tag über gesehen oder gelesen, gedacht oder gehört hat, das bringt er mit, zum Besten aller, und wie er in seinen Büchern nicht — wie wir Deutschen wohl bislang zu thun pflegten — die Küche zeigt, sondern nur das elegant und reinlich servirte Gericht, so auch in der abendlichen Unterhaltung. Es wäre eine grobe Auffassung, dies Komödie nennen zu wollen: der Franzose stellt keinen andern vor; er bringt nur sein Selbst mit, aber es ist sein besseres oder, wenn man will, sein liebenswürdigeres Selbst. Indem er Diesem Triumphe bereitet, verschafft er den Andern heitern und feinen Genuß. Rücksicht und Schonung für den Nächsten übt er, ohne daß man die Absicht merken und verstimmt werden könnte. Wie man sich durch eine französische Volksmenge durchwinden kann, ohne leibliche Rippenstöße zu erhalten, so cirkulirt man in der Gesellschaft, ohne die Gefahr zu laufen, daß irgend jemand Einem auf die moralischen Hühneraugen träte — was in den Ländern, wo die Pflege der „Offenheit“ be-

sonders weit getrieben wird, nicht immer so leicht vermieden werden soll.

Freilich begnügt sich der Franzose selten beim Nichtverletzen des Nächsten; er kann sich's nicht versagen, ihn auch zu liebkosen, und dies, so angenehm es auch im Augenblick von dem Geliebkosten empfunden werden mag, kann doch immer nur auf Unkosten der Wahrhaftigkeit geschehen. Die ganze französische Geselligkeit ist im Grund eine gegenseitige Eitelkeitsversicherungsanstalt. Man streichelt, um wieder gestreichelt zu werden; doch geschieht's nie plump, noch ohne Geschmack. Die Kunst der gewandten, indirekten, unabsichtlich scheinenden, stets maßvollen Schmeichelei ist zu einer wahren Virtuosität gebracht, und gerade die Abwesenheit der dadurch erzeugten Atmosphäre macht, daß der Franzose sich überall im Auslande so unbehaglich, so durchaus als Fisch außer Wasser fühlt. Aber nicht allein im geselligen Umgang, auch in der gesellschaftlichen Ordnung ist dem Eitelkeitsbedürfniß Rechnung getragen. Das den Franzosen fälschlich zugeschriebene Gleichheitsbedürfniß verträgt sich sehr wohl mit Auszeichnungen aller Art, und es giebt deren so viele, daß es jedem vergönnt ist, wenigstens einer derselben zu genießen: Kreuze und Bändchen, Preise und Würden, Adelstitelchen und akademische Sessel sind in solcher Anzahl vorhanden, daß auch das bescheidenste Verdienst etwas abzubekommen hoffen darf. Und merkwürdig ist, daß obschon Jedermann weiß, wie solche Auszeichnungen erworben werden, dieselben doch noch immer Gegenstand des Wunsches und des Neides nicht allein, sondern auch der Hochachtung bleiben. So ist es keinem Franzosen unbekannt, daß es

dem „schweigenden Verdienst“ — um mit Hamlet zu reden — durchaus unmöglich ist, die Dekoration der Ehrenlegion oder einen Sitz im Institut zu bekommen; besondere statutarische Bestimmungen wollen, daß man um beides in eigener Person — schriftlich im einen Falle, mit Besuchen im andern Falle — förmlich nachsuche. Nichtsdestoweniger genießen beide Auszeichnungen eines viel höheren Ansehens, als z. B. deutsche Orden, oder Mitgliederschaft deutscher Akademien, welche beide beinahe durchgängig die Leute von Verdienst aufsuchen, anstatt von ihnen aufgesucht zu werden.

Mit der harmlos kindlichen, fast liebenswürdigen Eitelkeit der Franzosen, die so gar nichts Verstecktes und Heuchlerisches hat, hängt auch eine andere seiner sozialen Tugenden — oder Untugenden? — zusammen, der sogenannte respect humain. Unglaublich empfindlich ist der Franzose für das Lächerliche. Alles erträgt er lieber, als daß man über ihn lache; Unglück und Schmerz sind ihm nichts gegen Spott; er empfindet den Scherz über seine Person wie eine Ehrenkränkung, wie eine Demüthigung. Daher das sorgfältige ängstliche Vermeiden alles dessen qui ne se fait pas, aus Furcht, dadurch sich auszuzeichnen oder gar ein Lächeln zu erregen. Und dies erstreckt sich auf alle Lebenssphären. Wie der echte Franzose um keinen Preis einen Hut trägt, den nicht alle andern Franzosen tragen, so wird er nicht gern eine Meinung bekennen, die nicht von allen getheilt wird: ich hätte es keinem gebildeten Franzosen rathen wollen, den „Tannhäuser“ zu bewundern, nachdem er durchgefallen, oder einen Flecken in Victor Hugo's Sonne zu finden,

als diese Sonne noch das Centrum des litterarischen Planetensystems war. Daher auch eine gewisse Monotonie des Geistes, die Einem bei dem lebhaften Volke sonderbar anmuthet. Es ist eben der vollständige Mangel an Geistesfreiheit, wie ihn die Erziehung schon einprägt, die Lebensordnung weiter entwickelt, welcher die schönsten geistigen Eigenschaften der Nation lähmt; es ist die dadurch erzeugte Feigheit vor der öffentlichen Meinung, welche ein würdiges politisches Leben geradezu unmöglich macht.

Von dieser Furcht vor der Meinung reden wir weiter unten. Hier sei nur bemerkt, daß nicht allein auf staatlichem Gebiete, sondern in allen Lebenssphären, bald die fieberhafte Leidenschaftlichkeit weniger Parteimänner die Masse der Guten erst zum schweigenden Unterwerfen, dann zur Apathie bringt, bald die utopistischen Seichtigkeiten und rhetorischen Gemeinplätze eitler oder unreifer Neuerer wieder das blinde Sichanklammern der Vielen an die Autorität, das überlegte Festhalten der feineren Skeptiker an der Routine als natürliche Reaktion zur Folge haben. Nirgends ist die Doktrin des laissez faire verbreiteter unter den bedeutenden Köpfen als gerade in Frankreich, wo sie von dem gefährlichen Phrasenschwall der Volksbeglücker die unmittelbarste Erfahrung haben. Eine wahre Panik vor neuen Systemen und Theorien hat dort, nicht ohne Grund, die besten Geister ergriffen. Wie sich aber mit jenem Autoritätsglauben und diesem Skeptizismus das Bedürfniß zu kritisiren vereinigt, wie sich der materialistische Individualismus, d. h. der Egoismus, mit der geistigen Monotonie verträgt, bleibt ebenfalls einem andern Kapitel vorbehalten. Hier ist im Augen-

blick nur von der Gesellschaft, nicht vom Staate noch von der Litteratur die Rede, und es genügt uns für jetzt, auf den Fetischismus hingewiesen zu haben, welchen der gebildete Franzose mit seinen eigenen Lebensgewohnheiten und Ansichten treibt. Einer der an Charakter und Geist bedeutendsten Staatsmänner, die ich gekannt, ein Minister, wie Frankreich deren leider wenige gesehen hat, sagte mir einst scherzend: „Im Grunde seid ihr Ausländer doch alle ein wenig übergeschnappt (toqués)." Er wollte damit weiter nichts sagen, als daß wir Amerikaner, Engländer und Deutschen es alle mehr oder minder wagten, uns von der herrschenden Sitte und Ansicht zu emanzipiren. Mein Freund aber hatte in seiner Jugend England und Italien, ja ganz Hindostan bereist! Man denke sich, was der Bürger, der die Rue St. Denis oder gar die Stadt Bourges oder Douai nie verlassen hat, von unsern „Excentricitäten" halten mag!

Nicht minder als dieser Codex gesellschaftlicher Satzungen, und die ehrfurchtsvolle Achtung, deren er genießt, trägt der Ehrencodex zur Aufrechterhaltung und Verfeinerung der französischen Gesellschaft bei. Auch er wird ebenso sehr respektirt, als die Staatsgesetze despektirt werden. Er ist der wahre Polizeidiener der französischen Gesellschaft. Niemandem fällt es ein, wegen Verleumdung oder Beleidigung an die Gerichte zu appelliren: würde dies ja doch nur noch mehr Reden und Lärm verursachen, was gerade das zu Vermeidende ist. So sehr aber ist diese Autorität anerkannt, daß eine Ehrenverletzung beinahe unerhört ist; die Sprache selbst ist derart ausgebildet, daß sie erlaubt, fast alles zu sagen ohne die „Ehre" zu

verletzen; kommt's aber doch zum Zusammenstoß, nun, so gelangt die Sache vor die unsichtbare Vehme der Gesellschaft, sie wird beigelegt, oder es kommt zum Duell, das von den Tribunalen des Staats, diesen gehorsamen Dienern der öffentlichen Meinung, so gut wie unbestraft gelassen wird. Man geht zwar, so heißt's, mit Abfassung eines eigenen Gesetzes über das Duellwesen um; aber bis jetzt wurde dasselbe entweder als vorbedachter Mord oder als unabsichtliche Verwundung (coups et blessures) behandelt. Daher denn auch ein Duell mit tödtlichem Ausgang meist unbestraft bleibt, weil es vor die Geschworenen kommt, während ein solches, das ohne nachtheilige Folgen geblieben ist, ziemlich strenge bestraft wird, weil es von dem Zuchtpolizeigericht, d. h. von Fachrichtern, abgeurtheilt wird. Echt französisch, ist das Gesetz nicht der Wirklichkeit angepaßt, sondern muß sich die Wirklichkeit in das Prokrustesbett des Gesetzes fügen, das eben ein so irrationelles mittelaltriges Ding als das Duell nicht anerkennen kann.

Auch dieser Ehrencodex wurzelt in der Eitelkeit. Der Franzose, recht im Gegensatze zum Germanen, zumal zum Engländer, stellt den Ehrenpunkt über die Ehre, wie er das Ansehen über die Würde setzt. Die Empfindlichkeit für die geringste Verletzung der Eitelkeit (amour-propre) wird auf's weiteste getrieben. Schon bei den Kindern wird ein solches Ehrgefühl künstlich groß gezogen, gerade wie ihnen die Furcht vor der Lächerlichkeit mehr als der Abscheu des Schlechten beigebracht wird. In unsern Augen hat ein Kind keine „Ehre“ im gesellschaftlichen Sinne; sie kommt nur dem Erwachsenen und dem in der Gesellschaft

Lebenden zu. Nicht so bei den Franzosen: ein Knabe von zwölf Jahren wäre „entehrt“, erhielte er eine Ohrfeige von seinem Lehrer; im aristokratischen College Englands empfängt der Siebzehnjährige noch Prügel, wenn er sich durch die Lüge entehrt hat. Wie in der Schule, so im Leben. Nicht dadurch, daß man unehrenhaft handelt, sondern daß man unehrenhafter Handlung, selbst unverdienter Weise, geziehen wird, geht man in Frankreich der Ehre verlustig. Doch ist es nur gerecht und billig, zu konstatieren, daß unehrenhafte Handlungen in Frankreich vielleicht seltener als irgendwo sonst sind; auch muß wieder und wieder in Erinnerung gebracht werden, daß alle Darstellungen nationaler Zustände eine Verallgemeinerung nothwendig machen, mit der dann die Einzelerfahrungen anderer Beobachter oft nicht recht stimmen wollen, die aber darum doch nicht weniger berechtigt ist.

Daß der Schein überhaupt dem Franzosen gar lieb ist, weiß man zur Genüge. Hübsch ist es, daß er sich dieser Schwäche durchaus nicht schämt. Wer wollte ihm z. B. physischen Muth absprechen? Und doch gesteht er gern selber zu, daß, um recht muthig zu sein, er Zuschauer haben müsse, dann könne er Heldenthaten verrichten. Ein junger Mann schrieb mir: er gehe in den Krieg, um darin „den Tod zu finden oder“ — nicht etwa sein Vaterland befreit zu sehen, sondern — „sich das Kreuz zu verdienen!“ Selbst die vielgerühmte Ritterlichkeit des Franzosen bedarf der Zeugen, um sich in ihrem schönsten Lichte zu entfalten; gern nimmt er sich des Schwachen an, gern beugt er sich vor dem Alter, gern bringt er kleine Opfer — doch ist's ihm lieb, dabei ge=

sehen zu werden. Dies hängt nun innig mit der geringen Achtung zusammen, welche der Celte vor der Wahrheit zu haben pflegt. Ich meine aber damit keineswegs die böswillige, absichtliche Lüge, um Andre zu hintergehen und seinen eignen Vortheil zu fördern, sondern eher die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, das unbewußte Uebertreiben und „Aufschneiden", die Gewohnheit, sich als reicher, vornehmer, gelehrter, muthiger, generöser darzustellen als man ist, wie ja auch die französische Eitelkeit nichts Heimliches, Verstocktes, Verbittertes an sich hat. Nichts aber ist dem französischen Charakter ferner als die bewußte Heuchelei, der man bei den Nationen germanischen Ursprungs so oft begegnet.

Auch die Galanterie der Franzosen trägt zum Reiz des gesellschaftlichen Lebens bei. Wie die Kitzlichkeit des Ehrenpunktes Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Andern gebietet und so jeder Begegnung ihre Härte nimmt, so giebt die Galanterie der Geselligkeit einen pikanten Reiz, eine Anregung, wie sie bei uns wohl durch das Bechern nur unvollkommen ersetzt wird. Die Koketterie der Französinnen ist meist weit unschuldiger als man voraussetzt; jedenfalls ist sie natürlicher als das Gegentheil. Das Bedürfniß zu gefallen und die Gewohnheit, dieses unschuldigen Bedürfnisses kein Hehl zu machen, giebt dem Gespräch der französischen Damen eine ungemeine Anziehung; das Sichzusammennehmen ihnen gegenüber, der Wunsch, an diesem anziehenden Verkehr sich betheiligen zu können, macht die Männer liebenswürdiger, indem er ihnen zugleich eine gewisse Zurückhaltung und ein Maß auferlegt, das sie sonst leicht vergessen möchten. Freilich verschwindet

mit der einreißenden Anglomanie der höheren Stände, mit der modischen Tugendhaftigkeit des Bürgerstandes jene Unbefangenheit und liebenswürdige Heiterkeit immer mehr. Die alte französische Gutmüthigkeit (bonhomie), die alte harmlose Kindlichkeit werden täglich seltener. Wie es Mode geworden ist in der höchsten Gesellschaft, für die Herren sich als englische grooms, für die Damen sich wie Loretten zu geberden, so beginnt in den Mittelklassen ein pedantischer Ton von — den Franzosen gar übelkleidender — Ernsthaftigkeit und Prüderie einzudringen, der die alte heitere Geselligkeit zu tödten droht. Das membre du Jockey-Club nimmt Herzoginnen und Marquisinnen gegenüber Attitüden an und erlaubt sich Ungenirtheiten der Rede, die früher nur an verrufenen Orten geduldet wurden; der Mann aus den „liberalen Karrièren“ hat aber einen solchen Respekt vor der Tugend seiner unverheiratheten Töchter, daß er sich den unschuldigsten Scherz untersagt. Die schöne und angenehme Mitte zwischen beiden Extremen, in welcher der Franzose sich so elegant und ungezwungen zu bewegen pflegt, die witzige verschleierte Anspielung auf gewisse Natürlichkeiten, das graziöse und unbefangene Hofmachen wie das geschmackvolle und zierliche Einwickeln des Anstößigen — alles das droht zu verschwinden. Ja, die heitere Gesprächigkeit selbst ist auf dem Punkte, sich zu verlieren. Früher redeten Zusammenreisende, im Theater Nebeneinandersitzende unbefangen miteinander, nicht um sich auf deutsche Weise nach den persönlichen Verhältnissen zu erkundigen, sondern um mit dem Gespräch über allgemeine oder gleichgültige Dinge die Zeit zu vertreiben; jetzt glaubt man seiner Würde zu vergeben, wenn man nicht

auf englische Weise stumm in seiner Ecke sitzt. Doch ist der Salon von dieser Unart noch so ziemlich frei, obschon auch hier eine gewisse steife Zurückhaltung immer mehr Mode wird.

Wie sehr die herrschende Rolle der Frauen in der französischen Gesellschaft mit dem Nationalcharakter zusammenhängt, geht schon aus der Thatsache hervor, daß dieselbe zu allen Zeiten der französischen Geschichte gleich einflußreich gewesen zu sein scheint, und daß das Hervortreten des Bürgerstandes seit 1789 Nichts daran geändert hat. Noch heute herrscht die Französin im Salon, in den Bureaux der Ministerien, in der Familie, ja im Handel, wie früher am Hofe. Bei ihr ist natürlich die rationalistische Anschauung nicht so tief eingedrungen als bei dem Manne; sie hat noch sicheren Instinkt, Intuition und Charakterfestigkeit bewahrt, weil sie, der weiblichen Natur unbewußt gehorchend, dieselben nicht den abstrakten Schablonen des Verstandes oder, wie man das prunkhaft zu nennen pflegt, „den Prinzipien" geopfert hat. Die Französin verdient in der That zu regieren, wie sie es in Wirklichkeit thut; denn sie ist sittlich und geistig dem Franzosen überlegen: die Ordnung, die Sparsamkeit, der Familiensinn, welche der Nation überhaupt angehören, sind bei ihr naturgemäß ausgeprägter als beim Manne. Kalt, berechnend, praktisch, ist sie vielleicht auch weniger gewissenhaft, sieht den Vortheil der Familie mit sichererem und schnellerem Blick, weiß ihn energischer zu verfolgen. Es giebt keine trefflicheren Haushälterinnen als die Französinnen, die, ohne mit der Haushalterei auf deutsche Weise zu prahlen, den Hausstand mit umsichtiger und

fester Hand zu leiten wissen. Viele stehen selbst den Geschäften des Mannes vor, was denn auch freilich wieder die Zaghaftigkeit des französischen Handels erklärt: die Frau sieht den nächsten Vortheil, schwingt sich aber nicht leicht zur Konzeption eines entfernten und zweifelhaften Gewinnes, d. h. zu einer Spekulation auf. An Keckheit und Dreistigkeit im Auftreten wird's einer Französin nie fehlen; natürlichen Verstand hat sie und hat sich ihn nicht durch „Prinzipien" verkümmern lassen. Kein geschaffenes Wesen ist geschickter im beinahe unmerklichen Hervorkehren und Verwerthen ihrer Vorzüge, auch der geringsten, eines schönen Fußes oder eines bißchen Singstimme, je nach den Erfordernissen der Lage. Ehrgeizig im höchsten Grade, leidenschaftlich unter einem äußern Anschein von Nüchternheit, gewandt in ihrem Betragen, elegant in ihrem Aeußern, von der Natur mit einer Grazie ausgestattet, welche eine eigens darauf gerichtete Erziehung sorgfältig ausgebildet, charakterfest vor allem und willensstark, leitet sie den Mann, wie den Bruder oder den Sohn, bringt ihn vorwärts, ebnet ihm die Wege, thut für ihn die Schritte, welche nothwendig, aber peinlich zu thun sind: kurz, sie erobert ihm seinen Platz in der Welt und hilft ihm ihn behaupten. Diese hervorragende Rolle der Frau trägt ungemein viel dazu bei, der französischen Gesellschaft, wie dem französischen Staate die ihm eigenthümliche Richtung zu geben: das leidenschaftliche Ergreifen und Verfolgen eines nahen Gewinnes oder Interesses ist ja der französischen Politik immer eigenthümlich gewesen, so lange und so oft sie nicht Verwirklichung abstrakter Begriffe anstrebte. Anmuth, Gewandtheit, Lebhaftigkeit geben, nächst dem aplomb,

dem esprit und dem bon sens der französischen Gesellschaft ihren besonderen Charakter: Beides aber rührt unzweifelhaft von dem Vorwalten des weiblichen Elements im französischen Leben her.

Dieses Vorwalten des weiblichen Elements macht aber auch das französische Leben, und nicht nur für die Frauen selber, so angenehm und reizvoll. Die Französin ist eine geborne Gesprächskünstlerin; sie besitzt nicht allein die natürliche Wohlredenheit, welche ebenso unter den Männern Frankreichs verbreitet ist, sondern auch eine Freiheit und Unbefangenheit des Ausdrucks, die ihr die Berührung keines Gegenstandes verbietet. Und je höher hinauf man in der Gesellschaft kommt, desto freier und unbefangner ist die Französin in ihrer Rede. Von der englischen Prüderie hat sie keine Ahnung; sie nennt die in unsern Augen verfänglichsten Dinge bei ihrem Namen, ohne irgend etwas dabei zu denken. Wo eine Deutsche oder Engländerin hundert Umschweife anwendet und zwanzig Mal erröthet, spricht eine junge Französin auch in Gegenwart eines Mannes ganz einfach von der Zeit ihrer „grossesse“ als von dem höchst natürlichen Dinge, das es in Wirklichkeit ist. Mit dieser Abwesenheit, oder diesem Sichnichtvordrängen sinnlicher Hintergedanken hängt auch die in Frankreich so häufige Erscheinung der Freundschaftsverhältnisse zwischen Personen zweierlei Geschlechtes zusammen. Es giebt Länder, wo dies Verhältniß gar schnell und sachte in die Hingabe hineingleitet, andre wo es stürmisch in Leidenschaft explodirt; in Frankreich dauert es oft Jahre lang, mit dem Reiz der Geschlechtsverschiedenheit, der ja, wie du Mont sagt, „gegenüber der Frau

eines Andern“ nie aufhört, ohne daß es doch in allzugroße Zärtlichkeit ausarte. Es liegt allerdings nahe, auch hierfür, wenn man durchaus zur letzten Ursache hinaufsteigen will, eine gewisse Kühle und Verständigkeit als Grundlage anzunehmen: immerhin gehört's zu den nachhaltigsten Vorzügen des französischen Lebens.

Wenn ich aber hier von dem weiblichen Element in der französischen Gesellschaft rede, so meine ich selbstverständlich nur die verheiratheten Frauen. Die Mädchen werden nur zu Bällen zugezogen, auch dies erst seit wenigen Jahrzehnten, wie zu einem Markte, auf dem der Heirathslustige sich seine Zukünftige aussuchen kann, ohne sich zu kompromittiren. Der tägliche, gesellige Verkehr zwischen Mädchen und Jünglingen, wie er in Deutschland, und mehr noch in England, üblich ist, wird in Frankreich nicht gestattet. Gemeinsames Spielen, Lesen, Schlittschuhlaufen, gemeinsame Landpartieen und Liebhaberaufführungen kommen überhaupt vergleichsweise selten vor oder die unverheiratheten Mädchen nehmen doch keinen Theil daran. Die vertrautesten Kameraden kennen oft die Schwestern ihrer Duzfreunde nicht: denn ein junger Mann führt den Andern nicht gerne in seine Familie ein, weil er fürchten muß, Jener möge sich einbilden, man wolle ihn mit einer Tochter des Hauses zusammenbringen; und der Freund bittet seinerseits nicht darum, vorgestellt zu werden, damit er nicht den Schein auf sich lade, als käme er der Schwester wegen und auf Freiersfüßen. So kann denn auch weder Unbefangenheit des Umgangs noch nähere Bekanntschaft zwischen ledigen jungen Leuten verschiednen Geschlechts aufkommen, was natürlich der

ganzen französischen Geselligkeit einen andern Anstrich — und auch einen andern Grundton — giebt als den bei germanischen Nationen herrschenden. Das „Miseln“ (flirtation) mit all' seinen guten und schlimmen Seiten und Folgen ist dem französischen Mädchen so unbekannt als das kameradschaftliche Verhältniß zu jungen Männern.

Unter allen den Dingen, welche das Gesellschaftsleben der Franzosen besonders begünstigen, wäre hier auch die bereits hervorgehobene schöne Tugend der gegenseitigen Hülfsbereitheit anzuführen. Der Franzose ist verbindlicher, hülfreicher als es der Germane zu sein pflegt, aus demselben Grund, aus welchem er überhaupt geselliger ist; das individuelle auf sich selbst Gestelltsein, sich selbst Genügen, ist ihm nicht gegeben, das help your self dünkt ihm Egoismus. Vor allem aber ist es die Geschlossenheit der Gesellschaft, welche ihr Leben und Reiz verleiht. Der Franzose rühmt sich gern seines Sinnes für Gleichheit; kein Anspruch ist weniger gerechtfertigt. Von unten herauf lebt dieser Sinn wohl; ein jeder dünkt sich dem über ihm Stehenden gleich; von oben nach unten ist er nirgends zu finden. In keinem Lande sind die Klassen schärfer abgesondert, sind die gesellschaftlichen Vorurtheile ausgeprägter. „Noch heute überlebt die Eifersucht und der Haß der verschiedenen Stände“ die rechtliche Existenz derselben, sagt Tocqueville; und nur die allgemeine gegenseitige Höflichkeit bringt auf den oberflächlichen Beobachter den falschen Eindruck der Gleichheit hervor.

Die erste Schichte wird gebildet von den Leuten — adelig oder bürgerlich — welche bequem und elegant leben können ohne zu arbeiten, und deren Eltern schon so leben

konnten. Darunter wieder, in Paris wie in der Provinz, Unterabtheilungen: alter Adel, neuer Adel, hohe Finanz, bürgerliche Grundeigenthümer ꝛc. Die zweite Schichte ist gebildet in erster Linie von Advokaten und Richtern, als Erben der noblesse de robe, dann von Beamten, Aerzten, Professoren, sowie von Großhändlern. Diese beiden Schichten verkehren gesellig mit einander, scheinen gleich zu sein, und werden in der That nur durch das connubium getrennt, das zwischen ihnen nicht stattfindet. Denn, wie derselbe Tocqueville fein bemerkt: „Wollt Ihr wissen, ob die Kaste und die Ideen, die Gewohnheiten, die Schranken, welche sie in einem Volke geschaffen hatte, endgültig beseitigt wird, so beobachtet die Heirathen. Sie allein werden Euch den ausschlaggebenden Zug liefern.“ Die dritte Schichte, die nicht mehr zur „Gesellschaft“ gehört, also schon nicht mehr duellfähig ist, besteht aus Kaufleuten, die ein Detailgeschäft haben, so groß es auch immer sein mag. Dann kommt der wohlhabendere Handwerkerstand, der Bäcker, der Fleischer; auf ihn folgt der kleine Handwerker, dann der Arbeiter, der zu Haus arbeitet, der besitzende Bauer, der Taglöhner, endlich der Fabrikarbeiter; und eine unüberspringbare Kluft trennt jeden dieser Stände von dem andern, selbst da, wo die politische Gesetzgebung versucht hat, sie auf unnatürliche Weise zu vermengen. Dieses Kastensystem aber, es ist nicht zu leugnen, giebt der französischen Gesellschaft eine Stabilität, eine Ordnung, eine Sicherheit, die wir Deutschen bei unsern ineinanderverschwimmenden Ständen und Professionen nicht besitzen können. Es erzeugt nicht zu billigende Vorurtheile; aber ohne Vorurtheile ist die Gesellschaft eben doch un=

denkbar, ihr Wesen und ihre Grundlage ist ja so recht eigentlich das Vorurtheil.

Alle Tugenden der Franzosen, von denen ich geredet, sowie diejenigen, von denen ich noch zu reden haben werde: Redlichkeit, Nüchternheit, Dienstfertigkeit, Eleganz, Gerechtigkeitssinn, sind vorzugsweise gesellschaftlicher Natur; alle beruhen auf der Reflexion, nicht auf der Spontaneität, auf dem Verstand, nicht auf dem Gemüth. Die merkwürdige Erregbarkeit des französischen Temperaments täuscht meist darüber; aber Temperament ist nicht Charakter noch Gemüth: die kindliche Gutmüthigkeit, das schnellbereite Mitleiden, die unüberlegte Raschheit des kollektiven Handelns beruhen beim Franzosen weit mehr auf dem, was die Engländer impulsiveness nennen, denn auf tiefer Bewegung der Gemüther, im Guten wie im Schlimmen, und gerade diese impulsiveness führt sie oft auf Irrwege. Und zu dieser seltenen Exaltationsfähigkeit gesellt sich die Leichtigkeit, mit der ein durch und durch geselliges Volk sich fortreißen läßt, sobald es eine Menge bildet: Haß und Liebe, Begeisterung und Zorn, Furcht und Tollkühnheit werden dann unwiderstehlich ansteckend. „Nichts ist gutmüthiger," sagt Thiers, „freundlicher als eine Pariser Menge, so lange ihre Zerstörungsleidenschaft nicht geweckt wird; aber der leiseste Zufall weckt sie. Sie erinnert mich immer an zwei Windhunde, die Einer meiner Freunde mit einem Hasen auferzog. Die drei waren die besten Freunde der Welt. Einmal aber lief der Hase spielend von den Hunden weg; sie verfolgten ihn: der schlummernde Instinkt war erwacht und sie tödteten ihn." Und Tocqueville: „die Franzosen, welche das mildeste und sogar wohlwollendste

Volk der Erde sind, so lange sie ruhig in ihrem Naturell bleiben, werden das barbarischste von Allen, sobald heftige Leidenschaften sie herausreißen.“ Aehnlich Voltaire, Chamfort, Sainte-Beuve; viel strenger noch und bis zur Ungerechtigkeit, weil selber nicht immer fähig sich zu beherrschen, Proudhon, Phil. Chasles, E. Montégut über diesen Mangel an Selbstbeherrschung bei ihrer Nation, wenn die Leidenschaft sie einmal überkommen hat.

Jene französischen Tugenden setzen eben alle den ruhigen, regelmäßigen Gang der Dinge voraus. Alle streben das Nützliche, nicht das an sich Gute an. Sie machen das tägliche Leben angenehmer und leichter, heiterer und bequemer als in irgend einem Lande der Welt, sie genügen in neunundneunzig Tagen des Lebens, so lange es eben in gewohnten Gleisen fortrollt. Aber sie sind ungenügend am hundertsten Tage, wenn das Unvorhergesehene geschieht, wenn der Sturm einbricht über das künstliche Gebäude oder es aus den Fugen zu reißen droht. Dann wäre männlicher Muth, Selbsterkenntniß, Selbsthülfe oder aber Entsagung und Sichfügen vor der Hand des Höhern an der Stelle — Tugenden, die auf dem Boden des Rationalismus eben nie und nimmer wachsen. Die Rinde fällt ab, und der schwache Stamm beugt sich oder bricht unter der Wucht des Orkans! Rathlosigkeit und Kopflosigkeit, blinde Leidenschaft und bleiche Panik, Leichtgläubigkeit und rohe Selbstsucht, ja Grausamkeit und Wildheit brechen los. Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare, sagt ein französisches Witzwort; mit mehr Recht dürfte man sagen: Grattez le Français et vous trouverez l'Irlandais. Es ist dieselbe Liebenswürdigkeit

und Leichtlebigkeit, derselbe Witz und dieselbe Anmuth, dieselbe gutmüthige Eitelkeit und dieselbe Beweglichkeit; Alles nur in gebildeteren, feineren Formen, Alles nützlicher und schöner geordnet, Alles besser und zweckmäßiger gelenkt und verwendet. Aber nun zerfalle diese Form und diese Ordnung, nun verliere man die Richtung und Lenkung, was soll aus dem Menschen werden, der nicht in sich, sondern außer sich sein Gesetz wie seinen Kompaß hat? Er irrt wie ein Wahnsinniger umher, allen Winden preisgegeben, gegen sich selbst und andere wüthend, sich selbst und andere zerstörend. Nie wird ein Romane oder ein Germane solcher Wuthausbrüche fähig sein wie sie in der Bartholomäusnacht, den Septembertagen oder zur Zeit der Kommune die Welt mit Schauder erfüllt; nie wird der Romane oder der Germane sich selbst und seine Würde verlieren, wie der Franzose es nach den Niederlagen des Jahres 1870 gethan; das sind die periodischen Rückfälle des Celten in seine angeborene Natur: Grattez le Français et vous trouverez l'Irlandais!

Zweites Kapitel.

Unterrichtswesen.

Sechs Grundsteine legte der große Architekt des modernen Frankreichs, um darauf das Gebäude der cäsarischen Demokratie aufzurichten, und drei Revolutionen, drei Dynastien, zwei Republiken, drei Invasionen sind seitdem über das Haus gekommen ohne jene Grundsteine auch nur im mindesten zu erschüttern. Ein neues Schild, einen neuen Anstrich, ja ein Fenster hier, einen Balkon dort mochten die wechselnden Hausmeister sich und den Insassen wohl gönnen; an den Mauern hat noch keiner zu rütteln gewagt. Nicht Alexander noch Cäsar, nicht Karl, nicht Friedrich, die Großen, haben größeres geleistet. War's zum Heil, war's zum Verderben der Nation?

Ai posteri
L'ardua sentenza!

rief Manzoni, als der Ungeheure fiel, und wir, die wir diese Nachwelt sind, der es zukommt das Urtheil zu fällen, dürfen sagen: Ja, unter den gegebenen Umständen war's zum Heil. Diese Umstände aber, es war die Revolution, welche sie herbeigeführt hatte, als sie die nationale Ueber=

lieferung unwiederbringlich zerstörte, und es unternahm, sie durch abstrakte Verstandesconceptionen zu ersetzen. Das Unglück war geschehen, als das Genie Napoleons, in dem sich der Gedanke der Revolution konzentrirte, inmitten der Trümmer, zum Theil auch aus diesen Trümmern, ein neues festes Gebäude aufrichtete, das allen Stürmen trotzen sollte. Wenn es einer einförmigen Kaserne ähnlicher sah, als einem heiteren geräumigen Wohnhause, das die aufeinander folgenden Geschlechter unsymmetrisch, nicht unharmonisch, aufgebaut, so war's nicht die Schuld des Baumeisters allein. Ein Obdach war dringend nothwendig, seit der Hochmuth des Verstandes sich vermessen, im Verein mit der Rohheit losgelassener Leidenschaft das alte Haus von Grund aus abzubrechen. Ihm, dem Soldaten-Kaiser, wurde der Auftrag: schnell, aber dauerhaft, das neue Obdach herzurichten — ja, zum größten Theil ward ihm der Plan von seinen Auftraggebern aufgenöthigt: die Grundlinien der Napoleonischen Gesetzgebung waren schon vorgezeichnet durch die Revolutionäre des Konvents und der Fünfhundert. Nach diesem Plan ein Gebäude zu errichten, in welchem Freiheit der Bewegung und Selbstverwaltung jedes Theiles geherrscht hätte, war unmöglich, selbst wenn der Diktator es gewollt hätte. Dagegen vermochte er das Einzige: den dauernden natürlichen Interessen der Gesellschaft und den angeborenen Charakter-Anlagen des Franzosen Spielraum zu geben innerhalb jener doctrinären, rationalistischen Grundlinien. Es in einem Wort zu sagen: er verstand es, das Concrete, anstatt es dem Abstrakten zu opfern, durch dasselbe zu neutralisiren, freilich nicht so vollständig, daß die leidige

Abstraktion — d. i. eben jene demokratische Doctrin, welche ihm von der Revolution aufgezwungen worden — nicht doch unendlich viele Blüthen des geistigen und politischen Lebens der Nation mit ihrem vertrocknenden Hauche gewelkt und getödtet hätte.

Jene sechs unerschütterten Grundsteine des modernen Frankreichs — die Universität, die Justiz, die Verwaltung, das Heer, der Staatshaushalt, das Concordat — müssen in ihrem Wesen demjenigen bekannt sein, der sich über die wahren Gründe Rechenschaft ablegen will, weshalb alle seitdem gemachten Versuche, eine parlamentarische Regierung in Frankreich einzubürgern, so jämmerlich scheitern mußten. Alle sechs sind, wie gesagt, trotz einiger Namensveränderungen, noch genau dieselben, die sie im Jahre 1804 waren, und die Dauerhaftigkeit dieser gesetzgeberischen Schöpfungen Napoleons wird nur übertroffen von der Gebrechlichkeit seiner politischen Schöpfungen.

I.

Das gesammte französische Unterrichtswesen ist begriffen unter dem Namen l'Université de France, und folgerichtig müßte der Minister des öffentlichen Unterrichts noch immer le grand maître de l'Université heißen, wie er es in der That noch immer ist. Die „Universität von Frankreich" zerfällt in drei Kategorien oder Grade: Primär-, Sekundär- und höheren Unterricht, welche unseren Volksschulen, Gymnasien und Universitäten entsprechen.

Jeder Grad hat sein Personal von Lehrern und Inspektoren, die aber von einem Grad zum andern aufsteigen können, und wirklich öfters aufsteigen. Dem Raume nach ist die Universität in sechzehn Akademien von je vier bis fünf Departementen getheilt, und an der Spitze eines jeden Bezirks steht ein von der Regierung ernannter Rektor, welchem die Verwaltung und stete Beaufsichtigung der Fakultäten, Gymnasien und Volksschulen gleicherweise obliegt, obschon die Autorität über letztere beinahe nur scheinbar und in der Wirklichkeit bei dem Präfekten ist, welcher des Schullehrers als politischen Agenten so wenig als des Flurschützen entrathen kann. An der Seite des Rektors steht ein Unterrichtsrath, gebildet durch ministerielle Ernennung nach dem Muster des oberen Unterrichtsrathes, welcher dem Minister zur Seite steht. Bischof und Staatsanwalt, Obergerichtspräsident und Maire, Präfekt und Unterpräfekt, die Dekane und Inspektoren des Bezirkes bilden diesen Rath, der sich nur zweimal des Jahres zu eintägiger Berathung zusammenfindet, absolut unmächtig zum Guten, nur allzu mächtig zum Schlimmen, durchaus inkompetent in den Fachangelegenheiten und fast durchgängig ein Werkzeug der Kirche.

Der Volksunterricht, für welchen Napoleon nur den Rahmen vorgezeichnet, beruht noch ganz auf dem Gesetze Guizots von 1833, welches jenen Rahmen nothdürftig ausfüllte.*) Er ist weder obligatorisch noch unentgeltlich, und wird es, selbst wenn gegen alles Erwarten ein Gesetz

*) Das Nähere über dies Gesetz siehe in meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870." Band II. Kap. V. v.

in diesem Sinne erlassen werden sollte, in der That nie werden. Die Folge davon ist, daß zwei Drittel der Nation vollständig illitterat sind. Zum größten Theil wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schwestern ertheilt, zum geringeren Theil von Laien. Der abstrakte Liberalismus, der noch immer blindlings den Spuren der Revolution folgt, sucht natürlich, so viel er kann, den Unterricht der Geistlichen zu verdrängen, ja er zieht die Abwesenheit alles Unterrichts dem Unterricht durch Geistliche vor; denn, obschon Viele der Partei nur aus Leidenschaft und Unkenntniß sündigen, so wissen die Führer, welche unterdessen ihre Kinder selbst zur Communion schicken, doch sehr wohl, daß Frankreich keine 40000 Laienschulmeister auftreiben kann, selbst wenn es die dafür nöthige ungeheure Ausgabe bestreiten wollte; sie wissen, daß es mit der Moralität eines Laienschulmeisters, der nicht aus religiösen Motiven, noch aus Beruf die harte und entbehrungsvolle Laufbahn ergreift, sondern als Broderwerb und um dem Militärdienst zu entgehen, nicht immer zum besten bestellt ist; sie wissen, daß seine Halbbildung ohne jedes Gegengewicht ihn allenthalben zum blinden politischen Werkzeug der Revolution oder der Reaktion macht; daß das bißchen Wissen, welches er in seinem Examen darlegt, pädagogisch durchaus keine Bürgschaft bietet, die mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche die geistliche Disziplin und die Kirche bieten; sie wissen, daß die zeitweilig auftauchenden Skandale, welche so illoyal gegen die Geistlichen ausgebeutet werden, verschwindende Ausnahmen sind; sie wissen endlich, daß die

„Schwestern“ ihr Amt mit einer Selbstaufopferung, einem Eifer, einem Pflichtgefühl erfüllen, die kein diplôme de premier degré je ersetzen kann. Einerlei; die Gefahr, daß den Kindern mit dem ABC auch etwas Religion beigebracht werden könnte, ist so groß, daß es besser ist zu warten, bis die Musterschulen des Staates 40,000 Laien dressirt haben! Glücklicherweise sind nicht alle Maires liberal, auch wissen viele ihren Liberalismus zu vergessen wenn's zur Praxis kommt; und so ist einige Hoffnung vorhanden, daß die Kinder Frankreichs jenes Millenium nicht abzuwarten brauchen, welches die Freunde des Fortschritts und die Feinde der Dunkelmänner sich herbeizuführen vermessen. Wie aber unser vielangestaunter Volksunterricht aus dem religiösen Unterricht in drei Jahrhunderten langsam herausgewachsen ist, das brauchen ja die abstrakten Weltverbesserer und Welterleuchter nicht zu wissen; rühmen sie sich doch, daß die Geschichte und ihr geheimnißvolles Werden ihnen ein Buch mit sieben Siegeln ist, daß sie keine andere Autorität anerkennen als die des souveränen Verstandes, dessen Dekrete doch wohl auch müssen schaffen können, wie sie zu ordnen vermögen.

Sehr schlimm steht es in Frankreich um den Unterricht in den niederen Mittelklassen. Erst seit kurzem kommen die écoles professionelles auf, welche unseren Realschulen und unseren höheren Bürgerschulen zugleich entsprechen sollen, in der That aber keineswegs entsprechen. Elende, kleine Institute füllen diese Lücke (?) nur sehr unvollständig aus; doch mehren sich seit dem zweiten Kaiserreich, das überhaupt viel für den Volksunterricht gethan, die Schulen dieser Gattung. Leider sind sie oft aus

falsch verstandenem Demokratismus und übel angebrachter Sparsamkeit mit den Gymnasien verbunden, wo sie dann nur so als Nebensache mitlaufen.

Der bei weitem bestbestellte Theil des öffentlichen Unterrichts ist der mittlere, obschon auch er Vieles zu wünschen übrig läßt. Frankreich mag etwa zweihundertund-fünfzig collèges (Lateinschulen, Progymnasien) und achtzig lycées (Gymnasien) zählen. Das Internat ist die Regel, doch nimmt das Externat glücklicherweise auch allmählich zu. An der Spitze des lycée steht ein proviseur, der das Unterrichtswesen und die äußeren Verbindungen mit Eltern und Verwandten leitet. Von ihm, der selbst keinen Unterricht ertheilt, hängen sämmtliche Lehrer ab, die sehr oft, meistens sogar, höhere akademische Grade haben als ihr Vorgesetzter. Neben dem proviseur steht der censeur, der mit Aufrechthaltung der Disziplin betraut ist und die von den Lehrern verhängten Strafen zum Vollzuge bringt. Ein économe sorgt für das Wohl des Leibes, ein aumônier für das Heil der Seele. Die eigentlichen Lehrer haben Jeder eine Klasse, und geben nur in Dieser Unterricht. Daß ein Lehrer seine Schüler von unten herauf begleiten, ihrer Geistes- und Charakterentwicklung folgen könnte, ist demnach nicht denkbar. In den unteren grammatischen Klassen findet man selbst in den Lyceen wenige sogenannte agrégés, d. h. mit dem höheren Lehrerdiplom versehene Sieger im concours. Der Unterricht wird meist von einfachen licenciés ertheilt, deren Examen, mutatis mutandis, unserem Lehramts-kandidaten-Examen entspricht, weniger philologische, mehr elegante Kenntnisse verlangt; in den collèges haben die

meisten Lehrer nur die Maturitas. Allein in den höchsten Klassen der Lyceen trifft man Schüler der école normale supérieure an, doch durchschnittlich nicht mehr als zwei bis drei in einem lycée. Sie werden als die Perlen der Lehrer betrachtet; doch bleiben sie meist nur vorübergehend, da sie entweder nach Paris zurückzukehren oder in eine Fakultät vorzurücken trachten. Ihre Probezeit in dem Provinziallyceum dünkt ihnen ein Fegefeuer; an ein pädagogisches uneigennütziges Interesse ist bei jungen Leuten, deren Hauptziel im Leben ist, in Paris leben zu können, nicht zu denken. Freilich ist ihre gesellschaftliche Stellung in der Provinz, gegen ihre höhere Bildung gehalten, eine so untergeordnete, daß dieser Wunsch ihnen nicht sehr zu verdenken ist.

Was überhaupt die Lehrer zur Arbeit anhält, ist nicht das Pflichtgefühl und der Appell ans Gewissen, sondern das materielle Interesse und die Ueberwachung. Wenn ein Lehrer seine Klassen versäumt, wird er durch Gehaltsabzug bestraft (sic!). Der Proviseur, meist dem Lehrer geistig ganz untergeordnet, besucht dessen Klasse, macht Bemerkungen über ihn, liefert Berichte an den Rektor, der an der Spitze des Unterrichtsbezirkes (académie) steht. Der ständige Inspektor, der seinen Sitz in der Hauptstadt des Departements hat, thut dasselbe. Jährlich einmal kommen zwei Generalinspektoren von Paris und inspiziren Lyceum, Unterinspektoren, den Rektor selber und — die Fakultäten, wovon sie dann Bericht an den Unterrichtsminister geben. Sie sind die gefürchteten Popanze des ganzen Unterrichtswesens; doch auch sie streifen nur die Oberfläche: keiner von ihnen geht in eines der vierhundert

collèges municipaux, worin der größte Theil der französischen Jugend erzogen wird. Ihre Berichte entscheiden über Leben und Tod, oder doch wenigstens über Beförderung oder Zurücksetzung, Verweis oder Auszeichnung — ein eigener Orden (eine goldene oder silberne Palme an violettem Bande) ist als Stimulus für den Volks- und Gymnasiallehrer eingeführt — und ihre Berichte begnügen sich nicht damit, die öffentliche Thätigkeit der Lehrer zu prüfen; auch ihr Privatleben, ihre Vermögensverhältnisse, ihre politischen Gesinnungen sind Gegenstand ihrer Erkundigungen. Man kann sich denken, welche Ehrfurcht der Schüler vor dem Lehrer bewahrt, der, zitternd in seinem schwarzen Talar, den Rüffel des gestrengen Herrn Generalinspektors einstecken muß.

Neben jenen Munizipal- und Staatsgymnasien nun bestehen viele geistliche Institute, welche in demselben Geiste, nach denselben Programmen — denn die Programme dessen, was in jeder Klasse zu lehren ist und wie es zu geschehen hat, werden alljährlich vom Minister festgestellt — unterrichten. Auch sie stehen nominell wenigstens unter Staatsaufsicht. Die Konkurrenz, welche sie den Staatsgymnasien machen, ist bedeutend. Ihre Erfolge pflegen größer zu sein: denn wo es sich um mechanisches Abrichten handelt, wird der katholische Geistliche immer jedem Lehrer den Rang ablaufen. Sie sind von besserer Gesellschaft besucht; bieten, wie man meint, mehr Bürgschaft für Sittlichkeit, und es herrscht in ihnen jedenfalls ein besserer und feinerer Ton als in den Lyceen. Endlich giebt es in allen größeren Städten, namentlich aber in Paris, eine Menge kleiner Pensionen, ähnlich unsern

alten bursae und den colleges von Oxford und Löwen, doch natürlich nicht republikanisch eingerichtet wie diese. Sie sind einfache Spekulationen sogenannter Suppenhändler, denen der Grad eines Baccalaureus (maturitas) genügt, um eine solche Anstalt zu öffnen, worin sie mit Hülfe armer Lehrer die Jungen für die Preisvertheilung mästen. Sehr häufig kommt es vor, daß begabte Kinder unentgeltlich dort aufgenommen werden, um für eine bestimmte Prämie, z. B. der Geschichte, der Mathematik, des lateinischen Aufsatzes ꝛc., je nach ihrer Begabung dressirt zu werden. Von hier aus werden die Kostgänger alltäglich von einem répétiteur nach dem Gymnasium geführt, wo sie dem cours beiwohnen, dann zurückgebracht und dort für den nächsten Tag vorbereitet. Es ist dies, wie schon bemerkt, ein rein kaufmännisches Geschäft mit dem nöthigen Zubehör von Aushängeschild, réclames ꝛc., ein Schandfleck im französischen Unterrichtswesen, von dem es gut ist, so wenig wie möglich zu reden, den aber die „Freiheit des Unterrichts“ nicht erlaubt zu unterdrücken.

Jedes lycée, um auf den offiziellen Typus des Sekundärunterrichts zurückzukommen, hat sieben Klassen, von der Sexta bis zur Sekunda; unserer Unterprima entspricht die rhétorique: in der siebenten Klasse, der philosophie (unserer Oberprima), werden schon Logik und Psychologie gelehrt. Man sieht, es sind noch ganz die alten Formen der geistlichen Schulen. Leider muß man sagen: „Wie die Formen so der Geist.“ Der Unterricht bezweckt durchaus nicht die Entwicklung des Geistes, sondern nur positives Wissen, und auch dies nicht einmal als Selbstzweck, sondern als Mittel, Preise zu erlangen

und Prüfungen zu bestehen. Vom proviseur, im Munizipalgymnasium principal genannt, bis zum Lehrer, vom Lehrer bis zum letzten Schüler, werden nur diese äußeren Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Je mehr Schüler durchs Baccalaureats-Examen kommen, desto mehr Rekruten wird die Anstalt machen, desto berechtigter werden die Ansprüche des Proviseurs und des Lehrers auf Beförderung oder Dekoration, desto größer wird jedenfalls ihr Einkommen sein; denn von diesem ist ein Theil „eventuell", d. h. ein Prozent des Gesammteinkommens der Anstalt. Der Schüler endlich, gehört er zu den besten, denkt nur an seine Triumphe am Tage der Preisvertheilung, einer ganz außerordentlichen theatralischen Feierlichkeit, der außer Tausenden von Zuschauern alle höchsten politischen und gerichtlichen Autoritäten des Departements beiwohnen; gehört er zu den mittelguten, so ist das verhängnißvolle Examen sein einziger Stimulus. Hieraus würde schon a priori die Folgerung gezogen werden können, welche thatsächlich unangefochten festgestellt ist: daß der Lehrer sich nur um die zehn ersten Schüler seiner Klasse bekümmert, deren Erfolge ja ihm angerechnet werden. Alle übrigen werden ihrem Schicksal und den maîtres d'études oder Aufsehern überlassen, armen jungen Leuten, die oft selbst das Maturitätsexamen noch nicht gemacht haben und deren erbarmungswürdiges Loos es ist, als ein Gegenstand des Hohns für die Jugend, vornehmer Verachtung für die Lehrer, despotischer Willkür für den Proviseur, die Kinder im Schlafzimmer, in der Studirstube, auf dem Spaziergange zu überwachen und ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen.

Der Tag ist militärisch eingetheilt in Lehr-, Arbeits- und Vergnügungsstunden, welche die Trommel laut verkündigt, und die sämmtlich unter Aufsicht und in den kahlen Mauern des klösterlichen Gebäudes oder seiner öden Höfe hingebracht werden. Turnen ist beinahe vollständig unbekannt. Jede Woche einmal, am Donnerstag, wird die Heerde in ihrer militärischen Uniform unter Aufsicht der armen pions — der Spottname jener unglücklichen Märtyrer, die amtlich maîtres d'études oder répétiteurs heißen — in's Freie geführt.

II.

Schon die Uniform der Gymnasiasten deutet darauf hin, wie die Pflege der lebendigen Individualität die geringste Sorge der Lehrer und „Erzieher" ist. Die moralische Leitung beschränkt sich in der That darauf, alle Schüler einer gleichmäßigen halb klösterlichen, halb militärischen Disziplin zu unterwerfen, welche dazu angethan sein soll, „den Charakter zu bilden", im Grund aber nur ein Extrem an die Stelle eines andern setzt. Die Familienerziehung läßt das Individuum in allen seinen Launen und Unarten gewähren; die Collège-Erziehung sucht es selbst in seinen berechtigtsten Eigenheiten zu unterdrücken. Und dieser rohe Grundsatz wird mit den rohesten Mitteln durchgeführt. Ueberwachung, Strafe, Belohnung, Auszeichnung sollen die bösen Instinkte im Zaume halten, reichen aber nur aus, sie dem Auge zu entziehen; denn unter der Oberfläche wuchern sie fort wie geiles Unkraut.

Weder Pflichtgefühl, noch Wahrheitsliebe, noch Ehrfurcht werden zu entwickeln gesucht. Nicht das Gemüth rein, die Phantasie keusch zu erhalten, den Sinn auf das Höhere und Ideale zu lenken, bemüht sich der Erzieher, sondern strafbare Handlungen zu verhindern oder dem Tageslicht zu entziehen. Furcht und Feindschaft oder Familiarität und Kameradschaft kennzeichnen das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler und lassen keinen Platz für vertrauensvolles Aufblicken und für lebendige sittliche Autorität.

Desto eifriger werden die todten geistigen Autoritäten gepflegt. In der That ist die jesuitische Ueberlieferung noch lange nicht überwunden, trotz des Brotneides, der zwischen der „Université“ und der Gesellschaft Jesu blüht. Der ganze Unterricht trägt noch dasselbe scholastische Gepräge, das er vor drei Jahrhunderten trug. Die litterarische Rechtgläubigkeit wird auf das peinlichste aufrecht erhalten. An Entwicklung eines selbständigen Urtheils denkt niemand; wehe dem Schüler, der sich beifallen ließe, eine eigene Ansicht zu haben, oder gar Bossuet einmal hohl, Cicero zuweilen langweilig zu finden! Die Entwicklung der Phantasie wird, wo möglich, für noch gefährlicher gehalten als die des Urtheils. Die lateinische Versifikation ist noch der einzige schmale Kanal, in den sie sich ergießen darf. Dagegen werden Gedächtniß und Formensinn, wollten wir das Kind bei seinem wahren Namen nennen, Mechanik und schöner Schein aufs sorgfältigste gepflegt. Das Auswendiglernen wird von früh auf bis in die höchste Klasse, und zwar im umfassendsten Maßstab, getrieben. Kritiklose Datenzusammenstellung mit

obligatem fertigem Urtheil gilt für Geschichtsunterricht. Memoriren von Städte- und Gebirgsnamen, namentlich aber von französischen Departementen und Chefslieux, macht die Geographie aus, die den Schülern beigebracht wird; Physik und Chemie werden ohne Experimente, Naturgeschichte wird ohne Anschauung gelehrt; einige scholastische Formeln von Logik, Psychologie und Metaphysik schließen den ganzen Lehrkursus.

Sorgfältiger noch als das Gedächtniß, aber leider gar zu ausschließlich, wird der Geschmack geleitet und entwickelt. Der Kommentar lateinischer und französischer Autoren ist rein rhetorisch. Man unterstreicht die „Schönheiten", läßt die glänzenden Stellen auswendig lernen, sucht die Geheimnisse der Mache aufzudecken, die Befolgung der litterarischen Regeln nachzuweisen. Doch lernen die Knaben genug Latein, um auch nachdem sie die Schule verlassen, noch mit Vergnügen ihren Horaz und Virgil lesen zu können; ja die lateinischen Dichter sind dem französischen Beamten oder Advokaten, der in seiner Jugend zu den „zehn Ersten" gehörte, meist geläufiger als unsern Gelehrten vom Fach, wie tief auch die wissenschaftliche Kenntniß derselben unter der deutschen stehen mag. Auch die Stylübungen — die freilich ganz über Gebühr und auf Kosten des Wesens getrieben werden — sind, nach der Korrektheit, zunächst auf Bildung des Geschmacks gerichtet, wie sie es immer und überall sein sollten. An dieser Sorgfalt, die der Sprache, hauptsächlich aber der Komposition gewidmet wird, könnten unsere Gymnasiallehrer wohl etwas lernen: ein französischer rhétoricien (Primaner) schreibt seine Sprache geschmackvoller, komponirt

namentlich seinen Aufsatz gefälliger und übersichtlicher, als mancher deutsche Schriftsteller. Freilich dringt die Unfreiheit des Geistes und der Autoritätsaberglaube auch in die Sprache, wie sie die Gesellschaft und Bildung beherrschen: cela se dit und cela ne se dit pas, ist so tyrannisch wie cela se fait oder cela ne se fait pas. Fertige Redensarten, und leider mit ihnen hohle Gemeinplätze, zwingen sich auf und bringen die Sprache oft um Ursprünglichkeit und Frische, wie sie dem Ideenkreis eine gewisse Eintönigkeit aufdrücken, die manchmal wirklich ermüdend wird, und nur durch die angeborne Lebhaftigkeit des Franzosen einigermaßen gemildert ist. Auch des ewigen Voranstellens der Form wird der Fremde bald müde; nie hört der Knabe, der Jüngling, der Mann ein anderes Urtheil über ein Werk des Geistes als: c'est bien écrit, ce n'est pas écrit. Niemand fragt: wie ist's gedacht, wie ist's empfunden? Daher das unglaubliche Ergebniß, daß die veralteten Ideen und die tönende Eloquenz Bossuet's einem echten Franzosen heute noch eben so hoch stehen als Montaigne's Originalität, Pascal's Tiefe oder Voltaire's Schärfe: c'est une belle langue, und das genügt, um den leidenschaftlichen und beredten Priester den größten Geistern der Menschheit gleichzustellen.

Von der Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit, Mechanik des Unterrichts in den weiblichen Instituten — höhere Töchterschulen kennt man in Frankreich nicht — ist es schwer, sich einen Begriff zu machen; es läuft in Wirklichkeit auf ein papageienhaftes Auswendiglernen von Tabellen, Daten, Büchertiteln ꝛc. hinaus. Alle Bildung der Französinnen wird erst nach der Heirath durch den Umgang

mit Männern und durch Lesen gewonnen; sie ist darum gewiß nicht weniger werth als unsere Schulbildung; nur wird auch sie von Tag zu Tag seltener im heutigen Frankreich. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß der meist recht gute Privatunterricht durch Lehrer und Lehrerinnen im Hause immer mehr aufkommt. Leider werden in Frankreich noch mehr als in Deutschland die Mädchen mit geisttödtendem Pianoüben den halben Tag lang geplagt. Auch das Erlernen der lebenden Sprachen nimmt immer mehr zu; wobei indeß ebenfalls der gemeine Nützlichkeitszweck der vorherrschende ist. Ob die Kinder in den Stand gesetzt werden, Shakespeare und Goethe zu lesen, ist ganz unwichtig. Alles kommt darauf an, daß sie ein hannöver'sches Kindermädchen haben, damit sie die gute Aussprache wegbekommen. Im Uebrigen entschuldigt man das Abgehen einer genauen Kenntniß lebender Sprachen mit dem angeborenen Mangel an Sprachtalent; einer ganz unhaltbaren Entschuldigung: denn in der That ist vielleicht kein Volk besser zum Erlernen fremder Sprachen befähigt als das französische; aber weder Lehrer noch Schüler wollen sich die nothwendige Mühe geben. Alle sogenannte „unnütze“ Arbeit wird dem Knaben, wie dem Mädchen sorgfältig erspart und ist es nicht „unnütz“, mehr deutsch zu lernen als nöthig ist, um bei einer allenfallsigen Rheinreise sich mit dem deutschen Kellner verständigen zu können?

Wenn trotz alledem der junge Franzose in seinem lycée mehr als positives Wissen, Geschmack und Stärkung des Gedächtnisses gewinnt, so ist es weder dem System, noch der Lehrmethode, noch dem uneigennützigen Eifer der

Lehrer zuzuschreiben, sondern, nächst der natürlichen Begabung, einzig und allein der innewohnenden Macht der mathematischen und klassischen Studien auf den menschlichen Geist. Sie mögen noch so mechanisch, noch so geistlos gelehrt werden, sie werden nie ihre magische Wirkung auf den jugendlichen Menschen verfehlen, den sie heranbilden und entwickeln, ob er's wolle oder nicht. Auch ist der Unterricht der Mathematik, die der Verständigkeit des Franzosen zusagt, im allgemeinen ein trefflicher. Selbst die klassischen Studien, obgleich nur von ihrer formellen Seite aufgefaßt und im Grund auf's Lateinische beschränkt, werden mit Erfolg betrieben. Da die Sprache, die Gesetzgebung, ja die ganze Bildung der Franzosen auf dem römischen Alterthum beruht, so ist's nur natürlich, daß man diesem das Griechische opfert; weil nun aber die lateinische Litteratur ihren alexandrinischen Charakter einmal nicht verleugnen kann, so ist die natürliche Folge, daß der ganze französische Geschmack in litterarischen Dingen etwas künstliches, unfreies, nüchternes oder rhetorisches hat, daß er sich noch nicht wie der unsrige, der sich unmittelbar an der hellenischen Quelle nährt, von den Fesseln der akademischen Regel hat ganz befreien können. Und selbst das lateinische Alterthum wird nicht in seinem Wesen, sondern in seiner Form erfaßt. Die Lektüre der Alten ist ein Mittel Latein zu lernen, nicht das Lateinlernen ein Mittel das Alterthum kennen zu lernen. Man liest unendlich wenig: einen Gesang von Virgil, ein Buch des Livius, eine Rede Cicero's im ganzen Jahr; dagegen wird außerordentlich viel geschrieben, Verse wie Prosa, und es ist nicht zu leugnen, daß die Besten der Besten

unter den französischen Gymnasiasten ein eleganteres Latein schreiben als manche unserer bedeutendsten Philologen.

Die Besten der Besten aber sind leicht zu finden; ein Concurs jedes Gymnasiums sortirt alljährlich die zehn Besten jeder Klasse; ein weiterer Concurs dieser mit den Erwählten aller Gymnasien des Unterrichtsbezirks (académie) stellt die zehn Besten des ganzen Bezirkes in die Vorderreihe und da es sechzehn solcher Bezirke in Frankreich giebt, so wird der dritte und allgemeine Concurs 160 Bewerber für jede Klasse im Hauptturnier zusammenführen. Der glückliche Sieger, schon allein des hauptstädtischen Concurses, geschweige denn der des nationalen, aber ist geborgen für sein Leben: le grand prix d'honneur wird ihm nie vergessen; schon sogleich am Tage des Sieges wird ihm ein reicher Preis, dazu eine Einladung zum Diner des Ministers, Befreiung vom Militärdienst zu Teil; bei jeder späteren Bewerbung um eine Staatsstelle ist der Preis die gewichtigste Empfehlung, und selbst ein Drouyn de Lhuys oder ein Herzog v. Broglie, ein Prévost-Paradol oder J. J. Weiß danken ihrem prix d'honneur vielleicht mehr noch als ihrer Geburt oder ihren schriftstellerischen Leistungen. Der glückliche Lehrer erhält natürlich das Kreuz der Ehrenlegion, und das betreffende Gymnasium wird mit dem neuen Schuljahr auf einen starken Zuwachs rechnen können. Von den Tausenden aber, die an keinem Concurs theilgenommen, schweigt die Geschichte. Wäre nicht das dräuende Examen und die unglaubliche Intelligenz, mit der die Natur den Franzosen ausgerüstet, sie alle würden geistig verkommen. So kommen sie doch noch leidlich mit einem Anfluge von Latinität und einem gründ-

lichen Unterricht in der eigenen Sprache, Litteratur und Geschichte aus der Schule ins Leben. Auch dieser Unterricht wendet sich, wie der lateinische, vornehmlich an Gedächtniß- und Formensinn; aber er bildet beide aufs höchste aus, und obschon dabei mehr Nationaleitelkeit und Ausschließlichkeit unterläuft als es für das eitle Volk gut ist, so ist er doch ein Glanzpunkt des französischen Unterrichtssystems.

Am Schlusse der Schulzeit steht, wie in Deutschland, nur um ein oder zwei Jahre früher, ein Abiturientenexamen, dort baccalauréat-ès-lettres oder ès-sciences genannt. Allein es unterscheidet sich in fast allem und jedem von der deutschen maturitas. Der gerühmten „Unterrichtsfreiheit" zu liebe wird nicht der Lehrer, der den Schüler herangebildet hat und kennt, als Examinator bestellt — er wird ja schon von vornherein als nothwendig parteiisch angenommen — sondern das Examen findet statt vor der philosophischen Fakultät des betreffenden Unterrichtsbezirkes. Da die Professoren dieser Fakultät meist keine Männer der Wissenschaft, sondern beförderte Pädagogen sind, so ist die Sache weniger außerordentlich als sie auf den ersten Blick scheinen möchte; aber sie verbürgt auch weniger als man vorgiebt die angestrebte Unparteilichkeit: als gewesene Gymnisiallehrer und noch immer Mitglieder der „Université", neigen sie gewöhnlich zur Parteilichkeit für die Schüler der Staatsgymnasien, und nur der schrecklichste der Schrecken, den der Franzose kennt, le qu'en dira-t-on, und die Oeffentlichkeit der Prüfungen sichern dem Schüler geistlicher Anstalten eine parteilose Beurtheilung. Natürlich spielt der Zufall bei

der persönlichen Unbekanntschaft des Examinatoren mit dem Examinanden eine bedeutende Rolle in diesen Prüfungen. Sie sind zum großen Theil schriftlich; aber auch der mündliche Theil ist einem Programm unterworfen, welches nur den Unterricht des letzten Jahres umfaßt. Der Kandidat darf die punischen Kriege ignoriren, muß aber das Datum der Schlacht bei Rocroi wissen; er darf unfähig sein, einen Satz in Xenophons Anabasis ex tempore zu übersetzen, aber er muß das im Programm vorgeschriebene und folglich vorbereitete Kapitel des Thucydides übertragen können. Jedes Jahr finden drei solcher Sessionen an den sechzehn Sitzen der philosophischen Fakultäten statt, und Hunderte von Kandidaten strömen von allen Ecken und Enden der Akademie zusammen; denn das Baccalaureat ist die Thüre zu Allem. Hier nun beginnt das System von Sollicitationen und Fürsprechereien, das den Franzosen auf seinem ganzen Leben begleitet. Jeder Kandidat muß empfohlen sein; und die Briefe, die Besuche, denen der unglückliche Examinator ausgesetzt ist, grenzen ans Unzählbare, namentlich leisten die Mütter, verheiratheten Schwestern oder Cousinen darin das Unglaubliche. So streng und gewissenhaft Minos und Rhadamanthys auch sein mögen, ohne es zu wollen, lassen sie sich ein wenig beeinflussen, sonst würden's ja die Freunde und Verwandten wohl schon müde geworden sein.

Die Kandidaten werden rottenweise zu je zwanzig unter Aufsicht in ein Zimmer geschlossen, wo sie drei halbe Tage lang ihre schriftlichen Arbeiten liefern müssen — unter denen keine griechische, noch englische oder deutsche. Die Glücklichen, durchschnittlich zwölf, werden dann am

dritten Tage ins mündliche Verhör genommen, jeder eine Stunde lang, für jede Branche fünf Minuten. Am Bureau sitzen drei Professoren der faculté des lettres und einer der faculté des sciences (bei dem baccalauréat ès-sciences findet natürlich das entgegengesetzte Verhältniß statt).*) Jede Leistung hat ihren in Zahlen bestimmten Werth, und diese Zahlen werden znsammengerechnet und danach die Gesammtnote gegeben. Bei dieser unfehlbaren Arithmetik des Bildungswesens kommen dann gewöhnlich 50 Prozent der Kandidaten durch. Die Durchgefallenen kommen nach drei Monaten wieder und immer wieder, bis die Langmuth — oder das Gegentheil — der Examinatoren ihnen die seligmachenden Thore des Baccalauréats öffnet. Da kein proviseur oder principal den Eltern gegenüber den Muth besitzt, einen Knaben in einer niederen Klasse über sein Jahr zurückzuhalten, so rollen Alle in dem Gymnasium bis zur philosophie (selecta) fort; einmal da angekommen, bringt es kein Richter über sein Herz, den unglücklichen Achtzehnjährigen für immer von dem gelobten Land auszuschließen; das gelobte Land aber des Franzosen liegt jenseit des Baccalauréats.

Da nun eben wegen der Nothwendigkeit dieses

---

*) Minister Duruy, so hochverdient um das französische Unterrichtswesen hat auch ein baccalauréat-ès-arts eingeführt für die Schüler der Realschulen, aber ohne guten Erfolg. Das baccalauréat-ès-sciences ist für die künftigen Mediziner, Pharmaceuten, die Schüler der Militärschule, der polytechnischen Schule erfordert. Es begreift Physik, Chemie, Naturgeschichte, Geometrie und Arithmetik. Der examinateur des lettres prüft den Kandidaten in etwa 15 Minuten im Latein, einer lebenden Sprache, französischer Litteratur, Philosophie, Geschichte und quibusdam aliis.

Diploms für fast alle Carrièren die Gymnasien in Frankreich besuchter sind als in irgend einem andern Lande, so folgt daraus eine weit verbreitetere Form- und Geschmacksbildung als man sie sonstwo anzutreffen vermag. Das Realschulwesen will nun einmal in der Nation nicht aufkommen, deren glücklicher Instinkt sie vor einem, sonst so ganz ihrem utilitarischen Sinn entsprechenden, Lehrsystem warnt, das sie um den letzten Rest ihrer Bildung — der Geschmacks- und Formbildung — bringen würde, welche sie noch aus dem Schiffbruch ihrer einst so ruhmvollen geistigen Ueberlieferung gerettet. Jeder halbwegs bemittelte Franzose läßt seinem Sohn eine vollständige klassische Bildung zukommen; nur der Handwerker, kaum der Ladenhändler, benutzt die écoles professionelles; kein angesehener Kaufmann würde seinen Sohn, wie unsere Bremer und Hamburger, Crefelder oder Chemnitzer Handels- und Industrieherren, mit vierzehn, fünfzehn Jahren auf ein Comptoir schicken wollen. Daher die Ueberlegenheit der formellen Bildung des französischen Mittelstandes über den deutschen, eine Ueberlegenheit, welche die Lieblingslektüren Beider — „Revue des deux Mondes" und „Gartenlaube" — hinlänglich veranschaulichen. Obgleich jeder Franzose von dem Andern zu sagen pflegt: il ne sait pas le français, giebt es doch kein Land, wo die gebildeten Klassen ihre Sprache mehr in Ehren halten, sie richtiger und eleganter reden und schreiben. Diese freilich ganz oberflächliche Bildung, verbunden mit der natürlichen Intelligenz, Lebhaftigkeit und Anmuth der Franzosen, giebt ihrer Unterhaltung die Mannichfaltigkeit und das Interesse, die sie vor der unsrigen voraus hat.

Noch einen anderen Vorzug aber als den Sinn für schöne Form bildet ihre Erziehung aus: der französische Witz erlangt hier schon die Schärfe, Leichtigkeit und Schnelligkeit, die ihn später auszeichnen. **Il faut trois jours à un Allemand pour comprendre un bon mot français,** sagt der Franzose, und der Landsmann, welcher je die Gelegenheit gehabt hat, eine französische Komödie anzuhören, wird zugeben müssen, daß das Sprichwort nicht Unrecht hat: jeder Blousenmann wird den Witz rascher im Flug auffassen als Unser Einer. Freilich können wir das Wort umkehren: der Franzose braucht drei Tage, um die **sous-entendus** deutscher Poesie zu verstehen — wenn er sie überhaupt je versteht. Wie dem auch sei, heiterer Witz, der bei uns leicht verletzend schwer niederfallen würde, die Kunst, jedes Diamantstäubchen elegant zu fassen und ins rechte Licht zu setzen — eine Kunst, die bei uns zur Affektation oder Heuchelei werden würde — vereinigen sich mit jener äußerlichen Bildung, natürlichen Feinheit und Beweglichkeit der Franzosen, um ihrem Gespräch die Lebendigkeit, ihrem geselligen Leben die Annehmlichkeit, ihrem Umgange die Leichtigkeit zu geben, welche sie so sehr vor den unsern auszeichnen. Freilich giebt's auch etwas außer dem geselligen Leben, etwas wofür die äußere Bildung und Liebenswürdigkeit nicht hinreichen. Es kommen Tage und Lagen, wo man gern alle die geselligen Tugenden, welche einem jahrelang das Leben erleichtert, verschönt und erheitert haben, hingäbe um eine einzige jener männlichen, oft lästigen Tugenden, die nur auf dem Boden ernsten, innern, individuellen Lebens wachsen und gedeihen. Es mag seine schlimme Seite haben

für eine Nation, wenn das geistige und sittliche Leben des Individuums allein in ihr entwickelt wird, wie bei uns in den neunziger Jahren. Es entsteht dadurch eine Art verfeinerten Egoismus', welchem Staat und Gesellschaft gleicherweise zum Opfer fallen. Schlimmer aber noch steht es, wenn gar nichts geschieht, um die geistige und sittliche Individualität zu entwickeln, d. h. sie zu befreien. Da der Individualismus sich nun einmal nicht aus der Menschennatur ausrotten läßt, so wirft er sich dann aufs Materielle. Der Selbsterhaltungstrieb in seiner unschönsten Gestalt, die rohe Selbstsucht macht dann ihre Rechte geltend. Solange Alles gut geht, waltet er nur latent, d. h. er schont andere um selbst geschont zu werden, er verletzt den Nächsten nicht unnöthig durch abweichende Ansichten, Sitten oder Handlungen; aber, laßt Moskau brennen, und wie auf der Beresinabrücke wird sich in panisch wilder Flucht Leidenschaft auf Leidenschaft, Interesse auf Interesse rücksichtslos stürzen; doch — wir wollen uns nicht wiederholen, zumal wenn sich's um so unliebsame Wahrheiten handelt.

Ja, es bedarf für den in Frankreich lebenden Deutschen nicht einmal solcher Katastrophen, um sich manchmal recht hinauszusehnen aus den weichen Formen des schönen Scheines in die Atmosphäre schroffer Wahrheitsliebe, aus der Heiterkeit und dem verfeinerten Lebensgenuß in die ärmliche Einfachheit und den Ernst des Vaterlandes, wo er zwar nicht gelebt hat, wie Gott in Frankreich, wo er aber wußte, daß unter der rauhen oder geschmacklosen Außenseite doch ein gar edler, idealer Kern

sich verbarg. Ist es ja doch selbst einem Heine so gegangen, als er das schöne Lied sang:

Deutschland, du meine ferne Liebe,
Gedenk ich deiner, wein' ich fast;
Der blaue Himmel wird mir trübe;
Das leichte Volk wird mir zur Last.

III.

Das Land, welches dem europäischen Mittelalter die erste und bedeutendste Universität und in ihr das Vorbild aller ähnlichen Schöpfungen gab, hat keine Universitäten mehr.*) Wie hätten auch die beschränkten und übermüthigen Utilitarier der Revolution die noch kümmerlich hinsiechenden Gewächse schonen oder gar suchen mögen, sie wieder zu beleben? Die ganze Natur der Universitäten, ihr komplexer, zugleich wissenschaftlicher und didaktischer Charakter, der Rest von Selbstregierung, ohne welchen sie in Wirklichkeit aufhören Universitäten zu sein, die Freiheit, die sie dem Lehrenden und Lernenden in gleicher Weise gönnen — kurz, ihr ganzes in Geschichte und Ueberlieferung begründetes Wesen mußte der rationalistischen, gleichmachenden Tendenz der französischen Revolution mehr als zuwider sein: es war ihr geradezu vom Uebel. Weder ihr Geschmack an Symmetrie, noch ihr Sinn für gemeine Nützlichkeit, noch ihr Gefallen an Logik und Schablone konnten diese unförmlichen Ueberbleibsel des Mittelalters im

---

*) Erst durch das Gesetz vom 10. Juli 1896, also lange nach dem Tode des Verfassers, sind die Universitäten dem Namen nach und z. T. auch der Sache nach wieder hergestellt worden. Danach heißen die Corps de facultés wieder Universitäten und vereinnahmen vom 1. Januar 1898 an bestimmte Universitätsgebühren für eigene Rechnung. (Anm. der Herausgeberin.)

„modernen Staat“ dulden, und so setzte der große Testamentsvollstrecker der Revolution, ihr echter Sohn in dieser Lust am willkürlichen Organisiren, wie in der Freude am Wegräumen „unnützen Schuttes“, an die Stelle der Universitäten die Universität, jene riesenhafte Maschine, welche Volksunterricht, mittleren und höchsten Unterricht in sich begreift, und, von dem Unterrichtsminister geleitet, von sechzehn Rektoren verwaltet, von Hunderten von General-, Akademie- und Primär-Inspektoren überwacht wird.

Am schlimmsten kam dabei der eigentliche Universitätsunterricht weg. Ein paar Rechts- und Medizinschulen sollten genügen, um Frankreich mit Richtern und Aerzten zu versehen. An Stelle der ganz unnützen philosophischen Fakultäten sollten ein paar Athenäen das gebildete Publikum unterhalten. Was etwa von praktischem Werthe sein konnte in dem Unterricht dieser Fakultät, sollte in Fachschulen gelehrt werden. Aus diesen rohen Anschauungen und von so ärmlichen Anfängen hat sich denn nach und nach das höhere Unterrichtswesen entwickelt wie es jetzt besteht.*)

Aus den drei Rechtsschulen sind elf geworden, an die verschiedensten Orte verstreut, meist jedoch an solche, wo schon eine faculté des lettres besteht; doch verbindet kein kollegiales Band, wie unser Senat, die Professoren zweier verschiedenen Fakultäten, selbst wenn sie sich an demselben Orte befinden. Für den Studenten der Rechte existirt die philosophische Fakultät nicht, obschon das Programm ihm den Besuch einer Vorlesung jährlich in dieser Fakultät

*) Siehe De la Réforme de l’Enseignement Supérieur par Karl Hillebrand. Paris. Germer Baillière 1868; insbesondere S. 77—111.

vorschreibt: da kein Examen die dort erworbenen Kenntnisse konstatirt, so ist die Folge, daß nicht ein studiosus juris unter Hunderten den Hörsaal der faculté des lettres je mit seinem Besuche beehrt. Der Unterricht in der faculté de droit, gewöhnlich von acht Lehrern ertheilt, beschränkt sich auf ein Commentiren des code civil, code de procédure, code de commerce, code pénal etc. Vom römischen Recht werden nur die Institutionen und diese selbst nur kurz behandelt; an Naturrecht, Völkerrecht, Rechtsgeschichte u. dgl. überflüssige Disziplinen ist natürlich nicht zu denken. Alle diese Zweige, sowie die Pandekten, werden sämmtlich erst im vierten Jahre gelehrt und bilden das Programm des Doktorexamens. Man weiß aber, daß nur 2 Prozent der Studenten überhaupt ihr viertes Jahr und ihr Doktorexamen machen. Das nicht codifizirte Verwaltungsrecht allein wird in einigermaßen systematischer, wissenschaftlicher Weise gelehrt. In einem Worte: der Student lernt das bestehende Gesetz und nicht sein Werden, noch weniger seine Theorie, er lernt das praktisch Nothwendige; die Rechtswissenschaft bleibt ihm vorenthalten: es ist ein einfaches Abrichten von Advokaten, Richtern und Notaren, nicht eine Bildungsschule für Rechtsgelehrte. Programme schreiben genau vor, was und wie viel — bis zum Buch und Titel des code civil — in jedem Jahre gelehrt und gelernt werden muß. Jährliche Examina sorgen dafür, daß ja Alles recht vereinzelt bleibe und der Student keinen Gesammtblick über die Jurisprudenz bekomme. Am Ende des dritten Jahres kommt dann das examen de licence, mit der gewohnten Begleitung aller französischen Prüfungen, „den Empfehlungen". Der

licencié ist de jure Advokat und braucht sich nur an irgendeinem barreau als stagiaire einschreiben zu lassen, um nach zwei Jahren auch de facto Rechtsanwalt zu sein. Ein Staatsexamen existirt nicht.

Aus dieser bunten Masse werden dann hernach Richter, Verwaltungsbeamte ꝛc. genommen. Nicht die Professoren; das Privatdocententhum besteht zwar natürlich nicht, da ja keine individuellen Collegiengelder existiren; noch weniger die Berufung, da es ja keine Autonomie giebt, und der Weg die Professoren zu rekrutiren, ist wie für die Oberlehrerstellen am Gynasium, die einfache ministerielle Ernennung ohne Befragung der Fakultät, auf den concours d'agrégation hin. Der Studiosus, der sein viertes Jahr durchgemacht und sich den Doktorhut erobert hat, bereitet sich für den concours vor: für diesen werden jährlich so viele Plätze ausgeschrieben als zu besetzen sind; die Glücklichen in diesem langwierigen peinlichen Examen, das durchaus keinen Beweis von der didaktischen Fähigkeit der Kandidaten liefert, werden nach Nummern geordnet und je nach dieser Rangnummer als professeurs agrégés an eine Fakultät ersten, zweiten oder dritten Ranges geschickt. Vom Zufall hängt es ab, welche Disciplin der junge Lehrer zu dociren hat: Spezialitäten, als Romanist, Kriminalist ꝛc., giebt es nicht; der Professor wird engagirt pour tout faire. Nach einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren wird der agrégé zum professeur titulaire ernannt. Auch der Dekan ist auf Lebenszeit vom Minister bestellt. Die meisten Professoren praktiziren zugleich als Advokaten und erhöhen dadurch ihr Einkommen bedeutend. Ob ihr Unterricht dabei an Wissenschaftlichkeit oder auch nur an Sorgfalt gewinnt,

das mag sich der Leser selbst beantworten. Fast die Hälfte der Studirenden wohnt in der Regel nicht in der Stadt, wo die Falkutät errichtet ist. Sie bereiten sich zu Hause durch Bücherstudien — manuels — vor, oder nehmen gerade noch vor Thorschluß einen répétiteur. Die meisten Studenten, die am Orte wohnen, hören ebenfalls solche Repetitoria, die ein Haupteinkommen der jungen Lehrer — ihrer Examinatoren am Jahresschluß! — bilden, und deren Zahlung allein direkt in ihre Tasche fließt. Im übrigen zahlt der Student seine jährliche Inscription wie seine Examinationsgebühren an den Sekretär der Fakultät, der sie an den Finanzminister weiter befördert. Aus dieser Masse wird dann später, nach starkem Abzug, der Gehalt der Professoren bestritten. Die 11 Rechtsfakultäten bringen dem Staat jährlich einen Nettogewinn von 1,200,000 Fr. ein! Das Land, das sich rühmt, allen höheren Unterricht unentgeltlich zu geben, weil die Thüren der Hörsäle jedem Unberufenen geöffnet sind, legt in Wahrheit einen Finanzzoll auf das Studiren. Und so ist's, im Vorbeigehen sei's gesagt, im Grunde mit beinahe all den schönen Generositäten der Revolution: alle Bibliotheken sind offen, um, wie die Hörsäle, von Frierenden und Romanlesern angefüllt zu werden; der Gelehrte aber, der ernstlich nur zu Hause arbeiten kann, darf kein Buch mit heim nehmen. Der Concurs — schon grundsätzlich ein höchst zweifelhaftes System, das nur der plattesten Auffassung von Gerechtigkeit entspricht — wird in der That auf alle Weise beeinflußt. Die Ausschreibung der Professuren an alle Bewerber ist eine leere Formalität, und so verhält sich's mit allen jenen edlen Abstraktionen, die auf dem Papier stehen.

Aehnlich wie die Rechtsschulen sind die facultés de médecine eingerichtet. Ihrer sind nur drei,*) Paris, Montpellier, Straßburg (jetzt Nancy). Daneben existiren freilich etwa zwanzig Vorbereitungsschulen, die aber nur den Anfangsunterricht und das brevet d'officier de santé ertheilen dürfen. Eine faculté des sciences pflegt an demselben Orte zu sein, aber ohne alle Beziehung zu der Medizinschule. Die agrégation ist hier abgeschafft, und die Ernennung erfolgt einseitig durch den Minister. Für alle Professoren, an den drei Fakultäten wie an den Vorbereitungsschulen, ist die Professur durchaus Nebensache; sie sind insgesammt praktische Aerzte, denen der schlecht bezahlte Lehrstuhl nur als réclame beim Publikum dient. Im Uebrigen ist die Organisation dieselbe wie in den Rechtsschulen.

Die katholisch-theologischen Fakultäten führen, außer der Pariser, nur noch ein Scheinleben; es existiren deren etwa vier oder fünf; die Seminarien haben sie in Frankreich, wie bei uns, virtuell getödtet. Die zwei protestantisch-theologischen Fakultäten von Straßburg und Montauban standen in gutem Flor vor dem Kriege, die erstere liberaler, die zweite mehr orthodoxer Richtung angehörend, beide viel von Schweizern besucht.

Die philosophische Fakultät ist in zwei getheilt: eine faculté des lettres, eine faculté des sciences. In jeder der sechzehn Akademien existiren beide, wiewohl oft an verschiedenen Orten. In jeder sind fünf Professoren, die wöchentlich eine Vorlesung halten. Das Publikum dieser,

*) Jetzt sind es sieben: Paris, Montpellier, Nancy, Bordeaux, Lille, Lyon, Toulouse. (Anm. der Herausgeberin.)

unsern populärwissenschaftlichen Vorträgen durchaus ähnlichen Vorlesungen besteht aus Damen, älteren Herren und armen Teufeln, die ein warmes Zimmer suchen. Bei dem ziemlich hohen Niveau der Bildung dieses Auditoriums wird eine solche Vorlesung eine wahre Arbeit für den Professor, namentlich was die Form anlangt. Auch der Gegenstand darf weder ein allgemein bekannter noch ein speziell gelehrter sein; jede Vorlesung muß wie unsere gemeinverständlichen Vorträge ein abgerundetes Ganze bilden, da ja die Zuhörerschaft jedes Mal wechselt und der Professor folglich nie da fortfahren kann, wo er das letzte Mal aufgehört: das Ganze gleicht einem sorgfältig gearbeiteten Revue-Artikel. Da der Wortlaut des Reglements annimmt, daß die Studiosen jene Vorlesungen besuchen, so ist diesen zu Liebe das Triennium eingeführt. Der Professor der Geschichte muß das eine Jahr einen Gegenstand des Alterthums, das zweite einen des Mittelalters, das dritte einen der Neuzeit behandeln. Der Professor der auswärtigen Litteratur — und jede Fakultät hat einen — muß abwechselnd Gegenstände italienischer, deutscher und englischer Litteraturgeschichte vortragen. Ist er im Einen warm geworden, so muß er ihn verlassen, um zum Andern überzuspringen. Oft wird ein Professor versetzt vom Lehrstuhl der französischen Litteratur auf den der alten, von diesem auf den der Philosophie. Kann ja doch nur ein trockner Stockgelehrter ein Spezialist sein. Neben dieser wöchentlichen öffentlichen Vorlesung hält jeder Professor wöchentlich eine Klasse, worin er ein paar verhungerte maîtres répétiteurs für's Licentiatenexamen vorbereitet, ihnen ihre Aufsätze korrigirt ꝛc. Doktorexamen in

der Provinz kommen fast nie vor: sie sind Paris vorbehalten.

Die soziale Stellung des Professors in der Provinz ist im Grunde eine untergeordnete. Da er meist aus einem Gymnasium avancirt ist und die Gymnasiallehrer sich aus den niederen Mittelklassen rekrutiren; da überhaupt vorausgesetzt wird, daß nur ein Mensch, der am Verhungern ist, sich in den Galeerendienst der Pädagogie begeben kann, so besteht bei dem früher geschilderten Kastengeiste der Franzosen eine tiefe Kluft zwischen dem Professor und dem Justiz- oder Verwaltungsbeamten, Advokaten oder Arzt, obschon äußerlich vollständige Gleichheit zu herrschen scheint. Es kommt absolut nicht vor, daß ein bemittelter oder adeliger Franzose in die Université tritt. Der Concurs ist abgeschafft für die facultés des lettres und des sciences. Nur der Doktorhut wird erfordert und dieser fast immer in der Pariser Sorbonne erworben. Es ist der einzige gelehrte Grad, der einen wirklich wissenschaftlichen Charakter besitzt, wenigstens in den facultés des lettres und des sciences. Eine lateinische und eine französische Dissertation, resp. zwei französische, werden hier in eingehender Disputation (soutenance) öffentlich gegen alle Professoren der Fakultät vertheidigt. Auch giebt dieselbe Fakultät nur dann beiden Thesen, wie man die Abhandlungen oder vielmehr Bücher nennt, das imprimatur, wenn sie von eignen und gediegenen Studien zeugen. Ebenso in den anderen drei Fakultäten. Leider bringt es die Einrichtung und der Geist der französischen Universitätsstudien mit sich, daß die Doktorkandidaten nicht leicht aus dem Vollen schöpfen, nicht etwa eine besondere

Frage oder Thatsache ihrer Studien behandeln, sondern ganz von Außen an den Gegenstand herankommen; sich meist auch vorher bei einem Professor Raths erholen, wo wohl noch ein nichtbehandeltes Sujet sei. Das wird dann gewissenhaft und fleißig bearbeitet, aber ohne jenes tiefere Ergreifen und Verstehen, das nur dann vorhanden ist, wenn man den Winkel eines ganzen wohlbekannten Feldes besonders bebaut.*)

*) Der Verfasser erlaubt sich hier in der Anmerkung eine Stelle aus einer längeren Rezension zu geben, die er vor Jahren im „Journal des Débats" veröffentlicht und worin er bei Gelegenheit eines übrigens trefflichen Buches, das als Doktordissertation gedient, den Franzosen selbst seine Ansicht über das Doktorat gesagt hat.

. . . .

III.

On a dit que le volume de M. S. est un livre charmant, bien composé, bien écrit, plein de faits et d'idées, amusant surtout. Comme on pense très sincèrement tout le bien qu'on en a dit, l'auteur pardonnera peut-être au critique de finir son compte-rendu par quelques mots de mauvaise humeur. L'excellent volume de M. S. n'est que le prétexte d'une „querelle d'Allemand" qu'on voudrait faire depuis longtemps à une certaine catégorie d'auteurs. Si ces études avaient paru dans une Revue ou dans un journal, l'observation chagrine qu'on va faire n'aurait pas même d'objet; mais elles ont formé une thèse de doctorat, soutenue en Sorbonne, et il doit être permis aux pédants de ne pas oublier cette première destination du volume.

Le doctorat est en France l'unique examen véritablement scientifique; il importe de ne pas lui enlever ce caractère. On le considère volontiers comme la plus facile de toutes les épreuves universitaires; il devrait en réalité être la plus probante de toutes, et il pourrait l'être, si l'on en observait scrupuleusement les traditions, rétablies par le regretté Victor Le Clerc (den ehemaligen Dekan der Pariser Fakultät). Le baccalauréat doit constater l'instruction encyclopédique et superficielle qu'on est en droit d'exiger de quiconque a la prétention d'appartenir

Wo sind nun aber die Studenten unserer philosophischen Fakultät? Ihre durch die philosophie (selecta) des Gymnasiums schon sehr reduzirte Anzahl steckt in den Spezialschulen: Ecoles polytechnique, normale, centrale,

---

aux classes éclairées: il demande par conséquent l'étendue plus que la sûreté et la profondeur des connaissances. La licence est là pour prouver qu'on s'est approprié la partie acquise et incontestée de telle ou telle branche du savoir humain; elle a surtout en vue l'exactitude et la solidité de l'instruction spéciale. L'agrégation enfin prétend garantir la capacité didactique d'un candidat en exigeant de lui, du moins pour les lettres, une correction et une pureté presque absolues de la forme. Le doctorat seul permet à celui qui en brigue l'honneur de démontrer qu'il a fait des recherches et des études personnelles. Ce n'est pas de savoir, c'est de science qu'il s'agit en cet examen suprême. Un candidat au doctorat saurait par coeur les manuels les plus compendieux, voire des dictionnaires entiers, que cela ne prouverait pas autant, aux yeux de l'examinateur éclairé, qu'un travail de cent pages sur un point controversé ou sur une date douteuse.

Le doctorat n'est pas davantage une épreuve littéraire. Peu importe que l'auteur d'une thèse écrive le français avec élégance, peu importe même qu'il ait de l'esprit — quoique ce soient là deux choses qui ne gâtent jamais rien; — ce que l'on exige du candidat, sous le rapport de la forme, c'est de la méthode, rien que de la méthode. Il faut donc qu'une thèse prouve, d'une façon irréfutable, que l'auteur, très au courant d'une science ou d'une branche de science, et nageant pour ainsi dire en pleine eau, a su enrichir ou faire progresser cette science en se livrant à des expériences nouvelles ou à des recherches originales sur un point particulier et en employant dans ces travaux des procédés éprouvés, c'est-à-dire une méthode rigoureuse.

Ce n'est malheureusement pas ainsi que procèdent la plupart des aspirants docteurs. Ils se réveillent un beau matin, se disant: Il faudrait pourtant être docteur: cela est nécessaire pour entrer dans les Facultés; c'est une recommandation pour une chaire de lycée à Paris; c'est une lettre de passe pour

des forêts, des mines, des ponts et chaussées, des langues orientales, des chartes etc. Der Zweck dieser Schulen aber ist ein ganz praktischer: die Vorbereitung für gewisse Carrièren; nur von Wissen ist hier die Rede, nie von Wissenschaft. Sie sollen Ingenieure, Lehrer, Architekten,

---

être admis parmi les écrivains *sérieux;* mais, hélas! pour y arriver, il faut faire une thèse. Sur quoi pourrais-je bien faire une thèse? Choisirai-je un sujet historique ou une question de philologie? un thème de littérature étrangère ou française, de philosophie ancienne ou moderne? Sur ce, on ce met à la recherche d'un sujet. Naïvement et ingénument on frappe a la porte d'un savant: Monsieur, pourriez-vous m'indiquer un sujet de thèse? Le voilà trouvé, enfin, ce malheureux sujet; il est même assez neuf, assez séduisant; nous avons de l'esprit, nous savons écrire, vite à l'oeuvre; le savant qui nous a indiqué le sujet sera bien assez bon pour nous indiquer aussi les sources où il faut puiser. Jamais on ne songe que, pour traiter une question spéciale, il serait peut-être bon de connaître tous les alentours de cette question; jamais on n'a l'idée qu'on ne s'improvise pas savant sur un point donné. Si les jeunes licenciés et agrégés se livraient simplement, et sans préoccupation de doctorat, à telle étude qui les attire, ils seraient fort étonnés de voir qu'au bout d'un certain temps un sujet de thèse s'imposerait à eux tout spontanément. Un homme qui depuis trois ou quatre ans s'est occupé exclusivement de l'histoire des guerres de religion, par exemple, sans se contenter de ce qui est dûment breveté par l'impression, ne trouvera pas plus de difficultés à écrire une dissertation sur les États de Blois ou une biographie de L'Hôpital, qu'un savant, dont l'étude principale s'est portée sur la poésie épique du moyen-âge, n'en trouve à composer une thèse sur *Renaud de Montauban* ou sur *Doon de Mayence.* L'un et l'autre sauront certes mieux que n'importe quel savant conseiller où chercher leurs sources.

Point n'est besoin pour cela de remonter au moyen-âge ou à l'antiquité, ni d'affecter les dehors rébarbatifs du pédant,

. . . .

Dolmetscher ꝛc. liefern, keine Philologen oder Mathematiker, Linguisten oder Geschichtsforscher. Sie, namentlich die Ecole normale supérieure, worin die höheren Gymnasiallehrer gebildet werden, haben mehr als alles andere zur Ertödtung des wissenschaftlichen Geistes in Frankreich beigetragen. Nur das förmlich konstatirte Wissen, nur die angenehme Form, nur die praktische Fertigkeit wird hier gelehrt. Nichts kommt dem Respekt gleich, den z. B. ein Schüler oder Lehrer der Ecole normale vor einem gedruckten Text hat; dem Schrecken, den ihm eine philologische Konjektur einjagt — er scheint kaum zu zweifeln, daß Aeschylos selbst die Druckbogen der „Oresteia“ in der Didot'schen Druckerei korrigirt hat. Renan schreibt die Ertödtung des wissenschaftlichen Geistes in Geschichte, Philosophie und Philologie hauptsächlich dieser Schule zu.

Wie sich's im Sekundärunterricht nur um die formelle Abrichtung handelt, so im höheren nur um die professionelle: dort erwirbt der Jüngling die allgemeinen, hier die speziellen Kenntnisse; dort erlernt er die Form, hier das Métier. Das Resultat ist, daß die Staatsbeamten, wie die Männer der sogenannten „liberalen Carrièren“ keinerlei wissenschaftliche Basis haben; daß man überall treffliche Praktikanten — Ingenieure, Aerzte, Advokaten ꝛc. — antrifft, kaum noch einen Gelehrten. Alles, was wirklich wissenschaftlich geleistet wird, wird außerhalb der Université geschaffen. Wäre sie so allmächtig geworden wie Napoleon es wollte; wär' es ihr gelungen, wie es die „Liberalen“ noch jetzt wünschen, alle andern vom Staat unabhängigen Institutionen zu zerstören, so wäre es vollständig geschehen um die französische Wissenschaft, und der Nation, die im

16. Jahrhundert den ersten Rang in Philologie und Jurisprudenz, die im 17. in der Metaphysik, im 18. und bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts in der Mathematik und Naturwissenschaft das Höchste leistete — der Nation der Cujacius und Saumaise, der Descartes und Malebranche, der Laplace und Lavoisier, der Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire wäre selbst der Begriff der Wissenschaft verloren gegangen.

Wohl sind seit wenigen Jahren den Fakultäten der Université gefährlich aussehende Nebenbuhlerinnen in den katholischen facultés erwachsen; allein die Gefahr liegt nicht darin, daß sie die Staatsanstalten durch höheren wissenschaftlichen Geist ausstechen, sondern darin, daß sie dieselben in der Abrichtungskunst noch übertreffen; darin auch, daß die Prüfungen dadurch wie in Belgien noch mehr gefälscht werden; daß so das Niveau der höheren Bildung immer mehr sinke. Das Unheil, das die Einführung der „Unterrichtsfreiheit“ — wie man euphemistisch die Schöpfung eines zweiten Unterrichtsmonopols, des kirchlichen neben dem staatlichen, nennt — seit 1850 in dem Gymnasialunterricht angestellt, hat die frommen Gesetzgeber von 1874 nicht abgehalten, dieselbe auch in den Fakultätsunterricht einzuführen. Glücklicherweise mit weniger praktischem Erfolg als dort: denn die „katholischen Fakultäten“, die mit soviel Geräusch eingerichtet wurden, scheinen noch ziemlich leer zu stehen. Sie werden es auch, so lange sie nicht das Recht haben, die akademischen Grade zu verleihen, was vielleicht weniger gefährlich für die Studien sein wird, als die sogenannten „gemischten Prüfungsausschüsse“, die in Belgien soviel Uebel angerichtet haben und, Gott sei

Dank, in Frankreich für's Erste nur noch auf dem Papier bestehen. In diesen vertragen sich nämlich entweder die Mitglieder der feindlichen Körperschaften, Universität und Kirche: dann sind alle Kandidaten sicher durchzukommen; oder sie bekämpfen einander: dann werden die armen jungen Leute solcher Rivalität, die gar Nichts mit der Sache zu thun hat, aufgeopfert. Doch bleibt die schlimmste Folge stets die, daß die mechanischen Methoden des französischen höheren Unterrichts immer noch mechanischer werden durch diesen Wettstreit zwischen den beiden Konkurrenten. Wer bereitet am Besten für's Examen vor? heißt's; nicht, wer führt uns am Tiefsten in die lebendige Wissenschaft ein? Nicht gegen das Vaterland, nicht gegen die republikanische Verfassung, nicht gegen die bürgerlichen Einrichtungen der Revolution und Napoleon's wenden sich die Bestrebungen der Geistlichkeit im Gymnasial- und Fakultätsunterricht — im Volksunterricht haben sie gar keine Tendenz, können sie keine haben —; sondern gegen die Freiheit des Geistes kämpfen sie an, gegen die wissenschaftliche Forschung. Dieses Ziel aber können sie ebensogut und besser im „modernen" Frankreich erreichen als im „feudalen", und bald wird man wohl von der französischen studirenden Jugend mit Faust sagen müssen:

„Du hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geist und Alles ist Dressur."

Alle wirklich hervorragenden Denker in Frankreich erkennen diese Gefahr, und selbst Gläubige, wie Tocqueville, betrachten die Laien-Erziehung als die einzige Bürgschaft für Gedankenfreiheit.

In der That giebt es nur wenige noch, die begreifen, daß es etwas außer Brodstudium giebt; daß die Wissenschaft sich selbst Zweck sein könne; daß ein Gelehrter kein Schullehrer ist, der auf die Worte des Meisters schwört und das Auswendiggelernte auswendig lernen läßt; daß Kritik kein Verbrechen gegen den heiligen Geist ist; daß ein Niebuhr oder ein Wolf keine Tempelschänder sind; daß die Wissenschaft etwas Lebendiges, Fortschreitendes ist, und daß sie in der That seit Bossuet und Buffon wirklich einige Fortschritte gemacht hat. Noch heute existiren glorreiche Ausnahmen in Frankreich; aber es sind kühne Waghälse, die dem Joch der Université entronnen sind oder sich nie darunter gebeugt haben; sie hat nicht einen wirklichen Mann der Wissenschaft in siebenzig Jahren hervorgebracht. Wie gern hätte die Revolution alles menschliche Wissen kodifizirt und in manuels gebracht, wenn sie es nur gekonnt; so haben ihre nach jesuitischem Muster geordneten Programme und Reglements doch noch Maschen, wo der lebendige Geist durchzuschlüpfen im Stande ist; noch existiren einige Asyle, wo sich die freie Wissenschaft hinflüchten und befestigen kann. Nur mit Schrecken kann man daran denken, was aus Frankreich geworden wäre, wenn die Ecoles normale und polytechnique die einzigen Pflegestätten der klassischen und mathematischen Wissenschaften geblieben wären — und das lag im ersten Plane.

Glücklicherweise ließ die brutale Axt der Revolution einige wenige alte Stämme zurück, worin noch genug Leben pulsirte, um Leben zu schaffen. Um die Académie française und die Académie des inscriptions et belles lettres gruppirten sich, unter dem Gesammtnamen Institut,

drei andere neue Akademien, die von jenen alten schönen Stiftungen Leben und Fruchtbarkeit erhielten. „Das Jahr übt eine heiligende Kraft“, und „was grau vor Alter ist“, das ehrt der Mensch. Schon dadurch, daß sie in der altehrwürdigen Sorbonne haust, ist der faculté des lettres von Paris ein gewisses Ansehen geblieben, und von allen französischen Institutionen sind die drei einzigen, welche sich aus dem ancien régime erhalten haben, auch die angesehensten: Franz' I. Collège de France, Richelieu's Académie francaise und die Académie des Inscriptions. So viel wie ihr Alter mag auch ihre Autonomie zu diesem Ansehen beitragen — sind sie doch die einzigen Körperschaften des Landes, die sich durch Cooptation ergänzen, die einen Grad von Selbstverwaltung haben. Hier allein herrscht noch wirklich wissenschaftliches Leben; die Professoren der Université, wenn sie nicht selbst Mitglieder des Institut sind — und kein Professor der Provinz ist es — sind Schulmeister oder rednerische Feuilletonisten: hier allein sind Gelehrte; und nichts beweist die wissenschaftliche Höhe dieser Anstalten besser als der Takt, mit dem sie im Ausland ihre Correspondenten, in Paris ihre Mitglieder wählen. Selbst die vielgeschmähte Académie française vollzieht mit der außerordentlichsten Feinsinnigkeit ihr heikles Amt einer Bewahrerin des traditionellen französischen Geschmacks in Schrift und Rede; sie war nur ihrer Pflicht getreu, wenn sie einen Gelehrten im deutschen Style wie Littré ausschloß, einem grand-seigneur im Style des grand-siècle, wie dem letzten Herzog von Broglie, einen Sessel bot. Das Collège de France, gestiftet als Pflegestätte nicht des Unterrichts, sondern der fortschreitenden

Wissenschaft, ist freilich nicht auf seiner Höhe geblieben; die Oeffentlichkeit — die überall unverträglich ist mit ernstem Schaffen und Lernen — hat seinen ursprünglichen Charakter gefälscht, und es ist für einen Mann, welcher Ehrfurcht hat vor der Geschichte, ein wahrer Schmerz, einen Laboulaye, der einst so großes in der Rechtsgeschichte geleistet, einem Auditorium von jungen schönen Amerikanerinnen unterhaltende populäre Vorträge zum Besten geben zu sehen, in den Mauern, wo einst Budé gelehrt.

Doch ist seit wenigen Jahren dem Collège de France eine würdige Nachfolgerin erwachsen in der Ecole des hautes études, der bedeutendsten und hoffentlich folgenreichsten Schöpfung in des vielgescholtenen Duruy oft sehr heilsamer Thätigkeit. Hier ist die Oeffentlichkeit ausgeschlossen; es bildet sich ein persönliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; der Unterricht hat die Gestalt unserer philologischen und historischen Seminarien, unserer chemischen und physiologischen Laboratorien. Hier ist Jugend, Leben, Muth; und wenn es auch ein schlimmes Ding ist, Brodstudium und Wissenschaft so absolut zu trennen, hier einem Lehrer zu sagen: du lehrst das überlieferte, unbestrittene Wissen; dort einem zu gebieten: du bringst die Wissenschaft weiter; dem ersten: mach nur nützliche, fertige Handwerker; dem zweiten: forsche und bringe neue Entdeckungen; wenn auch der lebendige Funke des wissenschaftlichen Berufes mehr Aussicht hat, auf Brennstoff zu fallen unter den Hunderten, die nur einem Beruf nachgehen wollten, als unter den wenigen Einsamen, die fern von aller Anregung in ihrer Dachstube sitzen; obschon es für die Nation im ganzen immer ein unzuberechnendes

Unglück bleibt, wenn ihre gebildeten Stände aller wissenschaftlichen Grundlage entbehren — so ist es doch eine Wohlthat, die das französische Volk dem zweiten Kaiserreiche nicht genug danken kann, daß wenigstens eine Lampe entzündet worden, um die sich die wahren Jünger der Wissenschaft sammeln, von der sie sich können erleuchten lassen. Das Collège de France ist seinen Traditionen untreu geworden; das Institut nimmt nur Gewordene auf; fast alle Werdenden ergreift die Maschine der Université, der Ecoles spéciales, der katholischen Fakultäten mit ihrem Räderwerk, drückt ihnen jeden Tropfen Eigenheit aus, zwängt sie in ihre stereotypen Formen, und liefert sie als glatte, gewandte, geistlose Fabrikarbeiter dem Staat und der Gesellschaft. Wohl Frankreich, wenn auch nur einige wenige in jene bescheidenen Räume an der alten Sorbonne flüchten können, wo vielleicht der Geist eines Henricus Stephanus oder Scaliger wieder zu erwachen im Begriff steht!

Drittes Kapitel.

Die Provinz und Paris.

Auf Grund des Familien- und Unterrichtswesens, unter den sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen wie wir sie zu schildern versucht haben, hat sich nun seit dem Beginn dieses Jahrhunderts das geistige und politische Leben der Nation entwickelt, das uns in wenigen Zügen zu charakterisiren bleibt. Freilich würden unsere Beobachtungen, selbst wenn sie weniger skizzenhaft niedergelegt wären, nimmer hinreichen, dieses doppelte Leben erschöpfend zu erklären. Dies zu thun, müßte der Oekonomist, der Geograph und der Statistiker die Resultate ihrer Forschungen über Bodenreichthum, Klima, Küstenausdehnung, über Handel, Industrie und Ackerbau beibringen; müßten der Litterarhistoriker und der politische Geschichtsschreiber die geistige und staatliche Entwicklung der Nation Jahrhunderte hinauf verfolgen und zeigen, welche Richtungen sie dem „modernen Staat" und der Litteratur unserer Zeit angewiesen hat; es müßte namentlich der Jurist die Civil- und Kriminalgesetzgebung des Landes eingehend studiren

und ihren Geist wie ihre Formen vollständig darlegen. Erst dann könnten die Versuche, das neue Frankreich zu erklären, einigen Anspruch auf Vollständigkeit machen. In idealem Sinne hat dieß ein genialer Dichter gethan. Obschon Balzac nur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelebt und gedichtet, so hat er mit dem Auge des Sehers, dem das Vergangene und das Zukünftige gegenwärtig ist, nicht nur das geheimnißvolle Werden des neuen Frankreich geschildert, sondern auch die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs mit prophetischer Sicherheit gezeichnet. Er, der denkende Dichter oder, um genauer zu reden, der dichterische Denker, hat das Wesen der Dinge erschaut und dargestellt. Hätte ihm die Muse zu der Tiefe der Auffassung und der Klarheit des künstlerischen Blickes auch noch die Gabe der künstlerischen Form verliehen, er stünde einzig da in der Litteratur seines Landes; denn ihm ist es gelungen, die verborgen wirkenden Ideen concret vor's Auge zu bringen, ihm zu zeigen, wie in der modernen Einförmigkeit des französischen Volkes, worin das Individuum ganz vor der Gattung zurückzutreten scheint, sich die Individualität doch ihr Recht zu verschaffen weiß. Indeß, neben und unter dem Dichter wie dem Denker, hat auch der Beobachter der zufälligen Wirklichkeit seine Berechtigung, der die einzelnen Erscheinungen sammelt, ihre Vielheit unter allgemeine Rubriken bringt und so selbst wieder dem Dichter Anregung und Stoff verschaffen kann. So möge es uns denn auch erlaubt sein, die Art von Beiträgen zu jenen Erklärungsversuchen zu liefern, welche nur die lebendige Erfahrung erbringen kann, und welche in den Augen des unbefangen Urtheilenden gewiß nicht weniger Werth haben, als die

Data, Ziffern, Fakta und Texte, welche er aus den Büchern schöpfen könnte.

Auf diesem unseren Felde nun begegnet uns ein Phänomen so merkwürdiger Art, daß wir es nicht zu umgehen vermögen — ein Phänomen, ohne dessen Betrachtung jeder Versuch, das geistige und politische Leben Frankreichs zu würdigen, nothwendig fehlschlagen müßte: es begegnet uns der Gegensatz zwischen der Provinz und Paris.

I.

Zu spät bemerkt der Schreiber dieser Zeilen, welch' einen Verstoß er gemacht gegen die heiligen Gebote des Decrets vom Messidor, die ein guter Franzose gewiß nicht außer Acht gelassen hätte. Er hat gewagt, die letzten die ersten sein zu lassen; er hat vergessen, daß der verehrte Text des Decrets vom Messidor, dieses Lieblingsstudiums aller französischen Würdenträger, daß die Rangordnung, welche Bonaparte unter den Staatsdienern eingeführt, der Université den letzten Platz angewiesen — nach dem Klerus, nach dem Heer, nach der Justiz, nach der Verwaltung, nach den Finanzen. Was hätte ein gewisser Staatsprokurator dazu gesagt, den ich einst den Saal verlassen sah, wo er — proh pudor! — unter einem Rektor sitzen sollte? Nun das Unglück geschehen ist, erlaube man mir, das Decret des Messidor, dieses sibyllinische Buch der französischen Hauswirthinnen, ganz beiseite zu lassen und nach meiner eigenen paradoxen Rangordnung zu verfahren.

Die angesehenste Kaste des europäischen China, das man in Frankreich la province nennt, ist zweifelsohne die Magistratur. Napoleon verstand es wunderbar, die Forderungen der abstrakten Symmetrie mit denen der concreten Interessen, Vorurtheile und Leidenschaften zu verbinden. Er schuf einige hundert Tribunale, siebenundzwanzig Appellationsgerichte, einen Cassationshof; aber er verlegte jene Gerichte zweiter und letzter Instanz, — der Cassationshof ist bekanntlich keine Instanz — meistens an die Orte, an denen ehemals die Parlamente getagt: nach Bordeaux z. B. und Rouen, Douai und Dijon ꝛc. Zu Richtern aber bestellte er, wenn er's irgend konnte, die Söhne oder Verwandten der alten Parlamentsräthe, wie er ihnen auch den altehrwürdigen rothen Talar ließ — eine sehr wichtige Aeußerlichkeit, die überall am Platze wäre, in Frankreich aber unerläßlich ist, wenn das spottlustige Volk nicht sogleich in dem Richter den Menschen und Nachbar wieder erkennen soll, in wie strenge Falten er auch im Privatleben sein Gesicht zu legen pflege. Obschon nun seitdem Hunderte von homines novi durch die Staatsanwaltschaft (parquet), manchmal auch, freilich sehr selten, durch die Advokatenbank (barreau) in die Gerichte eingedrungen sind, so hat doch jene Verbindung mit dem alten Parlamentsadel (noblesse de robe) der französischen Justiz ein besonderes Ansehen bewahrt. Noch immer rekrutiren sich zum größten Theil die Richter aus Richterfamilien, und das Ziel ihres Ehrgeizes, dem sie oft die zwanzig besten Jahre ihres Lebens in einem Landstädtchen willig opfern, ist meist: an ihrem Geburtsort ihre Laufbahn zu beschließen; will doch jeder lieber etwas in einem Flecken als gar nichts

in Rom sein; denn die Eitelkeit hat selbst an dem so stark ausgesprochenen Lokalpatriotismus der Franzosen ihr gutes Theil. So viel aber gilt der Richter in seinem Flecken, daß seine Würde und sein ärmlicher Gehalt hinreichen, ihn in der Heirathsfrage — dem einzigen stichhaltigen Kriterium aller gesellschaftlichen Rangverhältnisse — mit den reichsten Erbinnen auf gleichen Fuß zu setzen. Freilich hat das zweite Kaiserthum das Mögliche gethan, jene noch überlebenden Traditionen zu brechen und der Justiz ihren provinziellen Charakter zu benehmen. Es bediente sich des Staatsanwaltes wie des Präfekten, zu politischen Zwecken, brauchte also ergebene, unskrupulöse Kreaturen, die es nur unter wurzellosen Ehrgeizigen finden konnte, als welche durch keine Lokalrücksichten gebunden, durch keine Familienüberlieferungen zurückgehalten waren, und so ist eine Magistratur in der Magistratur entstanden, welche diese wie eine Schmarotzerpflanze zu überwuchern droht.

Man kennt die Organisation der französischen Justiz: es ist diejenige unserer linksrheinischen Lande. Meist geht der Weg zu dem Richteramt (**magistrature assise**), welche unabsetzbar ist, durch die Staatsanwaltschaft (magistrature debout), welche absetzbar ist; nur selten wird ein Richter unmittelbar, wie in England, aus dem Advokatenstand oder den Friedensrichtern genommen. Wie schlimme Folgen diese Gewohnheit hat, kann man sich denken: in politischer Beziehung werden dadurch die Gerichtsbeamten an geschmeidige Unterwürfigkeit gegen die zeitweilige Regierung, in kriminalistischer an persönliche Animosität gegen die Angeklagten gewöhnt; hängt doch ihre Beförderung im parquet von der Zahl der Verurtheilungen ab, die sie von

der Jury erlangen. Doch wäre es ungerecht, voraus-zusetzen, daß diese inquisitorische Verfolgungssucht bewußt ist: der Statsanwalt identifizirt sich überall gern mit dem Staat; auch ist beinahe immer anzunehmen, daß er nur dann einen Angeschuldigten vor die Geschworenen kommen läßt, wenn er seiner Schuld sicher zu sein glaubt. Daher bleibt ihm denn auch diese Voreingenommenheit, selbst wenn er „sich gesetzt hat", d. h. wenn er Richter geworden ist; was die oft skandalöse Parteinahme des Assisenpräsidenten gegen den Angeklagten hinlänglich erklärt. Die Abhängigkeit von der Regierung, die polizeiliche Thätigkeit, die diese ihm auferlegt, vor allem aber der Wunsch nach Beförderung, machen leider meist aus dem französischen Staatsanwalt ein blindes Werkzeug des Ministers in politischen Dingen, einen zweiten angesehneren Präfekten. Dieß der Grund, warum so viele liberale Politiker das Geschwornengericht in Preßangelegenheiten und überhaupt in politischen Vergehen verlangen, obgleich es doch im Grunde nur ein Uebel durch ein anderes ersetzt: die Jury spricht stets frei, wie die Gerichte immer verurtheilen. Fiele die Beförderung weg, und würde der Richter unmittelbar aus der Advokatur genommen, so könnte man auch auf eine gerechte politische Rechtsprechung ohne Geschworene rechnen.

So viel übrigens der französische Richterstand vom politischen und kriminalistischen Standpunkt aus zu wünschen übrig läßt, in der Civiljustiz ist er durchaus vorwurfsfrei, wie denn auch das französische Gerichtsverfahren an Raschheit, Wohlfeilheit, Genauigkeit das aller anderen Länder übertrifft. Einen redlicheren Richterstand giebt es

wohl nicht leicht in Europa; handelt es sich doch im Privatrecht meist um Eigenthums- und Civilstands-Fragen, und man kennt die skrupulöse Achtung der Franzosen vor diesen Grundpfeilern der Gesellschaft. Wie der Jury, die so oft Leidenschaftsverbrechen aller Art aus falscher Sentimentalität oder aus Feigheit vor der öffentlichen Meinung absolvirt, nie der Muth fehlt, Verbrechen gegen das Eigenthum unerbittlich zu ahnden, so wird der Richter in Civilangelegenheiten jedem Zuspruch, jeder Gunst, jeder „Empfehlung“ — diesem sonst allmächtigen Motor der französischen Staatsmaschine — durchaus unzugänglich sein. Wie die makellose Unbestechlichkeit des Richters, so ist auch sein gesunder Verstand (bon-sens) lobend hervorzuheben. Es fehlt freilich dem französischen Richter meist an wissenschaftlicher Bildung; aber seine richtige Beurtheilung gegebener Verhältnisse, streitender Charaktere, vorliegender Gesetzestexte, kurz was der Franzose treffend la judiciaire nennt, ist meist unangreifbar, und glücklicherweise pfuscht ihm wenigstens kein Geschwornengericht in die Civiljustiz. Gewisse Urtheile der Tribunale und Appellationshöfe (jugements und arrêts), namentlich aber des Cassationshofes (sentences), dessen Entscheidungen eigentlich die Jurisprudenz feststellen, sind Meisterwerke an Klarheit und Feinheit. Der Franzose ist ein geborner Jurist: ein Unglück für das Land ist nur, daß das Ansehen des Richter- und Advokatenstandes ihm auch eine so große Rolle im politischen Leben verschafft, und dadurch juridischen Ideen viel zu viel Raum im Staatswesen gegeben ist; denn nichts ist vielleicht schlimmer für einen Staat, als wenn die privatrechtliche Anschauung die politische beherrscht. Ein

großer Mißstand im französischen Gerichtswesen ist auch die große Zahl der Gerichte: außer tausend besoldeten Friedensrichtern, siebenundzwanzig Appellationsgerichtshöfe mit je drei Senaten (chambres) von je elf Mitgliedern! Hunderte von Tribunalen mit je fünf Richtern! Ich kenne solche Tribunale, die in einem Jahre nicht zwanzig Prozesse abzuurtheilen gehabt. Der Hofgerichtsrath sitzt nur dreimal in der Woche während weniger Stunden; in solchem Nichtsthun verrostet natürlich die beste Intelligenz. Welcher tüchtige Advokat aber wird um einen elenden Gehalt von 4000 Frcs. die einträgliche Advokatur verlassen, um „sich zu setzen“? Bei der Zahl der Eisenbahnen und den völlig veränderten Verhältnissen könnte man bequem die Zahl der Richter auf ein Viertel reduziren, ihre Gehalte aber vervierfachen. Eine weit weniger radikale Reform schlug vor einigen Jahren Baron Jouvenel in der Nationalversammlung unter allgemeinem Murren vor und fügte mit schwermüthiger Resignation hinzu: „Je sais que nous sommes dans un pays où il est plus difficile de supprimer un tribunal que de renverser un trône.“

Die Justiz gehört gemeiniglich nicht zur „Kolonie“ einer Provinzialstadt oder doch wenigstens nur zum geringsten Theil. Diese besteht aus den höheren Verwaltungs- und Finanzbeamten, Offizieren und Professoren und bildet wiederum mit dem Adel, den Gutsbesitzern, Notaren, Advokaten, Aerzten, reichen Kaufleuten, und ortsangehörigen Justizbeamten der Stadt die „Gesellschaft“, worin sie das bewegliche und bewegende Element ausmacht. Doch würde man sich sehr täuschen, wenn man glaubte, diese Bewegung sei eine geistige und die Kolonie brächte

einen idealeren Gehalt in die Provinzialgesellschaft. Recht im Gegentheil, ist es der Eingeborene, welcher bisweilen noch ein höheres Interesse bewahrt. Der Kolonist gehört, wie der Soldat, wie der Priester, einem Allgemeinen an, ist durch Nichts mit den lokalen Interessen verbunden, schwebt wurzellos in der Luft. Ehre und Disciplin geben dem Vaterlande des Soldaten, der Armee, doch immer noch eine feste Grundlage, auf der der Einzelne sich vergessen kann und muß. In noch höherem Grade findet dieß auf die Kirche, das eigentliche Vaterland des Priesters, seine Anwendung. Der französische Beamte aber, wie er geworden ist, sieht meist in dem Staate, dem er dient, nichts als eine große Versorgungsanstalt. Doch erfüllt er seine Pflichten noch immer mit Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mehr vielleicht aus amour-propre und um sich keinem Verweise auszusetzen, als aus wirklichem Interesse, immerhin mit Fleiß und Verstand. Ungeduldiger Ehrgeiz, Wunsch nach Beförderung, Streben nach Gehaltszulage oder Bewerben um eine Auszeichnung füllen sein ganzes Leben aus. Wie sein Amt ihm stets nur Mittel zum Zweck bleibt, so auch die Wahl seiner Bekannten, der Grad seiner Vertraulichkeit, ja der Gegenstand seiner Unterhaltungen. Alles muß ihm dienen und dient ihm. Zeitlebens bleibt er ein Fremder in der Stadt, in die ihn die Laune des Ministers gesandt und die er morgen freudig verläßt, wenn eine neue Garnison ihm irgend welche äußere Vortheile in Aussicht stellt. Nur die Elite der Bureaukratie, d. h. der hohe Beamte der Hauptstadt, pflegt seine Thätigkeit in höherem Sinne aufzufassen.

Das wahre Centrum dieser Kolonie, wie der Pro-

vinzialgesellschaft überhaupt, ist der oberste Verwaltungsbeamte der Stadt, der Präfekt oder der Unterpräfekt. Ueber die Organisation der französischen Verwaltung ist alles gesagt. Zwei treffliche kollegiale Obrigkeiten, der Staatsrath in Paris und die Präfekturräthe in der Provinz, versehen auf's beste die wirkliche Verwaltung und Verwaltungsjustiz. Die gewählten Autoritäten — Generalrath, Bezirksrath und Gemeinderath — haben bisher durchaus keine Bedeutung und keinerlei Macht gehabt, obschon die Ehre, im Generalrath zu sitzen, ungemein hoch geschätzt wurde; man kann fast sagen, daß der Generalrath den hohen Adel des Departements ausmachte, den Adel im ewigen Sinne, wie er immer und überall, mit oder ohne Titel, wiederentstehen wird: reiche gebildete Grundbesitzer von ererbtem Vermögen. Ostensibel, und auf politischem Gebiete auch thatsächlich, ist der Präfekt die Hauptperson in der Verwaltung; namentlich aber spielt er gesellschaftlich eine große Rolle. Oft ein talentvoller, ehrgeiziger junger Mann, dem positive Kenntnisse abgehen und eine bescheidene sichere Carrière zu langsam ist, öfter ein herabgekommener Adeliger, der seinen Titel für ein hohes Einkommen hergiebt, immer protegirt von einflußreichen Damen, bereit im Dienste des Ministers heute das pro und morgen das contra zu vertheidigen, um ein glänzendes und vornehmes Leben weiter führen zu können, manchmal auch ein Mann von wirklichem Werth, der die Präfektur in der Provinz als Staffel zu einem angesehenen Posten in Paris betrachtet, ist unser Satrap vor allem immer ein werthvolles Werkzeug der Regierung, um die öffentliche Stimmung in der Provinz zu erforschen und zu gewinnen.

Eine der Hauptattributionen dieser hohen, stark besoldeten Beamten — die meist von den örtlichen Interessen, von den Ackerbau-, Industrie- und Handelsverhältnissen des Departements, das sie verwalten, nur eine sehr unklare Vorstellung haben und heute von Lille nach Bordeaux, morgen von Nancy nach Rouen geschickt werden — besteht im Geben von endlosen Herrendiners, Gesellschaften und Bällen, nach denen der sparsame Provinzial sehr lecker ist, und die er doch nicht gern selbst bestreiten mag. Er entschließt sich wohl, wenn er reich ist und gerade eine Tochter zu verheirathen hat, einmal in seinem Leben ein großes Fest zu geben; aber nicht leicht mehr. An öffentlichen Bällen nehmen Familien guten Standes nicht theil. Nächst dem Visitenmachen aber — das zu einem System erhoben worden und den Damen, die alle ihre wöchentlichen Empfangstage und -Abende haben, statt unserer Kaffeegesellschaften dient — sind die Soiréen beinahe die einzige Zerstreuung des armen gelangweilten Provinzialbewohners und seiner Ehehälfte, die sich doch auch einmal in ihrem Leben amüsiren will und nicht wie das deutsche Mädchen, vor der Verheirathung ihren legitimen Vergnügungstheil gehabt, während der ersten Jahre ihrer Ehe aber durch die Kindersorgen in Anspruch genommen worden. Nun wagt der Franzose an Reisen nicht zu denken, an der Natur und dem Spaziergang hat er nun einmal kein Gefallen, das Theater ist ihm meist zu theuer; denn seine Frau muß ja Toilette machen um hinzugehen. Concerte sind eine große Seltenheit. Seine Whist- oder l'Hombre-Partie mit Schwägern, Vettern oder Hausfreunden hat er täglich, und da sehnt er sich denn doch manchmal nach

Abwechslung und Anregung. Subskriptions- oder Klubbälle giebt's nicht, oder, kommen sie zu Stande, so geht doch die gute Gesellschaft nicht gerne hin; selbst Vergnügungsgärten als Ziele von Spaziergängen bestehen nicht, wie denn auch die Frauen, selbst des niederen Mittelstandes, nie in ein Kaffeehaus oder eine Restauration gehen, selbst wenn sie in der Umgegend der Stadt wäre; und Fußtouren kennt man nicht. Museen und Leihbibliotheken sind selten in der Provinz; und, wo sie bestehen, von der äußersten Armuth: an fremde Zeitungen, Zeitschriften oder Bücher ist in keiner Stadt unter 100,000 Einwohnern auch nur entfernt zu denken. Gelehrte Gesellschaften giebt es zwar überall, auch Klubs; aber die Thätigkeit der ersteren beschränkt sich auf gegenseitige akademische Beräucherung; die anderen sind im Grunde Spielgesellschaften, aus denen jede Unterhaltung verbannt ist. Die zahllosen Vereine aller Art, die in jeder kleinen deutschen Stadt blühen, sind dem französischen Provinzialen durchaus unbekannt. So sind denn natürlich die Abendgesellschaften nächst dem Auf- und Abwandeln oder Fahren auf dem Promenadeplatz der Stadt, die Hauptgelegenheiten für ihn, um sein Bedürfniß der Geselligkeit zu befriedigen.

Da ist's, wo mit viel Behagen, meist auch mit ziemlichem Witz, die Tagesfragen besprochen werden: Theater und Prozesse, Parlamentsreden und Artikel der Revue,*) Heirathen, Dekorationen, Beförderungen, Versetzungen, vor

*) Dies meint natürlich die Revue des Deux Mondes, welche la Revue κατ' ἐξοχήν ist. Man weiß, daß es keine Verleger, kaum Buchhändler in der Provinz giebt; an provinzielle Zeitschriften ist natürlich gar nicht zu denken.

allem aber was in der Präfektur vorgeht. „Wird Madame la Préfète noch einen Ball geben oder nicht? Welche neue Toilette wird sie wohl diesmal hervorbringen? Wird der General auch hinkommen? Er soll schlecht mit dem Präfekten stehen;“ und was der interessanten Neuigkeiten mehr sind, natürlich mit der gewöhnlichen menschlichen Begleitung von Eitelkeit und Neid, Empfindlichkeit und Malice, Neugierde und Schadenfreude: tout comme chez nous, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei uns alle dergleichen Menschlichkeiten sich mehr auf Gegenstände moralischer Natur, als Freundschaft, Vertrauen, Theilnahme, Talent, bei den Franzosen mehr auf's Äußere, als Vorrang, Glanz, Titel und Bändchen, werfen. Auch ist die médisance des Franzosen weit harmloser als die deutsche, mehr auf die Lächerlichkeiten des Nachbarn, als auf seine Sittlichkeit gerichtet. Das ist nun einmal in seiner Natur und wird durch die Erziehung sorgfältigst entwickelt. Wie den Völkern germanischer Race die Lüge als das Schlimmste erscheint, so dem Celten das Lächerliche; und wie der beste Franzose im Stande ist, eine gute Handlung, zu der ihn sein erstes Gefühl treibt, zu unterlassen, weil sie lächerlich ist, so rügt er auch vor Allem, bei Fremden oder Bekannten, das Lächerliche. Indeß ist dabei, wie bei seiner Eitelkeit, immer eine gewisse heitere Gutmüthigkeit, die solche Schwächen merklich mildert. Freilich muß man, um den Franzosen billig zu beurtheilen, ihn zu Hause sehen. Im Auslande ist er bekanntlich nicht wohl gelitten und mit Recht nicht wohl gelitten, während jeder Ausländer, der in Frankreich gewohnt, gerne dahin zurückkehrt. Der Franzose bildet sich zwar naiv genug ein, er sei, selbst in Kriegszeiten und als

herzengewinnender Eroberer, ein willkommener Gast allüberall. Welche Gefühle er in Spanien, Norddeutschland, Italien auf seinen Siegeszügen gesät, ahnt er nicht oder übersieht er mit Absicht. Seine zwei Nationaluntugenden — la femme et la casse — scheinen ihm so natürlich, daß er nicht begreift, wie man sie ihm so hoch anrechnen mag: ce sont pêchés véniels in seinen Augen, die tödtlichste Verletzung für die Betroffenen. Man braucht nur die Spuren der zwecklosen Zerstörungswuth, welche sich in den Religionskriegen, dem Pfälzer Kriege, der Revolution und noch jüngst in der Kommunezeit so grell zeigte, mit den so wohlerhaltenen Resten des ebenfalls durch Revolutionen und Religionskriege heimgesuchten Altenglands zu vergleichen, um von diesem eigenthümlichen Kitzel sich eine Vorstellung zu machen. Junge Leute, die sich gerne belustigen, haben selten eine Rechnung im Wirthshause, auf der nicht die casse als stehender Posten figurirte. Aber auch im Frieden ist der Franzose daheim liebenswürdiger als in der Fremde. Zu Hause wird eben des Franzosen grenzenlose individuelle Eitelkeit durch die seiner Landsleute im Schache gehalten; im Auslande läßt sie sich freien Lauf, weil sie die Abwesenheit oder den geringen Grad dieser Untugend bei den Nichtfranzosen ganz naiv als ein stillschweigendes Eingeständniß der Inferiorität derselben annimmt. Zu Hause wird aber auch die maßlose Nationaleitelkeit nicht so störend als in der Fremde, wo sich der Franzose namentlich den Spaniern und Italiern, bislang auch den Deutschen gegenüber, als so gewaltig überlegen gerirt und nie des Klagens satt wird. Denn es ist eine Bemerkung, die sich Jedem aufdrängen muß, daß, während

der Engländer, der Italiener, der Deutsche, der Russe das Ausland, in dem er lebt, liebgewinnt, der Franzose, selbst nach zwanzigjährigem Aufenhalte unter einem Volke, noch immer nicht über dessen Sitten, Charakter und geistige Stumpfheit zu jammern müde wird. Doch zurück zu unserm Provinzialmandarinenthum.

Nächst dem Präfekten oder Unterpräfekten ist der Receveur général die Hauptperson der Departementshauptstadt — wenn er da ist. Meist ein reicher Finanzier, der die hohe Kaution aus eigenen Mitteln zahlen kann, oder der Schützling eines solchen Finanzier, giebt er oft nur seinen Namen her, veranstaltet einige glänzende Bälle in der Provinz, und lebt im übrigen ruhig fort in Paris mit seiner muntern Gesellschaft. Noch immer sieht er frappant dem alten Generalpächter ähnlich, von dem Voltaire so schöne Räubergeschichten zu erzählen wußte, obschon seine Funktionen, wie man weiß, verschieden sind. Das ganze System wurde eigentlich von Napoleon als Auskunftsmittel in einer schwierigen Finanzlage gegründet, als er, um augenblickliche Vorschüsse zu erlangen, dem Staat große Opfer auferlegen mußte; er dachte nicht daran, es als endgiltig zu betrachten. Aber 1814 kam, und es blieb. Die Namen sind vor wenigen Jahren geändert worden: der staatlich bestellte Spekulant mit dem Steuerkapital heißt jetzt trésorier payeur général; doch ist er noch genau derselbe, der er im Jahre 1803 war. Diese einträglichen Posten, oft von 100—200,000 Franken jährlich, werden nur durch Gunst, Einfluß der hohen Finanzwelt oder Verwendung sehr vornehmer und mächtiger Damen vergeben. Ebenso ist es mit dem receveur parti-

culier — jetzt payeur genannt — der in der Bezirkshauptstadt dieselbe Rolle spielt, wie der receveur général im chef-lieu de département. Man schätzt ihn durchschnittlich auf 15—20,000 Franken jährlichen Einkommens.

Das unbesoldete Ehrenamt eines Maire wird gewöhnlich von der Regierung einem angesehenen, konservativ gesinnten Rentner übertragen, bleibt aber oft jahrelang unbesetzt in den mittlern und größern Städten; so schwierig ist die Wahl, so ungern nimmt ein unabhängiger Mann sie an. Läßt sich am Ende doch jemand dazu bestimmen, so ist's gemeiniglich nur, um nach einem oder zwei Jahren äußerst undankbarer Thätigkeit das rothe Bändchen zu bekommen, den Lebenstraum jedes Franzosen, das er dann, wie bekannt, sogar auf der Straße, auf der Jagd, ja sogar am Schlafrocke und am Badekostüm trägt. Länger als ein oder zwei Jahre hält es natürlich niemand leicht aus, der Gegenstand der Kritik aller seiner Mitbürger und der gehorsame Diener des Präfekten zu sein, alle von der Regierung aufgezwungenen mißliebigen Maßregeln auf seine Schultern zu nehmen und dabei doch den Staatsautoritäten gegenüber in untergeordneter Stellung zu sein. Es tritt alsdann wieder das gewohnte Interim ein, während dessen die Adjunkten die laufenden Geschäfte versehen. Auf dem Dorf ist der Maire gewöhnlich der Gutsherr, d. h. da die moderne Gesetzgebung den seigneur du village nicht mehr anerkennt, der bedeutendste Grundbesitzer von Bildung, vorausgesetzt, daß er konservativ ist, selbst wenn er kein warmer Anhänger der gerade herrschenden Dynastie sein sollte. Die ohnmächtigen Muni-

cipalräthe werden meist unter den wohlhabenderen Bürgersleuten gewählt.

Keiner von allen jenen hohen Beamten hat ein Examen irgendeiner Art zu bestehen; für die meisten derselben genügt die licence en droit, für viele sogar die maturitas. Nicht so der ingénieur en chef des Departements und der ingénieur ordinaire des Bezirks, welche hohes Ansehen genießen. Da sie zu den ersten Schülern der école polytechnique gehört haben müssen, die école polytechnique aber die bewundertste Anstalt des Landes ist, so kann man sich denken, daß man den glücklichen Ingenieur für die Quintessenz des Talents, der Bildung und des Verdienstes hält. Er ist in der That das reinste und vollständigste Produkt der Art von Verstandesbildung, welche die Revolution geträumt, wie der agrégé des lettres, der aus der Normalschule kommt, das verwirklichte Ideal der von ihr angestrebten Geschmacksbildung ist. Da er zudem noch durch seine Sporteln ein bedeutendes Einkommen hat, so vergißt man ihm, wenn er zufällig nicht von guter Familie sein sollte, gerne seine niedere Herkunft, und er steht ebenbürtig neben dem beschäftigten Arzte, Anwalt oder Notar.

Eine Frankreich ganz eigenthümliche Klasse der Gesellschaft ist die der kleinen Rentner. Unendlich viel junge Leute aus dem Kleinhandel gehen nach Paris — manchmal auch nach einer der andern fünf oder sechs Großstädte des Landes — und erarbeiten sich da langsam ihr bescheidnes kleines Vermögen, wie der Engländer sein unbescheidnes rasch in den Kolonien erwirbt. Aber selbst Paris ist ein Ort der Verbannung für Viele. Die allgemeine Regel

ist, daß ein Franzose dieses Standes sich mit fünfzig Jahren vom Geschäfte zurückzieht, wie der Beamte und Militär gleich nach Ablauf seiner dreißig Jahre Dienstzeit den Abschied begehrt und seine Vaterstadt wieder aufsucht, wo er dann, je nach seinem Ausgangspunkte mit 10,000, 5000 oder 3000 Franken bescheiden, aber komfortabel lebt, sich ein Häuschen kauft, womöglich Municipalrath oder, ist er ein zurückgezogener Militär, Nationalgardenoffizier, ist er ein pensionirter Professor, Mitglied der Akademie wird und danach trachtet, seine Töchter an irgend einen jungen Beamten zu verheirathen. Frankreichs Wohlstand, beiläufig sei's gesagt, beruht auf der Allgemeinheit dieses Lebensplanes: d. h. auf Sparsamkeit, wie der englische auf Ausdehnung der Bedürfnisse beruht, welche doppelte Arbeit und doppelte Produktion erheischt. Wer im französischen Mittelstande eine andere Methode befolgt, gilt für einen Verschwender oder für einen unzuverlässigen Spekulanten. Das Landleben ist bei der Städternation par excellence nicht sehr beliebt; nur die reichen Adligen haben das Schloßleben seit einigen Jahrzehnten wieder in Schwung gebracht.

Natürlich gestalten sich alle diese Verhältnisse ganz anders in den großen Seehäfen und Manufakturstädten. Hier ist der Beamte, selbst der höchste, wenig angesehen und lebt abseiten von der Kaufmannsgesellschaft, mit der er wegen der Beschränktheit seiner Mittel nicht konkurriren kann. Denn selbst ein Präfekt mit 50,000 Franken Gehalt, was ist er gegen einen reichen Kaufherrn von Bordeaux oder Marseille? Das Leben dieser Städte nun gleicht außerordentlich dem von Liverpool und Manchester,

Hamburg und Köln: viel Prunksucht, viel materieller Genuß, namentlich Tafelfreuden, Alles mit etwas mehr Geschmack und Styl als bei uns; wenig intime Geselligkeit, aber viel Staat. Hier sind es nun die alten Firmen, die naturgemäß das Patriziat, die Aristokratie bilden, wie überall und immer, in Florenz und Venedig, in Lübeck und Augsburg. Im Allgemeinen ist indeß der höhere Kaufmannsstand in Frankreich bei Weitem gebildeter, als im heutigen Deutschland und England, freilich auch weniger zahlreich. — In den großen Manufakturstädten, wie Lyon, Rouen und Lille, sind dieser alten Familien natürlich nur wenige, da, zumal in letzterer Stadt, die Industrie erst seit wenigen Jahrzehnten ihren großen Aufschwung genommen. Hier sind die Familien, meist von selbsterworbenem Wohlstand, sehr ausgedehnt und genügen sich selber in geselliger Beziehung beinahe ganz: doch ist diese verwandtschaftliche Geselligkeit eine herzliche. Diese etwas rohen, aber achtbaren, meist sehr frommen Kreise erinnern in mancher Hinsicht, wie's denn nicht gut anders sein kann, an die Bewohner von Städten, wie Crefeld und Chemnitz, Sheffield oder Birmingham.

II.

Auf die angegebenen Kategorien, zu denen man noch die wohlhabenden Kaufleute en gros rechnen muß, beschränkt sich die „Gesellschaft“ in den kleinen und mittleren Städten der Provinz. Die niederen Beamten aller Bu-

reaux (Präfektur und Einnehmerei, Mairie und öffentliche Arbeiten), sogar solche, die bei uns eine wissenschaftliche Bildung haben müßten, sind Tagelöhner, ohne klassische und juristische Bildung, und werden als solche betrachtet. Sie gehören nicht zur „Gesellschaft", sind nicht Honoratioren, wie man das bei uns zu nennen pflegt. Ebenso wenig die Polizeibeamten, selbst die höchsten (commissaires). Die revolutionäre Ueberlieferung betrachtet eben diesen nützlichsten, aufopferndsten aller Stände nicht als einen Beschützer und Wächter der öffentlichen Sicherheit, sondern als den geschworenen Feind des Bürgers und als professionellen Aufspürer. Wieviel auch manche Regierungen dazu beigetragen haben mögen, dieses Vorurtheil groß zu ziehen, im großen Ganzen ist es durchaus unberechtigt: die französische Polizei steht an Muth, Pflichttreue und Intelligenz keiner Polizei der Welt nach.*) Wie schon früher auseinander gesetzt, ist auch der Gymnasiallehrer von der „Gesellschaft" einer Provinzialstadt ausgeschlossen, während der Fakultätsprofessor darin gerne geduldet ist, wenn er auch nicht das Ansehen eines Stabsoffiziers, eines Unterpräfekten oder Richters genießt; wie denn auch der Staat, der fast alle Obersten mit dem Komthurkreuz der Ehrenlegion behängt, dem Professor nie einen höheren

*) Wer etwa daran zweifeln möchte, der lese Maxime du Camp's Bände über Paris und seinen Organismus. Es ist bezeichnend, daß das Bekanntwerden mit der wirklichen Polizei, zu dem ihm seine Forschungen zwangen, den ehemaligen Republikaner und Garibaldiner, einen Mann, der alle demokratischen Vorurtheile gegen die Polizei getheilt hatte, zum Konservatismus bekehrt hat. M. du Camp ist ein materiell und moralisch unabhängiger Mann, der nie eine Staatsstelle bekleidet hat.

Rang als den eines Ritters (unsre 4. Klasse) verleiht. In Deutschland und Italien findet bekanntlich in dieser Beziehung ein Gleichheits-Verhältniß zwischen Heer und Universität statt, was immerhin einen Rückschluß auf die Werthschätzung der dem Lande geleisteten Dienste in verschiedenen Staaten gestattet.

Merkwürdigerweise gehört auch das Offizierkorps als solches nicht eigentlich zur Gesellschaft wie in Deutschland. An ein Verschmelzen der bürgerlichen und militärischen Elemente durch die Ehe ist schon wegen der häufigen Garnisonswechsel nicht zu denken, selbst wenn das herrschende Vorurtheil des Bürgerstandes gegen die Armee dieser Verbindung nicht im Wege stünde. Auch hierin läßt sich der gesunde Instinkt des französischen Volkes nicht irre führen. Wie die Regierung fortwährend gezwungen ist, die Absurdität revolutionärer Gesetze durch den Mißbrauch zu korrigiren — man denke nur an den schweigend beseitigten concours bei so vielen Ernennungen — so macht die Gesellschaft stillschweigend und thatsächlich ihre Rechte geltend, wenn eine theoretisirende Gesetzgebung dieselben außer Acht gelassen oder mit Füßen getreten, um einer abstrakten Konzeption von Gerechtigkeit zu schmeicheln. Der vielbewunderte Gründer der amerikanischen Republik — er wäre auch wohl weniger bewundert in Frankreich, wüßte man nur recht, welch' eingefleischter Aristokrat er im Grunde war — Washington gab dem Kriegsminister als erste Regel: „Nehmt immer nur gentlemen zu Offizieren.“ Das demokratische Frankreich kann solche Ungerechtigkeit, wäre sie auch in der Natur des Menschen und den Gesetzen aller Gesellschaft

begründet, nimmermehr gutheißen. Muß ja doch jeder Soldat den Marschallstab in seiner Patrontasche tragen. Diesem Grundsatze zu Liebe wird also der größte Theil der Offiziere aus den Reihen der Unteroffiziere genommen. Ihr Ansehen bei den Truppen ist ein sehr zweifelhaftes; und wären die höheren Offiziere vom Major aufwärts nicht alle Leute aus höheren Gesellschafts- und Bildungskreisen, so wäre es schlimm um die Disciplin bestellt. Der Soldat mag den Offizier fürchten, der die Macht hat ihn zu strafen; er vertraut nur dem, der ihm durch seine Ueberlegenheit imponirt. Schon in der Militärschule spricht der werdende Offizier von seinem künftigen Kameraden, der jetzt als adjudant in der Schule fungirt, mit Ausdrücken hochmüthiger Verachtung. Ungebildet und unbekannt mit den gesellschaftlichen Formen, wünscht der aus Reih' und Glied beförderte Offizier gar nicht in die Gesellschaft seiner Garnisonsstadt zu kommen; fühlt er sich doch viel wohler in seinem Kaffeehause bei Absynth, Pfeife und Piquet. Der Offizier, welcher sich zurückzieht, um zu studiren, wird als Pedant, derjenige, der in die Gesellschaft zu dringen versucht, als dameret von den Kameraden verlacht, beide als keine „rechten Kerle“ angesehen. Ja, es ist vorgekommen, daß von oben herab die „theoretischen, abstrakten Studien“ der Offiziere, als gefährlich für die Disciplin, entmuthigt wurden. Unnöthige Vorsicht! Der französische Offizier ist nur zu froh, wenn er die Studien mit der Schule hinter sich lassen kann: der Beförderung ist er ja sicher, sei's durch Gunst, sei's durch Anciennetät.

Denn es ist ein merkwürdiger Zug, daß, während in dem friedlich gesinnten Deutschland der Militärdienst als

eine Ehre angesehen ist, er in dem kriegerischen Frankreich als eine Last und ein untergeordnetes Handwerk betrachtet wird. Die hartnäckige Aufrechterhaltung des Stellvertretersystems, welches die Ausschließung der Gebildeten mit sich brachte, hat der Armee ihren Landknechtscharakter nie ganz benehmen können. Natürlich kann das herrschende Garnisonssystem die Kluft zwischen Heer und Bürgerthum nur noch erweitern. Frankreich, das seit vier Jahrhunderten geeinte, wagt noch immer nicht das Provinzialsystem einzuführen. Ein corps d'armée de Picardie oder de Normandie scheint ihm die belle unité française zu gefährden, während ein Hannöverisches oder Sächsisches Armeekorps unserer jungen Einheit so ganz ungefährlich dünkt. (Die neugeschaffene „Territorialarmee" ist mehr eine Miliz, als ein stehendes Heer.) Dadurch aber, daß der Offizier und der Soldat einer Provinz angehören, behalten sie doch immer noch eine gewisse Fühlung mit der bürgerlichen Gesellschaft, die natürlich ganz wegfällt, wenn ein Regiment willkürlich aus Gascognern und Bretagnern, Burgundern und Provençalen zusammengesetzt ist; wenn Offizier und Soldat alle sechs Monate die Garnison wechseln und nie ihrer Vaterstadt oder ihrem Dorfe nahe kommen können. Ihnen wird bei dem langen Dienst — sieben Jahre*) — die Kaserne zur Heimath wie Wallensteins Soldaten das Lager. Wer einer Aushebung beigewohnt hat, weiß wie das Volk von dem Kriegsdienst denkt; wer mit Offizieren gelebt, weiß wie die Gesellschaft ihn ansieht. Für sie sind eigentlich nur diejenigen Offi-

*) Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (Gesetz vom 7. Juli 1872) nur noch drei Jahre. (Anm. der Herausgeberin.)

ziere bescheidener Herkunft salonfähig, welche den „gelehrten Waffengattungen“ (armes savantes) angehören oder die höheren Grade erreicht haben, was wiederum fast nur den Söhnen gebildeter Familien, welche aus den Militärschulen kommen, nicht den ehemaligen Unteroffizieren niederer Geburt, möglich ist. Auch setzt sich, wie gesagt, das natürliche Gesetz gar schnell an die Stelle des unnatürlichen. Bei uns z. B. pflegen alle Offiziere eines Regiments, vom Oberst bis zum Unterlieutenant, zusammen zu speisen; ja der Fähnrich und der Freiwillige nehmen an der Tafel Theil; gehören sie doch zu derselben Gesellschaft, zu demselben Bildungskreise, ob sie nun adelig seien oder nicht. In Frankreich hat man, um die hierarchischen Entfernungen aufrecht zu halten, die Maßregel getroffen, daß für jeden Grad eine Tafel besteht; da ist ein Lieutenantstisch, ein Kapitänstisch ꝛc. Was ist die Folge? Kaum ist abgegessen, kaum der Kaffee genommen, so schleicht der Lieutenant Marquis de Trois-Etoiles von seinen Kameraden weg, wirft sich in Civil, und wenige Minuten darauf begegnet er in Gesellschaft oder im Klub dem Major, dem Oberst, dem General, die wie er zur guten Gesellschaft gehören. Wie würde sich ein vom Sergeanten zum Lieutenant avancirter Vierziger im Jockey-Klub ausnehmen? Und man mache sich keine Illusionen über eine mögliche Reform: nie wird ein französisches Parlament es wagen, die demokratische Offiziersbeförderung abzuschaffen. Nie wird das Stellvertretungssystem, wenn es auch jetzt de jure nicht mehr existirt, de facto aufhören zu existiren. Einfluß, Verwendung, Gunst entscheiden ja am Ende über alles im demokratischen Staat, und es

müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, sollte nicht jeder Advokaten- und Richterssohn irgend einen guten Grund zur Exemption auftreiben, der es dem Gönner oder der Gönnerin möglich machte, höheren Orts mit Erfolg zu interveniren.

Uebrigens ist das seit 1872 eingeführte Programm für die Freiwilligenexamina nicht dazu angethan, auch dem allerunwissendsten Bürgersohn die Vergünstigung des einjährigen Dienstes abzuschneiden. Schon soll sich das jährliche Kontingent der Einjährigen auf 20,000 belaufen. Diese spielen natürlich im Heere der demokratischen Republik eine ganz andere Rolle, als in der preußischen Junkerarmee. Sie bilden zwar keine besonderen Bataillone wie in Italien, aber sie erhalten doch eine besondere Unterweisung, nach welcher sie in die Regimenter und Kasernen vertheilt werden. Dort sollen sie mit den Kameraden aus der gemeinsamen Schüssel essen, wie sie sich selbst die Stiefel wichsen sollen; allein man weiß sich „einzurichten" und für ein gutes Trinkgeld bereitet die Cantinière auch in einem Lande der Gleichheit ein besonderes Essen für „guter Leute Kinder". Schon jetzt wird mit Neid auf die „1500-Frankenleute" geschielt: denn im Grunde genügt die Zahlung dieser Summe, damit jeder Handwerker oder Bauernjunge, der ein paar Jahre in den unteren Klassen einer Realschule II. Ordnung herumgerutscht, einjähriger Freiwilliger werde und somit die Anwartschaft auf ein einstiges Offizierpatent in der Territorialarmee bekomme, in die sie für's Erste nur als Feldwebel eintreten. Auch sollen die Unteroffiziere vom Handwerk und die aus dem Unteroffiziersstande beförderten Lieutenants, welche die Instruktion

dieser „Freiwilligen“ haben, sie nicht wenig hänseln und ihnen höchst fühlbar machen, daß die französische Armee eine demokratische ist, die keine Standesunterschiede kennt. Uebrigens kann man schlimmsten Falls aus der ersten Kategorie in die zweite versetzt werden, dann dient man vollends nur sechs Monate und braucht nicht einmal jene elementare Prüfung zu bestehen. Das nennt man „allgemeine Dienstpflicht“ in den Ländern wo

il est avec le ciel des accommodements,

die wir Pedanten, Fürstendiener und Barbaren nicht kennen.

Ein eigenes Kapitel wäre über den Klerus zu schreiben, dessen Einfluß so groß in Frankreich ist, der durch die Frauen aller Stände so bedeutend einwirkt auf Staat und Gesellschaft. Doch ist die Geistlichkeit ihrer Natur und Bildung nach mehr Kosmopolit als irgend ein anderer Stand; und ich wüßte vom französischen Klerus eben nicht viel anderes zu sagen, als vom deutschen: er wird in denselben Klassen rekrutirt, erhält dieselbe Erziehung, war duldsam in den zwanziger und dreißiger Jahren, ist nun unduldsam unter der Anleitung der Gesellschaft Jesu; er hat dieselbe mit Hochmuth wechselnde Demuth, welche die Priester aller Religionen und Nationen kennzeichnet; nur ist er in Frankreich vielleicht korrekter, unbescholtener in seinem sittlichen Wandel, als in irgend einem anderen Lande. Er hält sich ferner von der Gesellschaft und ihren Zerstreuungen. Seine Berührnng mit den Männern ist selten, und er wird, wenn er nicht gerade Kanonikus oder Bischof ist, ziemlich cavalièrement von ihnen behandelt. Um so größer ist sein Einfluß auf die Frauen und durch

sie auf die Kindererziehung. Auf dem Lande ist sein Ansehen noch geringer als in der Stadt. Der Bauer ist im allgemeinen konservativ und geht mit dem Pfarrer; aber nicht von ihm, sondern von dem Präfekten oder dem Gutsherrn erhält er seine Parole. Bei diesem speist monsieur le curé noch allfreitäglich am Ende des Tisches, wie in den guten alten Zeiten, und es ist des Gutsherrn religiöse Gesinnung, welche dem Pfarrer Ansehen verschafft, nicht des Pfarrers geistliche Autorität, die das Ansehen des Gutsherrn mit Prestige umgiebt. Daß aber im hohen Klerus, in den Seminarien, in den Klöstern Männer ersten Ranges an Charakter, Geist und Bildung wirken, wird niemand leugnen wollen, der ihrer Wirksamkeit zu folgen die Gelegenheit gehabt. Frankreich ist noch immer das Land der Bossuet und Fénelon, Massillon und Bourdaloue: aus der französischen Geistlichkeit sind Lamennais und Lacordaire hervorgegangen, und Msgr. Dupanloup wie Abbé Gratry werden nicht leicht in einem anderen Land ihres gleichen finden.

Mit wunderbarem Geschick hat sich namentlich die Gesellschaft Jesu, welche in Frankreich ihr Hauptlager hat, die Resultate der exakten Wissenschaften und der Naturforschung anzueignen gewußt, genau wie sie einst die Errungenschaften des Humanismus, anstatt sie zu bekämpfen, sich zu eigen gemacht, den Geist der Prüfung aus diesem, wie jetzt den Geist der Forschung aus jenen verbannend und so das gefährliche Werkzeug unschädlich machend. Beinahe überall machen die geistlichen Schulen den Staatsgymnasien eine wirksame Konkurrenz und, da sie von der Elite der Geistlichkeit geleitet werden, bei den Staats-

prüfungen größere Erfolge erzielen, dabei den Ruf haben, eine bessere „Erziehung" (éducation) zu geben, so gewinnen sie täglich mehr Boden. Freilich fangen die alten Ueberlieferungen sich in dem Maße zu verwischen an, als der Romanismus im Klerus die Oberhand gewinnt. Der Geist der Mäßigung — der während der ersten Jahrzehnte des Concordats, als die Kirche Frankreichs noch eine Staatsanstalt war, die französische Geistlichkeit auszeichnete — hat wie überall der Exaltation Platz gemacht. Der französische Bischof und Pfarrer von 1830 betrachtete sich noch immer ein wenig, wie Napoleon ihn betrachtet haben wollte, als einen Staatsdiener, dem der Kultus oblag, nicht als einen Kämpfer für Rom und die Oberherrschaft der Kirche. Das ist Alles ganz anders geworden, seit die Klöster, und mit ihnen die Miliz des heiligen Stuhles, wieder erstanden sind. Frankreichs Klerus hat den Gallikanismus, seine alte Unabhängigkeit von Rom aufgegeben — aber nur weil er selbst Rom und die Kirche beherrscht, weil, man kann es ohne Uebertreibung sagen, Frankreich heute Rom und die Kirche selber ist. Doch hat die französische Geistlichkeit nie versucht, am Concordat zu rütteln, gegen die Ernennung der Bischöfe durch den Staat, die Civilehe, die Civilstandsregister rc. zu wühlen. Sie hat den „modernen Staat" angenommen, weil sie einst ihn und durch ihn die Welt zu beherrschen gedenkt; und vorausgesetzt, daß man diese Absicht nicht zu sehr merken lasse und damit den großen Haufen der Franzosen — schon mißtrauisch genug, sowohl gegen klerikale Uebertreibungen, als gegen atheistische Lästerungen — nicht ernstlich erschrecke, ist kein Grund vorhanden, weshalb sie nicht ge-

lingen sollte. Und sind denn in der That die Unfehlbarkeit der Revolution und die Autorität der Kirche, sind die Conception und die Hierarchie des „modernen Staates" so sehr verschieden von der Conception und der Hierarchie der katholischen Kirche?*)

Bei der geringen Anzahl von Protestanten und Israeliten in Frankreich ist es von wenig Interesse, die Diener der beiden andern „vom Staate anerkannten und bezahlten Culte" näher zu betrachten. Sie haben wenig oder keinen Einfluß auf den Staat und die Gesellschaft des modernen Frankreichs, während in ihrem Wesen und Treiben die Nachwirkung der Revolution ebenfalls nicht zu verkennen ist. Auch hier ist die Religion ein politisches Interesse geworden: alle politisch Konservativen sind in der That streng rechtgläubig, alle Republikaner gehören den freieren Richtungen an; und wie Herr Guizot, so nimmt der Großrabbiner Partei für die weltliche Macht, weil die „Solidarität der konservativen Interessen" es erheischt. Auch hier, wie in der Moral, wie in der Wissenschaft, wie in der Kunst handelt es sich in Frankreich weniger um die Befriedigung eines inneren Dranges, als um Fragen der Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, Convenienz und Partei.

---

*) Ein merkwürdiges Phänomen, dessen Räthsel ich nie entziffern konnte, überlasse ich Scharfsinnigeren zur Betrachtung. Das leichtlebige, verständige, nüchterne, redselige Frankreich ist das Land, wo der strengste aller monastischen Orden, die schweigende ascetische Trappe, gegründet worden; sie, die in keinem anderen Lande sich je hat erhalten können, hat in Frankreich noch heute verschiedene Stätten, deren furchtbarer Ernst schneidend absticht gegen das weltliche Treiben ringsumher.

Die Religion ist eben auch in den Dienst des Interesses, oder offen zu reden, des Egoismus genommen worden, wie alle anderen großen Schöpfungen vergangener Jahrhunderte, aus denen der Geist längst gewichen, der sie einst beseelt und die nur noch wie gespenstische Gerippe herrlicher Prachtbauten in die moderne Welt hineinragen, bald als Stütze, bald als Obdach dienend für die tausendfachen weltlichen Gewerbe eines entgötterten Zeitalters.

III.

Die Parabel vom Perserschah, welcher Auszüge aus seiner reichen Bibliothek anfertigen, dann die Auszüge wieder ausziehen ließ, und sofort, bis er endlich in einem Bande die ganze Weisheit der Weisen in Händen zu halten glaubte — sie scheint für die wunderbare Stadt geschrieben zu sein, die in ihren Mauern alles höhere Leben Frankreichs einschließt. Für die meisten Fremden existirt dieses Paris in Wirklichkeit nicht, für sie ist das große Capharnaum entweder ein ungeheurer „Kunstkörper" — wie Goethe von Rom zu sagen pflegte — dessen Schätze sie bewundernd anstaunen ohne sie mit dem Leben in Verbindung zu setzen, oder ein verhundertfachtes Baden-Baden, eine große Vergnügungsfabrik und, je nach ihrem Temperament oder ihren Grundsätzen, berauschen sie sich auf die roheste Weise in den Produkten dieser Fabrik oder fühlen sie sich tugendhaft angeekelt bei dem Anblick all der unheimlichen Feuer und schmutzigen Räderwerke, die sie in Bewegung setzen.

Dem ist nicht so für die seltenen Fremden, die der politischen, künstlerischen oder litterarischen Welt angehören, und denen es gelingt — was noch viel seltener der Fall ist — in's wahre Paris einzudringen. Sie fühlen, oder fühlten wenigstens bisher, daß sie da wirklich am „sausenden Webstuhl der Zeit“ standen und zusahen, wie ein gut Theil an „der Gottheit lebendigem Kleid“ gewirkt wurde. Was ihnen anfangs freilich mehr auffällt, ist: bei jedem Schritt und Tritt auf jene weitverzweigte Alles umfassende Organisation zu stoßen, von der ich früher gesprochen, und die keinen anderen Zweck hat, als die kitzlichste der menschlichen Schwachheiten, die Eitelkeit zu kitzeln. Bald aber entdecken sie auch wie eine Destillerie aller geistigen — spirituellen und spirituosen — Kräfte einer liebenswürdigen, reichbegabten und thätigen Nation, deren gute und schlimme Eigenschaften zehn Jahrhunderte einer bewegten Geschichte entwickelt und auf die Oberfläche getrieben haben. Solche Fremde allein können sich rühmen, das „schöne Ungeheuer“ zu kennen, welches Ruhm und Ruin des ganzen Landes ist, Muster eines feinen Gesellschaftslebens und verzehrender Krebsschaden, der die Nation verhindert, sich als freies Gemeinwesen zu konstituiren.

Man hat tausendmal wiederholt, daß Paris Frankreich ist; aber das Wort will nicht buchstäblich genommen sein, wenn man anders diesen merkwürdigen Mikrokosmus richtig verstehen, wenn man begreifen will, was ihn von London und Berlin, von Wien und Rom unterscheidet. Paris zieht nicht allein unaufhörlich an sich, koncentrirt und verbraucht das beste, was das ganze Land hervorbringt; es unterwirft es noch einmal einem zweiten Raffine-

mentsprozeß, welcher, um die reinste Essenz zu erlangen, die Pflanze selbst vertrocknet. Paris lebt nur von dem neuen Blut, das ihm aus der Provinz zuströmt; sein eigenes Blut hat das Fieber zu arm gemacht, als daß es noch zeugen könnte. Der wahre Pariser: der Pariser, der den Fremden bezaubert und den Landsmann mit Bewunderung erfüllt, ist nicht geboren zwischen der barrière du Trône und dem arc de l'Etoile; es ist der Provinziale, der in der Blüthe der Jugend, getrieben von seinem unbewußten Beruf, seinem Talent und seinem Muth, in die Hauptstadt gezogen und sich dort der großen Pariser Schule unterworfen hat. Von jeher war Paris, wie London, der Mittelpunkt des geistigen und des politischen Lebens; aber es absorbirte dasselbe nicht. Ein Montaigne und ein Montesquieu, obschon sie den Reiz der Hauptstadt vollauf würdigten, konnten doch noch fern von Paris leben, denken und schreiben; die Parlamente hatten noch Macht und Ansehen, und selbst ein Intendant wie Turgot hatte genug Freiheit der Bewegung, um in seiner Provinz umfassende Reformen durchzuführen. Alles das wäre durchaus unmöglich heutzutage. Seit die Napoleonischen Einrichtungen ganz Frankreich zu einer großen Civilkaserne gemacht, ist die Provinz allen unabhängigen Geistern und Charakteren geradezu unerträglich geworden. Die ungeheure Maschine erdrückt Alles, dessen sie habhaft werden kann, und wehe dem wirklich Bedeutenden, der sich von ihr erfassen läßt. Sein bester Lebenssaft wird ihm ausgedrückt, und es dauert nicht lange, so wandelt auch er, eine Larve unter Larven.

Gar Viele freilich wissen zu entschlüpfen. Sie wissen

selbst nicht welcher Geist sie treibt, nur Eines sind sie sich bewußt: sie wollen nicht ihr Bestes, ihre Individualität, aufgeben, dem Moloch opfern, und so entfliehen sie in das gemeinsame Asyl, den Freihof aller derjenigen, die dem Chinesenthum der Provinz entronnen. Es sind die Besten und die Schlimmsten der Nation: der Abenteurer, der Schwindler, der Verbrecher; aber auch das Genie das sich keiner Formel, der Charakter, der sich keiner Vormundschaft unterwerfen will, kommen hier zusammen. Der letzte Rest von geistiger Unabhängigkeit und von Unternehmungsgeist hat sich dahin geflüchtet. Im Guten wie im Bösen läßt Paris die Provinz weit hinter sich „in wesenlosem Scheine.“ Da die Wanderlust des Germanen nicht in des Franzosen Charakter liegt und die Auswanderungslust noch weniger, so wird ihm Paris nicht allein sein Italien und seine Schweiz, sondern auch sein Amerika. Paris ist die Bildungsschule für die Talente, welche zu gut sind für die vorhergesehene Abrichtung des Staates; es ist das geistige Freudenhaus, wo der Epikureer intellektueller Bildung, der in der Provinz verschmachtet, seine feinsten Genußbedürfnisse befriedigt; es ist der far West, wo alles, was mit Muth, Energie und Talent allein eine Stellung zu erkämpfen hat, sein Glück versucht.

So erklärt sich auch die relative Vorurtheilslosigkeit des Parisers — die relative, sage ich; denn über seinen Schatten springt Niemand, und selbst der beste Pariser bleibt bis zu einem gewissen Grad Franzose in seinem Autoritätsglauben und seiner Furcht sich auszuzeichnen — doch ist er kühn in seinen Ansichten, excentrisch in seinem Thun, wenn er zusammengehalten wird mit dem

Provinzialen. Freilich hängt damit auch wieder die dem Pariser meist anklebende Unwissenheit der Realitäten zusammen, wie sie sich in der Presse, dem Theater, dem Roman so grell zeigt. Er lebt außerhalb des provinziellen Schlendrians, in seinen individuellen Anschauungen oder in den die Hauptstadt beherrschenden Idealen — wir würden sagen, Abstraktionen — und so entgeht ihm leicht die Wirklichkeit.

Sonderbar sticht die Buntscheckigkeit dieser Pariser Gesellschaft gegen die trostlose Monotonie der Provinz ab. Alles, was sich nun einmal im lebendigen Organismus einer Nation nicht in Rubriken subsumiren läßt, findet der Fremde da vereinigt. Da es keinen Verleger, keine Zeitung — wenigstens keine einflußreiche — keinen Kunstmarkt, kein politisches Leben irgend einer Art in der Provinz giebt, so können Künstler und Gelehrte, Journalisten und Litteraten, Politiker und gebildete Genüßler (jouisseurs) buchstäblich nur in Paris leben. Nirgends herrscht eine größere Gleichheit als unter den zwei- bis dreitausend Leuten, die sich „ganz Paris“ zu nennen pflegen. Gleichheit, — nicht Herablassung, übertriebne Höflichkeit gegen den Niederen, lautes Feiern, Bewundern, Anstaunen, Auszeichnen der geistig Hervorragenden, — sondern wirklich gleicher, zwangloser Umgang. Hier zählt nur die Persönlichkeit, der Rang ist gar Nichts. Unter den Männern der Pariser „Gesellschaft“ giebts durchaus keinen Unterschied zwischen Herzog und Zeitungsschreiber, zwischen Berühmtheit und Obscurität, zwischen Arm und Reich; freilich ist's nicht leicht für den Zeitungsschreiber, die Obscurität und den Armen hineinzudringen: ist er aber einmal darin, dann ist er auch

ganz Gleichberechtigter. Daher fühlen sich denn auch die Schriftsteller von Verdienst so wohl in Paris und haben sie ihm, von Montaigne bis auf Victor Hugo, eine so schöne Reputation gemacht.

Auch der reiche Adelige zieht sich immer mehr nach englischer Sitte auf sein Schloß zurück, und kommt, anstatt wie ehedem seinen ganzen Winter in der naheliegenden Provinzialstadt zuzubringen, im Frühjahr auf wenige Monate nach Paris. Er giebt der Hauptstadt jenes cachet äußerlicher Eleganz, das sie so sehr vor allen anderen Kapitalen Europas auszeichnet. Und der äußeren Eleganz entspricht die innere, wenn das Wort Eleganz nicht gar zu sehr im Widerspruch mit dem Adjektiv stehen sollte. Der französische hohe Adel, der älteste Europas, der sich aber fortwährend durch den einfließenden Reichthum der hohen Finanz und die Zulassung der ersten Würdenträger des Staates geistig und geldlich flott erhält, hat eine gewisse Freiheit des Tons behalten, die von der Prüderie der Provinz nicht geduldet werden würde. In der That, wer Frankreich von seiner besten Seite kennen lernen will, thut wohl, mit dem wohlhabenden Adel auf dem Lande Bekanntschaft zu machen. Da hat sich die vie de château in großem Style mit ihrer gesunden Thätigkeit und ihren gesunden Freuden, mit ihrer herzlichen Gastfreiheit und heitren Geselligkeit immer mehr entwickelt, seit der legitimistische Adel (1830) und später auch der orleanistische (1852) so gut wie ausgeschlossen von der großen Politik, nur noch an Munizipal- und Departementalverwaltung Theil nehmen konnte, und andererseits die Städte das ausschließliche Feld für die Kämpfe der Radikalen und der jeweiligen

Regierung geworden sind. Wer weiß, ob nicht von diesem, gemeiniglich sehr durchgebildeten und wenn auch im Allgemeinen royalistisch, doch sehr liberal gesinnten Theil der Nation, der sich seit dreißig Jahren wieder praktisch im selfgovernment zu üben begonnen hat, am Ende noch die innere Wiederherstellung Frankreichs ausgehen wird? Freilich sind die Tage fern, wo der französische Adel an der Spitze der fortschrittlichen Bewegung stand und sich für die Ideale des 18. Jahrhunderts begeisterte; aber an Geschäftserfahrung, an Pflichtgefühl, an geistiger Bildung, an Patriotismus, an Feinheit der Sitte — freilich auch an Leichtfertigkeit der Sitten — geht er noch immer wie zu Zeiten Choiseuls der ganzen Nation voran. Männer wie Broglie (der Vater) und Tocqueville, wie Luynes und Charette, würden jeder Aristokratie zur Zierde gereichen. Trefflichst hat sich dieser Adel noch vor wenig Jahren im Kriege bewährt, als er, das Vaterland über die Partei stellend, wie Ein Mann in den Kampf zog; obschon dieser von einer ihm feindlich gesinnten, sittlich wenig achtbaren, politisch unfähigen Fraktion geleitet wurde, welche sich durch eine Ueberrumpelung schnödester Sorte des Staatsruders bemächtigt hatte. Keine andere Partei, keine andere Gesellschaftsklasse in Frankreich würde einer gleichen Selbstverleugnung fähig gewesen sein.

Neben dem Adel, oft auch im Schoße des Adels, bildete die Deputation bis 1876 eine bedeutende und angesehene Fraktion von tout Paris. Außer den großen Städten, die gewöhnlich Journalisten und Advokaten traurigster Notorietät in die Kammer schickten, ward der Deputirte meist unter den gebildetsten und wohlhabendsten

Grundbesitzern gewählt: er bildete in dem gesetzgebenden Körper wie in der Pariser Gesellschaft das Element des gesunden Menschenverstandes und das Bindeglied mit der Realität der Provinz. Er machte weniger von sich reden als der zungenfertige Advokat der Linken, leistete aber in jeder Beziehung mehr; sein Urtheil war gemeiniglich gesund und vorurtheilsfrei. Unabhängig durch Vermögen und Stellung, war er meist unabhängig als Charakter, was man auch zum Gegentheile sagen mochte; natürlich war er in der Regel konservativ und als solcher von der Linken als Reaktionär verdächtigt und von den gehorsamen Dienern „der öffentlichen Meinung" als der gehorsame Diener der jeweiligen Regierung dargestellt. Auch er verbrachte die Hälfte des Jahres in Paris. Dieß Verhältniß mag sich zeitweilig geändert haben; allein es wird sich immer wiederherstellen, sei's indem das Land wieder seine Vertreter in der Gesellschaftsklasse holt, wo er sie bis zum Jahre 1876 geholt, sei's daß die „angekommnen" Journalisten, Advokaten und Professoren Wasser in ihren Wein gießen und die Lebens- und Anschauungsweise der wohlhabenden Stände annehmen, wie die Thiers, Cousin, Barrot nach 1830, wovon schon jetzt viele Anzeichen sichtbar sein sollen.

Man weiß, daß alle großen Finanzunternehmungen des Reiches in Paris ihren Hauptsitz haben: daher die Vertretung der Geldmacht durch ihre intelligentesten Köpfe neben der Vertretung des Grundbesitzes durch seine gebildetsten Leute. Nicht nur alle Versicherungs-Anstalten, Banken, Eisenbahn-Gesellschaften u. s. w. haben ihre Centralbureaux in Paris — alle ehrgeizigen, gewinnsüchtigen, oft ungewissenhaften, immer erfindungsreichen, gewandten

und unternehmenden Spekulanten ziehen sich dahin, und bringen das Geld in fieberhafte Bewegung, wie die Litteraten und Journalisten die Gedanken in schwindelnde Schwingung versetzen. Man vergesse nicht den hohen und höchsten Beamten: soviel auch die Gunst, die allmächtige, überall eingreifen mag — diese Gunst ist nicht unintelligent. Wenn es auch dem Stärksten und Gewandtesten unmöglich wäre, die Leiter zu erklimmen, ohne daß Andere ihm hinaufhülfen, so helfen eben die Andern doch nur Starken und Gewandten hinauf. Die Spitzen der Verwaltung und der Justiz sind nie Mittelmäßigkeiten. Die leitenden Beamten Frankreichs, die in Paris ihren Sitz haben, sind ohne Ausnahme hervorragende Intelligenzen.

Ist es nöthig vom Maler und Bildhauer, vom Dichter und Journalisten, vom Schriftsteller und Gelehrten, vom Advokaten und Arzt, vom Kaufmann und Industriellen zu sprechen? Wer hat nicht Balzac's Romane gelesen, in denen mit prophetischem Geist die ganze zweite Hälfte des Jahrhunderts vorausgeschildert worden? Welche Tragödien und welche Possen birgt nicht die ungeheure Stadt in ihrem Schoße! Wie Viele unterliegen, wie Wenige halten sich überm Wasser, von diesen Wenigen wie Wenige erreichen das Ufer! Welche Illusionen, welche Träume des Ehrgeizes liegen nicht in der großen Nekropole begraben! Und welche Rekruten, zahllos, verzweifelt, verbittert, rachedürstend, liefert das Ungeheuer nicht dem Verbrechen und der Emeute! Aber die Wenigen, die sich starken Armes, festen Blickes, unbeugsamen Herzens durchgearbeitet, welche, die vorgeschriebene sichere Laufbahn der Staatsschule und des Staatsdienstes verschmähend, sich selbst ihre Existenz

in täglichem, ja stündlichem Kampf erobert — sie gehören, selbst wenn sie das blinde Glück mehr als verdient gefördert hätte, zu den Besten der Nation.

Auch die Liebenswürdigkeit und Grazie des Pariser Arbeiters, so lange man sich nicht mit ihm auf Politik einläßt, trägt unendlich viel dazu bei, das Leben in Paris angenehm zu machen. Der behende Witz, die Anstelligkeit, die Hülfsbereitheit, der Geschmack, die Höflichkeit, die schöne Sprache, die Lebhaftigkeit, die Redlichkeit des Pariser Handwerkers finden wohl nirgends ihres Gleichen und bilden einen, und nicht den mindesten, jener unmerklichen, beinahe unwiderstehlichen Reize der einzigen Stadt, namentlich wie sie noch vor dreißig Jahren war, ehe noch der durch die großen Bauten veranlaßte Zudrang der roheren ländlichen Proletarier und der Zufluß des fremden Elementes in die wohlhabenden Klassen ihren eigenthümlichen Charakter so sehr verwischt und die Trunksucht so bedenklich unter den Arbeitern um sich gegriffen hatte. Die Verwüstungen, welche dieses Laster unter den Arbeitern, namentlich den Mechanikern, in Paris angerichtet hat, schildert M. Denis Poulot — ehemals selbst Arbeiter, später einer der zwanzig Bürgermeister von Paris — mit grellen Farben in seinem merkwürdigen Buche „Le Sublime".*) Man würde indessen sehr irren, wollte man die Beobachtungen des Herrn Poulot auf alle Klassen von Pariser Arbeitern ausdehnen oder auch aus diesen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß die Arbeit selbst unter dem Einfluß dieses Lasters in hohem Grade leide. Es läßt sich vielmehr

*) S. Anhang II.

behaupten, daß die Verläßlichkeit der Pariser Handwerker, wie die Gediegenheit ihrer Arbeit das Leben in Paris erleichtern — denn auch bei diesem wie bei allen Ständen ersetzt der amour-propre, keine schlechte Arbeit zu liefern, vollauf die etwa mangelnde Gewissenhaftigkeit*). Wenn aber selbst der ärmste Bettler eine Art

*) Man höre einen Deutschen, J. Lessing in der Nationalzeitung, 7. und 9. Dezember 1873, Nummer 571, 573: angeführt von P. de Lagarde (über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches S. 110): „Bei keinem Volke ist die eigentliche Arbeit d. h. die technische, sorgsame und gewissenhafte Durchführung so weit gediehen als bei den Franzosen, während nirgends so nachlässig und auf bloßen Schein gearbeitet wird, als gerade in Deutschland. Der moderne französische Ouvrier hat seinen Handwerkerstolz, in dem er es mit dem besten Zunftmeister des 16. Jahrhunderts aufnimmt. Er setzt seine Ehre darein, jedes Stück, das aus seiner Werkstatt hervorgeht, bis zum letzten Punkt vollendet auszustatten, er schreibt in gerechtem Stolz seinen Namen darauf, und wenn es zur Ausstellung geht, so kommt er selbst, zieht seine Blouse an und packt seine Sachen aus und wieder ein und steht Jedem Rede und Antwort über das, was er macht, und weiß seine Waaren zur Geltung zu bringen, aber auch zugleich die Vorzüge der Anderen voll und ganz anzuerkennen. Er ist jeder Bildung zugänglich. Er hält die kunstwissenschaftlichen Journale und kauft alte Ornamentstiche, nach welchen er arbeitet. Er bildet sich seine Spezialität aus, in welcher er unablässig zur höchsten Vollendung es zu bringen sucht, und wenn man an seinem Schautische das nicht findet, was man sucht, so führt er den Fremden mit der größten Bereitwilligkeit zu seinem Nachbar und Konkurrenten, bei welchem der betreffende Gegenstand allenfalls zu finden sein möchte. Er ordnet sich willig dem Ganzen unter und hält darauf, daß seine Ausstellungsgegenstände nicht durch zu starkes Hervortreten den Gesammtanblick der französischen Abtheilung schädigen. Vor Allem aber hat er die vortreffliche Eigenschaft, daß er seine Verpflichtungen einhält und die Stücke, auf welche er Bestellungen annimmt, zur rechten Zeit und in

von Nostalgie für diese Atmosphäre von Paris empfand, wie viel besser läßt sich das Heimweh eines Heine, eines Schlabrendorf erklären, sobald sie der anziehenden, mit allen Reizen einer alten Kultur, mit allen Denkmalen einer großen Geschichte geschmückten Zauberin nur auf Wochen den Rücken wenden mußten.

Zu allen diesen unmittelbar produzirenden thätigen Bestandtheilen von Paris rechne man nun die beschaulichen, die genießenden, die nur mittelbar produzirenden: den Sonderling, der es müde geworden, sich in der Provinz angaffen zu lassen; den Skeptiker, der gern in der ersten Reihe des Parquets sitzt, um das Schauspiel der menschlichen Thorheit und Weisheit anzusehen; den Kunstsinnigen und den Feinschmecker geistiger Unterhaltung, der es vorzieht, direkt auf dem großen Markt seine Einkäufe zu machen; den Diplomaten, der das Dasein anderer Inter-

---

untadelhafter Ausführung abliefert, Eigenschaften, die das Gegentheil von jener berufenen Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit sind.

Im geraden Gegensatz dazu steht jetzt die Mehrzahl der deutschen Handwerker, welche die gedankenlose und nur auf äußeren Schein berechnete Arbeit liefern, ohne Ahnung davon, was ein Anderer Besseres machen kann, sondern nur beschäftigt, ähnliche Gegenstände flüchtiger und billiger herzustellen; welche sich nicht scheuen, mit Nachgüssen fremder Arbeiten ihre Ausstellung zu schmücken, welche keinen Arbeiterstolz, sondern nur noch einen Preiskourant kennen und keinen Maßstab für den Werth des von ihnen Hervorgebrachten haben.

Das deutsche Kunstgewerbe befindet sich in arger Zerfahrenheit. Das einfache Gewerbe selbst ist auf dem schlechtesten Wege — dem, Alles möglichst billig herstellen zu wollen. Die guten auswärtigen Muster werden in schlechtem Material und schlechter Technik wiedergegeben, gute Erfindungen heimischer Künstler verstümmelt, um möglichst bequem massenhaft hergestellt werden zu können.

essen als die des französischen Staatsmannes fortwährend in Erinnerung bringt; den Fremden überhaupt, so unbedeutend er auch sein möge — leitet er doch immer in den Kreis von einheimischen Ideen, Anschauungen und Gewohnheiten, der, so weit er sei, sich immer erschöpft, ein neues Bächlein, das die Strömung belebt und erfrischt.

Dies die Hauptelemente, aus denen die Pariser „Gesellschaft" besteht, die gewisse Provinzialen so ungeschickt nachzuahmen suchen. Wer nicht in den Kreisen der Provinz gelebt, wo man die Leichtigkeit und Vorurtheilslosigkeit der Pariser Sitten zu äffen sucht; wer nicht Provinzial-Akademien, Provinzial-Jockey-Klubs, Provinzial-Lorettenwesen, Provinzial-Journalismus kennt — macht sich nur schwer eine Idee von der Rohheit und Plumpheit, deren selbst ein leichter Franzose fähig sein kann, wenn ihm die Natur Talent und Feinheit versagt hat; wer sie aber kennt, wird schon eine Erholung finden in den korrekten, langweiligen, aber anständigen und ehrenhaften Kreisen der gewöhnlichen Provinzialen; mehr noch natürlich, wenn er in die Pariser „Gesellschaft" selbst dringen kann.

Freilich wird es einem Deutschen schwerer fallen als irgend einem andern Europäer, sich von Dieser eine Vorstellung zu machen, wenn er nicht vollständig darin gelebt hat. London und Rom, wenn sie auch gerade nicht das exquisite gesellschaftliche Leben haben, welches das Privilegium von Paris ist, besitzen wenigstens eine Gesellschaft, d. h. ein Ganzes von Conventionen und Vorurtheilen, die den Codex einer Nation in der Nation ausmachen. Der Deutsche besitzt gar nichts der Art; er hat nicht nur nicht die Virtuosität des Franzosen, diese nur allzu wirklichen

Schranken zu verbergen oder doch mit Blumen-Guirlanden zu umgeben — er kennt sie gar nicht. Goethe sagte von Deutschland: es habe keine Komödie, weil es keine Gesellschaft habe, und selten ist ein wahreres Wort gesagt worden. Die Herrschaft der Mittelklassen, die übertriebene Decentralisation, der Mangel an materiellem Wohlstand, die Abwesenheit des Formensinns, die Furcht vor der Lüge — Alles hat dazu beigetragen, ins deutsche Leben ein gewisses Sichgehenlassen einzuführen, welches verbietet, sich den geringsten Zwang aufzuerlegen, sowie eine gewisse Rauhheit, die für Offenheit gilt. Aus Furcht, affektirt zu erscheinen, wagt der Deutsche sogar nicht, seine Ideen, deren Reichthum Frau v. Staël so auffiel, in Relief zu bringen; dieser Mangel an Insceneseßung aber läßt sie im Zustande von rohen Diamanten, und nur die geschliffenen Steine glänzen. Kein Land hat mehr Individualitäten als Deutschland, und da sie sich nicht in die Uniform der Mode stecken, treten sie noch mehr hervor; weil sie aber zu gar keinem gegenseitigen Zugeständniß bereit sind, endigt es gewöhnlich damit, daß sie auf einander prallen oder sich vermeiden. Dabei der Ernst des Deutschen, der nicht, wie der Pariser, über die Fragen hinzugleiten versteht, und der, wenn er nicht insistirt und ergründet, ungewissenhaft zu sein und sich der „Oberflächlichkeit" schuldig zu machen glaubt. Die Furcht, Andern etwas Liebenswürdiges zu sagen und so seiner eigenen Würde durch schnöde Schmeichelei Etwas zu vergeben; eine Wahrhaftigkeit, die nicht mit sich reden läßt; die Abwesenheit von Vorurtheilen und Convenienzen; der Mangel großer und gemeinschaftlicher Ueberlieferungen — alles Das macht, daß Deutschland, daß

Berlin keine Gesellschaft besitzt, wie die, welche den happy few unter dem Namen von tout Paris bekannt ist. Da sich aber nun zu diesen geselligen Annehmlichkeiten der Freiheit und des Witzes, der Anmuth und der Höflichkeit die materiellen Annehmlichkeiten eines sanften Klimas und ausgesuchter Lagerstätten, trefflicher Küche und edlen Weines gesellen, so ist's einem Deutschen eben nicht zu verargen, daß er sich in dieser Atmosphäre wohl fühlt, nachdem er vaterländischem Kalbsbraten und saurem Rheinweine, schmalen Betten und rauhem Nordwinde, zudringlicher Theilnahme und schwerfälligem Ernste glücklich entronnen ist. Auf die Dauer wird's ihm aber doch zu schwül, selbst in dieser so künstlich und so künstlerisch produzirten Luft, in welche das reinigende und erfrischende Element der Wahrheit, das kein Germane gerne misset, nimmer eindringt und er empfindet eine wahre Sehnsucht nach göttlicher Grobheit und dampfendem Sauerkraut.

Auch besteht neben diesem tout Paris noch ein anderes Paris, das an Geist und Charakter eben so weit unter der Provinz steht, als das hier analysirte über ihr steht, und dieses zweite Paris ist leider das bei weitem zahlreichste. Paris hat seine Provinz in seinen eigenen Mauern und welche Provinz! Alle die Vorurtheile und Engherzigkeiten der Departements, mit all' der Aufgeblasenheit und der sittlichen Verderbtheit, die sich unter den Auserwählten des Talents und der Thatkraft zur Noth entschuldigen lassen, finden sich hier beisammen. Ja, man kann sagen: das Ideal, der Prototypus, die platonische Idee des Provinzialen, ist der Provinziale von Paris, M. Prudhomme. Seine Zahl ist Legion. Alles, was nicht zu den „Nomaden“ gehört — wie Baron

Haußmann die eingewanderte Bevölkerung nannte — gehört zu dieser hauptstädtischen Provinz. Paris ist unfruchtbar wie alle großen Hauptstädte. Nur mit Mühe dürfte man einen bedeutenden Schriftsteller, Dichter, Künstler, Staatsmann nennen können, der in Paris geboren — und doch zählt Paris ein Zwanzigstel der Bevölkerung des Landes. Der Vater hat alle seine Kraft im Kampfe um's Dasein ausgegeben — er hinterläßt einen Sohn ohne Kraft und Saft. Die Eitelkeit, ein Pariser zu sein, d. h. einer der ersten in der ersten Nation der Welt, braucht ihm nicht anerzogen zu werden: er schlürft sie ein mit der Luft, die er athmet. Suffisance, Blasirtheit, Altklugheit, Gefallen an hohlem Wortwitz, Kitzel der Epidermis, Bedürfniß künstlicher Aufregung, Unruhe ohne wahre Leidenschaft, Spötteln und Besserwissen, Frondiren und Oppositionmachen und dabei blinde Unterwerfung unter die ephemerste Autorität, sind seine charakteristischen Merkmale: geistige Sterilität und moralische Feigheit deren natürliche Folgen. In einem Wort: alle Vorurtheile und Kleinlichkeiten der Provinz, ohne die Gesundheit, den einfachen Verstand, die Sittlichkeit der Provinz. Da nun aber doch die eigentlichen Pariser, d. h. die jung eingewanderten Provinzialen, die Ueberlegenen sind, sich als solche fühlen und auch als solche gefühlt werden, läßt sich die Masse der Eingeborenen von ihnen, ohne es zu wollen und zu wissen, blindlings leiten. Schon Rabelais nannte die Franzosen eine race moutonnière; aber welcher Franzose käme darin dem geborenen Pariser gleich, den nur Dante's pecorelle in dieser Gelehrigkeit erreichen:

„E ciò che fa la prima e l'altre fanno."

Ja, es kommt zuweilen das merkwürdige und gefährliche Phänomen vor, daß dieser concensus denen selbst über den Kopf wächst, die dem Pariser Bourgeois seine Ansichten verfertigt haben, und sich nun, nachdem sie lange selbst darüber hinaus gekommen, jener längst abgethanen ranzigen Anschauungsweise bei Strafe der Unpopularität unterwerfen müssen. Und welcher Franzose wüßte die zu ertragen? In jeder Revolution der vulkanischen Hauptstadt giebt es Gelegenheit, dieses Walten der Nemesis auf der That zu ertappen. Das Blut, das die „öffentliche Meinung“ vergossen, die Kriege, die sie entzündet, der Wohlstand, den sie zerstört, die Dynastien, die sie gestürzt — haben ganz Paris, ja ganz Frankreich mit Trümmern, Schmutz und Unkraut bedeckt, und ein Wunder ist es nur, daß überhaupt auf einem solchen Boden noch so schöne Früchte gedeihen können.

Viertes Kapitel.

Geistiges Leben.

Es dürfte dem Geschichtsphilosophen schwer werden, einen interessanteren Gegenstand für seine Betrachtungen und einen dankbareren Vorwurf für seine Darstellungen zu finden, als die parallele Entwickelung der politischen und litterarischen Ideale der Franzosen in den letzten drei oder vier Jahrhunderten. Die stets wachsende Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere, des Abstrakten über das Concrete, der Schablone über das Individuum läßt sich Schritt für Schritt verfolgen bis zum endlichen entschiedenen Siege des Rationalismus über Anschauung, Instinkt und Phantasie. Die Geistes- und Charakter-Anlagen, wie sie sich in der Litteratur des 15. Jahrhunderts offenbaren, sind natürlich im wesentlichen dieselben geblieben, auch strömen sie weiter in den beiden Geschmacksrichtungen, der enthusiastisch-rhetorischen und der skeptisch-nüchternen, welche sie von Anfang an ergriffen; aber der Strom wird immer seichter und einförmiger, und schleicht endlich, beinahe vollständig kanalisirt, in gerader Linie

zwischen flachen nackten Ufern dahin. Freilich kommen noch immer, ja häufiger noch als vordem, vulkanische Stöße und Ausbrüche, wodurch der überwundene, nicht vernichtete, Instinkt sein unheimlich fortwirkendes Leben kund giebt, die Erde gewaltsam aufreißt, Felsentrümmer und siedende Lava in das ruhige Bett schleudert, dessen eklen Schlamm aufregt, den Strom staut, ihn in eine andere Richtung zu lenken droht; aber bald besiegt durch die Wucht der Masse, läßt er diese wieder breiter und bleierner als je über sich dahin schwimmen.

Wer sollte nicht schon in François Villon den Keim entdecken, der sich in Béranger zur Blüthe entwickelt? Aber das Unbewußte und Naive ist hier zum Gewollten und Systematischen geworden. Nur die Nation, in welcher Genies wie Rabelais und Lafontaine, Talente wie Piron und Parny die Zote ex professo zu behandeln sich herbeiließen, konnte in unserem Jahrhundert einen Théophile Gautier und einen Baudelaire hervorbringen. Wer erkennte nicht in Sainte-Beuve die Züge der großen Ahnen Montaigne und Bayle? Wem könnte die Familienähnlichkeit zwischen Corneille und Victor Hugo entgehen? Wer wollte leugnen, daß selbst in einem Papierverderber wie Edmond About ein Aederchen Voltaire'schen Witzes rinnt? Aber wie abgeschwächt, wie verarmt, wie veräußerlicht ist das Alles! Das Werk der Entmannung aber, langsam vorbereitet durch die alte Monarchie, ist vollzogen worden durch die große Revolution, wenn schon die Folgen sich naturgemäß erst nach einem halben Jahrhundert in ihrer ganzen Ausdehnung zeigen. Die Generation, welche von 1825 bis 1840 Frankreich mit einer beneidenswerthen

Litteratur beschenkte, ein reizender Nachsommer des 18. Jahrhunderts, war noch kein recht eigentliches Erzeugniß der neuen Gesellschaft und des neuen Staates: diese produzirten ihren Homunculus erst nach den fünfziger Jahren. Aber schon jenes glänzende Geschlecht der Guizot und Thiers, Cousin und Villemain, Lamartine und Hugo, Thierry und Mignet, George Sand und Balzac, ja selbst Musset und Mérimée — im Grunde variirten sie doch nur mit Talent, einzelne sogar mit Genialität, überkommene Gedanken: nicht eine neue bahnbrechende Idee, wie etwa Herder's oder Kant's, Bacon's oder Locke's, Montesquieu's oder Voltaire's, setzten sie in Umlauf. Und es wäre ungerecht, dies von ihnen zu verlangen: waren sie doch Dichter, Künstler, Erzähler, nicht Denker, Erfinder, Männer der Wissenschaft. Die Leitung der geistigen Bewegung Europa's aber ist stets in der Hand Dieser, nicht Jener gewesen; und nur zufällig traf zuweilen die Blüthe der Kunst und die kühnste Thätigkeit des Gedankens bei einem Volke in demselben Zeitpunkte zusammen.*)

Uebrigens war bei der reichbegabten Dichter- und Künstlerschaar der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn nicht im Wesen, wenigstens in der Form noch eine gewisse Ursprünglichkeit, eine, wenn ich mich so ausdrücken darf, stylistische Phantasie geblieben, die heute, nach dem endgiltigen Durchdringen der rationalistischen Weltanschauung, der fast mathematischen Ausdrucksweise des modischen

---

*) S. in des Verfassers „Geschichte Frankreichs von 1830—1870" Band II, Kap. II. die Darstellung der wissenschaftlich-litterarischen Thätigkeit dieser Generation.

höheren Lustspiels, der platten Farblosigkeit des Revue-Styls oder der nachlässigen Schmiererei der neuesten Roman- und Zeitungsprosa Platz gemacht. Es ist eben mit der Litteratur wie mit dem öffentlichen Leben Frankreichs: die großen Eigenschaften des französischen Geistes, wie des französischen Charakters, sind, wenn auch nicht neutralisirt, so doch vollständig in Schatten gestellt, den Schatten ängstlich suchend, seit das leere Geschwätz und die geschäftige Nichtsthuerei eitler Faiseurs sich so breit in den hellen Vordergrund gedrängt haben. Jene ausgezeichneten Eigenschaften leben indeß wohl noch unbemerkt, aber kräftig fort in der Thätigkeit des höheren Beamtenthums und in dem Betriebe der exakten Wissenschaften, während in der Litteratur, wie in der Politik, beinahe jede Spur davon verschwunden ist. Selbst in dieser Entartung lassen sich indeß noch die beiden Geschmacksrichtungen, auf die ich oben angespielt, deutlich nachweisen. Der Enthusiasmus ist zum Wortrausch geworden; der Skepticismus ist in Blasirtheit ausgeartet; aber formell lebt die deklamatorische Tradition Bossuet's und Corneille's, Buffon's und Rousseau's, Cousin's und Hugo's noch in Jules Favre's Beredsamkeit, wie in Laprade's Versen. Die feine und geschmackvolle, schlichte und klare, zuweilen beinahe nüchterne Weise eines Fénelon, eines Voltaire, eines Mérimée hat in Prévost-Paradol und John Lemoinne nicht ganz unwürdige Nacheiferer; aber freilich der durch seine Schmucklosigkeit und Einfachheit bezaubernde Vers eines Racine oder Musset existirt so gut wie nicht für die jetzige Generation von Reimklinglern — Epigonen der Epigonen. Was nun gar die wirklich Sprachgewaltigen, die plastisch

Schöpferischen, in gebundner, wie ungebundner Rede, was die Montaigne und Rabelais, die Pascal und Regnier, die Lafontaine und Molière anlangt, so sind sie spurlos verschwunden zugleich mit der schöpferischen Kraft der Nation überhaupt. Für das litterarische Talent mag noch eine Art von Spielraum gelassen sein in dem korrekt beschnittenen Garten des französischen Lebens, wie er sich nach den Entwürfen des großen politischen Lenôtre gestaltet hat; das Genie kann und wird nicht so leicht wieder darin aufkommen.

I.

Eine gemachte Litteratur, wie die französische der dreißig letzten Jahre, in Rubriken zu theilen, wird ja wohl kein Vergehen sein, und so möge es erlaubt sein, darin drei Hauptgruppen zu unterscheiden: die der unterhaltenden, die der langweiligen, die der bedeutenden Litteratur. In allen werden wir die früher beobachteten geistigen Eigenschaften der Franzosen, insbesondere die Intelligenz, ihre Charakter-Anlagen, namentlich die Lust am Schein, endlich die gesellschaftlichen Verhältnisse, vornehmlich die Pariser, wiederfinden.

Die leichte Litteratur ist ein Produkt der französischen Nation, um welches wir Deutsche sie nicht genug beneiden können. Man denke an die Hunderte, ja Tausende von unterhaltenden Vaudevilles und Intriguenstücken, Romanen und Novellen, denen wir durchaus nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben. Ein deutscher Schriftsteller hält

sich für entehrt, wenn er seine Leser „unterhalten“ soll: er glaubt sich dadurch zur Rolle eines Hofnarren des Publikums erniedrigt, und die Prätention jedes halbwegs erfinderischen Geistes auch seinen „Wilhelm Meister“ zu liefern, erstickt das bißchen Gestaltungskraft, das überhaupt in unserer Natur liegt. Wir haben nun einmal kein schöpferisches Genie: unsere künstlerische Begabung liegt nach der musikalisch-lyrischen, nicht nach der plastisch-dramatischen Seite hin. Die wenigen aber, deren Talent ausreichte, um einfach und anspruchslos à la française oder à l'anglaise zu unterhalten, sind so hochmüthig behandelt worden von unsern allmächtigen Kritikern, daß Niemand mehr ihrem Beispiel folgen mag: mit welcher Verachtung sprechen nicht unsere Litterarhistoriker von einem Kotzebue und einem Zschokke, einem Willibald Alexis oder einem Spindler!

Wenn die Leichtigkeit der Rede und der Schrift, der immer sprudelnde Witz, der anmuthige Leichtsinn, das Bedürfniß zu unterhalten und unterhalten zu werden, die den Franzosen angeboren sind, sich mit ästhetischer Anspruchslosigkeit vereinigen, so entsteht ein Erzeugniß, das freilich „schnell und spurlos“ vorübergeht, wie „des Mimen Kunst, die wunderbare“, aber, wie diese, seinen Zweck vollständig erreicht hat, wenn es Tausenden nur Einen Tag der Zerstreuung und Erheiterung gebracht. Wer wird je die paar Stunden bereuen, die er vor einem Scribe'schen Intriguenstück zugebracht, oder in denen er einen historischen Roman Alexandre Dumas' gelesen? Es ist rasch hingeworfene Coulissenmalerei; aber welches Leben, welche Mannigfaltigkeit, welche gründliche Heiterkeit! Auch Kraft ist meist darin, und bei einem Dumas wenigstens ist man versucht

zu glauben, daß er mit Concentration, Sorgfalt, Ernst — d. h. freilich, wenn er nicht Alexandre Dumas gewesen — das Höchste hätte erreichen können.

Aber selbst so wie sie ist, hat diese leichte anspruchslose Schriftstellerei und Kunst der Franzosen, eben durch ihre Leichtigkeit und Grazie, viel mehr künstlerischen Werth als die der Deutschen und Engländer, wie auch ihre bedeutenden Leistungen auf diesen Gebieten den unseren an Tiefe nachstehen können, sie an Formenschönheit aber gewiß übertreffen: man vergleiche einen Soulié und Paul de Kock mit unsern August Lafontaine und Clauren, der bildenden Künstler nicht zu gedenken.

Auch in dieser Unterhaltungslitteratur steht freilich die jetzige Generation ebensosehr wie in der bedeutenden gegen die vorhergehende Generation zurück: einen Montépin, einen Ponson du Terrail, einen Gaboriau dürfen wir keinem Frédéric Soulié, keinem Dumas Vater, keinem Méry, einen Labiche, einen Lambert Thiboust, selbst einen Sardou keinem Mélesville oder Scribe vergleichen; aber sie haben doch alle noch Eigenschaften, die wir umsonst im deutschen Roman und auf der deutschen Bühne suchen: Humor, spannendes Interesse und flüssige natürliche Diktion.

Ein Genre dieser Litteratur, das ganz unserm Jahrhundert angehört, das Genre des Greuelhaften, ist vielleicht am tiefsten gesunken. Die indessen noch immer fortdauernde Existenz, ja Zunahme desselben erklärt sich aber ebenfalls zum größten Theil aus den seit der Revolution herrschend gewordenen Ansichten und Lebensgewohnheiten, aus den seitdem angewandten und durchgeführten Grundsätzen und aus der gesellschaftlichen Lage der Schriftsteller.

Der Schreckensroman wie das Schreckensmelodrama wenden sich nicht allein an die ungebildete und corrupte Masse der Hauptstadt, die feinerer und edlerer Kunstgenüsse unfähig ist und deren abgespannte Nerven stürmisch aufgeregt sein wollen; sie sind auch von jungen Abenteurern oder in der hauptstädtischen bohême graugewordenen outlaws verfertigt. Beinahe alle belletristischen Schriftsteller Frankreichs — wenigstens diejenigen, die noch etwas Eigenheit, Talent und Kraft in ihren Werken an den Tag legen — sind des déclassés, d. h. sie gehören nicht der geordneten bürgerlichen Gesellschaft von Paris, geschweige denn der Provinz an. Wie sollten sie zahme Familienromane schreiben gleich braven deutschen Ehemännern oder ewig jungfräulichen englischen Blaustrümpfen, die oft ihre Provinzialstadt nicht verlassen haben? Die Phantastik im deutschen Sinne hat die Natur dem Franzosen versagt, und die ihm angeborene Phantasie, eine äußerst lebendige Kopfphantasie, hat die Erziehung systematisch zu ertödten gesucht, während die Gesellschaft sich bestrebt, das Leben so vorhergesehen und geregelt als möglich zu machen. Entweder gelingt es, dann erfolgt eben die gewünschte und angestrebte Sterilität; oder es gelingt nicht, dann wird eine Reaktion gefährlichster Art herausgefordert. Dies ist bei unbändigen Naturen, bei begabten Geistern, bei haltlosen Charakteren und genußsüchtigen Temperamenten leicht der Fall. Die Einbildungskraft sucht dann ihre eigenen Wege, verderbt sich, wirft sich auf's Greuelhafte oder Unzüchtige, giebt sich darin vollen ungezügelten Lauf; die gesunde dichterische Phantasie, die sich hätte entwickeln können, macht einem krankhaften Irrereden, das freie individuelle Leben, das die Natur angestrebt

hatte, einer ungebundenen, wüst willkürlichen Existenz Platz. Je greulicher aber die Elucubrationen einer so erregten Phantasie, desto mehr Anklang finden sie theils bei der rohen leidenschaftlichen Menge, theils bei den Gelangweilten und Leeren der Mittelklasse. Ist der Absatz der Waare bedeutend, so füllt auch der Fabrikant rasch seine Taschen, um sie eben so rasch wieder zu leeren, und der junge Autor geht immer weiter auf dem einträglichen Wege, der ihn zu immer tieferen Abgründen führt. Sein Leben ist fortan getheilt zwischen der Orgie und der fieberhaften Produktion. Er sieht nur Courtisanen oder litterarische und künstlerische Zigeuner, wie er selbst; wenn's besser geht, Journalisten, die sich noch nicht zu einer gewissen Regelmäßigkeit des Lebens aufgerafft, oder Schauspieler und Schauspielerinnen, die es in Frankreich eben noch nicht, wie bei uns, zu einer geachteten bürgerlichen Existenz haben bringen können; im besten Fall eine Gesellschaft, die nur der Hauptstadt eigen, und die weder den ruhigen Kreisen der Bourgeoisie, noch dem offiziellen Laster angehört: mit einem Worte der demi-monde. Denn der demi-monde ist durchaus nicht mit der Loretten-Wirthschaft zu verwechseln, wie man es in Deutschland zu thun pflegt. Er bildet einen etwas „wurmstichigen" Theil der Gesellschaft, den die korrekteren Kreise zu vermeiden suchen, dem aber nichts Bestimmtes vorgeworfen werden könnte, das zu einer förmlichen Ausschließung berechtigte. Die bürgerliche Ehe und das Familienleben, geordnete Verhältnisse in einem Worte, sind demnach dem Bohême unbekannt: er schildert die Welt, wie sie ihm in der blauen Punchflamme und dem Tabakrauch des Estaminets oder aber am Spieltisch und an der glänzenden

Soupertafel der Halbwelt erscheint; er steht außerhalb der Gesellschaft, und nach seinen Schilderungen das Pariser oder gar das französische Leben im Allgemeinen zu beurtheilen, wäre unbillig und bewiese wenig Scharfblick.

Die gesittete Gesellschaft aber, welche unter der Monotonie der Wirklichkeit leidet, genießt diese Greuel- und Kitzellitteratur wie würzige Speisen und schäumenden Champagner. Ist ihr daraus im Ernst ein Verbrechen zu machen? Und thun wir Deutschen, die wir nicht die Entschuldigung eines gefährlichen Staatslebens, einer eintönigen Gesellschaft, einer alles Individuelle ertödtenden Erziehung haben, die wir auf allen Gebieten Freiheit der Bewegung und Entwicklung genießen — thun wir nicht dasselbe? Oder wie käme es, daß diese französische Litteratur des Ehebruchs, Loretten- und Verbrecherthums so bekannt in Deutschland ist, daß unsere Leihbibliotheken mit Uebersetzungen aus dem Französischen überfüllt und daß Jacques Offenbach's unzüchtige Parodien, sowie V. Sardou's geistreiche, aber gewiß nicht allzumoralische **Parisiana** auf allen unseren Bühnen zu finden sind?

Und da wir der geist- und geschmacklosen Unfläthigkeit Erwähnung gethan, welche in den letzten zwanzig Jahren alles Schöne und Hohe beschmutzt haben, während sie früher doch wenigstens ihren reservirten Platz hatten, dem man ausweichen konnte, so sei auch jener Art leichter Unterhaltungslitteratur mit einem Worte gedacht, welche den Franzosen eigenthümlich ist, und die sie unter hundert Namen, als **gaudriole**, **grivoiserie** und — höchst bezeichnend! — als **gauloiserie** kultiviren. Auch sie hat ungemein gelitten unter der cynischen Rohheit einerseits, der

heuchlerischen Wohlanständigkeit andererseits, welche seit den letzten dreißig bis vierzig Jahren die gesellschaftlichen Sitten Frankreichs so wesentlich geändert haben. Sie ist plumper, obscöner geworden, als sie es im vorigen Jahrhundert war, wie denn auch die Unterhaltung der Männer unter sich, selbst der gebildetsten, auf derlei Gegenständen heutzutage mit einem rabelaisischen Behagen und einer nackten Schamlosigkeit verweilt, die dem feinen Franzosen der Mérimée'schen Schule, dem Meister in der Gazedrapirung, ganz fremd waren.

II.

Eine ehedem in Frankreich ganz unbekannte Waare, die korrekte langweilige Litteratur, ist entschieden als ein Erzeugniß der modernen Zustände zu betrachten; es ist die wahre Litteratur der Impotenz. Sie macht sich im Theater und im Roman, in der Geschichte und der Kritik, der Philosophie und der Poesie breit. Sie ist die tägliche Nahrung der Mittelmäßigkeit, der Stolz der Mittelmäßigkeit, das Erzeugniß der Mittelmäßigkeit; und da diese überall die ungeheure Mehrheit der Gebildeten ist, so erklärt sich die ephemere Popularität dieser Art Litteratur sehr wohl. Nach wenigen Jahren kommt das Urtheil der Wenigen doch wieder zu seinem Recht; die fashionablen Southey und Ponsard versinken wieder in ihr Nichts, und hell am Firmament strahlen wieder die Byron und die Musset, deren Glanz der Neid des geistigen tiers-état für Augen-

blicke hat umnebeln können. Nirgends aber ist diese Litteratur mit mehr Erfolg und allgemeiner als in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich kultivirt worden, was sich zur Genüge erklärt, wenn man bedenkt, daß die geistige Mittelmäßigkeit keines Volkes geschickter ist, sich mit einem täuschenden Schleier zu umgeben, als die der Nation, welche stets das estre dem paroître geopfert hat. Wären nomina nicht odiosa, so wäre hier ein Heer von Unberufenen zu nennen, welche Frankreich mit todtgeborenen Kindern beschenkt.

Die Autoren dieser anständigen Werke sind entweder Professoren, die in der Provinz leben und doch auch gern in einer Pariser Zeitung genannt sein möchten, oder aber tugendhafte Familienväter, die in der Hauptstadt wohnen, und deren Stellung es mit sich bringt, daß sie alle drei Jahre ein Buch in die Welt schicken müssen. Bald sind's sittliche Dramen oder Gedichte, wo Grammatik, Prosodie und Moral gleich gewissenhaft respektirt sind; oder anständige Romane, welche die Gesellschaft höchst spießbürgerlich gegen die genialen Angriffe einer George Sand oder eines Balzac vertheidigen; öfter noch Geschichtswerke oder litterarhistorische Studien, worin einem Niebuhr und Augustin Thierry, einem Lessing oder Sainte-Beuve gezeigt wird, was „gesunde Traditionen“ und „reiner Geschmack“ sind, und allen gefährlichen Neuerungen mit sittlicher Entrüstung entgegengetreten wird. Zuweilen auch sind's methodische Revue-Artikel, nach Chrienart komponirt, worin irgend ein artiges Skandälchen geheimer Hof- oder Dichtergeschichten aufgetischt wird, damit der tugendhafte Herr Verfasser daran ein Thema für seine Moralpredigt finde.

Da sagt sich ein Herr, der gern in das Institut kommen, oder seinen Namen in den Journalen lesen, oder ein rothes Bändchen im Knopfloch, oder ein bewunderndes Kompliment in der Abendgesellschaft erwischen möchte: „Ich muß doch wieder einmal ein Buch schreiben; wo finde ich gleich einen Gegenstand? Halt, da ist was. Wie, wenn ich ein Werk schriebe über Sannazar oder über Roswitha? Das ist gewiß noch nicht geschrieben worden. Oder, besser noch, über Bossuet oder Pascal, betrachtet als Kritiker! Oder, jetzt hab ich's, über Labourdonnaye's indische Expedition: das soll was werden wie Macaulay's Lord Clive oder Warren Hastings.“ Gesagt, gethan. Fremde Sprachen kennt der Herr zwar nicht; auch weiß er von der Umgebung, dem Vor oder Nach seines Gegenstandes nichts. Aber wozu sind denn Konversationslexika und Kataloge da? Wozu Uebersetzungen? Schnell suchen wir, was etwa darüber geschrieben im Auslande; lassen wir's uns übersetzen oder excerpiren, lesen wir auch eine Quelle oder die andere; es wird schon gehen. Und richtig, nach zwei Jahren erscheint ein anständiger, gesitteter Octavband; korrekt geschrieben, korrekt gedruckt und namentlich korrekt gedacht. Die Komposition läßt nichts zu wünschen; nach einem kleinen unfehlbaren Recept sind die Porträte, die allgemeinen Betrachtungen, die dramatischen Erzählungen angebracht; ein höchst vorwurfsfreies Buch ist hervorgebracht; der wohlhabende Bürger kauft es, läßt's binden und stellt's in seine Bibliothek; der Herr Verfasser aber bekommt, wenn er ein Professor ist, einen Preis vom Institut; ist er ein unabhängiger Rentner, der auch nicht die geringste Entschuldigung hat, ohne Noth die Drucker-

pressen haben seufzen zu lassen, so kann ihm das Kreuz der Ehrenlegion auf die Dauer nicht entgehen.

Ganz ebenso verfährt der Fabrikant moralischer Theaterstücke und Romane. Gewöhnlich arbeitet er sehr langsam; denn die Muse hat ihm nicht gelächelt, und obschon sein procédé leicht zu erlernen ist, so muß er doch lange suchen, ehe er den Inhalt zusammengestoppelt hat. Erscheint nun alle vier Jahre ein solches Werk eines „gewissenhaften“ Dichters, so ist der Jubel groß im Lande der Philister. Die ganze löbliche Nation empfindet Vaterfreuden: erkennt sie doch ihre eigenen Züge wieder in den tugendsamen Helden und Heldinnen, die ihre ungesetzlichen Geliebten im Stiche lassen und sich hübsch convenabel verheirathen, nachdem sie fünf Akte lang oder durch fünfzig Kapitel ihre convenablen Skrupel in convenablen Versen oder convenabler Prosa auseinandergesetzt haben. Daß aber das sittsame Werk an seine Adresse gelange, d. h. daß ein gestrenges Philisterium auch erfahre, welche neue Freude ihm geworden ist, dafür sorgen die Freunde des Herrn Verfassers. In der That, kaum ist das Erzeugniß glücklich im Druck, so beginnt die Reklame schon. Gegen einen allenfalsigen Gegendienst läßt sich jedes Mitglied der großen litterarischen Freimaurerei bereit finden, das neue Buch — natürlich ohne es vorher zu lesen — anzupreisen: und die Sitte ist so in's schriftstellerische Leben eingedrungen, daß selbst der würdevollste Autor es ganz natürlich und nicht im Geringsten demüthigend findet, alle Bekannten, brieflich und mündlich, mit seiner Bettelei um eine Recension anzugehen. Sollte sich aber ja ein Mann finden, der zu stolz wäre, sich dazu herabzulassen, so kann er sicher

sein, daß sein Werk, sei's auch das Verdienstlichste, in Stillschweigen begraben wird. Der arme Recensent hat alle Hände voll zu thun, wenn er nur alle seine Freunde bedienen soll; wie mag er Zeit finden, Werke zu lesen und zu besprechen, deren Verfasser ihm unbekannt sind? Unparteiische Berichte aber, oder einfach anspruchlose Inhaltsangaben von neuen Büchern, wie in deutschen Blättern, sind durchaus unbekannt: alles Recensiren beruht ausnahmslos auf Kameraderie; alle Schriftsteller, wenigstens alle mittelmäßigen, bilden eine unsichtbare Versicherungs-Association, und das gegenseitige Interesse aller Theilhaber ist selbst stärker als religiöse oder politische Parteiung.

Jene Schule nun der Mittelmäßigkeit — der Name der Anhänger ist Legion — tauft sich gern selbst wohlgefällig mit dem Namen der école du bon sens; es ist aber nicht der alte gute französische bon sens à la Montaigne und Molière, der rücksichtslos zürnend zwischen alberne Convenienzen und lächerliche Eitelkeiten durchfuhr; es ist der bon sens der Routine, die alles Bestehende schön und vortrefflich findet, Niemanden vor den Kopf stößt, kein Vorurtheil verletzt, jede eigene Ansicht für geschmacklos, jede unabhängige Handlung für unanständig hält. Dem immer etwas abstrakten und absoluten französischen Geist ist es eben gelungen, im „modernen Staat" seine Logik durchzusetzen: das rationalistische Ideal ist verwirklicht, folglich ist alles unübertrefflich. Daß diese Verwirklichung, wie die gerühmte Gleichheit, Gerechtigkeit, Freiheit, nur in der Form, nicht im Wesen besteht, ist einerlei; um die Wahrheit hat sich ja der Franzose in

seiner besten Zeit wenig gekümmert — wie sollte er, auf dem Punkt, auf dem er jetzt steht, sich viel Sorge darum machen, ob der ganze „moderne Staat“ eine Lüge ist, oder nicht? Genug, die französischen Staatseinrichtungen, die französische Gesellschaft, der französische Geschmack haben ihren Ausgangspunkt in abstrakt unanfechtbaren Prinzipien: ergo sind französische Staatseinrichtungen, Gesellschaft und Geschmack ebenfalls unanfechtbar: Aha,

„tu non credesti ch'io loico fossi,“

mag der gefährlichste aller Teufel, der Verstandeshochmuthsteufel, mit seinem Dante'schen Kollegen ausrufen.*)

Neben der Litteratur der anständigen moralisirenden Langeweile hat sich nun aber auch unter dem Kaiserreich eine Litteratur der unanständigen und sittlich indifferenten Langeweile ausgebildet. Sie verfällt in zwei nahe ver-

*) Um ein Beispiel anzuführen, wie sehr der französische Geist selbst in den Besten sich vom Schein, vom Sophismus, vom glänzenden phrasenhaften Raisonnement verdutzen läßt, mag, außer dem Erfolg von V. Hugo's Misérables, die ganz auf einer sophistischen Lüge beruhen, eine ausnahmslos bewunderte Stelle seiner „Année terrible“ citirt werden. Der Brandstifter der Commune, dem vorgeworfen wird, die Bibliothek des Louvre verbrannt zu haben, antwortet: dans un vers bien amené: Was wollt ihr? Je ne sais pas lire. Nun ist kein Franzose, der nicht wüßte, daß alle Pariser Revolutionäre, Communards und Sozialisten ohne Ausnahme nur allzu gut lesen können: meist sogar durch schlechte Lektüre verdorbene Subjekte sind. N'importe: das Wort ist schlagend, macht Effekt; ob's wahr ist oder eine Lüge, das soll nichts verschlagen. Ebenso mit dem oben berührten Freiwilligensystem, dem Concours u. s. w. Thatsächlich ist die Beeinflussung durch Frauen, Reiche, Hochstehende viel größer bei der Stellenbesetzung im demokratischen Frankreich, als im „despotisch-regierten“ Deutschland.

wandte Schulen: die der Realisten und der „Formisten“, wenn ich so sagen darf. Nach Letzteren kommt's auf den Inhalt gar nicht an: die Poesie, ja auch die gute Prosa, ist eine Musik, die dem Ohre schmeicheln muß: die „Factur“ des Verses, wie der Kunstausdruck lautet, ist die Hauptsache, alles Uebrige ist nebensächlich; volle Reime, neue und unerwartete Ausdrücke und Wendungen, leichter Fluß der Sprache sind das Alpha und Omega aller Dichtkunst: Gedanken, Gefühle gehen sie nichts an; wohl aber die sinnlichen Gegenstände der Außenwelt; die sollen fest und hell hervortreten; ob's aber dann ein Menschengesicht oder ein alter Stuhl ist, das ist ganz gleichgültig. Höchstens der sinnliche Reiz, sei's nun eines schweren Damaststoffes, sei's eines vollen Frauenbusens, macht sie mehr oder minder kunstwürdig. Moral kommt dabei gar nicht in Betracht: sind die Götter des Olympus, sind die Helden Ariost's etwa moralisch? und sie glauben phantastisch zu sein wie Ariosto oder Shakespeare, wenn sie à la Hoffmann oder Brentano ihr Gehirn zur Ausgeburt unmöglicher Zerrbilder hinaufgemartert. Die Realisten gar ziehen meist die uninteressanten, sowie die unzüchtigen, oft selbst die unappetitlichen Gegenstände vor und malen sie aus mit wonnigem Behagen. Sie meinen, sie hätten ein ähnliches Porträt und Zeitbild gemacht, wenn sie die Pluderhosen und Lederstiefeln, den Spitzenkragen und die Stutzflinte, im höchsten Falle den Knebelbart, dazu bunte Tapeten und Teppiche, die recht in's Auge glänzen, täuschend hingemalt, womit sie doch nur das Alleruninteressanteste gegeben haben. Die Niederländer hätten es ebenso gemacht, sagen sie und verrathen gerade dadurch, wie gründlich sie die

Lehre von der Kunst um der Kunst willen mißverstanden. Beide Schulen, von Baudelaire bis auf die Goncourts, von Flaubert bis auf Champfleury, von Lecomte de Lisle bis auf Coppée stehen ganz unter dem Einflusse Théophile Gautier's, der selber doch nur ein Spätgeborener des großen Geschlechts von 1830 war. So ein Machwerk dieses Propheten der „Kunst um der Kunst willen" oder seiner besten Schüler gleicht wohl auf den ersten Anblick dem „Grünen Gewölbe" in Dresden, was schon voraussetzt, daß es kein zusammenhängendes, einheitliches Kunstwerk ist, sondern ein mixtum compositum. Tritt man aber näher hinzu, so sieht man, daß es gar keine Edelsteine, sondern Alles nur schlecht gefärbte Gläser, zum Allerbesten ein paar wohlfeile Rheinkiesel sind, die der Mann sich die unendliche Mühe gegeben hat, in tausend Facetten zu schleifen. Denn sie sind meist arm im Grunde, blutarm, und wollen den Reichen nachthun mit ihrem falschen Schmucke, den sie sich in Wörterbüchern zusammenholen. Wer seine Sprache ordentlich handhabt, der braucht nicht so weit zu suchen, neue Worte zu bilden, oder alte erstorbene wieder zu galvanisiren, oder den Wissenschaften und Métiers ihre Terminologie zu entlehnen. Einem wirklichen Sprachkünstler, wie George Sand oder Renan, genügt die Sprache seiner Nation, wie sie lebt und blüht. Dazu die in ermüdende Synonymik, ja fast in schiere Tautologie ausartende Gewohnheit der virtuosenhaften Ausspinnung eines Grundthemas. Je unbedeutender, tagtäglicher eben dieses Grundthema ist, desto besser. Es ist unglaublich, welchen Erfolg diese Leute mit ihren Handwerkerschlichen und Kunststückchen, zuweilen auch mit

ihrem großen Talent — man denke an Flaubert und Courbet — bei einer Generation gehabt, welche der Rhetorik und der Empfindsamkeit müde ist, nach Wirklichkeit lechzt und sich mit dem ersten Besten begnügt. Für einen unverdorbenen Sinn ist diese ganze hohle Litteratur noch langweiliger als widerwärtig.

Glücklicherweise erzeugt Frankreich, wenn auch in weit geringerem Maß als vor vierzig bis fünfzig Jahren, noch immer eine wirklich nicht unbedeutende Litteratur, welche den wählerischen Appetit der ästhetischen Feinschmecker, wie den gesunden Heißhunger des unverdorbenen Gaumens gleicherweise befriedigen kann. Freilich einen Historiker ersten Ranges wie Augustin Thierry, einen feinfühligen Biographen wie Sainte-Beuve, einen Künstler wie Mérimée, einen Redner wie George Sand, einen Dichter wie Musset, einen Beobachter wie Balzac, hat unsere Generation nicht aufzuweisen; aber sie hat in Renan und Taine, in Montégut und Scherer, in Prévost-Paradol und J. J. Weiß, in Flaubert und Augier, doch noch immer achtunggebietende Nachfolger.

Was aber die Kritik anbelangt, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auftritt, nachdem der letzte Funke der schöpferischen Kraft in der Nation wenigstens für eine Weile erloschen scheint; weit auffallender ist das Phänomen der deutschen Entwickelungsgeschichte, in welcher die Kritik der originalen Dichtkunst vorausging. Wir schreiben hier keine Litteraturgeschichte; aber vergessen darf's auch in einer Skizze des geistigen Lebens der Nation nicht werden, daß die französische Kritik eigentlich erst in diesem Jahrhundert entstanden ist; daß sie, von Villemain begründet,

durch Sainte-Beuve zur Vollendung gebracht worden, von ihm ihren speziellen Charakter, den psychologisch-biographischen, erhalten hat; daß endlich die letzten zwanzig Jahre die feinsten und bedeutendsten Erzeugnisse dieses in Frankreich noch so jungen Litteraturzweiges haben entstehen sehen. Montégut's Tiefe, Renan's Feinsinnigkeit und unübertroffene Kunst, Taine's kühne Systematik und reiche Pallete, Sarcey's Offenherzigkeit und Vorurtheilslosigkeit, Paul de Saint-Victor's Wortplastik, Scherer's Wissen und Streben nach Objektivität, sind neue und höchst bedeutende Erscheinungen des geistigen Lebens — Erscheinungen, die man in Deutschland nicht genug studiren kann. Wir hatten ein Recht, auf die formelle Kritik eines Bouhours und Laharpe mit der verdienten Verachtung und dem gerechten Stolz einer Kultur herabzusehen, die einen Lessing unter ihre Gründer zählte, die mit Schiller's philosophischer Kritik, mit Hegel's Aesthetik, mit Schlegel's Kunst der Anempfindung und Aneignung, mit Gervinus' litterarischer Gelehrsamkeit, endlich mit H. Hettner's meisterhafter Ideengeschichte genährt worden; aber wir dürfen deshalb nicht übersehen, daß weder unsere Litteratur, noch die englische oder italienische irgend etwas aufzuweiseu haben, das sich im entferntesten mit den psychologisch-litterarischen Studien eines Sainte-Beuve vergleichen kann.

Noch ein anderer Vorzug der modernen französischen Kritiker, wie überhaupt der ganzen französischen Litteratur, Belletristik wie Wissenschaft, vor der deutschen sollte mehr gewürdigt werden, als er es ist: die französische Litteratur, das ganze geistige Leben Frankreichs hat einen freieren, weltmännischeren Anstrich als unsere Litteratur und unser

geistiges Leben, welche seit dreihundert Jahren beinahe ganz auf den Universitäten, das heißt in der Schule und der Kleinstadt konzentrirt waren. Außer Lessing, Goethe und Schopenhauer kennt unsere Litteraturgeschichte kaum einen Schriftsteller von Bedeutung, der nicht Hofmeister oder Professor gewesen, und selbst die es nicht gewesen, sind wenigstens am Lehrstuhl vorübergestreift. Unsere Kultur ist aus den Hörsälen und Bibliotheken hervorgegangen, die englische und französische aus dem Barreau und der Politik: beide haben davon einen gewissen großartigen Zug behalten, der unserer Litteratur abgeht, welche die Stubenluft, die Enge des Schulzimmers, die Geschmacklosigkeit und Pedanterie des Katheders, die Spuren des fortwährenden Kampfes zwischen höchstem Idealismus und elendester Wirklichkeit noch immer nicht ganz überwinden noch verleugnen kann. Seit Montaigne und Montesquieu bis auf den Herzog de Broglie und den Marquis de Sainte-Aulaire haben die höchsten und freiesten Stände Frankreichs wie die Englands es sich zur Ehre gerechnet, thätig einzugreifen in die geistige Produktion ihres Vaterlandes; in Deutschland wurde seit dem Verfall des wohlhabenden Bürgerthums und des unabhängigen Adels, das heißt seit drei Jahrhunderten, die geistige Thätigkeit den Pastoren und Professoren überlassen. Sie mag dabei an Tiefe und Ernst gewonnen haben, gewiß nicht an Geschmack noch an Weite der Weltanschauung. Selbst in dem großen Verfall des litterarischen Lebens in Frankreich, den wir seit dreißig Jahren erleben, ist ihm doch immer jener Vorzug eines offenen Blicks, freier „Allure“ und großer Ueberlieferungen geblieben.

Das Hauptverdienst der noch einigermaßen bedeutenden Litteratur Frankreichs, die sich im allgemeinen geistigen Verfall erhalten hat, liegt indeß anderswo. Der Franzose hat sich immer in der Geschicklichkeit (habileté, cleverness) ausgezeichnet: ja sie erreicht bei ihm einen so hohen Grad, daß sie so nahe als möglich an das Genie grenzt. Keine Nation kann sich deshalb mit ihr vergleichen, wenn sich's um Produkte des Talents handelt: einen Dante, einen Shakespeare, einen Goethe hat Frankreich zu seinen besten Zeiten nicht hervorgebracht; aber in der geschickten Mache ist es immer der unbestrittene Meister geblieben, und dies, wie alles Obengesagte, geht auf die Künste wie auf die Litteratur. Man vergleiche die Modemalerei der Franzosen in den letzten fünfzig Jahren mit der unsrigen oder der italienischen: wo ist der deutsche Künstler, der sich mit Ary Scheffer messen könnte im sentimentalen „Ausdruck“, mit H. Vernet in der furia, mit Paul Delaroche im Theatralischen, mit Meissonier in der Feinheit, mit Gérome im Effekt, mit Regnauld im Farbenglanz? Der wirklich Großen: Delacroix's, Ricard's und Decamps' gar nicht zu gedenken, wie wir auch die wirklich großen deutschen Meister hier außer Acht lassen. Jedem Leser werden sich beim Nachdenken analoge Beispiele in der Musik, der Skulptur, der Architektur aufdrängen. Sobald es sich eben darum handelt, gewisse Wirkungen durch geschickte Anwendung von procédés zu erlangen, werden die Franzosen immer die ersten sein. Während aber in den dreißiger Jahren sich noch ein Rest von Individualität und von idealem Sinn in diesen Erzeugnissen des Talents und der Intelligenz kundgab, so ist in unseren

Tagen, d. h. seit 1840 etwa, Alles rein mechanische Receptirkunst geworden, die freilich bis zur Vollendung gebracht ist. Es genügt, daß ein Künstler im Salon Glück gehabt hat mit einem neuen Genre, um im nächsten Jahr gleich vollendeten Arbeiten desselben Genres zu Dutzenden zu begegnen.*)

Freilich wird der wahre Kenner wie der unbefangene Beschauer sich nicht täuschen lassen: sie werden den Mangel an Originalität und Idealität sogleich herausfühlen. So geschickt und geschmackvoll auch die Nachahmung sein mag, sie werden etwas immer daran vermissen: den Glauben und die Spontaneität. Die Kunst ist in Frankreich ein Handwerk geworden: fast Niemand malt und schreibt mehr aus innerem Bedürfniß, sondern um Geld zu machen oder sich eine Stellung zu erobern; folglich schmeichelt jeder dem Publikum und seinen Launen. Schon Goethe sagte, als mit Mérimée und Hugo ein neues goldenes Zeitalter für die französische Litteratur tagen zu wollen schien: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät .... Sie verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Styl nicht. Sie sind gesellige Naturen und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu sein, um ihre Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihnen zu gefallen.“ Seitdem aber sind die Dinge weiter gegangen: es kommt den Franzosen unserer Tage gar nicht mehr

*) So gings mit Cabanel's Venus, Moreau's Sphinx, Gérome's Cäsar, Hamon's Liebesgöttern, Heilbuth's römischen Scenen 2c. Der nächste Salon brachte sogleich zwanzig ähnliche Gemälde und beinahe alle erträglich.

darauf an zu überzeugen, denn sie haben keine Ueberzeugungen mehr; es genügt ihnen nicht „anmuthig“ zu sein, um zu gefallen, da sie Alles sind, was das Publikum will daß sie seien: witzig, obscön, ausgelassen, tragisch, entsetzlich, Alles, nur nicht geschmacklos, wenigstens die Besseren unter ihnen nicht. Aber jedem Werke, so vollendet es technisch sein mag, so bühnengerecht, so anziehend geschrieben, so geistreich, so scharfsinnig, fühlt man doch immer an: es ist nicht der Durst nach Wahrheit, nicht das unwiderstehliche Bedürfniß sich auszusprechen, nicht ein ernstes uneigennütziges Streben, das man bislang in der mittelmäßigsten wissenschaftlichen Abhandlung, dem unbedeutendsten lyrischen Gedicht, dem unbeholfensten und geschmacklosesten deutschen Gemälde herausspürte; es ist der Wunsch zu gefallen und dadurch die Mittel zu erlangen, die persönliche Eitelkeit oder Genußsucht zu befriedigen. Je weiter wir aber gehen, desto greller tritt in der französischen Litteratur zu Tage, wie wenig die Intelligenz und die Technik zu leisten vermögen, wenn sie allein arbeiten: eine französische Poesie, Geschichtschreibung und Philosophie, d. h. alles, was auf Intuition oder Transcendentalismus beruht, existirt fast nicht mehr; nur der Roman und das Theater und die Kritik und die Naturwissenschaften haben diese allgemeine Versiegung des französischen Geistes noch überlebt; aber Roman und Theater, so wie sie die zwei bedeutendsten Repräsentanten der beiden Arten unter dem zweiten Kaiserreich behandelt haben, gehören kaum noch zur schönen Litteratur: Gustav Flaubert's Romane und Al. Dumas' fils Komödien sind eigentlich nur in Erzählungs- oder Dialogenform gekleidete Analysen: sie gehören

in's Gebiet der Naturgeschichte, nicht der Kunst, wenn auch Flaubert's erster Roman zuweilen an Balzac erinnert, dessen philosophische Tiefe und poëtische Auffassung ihm jedoch abgehen.

Gerade deshalb freilich dürfte eine kurze Betrachtung eines dieser Genres äußerst lehrreich für den Beobachter französischer Sitten sein. Da nun aber der moralische Standpunkt und die Fabrikationsmethode immer dieselben sind und nur mit mehr oder weniger Talent, Kunstsinn und Geschmack eingenommen und gehandhabt werden, so dürfen wir hier wohl unsere Dreitheilung, die sich doch hauptsächlich auf den verschiedenen Grad der Vollendung in der Ausführung bezog, fallen lassen und amüsante, langweilige und bedeutende Erzeugnisse der letzten dreißig Jahre gleicher Weise in unsere Betrachtung ziehen.

III.

„Für das Theater zu schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß.“ (Goethe.) Wer aber besäße mehr theatralisches Talent als der Franzose? und wo kennt man das Metier besser als in Paris?

In keiner Epoche und in keinem Lande hat die Rezeptirkunst eine größere Vollendung erreicht, als in Frankreich unterm zweiten Kaiserreiche in der Spezialität des höheren Lustspieles, d. h. in dem dieser Epoche eigenthümlichen Genre. In der klassischen Tragödie wie im Intriguen-

stücke, im Melodrama wie im Vaudeville war die Periode von 1815—1850 bei weitem origineller, als die Zeit von 1850—1870. Namentlich war das Intriguenstück unter Alexandre Dumas' genialer Hand und Scribe's nie ermüdender Leichtigkeit zu einer seltenen Vollendung gelangt. Nach dem Katzenjammer von 1850 ward es der reuigen Nation nur zu genial und zu leicht. Die National-Erziehung, wie sie der große Napoleon und die „Liberalen" gewollt, begann erst um die Zeit der Februar-Revolution ihre vollen Früchte zu tragen: Alles, was nur von ferne etwas Genialisches, Individuelles, Unabhängiges, Phantastisches ahnen ließ, war dem „gebildeten" Publikum nach und nach ein Greuel geworden. Wie es eine politique honnête et modérée, eine ditto Philosophie und eine ditto Geschichtschreibung haben wollte, so auch ein Theater, wo nichts über die Grenzen des Wahrscheinlichen und Anständigen, Correcten hinausgehe. Auf der anderen Seite war man tugendhaft geworden, und da man bei aller Tugend doch noch immer einer kleinen Schwäche für das Laster sich nicht entschlageu konnte, so produzirten die Lieferanten, „les fournisseurs de S. M. le Public", die gewünschte Waare, bestehend aus lasterhafter Tugend und tugendhaftem Laster, ganz in den Grenzen des alltäglichen Lebens und der alltäglichsten plattesten Anschauung, frei von aller Phantasie und mit gelegentlicher Erörterung sozialer — nicht sozialistischer — Fragen.

Schon Diderot hatte in seinem „Père de famille" und seinem „Fils naturel" die Bahn gewiesen; Greuze's Gemälde lieferten die Illustrationen dazu: Beide tragen aber doch noch den idealistischen Zug des Jahrhunderts,

trotz aller falschen Phrasen und falschen Attituden. Casimir Delavigne glaubte die Molière'sche Komödie wieder zu erwecken, als er seine „Ecole des vieillards“ schrieb — er erweckte nur die bürgerliche Komödie und ihre Prosa. An die schöpferische Genialität des Dichters, der Arnolphe und Alceste geschaffen, konnte er natürlich nicht heran; aber auch gegen die gewandte Mache eines Alexandre Dumas fils sticht sein Fabrikat ab wie gemeiner Ausschuß. Der Erste, der auch hierin das endgiltige Muster lieferte, war jener liebenswürdige Tausendkünstler Herr Scribe. „Une chaîne“ ist die erste und noch immer eine der besten hautes comédies des Jahrhunderts. Sie hat den Lieblingsgegenstand des modernen französischen Theaters, den Zwiespalt zwischen Liebe und Ehe, zum Thema. Balzac's „Mercadet“, dem unsterblichen „Turcaret“ des Lesage nachgebildet, war der erste Versuch, den anderen bevorzugten Vorwurf der modischen Stücke, den Kampf des Emporkömmlings gegen die festgesetzten Mächte, dramatisch zu behandeln.

Wenn eminent gescheidte Schriftsteller, denen die Natur noch überdies die Gabe der leichten Unterhaltung verliehen, sich's vornehmen, populäre Gegenstände und Fragen auf's angenehmste zu besprechen, so wird's ihnen meist besser gelingen, als wirklich genialen Dichtern. Der Kunstgriffe und des Handwerkes werden sie bald Meister, und nicht umsonst sind sie Franzosen, wenn es gilt, den Leim und die Nähte zu verbergen. Man nehme alle die Hunderte von Komödien, welche in den letzten zwanzig Jahren über die Bühne gegangen: man wird überall denselben Aufbau finden, dieselben Personnagen, dieselben Gegenstände, dieselben Anschauungen, dieselbe Sprache; der einzige Unter-

schied liegt in dem größeren Geschicke, mit welchem das Recept ausgeführt worden. Das Kochbuch bleibt immer dasselbe, nur sind die Köche mehr oder weniger gewandt; geniale Köpfe aber, die sich über Carême hinaussetzen, werden nicht geduldet. Nun weiß ein Jeder: on naît rôtisseur, mais on devient cuisinier; und mit dem rôtisseur, mit dem Genie will man nur an ganz ausnahmsweisen Feiertagen etwas zu thun haben. Blättern wir ein wenig im Kochbuch, wenn's den Leser nicht verdrießt, und lassen wir das arme todtgehetzte Gleichniß schnaufen, nach Hamlet's vortrefflichem, nie genug befolgtem Rathe.

Der Gegenstand der modernen Komödie ist immer dem wirklichen Leben und der Gegenwart entnommen. Entweder ist's der Gegensatz zwischen der neuen Gesellschaft und der alten, oder zwischen der Leidenschaft und den sozialen Gesetzen; oft werden beide miteinander verbunden und ineinander verwoben. Daß diese Gegensätze durchaus nicht neu sind, wollen sich die Autoren und das Publikum gar nicht einreden lassen: alles das datirt in ihren Augen von der französischen Revolution, dieser neuen Aera der Menschheit, welche, wenn man den Franzosen glauben sollte, auch die Menschennatur, wie die geschichtlichen und gesellschaftlichen Gesetze vollständig umgestaltet hat. Der Repräsentant der neuen Gesellschaft ist entweder ein Ingenieur, der sich durch seine Arbeit aufgeschwungen und — o Glorie der Glorien! — aus der Ecole polytechnique als „Erster" hervorgegangen, oder aber er ist ein Maler, der wegen seiner Bilder im letzten Salon dekorirt worden ist. Natürlich emancipiren sich manche Autoren so weit, daß sie dem

Ingenieur einen Advokaten oder Offizier, charakteristischer Weise nie einen Professor oder Arzt, selten dem Maler einen Bildhauer oder Dichter substituiren. Der Vertreter der alten Gesellschaft oder der Vorurtheile ist entweder ein Marquis, für den die ganze moderne Geschichte nicht existirt und der Zehnten und Frohndienst wiederherstellen möchte — ein Typus, der nirgends mehr anzutreffen ist in der Wirklichkeit — oder ein reichgewordener Bürger, dem alle Künstler Zigeuner sind und der nichts träumt, als das rothe Bändchen für sich, einen Adelstitel für die Tochter — ein Typus, dem man wiederum auf Schritt und Tritt begegnet. Insoweit ist die neue Komödie nur der Ausdruck des nationalen Charakters, der Gesellschaft und der Sitten. Die Hauptsorge des modernen Franzosen ist ja immer, die thatsächliche Ungleichheit der Gesellschaft in den Kunstwerken und in der Gesetzgebung zu leugnen oder doch zu bemänteln; der Held muß aber auf der Bühne erreichen, was er im Leben nie erreicht, noch zu erreichen sucht: er muß in eine höhere Gesellschaftssphäre hinaufdringen. Daß ihm dies als höchste Belohnung erscheint, ist eben die naive faktische Widerlegung des ganzen demokratischen Raisonnements, mit dem diese Art Stücke ausgefüllt zu sein pflegen.

Wie von jeher im französischen Theater, spielt die Tirade auch im neuen Lustspiele eine große Rolle. Das pour et contre wird in glatter Prosa plaidirt, gerade wie Corneille's Auguste und Cinna es in prunkenden Versen thun. Die Sprache ist immer scharf, witzig, fließend, aber farblos und nüchtern; der Dialog, wenn ihn die Tirade zum Worte kommen läßt, natürlich, lebendig, geistreich, voll

all' der französischen, nie alternden Anmuth, die Europa nun schon seit drei Jahrhunderten nicht müde wird, zu bewundern. Die Construction (charpente) ist womöglich noch schablonenhafter, aber auch noch künstlicher, als die Zeichnung der Charaktere. Eben da Alles vorgeschrieben ist, motivirter Ein- und Ausgang, Concentration des Interesses im vierten Akte, Duell, Versteckenspielen, Wiedererkennung, Erzählung des confident u. s. w., so gehört ein ganz ungemeiner Aufwand von Kunst dazu, doch neu und erfinderisch zu scheinen, die Spannung aufrecht zu erhalten, durch das Interesse der Intrigue die Abgedroschenheit des Themas und die Eintönigkeit der Tiraden zu beleben. Natürlich greifen Alle, selbst die besten Autoren, endlich zur Bekehrung, zur totalen Charakter-Aenderung, was auch wieder für die französische Weltanschauung unendlich bezeichnend ist. Ein „Macbeth“, ein „Hamlet“ ändern sich nie; für einen Shakespeare ist des Helden Handeln sein Charakter, für einen Schiller sind

> Des Menschen Thaten und Gedanken
> Nicht wie des Meeres blind bewegte Wellen . . .
> Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
> Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
> Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
> So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Nicht so in den Augen des Franzosen, dem die Willensfreiheit ein unanfechtbares Dogma ist; ihm scheint's ein Leichtes, daß der Held seines Dramas Wandel und Wesen im Nu ändert für immerdar und plötzlich aus einem Spieler und Weiberjäger der ordentlichste Hausvater und treueste Ehegatte wird.

Am deutlichsten tritt dies hervor in der zweiten Kategorie der neuen Komödie, derjenigen, in welcher die Ehefrage abgehandelt wird. Ein Mann liebt, er verbindet sich mit der Geliebten in freier Einigung, bis endlich der Wunsch, einen eigenen Herd zu gründen, Vaterfreuden zu genießen, eine gesellschaftliche Stellung einzunehmen, kurz, es zu machen wie andere Leute, ihn der Geliebten entfremdet und zu einer Vernunft-Ehe mit irgend einem bürgerlichen Gänschen führt. Auch hier giebt's natürlich Variationen die Fülle: immer aber „sieget das Gute", wie es der Aeschyleische Chor will; das „Gute" aber bedeutet: die gesellschaftliche Convenienz. Im Grunde wird die wahre Neigung immer den weltlichen Vortheilen eines guten „établissements" geopfert; das heißt dann Moral und Pflicht. Personen: eine unglückliche, leidenschaftlich Liebende von mittlerem Alter oder eine herzlose Coquette in denselben Jahren (vor der gesellschaftlichen Moral gelten Beide gleich: erscheint doch selbst Egmont's Clärchen fast allen Franzosen, die ihren Goethe gelesen haben, als eine Courtisane); weiter ein junger Graf, der des Romanes überdrüssig ist und nach Hausfrieden lechzt; ein Ehemann, der tragisch wird — die modernen Franzosen finden den komischen Hahnrei der griechischen Komödie, Boccaccio's, Shakespeare's, Lafontaine's, Molière's und Musset's verbraucht und haben den weinerlichen erfunden, eine äußerst unglückliche und höchst ermüdende Erfindung — endlich und vor Allem: Desgenais. Der arme Musset hat das Verbrechen zu verantworten, diesen Typus in seinen „Confessions d'un enfant du siècle" geschaffen zu haben. Es ist ein alter Roué, aber ein Galanthomme, der Moral predigt.

Welch' eine Moral aus solchem Munde kommen kann, ist leicht zu denken. Der Moralist hat das Leben durchgekostet — Spiel, Weiber und Zechen — und hat am Ende, zu spät für sich selbst, entdeckt, es wäre doch besser gewesen, er wäre dem getretenen Wege gefolgt und hätte sich beizeiten mit einem kleinen Pensionats-Produkte verheirathet. Dem jungen Freunde nun will er um jeden Preis seine Erfahrung zugute kommen lassen; er muß sobald als möglich vom abschüssigen Wege entfernt und auf die gebahnte Straße gebracht werden, ehe es auch für ihn zu spät ist. Natürlich ist dabei nie von dem, was recht und schön ist, die Rede, sondern nur von dem, was nützlich ist und im wohlverstandenen Interesse liegt.

Da der Verfasser in Paris lebt und in der sittlich wenigst skrupulösen Gesellschaft von Paris, so schildert er uns Sitten und Verhältnisse der nicht gerade achtbarsten Pariser Gesellschaft, und man thäte, wie schon oben bemerkt, Frankreich sehr Unrecht, wollte man daraus Rückschlüsse auf die allgemeinen Zustände machen. Da der Verfasser andererseits aber in seiner Jugend, sei es in der Familie oder in der Schule, sei es in der Provinz oder in Paris, die sittliche Weltanschauung seiner Nation erworben und sich ganz mit ihr durchdrungen hat, so darf man seine Moral wohl als die des modernen Frankreichs hinstellen. Die neue Komödie stellt, in Einem Worte, ungesunde, ganz ausnahmsweise Verhältnisse dar und betrachtet sie unter dem Lichte der allgemein giltigen Grundsätze, daher die doppelte Faulheit dieser ganzen Litteratur und ihre doppelte Lüge. Da ihr aber meist nicht allein Gesundheit und Wahrheit fehlen, da auch beinahe immer Phantasie, Poesie

und Heiterkeit daraus verbannt sind, so ist eine Waare entstanden, die durchaus unfähig ist, die Mode zu überdauern. Wie von der Poesie und dem Romane, so wird von dem höheren Lustspiele des zweiten Kaiserreichs nicht einmal so viel übrig bleiben nach zwanzig Jahren, als heute nach zwei Jahrhunderten von den Romanen d'Urfé's und Mlle. de Scudéri's.*)

---

*) Natürlich sprechen wir hier nur von der großen Mehrzahl: es ist wahrscheinlich, daß einige wenige Stücke, wie der Marquis de la Seiglière oder der Gendre de M. Poirier sich neben Marivaux's Fausses Confidences oder Jeux de l'amour et du hasard auf der Bühne erhalten werden, eben weil sie sich am weitesten vom modischen Typus entfernen, dem französischen Intriguenstück, wie es Scribe und Alexandre Dumas père zur Vollendung gebracht, am nächsten kommen. Die eigentlichen Typen des höheren Lustspiels, die wir im Texte zu charakterisiren gesucht — selbst die gelungensten, wie Ponsard's L'honneur et l'argent, Alexandre Dumas fils' Demi-monde — sind jetzt schon veraltet.

Politisches Leben.

Daß die französische Nation, wie sie Naturanlage und geschichtliche Entwicklung gemacht haben, der Selbstregierung im englischen Sinn unfähig ist, daß sie ihre großen Geistesgaben und Charaktertugenden nur unter der Dictatur ganz zu entfalten vermag, darf man wohl heute, nach so vielen fruchtlosen Experimenten, als ausgemacht annehmen. Wir nennen aber Dictatur die persönliche Regierung eines Mannes, ob derselbe gekrönt sei oder nicht, ob er ein Parvenu oder ein Nachkomme von zwanzig Königen sei, ob seine Macht erblich oder vorübergehend sei, ob er Uniform oder Frack trage. Dem im Parteikampf Begriffenen, durch die Hitze des Streites Verblendeten mag es erlaubt sein, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Regiment Richelieu's und Guizot's, Napoleon's III. und Thiers', Robespierre's und Gambetta's zu finden; der außerhalb stehende Zuschauer kann die Verschiedenheit nur in der Weise erkennen, in welcher die Gewalt gehandhabt wird, durchaus nicht in der Natur dieser Gewalt selbst. Warum aber die französische Nation ihr Größtes gerade unter der Dictatur leistet, während die englische es im aristokratischen Parlamentarismus, die italienische im unab=

hängigen Municipalismus, die deutsche in der bureau-
kratischen Monarchie geleistet: das ist eine Frage, die,
wie alle Fragen der Art, eine doppelte Erklärungsweise
zuläßt, die historische und die psychologische, aber nur
durch eine Verbindung beider Erklärungsweisen einiger-
maßen befriedigend gelöst werden könnte.

Hier wird eine solche Lösung nicht einmal versucht.
Europa, und vornehmlich Deutschland, kennen das poli-
tische Leben Frankreichs nur sehr unvollkommen, weil sie
Parteinamen und Einrichtungen eine Wichtigkeit beilegen,
welche denselben durchaus nicht zukömmt. Es soll deshalb
hier nur das Eine versucht werden: jenes politische Leben
darzustellen wie es wirklich ist, nicht wie es scheint. Ge-
lingt es uns, das Was wahrheitsgetreu zu schildern, so
überlassen wir gerne den Geschichtsphilosophen dem Warum
nachzuforschen. Das Wohin ist ja wohl für Niemanden
mehr eine Frage ohne Antwort.

189

Erstes Kapitel.

Das Ideal und seine Verwirklichung.

I.

Das tiefe Eindringen der römischen Verwaltung und Gesetzgebung, das frühe Bündniß des Bürgerthums mit der Krone gegen den Adel germanischen Ursprungs, die mehrmals wiederholte Vernichtung der sich immer wieder neubildenden Aristokratie, die Unterdrückung des Protestantismus, die immer straffere Centralisation waren ebensoviele Etappen auf dem Wege, der zur absoluten Monarchie führt, und mit Recht mochte Mad. de Staël sagen: „C'est la liberté qui est ancienne, et le despotisme qui est moderne." Die Revolution änderte an dieser Entwicklung nichts, außer daß sie an die Stelle der traditionellen Form der Legitimität die demokratische Form des Cäsarismus setzte. Welche von beiden die bessere sei, ist nicht an uns zu entscheiden. Viele meinen, daß es leichter wäre, die traditionelle Form in liberale Bahnen zu lenken; Andere sind überzeugt, daß die demokratische Form sich eher mit der Freiheit vertragen ließe, jedenfalls den Fortschritt auf

189

nichtpolitischem Gebiete mehr begünstige; uns genügt es festzustellen, daß die Revolution für immer diejenigen Gefühle in der französischen Nation ertödtet hat, auf welchen die traditionelle Autorität beruht und die wir unter dem Namen des Loyalismus zusammenzufassen gewohnt sind. Vor dem nüchternen Verstand, der seit 1789 die Herrschaft führt, existiren solche Dinge, als persönliche Treue, freiwillige Anerkennung der Geburtsvortheile, Solidarität zwischen Dynastie und Nation durchaus nicht. Sie wieder zu erwecken oder neu zu schaffen haben sich drei Dynastien erfolglos bemüht. Die erbliche Monarchie mag noch ein fünftes Mal in Frankreich wiederhergestellt werden; aber auch diese Verbindung eines Monarchen mit der Nation wird eine Vernunftehe sein, wie alle vorhergehenden dieses bewegten Jahrhunderts. Auch neue Constitutionen werden erlassen werden; sie dürften weniger utopistisch ausfallen als die von 1791 und 1793, weniger schablonenhaft als die von 1814 und 1830, weniger widersinnig als die vom Jahre III und 1848, weniger complicirt als die vom Jahre VIII und von 1852; weniger lückenhaft endlich als die von 1875: Machwerke werden es immer bleiben; und man macht weder eine Verfassung, noch ein Königthum, wie man weder eine Poesie, noch eine Religion macht.

Fern sei es mir, dem politischen Rationalismus alle Berechtigung abzusprechen: danken wir ihm doch die größten und besten Errungenschaften des modernen Staatslebens; aber er muß sich auf sein Feld zu bescheiden wissen, wenn er wohlthätig wirken soll, und dieses Feld ist das der Negation, der Kritik, der Reform. Wo er Neues gründen will, ist er unfruchtbar, schafft er Kartenhäuser, die der

erste Luftzug umstürzt. Interessen, Leidenschaften, Gewohnheiten, die allein dauernde Schöpfungen hervorbringen und ihnen Leben erhalten, würden am Ende alles überwachsen wie in einem ungesunden Urwalde, wo das wuchernde Unkraut die besten Keime erstickt, die schmarotzende Schlingpflanze die kräftigsten Stämme erdrückt, wären nicht die allgemeinen Ideen, die vielgeschmähten Abstractionen, welche, wie der beschneidende Gärtner, aufräumen in dem üppigen Wust, und Licht und Wärme eindringen lassen in das verpestete Dickicht. Der französische Irrthum war und ist nur: zu glauben, daß der Gärtner mit Samen oder Ableger, ja selbst ohne den einen und den andern, im Stande sei, von heut auf morgen einen stattlichen Baum heranzuziehen, der einem ganzen Volk Schatten leihen könne. Das schlimmste aber ist, daß in Frankreich jene einst so wohlthätigen Ideen sich ihrerseits wieder zu persönlichen Interessen verfestigt oder zu Leidenschaften verflüchtigt haben, oder aber als unheimliche Gespenster in der Luft schwirren; daß sie ihre Wirkung noch fortsetzen, nachdem dieselbe längst aufgehört, nothwendig und wohlthätig zu sein; daß sie sich, anstatt die Charakterfehler der Nation zu corrigiren, mit diesen verbündet und dieselben auf solche Weise gefährlich gestärkt haben.

Die Gesellschaft ist eben ein Organismus, der weiter wächst, ohne sich viel zu kümmern um die Formen, in die man ihn zwängen will, wie der zur Pyramide oder zum Obelisken beschnittene Baum in die Höhe und Breite fortwächst, als hätte der Gärtner nie sein Messer an ihn gelegt, um ihm eine bestimmte Gestalt vorzuzeichnen. Da nun aber die constituirenden wie die legislativen Gewalten

Frankreichs dies nie zugeben wollen; da die Gesetzgebung, anstatt sich dem Nationalcharakter anzuschmiegen, den Sitten anzubequemen, den Anspruch erhebt, den ersteren zu ignoriren, den letzteren zu ändern, d. h. mit anderen Worten, das concrete Leben abstrakten Ideen zu unterwerfen, so geschieht das sehr Natürliche: die concreten Interessen, Leidenschaften und Gewohnheiten öffnen sich Hinterthüren, indem sie das Gesetz auslegen oder umgehen — das Gesetz wird zur Lüge. Oder aber sie stoßen so hart gegen das Gesetz an, daß sie's über den Haufen werfen und in Trümmer schlagen. Jede neue Partei aber, die bei solcher Gelegenheit an's Ruder kömmt, will diesen Uebelstand abstellen, indessen nie dadurch, daß sie die Verfassung und das Gesetz der organischen Wirklichkeit anpaßt, sondern indem sie die Wirklichkeit, die ewig unregelmäßige, irrationelle, unbequeme, zur Ruhe verweist, das abstract Gerechte, Gute, Symmetrische wieder zur Geltung und zur Herrschaft zu bringen sucht, zugleich aber die Wiederkehr jener gewaltigen Erschütterungen für immer unmöglich zu machen unternimmt. Diesen idealen Zustand des Friedens, der Ordnung und der Freiheit aber herzustellen, verlangt sie erst eine Vorbereitungszeit, während welcher sie die Freiheit der anderen Parteien beschränken dürfe, natürlich ohne Nutzen für sich — denn die Gegner finden doch immer Mittel und Wege, zu schreiben, zu sagen und zu thun, was sie wollen — zum großen Vortheile dieser Gegner sogar, die jene Beschränkung zum nur allzu plausiblen Vorwand ihrer Beschwerden gegen die bestehende Regierung und ihrer Opposition gegen dieselbe machen. Alle französischen Staatsmänner der letzten hundert Jahre sind Pacificatoren, welche

die „Aera der Revolution“ schließen wollen, alle sind Idealisten, die ein Reich der Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Wohlfahrt errichten zu können glauben; wie denn die ganze denkende Nation in Frankreich in diesem Sinne idealistisch ist.

Das Ideal mag uns armselig und vulgär scheinen: die Anschauungsweise, von der es ausgeht, platt und seicht: ein Ideal ist's aber doch immer. Polignac, Guizot, Napoleon III., Gambetta, sie kommen alle mit einem „Principe“, das sie anwenden wollen, mit einer neuen Heilmethode, die dem kranken Staatskörper ein für allemal die Gesundheit wieder geben soll. Der Krankheitsstoff aber ist in die Säfte gedrungen; er scheint für Augenblicke vernichtet, doch plötzlich bricht er gewaltsam aus in einem bösen Geschwür; der idealistische Arzt fällt natürlich in Ungnade, und man sieht sich nach einem anderen um, der sich anheischig mache, mit einem neuen Rezept Alles in die Reihe zu bringen. Wie nüchtern-praktisch, wie positiv-empirisch ist dagegen der romanische und der germanische Staatsmann, ein Cäsar, ein Lorenzo, ein Cavour; oder ein Wilhelm III., ein Washington, ein Bismarck. Er glaubt gewiß nicht, die Weltgeschichte höre mit ihm auf und das Millennium beginne. Er setzt sich kein genau bestimmtes Ziel vor, das er unter jeder Bedingung erreichen müsse; er stellt kein abstraktes Ideal von Gleichheit und Gerechtigkeit, von Fortschritt und Volksbeglückung auf, das er verwirklichen wolle; er vollbringt an jedem Tage des Tages Aufgabe, schützt und fördert die Interessen der Einzelnen wie des Landes, räumt auf, wo er Unrath, bessert, wo er Schaden sieht, ohne abzuwarten, bis er das Ganze

systematisch reformiren könne; ergreift die Gelegenheit, die sich bietet, seinem Lande Nutzen, sich selbst Ehre zuzuwenden, ohne ungeduldig die Gelegenheit ertrotzen zu wollen; und da er das Ideal unbewußt, unausgesprochen, nicht als eine Verstandsconception, sondern als Gefühl, Ahnung, Pflicht in sich trägt, so schafft er das Gute und verwirklicht das Schöne mit jener Macht, die eben nur die unbewußt wirkenden Kräfte besitzen. Doch muß er's über sich ergehen lassen, daß die rationalistische Idealität ihn verdammt, als einen positiven, schwunglosen Praktiker und Realisten.

Daß die besten unter den Franzosen rationalistische Idealisten à la Rousseau sind — wenn sie nicht geistreiche Skeptiker à la Montaigne werden — daran kann kein Zweifel sein: ja die ganze Nation war es, so lange sie noch in der naiven Periode ihres modernen politischen Lebens war, d. h. bis gegen 1840. Daß aber ihr Ideal ein so hohles, so oberflächliches war, das machte es so gefährlich, so faßlich für die Mittelmäßigkeit, die überall die Mehrheit ist, so zugänglich für die Halbgebildeten, die in unserem Jahrhundert sich mehr als je in den Vordergrund drängen. Wie einfach ist in der That dieses Ideal von der Gleichheit aller Bürger, von dem Laienthum des Staats, von der vorsorglichen Ordnung aller Lebensverhältnisse, von der Herrschaft der gezählten Mehrheit, von der Verbreitung dieser paradiesischen Zustände der Einförmigkeit über die Welt unter der Aegide des auserwählten Volkes, dem die neue Botschaft verkündet worden unter dem Krachen der einstürzenden alten Welt — wie einfach neben unserm germanischen Ideal, komplex wie alles Orga-

nische, schwer verständlich für die Verständigen, nur der Spekulation, der Intuition oder der Einfalt zugänglich, welche die geheime Harmonie (*ἀφανὴς ἁρμονία*) ahnen, aber ohne Reiz für die Anbeter der offenbaren Harmonie (*φανερὰ ἁρμονία*).

Ist's zu verwundern, wenn jenes rationalistische Ideal, das der Mittelmäßigkeit die wohlfeile Befriedigung der Eitelkeit gewährt, es verstanden zu haben, das in der anmuthigen, französischen Form gepredigt worden, das so wenige Pflichten auferlegt und so viele Rechte einräumt, sich so schnell über Europa verbreitet hat, daß namentlich Völker, welche schon die Naivetät der Jugend verloren, ohne noch die Tiefe der modernen Bildung sich ganz angeeignet zu haben, davon ergriffen worden? Hat ja doch unsere Nation, die einen Kant und Goethe hinter sich hatte, sich davon verführen lassen, und wer weiß, ob das Virus ganz aus unserm Blute herausgeworfen ist. Ein französischer Freund wünschte mir zwar einst Glück dazu, daß wir Deutschen mit der Impfung von 1830 und dem leichten Vaccinationsfieber von 1848 davon gekommen und uns nun als unansteckbar betrachten könnten; aber nicht Alle theilen die Meinung dieses Beobachters. Schon hören wir die besten und klarstsehenden unserer Nachbarn das

Graecia victa ferum cepit victorem

anstimmen, und wir wollen nur hoffen, daß die Prophezeiung sich als eine falsche erweisen werde; daß der Sieger dießmal doppelt gesiegt habe, erst über den äußeren Feind, dann über den inneren; daß es ihm klar geworden, warum er gesiegt; daß er in der größten Lehrstunde gelernt wie

bisher fortzufahren, gleich seinem großen Weisen: „das Erforschliche zu erforschen, sich vor dem Unerforschlichen zu beugen.“ Möchte das deutsche Volk am Beispiele Frankreichs gelernt haben, die Grenzen des Verstandes nicht zu vergessen, ihn, den Leiter und Erleuchter der schöpferischen Kraft, nicht für diese selbst zu halten und als eine Gottheit zu verehren, sich der Gefühle nicht zu schämen, die es nicht gleich erklären kann, vor allem aber die Individualität in Ehren zu halten, und ihr, sei sie nun genialisch groß oder bescheiden beschränkt, freien Spielraum zu gewähren. Ist doch „die Idee der persönlichen Freiheit“ nach der Franzosen eigenem Geständniß eine germanische, aus der freilich, wie Goethe sagt: „viel Treffliches, aber auch viel Absurdes hervorgeht.“ Letzteres haben wir in dreihundert Jahren der Staatslosigkeit endlich einsehen gelernt, und werden's sobald nicht vergessen; hüten wir uns nur, das Kind mit dem Bade auszuschütten und, da wir an der Neubegründung des deutschen und am Ausbau des modernen Staates sind, suchen wir ihn so einzurichten, daß er die Interessen der Gesammtheit wahre, ohne denen des Individuums zu nahe zu treten, daß er den Nationalgeist fördere, ohne die Freiheit des Einzelnen zu beeinträchtigen. Der germanische Staat jenseit des Kanals, so lange er sich selbst treu war, d. h. während zweier Jahrhunderte — grande aevi spatium, wenn es sich um die Dauer einer freien Regierung handelt — England hat uns ja bewiesen, daß dieses Ideal von germanischem Gemeinwesen kein Utopien, daß es erreichbar ist, und daß es — wenn erreicht — der Menschheit schönste Blüthe entfaltet: Mannesmuth und Manneskraft, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Macht und

Ordnung, geistige und materielle Thätigkeit, fortschreitende Entwicklung und Achtung vor dem Ueberkommenen, Religiosität und Freiheit des Gedankens, Poesie und Wissenschaft, Reichthum und Tüchtigkeit.

Wie ganz anders das französische Ideal, so wie es in der Revolution zum Ausdruck gekommen, und das es so recht darauf angelegt zu haben scheint, den Untugenden des celtischen Volkscharakters Vorschub zu leisten, ihnen zu schmeicheln, sie groß zu ziehen und obendrein noch zu beschönigen. Der niedere Instinkt des Neides, der tief in der Natur des Celten wurzelt, ist als Gleichheit idealisirt worden, das Ideal der Freiheit ist zum Deckmantel für individuelle Willkür geworden. Die Menschenrechte sind so oft und so laut geltend gemacht worden, daß man der Menschenpflichten ganz vergessen hat. Welche Rechnung findet die Eitelkeit nicht beim Prinzip der Volkssouveränetät, und wie gern versteckt sich die moralische Feigheit hinter die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes? Schon daß überhaupt das Gesetz ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit darstellt, befriedigt die Lust am schönen Schein: es ist eben eine Unwahrheit mehr, es ist die verallgemeinerte Unwahrheit, wie sie dem für die Wahrheit so gleichgültigen Celten ganz besonders zusagt. Das Recht zur Insurrection nun gar, welches faktisch unumstößlich feststeht seit achtzig Jahren und die Auflehnung gegen die Obrigkeit als eine Großthat heiligt, rechtfertigt nicht nur jeden Wuthausbruch, dessen das leidenschaftliche Volk periodisch bedarf; es hat auch den letzten Rest von Ehrfurcht, der noch in der Nation leben mochte, als ein veraltetes Vorurtheil in die Rumpelkammer gebannt, wo Treue, Gehorsam, Pflicht, Bewun-

derung als ebensoviele Rococo-Möbel mit den Etiketten Servilismus, Würdelosigkeit, Einfalt und Naivetät im Staube modern.

Nur natürlich ist es, daß bei der Herrschaft dieser Anschauungsweise und solcher, so schön drapirter Leidenschaften die freudige Anerkennung großer oder auch nur bedeutender Individualitäten, dem schnödesten Bemäkeln jeder persönlichen Ueberlegenheit Platz gemacht hat. Die todte Autorität eines Datums wie 1789 wird heilig gesprochen, damit die lebendige Autorität bedeutender Menschen verkannt und bespöttelt werden dürfe: thut ja die Erste Niemandes Eigenliebe etwas zu leid, während die Zweite einer Mittelmäßigkeit voll Selbstgefühl recht unbequem werden kann. Auch eine schöne a priori ausgeklügelte Einrichtung gilt für unschädlicher, ja für fruchtbarer, als lebendige Menschen: man traut ihr mehr als der mächtig wirkenden Individualität, die von vornherein als ein geborner Feind der Gesammtheit gilt. Da nun aber doch die Maschine nur durch Individuen gelenkt werden kann, so giebt man sie lieber in die Hände eines Mittelmäßigen, dessen Superiorität wenigstens nicht genirt. Einem Turgot oder einem Mirabeau sieht man auf die Finger, daß er ja keinen Mißbrauch treibe mit der ihm anvertrauten Gewalt; einen Robespierre läßt man gewähren. Hat man's aber eine kurze Spanne Zeit mit der Mittelmäßigkeit versucht und einen Barras, Cavaignac oder Gambetta das Ruder führen lassen, so entdeckt man, daß die Gesellschaft doch nicht ihre Rechnung dabei findet, dankt die Herren ab und läßt sich vom Selbsterhaltungstrieb in die Arme irgend eines Gewaltigen treiben, der dann selbst-

herrisch die Maschine leitet wie ihm gefällt und Niemanden neben sich aufkommen läßt.

Wohlfeiler und besser hätte man's haben können, wenn man von vornherein die milde Herrschaft der geistigen und sittlichen Superiorität hätte anerkennen wollen, welche gern andern den freien Spielraum zu gönnen pflegt, den sie für sich selbst in Anspruch nimmt. Freilich hätte man dann auch auf die Genugthuung verzichtet, jener „Gleichheit in der Knechtschaft“ zu genießen, die der rechte Franzose des neunzehnten Jahrhunderts immer der Ungleichheit in der Freiheit vorziehen wird. Auch gehen die Sachen eine Zeitlang recht gut. Der Herrscher findet und wählt gewöhnlich gute, brauchbare Werkzeuge, umgiebt sie mit gut geschulten gewissenhaften Arbeitern, stellt tüchtige Commis an die Spitze der Ministerien, ruft treffliche Fachmänner in die wirklich thätigen Behörden, wie Staatsrath, Rechnungsrath, Kassationshof, bis hinunter zum Präfekturrath: alles Leute, welche die Mittelmäßigen, die in Revolutionszeiten ephemer zur Gewalt gelangen, als „gesinnungslos“ ausscheiden, um sie durch „gesinnungsvolle“ Parteimänner zu ersetzen, die vom Geschäftsgang und überhaupt vom Reellen im Staate keine Ahnung haben. Unter einem solchen wohlgeordneten und nicht unfähigen Regiment findet sich nun das nervöse, Ruhe bedürftige Volk, das so ungestüm aufgeregt worden durch die Emeute, Jahre lang wohl, bis es auch sie wieder müde wird: denn es ist nun einmal das Unglück, aber auch die Ehre Frankreichs, daß es unfähig ist, die Freiheit zu ertragen und sich doch nicht entschließen kann, auf die Dauer der Freiheit zu entrathen.

II.

Auch eine andere Schwäche des französischen National=charakters findet ihre Rechnung bei einer „starken Regierung". Es ist so bequem, sie gewähren zu lassen, alle Vortheile, die sie bringt, zu genießen, das Verdienst daran sich selbst zuzusprechen, zugleich aber doch jeder Verantwortung für ihre Fehler enthoben zu sein, ja sich schon im Voraus gegen jede Anklage verwahrt zu haben. Das Frondiren der Pariser gegen jede Regierung ohne Ausnahme ist im Grunde nichts Anderes. Es befriedigt zugleich das Be=dürfniß, gegen den Stachel zu lecken, sich durch chansons, Zeitungsartikel oder akademische Reden an dem Herrn zu rächen, beweist, daß man keine dupe ist, kann aber nament=lich als ein vorauserhobener Einspruch gegen alle Hand=lungen der Regierung gelten, die etwa nicht gelingen sollten, und erlaubt, daß man sich später, wenn eben die Dinge schlecht ausgehen, die Hände in Unschuld wasche. Ist doch die Regierung eine durch Gewalt aufgezwungene: dieß das große Wort, mit dem alle Schuld von der Nation ab und auf den Usurpator gewälzt wird, mag nun dieser Usurpator, wie am 18. Brumaire und am 2. Dezember, sich durch das regelmäßige Heer des Landes, oder, wie am 24. Februar und 4. September, durch das unregelmäßige Heer der Emeute, oder aber, wie in den Jahren 1814 und 1815, durch die Heere des Landesfeindes der Regierung bemächtigt haben. Daß keine Regierung sich auf die Dauer halten könne, wenn sie nicht von der Nation gehalten wird; daß jede Nation im Grunde die Regierung hat, die sie haben

will: diese unliebsame Wahrheit will der moderne Franzose nun einmal nicht einsehen, so beredt sie auch gerade die französische Geschichte der letzten achtzig Jahre auf jeder Seite lehrt. Konnten sich doch die zwei einzigen Regierungen, die sich gegen den Willen der Nation und durch Ueberrumpelung des Hôtel de Ville der höchsten Gewalt bemächtigt — die Regierungen vom 24. Februar 1848 und 4. September 1870 — nur wenige Monate halten: bei der ersten Gelegenheit, wo die Nation in voller Freiheit ihren Willen zu erkennen geben konnte — am 10. Dezember 1848, im Februar 1871 — stürzte sie sie um und setzte eine regelmäßige conservative Regierung unter der persönlichen Leitung eines Mannes ein, wie sie später die parlamentarischen Staatsstreiche vom Mai 1873 und Mai 1877 recht wohl zu neutralisiren wußte, wiederum im conservativen Interesse, d. h. um die bestehende Staatsform zu conserviren. Hat das Volk diese Freiheit der Bewegung nicht, d. h. kann es seinen Willen nicht in der Form der Wahl zu erkennen geben, so läßt es die Gewalt gewähren, wie im Dezember 1851 und im Mai 1871, und regelt das illegale Verfahren nachträglich durch Plebiscit oder Kammerbeschluß; immer aber besteht die persönliche Regierung in Frankreich kraft des Volkswillens.

Das ist's aber gerade, was der Franzose des 19. Jahrhunderts durchaus nicht zugeben will. Es ist ihm so viel bequemer, sich jeder Verantwortlichkeit zu entschlagen, alle Mißerfolge einem Sündenbock aufzubürden, alle Erfolge aber sich selbst zuzuschreiben; es ist seiner mechanischen Weltanschauung so viel angemessener, überall mechanische Ursachen an die Stelle der organischen zu setzen: der Tyrann

aber, der sich der Regierung eines Landes gegen dessen Willen bemächtigt, und es dann, immer gegen seinen Willen, in's Unglück bringt, ist eine mechanische Ursache. Von ihr bis zu den berühmten petites causes et grands effets, die dem französischen Geschichtsforscher so theuer sind, ist nur ein Schritt. Man denke nur an Thiers' si. Auf jeder Seite seines großen Werkes wird die Geschichte reconstruirt, wie sie sich etwa gestellt haben würde, „wenn" dies oder das nicht geschehen wäre. Nur von einem Zufall hing es ab, daß Frankreich bei Trafalgar und Waterloo geschlagen ward, nur von irgend einer Unterlassungs- oder Begehungssünde des Kaisers, wenn das erste Kaiserreich sich nicht hat halten können. Daß eine innere Nothwendigkeit die Kette der Thatsachen bestimmt, daß diese innere Nothwendigkeit im Volkscharakter selber liegt, das will dem modernen Franzosen nicht in den Kopf; er nennt das Fatalismus, und meint Wunder was für die Freiheit des Willens bewiesen zu haben, wenn er die Verantwortlichkeit der geschichtlichen Ereignisse, wohlverstanden der unglücklichen, von sich ab und auf andere gewälzt hat. Giebt es ein aufrichtiges Gefühl in Frankreich heute, so ist es gewiß der Haß der Elite der Nation gegen die Familie Bonaparte: ich sage der Elite der Nation, denn die Masse der Gebildeten oder Halbgebildeten wirft Napoleon III. im Grunde Nichts vor, als nicht gesiegt zu haben; aber selbst diesem Hasse der Besten liegt doch eigentlich eine ganz falsche Anschauung zu Grunde. Sie klagen beide Napoleon an, die Nation verderbt und zum Absolutismus erzogen zu haben. Als ob eine Nation sich verderben oder einen Charakter anerziehen lasse, wenn sie nicht die Hand dazu

reicht! Welchem Engländer ist es je eingefallen Cromwell oder Karl II. anzuklagen, daß sie die englische Nation zum Absolutismus erzogen oder verderbt hätten!

Mit den französischen Nationaleigenschaften, wie sie sich seit der Revolution immer mehr entwickelt haben — dem demokratischen Neid, der Furcht vor Verantwortlichkeit und der mechanischen Weltanschauung — verbündet sich bald gegen jede Regierung eine allgemein menschliche Schwäche, welche nicht, wie bei andern Nationen, durch ruhige Ueberlegung und Anhänglichkeit an das Alte bis zu einem gewissen Grade im Schach gehalten wird. Vergangene Uebel und Gefahren vergessen wir schnell; gegenwärtige sind uns unerträglich. An den Genuß der ersten und wichtigsten Güter, wie Sicherheit und leibliches Wohlergehen, gewöhnt sich der Mensch; ein mangelndes Gut aber erscheint ihm allein wünschenswerth. Da nun aber keine Regierung der Welt vollkommen, keine ganz schlecht ist, so vergleicht man gern die gegenwärtigen vereinzelten Mißstände mit den vergangenen einzelnen Vortheilen und wünscht sich lebhaft jenen ersten Zustand zurück. So kommt's, daß der Franzose, wenn er eine Zeitlang die Güter genossen, die ihm ein Gesellschaftsretter wieder gegeben, gleichgültig gegen dieselben wird und auf die Reden der Kritiker und Frondeurs zu hören beginnt, die ihm da tagtäglich die Fehler der bestehenden Regierung — und welche Regierung beginge keine Fehler? — anatomisch auseinanderlegen.

Er fängt an zu bedauern, daß er auf seine Freiheit verzichtet, um ein wenig Ruhe zu haben; fragt sich, ob es denn gar nicht möglich sei, Beides zusammen zu genießen: Freiheit und Ordnung. Da sind nun die politischen Quack-

falber gleich bei der Hand, und jeder rühmt sein Rezept als eine Panacea. Daß es in seiner eigenen Hand liegt Beides zu vereinigen, wenn er nur von den ihm gegebenen Rechten den gehörigen männlichen Gebrauch machen will, das sagt ihm Keiner; und sich selbst es zu sagen, dazu fehlt ihm der Muth der Wahrheit. Das Rezept aber, das man ihm bietet, ist immer irgendeine gegebene Einrichtung, recht logisch deducirt und logisch unanfechtbar; wer aber die Logik für sich hat, der hat immer gewonnen Spiel in dem Lande der **raisonneurs**: bald ist's die Republik, bald die constitutionelle, bald die demokratische Monarchie; heute das allgemeine Stimmrecht, morgen **la balance des pouvoirs**, übermorgen das Zweikammersystem. Seit einigen Jahren ist die **décentralisation** die universelle Modemedizin. Als ob man die Decentralisation decretiren könne! Als ob man heute aus Bourges ein München, aus Tours ein Heidelberg, aus Lyon ein Leipzig machen könne! Als ob es zu wünschen wäre, daß eine Nation mit ihrer ganzen Geschichte und Vergangenheit bräche und, nachdem sie sechs Jahrhunderte immer in einer Richtung vorwärts gegangen, nun auf einmal „Kehrt euch“ machen und in einem Tage den ganzen Rückweg zurücklegen könnte und — sollte! Was aber an wünschenswerther und wirklich praktischer Decentralisation zu thun ist, das kann keine Regierung bestimmen, das hängt nur von den Bürgern selber ab. Es ist immer die alte Geschichte von dem Faulpelz, der da klagt: hier und heute kann ich nicht arbeiten, gebt mir erst ein comfortables Zimmer, einen bequemen Sessel, die nöthigen Bücher, und vom ersten nächsten Monats ab fange ich zu arbeiten an. **Hic Rhodus, hic salta.** Wollten die Fran=

zosen nur, ihre Gemeinde-, Bezirks- und Departementalräthe könnten schon mit verwalten und mitreden, und ich wollte die Regierung sehen, die es wagte einen Generalrath von angesehenen Leuten zu schließen, weil er seine Befugnisse überschritten.

Freilich, wenn die Mehrheit der revolutionären Wähler einer Großstadt einen Gemeinderath aus Demagogen zusammensetzt, die weder den Besitz, noch die Erfahrung, noch die Interessen und Ansichten der Gebildeten vertreten, dann kann eine Regierung, welche die besitzende und gebildete Nation hinter sich zu haben weiß, schon einen Akt der Willkür wagen; nicht so mit dem von diesem Theile der Nation gewählten Generalrath.*) Man habe nur den Muth das Kind bei seinem Namen zu nennen: nicht die Gesetze sind schuld an der Unfreiheit Frankreichs, sondern diejenigen, welche die Gesetze nicht zu handhaben wissen:

Le leggi son, ma chi pon mano ad esse?

Ja, diese Gesetze sind oft gar nicht schlecht: treffliche Reformen dringen sehr häufig durch; aber sie produciren meist gar nichts, weil sie todte Buchstaben bleiben. Was ist eine Einrichtung, eine Anstalt ohne den geeigneten

---

*) Die im Winter 1872 von den Conservativen der Nationalversammlung gegen den Willen der Linken durchgesetzte Erweiterung der Befugnisse der Generalräthe ist ein trefflicher Schritt zur einzig praktisch erreichbaren Decentralisation, der der Verwaltung. Ob sie aber die Macht der Centralregierung und ihrer Repräsentanten, der Präfekten, lähmen oder mindern wird, hängt wieder einzig und allein von dem Gebrauch ab, den die Wähler und Gewählten von der neuen Erweiterung ihrer Befugnisse machen werden.

Menschen, der ihr Leben giebt? Wo ist eine schönere Institution als das Geschwornengericht? Und wer wird leugnen wollen, daß es auf dem Festland, in Italien z. B., das mannigfaltigste Unheil gestiftet? Es ist schön und gut Gallerien, Museen, Malerschulen zu gründen; aber man muß nicht erwarten, daß sie Raphael's und Correggio's hervorbringen, wenn das Zeug dazu nicht in den Schülern und Lehrern ist. Es genügt nicht, zwanzig Lehrstühle des Sanskrit zu decretiren, man muß auch zwanzig Gelehrte aufzutreiben wissen, die Sanskrit lehren können. Alles Geld, alle Gesetze, alle Stellen führen zu nichts, so lange der rechte Mann nicht an die rechte Stelle gesetzt wird. Das ist aber eben beinahe nie der Fall in Frankreich. Kommen die Republikaner an die Regierung, so nehmen sie nur auf die politische Gesinnung des zu Ernennenden Rücksicht; lebt man unter einer sogenannten constitutionellen Monarchie, so werden die Schützlinge der Deputirten ernannt, deren Stimmen der Minister braucht; ist die Regierung absolut, so hat zwar der Favoritismus engere Grenzen als bei der parlamentarischen Vielköpfigkeit, aber das Verdienst wird doch meist der Ergebenheit untergeordnet; im besten Fall werden die guten Stellen als Belohnungen für Verdienste gegeben. Es ist zwar nicht mehr ganz so wie zur Zeit Figaro's, der sagen konnte: „On pense à moi pour une place, mais par malheur j'y étais propre: il fallait un calculateur, ce fut un danseur qui l'obtint.“ Doch kommt es noch täglich vor, daß ein Mann, der zwanzig Jahre ein gewissenhafter Schulmeister gewesen, zur Belohnung zum Professor der Philosophie ernannt wird, oder daß ein Herr zum Obergerichtsrath

befördert wird, weil er treffliche Arbeiten über Archäologie geliefert hat.

Wo aber der rechte Mann an den rechten Platz kommt, da leistet er in Frankreich ebensoviel, ja mehr als irgendwo; und dafür bietet, Alles überlegt und verglichen, eine absolute Regierung noch die meiste Aussicht. Wer weiß nicht was Heinrich IV., Richelieu, selbst Ludwig XIV. in seiner guten Zeit, vor allen aber Napoleon, der unerreichte Meister in der Kunst „jede Kraft an die Stelle zu setzen, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien" — was sie mit denselben Franzosen zuwege gebracht, die noch kurz zuvor, der ihnen nothwendigen Leitung entbehrend, sich in den Religionskriegen, den Wirren der Fronde und den Straßenkämpfen der Revolution, gegenseitig aufgerieben hatten? Das Creiren neuer Stellen oder Obrigkeiten ändert jedenfalls gar nichts an dem Stand der Dinge. Wer es versteht, von dem was ist, den rechten Gebrauch zu machen, hat nicht nöthig auf neue Einrichtungen zu warten. Erwartet aber eine Nation nur von diesen ihr Heil, so ist es natürlich, daß bald eine bittere Enttäuschung folgt, wenn die neue Einrichtung nicht hält, was man von ihr erwartete; im besten Falle wird's auf sie geworfen, noch häufiger aber auf den Mann, welcher, der öffentlichen Meinung nachgebend, sie hergestellt hatte: und dieß wiederholt sich in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Was aber im Einzelnen schon verderblich wirkt, wird vollends zum Unheil, wenn es sich um die das ganze Land umfassende Institution, wenn es sich um die Verfassung handelt. Die Nation wird irre an sich selbst und an ihren Idealen: sie weiß, daß nicht Alles recht ist, und kann sich doch davon keine Rechenschaft ablegen; kurz, sie

zeigt sich, um den Ausdruck eines witzigen Engländers auszudrücken, als „eine Nation, die nicht weiß was sie will, und nicht zufrieden ist bis sie's hat".

Nein, noch einmal, es sind nicht die politischen Einrichtungen, welche Frankreich hindern sich selbst zu regieren: es ist die Bequemlichkeit, die Gleichgiltigkeit, die Furcht aller Guten sich zu compromittiren, ja nur sich vorzudrängen (se mettre en avant), oder gar sich schlecht zu stellen mit einflußreichen Regierungsbeamten, irgend eine Verantwortlichkeit auf sich zu laden: sie allein sind Ursache, daß die Franzosen keine Selbstverwaltung haben, und hundert neue Gesetze und Einrichtungen werden daran nichts ändern. Daß aber der Franzose des bürgerlichen Muthes ermangelt, kann den gewiß nicht befremden, der unseren Schilderungen nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wo sollte er den Bürgermuth gelernt haben, wenn ihm von Haus aus alle Wege geebnet werden, wenn er sich weder Stellung noch Auskommen zu erobern braucht, wenn ihm das Sich-Unterscheiden, das Andersmachen, das Aufsehenerregen als das größte Vergehen von Kind auf dargestellt, wenn ihm von Eltern und Lehrern eingeschärft worden: der Anfang aller Weisheit sei, sich nie mit etwas zu befassen, „das ihn nichts angehe," nie eine Verantwortlichkeit zu übernehmen; wenn ihm nie ein anderes sittliches Ideal, als das der Familie, in welcher der Vater alle Pflichten gegen die Kinder hat, nie ein anderes politisches Ideal als das der Menschenrechte und eines wohlgeordneten Staates, der für alle denkt, sorgt und handelt, als bewunderungswerth hingestellt worden ist?

Hier nun haben wir auch die Lösung des sonderbaren

Widerspruchs zwischen dem Leichtsinn, den der Franzose des 19. Jahrhunderts im öffentlichen Leben an den Tag legt, und der vorsichtigen Klugheit, die er im Privatleben entwickelt. Jener von Tocqueville und Guizot, Duvergier und Ph. Chasles so herbe geahndete Egoismus, den das wachsende Bedürfniß des Wohlseins und des sicheren Genusses so sehr ausgebildet hat, verträgt sich ja nicht nur sehr gut mit dem Hintansetzen alles Unpersönlichen gegen das Persönliche, jedes allgemeinen Interesses gegen das besondere eigne, des Staatswohles gegen das Wohl des Einzelnen: er fördert geradezu dieses Hintansetzen, wie umgekehrt der englische Leichtsinn eines Captain Booth oder Pendennis sehr verträglich ist mit dem Sichselbstvergessen im Interesse eines Höheren, Allgemeinen, Unpersönlichen, sei's nun Staat oder Religion, Wissenschaft oder Kunst. Diese, namentlich der Staat, werden darum in einem an sicheres Wohlsein gewöhnten, um sicheres Wohlsein ängstlich besorgten Volke leicht unberufenen und gewissenlosen Ehrgeizigen überlassen, oder aber von den Bürgern selbst als unterhaltendes und aufregendes Spiel in den Nebenstunden betrieben, wenn die ernsten Angelegenheiten des eigenen Hauses abgethan sind. Oft auch müssen sie als Mittel zur Befriedigung des Einzelbedürfnisses und der persönlichen Eitelkeit herhalten.

Gewiß ist nichts dagegen einzuwenden, daß der Bürger sich in gewöhnlichen Zeitläuften nicht um Politik bekümmere, und das heutzutage vielfach in Umlauf gesetzte Paradoxon von der Tugend des Gemeinsinnes, als der ersten aller Tugenden, beruht im Grund nur auf einem Sophisma. Aber wenn der Bürger in gewöhnlichen Zeitläuften und so

lang er mit den Regierenden zufrieden ist, nichts Besseres thun kann als seinen Geschäften nachgehen, seine Kranken pflegen, seiner Clienten Interessen wahren, seine Schüler lehren, seine Kunden befriedigen und das schwere Geschäft des Regierens denen überlassen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht, so ändert sich die Sache doch gewaltig in Augenblicken der Krisis, wenn Gefahr vorhanden ist, daß unfähige und gewissenlose Hände sich des Steuers bemächtigen. Solche Augenblicke aber sind hundertmal eingetreten seit achtzig Jahren, und gerade in solchen Augenblicken hat dem französischen Bürger der Muth gefehlt, selbst einzugreifen, sich selbst zu schützen, dem Eindringling die Thüre zu weisen. Jede Nation hat ihre Gambetta und Rochefort; aber bis jetzt hat noch keine sie an der Regierung geduldet, und Sardou hat buchstäblich die Wahrheit ausgesprochen, als er seinen Rabagas sagen läßt: daß Frankreich das einzige Land der Welt sei, wo Leute seines Schlages durchdringen könnten. Wie kann der Franzose noch über Vergewaltigung klagen, wenn es bei ihm stand, durch seine bloße Theilnahme an der Wahl, durch einfache Gebrauchmachung seiner Rechte den gewünschten Zustand herbeizuführen oder zu beseitigen? Nur wer sich bewußt ist, seine Pflicht ganz erfüllt und Alles gethan zu haben, was in seinen Mitteln stand um das Unglück abzuwenden, nur der hat das Recht, das Geschick oder die Gewalt anzuklagen.

Wer aber thut diese seine Bürgerpflicht in Frankreich? Ist's der Wähler? Ist's der Gewählte? Ist's der Beamte? Ist's der Journalist? Wo ist die Controle durch die Oeffentlichkeit? Wo ein männliches Beharren auf dem Recht? Die Regierungspartei in Kammern und Presse

findet bekanntlich Alles schön, die Oppositionspartei Alles schlecht. Daß Repräsentativversammlungen und Zeitungen zu etwas Anderem als zu schönen Reden und theoretischen Auseinandersetzungen, zu systematischem Benörgeln oder systematischem Beschönigen da sind, davon hat Niemand eine Ahnung. Frei genug war die Rede im gesetzgebenden Körper, um einem Favre oder Picard die beißendsten Sarkasmen gegen die Regierung möglich zu machen; frei genug war die Schrift, um einem Prévost Paradol zu erlauben, Kaiser und Minister mit den empfindlichsten Nadelstichen zu quälen, um einem Rochefort die Mittel zu geben, sie mit den rohesten Injurien zu bewerfen; aber daß Deputirte und Journalisten einfach die einzelnen Willkürakte der Regierung oder ihrer Agenten denuncirten, daß sie auf praktische Mißstände und faktische Mißbräuche aufmerksam machten, daß irgend jemand eine gerichtliche Verfolgung gegen den „Uebermuth der Aemter“ einleitete, das fällt ihnen nun und nimmer ein. Könnte man ja doch dadurch irgendeinen Vetter, oder den Freund eines Vetters, oder gar einen Herrn verletzen, der irgendeinmal dem Vetter oder des Vetters Freund schaden oder nützen könnte. Ist doch das erste Prinzip eines guten Oppositionsmannes: schonungsvolle Rücksicht auf Alle und Jeden, mit Ausnahme des Staatsoberhauptes, das für vogelfrei erklärt wird; im übrigen aber genügt es, seinen Liberalismus durch schöne Plaidoirien, apostolische Predigten, Bespöttelung oder Verleumdung der bestehenden Regierung, Anpreisung unfehlbarer Institutionen, philosophische Erörterungen und begeisterte Lobreden auf die unsterblichen Prinzipien von 1789 zu bethätigen.

Wie weit namentlich der Fetischismus geht, der mit der großen revolutionären Offenbarung getrieben wird, ist schwer zu sagen. Die ganze Weltgeschichte, sollte man meinen, datirt eigentlich erst von 1789. Auch nicht eine neue Idee ist seitdem ins politische Leben des Landes geworfen worden. Alles Denken über politische Gegenstände ist ein ewiges Wiederkäuen dessen, was Feuillants und Girondisten, Jacobiner und Hebertisten vor achtzig Jahren als ihr Credo aufgestellt. Die wenigen aber, die, Tocqueville's großem Beispiel folgend, ihr Heil auf anderen Wegen suchen, halten sich von dem wüsten Treiben der Politicians fern; die welche gar keine Prinzipien haben, noch zu haben vorgeben, die eben Staatsbürger sind wie Herr Jourdain ein Prosaiker, d. h. sans le savoir, raffen sich nur zeitweilig auf, wenn die Dinge wirklich so arg werden, daß es durchaus nicht so fortgehen kann, und rufen irgendeinen Retter, der dann freilich weder Feuillants- noch Girondisten-, weder Jacobiner- noch Hebertisten-Politik, sondern einfach Egoisten-Politik treibt, deshalb aber doch noch nicht die Traditionen der glorreichen Revolution verleugnet und aufgiebt, namentlich wenn er die Hegemonie des „liberalen“ Frankreich in Europa zu befestigen und Nachbarländer in seine Bahnen zu ziehen sucht. Uns scheint es merkwürdig, ja unglaublich, daß der Franzose sich wirklich einbilde: Frankreich, das Land Ludwig's XI., Heinrich's IV., Richelieu's, Ludwig's XIV., Napoleon's, Talleyrand's, Louis Philippe's, Thiers' treibe eine uneigennützige Ideenpolitik, wenn es die Welt erobert, das Evangelium von 1789 verbreitet und Polen mit Worten tröstet, während ihm die Politik der „perfide Albion“ stets eine

gemein-egoistische bleibt, selbst wenn's die jonischen Inseln freiwillig auf dem Altar des Nationalitätenprinzips opfert und den irländischen Wühlern sozialistische Zugeständnisse macht. Es ist dies aber durchaus keine Heuchelei; es ist die naivste Selbsttäuschung, einer der hundert Streiche, die ihnen ihre Eitelkeit spielt.

Alles das würde am Ende nicht so gar gefahrvoll sein, gäbe es nicht noch immer neben der Masse der Gebildeten und der Unwissenden — die, bewußt oder instinktiv, eine Politik der Interessen, der Wirklichkeit und der Möglichkeit verfolgen — auch ein Häuflein entschlossener Männer, die noch für die gefährliche Herrschaft der Phrase kämpfen, und die durch Leidenschaft und Energie ersetzen, was ihnen an politischer Einsicht und an numerischer Bedeutung abgeht. In aller Herren Länder lebt eine Partei rationalistischer Politiker, denen die Welt der wirklichen Interessen fremd ist, und deren einfache, leichtfaßlichen Gemeinplätze der großen Menge der Halbgebildeten in den Großstädten imponiren. Was sie hier gefährlicher als sonstwo macht, ist die Erregbarkeit der Nation, ihre Eitelkeit, ihre Freude an Allgemeinheiten, die geschichtlichen Verhältnisse. Nie wird ein deutscher oder englischer Tribun die biergemüthlichen Seelen einer Berliner oder Londoner Volksversammlung zu dem Paroxysmus entflammen können, den der erste beste „Vansen“ hier mit der ersten besten pomphaften Phrase entzündet; und auf einen „Schneider Jetter“, der hinhorchen wollte, würden sich bei unsern ruhigeren Bevölkerungen zwanzig „Zimmerleute“ finden, ihm den Mund zu stopfen. Der französische Arbeiter, der lesen und schreiben kann, regelmäßig einer geheimen Gesellschaft

angehört, berauscht sich vollständig mit der Phrase, und sein Rausch ist gefährlicher als ein deutscher Bierrausch: la république fraternelle et mutualiste oder ähnliche Etiketten steigen ihm schon in den Kopf, und er giebt sich nicht einmal die Mühe die Flasche zu öffnen. „Ein Wort kömmt einer Idee gleich," sagt schon Balzac, „in einem Lande, wo man sich leichter von der Aufschrift eines Sackes als von seinem Inhalte verführen läßt." Und Thiers selbst, der so durchaus von der Ueberlegenheit seines Volkes überzeugt ist, muß doch auch gestehen: „Dies arme Land wird sich immer von Worten leiten lassen." Dazu der nicht viel bessere Glauben an die Allmacht abstrakter Ideen. Unendlich ist, bei der französischen Eitelkeit, die Zahl der geschäftlosen Advokaten, Aerzte, verkommenen Litteraten, die sich wirklich und aufrichtig berufen wähnen, das millenarium republicanum herbeizuführen, die redlich an die Wirksamkeit ihres Rezeptes glauben und es dann überall marktschreierisch ausbieten. Auch in dem englischen Unterhause sitzen einige jener Tollhäusler und Demagogen; aber es ist geradezu undenkbar, daß sie je Mitglieder einer anerkannten Regierung werden könnten, selbst und namentlich nicht in einem Momente der höchsten Landesgefahr, wie nach Sedan. Nun leiht gerade der Kleinbürger großer Städte, zumal von Paris, dieser gefährlichsten aller Parteien gern seinen Beistand. Durch und durch rationalistisch angelegt, empfängt er leicht und schnell die einfachsten politischen, wie religiösen Begriffe. Alles, was komplex, organisch, der Analyse widerstrebend ist, existirt nicht für das verständige Volk: wie ihre Religion in dem nüchternen Deismus, so besteht ihre Politik in dem plattesten Demo-

kratismus, der nebenbei durch seine Gleichheitstheorie dem Erbübel des celtischen Nationalcharakters, dem Neide, nicht wenig schmeichelt.

Dazu die Unterhaltungssucht genügsamer, aber sorgenfreier Großstädter. Novarum rerum cupidi, wie zu Cäsar's Zeiten, können sie nicht zehn Jahre lang dieselbe Dekoration auf der Bühne sehen; um das Stück ist's ihnen wenig zu thun, wenn man ihrer Schaulust nur neue Kostüme, Ballets und Coulissen bietet; und dieses berechnendste aller Völker, das sich vor jedem Schritt und Tritt des Privatlebens besinnt, bei dem Heirath, Lebensberuf, Freundschaft, ja die Ausdehnung der Familie Sache des berechnenden Verstandes sind, wird vom tollsten und frivolsten Leichtsinn ergriffen, sobald es sich um öffentliche Verhältnisse handelt und um „Abwechslung". Freilich ist dann der Katzenjammer bitter, wie man sich's aus dem Spätsommer 1848 wohl noch entsinnen wird. Ein Zug der witzigen Schadenfreude, das Bedürfniß des Frondirens, des Belachens ist ihm zudem mit allen Bevölkerungen der Großstädte, selbst mit dem Berliner und dem Londoner Cockney, gemein. Das Meiste jedoch, diese Stimmung zu stärken, tragen die geschichtlichen Verhältnisse bei. Frankreich leidet noch immer an den Nachwehen der großen Revolution. Der „Berg" und seine tribunizische Beredsamkeit haben zu festen Fuß gefaßt, sind zu sehr ins Blut gedrungen, als daß man es sich erlauben dürfte, nicht damit zu zählen. Schiller's grollender, unversöhnlicher Verrina ist eine echt-französische Gestalt, voller Leidenschaft, Energie, Ueberzeugung, Unbestechlichkeit, Redlichkeit, Eitelkeit und unglaublicher Beschränktheit.

Jedes Volk und jede Zeit hat ihre Sklaven- und Bauernkriege, ihre Communen und Internationalen gehabt und wird sie auch fernerhin haben, obschon sie von Jahrhundert zu Jahrhundert seltener und bei tieferdringender Bildung auch unschädlicher werden. Die menschliche Civilisation bedeckt, wie die Erdrinde, ungeheure vulkanische Massen, die sich nur sehr allmählich kühlen und von Zeit zu Zeit durchzubrechen suchen durch die hindernde Hülle, welche Cultus, Polizei, Justiz und Armee um sie legt, und welche sie selbst wohlthätig durchwärmen, so lange sie sie nicht durchbrechen können. Wo aber diese soziale Rinde dünn und schwach ist, wie in Frankreich, wird sie eben öfter zerreißen als anderswo und der siedende Lavastrom ergießt sich dann verwüstend über sie hin. Die Folge — und das Kennzeichen — wahrer Bildung und vorgeschrittener politischer Entwicklung ist, eben jene hindernde Hülle immer dichter, fester, umfangreicher zu machen, damit die Flora der Kultur auf ihrer Oberfläche sicherer gedeihe. Es bleibt uns zu sehen, wie die Gebildeten, Freisinnigen und Klugen in Frankreich diese ihre Aufgabe und Pflicht — das Ziel aller Civilisation und alles staatlichen Zusammenlebens — begreifen und erfüllen.

III.

Die Mehrheit der gebildeten Franzosen ist im Grunde gemäßigt-liberal in ihren Ansichten, aber sie weiß dieselben nur auf zwei Weisen geltend zu machen: durch Verbindung

mit der blindconservativen oder der blindrevolutionären Menge, wobei sie dann immer nur eine Seite ihrer Anschauungsweise bethätigen kann, und immer die dupe der extremen Interessen wird. Sieht man in der That ab von den zufälligen Parteinamen und Parteigruppirungen — die eigentlich nur das Häuflein der fünf- bis sechstausend Franzosen begreifen, welche das thätige Personal der Politiker bilden — so wird man vier Hauptgruppen unterscheiden, welche sich das ganze Jahrhundert hindurch wenig geändert haben. Bonapartismus und Republikanismus, Legitimismus und Orleanismus sind vorübergehende Bezeichnungen, mit denen sich gewisse Parteien und Interessen schmücken, deren Bedeutung aber unaufhörlich wechselt. Die vier Hauptgruppen jedoch, in die sich das französische Volk dauernd theilt, sind: die stockconservative Masse des Landvolks, der gebildete und wohlhabende Bürgerstand der Provinz mit liberal-conservativen Ansichten und Interessen, der immer oppositionelle Pariser von mehr oder minder Bildung und Geist und die destruktive Masse der Arbeiter in Paris und anderen großen Städten. Man kann sie auch nach der Stellung ihrer Vertreter in den Kammern bezeichnen, als Rechte, Centren, Linke und Unversöhnliche. Der Zahl nach — und dies ist wichtig in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts — ist die conservative Masse die bedeutendste; ihr folgt die destruktive, dieser die liberal-conservative; die wenigst zahlreiche, freilich auch die lauteste, ist die der Pariser Opposition.

Die einzige Schicht, die wirklich das Zeug dazu hätte, eine regierende Klasse zu bilden oder wenigstens das Personal der Regierung zu liefern, ist die der gebildeten Pro-

vinz; sie ist verhältnißmäßig zahlreich, wohlhabend, unabhängig, ehrenwerth, hat praktische Erfahrung und bon sens, ist einsichtig genug, in der Freiheit nicht eine Gefahr, sondern eine Garantie für die conservativen Interessen zu finden, steht dem Coterienwesen der Hauptstadt ziemlich fern, ist, auf ihrem linken Flügel wenigstens, gleichgültig gegen dynastische Fragen, zum Theil sogar gegen constitutionelle. Sie war es, die hinter dem Ministerium Martignac stand im Jahre 1827, hinter Thiers im Jahre 1847, hinter Daru und Buffet im Jahre 1869; die heute hinter Dufaure und Waddington steht. Die Wahl oder vielmehr die Annahme solcher Führer beweist schon die Vorurtheilslosigkeit und Aufrichtigkeit, aber auch die Rathlosigkeit und den Mangel an Organisation in dieser Klasse, die sich als politische Partei in zwei große Lager theilt, das rechte und das linke Centrum, welche sich selten vertragen können, obschon sie vereint sich stets als unerschütterlich erweisen. Leider fehlt's ihr auch durchaus an der ersten aller politischen Eigenschaften, am Charakter — einer Eigenschaft, welche die anderen Parteien durch Leidenschaften ersetzen, rechts durch die Furcht, links durch Haß und Neid. Da es ihr nun an Energie mangelt, da die Gewissenhaftigkeit ihrer meisten Anhänger ihr nicht erlaubt unrechte Mittel anzuwenden, um sich an's Steuer zu drängen, da sie den Muth nicht hat, ihren Einfluß in seinem ganzen Umfange geltend zu machen, da sie nicht disziplinirt und konstituirt ist, da sie meist in sich uneinig ist, so muß sie sich natürlich beinahe immer mit der Masse der conservativen Interessen verbünden, auf welche sämmtliche Regierungen sich schließlich stützen; manch-

mal auch, wie in den Jahren 1847 und 1869, wie der linke Theil im Jahre 1878, mit der Pariser Oppositionspartei; nur äußerst selten, und wenn sie ganz den Kopf verloren hat, mit der destruktiven Partei: denn im Grunde überwiegt in ihr doch immer das conservative Interesse.

Geringer an Zahl, weniger einflußreich durch Persönlichkeit, Lebensstellung und lokale Verbindungen, ist die Pariser Opposition, dagegen viel mächtiger auf die Geister wirkend als die gebildete und wohlhabende Provinz. An politischem Verstand wie an praktischer Erfahrung Dieser durchaus untergeordnet, ist sie ihr überlegen an Geist, Witz, Lebendigkeit, Beweglichkeit, Schulbildung. Diese Ueberlegenheit fühlt der Pariser, und aus dem Bedürfniß sie auch der Nation fühlbar zu machen, entspringt die unwiderstehliche Versuchung zur Fronde — so unwiderstehlich in der That, daß ihr, selbst dann, wenn das Nachgeben eine Gefahr für das ganze Dasein wird, nachgegeben werden muß. Sie bildet die öffentliche Meinung, provocirt Krieg und Revolution; kommt aber freilich nur alle zwanzig Jahre dazu, ihre Ansichten zur thatsächlichen Geltung zu bringen (1830, 1848, 1870). Gewöhnlich geht die Fronde zuerst aus von den sogenannten liberalen Klassen oder gelehrten Ständen, theilt sich dann dem eiteln Pariser Bürgerstande mit, und wird endlich so ansteckend, daß jeder, der sich nur eine Zeitlang in Paris aufhält, davon ergriffen wird: zunächst natürlich der gebildete und unabhängige Provinziale, dann der ministerielle Deputirte, weiter sogar alle Beamten, endlich die Minister selber. Ja, unter dem Kaiser erzählte man sich die charak-

teristische Anekdote: Napoleon III. habe geäußert „er sei orleanistisch, die Kaiserin aber legitimistisch gesinnt.“ Von Paris aus verbreitet sich nun diese Opposition gegen jede bestehende Regierung ohne Ausnahme allmählich über das Land. Wie die Autorität der Eltern durch die Familiarität untergraben ist, so wird die Autorität des Staates durch den Spott vernichtet. Der Pariser — das eitle und blasirte Pariser Kind sowohl als der eingewanderte junge Provinziale — hat im Blute die unwiderstehliche Lust **d'enjamber la balustrade**, sich des verfolgten Diebes anzunehmen, die Polizei zu foppen und sich über die Regierung lustig zu machen — und wenn er lacht, wer wollte nicht mitlachen? Ueber wen aber der Franzose einmal gelacht hat, der darf keinen Anspruch mehr auf Respekt erheben. Da nun Niemand in Frankreich wagt, eine eigene Meinung zu haben, da Jeder fürchtet naiv und einfältig zu erscheinen, da Paris die Mode angiebt, Jedermann aber sich der Mode unterwerfen muß — so wagt am Ende Niemand mehr in ganz Frankreich, nicht mitzufrondiren. Das nennt man die „öffentliche Meinung.“ Ist sie einmal durchgedrungen, so widersteht ihr keine Regierung, selbst die stärkste nicht, selbst eine künstlich zusammengebrachte Kammermajorität nicht: sie ist in Frankreich geradezu allmächtig. Gebildet aber wird sie heute nicht mehr so sehr in den Salons als in den Zeitungen.

In keinem Land ist die Presse mächtiger und de facto freier als in Frankreich; in keinem Lande macht sie von dieser Macht und Freiheit einen schlechteren Gebrauch. Eine Provinzialpresse, kann man sagen, giebt es nicht. Folglich ist nur der Pariser Oppositionsgeist in der Presse

vertreten, und man täusche sich nicht: auch die Blätter, welche die zeitweilige Regierung unterstützen, sind meist voll des bösen Pariser Geistes. Die Pariser Presse aber hat im Allgemeinen weder, wie die englische, zum Hauptzweck die Staatsgewalten zu beaufsichtigen, noch, wie die deutsche, das Publikum zu unterrichten. Man findet darin weder die freiwillige Mitarbeiterschaft aller Beschwerdeführer des Landes, die der englischen Presse ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, noch die große Zahl auswärtiger Correspondenzen, welche drei Viertel einer deutschen Zeitung füllen. Die Pariser Presse macht sich entweder zur Aufgabe das Publikum zu unterhalten oder es zu bekehren, zwischendurch witzig zu polemisiren. Im ersten Fall entsteht das ignobelste Erzeugniß des zweiten Kaiserreichs, die Skandalpresse, euphemistisch „la presse littéraire“ genannt: sie ist meist von geistreichen aber unwissenden Abenteurern und Raufdegen redigirt, welche sich unmittelbar durch den ungeheuren Absatz ihres Blattes oder mittelbar durch Chantage (d. h. durch Androhung indiskreter Mittheilungen aus dem Privatleben oder durchsichtige Anspielung darauf) die Taschen zu füllen suchen. Nichts kommt der Verachtung gleich, die ganz Frankreich für diese Presse kundgiebt, nichts — als der Heißhunger, mit dem es sie verschlingt. Die „Presse littéraire“ hat mehr Absatz als alle politischen Journale zusammen. Ihr Ueberhandnehmen ist eines der schlimmsten Symptome des modernen Frankreich: es ist moralisch was der Absynthconsum physisch ist: der tägliche Genuß dieses Giftes reizt die Nerven, macht den Leser für jede ernste und fortgesetzte Lektüre unfähig, verleidet ihm alle höheren Interessen und

gewöhnt ihn an einen rohen, cynischen Ton, der früher unbekannt war in der französischen Presse.

Die politischen Journale haben das große Verdienst, wenigstens in dieser Beziehung die guten altfranzösischen Ueberlieferungen noch einigermaßen aufrecht zu erhalten. Kein Land kann sich rühmen, eine besser geschriebene Presse zu besitzen; und dies ist um so wichtiger, als der ganze Journalismus ungenießbar wäre, wenn Geist, Witz, Anmuth und Feinheit nicht die ewigen Tiraden über allgemeine Prinzipien oder die unaufhörlichen Zänkereien der verschiedenen Blätter unter sich belebten und mäßigten. Daß aber der französische Journalist sein Gefallen finde an allgemeinen Diskussionen, ist im Grunde sehr natürlich: ist er doch dem wirklichen Leben der Nation ganz fremd. Aufgezogen zwischen den Mauern eines Collège und, nach meist glänzenden Studien, gleich auf den Gebrauch der Feder angewiesen, ist er selten aus Paris herausgekommen, kann kaum ein Haferfeld von einem Weizenfeld unterscheiden und hat von reellen Interessen keine andere Idee, als die er aus nationalökonomischen Werken schöpft. Ueberhaupt hat er gewöhnlich seine ganze Weisheit aus Büchern und Salons. Genährt mit abstrakten Ideen, noch öfter mit Phrasen, unterrichtet in der Geschichte, namentlich der französischen, den Kopf voller klassischer Traditionen, kann er eben nur für Fragen der großen Politik ein wirkliches Interesse haben, diese aber nur als Dilettant und vom Standpunkte des Belletristen auffassen. Tocqueville entwickelt in einem seiner schönsten Kapitel: „wie die Litteraten die hauptsächlichen Politiker des Landes wurden und welche Wirkungen daraus erfolgten“. Er

schildert lebendig die Anschauungsweise, die Vorzüge, wie die Untugenden jener Kreise und endet mit den Worten: „Diese neuen Eigenschaften haben sich nun so innig mit dem alten Kern des französischen Charakters verschmolzen, daß man oft unserem Naturell zugeschrieben hat, was nur von dieser sonderbaren Erziehung herstammt. Ich habe behaupten hören, daß der Geschmack oder vielmehr die Leidenschaft, die wir seit sechzig Jahren für allgemeine Ideen, Systeme und große Worte in der Politik an den Tag gelegt, schon in irgend einem besonderen Attribut unserer Race liege, was man etwas emphatisch l'esprit français nannte; als ob dieses sogenannte Attribut plötzlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hätte erscheinen können, nachdem es sich während unserer ganzen übrigen Geschichte verborgen hätte. . . . Ich habe mich oft im Laufe meines öffentlichen Lebens gewundert, wenn ich Leute sah, die kaum die Bücher des 18. Jahrhunderts, wie überhaupt irgend eines Zeitalters, lasen und die Schriftsteller höchlich verachteten, dabei aber doch so treu einige der Hauptfehler bewahrten, welche der Litteratengeist vor ihrer Geburt an den Tag gelegt." Aehnlich Taine in weniger klassischer Sprache, aber mit ausgedehnterer Begründung.

Wenn nun dem politischen Zeitungsschreiber das Journal nicht, wie seinem Kollegen von der presse littéraire, eine Industrie ist, die er aufs beste ausbeutet, so ist sie ihm eine Art Priesterthum, und er bildet sich wirklich ein: er sei da, „die Menschen zu bessern und zu bekehren." Im ersten Falle denkt er daran seiner Kundschaft auf jede Weise zu gefallen, im zweiten Fall seinen Glauben an gewisse alleinseligmachende Institutionen und Prinzipien zu

verbreiten; in beiden aber vor allem, sich selbst einen Ruf als geistreicher und gelehrter Mann zu machen, vielleicht gar den Weg zum Parlament zu bahnen. Man weiß, daß das französische Gesetz (loi Tinguy) unter dem Kaiserreich die Unterschrift forderte, und daß die Eitelkeit der HH. Zeitungsschreiber noch immer den Brauch aufrecht erhält, welcher „der vierten Gewalt im Staate", wie man die Presse oberflächlich genug genannt hat, so nachtheilig ist. Was aber die Presse so an direkter politischer Macht einbüßt, bringt sie auf der andern Seite wieder an indirektem geistigen Einflusse ein. Nur ist und muß dieser Einfluß, selbst beim besten Willen der Schriftsteller, ein höchst verhängnißvoller sein. Die tägliche Lektüre dieser Zeitungen — und man weiß nicht in welchem Maßstabe sie seit zwanzig Jahren zugenommen hat — muß ja die Gebildeten allen Bücherlesens entwöhnen. Wird doch fast schon der Essay einer Zeitschrift dem zerstreuten, eiligen Leser unserer Zeit zu zeitraubend und geistanstrengend. Der Zerstreutheit und Eiligkeit der Zeitungsleser aber entsprechen die des Zeitungsschreibers. Er muß fast immer extemporiren. Wenige Blätter haben, wie das „Journal des Débats", ein ständiges Personal von sechs bis acht Redakteuren und einen fliegenden Stab von hundert Mitarbeitern, so daß jeder Artikel von einem Fachmann geschrieben sein kann. Die meisten haben drei, vier Leute, welche eine universale Bildung haben müßten, um das Publikum über Alles belehren zu können, oder doch wenigstens die Zeit, sich erst selber über jeden vorkommenden Gegenstand zu belehren. Dazu kömmt der geringe Raum, über den sie verfügen und der ihnen nicht erlaubt, ein Thema, selbst wenn sie es

gründlich kennen, erschöpfend zu behandeln; dazu kömmt vor Allem der Parteistandpunkt. Frankreich kennt ja keine über den Parteien stehende „überzeugungslose" Zeitung wie die „Times". Die Folge ist, daß jeder Mitarbeiter mehr oder weniger seine individuellen Ueberzeugungen nach den Erfordernissen der Parteiinteressen und dem Parteiprogramm beugen muß. Der schlimme Einfluß, den diese Nothwendigkeit auf seinen Charakter und Geist ausübt, läßt so wenig auf sich warten, als der, den er wiederum langsam aber sicher auf das Publikum ausübt.

Der Journalist nun, verbunden mit den Pariser Advokaten, Aerzten, Künstlern und Professoren untergeordneten Ranges, fabrizirt die öffentliche Meinung, diese tyrannischste aller Gewalten, der sich jeder Franzose blindlings unterwirft. Sie tritt heute Geister wie Sainte-Beuve und Renan unter die Füße, weil sie im Verdacht stehen, nicht Alles im Kaiserreich schlecht zu finden; morgen erhebt sie dieselben in den Himmel, weil sie in ihnen Verbündete gegen die Kirche sieht. Sie war es, die Sadowa als eine Niederlage für Frankreich hinstellte; sie, die den Krieg gegen Deutschland forderte. Sie ist die eigentliche Herrscherin von Paris und, um ihren Willen durchzusetzen, verbündet sie sich bei den Wahlen mit der Masse der destruktiven Partei, d. h. dem Arbeiter. Jules Simon, Favre, Picard, Gambetta, Ferry — kurz, die ganze Pariser Opposition, sind mit Hülfe der Faubouriens in den gesetzgebenden Körper gedrungen. Diese Erscheinung wiederholt sich häufig in den großen Provinzialstädten, wie Lyon, Bordeaux, Marseille und Lille, wo die Pariser Plagiarier der großen Revolution wieder plagiirt werden, indem einige Advokaten

ohne Clienten, Aerzte ohne Patienten, Lehrer ohne Schüler und Journalisten ohne Abonnenten die Jules Favre und Simon spielen und sich mit den Arbeitern verbinden; gewöhnlich jedoch ohne Erfolg, da der lokale Einfluß der conservativen Interessen in der Provinz doch noch zu groß, der Werth der Provinzialdemagogen doch allzu gering ist.

Dieses Bündniß der Intelligenz und der Begehrlichkeit, der Pariser Parlamentsopposition und der Pariser Aufstandsarmee ist es nun, das in gewöhnlichen Zeitläuften die liberal-conservative Partei zum Bündniß mit der blind-conservativen Masse des Landvolks treibt, bis der Augenblick kommt, wo das Pariser Ungeheuer gezähmt, bekehrt und gebändigt zu sein scheint, und man glaubt, wieder gefahrlos mit der Pariser Opposition gehen zu können. So trennte sich die gebildete Provinz von dem conservativen Landvolk am 10. Dezember 1848, als sie für Cavaignac, das Landvolk aber für Napoleon stimmte; während sich am 18. März 1871 die Pariser Parlamentsopposition von der destruktiven Masse der Hauptstadt schied und den Schutz der Armee anrief. Solche Momente sind aber äußerst selten; gewöhnlich bildet Paris eine geschlossene oppositionelle, die Provinz eine geschlossene conservative Masse; zu einer dauernden Verbindung der Pariser Opposition und der gebildeten Provinz kommt es nicht: die Eitelkeit der Ersteren, die Aengstlichkeit der Zweiten verhindern sie immer und immer wieder; denn Jene bringt es fast nie über sich, sich Dieser unterzuordnen, was doch die conditio sine qua non eines solchen Bündnisses wäre. In den seltenen Fällen, wo sich die Pariser Opposition zur Wortführerin des linken Centrums macht, wie z. B. in den Jahren 1872—1878,

ist sie auf die Dauer unwiderstehlich: aber wie selten ist dies der Fall! Die Regel ist, daß die parlamentarischen und die außerparlamentarischen Regierungsfeinde von Paris mit einandergehen, natürlich nur zum Vortheile der Ersteren. So ist's denn nicht zu verwundern, wenn die Verbündeten aus Belleville oder Faubourg Saint-Antoine, nachdem sie zwanzig Jahre lang die Pariser Opposition unterstützt und nichts dabei gewonnen haben, endlich gewaltsam losbrechen und eine Revolution auf eigene Rechnung machen, wie in den Junitagen von 1848 oder in der Communezeit des Jahres 1871; was dann die liberal-conservative Provinz natürlich sogleich wieder in das Lager des blindesten Conservatismus treibt, während die witzige und beredte Pariser Opposition plötzlich ganz vom Erdboden verschwindet oder sich doch mäuschenstill verhält. Wehe, wenn einst beide Heere — das des blinden Aberglaubens und das des blinden Unglaubens — aufeinander prallen und in ihrem Anprall diejenigen Klassen der Gesellschaft erdrücken, welche Besitz, Bildung, Intelligenz vertreten und in allen Ländern der Welt die Nation im eigentlichen Sinne des Wortes bilden! Ein wenig Muth in dem gebildeten und wohlhabenden Bürgerthum der Provinz, etwas weniger Eitelkeit und systematische Opposition in der Elite der gelehrten Stände, welche sich in Paris zusammenfindet, die Verbindung beider gegen rechts und links, könnte die Katastrophe vielleicht noch beschwören — aber daran ist eben doch wohl kaum zu denken.

Wenn die Staatsmaschine trotz aller dieser nutzlosen Aufregungen noch immer fortarbeitet und im Ganzen recht erträglich fortarbeitet, so ist dies nur den trefflichen Ein-

richtungen Napoleons I. und dem alten Beamtenstabe zu danken, der sich um Politik nicht kümmert, fleißig, umsichtig, unbestechlich, mit Intelligenz und Sachkenntniß seines Amtes wartet. Noch ist die Tradition der großen kaiserlichen Schule nicht erloschen, und im Staatsrathe wie in den Präfekturräthen, im Rechnungshof wie in der Bank von Frankreich, in den Chefs de division und den Chefs de bureaux der Ministerien (unsern Geheimräthen) lebt dieser Geist. Ihm aber steht als zuverlässiges Werkzeug die Polizei und Gendarmerie zur Seite, die in keinem Lande aufopfernder, intelligenter und gewissenhafter ist, als in Frankreich. Diese Beamten, unterstützt von dieser Friedensarmee, leiten den französischen Staat in jenen von dem Genie Napoleons vorgezeichneten Gleisen weiter, wie der französische Bürger und Bauer durch ihre Thätigkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit das kostbare Oel für die Maschine zu schaffen nicht müde werden. Da mögen sie denn schon einmal augenblicklich die Politiker, welche sich einbilden die Maschine geschaffen zu haben, weil sie sich ihrer bemächtigt und ihr einen neuen Namen gefunden haben, gewähren und sich wie Tollhäusler gebärden lassen. In der That ist man manchmal versucht, den ganzen französischen Staat einem Schiffe zu vergleichen, das die Bewohner eines Narrenhauses transportirt. Kapitän, Mannschaft und die gesunden Passagiere erlauben den Narren eine Weile die Herren zu spielen, und, da sie das Spiel schon oft mit angesehen, in ihr Fahrzeug aber ein unerschütterliches Vertrauen hegen, fahren sie ruhig in ihren täglichen Arbeiten und Lebensgewohnheiten fort, bis die gefährliche Rotte das Spielzeug zu zerbrechen, den Kompaß

zu zertrümmern, den Mast zu verbrennen droht, wo dann, freilich etwas spät, eingeschritten und die tolle Gesellschaft wieder in den unteren Schiffsraum eingesperrt wird. Niemand hat das klarer gesehen und bündiger ausgedrückt als der große Gegner des Beamtenstaates, Al. de Tocqueville, wenn er sagte:*) „Wir haben mehrere Male in unseren Tagen die Verwaltung die sie leitende Regierung überleben sehen. Während die großen Staatsgewalten umgestürzt wurden oder hinsiechten, fuhren die sekundären Gewalten nichtsdestoweniger fort, die Geschäfte regelmäßig und fest zu führen. Man war in Revolution, nicht in Anarchie. Die Ursache davon ist, daß heute in Frankreich die eigentliche Verwaltung im Staate und sozusagen außerhalb des Souveräns einen besonderen Körper bildet, der seine bestimmten Gewohnheiten, eigenen Regeln, seine Agenten hat, die nur ihm angehören, so daß Frankreich eine Zeit lang das Phänomen eines Leibes aufweisen kann, der weitergeht, nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt ist. Dies ist das Werk Napoleons, der, indem er diese gewaltige Maschine errichtete, die Revolutionen zugleich erleichtert und ungefährlicher gemacht hat." Aber es ist keine todte, noch blinde Maschine; es ist eine lebendige zielbewußte, und sieht man sie so stillschweigend unter all' dem Schwatzen und Lärmen weiterarbeiten, so denkt man doch manchmal unwillkürlich an den Held der Sage, so

. . . . am Steuer saß
Und hat kein Wort gesprochen.
Er lenkt das Schiff mit klugem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

---

*) In den herrlichen Fragmenten zum projektirten zweiten Theil seines Ancien Régime, die Herr Lanfrey wohl erst hätte lesen dürfen, ehe er sein Requisitorium gegen den 18. Brumaire schrieb.

Dies in rohen Umrissen das Bild der Gestalt, welche das französische „Ideal“ praktisch annimmt; dies die ungefähre Weise wie der „neuerungssüchtige, red- und rauflustige“ Gallier, den der Römer schildert, sich mit seiner modernen Bildung abfindet; wie sich das Bedürfniß der Fronde und die Gewohnheit der Routine mit einander vertragen; wie das leidenschaftliche Temperament, das die rationalistische Cultur nur zurückgedrängt und überfirnißt, nicht gemildert und gezähmt hat, sich Spielraum verschafft; wie sich Humanitätsgelüste mit wilder Grausamkeit, Begeisterung mit Skepticismus, Selbsttäuschung mit absichtlicher Lüge, Herrschsucht mit Völkerbeglückungswahn im öffentlichen Leben Frankreichs paaren. Das eine aber, das noth thut, nicht um ein liebenswürdiges, geistreiches und geselliges, sondern um ein freies Volk zu werden: Wahrhaftigkeit, sittlicher Muth, Selbstbeherrschung — wird nicht erweckt noch großgezogen durch rationalistische Ideale. So lange aber diese Tugenden nicht gepflegt werden, wird auch der französische Staat nicht zur Ruhe in der Freiheit kommen. Frankreich wird nie in der Weise sinken, in welcher Spanien von so großer Höhe so rasch herabgesunken ist: sein materieller Reichthum, die Privattugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit des Familiensinns, der Ehrlichkeit, die noch allgemein herrschen, der skeptische Charakter seiner Bildung und Litteratur bewahren es vor wirthschaftlichem, sittlichem und geistigem Verfall. Daß es aber staatlichen Zuständen ähnlich denen Spaniens mit raschen Schritten entgegengeht, scheint außer allem Zweifel zu liegen.

Alexis de Tocqueville erzählte einst seinem Vertrauten, Nassau Senior, er habe einen alten Freund, einen Bene-

dictiner, der bei Ludwigs XVI. Regierungsantritte dreizehn Jahre alt gewesen. Es war ein begabter und unterrichteter Mann, der immer in der Welt gelebt, Alles was er gesehen und gehört, in Erwägung gezogen hatte und dessen Geist noch ganz frisch war. Dieser gab die materielle Ueberlegenheit unseres Zeitalters zu; aber er meinte, in geistiger wie in sittlicher Beziehung ständen die Franzosen unserer Tage weit unter ihren Großvätern, und Tocqueville stimmte ihm bei. „Diese siebzig Revolutionsjahre", fügte er hinzu, „haben unsere freudige Zuversicht, unsern Muth, unser Selbstvertrauen, unsern Gemeinsinn, sowie, wenigstens in der großen Mehrzahl der höheren Klassen, unsere Leidenschaften ertödtet, mit Ausnahme der gemeinsten und selbstsüchtigsten: Eitelkeit und Begehrlichkeit." Diese Worte des großen Patrioten sind vom Jahre 1858.

Zweites Kapitel.

Napoleon III. und die Republikaner.

Wie alle Demokratien, welche die Geschichte kennt, ist das moderne Frankreich, nachdem es eine geraume Zeit lang thatsächlich eine Tyrannis war, seit fünfundzwanzig Jahren auch der Form nach eine solche geworden. Es ist hier nicht der Ort, den Werth dieser Regierungsform zu untersuchen: wie alle andern ist sie bald heilsam, bald unheilvoll, je nachdem das Principat in den Händen eines Perikles oder Dionys, eines Trajan oder Domitian, eines Cosimo oder Alessandro de' Medici ist. Da sie eben die persönlichste aller Regierungen ist, so hängt bei ihr mehr als bei irgend einer andern von dem Werthe oder dem Unwerthe der regierenden Persönlichkeit ab. Im Grunde ist freilich jede Regierung eine persönliche; selbst ein englischer Premier regiert allein durch die Macht seiner Persönlichkeit, deren Fehler, widerstreitende Ansichten, ja Launen die herrschende Partei im Einzelnen hinnehmen muß, um ihre Ansichten und Interessen in der Hauptsache durchzusetzen und sich mittelst der persönlichen Ueberlegenheit

ihres Chefs an der Herrschaft zu erhalten. Der wesentliche Unterschied der legitimistischen, aristokratischen oder parlamentarischen Staatsform von der cäsarischen Demokratie besteht eigentlich nur darin, daß in der ersteren die herrschende Persönlichkeit einer Controle unterworfen ist und ein Gegengewicht hat, die in der letzteren nicht existiren. In der legitimen Monarchie übt diese Controle und bildet dieses Gegengewicht die mit dem Staate und der Nation identifizirte Dynastie, von der der herrschende Minister seine Gewalt erhalten hat; im aristokratischen Staatswesen die Ueberlieferung und das Interesse der Classe, aus welcher der Regierende hervorgegangen ist; in der parlamentarischen die Gegenpartei, welche bereit ist, die Regierung zu übernehmen, sobald nur der Chef der gerade regierenden Partei die Grenze überschreitet, innerhalb welcher sein eigenes Interesse und das seiner Partei nicht in unmittelbaren Widerspruch mit dem des Landes kommt. In allen diesen Fällen zieht der Sturz des Herrschenden nicht die Auflösung des Staates nach sich, welcher, Dank der permanenten Dynastie, den permanenten Traditionen und Interessen des Adels, der permanent regierungsbereiten Oppositionspartei, immer eine Zeitlang einer bedeutenden leitenden Persönlichkeit entrathen kann. Eine Cabinetsfrage hat niemals weder Preußen, noch Venedig, noch England der Anarchie ausgesetzt, ob nun die Nation durch das Organ der nationalen Dynastie, der herrschenden Kaste, oder der parlamentarischen Partei ihre Mißbilligung des Höchstregierenden ausgesprochen. In Frankreich, wie im perikleischen Athen, im cäsarischen Rom und im medicäischen Florenz, ist die permanente Cabinetsfrage das einzige

Regierungsprinzip und das ganze Regierungssystem. Da kein permanentes Organ, wie Dynastie, Aristokratie oder Partei, existirt, in dem sich der Volkswille concentriren und bethätigen könne; da sich dieser Volkswille eben nur in dem Regierenden, d. h. dem Inhaber der Executivgewalt concentrirt und bethätigt, so fällt der Staat zusammen, sobald die Cabinetsfrage gegen diesen Regierenden entschieden wird: es ist Niemand und Nichts da, provisorisch seine Stelle einzunehmen.

Frankreich ist nun in diesem Falle, seit es seine legitime Dynastie umgestürzt hat, ohne weder eine Aristokratie, noch zwei geordnete, mächtige Parteien zu besitzen, die sie hätten ersetzen können. Bald giebt sie einem Soldaten, bald einem Redner, bald einem Präsidenten, bald einem Premierminister die Regierung; aber mit unfehlbarer Sicherheit führt der Sturz des Regierenden den Zusammensturz der Regierung nach sich: daher wir ohne Widerspruch alle Regierungsformen, welche Frankreich seit fünfundachtzig Jahren hat über sich ergehen sehen, als Principat, Tyrannis, Cäsarismus bezeichnen dürfen. Von den neun Katastrophen, welche mit dem Sturz des Regierenden den Zusammensturz der Regierung nach sich zogen (1792, 1794, 1799, 1814, 1815, 1830, 1848, 1851, 1870), mögen die von 1848, 1851 und 1870 moralisch die wenigst entschuldbaren gewesen sein; die politisch verhängnißvollste war jedenfalls die von 1830, zu welcher oberflächliches Analogisiren mit der englischen Revolution von 1688 die geistreichen und persönlich-ehrenhaften Führer der liberalen Doctrin verleitete. Hätte sich die liberale Opposition im Jahre 1830 mit dem Sturze Polignac's begnügt, so hätte sie

vielleicht die traditionelle Dynastie Frankreichs wiederbegründet und wäre selbst zugleich eine Partei geworden im Sinne der englischen Whigs. Ihr Irrthum war, zu glauben, daß sie es schon sei und sich mit der Partei zu vergleichen, welche hundertundfünfzig Jahre vorher Wilhelm III. aus dem Haag nach London rief. Seit 1830 ist die legitime Monarchie, insoweit sie auf Loyalismus und der Identifizirung dynastischer und nationaler Interessen beruht, todt, und wie's die Erfahrung zeigt, keiner Wiederbelebung mehr fähig. Seit 1830 hat sich keine regierungsfähige Opposition bilden können, weil die Opposition sich selber als Partei tödtete, als sie sich in der Person Louis Philippe's an die Stelle der unabsetzbaren Dynastie setzte.

Es bleibt uns übrig, die Herrscher, welche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Geschicke Frankreichs leiteten und leiten, sowie die kurze Zwischenzeit der Anarchie kurz zu charakterisiren, um obige Sätze an dem Lichte der thatsächlichen Wirklichkeit zu beleuchten.

I.

Nachdem das französische Volk acht Monate lang dem Treiben der unfähigen Ehrenmänner zugeschaut, die es nach dem Sturze der Julimonarchie unternommen hatten, seine Geschicke zu lenken, berief es am 10. Dezember 1848 einen fürstlichen Abenteurer mit dem Auftrage, ihm ein stabiles und geordnetes politisches Dasein zu verschaffen. An der Moralität des Mannes und seiner Umgebung schien ihm

ebensowenig gelegen, als an der möglichen Verbindung der Freiheit mit jener wiederherzustellenden Ordnung. Gegen den Willen aller Gebildeten, trotz des Druckes einer Regierung, welche die ganze Beamtenmaschine in ihrer Hand hielt und in Bewegung setzte, wählte das Volk den Neffen Kaiser Napoleon's I., der schon zweimal öffentlich als Prätendent auf den Kaiserthron und Erbe seines Oheims aufgetreten war. Nur Kinder oder Fanatiker können annehmen, daß die Nation mit dieser Wahl unter solchen Umständen etwas Anderes als die Wiederaufrichtung der cäsarischen Monarchie beabsichtigte, welche fünfzig Jahre früher Gesetz und Ordnung in dem vielgeprüften und erschütterten Lande hergestellt hatte. Der französische Bauer hatte damals, wie zur Zeit des 18. Brumaire, nur zwei politische Ideen oder vielmehr zwei politische Gefühle: Haß der Anarchie und Furcht vor einer Rückkehr zum ancien régime mit seinem Gefolge von Frohnden, Zehnten, Herausgabe der Nationalgüter und anderer Schreckbilder retrospectiver Einbildungskraft. Der Name Bonaparte, sein revolutionärer Ursprung und seine Traditionen verbürgten ihm das Ende der Anarchie und die Nichtwiederherstellung des alten Régimes. Das genügte ihm, sobald die Frage sich in der logischen Einfachheit des Plebiscites mit seinem schreckenhaften Entweder Oder darstellte.

Ganz anders gestaltete sich die Sache in den Augen des Bauern sobald nicht über das Allgemeine, sondern über Oertliches und Persönliches zu entscheiden war: er verfiel dann wieder sogleich der Herrschaft der örtlichen und persönlichen Einflüsse, d. h. er nahm die Leitung des Gutsherrn, des Pfarrers oder des Schulmeisters an und

wählte demgemäß ihm bekannte Royalisten, Papisten oder Liberale in die Nationalversammlung. Daher der Widerstreit zwischen der Executive und der Legislative, zwischen Cäsar und dem Senate, während der Jahre 1849, 1850, 1851. Erst als es offenbar war, daß Pompejus-Changarnier das Elysée besetzen würde, wenn man ihm nicht zuvorkomme, überschritt der Neffe Cäsar's den Rubicon und kam zuvor. Hätte er warten können, die Maiwahlen des Jahres 1852 würden ihn sicher in seiner Herrschaft bestätigt und ihm seine Aufgabe ganz sonderbar erleichtert haben. So wie die Sachen lagen, mußte er nicht nur das Gesetz gegen sich haben, sondern auch die Gebildetsten wie die Rechtlichsten der Nation, unter welche wir natürlich diejenigen nicht rechnen, welche in wahrhaft unglaublicher sittlicher Begriffsverwirrung dem Manne den Eidbruch vorwerfen, den sie selbst durch Eidbruch vom Throne gestoßen. In achtzehn Jahren nicht unrühmlicher noch unverständiger Regierung vermochte er nicht diesen Flecken der Geburt loszuwerden; und als er es endlich dahin gebracht zu haben schien, war es zu spät. Genöthigt, sich mit fähigen, aber gewissenlosen Werkzeugen zu umgeben, selbst nicht unfähig — freilich auch nicht gewissenhaft — hatte er die Rolle eines italienischen Tyrannen des Quattrocento zu spielen: und in der That einigten sich in dem Neffen des Corsen in merkwürdiger Weise die Fehler und Tugenden der Sforza und der Medici.

Die Geschichte kennt wenig Charaktere, die so komplex wären wie der Napoleon's III. Neben einem fatalistischen Grundzuge die stete Bestrebung, der lebendigen Kraft der Geschichte ihre Wege vorzeichnen zu wollen; bei vollstän-

diger moralischer Indifferenz, für welche die Begriffe Gut und Schlecht, Mein und Dein nicht zu existiren scheinen und die weder vor Eidbruch, noch vor Blut zurückbebt, eine menschliche Herzensgüte, die Alle gewinnt, und jene königlichen Tugenden und Fehler der verschwenderischen Freigebigkeit, der unzeitigen Milde, der rücksichtslosen Dankbarkeit, der blinden Verwegenheit, die dem Throne so wohl anstehen, wenn sie ihn auch mehr zieren als stützen. Kein Fürst verstand so wie er die Insceneseztung eines französischen Hofes; keiner übte besser die Kunst, sich stets der Freunde und der Wohlthaten zu erinnern, für die Feinde aber und ihre Angriffe kein Gedächtniß zu haben.*) Mit der utopistischen Conception des Revolutionärs paarte sich merkwürdig die Zähigkeit und die Geduld des Politikers. Nie hat die Eitelkeit seinem Ehrgeiz einen Streich gespielt; und dieser Ehrgeiz selbst war beinahe unpersönlich, war befriedigt, sich für ein Werkzeug der Geschichte zu halten. Durch und durch idealistisch gestimmt, kann er doch einen kleinen Zug schadenfroher Ironie nicht verhehlen. Ruhig und scheinbar sicher in seinen Entschlüssen, bleibt der Wille jedem Einflusse zugänglich, weil er das Was unverrückt im Auge behält und nur über das Wie von intellectuellen Motiven sich leiten läßt. Nichts ist dieser Natur fremder

*) Der Undank und der unversöhnliche Groll gegen die Familie Orleans ist eine einzige, schwer zu reimende Ausnahme, die wohl jener revolutionären Antipathie gegen die Bourgeoisie und dem dunklen Legitimitätsgefühle zuzuschreiben ist, das in jener Familie die Usurpatoren der den Bonapartes zukommenden Rechte auf einen modern-revolutionären Thron sah; vielleicht auch dem Andenken an die orleanistischen Umtriebe und parlamentarischen Intriguen während der Präsidentschaft, 1848—1851.

als jene schlauen, machiavellistischen, weitaussehenden, feingewobenen Pläne der Herrschsucht, wie sie ein Augustus ersinnen mochte, und wie sie die öffentliche Meinung Europas dem Manne des 2. Dezember so gerne unterschob. Aber weil keine Ader von Reinecke in ihm war, so war er darum noch nicht Boldewyn, wie man es im Beginne seiner Laufbahn wohl anzunehmen pflegte.

Gewiß ist in dem ehemaligen Verschworenen keine Spur vom traditionellen geschulten Staatsmann der Partei, der nur in aristokratischen Staaten aufkommt, und sich für uns im jüngeren Pitt verkörpert; noch weniger vom politischen Genie eines Mirabeau, das zugleich mitten in den Dingen und hoch über ihnen steht, bei dem Leidenschaft und höchstes Wollen durch einen wohlthuenden Skepticismus gemäßigt, Ehrgeiz und praktischer Sinn durch die erhabensten Ziele geadelt, das ganze Handeln von einer tiefen philosophischen Bildung getragen werden. Auch von den zwei großen Staatsmännern unserer Zeit ist Napoleon III. durch eine Kluft geschieden: ihm ist der derbe Naturalismus Bismarck's fremd, der mit den ihm zugetheilten Karten kühn und klug zu spielen sich begnügt, ohne vom Zufall mehr zu verlangen als er gegeben, ohne ein weiteres Ziel sich zu stecken als den Gewinn der Partie; aber fremd ist ihm auch die stählerne Biegsamkeit, die Cavour aus Richelieu's und Mazarin's Schule gelernt zu haben scheint und die, trotz allen Blendwerks von parlamentarischem Flitter, doch immer eine echtmonarchische, ja dynastische Idee verfolgte. Wie ganz anders Napoleon III., der die Pläne eines Tiberius Gracchus mit den Mitteln eines Catilina, mit dem Temperamente eines Cromwell zu verwirklichen gesucht

und nahezu das Höchste erreicht, weil ihn sein Stern zur rechten Stunde in die Geschichte warf und so lange er seinem Stern zu folgen wußte:

ma solo un punto fü quel che lo vinse.

Denn es scheint das Verhängniß der Nation, daß ihre Idealisten den Sinn für's Reelle verlieren, ihre Realisten, wie Louis Philippe, das Ideale nicht sehen können!

Napoleon III. ist freilich keine französische Natur, aber seine politische Bildung ist ganz unter dem Einfluß des französischen Ideals von 1789 und 1800 geblieben. Ein karger Redner und ein ungemäßigter Schreiber, hatte er weder die Gabe, sein Volk zu begeistern, noch es zu überzeugen, noch ihm zu gefallen durch seine Worte, während seine Ideen und seine Handlungsweise dem Mittelschlag der französischen Nation wunderbar entsprachen. Seine mangelhafte Schulbildung, seine Lebensschicksale und die bizarre Mischung imperialistischer Ueberlieferungen, karbonarischer Jugendeindrücke, wissenschaftlicher Studien, englischer Erfahrungen, journalistischer Bildung, plebejisch-aristokratischer Antipathien gegen die Prosa des Bürgerthums, das ihm die Julireigierung verkörperte, haben der räthselhaften Natur des Mannes nicht vergönnt, sich harmonisch auszubilden; und zur widerspruchsvollen Anlage gesellte sich ein widerspruchsvolles Geschick, das seine Anschauung der Dinge mächtig bestimmte. Niemand durchschaute besser die Bedürfnisse der Neuzeit und die Bestrebungen der Völker; und doch giebt es wenige Staatsmänner, die ihn an Menschenkenntniß nicht überragten oder die gleichgültiger als er gegen den persönlichen Werth der

Individuen wären. Einzig unter den Souveränen Europas, weil er allein in bürgerlichen Verhältnissen gelebt, war er einzig auch unter den französischen Staatsmännern, weil er, allein von ihnen, das Ausland kannte. Beides hat ihm bedeutende Vortheile gewährt; beides hat ihm vielfach geschadet, ihn endlich zum Fall gebracht. Der Fürst hat Wege betreten, die schließlich dem solidarischen Interesse der europäischen Monarchien gefährlich werden mußten; der Franzose hat den gerechten Bestrebungen fremder Völker eine Sympathie bewiesen, die ihm seine Landsleute nicht verzeihen wollten, und er hat bitter erfahren müssen, daß ein Staatsmann nicht ungestraft der Standes- oder der Nationaluntugenden entrathet.

Bei alledem geziemt es, einen Wohlthäter Europas und Frankreichs in dem Manne zu ehren, dessen Name das dritte Viertel unseres Jahrhunderts, trotz des Mitlebens größerer Menschen, doch stets bezeichnen wird. Ihm dankt die Welt zum größten Theile jene Zerstörung des russischen Götzen, der wie ein Alp auf uns lastete,*) und die Sprengung jener heiligen Allianz, die selbst die Märzrevolution nicht hatte zertrümmern können; ihm die Erschütterung der habsburgischen Macht; ihm den frischeren Zug, der seit dem italienischen Kriege in das staatliche

---

*) Als der Verfasser diese Worte im Jahre 1872 schrieb, konnte er nicht ahnen, daß halb Europa fünf Jahre später von Neuem in die, wie's scheint unheilbare, Furcht vor dem machtlosen Popanz des Ostens verfallen würde. „Und noch weniger hätte er ahnen können, daß 25 Jahre später dasselbe Frankreich sich mit Rußland verbinden, ja sich sogar dazu verstehen würde, die Rolle eines Trabanten Rußlands zu spielen.“ (Anm. der Herausgeberin zur 4. Aufl.)

Leben des Festlandes gekommen; ihm die freiere Handelspolitik und jene Beseitigung aller Schranken des Verkehrs, die man nicht genug preisen kann; ihm endlich die Vertheidigung des katholischen Europas gegen den immer drohenderen Jesuitismus. Frankreich aber dankt ihm neunzehn Jahre der Ruhe und Sicherheit, während deren sich der Reichthum des Landes beinahe verdoppelt; die Identifizierung des Staatsinteresses mit dem der Mittelklassen durch die Nationalanleihen; die wirthschaftlichen Freiheiten endlich, die dem Handel und der Industrie die Arme gelöst. Fern sei es, die Schattenseite dieser absoluten Regierung zu verhehlen: die traurige, wirklich katilinarische Umgebung des Monarchen, die auf die französische Gesellschaft so unheilvoll gewirkt; den Ursprung, blutig und kothig zugleich, des neuen Regimes; das Aufkommen der Skandalpresse, welche das lesende Publikum vergiftete; die wachsende Furchtsamkeit und Servilität aller Beamten; die Demoralisation eines Theiles der Justiz; vor Allem die Todtenstille, die neun Jahre lang über dem Lande lag, und jene vergeudeten Millionen, welche die öffentlichen Finanzen zerrüttet, ohne zu verhindern, daß die französische Fahne, von der groben Krämerpolitik gedemüthigt, aus der transatlantischen Ferne zurückkehrte. Sobald aber die Fortuna ausblieb, war's auch aus mit der Audacia, und ohne sie erzwingt man die Gunst der launenhaften Göttin nicht. Der mexikanische Mißerfolg — herbeigeführt durch den dem Kaiser, wie vielen Politikern, unerwarteten Sieg der Nordstaaten Amerikas — machte ihn irre an sich selbst, raubte ihm die Entschließung, die Sicherheit, welche immer die erste Eigenschaft des Staatsmannes bleiben. Frühes

Altern und eine Krankheit, welche stets die Willenskraft zu lähmen pflegt, thaten das Uebrige: und so beging er seit dem Tode Maximilian's wie im Dunkeln tastend, bald vorschreitend, bald sich zurückziehend, alle jene Fehler, welche endlich seinen und seines Volkes Ruin herbeiführten.

Doch vergesse man nie die Mitschuld des Landes. Die Bitterkeit, mit der heute die Nation von dem Gefallenen denkt, die Härte, mit der sie sich über ihn ausspricht, ist einer der unschönsten Züge des modernen Franzosen. Denn es ist ungroßmüthig und unredlich, feige und unwahr zugleich, alles Gute und Glückliche der napoleonischen Regierung für die Nation zu beanspruchen, sollte es selbst gegen den Willen der Nation oder jedenfalls ohne Befragung derselben durchgeführt worden sein, wie der Krimkrieg, die Befreiung Italiens und der Handelsvertrag mit England; alles Schlimme und Verunglückte aber von sich abwälzen, vor Allem den furchtbaren Krieg, in den die Nation*) den der eigenen Entschließung beraubten alternden Herrscher gegen sein besseres Wissen und Wollen hineingerissen. Das Wachsen des nationalen Reichthums, heißt es, war in der Natur der Dinge und wäre auch ohne Napoleon III. eingetreten; aber er hat uns moralisch heruntergebracht, hat uns arme Französlein corrumpirt, die wir so tugendhaft waren, ehe wir in die schlechte Gesellschaft kamen und man uns ein so böses Beispiel gab, die jetzt wieder so tugendhaft geworden

*) Es versteht sich von selbst, daß ich hier wie überall mit der „Nation“ nicht die numerische Mehrheit des französischen Volkes, sondern die sogenannte „öffentliche Meinung“ verstehe, wie sie sich in der Presse, den gelehrten Ständen, unter den Politikern und den Höflingen ausbildet und ausspricht.

sind, seit wir uns selbst zurückgegeben sind. Schon lange vor dem Kriege war es Mode gewesen in Paris, von der Regierung des Kaisers als von einem aufgezwungenen Despotismus zu reden: ein Despotismus freilich, obschon im Grunde ein milder, toleranter; aber aufgezwungen war er nicht. Ohne Zweifel hatten die Gebildeten, die Gemäßigten, wie schon bemerkt, im Dezember 1848 die Erhaltung der Republik, als der einmal bestehenden Form gewünscht, und für Cavaignac gestimmt; die Masse, welcher Cavaignac's Regierung nicht „persönlich" genug war, hatte freiwillig den Erben des großen Napoleon an die Spitze gerufen, und wer nicht blind war, erkannte die Bedeutung dieser Wahl schon damals. Drei Jahre später, als sich der Präsident durch einen Staatsstreich der unumschränkten Gewalt bemächtigte, war er freilich für Paris ein brutaler Usurpator und Freiheitsmörder; und ihm ist er es geblieben:*) der Pariser sah, selbst nach der Wiedereinführung der parlamentarischen Regierung am 2. Januar 1870, noch immer die Blutstropfen an der Hand des Thronräubers, und er würde sich selbst mit seinem Sohne nicht auf die Dauer versöhnt haben, da er sich ja überhaupt nicht dazu entschließen kann, eine bestehende Regierung anzuerkennen. Die Provinz jedoch jubelte dem „Retter des Landes" zu

*) Was die Pariser Bourgeoisie betrifft, so verlangte sie eben so heiß nach dem „Retter der Gesellschaft" wie die Provinz. Allenfalsigen Bezweiflern dieses, empfehlen wir die Briefe des jungen Walter Bagehot an das englische Blatt „The Inquirer", deren Verfasser kaum des Bonapartismus verdächtig sein wird, und auch (um nur eine französische Autorität anzugeben) die „Chronique" der antibonapartistischen „Revue des Deux Mondes" (Déc. 1. 1851), zu lesen.

und dieser Jubel war aufrichtig. Hätte der Präsident die für Mai 1852 ausgesetzte Neuwahl abwarten können und wollen, was freilich bei der gereizten Stimmung der Kammer schwer war: einstimmig hätte ihn die Provinz, dem Gesetze zum Trotz, wiedererwählt.

Als Napoleon die Volksvertretung niederwarf, zu einer Zeit, da schon auf dem ganzen Festlande die Reaktion seit zwei vollen Jahren triumphirte, da war die Mehrheit des Landes leider hinter ihm, entschiedener hinter ihm als die Mehrheit des preußischen Volkes hinter dem Ministerium, das die Berliner constituirenden Steuerverweigerer heimgesandt. Die Nationalversammlung war, wie die von 1871 in den letzten Jahren ihres Daseins, von allen Seiten angefeindet: den Einen rüttelte sie zu viel, den Andern nicht genug an der Republik. Es war ein buchstäbliches ruere in servitium, genau wie dasjenige, dem wir seit 1871 beiwohnen; nur war es damals zu Gunsten eines schweigsamen und utopistischen Alleinherrschers, während es jetzt bald einem redseligen und skeptischen petit bourgeois, bald einem frommen Militär, bald einem leidenschaftlichen Tribun zu Gute kommt. Frankreich war der Unordnung, der Unruhe satt; sagen wir, es war der Freiheit satt: man weiß, wie schnell das nervöse, leicht erregte Volk nach einer gewaltigen Anstrengung zusammensinkt. Im Jahre 1851 dürstete es nach Ordnung, Ruhe und Unfreiheit. Napoleon III. gab sie ihm in reichstem Maße, mit dem Vorbehalt, wenn die Zeit gekommen, „das Gebäude zu krönen“, auch diese Unfreiheit zu beschränken: und wir sind überzeugt, dieser Vorbehalt war redlich gemeint, wenn auch die Idee äußerst unklar war.

Ernest Renan in seinen unübertrefflichen geschichtsphilosophischen Studien über die politische Lage Frankreichs, geschrieben im Herbste 1869 und wieder veröffentlicht im Laufe des Jahres 1872, theilt noch die Ansicht derer, die bei dem Kaiser, zur Zeit seines Regierungsantrittes, ein Ideal des ruhmreichen und aufgeklärten Militärdespotismus voraussetzen, das ihn die Verhältnisse verhindert hätten zu verwirklichen. Wir können dieser Meinung nicht beipflichten. Gewiß: der Gefangene von Ham hatte Ideale, ein politisches und ein soziales. Keines von Beiden hat er zu verwirklichen gewußt; aber während er sich wohl bald nach seiner Thronbesteigung schon in einsamen Stunden gestehen mochte, daß „nicht alle Blüthenträume reiften" und er mit Allem, was er für die arbeitenden Classen gethan, nicht um ein Haarbreit jener Lösung der sozialen Frage näher gekommen sei, so mochte er anders von seinem politischen Ideale denken, das, wie ich glaube, von jeher im Einklange mit gewissen Bedürfnissen unserer Zeit und Frankreichs, mit den Bestrebungen einer gewissen Richtung des französischen Geistes, mit gewissen Anschauungen und Interessen der modernen, demokratischen Gesellschaft war. Als Louis Napoleon, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember 1851, eine Verfassung verkündigte, die er selbst als unvollständig anerkannte, als er das bedeutsame Wort von der „dereinstigen Krönung des Gebäudes durch die Freiheit" aussprach, war es sicher weder seine Ueberzeugung noch sein Wille, die Militärdiktatur auf immer in Frankreich zu begründen, war es sicher sein noch unbestimmter Vorsatz, einst dem demokratischen Gleichheitsstaate auch die Freiheit zu geben. Aber welche Freiheit

hatte er im Sinne? und wie gedachte er sie zu gründen? Hier sollte sich zeigen, wie vage die Ideen, wie ungenügend die staatsmännische Erfahrung und der staatsmännische Takt des improvisirten Herrschers waren.

Auferzogen und herangewachsen im Hasse der Bourgeoisie und der Familie Orleans, die diese Bourgeoisie in seinen, wie in vieler Anderer Augen, verkörperte; Zeuge des oft so unnützen und leeren Geredes der französischen Kammern; im Gefühl, daß Frankreich, dem Lande der Centralisation, die Grundbedingungen des Parlamentarismus fehlten; voller Antipathie gegen jene prosaisch-bürgerliche Friedensliebe und jene Kaste der 200,000 Höchstbesteuerten, die in Frankreich herrschten; betroffen von der regelmäßigen Wiederkehr der Thronumwälzungen und der Nichtigkeit aller Ministerverantwortlichkeitgesetze, hatte er, wie gar Manche seiner Zeit und seines Landes, seine Abneigungen in ein System zu bringen gesucht, hatte er eine amerikanische Verfassung geträumt mit einem Monarchen, anstatt des Präsidenten an der Spitze — denn die bonapartistisch-cäsarische Tradition war so stark in ihm als die Antipathie gegen den Parlamentarismus, der ihm nichts Anderes war, als die Herrschaft der Geldaristokratie. Doch darf man die Idee eines „verantwortlichen Kaisers“ als eine wahrhaft geniale Naivetät bezeichnen: sie war die in Worten ausgesprochene, in einen Gesetzesparagraphen zusammengefaßte Lehre von sieben Revolutionen; sie sprach kühnlich und cynisch die conditio sine qua non jeder geordneten Regierung in Frankreich aus, eine Bedingung, die selbst Thiers, der einstige Vorkämpfer der Ministerverantwortlichkeit, als die Grundbedingung seiner eigenen

Regierung aufstellen und vertheidigen mußte — es war und ist die Theorie des demokratischen Principats.

Freilich war jene monarchische Gleichheitsrepublik, mit Berufung ans Volk, mit Verantwortlichkeit des Fürsten, mit kommerzieller und industrieller Freiheit, mit dereinstiger Preß- und Vereinsfreiheit und mit, dem Staatsoberhaupte allein verantwortlichen, Commis, statt von der Landesvertretung abhängiger Minister — freilich war sie eine Chimäre, sobald man sie sich mit Erblichkeit verbunden und ohne periodische Straßen- oder Palastrevolutionen dachte; noch chimärischer aber war gewiß der Plan der Ausführung. Ihm, dem Schwärmer und Idealisten, schwebte ohne Zweifel vor der Seele das Bild jenes Wilhelm's III. von England, mit dem sein Hephästion-Persigny ihn so gerne zu vergleichen pflegte; aber dem Schwärmer und Idealisten entging natürlich die charakteristische Größe Wilhelms, des Staatsmannes. Er hoffte nach einem Schema die Weltgeschichte zu leiten, während jener, nur bedacht die Aufgabe jedes Tages zu erfüllen, seine Ziele den Umständen anbequemte. Auch mußte der chimärische Emporkömmling, nachdem er es lange, um mit Egmont zu reden, versucht „mit großen Plänen, Projekten und Gedanken . . . wie er Alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle, . . . weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln," doch am Ende, wie der große Holländer, sein Schiff nach Wind und Strömung lenken und Gott danken, daß er es in diesen Stürmen so lange vom Felsen gehalten. So unsicheren Schrittes er auch nach seinem Ziele streben mochte, ein Ziel hatte der Mann immer im Auge, von dem sein Halbbruder Morny treffend sagte: es

sei ebenso schwer, ihm eine fixe Idee zu benehmen, als einen fixen Willen zu geben. Dies Ziel war unstreitig das, der Gründer des modernen Staats unter dem Zepter der Dynastie Bonaparte zu werden — einer Dynastie, die ihm allein berufen schien, der aus der Revolution hervorgegangenen französischen Gesellschaft ihren wahren staatlichen Ausdruck zu geben.

II.

Dem vorgesteckten Ziele der endlichen Befestigung Neufrankreichs unter der Dynastie Bonaparte schien Napoleon III. im Januar 1870 näher gekommen zu sein, als alle seine Vorgänger — aber nur, um der Welt einen Beweis mehr zu geben, daß Frankreich der parlamentarischen Selbstregierung durchaus unfähig ist. Was der Gesetzgeber von 1851 so richtig gesehen hatte, war den blöden Augen des gealterten Herrschers offenbar entschwunden: an dem Tage, an dem er die Ministerverantwortlichkeit an die Stelle seiner eigenen Verantwortlichkeit setzte, war's um ihn geschehen, wie's um Thiers' Macht geschehen gewesen wäre, sobald er sich zur Unverantwortlichkeit hätte verdammen lassen; wie's thatsächlich um die Gewalt Mac Mahon's geschehen war, seit er die Minister der Mehrheit angenommen, wozu sich wohlweislich Thiers nicht hatte verstehen wollen. Napoleon's III. größter Fehler war, dies nicht eingesehen zu haben; ein verzeihlicher Fehler indeß. Warum sollte er nicht, wie ganz Frankreich in jenen einzigen Januartagen, glauben, er wie das Land seien am langersehnten Ziele angelangt, wenn

es auch in einer anderen Gestalt, als der der fürstlichen Verantwortlichkeit erschien, wenn er auch auf einem anderen als dem gehofften Wege der allmählichen freiwilligen Zugeständnisse dahin gelangt? In der That hatte die Wirklichkeit den ideal vorgezeichneten Plan gar manchmal durchkreuzt oder gar zerrissen. Was das Geschenk der Gnade sein sollte, war von der ungeduldigen Opposition der kaiserlichen Vorsehung abgetrotzt, aus den Händen gerungen worden; jene Stellung des constitutionellen Monarchen, die zu brandmarken zur Ueberlieferung der Bonaparte's gehörte, — man erinnert sich der Worte Napoleon's I. über das cochon à l'engrais, dessen Rolle ihm Sieyès zugedacht — er hatte sie selbst übernehmen müssen, und das Volk regierte nicht mehr durch ihn, sondern durch seine parlamentarischen Minister. Und doch — erreicht schien das Ziel darum nicht minder: Jakobiten und Puritaner waren des langen Harrens müde geworden; die „alten Parteien", insofern sie auf Personen beruhten, waren versöhnt, freilich aus Ueberdruß, Ungeduld oder Ueberlegung mehr, als aus Sympathie und Begeisterung; aber sie waren versöhnt. Legitimisten, Orleanisten, Republikaner selbst — der Cavaignac'schen Farbe — hatten die Waffen niedergelegt; was noch unter der Fahne der Republik kämpfte, war keine politische Partei, es war der Sozialismus: gefährlich und bedrohlich genug; für den Augenblick jedoch ohnmächtig und auf das Reden angewiesen.

Nur wenige standen noch grollend und „unversöhnlich" abseits. Es ist keine Tugend, murrten sie, dem Beraubten Heller um Heller das Geld wiederzugeben, das man ihm mit der Börse gestohlen: aber die Börse war

nicht gestohlen; feierlichst, ausdrücklichst, freiwilligst, ohne jede Bedingung, war sie ihm anvertraut worden, und Niemand ließ sich auch nur träumen, daß er etwas davon zurückgeben werde, als er plötzlich am 24. November 1860 dem gesetzgebenden Körper die Oeffentlichkeit, die Redefreiheit und eine wirksamere Controle des Budgets wiedergab. Die Tragweite des Schrittes wurde im Augenblicke nur von wenigen eingesehen; man fühlte, daß etwas Bedeutendes geschehen, ohne sich davon Rechenschaft ablegen zu können; man rieb sich die Augen, blickte um sich und wußte im Grunde nicht woran man war. Nach kurzem Besinnen entbrannte indeß bald der Kampf: ein Theil der Besiegten von 1851 — die Pariser Republikaner und Orleanisten — wandten sich an die Nation, und riefen die Diktatur vor das Gericht der Oeffentlichkeit, die sie selbst hergestellt hatte. Wie gefährlich der Krieg war, den in der Kammer die „Fünfe", in der Presse die geistreichen Schriftsteller des „Journal des Débats" gegen die Dynastie führten, ist unberechenbar. Diese talentvollen, wenn auch nicht staatsmännischen, persönlich ehrenhaften, wenn auch nicht immer politisch loyalen Gegner waren es, die eben so sehr aus Liebe zur Sache der Freiheit, als aus Anhänglichkeit an die Republik oder die Familie Orleans, dem erstaunten Volke zeigten, daß die blendende Münze des providentiellen Despotismus auch ihre Kehrseite habe. Die traurige Umgebung des Kaisers wurde bloßgestellt; die Aufmerksamkeit wurde gelenkt auf eine verschwenderische Staatshaushaltung, auf die Finanzen von Paris; der Streit um die weltliche Macht des Papstes entfremdete eine Hälfte des Volkes, ohne die andere zu befriedigen; die

Leiden, welche der Handelsvertrag für die nördlichen Departements nach sich zog, verstimmte einen dritten Theil; der geargwohnte Einfluß der wenig geliebten „Spanierin" setzte böses Blut bei einem vierten. Die abenteuerlichen transatlantischen Unternehmungen und, mehr als Alles, die Schlacht von Königgrätz wendeten vollständig den Sinn der Nation; man fing an zu glauben, nicht Alles sei vollkommen an dem kurz vorher noch als Ideal angesehenen aufgeklärten Absolutismus: das tiers-parti oder linke Centrum bildete sich.

Der Kaiser sah, man wußte ihm wenig Dank für seine freisinnigen Maßregeln auf wirthschaftlichem Gebiete; er sah, ein neuer Schritt müsse geschehen auf dem Terrain der politischen Freiheit. Er that ihn, nicht mehr ganz so motu proprio wie im Jahre 1860, doch immer noch ohne befehlerisches Drängen der öffentlichen Meinung. Der Brief vom 19. Januar 1867 ist in Aller Andenken. Er versprach eine neue Ausdehnung der parlamentarischen Prärogative, sowie der Presse und des Versammlungsrechtes. Der Kaiser that mehr und weniger als man verlangte, indem er diese Zugeständnisse machte; das Versammlungsrecht hat von jeher nur des lieben Prinzips wegen auf den Programmen der französischen Liberalen figurirt: es widerstrebt dem Geiste und den Sitten der Nation, wie es den unserigen durchaus gemäß ist: aber Napoleon III. war eben ein Mann der Programme, der Insceneseßung, der Gesammtreformen. Leider hatte er nicht länger, wie sechs Jahre früher, in Morny einen Staatsmann im cäsarischen Stile an seiner Seite. Napoleon III. war nie ein Mann der Ausführung: ihm fehlte der prak-

tische Sinn, der Blick des Staatsmannes, wie der des Feldherrn. Wie Morny den Staatsstreich geleitet und ausgeführt, so hatte er die erste liberale Reform, den 24. November 1860, in's Werk gesetzt. Der Kaiser, eminent gleichgültig in Personenfragen, hatte Billault nach wie vor die Vertheidigung zweier grundverschiedenen politischen Richtungen überlassen: Morny als Kammerpräsident hatte damals, ohne Redner zu sein, diesen Fehler wieder gut gemacht und den gesetzgebenden Körper nach seinem Willen geleitet. Jetzt fehlte er: an seiner Stelle war Rouher in die kaiserliche Gunst gedrungen und schien unerschütterlich darin geankert. Rouher besaß große staatsmännische Eigenschaften ohne ein Staatsmann zu sein: die französische Eigenschaft par excellence, die Intelligenz, war ihm im reichsten Maße zugemessen; er war als Redner nicht verächtlich: geschmacklos, breit, locker, aber gewandt, unerschöpflich, von unvergleichlicher Leichtigkeit. Er wußte zu hören, wie Wenige; der Kammer war er mächtig wie ein Virtuose der Tasten seines Instrumentes, seine Neigungen trieben ihn auf wirthschaftlichem Gebiete zu einer liberalen Politik. Ein absoluter Mangel an Würde und Charakter neutralisirte indeß alle seine hohen Gaben. „Stolz will ich den Franzosen“, sagt sich das französische Volk, und Nichts verzeiht es weniger als den Mangel an Stolz. Rouher war der Anwalt des früheren Regimes gewesen, er war bereit, auch der Anwalt des entgegengesetzten, neuen, zu werden: und der Kaiser beging das unverantwortliche Unrecht, den neuen Wein in alte Schläuche gießen zu wollen.

So lange er dies that, war kein wahres Vertrauen

herzustellen; die kaiserlichen Zugeständnisse konnten nur den Gegnern des Kaiserreichs nützlich sein, welche die allgemeine Unzufriedenheit fortan nur um so dreister und heftiger schüren konnten, und denen die Ungeschicklichkeit oder die mala fides der mit Ausführung jener Zugeständnisse betrauten Minister fortwährend in die Hände arbeitete. Namentlich wurde aber jetzt erst mit consequentester, planvollster Tücke die „Erniedrigung Frankreichs durch Sadowa“ gegen den Mann ausgebeutet, der Sadowa hatte geschehen lassen. Um diese Zeit war es, als die vornehmen Frondeurs der liberalen Doctrin den rohen Ausfällen und schmutzigen Witzen eines Winkeljournalisten, Namens Henry Rochefort, beifällig zulächelten und der geistreichen Erfindung eines jungen Winkeladvokaten, Namens Gambetta, dem sogenannten „Unversöhnlichkeitsprinzip“ Beifall klatschten, ohne zu bedenken, daß man nie ungestraft zu solchen Bündnissen hinabsteigt.

Unter solchen Umständen fanden die Wahlen von 1869 statt, durch welche die Minderheit, d. h. die Vertreter der sogenannten öffentlichen Meinung, in der Kammer bedeutend vermehrt wurde. Der Kaiser verstand den Wink nicht; hielt sich an den Buchstaben des parlamentarischen Gesetzes, ließ zwar Rouher fallen, aber setzte dessen treuesten Adjutanten Forcade de la Roquette an die Stelle. Die Opposition hielt sich für geprellt; und nur die tollen Streiche und das bedrohliche Gebahren der radikalen Wühler in Paris verhinderten den Ausbruch dieses Unwillens. Kaum war diese Gefahr für den Augenblick in den Hintergrund getreten, kaum hatte der Herrscher versprochen „für die Ordnung zu haften“, so trat die Strömung des

Nationalwillens, der „öffentlichen Meinung", wieder allmächtig in ihre Rechte. Der Kaiser mußte sein Ministerium entlassen und schrieb am 27. Dezember 1869 jenen denkwürdigen Brief an Emile Ollivier, in dem der absolute Herrscher, der achtzehn Jahre so gut wie unumschränkt regiert, seinen festen Entschluß kund gab, ein constitutioneller Monarch zu werden.

Nichts konnte korrekter sein als das Betragen Napoleon's III. seit jenem Tage: Nicht mit einem Worte mischte er sich in die schwierige Zusammensetzung des Ministeriums, mit der er Ollivier betraute. Kaum war es constituirt, so übergab er ihm die Vollgewalt. Es verlangte den Sturz Haußmann's, des Mannes, an dessen Rettung ihm so viel liegen mußte; er ließ ihn fallen. Der Minister des Auswärtigen forderte Verzichtleistung auf die direkte Correspondenz des Souveräns mit den kaiserlichen Gesandten; der Kaiser verzichtete auf sein liebstes Vorrecht. Das neue Ministerium verlangte eine Entwaffnung um ein Viertel; der Kaiser willigte ein. Schon ein halbes Jahr vorher waren alle Preßprozesse sistirt, eine allgemeine bedingungslose Amnestie erlassen worden. Absolute Preßfreiheit und unbeschränktes Vereinsrecht hatten schon dem bekannten Schmutzjournalismus und der alten Clubtollhäuslerei seit Monaten Thor und Riegel geöffnet. Das ministerielle Programm, das allen seit Jahren erhobenen Forderungen der Opposition gerecht werden sollte, war vom Kaiser bewilligt. Auch das Ministerium schien aufrichtig. Ohne die besten Köpfe Frankreichs in sich zu vereinigen, hatte es für die „öffentliche Meinung" — wenigstens bis zum Austritte Daru's und Buffet's — Vortheile, deren

seit achtzehn Jahren kein Ministerium genossen hatte: es saß darin kein Mann des Staatsstreiches oder des alten Systems; alle Mitglieder waren persönlich ehrenhaft und tadellos; die vier alten Parteien waren mit ansehnlichen Persönlichkeiten darin vertreten. Die unsauberen und unheimlichen Spießgesellen des 2. Dezember waren beinahe Alle zu Grabe gegangen und schienen die Blut- und Schmutzflecken, die auf dem Kaisermantel hafteten, mit sich genommen zu haben: die wenigen noch Ueberlebenden waren von der Bühne getreten oder außer Landes gesandt worden. Dagegen hatten die Träger von Frankreichs besten Namen, Männer, wie Thiers, Guizot, Laboulaye, Odilon Barrot, Broglie, Prévost-Paradol, die Hand zur Versöhnung gereicht und versprochen, diese Hand mit anzulegen.

Alle bedeutenden Journale der Opposition hatten sich für befriedigt erklärt. „Wenn der Triumph der Freiheit", schrieb am 15. Januar 1870 das älteste und angesehenste Organ der französischen Presse, das stets in seinem conservativen Liberalismus ganz consequente und folglich seit dem 2. Januar versöhnte „Journal des Débats", „wenn der Triumph der Freiheit das Ergebniß des Einverständnisses aller Parteien ist; wenn die Ehre desselben ebensosehr dem Fürsten gebührt, der weise und edel der Bewegung der öffentlichen Meinung nachgegeben, als der Nation selbst, die ernsthaft hat frei sein *wollen*; wenn dieser Sieg, der Niemanden einen Tropfen Blut noch eine Zähre kostet, weit entfernt, auch nur für einen Tag die Unordnung auf die Straße und eine Störung in die Geschäfte zu bringen, im Gegentheil alle Interessen beruhigt und dem Handel wie der Industrie einen neuen Schwung

giebt — so ist dies Beispiel, welches ein Volk giebt, indem es sich friedlich seiner Rechte wieder bemächtigt, so verführerisch, daß es beinahe unwiderstehlich wird. Es ist nicht so gar lange her, daß wir Franzosen „„die Freiheit wie in Preußen““ verlangen mußten. Heute sind die Rollen gewechselt und es ist sehr wahrscheinlich, daß bald die Preußen in unsere Fußtapfen werden treten wollen und von ihrer Regierung „„die Freiheit wie in Frankreich““ verlangen werden.“ Wie bald sollten die Rollen von Neuem gewechselt sein! Jetzt herrschte eine Gehobenheit der Stimmung in der ganzen Nation, die man wohl kaum seit der Nacht des 4. August 1789 schöner und einmüthiger gesehen hatte. Denn welcher Franzose wird heute leugnen wollen, daß damals

„ . . . . hoch sich das Herz ihm erhoben,
„Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen?
„Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?“

Paris war in einem Rausche von Freudigkeit, Hoffnung, Versöhnungslust, wie eben nur Franzosen sich zu berauschen vermögen. Und doch wollte es weder der augenblicklichen Begeisterung der Nation, noch der Aufrichtigkeit des Ministeriums, noch des Kaisers Nachgiebigkeit gelingen, die konstitutionelle Monarchie in Frankreich zu begründen. Denn „die Erfahrung lehrt, daß der gefährlichste Augenblick für eine schlechte Regierung der ist, wo sie anfängt sich zu bessern.“ (Tocqueville.) „Soviel ist sicher,“ sagte damals der Schreiber dieser Zeilen aus Paris in einem vielfach getadelten Briefe vom 15. Januar 1870. „Soviel ist sicher: wie der jetzige Versuch

„das erste redliche Experiment einer parlamentarischen „Regierung ohne dynastischen Parteihinterhalt ist, so „ist er auch das letzte: so bescheiden die Fähigkeiten der „jetzigen Minister sind, das Land hat keine Besseren, keine „Anderen. Schlägt auch dieser Versuch fehl, so ist der „Krieg oder die Revolution unvermeidbar; und eine Revo„lution im Jahre 1870 wäre der Anfang des Endes..... „Frankreich kann keine einzige Revolution mehr vertragen."

Schon sieben Monate früher hatte der Schreiber jenes Briefes diese furchtbare Alternative vorausgesehen für den Fall, wo das „liberale Kaiserreich" ein mißlungener Versuch bleiben sollte. „Was bleibt übrig?" schrieb er unterm 14. Juni 1869, „Krieg oder Revolution. Diese halte ich „für unausführbar. So entschieden auch die Kleinbürger, „Studenten und Arbeiter der großen Städte gegen das „Kaiserreich gestimmt sind; die Gebildeten — selbst in den „Großstädten und soviele deren auch durch die Wahltaktik „in die Opposition quand même geworfen worden sind — „die Gebildeten wollen auch jetzt noch die Erhaltung des „Bestehenden; und die Reaktion der Provinz gegen Paris „würde unaufhaltsam sein. Man ist aufgebracht in ganz „Frankreich gegen den Uebermuth des Pariser Wählers, „der sich noch gemäßigt und politisch glaubt, weil er nicht „gerade seine politischen Possen und Schabernacks bis zum „Wahnsinn getrieben. Interesse und Schamgefühl würden „das Uebrige dazu thun, die Bewegung unwiderstehlich zu „machen. Jeder Gebildete in Frankreich fühlt, daß eine „Revolution nicht allein ein unberechenbares, momentanes „Unglück wäre, sondern auch auf immer das Land der „Militärreaktion à l'espagnole Preis geben würde.....

„Bleibt der Krieg; und warum nicht? Im Augenblicke „ist die Nation sehr friedfertig gestimmt; allein es würde „ein Monat genügen sie aufzuregen. Dank der Taktik der „Radikalen, welche die Wiedergeburt Deutschlands als eine „Erniedrigung Frankreichs darzustellen nicht müde geworden sind, schlummert der Haß gegen unser Vaterland nur „und es wäre ein Leichtes, ihn zu hellen Flammen anzufachen. Und dann? Ja dann; ein guter Gott wird uns „schützen, uns und unser gutes Recht, und

„ . . es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
„Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
„Stritten."

„Deutschland kann aus dem schweren Kampfe nur, wenn „auch spät, kräftiger und größer hervorgehen; aber für „Frankreich, für Europa, das Frankreichs bedarf, wird „dieser Krieg namenloses Unheil bereiten; und dieser Krieg „wird kommen, früher oder später."

Nur zu bald sollten die Ereignisse dem Warnerufer furchtbar Recht geben. Die Geschichte des Plebiscites und der Kriegserklärung wird den künftigen Geschlechtern vielleicht klar vor Augen liegen. Für uns ist Beides ein Mysterium; und dem Gläubigen, der ein beständiges Eingreifen der Gottheit in die Weltgeschichte gerne zu beweisen im Stande sein möchte, dürfte dieses Mysterium als ein unwiderleglicher Beweis erscheinen, wie Nichts seinem in Gottes Rath vorausbestimmten Geschicke zu entrinnen vermag. Jedem unbefangenen Zeugen des grausigen Ausbruchs ist die eine Thatsache unbestreitbar: jener Ausbruch war nicht künstlich herbeigeführt; er war eine jener vulkanischen Eruptionen, wie die französische Geschichte deren nur zu

viele kennt. Zu anderen Zeiten, zu anderem Zwecke war der Brandstoff angehäuft worden. Er sollte das Gebäude des Kaiserreichs in die Luft sprengen: nun lag er da, nutzlos, leider nicht gefahrlos. Ein Funke, das unbedachte Wort eines Journalisten, konnte ihn entzünden und entzündete ihn an jenem 6. Juli, als die Nachricht von des jungen Hohenzollern Anwartschaft auf den spanischen Königsthron ruchbar ward. Von dem Augenblicke war die Explosion unvermeidlich: Nichts hätte nun noch die gährende Lava aufhalten können: war's nicht heute, so war's morgen. Der verantwortliche Kaiser des Jahres 1859 hätte verhindern können, daß jener Brandstoff angehäuft wurde, hätte vielleicht den angehäuften sorgfältig vor der Flamme bewahren können; der unverantwortliche Kaiser von 1870 war ohnmächtig: und nur zu vollständig that der Pulvervorrath den furchtbaren Dienst, um dessentwillen er zusammengetragen — nur daß er mit dem Gebäude des Kaiserreiches auch den ganzen Boden, auf dem jenes Gebäude sich erhoben hatte, zerriß und auf Jahre hin erschütterte. Das Gebäude kann zur Noth wieder aufgerichtet oder durch ein ähnliches ersetzt werden: was aber wird dem durchwühlten und zerklüfteten Boden seine alte Festigkeit wiedergeben? Den unverantwortlichen Monarchen aber, der eine große Schuld nicht durch ein ehrenvolles Ende auf dem Schlachtfelde zu sühnen wußte, erwartete ein ruhmloser Tod in der Verbannung, wie er Karl X. und Ludwig Philipp ereilte; während seine, wie jener constitutionellen Herrscher verantwortliche Minister frei und ohne zu erröthen im Vaterlande umherwandeln.

III.

In jedem anderen Lande als Frankreich wäre der 4. September 1870 eine That der schnödesten Feigheit gewesen. In Frankreich, in Paris war er nur eine nothwendige Folge der bestehenden Zustände und eingewurzelten Anschauungen, die wir bis hierher zu schildern versucht. Das Gefühl der Solidarität des Landes und der Regierung — ich sage nicht der Dynastie — ist der Stadt Paris so vollständig abhanden gekommen, daß sie nicht einmal das Bewußtsein hat, es könne feige, ja nur nicht eben ehrenhaft sein, einen Herrscher im Augenblicke des Unglücks zu verlassen, nachdem man ihn selbst zu den Thaten gedrängt, die jenes Unglück herbeiführten, und während man wohl weiß, bei glücklichem Ausgange hätte man ihn den Göttern gleichgestellt. Man denke sich, Preußen habe nach Jena, Friedland und Tilsit seinen König als den Urheber des tollen Krieges von 1806 im Stiche gelassen und eine provisorische Regierung eingesetzt! Der Fluch der Revolution ist es aber gerade, alle natürlichen Gefühle des Edelmuths und der Treue zu untergraben, der persönlichsten Leidenschaft und Begierde Macht zu geben über den besseren Menschen in uns. Was Vaterland, was Nationalehre, was treues Zusammenhalten der Regierten und der Regierer in guten und schlimmen Zeiten! Unserer selbst laßt uns gedenken! Chacun pour soi et Dieu pour tous! Und wenn's in diesem allgemeinen sauve qui peut dem Einzelnen möglich ist, nicht nur die Verantwortung von sich abzuwälzen, sondern auch zugleich lange verhaltenen Haß oder heimlich glimmenden Ehrgeiz

zu befriedigen, alten Rachedurst in vollen Zügen zu löschen, niedere Habsucht — oder auch nur Genußsucht — endlich einmal zu kühlen, desto besser! Und wer soll uns daran hindern? Sind doch die Guten allesammt in ihren Häusern verborgen und erwarten zitternd, daß der Sturm vorüberziehe, wenn sie nicht, selber mit ergriffen vom schwindelnden Taumel, dem Bacchuszug entfesselter Begierden mechanisch nachfolgen. Denn dieser Ausbruch niederster Leidenschaften nimmt den Charakter eines Freudenfestes, eines Triumphes der Tugend über das Laster an! Nur Paris, nur eine Bevölkerung, welcher durch achtzig Jahre der Revolution jeder natürliche Begriff des Schicklichen und alle Würde abhanden gekommen, konnte ein Schauspiel wie das des 4. September geben: eine Jubelfeier über den Fall einer, freilich schuldvollen und sittenlosen Regierung, aber immerhin eine Jubelfeier am Tage nach Sedan!*)

Der sittlichen Abstumpfung der revolutionären Masse

*) Diese Seite des 4. September hat Herr Thiers unberührt gelassen in seiner Zeugenaussage über die Vorgänge, welche jene Revolution herbeigeführt, begleitet und ihr gefolgt waren. Diese improvisirte, im Unterhaltungston mitgetheilte Erzählung dürfte in allem Uebrigen eines der schönsten und wichtigsten historischen Documente unserer Zeit bleiben: ein Zeugniß der ewigen Jugendfrische und Klarheit, des Patriotismus und der Klarsicht, des Wohlwollens und der Billigkeit eines der besten Männer, die Frankreich in diesem Jahrhunderte besessen; zugleich ein literarisches Denkmal, das an Vollendung der Form und des Gedankens alle andern Werke dieses unerschöpflichen Genius überragen wird; eine historische Quelle, mit welcher keine andere an Authenticität und Autorität wetteifern kann. Wie gesagt, die Eine Seite der „Freudigkeit“, welche ein so furchtbar Zeugniß ablegt von der Leichtfertigkeit der Pariser, hat Thiers nicht angedeutet oder nicht andeuten wollen.

war die politische Unfähigkeit ihrer Führer voll ebenbürtig. Wie im Jahre 1848 ergriff die „öffentliche Meinung“ das Ruder des Staates, und die Geschichte sagt schaudernd, wie sie das Schiff geradaus erst in die strudelnden Wirbel der Junitage, zwanzig Jahre später in die Abgründe der Commune steuerte, aus denen es nur durch ein Wunder, durch das Genie, die Energie und die Aufopferung eines fünfundsiebzigjährigen Greises, wieder auftauchte — freilich nur halb Wrack wieder auftauchte. Jahrelang übt sich die „öffentliche Meinung“ von Paris in der leichten Kunst der Kritik und der angenehmen und unterhaltenden Fertigkeit witziger Fronde. Aus geht die Bewegung von wenigen geistreichen Köpfen; bald widersteht kein gebildeter Pariser der Versuchung des Witzes und der Mode, diesen beiden Abgöttern der grand'ville. Ein Jeder will durchaus auch unter die Geistreichen und Spötter gerechnet werden: und im Umsehen wächst der Schneeball zur Lawine an. Der geistreiche Journalist sammelt um sich den zungenfertigen Advokaten, den theorisirenden Professor, den talentvollen Literaten, den skeptischen Arzt, den logischen Ingenieur, den leichtfertigen Künstler; bald zieht das Beispiel dieses Kernes der gebildeten Gesellschaft in seiner wirbelnden Bewegung alle sporadischen Elemente, welche die große Stadt in ihrem Schooße birgt, magnetisch an, und endlich reißt das giftgeschwollene Ungeheuer Alle mit sich fort, um nur Greuel und Verwüstung hinter sich zu lassen. Denn nun das Werk der Zertrümmerung geschehen ist, soll's an ein Aufbauen gehen, an ein Selbsthandeln, Selbstführen; und siehe da, es zeigt sich, daß von diesen tausend zerstörungseifrigen Händen auch nicht Eine fähig ist, die Kelle und das Richt-

maaß zu halten. Was sich im Sommer 1792, was sich im Frühjahr 1848 zutrug, wiederholte sich mit täuschendster Einerleiheit im September 1870: Girondisten oder Republikaner de la veille, Schwärmer und Rhetoren, brave Leute, aber gar armselige Politiker!

Ein unzufriedener, talentvoller Offizier, von der Natur mehr zum Journalisten als zum Soldaten bestimmt, und der über diese wahre Natur seines Talentes selbst im Unklaren ist; ein unversöhnlicher, unbestechlicher Cato, der sich für ein Wort todtschlagen, von seinem Worte sich kein Jota rauben ließe, sich aber sehr verlegen fühlt, nun es gilt mit seinem Worte die bedrängte Nation zu retten; ein volltönender Redner, der sich in seiner eigenen Beredtsamkeit berauscht, und den entfesselten Elementarkräften, die in der Menschheit schlummern um in großen Momenten loszubrechen, Nichts entgegenzusetzen weiß, als bewegliche, aber unfruchtbare Klagen; ein unerschöpflicher Witzbold, dessen scharfem Auge nicht ein Fleckchen entgehen wird, an dem sich seine Freude am Lächerlichen laben könne, und dessen gesunder Menschenverstand neutralisirt wird von den utopistischen oder leidenschaftlichen Elementen, mit denen er sich verbündet hat; ein Schwärmer, der die Menschheit beglücken möchte, indem er die Brüderlichkeit aller Nationen dekretirte; ein düsterer Fanatiker, der wie Brutus seinen eigenen Sohn, nie aber seine Vorurtheile auf dem Altare des Vaterlandes opfern würde: diese Alle, redlich und sittlich unanfechtbar; aber mit ihnen im Bunde ein sauergewordener Neidhardt, ein genußsüchtiger Stellenjäger, ein ränkevoller und gewissenloser Intrigant voll süßer Milde, ein dem Tollhause entsprungener Plagiarier der Mittelmäßigkeiten von 1793,

dem man die Zwangsjacke abgenommen, endlich ein im Estaminet und Atelier gebildeter Pamphletär und Spekulant in Volksleidenschaften und Volksrohheit. Dies die Führer; hinter ihnen in verhundertfachter Anzahl das Heer, wie es der Aristophanes dieser modernen Kleone und Wursthändler so treffend geschildert: „les fruits-secs, les avortés, les mort-nés! Der Advokat ohne Prozeß und der Arzt ohne Kranke, der ausgepfiffene Autor, der fortgejagte Handlungsdiener, der abgenutzte Beamte und der verabschiedete Offizier, ein Bankrottirer, drei Fallirte, zwei Schwindler, ein Utopist, sieben Einfaltspinsel und acht Trunkenbolde!" Zu diesen füge man den entkutteten Priester und den aufgeblasenen Schulmeister, vor Allem aber die Masse der badauds, welche von dem Witze, dem Talente oder der Redlichkeit der Hauptführer bestochen, diesen blindlings folgen, bis sie zu ihrem Schaden bemerken, daß Witz, Talent und Ehrlichkeit nicht ausreichen, um eine Nation zu regieren, zumal wenn die Vorzüge der Führer von dem sie umgebenden gewissenlosen Generalstabe auf's Schnödeste ausgebeutet werden. Zu spät besinnen sie sich, daß denn doch die Sachen, wenn nicht gut, so doch besser gingen, da jene unsauberen Dezembermänner mit fester Hand und eherner Stirn die Geschäfte leiteten, und mit der Wuth der Selbstgetäuschten wenden sie sich gegen ihre Ideale von ehedem. Daß eine Regierung zugleich fest und redlich, gewandt und gewissenhaft sein könne und sein solle, wissen sie wohl; aber, ungeduldig wie sie sind, unfähig, wie sie sich fühlen, eine solche Regierung so ohne Weiteres zu gründen, wählen sie lieber gleich das geringere Uebel und kehren zurück zur Herrschaft der Wenigen, welche, während sie ihre eigenen

Taschen füllen, die gefährlichere und kostspieligere Menge der untergeordneten Taschenfüller im Zaume halten.

In der That wäre es höchst ungerecht, sämmtliche Männer der Pariser Advokatokratie, welche nun schon dreimal die Herrschaft auf Monate lang in ihrer schwachen Hand gehabt, auf dieselbe Stufe zu stellen. Unter den Advokaten, welche in den Jahren 1792, 1848 und 1870 Frankreichs Geschicke leiteten und die Septembertage, die Junischlachten und die Commune, ohne es zu wollen, herbeiführten, waren viele persönlich durchaus ehrenhafte, uneigennützige, edle Charaktere: Wer möchte Jules Favre's, Ernest Picard's, General Trochu's — auch Trochu ist nur ein Advokat, der sich in seiner Jugend nach Saint-Cyr verirrt — wer Senard's oder Crémieux' Unbestechlichkeit und gewissenhafte Ehrlichkeit bezweifeln? Doch nicht von Allen wäre dasselbe zu sagen, und namentlich hat die Regierung der nationalen Vertheidigung Elemente aufgenommen, welche ein Roland und ein Lamartine nicht geduldet hätten und welche nach Bildung, Charakter, Befähigung, Sitten ihren Platz unter den Lullier's, Cluseret's und anderen Communeführern angewiesen hatten. Indeß, selbst wenn Alle persönlich unbescholten, wie fast sämmtliche Mitglieder der Gironde und der Februarregierung, gewesen wären, was hilft alle persönliche Unbescholtenheit, wenn auch nicht die allereinfachsten und bescheidensten Erfordernisse des Staatsmannes da sind? Nur wer in diese Gesellschaft hineingeschaut hat, kann sich einen annähernden Begriff machen von der politischen Unwissenheit, der journalistischen Oberflächlichkeit dieser republikanischen Kammerredner, aus denen man Minister des

Aeußern, Gesandte, Finanz-, ja Kriegsminister extemporirt; und zwar in den Augenblicken, wo die gründlichste und speziellste Schule, die reifste Erfahrung, der rascheste Blick, die sicherste Hand kaum hinreichen würden, das halbzerbrochene Steuer zu lenken und sich in dem verworrenen Tauwerk zurecht zu finden. Allgemeine Ideen und vorgefaßte Meinungen, viele ungeprüfte Schlagwörter, wenn's hoch kommt, ein paar privatrechtliche Prinzipien und Anschauungen, keine Bücher, etwas Revue- und viel Zeitungsgelehrsamkeit, — damit soll eine Großmacht wie Frankreich regiert oder im Auslande vertreten werden. Kein Engländer, kein Italiener, ja selbst kein Deutscher —, der, selbst wenn er aus ähnlichen Kreisen hervorgegangen, doch immer drei Jahre wissenschaftlicher Studien, drei Jahre praktischer Vorbereitung hinter sich hat, ehe er nur in den niedersten Staatsdienst oder den Advokatenstand eintreten kann, — kein Ausländer vermag sich nur vorzustellen, welcher Art „diese braven Leute und schlechten Musikanten" eigentlich sind, aus denen sich das hohe politische Personal in solchen Augenblicken rekrutirt: wie leer, wie unklar, wie seicht!

Und nun gar der unsaubere Anhang, mit dem Präfekturen, Unterpräfekturen, Staatsanwaltschaften in diesen Momenten eilends besetzt werden! Von altgeschulten Beamten oder Staatsmännern, wie Frankreich sie in großer Anzahl und von nicht verächtlichem Werthe besitzt, darf natürlich keine Rede sein bei diesen Anfällen blinder Reaktion gegen das Vorangegangene: sie sind prinzipiell ausgeschlossen von der Regierung, wie von allen hohen Staatsämtern. Auch Napoleon III. mußte sich nach dem Staatsstreiche

mit improvisirten Staatsdienern umgeben, die noch obendrein nicht gerade die reinsten Hände hatten; aber, sobald er es konnte, rief er die Dienste eines Drouyn de l'Huys und eines Thouvenel, eines Fould und Magne, eines Michel Chevalier und Parieu an, der vielen trefflichen Staatsräthe und Rechnungsräthe nicht zu gedenken; und nur zu gerne hätte er einen Dufaure, einen Thiers, einen Guizot, zu Rathe gezogen, wenn sie nur ihren Rath hätten leihen wollen. Solche Leute nun sind in einer Regierung der republikanischen Partei geradezu undenkbar: — (die republikanische Partei regiert auch 1878 nicht, wie wir unten zeigen werden) — kommt es für diese ja doch durchaus nicht auf Befähigung, Erfahrung, Schule, Stellung an: die großen Prinzipien von 1789 ersetzen das Alles in mehr als hinreichender Weise. Man wundert sich im Auslande über die Unwissenheit in europäischen Verhältnissen bei kaiserlichen Botschaftern wie Benedetti und Gramont; aber man geht hierin nicht nur viel zu weit, man vergißt auch wie unendlich bewandter und gewandter in ihrem Berufe sie doch immerhin sind, als Gesandten wie die Herren Senard, E. Arago, Savoye. Solche Leute nun sollen Frankreich bei den Großmächten Europas vertreten, vielleicht internationale Verträge abschließen, in wichtigen Momenten die Haltung ihrer Regierung bestimmen.

Genau ebenso ist's mit der inneren Verwaltung. Was den Staatshaushalt und die republikanische Sparsamkeit anlangt, so lehrt ein Blick auf's Budget, wie's damit steht unter solchen extemporirten Regierungen. Auch in dem, was Titel und Ehrenauszeichnungen anlangt, übertreffen die biedern, schlichten, einfachen Republikaner noch die aller-

freigebigste Monarchie.*) Was Wunder, wenn die Nation nichts Eiligeres zu thun hat, als zu wirklichen Staatsmännern zurückzukehren, mögen sie heißen wie sie wollen, und welches auch die Partei sei, zu der sie gehören. Glücklich die Nation, wenn sie dann in die Hände eines Genies wie der erste Consul, in die Hände eines begabten und erfahrenen Patrioten wie Thiers, eines ehrlichen und geschäftskundigen Juristen wie Dufaure fällt. Aber wie oft geschieht es ihr, in weniger fähige oder weniger redliche Hände zu fallen? Wie dem auch sei, jedenfalls ist es nicht an denen, welche mit Hülfe eines Gassenheeres die bestehende und anerkannte Regierung gestürzt, um sich durch Ueberrumpelung des Staatsruders zu bemächtigen, Diejenigen der Vergewaltigung anzuklagen, welche durch ähnliches Verfahren die Nation wieder von ihnen befreien:

„Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?“

---

*) Um nur an eine Thatsache zu erinnern: Kaiser Napoleon III. vertheilte nach dem siegreichen Krimkriege und dem nicht minder glorreichen italienischen Feldzuge 3 (resp. 3) Großkreuze der Ehrenlegion, 12 (resp. 10) Großoffizierkreuze, 25 (resp. 58) Commanderien, 182 (resp. 276) Offizierkreuze. Die republikanische Regierung des 4. September vertheilte nach den beispiellosen Niederlagen des Jahres 1870 16 Großkreuze, 52 Großoffizierkreuze, 232 Commanderien, 1700 Offizierkreuze; also durchschnittlich 4—5 Mal mehr als der Kaiser im Jahre 1856 und 1859. Die Zahl der einfachen Ritter der Ehrenlegion ist natürlich nicht zu zählen. Die Bestimmung, nach welcher nur zwei von drei ausgestorbenen Stellen des Ordens wiederzubesetzen sind, ist nicht von den Republikanern de la veille gemacht worden.

Drittes Kapitel.

Die Diktatur Thiers' und das Septennat.

I.

Unter allen den seltsamen und scheinbar widersprechenden Thatsachen, deren die neue französische Geschichte voll ist, dürfte wohl keine für den Ausländer befremdender sein, als diejenige, der die Welt zwei Jahre lang zugeschaut hat: ein Mann erhielt sich nicht nur am Ruder, sondern ward offen und allgemein als die einzige Persönlichkeit anerkannt, welche wirklich fähig wäre, das Land in dieser langen Krisis zu regieren; und doch ward dieser Mann von der einen Hälfte der Volksvertreter angegriffen, weil er eine Regierungsform unterstützte, die ihr zuwider war, von der andern Hälfte, weil er eine conservative Politik verfolgte, die sie stets bekämpft hatte; und fiel erst dann, als diese Hälfte ihn zu unterstützen begann. Das Räthsel kann indeß nur Denen unlöslich scheinen, welche, unbekannt mit dem wirklichen Stande der Meinung in Frankreich, und in der Ferne lebend, ihre Ansichten über dieses Land aus Büchern, Zeitungen und den Berichten parlamentarischer

Debatten schöpfen. Alle, welche Frankreich genauer kennen, wissen, daß neben den 10,000 politicians — Deputirten, Journalisten, Professoren, Advokaten, Doktoren und anderen Dilettanten der Staatswissenschaft — welche die Luft mit ihrer Beredsamkeit erschüttern und so unendlich viel Papier mit ihrer Prosa verderben, ein zweites Frankreich lebt, welches aus ruhigen, verständigen, wohlerzogenen Männern besteht. Sie wissen, daß diese Franzosen denn doch immer die ungeheure Mehrheit im Lande bilden, obschon ihre immer wachsende Apathie und Skepsis sie daran hindert, thätigen Antheil an der Politik zu nehmen, welche sie nur zu bereitwillig den faiseurs überlassen. Das Dasein dieser Klasse erklärt allein jenen anscheinenden Widerspruch in Herrn Thiers' Lage von 1871—1873. Dies zweite Frankreich, die wahre Nation, war's in der That, welche Herrn Thiers' unterstützte, — wie sie später Herrn Dufaure unterstützte — weil er im großen Ganzen ihre Interessen, Ideen und Neigungen besser vertheidigte, als irgend ein Anderer es hätte thun können. Dieser schweigende Anhalt, welcher sich im Falle eines Plebiszites, vielleicht mit derselben Einhelligkeit als unter Napoleon III. offenbart hätte, ward instinktiv von den Politikern herausgefühlt und anerkannt: und deshalb allein unterwarfen sie sich insgesammt bis auf den Letzten dem Manne, den sie haßten oder bespöttelten.*)

*) Ich habe im vierten Bande dieses Sammelwerkes („Profile") eine ausführliche Charakteristik von Thiers gegeben, in meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870", seine öffentliche Thätigkeit seit der Julirevolution verfolgt und erlaube mir auf beide Bücher zu verweisen, weil sie das hier Gesagte keineswegs wiederholen, sondern nur vervollständigen, beziehungsweise begründen.

Goethe sagt irgendwo, daß Nationen wie Familien, wenn sie lange gelebt, sich endlich in einem Individuum personifiziren, welches alle die geistigen und sittlichen Eigenschaften in sich vereinigt, mit denen die Natur diese Nationen ausgestattet, und welche die Geschichte auf's Höchste entwickelt hat. Solche Männer dürften als der Typus, als die platonische Idee ihrer Nation, ihrer Familie angesehen werden. In Goethe's Augen war Voltaire ein solcher Mann. Wenn aber eine kurze Spanne Zeit voller Wechselfälle, Größe und Elend, voller sanguinischer Hoffnungen und grausamer Enttäuschungen, voller gefährlicher Experimente und heftiger Kämpfe, als ein langes Leben betrachtet werden darf, so kann man wohl sagen, Frankreich hat in den hundert Jahren, welche seit Voltaire's Tod verflossen sind, so lange gelebt als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten zusammengenommen: und Herr Thiers hat unzweifelhaft ein größeres Recht als irgend ein anderer Franzose der Vertreter des „modernen" Frankreichs genannt zu werden; und zwar der schönen Seiten dieses modernen Frankreichs. Keiner hat sein Vaterland aufrichtiger, wärmer geliebt als Herr Thiers; Keiner war mehr durchdrungen von der Legitimität der großen Revolution; Keiner hat diese Revolution, den Gründer des „modernen" Frankreich und die traditionelle auswärtige Politik seines Landes beredter verherrlicht, als der Geschichtschreiber der Revolution und des Kaiserreiches. Ja, man möchte versucht sein — wenn die unverwüstliche Gesundheit, die harmlose Heiterkeit, die stets bereite Zunge des unvergleichlichen Kämpen nicht aller Tragik Hohn zu sprechen schienen — in Herrn Thiers eine tief tragische Figur, ja eine Personifikation der Tragödie

seiner Nation zu sehen. Der Mann, der mehr als irgend ein Anderer zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums beigetragen, mußte sein gefährlichster Widersacher werden. Der Mann, der in so beredten Worten die Gerechtigkeit und Klugheit der Staatskunst gepriesen, welche die Friedensschlüsse von Campo Formio und Lunéville diktirte, mußte leben, um zu erfahren, was es heißt für einen Staatsmann, sich einen Frieden, selbst den gerechtesten und klügsten, von dem Sieger diktiren zu lassen. Der Mann, der die Hauptstadt seines Landes mit jenen Mauern umgab, welche vier Monate lang einer feindlichen Armee trotzten, mußte selbst die Geschütze richten gegen dieses Werk seiner Hände, das dem innern Feinde als Bollwerk diente. Der Mann endlich, der die Ministerverantwortlichkeit in einer einzig vollendeten Rede als eine der vier „nothwendigen Freiheiten" dargestellt hatte, mußte den Tag sehen, wo er selbst diese „nothwendige Freiheit" als eine Staatsgefahr bekämpfen und für das Staatsoberhaupt selber jene Verantwortlichkeit beanspruchen mußte, die er unter der Herrschaft seines Vorgängers so heftig angegriffen.

Aber Herr Thiers ist nicht nur eine Personifikation des besseren Frankreichs durch seine Schicksale — dadurch, daß er die Höhe und den Fall seines Landes selbst besiegelte, daß er, wie seine ganze Nation, durch seine Handlungen seine Reden Lügen strafen mußte — er ist auch der französischste aller Staatsmänner durch seine Charakter- und Geisteseigenschaften, vor Allem durch die wesentlich französische Eigenschaft, kraft welcher er die schwierigste Lage so lange zu beherrschen wußte: die Intelligenz.

In der Vorrede zu dem XII. Bande seiner „Ge-

schichte des Consulats und des Kaiserreichs“ zählt Herr Thiers die Eigenschaften auf, welche in seinen Augen dem Geschichtschreiber unentbehrlich sind, und welche Alle in der einen Eigenschaft der Intelligenz gipfeln. Vom französischen Standpunkte aus dürfte dies mit demselben Fuge auf jeden andern Zweig menschlicher Thätigkeit angewandt werden. Andere Nationen mögen Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Phantasie für Eigenschaften halten, die wichtiger für den Geschichtschreiber, den Staatsmann, den Gelehrten oder den Dichter sind; der Franzose wird immer die Intelligenz über sie stellen. Wir wollen damit nicht sagen, daß Nichts in dieser Welt den scharfen Augen französischen Verstandes überhaupt und dem Verstande von Herrn Thiers insbesondere entgehen könne; aber Alles, was sein Verstand und der seines Volkes unfähig sind zu erkennen, hört absolut auf, für sie da zu sein. Metaphysische Spekulation wie religiöse Ahnung, traditionelle Gefühle wie poetische Phantasie sind seinem Geiste fremd. Seine Philosophie wie seine Religion ist die des gesunden Menschenverstandes; sein künstlerischer Maßstab geht nicht über Geschicklichkeit, Gefallen an Symmetrie und Geschmack hinaus; seine Achtung vor der Tradition spricht sich nur als Routine aus. Nun pflegt aber die Herrschaft der Routine gerade dann zu beginnen, wenn ein Volk seine letzten Ueberlieferungen verloren hat: gerade wie Aberglauben, Spiritismus und Mesmerismus die Stelle verschwindender Religion einzunehmen pflegen. Wenn eine Reihe von revolutionären Convulsionen alle Bande zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit zerrissen haben, wenn andererseits eine Nation fortwährend seit beinahe hundert Jahren

auf dem Punkte war, eine Beute utopistischer Reformer zu werden, so ergreifen Diejenigen, welche heftige Erschütterungen oder vage Illusionen fürchten, ihre Zuflucht zur Routine. Der schlimmste aller bestehenden Mißbräuche scheint ihnen noch besser zu sein als gefährliche Experimente.

Frankreich ist groß geworden, wie nur je zuvor, seit — wenn auch nicht gerade Dank — den kaiserlichen Institutionen, die wir am Eingange unserer Schilderung des Unterrichtswesens*) aufgezählt und kurz charakterisirt haben. Diese Einrichtungen, Université, Conscriptionsheer, Justizordnung, Concordat, Finanzsystem, vor Allem aber cette belle administration que l'Europe nous envie, haben alle Stürme dieses Jahrhunderts überdauert, warum sollte Frankreich sie aufgeben? Und wenn es soviel von seinem Glanze und seiner Macht verlor, seit es, im Jahre 1859 und 1860, die Bahnen seines großen Neugründers in zwei wesentlichen Punkten — in der Handelspolitik und der auswärtigen Politik — verlassen hatte, warum sollte es nicht zu jenen „gesunden Grundsätzen" zurückkehren, das Prohibitivsystem wieder herstellen, die altfranzösische Tradition auswärtiger Politik wieder aufnehmen, wie sie Henry IV., Richelieu, Louvois und der erste Consul (nicht der Kaiser Napoleon I., diese Gerechtigkeit muß man Thiers lassen), so erfolgreich geübt? Das Beispiel Preußens, welches, die entgegengesetzte Methode befolgend, nach dem Zusammenbruch von Jena das Regierungssystem Friedrichs des Großen aufgab, hat gar keinen Werth in Herrn Thiers' Augen, der seinen Glauben an die Schöpfungen des ersten

*) S. Theil I, Kapitel II.

Bonaparte selbst nach Sedan noch unbeirrt aufrecht erhielt. Aber dieser Glaube ist auf den Verstand gegründet, und das Raisonnement, das ihn dazu geführt, ist klar, wenn auch nicht absonderlich tief. Herr Thiers überläßt Anderen den naiven Glauben an den Werth ungreifbarer Mächte; er, wie in der That alle gescheidten Franzosen, glaubt nur an das, was er wirklich sieht und mit Händen tastet. Er war nicht der Mann je zuzugeben, daß der vielbesagte protestantische Schulmeister die katholische Unwissenheit bei Königsgrätz auf's Haupt geschlagen oder gar, daß der Geist deutscher Wissenschaft auf dem Schlachtfelde von Sedan über die scholastische Dressur des französischen Unterrichts triumphirt. Er hatte bis zum Ende den unerschütterlichen Glauben des ersten Napoleon an überlegene Waffen, stärkere Bataillone und längere Dienstzeit. Dank einer nicht ungewöhnlichen Reaktion ist es gekommen, daß, je mehr untergeordnete französische Schriftsteller und Politiker Gebrauch von leeren Worten, wie „Unwiderstehlichkeit der Volksbegeisterung, Unbesieglichkeit einer guten Sache, Allmächtigkeit der Freiheit", gemacht, desto mehr alle überlegenen, wirklich gescheidten Franzosen dahin gebracht worden sind, die immateriellen Mächte im Staatsleben überhaupt zu leugnen. Ihre höchste Conception eines guten Staates, wie einer guten Dichtung, ist die eines Gebäudes, welches ein geschickter Mann nach den Regeln aufgerichtet, die bei dem letzten Specimen eines guten Staates oder einer guten Dichtung zu Grunde gelegen zu haben scheinen: z. B. bei Louis Philippe's constitutioneller Monarchie oder einer Racine'schen Tragödie.

Wie sie aber an gewissen Einrichtungen nicht aus einem

Gefühl der Ehrfurcht und Liebe hängen, sondern aus einem wohlraisonnirten Glauben an deren Vortrefflichkeit, so hängen sie an ihren Führern wegen der offenbaren Ueberlegenheit dieser Männer über die Uebrigen, und durchaus nicht vermöge eines Gefühls persönlicher Treue. Wie die französischen Heirathen Verstandesheirathen sind, nicht Neigungsheirathen, oft aber viel glücklicher ausfallen, als wenn Leidenschaft die Wahl bestimmt hätte, so ist das Verhältniß moderner Franzosen zu ihren Herrschern oder zu Denen, welche in ihren Augen gewisse Regierungsformen vertreten, ein rein rationelles Band. Das Gefühl der Vasallentreue, das einen d'Azeglio und Bismarck erfüllt, ist einem echtfranzösischen Geiste, der in den Traditionen der Revolution von 1789 aufgewachsen und gemodelt ist, unbekannt und unerklärlich. Liebe zu jenem abstrakten Wesen, la patrie — wenn nicht zu le parti — ist an die Stelle des feudalen Loyalismus getreten. Die Ueberlegenheit Frankreichs, seiner Cultur, seiner materiellen Hülfsquellen, seiner Intelligenz, seines Charakters bildet den einzigen orthodoxen Glaubensartikel jedes gebildeten Franzosen von Herrn Thiers' Generation. Denn, obschon ein Routinier, war Herr Thiers kein Skeptiker, wie die Männer des jetzigen Geschlechts in Frankreich — ein Geschlecht, das gegen 1830 geboren worden. Seine Liebe zu Frankreich war unerschöpflich, tiefer und aufrichtiger vielleicht, als die irgend eines seiner Landsleute; aber es war keine blinde Leidenschaft.

Herr Thiers glaubte, daß Frankreich immer die erste Nation der Welt sein könnte und sollte, nicht daß es die erste ist. So erinnert sich der Schreiber Dieses noch lebhaft einer jener unvergeßlichen Abendunterhaltungen, worin

der bewegliche alte Herr ihm mit seiner gewohnten Beredsamkeit — einer Beredsamkeit, die womöglich noch fesselnder im Gespräche als auf der Tribüne war — sein Lieblingsthema entwickelte: von den Ursachen, warum Frankreich seine Colonien verlor und bei Roßbach auf's Haupt geschlagen wurde, während England sein Colonialreich gründete und Friedrich aus dem kleinen Preußen eine europäische Macht bildete. Er hatte nur Bewunderung für England und Friedrich, nur Verachtung für den französischen Monarchen und seine Minister. Seine ganze Rede ging eben nur darauf hinaus, daß die von ihm so beneideten Erfolge allein durch überlegene Staatsmannschaft erzielt worden, und daß, wenn Frankreich einen Chatham oder Friedrich gehabt hätte, es sich noch bei Weitem größer gezeigt haben würde, als England und Preußen. Wie er in seiner Geschichte die banalen Phrasen über „Pitt und Coburg", das „perfide Albion" und die „völkermörderische heilige Allianz" zu wiederholen verschmäht, so stimmte er auch nach dem letzten Kriege nie einen Augenblick ein in die wahnwitzigen Irrreden französischer Journalisten — selbst der Besten — gegen König Wilhelm's Härte, Bismarck's Grausamkeit und die Ungerechtigkeit des Frankfurter Friedens. Er hatte sogar den Muth, das Lob des deutschen Reichskanzlers und seines Herrn in der Nationalversammlung selbst zu singen; und der Geschichtschreiber, der den Vertrag von Lunéville als ein Meisterstück der Weisheit und der Mäßigung gepriesen, war geschmackvoll genug, den Vertrag von Frankfurt nicht als einen unerhörten Act der Piraterie darzustellen. Herr Thiers war nicht der Mann dazu, demokratische Losungsworte in den Mund zu nehmen:

ein Vertrag war gut oder übel in seinen Augen je nachdem er mehr oder minder Bürgschaften der Dauer in sich trug, nicht etwa je nachdem er mehr oder minder einem willkürlichen Ideale der Privatmoral entsprach. Niemand in Frankreich kann sicherlich mehr als Herr Thiers gelitten haben, als er den Frieden von Frankreich unterzeichnen mußte; aber er hütete sich wohl ihn ungerecht zu nennen, weil er schmerzlich war. Niemand dürstete mehr nach Revanche als Herr Thiers; aber sein ganzer Ehrgeiz als Herrscher war nur darauf gerichtet, Frankreich zu seinem normalen Zustande zurückzuführen; denn er blieb überzeugt, daß es, einmal in seinem normalen Zustande, früher oder später die Stellung wiedergewinnen müßte, die es vor 1870 hatte, wie es einst die im Jahre 1763 verlorene Stellung wiedergewann.

Dieses gewünschte Resultat nun herbeizuführen, brauchte der Mann, das fühlte er wohl, jene unbehinderte Gewalt, die einst Henry IV. und der erste Consul besaßen, als sie das durch den Bürgerkrieg zerrüttete Frankreich wiederherstellten. Diese unbehinderte Gewalt nun wollten ihm die „Liberalen" wohl zugestehen; nicht etwa weil sie die Nothwendigkeit derselben für ihr Vaterland einsahen, sondern einerseits weil die Liberalen Frankreichs seit Robespierre bis auf Louis Blanc immer eine geheime Sympathie für die Alleinherrschaft und Centralisation hatten, andrerseits weil sie diesmal die Etikette Republik trug und es ihnen ja stets einzig um die Etikette, nicht im Geringsten um die Sache zu thun ist. Diese unbehinderte Gewalt aber wollte ihm die „Rechte", d. h. die Mehrheit des gebildeten besitzenden Frankreichs nicht gönnen, oder doch nur wider-

strebend gönnen. Es wiederholte sich zum hundertsten Male in der Geschichte das Schauspiel eines Richelieu und eines Stein, gezwungen sich einem Louis XIII. und einem Friedrich Wilhelm III. wider ihren Willen, gegen ihre Sympathie unentbehrlich zu machen. Daß heute der Volkswille sich durch eine gewählte Vertretung, durch Revolution oder Staatsstreich, früher durch eine mit der Nation zusammengewachsene Dynastie kund giebt, ist Nebensache; der Grund ist immer derselbe: der Souverain — einerlei ob Monarch, Volk oder Nationalversammlung — fühlt die Nothwendigkeit eines Mannes und doch vermag er die Tyrannei, die dieser über ihn ausübt, nicht zu ertragen: ohne Unterlaß lehnt er sich gegen das lästige Joch auf, um sich am Ende demselben doch wieder zu unterwerfen. Daß es nothwendig ist für einen Souverain wie für eine Partei, die so seltene Erscheinung eines großen Staatsmannes in Bausch und Bogen zu nehmen, mit guten und schlechten Eigenschaften, im Bewußtsein, daß diese Vorzüge jene Untugenden überwiegen, das wollen sie nicht zugeben; und hätten sie nur den Muth dazu, sie opferten das große Ziel auf, zu dem sie der Mann der Lage hinzuführen verspricht, um der kleinen Nebenvortheile willen, um die er sie bringt. Er selbst aber fühlt, daß er ein Recht hat auf unbehinderte Gewalt: soll er vor der Geschichte die Verantwortlichkeit tragen, so muß ihn sein Auftraggeber, sei dieser nun König oder Volk, auch frei gewähren lassen. Seine Fehler gehören ja ihm: ohne sie hört er auf, er selbst zu sein; und er selbst ist der Mann, der allein retten kann. Behaupten zu wollen, daß man einen bedeutenden Staatsmann die Geschäfte will führen lassen, ihm aber bei jedem

nicht gleich begriffenen oder nicht gerade angenehmen Schritte in die Arme zu fallen, ist das wahre Zeichen der Mittelmäßigkeit und der Schwäche, die weder selbst zu handeln versteht, noch die Entsagung zu üben weiß, Andere handeln zu lassen.

Diese Mittelmäßigkeit und Schwäche zu beherrschen, giebt es nur zwei Mittel: die persönliche Gegenwart oder die Furcht. Napoleon III. brauchte die Letztere, indem er die Anarchie in der Perspektive zeigte, sobald man ihn am Handeln hindern wollte; Thiers brauchte die Erste, indem er sich zeigte, sobald ein Murmeln in den Reihen vernehmlich ward. Die persönliche, volle Verantwortlichkeit für sich und für sich allein, verlangten beide mit Recht: und sobald diese persönliche Verantwortlichkeit geschmälert ward — wie für Napoleon III. seit dem 2. Januar 1870, für Thiers seit dem 29. November 1872 — war ihre Macht vermindert, ihre Macht Gutes zu thun, noch mehr als ihre Macht Unheil anzurichten. Dies war der Grund, warum Herr Thiers so heftig stritt, um wirklicher Chef seines Ministeriums zu sein, nicht nur weil er, „von Natur absolutistisch war“, wie er selber sagt, und „die Opposition seiner Kollegen so wenig vertragen konnte, als die Befehle der Menge“, sondern weil er nur so die Verantwortlichkeit übernehmen konnte, sein Land vor Anarchie zu bewahren; deshalb auch kämpfte er so hartnäckig, um das Recht zu behalten, selber in der Kammer auf der Tribüne zu erscheinen: nicht nur, daß er sich gerne reden hörte — obgleich auch das nicht zu leugnen ist — sondern weil das Reden seine Waffe war, wie Napoleon's III. Waffe das Schweigen war; weil er wußte, daß seine Erscheinung im

Hause die Meuterei zur Ruhe brachte, während ohne diese Erscheinung die Gesetzgeber, wie Kinder in der Abwesenheit des Schullehrers, sich Alles erlauben zu dürfen glaubten gegen den lästigen Zuchtmeister. Dies nicht einzusehen ist die ewige Schwachheit des französischen Volkes, „immer unfähig“, wie ein muthiger Franzose selbst gesagt, „die Wahrheit zu sehen, zu hören und sich zu sagen.“

Auch in seiner Stellung zur Religion, zur Wissenschaft, zur Heeresorganisation war Thiers der wahre Vertreter der Besseren unter den Männern Frankreichs, welche um die Scheide der Jahrhunderte das Licht erblickten: namentlich aber war er der treue Ausdruck sicherlich nicht der geräuschvollen Menge französischer Politiker, wohl aber des modernen, aufgeklärten Frankreichs, in seiner vollkommenen Gleichgültigkeit für gewisse Regierungsformen; nur mit dem Unterschiede, daß er diese seine Gleichgültigkeit zu bekennen den Muth hatte. Nie hat Herr Thiers die Prätension gehabt, besser als die Nation wissen zu wollen, welche Regierung sie haben will. Persönlich von der Trefflichkeit der constitutionell-monarchischen Regierungsform überzeugt, erkannte er die Republik von 1848 sowohl wie das zweite Kaiserreich an, sobald sie Thatsache waren; ja er zögerte selbst nicht, einer Regierung wie es die der nationalen Vertheidigung war, zu dienen — freilich eben nur, weil, so armselig diese Regierung auch sein mochte, sie doch immer die der nationalen Vetheidigung war und bei Thiers der Patriot über Alles ging. Es wäre lächerlich, selbst in der politischen Welt Frankreichs, einen General, einen Gesandten oder einen Richter als Verräther zu behandeln, weil sie ihrem Lande unter jeder Regierung dienen. Diese Art von

Treue und Consequenz wird stillschweigend den Parteipolitikern überlassen. Frankreich, das wirkliche Frankreich, ist bereit, jede Regierungsform anzuerkennen. So war Herr Thiers. Er hat nie einer thatsächlichen Regierung das Recht zur Existenz bestritten; er hat nie seine Dienste von der Bedingung einer vorhergehenden Revolution oder eines Dynastieenwechsels abhängig gemacht; er hat nie den Ursprung einer Regierung untersucht. Es ist ihm nie eingekommen zu fragen, ob es schön war, daß die Bourbonen sich von fremden Siegern einsetzen ließen, oder ob Louis Philippe nobel handelte, als er, Wilhelm's III. eben auch nicht allzuedlem Beispiele folgend, den Thron einnahm, der dem Haupte seiner Familie zukam — genug, die Restauration existirte, die JulIregierung existirte, war anerkannt von den Steuerzahlern, Gläubigern und europäischen Mächten. Er würde eine gute Regierung selbst von denen angenommen haben, die ihn am 2. Dezember verhafteten: grade wie er die Regierung des 4. September anerkannte, die aus einem Straßenauflauf entstanden war, und wie er die republikanische Form annahm, als sie eine Thatsache war, obschon er sie bekämpft hatte, so lange sie nicht zu dieser thatsächlichen Existenz gelangt war. „Meine Herren“, sagte er am 13. November 1872 in seiner Botschaft, die „Ereignisse „haben uns die Republik gegeben, und auf ihren Ursprung „zurückzukommen um ihn durchzusprechen und zu beurtheilen, „wäre heute ebenso gefährlich als unnütz. Die Republik „existirt; sie ist die gesetzliche Regierung des Landes; etwas „Anderes wollen, hieße eine neue und die furchtbarste aller „Revolutionen heraufbeschwören. Verlieren wir unsere „Zeit nicht damit, sie zu proklamiren, aber trachten wir, ihr

„den wünschenswerthen und nothwendigen Charakter zu „geben."

Diese Worte sind nur der Wiederhall dessen, was jeder verständige Franzose sich selbst sagte, aber öffentlich zu sagen nicht den Muth hatte. Die ungeheure Majorität Frankreichs wünscht eine gute Regierung zu haben, ohne sich darum zu kümmern, wem sie dieselbe dankt. Das Wohlergehen Frankreichs ist sowohl des gewöhnlichen Handelsmannes als Herrn Thiers' erste Sorge. Das war es, was ihn, nächst seiner Erfahrung, seiner Unbescholtenheit, seiner Beredsamkeit — so lange er zwischen den Parteien stand — zum Manne der Nation machte, welche sich weit weniger um Monarchie und Republik, Protektionismus und Freihandel, als um die Erhaltung einer bestehenden Regierung und der durch sie verbürgten Ordnung Sorgen macht. Wenn nun aber eine Regierung vertreten ist von einem Manne, dessen geistige und sittliche Eigenschaften ihn zur Verkörperung des Nationalgeistes und des Nationalcharakters machen, ist es nur natürlich, daß diese Nation ihm durch dick und dünn folgt, selbst wenn er Dinge sagt und thut, die sie nicht ganz billigen kann; und es hätte noch lange so fortgehen können, hätte dieser Mann sich nicht in einem Augenblick der Gereiztheit und Schwäche, verlassen, ja bekämpft von seinen natürlichen Anhängern, mit den Feinden der Ordnung in ein Bündniß eingelassen. Das moderne Frankreich, wie es aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangen, hatte seinen Vertreter gefunden im Geschichtschreiber der Revolution und des Kaiserreiches; und da es sicher zu sein glaubte, daß er es nie zum ancien régime zurückführen oder gar, aus Liebe

zu irgend einer abstrakten monarchischen, konstitutionellen oder republikanischen Theorie, Experimente mit ihm anstellen werde, so wünschte es durchaus nicht, sich von ihm zu trennen; und wenn es ihn endlich doch verlassen hat, so ist die Schuld daran einzig den natürlichen Verbündeten zuzuschreiben, die ihn im Stiche ließen und so den gefährlichen Gesellen in die Arme trieben, welche ihn in den Augen der Nation unwiederbringlich kompromittirten.

II.

Nach dreijährigem Kämpfen und Ringen that Frankreich in der Nacht des 19. November 1873 wieder einen entscheidenden Schritt der Rückkehr zu seiner normalen Regierungsform, der Diktatur. Der Diktator wurde durch einen Andern ersetzt, seine Regierungsmittel wurden gewechselt: die Diktatur blieb. Die Interessen, welche einen gar feinen Instinkt haben, begrüßten damals den Sieg der konservativen Partei mit raschem Steigen der Rente, obschon die Zukunft nur für sieben Jahre, kaum für diese — Mac-Mahon war fünfundsechzig Jahre alt — gesichert schien. Sie hofften, vor achtzehn bis zwanzig Jahren könne das Experimentiren nicht wieder erneuert werden, folglich die Revolution nicht wieder die Gelegenheit finden, ihr Haupt zu erheben, und das war ja Alles was sie wollten. Bald genug sollten sie einsehen, daß sie sich geirrt, und rasch entschlossen kehrten sie um. Es ist der Mühe werth, noch einmal zu übersehen, wie die beiden Centren sich von einander trennten, das rechte, verbunden

mit der Reaktion, sich zweimal der Regierung bemächtigte, das linke, unterstützt von dem Radikalismus, es zweimal wieder daraus vertrieb, um mit allerhöchster Bewilligung seiner Helfer eine Zeit lang, ja bis zum Augenblicke wo wir schreiben, das Ruder in der Hand zu behalten.*)

Seit dem 29. November 1872 war, wie oben gesagt, Thiers' Macht virtuell gebrochen: denn von diesem Tage an endete die absolute Gewalt, die ihm die Nation und ihre Vertreter im Augenblicke der Gefahr übertragen hatten. Die konstitutionelle Partei konservativer Färbung, doktrinär wie immer, glaubte den Augenblick gekommen, ihr Ideal zu verwirklichen, Frankreich die beschränkte Monarchie wiederzugeben. Der erste Schritt dazu war der Sturz des bürgerlichen Diktators, dessen man nicht mehr bedurfte und der, allen doktrinären Experimenten abhold, unbequem werden durfte. Es galt, ihn durch eine fügsamere Persönlichkeit zu ersetzen. Thiers, welcher den Streich kommen sah, warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf die linke Seite, wo er bereitwilligste Unterstützung fand, da man hier auf des alten Herrn Erbschaft sicher rechnen zu können glaubte. Dadurch beschleunigte er seinen Fall. Sechs Monate wogte der Kampf zwischen dem rechten und dem linken Centrum, der constitutionellen Monarchie und der konservativen Republik, welche der greise Staatsmann darstellte. Für sich hatte diese nicht nur die große Persönlichkeit ihres Führers, sein Ansehen, sein Genie, den Besitz der Executive, sondern auch die Unterstützung der Besten in der Nation: aber ihr Bündniß mit dem Radikalismus

---

*) Im Jahre 1878 geschrieben.

mußte und muß sie früher oder später doch verderben, wie das Bündniß mit den Bonapartisten die constitutionelle Monarchie verderben mußte und muß. Nach einem halben Jahre unausgesetzten Kampfes (29. November 1872 bis 24. Mai 1873) erfocht das rechte Centrum einen ersten entscheidenden Sieg über das linke, die Partei der constitutionellen Monarchie über die Partei der konservativen Republik; wiederum nach einem halben Jahre (24. Mai bis 19. November 1873) sah sich die siegende Partei genöthigt, um nicht zu fallen, den Cäsarismus zu seinen eigenen Gunsten zu organisiren. Doch ließen die eigentlichen Vertreter dieser Regierungsform selbst die Zügel aus naheliegenden Gründen noch in den Händen ihrer constitutionellen Verbündeten vom rechten Centrum, genau wie die Radikalen vier Jahre später die Zügel für's Erste noch inden Händen ihrer Verbündeten vom linken Centrum ließen.

„La France est centre gauche“, sagte ein hervorragender französischer Staatsmann vor einigen vierzig Jahren, und das Wort ist heute noch so gut als damals und wird es wohl immer sein. Nur muß man sich über die Bedeutung des Wortes „France“ verständigen: Alles was an Redlichkeit, Intelligenz und Bildung obenansteht in Frankreich, gehört dem linken Centrum an, und gehörte ihm an seit zuerst die Feuillants, dann die Girondisten vergebens versuchten, die Bewegung der Revolution gerade an dem Punkte aufzuhalten, welcher Freiheit von Frechheit, Ordnung von Unbeweglichkeit scheidet. Wie kommt es nun aber, daß eine Partei, welche unter ihren Anhängern die besten, einsichtigsten, ja scharfsichtigsten Politiker des Landes zählt, nie das Ruder hat erfassen, oder doch

wenigstens nie halten können? Ist nicht die ganze Geschichte Frankreichs seit sechzig Jahren, um nicht bis auf die große Revolution zurückzugehen, in dem langsamen und furchtsamen Erheben des linken Centrums nach einer entscheidenden und beinahe tödtlichen Niederlage begriffen, in seinen ehrlichen und gesetzlichen Anstrengungen zur Gewalt zu gelangen, in der zeitweiligen Unterstützung, welche ihm die öffentliche Meinung einmüthig leiht, und in seinem unfehlbaren Scheitern nach kurzem Triumph? Das Cabinet Martignac in 1828 und 1829, die Reformbewegung in 1847 und 1848, das liberale Kaiserreich in 1869 und 1870, Thiers' Versuch einer konservativen Republik — worin er wohl unumschränkter Herr, sein Nachfolger aber ein von liberalen Gesetzen gebundner Präsident sein sollte — M. Dufaure's erste Regierung endlich im Jahre 1876 waren ebensoviele Bewegungen des linken Centrums, welche mit einer mehr oder minder vollständigen Confiscation der nationalen Freiheiten endeten. Wird des greisen Staatsmannes zweiter Versuch besser enden? Nichts konnte vernünftiger und gerechter sein, Nichts leichter erreichbar, als die Ziele, welche das linke Centrum immer im Auge hatte: d. h. die Aufrechterhaltung der einmal bestehenden Regierungsform oder Dynastie zugleich mit der Entwickelung freier Einrichtungen. Es gereicht in der That der politischen Einsicht, der Vaterlandsliebe und der unerschütterlichen Zuversicht der französischen Liberalen linken Flügels zur besonderen Ehre, immer klar gesehen zu haben, wie wenig auf die Form ankommt; daß jede Dynastie sich mit der Freiheit vertragen könne; daß dem wirklichen Frankreich die Etikette einerlei sei, vorausgesetzt das Wesen war

was es sein sollte. Es ist noch bewundernswerther, daß sie stets ihr Vaterland über Formen und Dynastieen stellten, immer bereit eine gute und freisinnige Regierung anzunehmen, ob sie nun von Ludwig XVI. oder der Republik, den Bourbons oder den Orleans, dem zweiten Kaiserreich oder der dritten Republik kam.

Warum denn aber, wiederholen wir, ist es dieser Partei nie gelungen, eine gute und freisinnige Regierung zu begründen? Es ist der Glaube an die Wunderkraft der Gesetze einerseits, der Mangel an Energie anderseits, ja sogar der Mangel an jenem Grad der Leidenschaft, welcher oft die Energie ersetzt, die alle Bewegungen dieser Partei lähmen und alle guten Eigenschaften, die sie zweifelsohne besitzt, neutralisiren. Politiker, die trotz achtzig Lehrjahren noch glauben können, die Selbstregierung werde durch freisinnige Preßgesetze, durch zweite Kammern, ein suspensives Veto, ein Wahlsystem oder andere Mittelchen begründet; die noch immer nicht eingesehen, daß es auf den Gebrauch der Gesetze, nicht auf die Gesetze ankömmt; daß ein Volk mit Veto, beschränktem Wahlrecht, drakonischem Preßgesetz thatsächlich der größten Freiheit genießen kann — solche Politiker müssen eben die Dinge beim falschen Ende anfassen. Anstatt die Bewegung zu beweisen, indem sie sich bewegen; anstatt in ihrem Wirkungskreise, an ihrem Wohnsitze, praktische Selbstregierung zu treiben und so ihre Mitbürger und Untergebenen dazu zu erziehen, hecken sie noch immer neue Rezeptchen aus, die dem Volke als „Bürgschaften“ der Freiheit dienen sollen. Als ob die Freiheit je durch einen Gesetzesbuchstaben verbürgt worden wäre. Nun sind die Männer dieser Partei überdies noch brave

und friedliche Leute und immer geneigt, Andere für eben so brav und friedlich zu halten. Sie schrecken vor jedem kühnen Schritte zurück aus Furcht, er möchte für ungesetzlich oder doch gewaltsam erklärt werden; sie haben sogar vor gewandter Diplomatie und vor Parteitaktik Angst, weil sie fürchten, solche möchten als Unaufrichtigkeit oder ungerechtfertigte Intrigue gedeutet werden. Keine Leidenschaft verblendet sie und hindert sie alle Seiten einer Frage in Betracht zu ziehen; ja, sie pflegen so lange und so gründlich alle Seiten in Betracht zu ziehen, ehe sie einen Schritt thun, daß

„ . . . . . der angebornen Farbe der Entschließung
„Des Gedankens Blässe angekränkelt

wird, und der Augenblick zum Handeln gewöhnlich vorüber ist, wenn sie endlich zur Entscheidung kommen. Einmal von dem Ruder entfernt, macht ihr Prinzip selber — die Anerkennung jeder einmal bestehenden Regierung — aus ihnen Verehrer des Erfolges; obschon sie ihrem Prinzipe die Klausel beifügen, daß „sie ihr Bestes thun wollen, die einmal bestehende Regierung auf bessere und liberalere Bahnen zu leiten.“

Der vorletzte Versuch einer liberalen Regierung, oder um genauer zu sprechen, einer persönlichen Regierung unter bürgerlichen Formen, den Frankreich gemacht — Thiers' Versuch einer conservativen Republik — schlug fehl. Allein dies Fehlschlagen war ebenso sehr der Furchtsamkeit des linken Centrums, als der Kühnheit der Rechten zuzuschreiben, oder vielmehr der Bonapartisten, welche, ohne in den Vordergrund zu treten, die Rechte und das rechte Centrum in den Kampf führten. Hätten die Herren des

linken Centrums bei Zeiten und entschieden Front gemacht gegen die Radikalen unter Gambetta, sie möchten Thiers gerettet, ihrem Lande viel Unruhe erspart, und vor Allem das rechte Centrum verhindert haben, sich mit den Bonapartisten zu verbinden, d. h. Selbstmord zu begehen. Denn ehe sie Republikaner du lendemain, Vernunftrepublikaner waren, waren und sind diese Männer doch Conservative und, wären sie vor das aut-aut gestellt, so würden die Herren Dufaure und Genossen selbst das unvermeidliche Kaiserreich der Republik eines Gambetta vorziehen. Schon nach dem 24. Mai näherten sich einige einflußreiche Mitglieder der Partei der siegreichen Rechten, d. h. der möglichen Restauration der Bonaparte's. Doch zurück zu den letzten Tagen von Thiers' Herrschaft und dem Versuche des linken Centrums die „conservative Republik“ zu begründen.

Sechs Monate hatte der Kampf gedauert zwischen dem rechten Centrum, das seine Doctrin einer constitutionellen Monarchie verwirklichen wollte, und dem Retter von 1871, gestützt auf die Männer des linken Centrums und leider auch auf die Linke, ohne welche dieses in der parlamentarischen Minderheit geblieben wäre. Er mußte mit der Niederlage Thiers' und der Gemäßigten endigen, sobald die Nation, d. h. die conservative Masse, zur Ueberzeugung gelangte, er sei nicht stark genug, den Radikalismus niederzuhalten. Dem Wahlsieg des obscuren Schulmeisters Barodet in der Hauptstadt über einen der ausgezeichnetsten Männer des linken Centrums, ja des Jahrhunderts, Ch. de Rémusat, folgte der Sturz des bürgerlichen Präsidenten und die Einsetzung eines politisch-neutralen Militärs auf dem Fuß. Und nun hatte die andere liberale Partei freie

Hand, den geträumten freien Staat mit monarchischer Spitze herzustellen, ohne die conservativen Interessen zu gefährden.

Natürlich geschah, was immer geschehen ist, wenn die liberale Partei sich in zwei Hälften, das rechte und das linke Centrum, trennt. So zerspalten muß Jeder sich an die nächste extreme Partei anlehnen, um mit Vortheil streiten zu können, und man konnte folglich sicher sein, sie würden früher oder später den weniger gewissenhaften Verbündeten zum endlichen Siege verhelfen. Doch schienen sich die Dinge für das rechte Centrum eine Weile sehr gut anzulassen, und das Gelingen schien näher als 1850. Es hatte seine Leute in der Festung, immer ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil in Frankreich: die Executivgewalt war in ihren Händen, wenn auch der namentliche Chef derselben keiner Partei angehörte. Der unzuverlässige Bundesgenosse der Rechten, der Bonapartismus, zählte nur wenig Vertreter in der Versammlung, hatte kurz zuvor (Januar 1873) das Haupt verloren, das schon bereit gewesen war, an der Spitze seiner Getreuen eine späte dritte Aufführung von Straßburg und Boulogne in Scene zu setzen, war außer Stande, augenblicklich seine Ansprüche geltend zu machen. Die strengen Royalisten waren nicht mehr die Absolutisten der chambre introuvable und des weißen Schreckens, sondern lauter Leute, welche die constitutionelle Monarchie anzunehmen bereit waren, vorausgesetzt, daß die legitime Dynastie damit betraut würde. Diese möglich zu machen, mußte der jüngere Zweig der Familie, der ein gefährliches Hinderniß war, auf seine Ansprüche verzichten. Was zwanzig Jahre vorher umsonst

angestrebt worden war, geschah; und wieder einmal verloren die Prinzen des Hauses Orléans, wie alle ihre Vorfahren, die Partie, weil sie allzu fein spielen wollten.

Für einen Fürsten steht in der That nur ein Weg zur Gewalt offen, der: unermüdlich sein Recht — einerlei ob göttlich, wie das der Bourbons, volksthümlich wie das der Bonaparte, vertragsmäßig wie das der Orléans — als unerloschen zu behaupten und die Gelegenheit abzuwarten, dieses Recht durch Gewalt in Macht zu verwandeln. Mit ihrer fieberhaften und würdelosen Ungeduld einerseits, ihrer weltlichen Handelsklugheit andrerseits, vermochten die Orléans dies nie einzusehen. Großmüthig hatten sie im Jahre 1848 sich geweigert, Bürgerblut zu vergießen und die Februaremeute an der Spitze der afrikanischen Armee zu erdrücken. Uneigennützig waren sie 1869 bereit, selbst das liberale Kaiserthum anzuerkennen, weil sie der Freiheit und dem Glücke ihrer Nation nicht im Wege stehen wollten. Ja, sie fügten sich 1871 der Septemberrepublik, um das schon so sehr durch seine Niederlagen erschütterte Frankreich nicht noch mehr zu erschüttern. Jetzt unterwarfen sie sich dem göttlichen Recht, damit das monarchische Prinzip, dessen Frankreich so dringend bedurfte, nicht zu schwach sei, die Anarchie zu besiegen. Edle Beispiele der Selbstlosigkeit und die den trefflichen Hauswirthen vollkommen anstehen, welche den Augenblick, wo Frankreich fünf Milliarden an den Sieger zu zahlen hatte, für wohlgewählt hielten, vierzig Millionen von ihm zurückzufordern! Ein wahrer Fürst hätte kühn seine eigene Sache über alle andern Rücksichten gesetzt und lieber vierzig Millionen geborgt, ohne nur zu wissen wie, wann und ob er sie zurückzahlen könnte. So

ging denn der Graf von Paris, mit Bewilligung seiner Oheime, nach Frohsdorf und dankte ab in die Hände des letzten Bourbonen. Unglücklicherweise konnte er ein so edles Opfer nicht bringen, ohne das Andenken seines Großvaters zu beschimpfen und die Männer tödtlich zu beleidigen, welche ihn vor vierzig Jahren auf den Thron hoben und noch immer die Sache vertheidigten, die sein Enkel darstellte. Es ist ein schwieriges Ding in unsern Zeiten des übertriebenen Individualismus, wo jedes Geschlecht vermeint, die Welt habe mit ihm begonnen, und es sei nur für seine eigenen Handlungen verantwortlich, den Menschen begreiflich zu machen, daß Niemand, und ein Fürst weniger als irgend Jemand, vollständig unabhängig von dem ist, was vor seiner Geburt gethan worden; daß Jeder, in Ruhm und Schande, seines Vaters Erbe ist, und, wie er das Recht hat, seines Vaters Nachlaß zu beanspruchen, so auch die Pflicht überkömmt, seines Vaters Schulden zu zahlen. Dies ist in erhöhtem Maaße mit fürstlichen Prätendenten der Fall: bei ihnen, mehr noch als bei gewöhnlichen Menschen, werden die Sünden der Väter heimgesucht an Kindern und Kindeskindern. Hierin, wie in manchem Andern, ist der Volksinstinkt schneller und tiefer zugleich als die Weisheit politischer Rechner. Wie der Herzog von Orléans für die französische Nation stets der Sohn Philipps Egalité's blieb, so würde der Graf von Paris in ihren Augen stets der „König der Franzosen“ bleiben. Es ist das Verhängniß der Orléans, daß sie dies unbestimmt fühlen und vergebens mit sich selbst kämpfen, es zu vergessen. So ist denn ihr Betragen stets durch widersprechende Motive gelähmt. Sie möchten gerne Glieder

des „Hauses Frankreich“ bleiben; und doch halten sie's für ihre Pflicht die Revolution zu achten, welche das „Haus Frankreich“ des Thrones beraubt. Indem sie sich so nicht wirklich als legitime Fürsten fühlen, wissen sie nie als solche zu handeln. Ein Fürst ist im Guten wie im Schlimmen kein gemeiner Sterblicher, und weder Mit- noch Nachwelt beurtheilen ihn wie einen gemeinen Sterblichen. In ihm wird der Egoismus eine Tugend und ihm ist Beschränktheit des Geistes oft von größerem Werthe als hohe Intelligenz. Ein Prätendent aber, der, wäre es auch nur für einen Tag, das Recht eines anderen Prätendenten anerkennt, hat seinen Rechten für immer entsagt: und so, sollen wir ja glauben, meinten's auch die Prinzen von Orléans.

So konnte man denn getrost an die Wiederaufrichtung der constitutionellen Monarchie gehen. Die mehr fortschrittlich gesinnten Orléanisten waren freilich, wie fast alle Leute des linken Centrums, in's republikanische Lager getrieben worden; dagegen mochten die Männer des rechten Flügels jener Partei sich wohl bewußt geworden sein, daß von allen Revolutionen der letzten achtzig Jahre diejenige von 1830 die verhängnißvollste gewesen, und daß die Sache der constitutionellen Monarchie ohne sie jetzt vielleicht eine gewonnene wäre. Sie vergaßen nur, daß dieser Fehler auch ein nicht wieder gutzumachender war, daß jeder Versuch, die Nation mit der alten geschichtlichen Dynastie zu versöhnen, fortan scheitern müsse. Hatten ja doch jene Männer selber, als sie so unbedacht den König Karl X. in die Verbannung schickten, in den Augen des Volkes das Haus Bourbon mit dem ancien régime identifizirt; und

die Antipathie des französischen Volkes gegen dieses ist vielleicht ebenso groß, als die gegen den Radikalismus. Einen Augenblick mochte es scheinen, als ob Alles den Doctrinären des rechten Centrums in die Hände arbeitete: der Prätendent zeigte sich willig, seinen Thron mit freien Institutionen zu umgeben. Jede neue Ersatzwahl — die Wahlen mit den Departementslisten liegen ja ganz in der Hand der städtischen Demokratie — bewies schlagender, daß die conservative Republik verloren war; daß die besten Männer dieser Partei: ein Dufaure und Casimir Périer, ein Léon Say und Graf Rémusat, nur noch Dank der Protection und der Duldung der Radikalen auf dem politischen Schachbrette sich halten oder wieder erscheinen konnten; daß folglich alle ernstlich conservativen Elemente sich um die neuerstandene liberale und legitime Monarchie schaaren würden. Und doch mißlang der Versuch. Warum? Weil Frankreich die constitutionelle Monarchie nun einmal nicht mehr will, und sollten auch alle Doctrinärs des Landes sie als das einzige Heilmittel anpreisen.

Eine constitutionelle Monarchie könnte in der That nur dann in Frankreich Wurzel fassen, wenn eine zugleich volksthümliche und durch die Geschichte gegebene Dynastie an ihrer Spitze stünde: keine künstlich fabrizirte, von außen hereingeführte Dynastie, wie die belgische, hätte in diesem Lande irgend eine Aussicht ihr Leben zu fristen. Dies fühlte der Chef des Hauses Bourbon — jeder Zoll ein König — sehr wohl. Er war offenbar aufrichtig, wenn er versprach, alle Freiheiten zu geben, deren der moderne Staat bedarf; aber ebenso entschlossen war er, das monarchische Ansehen nicht durch aufgezwungene Kontrakte in

den Augen der Nation zu vermindern, nicht die Legitimität der Revolution anzuerkennen, nicht die geschichtliche Continuität der Nation und der Dynastie, wie sie sich ihm in der weißen Fahne versinnbildlicht, zu verleugnen. Mit vollstem Rechte und mit all' der Ueberlegenheit eines Mannes, der sich als den verantwortlichen Vertreter des ältesten und glorreichsten Fürstengeschlechts Europas, den möglichen Vertreter Frankreichs fühlt, über die Verfassungskünstler, die Nichts vertreten als ihre abstrakten Theorien und ihre vereinzelten Individualitäten, behauptete er, wie sein Großoheim, dem es doch gelungen war, seinem Lande zehn Jahre der Ordnung und der Freiheit zu geben, an 1788 anknüpfen zu müssen. Dadurch aber verscherzte er die Möglichkeit, seiner Dynastie die andere nothwendige Eigenschaft zu geben: die Volksthümlichkeit. Die französische Nation ist seit dem Verkauf der Nationalgüter — namentlich aber seit den Ordonnanzen von 1830, die man ihm als ein Attentat auf die aus der großen Revolution hervorgegangenen gesellschaftlichen Zustände dargestellt — überzeugt, daß die weiße Fahne Wiederaufrichtung der Privilegien, der Frohnden und Zehnten bedeutet und hat demgemäß für diese genau dieselben Gefühle wie für die rothe Fahne, welche ihrerseits auch den Umsturz der bestehenden Eigenthumsverhältnisse und Gesellschaft meint. Es war ein nicht wieder gut zu machender Fehlgriff Ludwig's XVIII. — des besten constitutionellen Herrschers, den Frankreich je gehabt, der aber die wahre Stimmung des Landes in der Verbannung nicht die Gelegenheit gehabt hatte kennen zu lernen — es war ein schwerer Fehlgriff Ludwig's XVIII., im Jahre 1814 nicht Wellington's und Talleyrand's Rath gefolgt zu

sein, die für Annahme der Tricolore sprachen. Sein Groß-neffe büßt jetzt diesen Mißgriff.

Es wäre möglich gewesen, bei der Furchtsamkeit der Nation und ihrer Unbehülflichkeit, durch eine List, ein Ab-stimmungsmanöver, die legitime Monarchie wiederherzu-stellen. Der Prätendent aber, wenn er überhaupt auf diesem Wege zum Throne seiner Väter hätte gelangen mögen, würde keine zwei Jahre darauf geblieben sein. Eines von Beiden wäre unfehlbar eingetreten: Entweder, er hätte sich mit freien Institutionen umgeben, Presse und Versammlungsrecht unbehindert gewähren lassen, jede Ge-waltmaßregel als illiberal verschmäht, in welchem Falle er den Radikalismus, der selbst von der revolutionären Dynastie der Bonaparte die Freiheit nicht annehmen wollte, durchaus nicht versöhnt hätte und, von den conservativen Elementen, die sich als verrathen betrachtet hätten, verlassen, bald den Angriffen der Revolutionspartei erlegen wäre; oder, er hätte sich nach Rechts geworfen, der nimmersatten Kirche Schutz angerufen: dann wäre das Schlimmere ge-schehen. Da die Kirche, ihrer Natur nach, wie der Commu-nismus den Staat nur anerkennt, so lange er sich ihr dienst-bar machen will, so hätte sie mit all' der Logik und dem Fanatismus, die ihr eigen sind, immer heftiger gegen die bestehende Ordnung Sturm gelaufen, ein Bollwerk derselben nach dem andern niedergerissen, bis endlich die Masse der Nation, im Muthe des blinden Selbsterhaltungstriebes sich aufgerafft und alle Priester Frankreichs wie 1835 in Spanien mit Knüppeln todtgeschlagen, alle Klöster abge-brannt, alle Kirchen niedergerissen und endlich den gekrönten „Pfaffenfreund“ des Landes verjagt hätte.

Man weiß wie die Loyalität des Fürsten ihm selber und dem Lande die harte Prüfung ersparte. Klar muß es aber jedem Unbefangenen geworden sein, daß, wenn die constitutionelle Monarchie überhaupt in Frankreich je möglich sein sollte — woran zu zweifeln wohl erlaubt sein wird — nur das Haus Bonaparte, welches allein geschichtliche und nationale Ueberlieferung hat und doch mit der Aufrechthaltung der modernen, aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaftszustände identifizirt ist, dieselbe durchführen könnte. Da es aber so viel bequemer ist, ohne beschränkende Staatseinrichtungen und öffentliche Controle zu regieren; da die Masse der Nation für jene Controle und jene freien Institutionen gleichgültig ist, so wird das Haus Bonaparte, wenn es wieder auf den Thron kommen sollte, schwerlich je wieder den Versuch von 1870 mit dem Liberalismus erneuern. In der That scheint für den Fall, daß die Republik sich nicht behaupten sollte, die Wiederkehr dieses Hauses die allgemeine Voraussetzung in Frankreich zu sein; und es würde interessant sein zu sehen, wie eine kleine Partei, wenig geachtet, wenig ausgezeichnet durch Talent und Bildung, ohne tiefgehende gesellschaftliche Wurzeln, von allen Parteien gleicherweise gehaßt, ja, man kann sagen, ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung für alle Gebildeten Frankreichs, endlich über alle triumphirt, ohne Blutvergießen triumphirt. Sucht man aber nach dem Grunde des möglichen Erfolges der Wenigen ohne Verdienst und der Niederlage der vielen Wohlverdienten, so wird man es eben in der Tugend und Untugend finden, welche dem linken Centrum abgehen — Kühnheit und Gewissenlosigkeit. Und diese Eigenschaften bilden nicht die einzige Ueberlegenheit der Cäsarianer.

Da die Bonapartisten während der letzten Jahre einer regelmäßigen Regierung das Heft in der Hand gehalten, so verfügen sie noch immer über ein zahlreiches Personal, eine Regierungsmaschine, welche allen andern Parteien abgeht: den drei conservativen Parteien, weil sie keine praktische Erfahrung haben, obschon der theoretischen Studien genug; der radikalen, weil sie weder Studien noch praktische Erfahrung hat. Endlich haben die so einmüthig von den gebildeten Kreisen Frankreichs gehaßten Bonapartisten noch nicht überall aufgehört, von der Masse der Landbevölkerung unterstützt zu werden. Das Raisonnement Dieser ist freilich roh, aber nicht ohne Plausibilität. „Wir haben zwanzig Jahre Wohlergehen und Frieden gehabt, so lange der Kaiser selbst regierte; sobald er den Liberalen einen Theil an der Regierung gab, hatten wir Krieg, Niederlage, Revolution.“ Und noch mehr als ihr Raisonnement ist ihre Furcht zu fürchten. Kein französischer Bauer, für den Henry V. nicht gleichbedeutend wäre mit ancien régime, für den die Republik bislang nicht Metzelei und Straßenkämpfe in Permanenz bedeutete, während der demokratische Absolutismus, welcher das Wesen der cäsarischen Regierung ausmacht, sie gegen beide Extreme sichert. Die Bonapartisten kennen diese Stimmung zu wohl, um nicht von Anbeginn an ein Plebiscit verlangt zu haben. In einer parlamentarischen Versammlung haben sie wenig Aussicht ihr Haupt wieder zu erheben, wenn nicht eben wie in 1873 und 1877 die „Constitutionellen“ vom rechten Centrum, die wahren Parlamentarier, durch Redekunst wie Taktik, ihnen dazu behülflich sind.

III.

Der am 24. Mai 1873 an Thiers' Stelle zum Staatsoberhaupt ernannte Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, der „glorreiche Besiegte“ von Sedan, konnte, vermöge seiner Persönlichkeit und Vergangenheit, nur der nominelle, nicht, wie sein Vorgänger, der wirkliche Herrscher von Frankreich sein. Während denn auch Thiers, der „persönlichste“ aller Herrscher die Frankreich je gehabt, sein eigener Premierminister gewesen war, mußte sich sein Nachfolger verantwortliche Leiter der Regierung im Parlamente suchen, und er nahm sie natürlich aus dem rechten Centrum; erst Broglie, dann Buffet. Die Nationalversammlung selber bestätigte diese Auffassung seiner Stellung als eines temporären, constitutionellen Fürsten, indem sie ihn für sieben Jahre (20. November 1873 bis 20. November 1880) als unabsetzbar erklärte. Nachdem dieselbe Versammlung in den Februartagen des Jahres 1875 mit einer Stimme Mehrheit eine Art vorläufiger republikanischer Verfassung angenommen, welche von beiden endlich einmal wieder geeinten Centren ausging, und im Juli desselben Jahres nothdürftig das Spiel der neugeschaffnen Gewalten — Präsident, Senat und Abgeordnetenhaus — geregelt hatte, ging sie endlich nach fünfjähriger Dauer auseinander. Die allgemeinen Wahlen vom Februar 1876 ergaben eine bedeutende Mehrheit für die Linke, und der constitutionelle Herrscher berief sofort ein Ministerium, nicht der Linken, sondern des linken Centrums unter dem greisen Dufaure. Die Linke empfand dies sehr lebhaft als eine Vorenthaltung der ihr von Rechts-

wegen zukommenden Gewalt, und stürzte das Ministerium Dufaure — obschon es sich entschieden für Aufrechthaltung der republikanischen Staatsform erklärte und ganz im Sinne Thiers' regierte — bereits nach einem halben Jahre. Der Präsident der Republik beauftragte demnach ein Mitglied der Linken, wenn auch nicht der äußersten, Jules Simon, mit Neubildung eines Ministeriums (12. Dezember 1876). Nachdem dasselbe fast sechs Monate lang in einer Weise regiert, die voraussehen ließ, daß es bald einem Ministerium der äußersten Linken werde Platz machen müssen, wie es selbst den Platz eines Ministeriums des linken Centrums eingenommen hatte, versuchte das constitutionelle Staatsoberhaupt dem zuvorzukommen, indem es, gestützt auf die Mehrheit des Oberhauses, noch einmal an's Land appellirte, die Leitung der Wahlen aber den mit ihm verschwornen Leuten der Rechten und des rechten Centrums anvertraute. Es ertheilte am 16. Mai 1877 dem Minister Jules Simon seine Entlassung und berief von Neuem den Herzog von Broglie. Dieser suchte fünf Monate lang das Land zu bearbeiten und zu den Wahlen vorzubereiten, welche am 14. October 1877 stattfanden. Die ungeheure Mehrheit der Gewählten gehörte der Linken an. Nach einem vergeblichen Versuche mit einem außerparteilichen Ministerium zu regieren — vielleicht auch einen Staatsstreich in's Werk zu setzen — unterwarf sich der Marschall im Dezember 1877. Doch konnte er sich noch immer nicht dazu entschließen, ein Cabinet aus der republikanischen Mehrheit anzunehmen, sondern wandte sich wieder, wie im Februar 1876, an den Chef des linken Centrums, obschon diese Partei als die wenigst zahlreiche von allen Fractionen aus den Wahlen hervorgegangen war.

Herr Dufaure übernahm die Regierung, umgeben von Leuten, welche ausschließlich dieser Fraction angehörten, genau ein Jahr nach seinem Sturze durch die Linke, am 14. Dezember. Die Linke aber war diesmal behutsamer und geduldiger als Jahrs zuvor und, obschon sie vermöge ihrer überwältigenden numerischen Majorität mehr als je das Recht beanspruchen durfte, das Ministerium zu bilden, pochte sie diesmal nicht auf ihr Recht, sondern ließ die Regierung des linken Centrums ruhig gewähren.

Dies die Facten und Daten der fünf ersten Jahre des Septennats. Was bedeuten dieselben?

Die Masse der französischen Nation, haben wir hundertmal wiederholt, will stets die Aufrechthaltung der bestehenden Regierungsform, so lange sie dieselbe in einigermaßen zuverlässigen Händen glaubt. Sie ist conservativ auch gegen die Reaction, und gerade gegen die Reaction, wenn dieselbe aus Ungeduld oder Furchtsamkeit das Bestehende in Frage zu stellen Miene macht. Dies erklärt die Wahlen von 1876 und 1877, da ein reactionäres Votum des Landes unfehlbar das Bestehende — diesmal die „conservative" Republik — umgestürzt, ebenso unfehlbar die Ungewißheit und Unruhe eines Kampfes zwischen drei monarchischen Nebenbuhlern hervorgerufen hätte. Das Land aber will Gewißheit und Ruhe. Es mag sich darüber getäuscht haben, daß die Wahl einer republikanischen Mehrheit diese Güter sichern werde; es hat sich jedenfalls nicht darin getäuscht, daß die Wahl einer reactionären Mehrheit diese Güter gefährdet haben würde.

Anders liegt die Sache zwischen den Politikern. Von diesen haben nur die Männer des linken Centrums redlich

und diesmal auch geschickt operirt, weßhalb ihnen denn auch der Sieg, wenn schon ein nur vorläufiger Sieg, zu Theil geworden ist. Die Radikalen dagegen waren allzu-ungeduldig als sie im Dezember 1876 das erste Ministerium Dufaure stürzten, um ein Cabinet Simon einzusetzen; die Reactionäre waren es gleicher Weise, als sie am 16. Mai 1877 dieses Cabinet Simon stürzten, um ein Ministerium Broglie einzusetzen. Allein am Ungeschicktesten und zugleich am Gewissenlosesten handelten die Leute vom rechten Centrum, die alten Parlamentarier, Orleanisten und Fusionisten. Doctrinär wie immer, wie immer an Formen und Namen klebend, wußten sie sich nicht mit dem höchst einfachen Gedanken zu befreunden, daß ein geordnetes Staatswesen den Namen Republik trage und ließen ihren natürlichen Verbündeten, das linke Centrum, im Stich, das, vereint mit ihnen, die conservative Republik — die Thiers zu gründen gewünscht, die er allein für lebensfähig erklärt hatte — auf lange Zeiten hinaus endgiltig eingerichtet hätte. Die Folge war denn auch, daß das rechte Centrum, die Anhänger quand même der constitutionellen Monarchie, vor allen vier Parteien die am Entschiedensten aus dem Felde geschlagene ist: nicht gerade an Zahl; denn es hat mehr Mitglieder im neuen Hause als das linke Centrum; aber in den Thatsachen. Leider war auch die Folge, daß der Sieg der conservativen Republik nur ein ganz vorläufiger sein konnte; weil das linke Centrum der Stütze seiner natürlichen Verbündeten des rechten Centrums entbehrt und folglich die Stütze der Linken annehmen muß, d. h. auf die Dauer nicht conservativ bleiben kann.

Nicht als ob Alles am Betragen des rechten Centrums,

das sich so schwer an Frankreich versündigt, unentschuldbar gewesen sei. — Daß der Staatsstreich vom 16. Mai unvermeidlich war, wenn man die Gewalt nicht der radikalen Partei ausliefern wollte, wird jeder mit den Verhältnissen wirklich Vertraute und zugleich Aufrichtige zugeben müssen. Ebenso wird man nicht leugnen wollen, daß ein Staatsstreich, der keine Gewalt anwendet, sondern nur beim Gegensatz zweier Kammern die Eine auflöst um das Land von Neuem zu befragen, doch eigentlich kein Staatsstreich zu nennen ist; und daß ein Grundgesetz wie die „Verfassung Wallon", die Jahrs zuvor in einer Sitzung improvisirt, in der anderen mit einer Stimme Mehrheit votirt worden, noch viel weniger mit der ehrwürdigen englischen Constitution verglichen werden kann, als die Verfassung vom Jahre 1848, deren Umsturz durch einen wirklichen Staatsstreich Lord Palmerston mit dem Hinweis auf solchen Unterschied entschuldigte. Anders steht's mit der Opportunitätsfrage. Unzweifelhaft hätten die Urheber dieses Unternehmens im conservativen Interesse besser daran gethan, einige Monate zu warten: Jules Simon, der schon in den Augen aller Kundigen verbraucht war, sich auch in den Augen der Unkundigen als das hinstellen zu lassen, was er war, ein Werkzeug wider Willen Gambetta's; diesen selbst ans Ruder kommen und sich selbst entlarven zu lassen, da es dem Manne nun doch einmal gelungen ist, durch die angenommene Maske der Mäßigung, so durchsichtig diese Maske auch ist, viele Ehrliche und Aufrichtige zu täuschen. Gambetta hätte ja nie die Regierung direkt übernehmen können, ohne seine Verbindlichkeiten gegen Belleville zu erfüllen. Dies wäre der richtige Moment

gewesen, die Versammlung aufzulösen und an die Nation zu appelliren, deren Augen dann vielleicht geöffnet gewesen wären. Heute ist die Mehrzahl der Wähler mit der den Franzosen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit in öffentlichen Angelegenheiten noch nicht von dem Wahne geheilt, daß die republikanische Linke eine gemäßigte Regierung zu organisiren im Stande sei. Umsonst hat ihnen die Geschichte von 1792, 1848 und 1870 gezeigt, wie abschüssig die Bahn ist, welche von der radikalen Linken zur Commune führt. Sie fassen immer wieder neue Hoffnung, daß es diesmal gelingen möge; und so nahe die Greuel der 48er Junitage und der 71er Apriltage sind, sie glauben's noch einmal versuchen zu dürfen. Beurtheilen wir sie nicht zu strenge: die „freisinnigen" Wähler von Berlin und Frankfurt a. M. würden vielleicht ebenso verfahren, wenn sie in die Lage kämen, und selbst die staatserfahrenen Engländer glauben an die Staatsmannschaft eines Gambetta und Genossen.

Nun giebt's freilich eine große Anzahl von Franzosen, die nicht so vertrauensvoll sind, und welche das erste Symptom einer herannahenden Pöbelherrschaft schon mit blindem Schrecken erfüllt. Sie waren es, wie wir sahen, welche am 24. Mai 1873, eingeschüchtert durch den Wahlsieg eines obscuren Schulmeisters über einen Koryphäen des linken Centrums, einen Freund Thiers', einen der höchstgebildeten und erfahrensten Männer Frankreichs, sich dem Marschall Mac Mahon in die Arme warfen. Sie waren es, welche ihm am 16. Mai den unausgesprochenen Auftrag gaben, Frankreich von der Perspective einer Regierung Gambetta-Ranc zu be-

freien. Die warnenden Symptome waren des Tribunen Vorschlag der progressiven Einkommensteuer — die man doch ja nicht mit unserer Einkommensteuer verwechseln soll — und der Reform der Gemeindeverwaltung, welche in einem Lande des allgemeinen Stimmrechtes offenbar Newyorker Municipalzustände in Aussicht stellte. Umsonst suchte das linke Centrum — die sogenannten conservativen Republikaner, wie Thiers, C. Perier und Graf Rémusat sich nannten, wie Dufaure, Rénault, Waddington, Léon Say, Laboulaye, Scherer sich noch nennen — die Zitternden zu beruhigen: die Wahlen hatten nur zu unwiderleglich dargethan, daß diese Männer keinerlei wirklichen Einfluß besaßen; daß sie nur den Radikalen als Wahlagenten dienten, selbst aber von diesen ihren Ausbeutern als alte Invaliden angesehen wurden, deren Vergangenheit imponirt, mit denen man aber thatsächlich nicht zu rechnen braucht. Von allen acht Fraktionen des Hauses kamen die conservativen Republikaner des linken Centrums am gründlichsten besiegt aus dem Wahlkampf hervor; kann man den wirklich Conservativen einen Vorwurf daraus machen, wenn sie nicht an die „conservativen" Republikaner glauben wollten, welche nur Dank der Protection des Radikalismus noch ein Plätzchen im Staate gefunden hatten? Ich sage, im Staate: im geistigen Leben der Nation werden sie ja immer die Ersten bleiben.

„Die Republik wird conservativ oder gar nicht sein," sagte Herr Thiers prophetisch, und schon schien sich seine Prophezeiung erfüllen zu wollen, die Republik drohte unterzugehen, weil sie nicht conservativ geblieben. Hätte sich der conservative Republikaner Dufaure gegen die radi-

kale Kammer von 1876 zu halten vermocht, wie er sich seitdem gegen die noch radikalere Kammer von 1877 gehalten, — der Staatsstreich vom 16. Mai wäre unmöglich gewesen. Am Ende siegen, wenn die Frage zwischen die beiden Extreme gestellt ist, die conservativen Interessen überall, sicherer als irgendwo in Frankreich. Aber erst am Ende. Es war thöricht, nicht zu warten, bis die Gefahr durch ihre furchtbare Nähe Aller Augen entsiegelte; es war eine Thorheit der Ungeduld, die theuer bezahlt worden ist. Sie hat die endliche Niederlage der radikalen Partei vielleicht um Jahre hinausgeschoben. Dieser thörichte Streich war aber doch durch das richtige Gefühl eingegeben, daß Frankreich auf die Dauer keine Regierung Gambetta erträgt, noch ertragen kann; und alle Kundigen wußten, daß hinter dem in jeglicher Beziehung unzuverlässigsten aller französischen Politiker, hinter Jules Simon, schon Gambetta stand, wie Ranc hinter Gambetta steht. Darüber mögen sich Provinziale — es giebt auch Pariser Provinziale — und Ausländer täuschen: wer nur immer in die Coulissen des politischen Dramas geschaut, und nicht von Parteileidenschaft geblendet war, weiß es.

Man hat wohl oft vorausgesetzt, daß die Idee einer Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes oder eines Rachekrieges gegen Deutschland, die Urheber des mißglückten Staatsstreiches vom 16. Mai zu ihrer That bewogen hätte. Nichts kann unbegründeter sein.

Keine verantwortliche Regierung kann auf die Dauer ultramontan sein: selbst Karl X. und seine geistlichen Minister mußten sich gegen die Congregation und die Prätensionen der Curie zur Wehr setzen; und wie beschei-

den waren diese Prätensionen gegen heute! Der Ultramontanismus verlangt eben von den weltlichen Regierungen nichts Geringeres als den Selbstmord, und so aufopfernd ist man doch noch nicht im Staatsleben, daß man sich je dazu verstünde. Die conservative Coalition wollte den Clerus benutzen zu Wahlzwecken; sie würde ihn auch dafür bezahlt und Frankreich unendlichen Schaden dadurch zugefügt haben, wie sie es schon 1850 und 1874 gethan; aber dieser Schaden ist ganz geistiger, moralischer Natur. Die Erziehung soll immer mehr in die Hände des Clerus geliefert und damit der geistige Fortschritt und der sittliche Aufschwung der Nation gelähmt werden; aber zu einem materiellen Kreuzzuge gegen Rom mit lebendigen französischen Soldaten gäbe sich unter den jetzigen Verhältnissen Europas eine conservative Regierung weniger als jede andere her. Dazu gehört ein Fanatismus und ein Leichtsinn, dessen nur Priester und Frauen fähig sind: wie denn auch diese zwei Factoren nicht wenig zum Kriege von 1870 beigetragen und dem von der alten politischen Tradition Frankreichs eingegebenen Unternehmen den Charakter eines heiligen Krieges aufzudrücken gesucht haben. Weder Herzog Decazes noch Herzog de Broglie, noch weniger Herr de Fourtou oder Herr Brunet waren Leute, sich in solch fromme Abenteuer zu stürzen; und ihr Erstes war in der That, Italien zu beruhigen. Wie sie 1873 den letzten Rest der römischen Occupation durch Wegziehung der französischen Beobachtungsfregatte aus Civita-Vecchia beseitigten, — was Thiers nicht gewagt hatte zu thun — so beriefen sie 1877 den Botschafter beim Vatican, der einen unzeitigen anti-italienischen Eifer an den Tag

gelegt hatte, ad audiendum verbum nach Paris, gaben die freundschaftlichsten Zusicherungen in der Consulta und schlossen ohne Weiteres den Italien so äußerst günstigen Handelsvertrag ab, um den die italienischen Minister seit Monaten umsonst bei der Regierung Jules Simon's gebettelt hatten. Man liebt die Italiener nicht in Paris — und die Republikaner geben darin natürlich den Conservativen nichts nach —, aber daß man sich deshalb zu einem Werkzeuge der Curie machen und so einen Krieg mit Deutschland heraufbeschwören wollte, daran dachte und denkt Niemand ernstlich. Nirgend fühlte man das besser, als am Hofe Pius IX., wo man schon zu klagen anfing über die lauen Freunde.

Auch Kriegsgedanken hegte die conservative Coalition nicht, als sie sich der Regierung zu bemächtigen suchte, wie denn überhaupt in Frankreich Niemand die Revanche will, sich sogar Niemand den Anschein gegeben haben würde, sie zu wollen, wofern die englische öffentliche Meinung durch ihr Hetzen, die deutsche durch ihr Drohen diese Matadorpose nicht ermuthigt hätte. Man haßt die Deutschen bitter jenseit der Vogesen, daran ist kein Zweifel, fast so bitter, wie man noch dreißig Jahre nach Waterloo die Engländer haßte; aber man fürchtet sie auch und fürchtet sie mehr, als man je die Engländer, ja das gesammte coalisirte Europa nach 1815 gefürchtet. Dieser heilsame Respect geht durch alle Klassen und alle Parteien: jede Regierung, die Miene machen wollte, mit Deutschland Händel anzufangen, bliebe keine Viertelstunde am Ruder; denn Frankreich ist nicht umsonst conservativ bis in's Herz hinein, und zum Conservativsein gehört die Angst vor'm

Kriege gerade ebenso gut, wie die Angst vor der Commune. Es ist nicht so sehr, daß man weiß, wie ungeschützt noch die Grenze, wie unvollendet die Heeresorganisation, wie wenig herangebildet das neue Officiercorps ist — als daß die Nation wirklich vor allen Abenteuern zurückschreckt, wenn auch die ihr eigenthümliche Eitelkeit es ihr zu einer unentwurzelbaren Gewohnheit macht, in Worten nach Rache zu schnauben und irgend einen Fremden zu hassen: früher war's der Engländer, dann der Moskowit, jetzt ist's der „Preuße", d. h. der Deutsche. Das ist aber nur die Oberfläche; im Grunde der Seele ist der heutige Franzose höchst friedlich, fast philisterhaft gesinnt. Stetig seit 1830 hat sich der praktische Materialismus, welcher sich ja bekanntlich mit dem Kirchgehen vortrefflich verträgt, entwickelt und ausgebildet auf Kosten des politischen Idealismus, dessen Gipfelpunkt eben „die große Woche" war. Immer mehr zieht sich der gebildete und besitzende Mittelstand vom politischen Leben zurück, das er den 10,000 politicians des Landes: Advokaten, Professoren, Journalisten, Aerzten u. s. w. überläßt; nur wenn's die Herren zu weit treiben, ruft er irgend einen handfesten Retter an, der ihnen Schweigen auferlegt. Noch hatten's die Leutchen am 16. Mai, wie gesagt, nicht so weit getrieben, daß die Furcht vor den drohenden Gefahren die Trägheit, mit der man am einmal Bestehenden, welches es auch sei, festhält, besiegt hätte: daher denn auch die Gewagtheit und das Mißlingen des Experiments. Der Krieg von 1870 aber war das letzte Phantasiestück, das die Litteraten und Politikdilettanten noch durch Uebertölpelung der Nation und systematische vierjährige Aufreizung in Scene zu setzen vermocht haben.

Heute ist die Nation gewitzigt, und es wird vielleicht mehr als ein Menschenalter brauchen, ehe in langer Muße und langem Frieden die Abenteuerlust wieder auftaucht in der müden Nation.

Selbst der Bonapartismus — sollte er noch einmal den Gewinn aus den Fehlern der andern Parteien ziehen — selbst der Bonapartismus könnte in diesem Jahrhundert nicht ohne Lebensgefahr an einen Krieg mit Deutschland denken. Die Nation wird arbeiten, sparen, in's Theater und in die Kirche gehen; aber Ideenpolitik und Ideenkriege, zu deutsch eine Politik der Leidenschaft und Kriege um den Ehrenpunkt, wird sie bei unsern Lebzeiten nicht mehr treiben und führen.

Wie dem auch sei, die Wähler haben den Männern nicht getraut, welche es am 16. Mai 1877 unternommen, Frankreich vor der drohenden Revolution zu retten, ihm eine conservative Regierung zu geben. Sie haben das Bestehende — die Republik — aufrecht erhalten, dem unvermeidlichen Kampfe zwischen den drei antirepublikanischen Parteien, welcher die Folge des Gelingens gewesen wäre, vorbeugen wollen; sie haben noch einmal feierlich und mit großer Mehrheit erklärt, daß sie Zutrauen nicht nur in die conservativen Gesinnungen der républicains du lendemain, wie Dufaure und Say, sondern auch in die républicains de la veille, wie Gambetta und Ferry haben. Aber diese Wähler sind nicht die ganze Nation. Noch besteht eine ansehnliche Minderheit — drei Achtel, wenn man nicht die gewählten Abgeordneten, sondern die abgegebenen Stimmen zählt — welche dies Vertrauen nicht theilt; und die Macht dieser Minderheit ist bedeutender als

ihre Zahl: denn sie besteht fast ausschließlich aus Besitzenden, hat die Kirche ganz, einen großen Theil der Armee und des Richterstandes auf ihrer Seite, und ihr hat das Staatsoberhaupt Rechnung getragen, indem es nicht den Chef der Radikalen und seinen Generalstab, trotz der überwältigenden Mehrheit seiner Partei im Hause der Abgeordneten, sondern den Chef der conservativen Republikaner und seiner Freunde, trotz der geringen Anzahl ihrer Anhänger im Parlament mit der Bildung eines Cabinets betraute. Und auch das Oberhaupt der Radikalen trägt dieser Minderheit Rechnung, indem es die Regierung, auf die es ein unbestreitbares Recht hätte, nicht beansprucht. Gambetta fühlt eben wohl in den Augenblicken der Besonnenheit, daß Thiers Recht hatte, wenn er sagte: die Republik könne nur leben, wenn sie conservativ sei; und noch klarer fühlt er wohl, daß er selber nicht conservativ sein kann. Würde sich seine Partei, selbst mit den republikanischen Präfekten Jules Simon's, so entschieden jedem Plebiscit widersetzt haben, wenn sie nicht fürchtete, daß jene Minderheit von einem Tage zum andern wieder Mehrheit werden kann? Sollte sie nicht das dunkle Bewußtsein haben, daß eine neue Commune — und ein Ministerium Gambetta führt so gewiß dazu, als 1792 das Ministerium Roland, 1848 das Ministerium Ledru Rollin und 1871 das Ministerium Jules Favre — auch einen neuen Staatsstreich herbeiführen würde?

Es giebt freilich, wie schon gesagt, eine Menge braver Leute in Frankreich selber wie im Auslande, welche glauben, auch die Linke und ihr Chef Gambetta seien über Nacht conservativ geworden, geduldig, mäßig, fest vor Allem der Revolution gegenüber. Wer unseren Ausführungen gefolgt

ist, kann daraus von selbst den Schluß ziehen, daß es uns unmöglich wäre, an eine solche Transformation im Wesen zu glauben, selbst wenn Tausende von Anzeichen dafür sprächen. Wie sollten wir daran glauben, wenn alle Anzeichen dagegen sprechen? Ist es Mäßigung, wenn die radikale Mehrheit einfach alle Wahlen der Minderheit cassirt, wie es die reactionärste Kammer der fünfzig Jahre Monarchie nicht gethan? Zeigt es von politischer Einsicht und Gewissenhaftigkeit, wenn eine Volksvertretung ein Jahr lang alle Gesetzgebung ruhen läßt, um nur Parteikrieg zu führen? Hat Herr Gambetta*) sich etwa zu mäßigen gelernt, wenn er von den Pfaffen spricht? Weiß er sich etwa zu beherrschen, wenn in der Kammer die Wahlprüfung eines bonapartistischen Abgeordneten zur Sprache kommt? Entschlüpfen ihm nicht von Zeit zu Zeit Worte der Leidenschaft, die er nur auf dem Terrain auslöschen kann? Und entschlüpfen ihm nicht auch noch Ideen, schlimmer als alle Worte, wenn er zu den Arbeitern spricht, Ideen von baldigem Regierungsantritt neuer Volksschichten, von der Nothwendigkeit, die Unabhängigkeit des Richterstandes anzugreifen, von der Nützlichkeit einer progressiven Einkommensteuer, welche die Armen entlastet? Nicht Frankreich allein, Europa hat aus diesem Tribunen von Danton's Schlag einen großen Staatsmann und einen großen Redner machen wollen, wie denn unsere Zeit überhaupt allen Sinn für Perspective und Verhältnisse verloren hat. Wer kann denn auch nur Ein Wort des Mannes anführen, das den Stempel des überlegnen, selbstdenkenden Genies trüge, eines jener Worte, die wie das Ei Christoph Columbus' wirken,

*) Siehe Anhang II.

eines jener Worte, deren ein Mirabeau, ein Berryer, ja selbst ein Lamartine immer die Fülle zu Gebote hatten! Und welche That könnte man anführen, die sich den Thaten eines Casimir Perier, eines Thiers' vergleichen ließen? Wir bestehen aber hierauf, weil dieser Politiker eben der talentvollste Typus einer höchst mittelmäßigen Gattung von Franzosen ist. Denn im Grunde ist er ja noch immer der Mann der revolutionären Ueberlieferung, den Tocqueville so beredt geschildert hat, der Mann „der Politik des Unmöglichen, der Theorie des Wahnwitzes (de la folie furieuse), des Cultus des blinden Wagens.“ Er ist aber auch noch der Mann des revolutionären Temperaments, der „Wahnwitzige“ (fou furieux), den Thiers 1871 dem Lande denunzirte. Es kommt aber in einem Lande wie Frankreich noch viel mehr auf's Temperament als auf die Meinungen an; wie Frankreich auch mehr Werth auf die Lebensstellung seiner Politiker legt, als auf ihre Ansichten. In Bezug auf Lebensgewohnheiten nun mag Herr Gambetta wohl in die Fußstapfen Thiers' nach 1830 getreten, ein vornehmer Herr geworden sein, wie ja auch ein Persigny nach dem Emporkommen seines Herrn aus einem unstäten Zigeuner ein Grandseigneur ward; aber das Temperament ändert man nicht so leicht wie Wohnung und Tafel. Thiers war von Natur ein kalter und ein fester Politiker, von Natur allem anarchischen Wesen abhold, von Natur ein Feind der Straßenelemente. Schon als junger Geschicht- und Zeitungschreiber war er Realist; wie viel mehr nach 1830. Kaum in der Kammer warf er sich mit Macht der Straßenbewegung entgegen, setzte hundertmal seine Popularität ein, sprach lebhaft gegen die revolutionäre Propa-

ganda und Polenfreundschaft, warf die Emeute mit Kartätschen nieder. Traut man das Alles wirklich Herrn Gambetta zu, nur weil er ein paar Jahre lang aus Club- und Kaffeeleben weggeblieben? Hat man denn schon ganz vergessen, daß es Herr Gambetta war, der im Frühjahr 1873 Thiers' „Diktatur“ brandmarkte und den radikalen Schulmeister Barodet gegen den Freund des Diktators, den gemäßigten Republikaner Rémusat vorschob; wie er drei Jahre später Herru Jules Simon an Dufaure's Stelle einschob, weil ihm der greise Vernunftrepublikaner zu conservativ war? Wird er es nur eine Stunde ertragen, daß man ihn — wie einst Thiers, als er sich von den regierungsunfähigen Leuten des „National“ trennte — einen Genüßling und Angekommenen (un ventru et un arrivé) oder gar einen Apostaten und Moderantisten nenne?

Ist es etwa Mäßigung, wenn Herr Gambetta seit einem Jahre nicht selber die Stelle eines Conseilpräsidenten einnimmt? Ist es Mangel an Ehrgeiz, wenn er, ein zweiter Deak, sich damit begnügt seinen Einfluß thatsächlich geltend zu machen, während er auf Ehre und Titel verzichtet! Ist es nicht vielmehr, weil er sehr wohl fühlt, daß das Land ihm noch nicht traut und die Republik nur duldet, weil Männer conservativer Gesinnung, conservativen Familienursprungs, conservativer Lebensstellung, Männer der reichen, altangesehenen Bourgeoisie und des Parlamentadels, wie Léon Say und Waddington, Dufaure und de Marcère, an der Spitze stehen, nicht Pariser Advokaten und Zeitungsschreiber, die erst seit gestern auf der Oberfläche der Gesellschaft aufgetaucht sind? Ist es nicht vor Allem, weil er Verpflichtungen eingegangen ist, die er

nicht einlösen kann, ohne sich unmöglich zu machen? Was diese Verpflichtungen sind, ist ein offenes Geheimniß: Rückkehr der Versammlungen nach Paris; Amnestie und Rückkehr der Communarden von 1871; Epuration des Richterstandes; progressive Einkommensteuer; Abschaffung alles geistlichen Volksunterrichts; Prozeß der Minister vom 16. Mai. So lange der Chef der parlamentarischen Majorität im Hintergrunde steht, kann er seine Freunde von Belleville immer vertrösten auf den Tag, wo er selbst das Heft in Händen haben werde. Hat er aber einmal dies Heft in Händen, so ist der Wechsel fällig und er muß zahlen oder falliren. Aber, meint man, hat er denn irgend ein Verlangen, das Heft selber in die Hand zu nehmen? Selbst wenn er auch im Oberhause über die Mehrheit verfügte, über die er im Unterhause verfügt — und das ist ja vor der Thüre — selbst wenn der Zweiundachtzigjährige Dufaure das Ruder nicht länger in seinen greisen Händen zu halten vermöchte; selbst wenn das Septennat des Marschalls zu Ende ist, d. h. im November 1880? Dies kann eine Frage sein für Leute, welche die menschliche Natur aus Romanen kennen; für wirkliche Menschenkenner kann nur der Zweifel sein, ob ein Gambetta den leeren Titel eines Präsidenten der Republik oder die thatsächliche Gewalt des Ministerpräsidenten vorziehen oder aber, ob er nicht wie Thiers Beides mit einander vereinigen möchte. Auf die Dauer wird er sich nicht bei der Rolle eines unverantwortlichen Souffleurs begnügen: soviel ist sicher. Nicht weniger sicher aber ist, daß, wenn die Republik leben soll, sie nicht nur die Erben von 1793, sondern auch die von 1791, 1832, 1834, 1848 verleugnen

muß, zu welchen Herr Gambetta stets gehören wird, und ihre Leiter unter den geistigen Nachkommen, Martignac's, C. Perier's, Thiers', Dufaure's suchen muß, welche stets Frankreich über eine Regierungsform gesetzt, stets aus dem einmal Bestehenden das Beste zu machen gesucht haben. Könnte man dasselbe von den Schülern Guizot's und Montalembert's sagen, welche auf dem rechten Centrum sitzen, so wäre die Existenz der Republik gesichert, die Gefahr — und die schlimmere Furcht vor der Gefahr — der „rothen Gespenster“ und der „schwarzen Gespenster“ beschworen, welche nur durch die Zaghaftigkeit und Uneinigkeit der gemäßigten Parteien so nahegerückt wird. Gelingt es dem jetzt regierenden linken Centrum nicht — und ist es nur allzuwahrscheinlich, daß es ihm nicht gelingen wird — die „Constitutionellen“ zu sich herüberzuziehen, so kann es auch auf die Dauer nicht conservativ bleiben. Bleibt es aber nicht conservativ, überlebt es seinen greisen Führer nicht, so steht die Nation wieder vor Cäsarismus und Commune und nur der Staatsstreich kann die Lösung bringen.

Alle Palliative helfen nur, diese Lösung zu vertagen. Immerhin ein Vortheil in einem Lande, wo man fast nie des Morgen sicher ist. Hat man lange unter Stürmen gelebt, so ist man dankbar für eine halbe Stunde Sonnenschein, die es einem erlaubt, für ein paar Augenblicke die Natur zu genießen; und wenn ein Staatsschiff alle paar Jahre von rechts nach links geschleudert wird, so ist's wohl verzeihlich, daß man sich schon glücklich schätzt, einen erfahrenen und erprobten Steuermann zu haben, sollte er auch bereits mit einem Fuße im Grabe stehen: es ist immer eine kleine Athmensfrist gewonnen.

Schlußbetrachtung.

Wer unseren Ausführungen über die Gegenwart und jüngste Vergangenheit des französischen Volkes zu folgen die Geduld gehabt hat, wird sich auch einen bestimmten Begriff von der Zukunft gebildet haben, welche dasselbe, unserem Dafürhalten nach, erwartet.

Vier Lösungen scheinen möglich: Erstens, die Befestigung des jetzigen Zustandes — Unverantwortlichkeit des Staatsoberhauptes und Ministerium aus der Elite des freisinnigen Frankreich —; sie scheint uns unwahrscheinlich, weil die Conservativen gemäßigten, freisinnigen Bekenntnisses sich nicht angeschlossen haben und die Radikalen, welche die Mehrheit im Hause haben, jenen Aristokraten der Bildung und gesellschaftlichen Stellung nicht ewig das Steuer in Händen werden lassen wollen. Zweitens, die Regierung eben dieser Mehrheit, d. h. der mittelmäßigen Demokratie ohne Schwung und höheren Sinn, aber auch ohne Lust am Umsturz und Abenteuern, wie Renan sie schon gekommen glaubt, wie Tocqueville sie kommen sah, als er meinte, Frankreich habe nur die Wahl zwischen einer

„demokratischen Gesellschaft ohne Poësie und ohne Größe, aber mit Ordnung und Sittlichkeit und einer demokratischen Gesellschaft voll Unordnung und Verderbtheit, die sich wahnsinnigen Wuthausbrüchen überlasse." Wir vermögen an solche Mäßigung und Verständigkeit nicht zu glauben, weil wir nicht an den Muth und die Thatkraft glauben, die nöthig wären, um dem Drängen jener leidenschaftlichen Bundesgenossen zu widerstehen. Drittens, wenn es wieder zur Gewaltsamkeit käme, die ja nie dauern kann, spanische Zustände oder „ein Joch", um Tocqueville noch einmal anzuführen, „das härter sein würde, als alle die, welche seit dem Sturz des römischen Reiches auf den Menschen gelastet." Das französische Volk, —

Qui ne peut ni servir, ni vivre en liberté,

wie Voltaire das taciteische nec totam servitutem, nec totam libertatem pati possunt übersetzt, ertrüge nie solches Aeußerste. So bliebe demnach viertens der gemäßigte Cäsarismus, der denn auch dem Franzosen des 19. Jahrhunderts wohl am Angemessensten sein dürfte.

Wir glauben also, um alles Gesagte noch einmal zusammenzufassen, daß nur die vereinigten Centren dem Lande ein zugleich freies und geordnetes öffentliches Leben zu schaffen und zu erhalten fähig wären; aber wir sind ebenso überzeugt, daß diese Vereinigung nicht zu Stande kommen wird, weil die rechte Hälfte sich freiwillig in die Dienste der Reactionspartei, die linke Hälfte gezwungen in die Dienste der Umsturzpartei begeben hat. Daß demnach wiederum eine Periode der Verwirrung und Gewaltsamkeit herannaht, steht uns so unumstößlich fest, als daß diese

Krise vorübergehend sein wird. Wer aber wollte wagen zu prophezeien, welche Personen, ja auch nur welche Partei der wiederum drohenden Umsturzperiode ein Ende machen wird, auf welche Weise, in welchem Augenblick? Wohl aber werden wir uns nicht dem Vorwurfe aussetzen, über Gebühr

to sound the bottom of the after-times,

wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß, so lange jene Vereinigung der gemäßigten Mittelparteien nicht stattfindet, nur eine „persönliche Regierung“ Frankreich die Ruhe und die Sicherheit des Morgens wiedergeben wird. Umsonst hat die Opposition seit achtzig Jahren jedem Machthaber, dem großen Soldatenkaiser wie dem legitimen Monarchen, dem Bürgerkönig wie dem Dichter Lamartine, dem Soldaten Cavaignac wie dem Prinz-Präsidenten, dem liberalisirenden Napoleon III. wie dem Diktator Thiers, den Vorwurf der „persönlichen Regierung“ als bitterste Anklage in's Gesicht geschleudert: die persönliche Regierung wird in Frankreich immer wieder erstehen — und wäre es die persönliche Regierung Herrn Gambetta's — so lange die gemäßigte Mitte sich nicht zu einigen weiß, — und sie hat es bis jetzt nie gewußt.

Die „persönliche Regierung“ ist aber eine Nothwendigkeit in einem Staate, wo die Centralgewalt keine andern Grundlagen noch Wurzeln hat, als die der persönlichen Eigenschaften der sterblichen und alternden Gewalthaber. Umsonst haben die Männer des Großgrundbesitzes von 1815—1830 gesucht, eine dauernde Regierung zu gründen; umsonst von 1830—1848 das höhere Bürgerthum; umsonst von 1852—1870 die Vertreter des flachen Landes

und des Bauernstandes; umsonst im Jahre 1848 der Schriftstand und das Kleinbürgerthum. Vereinigt wie sie es auf kurze Augenblicke 1815, 1850, 1871 waren, hätten sie vielleicht ein dauerndes Regime gründen können; getrennt haben sie sich machtlos erwiesen, wie der wiederholte Versuch, die Selbstregierung d. h. das parlamentarische System, zuerst im Mittelpunkte und dann in den Gliedern einzuführen, stets gescheitert ist und scheitern mußte. Werden sich die vier großen Gesellschaftsgruppen in Zukunft dauernder einen? Vielleicht. Werden sie die Selbstregierung in die Departements, Bezirke und Gemeinden einführen, wie wir sie in Deutschland längst in die Städte und nun auch in die Kreise eingeführt, um die Selbstregierung im Centrum vorzubereiten? Uns scheint das höchst unwahrscheinlich, wie es uns im Grunde auch unnöthig scheint. Ist doch das Problem viel einfacher, als es sich dem Betrachter der Oberfläche darstellt.

Die aufgeregten Leidenschaften, welche sich mit trostloser Einerleiheit seit fast einem Jahrhundert, bald in blutigen Straßenkämpfen, bald in heftigen parlamentarischen Stürmen entladen; die unheilbaren und mannigfaltigen Factionen, welche sich um die oberste Stelle drängen, gehen weit weniger tief, ja sie erschüttern das Land weit weniger, als man gemeiniglich annimmt. Die Masse des französischen Volkes ist glücklich im Besitze der revolutionären Errungenschaften, deren Regelung und endgültige Einführung es Napoleon I. dankt. Das Privat- und Criminalrecht, die Organisation der Justiz, der Verwaltung, des öffentlichen Unterrichts, der Finanzen, des Heerwesens und des Kirchenwesens, wie sie seit beinahe achtzig Jahren bestehen, sind ihm lieb und

theuer geworden, und es erträgt nur ungeduldig die Versuche politischer Theoretiker dieselben umzugestalten. Es will eigentlich weder im Mittelpunkte, noch in den Gliedern etwas von Selbstregierung wissen. Sein Ideal bleibt, trotz seiner ausgezeichnetsten und feinsten Denker, das eines tüchtigen Beamtenstaates: und sein Instinkt sieht auch hier richtiger, als der speculative Gedanke seiner politischen Lehrmeister. Daß seine Beamten immer noch kenntnißreicher, arbeitsamer und uneigennütziger sein könnten, als sie es schon sind; daß man ihre Zahl vermindern, ihre Arbeit wie ihre Gehälter vermehren; daß man sie immer unabhängiger stellen könnte, damit der niedere Beamtenstand dasselbe Vertrauen und dieselbe Achtung verdiene und genieße, die der höhere schon verdient und genießt: Das sieht das französische Volk wohl ein; aber daß diese Beamten, nicht die Gemeinde-, Bezirks-, Departementsräthe und Abgeordneten es allein weiterregieren können und müssen, ist ihm nicht weniger klar.

Aber wenn sich das französische Volk um Selbstregierung wenig kümmert, so hat es doch ein großes Bedürfniß der Freiheit. Einen Zwang, wie den des ersten Kaiserreiches, ja nur wie den der ersten Jahre des zweiten Kaiserreiches ertrüge es nicht mehr; es will gehen und kommen, reden und schreiben, hören und lesen, tadeln und loben dürfen; aber es will dieses Recht mit Maaß ausüben und ausgeübt sehen. Eine Versammlung, welche Gesetze giebt und die ausübende Gewalt controlirt, ohne sie zu hemmen oder in ihre Thätigkeit überzugreifen; Lokalversammlungen, die den Staatsbeamten mit Rath und Terrainkenntniß zur Hand gehen, Diesen aber als den Ver-

tretern der allgemeinen Interessen gegenüber den örtlichen Sonderinteressen die Entscheidung überlassen; eine Presse, die mit Feinheit, Geschmack und Freisinn die nationalen Angelegenheiten bespricht; öffentliche Gerichtsverhandlungen, die keinen Mißbrauch der Gewalt aufkommen lassen, — diese Organe und der Gebrauch dieser Organe sind ihm zur Notwendigkeit geworden. Eine starke Regierung, welche die Uebung solcher Gewohnheiten in Nichts hemmt, und dadurch beweist, daß sie dieselbe nicht fürchtet; welche aber, eben durch ihr Selbst- und Machtgefühl jene Bewegung in den Schranken der Sitte, des Geschmacks, der Mäßigung zu halten weiß, wird immer dem französischen Volke die liebste sein: denn es hat nun einmal keinen Gefallen an der rohen Aeußerung des Freiheitsgefühles und ihm sind die Ausschreitungen, welche das englische und nordamerikanische öffentliche Leben begleiten, schon unerträgliche Friedensstörungen; aber es fühlt sich nicht berufen, solche Auswüchse selber auszuschneiden: es läßt sich lieber von Gendarmen schützen, als daß es selbst gegen die Ruhestörer die Waffen ergriffe und es überläßt gerne dem Richter das Verdammungsurtheil gegen Mißbräuche der Rede und Schrift, das es selber auf der Geschwornenbank nicht so leicht auszusprechen wagen würde.

Ein Herrscher, der dem französischen Volke zugleich eine gewisse Continuität verspräche und die Ueberzeugung von seiner Macht und seinem Willen sie zu gebrauchen einflößte; der es gleicherweise gegen die dumpfe Stille des Despotismus und das tosende Lärmen der ungebundenen Freiheit sicherte; der es nicht zur Mitregierung bemühte, aber ihm sein Recht witzig und fein mitzusprechen nicht

minderte; der keine zu großen Zumuthungen an seinen moralischen Muth stellte, könnte wohl eine dauernde Regierung in dem vielbewegten Lande gründen und die Herrschaft ruhig seinem gesetzlichen Nachfolger überlassen: denn er hätte die ganze Nation hinter sich, welche Nichts gemein hat mit dem wenig zahlreichen, lärmenden oder intriganten Personale, welches wir auf der Bühne sich bewegen sehen und das die Nation nur gewähren läßt, weil sie selber sie zu vertreiben nicht die Entschlossenheit hat und weil eben Niemand sich anbietet, es für sie zu thun. Daß aber Jemand dem französischen Volke diesen Dienst leisten wird, noch ehe die große Revolution ihr hundertjähriges Jubelfest feiert, daran zweifeln wir nicht. Möchte dieser Befreier den Muth haben, auf jenem Wege kräftig und unbeirrt zu beharren. Vielleicht ist es dann dem jetzigen Geschlechte doch noch vergönnt, das Ende dieser langen Wehen und die Geburt einer lebensfähigen politischen Ordnung in dem edlen Gliede der europäischen Völkerfamilie zu schauen, dessen Ringen diese mit tiefer Theilnahme verfolgt, wie die früheren Geschlechter bald staunend, bald bewundernd, immer aufmerksam, seiner schönen und gesunden Entwicklung während der vergangenen Jahrhunderte gefolgt sind.

Weihnachten 1878.

Anhang.

I. Renan als Politiker.
II. Gambetta.
III. Pariser Arbeiterzustände.
IV. Karl Hillebrand. Nachruf von H. Homberger.

I.

Renan als Politiker.

Und was denken die Bessern in Frankreich von der Gegenwart, von der Zukunft ihres Vaterlandes? Wie stehen die wenigen Erwählten, die jede Nation in ihrem Busen hegt, die Weisen, welche über dem Parteigetriebe erhaben, über ihrer Zeit, ihren Leidenschaften und Vorurtheilen stehen, wie verhalten sie sich heute zu dem öffentlichen Leben, das um sie her tobt, morgen zu der Todesstille, welche sich plötzlich um sie lagert? Der Besten, der Tiefsten und Einsichtigsten Einer, ein Historiker in des Wortes schönstem Sinne, mag es uns sagen: hören wir Ernest Renan, den Patrioten und Denker.*)

*) Man hat dem Verfasser den Vorwurf gemacht, seinen „representative man" schlecht gewählt zu haben; man achte Renan als Schriftsteller, als Moralisten, als Kritiker, aber seine politischen Meinungen seien doch gar zu „singulières". Nun war gerade diese Singularität von Renan's politischen Ansichten der Grund, warum wir sie anführten. Wer in der Hitze des Kampfes ist, wird nicht in der Lage sein, den Sinn dieses Kampfes, seine Ursachen und seinen Fortgang zu schildern. Ein bedeutender Mann, der abseits steht und beobachtet, sich über die Rohheit des Nationalhasses wie des religiösen

Niemand ist strenger zu Gericht gegangen mit seiner eigenen Nation als Renan; aber sein Zorn ist Zorn aus Liebe. Gerade weil er in Frankreich das auserwählte Volk sieht, ist er so unerbittlich gegen seine Schwächen und Irrthümer: „Eine Nation, die eine so edle Vergangenheit besitzt, hat nicht das Recht, sich selbst aufzugeben, ihren Beruf zu versäumen." Bei jeder Gelegenheit, und so wieder in seinen neuesten Werken, sucht Renan als ein gewissenhafter, freimüthiger, unermüdlicher Arzt die Uebel seiner Nation zu erforschen und aufzudecken, ihr die traurigste Zukunft zu weissagen, wenn sie jene Uebel nicht beizeiten bekämpft, ihr bittere Heilmittel vorzuschlagen. Leider ist er, wie so mancher geniale Arzt, stärker in der Diagnostik, ja in der Prognostik, als in der Therapeutik.

---

und antireligiösen Fanatismus zu erheben weiß, dürfte wohl das ganze Schauspiel besser überblicken und folglich besser zu charakterisiren im Stande sein. Ein großer Irrthum aber ist es zu glauben, Renan stehe allein mit diesen seinen Ansichten: wir führten oben Tocqueville's ganz mit diesen übereinstimmende Aeußerung über Frankreichs Zukunft an. Sainte-Beuve sprach sich stets in demselben Sinne aus (s. Lettres à la Princesse). Auch Mérimée urtheilte ähnlich (ce qu'il y a de sûr c'est que nous nous en allons à tous les diables, sagte er schon vor 1870), und es wäre uns leicht hunderte von Männern zu nennen, die mit derselben Besorgniß in die Zukunft, mit demselben Bedauern auf die Vergangenheit ihres Vaterlandes schauen. Diese Männer sind aber wahrlich weder sittlich noch geistig die untergeordnetsten: und wenn die Franzosen wirklich nie fragten, was ein Renan von ihrer politischen Lage denkt, so wären sie freilich noch mehr zu bedauern, als wir es voraussetzten. Daß aber Renan seit dem Siege der Republik nicht viel freudiger in die Zukunft blickt, als vorher, das beweist sein „Caliban" und die Vorrede zu seinen „Mélanges d'histoire et de voyage", beide aus dem Jahre 1878.

Fassen wir in wenigen Worten seine Krankengeschichte und sein Heilsystem zusammen:

Frankreich schuldet Alles seinen Königen — Einheit, Macht, die Nationalität selbst, aber auch die Centralisation, die jene Macht am Ende untergräbt. Sie tödteten den Adel, hielten das Volk in Unwissenheit und Unsittlichkeit, bereiteten die Revolution vor. Diese wollte die falschen Grundsätze Rousseau's verwirklichen; „der Leichtsinn der Advokaten von Bordeaux, ihre hohlen Declamationen, ihre sittliche Leichtfertigkeit thaten das Uebrige . . . und als Frankreich endlich seinem Könige das Haupt abschlug, beging es einen Selbstmord.“ Was die „unwissenden und beschränkten Köpfe vom Ende des vorigen Jahrhunderts“ verschuldet, konnte nur schwer wieder gut gemacht werden; doch war man auf dem Wege, als im Jahre 1830 das Königthum seinerseits den größten aller Fehler beging. Die Zeit hätte vielleicht noch die jüngere Linie des alten Königshauses befestigt, wie sie's in England gethan, wenn die Nation sich nicht wiederum „einer ganzen Reihe unverzeihlicher Leichtfertigkeiten schuldig gemacht hätte.“ Aber so groß war das Bedürfniß nach Frieden im Lande, so stark waren die conservativen Instinkte, daß man bald ein drittes Mal seit der Revolution sich der Hoffnung hingeben durfte, eine nationale Dynastie herstellen zu können. Renan hat den in Frankreich unerhörten Muth, Napoleon III. gerecht und billig zu beurtheilen, obgleich er ihm mit Recht vorhält, daß „der einfachste Menschenverstand ihm verbot, Krieg zu führen“; doch scheint er mir sich zu irren, wenn er ihm militärische Ruhmsucht vorwirft und die Nation bis zu einem gewissen Punkte von der Schuld am Kriege

freisprechen will. „Das Verbrechen Frankreichs war das eines reichen Mannes, der sich einen schlechten Verwalter seines Vermögens erwählt und ihm unbegrenzte Vollmacht giebt. Ein solcher Mann verdient zu Grunde gerichtet zu werden; aber es ist nicht gerecht zu behaupten, daß er selbst die Handlungen begangen hat, die sein Bevollmächtigter ohne ihn und gegen seinen Willen (sic) gethan. Die Nation war durchaus friedlich; sie neigte sich zu amerikanischen Sitten und Anschauungen; die materiellen Interessen herrschten vor, das germanische Element — das kriegerische in der Nation — war zurückgedrängt; das friedliche*) celtische hatte die Oberhand gewonnen; man begann die höheren Interessen, Ruhm, Vaterland, geistigen Genuß, den roheren und gemeineren aufzuopfern; jede Tradition einer nationalen Politik war so schon verschwunden vor dem Kriege. Frankreich war „ein Herd ohne Flamme und Licht geworden; ein Herz ohne Wärme, ein Volk ohne Propheten, die sagen könnten, was es fühlte; ein ausgestorbener Planet, der in mechanischer Bewegung seinen Kreis durchlief . . ." Dazu die Sorglosigkeit, die Faulheit in der Regierung: „Jedes Amt war eine Sinecure geworden, das Recht auf eine Rente, um nichts zu thun . . . . und die Opposition vertrat keineswegs ein höheres sittliches Prinzip." So war Frankreich schon auf dem Wege der Mittelmäßigkeit.

Endlich die äußere Politik Frankreichs: Nur eine Minderheit bekannte sich zu rationellen Prinzipien, d. h. be=

---

*) Was wird da aus Cäsar's Beobachtungen über die celtische Rauflust?

fürwortete die Nichtintervention. Nach Rom zu gehen, Deutschland nicht gewähren zu lassen, „zum Krieg zu treiben, wie's die Opposition that seit Sadowa", waren grobe Verstöße gegen die „moderne" Politik jener aufgeklärten Minderheit, und „Die, welche die Lehre von den natürlichen Grenzen und den nationalen Interessen gepredigt, haben nicht das Recht, sich zu beklagen, daß ihnen geschieht, was sie selbst Anderen anthun wollten." Das System, nach welchem das moderne Frankreich seine Regierenden aussucht: die Wahl, erlaubt es nicht der aufgeklärten Minderheit, die bei Favoritismus oder Geburtsadel durchdringen könnte, an's Ruder zu kommen. „Der Wahlkörper, den Alle bilden, ist weniger werth, als der mittelmäßigste Monarch früherer Zeiten ...." denn der mittelmäßigste Mensch ist mehr werth, als die Gesammtresultate von sechsunddreißig Millionen Individuen, deren jedes für eine Einheit gilt." In anderen Worten: das Uebel ist in der Demokratie. „Die Selbstsucht, diese Quelle des Sozialismus, der Neid, diese Quelle der Demokratie, werden immer nur eine schwache Gesellschaft schaffen, die unfähig ist, mächtigen Nachbarn zu widerstehen. Eine Gesellschaft ist nur dann stark, wenn sie die Thatsache natürlicher Ueberlegenheiten anerkennt, die sich im Grunde auf eine einzige zurückführen lassen, die der Geburt; denn die geistige und sittliche Ueberlegenheit ist ja auch nur die Ueberlegenheit eines Lebenskeimes, der sich unter besonders günstigen Bedingungen entwickelt hat." Und wie die Gesellschaft und die bürgerliche Verwaltung, so wird auch die Armee durch die Demokratie zerrüttet, wie es das Jahr 1870 nur zu deutlich gezeigt. Doch Alles ist nicht verloren; neues

Leben blüht aus den Ruinen und das „französische Bewußtsein, obgleich furchtbar getroffen, hat sich wiedergefunden.“ Eine Verjüngung, eine Wiedergeburt ist noch möglich. Also frisch an die Arbeit: laboremus. Allein was wird die Arbeit fruchten, wenn man schon vor Beginn sich halblaut gesteht: nil expedit? Ohne Zuversicht ist die uneigennützigste Arbeit mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Doch weiter in unserer Analyse.

Wo könnte Frankreich ein besseres Beispiel finden, dem es nacheifern sollte, als beim Feinde, in dem Preußen Stein's und Scharnhorst's? „Preußens Wiedergeburt hatte eine Gediegenheit, welche die bloße patriotische Eitelkeit nicht zu geben vermag: sie hatte eine sittliche Grundlage; sie war gegründet auf die Idee der Pflicht, auf den Stolz, den das edel ertragene Unglück giebt.“ Die Sühne besteht nicht in Kasteiung; sie besteht darin, daß man seine Fehler einsehe, sich bessere. Und welches ist der schlimmste Fehler Frankreichs? Ist's nicht „der Geschmack an oberflächlicher Demokratie“? Ein aufgeklärter Patriot dürfte demnach anrathen, die alte National-Dynastie wieder anzunehmen; nur an die Stelle der absurden Theorie des „göttlichen Rechtes“ das historische Recht zu setzen; durch die Landwehr und ihre Cadres eine Art kleinen Adels zu schaffen. „So würden die Wurzeln des Provinzial-Lebens ein braver loyaler Landedelmann sein und ein guter Dorfpfarrer, der sich ganz der Volkserziehung widmete.“ Also vor Allem das preußische Militärgesetz; aber das setzt ja doch schon jenen kleinen Landadel voraus und wird eben mit der Demokratie nicht leicht einzuführen sein; doch muß es immerhin versucht werden, denn „sonst, das versichere ich

euch, ist Frankreich verloren .... Wenn es wahr ist, wie es fast scheinen will, als seien das Königthum und die adelige Heereseinrichtung bei den lateinischen Völkern verloren, so muß man zugeben, daß die lateinischen Völker eine neue germanische Invasion herausfordern und sie hinnehmen müssen."

Aber giebt es nicht ein anderes Mittel, wenn auch nicht unsere Wiedergeburt zu erlangen, so doch unser Rachegefühl zu befriedigen? Versuchen wir die Demokratie, in der wir uns leider befinden, lebensfähig zu constituiren; sie wird Deutschland anstecken und Deutschland wird an ihr zu Grunde gehen. Diese Demokratie nun zu constituiren schlägt Renan verschiedene Mittelchen vor: Zweikammer-System, indirektes allgemeines Wahlrecht und ein ständiges Wahlmänner-Corps; Aufhebung der Oeffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen, des Prinzips der municipalen Selbstverwaltung in der Hauptstadt, der Clubs; Aufrechterhaltung der Preßfreiheit, Decentralisation in Verwaltungssachen ohne bis zum Föderativ-Prinzip zu gehen, das tödtlich für die Staaten ist; Colonisation in großem Maßstabe; vor Allem aber Schulreformen, und da ist wiederum Deutschland das wahre Muster. Ein schwer zu erreichendes Muster für katholische Nationen: denn sein wissenschaftlicher, sein classischer, sein populärer Unterricht beruhen alle gleicherweise auf dem Protestantismus. Doch mag's immerhin versucht werden. Vielleicht wird die Schöpfung einiger Universitäten möglich sein, sie würden den größten und besten Einfluß ausüben, doch wäre dazu die Mitwirkung des Clerus nöthig; es giebt noch liberale Priester; folgen wir dem Beispiele Döllinger's, suchen wir

eine nationale fortschrittliche Kirche zu gründen, ein Schisma herbeizuführen, so die schon erstarrte Religiosität wieder zu beleben.

Aber wird Frankreich je es über sich gewinnen, auch nur diese so bescheidenen Reformen zu verwirklichen? Werden sein Materialismus, seine Trägheit es nicht an einem solchen Auffluge hindern? Manchmal will es Einem bedünken, als seien „eine Folge von wankelhaften Diktaturen und ein Cäsarismus wie zu den Zeiten des Verfalles die einzige Aussicht für die Zukunft“. — „Der Bischof wird bald allein in der Provinz noch aufrecht stehen, inmitten einer entfesteten Gesellschaft.“ Denn „wenn man nicht beizeiten einlenkt, ist der Tag nicht mehr fern .... wo die Nation in zwei Theile getheilt sein wird, einer zusammengesetzt aus Intriganten aller Art, die von Revolutionen und Restaurationen leben, der andere bestehend aus braven Leuten, die es sich zum absoluten Gesetze machen, sich um die Regierungswechsel nicht zu kümmern und die düster daheim den Spruch des Geschickes erwarten.“

Mit solchen trüben Ahnungen — und sie wurden schon 1868 niedergeschrieben — mit einer solchen Kenntniß der französischen Schäden, die sich alle im Grunde auf Katholicismus und Demokratie zurückführen lassen, geht man natürlich nur halben Herzens an die Arbeit der Wiedergeburt. Renan sieht ein, „daß die Kraft einer Gesellschaft in zwei Dingen besteht: in der Volkstugend, diesem großen Reservoir von Hingebung, Opfersinn, instinktivem moralischem Sinn, den die edlen Racen in sich tragen als eine Erbschaft ihrer Ahnen; und in dem Ernste,

in der Bildung der höheren Klassen" — und er findet in seiner Nation weder die eine, noch den anderen.

Im Allgemeinen will es uns bedünken, daß der schwarzsehende Denker den historischen, gesellschaftlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten seiner Nation einen viel zu bedeutenden Einfluß auf die traurige politische Entwicklung des Landes zuschreibt und daß er die Charakter-Eigenschaften als bestimmende Grundursachen derselben lange nicht genug betont. Es ist immer schwer, in der halbverborgenen Kette von Ursachen und Wirkungen ein einziges Moment herauszugreifen und zu sagen: dies allein ist schuld an Allem; die Zusammen- und Wechselwirkung ist so eng mit einander verbunden, daß man sie kaum mit der Verstandes-Analyse trennen kann, geschweige denn im lebendigen Werden eines Volkes. Geschichte, Einrichtungen, Gesellschaft sind ja doch immer Folgen der geistigen und sittlichen Eigenschaften einer Nation und diese sind wieder von jenen bedingt oder modificirt. Ein Versuch mag immerhin gewagt werden.

Was Frankreich seinen Königen schuldet, was die Männer der Revolution an Frankreich verbrochen, kann man mit Renan nicht hoch genug anschlagen, obgleich im Einzelnen mit ihm zu rechten wäre. Worauf er unserer Ansicht nach nicht genug Gewicht gelegt, ist dies: es sind weniger die von der Revolution gegründeten Staatseinrichtungen, als die von ihr zur Herrschaft gebrachten Ideen, welche Frankreichs politische Entwicklung seit beinahe hundert Jahren hemmen, irreleiten, von Extrem zu Extrem führen. Auch mit der Centralisation haben große Staatswesen lange und kräftig geblüht, allen anderen voran:

Frankreich selbst unter Heinrich IV., Richelieu, Ludwig XIV. Es war gewiß ein großes Unglück für die Nation, mit seiner Dynastie zu brechen — ein großes, aber kein unwiederbringliches. Selbst nach dem 21. Januar 1793 war es ja noch möglich gewesen, diese Dynastie wieder herzustellen; und es war viel mehr die Schuld der politischen Doctrinäre, Fanatiker oder Intriganten, als des Monarchen, wenn dieser Versuch fehlschlug. Selbst die Substitution einer jüngeren Linie hätte vielleicht gelingen können, wie in England: aber Regierung und Opposition unter Ludwig Philipp wetteiferten in blinder Leidenschaft und der Versuch mißglückte. Auch eine neue National-Dynastie zu begründen wäre leichter gewesen in Frankreich, als z. B. in Schweden oder Belgien; denn der Gründer der Bonaparte'schen Dynastie war nicht nur mit allem Glanze eines Karl des Großen umgeben, er hatte sich auch mit der neuen Aera der Nation identificirt und war der Urheber ihrer neuen Staatseinrichtungen: wieder war es die vereinigte Schuld des Monarchen und der Nation, die eine solche Neugründung unmöglich machten. Auch jene neuen Staatseinrichtungen, wie sie der corsische Cäsar ins Leben gerufen, waren nicht schuld an dem Mißglücken. Sie im Gegentheil überlebten alle Revolutionen und Dynastiewechsel. Wir haben es mehrmals zu wiederholen Gelegenheit gehabt: die Organisation des Heeres, der Justiz, des öffentlichen Unterrichts, der Geistlichkeit, der Finanzen, der Verwaltung sind unberührt geblieben von allen Stürmen seit 1804 und haben sich lebenskräftig erwiesen. Ebenso ist es mit der Institution, die der Neffe des großen Mannes in Frankreich, man kann sagen, ein-

gebürgert: das allgemeine Stimmrecht ist durchaus kein Unglück für Frankreich. Die Modification desselben durch indirekte Wahlen, wie es Renan mit vielen andern Wohlgesinnten vorschlägt, existirt schon de facto: der Einfluß der gebildeten Klassen auf die unteren Volksschichten ist so groß, daß überall sich von selbst eine Mittelstufe bildet; die Arbeiter würden doch nur den Journalisten und Advokaten, der sie jetzt führt, als Wahlmann wählen, der Bauer sich doch immer, wie jetzt, an seinen Gutsherrn halten. Es genügt, wie man ja schon gethan hat, an Stelle der unsinnigen Wahlmethode nach Departementslisten die Wahl nach Bezirken wieder einzuführen, um dem ganzen System seine Wahrheit zurückzugeben und allen berechtigten Einflüssen, die sonst von einer tumultuösen Stadtdemokratie unterdrückt werden, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Unglück Frankreichs kommt von den Mittelklassen, nicht von der Masse noch von den höheren Ständen. Wo die Massen sich von den letzteren führen lassen oder ihrem eigenen Instinkte folgen, haben sie immer das Richtige getroffen; wo sie sich dem Mittelstande anvertrauen, wie in den großen Städten, sind sie immer zum Schlimmsten verleitet worden. Und warum das? Weil, wie wir oben sagten, die Revolution die Ideen der Mittelklassen verwirrt und verderbt hat. Renan, der in seinen unnachahmbaren Essays von 1858, 1868, 1878 diesen Revolutionsgeist in seiner Plattheit und Mittelmäßigkeit so treffend geschildert, meinte 1872, der Rationalismus führe nicht zur Demokratie. Das will uns denn doch ein allzustarkes Paradoxon bedünken, wie er es denn auch heute

selber zuzugeben scheint. Es ist unserer Ansicht nach geradezu der politische Rationalismus, den die Revolution unter den Mittelklassen verbreitet, welcher die geistige Hauptquelle alles politischen Unheils der Nation ausmacht und, da er in den sittlichen Untugenden des Neides, der Unwahrheit und der Eitelkeit drei mächtige Verbündete findet, sich zum Despoten des ganzen Volkes aufgeworfen hat. Es giebt gewisse einfache, mechanische, oberflächliche Ideen, die, der Mittelmäßigkeit leicht zugänglich und dabei ihren schlechten Instinkten schmeichelnd, recht eigentlich für die Mittelmäßigkeit gemacht zu sein scheinen: sie sind es, welche die französischen Mittelklassen verderbt haben. Aus Haß gegen die höheren Stände ebensosehr, als aus politischem Rationalismus haben sie die speciösen Ideen der Gleichheit und alles dessen, was damit zusammenhängt, zu einer Religion der Mittelmäßigkeit erhoben; und wehe Dem, der diese Religion zu mißachten wagt! So war es in jeder Demokratie, welche die Geschichte gekannt. Nicht die Institutionen, selbst so tolle Institutionen als das Loos in Athen und Florenz, haben zur Tyrannis — ich sage nicht zur Tyrannei — geführt, sondern die falschen Gleichheits-Ideen. Was die Franzosen nicht einsehen wollen — und dies gereicht ihrem Idealismus zur höchsten Ehre, wenn es auch nicht ihren politischen Verstand in ein günstiges Licht setzt — ist eben, daß Prinzipat oder Cäsarismus ihre natürliche und keineswegs verächtliche Regierungsform ist, und daß es ihnen nie und nimmermehr gelingen wird, was unter viel günstigeren Umständen weder Athen und Rom noch Florenz und Holland gelungen ist: der Herrschaft eines Tyrannos zu entrathen.

Die Illusion der französischen Mittelklassen, Demokratie und Selbstregierung miteinander vereinigen zu können, hat auch den letzten Cäsar gestürzt. Ich will mich hier nicht auf eine Apologie, noch weniger auf eine wiederholte Charakteristik des oft so hart beurtheilten Napoleon III. einlassen; die Geschichte wird, glaube ich, einst milder urtheilen als die Mitwelt. Und doch war er an seinem Falle ebensosehr schuld als die Nation. Man möchte heute die Nation freisprechen von der Kriegserklärung, die diesen Fall nach sich zog. Sie berufen sich auf die Berichte der Präfekten über den Stand der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Kriegsfrage im Juni 1870. Das heißt mit Worten spielen. Die Masse einer Nation ist immer friedfertig; denn alle ihre Interessen leiden unter dem Krieg. Was in der politischen Sprache „Nation", „öffentliche Meinung" heißt, ist nicht, was der Bauer, ja kaum was der Kleinbürger denkt — es ist, zumal in Frankreich, was die gebildeten, lesenden, sprechenden, schreibenden Klassen: Advokaten und Richter, Beamte und Lehrer, Künstler und Journalisten, Aerzte und Ingenieure denken, wollen und aussprechen. Sie führen die Nation und reißen, namentlich in Frankreich, auch die Regierung mit sich fort. Alle politischen Parteien wollten den Krieg: die Gemäßigt-Liberalen, — Prévost Paradol sagte es ausdrücklich noch ein Jahr vor dem Ausbruche des Krieges — weil es die traditionelle Politik Frankreichs erfordere, kein einiges Deutschland aufkommen zu lassen; die ultraimperialistische, weil sie durch Gewinnung der Rheingrenze ihrem Cäsar neuen Glanz verleihen wollte; die republikanische, weil sie ihn zu stürzen hoffte, jedenfalls, weil sie

durch Wachhalten der verletzten National-Eitelkeit seit Sadowa sein Ansehen zu schwächen wünschte. Renan spricht mit tief historischem Sinne von dem „bedauernswerthen Prinzipe, das da will, daß eine Generation die folgende nicht binde"; sollte man nicht dasselbe sagen von einem Theile der Nation, der den anderen fortreißt? Wenn in obengenannten Parteien und obgedachten Ständen, deren Leitung sich Nation und Regierung hingaben, ein paar hundert Leute wie Renan den Frieden und Deutschlands Einigung wünschten, so ist die Zahl hochgegriffen; und klingt es nicht wie die Geschichte des Schiff-Kapitäns, der lieber für einen Trunkenbold als für einen schlechten Reiter gelten wollte, wenn heute Frankreich lieber die Schmach auf sich nimmt, sich von Einem, noch dazu unfähigen, Manne einen Krieg gegen besseres Wissen und Wollen haben aufzwingen zu lassen, als einfach zuzugestehen, daß es in blinder Leidenschaft gehandelt?

Auch die Organisation der französischen Gesellschaft ist es ebenso wenig als die Geschichte oder die Institutionen, welche Frankreich an einem gedeihlichen politischen Dasein hindern. Diese Organisation ist beiweitem günstiger für politisches Leben, als in den meisten Ländern Europas: ein Mittelstand, zahlreicher als in Italien, wohlhabender als in Deutschland, gebildeter als in England; eine natürliche Aristokratie — ich verstehe darunter die nicht zur Arbeit gezwungenen, unabhängigen und begüterten Bürgerlichen zweiter Generation eben sowohl als die Adeligen — die sich wie in England, fortwährend verjüngt, im Allgemeinen eine ziemlich hohe Bildung besitzt, und der es nicht an praktischer Erfahrung und Kenntniß realer Interessen

fehlt; ein gelehrter Stand, der zum Theil materiell und sozial viel höher gestellt ist, als in Deutschland, denn sein Einkommen und sein gesellschaftliches Ansehen bringen den Richter, den Anwalt, den Künstler, den Publicisten ersten Ranges zu den höchsten gesellschaftlichen Ehren, die er in Deutschland nie erreichen könnte; wogegen freilich in Deutschland wieder der Professor ein größeres Ansehen und bedeutenderes Einkommen genießt als in Frankreich. Wenn endlich der Arbeiter der Städte immer kriegsbereit gegen die Gesellschaft ist, so ist dagegen der Bauer eine feste Stütze der Ordnung und des Gesetzes.

Nein, das Uebel liegt tiefer als in der Gesellschaft, den Institutionen, den Schicksalen der Geschichte; es liegt zum Theile in dem Verstandesfehler, den ich oben gerügt, in der falschen Weltanschauung, welche die Revolution zur Herrschaft gebracht in den Mittelklassen; es liegt aber vor Allem im Charakter.

Wenn ich vom französischen Charakter rede, so spreche ich — ich kann es nicht oft genug wiederholen — von dem öffentlichen Charakter, nicht vom privaten; ich habe den Franzosen als Staatsbürger im Auge, nicht als Menschen. Nichts wäre ungerechter, als die Privat-Tugenden des Franzosen zu verkennen. Wer unsere Ausführungen in den ersten Kapiteln dieses Büchleins gelesen und einem unparteiischen Beobachter Glauben schenken will, wird zugeben müssen, daß der Franzose im Privatleben liebenswürdig, mäßig, hilfreich, sparsam, gewissenhaft, redlich im Handel und Wandel und ebenso vorsichtig und bedacht, als er im öffentlichen Leben leichtsinnig und unbedacht ist. Der Familiensinn ist in Frankreich durch-

aus nicht erstorben: die Liebe der Eltern ist im Gegentheil meist übertrieben; die der Kinder, namentlich gegen die Mutter, rührend und schön; selbst die Gattenliebe ist viel allgemeiner, als man es im Auslande nach französischer Roman-Lektüre anzunehmen beliebt. Gewisse Dinge, die den Germanen unangenehm berühren und unseren Begriffen von Sittlichkeit widersprechen, sind deßhalb noch durchaus keine Hindernisse für eine gesunde staatliche Entwicklung. Wir baben gesehen, daß die Religion und die Moral dem Franzosen weniger Gefühls- und Herzenssache, als gegenseitige Uebereinkunft, äußerlicher, gesellschaftlicher, utilitarischer Natur, jedenfalls Verstandessache sind, und daraus entspringen dann Vernunftheirathen, Beschränkung der Nachkommenschaft und andere Folgen, die indirekt einen schlimmen Einfluß auf den Staat ausüben mögen, obschon viele Staaten der Geschichte auch mit einer solchen konventionellen Religion und Moral lange und kräftig geblüht haben.

Schon viel schlimmer sind andere Untugenden, wie übertriebene Eitelkeit und Anlage zum Neid, welche beide der schlimmsten Art von Demokratie Vorschub leisten; auch Routine, die leicht das Leben lähmt; vor Allem Unwahrheit oder, richtiger zu reden, ein Mangel an Wahrheitsgefühl, der durch die ganze Lebensgewohnheit geht; Abwesenheit von lebhaftem Rechtsgefühl, die sich trotz der tadellosen Unbestechlichkeit der französischen Richter, in allen Urtheilen der öffentlichen Meinungen offenbart — haben einen bedeutenden mittelbaren Einfluß auf das Staatsleben, der gewiß vom Uebel ist.*) Doch ver-

*) Die Routine allein, z. B., um nur Einzelnes zu citiren, hat bis jetzt die Universitäts- und Gerichts-Reform unmöglich gemacht;

schwinden sie alle vor dem Grundübel des französischen Charakters, sobald öffentliche Zustände in Betracht kommen: dem Mangel an bürgerlichem und moralischem Muth. Nicht die bestehenden Gesetze müssen geändert werden, um Frankreich wieder zur Gesundheit und Macht zu verhelfen — der Muth muß wieder gefunden werden, die bestehenden Gesetze und Einrichtungen zu benützen, anzuwenden, zu deuten. Merkwürdigerweise hat Renan gerade diesen Charakterfehler auch nicht mit Einem Worte erwähnt in seinen Untersuchungen über die Quellen der politischen Krankheit Frankreichs, und doch ist er die Hauptquelle.

Noch einmal: wir sind weit davon entfernt, die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten als eine Bürgerpflicht anzusehen. Im Gegentheil ist es unsere feste Ueberzeugung, daß in einem gesunden wohlgeordneten Staatswesen und in normalen Zeiten jeder ehrliche Bürger zuerst und vor Allem seines Amtes und seines Berufes warten muß. „Es ist ein übles Zeichen, wenn der Bürger an Werktagen feiert", um Politik zu treiben, meint Egmont. Aber es giebt kritische Augenblicke und kranke Staatskörper, wo das Individuum sein persönliches Interesse dem allgemeinen Wohle hintansetzen muß und am Ende dadurch sein persönliches Interesse am sichersten wahrt. In einem solchen Momente, in einem solchen Staatskörper lebt der französische Bürger seit achtzig Jahren. Wenn die Unwissenden und Unbesitzenden die Existenz des Staates be-

---

der Mangel an Wahrheitsliebe die Ein- und Durchführung der Einkommensteuer verhindert; die Abwesenheit des Rechtsgefühls die Institution der Geschwornengerichte vollständig gefälscht.

drohen, in ihrem eigenen Interesse oder in dem ehrgeiziger Demagogen, so wird's eine Pflicht, hinabzusteigen in die Arena, um den Staat zu schützen. Thut's der freisinnige Bürger nicht, so wird die blinde Masse der Landbevölkerung das conservative Interesse, auf dem am Ende jede Gesellschaft beruht, dadurch retten, daß sie die Freiheit über Bord wirft, um den staatlichen Frieden zu retten.

Wir wissen sehr gut, daß die Mehrheit des gebildeten Frankreich, namentlich in der Provinz, gemäßigt liberal gesinnt ist. Manchmal, wenn sie sich recht ruhig und sicher glaubt, dringt auch diese furchtsame Mehrheit hervor, wie 1829, 1847, 1869 und 1877; aber sobald sich der Feind zeigt, verkriecht sie sich wieder und läßt ihn gewähren. Indem sie sich so die Revolution von den Pariser politicians und ihren demokratischen Prätorianern, oder den Staatsstreich von der durch einen Cäsaren vertretenen, in ihm verkörperten Landbevölkerung auferlegen läßt, ohne sich zu wehren, wird sie mitschuldig aus Feigheit. Niemand wird sagen wollen, daß die Mehrheit der Franzosen der Thaten der St. Barthélémy, der Dragonaden, der Septembertage, der Vertreibung der Deutschen im Sommer 1870, der Schandthaten des 18. März fähig wäre; aber eine Nation ist solidarisch. Dadurch, daß man jene Gräuel aus Mangel an Muth geschehen ließ, machte man sich mitschuldig. Und wiederum kann es uns nicht einfallen, zu behaupten, alle gebildeten Franzosen billigten die Staatsstreiche des 18. Brumaire und 2. Dezember, die Ueberrumpelungen des 24. Februar und des 4. September; aber die Gebildeten, Gemäßigten, Freisinnigen haben sich zu Mitschuldigen gemacht, als sie dieses Treiben gewähren

ließen. Nehmen wir an — was wir persönlich nicht zugeben — die Mehrheit der Gebildeten theile Tocqueville's, Taine's, Renan's Ansichten über die französische Revolution, warum haben sie nicht den Muth, die immortels principes de 89 zu verleugnen, anstatt vor ihnen mit der Menge anbetend niederzuknieen? Nehmen wir an, die Gebildeten seien gegen den Krieg gewesen im Jahre 1870; warum haben sie ihre Stimmen nicht erhoben? Einfach, weil sie den Muth nicht hatten, aufzustehen, wie sie am 18. März den Muth nicht hatten das Beispiel nachzuahmen, das die Londoner Bürgerschaft den Chartisten gegenüber im Jahre 1848 gegeben hatte. Hat man ja nicht einmal immer den Muth oder die Selbstüberwindung, zur Wahlurne zu gehen. So fügt man sich dem Joche der Parteien, wie man sich dem der Mode, der Convention fügt im Privatleben.

Die Mehrzahl der gebildeten Franzosen — wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt es zu sagen — ist gleichgiltig gegen die Etiketten des Staates, wenn dieser Staat ihnen nur Ordnung, Gesetz und Freiheit verbürgt; aber kein gebildeter Franzose hat den Muth es zu gestehen; denn er macht sich lächerlich, wenn er eine bestehende Regierung nicht bespöttelt und ihr wenigstens eine Wortopposition macht: fronder le gouvernement, cela est bien porté, das gehört zum fashionablen Ton. Man gilt für einfältig und naiv — das Unerträglichste für einen Franzosen — wenn man an der bestehenden Regierung etwas Gutes findet, und da bequemt man sich lieber dazu, auch seine kritischen Augen zu schärfen und die Splitter zu entdecken, die in jeder Regierung so leicht

zu entdecken sind. Im Geheimen gesteht man sich wohl, daß es im Grunde doch wirklich einerlei ist, ob die Fahne Frankreichs weiß oder dreifarbig sei, wenn das Land nur moderner Einrichtungen, wohlthätiger Gesetze und ehrlicher Geschäftsführer sich erfreut. Aber so etwas offen zu gestehen, wagt Niemand; da läßt man sich lieber Alles gefallen, als daß man die Gestalt oder die Farbe der Sache opfere.

In den langen Zwischenräumen, wo die Revolution scheinbar besiegt, an den Thoren des Staates in leichtem Schlummer liegt, wie die Erinnyen des Orestes vor dem Tempel, in den er sich geflüchtet, verfälscht dieser Mangel an öffentlichem Muth alle staatlichen Institutionen. Wo ist der Franzose der guten Gesellschaft, der es wagen — oder, wenn man so lieber will, der sich der Unbequemlichkeit unterziehen wollte — einen bestimmten Mißbrauch irgend einer Art in der Presse, vor den Gerichten oder auf der Tribüne zu denunziren, zu verfolgen oder zu rügen? Man hat Verbindlichkeiten; man muß Rücksicht nehmen; es kann ein langwieriger Prozeß entstehen; es hilft doch zu Nichts: derart sind die Entschuldigungen, die man fortwährend zu hören bekommt. Während das englische Parlament, die englische Presse, die englischen Gerichtshöfe wiederhallen von männlichen Anklagen und Beschwerden gegen Leute im Amt, gegen Polizeimißbräuche, gegen Uebergriffe irgend einer Art, gegen Eisenbahnverwaltungen oder Postbeamte, sind die französischen Versammlungen und die französischen Zeitungen immer seit der Revolution Kampfplätze geblieben für Parteileidenschaft oder für rhetorische Uebungen, und zwar immer aus demselben Grunde: aus Mangel an mora-

lischem Muthe. Persönlich will man's mit Niemandem verderben. Man weiß nicht, wie man den Mann, den man jetzt öffentlich anklagt, ein andermal brauchen, wieviel er kommenden Falles Einem schaden kann; denn das ganze Staatswesen ist ja auf gegenseitige Hilfe, Dienstbeflissenheit und persönliche Interessen angelegt. Trotz aller Concours und Examina werden beinahe alle Stellen nur nach Gunst und auf Empfehlung hin vergeben. Jeder Mann der Mittelklasse hat in jeder Verwaltung wie in jeder Partei einen Vetter zu protegiren und einen anderen Vetter, der ihn selber protegirt. Die Spitze der Regierung mag alle zwanzig Jahre wechseln; die Bureauchefs vererben sich und mit ihnen alle indirekten Einflüsse. Es ist die Freimaurerei des Mandarinenthums. Da man demgemäß alle Personen und alle concreten Mißbräuche schonen muß, wirft man sich auf Abstractionen, für die man Lanzen bricht und auf Formen und Worte, die man ritterlich tapfer, ja leidenschaftlich bekämpft. Selbst der Oppositionsdeputirte, der heute auf der Tribüne den Minister als einen Tyrannendiener gebrandmarkt, geht nach der Sitzung in das Cabinet des allmächtigen Wessyr's, schüttelt ihm die Hände und bettelt ihn an um ein bureau de tabac für die Wittwe eines alten Freundes.

Diese moralische Feigheit, diese Furcht vor der Verantwortlichkeit lähmt alles öffentliche Leben in Frankreich. Sie ist es, die das Geschworenengericht in politischen Angelegenheiten zur Posse, in Criminalprozessen nur zu häufig zu einem Scandal macht. Sie ist es, welche die allgemeine Dienstpflicht, wie die allgemeine Schulpflicht immer nur auf dem Papier wird figuriren lassen.

Wenn Mißbräuche sich einschleichen, ja zur Regel werden, es wird sich keine Stimme erheben sie zu brandmarken. Vor Allem aber ist dieser moralische Muth der „öffentlichen Meinung“ und der gesellschaftlichen Convention gegenüber nirgends zu finden. Wie Niemand den Muth hat um zu erklären, daß Victor Hugo's Spätlinge weder Styl, noch Gedanken, noch Leben haben und daß diese Litteratur in's Tollhaus gehört, so wagte nicht ein Mann aufzustehen nach Sedan und den Kaiser zu vertheidigen, dem man so lange gedient hatte, den man sicherlich hochgepriesen hätte, wäre er siegreich heimgekehrt. Es war ein Wetteifer, wer dem Gefallenen die empfindlichsten Fußtritte versetze. Ihn zu vertheidigen der „öffentlichen Meinung“ gegenüber wagte Keiner, wie Keiner gewagt hatte, der „öffentlichen Meinung“ gegenüber den rohen Wuthausbruch, den Ruf „Nach Berlin! Nach Berlin!“ zu brandmarkeu. Dieses ungroßmüthige Imstichelassen und dieses blinde Miteinstimmen sind Beide nur Folgen und Aeußerungen der moralischen Feigheit. — Und ebenso ist es, wie wir gesehen haben, mit dem Conventionalismus. Es gilt für geschmacklos, ein Freidenker, für lächerlich, ein eifriger Frommer zu sein. Irgendwie dem Herkommen, der allgemeinen Norm in Ansichten, Neigungen, Gewohnheiten entgegenzutreten, gilt für unschicklich oder bizarr, oder „original“, oder kindlich — da läßt man's lieber bei dem Hergebrachten. Männer, die wagen aller Welt zum Trotz ihren eigenen Gang zu gehen, werden entweder ausgelacht oder geächtet.

Bei solcher Stimmung in der friedlichen liberalen Mittelklasse ist es natürlich, daß sie, die herrschen sollte,

nicht zur Herrschaft gelangen kann, und daß die politischen faiseurs sich des Staatsruders bemächtigen. Schon ist Frankreich beinahe auf dem Punkte angekommen, den ein ausgezeichneter amerikanischer Schriftsteller als den Zustand der transatlantischen Republik schildert, wenn er sagt, daß „eine vollständige Trennung eingetreten ist zwischen den „politischen Klassen und dem Publicum, da gebildete Leute „auf die Manövers der Politicians nur noch mit Ver„achtung und Ekel blicken.“ Aehnlich in Frankreich, wo diese Stimmung natürlich nach jeder neuen Revolution wächst, anstatt daß diese ein Anstoß sein sollte für die liberale Mittelklasse, sich zu ermannen und das Heft zu ergreifen. Immer größer, immer allgemeiner werden die Müdigkeit, der Ueberdruß. „Ich kann,“ schrieb mir ein edler Freund, ein gebildeter Kaufmann, glühender Patriot und ehrlicher Liberaler, „ich kann unsere unglückselige Ge„sellschaft nur mit einem Menschen in reifem Mannesalter „vergleichen, der, nachdem er die Ideen und die Dinge des „Lebens ausgenossen, im delirium tremens hinsiecht .... „Ich isolire mich soviel ich kann, in That, Wort und Ge„danken von diesen Possenreißern (den Politikern) und bin „überzeugt, daß, was es noch Anständiges in diesem un„glücklichen Lande giebt, bald nur noch in der Zurück„gezogenheit und in der Enthaltung (vom öffentlichen Leben) „zu finden sein wird.“

Dieser Gram ist tief, aufrichtig, allgemein bei allen guten Franzosen; und man begreift nur zu wohl, wie den großen Männern zu Muthe sein mag, die, geboren mit dem Jahrhundert, gewohnt waren, in der Revolution und in ihrem Vaterlande das Evangelium und das auserwählte

Volk zu sehen. Nirgends war der Patriotismus aufrichtiger und gerechtfertigter als in jener Generation; nirgends kann der Schmerz aufrichtiger und gerechtfertigter sein. Ein mildes Geschick hat es einem Sainte-Beuve, einem Cousin, einem Villemain erspart, diesem Schiffbruche ihrer Lebensüberzeugungen und ihres heißgeliebten Vaterlandes zuzuschauen; ihnen wäre das Herz gebrochen, wie es dem armen Mérimée brach, oder sie hätten in Stumpfsinn hingesiecht nach diesem Anblicke, wie die Besten der Ueberlebenden es thun. Sie hätten das Recht dazu gehabt; aber die Generation, die jetzt im besten Mannesalter steht, sollte der Schmerz nicht lähmen, sondern zur mannhaften That anspornen. Und wahrlich, wahrlich, geschieht das nicht, so ist Frankreich verloren, wie Renan es voraussagt. Noch ist's zu retten. Es ist ja keineswegs auf der Stufe des sittlichen, geistigen und materiellen Elends angelangt, worin Deutschland im XVII. Jahrhunderte schmachtete. Ja, es ist in staatlicher Hinsicht bei weitem nicht so tief gesunken, als es Deutschland zu Zeiten des Rheinbundes war. Man denke, was die deutschen Heere waren; wie die deutschen Fürsten und freien Städte um Fremdherrschaft bettelten; welche Corruption unter den deutschen Beamten herrschte; wie es zuging in Rastatt und Regensburg, wie in den säcularisirten Landen; wie angegriffen selbst Norddeutschland war zu Zeiten von Haugwitz und Lombard; welch' ein Egoismus in den gebildeten Kreisen herrschte — freilich ein idealistischer, nicht ein materialistischer, wie im Frankreich unserer Tage — und man wird sich sagen müssen, auch Frankreich könne genesen, wenn es Männer fände, wie wir sie fanden, und Muth, wie unsere Väter

ihn bewiesen. Die geistige Ebbe von heute ist nicht schlimmer als die zwischen Voltaire's Tode und Chateaubriand's Auftreten. Sittlich stand das Land schon auf einer niederen Stufe zur Zeit der Regentschaft und des Direktoriums; materiell ist es blühender als je. Nur politisch liegt es anscheinend unrettbar darnieder, weil es den moralischen Muth nicht hat, sich zuretten.

Denn nur ein Weg der Rettung steht Frankreich offen. Es muß einsehen lernen, daß es kein Regenerations-Rezept giebt und daß nur Quacksalber derlei Panaceen bieten, nur Tröpfe sie annehmen. Man geht nicht direkt an seine Regeneration, wie an ein Rechen-Exempel. Jener einzige Weg ist die Einsicht, zu der die gebildeten, freisinnigen Mittelklassen kommen müssen: daß die Untugenden des politischen Charakters durch die Schärfe und Kraft des Verstandes bekämpft und besiegt werden müssen. Ein so eminent gescheidtes Volk, wie das französische, das in allen Lebensverhältnissen die Verstandesrichtung vorherrschen läßt, muß diesen seinen Verstand dazu brauchen, um sich seines revolutionären Credos, dann wo möglich seiner schlechten Angewöhnungen, — womit man ja, wie Hamlet meint, oft so weit kommt, daß fast der unveränderliche Charakter selber verändert zu sein scheint, — zu entledigen; es muß einsehen, was ihm frommt und wie es dasselbe erlangen und erhalten kann. Es muß sich überzeugen, daß „Eines schickt sich nicht für Alle“; daß es seine politische Blüthe, ja seine Wohlfahrt immer am Besten unter der absolut-monarchischen Staatsform verwirklicht hat. Giebt es denn wirklich kein Heil außer dem parlamentarischen System und der Selbstverwaltung? War denn Frankreich so zu bedauern

unter Heinrich IV. oder unter Napoleon III.? Eine durch Presse, öffentliche Meinung, Mitwirkung der Besten gemilderte Diktatur allein kann endlich die Aera der Revolutionen und Staatsstreiche schließen; aber sie ist nur möglich, wenn alle guten Bürger des französischen Staates entschlossen sind, auf Träumereien zu verzichten und sich dem Ehrgeize oder Fanatismus der Parteimänner und Politiker von Profession mannhaft zu widersetzen. Zahlreich, intelligent, gebildet, ehrlich, äußerlich unabhängig genug sind sie dazu; werden sie auch den Muth dazu haben?

Ermannen sie sich nicht, so ist's geschehen um Frankreich; entweder roher Despotismus oder Revolution und Anarchie werden das Land ertödten oder zerfleischen. Man gebe sich doch nur keiner Selbsttäuschung hin. So glänzend auch die Rolle Frankreichs in der Welt noch nach 1848 war, es ist auf dem abschüssigen Wege, der immer schneller und unaufhaltsamer fortreißt, je näher man der Tiefe kommt. Auch Spanien herrschte noch am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Italien und den Niederlanden, ja in beiden Welttheilen; eine spanische Dynastie saß auf dem deutschen Kaiserthrone; die Kirche war beherrscht von spanischen Ideen und spanischen Mönchen; alle Höfe Europas ahmten Spanien nach; alle Litteraturen holten noch in Spanien ihre Muster: Cervantes, Lope de Vega, Calderon und hundert Andere blühten noch — und fünfzig Jahre darauf war Spanien, was es heute ist, ein geistig und materiell verarmtes Land, eine politische Macht zweiten Ranges. Der sittliche, geistige und materielle Verfall Frankreichs wird voraussichtlich nicht eintreten, aus

Gründen, deren Auseinandersetzung den Gegenstand dieses Büchleins gebildet hat; aber im politischen Leben könnte sich, so unwahrscheinlich es auch sein mag, einst grausam erfüllen, was Renan schon im Jahre 1868 prophezeit, wenn sich der gute und friedliche Franzose nicht ermannt:

„Erst edel, dann schwach, endlich verachtet, werden „die anständigen Menschen von Tag zu Tag mehr aus- „sterben und nach hundert Jahren werden nur kühne „Abenteurer übrig bleiben, die unter sich das blutige Spiel „des Bürgerkrieges spielen, und ein Pöbel, den Sieger zu „beklatschen. Die Auftritte, welche die Regierungswechsel „im römischen Reiche während des ersten und dritten Jahr- „hunderts begleiteten, werden sich erneuern. Am Morgen, „wo man erfahren wird, daß um den Preis des Todes „oder der Verbannung einiger Hundert von einflußreichen „Männern ein kühner Streich die Zukunft des Friedens „gesichert hat, werden die friedlichen Leute Beifall rufen. „Der Mann, der, befleckt mit Blut, Verrath und Ver- „brechen, als Sieger seiner Nebenbuhler dasteht, wird als „der Retter des Vaterlandes gepriesen werden. Zwei Ur- „sachen: der Druck des Auslandes, das nicht dulden wird, „daß eine Nation sich allzusehr von der gemeinen Ordnung „Europas entfernt, und die moralische Autorität der „Bischöfe, gestützt auf die katholische Partei, werden allein „fähig sein, einen Ballast zu schaffen für das herumge- „worfene Schiff. Offenbar werden diese beiden Inter- „ventionen nicht uneigennützig sein. In dem verhängniß- „vollen Kreislaufe der Revolutionen führt ein Abgrund „zum anderen Abgrund. Es giebt Nationen, die, einmal „eingetreten in diese Dante'sche Hölle, daraus zurückgekom-

„men sind. Aber was soll man zu der Nation sagen, die, „nachdem sie herausgekommen, sich zwei-, dreimal wieder „hineinstürzt?“

So zwei Jahre vor dem Sturze des Kaiserthums; acht Jahre nach diesem Sturze, und unmittelbar nach dem Siege der republikanischen Demokratie, den auch er für endgiltig hält, wie seine Landsleute ja auch die Regierungen von 1814, 1830, 1852 für endgiltig hielten, zehn Jahre später läßt sich der Prophet anders vernehmen. Sein Rezept — das preußische von 1868 — ist nicht angenommen worden und es ist doch nicht zu Revolution und Staatsstreich gekommen. So sieht er denn jetzt nicht länger nur Militär- und Priesterherrschaft in der Zukunft seines Landes, sondern im Gegentheil Freiheit und Frieden durch den Sieg der Mittelmäßigkeit, des „Amerikanismus“; d. h. den Tod aller höheren Bildung, alles Ideals, aller großen Ueberlieferungen und die Herrschaft bürgerlichen Nützlichkeitssinnes.

Wer Renan's Schriften*) aufmerksam gefolgt ist, der wird überall die doppelte Gewohnheit des Schriftstellers

---

*) E. Renan hat sich im Jahre 1878 zweimal über die politischen Zustände seines Vaterlandes, wie sie sich seit dem Siege der Republikaner gestaltet haben und sich in Folge dieses Sieges voraussichtlich gestalten werden, öffentlich vernehmen lassen. Er hat nämlich einen neuen Band — den sechsten — gesammelter Aufsätze herausgegeben und hat denselben nach seiner Gewohnheit eine allgemein gehaltene Vorrede vorausgeschickt, wie nur er sie zu schreiben im Stande ist. Und diesem Stoßseufzer folgte fast augenblicklich im Feuilleton des „Temps“ ein fünfaktiges Drama in Prosa, das sich unter dem Titel „Caliban“ als eine Fortsetzung von Shakespeare's „Sturm“ giebt. Doch würde man Renan Unrecht thun, wenn man ihm die Prätension

wiederfinden, welche so recht seine Eigenthümlichkeit ausmacht: ich meine die Gewohnheit, bei Behandlung der in Raum und Zeit entferntesten, ja scheinbar auch in ihrem Wesen einander fremdesten Gegenstände, nie sein Vaterland

---

zuschriebe, Shakespeare's Dichtung fortsetzen zu wollen. Sein Drama ist eine Allegorie, welche keinerlei Anspruch auf dichterischen Werth oder dramatisches Interesse erhebt. Dichterisch daran ist nur die Sprache; auch sie nicht immer; und fast möchte man in dieser Beziehung — der wunderbaren Anmuth des Stiles — den wissenschaftlichen Aufsätzen der Mélanges noch den Vorzug geben. Man weiß in der That nicht, was man an diesen kleinen Essays mehr bewundern soll: die Ausdehnung des Wissens, die Vielfältigkeit und Tiefe des wissenschaftlichen Interesses, den vornehmen Sinn, der alle Gegenstände in höhere Regionen hebt, Allen allgemeine Beziehungen abzugewinnen weiß, oder die unendliche Mannigfaltigkeit der Sprache bei einer so ausgesprochenen Einheit des Tones — das Ergebniß, wenn ich nicht irre, der außerordentlichen Beweglichkeit dieses Geistes und der seltenen Fixität des Standpunktes, auf den er von Anfang gestellt war. Doch ich will ja hier weder jene Aufsätze beurtheilen — so groß auch die Versuchung ist, daran den Entwicklungsgang des seltenen Mannes zu verfolgen, dessen hier mitgetheilte Jugendarbeiten über den öffentlichen Unterricht in China und die Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum schon sehr entschieden die Tendenz und Anschauungsweise verrathen, welche sich seitdem immer mehr bei ihm ausgebildet — noch will ich das sonderbare Drama recensiren, in welchem er die triumphirende Demokratie, philosophischer als witzig, satirisirt. Ein solches Kind der Phantasie und des Gedankens beurtheilt man nicht: denn es ist wie das Zwitterwesen der Fabel! dem Denker ruft es zu: Je suis oiseau, voyez mes ailes! dem Dichter: Je suis souris; vivent les rats! Es ist eben unbeurtheilbar. Man liest es, man freut sich, man ärgert sich und man findet, der Autor müsse doch ein famoser Kauz sein. Auch will ich nur an jener Vorrede und dieser Satire zeigen, welche Befürchtungen die neue Wendung der Dinge den vorurtheilslosen Franzosen hoher Bildung einflößt; denn als deren Sprecher dürfen wir diesmal wohl Renan gelten lassen.

und die Gegenwart aus den Augen zu verlieren*); und die andere, alle Poesie und Kunst stets symbolisch zu fassen. In dieser Doppelgewohnheit würde der Kenner der Menschenseelen sofort eine Eigenthümlichkeit des religiösen Sinnes ersehen, welcher in der That der vorherrschende Charakterzug des bedeutenden Mannes ist. Das Wirken auf die Gegenwart mittelst moralischer Mittel ist ja dem tief religiösen Menschen ebenso sehr ein Bedürfniß, als das Verwenden aller Geistesthätigkeiten — selbst wissenschaftlicher und künstlerischer — zum Begreiflichmachen der metaphysischen und sittlichen Wahrheiten. Dieser religiöse Sinn nun geht auch durch die biographischen und die historischen Studien Renan's. Er sucht die Offenbarung des Göttlichen in der Sprache wie in der Geschichte der Staaten, der Wissenschaften und der Religionen. Selbst seine Philosophie trägt einen religiösen Charakter; denn sie strebt, das Weltgeheimniß vermittelst der Phantasie zu erfassen, was das Wesen aller wahren Religion ist. Wissenschaft und Kunst sind ihm nur die Leitern, auf denen er in den Aether hinaufklimmt, wo sich ihm die Gesichte eröffnen; einmal oben, stößt er sie mit dem Fuße zurück und vergißt sich im Schauen dessen, was der Künstler und der Forscher nimmermehr sehen, weil sie wie Antäus den Boden nicht verlassen können, ohne sich zur Ohnmacht zu verdammen.

Es ist nun aber das Eigenthümliche religiöser Anschauungen, daß sie meist in den Willen niedersteigen, durch

*) Man könnte auch in diesem Bande hundert Stellen zeigen, wo er Frankreich, beziehungsweise die Tartarenpreußen im Auge hat, selbst wo er von Bagdad und dem neunten Jahrhundert spricht.

den Willen auf den Willen der Menschen zu wirken suchen, wo der Künstler und der Forscher sich's an der erschauten oder erkannten Wahrheit genügen läßt. Doch fühlen nicht alle Gläubigen die Willens- oder Liebeskraft in sich, um, sei's wie Moses, Mahomet oder Luther, sei's wie Buddha, Jesus oder Franz von Assisi, persönlich-lebendig auf ihre Mitmenschen zu wirken: es giebt auch solche, die, im Gefühle der mangelnden persönlichen Macht, durch die Mittel der Wissenschaft und der Kunst wirken zu können vermeinen. Ein solcher war Platon, ein solcher ist Renan: Seher, welche von der Erforschung und Erkennung des Wirklichen ausgegangen sind und, nachdem sie „im Land der Träume sich verweilet“, zur Mittheilung durch den Gedanken und die Form zurückkehren. Man pflegt solche Geister der Unklarheit, der Inkonsequenz, ja des Widerspruches, oft der Phantasterei anzuklagen: der Denker findet ihre Gedanken zu gleitend; der Künstler ihre Gestalten zu verwischt; der positiv Gläubige gar behandelt sie als Apostaten, Leugner des Gottes, den sie geschaut und den sie lästern, indem sie ihn mit der Sprache der Wissenschaft und der Kunst zu erklären suchen. Die Menschen aber, welche zwar höhere Geistesbedürfnisse haben, in denen jedoch jene drei auf's Ewige gerichteten Geistesthätigkeiten nicht so scharf gesondert sind, werden gerade unwiderstehlich angezogen und ewig angezogen werden von einem Platon, der die erhabensten Gesichte in der Sprache des Dichters dem abstrakten Denkvermögen so nahe bringt, als sie ihm gebracht werden können. Unwillig dagegen stehen ihm gegenüber nicht nur die scharfen Denker, die reinen Künstler, die positiv Gläubigen, sondern auch, und

schroffer noch als alle diese, die ungeheure Masse der Menschen, deren Gedanken nie auf das Ewige in irgend einer Form gerichtet sind, für welche nur das Zufällige Wahrheit hat, weil sie stets im engen Kreise ihrer persönlichen Leidenschaften und Interessen befangen, von der Wirklichkeit nur das sehen, was diese ihre Leidenschaften und Interessen berührt. Das sind die sogenannt praktischen, verständigen Leute, denen Alles, was über das Hier und Jetzt hinausgeht, als müßiges Spiel, nur die Lebensführung als ernst und des Ernstes würdig erscheint. Sehen Diese nun gar, daß jene Schwärmer sie hochmüthig als den numerus betrachten, als fruges consumere nati behandeln, daß sie, wie Plato, sich und die Ihren, „die Philosophen", als eine Aristokratie stabiliren, so gesellt sich zum Hohn gegen die unnützen Grübler noch der Haß, denn die Menschen, deren Leben im Verfolgen praktischer Ziele aufgeht, haben immer in dem tiefsten Winkel des Herzens ein Gefühl, daß jene Aristokraten doch vielleicht Recht haben.

Nie aber war eine Zeit, wo die Masse dieser verständigen gebildeten Leute, denen der Zweck aller Bildung Förderung der persönlichen Interessen ist, zahlreicher, nie eine, wo sie mächtiger gewesen wäre, als jetzt. Es hat Zeiten gegeben, die verderbter waren, oder schwächer, oder unglücklicher als unsere: keine, die sich so willig von dem hätte bändigen lassen „was uns Alle bändigt, dem Gemeinen". Darum hat Renan ihr den Krieg erklärt, im Namen des Ideals, und das verzeiht ihm die Zeit um so weniger, als sie selbst ein Ideal zu haben glaubt. Was dieses Ideal ist, ein Freund Renan's hat's jetzt eben dem

Blödesten sichtbar gemacht, wenn sie nur sehen wollen. Die Klarsichtigen wußten es schon lange, ehe Taine sich die Mühe gab, den Götzen zu entkleiden.

In jeder Vorrede wie in dem Drama, auf die ich aufmerksam mache, hält Renan der Demokratie, d. h. der Herrschaft der Mittelmäßigkeit, den Spiegel vor. Er spricht nur von Frankreich; er scheint sogar zu glauben, anderswo sei's anders; ja er ist überzeugt, auch in Frankreich hätte es anders sein können, wenn man nur gewollt. Ein doppelter Irrthum. Amerika, ja selbst Italien ist noch weiter vorgeschritten als Frankreich in der Praxis, wie in der Theorie der Demokratie: in England und Deutschland sind ihr die meisten Geister schon gewonnen; und widersteht nur dort das natürliche Vertheidigungswerk des aristokratischen, hier das künstlich aufgeführte des bureaukratisch-militärischen Staates dem Andrang. Nicht lange, so wird auch dort und hier der Damm nachgeben und die Fluth sich breit hinlagern über alles das, was einst der Stolz der Nationen war. Der Staat wird überall entweder eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft werden mit einem Direktor und einem Verwaltungsrathe oder aber eine große zweckmäßig eingerichtete Maschine, in der jedem Bürger sein Platz angewiesen, seine Thätigkeit vorgeschrieben ist, um den größtmöglichen Nutzen Aller, wie er sich dem Mittelschlag der Menschen darstellt, zu erzielen. Man wird in jenem Staate recht frei sein, man wird in diesem einer trefflichen Ordnung genießen: Kunst, Wissenschaft, Religion aber werden nur noch in ihren niedersten Formen darin gedeihen, und das Ideal, das selbst im Staate steckt, wird voraussichtlich ganz daraus verschwinden. Der An-

fang dazu ist schon gemacht in Frankreich; der Irrthum Renan's ist, zu glauben, die Restauration des traditionellen Staates nach dem Beispiel Preußens von 1807 sei möglich gewesen nach 1871. Frankreich hatte weder eine unbestrittene Dynastie, noch einen alten Waffenadel, noch eine von keinem Parlamente gehemmte, von keiner Presse bekrittelte Regierung, wie Preußen sie von 1807—1848 und thatsächlich auch bis 1860 hatte, was ihm allein die Rekonstruktion des Nationalstaates möglich machte.

Daß auch wir diese Vortheile zu verlieren im Begriffe stehen, daß man sie nur ganz künstlich oder gewaltsam, folglich ohne Nutzen für die Nation, erhalten könnte, ist jedem Einsichtigen klar, und auch Renan sieht es; obschon er der Steuerlast in Folge des Heerwesens wohl zu viel Bedeutung beimißt, namentlich aber bei Beurtheilung der französischen Zustände die Verminderung der Kriegs- und Ruhmsucht der Nationen viel zu sehr von den Fortschritten der Demokratie abhängig macht. Eine stupide und herausfordernde Nationaleitelkeit ist nur allzu verträglich mit dem demokratischen Sinne. Dagegen hat er nur zu sehr Recht, wenn er sagt: „Die Fortschritte des Nachdenkens beim Volk, begünstigt vom Elementarunterricht. der Ausübung politischer Rechte, den Fortschritten der Industrie, der Vermehrung des Reichthums, würden den Einzelnen immer unfähiger zu jenen Wundern der Selbstentäußerung machen, von denen die unbewußten Massen in der Vergangenheit uns das Beispiel gegeben. Die Nation lebt von den Opfern, welche ihr die Einzelnen bringen: die immer wachsende Selbstsucht wird die Forderungen einer methaphysischen Entität, die Niemand im Besondern ist,

eines Patriotismus, der mit vielen Vorurtheilen, vielen Irrthümern verbunden ist, unerträglich finden."

Daß die Thatsache nicht zufällig, sondern die Folge einer langen Entwicklung ist, sieht Renan wohl; obschon er immer noch, als echtes Kind seines Landes, die Möglichkeit bewußten Verhinderns, Thuns und Unterlassens mehr als billig dabei in Anschlag bringt. Sonderlich verwöhnt, meint er, wären die Franzosen auch von den Conservativen nicht worden. „Die reaktionären und monarchischen Parteien haben uns nicht dergestalt behandelt, daß wir gezwungen wären, mit ihnen zu trauern. Schon in den letzten Jahren der Regierung Louis Philippes sah man die allgemeine Schwäche einreißen, welche bei uns die hohe geistige Bildung untergraben hat.*) Erinnern wir uns der düsteren Jahre 1849, 1850, 1851, wo der Menschengeist von seinen Feinden geschulmeistert wurde, und der zehn ersten Jahre des Kaiserthums, wo Alles, was nicht frivol oder mittelmäßig war, für gefährlich galt. Wir werden nie der Demokratie schmeicheln; aber wir müssen zugeben, daß es ihr nicht schwer sein wird, den Aristokratien jener Zeiten gleich zu kommen. Jetzt sind wir wenigstens frei; und wir sind's nicht immer gewesen. Machen wir uns keine Illusionen: wir werden Nichts leiten, Nichts reformiren, wenig einrichten; aber seien wir bescheiden, man wird uns wenigstens nicht belästigen: und das ist viel. Wenn wir von einer Macht geträumt haben, über die wir verfügen könnten, lassen wir den Traum. Die Welt wird durch einen unwiderstehlichen Hang zum Ameri-

*) Aehnlich Tocqueville schon im Jahre 1856.

kanismus fortgerissen, zur Herrschaft dessen, was Alle verstehen und würdigen. Galilei würde in unseren Tagen die Gehenna und den Kerker nicht zu fürchten haben. Er würde dem Triumph Herrn Raspails beiwohnen.*) Er wäre sicherlich weise genug, es sich nicht zu Herzen zu nehmen und sogar einzusehen, daß es in vieler Hinsicht berechtigt ist.“

Renan faßt die Gestalten der freien Phantasie Shakespeare's als Symbole. Und warum auch nicht? Shakespeare ist wie die Natur, die Jeder von uns deutet, ohne daß wir damit behaupten wollen, sie habe in ihren Schöpfungen wirklich gewollt, was wir durch sie versinnbildlicht sehen. Warum sollten wir nicht einmal mit einem geistreichen Menschen wie Renan in Prospero den Vertreter der Wissenschaft und Weisheit sehen, denen die Regierung der Welt zukommt, die sie oft auch regiert haben und denen die Menschheit ihr Bestes verdankt? Warum sollte uns Ariel nicht ein mal der unbewußte Idealismus sein, der Idealismus des kindlich-glaubenden, freudig-dienenden, willig-er-

*) Herr Raspail Winter als hoher Achtziger gestorben und sein Leichenbegängniß war Anlaß zu einer großen demokratischen Demonstration. Der Mann, der einst alle leiblichen Uebel der Welt durch den Kampher heilte — er war seines Zeichens Arzt —, glaubte alle gesellschaftlichen Uebel durch die Republik heilen zu können. Er hat sein langes Leben mit dem Kampfe für diese Regierungsform ausgefüllt und gar manches Jahr im Gefängniß zugebracht. Seine allgemeine und philosophische Bildung war die geringste, und er war als Schriftsteller, Redner und sogar als parlamentarischer Geschäftsmann null, obschon er Jahre lang im Parlamente saß.

tragenden Volkes, das sich der Leitung des Besten gerne fügt? Warum nicht Caliban, der befreite Sklave, dem Prospero

> „den Schein des Himmellichts gegeben;
> Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
> Um thierischer als jedes Thier zu sein.“

In der That wälzt er sich betrunken im Keller des Herrn, der wieder Herzog von Mailand geworden, aber gewöhnlich in der Zurückgezogenheit der Karthause von Pavia wohnt, wo er eben den befreiten Caliban ruhig am Fasse gewähren läßt: denn „das oberste Verbrechen der Fürsten ist ja, das Volk durch ihre Wohlthaten zu demüthigen.“ „Warum capricirst du dich?“ fragt ihn Ariel. „Wärest du frei, du wärest weniger glücklich.“ „Das schon,“ antwortet Caliban. „Aber ich werde ausgebeutet. Du feiler Knecht, du, siehst du denn nicht, daß es unerträglich ist, von einem andern Menschen ausgebeutet zu werden? Hast du denn gar keine Spur von Ehrgefühl? Kein Sterblicher hat das Recht, sich einem Andern unterzuordnen. Die Empörung ist in einem solchen Falle die heiligste aller Pflichten. Ariel: Du vergißt, daß du nur Dank Prospero ein Mensch bist. Caliban: Mit nichten. Die Insel gehörte mir. Ich war vor ihm dort. — — Ariel: Du sagst immer, die Insel gehörte dir. Wohl gehörte sie dir, wie die Wüste der Gazelle, wie die Dschungel dem Tiger. Du hattest keinen Namen für die Dinge; du wußtest nicht, was Vernunft war. Deine unarticulirte Sprache war wie das Blöken eines störrigen Kameels... Prospero hat dich die Sprache der Aryas gelehrt. Mit dieser göttlichen Sprache drang der Theil von Vernunft, der

unzertrennbar von ihr ist, in dich. Nach und nach, Dank der Sprache und der Vernunft, haben deine mißgestalteten Züge einige Harmonie bekommen; deine schwimmhäutigen Finger haben sich von einander getrennt; aus einem übelriechenden Fische bist du ein Mensch geworden und jetzt sprichst du fast wie ein Sohn der Aryas. Caliban: Halt's Maul. Ich kam ganz gut ohne Sprache aus."

Und die Klagen über den Tyrannen Prospero beginnen von Neuem. Was könnte ein Caliban anders thun, als mit der Sprache, die ihm gegeben, den Geber lästern; was mit der Vernunft, als zu sehen, daß er ein untergeordnetes Wesen ist, und zu fordern, als ein gleiches Wesen behandelt zu werden? Alles Dienen scheint ihm eine Entwürdigung seiner kaum erlangten Menschenwürde. „Du dientest aus Furcht," sagt ihm Ariel, obschon er recht wohl fühlt, daß zwischen ihm und dem Rebellen kein Gedankenaustausch möglich ist. „Du dientest aus Furcht; ich diene aus Liebe. Was Prospero erstrebt, ist so schön, daß ich glücklich bin, dazu beizutragen, indem ich gehorche . . . . Er ist nicht Gott; aber er arbeitet für Gott. Er glaubt, daß Gott Vernunft ist und daß man arbeiten muß, damit Gott, d. h. die Vernunft, die Welt mehr und mehr regiere. Er sucht Mittel, die Vernunft zu bewaffnen, damit sie wirklich herrsche." Was Wunder, daß Ariel die Freiheit ausschlägt, die ihm der Herrscher bietet: ihm ist das Gehorchen Lebenselement und Wohlthat: denn er fühlt unbestimmt, was Prospero bestimmt sieht, daß Gott sich nicht den Menschen unmittelbar zeigt, sondern im Genie des

Genialen, in der Tugend des Tugendhaften, in der Güte des Guten: daß er sich dann erst voll verwirklichen wird, wenn die Wissenschaft sich mit der monarchischen Krone zieren und ohne Nebenbuhler herrschen wird. Denn dann wird die Vernunft der Welt ihre verlorene Schönheit wiedergeben.

Anders als Ariel die vornehmen Kreise der Bildung, der Geburt, des Reichthums in Mailand-Paris. Da spottet man witzig des gutmüthigen Prospero; da sieht man in dem Weltwirrwesen nur ein Schauspiel für den Müßigen; da philosophirt man mit kaltblütigem Egoismus über die Gesetze der Geschichte und das unaufhaltsame Verhängniß; variirt mit Feinheit das Renan'sche Lieblingsthema des paucis vivit genus humanum, so daß die Selbstironie vernehmlich genug herausklingt. Neben den geistreichen Skeptikern und den harten Fatalisten die unverbesserlichen Optimisten, welche an die unverwüstliche Güte der menschlichen Natur glauben, die schon Alles in die Reihe bringen werde und die Idealisten, die einer Sache dienen wollen, weil dieselbe die Menschen überlebe. „Geht mir doch," sagt Balducci, der Edelleute Einer. „Sie stirbt vor uns. Sobald eine Idee, welche die Meinung begeistert hat, Anklang findet, sieht man ihre Fehler, man wird ihrer überdrüssig;" — o Renan! — „und das folgende Geschlecht macht sich d'ran, das zu zerstören, was Ihr mit soviel Ueberzeugung aufgeführt. Die Mode ist Alles." Auch die Lebenslustigen sind da, die heiter-leichtsinnig genießen, ohne zu ahnen, daß Caliban dadrunten grollt; und die schöne Imperia lehrt die künstlerisch Gestimmten die Lehre von der ewigen Schönheit als dem allein Wahren, allein Werthvollen.

Hier und da taucht wohl der Gedanke auf an den Wallfisch, auf dessen Rücken man spielt: aber die feinen Leute machen noch die schönsten Theorien, während er sich schon zu regen beginnt. „Das geschmackvolle Genießen, meint Balducci, ist das einzige Solide. Bevilacqua: Genießen wäre also der Zweck des Lebens? Balducci: Zweifelsohne. Bevilacqua: Aber alle können dasselbe Raisonnement machen, und dann werden Alle genießen wollen. Es giebt nun aber einmal in der Welt kein Genießen für Alle. Balducci: Man wird die Zudringlichen schon zur Ruhe bringen. Bevilacqua: Womit? Balducci: Mit bewaffneter Hand. Bevilacqua: Und wo nehmt Ihr die bewaffneten Hände her? Balducci: Von überall her. Wir bezahlen sie. Bevilacqua: Und wenn eure Miethlinge ihren Vortheil dabei finden, Euch zu erdrosseln, sich der Stadt zu bemächtigen?... Balducci: Ja, das ist freilich eine Gefahr. Bevilacqua: Es ist besser, man stützt sich auf die Nation. Balducci: Wo ist die Nation? Bevilacqua: Die Nation ist Italien. Orlando: Nein, die Nation ist Mailand. Ercole: Gleichviel. Was Ihr auch unter der Nation verstehen mögt, sie wird immer nur den Interessen einer Minderheit dienen. Die Mehrzahl wird geopfert werden. Wie soll man die Leute dazu bestimmen, sich für eine Ordnung der Dinge tödten zu lassen, die nur wenig Bevorrechteten nützlich ist? Simplicon: Man muß sie aufklären, sie unterrichten.“ „Was sagt Ihr da?“ antwortet der brutale Orlando, der die Dinge beim Namen nennt, „dumm müssen die Leute bleiben; nur so und wenn man sie glauben macht, sie gingen stracks in den Himmel, wenn

sie für diese unsere Ordnung sterben, werden sie sich tödten lassen.“

Auch die Gelehrten, darunter Faust's Wagner, auch die Künstler mischen sich in die Unterhaltung in der warmen Mondscheinnacht, im schönen Schloßgarten von Mailand. Nur Caliban, versteckt hinter'm Gesträuche, murrt: „Ich habe keinen Platz bei dem Feste und ich kann nicht sagen, daß es mir darum zu thun wäre. So auf und ab zu gehen ist nicht besonders unterhaltend. An ihrer Stelle zög' ich vor, den Tag über ausgestreckt im kühlen Keller beim offnen Faß zu liegen. Ist es aber gerecht, daß ich nicht dabei bin? Die Menschenrechte sind dieselben für Alle. Es muß ein Vortheil sein, da es ein Vorrecht ist. Und wenn es auch nach meinen Begriffen kein Vortheil wäre, genug, sie betrachten es als einen Vortheil und das verletzt mich. Hier in Mailand fühle ich immer mehr meine Bürgerwürde.“ Indessen beginnt Prospero sein Schauspiel, in dessen Erwartung die Vornehmen sich mit ihren Bemerkungen die Zeit vertrieben hatten. Er zaubert den Olymp herauf und die Götter der Vergangenheit, die Götter des Fleisches, an ihrer Spitze Jupiter als Optimus Maximus, gegen die der Vertreter Jehovah's protestirt, er, der nur den abstrakten Gott des Gesetzes kennt. Doch als Prospero nun die Götter der Zukunft heraufbeschwört — natürlich brutale Krupp'sche Kanonengötter, Götter des Metalls, welche die Wissenschaft in den Dienst der Gewalt und des Krieges geben, wie die bitterbösen Deutschen — da protestirt der ewige Jude von Neuem; und auch Prospero muß zugeben, daß „alle Versuche, die Gesellschaft auf Grundlage der Gerechtigkeit“ zu reformiren, sich auf

den Stamm werden pfropfen müssen, an den sich der Jude lammert. Doch zieht sich der Festgeber nach dieser allegorischen Vorstellung wieder zurück in seine Karthause von Pavia, um dort seiner Wissenschaft zu leben, die eine öhere ist als jene mechanische und die Religion in sich begreift: denn ihr Hauptzweck ist die Kunst schön zu sterben: die Euthanatasie.

Kaum aber hat er die Hauptstadt verlassen, so beginnt unter Caliban's Aufreizung und Führung der Aufstand des „Volkes“ gegen den „Tyrannen“; denn „nie verdiente ein Fürst mehr als dieser den Zorn seiner Völker“, wenn man den Aufwieglern glauben darf. Caliban beweist seinen Freunden, daß sie „ausgebeutet“ sind; daß es ungerecht ist, wenn der Meister von der Arbeit der Gesellen Vortheil zieht, und wie im Grunde Alles die Schuld der Regierung ist. Vor Allem aber predigt er „Krieg den Büchern“; denn er weiß aus seiner persönlichen Erfahrung mit Prospero, welche Ueberlegenheit der Despot aus den Büchern schöpft. „Der Mensch, der Latein kann, befiehlt den andern Menschen. Nieder mit dem Latein!“ Unter diesem Rufe wird der Palast gestürmt, und nun beginnt ein babylonisches Sprachgewirr und ein politischer Galimathias unter den neuimprovisirten Gesetzgebern und Reformatoren, die lebhaft an das Gefasel der Pariser Volksbeglücker von 1848 erinnern: am Ende wird's Caliban doch zu arg und er empfiehlt Ordnung, Achtung vor dem Eigenthum u. s. w., als ob er sein Leben über Minister gewesen. Sagt er das schon laut, wieviel mehr wird er sich's leise sagen; denn, meint er naiv: „Ich hätte nicht geglaubt, daß man beim Regieren so schnell reif

wird.“ Er fängt wirklich schon an, die Nothwendigkeiten des Regierens zu begreifen; er will sich befestigen, ja selbst sich mit Glanz umgeben. Der Glanz ist nöthig. Die Wissenschaften und Künste müssen beschützt werden; auch Imperia darf nicht ferne bleiben: kurz, wenn er nur wüßte, wie? Caliban wäre gar nicht so abgeneigt, im Sinne einer höheren, schöneren Kultur zu regieren.

Indessen sendet Prospero seinen treuen Diener Ariel mit seinen Schaaren gegen das aufständische Mailand, während er selber mit seinem skeptischen Minister Gonzalo, der Alles von der List und Gewandtheit erwartet, und mit den jüngst noch frondirenden Edelleuten, welche witzeln, klagen, spintisiren, recriminiren und philosophiren, anstatt zu helfen, in Pavia zurückbleibt. Bald aber kommt Ariel besiegt zurück: „Herr, unsere Kunst ist ohnmächtig gegen das Volk ... Ich habe mit der Fülle deiner Macht meine Befugnisse eines gelehrigen Geistes erfüllt: es schien als ob ich in der Leere wäre. Die Leere, o Herr, war die Atmosphäre, in der ich mich bewegte. Wir müssen unsere Strategie ändern. Wo Caliban Alles vermag, vermögen wir Nichts. Unsere Waffen treffen nicht mehr. Ebensogut wäre es mit einem Stein Latein zu reden, als diesen Verhärteten die Leyer zu spielen.“ Ariel sucht sich das sonderbare Phänomen zu erklären: er meint, die Revolution sei der Realismus; Alles was Schein ist für die Augen — man sieht, Ariel hat seinen Schiller gelesen — Alles was ideal, nicht stofflich ist, existire nicht für „das Volk“. Es glaubt nur noch an's Wirkliche. Wenn es gesagt hat: „Dies und das existirt nicht“, ist Alles fertig. Ich zittere

für den Tag, wo dieses furchtbare Raisonnement an Gott rührt. Man wird ihn auffordern sich zu zeigen, und wenn der Ewige ein Gefühl seiner Würde hat und stolz hinter seinen Wolken bleibt, wird man ihn aus der Liste der Existenzen streichen."

Unterdeß kommen Bürger aus Mailand an und rathen zur Versöhnung, zum Nachgeben, wie ihresgleichen zu thun pflegen: denn sie sind überzeugt, daß der neidische, rachsüchtige, feige Caliban nun mit einmal großmüthig werden wird nach dem Siege, wie er schon gemäßigt und talentvoll geworden. Auch der Mönch kommt und wendet sich gegen Prospero, den Mann der Wissenschaft, lädt ihn vor das heilige Gericht und jetzt sieht Prospero wohl, daß er verloren ist, obschon Caliban und die Seinen für's Erste die Allianz mit der Geistlichkeit zurückweisen und sich als Antiklerikale geben. Nun beginnt auch Prospero sich fast mit dem Gedanken auszusöhnen, daß die rohe, dumme Bestie regieren solle: und auch er ruft, wenn schon mit bittrer Ironie: „Sei's drum: es lebe Caliban!"

So wird denn Caliban Premier-Minister Herzog Prospero's; er liefert diesen zwar nicht der Geistlichkeit aus; doch schließt er Frieden mit der Kirche, interessirt sich sogar für den Papst; denn der Papst ist Fürst, und Caliban fühlt eine merkwürdige Solidarität mit Allem, was Fürst ist. Auch Gonzalo schließt sich an: denn Caliban will die Leute um sich haben, welche die „Tradition des Regierens" besitzen. Der Prior der Carthäuser aber, der contemplative Skeptiker, während er sein Brevier vor sich hinmurmelt, stellt gar sonderbare Reflexionen an: „Die aufgeklärtesten Leute nehmen das neue Regime an, ohne

andern Vorbehalt, als das Recht auf einige unschuldige Scherze. Im Grunde bricht sich die ewige Vernunft durch die anscheinend entgegengesetztesten Mittel Bahn. Das Budget Caliban's wird für gescheidte Leute am Ende noch besser sein als das Mäcen's. Hübsch gewaschen, hübsch gekämmt wird Caliban schon ganz präsentabel werden. Vielleicht wird man auch einmal Münzen schlagen mit der Aufschrift: „Caliban, dem Beschützer der Künste und Wissenschaften.“ Prospero wird, mindestens eine Zeit lang, leben können unter einem solchen Regime; er hat sogar Aussicht die Leitung desselben wieder in die Hand zu bekommen. Dazu gehört Klugheit. Die Demokratie ist eifersüchtig und argwöhnisch; allein wenn man bescheiden ist und seine Karten hübsch versteckt, kommt man weit. Was die übertriebene Feinheit zarter Seelen angeht, welche ein Gefühl persönlicher Treue bewegt, so hat sie keinen Platz mehr in einer solchen Welt. Solchen Seelen bleibt Nichts übrig als zu sterben.“ In der That, Ariel, den Prospero jetzt von Neuem, diesmal für immer, in Freiheit setzt; Ariel, dessen Tod die Freiheit ist, wie das Dienen sein Leben war; Ariel verscheidet: „Prius mori quam foedari. Es ist nicht in meinem Wesen, das Gute auf zweierlei Weise zu begreifen. Schon hat die Luft wieder an sich genommen, was in mir ihr angehörte. Der leichte Aether, der mit ihr verbunden war, strebt aufwärts, um sich in keuscher Verbindung mit der absoluten Kälte des Raumes zu vereinen. Andere Theile werden sich in dem Haare der Algen verlieren, welche sich im tiefen Blau der Fluthen spiegeln. Bald im Unendlichen, bald auf dem Gipfel der Berge, bald auf dem Grunde einsamer Buchten, werde ich

der wechselnde Geist der Natur sein: das Blau des Meeres, das Leben der Pflanze, der Duft der Blume, der blaue Schnee des Gletschers. Ich werde mich trösten müssen, nicht mehr am Leben der Menschen meinen Theil zu haben. Dies Leben ist kräftig, aber unrein. Ich brauche keuschere Küsse. Jeder Idealist wird mein Geliebter sein: jede reine Seele meine Schwester; ich werde der jungfräuliche Schnee sein auf dem Busen des Mädchens, das Gold ihrer Haarflechten. Ich werde blühen mit der Rose, grünen mit der Myrthe, duften mit der Nelke, erbleichen mit dem Oelblatt. Lebewohl, mein Meister, erinnere dich deines kleinen Ariel." Ariel verschwindet, indem er einen feinen, reinen und genauen Ton von sich giebt. Prospero stürzt zusammen. Ende.

Es ist ein Kern von Wahrheit in dieser heute prophezeiten, ruhigen, eintönigen, prosaischen Zukunft Frankreichs, wie in der zehn Jahre früher ausgemalten Zukunft eines von Bischöfen und Prätorianern beherrschten Frankreichs. Aber Renan übertreibt heute wie damals. Die Demokratie wird sich wohl früher oder später wieder zum Principat zuspitzen, aber zum friedlichen, aufgeklärten, gemäßigten Principat; und die höhere Bildung wird zwar nicht den Staat leiten, aber doch darin geduldet werden. Es wird sich eine Nation in der Nation bilden, welche treulich die nationalen Ueberlieferungen und Ideale einer anderen Zeit wahren wird, wie ein heilig anvertrautes Gut; und wer weiß, vielleicht kommt einst noch der Tag, wo

die Nation froh und dankbar sein wird, daß Prospero ihr den Schatz gerettet, und auch die Leitung ihres Staates wieder denselben Händen anvertrauen wird, die ihn so lange bewahrt. Auch das sind Träume, wir wissen's wohl, aber es sind heitere Träume als die ersten Träume Renan's, und sie haben gewiß ebensoviel Wahrscheinlichkeit der Erfüllung für sich als die letzten.

II.

Gambetta.

Ueber Herrn Gambetta ist viel gesprochen worden, vielleicht zu viel; denn kaum jemals hat es unsere Zeit so unverhüllt zur Schau getragen, daß ihr aller Sinn für Proportion und Perspektive abgeht, wie bei dem traurigen Anlaß seines frühen Todes. Und die Ueberschätzung ist diesmal sehr natürlich gewesen. Man wollte auch gar keine überlegte absichtliche Parallele zwischen einem Zeitgenossen und den großen Todten ziehen, wie es sonst so gerne geschieht. Sondern ein Mann war plötzlich verschwunden, der zwar neben einem Pitt oder Canning nicht groß erschienen wäre, aber doch seine kleinen Zeitgenossen thurmhoch überragte, das Haupt einer zahlreichen politischen Partei, die bei seinem Tode auseinanderfiel, der Mittelpunkt eines großen Freundeskreises, der gewohnt war von ihm den Lebensodem zu empfangen. War es da zu verwundern, wenn Freunde, Parteigänger und selbst ein beträchtlicher Theil des weiteren Publikums der Versuchung erlagen, die relative Bedeutung dessen, der ihnen alles in allem gewesen, zu übertreiben? Die Wogen rückblickender Bewunderung sind ja bereits im Verrinnen; wenn nicht die private, so giebt doch die öffentliche Sympathie schon einer nüchterneren Wägung

Raum, und bei der prunkvollen Trauerfeier, mit der die französische Regierung den „Mann des Volkes“ ehrte, traten keine Zeichen jenes tiefgefühlten Schmerzes zu Tage, der beim Begräbniß Mirabeaus unaufhaltsam hervorbrach — denn selbst Mirabeau ist vor einer Vergleichung mit dem Tribunen des neunzehnten Jahrhunderts nicht sicher gewesen. Man gestatte uns nun mit dem Auge des Historikers Laufbahn und Persönlichkeit des Mannes zu betrachten, dessen Platz so unerwartet leer geworden ist, ohne daß uns daraus die Pflicht erwüchse, die allbekannten Ereignisse aus Herrn Gambetta's öffentlichem Leben zu erzählen.

I.

Aus seinem öffentlichen Leben; denn das Privatleben eines Politikers gehört dem Geschichtschreiber nur so weit an, als sein öffentliches Leben dadurch beeinflußt worden ist. Von Herrn Gambetta läßt sich sagen, daß seine Gutherzigkeit, die ihm so viele Freunde gewann, ihm auch in seiner öffentlichen Laufbahn nicht geringen Vorschub geleistet hat: man fühlte ihm an, daß seine heftigen Angriffe gegen politische Gegner nicht aus persönlicher Feindschaft entsprangen, wie man ihm gleicherweise anfühlte, daß er unfähig war, einem Parteigenossen Nein zu sagen. Seine Liebenswürdigkeit und sein gewaltiges Temperament fesselten und bezauberten sogar Viele, die gar nicht in nähere Berührung mit ihm kamen, und ließen sie manches, was vielleicht in englischen Augen als laxe Moral gegolten hätte, mit Toleranz auffassen. So diente auch die unbestreitbare persönliche Integrität des Mannes dazu, seine übertriebene

Nachsicht gegen vieles was in seiner Umgebung vorging in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Seiner Laufbahn war vom ersten Anfang an der Stempel eines unbezähmbaren, revolutionären Temperaments aufgedrückt, von dem sein Intellekt, seine Beredtsamkeit, sein Auftreten die Färbung trug. Dieses Temperament erlaubte ihm nie die Fragen, die vorlagen, ruhig zu untersuchen; es flößte ihm jene Abneigung gegen Details und jene Vorliebe für Allgemeinheiten ein, welche nicht nur seine Reden, sondern auch die wenigen offiziellen Depeschen, die er zu verfassen hatte, kennzeichnen. Sein ungewöhnlich offener und rascher Verstand schreckte vor allem zurück, was langsame, geduldige Arbeit erforderte, und verleitete ihn zum Glauben, er habe einen Gegenstand erfaßt, sobald er nur im Allgemeinen wußte, um was es sich handelte. Auch haben ihm hochtrabende, wohlklingende Worte oft mit Erfolg die Gedanken ersetzt, und während seiner ganzen Laufbahn kam ihm nie die Seichtigkeit des politischen Credos von 1792 zur Empfindung. Er wußte ganz genau, daß durch Worte nicht nur Gedanken, sondern auch Gefühle übertragen werden, und war gewohnt, sich selber nicht minder als seine Zuhörer an glühendem Wortgepränge zu berauschen. In seiner ganzen berühmten Rede vom November 1868, in der er für eine öffentliche Demonstration gegen den zweiten Dezember eintrat, können wir nicht ein einziges Argument oder auch nur eine Berufung auf irgend ein positives Gesetz entdecken; es ist ein fortlaufender Sturm von Invektiven, die durch gelegentliche Geschmacklosigkeiten oder durch prunkvolle Anrufungen des Cato und des

Thraseas verunstaltet sind; aber stellenweise erhebt sich der Redner zu begeisterter Gewalt und er weiß so scharf zu zielen, daß die Vertheidiger der Legalität sich unter seinen Geschossen krümmen und winden. Auch darf man nicht vergessen, wenn man geneigt ist solche heftigen und ungerechten Angriffe auf das bestehende Gesetz zu tadeln, daß Frankreich seit den letzten hundert Jahren aus einem chronischen Revolutionszustand gar nicht herausgekommen ist, selbst zu Zeiten wo eine Dynastie oder Republik fest gegründet schien. Die beständige Einmischung der Advokaten in die Politik, eine „unversöhnliche“ Opposition gegen das Grundgesetz des Landes, ja selbst eine Revolution wie die vom 4. September, die angesichts einer Invasionsarmee die gesetzliche Regierung über den Haufen stürzte, sind darum in Frankreich verzeihlicher, als solche Dinge in England wären. Und in der That hat Herrn Gambetta von Seiten seiner Landsleute nie ein Tadel getroffen, daß er sich auf so geräuschvolle Art einen Namen gemacht hat. Zudem drang er vollständig durch, und fünf Monate später hatte er in der Deputirtenwahl über Herrn Thiers gesiegt, der nicht halb so viel Stimmen erhielt wie sein junger Gegenkandidat. Freilich, wenn solche theatralischen Debüts ihre Vortheile haben, — vor allem den, daß sie rasch zum Erfolg führen — so haben sie auch ihre Schattenseiten, denn sie lassen zu einer ruhigen Vorbereitung keine Zeit. Kaum war ein Jahr vergangen, als Herr Gambetta Regierungsmitglied wurde und wenig später stand er sogar an der Spitze der Regierung. Was für intellektuelle Fähigkeiten brachte er auf einen so verantwortungsvollen Posten mit? Eine

mäßige klassische und juristische Bildung, dürftige Geschäftskenntniß, sowohl in öffentlichen wie privaten Angelegenheiten, und somit eine sehr unvollkommene und gänzlich unzulängliche Menschenkenntniß — ein Ding, das nicht durch geselligen Verkehr allein zu erlernen ist. Die Tradition von 1792 sollte das alles ersetzen. Hätte er nur Camille Roussets Buch über die Freischaaren von 1792 gelesen, so würde er sich vielleicht besonnen haben, ehe er die Rekruten aus der Provinz in einen hoffnungslosen Kampf hetzte. Aber es war ja viel bequemer, sich an die trügliche Legende zu klammern, als die nüchterne Geschichte zu befragen. Nach seiner Meinung war es die levée en masse was Frankreich im Jahre 1792 gerettet hatte, und diese levée en masse sollte auch im Jahre 1870 Frankreich wieder retten. Gambetta hatte eine viel leichtere Aufgabe als Carnot; denn er fand ein wohlorganisirtes Land vor, wo keine Reformen weder in der Administration noch in der Armee nöthig waren. Er brauchte nur das offizielle Räderwerk in Bewegung zu setzen, und in wenig Tagen war mit Hülfe von Präfekten, Unterpräfekten und Maires die ganze sorgfältig registrirte Jugend von Frankreich mobil gemacht und nach den verschiedenen Militärdepots dirigirt, ganz wie bei einer gewöhnlichen jährlichen Einberufung. Das Verfahren war sogar in diesem Fall ein leichteres, da gar keine Ausnahmen gemacht wurden und somit die Untersuchung wegfiel. Gleicherweise wünschte er nach dem Muster seines großen Vorgängers „den Sieg zu organisiren"; das mißlang ihm aber gründlich. Daß nicht einer der Generäle sich den Befehlen des Diktators zu widersetzen wagte — obwohl alle sotto-

voce murrten, weil sie ihre armen jungen Soldaten einer sichern Niederlage entgegen gehen sahen — ist ein Beweis, wie tief die von Napoleon I. geschaffene französische Centralisation wurzelt. Diese Thatsache giebt uns außerdem den Schlüssel zu der Hartnäckigkeit, mit der Gambetta während seiner ganzen politischen Thätigkeit, vielleicht mehr instinktiv als bewußt, an der Tradition von einer strengcentralisirten Gewalt festhielt. Und hier ist der Punkt, wo der Irrthum zur Schuld wurde. Freilich ging Gambetta von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe, nicht von persönlichem Ehrgeiz aus; aber sein Patriotismus war mit einem Grad von Selbstüberschätzung verbunden, der alle Grenzen überstieg. Wenn schon der Privatmann vor Uebernahme einer schweren Verantwortung verpflichtet ist, sich selbst zu fragen, quid valeant humeri, quid ferre recusent? um wie viel gebieterischer wird diese Forderung da, wo ein ganzes Reich, wo tausende von Leben auf dem Spiele stehen! Eine so einfache Frage legte sich Gambetta nie vor. Er war voll Selbstvertrauen; Strategie und Taktik waren ihm unbekannte Dinge, von Verwaltung und Organisation wußte er wenig oder nichts, und doch verließ ihn sein Selbstvertrauen niemals. Sein Genie sollte alle Kenntnisse ersetzen, und sein Genie ließ ihn im Stich — seine Armeen wurden geschlagen, tausende und tausende junger Leben hingeopfert, namenloser Jammer kam über das Land — und Frankreich ward nicht gerettet.

„Aber Frankreichs Ehre,“ ist die Antwort. Sehen wir einmal zu, was es damit auf sich hat. Bisher fiel es Niemanden ein, daß eine Nation ihre Ehre verwirkt

habe, wenn sie nach Vernichtung ihrer regulären Armee ihre Niederlage eingestand, oder wenn sie eine Provinz abtreten mußte, statt neue zu erobern. Weder hielt sich Rußland nach Sebastopol, nach dem Verlust von Bessarabien und der Demüthigung, seine eigenen Meere sich verschlossen zu sehen, für entehrt, noch Oesterreich nach Solferino und Sadowa und der Abtretung Venetiens sowie der Lombardei; obgleich, besonders in dem letzteren Fall, der Besiegte nicht einen einzigen Sieg zu verzeichnen hatte. War Frankreich wirklich nach Sedan und dem Verlust des Elsaß entehrt? Niemand außer den Franzosen selbst hat je die Tapferkeit der französischen Truppen in Frage gestellt, am wenigsten die Feinde Frankreichs, die für die unerschrockene Kühnheit der Franzosen in jedem Treffen lautes Zeugniß abgelegt haben. Weder Individuen noch Nationen werden durch Unglück entehrt, wenn sie sich mit aller Kraft gegen ihr Mißgeschick gewehrt haben; und das hatte Frankreich doch gewiß gethan. Dies war auch die vorwiegende Meinung im ganzen Lande, das eingeschlossene und durch falsche Berichte getäuschte Paris ausgenommen. Die Legende vom Sauveur de l'honneur wurde erst drei oder vier Jahre später zusammengebraut, theils als Waffe gegen die Regierung, theils auch als lindernder Balsam auf den verwundeten Nationalstolz, gerade wie die Legende von Napoleon, den man noch im Jahr 1815 verwünschte, erst gegen 1820 entstand. Beide Male ging die Nation von einer sehr natürlichen Empfindung aus, als sie die Legende aufnahm und sich zu eigen machte; aber der Ursprung der Legende war beide Male ein künstlicher.

Es ist erstaunlich, wie schnell die Tagesgeschichte vergessen wird. Wer war es, der den Widerstand nach der Niederlage von 1870 wahnsinnig nannte und beklagte? Waren es etwa nur Bonapartisten und Legitimisten, Moderirte und die vorsichtigen Leute wie Thiers und Jules Simon? Wurde die „Diktatur der Unfähigkeit“ nicht von Republikanern vom reinsten Wasser wie Georges Sand und Lanfrey laut gerügt? Bezeugte nicht die ganze Nation durch die Februarwahlen ihren Abscheu vor dem Krieg, ihre Verachtung dessen, was man jetzt die „Ehre des Vaterlandes“ nennt, ihren glühenden Wunsch nach Frieden?

In einem Sinne freilich brachte dieser zwecklose, hoffnungslose, ja nahezu verbrecherische Widerstand seinen großen Gewinn, wenn nicht für Frankreich selbst, so doch für den Rest der Welt; denn er trug mehr als irgend etwas anderes dazu bei, die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges hinauszuschieben. Dies klingt freilich paradox; aber ich bin gewiß, daß alle, die Frankreich genau kennen und sich durch den Schein und das Gerede nicht irre machen lassen, mir Recht geben werden. Eine der Ursachen, vielmehr die Hauptursache des 70er Krieges war der Umstand, daß Frankreich völlig vergessen hatte, was Krieg heißen will. Seit der letzten Invasion waren fünfundfünfzig Jahre vergangen; nur wenige Augenzeugen waren noch übrig, die jene Zeit in reiferem Alter erlebt hatten und auf die Entschlüsse der Regierung einwirken konnten. Die vorherrschende Meinung war zweifellos die, daß die französischen Waffen unbesiegbar seien, und daß der Krieg sich auf dem feindlichen Gebiet ab-

spielen werde. Diese Illusionen sind nicht länger aufrecht zu halten, und die jetzige französische Generation ist sich über die Möglichkeit einer Niederlage, selbst einer neuen Invasion im Fall eines Revanchekriegs klar. Aus diesem Grund sieht man sich vor und vermeidet jeden Schritt, der zum Kriege führen könnte, so lang man die Chancen für den Sieg, sei es hinsichtlich der Zahl oder der Bündnisse, für unsicher hält. Wer einmal die Greuel einer Invasion erlebt hat, der besinnt sich, ehe er den Krieg befürwortet, und die Generation, die dieses Loos getroffen hat, muß in Frankreich aussterben, bevor wieder ernstlich an Krieg gedacht werden kann. Erst die junge, gegen 1870 geborene Generation könnte einmal wieder leichtsinnig genug sein, vom Losschlagen zu träumen. Wäre aber in Ferrières der Friede abgeschlossen worden, so hätte blos ein verhältnißmäßig kleiner Theil von Frankreich, nur einige Grenzdepartements, den Krieg und zwar in seiner milderen Gestalt kennen gelernt; denn der Feldzug wäre ein rein militärischer geblieben und hätte den Rest der Nation schwerlich anders als in ihrem Stolz getroffen. Indem man den Widerstand ohne alle Aussicht fortsetzte, machte man zwei Drittel des Landes zum Kriegsschauplatz. Amiens und Rouen, Orleans und Le Mans hatten die Anwesenheit des Siegers zu erdulden, und selbst die Departements, denen die Invasion erspart blieb, mußten ihre Söhne aufs blutige Schlachtfeld schicken, von dem die einen in die Gefangenschaft des Feindes wanderten, andere tödtliche Verwundungen oder unheilbare Krankheiten nach Hause brachten und viele gar nicht mehr zurückkehrten.

So lehrte Gambetta die Franzosen den Krieg in seiner ganzen gräßlichen Wirklichkeit kennen, nicht einen glorreichen, von Berufssoldaten in der Ferne — vor Sebastopol oder Solferino — ausgefochtenen Waffengang, sondern den Krieg im Herzen des Landes, den die Jugend aller Klassen fast unter den Augen der Eltern führte, mit seinem furchtbaren Geleite von brennenden Dörfern und gebrandschatzten Städten, mit all seinen Leiden und seinen Greueln, — und dieser Eindruck wird in der jetzigen Generation unauslöschlich sein. Auch wird man in Frankreich nicht vergessen, daß, während die Unterhandlungen in Ferrières stattfanden, Metz noch von einer französischen Armee besetzt war und aller Wahrscheinlichkeit nach französisch geblieben wäre, und daß es ohne die verschleppte Belagerung von Paris und die Abwesenheit der regulären Armee keinen Kommuneaufstand hätte geben können. Diese beiden Umstände wären, wie Niemand bestreiten wird, einem Revanchekrieg sehr förderlich gewesen, und sicher würde Europa unterdessen schon einen neuen deutsch-französischen Krieg erlebt haben, wäre es im September 1870 zum Friedensschluß gekommen. Gambetta hat viel gethan, um den Deutschenhaß in Frankreich populär zu machen; aber sein Werk ist es gleichfalls, daß der Krieg unpopulär geworden ist.

II.

Gambetta's wirksamster und wohlthätigster Einfluß fällt in die Zeit von 1873 bis 1877, wo er für die von Herrn Thiers gegründete und von den Konservativen thörichterweise bekriegte Republik kämpfte. Durch sein

Talent wie sein Temperament war er ganz besonders zum Angreifen und zum Zerstören befähigt. Jetzt rief ihn sein unbezwinglicher Muth, seine unerschöpfliche Kraft, seine wunderbare populäre Rednergabe an die Spitze der Abwehr gegen die Angriffe, welche die Regierung in diesen vier Jahren auszuhalten hatte. Seine Reden aus dieser Zeit sollte man nicht in der gesammelten Ausgabe lesen, die er so unklug war zu veranstalten: die Beweisführung darin ist dürftig, die Komposition lose, der Stil nachlässig, die Wiederholungen so häufig, daß sie Tautologien werden, die Angriffe oft von zweifelhaftem Geschmack, und was Originalität betrifft, so sucht man vergebens danach. Was diesen jetzt unlesbar gewordenen Reden zur Zeit wo sie gehalten wurden solche Macht verlieh, war das Feuer, die Unmittelbarkeit, die wunderbar treffenden Antithesen, die er der Menge zuschleuderte, und die ihre Schlagworte wurden. Nie gab es ein besseres Muster der Beredtsamkeit für einen Demagogen, nie ein schlechteres für einen Staatsmann, als die seinige. Zudem kam, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, seine Persönlichkeit seiner Redekunst zu Hülfe. Er brauchte sich nur vor einer zahlreichen nicht allzugebildeten Zuhörerschaft zu zeigen, so nahm er sie mit Sturm. Ich sage „einer nicht allzugebildeten Zuhörerschaft," denn geläutertere Geister waren von Anfang bis Ende vor dem Zauber seiner Person wie seiner Rhetorik auf der Hut.

Die Regierung Frankreichs war von 1789 bis 1877 in den Händen derselben Klasse geblieben. Schon vor der großen Revolution hatte die höhere Bourgeoisie die meisten Staatsämter inne, und viele der ausgezeichnetsten

Staatsmänner waren Finanzleute und Advokaten. Dieses Element bekam von 1789 an entschieden das Uebergewicht, und unter dem ersten Kaiserreich hatte schon eine Verschmelzung des alten Adels mit den altgesessenen bürgerlichen Familien begonnen, die bis 1877 die regierende Klasse in Frankreich blieben. Diese alte Bourgeoisie zeichnete sich nicht allein durch Reichthum aus; weit häufiger lag ihr Anspruch auf Geltung in der Familientradition, in einer höheren Bildung oder im Besitz eines Amtes durch eine Reihe von Generationen. Das alles sollte nach dem Sieg von 1877 einen Wechsel erfahren. Die von Gambetta verkündigte Herrschaft der neuen Gesellschaftsschichten, der nouvelles couches, sollte beginnen, und er war es hauptsächlich, der sie ans Ruder brachte. Er, der selbst der Sohn eines Gewürzkrämers war, half bereitwillig all den halbgebildeten Krämersöhnen zu Regierungsposten und Parlamentssitzen, während die Väter der Grundstock seiner Wählerschaft wurden. Natürlich konnte auch er bei seinem fast unbeschränkten Einfluß nicht mit dem ganzen Stab der wunderbar organisirten Civilämter aufräumen, der Frankreich in den Stand gesetzt hatte, sich in einem Zeitraum von achtzig Jahren den gefährlichen Luxus von sechs aufeinanderfolgenden politischen Revolutionen und Invasionen zu gönnen, ohne daß die Grundpfeiler des Staates erschüttert wurden; doch brachte er genug von dem neuen Element hinein, um das alte gänzlich brachzulegen und den Charakter des französischen Beamtenstandes von Grund aus umzumodeln — vom Parlamente ganz zu schweigen, das unter seinem Einfluß, um nicht zu sagen unter seinem Befehl,

gewählt und dann „purifizirt“ wurde. Also ließe sich behaupten, daß die französische Demokratie erst von 1877 an datiert, und daß es Gambetta war, der sie zu Sieg und Macht führte. Denn französische Demokratie heißt nicht die Herrschaft von Handwerkern und Arbeitern, so wenig als athenische und römische Demokratie ein Sklavenregiment bedeutete: der wahre Sinn dieses Namens ist die Oberherrschaft der niederen handeltreibenden Mittelklasse — der Schweinemetzger des Aristophanes, der Goethe'schen „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ und ihrer strebsamen Nachkommen. Diese finden natürlich ihre Führer in Männern, die an Geist und Bildung gerade eine Stufe über ihnen stehen, somit hoch genug, daß man sich etwas darauf einbilden kann sie zu verstehen, und doch noch nah genug, daß man fühlt, sie gehören zu der eigenen Klasse; diese Klasse aber ist immer noch so weit „peuple“, daß sie die Macht demagogischer Rhetorik auf sich wirken läßt, die eine Zuhörerschaft von geschulteren Denkern minder zu schätzen geneigt ist. Daher der Neid und das Mißtrauen dieser niederen Mittelklasse gegen diejenigen, in deren Gedanken einzudringen sie sich nicht befähigt fühlt; sie ist bereit einen Perikles oder Cäsar zuzulassen unter der Bedingung, daß er zu ihrem eigenen Niveau herabsteige, und auch dann nicht ohne dauerndes Mißtrauen, um seiner aristokratischen Herkunft willen; aber die rechten Männer für sie sind Cleon und Marius. Das neque litteras graecas didici schmeichelt ihnen heute noch ebenso wie vor zweitausend Jahren; denn es rechtfertigt gewissermaßen die Herrschaft einer utilitarischen Halbkultur, und selbst ihrem Götzen gegen=

über waren sie sehr anspruchsvoll. Als Gambetta sich einmal einfallen ließ, einen Mann, wenn nicht von hoher Geburt, so doch von tieferer Bildung und überlegener Begabung, Herrn J. J. Weiß, für einen Posten zu wählen, zu dem derselbe außerordentlich befähigt war, traf er auf heftigen Widerstand und wurde sogar in der Stunde der Noth von vielen seiner Anhänger verlassen zur Strafe, daß er ihre gemeinsamen Interessen verrathen hatte. Anderseits ist es wohl bekannt, wie verächtlich diese Herren von der Höhe ihrer relativen Ueberlegenheit und ihres weltlichen Wohlstands auf die arbeitende Menge herabsehen und in Wahrheit viel mehr Klassenhaß und Neid erregen als eine aristokratische Regierung es könnte. Die letzten fünf Jahre haben dies zur Genüge bewiesen, und es ist nicht zu verwundern, daß keiner von den 300 000 Pariser Arbeitern — den „trunkenen Sklaven“, die ihm in Belleville einen so rauhen Empfang bereitet haben — der Leiche des Tribunen folgte, während die politischen Parvenüs im Ausdruck ihrer patriotischen Empfindungen schwelgten, ohne daß sie sich übrigens verpflichtet gefühlt hätten, darnach zu handeln.

Doch was der Revolution von 1877 eine so große Bedeutung gab, war nicht nur der Umstand, daß eine neue Klasse zur Herrschaft gelangt war an Stelle der älteren, die durch drei Generationen Frankreich regiert hatte, sondern auch daß in achtzig Jahren zum ersten Mal das von Napoleon I. errichtete Gebäude erschüttert wurde, welches bisher allen Stürmen getrotzt hatte. In den vier Jahren, wo Gambetta Frankreich absolut aber unverantwortlich regierte, blieb nicht eine einzige nationale

Einrichtung unangetastet. Selbst die neue republikanische Verfassung von 1875 wurde mit einer Revision, und der von ihr eingesetzte Senat mit Aufhebung bedroht. Die Unabhängigkeit der Richter — die von der Restauration, der Julíregierung, der zweiten Republik und dem zweiten Kaiserreich respektirt worden war — wurde dem Untergang geweiht, indem man die Absetzbarkeit einführte; der öffentliche Unterricht durch wiederholte Reformen, welche den vererbten Geist der nationalen Erziehung gänzlich umwandelten, auf den Kopf gestellt; und die Armee, deren feste Organisation weder durch ihre zerschmetternden Niederlagen geschwächt, noch durch die von der Thiers'schen Regierung eingeführten Reformen wesentlich verändert worden war, begann mit Ungewißheit und Bangigkeit in die Zukunft zu blicken, seit Herr Gambetta 1878 die dreijährige Dienstzeit auf das Programm gesetzt hatte. Die Finanzen, welche, Dank Herrn Thiers, in wunderbar kurzer Zeit geordnet worden waren, sind jetzt abermals in völliger Verwirrung, indem das jährliche Budget drei Milliarden übersteigt und die schwebende Schuld die gleiche Summe erreicht — ein Umstand, der in einem kritischen Augenblick zu ernstlichen Verwicklungen Anlaß geben könnte. Vor allem hat man einen unnöthig aufreizenden Krieg mit der Kirche vom Zaun gebrochen, dessen Folgen noch nicht in ihrer ganzen Schwere zu Tage treten; denn bis jetzt haben die Orden allein gelitten, und auf diesem Punkt ist die Mehrzahl der Franzosen gleichgiltig. Aber auch der weltliche Klerus ist durch Herrn Paul Bert bedroht worden, und wer Frankreich kennt — ich verstehe unter Frankreich nicht

nur Paris, sondern auch die Provinz — muß besorgen, daß das Land sich ganz anders zu der Frage stellen würde, wenn man anfinge, Bischöfe und Pfarrer zu beunruhigen.

Die Art, wie Gambetta seine schrankenlose Macht gebrauchte, war nicht minder verderblich als die Zwecke, die er verfolgte. Durch vier Jahre blieb er unumschränkter Herr und er zeigte sich im Frieden als derselbe, der er während des Krieges gewesen, als er Frankreichs beste Generale nach Belieben zu Helden oder Verräthern stempelte, die tapfern Truppen, die so mannhaft ihre Pflicht gethan hatten, schmähte, den Feind als eine Barbarenhorde, die Neutralen als Feiglinge behandelte, jeden unbedeutenden Vortheil zu einem großen Sieg aufbauschte, kurz nur die sprunghaften Eingebungen seiner Launen und Leidenschaften anerkannte. Jetzt ging er auf den Feind im Innern los: zuerst verlegte er sich darauf die ganze Beamtenhierarchie von oben bis unten zu säubern — denn kein garde champêtre konnte angestellt, kein débit de tabac verliehen werden, ohne daß vorher Gambettas Bewilligung eingeholt wurde; dann wandte er sich gegen das Parlament und hob gewaltsam alle conservativen Wahlen auf; denn auch eine Minorität war ihm unbequem. Selbst als Kammerpräsident ließ er die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung außer Acht und war unfähig seine Sprache zu mäßigen; auch konnte er sich nicht enthalten, konservativen Rednern vom Präsidentenstuhle aus ins Wort zu fallen. Wenn seine intellektuelle Befähigung zum Staatsmann eine geringe war, so mangelte es ihm noch mehr am staatsmännischen Temperament.

Das erstere beweisen seine Depeschen als Premierminister, das letztere seine Haltung in der Deputirtenkammer und mehr als alles sein Sturz. Hat er sich wirklich nach jener Zeit geändert, wie viele behaupten? Mit vierundvierzig Jahren ändert der Mensch sich nicht mehr leicht, weder moralisch noch intellektuell, und in Herrn Gambettas Worten und Handlungen läßt sich schlechterdings gar nichts entdecken, was auf eine Aenderung in Anschauung oder Gesinnung während der zehn Monate seit seinem Rücktritt schließen ließe. War er aber der Alte geblieben, so darf man wohl fragen, ob die Republik irgend große Ursache hat sein Verschwinden von der Bühne zu beklagen, wie traurig auch sein frühes und tragisches Ende sei. Muß man seinen Abgang nicht vielmehr als ein Glück betrachten? Es steht außer allem Zweifel, daß Gambetta, wäre er am Leben geblieben, trotz der Abnahme seiner Autorität, die durch die kurze Zeit seiner verantwortlichen offiziellen Regierung bedeutend gelitten hatte, ein zweites Mal ans Ruder gekommen wäre; seine zweite Regierung aber würde unfehlbar zu einem Kommunardenaufstand geführt haben; denn dieser Partei war er ganz besonders ein Dorn im Auge. Was die Folge gewesen wäre, ist klar: irgend ein General hätte die Revolte niedergeschlagen und die Diktatur an sich gerissen; die Republik hätte dem Namen nach fortbestanden, aber in Wirklichkeit wäre ein Militärdespotismus an ihre Stelle getreten.

Auch für Europa — ich bedaure es sagen zu müssen — kann Gambettas Verschwinden nur ein Vortheil sein. Nicht, daß es ihm wirklich gelungen wäre, auch in einer

zweiten Regierungsperiode, einen neuen Krieg herbeizuführen; denn dies hätte ihm sein eigenes Volk nie erlaubt. Aber seine bloße Gegenwart war ein willkommener Vorwand für jene periodischen Warnungen aus Varzin, durch die der Friede so oft und so peinlich gestört, wenn auch nicht wirklich gefährdet wird. Daß es gleichwohl früher oder später zu einem Revanchekrieg kommen wird, ist mehr als wahrscheinlich; aber vorher müssen die Augenzeugen des großen 70er Krieges vom öffentlichen Leben zurückgetreten und die Franzosen der Bierbankpolitik, mit der sie sich jetzt befassen, sowie der Mittelmäßigkeit von der sie sich regieren lassen, müde geworden sein; sie müssen das Regiment abermals den früher regierenden Klassen anvertraut haben, oder die Söhne der gegenwärtigen Parvenüs müssen in eine Art Tradition hineingewachsen sein; das Aufgelöste muß vorher wieder hergestellt sein, vor allem die Armee, von der jeder Franzose weiß, obgleich er es nicht eingestehen will, daß sie gegenwärtig weit entfernt ist von Kriegsbereitschaft. Mit andern Worten, dieses Jahrhundert wird keinen neuen Kampf an den Rheinufern mehr sehen; denn, wie schon gesagt, der Deutschenhaß ist zwar in Frankreich populär, aber der Krieg ist unpopulär, und dazu hat Niemand mehr beigetragen als Herr Gambetta.

III.

Pariser Arbeiterzustände.

(Nach Mittheilungen eines gewesenen Arbeiters.)

Le Sublime.

Es handelt sich hier nicht um Longin's περὶ ὕψους, an das freilich nichts in der Gegenwart erinnert, sondern von einem „Erhabenen", der — nicht das — neben uns lebt in Hunderttausenden von Exemplaren und dessen Beschreibung eine zwiefache „Aktualität" hat. Einestheils wirft die anonyme Schrift, von der hier die Rede ist,*) ein sehr helles Licht auf den Sozialismus und seine Ursachen; zweitens steht sie in Beziehung mit einem vielgelesenen Moderoman, der in allen Händen zu sein scheint und in den letzten zwei Jahren nahe an hundert Auflagen erlebt haben soll. Schreiber dieses hat zwar Herrn Emile Zola's „Assommoir" nicht gelesen, aber er hat doch darin geblättert; und als ein Freund ihm erzählte, Zola habe

*) Question sociale. Le Sublime ou le travailleur, comme il est en 1870 et ce qu'il peut être par D. P. Paris. Librairie internationale A. Lacroix, Verboeckhoven & Cie. 1870.

keineswegs, wie z. B. Maxime du Camp, aus persönlicher Berührung und nach Gerichts-, Polizei-, Hospital- und anderen amtlichen Akten das Arbeiterleben geschildert, sondern alle seine Kenntnisse von Sitten, Sprache und Ideenkreis der Pariser Arbeiter aus einem bereits vergriffenen Buche geschöpft, das den Gegenstand ex professo behandle, war er äußerst neugierig, dieses Buch kennen zu lernen. Es ist ihm auch gelungen, sich dasselbe zu verschaffen und er hat es mit hohem Interesse gelesen, sich vielfache Belehrung daraus erholt.

Das Buch erschien im Frühjahr 1870 zur Zeit des „liberalen Kaiserthums" und machte einiges Aufsehen, als — habent sua fata libelli — der große Krieg seine Wogen darüber ergoß und, obwohl schon Jahrs darauf die Commune die schauderhafte Illustration dazu lieferte und selbst die unglaublichsten Aussagen des anonymen Verfassers bestätigte, so scheint es doch nicht wieder aus dem Wirbel aufgetaucht zu sein. Ein besonderes Interesse erlangt es durch die Persönlichkeit des Verfassers. Dieser scheint Jahre lang selber Arbeiter, dann Werkführer gewesen zu sein, hatte sich aber, als er das Buch schrieb im Jahre 1869, schon seit geraumer Zeit zum Fabrikherrn aufgeschwungen. Seine Schreibweise verräth den Autodidakten in jeder Zeile. Seine Sprache ist nicht nur inkorrekt, sondern auch in bewundernswerthem Grade geschmacklos. Dazu wiederholt sich der gute Mann jeden Augenblick, weiß nie zwei Seiten lang bei der Stange zu bleiben; verwechselt die Bedeutung der Ausdrücke u. s. w. Noch charakteristischer aber ist seine Weise zu denken und zu fühlen. Er ist ganz Rationalist, in Religion, wie in

Moral und Politik. Die Nützlichkeit ist eine Göttin: von Ideal auch nicht eine Spur. Er ist ein überzeugter Republikaner und Demokrat und erkennt keinerlei Autorität an, die nicht vor dem Verstande — seinem Verstande — besteht. Das Gefühl der Ehrfurcht für Tradition ist ihm unbekannt. Alles, was vor der großen Revolution existirt hat, ist in seinen Augen eitel Lüge, Tyrannei und Knechtsinn; Ludwig XIV. „ein Genius der Etiquette, ein Organisator des Lakaienthums, ein Vielfraß in Perrücke". Nicht nur in der Verachtung der Könige und Aristokraten, der Kirche und der stehenden Heere, auch in dem Gleichheitskultus ist er ganz der französische Arbeiter geblieben, der er in seiner Jugend war. Er findet das Loos der arbeitenden Klassen, selbst wenn der Arbeiter fleißig und sparsam ist, hart und klagt die kaiserliche Regierung an, es durch den raschen Neubau von Paris und die daraus entspringende Wohnungsvertheuerung noch härter gemacht zu haben. Er kanzelt wohl auch die bösen Fabrikherren ab, welche den Arbeiter ausbeuten, keine menschliche Theilnahme für ihn zeigen, nichts zur Besserung seiner Lage, zu seiner Erziehung, zur Sicherstellung seines Alters beitragen. Kurz, wir haben es nicht mit einem „Aristo" zu thun, wie der Kunstausdruck heißt, mit einem Unterdrücker, einem Reactionär, mit Einem, „der sich vom Schweiße des armen Volkes mästet", sondern mit einem wohlwollenden Mann, der die Lage der Arbeiter aus persönlicher Erfahrung kennt, der die Energie und die Geschicklichkeit gehabt hat, sich hinaufzuarbeiten und jedem ehemaligen Gesellen den Weg zu gleichem Erklimmen der aussichtbietenden Höhe erleichtern möchte, einem Manne der äußersten Linken, der nicht

höher schwört als bei den „Menschenrechten" und die große Revolution, den Convent eingeschlossen, für die ruhmreichste That der Weltgeschichte hält.

Aus solchem Munde gewinnen natürlich die furchtbaren Enthüllungen über die Pariser Arbeiterzustände eine ganz andere Bedeutung, als wenn sie von einem conservativen Nationalökonomen ausgingen, dessen Angaben natürlich, da sich ja hier wenig mit statistischen Ziffern darthun läßt, als übertrieben, als parteilich, als vom Vorurtheil eingegeben, abgefertigt werden würden. Auch lasse ich für diesmal die psychologische und die philologische Seite ganz außer Augen, um nur die soziale in's Auge zu fassen: denn das Buch hat auch seine philologische und seine psychologische Seite. Letzteres versteht sich eigentlich von selbst: denn man kann die Sitten und die politischen Ideen einer Bevölkerung nicht schildern, ohne daß dabei etwas für den Seelenforscher abfiele; aber man könnte auch aus diesem Buche ein Wörterbuch des Argot zusammenstellen, dessen sich alle Pariser Arbeiter, die guten wie die schlimmen, gleicher Weise bedienen. Das gäbe nun zu den interessantesten Beobachtungen über die sprachbildenden Kräfte und das sprachbildende Verfahren unserer Zeit Anlaß. Der Einfluß, den die Mechanik und die Politik auf die Sprache gehabt, ist z. B. sehr merkwürdig; merkwürdiger noch diejenige Art von Phantasie und Witz, die heute Ausdrücke und Redensarten hervorbringt, verglichen mit der Art von Phantasie und Witz einer primitiven Landbevölkerung. Ich werde im Verlaufe dieser nothwendiger Weise sehr kurzen Analyse hier und da Gelegenheit finden, Beispiele aus diesem reichen — quantitativ reichen —

Sprachschatz anzuführen, und man wird sehen, daß hier die plattesten Abgeschmacktheiten hohlsten Wortwitzes sich neben äußerst treffenden Einfällen und phantastischen Ausdrucksweisen breit machen. Schon der Titel des Buches bedarf einer etymologischen Erklärung. Ein vielgesungenes Arbeiterlied beginnt mit folgender Strophe:

Enfants de Dieu, créateur de la terre,
Accomplissons chacun notre métier.
Le gai travail est la sainte prière
Qui plait à Dieu, ce sublime ouvrier.

Diese Verse werden nun vom lüderlichen Arbeiter in folgender, wenig prosodischen Weise travestirt:

Fils de Dieu, créateur de la terre,
Accomplissons chacun notre métier.
Le gai travail est la sainte prière.
Ce qui plait à Dieu, c'est le sublime ouvrier.

Daher die Gewohnheit, eine gewisse Kategorie von Arbeitern fils de Dieu (Göttersöhne), Andere die sublimes (Erhabenen) zu nennen, woraus dann sublimisme u. s. w. gebildet wird. Sehr verdienstvoll und wenig mühsam wäre es, alle Worte und Redensarten des Argot, welche sich in dem Buch finden und in den Anmerkungen erklärt sind, auszuziehen und zusammenzustellen; es würden wohl an 50 bis 100 Seiten herauskommen, aus denen man viel Belehrung schöpfen könnte, auch ohne das Buch selbst zu lesen, wenn man nicht den Muth hätte, den unmöglichen Stil und die ewigen Digressionen des Autors zu durchwaten oder kein Interesse für die darin beschriebenen Krankheitserscheinungen empfände. Man könnte nämlich

das kleine Werk füglich eine Pathologie des Pariser Arbeiterthums nennen. Doch enthält es auch einen therapeutischen Theil.

Die Sublimes scheinen, wenn man einer ungefähren Statistik unseres Gewährsmannes Glauben schenken darf, die große Mehrzahl des Pariser Arbeiterstandes auszumachen. Der Verfasser beschränkt sich zwar auf die Eisenindustrie — Mechaniker, Maschinenbauer, Schmiede u. s. w. — weil er darin aufgewachsen ist und darin lebt, sie also am genauesten kennt; aber er versichert, die Arbeiter dieser Industrie bildeten ein Siebentel des gesammten Pariser Arbeiterstandes, und die anderen sechs sähen diesem siebenten zum Verwechseln ähnlich — woran ich einigermaßen zweifeln möchte; denn meine Erfahrung in Frankreich hat mich gelehrt, daß die höheren Handwerke, welche mehr Geschick und eine gewisse Bildung erfordern, obschon — oder weil? — sie die bestbezahlten sind, die meisten schlechten Subjekte liefern. Jedenfalls handelt es sich hier nicht um Handwerksgesellen — Schuster, Schneider u. s. w., die in Paris auch in moralischer Hinsicht die Elite sind — sondern um höhere Fabrikarbeiter. Auf 100 Arbeiter nun rechnet Herr D. P. 40 ordentliche Arbeiter und 60 Sublimes. Jene zerfallen nach ihm wieder in drei Unterkategorien: wahre Arbeiter 10 Proc., ordentliche Arbeiter 15 Proc. und mittlere (mixtes) Arbeiter 15 Proc. Die Sublimes aber theilt er in fünf Rubriken, als in einfache Sublimes 20 Proc., entehrte Sublimes 7 Proc., wahre Sublimes 10 Proc., Gottessöhne 16 Proc. und Sublimes der Sublimes 7 Proc.

1) Der wahre Arbeiter ist Der, welcher mindestens 300 Tage im Jahre arbeitet, nie Schulden macht, kleine Ersparnisse besitzt, seine Frau achtet und über die Erziehung seiner Kinder wacht. Er ist immer reinlich gekleidet, hat nie Zänkereien mit seinem Arbeitgeber und wenn er einen Einwand zu machen hat, so thut er's mit Ruhe; auch ist seine Beschwerde fast nie grundlos. Viele unter diesen werden mit der Zeit Werkführer, manche begründen sogar ein eigen Geschäft. Der wahre Arbeiter liest eifrig die politische Zeitung und außer dieser die Revolutionsgeschichte, vornehmlich Lamartine's „Girondisten"; seine Kenntniß der neueren Geschichte schöpft er aus Louis Blanc's „Geschichte von zehn Jahren" oder der populären „Geschichte des 2. December". Er ist immer republikanischer Demokrat, wie's denn überhaupt höchstens 2 Proc. Arbeiter (unter den Mechanikern wenigstens) giebt, die nicht Demokraten wären; aber der wahre Arbeiter ist weder ein Communist, der Güter- und Weibergemeinschaft will, noch ein Sozialist, der „das Recht auf die Arbeit" verkündigt, noch ein Hébertist, der die „Regierung der Canaille" verlangt, sondern ein gemäßigter Demokrat und macht sich nicht zum Werkzeug von Volkstribunen dritten Ranges; er fehlt nie an der Wahlurne, geht aber selten in Volksversammlungen. Der Verfasser hat selber seine Arbeitszeit neben einem wahren Arbeiter begonnen. „Sohn eines Arbeiters, selber Arbeiter seit seinem dreizehnten Jahre, hat er Voltaire und Rousseau gelesen, wußte seinen ganzen Corneille auswendig .... Er kannte alle Politiker der Zeit .... Wir erinnern uns" — der gute Herr D. P. spricht immer nur von sich im **pluralis majestatis**, selbst

wenn er sich als Sprechender in einem Dialog mit Kameraden aufführt — „wir erinnern uns folgenden Urtheils: ‘Der Mechanikerverein’, sagte er uns, ‘hat 25,000 Fr. von der provisorischen Regierung erhalten; er wird nicht gedeihen. Warum? Er enthält zu viel Gesindel (fripouille) neben einigen guten Arbeitern . . . Ehe sechs Monate vergehen, werden sie sich die Nase abfressen.’ Und am 2. Dezember sagte er uns: ‘Dahin hat uns die Fripouille gebracht.’“

2) Der ordentliche Arbeiter arbeitet ebenfalls 300 Tage mindestens im Jahre. Er gleicht dem wahren in Allem, nur läßt er seine Ersparniß, wenn er eine hat, nie lange in der Sparkasse und bekümmert sich nicht viel um die Erziehung seiner Kinder. Er hat indeß nie eine Rechnung. Jeden Sonnabend legt er ein Drittel seines Lohnes, denn soviel beträgt seine Miethe, in eine Sparbüchse (tirelire), oft findet er auch mehr drinnen, wenn er sie am Verfallstage zerbricht; denn die Frau läßt oft heimlich einen Franken hineingleiten, den sie selber erarbeitet oder erspart hat. Er findet keinen Geschmack an Romanen, höchstens an denen Eugène Transpires (Sue-schwitzt) und zieht die Science pour tous vor: ein Wochenblatt, worin er lernt, daß Kartoffeln weniger nahrhaft sind als Brot und daß der Absynth zum Wahnsinn führt. Von Zeit zu Zeit läßt er sich wohl auch einmal verführen, „seiner Pumpe zwei Stöße zu viel zu geben“ — d. h. ein Glas über den Durst zu trinken. Aber seine Frau ist dann so unglücklich, daß er einsieht, daß „wenn man fünf oder sechs Bälge (mioches) hat, man mit der leinenen Flinte (dem Sack) und Zinn (Geld) um sie zu laden (mit Brot) auf die

Jagd gehen muß." Denn er hat einen großen Respekt vor seiner Frau und es ist eine bekannte Sache in der Werkstätte, daß „er seinen Rock mit Stecknadeln zuknöpft" (unterm Pantoffel steht). Er geht gern in Volksversammlungen und beklatscht die Redner, am liebsten aber ins Theater, namentlich ins „Drama". Meist treibt er noch ein Nebenhandwerk, z. B. das eines Portiers, das ihn nur Morgens und Abends beschäftigt und das seine Frau den Tag über versehen kann. Denn „Paris ist die Stadt der Welt, wo am meisten gearbeitet wird" sagt unser Autor mit vollem Recht.

3) Der mittlere Arbeiter. Auch er arbeitet 300 Tage im Jahre, aber als Maximum, nicht als Minimum; denn er macht manchmal einen blauen Montag und sucht dann seiner Frau, die die Kasse führt, irgend einen Bären aufzubinden, um ihr den Ausfall zu erklären. Auch trinkt er sich am Zahltag wohl einen Spitz an; doch geht's selten über den dritten Grad: das „Landschwefelholz". Nie sieht man ihn im fünften Grad, „im Telegraphenposten" (so genannt wegen des Dröhnens in den Porzellanglocken des Telegraphen und dem Ohrensausen des Betrunkenen). Seine Hauptvergnügen sind die Paraden, Illuminationen, Staatsfeste; er liest wenig; aber er geht gerne in die Museen. Die Bildergalerien sind in den Augen unseres Verfassers das beste Bildungsmittel für den Arbeiter. „Ihm ist der Gegenstand Alles. . . . Er geht gleichgültig vor der eingeschlafenen oder badenden Venus vorbei und weiß zu finden, was ihm gefällt: eine Inquisitionsscene, eine Mutter, die ihr Kind beweint, eine Ueberschwemmung, eine Hungersnoth. Mag das Bild immerhin eine „Kruste" sein: wenn

der Arbeiter es verstanden hat, ist er ergriffen.... Allons, Ihr Herren Maler, werdet etwas mehr Geschichtsmaler, stellt das große revolutionäre Epos dar ... Erhebt uns durch Eure Gedanken. Es werden immer genug dableiben um uns Venusse, Psychen, Heilige und Kreuzabnahmen zu malen." Der mittlere Arbeiter wohnt, so lange er ledig ist, in einem möblirten Zimmer; meistens aber lebt er mit einer Arbeiterin oder ehemaligen Kammerjungfer. Die Dame heißt ein crampon, eine Klammer. Doch wird aus dem collage (dem Klebenbleiben) oft eine gesetzliche Ehe. Der mittlere Arbeiter ist im Ganzen genommen ein guter, etwas schwacher Mensch. Mit ihm aber sind wir auch fertig mit den guten Elementen, die, wie gesagt, vier Zehntel der gesammten Masse ausmachen.

4) Der einfache Sublime, der mit den zwei vorhergehenden Kategorien das Hauptkontingent zu den Volksversammlungen liefert, arbeitet höchstens 200—225 Tage im Jahr. Er ist immer verschuldet, zahlt oft seine Miethe nicht, rechnet sich's zur Ehre an, wenn er einen Verwandten, seinen Arbeitgeber oder den Weinwirth prellen kann. Er wechselt vier bis fünf Mal im Jahr die Werkstatt. Jeder Zufall ist ihm ein willkommener Vorwand, die Arbeit auszusetzen. Wenn er nichts mehr hat, empfindet er indeß wohl einen moralischen Katzenjammer und faßt gute Vorsätze, die aber nie ausgeführt werden. Schon am Zahltag trinkt er seine vier Liter, ehe er in die Tôle (nach Hause) geht. Macht ihm seine Frau oder Geliebte Vorwürfe, so läßt er sie wohl auch „ein holpriges Tedeum singen", d. h. er prügelt sie; aber er bereut es bitterlich am nächsten Morgen. Er wohnt fast immer in einem

möblirten Zimmer bei einem „Schlafhändler", wenn er allein lebt; hat er eine Gefährtin, so verkauft er ihr oft die Möbel hinterm Rücken. Am Sonntag hält er sich ruhig; aber den Montag verbringt er mit Kartenspiel, Billard, raisonnirt über die Arbeitgeber, schwätzt Politik und betrinkt sich regelmäßig. Auch nimmt er die Arbeit nicht wieder auf, so lange er noch einen Heller hat. Am Sonnabend hat er sozialistische Theorien über die Kapitalisten, die sich mit seiner Arbeit bereichern; am Dienstag sagt er sich: freilich, wenn ich alle sechs Tage gearbeitet hätte, so hätte ich das Doppelte gehabt. „Diese Einkehr in sich selbst ist der Punkt, der ihn vom wahren Sublime unterscheidet." Der Sublime trägt stets den Kittel (Blouse) und sieht einen Aristo in Jedem, der einen Rock trägt. Er giebt sich für einen Republikaner aus und frondirt stets die Regierung; aber im Grunde ist seine ganze Opposition gegen den Fabrikbesitzer gerichtet, der ihm nicht genug zahlt, und gegen den Hauseigenthümer, der ihm zuviel abnimmt. Der Sublime liest nie.

5) Der entehrte Sublime begreift drei Abarten in sich: den „Hecht" (brochet) oder Kuppler, der angefangen hat, von einer Geliebten, deren Liebe er mit Vielen theilt, Geld anzunehmen und dann immer tiefer gesunken ist; den Unredlichen, der erst das Werkzeug eines Kameraden, dann dessen Geld gestohlen, ein- oder zweimal verurtheilt worden ist, was er natürlich zu verbergen sucht, und selten oder nie, selbst wenn er auch auf Monate geheilt und fleißig zu sein scheint, wieder dauernd auf den rechten Weg kommt; und den Gefährlichsten von Allen, den Herabgekommenen. Er ist ein Mann, der bessere Tage gekannt, eine höhere

Erziehung genossen und nach mehrfachen Bankerotten endlich in einer Werkstatt gescheitert ist. Er ist es, der durch Schmeichelei die redlichen Arbeiter zu Prozessen und Ausgaben verführt, ihnen durch seine gewählten Reden imponirt und ihnen ihre Ersparnisse im Kleinen abnimmt. Alle drei Abarten des ehrlosen Sublime bilden übrigens zusammen nur sieben Hundertstel aller Arbeiter: auch sie arbeiten nur 200—225 Tage im Jahre.

6) Der wahre Sublime arbeitet nie mehr als 170 Tage im Jahre, etwa drei in der Woche. Er ist fast immer betrunken, und zwar betrinkt er sich nicht in Wein, wie die mittleren Arbeiter und einfachen Sublimen, sondern in Branntwein, oft in Vitriol — „poivre d'assommoir" — man weiß, daß das Assommoir der Todtschläger, der Knüttel, eine Schenke niedersten Ranges bedeutet. Dort hat er ein großes Glas Feuerwasser für zwei Groschen, und man kann sich denken was es ist. Er verträgt überdies wenig und oft fangen ihm nach einem „Fische" ($^1/_5$ Liter) schon „die Klappen zu speien" an (ses soupapes crachent). Er ist fast immer arbeitsunfähig und nur ein Schluck kann ihn wieder auf Augenblicke aufrichten; allein er zahlt diese künstlichen Stärkungsmittel mit einer dauernden Verschlimmerung seines Zustandes, meist mit einem frühen und gräßlichen Tode. Der wahre Sublime fängt oft als ein sehr geschickter Arbeiter an, dem Alles leicht von der Hand geht, und seine frühen Erfolge, die stets mit einem Glase gefeiert werden, sind fast immer die erste Ursache seines Herabkommens. Er ist ein gewaltiger Renommist, im Grunde aber feig, obschon seine Muskelstärke oft seinen Ruhm begründet; öfter freilich auch dankt er ihn seinen Helden-

thaten im Trinken. „Die Faulheit, die Pose und die Soulographie (Völlerei) sind das Gepäck der Sublimen.“ Er wird nur muthig, oft auch grausam, wenn er in Massen ist, wie bei Aufständen und dergleichen. Er liest natürlich nie, hört aber aufmerksam auf die Predigten des

7) Gottessohnes. Dieser ist geistig nicht so heruntergekommen als der wahre Sublime: auch arbeitet er mehr, etwa 260 Tage im Jahre; er ist reinlich, trägt einen Ueberrock, ist meist ein ausgezeichneter Arbeiter; er liest täglich seine Zeitung und ist ein großer Redner. Er setzt seinen Stolz nicht wie der wahre Sublime darein, ein Jahrmarktsherkules zu sein; sondern giebt sich für einen Propheten, Patrioten, Tribunen. Wenn er sich betrinkt, so geschiehts nicht stehend vor dem Schenktisch, wo die gewöhnlichen Sublimen sich ihre Nase stechen (ihren Rausch holen), sondern gemächlich am Tische des Hinterstübchens eingerichtet. Seine Schulden zahlt er selten und wird grob oder gar thätlich, wenn der Gläubiger drängt. Er ist ein fanatischer Theoretiker der Emeute und der Revolution, spricht immer wie ein düsterer Apostel nnd ist ein bewußter Heuchler, was ihn nicht verhindert, höchst leidenschaftlich in seinen sogenannten Ueberzeugungen zu sein, überall Verräther zu sehen in Jedem, der ihm nicht zu Willen ist, der seine Ansichten nicht theilt, einen Verräther zu denunciren. Der Gottessohn bildet den eigentlichen Kern der geheimen Gesellschaften. Er ist fast immer ledig, manchmal lebt er mit einer Geliebten. Die Gottessöhne kommen oft untereinander zusammen, um Politik zu sprechen, die Karte von Europa umzugestalten u. s. w. Er giebt sich als ein höheres Wesen und hat gerade deshalb einen großen Ein-

fluß auf die Masse der Arbeiter, die er ausbeutet. Er liest Victor Hugo und Louis Blanc. Er hat sich ein ganzes Wörterbuch hochtönender Phrasen gemacht, die gewaltig imponiren: er ruft ohn' Unterlaß „die Riesen von 93“ an; in Augenblicken der Revolution hat er eine ungeheure Macht: Hunderte folgen seiner Stimme, seiner Handbewegung, wenn er sie gegen den „Stahl in Stangen“ (die Kerntruppen) führt.

8) Noch schlimmer ist der Sublime der Sublimen, der eigentlich schon mehr als Arbeiter ist, auf dem Comptoir beschäftigt wird, mit Journalisten und sogar mit Deputirten in Beziehung steht. Er begnügt sich nicht mit Schlagworten, wie der Gottessohn; er heckt selber sozialpolitische Theorien aus. Er hat gewöhnlich sehr viel gelesen, selbstverständlich ohne es verdaut zu haben; er hält sich ganz dazu befähigt, Abgeordneter zu werden und wird es auch gelegentlich. Er ist weniger heftig als der Gottessohn, der seinen Hauptumgang ausmacht und, da er gebildeter ist, raisonnirt er auch etwas besser. Er macht vorzugsweise in europäischer Politik; in inneren Fragen beschränkt sich seine Theorie auf die Nothwendigkeit der sozialen Revolution, um aus den Arbeitern die herrschende Klasse zu machen, da alle Anderen Drohnen oder Feignants sind.*) Er eifert gegen den Pöbel, die Soutane und die

*) Das Volk spricht nur feignant, nicht fainéant — eine absurde orthographische Rechtstellung, welche die Akademie eingeführt und durchgeführt hat: wer in französischer Gesellschaft feignant ausspricht, wird für einen ganz Ungebildeten aus dem Volke angesehen. Und doch hat das Volk Recht. Wäre die akademische Etymologie die richtige, so hieße das Wort fairien wie vaurien, nicht fainéant.

Toga (Richterstand), alle Regierenden, auch die Republikaner, sind ihm Ehrgeizige, die sich die Taschen vollstopfen; seine Beredsamkeit — und er ist der Hauptredner der Volksversammlungen — ist hauptsächlich gegen die „Verdächtigen“ und „Moderantisten“ der eigenen Partei gerichtet. Der Sublime der Sublimen ist reinlich, ja ausgesucht in seiner Kleidung; seine Geliebte ist meist eine Rouchie (Lorette), welche von irgend einem béquillier (alten Financier) unterhalten wird und in eigener Kalesche ins Bois fährt. Vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre ist er ein Don Juan der öffentlichen Bälle. Nach dem dreißigsten möchte er sich gerne verheirathen, findet aber die Tochter eines Arbeiters unter seinem Stande; eine Bürgerstochter kann er nicht bekommen, weil er keinen guten Ruf hat und nichts mitbringt, im kleinen Bürgerstand aber das „Schaukelsystem“ (bascule), wonach Braut und Bräutigam dieselbe Mitgift bringen müssen, aufs strengste eingehalten wird. So heirathet er am Ende seine Rouchie, die ihn unterhält, oder eine Köchin, die ihm sein Essen zusteckt. Er ist ein Unverstandener, ein Pechvogel; es ist die Schuld der Gesellschaft, der Regierung, wenn nichts aus ihm geworden ist u. s. w. Er ist der Hauptvirtuose in dem unausgesetzten Hervorbringen des Argots und seine Wortschöpfungen zeichnen sich durch besondereren Witz und eine gewisse Recherche aus. Er ist ein großer Kunst- und Musikkritiker, sein Urtheil macht und zerstört die Repu-

---

Meiner Ansicht nach ist das Wort desselben Ursprungs wie das italienische infingardo, d. h. feignant, sich krank, müde stellend, thuend als ob man nicht gehört habe u. s. w.

tation der Sängerinnen der Cafés chantants. Er arbeitet selten im Atelier, sondern fast nur daheim.

Dies die acht Typen des Pariser Arbeiters, von denen der des einfachen Sublime der zahlreichste ist. Die beiden ersten — der wahre und der gewöhnliche Arbeiter, sowie der Gottessohn nehmen zusehends ab; der mittlere Arbeiter und der einfache Sublime, vor Allem aber der Sublime der Sublimen, nehmen bedenklich zu.

Manchen Gottessöhnen und Sublimen der Sublimen gelingt es, Dank ihrer größeren Intelligenz und Bildung, oder einer kleinen Erbschaft, selbst ein Geschäft zu gründen. Entweder werden sie dann gewahr, daß mit ihren Theorien kein Geschäft gedeihen kann; in dem Falle tritt eine heftige Reaction ein: sie werden schlimmer als alle ihre früheren Arbeitgeber und was in der Kunstsprache patrons féroces genannt wird; oder sie fahren fort ihre Arbeiter unter den Sublimen zu wählen, weil diese schneller zu arbeiten pflegen und meist anstelliger sind, als die gewöhnlichen Arbeiter, zum Theil auch aus Gewohnheit und Kameradschaft; in dem Falle sind sie natürlich bald bankerott und werden selber wieder Arbeiter.

Die Frauen der Arbeiter gleichen meist ihren Männern. Die der guten Arbeiter suchen sich einen Nebenverdienst als Büglerinnen oder Nätherinnen und tragen zum Unterhalt der Familie bei; sie sind meist vom Lande, und zwar von demselben Orte wie ihre Männer, denen sie eine große Stütze sind. Die Weiber der Sublimen dagegen tragen wohl auch zum Unterhalt des Hauses bei, aber auf andere Weise: fast alle prostituiren sich oder machen die Kupp=

lerinnen. Die meisten Freudenmädchen enden als Frauen von Sublimen. Kann ein solcher mit seiner Frau kein Geld mehr verdienen und hat er eine Tochter, so muß Die das Nöthige einbringen. Wohl giebt es auch gute, brave Frauen von Sublimen, die sich abarbeiten für ihre Taugenichtse von Männern: sie treiben eigenes Geschäft als Wäscherinnen, Gemüsehändlerinnen u. s. w. Viele sind grenzenlos unglücklich und leben von Almosen. Manchmal begleiten sie am Sonnabend ihren Mann, um die Zahlung zu überwachen, folgen ihm aber leider auch mit Kind und Kegel in die Kneipe; ja, viele Frauen folgen auch dem Beispiel des Mannes im Trinken. Die Zahl der weiblichen Trunkenbolde hat in schreckenerregendem Maße zugenommen.

Die Schule, wie der Hauptschauplatz der Thätigkeit der Sublimen ist die Schenke, genannt Assommoir oder Todtschläger, Senat, Pfeffermine u. s. w. u. s. w. Es würde uns zu weit führen, alle die Gespräche und Auftritte dieser Bühne hier aufzuführen, die zahlreichen Anekdoten nachzuerzählen, mit denen unser Verfasser die analytische Darstellung seines Gegenstandes erheitert oder doch gewürzt hat, die Gedichte zn citiren, die er zum Besten giebt; noch weniger können wir hier auf die von ihm vorgeschlagenen Heilmittel eingehen; es möge genügen, letztere in zwei Worten zu charakterisiren.

Der Verfasser des „Sublime“ ist ein großer Gegner des stehenden Heeres, der auf Staatskosten besoldeten Geistlichkeit, der Justiz, wie sie ist: er möchte Landwehr, von den Gläubigen erhaltene Priester und Kirchen, gewählte Richter und Unentgeltlichkeit der Gerichtsbarkeit. Man

sieht, er hat auch die Volksversammlungen besucht und die demokratischen Zeitungen gelesen. Ernster muß man ihn nehmen, wo er aus eigener Erfahrung spricht. Er möchte die Lehrzeit in den Fabriken und großen Werkstätten durchaus abgeschafft wissen: sie ist seiner Ansicht nach die eigentliche Pflanzschule des Sublimismus. Er verlangt Volksschulen, Gewerbeschulen, Vereine der ehemaligen Gewerbeschüler, nachdem sie ins thätige Leben getreten. Die guten Arbeiter sollten schon jetzt Syndikate bilden, die mit ähnlichen Syndikaten der Arbeitgeber über alle streitigen Fragen zu verhandeln und vor Allem den Arbeitseinstellungen vorzubeugen hätten: diese Syndikate sollten Handwerksbücher ausgeben können, ohne welche der Arbeitgeber allen möglichen Täuschungen ausgesetzt ist. Der Rath der Prudhommes, welche bekanntlich eine Art Friedens- und Versöhnungsgerichtsbarkeit ausübt, müßte weiter entwickelt, seine Befugnisse ausgedehnt, auch Arbeiter darin aufgenommen werden. Auch die Genossenschaften, nach Schultze-Delitzsch's Vorgang, werden auf's Wärmste empfohlen, alle Associationen mit sozialistischen Grundsätzen auf das Entschiedenste bekämpft. Kein Trunkenbold dürfe in solche Vereine aufgenommen, jedes Mitglied, das dem Trunke verfiele, ausgestoßen werden: ebenso die Ungehorsamen, diejenigen, die sich Thätlichkeiten zu Schulden kommen lassen, vor Allem, wer nur immer auf einer Unredlichkeit ertappt worden. Lebensversicherungsanstalten, gegenseitige Hülfsgenossenschaften müssen das Uebrige thun, um den ehrlichen und fleißigen Arbeiter gegen Krankheit, Alter und andere Arbeitsunfähigkeit zu schützen. Das Meiste wird die Vervollkommnung des Maschinenwesens thun, um die körper-

und geistlähmende Arbeit zu erleichtern, und so von körper- und geisttödtenden Erholungen abzuhalten.

Den wahren Punkt des Räthsels und der Aufgabe, die zu lösen ist, scheint mir der Verfasser aber nicht gesehen zu haben. Dieser Punkt ist die Ausfüllung der Muße Ungebildeter oder Halbgebildeter, die stets Ungebildete oder Halbgebildete werden bleiben müssen. Je größer die Mußezeit wird, desto schwieriger das Problem. Ich erinnere mich, Glasarbeiter gesehen zu haben, welche in drei Tagen ihre 100 Fr. verdienten und sie in vier Tagen verpraßten auf Kosten ihrer Gesundheit und Zukunft. Dagegen helfen keine Mäßigkeitsvereine, Theeclubs, Volksbibliotheken, Kirchen und Vorlesungen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Punkt auszuführen; aber andeuten darf ich, daß, so lange man dem Arbeiter keine wenig ermüdende und nicht ganz uneinträgliche Nebenbeschäftigung für seine freie Zeit verschaffen kann, derselbe stets der Versuchung der Wirthshäuser oder der Politik ausgesetzt sein und erliegen wird.

Herr D. P. hat uns nur ein Bild von den Pariser Zuständen und von einem Zweig der Industrie gegeben. Die Sachen mögen sich fern von der Hauptstadt und ihren geistigen wie sittlichen Versuchungen, in Manufakturzweigen, die weniger Intelligenz und Geschick als der Maschinenbau und was damit zusammenhängt erfordern, unter wohlfeileren Lebensbedingungen, in den Fabriken, wo Weiber und Kinder mitarbeiten — etwas anders gestalten: in den Grundzügen sind die Arbeiterverhältnisse in Rouen und Lille, in Lyon und Roubaix, in Saint-Etienne und Turcoing wohl den Pariser Zuständen

ähnlich; und es hat mir scheinen wollen, als ob solche Mittheilungen eines ehemaligen Kameraden und überzeugten Demokraten lehrreich genug seien, um die Aufmerksamkeit aller derer darauf zu lenken, welche den Herrscher der Zukunft kennen zu lernen wünschen und welche über die Mittel nachdenken, denselben, noch ehe er zur Herrschaft gelangt, zu zähmen und in weniger unheilvolle Lebens- und Denkgewohnheiten hinüberzuleiten.

IV.

Karl Hillebrand.

Geboren zu Gießen den 17. September 1829, gestorben zu Florenz den 18. Oktober 1884.*)

Von dem Werthe des Schriftstellers zeugen seine Bücher; was für ein herrlicher Mensch er gewesen, das wissen die, welchen sein Auge geglänzt, sein Mund gelächelt hat. Darum wird sich der Freund gestatten dürfen, ihn so zu schildern, wie er ihm aus den Erinnerungen vieler gemeinsam verlebter Stunden vor der Seele steht.

Es sind beinahe zwanzig Jahre, daß ich Karl Hillebrand kennen lernte: 1865, in Florenz, bei der großen Dantefeier. Auf der Piazza di Santo Spirito ordnete sich der Festzug, in welchem er, der Professor der modernen Literaturen an der Fakultät von Douai, als einer der offiziellen Vertreter der Université de France zu erscheinen hatte. Ich vertrat nichts als mich selber; aber als ich ihm vorgestellt wurde, begrüßte „der Fran-

*) Dieser Nachruf wurde unmittelbar unter dem Eindruck der Todeskunde geschrieben und in der Zeitschrift „Die Nation" vom 29. November, 6. und 13. Dezember 1884 veröffentlicht. Auf den Wunsch des Verlegers erscheint der Aufsatz hier noch einmal mit einigen wenigen Veränderungen und kurzen Zusätzen und will heute wie von Anfang an nicht sowohl eine Würdigung des Schriftstellers als eine persönliche Erinnerung an den Dahingegangenen darbieten.

zose" den deutschen und hessendarmstädtischen Landsmann mit herzgewinnender Freundlichkeit. Er stand damals in der Blüthe des ersten Mannesalters: eine hohe schlanke Gestalt, bestimmt im Auftreten, geschmeidig in der Bewegung, ein länglicher, leise nach vorn geneigter Kopf mit aschblondem Haar und Vollbart, edlem Profil, hellen graublauen Augen, aus denen Güte strahlte und ein Schalk winkte, — im Spiel der Mienen, im Lächeln, in der fließenden Rede heiter und maßvoll, bequem und sich beobachtend, in der Kleidung von der unaufdringlichen Eleganz, die Polonius dem nach Paris ziehenden Sohne empfiehlt, die ganze Erscheinung wohlgefällig und auffällig als seltene Vereinigung germanischer Männerschönheit und jener aus Haltung und Gehenlassen gemischten „tournure", welche Goethe den Deutschen abspricht.

Wir sahen uns in den folgenden Jahren wieder. In jedem Spätsommer brachte er seine Ferien in Florenz zu, ohne die toskanische Septemberhitze zu scheuen. Diesen Liebhaber der Renaissance und des achtzehnten Jahrhunderts ruhten nicht der Ozean und die Alpen, sondern der cypressengekrönte Hügel von Monte Oliveto und die Villengelände der Medizäer aus. Sein erstes Buch, eine Monographie über „Dino Compagni," und die in den sechziger Jahren entstandenen „Études historiques et littéraires", Essays über Dante, Macchiavelli, die Komödie des Cinquecento, waren florentinische Studien. Und bald sollte Florenz, die Stadt, in deren Vergangenheit und Gegenwart er so gut zu Hause war, sein letzter und liebster Wohnort werden.

Er hatte zwanzig Jahre in Frankreich gelebt. Der aus den Kasematten von Rastatt entflohene studiosus juris war Professor der Literatur, das Gießener Kind ein französischer Kritiker geworden, der neben Cousin, Renan, Taine für die „Revue des deux mondes“ und das „Journal des débats“ schrieb. Um dahin zu gelangen, hatte er einen mühevollen Weg zurückgelegt, hatte er noch einmal die Gymnasialfächer nach französischer Methode durchnehmen, das französische Abiturientenexamen bestehen müssen, hatte er das politische Bürgerrecht Frankreichs, hatte er dessen sehr viel unzugänglicheres sprachliches Bürgerrecht erworben. Alles, was er bis 1870 veröffentlichte, war französisch geschrieben.*) In was für einem Französisch, das wird durch die Thatsache bezeugt, daß gleich eine seiner ersten Schriften, eine um einen Preis der Akademie von Bordeaux werbende Abhandlung über das Lustspiel als Kunstwerk, zumal auch um der Reinheit und Anmuth des Stils willen gekrönt worden war. Ueber einen Gegenstand

*) Außer dem „Dino Compagni“ (1862) und den „Études“ (1868) sind noch zu nennen: die mit einer selbständigen, sehr umfangreichen Einleitung versehene Uebersetzung von Otfried Müller's griechischer Literaturgeschichte (1865), die zuerst im Journal des débats erschienenen, dann als Buch unter dem Titel „La Prusse contemporaine“ gesammelten Aufsätze (1867), die Schrift „De la Réforme de l'Enseignement supérieur“ (1868), welche die Frucht eines in amtlichem Auftrag unternommenen Besuches Deutschlands und seiner wissenschaftlichen Anstalten war, endlich die im Jahre 1870 in der Revue des deux mondes begonnene, durch den Krieg abgebrochene Veröffentlichung einer Reihe von Essays „La Société de Berlin de 1789—1815.“

der exakten Wissenschaft in einer fremden Sprache zu schreiben, ist nicht gar schwer; mit Geduld und einem Wörterbuch macht man sich dafür die erforderlichen Ausdrücke zu eigen. Die tausend Töne und Halbtöne der literarischen Sprache zu beherrschen, dazu gehört ein unendliches Studium, mehr als das, ein Stück Leben. Hillebrand hatte es daran gesetzt und mit einem Erfolg wie vielleicht nur ein Deutscher vor ihm, wie Grimm, der literarische Korrespondent der Kaiserin Katharina. Und doch Alles dies, alle die in Frankreich erworbenen Rechte, nur in Frankreich zu verwerthenden Besitzthümer, den Lehrstuhl in Douai und das reiche Leben in Paris — wo er wohnte, indessen er nach Douai nur allwöchentlich zum Halten seiner Vorlesungen hinüberfuhr — diese ganze französische Existenz, die Errungenschaft zweier arbeitsvoller Jahrzehnte, die Anwartschaft auf die Vortheile und Ehren, welche an der Seine das literarische Verdienst belohnen, Alles das gab er auf, als der Krieg von 1870 ausbrach. Es ist nicht wahr, was auch nach seinem Tode wieder in einigen Zeitungen behauptet worden, daß die Wuth des nationalen Hasses ihn in jenen Tagen über die Grenze getrieben; er suchte gleich damals diese Fabel durch eine öffentliche Erklärung aus der Welt zu schaffen.*) Nicht als Verfolgter oder Verwiesener ging er aus dem Lande weg, wo er eine zweite Heimath, Stellung, Ansehen gefunden, wo er nahe Freunde

*) Dieselbe mag dadurch veranlaßt worden sein, daß er, im Begriffe, Frankreich zu verlassen, in Lille von einem fanatisirten Haufen als „preußischer Spion" angehalten und arg bedroht wurde.

sich allezeit bewahrte; er verließ Frankreich mit Wehmuth und Bedauern, aber freiwillig, aus eigenstem Entschluß, weil er Angesichts der großen Völkerentscheidung sich als Deutscher fühlte.*)

Er ging nach Florenz, dessen Menschen, Bücher, Kunstwerke ihn als guten Bekannten empfingen. Zunächst freilich durfte er nicht an die ruhige Fortsetzung seiner Lieblingsstudien denken; er hatte vor Allem sich einen neuen Erwerb zu schaffen. Italien bereitete sich gerade zu dem Diminutiv-Feldzug vor, der mit der Eroberung Roms endete. Die „Times“ forderten Hillebrand auf, als ihr „special correspondent“ das Heer des Generals Cadorna zu begleiten. Ich als Korrespondent einer deutschen Zeitung schloß mich ihm an, und da das Londoner Blatt ungefähr fünfzehnmal so gut zahlte als das deutsche, so war er im Stande, im eignen Gefährt dem italienischen Hauptquartier zu folgen und mich als Gast mitzunehmen. Sie ist mir unvergeßlich geblieben die wundervolle Woche, die wir unter dem blausten Himmel in der kriegerisch belebten Einöde der Campagna verbrachten, den Tag über im Wagen sitzend, Berichte schreibend, an einer feld- und wüstenmäßigen Kost unsern Appetit stillend, indessen unsere Augen sich am Anblick des Soracte, der Aquäducte, der ruhig im

*) Hinterher ist ihm dies allerdings von der würde- und verständnißlosen Rancüne einiger Franzosen als ein Unrecht verdacht worden, und jüngst noch hat dem kaum Verstorbenen Herr Rothan in seinem Buche „L'Allemagne et l'Italie 1870—1871“ Angriffe ins Grab nachgesendet, welche schwerlich entschuldbarer sind als jener wilde Ausbruch des Liller Pöbels.

Aether schwebenden Peterskuppel weideten, — dann Nachts in einem der nahen Gebirgsstädtchen, in Castelnuovo di Porto, Monterotondo oder Tivoli einen kurzen Schlaf genießend; denn an jedem Morgen eilten wir noch vor Sonnenaufgang wieder hinunter, um nur ja nicht die für jeden neuen Tag neu angesagte Beschießung der ewigen Stadt zu versäumen. Endlich am zwanzigsten September, wurde vor unsren Augen die Bresche bei Porta Pia geschossen; mit den ersten italienischen Truppen zogen wir ein, nicht ohne uns zu gestehen, daß bei dieser großen historischen Tragödie der Zerstörung der weltlichen Papstherrschaft die Scenerie großartiger war als die Handlung.

Das Jahr 1871 verbrachte ich noch in Florenz, und wenn es mir auch nicht mehr so gut wurde, wie vor Rom ganze Tage vom Morgen bis zum Abend sein Gespräch zu genießen, so sah ich ihn doch viel, zumal im Hause der ausgezeichneten Frau, die später seine Gattin wurde. Aus unsren damaligen Unterhaltungen ist mir zumal erinnerlich, mit welcher Klarheit er erkannte, daß Deutschland nicht ungestraft unter seinen Lorbeeren wandeln werde, daß der Wellenschlag eines gewaltigen öffentlichen Lebens die stillen Heiligthümer, in welchen keinem andern Gotte gedient worden als der Wahrheit, überfluthen, jedenfalls auf lange Zeit die gelassenen Stimmen ihrer Priester überbrausen müsse.

Das nun folgende Jahrzehnt, während dessen ich den Freund selten sah, war der Sommer seines Lebens. Ernte auf Ernte reifte. Zur politisch-journalistischen Schriftstellerei hatte er nur als zu einer Aushülfe ge-

griffen; auf die Dauer konnte sie ihm nicht genügen. Einige wenige Jahre war er der italienische Korrespondent deutscher Blätter, namentlich der „Allgemeinen Zeitung“. Eine von ihm selbst geschaffene periodische Veröffentlichung, die „Italia“, welche in einem alljährlich erscheinenden Bande, theils von Deutschen, theils von Italienern geschrieben, die beiden Völker nicht nur politisch, sondern auch innerlich einander näher bringen sollte, brachte es auf vier Jahrgänge; das Unternehmen hatte zu weite Absichten und wendete sich an einen zu engen Kreis, als daß es mehr als einen Ehrenerfolg hätte haben können. In den ersten Jahren des florentinischen Aufenthalts würde Hillebrand eine von italienischen Freunden für ihn geplante Berufung an das dortige „Istituto di Studi superiori“ gerne angenommen haben; allein die Verhandlungen zogen sich hin, und als sie schließlich gedeihen wollten, griff er nicht mehr zu. Es war ihm mittlerweile gelungen, als freier Schriftsteller den festen Grund zu gewinnen, den er brauchte. In kürzester Zeit hatte er sich eine große und anhängliche Leserschaft in Deutschland erobert: eine Leistung, die, wer die Widerstandskraft unseres Publikums kennt gegen Schriftsteller, welche weder lehrhaft noch sentimental sind, für gewaltiger erklären dürfte als jene Bresche in die lockere Mauer der päpstlichen Stadt.

Das Erste, was Hillebrand deutsch für Deutsche schrieb, war eine Reihe von Artikeln, die zuerst in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ erschienen und in Buchform unter dem Titel „Frankreich und die Franzosen“ eine große Verbreitung fanden. Im Laufe der

siebziger Jahre brachten dann die „Rundschau“ und andere Zeitschriften jene lange Reihe historischer, biographischer, kritischer, „praktischer“ Essays, welche ihm den Beifall und die Dankbarkeit unserer anregbarsten, geschmackvollsten Leser eintrugen. Viele, nicht alle diese Artikel — die bald eine wichtige oder merkwürdige Erscheinung der deutschen, französischen, englischen, italienischen Literatur und Sittengeschichte, bald eine bedeutende oder einflußreiche Persönlichkeit neuerer oder neuester Epoche zum Gegenstand oder Anlaß hatten — sind zu einem Sammelwerk vereinigt worden, das den Namen „Zeiten, Völker und Menschen“ trägt. Der Name ist insofern nicht glücklich gewählt, als er etwas allgemein klingt; aber es war richtig, diesen Studien über mannigfache Probleme der Literatur und des Lebens eine zusammenfassende Bezeichnung mitzugeben; denn die Mannigfaltigkeit ist nicht Buntheit, der Kreis der Stoffe ist ein begrenzter, und ein und derselbe Geist, ein Gedanke durchdringt sie alle: der Gedanke, durch die Vergleichung der Epochen und Länder des Lesers Auge und Sinn zu öffnen für das allgemein Menschliche; an der Begrenztheit der Jahrhunderte, der Nationen, der Individuen die große Lehre der Duldung und Mäßigung zu erweisen. Wenn in einem der Bände die Frage erörtert wird, ob solche Artikel überhaupt des Sammelns und Wiederveröffentlichens werth seien, so mag mehr als ein Leser den Kopf geschüttelt und den Autor einer Bescheidenheitssünde geziehen haben. Es war indessen vermuthlich doch nicht bloß Hillebrands echte Bescheidenheit, welche ihn veranlaßte, in solcher Weise das Maß

seiner Daseinsberechtigung vor allem Volk zu erörtern. Gerade weil er so lange im Ausland gelebt, kannte er seine Landsleute sehr gut; er wußte, daß sie, zum Unterschiede von den Franzosen, einen Schriftsteller mehr auf das Was als das Wie seiner Schriften ansehen und das Was vornehmlich in dem Gegenstande des Buches suchen, nicht jedoch oder kaum in der Persönlichkeit, welche sich darin offenbart. Als daher mitten in dieser reichen kritisch-essayistischen Produktion an Hillebrand der Antrag gelangte, die Geschichte des modernen Frankreich zu schreiben, da mag ihm die Aufforderung ein Bischen auch darum willkommen gewesen sein, weil sie ihm eine erwünschte Gelegenheit gab zu einem „größeren Werke“.

Leider dürfte der Zuwachs von Arbeit, den er sich so auferlegte, seiner bisher so ausgiebigen und nachhaltigen Kraft zuviel gewesen sein. Zu den eingehenden Vorarbeiten, auf denen seine Essays sich aufbauten — er selbst sagte mir, daß für manchen dieser kaum bogenlangen Artikel bloß das Sammeln des Materials zwei, ja drei Monate gekostet — zu diesem umfassenden Lesen und Wiederlesen alter, neuer, neuester Schriften aus einem halben Dutzend Literaturen kamen nun zeitraubende archivalische Forschungen, welche ihn während mehrerer Sommer zu längeren Aufenthalten in den verschiedenen Hauptstädten Europas veranlaßten. Dabei hatte er nichts von den engen Gewohnheiten der Büchermenschen, bewahrte sich vielmehr jederzeit mit den vielseitigen Interessen auch die weite und bequeme Art des Weltmannes, hatte Zeit für Alle und Alles, im Hause und außerm Hause, für Freunde und Fremde, für Ge-

selligkeit und Kunst, für polyglottes Gespräch und eine ebenso polyglotte Korrespondenz, welche er mit zahllosen Bekannten in aller Herren Ländern unterhielt, auch mit einigen dieser Herren selbst. Florenz ist keine große Stadt, aber es ist die großstädtischste aller kleinen Städte: auf sehr beschränktem Boden ein unvergleichlich reicher Nachlaß der reichsten Vergangenheit und in den engen Gassen ein ewiges Gewühl aller möglichen Besucher, gelehrter Kenner, genießender Liebhaber, neugieriger Gaffer. Da ist selbst eine einsame Natur nicht leicht allein. Und nun gar Karl Hillebrand, dessen Studium und Freude der Mensch war, nicht ein abstraktes Menschenthum, sondern die Menschlichkeit in jeder ihrer Erscheinungen. Natürlich verkehrte er mit Allem, was in Florenz von ausgezeichneten Italienern und ansässigen Ausländern wohnt. Dazu kam noch der täglich sich erneuernde Schwarm der Fremden, die, empfohlen und unempfohlen, anziehend oder gleichgültig, an seine Thür klopften: die deutschen Landsleute, die Franzosen, denen er von früher her eine Art Landsmann war, die Engländer, welchen er durch seine Gattin nahe stand, — Gelehrte und Staatsmänner, Schriftsteller, Künstler, zumal auch Musiker, denn obwohl er von Musik nichts zu verstehen behauptete, so hatte er auch in der Musik, wieder durch seine Frau, zwar kein eigentliches Heimathsrecht, aber doch so etwas wie eine Ehrenbürgerschaft. Nicht alle kamen erwünscht, aber keinem versagte seine stets bereite Gefälligkeit, und wenn es eine Last war, der bloßen Neugier die Fresken in Santa Maria Novella oder die Medizäergräber zu

zeigen, so war es eine Freude, einem jungen Historiker in der Magliabechiana behülflich zu sein oder einer strebsamen deutschen Dame Winke zu geben für eine Uebersetzung der Carducci'schen Gedichte. Weil er sich so keinem Anspruch entzog und allen seinen eigenen vielseitigen Bedürfnissen gerecht zu werden wußte, nannte er sich wohl einmal mit jener liebenswürdigen Selbstverkleinerung, welche echter Tüchtigkeit so hübsch kleidet, einen Nichtsthuer! Andere Male freilich gestand er zu: **qu'il avait brûlé la chandelle par les deux bouts!**

In der That, er hatte sich zu viel zugemuthet. Sein, so schien es, durchaus kräftiger, noch im fünfzigsten Jahre jugendschöner Körper trug von der frühverstorbenen Mutter her einen verhängnißvollen Keim in sich. Im Frühling 1881 brach der noch nicht Zweiundfünfzigjährige plötzlich zusammen. Wohl nahm das Uebel nach dem ersten wilden Ungestüm den milderen Charakter einer langsamen Zehrung an; aber obwohl er selbst, die Freunde, sogar die Aerzte immer wieder hofften, das Urtheil war gesprochen. Die vielgewandte Feder mußte einhalten, das große Geschichtswerk blieb ein Fragment. Hin und wieder regte sich noch einmal die unüberwindliche Schaffenslust, zumal noch im jüngsten Winter, wo er einem verehrten und geliebten deutsch-florentinischen Landsmann, dem alten Catull-Uebersetzer und Aeschylus-Wiederhersteller Theodor Heyse, einen herzlichen Nachruf und für die „Rundschau" einen letzten Essay (über oder vielmehr wider den zeitgenössischen Roman) schrieb; — es war das Aufflammen der verlöschenden Leuchte. In den vorhergegangenen Jahren

hatte der Sommer stets ein bischen Kräftigung gespendet! dieser letzte, in Baden und Schlangenbad verbracht, verweigerte diese Gunst. Mit Noth und Mühe wurde die Rückkehr nach Florenz bewerkstelligt. Wenige Tage nach der Ankunft in den alten trauten Räumen am Arno, gegenüber seinem Monte Oliveto, entschlief er still, ohne Todeskampf, einen Monat nach vollendetem fünfundfünfzigstem Jahre.

Ich rechne es mir nun zu doppeltem Glücke an, daß ich noch einmal im Winter 1882 auf 83 einige Monate in seiner Nähe verlebt habe. Um ihn täglich sehen zn können, wohnte ich in demselben Hause. Die Krankheit hatte ihm völlig den Ton der Stimme und viel von der Stattlichkeit der Figur geraubt, aber nichts von der Frische des Geistes, der Lebendigkeit des Temperamentes, von der Anmuth der Bewegungen, von dem ganzen großen Zauber seiner Persönlichkeit. Er war zugleich älter geworden als seine Jahre und doch jünger geblieben; sein Auge glänzte noch, er lächelte, ja er lachte noch wie ehedem und von seinen Lippen strömte die nur gehauchte, aber vom Athem der Seele erfüllte Rede. Er liebte noch die guten Witze und die guten schlechten; er erzählte und hörte überaus gern Anekdoten, sprach über Menschen und Bücher, Kunst und Politik mit der alten Lebhaftigkeit und Fülle der Sympathie. Es gab nichts, woran er nicht Theil nahm wie ein Gesunder, mit mehr Heiterkeit und Gerechtigkeit als die Gesunden. Das Siechthum hatte seinem Wesen nur einen Reiz mehr verliehen, im geistigen Sinne jene „morbidezza“ welche die Maler den Portraits sehr verfeinerter Ge=

schöpfe zu geben suchen. Er war vielleicht im Grunde nicht erregbarer als er es immer gewesen, aber er suchte weniger Herr seiner Erregungen zu bleiben. Mit Thränen in den Augen las er mir Verse aus dem „Romanzero“ vor, welche er einst unter dem Diktate Heine's niedergeschrieben. Wohlgemerkt, es war nicht die Melancholie der Erinnerung, sondern die Schönheit des Gedichtes, welche ihn übermannte. Oder die begeisterte Zuneigung, die ihm einige seiner Freunde, namentlich einige jüngere, von ihm ermunterte und berathene Männer einflößten, suchte und fand fast schwärmerischen Ausdruck. Dem einen hätte er am liebsten die Ministerpräsidentschaft seines Landes vorausgesagt; von dem andern wußte er mit noch viel größerer Sicherheit, daß er einst als der kraftvollste und edelste Künstler dieser Zeit werde erkannt werden. Von sich selbst, von dem, was er gethan, gelitten, geleistet, hatte er niemals gern gesprochen, er that es auch jetzt nicht. Doch verriethen einige Aeußerungen den Schmerz, daß die Krankheit ihm die Vollendung seines Geschichtswerks verwehre. „Wenn ich wenigstens noch den dritten Band schreiben könnte, noch den Staatsstreich! Da sehen Sie“ — und er wies auf die Papiere in einer Schublade — „das ist das Material, Jahrelang gesammelt. Nur ein paar Monate und der Band wäre geschrieben.“

Gewiß, es ist traurig, daß Hillebrand die Hauptarbeit seines Lebens, die, welche er dafür hielt, nicht hat zu Ende führen können. Wie jeder wahrhaft Strebende hatte er sich in allen seinen bisherigen Leistungen noch nicht genug gethan; mit jedem Jahre

fühlte er sich reifer. Und nun sollte die letzte Frucht nur halb geherbstet werden — longique perit labor irritus anni. Aber wenn nicht er selbst, die Andern werden von ihm sagen, daß das Geschick ihm die größte Gunst, welches es erzeigen kann, die, daß es einem Mann verstattet, durch seine Werke Zeugniß abzulegen von seinem Werthe, keineswegs verweigert hat. Wenn Karl Hillebrand die Aufgabe, die er sich als Geschichtschreiber stellte, nur unvollständig hat lösen dürfen, als historisch-ästhetischer Kritiker und vollends als völkervergleichender Psychologe hat er eine schriftstellerische Laufbahn zurückgelegt, die zu dauernden Leistungen gelangt ist und der die dauernden Ehren nicht fehlen werden, — auch bei uns zu Lande nicht, obschon wir uns vielleicht gerade gegen die Vorzüge, welche Hillebrand's schönstes Verdienst ausmachen, gern ein wenig spröde verhalten.

Der mit dem schärfsten Auge und der schärfsten Zunge bewaffnete Mann des heutigen Italien, Ruggiero Bonghi, erklärte einmal für die bemerkenswertheste Eigenschaft der Deutschen ihre curiosità sterminata — ihre grenzenlose Wißbegier. Diese Wißbegier ist in manchem Betracht etwas Edleres als die unbegrenzte Genußbegier der Romanen oder die auf Nutzen und Nützlichkeit gerichtete Leidenschaft der Angelsachsen. Aber sie ist immer doch etwas Einseitiges; sie legt einen zu großen Werth auf das Lernen, auf die Dinge, die gelernt werden können. Wir sind nun einmal die Nation der allgemeinen Schulpflicht, und legen gar zu gern an ein Buch den Maßstab des Lehrbuchs, an einen Schriftsteller den des Lehrers oder Gelehrten. Daher kommt es, daß

in Deutschland ein Autor, welchem nicht von vornherein ein auf den ersten Blick erkennbarer Stempel wahrer oder scheinbarer Gelehrsamkeit aufgedrückt ist, leicht Gefahr läuft, daß er als bloßer Tagesschriftsteller, seine Schriften als leichte Waare, als Blätter im Winde, als Feuilletons betrachtet werden. Hat man doch Monographien geschrieben, schreibt sie noch, um zu beweisen, daß ein Schiller oder Goethe das Griechische verstanden oder nicht verstanden habe. So sehr neigen wir dazu, bloßer Kenntniß und Fertigkeit, die doch bei einem großen Geiste nur ein Schmuck und Vermögen mehr ist, einen bestimmenden Werth zuzumessen. In Wahrheit ist sogar die echte Wissenschaftlichkeit, geschweige die falsche, denkbar ohne Originalität, ohne Urtheil, ohne Geschmack; während andererseits das literarische Schaffen im eigentlichen Sinne seinem inneren Wesen nach gerade die wissenschaftliche Behandlungsweise ausschließt. Unser Sprachgebrauch weiß von gelehrter Literatur und glücklicher Weise auch von poetischer Literatur; aber es giebt eine Literatur, die in keine dieser beiden Kategorien paßt, und die hat keine rechte Stellung, keinen anerkannten Platz bei uns; denn als ein Volk der Schule sind wir auch ein Volk der Kategorien. Dem Dichter giebt alle Welt zu, daß ein Gedicht, ein Trauerspiel nicht ein Werk der wissenschaftlichen Forschung und Darstellung sein kann. Aber zwischen dem völlig freien poetischen Schaffen, wobei die Persönlichkeit des Autors nahezu Alles ist, und der durch Materie und Methode gebundenen wissenschaftlichen Arbeit, welche eigentlich keine Einmischung des subjektiven Ermessens verträgt,

giebt es literarische Schöpfungen, welche gerade aus der Vereinigung dieser zwei Elemente, der strengen Sachlichkeit und der freien Persönlichkeit, zu Stande kommen. Zur Kritik beispielsweise gehört die genaue Kenntniß des Stoffes, aber es gehört dazu auch Empfindung, Phantasie, Takt, Weltkenntniß, Herzensbildung und andere Siebensachen, welche nicht vom Katheder herab gelehrt, nicht auf der Schulbank gelernt werden können. Solche Schriftsteller nun, welche zugleich den Büchern und dem Leben angehören, zwischen Wissenschaft und Kunst inmitten stehen, haben in Deutschland eine etwas schwierige Stellung, es sei denn, daß sie durch ein öffentliches Amt oder einen Titel eine authentische Beglaubigung wirklicher Tüchtigkeit mitbringen. Dem in keinem Zusammenhang mit Staat und Universität stehenden Autor wird ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht; man sähe ihn am liebsten nicht für voll an. Es ist bezeichnend, daß der für den unabhängigen Schriftsteller gebräuchliche Ausdruck „Literat“ einen so mißlichen Klang hat; während der englische man of letters, der französische homme de lettres einen festen und ehrenvollen Rang in der „république des lettres“ einnimmt. Solche geringschätzende Präsumtionen rächen sich aber allezeit. In einem Lande, wo der freie Schriftsteller, statt von der Sympathie des Publikums getragen zu werden, zunächst dessen Ungunst überwinden, dessen Mißtrauen widerlegen muß, wird diejenige Literatur, welche nur in völlig freier Luft gedeiht, zu keiner reichen Entwicklung gelangen. Die Mehrzahl der Talente wird lieber die von der Sonne der Regierungs- und Volksgunst

beschienene Laufbahn der Aemter einschlagen, als sich abseits durch Dornen und Dickicht einen nicht nur schwierigeren, sondern auch undankbareren Weg bahnen. Aber auch der selbständigste Mann, sobald er innerhalb einer anerkannten Körperschaft bestimmten Berufspflichten obliegt, wird die dadurch gewonnene Sicherheit und Ehre irgendwie bezahlen müssen, wird seine Persönlichkeit nicht ebenso frei und voll zu entfalten vermögen wie Solche, die außerhalb der Schranken stehen. Es soll hierbei gar nicht einmal an die Rücksichten gedacht werden, die der College dem Collegium, der Beamte dem Staate gegenüber zu nehmen hat, obwohl heutzutage vermuthlich der Satz, daß man in jeder Compagnie schultern muß, noch viel wahrer ist als zu Goethe's Zeit. Es müssen noch ganz andere Opfer gebracht werden, Opfer an Originalität, Unbefangenheit, Aufrichtigkeit, Frische, wenn man vor Allem Lehrer und Beamter und erst nachher Schriftsteller ist. Daran liegt es ohne Zweifel zum guten Theile, daß wir in Deutschland soviel reicher an bedeutenden Gelehrten als an bedeutenden Schriftstellern sind, und daß zu der Fülle und Gediegenheit der Fachliteratur der Werth und die Ausdehnung des freien literarischen Schaffens in keinem Verhältniß steht.

Eine literarische Gattung nun, welche einen Spielraum verlangt, wie ihn die strenge Wissenschaft nicht gewährt, ist der Essay. Schon der Name besagt, daß der „Versuch“ sich ein unbestimmteres Ziel steckt und es mit willkürlicheren Mitteln zu erreichen sucht als eine gelehrte Untersuchung. Diese ergründet einen Gegen=

stand, um zu einem Schlusse zu gelangen. Der Essay will keine Frage zum Abschluß bringen, er will die Geister aufschließen; er will den schweren Wissensstoff in flüssiges Leben verwandeln; er will nicht sowohl unterrichten als bilden, nicht Ergebnisse überliefern, sondern zum Nachdenken anregen. Der Essay wendet sich nicht an Fachgenossen und Schüler, sondern an Laien, an die universelle Kirche der vom Geist Ergriffenen. Seine Methode ist nicht streng, sondern spielend, seine Form nicht lehrhaft, sondern künstlerisch. Zu aller Kunst aber braucht es einen Künstler, eine individuelle Persönlichkeit, jenes unsagbare Etwas, welches in einem einzigen Menschen zur Erscheinung kommt und mit ihm verschwindet, ob man es nun Genius, Originalität, Spontaneität nenne. Auch von den wundervollsten wissenschaftlichen Entdeckungen darf man, muß man glauben, daß, hätte nicht Kepler oder Newton sie gemacht, ein Anderer sie gemacht haben würde. Wesen und Werth der Wissenschaft besteht in ihrer objektiven, von der Person der einzelnen Forscher ablösbaren Wahrheit. Aber die Essays eines Montaigne, eines Bacon wären ohne den einen Montaigne, den einen Bacon nimmermehr geschrieben worden.

In England, in Frankreich, wo Leben und Literatur seit Jahrhunderten sich gegenseitig erregen und bewegen, blüht seit Jahrhunderten der Essay; viele ihrer ausgezeichnetsten Schriftsteller haben ihn angebaut, haben durch ihn auf ihre Nation gewirkt. Bei uns sind auch heute noch das Leben und die Literatur zwei Provinzen, die sich berühren, nicht zwei Sphären, die sich durch-

dringen. Unsere Geistesarbeit ist mehr auf Erkenntniß gerichtet als auf Produktion, unsre Literatur ist mehr gelehrt als literarisch. In Deutschland blüht der Essay nur ausnahmsweise; er ist eigentlich ein fremdländisches Gewächs, das nur in einzelnen Exemplaren zur vollen Höhe und Schönheit gelangt.

Man verzeihe die Abschweifung: ich mußte sie mir gestatten, wenn ich erklären wollte, worin die eigentliche Bedeutung Karl Hillebrand's, des Essayisten, zu bestehen scheint. Es ist nicht schwer zu bemerken, daß seine Schriften einen stark subjektiven Charakter tragen. Wer Belehrung sucht, wer über den Gegenstand unterrichtet sein will, der muß erst bei einem Andern in die Schule gehen. Hillebrand hält keine Schule. Er setzt die Kenntniß des Stoffes voraus, er will uns seine Ansicht darüber sagen. Seine Art sie zu sagen, ist nicht die einer Abhandlung, welche zum Voraus jeden Einwand beseitigt; es ist eher die der Konversation, in der man viel wagen darf, weil die Andern es sich ja nicht gefallen zu lassen brauchen. Hillebrand scheut die Paradoxen nicht, ganz gewiß! Allein reden denn die Schriftsteller ex cathedra wie Papst und Professoren? sind sie wie die Lehrer dazu da, Recht zu haben? Oder ist es nicht ihr Beruf, die Leser anzuregen und zu stacheln, daß sie sich aufmachen und selbst das Rechte suchen? Die Schulmeister haben es mit Schülern, mit Unselbständigen zu thun. Der Schriftsteller setzt bei dem Leser eigenes Schauen und Denken voraus und stößt lieber auf Widerstand als auf stumpfes Nachschwören. Wenigstens vermuthe ich, daß Hillebrand sich solche Leser wünschte. Er will Eindruck

machen, aber er sucht nicht zu überreden; er will Wirkung üben, nicht Herrschaft. Er braucht keine rednerischen Kunstgriffe, die den Unmündigen gefangen nehmen; wenn er den Ausdruck steigert und zuspitzt, so ist es, weil er glaubt, daß der Leser die feinen Pointen nicht für breite Beweissätze ansehen werde. Mir scheint, ein Autor kann sein Publikum nicht schmeichelhafter behandeln, als indem er also annimmt, daß es nicht nur die dastehenden Zeilen, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen wisse. Wenn Hillebrand nicht immer überzeugt, immer interessirt er, regt er an, zieht er an. Wenn er öfters unsern Widerspruch weckt, so noch öfter die freudige Ueberraschung, die es gewährt, ein Ding, das uns längst bekannt war, das uns aber in Dunst und Dunkel entschwand, mit einem Male durch einen Blitz hell beleuchtet zu sehen. Er ist ein reizender Schriftsteller in dem doppelten Sinne des Wortes reizen, das zugleich herausfordern und bezaubern bedeutet. Kein Zweifel, daß er manchmal unser Urtheil und noch häufiger unser Vorurtheil verletzt, verwundet. Eine geistreiche Frau, die ihm sehr zugethan war — alle Frauen waren es — fand, daß er durch die Kühnheit seiner Behauptungen manchmal „agaçant" werde. Wohl! aber auch kein Zweifel, daß nur selten Jemand so anregend ist, so „suggestive", wenn ich mir erlauben darf, bei diesem über vier Sprachschätze gebietenden Deutschen noch ein anderes fremdes, im Deutschen schwer wiederzugebendes Wort zu gebrauchen. Er kommt nicht mit dem Anspruch, unser Wissen zu vermehren, aber er bereichert unser Denken um zahllose Nüancen. Er ist subjektiv; aber seine Subjektivität ist eine so reiche, so

vielseitige, so bewegte, daß jede Berührung mit ihr uns in Schwingungen versetzt, nicht nach einer, sondern gleich nach den verschiedensten Richtungen, daß sie uns Anstöße giebt, die nachhaltig wirken und uns dahin und dorthin führen, auch zu Ergebnissen, an denen nichts Subjektives mehr ist. So wird, was Hillebrand Willkürliches hat oder zu haben scheint, vollauf wettgemacht durch die Freiheit und Beweglichkeit, welche er uns mittheilt, und welche doch, so groß sie ist, uns nicht den festen Boden unter den Füßen entzieht. Denn bei aller in tausend Farben und Lichtern spielenden Vielseitigkeit war er von einer starken Grundempfindung ganz durchdrungen, von einem leidenschaftlichen Bedürfniß nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die vielseitige Bildung gab ihm das Ausland, den einen Grundzug seines Wesens hatte er aus Deutschland mitgebracht.

Es ist kein Zufall, daß der Mann, der einer unserer trefflichsten Essayisten werden sollte, zwar nicht sein geistiges Fundament, aber seine Geistesarchitektur vom Ausland erhalten hat. Um diese Persönlichkeit, diesen Schriftsteller zu erzeugen, mußten deutsche Weltanschauung und ausländisches, französisches, englisches, italienisches Leben sich vereinigen. Er mußte geboren und erzogen werden in einer kleinen deutschen Universitätsstadt, von einem Vater, der sein Leben darauf verwandte, die großen Gedanken unserer klassischen Literatur in sich und seinen Schülern lebendig zu erhalten, von einer Mutter, welche nie in die Kirche ging und im kirchlichen Sinn wohl eine Ketzerin war, aber an keinem Sonntag versäumte, ein Kapitel in der Bibel zu lesen. Und aus

dieser so engen und doch in alle Himmel der Poesie und Philosophie reichenden Sphäre eines deutschen Hauses, wie es deren vor vierzig Jahren noch manches gab, mußte der junge Mann, ehe noch allzuviel Methode und Fachmäßigkeit ihm einen Theil seiner Empfänglichkeit genommen, hinaus in die große Welt des europäischen Westens, die an Idealität und wissenschaftlicher Arbeit sehr viel ärmer, aber an altem Kulturkapital, an Lebenskenntniß und Lebensverfeinerung ungleich reicher war. So flossen eine ganze Menge edelster Essenzen, aus den Civilisationen der vornehmsten Nationen stammend, in dies eine Gefäß zusammen und ergaben eine Mischung von köstlichem und sehr eigenthümlichem Dufte. Hillebrand's Originalität bestand darin, daß sich bei ihm Angeborenes und Erworbenes, Eignes und Fremdes, so völlig durchdrangen, ohne Rest und ohne Riß, keine künstliche Zusammensetzung, sondern eine künstlerische Bildung, eine Individualität, an deren Einheit eine Menge sonst geschiedener Faktoren mitgearbeitet hatten, ein Geist, dem in der That wenig Menschliches fremd war. Aus Deutschland, von dem Vater, dem Professor der Philosophie, dem goethe-gläubigen Literator und liberalen Humanisten, hatte er den „pensiero dominante“, den seelischen Grundzug und Trieb mitbekommen, den Sinn für Wahrheit und Aufrichtigkeit, für jede Aeußerung spontanen Lebens, für jede Form, in der ein echter Geist athmet, den Enthusiasmus für alle Art von Vortrefflichkeit, das Mitgefühl mit aller Art von Leiden, den Haß gegen alle Engherzigkeit. Und dieser Grundzug, welcher in dem Vaterlande vielleicht

zu einem mehr gedankenhaften Dasein verurtheilt geblieben wäre, wuchs sich auf den Wanderungen, durch die Wandlungen eines Lebens, welches vieler Menschen Städte sah, zu einem Charakter, einer Persönlichkeit aus. Im langen nahen Verkehr mit „Zeiten, Völkern und Menschen" lernte er die Praxis zu der Lehre von der Humanität. Er wurde zu einem Virtuosen der Sympathie, und suchte seinen Antipathien zum Trotz — die bei einem Sympathetiker nun einmal nicht fehlen können — zu jener „Katholizität" durchzudringen, ohne welche es keinen wahren, weil keinen gerechten Kritiker giebt. Daher seine Hinneigung zu den großen Meistern des Allverständnisses, der Allempfänglichkeit, seine Verehrung für Herder, welcher ebenso scharfsinnig und, so schien es ihm, tiefsinniger als die moderne Biologie den einen Gott hinter allen Verkleidungen zu ahnen wußte; daher seine unbegrenzte Bewunderung Sainte-Beuve's, dieses Königs der Kritik. Seine Antipathien selbst sind nur die Kehrseite einer und derselben Leidenschaft: das Bedürfniß nach weitsichtigem Verständniß, weitherziger Duldung wird zum Haß der Beschränktheit, der Unduldsamkeit, der Sektirerei; die Freude an der Vielgestalt der Natur und Geschichte wird zum Widerwillen gegen die abstrakte Logik und den konstruirenden Verstand, gegen Schul- und Parteiformeln. Es ist möglich, daß er in dieser seiner Abneigung gegen geradlinige Ausschließlichkeit und blasse Theorie selbst manchmal etwas theoretisch und ausschließlich wurde. Ich weiß auch nicht, ob er den Leistungen der zeitgenössischen Naturwissenschaften gegenüber eine ganz gerechte Empfindung

hatte. Ihm saß die Idee der Entwicklung als Erklärung so der Natur wie der Geschichte von Herder und Goethe her in Fleisch und Blut; an der heutigen, sich nach Darwin nennenden Naturerkenntniß schien er kein Behagen zu finden: es mochte ihn bedünken, daß sie den Kosmos in eine Maschine verwandle. Indessen die Naturforscher durften es halten wie sie wollten oder konnten; das focht ihn im Grunde nicht sehr an. Die intimen Feinde, die Gegner im eigenen Lager sind es, die wir am besten hassen, weil wir sie am besten kennen. Hillebrand's Haß galt den rationalistischen Theorien in Moral und Politik und vollends der Anwendung dieser Theorien auf Poesie und Kunst; seine „bête noire" war der landläufige Bildungsschwärmer, der laudator temporis praesentis mit seiner „modernen Weltanschauung", von welcher unser Freund dachte, daß sie alle wahre Anschauung — Anschauung war sein Lieblingswort — aus der Welt treibe. Nichts glich der Verachtung, womit er die Worte Rationalismus, Radikalismus, Positivismus, Utilitarismus in den Mund nahm. Doch wäre es gefehlt hieraus zu schließen, daß er andere Dinge, welche auf „ismus" endigen, sonderlich besser mochte. Er wußte, daß die Wahrheit sich keine Uniform, am wenigsten die eines Schulausdrucks, anlegen läßt, und er, der gläubige Bekenner unseres klassischen Idealismus, hätte sich ohne Zweifel recht sehr verbeten, zu der Kirche oder Schule oder Partei der Idealisten gerechnet zu werden. Er wußte, daß Geistesfreiheit und Wahrheitsliebe nicht vertragen, auf irgend eine Fahne, und sei es die erhabenste, eingeschworen zu sein.

„Eigentlich sind doch nur die Skeptiker ehrlich", rief er einmal aus, ich vermuthe, es war dazumal in der römischen Campagna, als wir dem anscheinend militärischen, in der That diplomatischen Kampfe zwischen zwei Unfehlbarkeiten, dem alten Papstthum und dem neuen Nationalismus, zuschauten. Und Hillebrand war dabei so gar nicht Skeptiker. Er glaubte an die Wahrheit und forderte die Freiheit des Denkens; ebendarum waren ihm alle Conventionen und Conventikel zuwider, die freidenkerischen zumeist, und ebendarum verlangte er, daß der Wahrheit im Wege der Wahrheit gedient würde, nicht durch Leidenschaft und Lüge, der Freiheit im Wege der Freiheit, nicht durch Stich- und Schlagworte. Er nannte sich selbst wohl manchmal einen Protestanten und Conservativen, aber nicht im Sinne eines religiösen oder politischen Dogmas. Conservativ war er, weil er die spontane Staatsentwickelung gegen die konstruirende Logik der Bentham und Mill, die Ordnung des Ganzen und die Freiheit der Einzelnen gegen die Rhetorik der Gambetta, gegen die Tyrannei der Majoritäten erhalten wollte. Aber seinem Conservatismus entsprach es nicht, daß die vorgeblich staatserhaltenden Mächte genau ebenso demagogisch verfahren dürften als die revolutionären. Und seinem Protestantismus war es mit dem Protest gegen alle Geistes- und Gewissensbande so ernst, daß ihm der nur halbe Sieg der Reformation, die Theilung Deutschlands in eine protestantische und eine katholische Hälfte ein Glück dünkte: mochte auch Deutschland politisch dadurch geschwächt worden sein, die Freiheit des Denkens, zu der es für

einige Zeit gelangt ist, wäre in einem ganz protestantischen Lande schwerlich erreicht worden. Ja, diesem Protestanten war sogar der Ultramontanismus angenehmer als der Calvinismus, weil jener immerhin ein minder enger Ismus ist als dieser. Wohl hatte sich der Freischärler von 1849 in den „Conservativen" der siebziger Jahre verwandelt, allein niemals umnebelte die politische Doctrin oder Sympathie ihm den menschlichen, den philosophischen und literarischen Blick. Und schließlich war er doch hier, auf dem literarischen, dem psychologischen Gebiet besser zu Haus als in politischen Dingen. Zwar ist es ja nur natürlich, daß den Psychologen das politische Phänomen nicht minder reizt als das moralische und künstlerische; dennoch darf man sich fragen, ob der mit dem lauteren Honig des Gedankens genährte Humanist wohl daran thue, auch an den Bitternissen der Zeitkämpfe die Feinheit seiner Zunge zu versuchen. Wenigstens will mir dünken, es sei unserm Freunde bei seinen historisch-literarischen Urtheilen besser als bei einem zeitgenössisch-politischen gelungen, jene hohe Unparteilichkeit zu erreichen, welche ihm über Alles ging. An einem Radikalen, der nichts als ein politischer Radikaler war, ließ er nicht gern etwas Gutes; dagegen wo er ein echtes Talent spürte, zumal literarisches, poetisches Talent, da fiel es ihm nicht ein, dasselbe um seinen Stimmzettel zu befragen. Der Radikalismus, zu welchem sich Heine bekannt hatte, — bekannt hatte? bekennt sich die reine Phantasie zu einem reinen Glauben? — Heine's demokratische Prosa machte ihm den im Grunde so aristokratischen Poeten um nichts unlieber.

Und hinwiederum gab er zu, daß den von ihm besonders hochgestellten Jeremias Gotthelf der schwere Bodensatz conservativer Tendenz abgehalten hat, zur Durchsichtigkeit und Freiheit der Kunst emporzusteigen. Der conservative Hillebrand war es, der seine in Italien vielgehörte Stimme erhob, um Carducci, den republikanischen Sänger Satans, des Hauptrevolutionärs, zu preisen, vielleicht über Gebühr zu preisen. Und noch im vergangenen Winter schrieb er mir, wie gut er es habe, daß er mit gleicher künstlerischer Freude eine Rede Bismarck's und eine Rede Bamberger's lesen könne.

Aber nicht nur, daß keine Verschiedenheit der politischen Küche ihm den Genuß verleiden konnte an echter Geisteswürze, so sah er die Bücher und ihre Verfasser, sobald er originelles Leben in ihnen entdeckte, auch nicht an auf ihre philosophische oder moralische oder sonstige Doktrin. Nicht die Ansichten, wozu die Schriftsteller sich bekennen, nicht die Sätze, die sie lehren, die Moral, die sie predigen, sondern was die Leute im Grunde ihres Wesens sind und daß sie etwas sind, etwas, das der Mühe werth ist, darauf kam es ihm an. Videndum est, non modo quid quisque loquatur, sed etiam quid quisque sentiat, atque etiam qua de causa quisque sentiat. Hillebrand war sehr geneigt, Ansichten und Lehren als bloße Formeln zu betrachten, denen erst der Mensch Inhalt und Werth giebt. Aber so oft er hinter den Sätzen des Buches einen Menschen gewahrte, da war er bereit, ihm gerecht zu werden, und wo möglich ihn zu lieben, zu schätzen, zu bewundern. Er, welchen Neigung und philosophische Ueberzeugung auf das histo-

risch Konkrete hinwiesen, er, den der Hauptgedanke der Zeit, der der Entwickelung, tief ergriffen und durchdrungen hatte, er war ein begeisterter Leser Schopenhauer's, dem doch Geschichte und Entwicklung durchaus gleichgültig, fremd, unverständlich sind. Und neben Schopenhauer war ihm unter den Neuesten Carlyle besonders theuer, neben dem unhistorischen Weltverneiner der durchaus historische Weltbejaher. Aber beide sind freilich zwei gleich geniale Schriftsteller, zwei ganze Kerle mit gleich unerbittlichen Idiosynkrasien behaftet, und bei welchen nicht nur die polternde Bärbeißigkeit, sondern auch der unbestechliche Wahrheitsdrang und die Verherrlichung des die Wahrheit schauenden Genies eine Verwandtschaft herstellt. Beiden ist es um die Wahrheit zu thun — was liegt daran, daß jeder ein anderes Stück von ihr sieht und verkündet? Und um ihrer Aufrichtigkeit willen umfaßt Hillebrand mit gleicher Sympathie andere, unendlich verschiedene Geister: Rahel, die des unbekannten Gottes volle Semitin, „das verkörperte weibliche Ideal deutschen Glaubens und deutscher Frömmigkeit“, und den romantischen Cyniker Stendhal und den auch mit der Romantik fertigen Mérimée. Schriftsteller wie Stendhal nnd Mérimée gelten manch einem wohldenkenden Kritiker als Abgründe der Immoralität. Aber Hillebrand hielt in Leben und Dichtung einzig die Lüge, die Prätension, die Falschheit und Heuchelei für unmoralisch. Nicht Mérimée's eher kalt als frivol zu nennende Kunstwerke dünkten ihm unsittlich; zum mindesten findet sich in ihnen die volle künstlerische Wahrheit und Gewissenhaftigkeit; und es ist ja

Mérimée gewesen, der seinen moralischen Glauben in die Worte faßte: „L'amour fait tout excuser, mais il faut être bien sûr qu'il y a de l'amour“ — ein Credo, welches Hillebrand, glaube ich, vorbehaltlos unterschrieben hätte. Für frivol galten ihm alle Machwerke, gleichviel welcher frommen oder atheistischen Kirche sie huldigen. Der echte, der naive Naturalismus, der der „Manon Lescaut“ oder des „Tom Jones“, war sein Entzücken; der erlogene Naturalismus, auf welchem sich die neuesten französischen Romanschreiber soviel zu gute thun, war sein Abscheu. Ich irre mich: die gewollte Brutalität, die Zola'sche fanfaronnade de la vulgarité war ihm nicht die widerlichste der Unwahrheiten; sie ist dafür zu unwichtig. Nicht das falsche Laster, sondern die falsche Tugend erregte Hillebrand's ganze Entrüstung. Und er war sehr geneigt, jede Tugend für falsch zu halten, die sich, sei es in Gefühlsseligkeit, sei es in Feierlichkeit, drapirt. Zumal auf die Feierlichen hatte er es abgesehen, auf die Auserwählten, die Puritaner. Diesem Conservativen war ein irrender Staatszertrümmerer wie Proudhon immer noch lieber als ein unfehlbarer Staatserhalter wie Metternich oder Guizot. Hillebrand's unbarmherzigste Urtheile, die Schriften, in welchen ihm sein Gleichmuth verloren gegangen scheint, erklären sich aus dieser leidenschaftlichen Abneigung gegen den Hochmuth, die Herzenskälte, die Selbstgewißheit und Selbstgerechtigkeit solcher „bester Männer“. Aller Methodismus war seiner offenen, heiteren, liebenden und genießenden Seele zuwider, alle Bornirtheit und nun gar die, die auf ihre Scheuklappen stolz ist. Wenn

er in seinen Essays über Guizot, Metternich, Gervinus an dem constitutionellen, dem absolutistischen, dem demokratischen Doktrinär das gleiche grausame Gericht übte, so galt das noch mehr dem rechthaberischen Tugendbold als der steifen Doktrin. Warum immerfort vom sittlichen Ernste reden! ruft er in dem Essay über Gervinus aus, warum nie von der sittlichen Heiterkeit? Er wußte, wieviel leichter es ist, eine ernsthafte als eine lustige Maske sich vorzubinden, und Maske für Maske war ihm die lustige lieber. Im Gegensatz zu dem harten Urtheil über den knöchernen Calvinisten Guizot steht die höchst sympathetische Behandlnng des geschmeidigen Voltairianers Thiers, obwohl er gewiß theoretisch mit dem Thiers-Etat-Liberalismus des Geschichtschreibers der französischen Revolution weniger übereinstimmte als mit dem conservativen Liberalismus des Historikers der englischen. Aber das behagliche Wesen des kleinen Thiers flößte ihm nicht nur mehr Neigung, sondern mehr Vertrauen ein als die Austerität des großen Guizot. Und ebenso in der rein literarischen Produktion konnte er sich mit dem leichten Talente, das nicht mehr vorstellen will als es ist, recht wohl befreunden; den heroischen Geberden des Halbtalentes, des Untalentes kehrte er den Rücken. „Ach, wenn die gelehrten deutschen Romanschreiber doch statt gelehrt amüsant sein wollten!“ rief er einmal aus, und noch vor zwei Jahren, mitten in seinen Leiden, ergötzte er sich zum dritten oder vierten Mal an dem „Monte Christo“ des alten Dumas. Daß seine deutschen Landsleute, nicht wie die Engländer, aus kirchlicher, auch nicht eigentlich aus moralischer, sondern

eher aus kleinbürgerlicher und schulmäßiger Prüderie so manche literarischen Genüsse sich entgehen oder verderben lassen, war ihm höchst verdrießlich. Und dabei dachte er natürlich nicht bloß an die amüsanten Erfindungen des Vater Dumas. Mit Schmerz, ja mit Zorn erfüllte es ihn, daß die einzigen zwei deutschen Schriftsteller, welche seit Goethe nicht nur stofflich, sondern durch die Eigenart ihrer geistigen Persönlichkeit und ihre literarische Meisterschaft eine tiefergehende Bedeutung für das Ausland gehabt und zu europäischem Ruhme gelangt sind, daß Heine und Schopenhauer in ihrer Heimath noch immer nur erst an der Pforte des Ruhmestempels stehen; daß sie, die das geistige Vermögen der Nation durch neue Gedanken und Formen, ihren literarischen Schatz durch unvergängliche Monumente vermehrt haben, noch immer halb proscribirt sind, weil die Gründlichen sie nicht gründlich, die Sittlichen sie nicht sittlich, die Teutonen sie nicht patriotisch genug finden.

Hillebrand kam in seinen Gesprächen auf diesen Punkt oft zurück: es war der Punkt, in welchem ihm sein Vaterland am fremdesten war. Als er die Heimath verließ, war die „ethische Zucht", welche einen so grellen Gegensatz bildet gegen die sittliche Freiheit, die er von Joseph Hillebrand hatte preisen hören, noch nicht in die Höhe gekommen wie seitdem. So hatte er fern von Deutschland in dem idealen Deutschland unsrer großen Dichter und Denker weitergelebt. Und dazu hatte er in Frankreich gelebt, in jenem damals noch existirenden Frankreich der Sainte-Beuve und Rémusat, wo man dem Talente Alles, der talentlosen Mittelmäßigkeit nicht ein-

mal ihre Bravheit und ihren Anstand verzieh. Seitdem hat sich die einst so aristokratische französische Kultur republikanisirt, und die Muse wirbt um den Beifall des allgemeinen Stimmrechts. Bei uns entscheidet in Sachen des Geschmacks einstweilen noch nicht der Instinkt der Masse, wohl aber die bürgerliche Gesinnung; unsere oberste Bildungsschichte schwebt der Erde näher als vor fünfzig oder gar hundert Jahren und ist in einem engeren Horizont eingeschlossen; nicht die Schönheit und Aufrichtigkeit macht den Werth des literarischen Werkes aus, sondern die staatliche und gesellschaftliche Brauchbarkeit oder was man darin „Positives“ lernen kann. Hillebrand gewahrte dies Alles besser als irgendwer, und mit welchen Empfindungen er, der künstlerische Geistesaristokrat, die demokratische Vergröberung der deutschen Kultur sah, brauche ich nicht zu sagen. Aber das verdient gesagt zu werden, daß er seiner Einsicht zum Trotz sich nicht in die trübselige Thatsache finden, daß er nicht glauben mochte, es habe die „ästhetische Erziehung“ unsrer klassischen Epoche für immer einer engen Staatszucht und dürren Gesellschaftsmoral Platz gemacht. Er suchte der Politik die ganze Schuld zu geben: es sei ja natürlich und gewissermaßen nothwendig, daß eine Nation, die von einer starken staatlichen Bewegung erfaßt ist und solange sie mehr die großen Erfolge als die großen Enttäuschungen der Politik erfahren, für die weniger schallenden Thaten des Geistes keine rechte Herzenstheilnahme habe und ihre sittlichen Ideale ihren staatlichen Bedürfnissen anpasse. An eine unwiderrufliche Abkehr von dem Wahrheits- und Sittlich-

keitsideal unsrer klassischen Epoche zu glauben, dagegen sträubte sich seine heiße Liebe zu Deutschland, zu deutscher Geisteshöhe und Geistesfreiheit. „Sie sollen sehen, es wird noch Alles gut,“ so pflegte er in seinen Briefen aus Florenz die Beklemmungen eines in Deutschland lebenden Freundes zu beschwichtigen.

Hillebrand war trotz seiner literarischen Freude an Buddha-Schopenhauer praktisch durchaus Optimist; seine Beschaulichkeit war nicht nach innen, sondern nach der Welt gerichtet; er hatte das Bedürfniß viel zu thun und zum mindesten viel zu sehen. So tief bei ihm aber die fröhliche hoffnungsreiche Stimmung wurzelte, so darf man doch fragen, ob er sie sich so ganz und so dauernd bewahrt haben würde, wenn er anderswo gehauset hätte als am friedlichen Ufer des Arno. Für einen Optimisten, der kein streitbarer Prophet, sondern ein Denker und Künstler ist, wird es immer rathsam sein, daß er aus freien Stücken auf dem stillen Berge verharre in einiger Entfernung von dem gelobten Lande und an den Kämpfen, welche das gelobte Land erst erobern müssen, keinen Theil habe. Wem das Schlachtgeschrei der Amoriter und Edomiter aus nächster Nähe in die Ohren gellt, dem verstummt leicht die innere Melodie und verstimmt sich das feiner besaitete Gemüth. Wir dürfen darum unsrem Freunde Glück wünschen, daß er die schöne Heiterkeit der Seele, welche so tapfer Stand hielt in den schweren körperlichen Leiden, nicht auch noch durch die allzu unmittelbare Berührung mit den heutigen deutschen Dingen auf eine vielleicht noch schwerere Probe setzte.

„Ich sitze hier in der schönsten Proscceniumsloge

der Welt und schaue dem Weltspektakel zu," so drückte er sich manchmal in seinen Briefen aus. (Ein heiterer Melancholikus des 17. Jahrhunderts, Robert Burton, sagte von sich: „I lead a monastic life, sequestered from those tumults and troubles of the world in some high place above them all . . . a mere spectator of other men's fortunes and adventures, and how they act their parts, which, methinks, are diversely presented unto me as from a common theatre or scene"). Gewiß, die Welt kann nicht von der bloßen Contemplation leben und es wäre schlimm, wenn Viele sich in solcher Zuschauerrolle gefallen wollten. Indessen die Gefahr ist nicht groß, zumal heutzutage nicht: die ungeheure Mehrzahl will mitspielen auf der Bühne, wo sie Gage bekommt, und wo einer und der andere als König Purpur und Krone tragen darf; der bloße Zuschauer dagegen bekommt nichts, muß vielmehr für seinen dunkeln Platz bezahlen, denn, was auch die Sozialisten glauben mögen, freien Eintritt hat Keiner. Die Arbeit aber, womit Hillebrand seinen Platz vollauf bezahlte, hätte er nicht ausrichten können, wenn er nicht so ganz Zuschauer geblieben wäre.

In den ersten Jahren nach dem Krieg würde Hillebrand schon aus der zarten Rücksicht, welche ihm seine französische Vergangenheit auferlegte, keine öffentliche Stellung in Deutschland haben einnehmen mögen. Nachher, in den späteren siebziger Jahren, brauchte ihn ein derartiges Bedenken nicht mehr abzuhalten, und er hätte einem der Rufe, die zu wiederholten Malen aus Deutschland an ihn gelangten und ihn zu ehrenvollen und vortheilhaften Aemtern einluden, Folge leisten

dürfen. Aber er fuhr fort auszuschlagen, in der richtigen Erkenntniß, daß nur die völlige Unabhängigkeit des florentinischen Aufenthaltes ihm die volle schriftstellerische Unbefangenheit, das frohe Verharren in seiner Eigenart verstatte. Unter jenen deutschen Anträgen stellten mehrere eine akademische Berufung in Aussicht, zumal einer an die Universität München. Allein er fühlte sich nicht zum öffentlichen Lehrer gemacht, vielleicht gerade darum nicht oder nicht mehr, weil er es gewesen. Er war durchdrungen von dem hohen Werthe der strengen Methode deutscher Wissenschaft, deutscher Geschichtsforschung. Sein Erstlingswerk, der „Dino Compagni", wollte gerade versuchen, den Franzosen in ihrer Sprache ein Beispiel historischer Kritik nach deutschem Muster vorzuführen. (Und hierbei sei erwähnt, daß, obwohl Hillebrands vor nunmehr einem Vierteljahrhundert erschienenes Buch sich noch kaum befaßt mit den Zweifeln an der Echtheit der Chronik, es darum doch den italienischen Sachkennern keineswegs veraltet scheint. In der Schrift offenbart sich, so sagt Professor Del Lungo, „ein überaus gewissenhaftes Studium der florentinischen Zustände und eine genaue und tiefe Kenntniß unsrer Historiographie.") Dennoch sah sich Hillebrand mit bescheidenem Selbstgefühl nicht als einen deutschen Gelehrten von der strikten Art an; er betrachtete sich weder als etwas Schlechteres noch Besseres, sondern als etwas Anderes. Er wollte nicht sowohl historischer Forscher als Geschichtschreiber sein, und die Geschichtschreibung war für ihn nur zur Hälfte Wissenschaft, zur andern Hälfte Kunst. Gerade aber darin ersah er sein Talent,

seine Mission: wissenschaftliche Ergebnisse künstlerisch zu gestalten. Zwar war er — wie er selbst es sich mit einigem Bedauern gestand — nicht eben Das, was man einen pittoresken Geschichtschreiber nennt. Vor seiner Anschauung lagen die Geister und die Dinge greifbarer da als die Körper und die Sachen, und seine Phantasie war lebendiger in der Ergründung der Ursachen und Wirkungen als in der Schilderung der Begebenheiten. Aber obwohl seine französische Geschichte nicht fertig geworden, so haben ihr doch die berufensten Richter (Sybel, Giesebrecht) reichstes Lob gespendet, und wäre das Buch zur Vollendung gelangt, es würde uns ohne Zweifel eine ebenso zuverlässige als geistreiche Analyse, eine ebenso einsichtige als — wenn es die Franzosen auch schwerlich hätten Wort haben wollen — liebevolle Kritik der französischen Zustände und Wandlungen von dem Sturze der legitimen bis zum Sturze der plebiscitären Monarchie, es würde uns zumal eine lange Reihe zwar nicht von „Farbenportraits", aber fein gezeichneter Bildnisse französischer Staatsmänner, Redner und Schriftsteller in ganzer und halber Figur vor Augen gestellt haben. Indessen ob wir auch dieses sein großes Werk nur halb besitzen, von der Künstlerschaft des Psychologen legen auch schon die fertigen zwei Bände, legen zumal seine kürzeren abgeschlossenen Arbeiten, seine Essays, vollgültiges Zeugniß ab. Die Kulturen der modernen Nationen zu vergleichen, mittels dieser Vergleichungen einer jeden das ihre zu geben und auf den so gewonnenen nationalen Hintergründen die geistigen Physiognomien der hervorragenden Kulturträger, der Männer

des Gedankens wie der des öffentlichen Lebens, in scharfen Linien und in interessanter Auffassung erstehen zu lassen, das war Hillebrands Begabung und Aufgabe. Eine ganze Galerie historischer Portraits aus verschiedenen Nationen und Jahrhunderten ist es, die er hinterlassen hat. Natürlich ist es ihm so wenig als anderen Künstlern allemal gleichmäßig geglückt. Es gab für ihn so gut wie für Jeden Stoffe, die ihm kongenialer waren in die er schärfer eindrang, bei denen er liebevoller verweilte, für welche er ein größeres Maß von Intuition mitbrachte. Im Allgemeinen war er mehr bemüht, eine Gestalt vom Lichte ihrer Zeit bescheinen zu lassen, als sie von innen heraus zu erleuchten und durchsichtig zu machen. Die historische Betrachtungsweise bringt es eben mit sich, daß die Einzelnen mehr auf ihre Genesis und Wirksamkeit als auf ihre Essenz geprüft, mehr aus den Voraussetzungen und Verhältnissen erklärt, durch Parallelen mit Andern definirt als für sich genommen werden. In die Verknüpfung des Individuellen mit dem Sozialen sah Hillebrand mit merkwürdig sicherem Blick. Wenn er uns zeigt, welches die Kategorie ist, der ein bestimmter Mensch angehört hat, von wo er ausgegangen, was für Einflüssen er seine Bildung, was für Anstößen er seine Thätigkeit verdankt, in welcher Sphäre er sich bewegt, auf welche er gewirkt hat, welches seine Haltung, welches seine Geltung gewesen, über alles Dies werden uns, so dünkt uns, erst von dem Essayisten die Augen geöffnet. Nachdem wir so von ihm belehrt worden über die Bedingungen, unter denen sich ein bedeutender Mann entwickelte, will

uns freilich nicht immer das Urtheil über dessen Bedeutung ebenso einleuchten. Nicht daß wir je an Hillebrands Gerechtigkeitsbedürfniß irre würden. Aber selbst der Gerechte hat seine Lieblinge, Lieblingsmenschen, Lieblingsideen. Auch trug Hillebrands künstlerischer Sinn für das Ganze einer Individualität dazu bei, daß er es sich manchmal mehr, als richtig sein mag, versagte, in der einzelnen Persönlichkeit Gestalt und Gehalt, Erscheinung und Substanz zu sondern. Gefiel ihm Jemand, bewunderte er ihn gar, so hielt die Ehrfurcht vor der Untheilbarkeit des Lebens ihn ab, das Individuum ohne Rücksicht auf die Prägung in den Schmelztigel zu werfen, in welchem Edelmetall und Legirung sich trennen. Ich weiß nicht, ob es anderen Lesern auch so geht, am liebsten sind mir einige Essays, in welchen er ältere und neuere Italiener vor uns auferstehn läßt, z. B. die über Macchiavelli, Tasso, Settembrini. Alles in Allem, scheint mir, wandelte er sicherer auf historischem als auf ganz frischem Boden. Settembrini freilich ist ein Zeitgenosse, allein Italien hat es nun einmal an sich, daß es auch in seiner unmittelbaren Gegenwart auf den Ausländer den Eindruck macht, als ob nicht nur seine Landschaft und Bauten, sondern auch seine wandelnden Menschen nicht zu der heutigen Welt gehörten, als ob Victor Emmanuel eigentlich ein Fürst des Cinquecento, Mazzini ein Jünglinge und Frauen bestrickender Jesuit des siebzehnten Jahrhunderts, Garibaldi ein legendengläubiger, legendenschaffender Kreuzfahrer wären. Dieses Italien, wo die Natur selbst Künstlerin ist, und die Kunst etwas ganz Natürliches scheint, wo die Menschen plastischer

als anderswo auf die Welt kommen und, nackt und verschleiert, naiv und raffinirt, durch die Kultur weniger verbessert und weniger verschlechtert werden, Italien liefert immer neu die lebenden Modelle, nach denen sich die Gestalten der Vergangenheit wiederherstellen lassen, und war darum wie der nächste so auch der dauernd geeignetste Boden für Hillebrands historisch-psychologisches Bildnertalent. Italien gab ihm die Dinge, die der Künstler braucht: eine stille Werkstatt, Freiheit und Stimmung, die besten Stoffe und die besten Modelle. Das Geschick hatte ihn in dieses Land als seine zweite Heimath gewiesen; er that recht, darin als in der Heimath seiner Wahl zu bleiben. Hätte er, der von jenseits der Alpen Deutschlands staatliche Wiedergeburt mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit begleitete, der Sehnsucht nach Hause, welche in keiner menschlichen Brust jemals völlig zum Schweigen kommt, nachgegeben und eine der ihm dort vorgeschlagenen Stellungen angenommen, er wäre schwerlich das geblieben, was er war und wozu er durch seine Individualität bestimmt war; er wäre sich untreu geworden, und ihm schien es, daß für einen Menschen, dem es nicht bloß um sein Selbst zu thun ist, die Treue gegen sich selbst der Pflichten oberste sei. Das Leben seines eignen Landes hätte ihn nicht als bloßen Zuschauer geduldet; er hätte handelnd oder mindestens leidend Theil nehmen, er, dem parteilose Wahrheit der Güter höchstes war, hätte Partei ergreifen müssen. Gewiß, Hillebrand, welcher als Denker und Historiker die „That“ ebenso voll würdigte als den „Sinn“, er wußte, daß auch das parteiische Handeln

schließlich der Wahrheit dient; allein es war nicht seine Art ihr zu dienen. Und auch das ist gewiß, daß er, der Sohn eines Professors der Literaturgeschichte, auf einem ähnlichen Lehrstuhl dem Vater und sich Ehre gemacht haben würde. Aber die Behandlung der Literatur, so wie sie heute bei uns und anderswo von der Wissenschaft betrieben wird, war nicht seine Art, sich mit der Literatur zu befassen.

Und hier sei es mir gestattet, noch mit ein paar Worten auf jene „Anschauung" zurückzukommen, welche für ihn zugleich das vollkommenste Werkzeug und das letzte Ziel aller Erkenntniß war. Sie wird uns auch die beste Anschauung von Karl Hillebrand selbst verschaffen. Warum und in welchem Sinne wollte unser Freund mehr ein Künstler als ein Gelehrter sein? Die Stellung, die er als Kritiker und Historiker zur Literatur einnahm, sagt es uns. Er wußte ganz wohl, welchen ungeheuren Fortschritt die Wissenschaft von der Literatur gemacht hat, seitdem sie aufhörte, einerseits ein bloßes Repertorium von allerlei auf Autoren und Bücher bezüglichen Thatsachen zu sein und andererseits die literarischen Werke als Dinge zu betrachten, die der Schriftsteller, sei es nach persönlichem Belieben, sei es nach akademischen Regeln, macht. Die Erkenntniß, daß in der literarischen so gut wie in aller andern Produktion natürliche und historische Nothwendigkeiten walten, welche wissenschaftlich zu ergründen sind, war auch für Hillebrand eine Wahrheit, der er in seinen Arbeiten die ihr gebührende Huldigung darbrachte. Aber sie dünkte ihm nicht die ganze Wahrheit. Er bezweifelte, daß sich die

„Gesetze“ der Literatur jemals mit wirklich wissenschaftlicher Genauigkeit würden feststellen lassen, und er war überzeugt, daß, selbst wenn dies je gelingen könnte, ihr innerstes Wesen, ihr eigentliches Leben darum doch noch nicht offenbar wären. Für ihn deckten sich Wissenschaft und Leben nirgends, konnten sich niemals decken, und am allerwenigsten glaubte er an eine Literaturwissenschaft, an eine Kunstwissenschaft, welche hinter die Mysterien der poetischen, der künstlerischen Genesis käme.*) Ohne Zweifel! Auch hier bekommt die gelehrte Analyse die Theile in die Hand: „fehlt leider nur das geistige Band“. Und dieses geistige Band wird nicht dadurch wieder hergestellt, daß der strenge Forscher die disjecta membra poetae hinterher durch eine auch im besten Fall aus Vorsicht und Willkür gemischte Synthese wieder verknüpft. Keine wirkliche oder vermeintliche Auffindung historischer Zusammenhänge haucht dem als wissenschaftliches Präparat behandelten Dichterwerke eine neue Seele ein, am wenigsten die alte, eigne, ausgeflogene. Diese Seele, zugleich der Geist und die Form des Werkes, wird nicht gebannt durch eine noch so streng philologische Textkritik, welche, je literaler, desto weniger literarisch ist. So gut Hillebrand wußte, daß wie alles Uebrige so auch Dichter und Dichtung, Philosoph und Philosophie von den durch Land und Rasse, Klima und Geschichte und Sprache gegebenen Bedingungen abhängen, so wenig

*) Wie er zur bildenden Kunst stand, sagt uns sein anonym erschienenes, aber den liebenswürdigen und geistreichen Frondeur sofort verrathendes Büchlein: „Zwölf Briefe eines aesthetischen Ketzers.“

erklärte ihm diese Abhängigkeit vou dem physiologischen Naturell, von der physischen und moralischen Atmosphäre das eigentliche Räthsel, das ist jenes untheilbare, unmeßbare, unwägbare Ding, welches Genius heißt und welches das punctum saliens des Schriftstellers und des Schriftwerks ausmacht. Gerade weil er es sich so oft hatte angelegen sein lassen, die Bedingungen zu erforschen, unter denen ein Dichter oder eine Dichtung entstanden war, hatte er erkannt, daß auf diesem Wege zwar in die Vorhöfe gedrungen wird, nicht aber in das Heiligthum selbst, und er war zu dem Ergebniß gekommen, daß der Genius nicht zerlegt, nicht erörtert, sondern geahnt, gefühlt, geschaut sein will. Darum mochte und konnte Hillebrand sich nicht begnügen, ein strenger Philologe oder Historiker zu sein, sondern war Psychologe und zwar keiner von den modernen „physiologischen“ Psychologen, bei denen das Mikroskop die Bestandtheile und Thätigkeiten der Seele erkundet, sondern er war „Intuitionist“, er meinte, daß nur der Geist den Geist gewahre und fasse. Ohne den literar-historischen und textkritischen Fachmännern den Werth ihrer „strengen“ Wissenschaft zu bestreiten, zog er vor, ein literarischer Kritiker zu sein, fühlte er sich getrieben, den Schöpfungen der Literatur, in welchen ja nicht ein fachmäßig zu studirendes Stück des Geistes, sondern der ganze Geist, der volle Mensch vor uns steht, selbst als voller Mensch nahe und näher zu kommen, als Mensch, in welchem nicht bloß das wissenschaftliche Erkenntnißvermögen thätig ist, sondern in welchem Gefühl und Leidenschaft, Humor und Phantasie mitsprechen. Nicht

als kalter Forscher stellte er sich den Dichtern und Denkern gegenüber mit einer zwar genauen, aber ihrem Schaffen fremden Methode, sondern er suchte ihnen auf ihren eigenen Wegen nachzuwandeln, ihnen mit ihren eignen Fittichen nachzufliegen. Mit einem Worte: er wollte der künstlerischen Literatur ein künstlerischer Kritiker sein. Eine Frau, welche auch zu Hillebrands Lieblingen gehörte, Caroline Schlegel, sagt in einem ihrer Briefe: „Wenn das Denken gar nicht mit Poesie tingirt ist, bleibt dann nicht etwas Lebloses darin? Das Geheimniß fehlt. Geheimnisse lassen sich nicht auseinandersetzen, sie lassen sich nur schauen. Steift man sich darauf, sie auseinanderzusetzen, so zerstört man sie. Für Hillebrand hatte die literarische Kritik zum obersten Beruf, die Augen der Uneingeweihten zu entsiegeln für den Zauber und verborgenen Sinn der literarischen Werke. Eine Literaturwissenschaft, welche anderen Absichten dient, welcher es um philologische, historische, anthropologische Erkenntniß, geschweige denn gar um Moralität oder Politik zu thun ist, verfolgt ja auch ganz wackere Zwecke, allein es sind untergeordnete oder heterogene Zwecke, und verfolgt sie öfters so, daß dabei zwar die Wissenschaft gedeiht, aber die Literatur in die Brüche geht. Für unsern Freund war aber die Literatur die höhere Göttin; die Wissenschaft ehrte er, die Literatur liebte er, und eine literarische Wissenschaft, welche der literarischen Liebe den Garaus macht, flößte ihm mit all ihrer rigorosen Sachlichkeit nicht einmal Ehrfurcht ein. Er hat keine gelehrten Abhandlungen geschrieben, aus denen Shakespeare zu seiner Verwunde-

rung erfahren würde, wie wenig eigentlich an seinen Dramen von ihm selbst herrührt, aber er las fortwährend Shakespeare und Goethe und Homer ganz harmlos und anspruchslos, bloß zu seinem eigenen Vergnügen, gleich als ob er nur ein einfältiger Leser, nicht ein Kritiker wäre. Gerade aber weil er immer wieder das Bedürfniß hatte, nichts als ein genießender Liebhaber zu sein, vermochte er manchmal jenen praktischen Einfluß auf das literarische Schaffen zu üben, den sich die gestrengen Kenner so gerne arrogiren. Mehr als einem jungen Schriftsteller gab er nützliche und unvergessene Winke, nicht vom hohen Roß der Wissenschaft herunter, sondern gutmüthig und leichthin mit jener sich selbst nicht ganz trauenden Behutsamkeit, welche — das war eine seiner tiefsten Ueberzeugungen — alle bloß kritisirende Thätigkeit dem wirklichen Schaffen gegenüber zu beobachten hat. Weil er die Literatur zu sehr liebte, um an ihr zum Schulmeister zu werden, konnte er ihr manchmal den Rath des Freundes ertheilen. Wie sagt der Apostel Paulus: „Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert.“

Ob neben der strengen Wissenschaft auch einer solchen liebevollen, künstlerischen Behandlung der Literatur eine Stätte in unserem höheren Unterricht gebührt, darüber haben die zu entscheiden, welche wissen, was unsrer Jugend Noth thut. Ich glaube, früher, in minder ernsthaften Zeitläuften, als es noch nicht so viele Lehrstühle für Philologie und Literaturgeschichte gab, wurde manches Colleg gelesen, in welchen den Studenten allerdings nicht über jeden Vers des „Faust“ oder

„Wallenstein“ jeder philologische Zweifel benommen, aber dafür so ein ungefähres Verständniß des Ganzen und zum mindesten ein großes Maß Begeisterung beigebracht wurde. Mir selbst ist noch ein alter Professor bekannt, welcher seinen Hörern zwar nicht unumstößlich darweist, aus welchen Bestandtheilen der „Hamlet“ oder „Nathan“ gemacht ist, aber dafür in der eigenen dichterisch gestimmten Seele das Drama in Scene zu setzen vermag, es lebend, fühlend, agirend nachschafft. Wäre Karl Hillebrand an einer unsrer Universitäten Professor geworden, er hätte den Anforderungen, welche Zeit und Land an ihn stellten, gerecht werden müssen; er wäre durch die Methode des Fachs und die Pflicht des Amtes gebunden gewesen, vor Allem ein gelehrter Lehrer zu sein. Die moderne Arbeitstheilung gestattet aber, scheint es, immer weniger, daß Jemand zugleich Gelehrter und Künstler sei. Das hat zu seinem Schaden manch Einer erfahren, der, von Haus aus zum Künstler angelegt, unter die Professoren ging.

Freuen wir uns also, daß Hillebrand seiner künstlerischen Freiheit und freien Kunst erhalten blieb. Obwohl frei und Kunst, war sie doch ernstes Studium, zwar nicht ein Sach- und Fachstudium, aber Erforschung des Menschen, des ganzen unzerstückten Menschen. Vielleicht gehört die Kunde vom Menschen in der That nicht in die Schule. Der Student muß seit etlichen Semestern aufgehört haben, Student zu sein, ehe er reif werden kann für die Einsicht, daß das einzige Studium des Menschen der Mensch ist.

Und vielleicht muß auch ein ganzes Volk etliche

Jahre sich im ruhigen Genuß seiner nationalen Existenz befinden, ehe es reif wird für jene hohe unbefangene heitere Menschlichkeit, welche die edelste Frucht des Menschenstudiums ist, — eine Frucht, die, schön und süß, unser Freund auch nach seinem Tode noch in seinen Schriften darzubieten fortfahren wird. In Italien, dem menschlichsten Lande lebend, mit dem Alterthum bekannt, mit der Renaissance vertraut, in täglicher naher Berührung mit den besten Menschenexemplaren aus allen höheren Rassen, allen gebildeten Völkern, war Hillebrand nicht nur ein kenntniß- und liebevoller Deuter und Vermittler der modernen Literaturen, sondern der Nationen selbst. Wieviel er in seinen Schriften, seinen Vorlesungen, durch persönliche Einwirkung dazu beigetragen, die westeuropäischen Völker einander verständlicher zu machen und so näher zu bringen, das ist ihm wenige Wochen vor seinem Tode in warmen Worten nachgerühmt worden von Pasquale Villari (in dessen unsrem Freunde gewidmeten Essays)*). Wo immer Karl

*) Auch die schöne Inschrift, welche die Stadtgemeinde Florenz an dem viele Jahre hindurch von Hillebrand bewohnten Hause anbringen ließ, bezeugt, welch dauernde Stätte dieser weitgesinnte Deutsche sich im Herzen der dankbaren Italiener gegründet hat. Die Inschrift lautet:

Carlo Hillebrand
Negli idiomi di Germania Francia ed Inghilterra
Lodato scrittore
Bene merito del popolo italiano
Illustrandone con sagaci studi le antiche lettere
E accrescendogli favore nei nuovi tempi
Tra le altre nazioni.

Hillebrand etwas Gutes und Schönes traf, da lobte er es, gleichviel in welcher Sprache es zu ihm redete. Wo er auf Falschheit und Prätension stieß, dünkte sie ihm nicht erträglicher oder ruchloser, weil sie in dieser statt in jener Zunge log. Anerkennung zu spenden, war ihm eine Freude, welche durch persönliche Beziehungen erhöht werden konnte, aber es war ihm auch dann ein unabweisbares Bedürfniß, wenn er von dem Urheber einer tapfern That, eines schönen Buchs bisher niemals gehört hatte. Auch als älterer Mann hielt er noch mit jugendlichem Schwunge, ja Ueberschwange an seinen Freunden; doch Niemand haßte grimmiger als er alle Gevatterschaften, zumal jene bedenklichste Art, welche in dem Goethe'schen Epigramme ihren Bundesspruch promulgirt:

Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen.

Kein Vorurtheil trübte ihm je den Sinn für Wahrheit und Billigkeit; keine Leidenschaft betäubte je sein feines Gefühl, stumpfte sein reges Mitleid ab; kein nationales oder politisches Interesse konnte ihn verführen, ein Unrecht recht zu heißen; ja, all sein Künstlerthum, seine ästhetische Weltanschauung, sein Widerwille gegen den moralischen Purismus hielt ihn nicht ab, in

---

Qui dove
Fiorentino per affetto
Visse quattordici anni
E mori il 18 d'ottobre del 1884
Il Comune
Q. M. P.

der „fairness“ der heutigen unkünstlerischen Engländer die δικαιοσύνη der Athener wiederzuerkennen und als erste aller Tugenden zu preisen.

So hat er in einer Zeit, in welcher die Religion nicht länger die nationalen Grenzen aufhebt, dafür aber die Nationen mit religiösem Eifer daran sind, Grenzsteine festzurammen, hinter welchen nicht nur ihre politische Existenz sondern auch ihre Sprache und Gesittung geborgen sein soll, in dieser Zeit eines engen und geräuschvollen Nationalismus hat Karl Hillebrand seine ruhige Rede gethan für die große Gemeinschaft der Geister, hat er sein Leben gelebt unter mehr als einem Volk und für mehr als ein Volk, für die Freundschaft der Völker, für ihre von den staatlichen, ja selbst den sprachlichen Grenzen unabhängige, darüber hinwegreichende europäische Gesittung; „der Ruhe schönes Heiligthum“ im Herzen, aber auf alle Stimmen lauschend, die von wo immer her etwas Gutes zu künden hatten, hat Karl Hillebrand für jene im Besitze keines einzelnen Volkes stehenden Güter gelebt, von denen sein geliebtester Dichter sagt, daß sie die allerhöchste Freude gewähren, weil sie allen gemein sind,

An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, —

hat er das „Studium“ des Menschen getrieben und gefördert in dem doppelten Sinne des lateinischen Wortes — als Menschenkenntniß und als Menschenliebe.

Heinrich Homberger.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand (Fortsetzung).

Bd. IV. Profile. 2. Ausgabe. VIII, 376 S. 1886.

Inhalt: Statt des Vorwortes. — Ein Wort über moderne Sammellitteratur und ihre Berechtigung. — I. X. Doudan. — H. de Balzac. — Gräfin d'Agoult (Daniel Stern). — M. Buloz. — M. Thiers. — II. E. Renan als Philosoph. — H. Taine als Historiker. — III. Die gefürsteten Medicäer. — Ein fürstlicher Reformer, Gino Capponi. — IV. N. Machiavelli. — F. Rabelais. — T. Tasso. — John Milton.

Bd. V. Aus dem Jahrhundert der Revolution. 2. Ausgabe. VIII, 366 S. 1886.

Inhalt: I. Montesquieu. — II. England im XVIII. Jahrhundert. — III. Fr. Albergati. — IV. Katharina II. und Grimm. — V. 1789. — VI. Henri Costa de Beauregard. — VII. Madame de Rémusat und Napoléon Bonaparte. — VIII. Metternich. — IX. Nach einer Lektüre.

Bd. VI. Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 2. Ausgabe. VIII, 400 S. 1886.

Inhalt: I. Zur Charakteristik Sainte-Beuve's. — II. Guizot im Privatleben. — III. Philarète Chasles. — IV. Ernest Bersot. — V. Graf Circourt. — VI. Eine ostindische Laufbahn. — VII. Ein englischer Journalist. — VIII. Antonio Panizzi. — IX. Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten. — X. Giuseppe Pasolini. — XI. Das belgische Experiment. — XII. Deutsche Stimmungen und Verstimmungen. — XIII. Halbbildung und Gymnasialreform.

Bd. VII. Culturgeschichtliches. XII, 335 S. Mit dem Bildniß des Verfassers in Holzschnitt. 1885.

Inhalt: I. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung. — II. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft. — III. Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830 bis 1860). — IV. Die Werther-Krankheit in Europa. — V. Ueber die Konvention in der französischen Litteratur. — VI. Vom alten und neuen Roman. — VII. Ueber die Fremdensucht in England. — VIII. Ueber das religiöse Leben in England. — IX. Der Engländer auf dem Continent.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers.

Von [**Karl Hillebrand**]. 2. Auflage.

8°. IV, 118 S. 1874. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Karl Hillebrand

Wälsches und Deutsches

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Zweiter Band.

Wälsches und Deutsches.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Wälsches und Deutsches

von

Karl Hillebrand.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Seiner

Schwester Marie

widmet

diese gesammelten Blätter

in

Treue und Dankbarkeit

der Verfasser.

VII

Inhalt.

Seite

IV. Aus dem zünftigen Schriftthum Deutschlands.

V. Aus dem unzünftigen Schriftthum Deutschlands.

Vorwort.

Der Verfasser, der im Begriffe steht, dem literarischen Journalismus, dem er sich nahezu fünf Jahre hindurch gewidmet, auf lange Zeit, vielleicht auf immer, Valet zu sagen, erlaubt sich hier eine Anzahl Essays und Feuilletons aus der wogenden und schwindenden Fluth der Tages- und Monatspresse zu retten und gleichsam in's Trockne zu bringen. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die Sammlung um Vieles umfangreicher zu machen, hätte er alle in diesen fünf Jahren von ihm geschriebenen Aufsätze mit aufnehmen wollen; allein er hat es vorgezogen, alle eigentlichen Recensionen, soviel Arbeit sie auch gekostet haben mögen, hier auszulassen, sobald sie eben nur Recensionen waren, d. h. das betreffende Werk in der That Gegenstand, nicht nur Anlaß des Aufsatzes war, dieser also nur die mehr oder minder ausführliche Analyse und die mehr oder minder eingehende Beurtheilung desselben enthielt. Ja, selbst in den von ihm ausgewählten Artikeln hat er den kritischen und analytischen Theil, wo immer thunlich, weggeschnitten und sich beinahe nur auf die Titelangabe der Werke beschränkt, die ihm die Gelegenheit geboten, seine Ansichten über Epochen, Nationen, Persönlichkeiten, historische und literarische Fragen aus-

zusprechen; denn er ist der Meinung, daß eine Recension ihre Bestimmung erfüllt hat, wenn sie den Leser einer Zeitung oder Zeitschrift auf ein neuerschienenes Buch aufmerksam gemacht, ihm dessen Lectüre anempfohlen, oder davon abgerathen, vor Allem ihm eine möglichst treue Idee vom Inhalte, der Form und dem Geiste desselben gegeben hat. Viele der hier wiedergegebenen Aufsätze sind überhaupt gar nicht bei dergleichen literarisch-kritischen Veranlassungen entstanden, sondern direct aus der Beobachtung oder dem Nachdenken hervorgegangen. Dies gilt namentlich von den im nächstfolgenden dritten Bande („Aus und über England") zu veröffentlichenden Stücken, sowie von den schon in „Frankreich und die Franzosen" mitgetheilten Studien, die der Verfasser gerne als den ersten Band dieser Sammlung angesehen wissen möchte.*) Die Wiederholungen und Widersprüche, welche bei solchen von Monat zu Monat oder gar von Woche zu Woche ge-

*) Sämmtliche Aufsätze sind in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", der „Deutschen Zeitung", der „Neuen Freien Presse", der „Spener'schen Zeitung", den „Preußischen Jahrbüchern", der „Gegenwart" und der „Deutschen Rundschau" erschienen. — Die ausgedehnteren Biographieen und Essays, die der Verfasser in der Revue des deux Mondes, dem Fortnightly Review, dem North American Review, der Nuova Antologia und dem Journal des Débats gegeben, sind zwar auch zum größern Theile in diesen fünf Jahren entstanden und schließen sich den hier gebotenen kleinen deutschen Arbeiten an; aber sie sind dem ganzen Inhalt, wie der Form nach, zu ausschließlich für das Ausland bestimmt, als daß man sie in deutscher Uebersetzung hätte wiedergeben wollen. Auch sie dürften bald erscheinen, aber als Tomes II und III der Etudes historiques et littéraires, deren erster Band (Etudes italiennes begreifend) im Jahre 1868 zu Paris erschien.

lieferten Aufsätzen kaum vermeidlich sind und denen man sogar bei den Meistern des Genres oft begegnet, wären bei der Zusammenstellung und Wiederherausgabe leicht auszumerzen gewesen; da es aber dem Verfasser weniger darauf ankam, seine Consequenz oder seinen Reichthum an Gedanken und Kenntnissen zu zeigen, als den jedesmal ergriffenen Gegenstand so vollständig zu behandeln, als ihm unter den Umständen möglich war, so hat er diese nachhelfende Operation nicht vornehmen zu müssen geglaubt. Solche Arbeiten wollen ja auch gelesen sein, wie sie geschrieben worden: stückweise.

Ueber Absicht und Gesinnung des Autors muß natürlich das Buch selber Auskunft geben. Die erste Hälfte des vorliegenden Bandes ist ganz objectiv gehalten, während die zweite mehr polemischer Natur ist. Ob diese Polemik überhaupt gerechtfertigt, ob sie es in dem Munde des Verfassers ist, ob die Form derselben die angemessene, bleibt billig dem Publikum überlassen zu entscheiden. Eines wird dasselbe ja ohne Zweifel sofort herausfühlen: daß kein persönliches Motiv irgend einer Art den außer allen politischen oder literarischen Parteien der Heimath Stehenden beeinflußt haben kann, und daß seine Rügen die eines Patrioten sind, der gerne sein Vaterland in jeder Beziehung makellos und folglich auch dessen Lehrstand wieder wie ehedem auf der Höhe freimenschlicher Bildung sehen möchte, auf welche es seine Aufgabe ist, den Nährstand zu heben und auf welcher der Wehrstand anerkanntermaßen schon steht. Hat er diesmal das zünftige Gelehrtenthum und dessen extravagante Selbstbewunderung etwas unsanft angegriffen, so wendet er sich vielleicht ein ander Mal gegen

das oberflächliche Literatenthum und seine unlautere Geschäftigkeit. Am Ende findet sich doch noch eine Anzahl Landsleute — und sie wird voraussichtlich von Tag zu Tag zunehmen —, welchen dieses zu unappetitlich und leicht, jenes zu schwerfällig und trocken ist. Viele sind ja schon der Meinung, nicht Wenige beweisen sogar, daß eine gediegene literarische Nahrung nicht nothwendig bitter und unschmackhaft, eine gefällige nicht unumgänglich eine saftlose zu sein brauche; vor Allem aber, daß die Wissenschaft nicht ausschließlich darin bestehe, vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen. Daß aber „der Fluch der hohen Meinung" unserm Gelehrtenstand geistig wie sittlich unsäglichen Eintrag gethan, Hochmuth, Kastensinn, Beschränktheit in die freieste Bildung Europa's, die deutsche, einzuführen droht, und so deren Verbreitung, wie deren Ruhme hindernd im Wege steht, dessen wird man erst im Auslande recht inne, wenn man Hunderte von gebildeten, humanen und billigen Deutschen sich, oft umsonst, abmühen sieht den schlimmen Eindruck auszulöschen, den die Taktlosigkeit einzelner Vertreter der „deutschen Wissenschaft" bei den auswärtigen Freunden hervorgebracht. So hat denn wohl ein in der Fremde lebender deutscher Schriftsteller, auch ohne eine Autorität zu sein, das Recht, seine gelehrten Landsleute auf ihre Fehler aufmerksam zu machen: ihre Tugenden kennen sie ja genugsam. Daher glaubt sich auch der Verfasser dieser Blätter, der jene Tugenden mehr als irgend ein Anderer würdigt, nicht verpflichtet, dieselben besonders zu betonen.

Florenz, den 15. Februar 1875.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Indem ich diese neue, etwas vermehrte Auflage der Oeffentlichkeit übergebe, fühle ich mich verpflichtet, den Lesern Rechenschaft abzulegen über die Veränderung, durch die sich dieselbe von der früheren unterscheidet.

Daß alle Correcturen und Stylverbesserungen vom Verfasser selbst herrühren und nach dessen eigenhändig hinterlassenen Angaben getreu und ohne Zusatz meinerseits ausgeführt worden sind, brauche ich wohl kaum zu versichern.

Nicht anders verhält es sich mit der Einschaltung des Aufsatzes: „Ein Schopenhauerdenkmal". Der Verfasser hatte die Absicht dem ersten Schopenhauer-Essay einen zweiten anzureihen und zu diesem Zwecke sollte die hier aufgenommene Schrift zu einer allerdings viel umfassenderen Arbeit erweitert werden. Dazu ist es nun leider nicht gekommen: drei Monate nach der Veröffentlichung des für die „Gegenwart" bestimmten und dort abgedruckten Aufsatzes starb der Verfasser. Gerade dadurch aber, daß sie das Letzte ist, was mein Mann geschrieben hat, dürfte

diese kleine Schrift ein besonders wehmüthiges Interesse für den befreundeten Leser gewinnen; dem Fernerstehenden wird es nicht entgehen, daß dieser zweite Aufsatz den ersten gewissermaßen ergänzt und daher keineswegs einen überflüssigen Zusatz bildet.

Florenz, October 1891.

Jessie Hillebrand.

I.

Zur Renaissance.

Petrarca.

Petrarca's Ruhm ist ein dreifacher: seine Zeit wie die nachfolgenden Jahrhunderte verehrten und verehren in ihm den Dichter, den Patrioten und den Humanisten. Seine Stellung im Leben war eine einzige. Der Sohn eines Notars, geboren im Exil, aufgewachsen in der Fremde, ohne Glücksgüter, ohne Amt, ohne Adelstitel, war er von Städten und Fürsten, ja von Papst und Kaiser geehrt, wie kaum ein Schriftsteller vor oder nach ihm, übte er auf sein Vaterland einen bestimmenden Einfluß, auf die ganze moderne Bildung die nachhaltigste Wirkung.*) Giosuè Carducci, in seiner schönen Studie über die Entwicklung der italienischen National-Literatur, bemerkt so fein als treffend: „Petrarca's Krönung auf dem Capitol, unter dem Beifallsrufe des Volkes, in glücklicher Abwesenheit von Papst und Kaiser, war gleichsam die Weihung der Renaissance inmitten des mittelalterigen Europa, auf das er zum großen Vortheile der Cultur seiner Zeit dieselbe Dictatur oder vielmehr Gesetzgebung des Geistes ausübte, welche Erasmus von

---

*) Die diesem Aufsatze vorausgehende Recension des trefflichen Werkes von L. Geiger (Petrarka, Leipzig 1874) ist hier weggelassen worden.

Rotterdam auf das sechzehnte, Voltaire auf das achtzehnte Jahrhundert ausübten." Wie der große Jesuitenfeind, wirkte Petrarca nicht allein durch seine Werke, sondern auch durch seine zahlreichen Briefe, seine Reisen, seine persönliche Gegenwart. Das „Epistolario" Petrarca's wenn auch weniger umfassend als die „Correspondance de Voltaire" und obschon der Verfasser lieber die Waffe der Beredtsamkeit als die des Witzes gebraucht, hat für das vierzehnte Jahrhundert ganz dieselbe Bedeutung, wie die unerschöpflichen brieflichen Mittheilungen des „Alten von Ferney". Wie dieser in der Jugend und im Mannesalter, bald in der Zurückgezogenheit der Provinz, bald im Geräusche von Paris, heute in England, morgen in der Schweiz, jahrelang am Hofe des Königs von Preußen, dann wieder bis zum Lebensschlusse auf dem eigenen einsamen Landsitze schrieb und wirkte, so lebte Petrarca bald in Avignon, Mailand oder Prag an den Höfen des Papstes, der Visconti oder Kaiser Karl's IV., bald in stiller Zurückgezogenheit, sei's im Thale von Vaucluse, sei's im versteckten Arquà, durchzog Frankreich und Deutschland als Wanderer, besuchte Rom und Neapel, Parma und Padua und konnte sich erst spät entschließen, sich dauernde Ruhe an einem entlegenen Orte zu gönnen. Das Instrument, dessen er sich für seine Wirksamkeit bediente, war, wie das Voltaire's, die gerade geltende Universalsprache, zu seiner Zeit die lateinische, die er besser handhabte als irgend ein Neuerer, wie nicht wohl anders zu erwarten war von dem Manne, der eigentlich das römische Alterthum wiedererweckte.

In der That darf Petrarca wohl als der Vorläufer des Humanismus angesehen werden, und beherrscht sein

Name als eines solchen das ganze Trecento. Sein Humanismus aber, und dieser Punkt kann nicht genug betont werden, war ausschließlich römisch: daher der so grundverschiedene Geist und die so grundverschiedene Form, wenn wir die Renaissance des italienischen Quattrocento, die er vorbereitete, und den deutschen Humanismus der Reformationszeit mit einander vergleichen. So durchgreifend aber war der Einfluß Petrarca's, verbunden und unterstützt durch die Wahlverwandschaft der römischen Bildung und der romanischen Nationen, daß noch heute das lateinische Element das über das griechische vorherrschende in der Cultur der lateinischen Völker geblieben ist. Eigentlich war die Tradition des alten Rom nie ganz erloschen in Italien. Die einzelnen Municipien betrachteten und nannten sich Töchter Roms und gaben sich Verfassungen, welche in Benennungen und Formen an die Republik Scipio's erinnerten. In Rom selber riefen schon im zehnten und zwölften Jahrhundert ein Crescentius und Arnaldo die Erinnerungen an jene alte Republik an, gerade wie Petrarca's Freund Cola di Rienzi im vierzehnten. Die Continuität des römischen Kaiserthums von Cäsar bis auf Karl den Großen, Otto I., Friedrich Barbarossa wurde auch von Dante, der ein politisches Dogma daraus machte, nie in Zweifel gezogen, aber die Tradition war eine, ich möchte sagen, unbewußte, latente: Petrarca war der Erste, der sie wissenschaftlich begründete, denn Dante's „Monarchia" ist rein aprioristische, willkürliche Scholastik, verglichen mit Petrarca's politischen Schriften. Dante kannte, mit Ausnahme Virgil's und einiger untergeordneter Lateiner, das classische Alterthum nur vom Hörensagen. Petrarca suchte und fand eine große

Anzahl alter Manuscripte, veranstaltete eine ziemlich vollständige Bibliothek lateinischer Classiker, las seinen Cicero, Sallust, Ovid durchaus und mit Kritik, und es ist gar nicht zu viel gesagt, wenn er, mit Hinblick auf die glückliche Entdeckung so vieler verloren geglaubter Werke und die kritische Wiederherstellung des Textes, als der Begründer der lateinischen Philologie dargestellt wird. Daher auch seine sehr bezeichnende Geringschätzung der griechischen Literatur, die er nicht kannte, obschon er in vorgerücktem Alter die griechische Sprache zu erlernen suchte. Ihm, wie noch heute allen aufrichtigen Romanen, und vielleicht mit aus denselben Gründen (Verwandtschaft, Tradition, vielleicht auch National-Eitelkeit und ungenügende Kenntniß des Griechischen) stand die hellenische Bildung viel tiefer als die römische, Cicero höher, weil näher, als Aristoteles und Demosthenes, Virgil als Homer, Livius als Thucydides. Das rhetorische Gewand, das die Lateiner alle mehr oder minder dem von Griechenland überkommenen Bildungskörper übergeworfen hatten, wog und wiegt in ihren Augen reichlich den Mangel an Originalität auf, den sie doch an der römischen Literatur nicht leugnen können.

Indeß wenn auch Petrarca der Erste war, welcher das römische Alterthum an der Quelle studirte, der Erste auch, welcher es ohne kirchliche Nebenabsichten durchforschte, — ganz frei stand auch er ihm nicht gegenüber. Jene politischen Traditionen vom römischen Weltreich hatten ihn zuerst auf dies Stadium geführt, und er betrieb es immer, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, im Dienste seiner politischen Ideen. Petrarca war entschiedener Imperialist, wie Mussatus, wie Dante, wie alle Idealisten seiner Zeit;

dadurch ward er äußerlich zum Ghibellinen, doch nur äußerlich. Innerlich fühlte er sich mit Recht, wie Dante, über allen Parteien. Carducci läßt sich, wie nur zu häufig, von seinen republikanischen Sympathien bestimmen und irreführen, wenn er Petrarca „kalt für das Kaiserthum" nennt und meint, sein Ideal sei die italienische „Commune", nach dem Muster der alten Republik, gewesen. Niemand war im Gegentheil begeisterter für die Idee des Kaiserthums als Petrarca. Seine Briefe an den nüchternen, hausbackenen Karl IV., ihn zum Römerzug anzufeuern, sind in eben so flammenden Worten geschrieben, als Dante's Episteln an den enthusiastischen Romantiker Heinrich VII. Wenn er sich gegen Ludwig den Baier feindlich verhielt, so geschah es aus persönlichen Gründen; denn er war schon vor Ludwig's Römerzüg in inniger Freundschaft mit dessen Feinden, den Colonna und Robert von Neapel, verbunden. Wenn er so lebhaft Partei nahm für Cola di Rienzi, den Volkstribun und Wiederhersteller der alten Republik, so war dieß nur vorübergehend und als pis-aller; da er das alte Kaiserthum nicht haben konnte, so wollte er wenigstens den alten Freistaat; im Grunde war er, wie alle Höhergebildeten seiner Zeit, wie auch die meisten Schriftsteller des römischen und griechischen Alterthums, ein eingefleischter Aristokrat und Volksverächter. „Er lebe lieber unter dem härtesten Joche eines Einzigen, als unter der Herrschaft eines tyrannischen Volkes", erklärt er mehr als Einmal und spricht von der „Menge" nur in dem Tone des Shakespeare'schen Coriolan. Selbst das Papstthum rief er, der Imperialist, an, damit es Rom wieder zum alten Glanze bringe, und wird auch nicht müde, die

ihm befreundeten Päpste, vor Allen Clemens VI. und Urban V., zur Rückkehr nach Rom aufzufordern.

Das Treibende bei ihm ist der Patriotismus, und zwar ein Patriotismus, der seinen abstracten Ursprung nicht ganz verleugnen kann. Es ist von deutscher wie italienischer Seite sehr fein bemerkt worden, wie gerade Petrarca's Entfernung von Italien und was damit zusammenhängt, seine Gleichgültigkeit für die Parteikämpfe innerhalb der einzelnen italienischen Staaten, es ihm möglich machten, die Umrisse des Vaterlandes in's Auge zu fassen. Das Heranreifen in der Fremde ist noch stets für Menschen, die ein lebhaftes Gefühl für Zusammengehörigkeit und ein tiefes Bedürfniß des Zusammenhanges haben, eine hohe Schule des Patriotismus gewesen. Wer drinnen steht, sieht leicht vor Bäumen den Wald nicht. Dem Draußenstehenden geht erst der rechte Sinn auf für das, was, trotz aller Verschiedenheiten und Widersprüche, das Gemeinsame des Vaterlandes ausmacht: die Vergleichung zeigt ihm erst die Vorzüge desselben in hellem Lichte; die Ferne glättet die kleinen Unebenheiten, die in der Nähe den Blick verletzen, und der latente Gegensatz gegen das Land der eigenen Väter, der selbst den Eingebürgerten in der Fremde überall umgiebt, fordert eine Reaction zu Gunsten jenes heraus.

Ganz anders der Patriotismus dessen, der bis ins Mannesalter in der Heimat gelebt; er ist mehr localer Natur, knüpft sich an Erinnerungen, kurz, er ist concreter. Es ist nicht Florenz, das bell' ovile, noch irgend eine andere besondere Stadt Italiens, nach welcher Petrarca sich sehnt, wie Dante, wie die Verbannten des Alter-

thums; es ist die Abstraction „Italien". Selbst Rom steht immer nur in seinen Augen mit dem Glanze der Geschichte, verklärt durch die Reflexion: kein naives Heimweh zieht ihn zur gewohnten und geliebten Stelle. Auch würde es dem Patrioten Petrarca durchaus nicht genügt haben, sein Vaterland als ein einiges, unabhängiges, freies und glückliches, gleichberechtigt mit andern Ländern dastehen zu sehen; nein, er verlangt durchaus für dasselbe das Primato; er will es nur als herrschendes sehen. Für ihn ist die Wiederherstellung der italienischen Weltherrschaft gleichbedeutend mit der Ehre und dem Glücke seines Vaterlandes. Die bei allen Italienern des Mittelalters, ja bei den meisten Italienern des Jahres 1874, noch heimlich lauernde Voraussetzung einer directen, nicht abgebrochenen nationalen Entwicklung von Romulus bis auf die Gegenwart ist bei Niemandem je absoluter, allgemeiner gewesen, als bei Petrarca. Die Kluft, welche für uns Nordländer Mittelalter und Alterthum von einander trennt, besteht durchaus nicht für ihn; er spricht von den Heeren Scipio's und den Schriften Cicero's nur als von den „Unsrigen". gleich als ob der römische Staat, wie die römische Cultur und die römische Sprache sich zum Italien des vierzehnten Jahrhunderts verhielten, wie das Frankreich Ludwig's XI. zu dem Ludwig's XV. Eigentlich sieht Petrarca, wie Dante, wie dieses ganze Jugendalter der Renaissance, noch ganz im Geiste des Mittelalters, die Einheit überall: in Kirche und Staat, in Gesetzgebung und Sprache; Italien aber ist in ihren Augen das auserwählte Volk, das der Welt diesen universellen Staat und diese universelle Kirche, diese einheitliche Gesetz-

gebung und diese gemeinsame Sprache gegeben hat. Alles, was von zur Unterordnung bestimmten Nationen ausgehend, sich vordrängen will, ist Anmaßung; der römische Kaiser deutscher Nation selber ist „ein barbarischer König“, wenn „er es wagt, einen Jüngling der ausonischen Muse zu schmücken“, d. h. wenn er sich erlaubt, über das poetische Verdienst eines lateinisch dichtenden Italieners zu urtheilen. Als der Doge von Venedig im Kampfe gegen Genua sich mit dem Könige von Aragon verbündet, wirft ihm Petrarca bitter vor, „Barbarenhilfe gegen eine italienische Stadt“ angerufen zu haben.

Wie alle gutgeartete Jugend, war auch diese jugendliche Renaissance voll abstracten Posa=Enthusiasmus begeistert für einfache, symetrische Ideale; sie schwärmte für die geistige und staatliche Universal=Monarchie, wie die Jugend des neunzehnten Jahrhunderts für die Republik. Was aber Petrarca von Dante und den Imperialisten des Trecento unterscheidet, was aus ihm den ersten „modernen Menschen“ macht, ist, daß sein Ausgangspunkt nicht die Religion war, sondern die Wissenschaft, daß er nicht eine prästabilirte Ordnung der Dinge annahm, sondern zuerst von Allen eine geschichtliche Entwicklung errieth, erkannte, verfolgte, der Mitwelt aufdeckte. Petrarca gehörte selber der Geistlichkeit an; er stand in intimster Beziehung zum Oberhaupte der Kirche, er war selbst durchaus orthodox: aber er ward dessen ungeachtet thatsächlich einer der schlimmsten Feinde der kirchlichen Weltordnung. Ihm dankte seine Zeit die Wiedereinsetzung der lateinischen Profan=Literatur in ihre Rechte; und wie konnte ein Geschlecht, das sich mit Cicero und Seneca genährt, das Christenthum noch mit

denselben Augen ansehen, wie das vorhergehende, für welches nur die Namen dieser Denker existirten? Wie ganz anders ist der Ton der Trauer, des Mitleidens und der Wehmuth, mit dem ein Dante von den großen Philosophen und Dichtern des Alterthums spricht, die, des Heiles untheilhaftig, zu ewiger Verdammniß, wenn auch nicht zu ewigen Qualen verurtheilt sind, als die heiter bewundernde Weise, mit der Petrarca von einem Cicero redet, um dessen Platz in der Hölle er sich nicht besonders viel Sorgen zu machen scheint. Auch durch seine geographischen Studien — man dankt Petrarca die erste Karte Italiens — wirkte er in einem ähnlich befreienden Sinne, wie durch seine Geschichtsstudien; galt es doch hier wie dort, die Wirklichkeit des Diesseits zu erkennen, an der Stelle aprioristischer Scholastik und Weltconstruction die Kenntniß des Thatsächlichen zu setzen. Und wie gegen die aristotelische Scholastik, so gegen die herrschende Juristerei, die er in Bologna zur Genüge kennen gelernt hatte und deren Wiedergeburt er, vier Jahrhunderte vor Savigny, nur in einer geschichtlichen Behandlungsweise erkennen will, welche in der Aufdeckung des Entwicklungsganges des römischen Rechtes das einzige giltige System desselben sieht. Auch die Astrologie und die Medicin, welche damals nicht viel besser als Astrologie und Alchymie war und, wie diese, anstatt von der Beobachtung, von willkürlicher Theorie ausging, bekämpfte Petrarca unverdrossen und räumte auch dadurch auf für das kommende Jahrhundert, das wahre Jahrhundert der Erlösung.

Kein Wunder, wenn die Pfaffen ihm gram waren, zumal die muthigen Denunciationen des schamlosen Trei=

bens in Babylon-Avignon Schritt hielten mit diesen wissenschaftlichen Kreuzzügen. Als sein Freund Boccaccio ihm einst mittheilte, wie ein Mönch ihm von einem Traumgesichte erzählt, in welchem Christus ihn beauftragt habe, ihn, den Verfasser des „Decameron", wie seinen Freund, den Dichter der „Africa", vor der Beschäftigung mit profanen Wissenschaften zu warnen, welche zur Ketzerei führen müßten, antwortete Petrarca, der schon gar oft als eifriger Leser des „Zauberers" Virgil unchristlicher Gesinnungen bezichtigt worden war, in folgenden Worten: „Wozu sollen wir die heidnischen Dichter und Schriftsteller meiden, welche von Christus nichts wissen, da man doch ungescheut die Werke der Ketzer liest, die Christus kennen und ihn doch leugnen? Glaube mir: Vieles, was Zeichen der Feigheit und Trägheit ist, wird als Wirkung klugen Rathes und ernster Gesinnung ausgegeben. Die Menschen verachten oft, was sie nicht erreichen können; und gerade der Unwissenheit ist es eigenthümlich, das zu verurtheilen, was ihr versagt, und Keinen dahin gelangen zu lassen, wohin ihr der Zutritt verwehrt ist. Wir aber, die wir die Wissenschaften kennen, dürfen ihnen weder durch Mahnung zur Tugend, noch zur Androhung des Todes entzogen werden, denn sie erregen dem strebenden Gemüthe die Liebe zur Tugend und vernichten oder vermindern wenigstens die Todesfurcht; sie halten aber ihren Besitzer nicht von dem Wege der Vervollkommnung zurück, sondern unterstützen ihn und ebnen ihm den Pfad. Wie aber der kranke und schwache Magen manche Speisen abweist, welche der gesunde und hungrige wohl verträgt, so mag dem schwächlichen Geist Manches Verderben bringen, das dem heilen und kräftigen

segensreich ist. . . Aller Guten Weg führt zum gedeihlichen Endziel: am ruhmvollsten aber jener, der frei und hoch daliegt. So ist auch das Wissen, das sich zum Glauben durchgedrungen hat, weit besser, als die Einfallt, und sei sie noch so heilig, und keiner der Thoren, die ins Himmelreich eingegangen sind, steht so hoch wie ein Wissender, der die Krone der Seligkeit erlangt hat."

Petrarca war weder eine Apostelnatur, noch ein Mann der That. Was er wirkte, das hat er durch seine Persönlichkeit und durch seinen Geist gewirkt. Er hatte nicht den Stoff dazu, ein Blutzeuge der Wahrheit zu werden, noch kannte er kein kluges Benützen der Umstände. Nichts in ihm erinnert an Savonarola, nichts an Luther. Seine war vor Allem eine geistreiche und liebenswürdige Persönlichkeit. Niemand widerstand leicht diesem Zauber des echt Menschlichen, welcher über diesen ersten Humanisten ausgebreitet lag. Und wie sollte es anders sein? War ihm selber doch nichts Menschliches fremd. Heiter und beschaulich angelegt, wußte er ernst zu sein und Hand anzulegen an die gemeinsame Arbeit. Von geselliger Natur und dem Lebensgenusse nicht abhold, zog er doch stets ein bescheidenes Mahl mit einigen bewährten Freunden dem Prunk und dem Geräusche einer glänzenden Tafel vor und kannte den Werth der Einsamkeit und Sammlung, brachte als ein Einsamer und sich Sammelnder die schönsten wie die letzten Lebensjahre im Schoße einer idyllischen Natur zu. „Wüßtest du nur," schreibt er einmal, „mit welcher Wollust ich allein und frei umherschweifend, zwischen Bergen und Wäldern, zwischen Quellen und Flüssen, zwischen Büchern und den Geistern der größten Menschen athme

und wie ich mich bestrebe, das Vergangene zu vergessen, das Gegenwärtige nicht zu sehen"*). Gerne in seiner Poeten- und Gelehrten-Eitelkeit geschmeichelt, that er nie, sie zu befriedigen, einen Schritt, über den er hätte erröthen müssen. Ein Freund der Großen, wußte er, der arme Bürgerliche, mit Kaiser, Päpsten und Königen aufs vertrauteste zu verkehren, ohne je seine Würde preiszugeben, seine Unabhängigkeit zu opfern, seinen Freimuth zum Schweigen zu bringen. Ein stets erfolgloser Politiker und Diplomat, brachte er denen, die ihm ihre Angelegenheiten anvertrauten, doch nie Unehre ein, und das praktische Mißlingen erkältete seinen idealistischen Eifer nie. Er wahrte die äußeren Formen, ohne ihr Sklave zu werden, wußte zu scherzen, ohne in Rohheit zu verfallen, an sich zu halten, ohne sich der sittlichen Heuchelei, die wir Prüderie nennen, schuldig zu machen. Sein Glaube that seiner Achtung der Vernunft keinen Abbruch und nie artete seine Forschungslust in Leugnung des nicht Erkennbaren aus. Von leicht gereizter Sinnlichkeit und anziehend für die Frauen, lernte er schon bei angehendem Mannesalter sich zu mäßigen und endlich zu bezwingen.

Es ist ein Irrthum, der Jugend größere sittliche Reinheit und größere geistige Ursprünglichkeit zuzuschreiben, als dem Mannesalter; wie Shakespeare und Schiller, war der jugendliche Petrarca als Schriftsteller ein Nachahmer, als Mensch in den Banden erregbarster Sinnlichkeit; aber er rang sich durch, wie Jene, zur eigenen Anschauung der

---

*) Nach dem lateinischen Citat bei Burckhard „Cultur der Renaissance", S. 235.

Welt und zur Beherrschung seiner selbst. Eine wunderbare Klarheit ist über diese ganze Natur ausgegossen; man sieht in allen seinen Worten wie in seinem ganzen Leben, daß es ihm Ernst war um die Erlangung der Wahrheit, daß er allem Scheine feind war, daß er es ehrlich mit sich und Anderen meinte. Wie harmonisch heiter ist dieser Mensch doch, verglichen mit dem düsteren Dante, den er beneidet haben soll, er, der die „Göttliche Comödie" vom heiligen Geist selber dictirt nannte. Alles ist Maß und Gleichgewicht: die Leidenschaft ist wohl da und wärmt wohlthuend das ganze Wesen des herrlichen Mannes. Wissenschaft, Vaterland, Geliebte, Freunde umfaßt er mit innigster, aufopferndster, dauerndster Liebe, aber nirgends und nie strömt die Leidenschaft vulkanisch zerstörend über. Wie vier Jahrhundert später am Zielpunkt der modernen Bildung unser Göthe, so steht am Ausgangspunkte dieses Entwicklungsganges Petrarca als ein vollkommen „Humaner" da, er, der Gründer des Humanismus, welcher die Stelle der christlich-kirchlichen Cultur einnehmen sollte, selber ein Vorbild der Humanität. „Sein Ruhm," sagt sein neuester deutscher Biograph, „während seines Lebens schon weit ausgebreitet, erfüllte nach seinem Tode die ganze Welt, und er wird dauern, so lange Alterthum, Vaterland und Liebe kostbare Güter bleiben für Bildung und Erziehung der Menschheit."

Am 18. Juli 1874, zur fünften Säcularfeier Petrarca's.

Lorenzo de' Medici.

I.

Es giebt zwei Namen in der Weltgeschichte, welche das Vorrecht haben, hell und heiter wie keine anderen an das Ohr der Menschen zu klingen: Athen und Florenz. Die lichten Namen aber zaubern uns sofort eine bestimmte Zeit vor die Augen: das fünfte Jahrhundert vor und das fünfzehnte nach Christus, die Zeitalter des Perikles und Lorenzo's des Prächtigen.*) Es ist indeß nicht allein der Glanz, den Kunst und Poesie über jene beiden Flecke und Momente ausgebreitet, welcher jenen einzigen Eindruck hervorbringt; auch nicht die größere Menschlichkeit, die sie vor anderen Staaten und Zeiten auszeichnet; an Blut hat's auch in Athen und Florenz leider nicht gefehlt, wenn's auch sparsamer als beispielsweise in Argos oder Perugia geflossen, und weder Perikles noch Lorenzo scheuten vor Gewaltmitteln zurück, so oft es die Unterdrückung der Gegner galt, wenn sie auch schonender als ein Philipp von Mace-

*) Die diesem Aufsatze vorausgehende Recension über A. v. Reumonts neuestes und ausgezeichnetstes Werk (Lorenzo de' Medici, i Magnifico, Leipzig 1874) ist hier weggelassen worden.

donien oder ein Ludwig XI. verfuhren. Was jenen beiden kleinen Punkten den unwiderstehlichen und unvertilgbaren Reiz verleiht, den kein Großstaat der Geschichte je geübt hat, ist die Harmonie, in der hier Natur und Mensch, Geist und Materie, Inhalt und Form, Staat und Kunst auftreten. Man wird gewahr, wie wenig auf die Ausdehnung ankommt, wie es die vollkommene Uebereinstimmung der Verhältnisse ist, und wären sie die bescheidensten, welche den mächtigen Eindruck, die dauerndste Wirkung hervorbringt: „Im kleinsten Punkte die größte Kraft".

Wer das kleine Städtchen im Arnothale zum erstenmale erblickt, ist kaum überrascht: nichts Gewaltiges, Ungewöhnliches stört seine Phantasie heftig auf. Erst nach und nach wirkt der Zauber dieses lieblichen Maßes. Nichts Uebertriebenes in Natur noch in Menschenwerk. Mäßige Hügel umschließen das offene, villenbelebte Thal, in dem man sich frei und doch begrenzt fühlt. Die Vegetation ist heiter, und die Stadt trägt nicht umsonst den Namen der Blumenstadt; aber sie ist nicht luxuriös, noch ihre Formen fremdartig. Zwischen dem weichen Blumengrün des bescheidenen Olivenlaubes zieht sich der Grundton der braunen Erde hin, und die dunkle Cypresse giebt Charakter und Farbe. Mit wunderbarem Natur- und Formensinn haben die Meister des Quattrocento Klöster und Kirchen, Landhäuser und Schlösser den Linien des Terrains angepaßt, so daß sie dieselben abzuschließen, zu vollenden scheinen, wie sinniger Schmuck die Schönheit eines anziehenden Weibes. Und wiederum vereinigen sich, wie in inniger Umarmung, Stadt und Landschaft: nie fühlt sich der Bewohner der Natur entfremdet, in künstlicher Atmosphäre, wie der Groß-

städter; nie von der geselligen Cultur ausgeschlossen, wie der Bauer. Kühn geschwungene oder heiter belebte und bewohnte Brücken verbinden die beiden Ufer. Palast reiht sich an Palast, einfach, unherausfordernd, wie die Schönheit der Toscanerin: man geht daran vorüber, ohne sie zu beobachten; da zieht ein Lächeln über die Lippen der Schönen, ein Sonnenstrahl fällt unerwartet auf die Loggia und die Rundbogen der Fenster, und plötzlich geht dem Vorüberwandelnden das Geheimniß der wunderbaren Harmonie auf, die in dem anspruchslosen, ruhigen Antlitz schlummert. Und wie die Werke der Architektur, so die der Bildhauerkunst, der Malerei: Natürlichkeit und Simplicität bei exquisiter Feinheit sind die Charaktere alles Toscanischen in Kunst und Staat, in Poesie und Leben.

Denn Alles hat Charakter. Hier ist nichts Nachgeahmtes, Hereingebrachtes. Alle Erzeugnisse der Cultur sind autochthon, wie in Athen, soweit überhaupt in der Geschichte etwas autochthon genannt werden kann. Naturgemäß, wie ein gesunder Körper, wie ein schöner Baum, ist die florentinische Cultur herausgewachsen, ohne gewaltsame Mittel, ohne Treibhauspflanze ist sie langsam und stetig herangereift. Der etruskische Keim hat sich nie verleugnet: lateinisches Staatswesen, römische Kirche, griechische Civilisation haben die Entwicklung beeinflußt, ohne sie je zu hemmen oder gewaltsam in ihre fremde Bahnen zu reißen. Schon die ersten Früchte zeigen den eigenthümlichen Charakter; Dante, Giotto, Arnolfo waren nur auf diesem Boden möglich und ihre Werke tragen ganz die toscanischen Familienzüge: Naturtreue Bestimmtheit der Umrisse, Vollendung des Details, Maß und Geschmack. Auch politisch

und religiös hält sich das Florenz des Mittelalters fern von jeder Uebertreibung. Intoleranz oder gar Fanatismus sind ihm eben so unbekannt, als revolutionäres Auflehnen gegen die bestehende Kirche*). Blutdürstige Tyrannen, wie Ezzelin, läßt es nicht aufkommen; der nordische Feudal-Adel hemmt die municipale Entwickelung nicht und muß schon früh dem eingeborenen Bürgerthum den Platz räumen. Trotz so mancher Veränderungen behielt das Gemeinwesen bis auf diesen Tag den bürgerlichen Charakter, auch darin die eigenthümliche Continuität aufweisend, die alles Florentinische bezeichnet. Wir im Norden sind durch eine Kluft — Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg, England durch die große Rebellion, Frankreich durch die Revolution — von unserer Vergangenheit getrennt; hier ist die lebendige Tradition in den meist noch blühenden Geschlechtern, welche schon im dreizehnten Jahrhundert geglänzt hatten und den Zusammenhang lebhaft empfinden, den auch mittelalterliche Institutionen, wie die Misericordia die Buonuomini di San Martino, die Compagnia de' Battilani, uns noch heute vor die Sinne rufen. Jenes im besten Sinne demokratische Gemeinwesen war eben am Anfange des Quattrocento, nach vielen Umwälzungen und mannigfachen Verfassungs-Experimenten bei einer Regierungsform angelangt, welche ihm erlaubte, sich von den Stürmen der Jugend auszuruhen und sich in Sicherheit einem veredelten Lebensgenusse heiter hinzugeben. Und als nun gerade jetzt „Athen mit seinem heimischen Boden und all seiner Habe in die tuscische Stadt einzog", wie Poliziano

*) Savonarola war bekanntlich kein Florentiner.

meinte, da verrieth sich sogleich die Wahlverwandtschaft. Kein Volk assimilirte sich die athenische Cultur wie das florentinische — ohne sich je selber dabei zu verlieren.

Der Moment, wo ihm diese neue Nahrung zuströmte, war der glücklichste; denn ohne Glück gedeihen auch die besten menschlichen Dinge nicht. Florenz war in jener empfänglichen Frühlingsperiode, wo der ausgeruhte, frisch und sorgsam bebaute Boden das aufgenommene Samenkorn zu raschem Aufgehen fördert. Als Petrarca und Boccaccio starben, als die Loggia de' Lanzi sich erhob, sah man schon der neuen Offenbarung mit der Gewißheit entgegen, mit welcher der Landmann die reifende Junisonne erwartet. Nahezu ein halbes Jahrhundert brauchte Florenz, das Neuaufgenommene zu verarbeiten; und während dieses halben Jahrhunderts schweigt die Muse der Dichtkunst. Nicht so die bildende Kunst, die ohne Weiteres ans Werk geht, beinahe gleichzeitig empfangend und wiedergebend: Brunelleschi, Donatella, Masaccio gehören der Zeit Cosimo's, des Pater patriae, an, als kein italienisches Lied mehr ertönte. Nie wieder hat die Weltgeschichte — mit Ausnahme Athens — ein so einziges Zusammentreffen von glücklichen Umständen aufzuweisen, als in jener Blüthezeit der Renaissance von 1470 bis 1495 etwa. Es ist der rasch vorübergehende Moment, wo der Jüngling sich zum Manne entwickelt. Florenz ist wie jener jugendliche Held Shakespeare's:

Sein Haupt noch grün, jedoch sein Urtheil reif,
An Jahren jung, doch an Erfahrung alt.

Volle Zeugungskraft, nach Abschüttelung des Joches wilder Sinnlichkeit. Auch aus dem abstracten Enthusiasmus

für Worte, der auf der Unkenntniß der Dinge beruht, ist der Jüngling-Mann heraus; aber noch ist er dem Skepticismus nicht verfallen, den der Kampf ums Leben, wiederholte Enttäuschung, Gewohnheit dem Alternden aufzwingen. Den Idealismus hat er sich bewahrt; noch glaubt er, daß auch außer der greifbaren Wirklichkeit eine Welt ist, und noch trennt er nicht das Ideal vom Leben; noch weiß er seine Persönlichkeit aufzugeben, um einem Höheren — Kunst, Wissenschaft, Vaterland — das seine persönlichen Interessen unberührt läßt, nachzustreben; noch ist er der Begeisterung fähig, aber er begeistert sich nicht länger für das, was der Wahrheit oder des Inhalts entbehrt. Er kennt die Menschen und weiß, wie das Gemeine alles bändigt, aber um so höher hält er jene kleine Freistätte, die in den Besten dem Alles bändigenden Joche sich entzeiht. Er verliert seine Stunden nicht mehr in steriler Träumerei, noch in blindem Sinnentaumel; er verliert sich selber noch nicht in der Betäubung der Arbeit oder dem Scheinleben der Convention, sondern greift thätig ein in das handelnde Leben, indem er sich den Sinn für das Beschauliche der Kunst wie der Philosophie wahrt. Auch thäte man Unrecht, so meint schon ein Geschichtsschreiber des folgenden Jahrhunderts, „wollte man den Florentinern, weil sie Kaufleute sind, Adel der Gesinnung absprechen und sie für niedrig und plebejisch halten. Oft habe ich mich im Stillen gewundert," fährt der Mann in patriotischem Stolze fort, „wie Leute, die von Kindheit an sich mit Wollenballen und Seidensträngen herumschleppen, oder gleich Sklaven den Tag und einen Theil der Nacht am Webstuhl und am Farbkessel ihre Arbeit zu verrichten pflegen, häufig, wo es noth=

thut, solche Hochherzigkeit und Seelengröße bekunden, daß sie so schön reden wie handeln. Die Luft, zwischen der scharfen von Arezzo und der schweren von Pisa die Mitte haltend, ist gewiß von Einfluß auf diese Erscheinung. Wer Natur und Sitte der Florentiner wohl beachtet, wird zum Schlusse kommen, daß sie mehr zum Herrschen als zum Gehorchen geschickt sind."*)

Dem sollte freilich anders werden und der Florentiner nach der Entmannung erscheint nicht gerade als zum Herrschen geboren; die Familienähnlichkeit ist noch immer da; aber die unzerstörbaren Character- und Geistesanlagen erscheinen unter den letzten Medicäern greisenhaft carrikirt: die Sparsamkeit ist Geiz, die Ironie Witzelei, der Sinn für Maaß ist Aengstlichkeit, die Achtung der bestehenden Religion Bigotterie oder Conventionalismus, die Sinnlichkeit Corruption geworden unter dem Régime des XVII. Jahrhunderts. Wie anders unter den Ersten des Geschlechts.

Ein wohlgeordnetes Staatswesen, das der Freiheit und der Entwickelung des Einzelnen Spielraum läßt, ohne das Interesse des Ganzen zu opfern, gleich entfernt von militärischem Zwang und roher Pöbelwillkür; ein Volk, das sich willig einer bedeutenden Persönlichkeit unterordnet, aber nicht in ihre Hände abdankt; das Geist und Wissen zu schätzen weiß, aber nicht vergißt, daß Geburt und Reichthum reelle Mächte sind, die man nicht ungestraft ignorirt; ein bürgerlicher Adel, der sich friedlichem Erwerb widmet, wohl aber, wenn es nothut, die Waffen zu führen versteht, der am öffentlichen Leben theilnimmt, aber sich durch

*) Benedetto Varchi, citirt von Reumont. (II. S 441.)

dasselbe nicht von der Betrachtung der höchsten Fragen, noch vom Genusse der edelsten Erzeugnisse des Menschengeistes abwenden läßt; ein Gelehrten- und Künstlerstand, der sich noch nicht von dem Leben in's Studirzimmer und die Werkstätte zurückgezogen hat; eine Geistlichkeit, die sich noch nicht dem schönen Diesseits in einseitiger sittlicher Entrüstung oder in pfäffischem Kastengeiste schroff gegenüberstellt, sondern in griechischer Weisheit ein Morgenroth des Christenthums, in griechischer Kunst einen Abglanz himmlischer Schönheit zu sehen wagt: das war die Bühne, so die Handelnden, die der Nachwelt das schöne Schauspiel der ersten Renaissance boten. Auf dieser Grenzlinie stand Florenz, als es ein Staatswesen und eine Gesellschaft, eine Kunst und eine Poesie entwickelte, dergleichen, sei's an Fülle, sei's an Eigenthümlichkeit, sei's an Schönheit, die Geschichte nicht aufzuweisen hat.

Kein Fleck der bewohnten Erde, nicht einmal Athen, war so fruchtbar an bedeutenden Männern und großen Werken jeder Art, als diese Viertel-Quadratmeile am Arno. Und dieser Reichthum hat nichts Ueberwältigendes, Entmuthigendes; er ist anspruchslos ansprechend. Die Kunst, die hier Alles durchdringt, tritt uns menschlich nahe, indem sie auch das Gemeinste veredelt, das ganze Leben verschönert, weder am häuslichen Herd noch im Gotteshaus, weder beim Fest noch in der Rathsversammlung fehlt. So entstand diese einzige Cultur, in der sich Frische mit Bildung vereint, wo das Wissen den Schwung nicht gelähmt, wo, wie zu Sokrates' Zeiten, unter mildem Himmel sich verhältnißmäßig natürliche Sitten bei höchster geistiger Entwicklung aufrecht erhalten, wo die gedruckte

Welt sich noch nicht zwischen die Dinge und das Auge des Künstlers oder Denkers geschoben, wo die concrete Anschauung noch die Quelle, aber die durch die Schule griechischer Weisheit und Schönheit geläuterte Quelle der Gedanken und der Werke war. Daher bei aller Formvollendung die Naivetät der florentinischen Quattrocentisten, welche nicht, wie das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, die Alten nachzuahmen suchten, sondern selber empfanden, dachten und schufen, wie die Alten schufen, dachten und empfanden.

II.

Lorenzo war einundzwanzig Jahre alt, als sein Vater Piero starb, dreiundvierzig, als er selber endete, und sein Bild lebt im Andenken der Menschen als das eines „Jünglings näher dem Manne", auch darin der echte Vertreter seiner Zeit, dieser reifen Jugend der modernen Welt. Wäre Lorenzo schön gewesen, er dürfte eher denn irgend ein athenischer Schüler Platon's als die Verwirklichung des hellenischen Ideals gelten; aber Lorenzo war häßlich von Antlitz, wenn auch männlich blühender Gestalt, deren angeborene Kraft und Biegsamkeit durch unausgesetzte Uebung ritterlicher Spiele erhöht, deren natürliche Grazie durch ausgesuchte, geschmackvolle Tracht hervorgehoben wurde. Lorenzo, der seine politische Laufbahn in seinem siebzehnten Jahre mit einer diplomatischen Sendung nach Rom begann und dabei ungewöhnliche Klugheit und Selbstbeherrschung bewies, den seine Lehrer in die Weisheit Platon's, in die Poesie Dante's, in die Schönheit der griechischen Sprache und in die tiefere Bedeutung der christlichen Lehre ein=

geweiht hatten — Lorenzo liebte das Vergnügen wie ein Jüngling, war weder dem Becher noch den Schönen abhold, verachtete keineswegs kostbaren Schmuck und reiche Kleidung, war ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und ausgezeichneter Kenner, wußte, obschon einfach im täglichen Leben, schönere und glänzendere Feste als irgend ein Fürst jener festliebenden Zeit zu veranstalten, zeichnete sich aus auf der Falkenjagd wie im Turnier und gefiel sich in zahlreicher und munterer Gesellschaft. Doch wußte er schon frühe den Werth der lärmenden Kameraden wohl zu unterscheiden von dem der happy few, mit denen er in kleinem Kreise heiteren, geistig angeregten Verkehr pflegten, wenn er des tollen Treibens müde war und die Staatsgeschäfte ihm die Muße ließen. Niemand wußte besser als er, bedeutende Menschen herauszufinden, an sich zu ziehen, zu fesseln. Das hatte er vom Großvater gelernt; und obschon Lorenzo's Stellung, als Urenkel Giovanni d'Averardo's, des ersten Medicäers von überwiegendem Einfluß im Staat, eine fürstlichere war als die Cosimo's, blieb das Verhältniß zu Künstlern und Gelehrten, wie zu den Spielgenossen aus dem florentinischen Adel, doch dasselbe, wie früher im Hause der Via Larga (jetzt stupiderweise in Via Cavour umgetauft), ein Verhältniß der Gleichheit; und weder an Kenntnissen, noch an Eleganz der Rede, noch an Dialektik, Gedankenfülle und Gedankentiefe stand er irgend einem der berühmten Humanisten, Dichter und Künstler seines Kreises nach. Auch die Arbeit im Geschäfte verschmähte der prinzlich Erzogene nicht, der, ebenso gut als heute ein Rothschild, nachsah wie's auf dem Komptoir zuging, was ihn freilich nicht verhinderte, die Kasse des Hauses Medici bedenklich

mit der des Staates Florenz zu vermengen, anfangs zum eigenen Nachtheil, später wohl auch zum eigenen Vortheil.

Die häuslichen Tugenden der Ahnen scheint Lorenzo nicht besessen zu haben, obschon er des Familiensinnes nicht entbehrte und von Jugend auf von edlen Frauen umgeben war. Voller Deferenz vor seiner klugen Großmutter, Contessina de' Bardi, der liebevollste Sohn für seine talentvolle, hochgesinnte und bei aller Gelehrsamkeit durchaus weibliche Mutter, Lucrezia Tornabuoni, ein aufmerksamer, sorglicher Gatte für Clarice Orsini — eine echt adelige Prinzenmutter — überließ er die Erziehung seiner Söhne doch vorzugsweise ihr und dem Freunde Poliziano, der sich nicht zum besten mit der Mutter seiner Zöglinge vertrug; hörte keineswegs auf, seiner schönen Geliebten, Lucrezia Donati, seine persönlichen und gereimten Huldigungen darzubringen, später mit Bartolommea de' Nasi in intimstem Verhältniß zu leben, und bewegte sich vorzugsweise in Männergesellschaft. Diese war die gewählteste und der in derselben herrschende Ton, wenn auch ein heiterer, keineswegs ein frivoler. Sei's, daß man sich in der waldigen Bergeinsamkeit von Camaldoli oder auf der nahen Villa von Careggi, wo schon der Großvater die bedeutendsten Männer seiner Zeit um sich versammelt, zusammenfand; ob man mit jüngeren Genossen gleichen Standes oder mit Aelteren von verschiedener Lebenssphäre verkehrte, die Unterhaltung drehte sich beinahe ausschließlich um die höchsten Fragen, und der Name der platonischen Akademie war durchaus kein bloßes Aushängeschild. Landino, der platonisirende Commentator der „Divina Commedia“, hat uns, den sokratischen nachgebildete, Dialoge hinterlassen, die uns ein-

führen in jene anregenden Gespräche und die Hauptredner lebhaft vor unsere Vorstellung bringen, vor allen jenen einzigen Leon Battista Alberti, mit Lionardo den vielseitigsten und liebenswürdigsten Vertreter der Cultur jener Zeit. Natürlich durfte auch Marsilio Ficino, der Uebersetzer des „göttlichen Philosophen", nicht fehlen, und späterhin mochte wohl Angelo Poliziano's Witz solchen Abenden eine willkommene Würze geben.

Lorenzo hatte dem früh von Cosimo entdeckten und geförderten Dichter nicht nur die Erziehung seiner Kinder übergeben, sondern ihm noch eine einträgliche Professur am Studio di Firenze verschafft. Doch scheint ein Unstern von Anfang an über dieser Anstalt geschwebt zu haben; hundertmal reorganisirt, reichlichst dotirt, wollte sie doch nie zu recht dauerhaftem Gedeihen gelangen. Lorenzo schien selber einzusehen, daß anderswo mit wenigen Mitteln Besseres und mehr geleistet werden könne, und ohne der florentinischen Schule seine splendide Hilfe zu entziehen, stellte er die Universität von Pisa auf glänzende Weise wieder her. Welche politischen Nebenabsichten auch dabei unterlaufen sein mögen, das Interesse für die Wissenschaft war jedenfalls das Hauptmotiv. Vieles von Lorenzo's Stiftungen lebt noch heute; ihm dankt Florenz die vollständigste Handschriften-Sammlung der Welt, mit welcher selbst damals nur die urbinatische des großen Federigo von Montefeltre wetteifern konnte. Und Geld allein that es nicht; selbst treffliche Agenten wären ungenügend gewesen: man mußte selbst Interesse und Verständniß hinzubringen, keine Mühe scheuen, überall ein wachsames Auge haben, um Bibliotheken wie die Laurentianische und die von

San Marco herzustellen und weiterzuführen. Die schönen Gehäuse, die man diesen Schätzen gab, beweisen, wie liebe- und ehrfurchtsvoll man diese Schätze behandelte. Die wundervollen Büchersäle von San Marco und San Lorenzo stammen freilich aus der Zeit kurz vor und kurz nach der Herrschaft des Prächtigen; doch auch er war Kenner und Beförderer der Baukunst. Seines Großvaters Freund, der Architekt des mediceischen Palastes in Via Larga, Michelozzi, L. B. Alberti, die beiden Majano, die zwei San Gallo, der Cronaca wurden von ihm beschäftigt. Noch mehr dankten ihm Sculptur und Malerei. Haus und Garten füllte er mit Sammlungen aller Art, mit Gemälden und Statuen, so des Alterthums wie seiner eigenen Zeit. Wer weiß nicht, was Michel Angelo ihm dankte, den er mit seinem Menschenblick schon als Knabe herausfand. Aber auch Mino da Fiesole — dessen Bedeutung Herr v. Reumont sehr zu unterschätzen scheint — Verrocchio, Ghiberti fanden Unterstützung bei ihm; die liebenswürdigsten der Maler, Sandro Botticelli und Filippino Lippi, wurden von ihm beschäftigt, Ghirlandajo's, Signorelli's, Roselli's und des großen Lionardo nicht zu gedenken. Das Kunsthandwerk förderte er nicht minder als die eigentliche Kunst; die florentinische Mosaik und das Cameenschneiden erhielten von Lorenzo den Impuls und die Begünstigung, die ihnen eine so bedeutende Entwicklung sicherte. Dem berühmten Orgelbauer Squarcialupi war er ein nachsichtiger Freund, und, wenn auch in geringerem Maße als sein Sohn Leo X., genoß er die Musik und umgab er sich mit Musikern.

Mit diesen Künstlern nun lebte er in vertrautem täglichen Verkehr — man erinnere sich nur aus Michel Angelo's Leben, wie er als angehender Jüngling täglich an der Tafel Lorenzo's seinen Platz hatte; noch näher aber standen ihm die Dichter und Gelehrten. Die Pulcis, obschon verarmt, mochten immer noch als Standesgenossen gelten, in noch höherem Grade Pico von Mirandola und Ruccellai, nicht so Angelo Poliziano oder Bernardo Accolti, der nicht genug geschätzte Verfasser der „Virginia". Es ist hier nicht der Ort, auf das Verdienst dieser Dichter und Schriftsteller einzugehen. Der neueste Biograph Lorenzo's und Geschichtsschreiber seiner Zeit, Herr v. Reumont, läßt denselben, mit Ausnahme des einzigen Angelo Poliziano, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen zukommt, namentlich geht er zu leicht über Lorenzo's eigene poetische Leistungen hin. Die Formvollendung und die Feinheit des Dichters der „Giostra" und des „Orfeo" erreichen freilich weder Luigi Pulci noch Lorenzo de' Medici. Dagegen ist mehr Frische, Kraft und Naturtreue in beiden. Die poetische Schilderung des Turniers von Sta. Croce, aus dem Lorenzo als Sieger hervorging, ist sicherlich nicht zu vergleichen mit derjenigen, welche Poliziano uns von dem Turnier Guiliano's hinterlassen, doch ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Luigi, sondern von Luca Pulci, und wäre sie auch von Ersterem, es ist nicht billig, ein untergeordnetes Werk eines Dichters mit dem Meisterstücke eines anderen in Parallele zu stellen. Denkt man aber an den „Morgante Maggiore", so wird sich das Verhältniß schon anders gestalten. Ebenso ist der „Orfeo" ohne Zweifel ein drama=

tisches Werk, das Lorenzo's Mirakel von „S. Giovanni und Paolo" in jeder Beziehung weit überlegen ist;*) doch möchte es schwer sein, bei dem Dichter von Montepulciano irgend etwas zu finden, das an Heiterkeit, Leben, Natürlichkeit den Idyllen Lorenzo's, vor Allem der „Nencia da Barberino" gleichkäme. Selbst die etwas derberen „Beoni" und die Falkenjagd haben jene einzige Naivetät und Volksthümlichkeit, welche der Malerei und Sculptur dieser Zeit eigen sind. Der etwas realistische, aber durchaus poetische Geist eines Philippino Lippi spricht aus allen Gedichten Lorenzo's, nicht am wenigsten aus seinen Tanzliedern und Carnevalsgesängen, die man jetzt noch aus dem Munde des Volkes vernehmen kann und welche selbst die witzigen Canzoni und Rispetti des florentinischen Voltaire, Messer Angelo's, weit hinter sich lassen an Schwung und Bewegung.

Doch nicht von Lorenzo dem Dichter, von Lorenzo dem Dichterfreund soll hier die Rede sein; es genügt anzudeuten,

---

*) Man erlaube dem Schreiber, ausnahmsweise sich selber zu citiren und hier schnell über diese Seite seines Gegenstandes hinwegzugehen, da er sie anderswo schon ausführlich behandelt hat und sich nicht abschreiben will. In seinen „Etudes historiques et littéraires. Tome I. Etudes italiennes" (Paris, 1868) finden sich zwei Essays über „La politique dans le mystère et Laurent de Médicis" und über „La religion dans le mystère et Jérôme Savonarole" (p. 204—263.) Beide bildeten ursprünglich Theile eines akademischen Cursus von Vorlesungen über die Geschichte des italienischen Theaters, welche der Verfasser, jahrelang bevor d'Anconas treffliche Sammlung von Rappresentazioni (Florenz, Lemmonier, 1872) diese Schätze der Volksdramatik dem großen Publikum zugänglich gemacht hatte, hielt. Vergleiche noch ebenda (p. 96—142) die Abschnitte über das humoristisch-romantische Heldengedicht von Luigi Pulci.

daß dem Reichbegabten, der durch seinen Brief an Federigo von Neapel nebenbei als der erste Literaturhistoriker Italiens erscheint, auch das Geschenk der Muse nicht mangelte.

III.

Wie im gesellschaftlichen Leben und im litterarischen Verkehr, so war Lorenzo auch in der politischen Welt immer ein primus inter pares, herrschend durch Einfluß und Persönlichkeit, nicht durch Rang und Amt. Man weiß nicht, wie Benedetto Varchi es in seiner Leichenrede auf Michel Angelo schon ausdrückt, „ob man ihn einen bürgerlichen König oder einen königlichen Bürger nennen soll". Sein Ansehen dankte er gewiß ebenso sehr seinen persönlichen Eigenschaften, als der ererbten Macht. Freilich, hätte nicht Cosimo schon die Optimatenherrschaft der Albizzi gebrochen und jene demokratische Alleinherrschaft gegründet, nach der schon sein Vater Giovanni mit kluger Mäßigung, sein Onkel Salvestro mit schlauer Kühnheit gestrebt, es wäre Lorenzo nicht so leicht geworden, seine hohe Stellung zu behaupten; doch darf man nicht vergessen, daß er kaum siebzehn Jahre zählte, als die gefährliche Verschwörung des Luca Pitti gegen seinen Vater Piero ausbrach, der damals gichtkrank in Careggi darniederlag. Nur dem jungen Lorenzo aber und seiner Geistesgegenwart war es zu verdanken gewesen, daß die Sache mißlang. Schon vorher hatte er eine diplomatische Mission auf dem glatten Boden Roms trefflich erfüllt; hatte mit den Sforza in Mailand und den Aragon in Neapel persönliche Verbindungen angeknüpft, welche dem Staat Florenz zugute kommen sollten. Kaum zur Herrschaft gelangt — wenn man anders die Stellung

eines Medici des fünfzehnten Jahrhunderts als Herrschaft bezeichnen kann — hatte er die Auflehnung einer nicht ohnmächtigen Bundesgenossenschaft, Volterras, zu dämpfen, sich gegen die Uebergriffe und die Mißgunst Sixtus' IV., der schon ganz in der Weise wie sein Neffe Julius II. aufzutreten begann, zu schützen. Dann kam die schwere Prüfung von 1478, der Verlust des Bruders, der ihm eine große Stütze im florentinischen Adel gewesen, das eigene Entrinnen mit Lebensgefahr aus den mörderischen Händen der Pazzi. Doch das Schwerste stand bevor. Die harte Ahndung der Verschwörung, die einem hohen Würdenträger angethane entehrende Todesstrafe, die Gefangennehmung eines Cardinals und Nepoten, erschwerten die Beziehungen zur Curie; bald kam's zum Kriege gegen das verbündete Rom und Neapel. Die Gefahr war drohend: Lorenzo trat vor die Rathsversammlung, bot sich selber als Opfer dar, denn der Krieg galt ihm mehr als der Stadt Florenz. Doch ward sein Anerbieten natürlich von dem Volke abgewiesen, so dringend auch die Noth war. Die Florentiner aber waren keine Soldaten mehr, wie in den Tagen von Campaldino. Die verbündeten Staaten von Mailand und Venedig waren lau und saumselig in ihrer Unterstützung. Ludwig XI. that sein Möglichstes, die alte treue Guelfenstadt, die stets ehrlich zu Frankreich gehalten hatte, und die ein geheimer Zug der Wahlverwandtschaft noch mehr als das Interesse zu der französischen Allianz trieb,*) zu schützen; aber er war fein und zu vor-

*) Florenz ist heute noch die Stadt der Halbinsel, wo die Sympathien für Frankreich am stärksten sind, weniger wohl in Folge

sichtig, um sich in einen Kampf für sie einzulassen. Er schickte zwar Commines selber; aber auch Commines vermochte nichts über den eigensinnigen heftigen Genueser im Vatican. Zudem ging's schlecht im Felde.

Die florentinischen Truppen waren überall im Nachtheil. Noch einmal entschloß sich Lorenzo, diesmal ernstlich, selbst einzutreten. Wohl war seine Regierung eine persönliche, wie man heute zu sagen pflegt, aber er wies auch die Pflichten einer solchen Regierung nicht zurück und bezahlte mit seiner Person, wenn's galt. Er beschloß, sich an den Hof seines Feindes, König Ferrante's zu begeben, an dessen wohlverstandenes Interesse, an die Freundschaft seiner Söhne zu appelliren, die Macht seiner eigenen Persönlichkeit an ihm zu versuchen. Aber König Ferrante's hervorragende Eigenschaft war nicht der Edelmuth und die Menschlichkeit, und jene Zeit hielt es eher für eine Thorheit als eine Schande, die Gelegenheit nicht zu benützen, einen mächtigen Gegner aus dem Wege zu schaffen. Lorenzo wußte, „daß er sich in Gefahr begebe", so sagte er den versammelten Notabeln im Palazza Vecchio; „aber er schätze das eigene Beste geringer als das allgemeine, sowohl der Pflicht eines jeden Bürgers gegen sein Vaterland als seiner besonderen Pflicht wegen, da Keiner gleich ihm Gunst und Ansehen von der Bürgerschaft erlangt habe." Das gewagte Unternehmen gelang vollständig: Ferrante ward gewonnen,

---

jener uralten politischen Traditionen, als wegen der Aehnlichkeit der Geistesanlagen und der sittlich-religiösen Weltanschauung, die dem Florentiner den Franzosen näher rückt, verständlicher macht als jeden andern Fremden.

und auch Sixtus IV. mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, Florenz von der Excommunication befreien, und — die Stadt hat keinen Zoll Erde in dem unglücklichen Kriege verloren.

Lorenzo's Stellung in der Stadt war mächtiger denn je. Als Retter und Triumphator wurde er empfangen. Ungestraft konnte er die Verfassung zu seinen Gunsten ändern, eine neue Verschwörung im Keime ersticken, seinem Sohne die Nachfolge sichern. Die Optimatenherrschaft (1380—1434), welche die Vortheile und Verdienste aller aristokratischen Regierungen, aber auch ihre Nachtheile hatte, war vom Großvater gestürzt, die Familie der Albizzi und ihr Anhang ins Exil gesendet worden. Unter dem Vater, Piero, war die Macht der Pitti gebrochen, durch Lorenzo selbst die der Pazzi auf immer vernichtet worden.

Jetzt wurde die Gewalt immer mehr in der Familie Medici concentrirt und so unter vielen monarchischen Nebenbuhlern dem Freistaate die Möglichkeit einer consequenten Politik nach Außen verschafft, an die mit der alle zwei Monate wechselnden Signoria nicht zu denken gewesen wäre. Und die Folgen ließen nicht auf sich warten. Lorenzo's Stellung und die der Rupublik dem übrigen Italien gegenüber war glänzend zu nennen. Pietrasanta und Sarzana wurden zurückerobert, Pisa, für den Augenblick wenigstens versöhnt. Frankreich und das deutsche Reich suchten sich Lorenzo's Freundschaft zu erhalten und zu erwerben. Im Kriege zwischen Venedig und Ferrara, in dem zwischen dem König Ferrante und seinen Baronen, in den stets erneuten Kämpfen zwischen Neapel und Rom war Lorenzo der Vermittler, wurde er als Schiedsrichter angerufen und

angenommen. Das italienische Gleichgewicht war recht eigentlich der politische Gedanke Lorenzo's, und er verwirklichte ihn inmitten der größten Schwierigkeiten, bei einer Instabilität der Bündnisse und der Gegnerschaft, von der unsere Zeit, die doch die Versöhnung Oesterreichs und Italiens vier Jahre nach Custozzo erlebt, keinen Begriff mehr hat. Niemand dachte damals an eine Einigung der Halbinsel; aber die Unabhängigkeit derselben hat Lorenzo sans phrase höher geschätzt und besser bewahrt, als Julius II. mit seinem prahlerischen fuori i barbari. Kein fremder Soldat setzte den Fuß auf italienischen Boden, so lange Lorenzo's Politik die herrschende blieb. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so gebot der Franzose in Mailand, der Spanier in Neapel.

Freilich, Alles war nicht Verdienst oder Tugend. Das Glück war Lorenzo günstig; auch die andern Regierungen fanden ihren Vortheil bei der Zustimmung zu seiner Politik. Die Schmeichelei der befreundeten Schriftsteller, die uns über den großen Staatsmann berichten, mag vielfach schöngemalt haben. List und ein wohlverstandener Egoismus halfen gar oft mit zum Erfolge: die Verheirathung seines Sohnes Piero mit einer Orsini, einer Verwandten Clarices, diejenige der Tochter Maddalena an den Sohn Innocenz' VIII., Franceschetto Cybo, die Erhebung des dreizehnjährigen Lieblingssohnes Giovanni (später Leo X.) zum Cardinal — Letzteres damals noch unerhört — waren nur durch Klugheit, Einschüchterung, Anwendung aller, selbst undelicater, Mittel erlangt worden. Auch mischten sich Mißtöne in all den Jubel, und Lorenzo brauchte wahrlich kein Juwel zu opfern, um der Götter Neid zu

beschwören. Er war kein guter Finanzmann — die italienischen Staatsmänner sind's nie gewesen; die medicäische Bank in Lyon entging nur mit Noth dem Bankerott; schon hatte die Creditanstalt für Mitgiften (monte delle doti) herhalten müssen, um die ungeheuren Ausgaben des Leiters der Republik zu decken. Auch gegen den Luxus des öffentlichen Lebens und die freiere religiöse Anschauung von Lorenzo's Kreise begann sich die Opposition zu regen, die bald nach seinem Tode die Oberhand gewinnen sollte.

Trübe Ahnungen überkamen den frischen Geist Lorenzo's. Schwere Todesfälle trafen die Familie; rasch hinter einander starben Lucrezia, die hochverehrte Mutter, und Clarice, die kluge, umsichtige Gemahlin und Leiterin des Hauses. Lorenzo's Briefe nach diesen Verlusten sind unaffectirt im Ausdrucke tiefer Trauer. Die körperlichen Leiden, die ihn schon früh geplagt, wurden immer quälender, und als das Ende nahte (8. April 1492), trat schon neben die hellen, heiteren Gestalten Pico's de la Mirandola und Angelo Poliziano's an das Sterbebett des Prächtigen die finstere Mönchsgestalt des Ferrareser's, die sechs Jahre lang den florentinischen Tag überschatten sollte. Mit Lorenzo sank die Blüthe der Renaissance ins Grab; ihm folgten auf dem Fuße Poliziano, Pico, Ficino, Barbaro, Bojardo, Landino, meist in noch blühendem Mannesalter, und wohl mochte Poliziano sich dem Schmerze hingeben und in dem Tode Lorenzo's den Tod seiner Generation besingen:

Wer giebt zur Klage Stimm' und Muth,
Wer meinem Aug' die Thränenfluth?
Daß ich bei Tag in diesem Weh,
Im Jammer mich bei Nacht ergeh'!

So klagt der Tauber, einsam, müd',
So singt der Schwan sein Sterbelied,
Die Nachtigall, wenn Lenz entflieht;
O weh mir Armen, trüb und bang,
O bitt'rer Schmerz, der mich durchdrang!

Vom Blitze liegt da jäh gefällt
Der Lorbeer (Laurus, Lorenzo), Zierde dieser Welt,
Der Lorbeer, den der Musen Chor
Und Nymphen pries vor unserm Ohr;
In dessen Schatten Poesie
Und alles Schönen Harmonie
In froher Herrlichkeit gedieh.
Stumm ist nun Alles ringsumher,
Taub ist es wie auf ödem Meer.

September, 1874.

38

Die Borgia.

I.

Nur zu jener Uebergangszeit, da Italien die Beute der Fremden zu werden anfing und die Renaissance schon zu ergreifen begann, konnten die Borgia zu der Bedeutung gelangen, die sie in der Geschichte haben; und Gregorovius bemerkt sehr richtig, daß sie nur durch die Bühne, auf der sie auftraten, die grelle Beleuchtung erhalten haben, in welcher sie sich uns stets darbieten.*) Aber es ist nicht allein, wenn auch vorzugsweise, der kirchliche Hintergrund und der durch ihn erzeugte Gegensatz zwischen einer gewissen, stets vorausgesetzten, Heiligkeit des Amtes und der thatsächlichen Ruchlosigkeit des Geschlechtes, es ist der ganze Rahmen, welcher den Scheußlichen ihr eigenthümliches Relief giebt.

Alles ist groß, übertrieben, düster in Rom: die Natur, die Kunst, die Geschichte. Nichts muthet uns an als unseres Gleichen. Nichts lädt zum Annähern, Vertrautwerden ein. Nichts erheitert unser Gemüth. Wir fühlen

---

*) Die diesem Aufsatze vorausgehende Recension von Gregorovius' Lucrezia Borgia (Stuttgart, 1874) ist hier weggelassen worden.

uns nicht zu Hause, denken nicht daran, uns anzubauen; getrauen uns nicht der Umgebung, der Vergangenheit Aehnliches in Staat und Werk zu vollbringen. Mitten in einer Wüste, welche die Menschen geschaffen, lagert das zählebige Babylon, das großartigste Stadtbild in der großartigsten Landschaft. Großartig, aber unheimlich. Nichts hat dieser Vampyr aus sich hervorgebracht und die ganze Welt hat ihn mit ihrem Schweiße genährt, ja erhält bis auf diese Stunde mit dem Peterspfennig das bischen Leben, das noch an der Stelle pulsirt, die einst das Herz und Hirn des Ungethüms war. Und nicht das Gold allein der Welt floß in tausend Kanälen zwanzig Jahrhunderte lang in diesen Alles aufsaugenden Schwamm; auch das Talent, der Wille, das Wissen der Menschheit ließ sich hinziehen, verbrauchen im Dienste des Idols. Alles ist importirt in Rom und die Geschichte nennt kaum einen römischen Dichter, Künstler, Philosophen; aber Alles wird sofort assimilirt, bekömmt römische Farbe, römische Proportionen, wenn es sich nur dem Kreise nähert. Selbst der florentinische Genius, der Genius des Maßes und der Heiterkeit, verfällt in's Colossale und Ernste, sobald er sich unter die Botmäßigkeit des Ungeheuers begiebt: wo ein Colosseum, Caracalla'sche Thermen und eine Moles des Hadrian ihre ungeheuren Massen ausbreiten, da muß selbst ein Michel Angelo die Erhabenheit ins Große treiben und einen Sanct Peter ersinnen. Die ganze Renaissance verliert ihren Charakter, sobald sie von dem bürgerlichen Florenz und dem fürstlichen Ferrara in die Priesterstadt einzieht. Es ist gethan um ihren Jugendschmelz und ihre Jugendkraft: sie legt Schminke auf und wird impotent.

Wie sollte auch Frische und Gesundheit blühen auf diesem Boden angehäuften Detritus', mit dem eklen Blutgeruch, wo jeder Stein spricht von Republikanerhärte, Cäsarenwahnsinn, Pfaffentrug, von Mord, Nothzucht, Zerstörung, Raub, Martyrthum, Aberglauben und Verrath? Hat doch die ganze römische Geschichte nicht eine heitere Seite aufzuweisen, wie die perikleische Athens, oder die erste Medicäerzeit in Florenz, nicht eine der Begeisterung, wie sie die deutsche und französische, die englische und spanische so zahlreich bieten. Selbst Patriotismus und Pflicht haben schon vor dem Erscheinen des Christenthums, d. h. ehe noch unser Aller Geschichte eigentlich anfängt, aufgehört, treibende Motive in Rom zu sein. Was Wunder, daß die vaterlandslose „Weltbeherrscherin" mit gieriger Dienstbeflissenheit Herren annimmt — Kaiser oder Päpste — aus Syrien und Pannonien, aus Spanien oder Frankreich; weiß sie doch, die Herren werden ihr dienen müssen, die Welt geißeln, aussaugen, um den Quiriten Schauspiele zu bereiten. So wird das Einzige, was Rom selber geschaffen, die politische wie die geistliche Universalmonarchie, das Grab der italienischen Nationalität. Daher der Haß aller Patrioten Italiens gegen das Papstthum.

Auf solchem Boden, in solcher Zeit wuchert die exotische Schlingpflanze der Borgia auf. Italien war seit Ezzelino an Blut und Verrath gewöhnt. Die Visconti in Mailand, die Malatesta in Rimini, die Baglioni in Perugia hatten die Halbinsel mit Schaudern erfüllt. Doch blieb den Fremden die Krone: einem Alfonso und einem Ferrante von Aragon, der in Neapel hauste, und dessen Sohn von noch perfideren Fremden, Ferdinand „dem Katholischen"

und dem „guten“ Ludwig XII., überlistet werden sollte. Und doch ist Ferrante's Namen vergessen, während der Cesare Borgia's fortlebt, Dank jener römischen Umgebung und Dank Macchiavelli. Auch die Sittenlosigkeit der Borgia war keine vereinzelte Erscheinung. Die ihnen vorgeworfene Blutschande ist nicht erwiesen und im Uebrigen gab ihnen kaum ein italienischer Machthaber der Zeit etwas nach. Unbeschränkter Egoismus, Berechtigung aller Mittel, selbst der grausamsten, um zum Ziele zu gelangen, Befriedigung aller sinnlichen Begierden, galten überall für selbstverständlich; aber bei Alexander dem VI., dem romanisirten Spanier, ist weder eine Spur staatsmännischer Absichten, noch jener mildernde Sinn für Wissenschaft und Kunst, welcher seine Zeitgenossen, wenn nicht entschuldigt, so doch eine Stufe höher stellt als diesen genußsüchtigen Wüstling, dessen Feste sich durch Nichts so sehr auszeichneten als durch ein brutales Kanonieren und strömenden Wein. Man muß sich ihn vorstellen als einen äußerst begabten, aber ganz ungebildeten, gründlich verwöhnten Sohn einer reichen und mächtigen Familie, der in den geistlichen Stand getreten, wie er in den Militärdienst getreten wäre, wenn seine Familie dem Militärstande angehört hätte, um durch Kauf oder Gunst zu einträglichen Stellen zu gelangen. Schön von Gestalt und Antlitz, von eherner Gesundheit, von größter Eleganz, prachtliebend, verschwenderisch, lebt er dahin, wie wir in Paris und London hunderte von vornehmen Elegants hinleben sehen, ohne irgend ein höheres Interesse und ohne nur je an die Möglichkeit zu denken, sich einem Wunsch zu versagen, auf eine Laune zu verzichten.

Dieser geistliche Louis XV. nun sitzt auf keinem ererbten Throne; er muß bei Lebzeiten seinen Bastarden — legitime Kinder kann er als Papst nicht haben — eine fürstliche Existenz für die Zukunft sichern: das kostet Geld, fast soviel als die Maitressen, der Luxus des Haushalts und der Kleiderprunk: man preßt und erpreßt, wo man kann, verkauft Pfründen, Ablaß und Begnadigungen; „nicht zehn Papstthümer würden ausreichen, diese Sippschaft zu befriedigen", schreibt der ferraresische Gesandte an seinen Herzog, den künftigen Schwiegervater von Alexanders Tochter. Bei alledem ist der ewig junge Dandy, der seinen Kindern jeden Willen thut, wie man ihm jeden gethan, seinem geliebten Cesare, vor dem er zittert, nichts abzuschlagen vermag, nicht einmal das Leben von ein paar Bischöfen mehr oder weniger, der aus lauterer Vaterliebe stiehlt und aus Familiensinn mordet, nicht nur ein vollendeter Comödiant und poseur, sondern auch ein guter Christ, trotz eines belgischen zouave pontifical oder eines französischen Legitimisten aus dem Jockeyclub. Die Religion verträgt sich ja sehr wohl mit dem Vergnügen; und Alexander ist nicht der Mann, den Platon zu lesen und sich durch ihn am Christenthum irre machen zu lassen. Das überläßt er Lorenzo oder Pico, auf die er gerade so herabsieht, wie ein moderner adliger Lebemann auf gewisse „pedantische" Standesgenossen, die „sich auszeichnen" wollen. Dieses ganze Treiben des eitlen, verschwenderischen, liebenswürdigen Wollüstlings bekommt erst durch die Stellung des Mannes als Hauptes der Christenheit, durch seine ungeheuren Mittel, durch das Theater der ewigen Stadt, auf dem es sich abspielt, durch die Abwesenheit der öffentlichen

Meinung, welche es heute und im Norden in engere Grenzen bannen würde, die ungeheuerlichen Proportionen, die es uns so unbegreiflich machen. Der Kern aber ist etwas ganz Alltägliches, heute wie damals: es ist der vornehme Taugenichts.

Bei dem Sohne liegen die Dinge schon anders: da herrscht schon eine noblere Eigenschaft, der Ehrgeiz über Genußsucht und Eitelkeit vor. Auch ist der Sohn weniger gutmüthig und populär — die Italiener würden sagen: simpatico — als der Vater. Er ist ein Verbrecher im großen Style, obschon nicht viel gräßlicher als seine Zeitgenossen: er will für Italien sein, und wenn wir Macchiavelli glauben sollen, war er auf dem Punkte es zu werden, was Ferdinand für Spanien, Ludwig XI. für Frankreich, Heinrich VII. für England waren; und er war nicht viel schlimmer als sie. Ihm fehlte nur der Enderfolg, um als Gründer des großen modernen Nationalstaates und als Vernichter des weltlichen Papstthums von der Geschichte gepriesen, oder doch wenigstens anerkannt zu werden. Eine ganz ausgezeichnete Geisteskraft vereinigte sich in ihm mit der größten Willenskraft. Er begann seine Laufbahn als Siebenzehnjähriger und beendete sie als Siebenundzwanzigjähriger. Er war kaum einunddreißig Jahre alt, als er in den Pyrenäen den Kriegertod starb. Er war weder grausam, noch feige, aber gänzlich gewissenlos, ohne eine Ahnung von dem Unterschiede zwischen gut und böse. Er, wie beinahe alle seine Landsleute und Zeitgenossen, würde es gar nicht verstanden haben, wenn man ihn der Anwendung unrichtiger Mittel bezichtigt hätte. Er betrachtete die Ermordung eines Unbequemen, die Hinter=

listung eines Feindes, wie ein parlamentarischer Führer oder Minister unserer Tage ein Parteimanöver oder die Beeinflussung der Wahlen, um eine ergebene Kammer-Majorität zu erlangen und unbequeme Rivalen aus dem Hause fern zu halten.

Freilich kommt bei ihm der Brudermord hinzu: aber bei diesem Familienleben kann man sich wohl denken, daß der Bruder ihm gerade so fern stehen mußte, als ein Fremder. Auch hat er nicht die geistigen Interessen anderer italienischer Fürsten seiner Zeit: er legt weder Bibliotheken noch Kunstsammlungeu an, wie die Montefeltre in Umbrien, die Gonzaga in Mantua; er läßt keine plautinischen Comödien aufführen, wie Ercole und Este: zu alledem ist er zu sehr Spanier, steht er dem Geiste der Renaissance zu fern; aber er hat einen hohen Sinn, liebt es, bedeutende Menschen um sich zu sehen, und es gelingt ihm, sie anzuziehen, nicht um Gewinnst allein, sondern durch die Macht seiner Persönlichkeit — man denke nur an Lionardo da Vinci. Wie monströs es uns auch erscheinen mag, nicht sein wahnwitziges Wüthen, wie Burckhardt meint, nur die seit Karl's VIII. Zug überwiegende Macht der Fremden verhinderte ihn, das allgemein von ihm erwartete, von Macchiavelli erträumte Werk zu verwirklichen: die Einigung Italiens und die Zerstörung der Papstmacht.

II.

Von Cesare's Geschwistern ist es nicht leicht, sich ein Bild zu machen. Juan, den er aus der Welt schaffte, muß wohl schon deshalb der bedeutendste gewesen sein; Jofré und Lucrezia standen ihm nie im Wege; auch war Juan

Alexander's Lieblingssohn; doch fiel er zu jung — etwa dreiundzwanzigjährig — dem brüderlichen Ehrgeize zum Opfer, als daß er sich hätte besonders hervorthun können. Die andern Beiden scheinen ganz passive Naturen gewesen zu sein. Die Geschichte verzeichnet keine That, kein Wort Lucreziens: sie läßt Alles über sich ergehen, widersetzt sich nie, findet sich erstaunlich schnell in jede neue Lage, in die sie von Vater oder Bruder versetzt wird. Die Briefe, die uns von ihr erhalten sind, verrathen keine Persönlichkeit: sie sind ganz correct, farblos, ohne Leidenschaft, ohne Witz, ohne eigene Beobachtung und stechen in ihrer Leerheit sonderbar ab gegen die lebendigen Briefe ihrer Correspondentin und Schwägerin, der schönen, geistvollen, angeregten Marchesa Isabella Gonzaga, die es wohl verstanden hat, durch die trockene Form der damaligen Epistolographie ihre reizende Persönlichkeit durchscheinen zu lassen. Ob Lucrezia leidenschaftlich für Jemanden gefühlt, ob sie überhaupt einer Leidenschaft fähig gewesen, ist aus ihrem Lebenslaufe nicht zu ersehen. Man ist versucht zu wünschen, Herrn Gregorovius' scharfsinnige Hypothese von einem illegitimen Sohne, Giovanni, dem „römischen Infanten", möchte sich erweisen lassen, ohne das man den Bruder oder gar den Vater als den Erzeuger anzunehmen brauchte, wie's Andre gethan: man könnte sich doch für seine Heldin interessiren. Schönheit und Anmuth, wenn wir sie nur von Hörensagen kennen, reichen dazu nicht aus.

Lucreziens Existenz ist ganz die einer fürstlichen Dame: nur verlief die erste Hälfte derselben in der corruptesten Umgebung, die es vielleicht je gegeben. Doch scheint es, als ob sie niemals über diese Umgebung nachgedacht, Alles

immer als ganz selbstverständlich genommen habe. Die Zweideutigkeit aller Verhältnisse muß wohl auch die Zeitgenossen kaum besonders frappirt haben, so gewohnt war man in Rom an diese Unregelmäßigkeiten; so alltäglich sind noch heute auf jenem sonderbaren Boden die sonderbarsten Familienverhältnisse. Lucrezia wird nie einen Augenblick von ihrer Mutter, der Gesellschaft, dem Gesetz, noch von sich selbst als die Tochter des Mannes dieser ihrer Mutter, eines päpstlichen Beamten, angesehen, noch behandelt. Den zweiten Mann ihrer Mutter, einen Freund Angelo Poliziano's und hochgebildeten Humanisten, scheint sie kaum gekannt zu haben. Ganz jung wird sie in das Haus einer vornehmen Verwandten Alexanders, Adriana Orsini, gebracht, wo sie eine vornehme Erziehung erhält; eine elegante Scheinbildung, wie sie mutatis mutandis noch heute Töchtern fürstlicher Familien zu Theil wird. Sie lernt sich schön kleiden und bewegen und wird an strengste Religionsübung gewöhnt. Neben dieser Gewöhnung, die ihr bald aus der conventionellen Frömmigkeit eine zweite Natur macht, schreitet eine Art Geistesbildung, aber eine ganz äußerliche, mechanische, nicht eine lebensvolle, anregende wie die, welche Isabella von Mantua am väterlichen Hofe zu Ferrara oder Lorenzo's Mutter, die hochstrebende Lucrezia Tornabuoni, in Florenz erhalten. Sobald die classische Bildung Rom berührt, wird sie entseelt, zu nackter akademischer Form reducirt, in auswendig zu lernende Compendien gebracht. Als die Jesuiten es vierzig Jahre später unternahmen, das classische Alterthum zu entmannen, ehe sie's ihren Schülern zuführten, hatte man ihnen in Rom schon den Weg vorgezeichnet. Ob Lucrezia auch griechisch gelernt, wissen wir

nicht. Lateinisch schrieb sie geläufig; sie sprach Spanisch und Italienisch, wie eine vornehme Russin heutzutage Englisch und Französisch.

Sie wird verlobt — zweimal sogar — als sie elf Jahre zählt, verheirathet als ein dreizehnjähriges Kind, an einen Wittwer, von nicht gerade appetitlichem Charakter. Natürlich protestirt die Kleine so wenig gegen diese frühzeitige Ehe, als sie sich ihrer früheren Doppelverlobung widersetzt hatte. Nach vier Jahren wird sie wieder geschieden, weil die Familie ihres Mannes — er war ein Sforza — im Sinken ist und das augenblickliche Interesse Alexanders und Cäsars einen Anschluß an das Haus Aragon in Neapel anrathen. In der That heirathete sie nach einem halben Jahre einen aragonesischen Prinzen, wie ihr Bruder Jofré eine Prinzessin desselben Hauses geheirathet hatte. Natürlich wurde sie nicht mehr befragt, als man überhaupt Fürstentöchter zu befragen pflegt. Auch diese Ehe sollte keine zwei Jahre dauern: denn schon gingen Ferdinand von Spanien und Louis XII. von Frankreich mit der Entsetzung der aragonesischen Dynastie um; und Cesare dachte schon an eine andere Verwendung des schönen Instruments, das ihm in seiner Schwester gegeben war. Lucrezien's Gatte fiel durch Meuchelmord und die schöne zwanzigjährige Blonde war zum zweiten Mal Wittwe. Für ihren dritten Gemahl war schon gesorgt, es war der Erbprinz des mit dem jetzt allmächtigen Frankreich verbündeten Ferrara. Wir wissen, daß der Herzog von Ferrara sich nur ungern zu der Sache verstand, daß gar sein Sohn durchaus Nichts davon wissen wollte: von einer Einrede Lucrezien's meldet die Geschichte aber Nichts. Als, Dank dem guten

Rathe Louis XII., alle Schwierigkeiten beseitigt sind, zieht sie in unverwüstlicher „Heiterkeit“ und in der geschmackvollsten Toilette in ihre neue Heimath ein.

Sie hatte bis jetzt in einer recht lockeren Gesellschaft gelebt — und scheint sich ganz gut darin gefallen zu haben. Es ist keine Spur zu finden, daß sie irgendwie choquirt gewesen vom Treiben ihrer Freundinnen, der Donna Adriana Orsini, die das „Auge“, und deren Schwiegertochter, Donna Guilia Orsini, die das „Herz“ des heiligen Vaters, oder auch wohl witzig „die Braut Christi“ genannt wurde — die Erstere hatte selber die junge Gemahlin ihres Sohnes, ihrem heiligen Vetter und einstigen Geliebten, zugeführt; und Julia's Schwester, Girolama Farnese, trieb's ähnlich. Auch Lucrezien's Schwägerin, die kleine Sancia von Neapel, scheint ein recht ausgelassenes Wesen zu sein, dem's Amüsement vor Allem geht. Das waren nun Feste, Bälle, Soupers, Toiletten ohne Ende; und Lucrezia scheint sich Alles das haben gefallen zu lassen, wie später am ferraresischen Hofe die Dichterhuldigungen. Aufgewachsen in der Umgebung und dem Treiben fand sie wohl alles Das ganz in der Ordnung, und wie man in einer gewissen sehr vornehmen Gesellschaft unserer Zeit ganz ungenirt von seines Vaters oder Gatten Liebschaften redet, ohne aufzuhören eine treffliche Tochter zu sein und das Interesse des Gemahls, wie das ganze Familieninteresse recht eifrig zu befördern, so lebte auch Lucrezia ganz gelassen weiter; und man hat den Eindruck, als ob Mangel an Sinnlichkeit und Temperament sie allein davon abgehalten habe, auch thätig mitzuspielen. Einmal in Ferrara änderte sich das Alles, ohne daß sich Lucrezia selber zu ändern brauchte:

sie ist die ewig Gleiche, immer Heitere, immer Anmuthige, sich in Alles Schickende: sie ist überall zu Hause; sie liebt nicht und haßt nicht, sie weint und ereifert sich nicht — und bezaubert Alle.

Zuvörderst den Schwiegervater, einen genauen Rechner und guten Hausvater, der sich nicht am Letzten durch Lucrezien's reiche Mitgift hat bestimmen lassen, auf die mésalliance einzugehen, und das wurde sie ja, sobald der Papst-Vater nicht mehr war und die ganze Abenteurer-Familie in ihr Nichts zurückfiel — und das Haus Este war das älteste, beinahe einzige legitime Fürstengeschlecht der Halbinsel. Er war bald gewonnen. Schon schwerer hielt's mit dem Sohne. Alfonso war ein schwerverständlicher, jedenfalls ganz eigenthümlicher Charakter; die Eleganz und der ganze Prunk, den seine Frau ihm aus Rom herüberbrachte, wollte dem Einfachen, etwas Ernsten gar nicht behagen, während der Vater Ercole, wie ein reicher Kaufmann, seine Freude am Prunk hatte, wenn er auch die Rechnungen genau revidirte. Doch auch Alfonso war schnell ausgesöhnt: er behielt zwar seine bürgerliche Geliebte, aber er war sehr zufrieden mit seiner ruhigen, sicheren Gemahlin, um so mehr als sie, äußerst fruchtbar wie solche Temperamente zu sein pflegen, das Haus Este berufsgemäß mit Prinzen versorgte. (Von ihrem kleinen Sprößling zweiter Ehe scheint sie fürderhin nicht viel Notiz mehr genommen zu haben.) Alfonso's Schwester, Isabella Gonzaga, empfing die Neuangekommene mit entschieden ungünstigem Vorurtheil. Isabellen, die sich wohl die „Calandra“ und die „Mandragola“ in Mantua aufführen ließ, war das römische Treiben denn doch etwas zu stark. Etwas Eifersucht auf

Lucrezien's Reize mag sich bei der schönen Frau, wie bei ihrer Schwägerin von Urbino, der nicht minder anziehenden Elisabeth von Montefeltre, wohl zu den sittlichen Bedenken gesellt haben: Lucrezia entwaffnete Beide; ja, es bildete sich zwischen ihr und der geistreichen Marchesa von Mantua ein leidlich intimes Freundschaftsverhältniß. Die Poeten gar und die Gelehrten lagen bald Alle zu Lucrezien's Füßen.

Es gehörte eine große Biegsamkeit und ächt weibliche Neutralität der Natur dazu, so schnell auf diesem ganz neuen Terrain Fuß zu fassen. Der Schritt aus dem Rom Alexanders in das Ferrara Ercole's und Alfonso's war wie ein plötzlicher Uebergang aus der platten und wüsten Orgie des Directoire in die geistig angeregte, verhältnißmäßig anständige Gesellschaft der ersten Jahre Louis Philippe's. Und diesen Uebergang machte die Récamier der Renaissance über Nacht, zweiundzwanzig Jahre alt, während ihre französische Nachfolgerin sich doch Jahre dazu nahm, um aus der Freudengenossin von Mme. Tallien, Josephine und Hortense Beauharnais der ruhig waltende, reine, correcte Genius der Abbaye au bois zu werden. Aus der ganz weltlichen durchaus frivolen Atmosphäre des Vatican's, wo auch nicht eine Spur von geistigem Interesse lebte, fand sich Lucrezia, für deren Koffer hunderte von Maulthieren nicht ausreichten — brachte sie doch allein 200 Hemden mit sich, jedes im Durchschnitt 200 Dukaten werth — mit einem Male in der Stadt Bojardo's und Guarino's da Verona, deren Gestalten noch frisch in aller Andenken lebten und welche aus Ferrara die hohe Schule des Humanismus, wie die Heimath der Ritterdichtuug gemacht. Es war die glänzendste Zeit dieses zweiten Sitzes der italienischen

Renaissance, als Lucrezia einzog, und während der siebenzehn Jahre, die sie dort bis an ihr frühes Ende verbrachte. Die beiden Giraldi, Calcagnini, Tebaldeo, Tito und Ercole Strozzi, der junge Bembo, vielleicht der Cieco, jedenfalls Ariost gaben der Gesellschaft einen höheren Ton. Bald war die anmuthige Papsttochter der Gegenstand unzähliger Gedichte und Verherrlichungen. Die beiden Strozzi namentlich, Vater und Sohn, waren Feuer und Flamme und Bembo entbrannte in heftigster Leidenschaft für sie.*) Lucrezia aber wußte diese Huldigungen der Dichter und Literaten mit der tactvollen Würde einer Fürstin entgegenzunehmen, wie sie wohl in Rom die zweideutigen Späße oder die faden Complimente der Höflinge des Vaticans mit lieblichem, wahrscheinlich abweisendem Lächeln angehört hatte. War sie doch immer lächelnd und heiter. War doch diese ewige Heiterkeit und Grazie das Geheimniß von Lucrezien's Triumphen, die auch hierin an die schöne Freundin Chateaubriands erinnert. Sie war nicht regelmäßig schön, auch nicht majestätisch, aber ein unwiderstehlicher Liebreiz scheint über sie ausgegossen gewesen zu sein. Ihr lieblich-kindliches Profil hat etwas Pikantes, alle Dichter sangen von ihren Augen, welche den schlafenden Cupido in ihrem Wohn-

*) Gilbert glaubt nachweisen zu können, daß die berühmte blonde Haarlocke, welche nebst Briefen Lucrizien's an Bembo in der Ambrosiana zu Mailand gezeigt wird, nicht von ihr herrührt. Jedenfalls hat er Recht, wenn er meint, daß das desiderosa gratificarvi, welches einen ihrer Briefe an den Dichter beschließt, durchaus noch nicht das Recht giebt, auf eine Gegenliebe Lucrezien's zu schließen. Es ist das allergewöhnlichste herablassende Fürstencompliment für Jeden, der Italienisch kennt.

zimmer — es war der antike, nicht der Michel-Angelo's*) — versteinert haben sollten. Ihr langwallendes goldgelbes Haar war berühmt. Ihre Gestalt war biegsam, und, bei aller Schlankheit voll und rund. „Es war nicht Hoheit", sagt Gregorovius, „noch classische Schönheit, sondern unbeschreibliche Anmuth von etwas Geheimnißvollem und Fremdartigem, wodurch diese merkwürdige Frau alle Menschen bezauberte". Sie war eben das vollendete Weib, stets empfangend und, indem sie das Empfangene in verschönernder Gestalt zurückgiebt, immer wieder anziehend. Jeder sucht bei ihr, was nicht da ist, und ist befriedigt, selbst wenn er Nichts findet und ohne sagen zu können, was ihn an ihr fesselt und beseeligt, wenn nicht eben das ewig Weibliche. Das aber gerade ist das Vergängliche im Sinne des Historikers, und Gregorovius hat wohl Recht zu sagen, daß der päpstlich-römische Hintergrund allein Lucrezien zu einer historischen Persönlichkeit gemacht: „Wenn sie nicht die Tochter Alexander's VI. und die Schwester Cäsar's gewesen wäre, so würde sie kaum in der Geschichte ihrer Zeit bemerkt worden sein, oder nur als ein reizendes vielumworbenes Weib in der Masse der Gesellschaft sich verloren haben."

Juli, 1874,

---

*) Wie Burckhardt (Cultur der Renaissance, S. 274) fälschlich annimmt; dieses war bei Elisabeth von Urbino und kam später zu Isabella von Mantua.

II.

Zeitgenössisches aus Italien.

Alessandro Manzoni.

Ein Nachruf.

Ei fu; Er ist nicht mehr. Fast wollte es Einen bedünken, er wäre schon lange nicht mehr, so ferne liegt uns die Zeit, in welcher der einzige Mann gedichtet und gedacht. Gedichtet und gedacht, nicht gehandelt; und doch, wer kann sich rühmen, mehr gewirkt zu haben als Alessandro Manzoni? Wenn so ein Ueberlebender uns verläßt, ein letzter Zeuge einer anderen Welt, dann wird man erst mit einemmale recht klar, welch einen Einschnitt die Jahre 1859 und 1866 in die Weltgeschichte gethan haben.

Wer das Glück gehabt hat, im vorigen Jahrhundert geboren zu sein, und hätte er auch nur die ersten unmündigsten Jahre darin verlebt, der hat noch die Luft des alten Europa eingeathmet; er ist ein Anderer als wir. Und Manzoni ist von 1784. Er war ein frühreifer Jüngling, da der erste Consul sich als Kaiser entpuppte und der lateinischen Welt die Form und Richtung gab, in der sie fortan verharren sollte. Es war ein schönes, liebenswürdiges Geschlecht, das Geschlecht der Restaurationszeit — dieses Spätsommers des achtzehnten Jahrhunderts, und es war eine schöne,

heitere Zeit, trotz Laibach und Verona, trotz Metternich und Polignac, trotz Spielberg und Demagogen-Verfolgung. Schon regte sich überall das erwachende Nationalgefühl, und noch war das humane Weltbürgerthum des vorigen Geschlechtes nicht verflogen. Man begann wieder zu fühlen, daß die Religion nicht eitel Priesterthum und Heuchelei ist, und doch bewahrte man noch von dem Jahrhundert der Aufklärung her jene liebenswürdige Duldung, die so wohlthuend contrastirt mit dem politischen, halb fanatischen, halb geschäftlichen Religionstreiben unserer Zeit. Ein Horazischer, praktischer Skepticismus, sagen wir lieber: eine anmuthige Ironie, erheiterte noch die ganze Lebensanschauung und hielt ihn ferne, den „sittlichen Ernst", der seine pedantischen Schatten so dicht über unsere Zeit wirft, vielleicht nur um die Rohheit unseres Materialismus ein wenig zu verhüllen. Es war ein schöner, blühender Egmont, dieses Geschlecht von 1820, liebend, singend, spielend, und doch im Innersten getragen von edlem, den Leichtsinn veredelndem Idealismus. Auch Byron — um vier Jahre jünger als Manzoni — liebte, sang, spielte; aber er ging in den Tod für eine Sache, die wir, mephistophelisch-klug, für eines solchen Opfers durchaus unwerth erklären. Die goldene Zeit, da Rossini und Malibran die Welt entzückten, da man Fanny Elßler und Henriette Sontag die Pferde ausspannte, da Lamartine und Hugo, Byron und Walter Scott, Heine und Uhland, Leopardi und Manzoni sangen — da Goethe beifällig und theilnehmend dem heitern Treiben zusah!

Manzoni war ein liberaler Aristokrat, wie das ganze Egmont'sche Zeitalter; sein Vater ein herabgekommener

lombardischer Graf, hatte, obschon fast illiterat, mit dem französischen Adel für die „französichen Ideen" geschwärmt. Seine Mutter war die Tochter Beccaria's und so ward ihm Humanität ein stets hochgehaltenes Erbtheil, eine liebe Familienpflicht, eine ruhmvolle Tradition. Seine Erziehung war französisch, wie es in der Zeit lag; so war die aller seiner Altersgenossen, und noch beruht das ganze moderne Italien auf französischer Bildung. Blieb doch ihm und allen seinen Landsleuten die deutsche Civilisation ein mit ängstlicher Scheu von ferne betrachteter Infolio mit sieben Siegeln. Früh kam er nach Paris, sah den Sieger von Austerlitz im Zenith des Ruhmes und mochte besser als ein Anderer die schwindlige Tiefe des Falles ermessen, als sechzehn Jahre später (1821) die Kunde erscholl vom einsamen Tode des Titanen.

Fù vera gloria? Ai posteri
L'ardua sentenza. Nui
Chiniam la fronte al massimo
Fattor che volle in lui
Del creator suo spirito
Più vasta orma stampar.

Goethe hat den Cinque Maggio verdeutscht — recht mittelmäßig — er ist in Jedermanns Gedächtniß, eines der größten, vielleicht das größte Gedicht jener an großen Gedichten reichen Zeit. Hätte Manzoni nichts weiter geschrieben, die Nachwelt würde von ihm sagen können, was er von Napoleon nur zweifelnd zu fragen wagte: Fù vera gloria!

In Paris schloß er Freundschaft mit Fauriel, einem der besten Franzosen jener schönen Generation von Fran=

zosen. Ihm widmete er seinen „Grafen Carmagnola", die Kriegserklärung der italienischen Romantik gegen den Classicismus der Alfieri, Parini, Monti, Foscolo, der noch in voller Blüthe stand. Die Tragödie mag von Goethe überschätzt worden sein, wie der „Adelchi" jedenfalls überschätzt ward: die drei Chöre der beiden Trauerspiele gehören zum Wunderbarsten, was die Energie und der Wohllaut der italienischen Sprache geleistet, zum Vollendetsten, was romanischer Formensinn, Geschmack, Gewissenhaftigkeit hervorgebracht, denn — man gestehe es nur — kein Deutscher noch Engländer darf sich mit dem Italiener, dem Franzosen vergleichen in dem Respekt vor der Sprache, in der Sorgfalt der äußern Behandlung. An diese Werke schloß sich die neue Schule an, die Lombarden Grossi, Silvio Pellico, der Toscaner Niccolini, der Romagnole Leopardi.

Doch es war nicht allein eine Revolution in der dichterischen Form; es war der Heroldsruf des erwachenden Nationalgefühles der zwischen den Zeilen ertönte, es war die Empfindung religiöser Sehnsucht, welche das ganze durchbebte. Nicht nur den classischen drei Einheiten war der Krieg erklärt, auch dem Geiste der Aufklärerei und der universalistischen Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts; Manzoni zur Seite dachten, schrieben, forschten, handelten Rosmini, Gioberti, Gino Capponi, Cesare Balbo. Der Neokatholicismus wie der Patriotismus athmeten nicht nur in den „Inni sacri" und der „Ode an Theodor Körner" — sie sprechen die dichterischeste und hinreißendste Sprache in den Chören „Adelchi's" und „Carmagnola's". Wie klangen die Worte wider in jeder italienischen Brust, als die Zerstückelung des von der Natur so scharf als Eines gegliederten

Landes, als der Bürgerkrieg, der es zerrissen hatte, in einer seit Dante unbekannten, knappen und doch vollen Sprache gegeißelt ward:

D'una terra son tutti: un linguaggio
Parlan tutti: fratelli li dice
Lo straniero: il comune lignaggio
A ognun d'essi dal volto traspar.
Questa terra fù a tutti nudrice,
Questa terra di sangue or intrisa.
Che natura dall' altre ha divisa,
E ricinta con l'alpe e col mar.

Und als Ermengarda's Seele

Santa del suo patir.

zum „Gott der Heiligen" auffsteigt, ringt sich der Seufzer des himmelsbedürftigen Geschlechtes aus der Brust der ihr Ende Umstehenden.

Manzoni's sämmtliche Werke bilden einen mäßigen Band. Seit die „Promessi sposi" erschienen (1827), hat der Dichter die Leier nicht wieder berührt. Er, der Franzose, hatte sich eher Mérimée als Hugo oder Lamartine zum Vorbilde genommen: Weniges, aber das Wenige vollendet. Die „Verlobten" — man lasse mich ein großes Wort gelassen aussprechen — ist in meinen Augen der vollendetste Roman, der existirt. Dafür hielt ihn auch Goethe. Er hat all den frischen Reiz einer Walter Scott'schen Historie und die gewissenhafte Treue A. de Vigny's. Er vereinigt Goethe's Lebensweisheit und mild-erhabene Weltanschauung mit Fielding's Charakteristik und Relief. Dabei ist er nie langweilig — erstes Erforderniß

eines Romans. Die liebenswürdige Ironie, die sanfte Gottergebenheit, die über dem Ganzen schweben, sind unaussprechlich wohlthuend. Die Menschen — Don Abbondio, der furchtsame Landgeistliche, und seine alte Dienerin, Renzo und Lucia in ihrer frischen, natürlichen, gesunden Unschuld, der milde Cardinal Federigo — sie Alle sind nicht etwa gewandte Schauspieler, wie Scott's Personagen, die ihre Rollen meisterhaft spielen, ihre geschichtlichen Costüme natürlich tragen, es sind die Menschen selber, wie sie zur Zeit der finstern spanischen Herrschaft da oben gelebt am Strande des Lecco-Sees und in den engen Straßen Mailands. Und welche Naturschilderungen! Wer hat den Resegone mit seinen gezackten Umrissen, wer hat die grüne lombardische Ebene nicht immer vor Augen? Dazu die Sprache. Man warf ihr vor, zu französiren. Die toscanischen Pedanten schrieen laut auf; die Cruscanti fielen in Ohnmacht, ermannten sich aber bald und stürzten her über den Kühnen, der zu schreiben wagte, wie man spricht, nicht wie man im „Cinquecento“ in den florentinischen Akademien sprach und schrieb. Manzoni selbst lenkte später ein und gab nach. Viel richtiger war der Instinct des Vierzigjährigen, der fühlte, daß die toskanische Sprache eine todte sei; daß aber moderne Ideen, Gefühle, wie moderne Thatsachen, Erfindungen, sich gar nicht ausdrücken lassen in einer todten Sprache; daß der Italiener, der heute nur toscanisch reden will, sich auf den kleinsten Ideenkreis beschränken muß, vieles Thatsächliche selbst gar nicht mittheilen kann. Heute zu schreiben im Style des Firenzuola oder des Losca ist nicht besser, als es zu Bembo's Zeiten war, in Plautus' und Terenz' Sprache

zu dichten. Auch als er vor wenig Jahren den Puristen die unglaubliche Concession machte, die „Promessi sposi“ in's Toscanische zu übersetzen, that er's mit feinstem Gefühle und sprachlichem Tacte, indem er die heutige Sprache von Florenz, nicht die des Cinquecento consultirte.

Seit den „Verlobten“ lebte Manzoni, wie Rossini seit „Wilhelm Tell“, ohne zu produciren, doch keineswegs nur vegetirend, schlafend, genießend. Seine innig geliebte erste Gemahlin, eine Genferin — die Bande zwischen Norditalien und der Schweiz waren damals noch enger als heute; auch zwischen den Cavours und de la Rives bestand Verbindung — eine Protestantin, die sich und ihn zum eifrigen Katholicismus bekehrt hatte, war ihm früh gestorben; dies steigerte noch seine religiöse Stimmung. Doch wurde Manzoni nie Papist: ein Gemüthszustand, der den militanten Katholiken unserer Zeit in Frankreich, Belgien, England und Oesterreich unbegreiflich ist. Er sah in der Annexion Roms die ruhmreiche Vollendung der Geschicke Italiens, wenn er auch die Verlegung der Hauptstadt auf die sieben Hügel nicht billigte. Es war eben mit seiner Religiosität wie mit seinem Patriotismus: beide Gefühle waren innig, warm, aber keineswegs aggressiv. Manzoni gehörte offenkundig der lieberalen und nationalen Partei an, aber nie hat die österreichische Regierung in fünfundvierzig Jahren einmal daran gedacht, ihn zu beunruhigen.

Mit der eifrigsten Theilnahme verfolgte der greise Dichter die Geschicke seines Vaterlandes; seine Schwiegersöhne, der lebhafte, nach Außen gerichtete, aristokratische Piemontese d'Azeglio, der feine classisch gebildete, ängstlich zurückgezogene Toscaner Giorgini, suchten ihn oft auf in

seiner Villa am Comer-See und brachten den Pulvergeruch des öffentlichen Lebens, die Echos florentinischer Fronde und Satire in seine Einsamkeit. Er empfing gern und viel Besuch. Ein unglaubliches Gedächtniß kam seiner wunderbaren Unterhaltungsgabe zu Hilfe. Er hatte in einer bedeutenden, bewegten Zeit gelebt, alle bedeutenden Zeitgenossen gekannt, und hatte Ereignisse und Menschen mit bedeutenden Augen angesehen. Er galt für einen Meister der Plauderei; classische Citationen und ein attischer Humor belebten sie. Cousin besuchte ihn häufig, vindicirte ihn nicht ganz ohne Unrecht, als einen halben Franzosen, und man kann sich denken, wie der alte Herr, kaum merkbar lächelnd, dem großen Komödianten mit den Glühaugen, dem beredten Gestus, dem vollen Redestrom von seinem Lehnsessel aus zugehört. Auch Thiers war ein häufiger Gast. „Cette fois-ci nous avons fondé l'édifice,“ sagte er ihm einst triumphirend und in seiner Weise die Händchen reibend nach Einsetzung der Juli-Monarchie. „Cette fois-ci, il ne croulera plus — à moins que la foudrl ...“ — „Eh, quand on a peur de la foudre, il ne faut pas tripoter dans les nuées,“ antwortete Manzoni dem damals noch jugendlichen Sanguiniker. der heute immer noch jugendlich und — Sanguiniker geblieben.

Auch gekrönte Häupter pflegten den Dichter in seiner Zurückgezogenheit aufzusuchen. So noch vor zwei Jahren der edle hochgebildete Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II. Manzoni dankte ihm für diese hohe Ehre. „Ihnen schulde ich Dank, Ihnen, die Sie mich in ihrem Zimmer empfangen,“ antwortete der Monarch. „Bald wird man nicht mehr

wissen, wer Dom Pedro von Alcantara war; von Manzoni werden die kommenden Geschlechter und nicht nur in Italien reden." Mit den Worten des modernen Alfonso des Weisen, will ich diese kurze Notiz schließen; vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit und Muße, den deutschen Landsleuten zu sagen, was Manzoni der Patriot, der Mensch, der Dichter, für Italien war; heute, noch unter dem Eindrucke der Nachricht, die uns den Himmelfahrtstag von 1873 — ohne ihn zu trüben — für immer denkwürdig machen wird, drängte es mich ein Wort zu sagen über den bald neunzigjährigen Dichter, der uns vorgestern verlassen und mit dem wieder Einer, und einer der Letzten jener großen Zeit dahingegangen, der wie ein heiterer Epilog die ganze Geschichts-Epoche abschließt, welche mit dem heiteren Prolog der ersten Renaissance sich eröffnete und vier Jahrhunderte voller Arbeit, Kampf, Schlechtigkeit und Heldenmuth, Fortschritt und Rückschritt, Blut und Thränen brauchte, um ihr grandioses Thema zu erschöpfen. Ein neues Stück hat begonnen; möchten wir und unsere Kinder es nicht schlechter spielen, als unsere Väter und Vorfahren das Ihre, und möchte auch unseren Enkeln, wenn sich die Tragödie zu Ende neigt, ein lieblicher Sänger erstehen, der wehmüthig, nicht schmerzlich, ergreifend, nicht erschütternd, sein melodisches Lied singt, ein Lied, in dem alle Gefühle und Gedanken, welche die Zeit stürmisch oder leise bewegt, noch einmal, aber milde verklärt durch das Dichtergemüth, wiederklingen.

Mai 1873.

Guerrazzi.

Francesco Domenico Guerrazzi ist am 23. d. M. (September 1873) in seinem Landhäuschen la Cinquantina zu Cecina bei Livorno im 69. Jahre seines Lebens eines unerwarteten Todes gestorben und, während ich hier dies schreibe, wird dem Veteranen der toskanischen Romantik und der toskanischen Revolution in Livorno auf die pomphafte italienische Weise die letzte Ehre erwiesen. Guerrazzi's Ruhm, der selbst in Italien nicht besonders hell mehr strahlte, ist längst für Deutschland verblichen, obschon auch Deutschland einst die „Schlacht von Benevent" so eifrig las, so hoch bewunderte, als die „Verlobten", welche wenige Monate vor des Livornesen Jugendwerk erschienen waren. Nicht länger war der Zwischenraum, der den Tod des lombardischen Patrioten und Romantikers von dem des Toscaners trennte. Guerrazzi selber rief einst, als er von dem Tode seines Collegen im Triumvirat, Montanelli, hörte, in seiner volksthümlich prägnanten Weise aus: „Ist's doch wie am Charfreitag. Bei jedem Psalm, den wir singen, erlischt eine Kerze." In der That, bald werden sie alle erloschen sein, die Leuchten, welche

Italien in der langen bangen Nacht von 1815 bis 1859 erhellt. Seit es Tag geworden, wollte man freilich nur noch gefährliche Brandfackeln in ihnen sehen und machte eine Leere um sie: Guerrazzi ist gestorben, ein Mazzini starb, wie Garibaldi sterben wird, ein wenn nicht Verschollener, so doch stillschweigend Beseitigter für das Geschlecht der Männer, ein unbekannter, ein Name höchstens für das der Jünglinge; und doch hat er als Politiker und als Schriftsteller eine bedeutende Rolle in Italien gespielt, obschon die Nachwelt — und sie hat für ihn bereits bei seinen Lebzeiten begonnen — jene ephemere Wirkung des Mannes auf seine Zeit bald vergessen wird, ja zum größten Theil schon vergessen hat. Nicht an Geist gebrach es dem italienischen Victor Hugo, und sein Charakter war rein und ehrenhaft. Was ihm fehlte, war das Gleichgewicht, welches der gesunde Menschenverstand allein herzustellen vermag. So war's ihm versagt, als Schriftsteller wie als Politiker das zu werden, wozu ihn die freigeberische Natur bestimmt zu haben schien.

Guerrazzi hat selbst die erste, größere Hälfte seines Lebens erzählt, und von allem, was er geschrieben, ist wohl der Brief an Mazzini, in welchem er es that und den er mit dem Kerker zu büßen hatte (1847), das Beste. Der Gegenstand, der Wirklichkeit entnommen, ist interessanter denn irgend einer, den er in seinen Dichtungen behandelt, und die Form ist einfacher, anspruchsloser als die Art poetischer Prosa, die er in seinen Romanen in Mode brachte und welche auf eine höchst unangenehme Weise Chateaubriand'schen Schwulst mit Hugo'scher Uebertreibung paart. Höchst lebendig ist die Schilderung des Vaters, eines herben,

düstern, strengen Verrina, von dem der Sohn den Grundzug seines Wesens geerbt zu haben scheint. Nur zufällig und Folge des Zeitgeschmackes, dem Niemand zu entrinnen vermag, war, daß der Vater seine Ideale im classischen Costüme der Cato und Brutus, der Sohn sie im romantischen des Michel-Angelo oder Ferruccio sehen wollte. Auch das Porträt seines alten geistlichen Lehrers, für den Cardinal Bembo das unerreichte Muster des Styls geblieben, ist reizend; das ganze Geschlecht der akademischen Pedanten des vorigen Jahrhunderts lebt auf in dieser kräftig und heiter gezeichneten Gestalt. Welches Gegengewicht dieser Classicismus früh in der wüstesten, ungeordnetsten Lectüre fand, mittelst deren Voltaire und Ariost, Bacon und „Tausend und Eine Nacht", „Die Geheimnisse Udolph's" und Homer, Ossian und Cook Eingang in den jugendlichen Kopf fanden und sich da drollig genug herumbalgten, hat er ebenfalls anschaulich erzählt.

Schon mit sechzehn Jahren*) kam der frühreife Jüngling auf die Universität, von der er, kaum immatriculirt, auch schon relegirt wurde, weil er den andern Studenten die Nachrichten aus Neapel vorgelesen, wo gerade damals (1820) die Verschwörung Pepe's und Caracciolo's ephemere Triumphe feierte. Als er nach Pisa zurückkehrte, mit einer Tragödie, „Priamo", in der Tasche, begegnete er Byron. „Mi parve Apollo del Vaticano", schrieb er noch ein Menschenalter später. Die Begegnung war in der That entscheidend für den jungen Italiener, der in seinem Vater-

---

*) Guerrazzi (Francesco Domenico) war geboren im August 1804, nicht 1805, wie alle Nekrologe sagen.

lande der eigentliche Vertreter des Byronismus werden sollte. „Gierig füllte ich mir Sack und Busen mit diesem Golde, das mir durchaus lauter schien, und für viele Jahre sah und fühlte ich nur durch Byron.“ Noch mehr als die Jugendgedichte des Urbildes sind die Jugendwerke des Nachahmers heute veraltet, vergessen, mit Ausnahme der Titel. Seine Tragödie: „Die Schwarzen und die Weißen“ fiel gleich durch vor dem Publikum bei Livorno; nicht so sein erster Roman, die „Schlacht bei Benevent“, der in ganz Italien mit gruselndem Entzücken gelesen ward. Verzweiflung und Hoffnung, satanisches Zähneknirschen, ahnungsvoller Glaube, Tyrannenhaß und wilder Patriotismus klingen verwirrt darin wider; der italienische Leser von 1827 fühlte nur das ihm Angenehme heraus: den Patriotismus, und das Buch ward eine Art patriotischer Bibel. Die toscanische Regierung verzieh es dem Autor nicht; bei der kleinsten unschuldigsten Peccadille ward er seiner gewinnreichen Thätigkeit auf dem Forum entrissen und in die Verbannung nach Montepulciano geschickt. Hier war's, wo er sich mit Mazzini, der ihn heimlich dort aufsuchte, für's Leben verband.

Ungewöhnlich begabt mochte der zweiundzwanzigjährige Jüngling wohl sein, der die „Schlacht bei Benevent“ schrieb und ganz Italien in patriotische Bewegung versetzte. Auch „das Assedio di Firenze“ und „Isabella Orsini“, in früher Haft erdacht und geschrieben, athmeten den Geist jenes retrospectiven Patriotismus, an dem sich Italien zur praktischen Vaterlandsliebe herangebildet. Weder Massimo d'Azeglio's noch Manzoni's Romane durften sich eines so augenblicklichen, so allgemeinen Erfolges rühmen; freilich

auf Kosten einer dauernden Anerkennung. Tendenzromane altern schnell. Der stets gehobene Ton der Leidenschaft ermüdet selbst den Leidenschaftlichen, wie vielmehr den Beruhigten, Ernüchterten. Gar die Unarten der Zeit, denen Guerrazzi einen so reichen Tribut zahlte, wollen uns lächerlich scheinen, während sie unsere Väter mit behaglichem Schaudern erfüllten. Guerrazzi gehörte dem ersten französischen Romantismus an; die Byron'schen Nachtgestalten hatten's ihm eben, wie Jenen am Seinestrand, angethan; die Conrad, die Lara, die Manfred spukten unheimlich in seinem Geiste. Aber während der englische Dichter sich der finstern Modetracht zu entledigen wußte und seinen reizenden Genius in der nackten Natürlichkeit des „Don Juan" zu zeigen wagte, blieb der Italiener bis an sein Ende ein überzeugter Ténébreux. Noch „Veronica Cybo" (1847) ist voll der um 1825 modisch gewesenen Ungeheuerlichkeiten und unmenschlichen Gräuel.

Dem grausamlichen Inhalt entsprach die übertriebene Form. Guerrazzi mochte sich rühmen, von Anbeginn die elliptisch-rhetorische, fieberhaft aufgeregte Sprache entdeckt zu haben, auf die Victor Hugo erst gegen die Neige seines Ruhmes verfiel. Zu seinem Glück war Guerrazzi ein Toscaner, und einem Toscaner ist nun einmal ein gewisser Grad von Geschmacklosigkeit, in welchen selbst der Franzose fallen kann, ja mehr als irgend ein anderer Europäer verfällt, sobald er die nationale Tradition verläugnet, aus der nationalen Zucht desertirt, durchaus unmöglich. In des Livornesen Romanen sind Gespräche voll derber Volksthümlichkeit, ist beinahe durchgehends eine Art kräftigen Erdgeruches, der stets bezaubert, wenn die Erde toscanischer

Boden ist, freilich dann auch wieder, wie bei allen modernen Toscanern, die nicht Centone aus ihren Classikern anzufertigen sich begnügen, das Ringen lebendiger Ideen mit der todten Sprache. Klingt's doch oft, in der „Belagerung von Florenz", etwa wie wenn ein Deutscher die preußische Hegemonie und Sedan in einem aus Plautus und Cicero zusammengestoppelten Latein schildern wollte. Guerrazzi's Prosa ist selten ganz natürlich: bald gespreizt, bald erhitzt, bald familiär, beinahe immer aber affectirt, übertrieben. Sie würde schon heut unlesbar sein, wäre nicht jener reizende toscanische Grund, aus und auf dem sie herangewachsen.

Aehnlich wie dem Schriftsteller ging's dem Politiker: auch seine Popularität war sehr vorübergehend, dabei weniger allgemein und weniger tiefgehend als die des Romanschreibers. Beschränkte sich doch seine politische Action auf das Großherzogthum Toscana, während seine Romane in ganz Italien mit wahrem Heißhunger verschlungen wurden. Der Toscaner aber, skeptisch und verständig von Natur, begeistert sich nicht so leicht wie der Lombarde oder Romagnole für seine großen Männer. Guerrazzi begann seine politische Laufbahn fast zugleich mit seiner literarischen, d. h. als ein kaum der Schule entwachsener Knabe. Die Worte „politische Laufbahn" im Italien von 1830 sind gleichbedeutend mit Verschwörung, Kerker oder Exil. Schon 26jährig machte er Bekanntschaft mit den toscanischen Gefängnissen — eine Bekanntschaft, die er oft genug zu erneuern hatte, und welche nur zu intim werden sollte.

In der That, kaum hatten die Schwingungen der großen Juli-Woche Italien erreicht, als auch der Prosa-Dichter nach Florenz geeilt war, eine revolutionäre Be-

wegung in Scene zu setzen. Lange Gefangenschaft, erst unter „Mördern, Freudenmädchen und Missethätern aller Art“, dann in Porto-Ferrajo unter „Staatsverbrechern“, ereilte den Unklugen, ohne seinen Charakter zu brechen. „Nun erst (1834) richtete ich mich ein, die Zeit zum Nutzen des Vaterlandes und meiner selbst hinzubringen.“ Hier schrieb er in der That sein Hauptwerk: „Die Belagerung von Florenz“, ein patriotisches Tendenzwerk wie sein erster Roman. Auch hier noch tönen Noten der Verzweiflung, Byron'sche Flüche, titanische Kriegsrufe; doch hat sich der Ton schon gemäßigt. Freilich, trotz der äußerst genauen und außerordentlich umfassenden Gelehrsamkeit Guerrazzi's muß man nicht nach geschichtlicher Objectivität suchen; das Buch ist ein historisches Pamphlet gegen die österreichische Herrschaft, nichts Anderes. Der Styl ist noch immer gesucht, gedrängt, dunkel-elliptisch oder gellend-superlativ; weniger Byronisch und biblisch als in der „Schlacht bei Benevent“, aber bewußt und absichtlich dantesk. Und doch ist weniger Affectation in alledem, als wir heutzutage zu glauben versucht sind; man denke sich die leidenschaftliche Natur des jungen Mannes, die spartanischen Prinzipien, in denen ihn der Vater erzogen, die lange Haft; zugleich im Verlaufe der wenigen Monate, während deren er das berühmte Buch schrieb, den Tod des Vaters, dem der Selbstmord eines ihm eng verbundenen Bruders vorangegangen war, der Tod der Einziggeliebten, seiner drei Kerkergenossen und liebgewordenen Kameraden, das Hinsiechen seines vertrautesten Freundes — und es wird nicht schwer halten, sich die Gemüthsstimmung zu denken, in der das seltsame Werk entstand. Endlich aus dem Kerker ent-

lassen, wendet er sich für eine Zeit von der Politik ab, schreibt die „Veronica Cybo", die „Isabella Orsini" — ein Gegenstand, den auch unser Tieck in seiner „Vittoria Accorombona" versucht hat — zwei Greuelgeschichten im Geschmacke der Zeit, doch ohne politische Tendenz. Eine Zeitlang schien er der Politik den Rücken kehren zu wollen, lebte nur der Advocatur, in der er glänzte, und der Familie, die er sich in hilfreichem Edelmuth selber aufgebürdet. Man sollte glauben, es sei ihm nur noch um Gelderwerb zu thun, so fleißig betreibt er sein Geschäft als Anwalt, seit der Tod eines zweiten Bruders ihn zum Vormund und Vater dreier Kinder gemacht. Doch qui a bu, boira: wer einmal von dem berauschenden Gifte des Politisirens gekostet, läßt so leicht nicht mehr davon. Schon mit den gegen die Moderantisten gerichteten „Neuen Tartuffes" kehrt er wieder zur revolutionären Sache zurück, und bald darauf compromittirte er sich mehr als je durch seinen Brief an Mazzini, jene reizende Autobiographie, von welcher wir oben geredet (1847). Auf einer Festung der Insel Elba mußte er die darin an den Tag gelegten republikanischen Gesinnungen büßen. Dort fand ihn die Februar-Revolution, und machte aus dem Verfolgten einen Triumphator, bald sogar einen großherzoglichen Minister, freilich einen großherzoglichen Minister, der den Krieg mit seines Großherzogs Verwandten und Schützer, dem Kaiser von Oesterreich, auf's leidenschaftlichste betrieb. Nach Leopolds II. Flucht zum Triumvir neben Montanelli und Mazzoni ernannt, zeigte er unerschrockenen Muth, an der Spitze der treugebliebenen Truppen marschirte er gegen General Laugier und die großherzoglichen Regimenter, die er in die Flucht trieb. Auch an Mäßigung

und Rechtlichkeit ließ er es nicht fehlen. Während Montanelli der Annexion Toscana's an die römische Republik Mazzini's das Wort redete, wollte Guerrazzi nur mit Piemont gehen, das über eine regelmäßige Armee verfügte. Natürlich machte die Niederlage von Novara auch dem toscanischen Provisorium ein Ende, und Guerrazzi büßte mit langjähriger Gefangenschaft den Versuch, sein engeres Vaterland in die italienische Bewegung hineingezogen zu haben. Das ganze Drama, Haft, Befreiung, Wahl, Ministerium, Triumvirat, Dictatur, hatte kein Jahr gedauert.

Von der Festung des Belvedere, die so heiter und unschuldig über das Arnothal und seine liebliche Hauptstadt hinaus blickt, wandert er ins Exil nach Corsica, träumt von der Wiedergewinnung der Insel durch Italien, und dieses Traumes voll, schreibt er die Geschichte des corsischen Helden Pasquale Paoli, sein bestes und, wie es zu gehen pflegt, wenigst gelesenes Werk. Auch Beatrice Cenci, die so viele Dichter gereizt, muß ihm dort Heldin werden: und so entsteht das geschmackloseste, furibundeste, haarsträubendste seiner Bücher. Racheschnaubend gegen die Machthaber im Vaterlande, geißelt er sie in den Figuren der päpstlichen Herrschaft des Seicento, die er schildert. Von Corsica zieht er nach Turin, damals dem Asyl aller verfolgten Italiener, und gibt dort das Witzblatt „L'Asino" heraus, worin ungenießbarste universelle Gelehrsamkeit mit bitterstem geschmacklosem Witze wetteifert, den Leser zu langweilen: Guerrazzi fehlte nun einmal die leichte Hand, mit der ein P. L. Courrier die satirische Peitsche schwang. Der Zorn übermannt stets den heftigen Livornesen, und

man ist immer versucht, ihm zuzurufen: Tu te fâches, donc tu as tort.

Natürlich brachte auch ihn 1859 zurück nach Toscana, aber er fühlte sich fremd in der neuen Zeit. Für die Bühne des subalpinischen Parlaments, in der ein Cavour und ein Rattazzi Schach spielten, war der toscanische Conspirator nicht gemacht. Er gehörte einer andern Schule, einem andern Geschlecht, einer andern Geistes- und Charakterrichtung an, als die 10 bis 15 Jahre jüngeren Männer, welche, sich um Cavour schaarend, ganz Italien in Piemonts Bahnen zogen. Ganz hatte er nie den Verschwörer, den „Volksmann" — Livorno ist die einzige Stadt Toscana's, in welcher das demokratische Evangelium irgendwelchen Anklang gefunden — den Gefühlspatrioten abgethan. Er fand sich desorientirt unter der klugen Jugend, die alle Allgemeinheiten, alle Begeisterung wie abgetragenes oratorisches Theatercostüm ansah. Verdrießlich und mürrisch überwarf er sich mit allen Parteien. Von Mazzini trennte er sich durch die Anerkennung der Monarchie, von seinen toscanischen Freunden durch die Bitterkeit, mit der er das französische Protectorat tadelte, von Cavour durch seinen Protest gegen die Preisgebung Savoyen's und Nizza's. Seine puritanische Anschauungsweise erlaubte ihm nicht, mit Nachsicht der lavirenden Staatskunst zuzuschauen, die, von günstigem Winde unterstützt, das junge Königreich endlich nach elf Jahren in den Hafen bringen sollte. Dazu war er, der die Feder so leicht führte, mit der Feder alle Leidenschaften aufzuwühlen wußte, nie ein Redner gewesen. Er fühlte, daß er seine Rolle schon 1849 ausgespielt, und

trat ab, nicht ohne über die Undankbarkeit der Nation, der Regierung zu klagen. Gereizt, verstimmt, enttäuscht, empfindlich, zog er sich vom Parlamente, dann sogar vom Staatsleben zurück und verbrachte die letzten Lebensjahre unter seinen Büchern, mit seinen Neffen und Großneffen, in deren Mitte der sonst so bittere Mann gern heiter und freundlich wurde, auf seinem Gütchen bei Cecina.

Von bäuerlichen Lebensgewohnheiten umgeben, verbrachte er dort die letzten Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit. Die Verstimmung verließ ihn nicht mehr. Die unangenehmen Auftritte in der Kammer, in denen er den Kürzern gezogen zu haben sich nicht läugnen konnte, blieben stets in seiner Erinnerung. So oft er das Wort ergriff, war es die bittere Sprache der Mißbilligung. Wie Mazzini, wie Garibaldi, wie Tommaseo, wandte er sich ab vom neuen Italien, das nicht geworden war wie er es gewollt, wo er keine passende Stelle für sich sah. Die Persönlichkeit spielt eine gewaltige Rolle in Italien. In den Männern, die seit 1859 den Staat leiten, sieht man keine Schule, keine Partei, keine Kaste, sondern eine Kameradschaft, zu persönlichen Zwecken verbunden und nur diese verfolgend. Die gekränkte Eitelkeit, welche nichts verträgt und sich nicht zu gestehen wagt, daß die eigene Persönlichkeit entbehrlich geworden, nimmt dann gern die herbe, bittere Weise des cynischen Philosophen an, und da es an allem Menschlichen immer genug zu tadeln gibt, weidet sie sich an den Fehlern der Glücklicheren. Ganz unredlich gegen sich selber sind diese schwarzsichtigen Mäkler nicht! sie haben ein vages, halb republikanisches, halb christliches Ideal in ihrem Busen; danach bemessen sie die

Wirklichkeit, diese prosaische, alles Idealen bare Wirklichkeit der jetzigen italienischen Zustände, und da muß es ja wohl zu einer Mißstimmung kommen. Freilich weder angenehm, noch nützlich, noch anregend sind diese theoretischen Optimisten und praktischen Pessimisten, welche die Unzufriedenheit und die üble Laune à la Gervinus in ein System gebracht haben; aber sie sind zu bedauern. Weder Guerrazzi noch Tommaseo sind glückliche Naturen; Italien ist stets reich gewesen an solchen Charakteren und Geistern; genial in der Begabung, von fleckenloser Ehrenhaftigkeit, stolz bis zum Hochmuth, verbitterte Idealisten — und jämmerliche Politiker. Dante selber gehört in die Familie, freilich wie der Löwe zur Katzenfamilie.

In seinem Bauerngütchen hat Guerrazzi der Tod überrascht, mitten im Kreise seiner Familie, mit der er eben ein munteres Mahl eingenommen. In einem letzten schönen, beruhigenden Accorde sollten sich alle die Discorde lösen, welche seinem ganzen Leben wie allen seinen Schriften den Charakter der Zerrissenheit, des Widerspruches, der Krankhaftigkeit geben und eine kräftige, reichbegabte Natur weder zu innerm Frieden, noch zu reiner Kunst, noch zu nützlicher öffentlicher Thätigkeit kommen ließen. Guerrazzi hat mehr als einmal die italienische Jugend gewaltsam-geräuschvoll aufgeschreckt, wenn sie einzuschlafen drohte; er hat kein Lied hinterlassen, an dem sich kommende Geschlechter noch erfreuen könnten.

Schon beginnen die Condolenz-Adressen der Municipien von überallher in Livorno einzulaufen; schon ist ein Platz der Stadt Piazza Guerrazzi getauft; schon sind 10,000 Fr. vom Gemeinderath zu einem projectirten Monument aus-

geworfen, für welches sicherlich eine erkleckliche Summe zusammenkommen wird. Man ist immer versucht zu lächeln, wenn man so sieht, wie viele große Männer Italien sich in seinen Pantheons, seinen Campi Santi, auf seinen öffentlichen Plätzen, an seinen Hausfaçaden zu schaffen weiß. Und doch ist's ein schöner, ein reizender Zug des Volkes, daß es so bereitwillig, so freudig jede Größe anerkennt und grüßt. Wir kennen Völker, denen nichts schwerer wird als große Persönlichkeiten zu ertragen, geschweige denn anzuerkennen und zu verherrlichen, wie es die Italiener so gern thun.

September 1873.

Niccolò Tommaseo.

Ein Nekrolog.

Am 1. Mai (1874) ist Tommaseo beinahe plötzlich verschieden; und so wenig der berühmte Schriftsteller auch in seinem Leben die Toscaner und speciell die Florentiner geschont hat, Florenz trägt's ihm nicht nach; sein unerwartetes Ende erregte allgemeine und aufrichtige Theilnahme. Der Nestor des Florentinischen Adels und des italienischen Liberalismus, der 82jährige Marchese Gino Capponi ließ sich noch eine Stunde vor dem Tode seines alten Kampfgenossen an dessen Sterbebett geleiten und die blinden Greise wechselten noch einmal Händedruck und Worte der Freundschaft. Am folgenden Tage wurde nach florentinischer Sitte und unter ungeheurem Zudrange des Volkes die Leiche bei Fackellicht aus dem bescheidenen Häuschen am Ponte alle Grazie nach dem ländlichen Friedhofe von Settignano gebracht, wo die Gattin des Verstorbenen ruht. Acht Tage darauf öffneten sich die Thore des italienischen Pantheon von Santa Croce, wo Macchiavelli, Galilei, Alfieri und so viele andere große Italiener begraben liegen, um die ungeheure Menge der

Trauernden aufzunehmen, welche aus allen Provinzen des Königreichs herbeigezogen, wie von den Berg- und Küstenländern, welche noch unter österreichischer Herrschaft stehen und wohl noch lange stehen werden. Jenes Leichenbegängniß galt dem Menschen und dem Freunde, diese Feierlichkeit mag als der letzte Tribut der Verehrung betrachtet werden, welche dem Patrioten und dem Schriftsteller dargebracht wurde.

Wer und was war Tommaseo? Wie kommt's, daß sein Tod durch ganz Italien empfunden wird, als ob ein Manzoni oder Cavour ausgeathmet hätte? Hat er, wie Jener, ein Werk geschrieben, das dauern wird, so lange die italienische Sprache dauert? Hat er eine That vollbracht, wie Dieser, welche die Erlösung der Nation nach sich geführt oder ein neues Zeitalter eröffnet? Nichts von alledem; und um den ungeheuren Ruf zu begreifen, den er erlangt, muß man das südliche Leben überhaupt und Italien insbesondere kennen, wie es vor 1848 war, oder von den Ueberlebenden gehört haben, wie es war. Es ist bekannt, daß Tommaseo vor 1848 kein politisches Amt bekleidet, überhaupt nicht öffentlich theilgenommen hatte an der Politik, und obschon seine besten Werke seitdem erschienen sind, so liegt doch die Periode seines wirksamen Einflusses hauptsächlich zwischen 1828 und 1848, zur Zeit, wo die Grundlagen des neuen Italien in den Herzen und Köpfen der Nation gelegt wurden.

Auf der Oberfläche schien es, als gäbe es kein politisches Leben in Italien. Die Presse existirte noch nicht. Jeder freie Ausdruck des Gedankens ward als ein Verbrechen betrachtet und demgemäß bestraft. In dieser allgemeinen

Stille begann der persönliche Einfluß die Bedeutung wiederzugewinnen, die er einst besessen. Ein Mensch wirkte durch sein Gespräch, seine Haltung, sein Betragen, wie in den Zeiten Sokrates'. Die Druckerei, welche in unsern Tagen überall das einzige Vehikel des Gedankens zu sein scheint, kam gar nicht in Frage. Selbst zehn Jahre später noch gingen Giusti's Gedichte handschriftlich von Hand zu Hand und waren darum nicht weniger jedem Kind einer irgendwie gebildeten Familie in der ganzen Halbinsel bekannt. Männer, die ihr Leben über kaum einen Zeitungsartikel geschrieben und nun Senatoren oder Geheimräthe sind, wurden als die Schiedsrichter in Sachen des Geschmackes, oder als Muster der Tugend, oder als Vorkämpfer des Liberalismus in ganz Italien anerkannt; und ihre Stellung ist nicht im Geringsten erschüttert, seit die Oeffentlichkeit ihre Bedeutung wiedererlangt hat. Die Männer, welche in Turin um Gioberti und Balbo, an den lombardischen Seen um Manzoni und Rosmini, in Florenz um Gino Capponi und Vieusseux sich sammelten, waren ebenso viele Apostel, welche die gute Botschaft von Ort zu Ort trugen, die gute Botschaft eines neuen Italiens, katholisch und liberal zugleich, und von ihm nicht nur die Erneuerung der Kirche und des Staates erwarteten, sondern auch die Herstellung von Dante's und Petrarca's Vaterland zum einstigen Primato. Geselliger Verkehr und gemeinsames Studium dienten als der Tiegel, aus dem der neue Glauben hervorgehen sollte. Die Patrioten verbanden sich durch Reisen von Stadt zu Stadt in einer Art stillschweigender Freimaurerei — zu der der italienische Volkscharacter von der Natur ganz besonders organisirt scheint — und gelehrte

Commentare über Dante und Virgil sprachen zu der ganzen Nation wie durch eine geheime Ziffersprache; während Andere, welche der That mehr als dem Gedanken, Wort oder Glauben trauten, sich in Verschwörungen zusammenthaten und gelegentlich ihrer patriotischen Leidenschaft in voreiligem Losbrechen Ausdruck gaben. Florenz ward damals das Asyl für die literarischen Opponenten, welche von den österreichischen Provinzen, aus dem jesuitischen Piemont und dem despotischen Neapel dorthin eilten, sich um den letzten der Capponi, den würdigen Vertreter eines würdigen Geschlechtes, zu schaaren. Hier gründete Vieusseux die Antologia, eine offenbar gegen Oesterreich gerichtete Zeitschrift. Hierhin zog sich Leopardi zurück, hier lebten Balbo, Poerio, Niccolini, und endlich auch Tommaseo, damals ein ganz junger Mann, aber schon die Individualität, die er bis an sein Ende bleiben sollte. Eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, unterstützt von einem ausgezeichneten Gedächtniß und begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit der Feder, war damals schon der hervorstechende Zug des merkwürdigen Schriftstellers, in dessen fleckenlosem persönlichen Character sich cynische Philosophie und strenger Republikanismus, glühende Vaterlandsliebe und brünstige Frömmigkeit vereinigten. Tommaseo konnte nie dazu gebracht werden, eine Stelle, einen Orden, einen Heller von irgend einer herrschenden Gewalt anzunehmen. Er lebte von seiner Feder, armselig genug, aber so stolz in seinem fadenscheinigen Gewand als Antisthenes selber. Als er Gesandter der Venetianischen Republik in Frankreich war, lebte er in Paris mit 4 Franken täglich, welche er aus seiner eigenen Tasche zahlte, und der ganze Betrag seiner frais de représentation

während sechs Monaten kostete die Republik nicht mehr als 600 Lire (= 480 R. M.).

Niccolò Tommaseo war überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung. Als Schriftsteller, als Politiker, als Mensch fragmentarisch, launenhaft, voller Lücken, stets thätig, aber auch stets zersplittert, kam er mit allem und allen in Berührung, und hat doch keine bleibende Spur hinterlassen. Kein Name ist bekannter als der seinige; aber wenige haben seine Werke gelesen, wenige billigten seine Stellung im öffentlichen Leben, wenige blieben ihm lang' enger befreundet. Im Anfange des Jahrhunderts in Dalmatien geboren und im Seminar erzogen, kam er fünfzehnjährig nach Padua um die Rechte zu studiren. Dort verband er sich in Freundschaft mit dem sieben Jahre älteren Rosmini, „dem größten lebenden Philosophen Europa's", wie er ihn noch 1838 nannte; ward durch diesen mit Manzoni bekannt, und führte bald in Venedig, bald in Roveredo, bald in Mailand oder Padua ein ungebundenes Literatenleben, dessen Gewohnheiten ihm bis an sein Ende anhingen. Mißtrauisch, empfindlich, kränkelnd, stand er immer allein von Jugend auf. Tommaseo hat sehr viel über sich selber geschrieben, und schildert sich als Knaben wie wir ihn als Mann und Greis gekannt: unzufrieden mit sich, mit den andern, immer zur Kritik geneigt und Meister in der Kunst die Fehler anderer aufzudecken, freilich auch seine eigenen zu erkennen und sich damit zu quälen, aber ohne ernstlich zu versuchen sich ihrer zu entledigen. Er blieb sein Leben lang ein Kritiker in dem alten Sinne des Wortes, und er liebte es seine Kritik vornehmlich an denen zu üben, welche im Besitze waren. Daher denn auch seine Popularität

unter den Neidern und den Mittelmäßigen; sie wußten dem Manne Dank, der mit Geist, Gelehrsamkeit, reiner Gesinnung ihr Spiel spielte, meist ohne sich dessen selber bewußt zu sein. Bei Tommaseo, der überhaupt viel an den verstimmten Hypochonder von Weimar erinnert, thut man wohl sich ins Gedächtniß zu rufen, was Goethe bei der Beurtheilung Herders anempfahl: die moralische Wirkung krankhafter Zustände zu beachten, sich zu hüten manche Charaktere ungerecht zu beurtheilen, indem „man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solchem Maße betragen sollen."

Auch nachdem Tommaseo, gegen Ende der Restauration, nach Florenz gekommen, dort von dem zehn Jahre ältern Gino Capponi herzlichst empfangen worden, an Vieusseux's „Antologia" einen thätigen Antheil genommen hatte, blieb er in der heiteren Umgebung und der regelmäßigen Thätigkeit im Grunde der Unstäte, Düstere, der er immer gewesen war. Toscana war, wie schon bemerkt, damals die liberale Oasis Italiens, und in Florenz hatte sich der immerhin zahme Widerstand gegen die Zustände des Vaterlandes concentrirt. Das Organ der kleinen patriotischen Gruppe war die „Antologia"; die Waffe war, wie zu einer Zeit in Deutschland, die literarhistorische Kritik. Kein Mitarbeiter hatte eine ätzendere Tinte als Tommaseo. Auch sollte er der berühmten Zeitschrift ihr Ende bereiten. Im Jahre 1834 ward sie zweier Aufsätze halber, die dem Zaren und dem Kaiser von Oesterreich mißfielen, beide aus Tommaseo's Feder, unterdrückt. Der gelehrte Journalist selber mußte seinen Stab weiter setzen, und wanderte nach Frankreich, noch immer der freie unabhängige Cyniker, der

keine Fessel ertragen, sich nie zu einer bestimmten Anstellung, ja nur zu einer regelmäßigen Thätigkeit verbinden wollte. Seine Tonne genügte ihm bis ans Ende, und er stand nie an, jeden der ihm in die Sonne trat, und wäre es Alexander gewesen, namentlich wenn es Alexander war, mürrisch wegzuweisen. Sein kleines ererbtes Einkommen und seine Feder genügten dem enthaltsamen oder vielmehr bedürfnißlosen Manne; alle Lehrstühle, die man ihm anbot, wies er stets zurück.

Dem Dreißigjährigen ging schon ein wohlbegründeter Ruf voraus, als er ins Exil wanderte. Eine unendliche Anzahl von gelehrten und andern Aufsätzen, Broschüren, Uebersetzungen, Commentaren, vor allem sein „Dizionario de' Sinonimi" (1832), hatten seinen Namen in ganz Italien bekannt gemacht, und bald sollte er sich mit seiner immer bereiten, stets aufs schärfste zugespitzten Feder auch in Frankreich einen Namen machen. Ich glaube nicht, daß irgendein Fremder in diesem Jahrhundert das Französische mit derselben Leichtigkeit, Eleganz und einschneidenden Feinheit geschrieben als Tommaseo. In Paris war es auch, wo er seinen Commentar zu Dante, der von Jugend auf seine wie seiner ganzen Generation Lieblingslectüre gewesen war, beendigte. Tommaseo war im höchsten Grade was ich einen ungeduldigen Schriftsteller nennen möchte. Kaum hatte er eine Idee empfangen, so mußte sie auch schon auf's Papier geboren werden; kaum hatte er sie niedergeschrieben, so mußte sie auch in den Druck und vor's Publikum. Von Dante springt er plötzlich auf ein anderes Feld, sammelt, auch darin an Herder erinnernd, illyrische, dalmatische, corsische Volkslieder, und geht zu diesem Zweck

selber nach Corsica, von wo ihn die Amnestie von 1838 zurückruft. In den zehn Jahren, die folgten, veröffentlichte Tommaseo seine einzigen einigermaßen componirten Werke: Fede e Bellezza und die Memorie poetiche — einen mittelmäßigen Roman und eine unerfreuliche Selbstbiographie; freilich auch das ganz in Tommaseo's Art aus tausend Brillantscherben zusammengesetzte ästhetische Lexikon; es trug ihm einen Sessel in der Crusca ein.

Eine leidenschaftliche Natur, gepaart mit einem bittern und unverträglichen Temperament, ließ ihm keine Ruhe. In allen seinen Schriften ist eine fieberhafte Rastlosigkeit. Als Schriftsteller war er in der That, was die Franzosen einen mauvais coucheur nennen. Mit einem hervorragend kritischen Verstande und einer agressiven Gemüthsstimmung mußte er stets Alles und Alle angreifen. Obgleich Republikaner und Katholik, lebte er weder mit Mazzini noch mit dem Vatican in Frieden. Ein aufopfernder Patriot sein ganzes Leben über, bekämpfte er entschieden und beständig jede Allianz mit Piemont; und, obgleich ein erklärter Gegner der weltlichen Macht des Papstes, konnte er der herrschenden Partei die Einnahme Rom's nie verzeihen, wie er auch nie, selbst nach Jahren nicht, Cavour's Cession von Nizza und Savoyen hatte gutheißen wollen.

Selbstthätig, nicht kritisch oppositionell, griff Tommaseo zuerst 1848 in die Politik ein. Eine Rede, die er im venetianischen Athenäum gegen die Censur gehalten, ein Brief an die Bischöfe, in dem er sie aufforderte in Wien auf die Autonomie Lombardo-Venetiens hinzuwirken, hatte die Aufmerksamkeit der österreichischen Gerichte auf ihn gezogen. Er wurde, zugleich mit Manin, verhaftet im

Januar des verhängnißvollen Jahres. Natürlich wurden beide zwei Monate später freigesprochen, jubelnd vom Volke durch die Straßen der Lagunenstadt begleitet und zu den obersten Leitern der wieder erstandenen Republik ernannt. So war es Tommaseo's Einfluß zuzuschreiben, wenn Venedig das savoyische Bündniß ablehnte; und, wie's bei solchen Charakteren zu gehen pflegt, je mehr ihm die Ereignisse Unrecht gaben, desto mehr steifte er sich, in Gervinus'scher Art, auf seine Unfehlbarkeit. Tommaseo hat sich eigentlich nie mit dem Königreich Italien ausgesöhnt. Der Republikanismus und der Katholicismus saßen ihm zu tief im Blute: denn ein Gläubiger und ein gereizter Gläubiger ist er geblieben.

Als Botschafter der venetianischen Republik nach Paris gesandt, lebte er dort, wie er einst als junger Flüchtling dort gelebt, in einem Dachstübchen. Nach Besiegung der Revolution segelte der Ex-Dictator nach Corfu, wo er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufnahm, hunderterlei Gegenstände in hundert Schriftchen besprach, darunter die religiöse Frage, damals wie später nach 1860, nach 1870, mit ausgesprochener Sympathie für Pio Nono, der während seiner kurzen Gefangenschaft sich für ihn in Wien verwendet hatte, unter Nachweis der Nothwendigkeit, wo nicht eines Kirchenstaates, so doch eines unabhängigen Patrimoniums für den Nachfolger Petri. Obgleich noch immer antipiemontesisch gesinnt, geht er endlich doch nach der einzigen Stadt, in der damals ein Italiener frei reden, schreiben, athmen konnte, nach Turin, wo er aufs freudigste empfangen wird, wo man ihm sogleich einen Lehrstuhl anbietet, den er, wie früher in Florenz, ausschlug, um seine Unabhängig-

keit zu bewahren. Auch fühlte er sich in Turin, trotz seiner Wirksamkeit — er redigirte eine einflußreiche Zeitschrift — trotz des Ansehens, dessen er genoß, nicht heimisch. Namentlich war dem intransigenten verdrießlichen Manne des sittlichen Ernstes der gewandte, skeptische, heitere Cavour ein Dorn im Auge. Noch gereizter ward diese Antipathie nach 1859, namentlich aber nach der Abtretung Savoyens und Nizza's. Damals war es, als er sein bitterböses Pamphlet schrieb: Il segreto de' fatti palesi; bald darauf erschien sein zweites auto-biographisches Werk: Il secondo esiglio, drei ganze Bände! Auch hier noch bekommen wir mehr als billig die ewigen Recriminationen des rechthaberischen Tadlers zu hören, den nichts versöhnen konnte, am wenigsten die hohen Ehren und Orden, mit denen ihn die königliche Regierung zu überhäufen suchte.

Nach der Unification Italiens zog sich der schon seit Jahren Erblindete ganz nach Florenz zurück, fortwährend mit seinem Lebenswerke, dem Wörterbuche der italienischen Sprache, beschäftigt, das unvollendet bleiben sollte. Nur von Zeit zu Zeit gab er noch ein Lebenszeichen seines politischen und religiösen Interesses von sich in den Zeitungen: meist Ausbrüche verletzter Eitelkeit oder altjüngferlicher Frömmigkeit und Unzufriedenheit. Eigentlich konnte es ihm niemand recht machen: vor allem aber konnte er es sich selbst nicht recht machen, und das geheime Bewußtsein davon verstimmte ihn nur noch mehr. Nur wenige suchten ihn noch in seiner Einsamkeit auf: wer ihm nahe gekommen, fürchtete die nicht immer schonenden Ausfälle seiner Laune.

Fragt man sich aber beim Schluß eines so ereigniß=vollen, unausgesetzt thätigen Lebens: welche Resultate denn eigentlich vorliegen, so kann man eben nicht anders als constatiren, daß dieser scharfe Verstand, diese riesenhafte Gelehrsamkeit, dieses wunderbare Gedächtniß, diese stylistische Begabung — Tommaseo, obschon manchmal etwas manierirt und gequält im Ausdruck, ist doch einer der besseren Meister der italienischen Prosa — dieser rastlose Fleiß, diese antike Ehrenhaftigkeit, diese Zähigkeit des Charakters und der Gesinnung doch nichts dauerndes in Werk oder That zu vollbringen vermochte.

„So oft it chances in particular men
That — — — — — — — —
— — — — the dram of ill
Doth all the noble substance often dout . .“

Dieser eine Fehler aber, der so viele und so große Eigenschaften des Mannes fortwährend hemmte und lähmte, war, wenn wir nicht irren, ein überreiztes Selbstgefühl. Wenn trotz alledem ganz Italien bei der Nachricht von seinem Tode so tief erregt wurde, wenn es Tommaseo einen Platz neben Garibaldi, Mazzini, Manin und Manzoni einräumt, so ist es nicht der Mangel an Perspective, der den Italienern eigenthümlich ist und sie so oft zu den sonderbarsten Parallelen verleitet; auch nicht jene andere Eigenthümlichkeit des italienischen Volkes: die etwas gar zu willige Bewunderung jedes einigermaßen überlegenen Mannes — gewiß eine liebenswürdigere Schwäche als das deutsche Bekritteln jeder Superiorität, die den Erfolg noch nicht für sich hat. Noch weniger ist es seine ephemere Regierung der

venetianischen Republik, obschon er in deren Vertheidigung große Energie und Festigkeit an den Tag legte; oder gar seine literarischen Werke, welche die aufsteigende Jugend kaum noch liest. Es ist das Leben des Mannes und das Beispiel, das er der Nation gegeben, welches ihm eine so hohe Stelle anweist in der Geschichte der politischen Wiedergeburt Italiens. Die schlichte Entsagung, mit der er ohne je zu murren die lange Nacht der Blindheit ertrug; die unermüdliche Beharrlichkeit, mit der er bis zur letzten Stunde seines Lebens fortarbeitete — denn er saß über dem Werke, das stets seinen sichtbarsten Rechtsanspruch auf den Ruhm ausmachen wird, dem Wörterbuch der italienischen Sprache, als der Tod ihn überraschte. In einer Stellung, wo er Wohlhabenheit, Popularität und Ehren hätte gewinnen können, hat er sie immer verachtet, und ist als armer Mann gestorben, wie er als armer Mann gelebt hat. Als die Ereignisse Alles um ihn her verändert hatten, durfte er mit Horaz ausrufen;

„Mihi res, non me rebus submittere conor“

und wacker in der That schwamm er sein ganzes Leben über gegen den Strom, treu seinen gleich unpopulären Idealen: Republik und Religion. So spricht denn die Inschrift, die bei der Leichenfeier den 7. Mai über dem Thore von Santa Croce zu lesen war*), wohl den Gefühlen der Nation, wenn sie sagt:

„Für die Christenseele Niccolò Tommaseo's, des Dalmatiers, bittet Gott um Frieden in dieser Kirche, in der

---

*) Verfaßt von dem ausgezeichneten Philologen, Prof. J. del Lungo, dem gelehrten Herausgeber Dino Compagni's.

Florenz einen so reichen Schatz großer Männer und unsterblicher Hoffnungen im Namen Italien's bewahrt, das italienische Volk, von einer See zur andern, vereinigt in dem Schmerz um das gemeinsame Leid und im Andenken an die Gesinnungen, für welche er, zum Besten Italiens, schrieb, handelte und litt."

Mai 1874.

Giosue Carducci's neueste Gedichte.

Ein Bändchen neuer Gedichte von Carducci; so gut wird's einem nicht alle Tage.*) Viele sind's freilich nicht; aber wenn's erlaubt wäre eine dreiste Hand an die bescheidenste Zeile eines Alten zu legen, so möchte man wohl hier, mit leichter Umsetzung der Worte, Martials knappen Vers wiederholen: Sunt *mala*, sunt quaedam mediocria, sunt *bona* plura. Und giebt es wohl viele poetische Sammlungen heutzutage, von denen man dasselbe zu sagen versucht wäre? Giosuè Carducci (sein Kriegsname war lange Enotrio Romano) ist ohne Zweifel der bedeutendste Dichter, den Italien seit Leopardi's Tod hervorgebracht — ja, ich wage weiter zu gehen, Europa hat, seit es Heinen verloren, nicht Viele auftreten sehen, welche ihm gleich kämen, und selbst der helle Stern des Westens, Bret Harte, verbleicht etwas vor diesem Glanze. Freilich wird Carducci nicht jedem zusagen, und seine neuesten, vollendetsten Gedichte werden noch mehr und noch mehrere verletzen als alle früheren. Für zarte Ohren ist seine Sprache nicht gemacht;

---

*) Nuove Poesie di Enotrio Romano (Giosuè Carducci). Volume Unico. Imola. Ignazio Galeati e figlio. 1873.

auch ist überhaupt seine Muse keine freundlich lächelnde, heiter gesellige, nachsichtig milde:

No, le luci non ha di Maddalena
Molli e del pianger vaghe;
No, balsami non ha la mia Camena,
Per le fetenti piaghe.

Carducci ist ein gebildeter und genialer Baudelaire, der da glaubt, was er dichtet. Aber ein Baudelaire, wird man einwenden, der Genie, Bildung und Gesinnung hat, ist kein Baudelaire mehr. Doch wäre ein solcher Einwand speciöser als schlagend. Baudelaire hat den äußersten Cynismus in die reichste Form gekleidet, welche seine Sprache ihm bieten konnte: dasselbe thut Carducci; nur ist bei ihm Natur was bei jenem Absicht ist; nur findet er stets mühelos, wo jener peinlich sucht; nur athmet hier Alles überströmende Gesundheit, wo dort ekle Krankheit wohlgefällig ihre Pestbeulen aufdeckt; nur macht bei dem Italiener wirklich indignatio versum, während sie beim Franzosen ihn blos einzugeben scheint. Auch steht unserem wiedererstandenen Hellenen der Geschmack des Classikers stets als rathender Mentor zur Seite, und bedeutet ihn, wo Trivialität am Platz ist, wo nicht; vor allem seine Meisterhand spielt das weichste zugleich und stärkste, das volltönendste und reichste der Instrumente, nicht das, für den poetischen Gebrauch wenigstens, unbiegsamste, ärmste, klangloseste. Zudem hat Carducci mehr als eine Saite an seiner Leier, und wer des Cynismus, selbst des farben- und formenreichsten, überdrüssig wird, hat nur das Blatt zu wenden, um sein Auge am lieblichsten Idyll zu weiden, um der süßesten Elegie zu lauschen. Heidnisch unmittelbar, kräftig wie der Geruch

des frisch umgewühlten Ackerfeldes, ist das wunderbare Sonett an den Ochsen; Goethisch gefühlt ist der Zusammenhang des Menschlichen mit der Natur im Gespräch mit den Bäumen. Eine Schilderung, wie die des Spazierganges der beiden Liebenden auf dem Kirchhof unter rieselndem Regen ist von einer dichterischen Wahrheit und Evidenza, wie sie nur den ganz wenigen Günstlingen der Muse vergönnt ist in Worten hervorzuzaubern.

Gelido il vento pe' lunghi e candidi
Intercolonnii fería: su i tumoli
  Di garzonetti e spose
  Rabbrividian le rose
Sotto la pioggia che, lenta assidua,
Sottil, da un grigio cielo di maggio
  Battea con faticoso
  Metro il piano fangoso.

Plastisch wie eine antike Statue, und dabei farbenhell wie ein Rubens, tritt die blonde Maria der Maremma-Idylle vor uns hin auf dem Hintergrunde des gesunden, einfachen Bauerlebens im Style des alten Latiums. Beinahe einzig in der modernen italienischen Poesie ist die lyrische Verherrlichung des Weines; man wird an die Alten, an die besten unserer unzähligen deutschen Trinklieder erinnert, was freilich dem Dichter seine nüchternen Zeit- und Landesgenossen nicht verzeihen werden. Ist doch ihrer gesitteten Anständigkeit das Gefühl für das Poetische in der Bacchusgabe ganz abhanden gekommen.

Indeß bleibt die Satire doch der liebste Tummelplatz des Dichters: nirgends ist er origineller, mächtiger. Das ist nicht die feine und heiter lächelnde Plauderei Montaigne-

Horazens; das sind nicht die schweren Keulenschläge Juvenals, nicht Parini's klatschende Peitschenhiebe, noch die Streiche, die, wie ein glitzernder Arlecchino durch die Maskenmenge gleitend, Guiseppe Giusti, bald mit der Pritsche, bald mit der schwanken Gerte rechts und links austheilt; das ist der schwirrende Bogen des Archilochos, und wir glauben das Wimmern des Lykambes und seiner Töchter zu vernehmen, die der Unbarmherzige getroffen mit seinen vergifteten Pfeilen. Gerecht oder ungerecht, eingegeben vom Haß oder von der Entrüstung, reißt diese Satire uns mit fort. Der derbe Ausdruck vermag uns nicht zu beleidigen; denn man sieht, es ist nicht Gefallen am Schmutz, es ist die Heftigkeit der Leidenschaft, welche ihn inspirirt. Grausam, unerbittlich schüttet er seinen Köcher aus, selbst über brave Leute, die's nicht so streng verdient hätten; und doch können wir dem unerschrockenen Schützen nicht gram werden. Was liegt uns daran, ob die unschuldigen Opfer bluten mit den schuldigen; ob die Knute fällt, wo's der Ruthe genug war? Wir sehen den Züchtiger vorübersausen auf seinem Brandfuchs, strahlenumglänzt gleich Eugène Delacroix' Phöbus, strahlensendend, tödtliche Strahlen, und die Ungeheuer der verpesteten Niederungen sich bäumend, sich krümmend in der versengenden Gluth seiner Dichtermajestät.

Avanti, avanti, o sauro destrier della canzone!
L'aspra tua chioma porgimi, ch'io salti anche in arcione,
Indomito destrier.
A noi la polve e l'ansia del corso, e i rotti venti,
E il lampo delle selici percosse, e dei torrenti
L'urlo solingo e fier.

Wer gewisse Lieder liest, beginnt zu begreifen, was die Alten erzählen von dem Selbstmorde dessen, den die rabies des Archilochos getroffen, proprio iambo. Gleich im ersten Gedichte, A certi censori, sind drei Porträte von der mitleidslosesten Aehnlichkeit! Und welche Sprache! Selten war classischer vollendetere Form von brennenderer Leidenschaft beseelt. Auch die Eigennamen fehlen nicht, und wie in Bronce gegossen bleiben die Züge für ewig stehen: so leben, Dank Pascal, Dank Voltaire, für ewig die Namen Escobars und Frérons. Daran waren wir nicht mehr gewöhnt im Vaterlande der Rücksicht, und, oh, wie einem der reinigende Sturmwind wohlthut nach all dem schwülen Gesäusel in Prati's monotoner Aeolsharfe! Wie einen der Strom dieser mächtigen Symphonien, erweckt, ergreift, trägt, wenn man eingeschlafen war unter dem Geklimper der Aleardischen Guitarre!

Auch ist nicht alle Satire persönlich. „Der Gesang Italiens beim Betreten des Capitols" — um nur eines zu citiren — ist wie der Gewissensschrei Italiens selber, der sich aus beklemmter Brust hervorringt. Er ruft aus, was gar manchem Italiener tief am Herzen nagt, wenn er's auch sich und andern nicht zu gestehen getraut: Weniger eigne Kraft als fremde Gnade oder fremdes Interesse haben dir dein Vaterland erobert. Was du auch früher gewagt und gelitten haben magst, die Entscheidung fiel nicht durch dich. Was du selber dazu gethan, war nicht so sehr würdevolle Mannesthat, muthiges Opfer, Einsetzen des Lebens, daß dir das Leben gewonnen sei: es war Klugheit und Mäßigung, weise Schonung und behende Gewandtheit. In weichen Socken bist du aufgetreten, um ja niemanden

aus dem Schlafe zu wecken; aus der Vorsicht und dem „Tacte" hast du der Tugenden höchste gemacht. Kein Fenster hast du erbrochen, das verätherisch hätte klirren können; gestohlen hast du dich ins Erbe deiner Ahnen, erstohlen hast du dir die Hauptstadt, während die beiden mächtigen gefürchteten Schutzherren auf Leben und Tod rangen.

Zitte, zitte! Che è questo frastuono
  Al lume della luna?
Oche del Campidoglio, zitte! Io sono
  L'Italia grande e una.

— — — — —

Brava
Io fui tanto e sottil, che sono entrata
  Quand'egli (Brennus) se ne andava.

So von der Metze Fortuna protegirt, rechts und links sich verbeugend, dich windend zwischen dem Kepi und der Pickelhaube, stets auf den Knieen, kamst du zum Ziele:

Cosi la eredità vecchia di Troia
  Potei raccapezzare
A frusto a frusto, via tra una pedata
  E l'altra, su bel bello:
Il sangue non è acqua: e m'ha educata
  Niccolò Machiavello.

Und nun, da du endlich dein eigener Herr zu sein wähnst oder vorgiebst, suchest du nicht, an's Dienen gewöhnt, schon mit den Augen den neuen Gebieter? Gestern noch klatschtest du dem Turco Beifall:

. . . oggi i tuoi bimbi gravi
Si vestono da ulani.

Angelangt da oben, wie schmiegest du dich und biegst dich; wie fürchtest du dem Pfäfflein auf die Füße zu treten, der dir denn doch am Ende die Pforte des Himmels verschließen könnte; wie lebst du von Mitteln und Mittelchen, wie streichest du wechselnd dein gebrechlich Kütschlein an, bald grün, bald blau, und bleibt doch immer dasselbe.

E cosi d'anno in anno, e di ministro
  In ministro, io mi scarco
Del centro destro sul centro sinistro
  E'l mio lunario sbarco;
Fin che il Sella un bel giorno, al fin del mese,
  Dato un calcio a la cassa,
Venda a un lord archeologo inglese
  L'augusta mia carcassa.

Das Messer schneidet tief, viel zu tief sicherlich, und doch, wer sollte zweifeln, daß es selbst so wohl thut: ferrum sanat. So übertrieben das Gefühl auch sein mag, so grell der Ausdruck dieses Gefühls, es ist gut, daß es existirt. Es giebt kein besseres Zeichen für Italiens Zukunft, als daß, der Nothwendigkeit, der Ohnmacht zum Trotz, mit der sich Italien in seinen eigenen Augen so leicht entschuldigen könnte, doch der Jugend das Blut in die Wangen steigt, wenn sie daran erinnert wird, daß es ihr nicht gegeben war, ihre Hauptstadt dem übermüthigen Protector zu entreißen; und, wie wahnwitzig auch vor dem nüchternen Verstande die Unternehmen von Aspromonte und von Mentana sein mögen, es ist ehrenvoll, daß es Italiener giebt, welche Aspromonte und Mentana nicht vergessen, und nicht müde werden zu klagen, daß Italien seine Vollendung nicht auf diesem Wege gewinnen konnte. Das werden nun

freilich die meisten ihrer Landsleute gewiß nicht zugeben wollen, und da kein Volk der Welt einen kitzlicheren Patriotismus besitzt, so werden sie gar bitter über die Ungerechtigkeit des Dichters klagen. Sie wollen nun einmal nicht einsehen, daß man Jemanden lieben kann und ihm doch unangenehme Wahrheiten zu sagen hart genug ist; während doch gerade die Männer, welche die italienische Empfindlichkeit am wenigsten geschont, sich noch immer als die besten Freunde ihres Vaterlandes erwiesen haben. Sind aber die unangenehmen Wahrheiten gar so offenbar übertrieben, wie sie es bei dem poetischen Jeremias sind, dessen neueste Zornergüsse wir hier mittheilen, so kann man sich denken, wie der Patient aufschreit.

Sobald unser Dichter die Waffe der Satire wegwirft und, anstatt sich vom Kampfplatze zurückzuziehen und ins stille Landleben zu seiner blonden Maria oder auch in seine friedliche Bibliothek*) zu flüchten, den Streit mit dem Hymnus der Begeisterung weiterführen zu können glaubt, scheint sein Arm wie seine Stimme sofort zu ermatten. Eine kräftige, gedrungene Originalität des Ausdrucks und des Gedankens macht platten Gemeinplätzen und großen Worten Platz: es ist, als ob der Dichter abdanke, es einem Schüler überlasse, den Kampf auszukämpfen. Man lese z. B. gleich im ersten Gedichte die rhetorischen Stolbergs-Phrasen über die „Tyrannen“ und „den bleichen Jüngling, der den Tod für die Freiheit träumt“, welche, freilich nach

*) Giosuè Carducci ist einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Kritiker Italiens. Seine Ausgabe Angelo Poliziano's ist ein wahres Meisterwerk.

einem wunderbar poetischen Uebergang, sich an die obenerwähnten satirischen Porträte großartigen Styls anschließen, wie ein Zimmer voll moderner Gypswaaren aus einem Modeladen an einen Saal der Renaissance, den edle Sculpturen des Alterthums schmücken. In dem Poëm an einen „Heinianer Italiens“ ist das Gegentheil der Fall. Es schließt mit einem aristophanischen Hohngesang auf die italienischen Nachahmer, der nicht niederschmetternder und nicht lebendiger sein könnte, während er mit einem Phantasie-Porträt Heine's beginnt, das auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem deutschen Dichter hat, und worin der Italiener einfach sich selber im Spiegel malt. Er nimmt Heinen viel zu sehr beim Worte, glaubt an Heine'sche sittliche Entrüstung, an Heine'sches Apostolat u. s. w. Der Gassenjunge, der „Juddebub“ in Heine entgeht ihm gänzlich. Wohl Wenige unserer Generation haben die Gelegenheit gehabt, Heine, den Dichter und den Menschen, genauer zu kennen, als der Schreiber dieser Zeilen und er weiß besser als irgend einer, welch unerschöpflicher Quell von Geist und Witz da immerfort sprudelte, welche künstlerische Gewissenhaftigkeit — Rahel sagte von ihm: er habe ein Sieb in seinem Ohre, das nichts Geschmackloses durchlasse — welche dichterische Redlichkeit in dem Manne war, mehr als das, welche Herzensgüte sich mit seiner Genialität vereinte; aber — uns Heinen als einen heldenmüthigen Tyrtäus, als einen Blutzeugen des neuen Evangeliums darstellen zu wollen, das heißt uns denn doch zu viel zumuthen, selbst von Seiten eines Poeten.

Es ist eben wieder einmal der leidige Perspectivfehler, der uns so vieles an dem wirklich großen Talente Car-

ducci's verdirbt. Der Mann ist noch auf der kindlichen — um nicht zu sagen kindischen — Stufe, auf der alles in Zeit und Raum Entfernte schön und groß erscheint, alles Naheliegende aber häßlich und mesquin ist. Omne remotum pro magnifico. Nun ist bei einem Greise diese Gewohnheit, den laudator temporis acti zu machen, manchmal recht liebenswürdig, immer ganz natürlich; wie's nun einmal im Wesen des Menschengeistes ist, leiht er den Gegenständen, was ihm selber gehörte: den Glanz der Jugend. Aber wenn ein junger Mann sich alles Ernstes einbildet, unser Jahrhundert sei die Zeit der Gesinnungslosigkeit, Feigheit und Gemeinheit par excellence, das Ferne aber, das er nur abstract, nicht concret sieht, sei eitel Ehrsamkeit und Tugend, so beweist er dadurch blos, daß es ihm total an philosophischem Blicke fehlt, und den braucht doch wohl ein moderner Dichter. Kann er nicht wie die Halbgötter des Parnasses, wie ein Shakespeare, ein Goethe, die Welt und die Menschheit sehen wie sie sind, im Guten und im Bösen, und sie in dieser göttlichen Unparteilichkeit wiederspiegeln, so mag er sie immerhin, je nach seinem Temperament (wie wir's ja Alle thun), optimistisch oder pessimistisch ansehen, das muß er mit sich selber ausmachen, und es will uns bedünken, als ob Carducci wie Leopardi entschieden zur letzteren Anschauungsweise hinneige — aber Zusammenhang, Einheit muß doch in der Weltauffassung sein, wie sie denn auch gerade bei Leopardi überall durchgefühlt wird. Ein Dichter, der da glaubt: alles Schöne und Erhabene, wie alles Häßliche und Gemeine der Menschheit gehöre einer Zeit an, kann die Menschennatur nicht begriffen haben, und das gehört doch wohl zum Dichter. Auch heißt es,

sich die Sachen doch gar zu bequem machen, da man nicht gestehen will, daß die Menschheit eben doch nicht viel taugt, sich an den Zeitgenossen zu halten, und den nun der Vorwelt zu Ehren in den Koth zu ziehen. Jedenfalls beweist es, daß man die Welt nicht kennt, und „keck aus seinem heißen Kopfe der Dinge Maß nimmt, die sich selber richten.“ Das fühlt denn der heißköpfige Dichter doch auch manchmal selber:

Che mai canta, susurrano, costui torbido e sol?
Ei canta e culla i queruli mostri della sua mente,
E quel che vive e s'agita nel mondo egli non sente.

Solche Anwandlungen der Aufrichtigkeit und des Besinnens aber sind selten und dauern nicht lange: gar bald hat die „Partei“ den Dichter wieder. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden: auch Aristophanes war ein Mann der Partei — freilich der entgegengesetzten; aber das Credo der politischen Partei, zu der Hr. Carducci geschworen, ist eben ein gar armseliges und vor Allem ein gar unpoetisches. Solange es nicht unmittelbar selbst in den Vordergrund tritt, und der Poet sich begnügt, den Krieg ins feindliche Lager zu tragen, ist alles recht gut, und wir — obschon unverbesserliche Conservative und unerschütterliche Patrioten — ergötzen uns gern an den pittoresken und plastischen Carricaturen, die unsere Parteigenossen, unser Vaterland, ja unsern alten Kaiser selber ins Lächerliche ziehen; aber nun will der Künstler doch auch seine Götter malen; allein, o Jammer, da hilft selbst sein Talent nicht aus: sie sind zu nichtssagend, als daß der geniale Maler etwas aus ihnen machen könnte. Dazu kommt noch, daß der Hohn offenbar dem Manne viel natürlicher ist und ihn ganz

anders inspirirt als der Enthusiasmus. Liest man gewisse Hymnen auf die Freiheit, so glaubt man versificirte Briefe Garibaldi's aus Caprera zu lesen. Es ist das sehr charakteristisch für südliche Dichter, und erklärt uns gar manches, selbst bei den Alten, etwa wie die durchaus natürlichen, keineswegs affectirten Attitüden unserer italienischen Volksmänner uns jene Schlagworte und Posen plutarchischer Helden erläutern, die wir nüchterneren Nordmänner so oft versucht sind, als rein theatralische Effecte anzusehen. Ebenso können wir eine große dichterische Begabung uns nur schwer mit einem ganz hohlen Ideal zusammenträumen. Bei uns ist eben immer das Ideal reich, während die sinnliche Form oft arm, öfter geschmacklos ist. Uns wird es demnach nie leicht werden, zu verstehen, wie ein bedeutender Mensch, der über die Marquis-Posa-Jahre hinaus ist, sich noch immer mit Worten begnügen, ja berauschen kann, an der Oberfläche kleben bleibt, jeden Kleon für einen Gracchus hält, jeden Cäsar für einen Nero; wie eine dichterische Natur auf die nüchternsten aller Menschlichen, auf Marat, Robespierre und Saint-Just Hymnen dichten und an dem Evangelium von 1793 Gefallen finden kann; wie ein Mann, der gedacht und gelesen hat, den Despotismus bewundern mag, sobald er nur eine rothe Mütze trägt, und in die blinde Wuth des Stiers geräth, dem ein rothes Tuch vorgehalten wird, sobald er nur eines Thrones ansichtig wird, mag auch die unbedingteste Freiheit und die schönste Cultur sich um und unter diesem Thron entfalten.

Und wenn der Dichter sich nun einmal durchaus „auf die Zinne der Partei" stellen will, so mag er's immerhin

thun, wenn er sich dadurch auch, zugleich mit der Billigkeit, der höheren Einsicht begiebt: aber dann wähle er doch wenigstens einen Parteistandpunkt, welcher eine künstlerische Auffassung erlaube. Man wird uns nicht glauben, wenn wir ohne Parteileidenschaft und Parteivorurtheil zu sprechen behaupten, indem wir zugeben, absolut nicht zu begreifen, wie ein Denker, ein Historiker oder ein Künstler, der den Namen verdient, allen Ernstes Jacobiner sein kann. Jedes andere politische Ideal, welches die Culturwelt gekannt, lehnt sich doch an etwas, geht aus von etwas, das im Gefühl, in der Phantasie, in der Sittlichkeit, dem Gedanken oder wenigstens einem permanenten Interesse der Gesellschaft liegt; das französisch-republikanische Ideal aber ist rein inhaltslos, eine bloße Form, wenn's hoch kommt, ein Product des mechanischsten Rationalismus. Man kann sich denken, wie eine derbe, einfache, schlichte Bauernrepublik, gleich derjenigen des alten Latium oder unserer Ditmarschen, für sittlich gestimmte Naturen etwas Verführerisches hat; wie das Patriarchenthum früher Zeiten das Gemüth ansprechen mag. Auch das legitime Königthum von Gottes Gnaden appellirt doch immer an ein höheres Princip. Die constitutionelle Monarchie hat die Idee des Vertrags, gegenseitiger Pflicht, und die personificirte Continuität der Nation als Voraussetzung und Grundlage. Die Tyrannis beruht auf dem Höchsten im Menschen, auf der Macht der Persönlichkeit; der Feudalismus, auf dem Innigsten des Gemüthes, der persönlichen Treue. Die Aristokratie, sei sie nun Waffenadel oder städtisches Patriciat, hat ihren Ursprung in der Tüchtigkeit, dem männlichen Zusammenhalten, und bewahrt ihre Macht durch Tradition, Pietät

und ein ausgeprägtes Gefühl der Würde. Wie unheilvoll auch factisch die hochfliegenden Ansprüche einer gregorianischen Theokratie oder einer Dante'schen Universalmonarchie gewesen, wie utopisch auch der platonische Traum eines von „Philosophen" gelenkten Staatswesens sein mögen, da ist überall ein Höheres, Selbstloses, das angerufen wird; ja sogar im Communismus ist ein tiefer warmer Zug der Menschlichkeit nicht zu verkennen. Aber umsonst suche ich in dem Ideal von 1793 irgend etwas, das einem tieferen Gedanken oder einem berechtigten, dauernden, realen Interesse entspräche, das auf Selbstvergessen als auf eine Pflicht hinwiese. Ich stoße nur auf sesquipedalia verba: zum höchsten auf eine Art chinesischer Conception des Staates, welche die Persönlichkeit neutralisirt, alles auf wohlverstandenen Egoismus, sicheren Besitz und Genuß zurückführt, mit der Vergangenheit bricht, an die Stelle des Organismus den Mechanismus setzt, und schließlich praktisch die Gebildeten unter die Herrschaft nicht etwa der Ungebildeten brächte — die wäre zu ertragen, denn der Ungebildete ahnt die Harmonie der Gesellschaft, welche der Gebildete erkennt — nein der Halb- und Viertelgebildeten, d. h. der Arbeiter, Handwerker, vornehmlich aber der Kleinbürger der Städte, wenn sie den Staat nicht, wie in Nordamerika, sammt und sonders den Schwindlern und Unsauberen ausliefert. Auch die anderen politischen Organisationen führen praktische Nachtheile in ihrem Gefolge, ja sittliche Gebrechen, als Heuchelei, Servilität, Schlendrian, Hochmuth und so vieles andere, das sich freilich auch in der modernen Demokratie wiederfindet; aber sie lassen doch immer Raum für die Persönlichkeit, die in der Demokratie

sich nur durch Confiscation der Demokratie, d. h. durch Cäsarismus, geltend machen kann.

Zur Noth begreift man noch, wie dieses prosaisch nüchterne Ideal, dessen Verwirklichung die unumschränkte Herrschaft der Mittelmäßigkeit stabiliren würde, welches in seiner kalten Abstraction geradezu die Verneinung der Kunst wie der Geschichte, wie überhaupt des organischen Lebens ist, vor einem halben Jahrhundert, als es noch eine gewisse Jugendfrische besaß — die Franzosen nennen das la beauté du diable, und meinen, das nichtssagendste Mädchengesicht habe sie einmal im Leben — man begreift, sage ich, wie zur Zeit der Juli-Revolution ein französischer Dichter, wie Auguste Barbier, dessen Grundzug tribunicische Rhetorik ist, daß ein aus preußischem Junkerthum geflüchteter Widerspruchsgeist, halb Romantiker, halb Jude, sich für das Ideal von 1793 habe begeistern können — aber ein Classiker wie Carducci, ein poetischer Polytheist im Jahre 1873, wenn jenes Ideal sich nur all zusehr rings um uns her verwirklicht hat, der sollte doch wahrlich den Anachronismus nicht begehen, seiner eigenen Natur nicht so weit untreu werden, daß er sich vor der Déesse Raison, dem Etre Suprême oder auch nur vor dem Mene Tekel der liberté, égalité, fraternité in den Staub lege. Mich will's bedünken, als ob es Heine, noch mehr als Barbier, dem Italiener angethan. Die Seite Heine's, die wir lange überwunden haben, die nur der Mode jener Zeit ihre vorübergehende Popularität zu danken hatte, nicht aber, wie bei Barbier, in der nationalen und individuellen Natur begründet war, sie scheint Carducci besonders imponirt zu haben; und seine Nachahmungen dieser schon im Original falschen Manier

gehören nicht zum Glücklichen in seiner Sammlung: wir werden der repubblica vergine, der repubblica santa — es handelt sich von der Robespierre's und Gambetta's — bald genug müde.

Und nicht allein die hochtrabende Juli=Phraseologie Heine's, auch seine schlechten Witze — denn Heine war der Meister im schlechen Witz, wie er es im guten war — hat er ihm nachgemacht: das „Madame, ich liebe Sie," jener Vergleich zwischen Immanuel Kant und Maximilian Robespierre — die Vornamen spielen eine Hauptrolle in dieser Heine'schen Manier — deren einer Gott, der andere den König guillotinirt, das „du alter Frühling, du langweilst mich", und so vieles andere, ist treulich wiedergegeben.

Auch die wirklichen Uebersetzungen sind nicht zum Gelungenen zu zählen, weder die Heine'scher noch die Platen'scher Dichtungen. Ueber die Wörtlichkeit wollten wir schon nicht klagen, obgleich man sie heute denn doch etwas übertreibt und das Original, anstatt es, wie in einem geistreichen Stahlstich, mit ganz verschiedenen Mitteln auf ganz verschiedene Weise erst in sich und dann für andere wiederzuschaffen, chromo=lithographisch reproduciren will, woraus denn immer etwas ungefüges und total irreführendes wird. Schlimmer ist die ebenfalls in Italien erst seit einiger Zeit, unter uns Deutschen schon früher in Aufnahme gekommene Manie, die prosodischen Maße des Originals servil zu copiren. Der wahre Uebersetzer — wenn's denn durchaus Uebersetzer geben muß — sollte stets nur den Vers anwenden der in seiner Sprache für ähnliche Gegenstände und Stimmungen gebraucht wird. So sollte man z. B. den zwölfsylbigen französischen Alexandriner, wie den griechischen

jambischen Trimeter im Deutschen stets nur durch den fünffüßigen Jambus, den Hexameter von Horazens Satire nur in Wieland'schem Bummelvers, die tragischen Chöre der Attiker nur in Schiller'schen Reimen wiedergeben, um dem Geist des Originals wie dem unserer Sprache treu zu bleiben. Hr. Carducci irrt sich sehr, wenn er glaubt, daß seine holprigen, peinlich correcten Nachahmungen des „Königs von Thule", des „Pilgrims von Sanct Yust" oder des Heine'schen „Gangesliedes" irgendwie den Tonfall der deutschen Gedichte oder gar das Anschmiegen der Form an das Gefühl hervorbringe, das wir an jenen bewundern; viel besser hätte er frischweg die Form des stornello, des Sonetts und der Terzine angewandt. Sehr gelungen wollen mir dagegen die Uebersetzungen der „Weber", „Karls I." und des „Kaisers von China" bedünken. Hier nähert sich der Dichter wieder der Satire, und auf dem eigenen Grunde fühlt er sich wieder sicher und gewandt. Noch mehr freilich fühlt er sich wohl und von der Welle getragen, wenn er der Satire die classische Form geben kann; denn im Grund ist doch Carducci noch immer, wie bei seinem Début, ein impönitenter Classiker.

Als Vorkämpfer des guten alten Classicismus — nicht des arkadisch-conventionellen, sondern des echten hellenischen — wie ihn sein Landsmann Angelo Poliziano verstand, hatte er sich einst in seinen „Juvenilia" offenbart; wenn auch noch manchmal etwas Seicentismus mitunterlief; als ein Vorkämpfer des antiken Classicismus zeigte er sich noch vor wenigen Jahren in den „Decennali", und auch heute wieder tritt er auf als Vorkämpfer für das gute alte ambrosische Recht des Menschen- und Götterfrühlings von

Hellas. Da mag denn manchmal immer noch etwas zu viel Mythologie, latinisirende Wortstellung, complicirte Inversionen mitunterlaufen; man vergißt es gerne, sobald man an Gedichte kommt wie jenes, welches den classischen Sonnengott gegen die romantische Mondgöttin vertheidigt:

„Su le guglie gotiche ti adorni
Di lattei languori
E civetti a' poëti perdigiorni
E a' disutili amori.
— — — —
Odio la faccia tua stupida e tonda
L'inamidata cotta,
Monacella lasciva et infeconda
Celeste paolotta.*)

Das ganze Gedicht ist reizend, voll heidnischen Naturgefühls und robuster Sinnlichkeit, schön gedacht und gesagt, schöner gefühlt und gesehen, und selten hat wohl der Sonnencultus einen einfacher poetischen Ausdruck gefunden als hier. Auch das Lied „Panteismo" gehört hierher, ebenso das letzte der drei Primavere elleniche. Man fühlt, das Heidenthum des Mannes ist keine Rolle, in die er sich hineingedacht; es ist Natur und Wahrheit, wenn er, ein poetischer Julian Apostata, ausruft:

Muoiono gli altri Dei: di Grecia i numi
Non sanno occaso: ei dormon ne' materni
Tronchi e nei fiori, sopra i monti i fiumi
I mari eterni.

---

*) Dies der Name, den die Italiener den Klerikalen geben.

Nein, so dichtet, so fühlt nur ein wahrer Gläubiger, und die unvergängliche Macht des Alterthums spricht wieder einmal unmittelbar zu uns durch einen der Beneidenswerthen, die man für jene Günstlinge der Camöne halten möchte, von denen Horaz singt:

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui.

November 1873.

Bei Gelegenheit einer italienischen „Faust“-Uebersetzung.

Die Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Italienische mehren sich auffallend in den letzten Jahren und liefern neue Beweise, daß nach und nach der Einfluß deutscher Cultur die einst allmächtige Herrschaft der französischen Bildung in der Halbinsel zu erschüttern anfängt. Anfängt! müssen wir wiederholen. Noch ist das ganze Geschlecht derer, die Italien wieder hergestellt haben, in französischen Anschauungen befangen, politisch, philosophisch, literarisch; am wenigsten freilich in letzter Beziehung, wo die Emancipation von der französischen Lehrmeisterin schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Natürlich hatte und hat die deutsche Literatur, und folglich auch der deutsche Geist eine Schwierigkeit zu überwinden, welche dem Eindringen der französischen Bildung nicht im Wege stand, dasjenige der spanischen und englischen nur in geringem Grade aufhielt: die Sprache. Und zwar ist dieses Hemmniß von viel größerer Bedeutung seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts als je zuvor. Die Philosophie und Wissenschaft bediente sich in Spanien und England noch der mittelalterlichen Universalsprache, des Lateinischen, als die spanische und englische Dichtung in der

Vulgärsprache schon ihren Höhepunkt erreicht, ja hinter sich hatte. Nicht so in Frankreich; und wenn die Ideen eines Montesquieu, Diderot, Rousseau ebenso schnell in Europa durchdrangen, als die der Lateinschreibenden Bacon, Hobbes, Newton, so ist es allein der Sprache zuzuschreiben, welche als eine neulateinische ihrem Wortschatze nach, als eine analytisch-logische ihrer Syntax nach, gar leicht in den Besitz der gesammten gebildeten Menschheit übergehen konnte.

So war es denn ganz natürlich, daß Italien nicht nur in den Zeiten Galiani's, Beccaria's, Filangieri's französisch dachte, daß selbst Misogallen, wie Alfieri und Monti, in französischen Formen dichteten, sondern daß noch bis auf unsere Tage die philosophische, wissenschaftliche, ja selbst die literarische Bildung überwiegend französisch war. Noch heute liest jeder gebildete Italiener über Vierzig die neueste Revue des deux Mondes, ehe er seine eigene Antologia, geschweige denn eine englische oder deutsche Zeitschrift zur Hand nimmt. Der ungeheure Anstoß, den die französische Revolution und das erste Kaiserreich dem politischen Leben des Continents gaben, trug nicht wenig dazu bei, diesen Einfluß französischer Bildung in Italien zu bestärken. Erst spät begann man, anfangs noch sehr verworren, zu ahnen, daß der französischen Geistesarbeit des vorigen Jahrhunderts eine deutsche gefolgt war, welche jene erweitert, ja überflügelt hatte und auf dem Punkte war, dieselbe in ganz Europa, wo nicht zu verdrängen, so doch ihr das Feld streitig zu machen. Merkwürdigerweise war es durch die Franzosen selber, durch das Medium französischer Sprache, daß den Italienern diese erste unklare Kenntniß von dem Ideenschatze kam, den Deutschland von Herder's Auftreten bis zu Goethe's Tode

angehäuft hatte. Auch war man versucht, sich bei dieser unvollständigen Kenntniß zu begnügen, indem man immer die geheime Ueberzeugung nährte, diese neue Bildung, die letztgekommene Europas, werde doch immer nur abstracter Natur bleiben und wenig oder keine Wirkung auf das praktische Leben ausüben. Ein Anderes noch stand dem Eindringen der deutschen Ideen in Italien entgegen: die österreichische Herrschaft. Man wollte sich nicht mit einer Literatur befreunden, welche die Sprache des verhaßten Fremdherrschers sprach. Endlich drangen, beinahe zugleich mit den deutschen Ideen, die neuenglischen durch, und da sie an sich leichter zu fassen sind, als die unseren, auch in einer leichter faßbaren Sprache sich darboten, so machten sie den deutschen eine gefährliche Concurrenz, und Italien war in Gefahr, ein Glied, und zwar das wichtigste, in der Kette europäischer Bildung zu überspringen, das deutsche.

Fassen wir nämlich den Bildungsgang Europas richtig auf, so haben die einzelnen Nationen, welche im Mittelalter gleichzeitig an der Culturaufgabe arbeiteten, seit der Renaissance aufeinanderfolgend ihren Beitrag zur Lösung derselben beigebracht: zuerst Italien (1470—1530), dann, nach siegreichem Kampfe gegen Deutschland und Protestantismus, Spanien (1550—1600). Ihm folgte England (1600—1700), an dessen Stelle Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts trat, bis Deutschland auch dieses ablöste und, nachdem es sich in sechzig Jahren harter Arbeit und genialen Schaffens (1770—1830) eine eigene Bildung begründet, die geistige Hegemonie auszuüben begann. Auch letzteres scheint seitdem wieder die Führung an England abgetreten zu haben. Italienischer Skepticismus hatte

also spanischen Dogmatismus hervorgerufen, und der englische Empirismus war im Grunde nur eine Reaction gegen diesen. An ihn schloß sich der französische Rationalismus fortführend, erweiternd an und gab seinerseits wieder dem deutschen Historismus den entscheidenden Anstoß; es ist aber nicht zu verkennen, daß die Grundidee der deutschen Cultur die Idee der Evolution, des organischen Werdens, die Mutter der neuenglischen Idee — die Idee vom Kampf ums Dasein — gewesen ist. Diese letztere nun, wie sie schon vor Darwin durch die großen englischen Oekonomisten ausgeführt worden und seitdem sich sonderbar mit dem positivistischen Protest gegen die Metaphysik und dem Bentham'schen Radikalismus verquickt hat, ist in Italien zugleich mit der deutschen Idee eingedrungen und hat diese kaum aufkommen lassen: eine gar empfindliche Lücke in der italienischen Bildung, deren schlimme Folgen nicht ausbleiben konnten. Beinahe die ganze herrschende Partei leidet an diesem Gebrechen, es fehlt die idealistische Grundlage, und die utilitarische Rücksicht ist die bestimmende Richtung ihres Handelns und Denkens. Bislang nun freilich haben die gescheiten Leute von ausschließlich anglo-französischer Bildung, im Gefühle der erzielten Erfolge — ein wenig auch in dem Stolze der Ignoranz, die so gerne verachtet, was sie nicht kennt — etwas hochmüthig auf diese ganze deutsche Bildung, als auf eine unpraktische, theoretische, schwerfällige Masse herabgesehen. Seit aber, in den letzten zehn Jahren, die Resultate dieser so belächelten Cultur auch politisch und commerziell hervorgetreten sind, beginnen sich die Herren doch zu besinnen, und wären sie jung genug, sie würden sich gewiß an die Arbeit machen, das Versäumte nachzuholen.

Indeß hatten sich glücklicherweise für Italien selbst in jener Generation, tüchtige Einzelne, sei es durch die Umstände mit Deutschland in Berührung gebracht, sei es durch die eigene Natur zur deutschen Bildung hingezogen, dieser genähert, sie zu erfassen gesucht, sie ihren Landsleuten zu vermitteln unternommen. Ihnen hauptsächlich ist es zu danken, wenn die jüngere Generation, die Männer von Zwanzig bis Vierzig, sofern sie überhaupt arbeiten, sich vorzugsweise auf die Aneignung deutscher Bildung geworfen haben. Hier tritt in der That das umgekehrte Verhältniß ein: die Minderzahl huldigt englischen Ideen — und zwar bezeichnenderweise nicht der deutsch-englischen Strömung, sondern der französisch-englischen Strömung eines Mill und Genossen — während die Majorität sich dem Studium deutscher Philosophie und Geschichte, deutscher Wissenschaft und Literatur zugewendet hat. In dieser Generation nun ist die deutsche Poesie ebenso populär, als es in der vorhergehenden die französische war. Kein Italiener im reiferen Mannesalter, der nicht Victor Hugo und Lamartine mit derselben Liebe und Bewunderung ans Herz geschlossen, als seine eigenen Leopardi, Niccolini und Giusti. Nicht so mit den jüngeren Männern; ihnen stehen, selbst wenn sie des Deutschen nicht mächtig sind, die deutschen Dichter, vor Allen Goethe und Heine, viel näher als Musset und Béranger. Auch Schiller, Uhland, Platen sind ihnen durch Uebersetzungen näher gebracht; indeß sind es vor Allen die beiden Obengenannten, die ihnen in den vielfältigsten Versionen zugänglich und familiär geworden.

Maffei, in seinen volltönenden, mäßig declamatorischen Versen, die namentlich Schiller's etwas rhetorisirende Poesie trefflich wiedergeben, hat vielleicht am meisten dazu bei-

getragen, den Weg zn öffnen. Man vergißt so ganz bei seiner schwungvollen Cadenz, daß man es hier mit Uebersetzungen zu thun hat, daß der italienische Leser, erstaunt und erfreut, den gewohnten Ton zu hören, ihm willig folgte, und wenn er auch nicht immer eine getreue Idee des Originals bekam, so begann er sich doch mit dem fremden Geiste zu befreunden. Auch Zendrini's, vielleicht etwas zahme, Versionen Heine's fanden viel Beifall und haben sich auch eine große und verdiente Popularität erworben; denn sie geben mit innigstem Verständniß, feinstem Geschmack, dichterischstem Gefühl die Orginale wieder. Ihm werden freilich Chiarini's schwerfällig-genaue, Carducci's wort- und versgetreue Uebertragungen schulmeisterlich entgegengehalten, doch will uns bedünken, daß auch dieser talentvolle Dichter — möglicherweise der bedeutendste unter den lebenden — auf seiner Seite ebensoweit geht, als Maffei auf der seinen. Seine Verse — wir sprechen natürlich nur von denen seiner Uebersetzungen — sind kaum noch italienisch zu nennen, der deutsche Gedanke bleibt dem Italiener beinahe ebenso fremd und unvermittelt, als wäre er in seinem nordischen Gewande geblieben. Versmaße, die er nie gehört, grammatische Verbindungen, die ihm schier widersinnig erscheinen müssen, eine holprige Cadenz, die Einem wie ungelenke Prosa vorkommt, sollen ihm den Ton und die Weise des Originals näher bringen, erregen aber in ihm nur die Vorstellung einer bizarren Wort- und Bildanhäufung.

Nicht so Guerrieri, der verdienstvolle Uebersetzer von Treitschke's „Cavour". Seine Uebertragungen des „Faust" und „Hermann und Dorothea's" *) sind wahre Meisterwerke und halten wunderbar die Mitte zwischen dem Auf-

geben und dem ängstlichen Festhalten des Originals, welche die Scylla und die Charybdis der Uebersetzer zu sein pflegen. Sie sind weder Nachahmungen, wie die Maffei's, noch Photographien, wie die Carducci's.

Peruzzini hat in seiner trefflichen und reichen Auswahl deutscher Lyriker, Zendrini in „Heine“, S. Menascio auch schon gezeigt, wie beide Klippen poetischer Uebersetzung wohl zu vermeiden sind; doch kommt Guerrieri hierin die Palme zu. Er giebt geistreiche, verständnißinnige, tiefpoetische Nachschöpfungen. Man denkt unwillkürlich an die herrlichen Kupferstiche vergangener Zeiten, die uns in ihrer Freiheit und durch so ganz verschiedene Mittel eine so viel treuere und im höchsten Sinne künstlerischere Idee des farbenvollen Originals gaben, als unsere Lichtbilder, welche jede Schattirung fälschen, jeder Linie eine übertriebene Bedeutung geben. Guerrieri ist in der That verfahren wie ein geistreicher und empfindender Künstler, der, sich der Verschiedenheit seines Materials ganz bewußt, nur mit den diesem Material eigenthümlichen Mitteln den Sinn des Urbildes wiederzugeben unternimmt. So übersetzte einst Wieland, anstatt im steif-holprigen, undeutschen Hexameter Klopstock's, die Episteln und Satiren des Horaz im bequemen Verse des „Nathan“; so übertrug Schiller den Trimeter des Euripideischen Dialogs und die kunstvollen lyrischen Versmaße seiner Monodien in einfache echt deutsche (sogenannte) fünffüßige Jamben und in volltönende Reime, ähnlich denen seiner Chöre in der „Braut von Messina“;

*) Fausto. Parte Prima. Erminio e Dorotea di Volfango Goethe. Traduzioni di Anselmo Guerrieri Gonzaga. Firenze, 1873.

so derselbe Schiller und Göthe die Alexandriner Racine's und Voltaire's in jenes, unser dramatisches, Versmaß.

Das epische oder, richtiger zu sprechen, das erzählende Versmaß der Italiener ist die ottava rima; in ihr haben, seit Bojardo, Pulci, Ariost, Tasso, alle heiteren und ernsten Erzähler zu ihren Hörern und Lesern gesprochen; sie entspricht vollständig dem Hexameter der Griechen, weit mehr als unser eigener, auf einem ganz falschen Principe beruhender, durchaus künstlicher Hexameter, welcher, Dank Göthe, in unsere dichterische Sprache eingebürgert worden und, Dank seinem Genie, uns eine liebe Form geworden ist, der aber ohne dies sein Genie sicherlich ebensowenig hätte deutsch werden können, als es der alcäische und sapphische Vers je geworden sind. Um sich von der Willkürlichkeit des ganzes Processes, der auf einem colossalen, seitdem längst berichtigten Mißverständnisse beruht, eine adäquate Vorstellung zu machen, denke man sich einmal das Gegentheil, das auch wirklich existirt, das Wiedergeben des deutschen Reimes und Accentfalles in lateinischen Reimen und in Arsen und Thesen statt der Längen und Kürzen. Es wäre höchst merkwürdig zu wissen, was wohl ein Römer für eine Miene gemacht hätte zu:

— ⏑— ⏑ —⏑—
Gaudeamus igitur,
— ⏑ — ⏑ — ⏑
Juvenes dum sumus.

Ebendasselbe ist doch im Grunde unser Hexameter mit seinen Daktylen und Trochäen, wie „lebenden“ (— ⏑ —) und „edelst“ (— ⏑). Doch wir reden ja nicht von deutschen Uebersetzern, sondern von Italienern, und da könnten wir nicht genug die

Methode Guerrieri's anempfehlen, stets in seiner Sprache das Versmaß auszuwählen, welches demjenigen entspricht, in welchem die fremde Nation Gegenstände wie der gerade vorliegende zu behandeln pflegt. Ist es möglich, natürlichere Verse zu schreiben und dabei doch getreuer das Original in Gedanken, Gefühl und Ausdruck wiederzugeben, als z. B. in der Strophe, in welcher die vier Göthe'schen Verse übersetzt sind, die uns Hermann's Mutter schildern, wie sie:

Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige;
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg:
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.

Der Italiener versucht nicht einmal den „strotzenden" Kohl zu übersetzen, er wählt einen total verschiedenen Ausdruck, der, auf seine Weise wirkend, doch vor den Augen des Lesers ein ähnliches Bild hervorzaubert. Er denkt nicht daran, in vier Verse zusammenzudrängen, wozu er acht braucht; ihm genügt es, uns in dieselbe Stimmung zu versetzen, die im Original herrscht:

E vede il pero, e vede il pomo bellô,
Che sotto il dolce peso han curvi i rami,
E rimette i sostegni a questo e a quello,
Dove più forti appoggi il carco brami;
E toglie via da un cavolo modello,
Che anch' esso par che il suo soccorso chiami,
Alcuni bruchi che rodean le foglie;
Chè non fa un passo invan l'accorta moglie.

Noch besser als die beschreibenden und erzählenden Stellen gelingen dem Uebersetzer die etwas schwungvollen, gehobenen, wie die am Anfange des sechsten Gesanges dem

fremden Richter in den Mund gelegten, worin er die Hoffnungsfreudigkeit der ersten Revolutionstage schildert:

E i primi banditor del gran messaggio
Non fûr quant' altri riveriti e conti,
Cui mai splendesse delle stelle il raggio?
Non s'eressero allor tutti le fronti?
E la lingua, lo spirito, il coraggio
Non l'attinsero tutti a quelle fonti?

Diese Göthe'sche Einfachheit, welche den Italienern seit Ariosto ganz abhanden gekommen schien, ist hier vielleicht noch bewundernswerther als der harmonische Tonfall. Doch will uns scheinen, als ob der Uebersetzer in seiner Wiedergabe des „Faust" noch größeres geleistet habe. Nur wer die romanischen Sprachen und ihre Literatur durchaus besitzt, kann sich eine Vorstellung machen, wie schwer es ist, in denselben den familiären, volksthümlichen, etwas archaischen Ton anzuschlagen, der im „Faust" vorherrscht, ohne trivial zu werden. Die Bestimmtheit aller Versformen einerseits, die Reinlichkeit und Noblesse des Ausdrucks andererseits sind den Romanen dermaßen zum Bedürfniß geworden, daß es kaum möglich scheint, Verse wiederzugeben wie:

Es möchte kein Hund so länger leben,

ohne sie entweder recht gesittet zu umschreiben oder aber die Entrüstung aller Leser herauszufordern. Guerrieri hat es gewagt, durch Anschlagen des alten Tones, wie er so vielfach im Morgante Maggiore, mehr noch in den Rappresentazioni oder Mysterien des Mittelalters wiederklingt, selbst solche Kühnheiten vor sein prüdes Publikum zu bringen. Die Sprache ist so natürlich, so fließend, so ganz die Sprache der Unterhaltung, und dabei doch eines so poetischen

Schwunges fähig, daß wenigstens für Solche, welche das unerreichbare Urbild nicht wie unsereiner unauslöschbar im Sinne tragen, eine fast täuschende Wirkung erreicht wird. Nur äußerst selten nimmt der Uebersetzer zu Flickworten seine Zuflucht,*) und wirkliche Mißverständnisse sind mir keine aufgestoßen,**) wie sie in den französischen Versionen so häufig unterlaufen. Man sieht eben, der Italiener hat in Deutschland gelebt, hat mit seinem Dichter gelebt, hat sich in seine Dichtung eingelebt; er ist nicht wie die Franzosen zu thun pflegen, eines schönen Tages mit Dictionnaire und Grammatik an seinen „Faust" herangegangen, sondern hat ihn lange und liebevoll mit sich herumgetragen. So passirt ihm denn auch nicht, wie seinem französischen Rivalen, daß er glaubt, „Faust schlägt das Buch auf" wolle heißen: „Faust schlägt auf das Buch", oder: „Wie sie kurz angebunden war" beziehe sich auf Gretchen's Unterröcke. Wenn er ein Wort wie „Tegel"

*) Leider ist schon auf den ersten Seiten ein leidiges Flickwort, das gleich, jedoch mit Unrecht, gegen den Uebersetzer einnimmt. Faust sagt da: Son già dieci anni, se non faccio errore! Vielleicht hat der Uebersetzer nur das „an die zehn Jahre" wieder geben wollen, aber es klingt fatal.

**) Vielleicht hat Guerrieri in der Unterredung Mephisto's mit dem Schüler wirklich mit dem „grande e picciol mondo" den Makrokosmus und den Mikrokosmus gemeint. Jeder italienische Leser aber wird es als „vornehme und niedere Gesellschaft" verstehen, woran Göthe gewiß nie gedacht. — Ich füge hinzu, daß die seitdem im I. und II. Band meiner „Italia" erschienenen Uebersetzungen der Göthe'schen Hymnen und Elegien Guerrieri's Namen auch in Deutschland die verdiente Anerkennung verschafft haben. Sie verdienen dieselbe in der That im vollsten Maaße, denn sie sind womöglich noch gelungener als die Faustübersetzung.

findet, so ist er bewandert genug in der deutschen Literatur-Geschichte, um sogleich an Humboldt's Landhaus zu denken, und er braucht kein Lexikon und keine Sprachlehre um Rath zu fragen, wenn er sich von dem Sinne des Wortes „spuken" und dem Gebrauche des Neutrums „es" Rechenschaft ablegen will; daher er denn auch wohl nie „Es spukt in Tegel" übersetzen wird: „Man speit in den Tiegel" (on crache dans le creuset), wie ein berühmter französischer Uebersetzer es that.

Es wird immer eine offene Frage bleiben, inwieweit metrische Uebersetzungen überhaupt berechtigt sind, und ob ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts für einen wirklich gebildeten gelten kann, so lange er nicht die fünf modernen Cultursprachen, wenn nicht reden, so doch wenigstens lesen kann. Indeß wenn poetische Uebersetzungen, welche mehr als Hilfsmittel zum Lesen des Originals sind, irgendwie Berechtigung haben, so ist es der Fall, wenn sie so in jedem Sinne vollendet sind als die Guerrieri's, in denen Treue im Wesen, Italianität in der Form, Verständniß des Originals so vollständig vereinigt sind. Ist es ein Wunder, wenn die italienische Jugend — ich spreche von der freilich wenig zahlreichen, welche überhaupt intellectuelles Interesse hat — diese Uebersetzung des größten Dichterwerkes der neueren Zeiten sich so schnell angeeignet, wenn Hunderte von Versen aus derselben schon heute Sprichwörter geworden sind? Wer weiß, ob nicht in fünfzig Jahren, wenn die politische Leidenschaft sich einigermaßen gelegt hat, Guerrieri's „Faust"-Uebersetzung in Italien den Platz einnehmen wird, den bei uns die Voß'sche Homer-Uebersetzung, die deutsche Vulgata, wie Heine sie witzig nannte, noch immer einnimmt?

Januar 1874.

III.

Französisches.

Ueber einige revolutionäre Gemeinplätze.

Ueber den wissenschaftlichen Werth der Schrift Lotheißens über das Frankreich der großen Revolution*) haben wir uns an anderem Orte ausgesprochen; ebenso über das nicht unbedeutende literarische Verdienst desselben; hier möchten wir nur einige Worte über gewisse Vorurtheile des Verfassers, welche Vorurtheile einer ganzen Generation und einer ganzen Partei sind, sagen. Da lesen wir zum hundertstenmale das alte Gerede, das uns in Frankreich in jeder Zeitungsspalte begegnet, von der unabweislichen Nothwendigkeit der Revolution, von dem tiefen Verfall Frankreichs vor derselben, von dem vergeblichen Bemühen des aufgeklärten Despotismus, dem Ausbruche zuvorzukommen.

Wer jene Zeiten aufmerksam, namentlich aber unbefangen und parteilos studirt hat, der muß anerkennen, daß der vielberufene sittliche und politische Verfall Frankreichs im Vergleiche mit dem des Deutschen Reiches und Italiens ein glänzender Zustand genannt werden konnte;

---

*) Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789/94. (Zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Ferdinand Lotheißen. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1872).

er muß zugeben, daß, was ein Friedrich der Große und ein Leopold für Preußen und Toscana gethan, wohl auch hätte für Frankreich geschehen können, wenn Choiseul ein Friedrich, ein Leopold, ja nur ein Tanucci, ein Aranda oder ein Pombal gewesen wäre. Weit entfernt, ohnmächtig und unfruchtbar zu sein, hat der aufgeklärte Despotismus sich als die bestmögliche und wünschenswertheste Staatsform, wenigstens für Frankreich, bewiesen, das nie weniger unter Favoritismus und Willkür gelitten als unter Napoleon III. und das, sogleich nach seinem Falle, die „persönliche Regierung“ — so lautet ja wohl der Mode-Ausdruck für despotisme éclairé — wiederhergestellt hat. Wenn Josef II. nicht so glücklich in seinen Reformen war als sein großer Zeitgenosse, so war es durchaus nicht die vom Fatum vorherbestimmte Sterilität der „Reform von Oben“, wie's uns die festländischen Liberalen glauben machen möchten, sondern weil er zu hastig und unüberlegt dabei vorging, weil er stets, wie Friedrich von ihm sagte, den zweiten Schritt thun wollte, ehe er den ersten gethan hatte.

Auch den Einfluß der Ideen des 18. Jahrhunderts auf die Herbeiführung der großen Revolution scheint uns Herr Lotheißen übertrieben zu haben, wie Sybel denselben zu gering geschätzt, während er zu viel Werth auf die materiellen Ursachen, namentlich das Elend der Landbevölkerung, gelegt hat. Die Wahrheit liegt, wenn wir nicht irren, mitten inne. Die unglückliche äußere Politik Ludwig's XV., namentlich der Verlust der Colonien, hatte die höheren Classen, welche damals allein die öffentliche Meinung bildeten, mißstimmt. Das niedere Volk war, durch Hunger und Elend gereizt, zum Aeußersten bereit; die Mittelclassen, genährt mit Mably's

und Rousseau's Ideen, träumten eine Reform des Reiches an Haupt und Gliedern; Turgot, einer der genialsten Staatsmänner aller Zeiten, war auf dem Punkte, diese Wünsche in einem höheren als Rousseau's Sinne zu befriedigen und zugleich das Elend des Volkes zu mindern, die Fehler aller seiner Vorgänger wieder gut zu machen, als der wahre Urheber der französischen Revolution, Ludwig XVI., ihn fallen ließ, wie er später vor Mirabeau zurückscheute, der allein ihn und Frankreich noch hätte retten können. Wenn ein einziger Mensch überhaupt als schuldig an dem Ungeheuren betrachtet werden kann, so ist's dieser schwache Monarch. Denn Schwäche ist schlimmer als Bosheit und Grausamkeit, Verrath und Feigheit, weil sie zu den Folgen aller dieser Laster zugleich führt. Wir Deutschen, die wir von 1840 bis 1858 etwas Aehnliches erlebt, wissen davon zu erzählen. Weder gegen Ludwig XVI., noch gegen Lafayette, noch gegen die Girondisten aber, die sich Alle dieses Fehlers schuldig gemacht, ist die Geschichtsbeurtheilung, zu welcher sich Herr Lotheißen bekennt, strenge genug.

Das harte Urtheil, das der Verfasser über den Clerus, den Adel und die Pariser Gesellschaft des 18. Jahrhunderts fällt, will uns ebenso unbegründet erscheinen. Wie kann man sagen, daß „die französische Geistlichkeit keiner Aufwallung mehr fähig war“ — eine Geistlichkeit, die noch erst mit Voltaire den heftigsten aller Federkriege geführt, die Calas, de la Barre, Sirven mit dem Fanatismus der Zeiten Torquemada's verfolgte, welche bald nachher den Eid auf die Constitution verweigerte und zehn Jahre lang unter allen Entbehrungen, in Höhlen und Kellern versteckt, die Flamme des Katholicismus wach hielt in Frankreich

und weder vor Martyrtod noch grausamster Verfolgung zurückbebte, als es galt, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben? Wie darf man wagen, die Freiheits-Ideen des französischen Adels einen „Zeitvertreib müßiger Geister" zu nennen? Also die Lameths und die Lally-Tollendals, die Lamarcks und die Mirabeaus amüsirten sich nur mit den Idealen des Jahrhunderts? Also nur zum Zeitvertreib zogen Lafayette und seine adeligen Freunde über die See, um die Rebellen gegen England zu vertheidigen? Also nur auf eine geistreiche Unterhaltung war das Leben Derer gerichtet gewesen, die den 4. August, die schönste, wenn nicht die politischste That der Revolution vollbrachten? Nein, nicht zum „Zeitvertreib" opfern „müßige Geister" in einer Nacht der Begeisterung tausendjährige Privilegien, um sich dem Bürgerstande gleich zu machen; nicht zum Zeitvertreib gründete ein Labourdonnaye ein modernes Reich in Indien.

Und Paris sollte damals nur „die hohe Schule der Galanterie, der Höflichkeit, der zierlichen Oberflächlichkeit" gewesen sein! Herr Lotheißen muß doch die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten gelesen haben, die Briefe Walpole's oder Mlle. de L'Espinasse's, Rousseau's „Confessions" oder Madame d'Epinay's „Memoiren". Also das Paris Diderot's und d'Alembert's, Holbach's und Helvetius', Grimm's und Buffon's war nur eine hohe Schule der Galanterie? Die Salons von Madame du Deffand und Madame de Choiseul waren nur Zeugen einer zierlichen Oberflächlichkeit? Madame de Luxembourg und Madame du Chatelet konnten einen Rousseau und einen Voltaire nichts lehren als Höflichkeit. Nie war mehr Ernst im französchen Leben als gerade damals, nie mehr wahre

Begeisterung, nie mehr Einfachheit — man erinnere sich nur des berühmten Kalbsbratens von Madame du Deffand; zu größerem Raffinement verstiegen sich die berufenen Soupers des verleumdeten Jahrhunderts ja nicht.

Auch die Sentimentalität jener Epoche war durchaus keine falsche, wie Herr Lotheißen uns wohl glauben machen möchte. Nie vorher und nachher sah Frankreich so viel wahre Leidenschaft, so innige Liebes- und Freundschafts-Verhältnisse. Oder war Rousseau's Liebe zu Madame d'Houdetot, dieser zu Rousseau's edlem Freunde falsche Sentimentalität? War Mlle. de L'Espinasse's Leidenschaft, die sie aufrieb und in ein frühes Grab brachte, nur Komödie? War Madame du Deffand's späte rührende Neigung zu Walpole, war Mme. de Choiseul's eheliche Bewunderung für ihren Gatten, war die Liebe des Chevalier de Boufflers und der Mme. de Sabran, war Alles das erheuchelt, selbst eingebildet, überspannt und ohne Betheiligung des Herzens? Daß die Damen Marquisen und Herzoginnen waren, ist doch noch kein hinreichender Grund, selbst für einen Demokraten, ihnen Innigkeit und Wahrheit des Gefühles abzusprechen. Das Leben der Nation pulsirte eben damals noch im Adel. Erst mit der Revolution trat die Bourgeoisie als solche auf die Bühne und kam zum Mithandeln; und wahrlich, sie hat sich nicht besser bewährt in den achtzig Jahren, die seitdem verflossen, als der französische Adel des achtzehnten Jahrhunderts.

Freilich war Frankreich in politischem Verfall, aber ist es denn wahr, wie die Liberalen es als ein Axiom aufstellen und Herr Lotheißen es ohne weiteres als widerspruchlos annimmt, daß, „wo das öffentliche Leben eines

Volkes leidet, man mit Bestimmtheit schließen kann, daß auch seine geistige Thätigkeit krankt?“ Beweist uns nicht die Geschichte das gerade Gegentheil? Wie zerfressen von der schlimmsten Demagogie Athen war, als Sophokles dichtete und Thucydides schrieb, sagt uns Aristophanes, und zu Plato's Zeiten war's gewiß nicht besser geworden. In Rom war gar keine Literatur zur Blüthezeit der Republik, und das geistige Leben begann erst mit dem Verfall des Staates, d. h. zur Zeit des Gracchus und des Marius. In Italien sah das Ende des Quattrocento und der Anfang des Cinquecento die höchste Geistesblüthe, welche die Menschheit gekannt, also zu einer Zeit, als Florenz dem Cäsarismus der Medicäer gehorchte, Rom unter Alexander VI. und Leo X. Zeuge der sittenlosesten Priesterherrschaft war. Nicht unter Karl V., erst unter Philipp II. und seinen Nachfolgern bis auf Philipp IV., d. h. während der Glanzperiode der Inquisition und des spanischen Absolutismus lebten und schrieben Cervantes und Lope de Vega, Calderon und Moreto. Ob Deutschlands öffentliches Leben sehr gesund war, als unsere geistige Thätigkeit sich am üppigsten und schönsten entfaltete, vermag jeder Halbunterrichtete zu beantworten. Frankreich aber hatte geradezu seine bedeutendste Epoche in geistiger Beziehung nach den Friedensschlüssen von Aachen und Paris, das heißt nach den Verträgen, die seinen tiefsten Verfall besiegelten. Und wie war das öffentliche Leben angethan unter Fleury und Choiseul, unter Madame de Pompadour und Madame du Barry? Welcher Unbefangene aber wird leugnen wollen, daß Frankreichs geistige Blüthe, trotz Montaigne und Rabelais, nicht im sechzehnten Jahrhunderte war, als noch

Alles unbeholfen italienisirte, noch im siebzehnten, trotz Descartes und Pascal, Molière und Racine, als das Spanierthum kaum überwunden war und der französische Geist noch keine speziell nationale Cultur hervorgebracht hatte. Nein, Frankreichs größte Zeit war die seiner politischen Ohnmacht und des schlimmsten Absolutismus, die Zeit Ludwig's XV., als die Ideen Montesquieu's und Voltaire's, Diderot's und Rousseau's die Welt beherrschten, als die französische Sprache die Sprache der europäischen Bildung war, als für mehr denn hundert Jahre der Same der französischen Weltanschauung über den Continent verbreitet war, da die Encyklopädie und die Encyklopädisten als Apostel eines neuen Evangeliums allüberall bewundert wurden, als jeder Hof Europas einen Repräsentanten des französischen Geistes zu Gaste hatte, als der größte Mann des Jahrhunderts französische Ideen verwirklichte und durch sie die Wiedergeburt Deutschlands vorbereitete. Nein und abermals nein, wir wollen uns nicht, wie es der Franzose nur zu viel gethan, von der Phrase und dem Gemeinplatz beherrschen lassen, wir wollen uns nicht dem Parteigeiste gefangengeben, wir wollen den Muth haben, zu sagen: das geistige Leben ist unabhängig vom politischen; die größte Revolution der Neuzeit ist in vielem Guten, was sie gestiftet, das Werk der Privilegirten, in vielem Schlimmen, das des dritten Standes; die gesellschaftlichen Zustände des 18. Jahrhunderts, die unsere Väter vertilgt haben, hatten ihr Schönes; die Sittlichkeit — wenn man darunter nicht die correcte Lebensführung, sondern den idealen Gehalt des Lebens versteht — die Sittlichkeit des französischen Adels vor der Revolution war größer und höher als die des

französischen Bürgerthums unter Ludwig Philipp und Napoleon III.; die Revolution, die in Frankreich die letzte Tradition des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens zerrissen hat, brachte keine verjüngte und erstarkte Thätigkeit auf dem geistigen Felde zu Tage, und es bedurfte erst des Opfers einer ganzen Generation (1790 bis 1820), ehe das geistige Leben Frankreichs wieder aufblühen konnte.

September 1872.

Jules Michelet.

Der Tod räumt gewaltig auf in dem „Geschlechte von 1830", wie man in Frankreich die Männer zu nennen pflegt, welche, um die Scheide des Jahrhunderts geboren, kurz vor und nach der Juli-Revolution in vollster Mannesblüthe standen. Immer lichter wird der herrliche Wald, und jeder mächtige alte Stamm, der fällt, zeigt nicht nur die eigene Größe, sondern auch die Kleinheit des Nachwuchses in hellerem Lichte. Nach Cousin Villemain, nach Villemain Sainte-Beuve, Mérimée, Alexander Dumas, denen Delacroix, Ingres, Hector Berlioz um wenig Jahre oder Monate vorausgegangen waren. Nur die vier großen Historiker der Revolution — Guizot*), Mignet, Thiers, Michelet — schienen dem Alter wie dem Gram trotzen zu wollen. Jetzt ist auch Dieser Einer ins Grab gesunken, und immer einsamer ragen die Ueberlebenden aus dem Menschengestrüppe empor, mit dem der umwühlte Boden Neufrankreichs bedeckt ist.

---

*) Wir denken hier an Guizot's „Englische Revolution", worin die Nutzanwendung auf Frankreich offenbar der Grundgedanke des Verfassers ist.

Michelet war einer der Reichsten jenes reichen Geschlechtes; und doch war er Pariser, wie Victor Cousin: das heißt er gehörte einer Race an, die schon mit verarmtem Blute und verkümmerten Seelenkräften auf die Welt zu kommen und mehr durch Feinheit und Schärfe, als durch Fülle und Kraft des Geistes sich auszuzeichnen pflegt. Aber er stammte nicht aus dem blasirten Kleinbürgerstande der Hauptstadt, wie der Philosoph, sondern aus einem Stamme von Arbeitern, damals noch der gesündesten Volksclasse von Paris. Ein rüstiger Arbeiter ist er geblieben bis in sein Alter: noch vor zwei Jahren, hier in Florenz, pflegte der Vierundsiebzigjährige um fünf Uhr Morgens an die Arbeit zu gehen. Man sah der untersetzten Gestalt, dem glänzenden Auge, dem breiten Munde über breiter Kinnlade die strotzende Fülle der Natur wohl an: Charakter, Geist, Phantasie — Phantasie vor Allem — waren mächtiger in Michelet, als in irgend einem seiner Altersgenossen. Vor Kampf und Streit bebte der Mann nie zurück. Ungleich den meisten seiner Landsleute, rechnete er stets mehr auf sich selber als auf Andere, opferte er ohne Zaudern eine officielle Stellung, ein sicheres Einkommen, wenn es galt, eine Sache zu vertheidigen, die ihm am Herzen lag, und was er ergriff, lag ihm am Herzen. So groß war sein Unabhängigkeitssinn, daß er nicht einmal von einem Verleger abhängen wollte. Er gab alle seine Werke selber heraus, und der Mann, der stets im Reiche der Träume zu verweilen schien, verstand es sehr wohl, sich sein Plätzchen auf dieser festgegründeten Erde zu sichern, das er nur sich selber danken wollte. Auch sein hohes Selbstgefühl, das freilich später, wie bei so vielen Franzosen,

in Selbstvergötterung ausartete, auch seine, wenigstens in der ersten Hälfte seines Lebens, durchaus gesunde Sinnlichkeit verriethen überströmende Kraft.

Michelet's Laufbahn als Mensch und Schriftsteller theilte sich in der That in zwei Hälften, die einander wenig ähnlich sahen. Er begann mit einer Uebersetzung G. B. Vico's, den er sozusagen Frankreich offenbarte als den Schöpfer der Philosophie der Geschichte lange vor Herder; dann waren es die Tischreden Luther's, die er ins Französische übertrug. Zwei treffliche, ja unübertroffene Schulwerke folgten: die Tableaux synchroniques und der Précis der neueren Geschichte. Bald treffen wir auf vollständigere Werke voll gelehrter Forschung, wie die „Geschichte der römischen Republik“ und die „Origines du droit français“, in denen die deutsche historische Wissenschaft den Franzosen zuerst ernstlich vermittelt ward. Die ersten sechs Bände der „Histoire de France“, welche ihm den Lehrstuhl Daunou's am Collége de France, einen Platz im Institute, die Stelle als Geschichtslehrer bei Prinzessin Clementine eintrugen, füllten die besten Jahre dieser ersten Periode (1833—1843) aus. Dann begann der Kreuzzug, den er, verbunden mit Edgar Quinet, gegen die Jesuiten predigte. Seine Vorlesungen im Collége de France und die drei volksthümlich gehaltenen zündenden Bücher, die daraus hervorgingen („Des Jésuites“, „Du Prêtre“, „De la Femme et de la Famille“, „Le Peuple“), fanden ein ungeheueres Echo. Das war nicht Voltaire's scharfe, zischende Waffe, das waren Keulenschläge, die hallend niederfielen. Um so gefährlicher war der Angriff, als man es hier mit einem Manne des neunzehnten Jahrhunderts zu thun hatte, der

den Geist der Religionen wohl verstand, nicht allein ihm gerecht geworden war, sondern tiefe Sympathien dafür gezeigt. Das war kein Mann der Schlagworte, das war ein Gelehrter von gründlichem Wissen, der im Jesuitismus die Fälschung der Religion, nicht die Religion selber angriff. Das war ein Poet, der zur Phantasie und zum Gemüthe zu sprechen wußte, ein Denker, der den tiefen Sinn des wahren Christenthums besser verstand, als seine Gegner, die privilegirten Vertheidiger des Katholicismus.

Für Michelet selbst, für die französische Literatur war dieser Kampf kein Glück. Die Leidenschaft bemächtigte sich des Mannes, nahm ihm die Ruhe, die zum Suchen der Wahrheit und zur Sicherheit des Urtheils, wie zum reinen Ausdruck beider nöthig ist. Die Schaar der Schmeichler that das Uebrige; nächst Victor Hugo war Michelet wohl der Mann seiner Generation, dem am plumpsten geschmeichelt wurde und dem es am meisten geschadet hat. Er begann, sich als einen Propheten anzusehen, jedem seiner Worte selber zu lauschen, sich für verpflichtet zu halten, nur im Tone der Orakel zu reden. Ich lernte ihn kennen als blutjunger Mensch, in jenen Jahren seiner Uebergangs-Periode, wo der Gelehrte sich schon als Tribun entpuppt hatte — soviel ich mich erinnere, hatte Heine, der große Stücke auf ihn hielt, mich an ihn adressirt — und ich sah ihn erst zwanzig Jahre später wieder, als seine politische Weltanschauung mir eine noch unübersteigbarere Schranke entgegensetzte, als sein Genie, sein Ruhm, sein Alter und die Nationalität. Letztere war durchaus nicht verletzend, wie sie es bei den jüngeren Franzosen zu sein pflegt. Jene große Generation, die ihr Vaterland

über Alles liebte, so stolz darauf war, so viel Recht hatte, stolz darauf zu sein, trug das furchtbare Geschick mit ganz anderer Würde und Humanität, als die Vierziger und Fünfziger es thun. Michelet hatte der Zusammenbruch des modernen Frankreich selbst gebrochen; aber wie edel und zartfühlend war er — mehr so als klarsichtig und wahr — wenn er mir sagte: „Alles das ist nur ein großes Mißverständniß zwischen Deutschland und Frankreich." Ich sah ihn zum letztenmale auf dem grünen Platze in Pisa, wo die vier herrlichen Marmorgebäude des Mittelalters in einsamer Schönheit leuchten. Eine Ruine wandelte er da umher unter den Ruinen: quantum mutatus ab illo, dem wir Jungen in jenen Jahren, welche dem Staatsstreiche vorausgingen, gelauscht hatten mit Ehrfurcht und Begeisterung, nicht nur wenn die etwas mühevolle Rede sich stoßweise, wie pythische Inspirationen, den Lippen des Lehrers entrang, auch in der Unterhaltung, da jedes der sententiösen Urtheile, in denen er sich zu ergehen liebte, uns eine Offenbarung tiefster Weisheit dünkte. Er war damals gerade damit beschäftigt, die nüchternsten und prosaischesten aller Sterblichen, die Männer von 1793, zu poetisiren, mit der einzigen Ausnahme Robespierre's, den er nicht leiden mochte, in dem er den ehemaligen Jesuitenzögling witterte, und die Jesuiten waren dem Manne noch unerträglicher, als es ihm Kaiser und Könige später wurden. Ich habe ihn im Verdacht, seine Bewunderung der Architektur des Mittelalters, der er so schöne Seiten gewidmet, nur deßhalb in Verachtung und Verunglimpfung derselben umgesetzt zu haben, weil er das Christenthum, nach der clericalen Reaction von 1850, sich

nicht mehr ohne Jesuitismus denken konnte. Und wer sollte es ihm verargen?

Von diesem zweiten Michelet, wie er sich von 1847 bis 1852 metamorphosirt hat und bis an sein Ende geblieben ist, wird wohl wenig übrig bleiben, obschon auch hier, zumal in der Revolutionsgeschichte, Geist, Phantasie, Gelehrsamkeit die Fülle ist. Den Michelet der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aber wollen wir uns nicht durch die bald leidenschaftlich-unmäßige, bald greisenhaft-sinnliche Production der letzten zwanzig Jahre verdunkeln lassen.

Wenn Thiers' Geschichtsschreibung durch die unvergleichliche Intelligenz, Guizot's durch philosophische Tiefe, Mignet's durch einzige Objectivität, Thierry's endlich durch künstlerische Vollendung, bei wohlthuender Wärme und festester gelehrter Grundlage, diejenige der Engländer und Deutschen weit hinter sich läßt, — Macaulay und Ranke nicht ausgenommen, welche freilich jene Franzosen durch andere Eigenschaften überragen — so ist es bei Michelet die Lebendigkeit der Phantasie, welche den Leser fesselt oder immer wieder anzieht. Selten ist die intuitive Kraft eines Menschen, der eigentlich nicht Künstler noch Poet war, intenser und zugleich schöpferischer gewesen. Denn er erräth nicht allein, was in dem tiefsten Grunde der Personen, welche in der Weltgeschichte handeln, wie der Massen, die darin dunkel streben und treiben, sich unseren blöden Augen entzieht, er zaubert es auch herauf für uns, und wenige Striche genügen ihm. Man lese selbst noch in seiner „Renaissance", in seiner „Réforme" (Tome VII und VIII seiner „Histoire de France") die Porträts von Mar-

garethe von Oesterreich, der alten Tante am Spinnrocken, welche die Fäden des Hauses Burgund um ganz Europa spinnt; dasjenige Maximilian's selber, des Kaisers, „à coudes percés, dont la vie fut un perpétuel halali, qui avait les jambes du cerf, et la cervelle aussi.“ Freilich ist hier schon Manier, aber doch noch immer mit lebhaftestem Colorit. Noch belebter und zugleich geschmackvoller sind die Schilderungen in den ersten sechs Bänden seiner französischen Geschichte, welche ein Zeitraum von fünfzehn Jahren von den acht letzten trennt. Die Landschaft Galliens, die Natur der Celten, der Römer, der Franken, weiterhin der hundertjährige Krieg und der Jungfrau von Orleans Siegeslauf und Ende; vor Allem Ludwig's XI,, des Gründers von Frankreichs Einheit, großes und unheimliches Wirken: das sind Seiten, die man nicht wieder vergißt, wenn man sie auch nur Einmal gelesen. Hier ist die Fülle der Phantasie noch nicht ausgeartet, wie späterhin, bald in traumhaftes Irrereden, bald in kindisches Spielen mit Worten, Bildern, fixen Ideen. Hier ist die Sprache bei aller Freiheit noch maßvoll, bei aller Fülle einfach; es ist ein neues, bis dahin unbekanntes Französisch, aber es ist doch noch Französisch. In späteren Jahren verließ der Historiker immer mehr die Traditionen des französischen Geschmackes, muthete er der Sprache zu, was sie nicht leisten kann, ward er ihrem Geiste untreu. Dieses schärfste aller Werkzeuge des menschlichen Geistes ward in seinem Munde ein sibyllinisches Lallen. Den Mißbrauch der Ellipse namentlich trieb er bis zur äußersten Willkür, Copula, Verbum drohten ganz aus seiner Satzbildung zu verschwinden, Von einer fortlaufenden Erzählung war nicht

die Rede mehr: der Ausdruck war stets originell, auch prägnant; nur oft gar zu prägnant und gar zu originell. Carlyle, an den Michelet oft erinnert, ist dunkel durch unklare Gedanken, die unklar ausgedrückt sind, Michelet ist dunkel durch Mißbrauch der Farbe, wenn ich so sagen darf: er weiß seine Phantasie nicht in bestimmte Form zu zäunen, wie Carlyle den ahnungsvollen Gedanken nicht in feste Form gerinnen zu lassen weiß. Michelet's Bilder sind Skizzen, aber Farbenskizzen, nicht Bleistiftzeichnungen. Manchmal glaubt man nur eine Palette zu sehen, wie vor den letzten Bildern des größten Landschaftsmalers unseres Jahrhunderts, wie vor den Gemälden des alt gewordenen Turner, dem der Franzose in mehr als Einer Hinsicht ähnelt. Auch würde man sehr irren, wollte man Michelet's glühenden Styl mit Victor Hugo's rethorischer Prunksucht vergleichen, die im Grunde kalt ist, wie des Teufels Umarmung. Alles ist gesucht, gemacht und wird Zerrbild unter der Hand des Verfassers der „Misérables“; Alles fließt natürlich aus Ueberfülle in die Feder des Historikers; er müßte sich Gewalt anthun, um die Bilder wegzuweisen, die sie ihm aufdrängen, aber als Phantasiegebilde aufdrängen, für die er Worte suchen muß, nicht aber Wortgebilde, denen er einen Sinn untergeschrieben hat. Man sieht es jedem Satze Hugo's an, der Mann zerbricht sich den Kopf, etwas recht Bizarres, noch nicht Gesagtes zu sagen, oder aber er läßt sich verführen durch den Wortklang und, als echter Reimdichter, durch die Wortassonanz zur Ideenverbindung bringen; er ist Sklave des Wortes; Michelet, selbst wenn er dem Wahnsinn nahe scheint, ist der Gebieter der Worte, die sich nur gar zu oft sehr unwillig fügen.

Uebrigens mag Michelet als Schriftsteller einen schlimmeren Einfluß ausgeübt haben, als Victor Hugo; dieser folgt im Grunde doch einer französischen Tradition oder, um genauer zu sprechen, jener spanisch-französischen Tradition des Geschmackes, welche seit Corneille neben dem echten Flusse der nationalen Sprache hinströmt. Michelet, der spätere Michelet, ist durchaus unfranzösisch in der Sprache, ganz individuell; wer seine Wege geht, ohne seinen Compaß zu haben, kann nur in Manier gerathen; wer einen der befahrenen Kanäle französischer Ueberlieferung verfolgt, mag auch ohne Lootsen sich zurechtfinden und mit der Nation in Fühlung bleiben.

Schlimmer noch als mit der Sprache ist es mit den Ideen, ich sollte sagen, den fixen Ideen Michelet's. Am Ende seiner Laufbahn war er ganz parti pris geworden. Nicht allein stand sein Urtheil fest über Alles und war in einer glänzenden Phrase so fertig ausgemeißelt, daß nichts mehr daran zu ändern war: auch das Bild, das er sich von einem Zustande, einer Person gemacht, war sogleich geronnen und nicht wieder flüssig zu machen. Dazu die Monomanie, seine frisch erworbenen medicinischen Kenntnisse zu verwerthen, die einem gewissen senilen Sinnlichkeitskitzel sonderbar zusagten und nicht nur seine kleinen pathologisch-naturwissenschaftlichen Schriften — wie „L'Amour“, „La Femme“, „L'Oiseau“, „L'Insecte“ — aus jedem keuschen Haushalte entfernen müssen, sondern auch seine letzten Geschichtswerke gar sehr verunzieren. Nicht allein der Kaffee soll uns die Encyklopädie erklären, auch Ludwig's XIV. Verdauung muß herhalten, noch mehr seine Krankheit, die den Erbfolgekrieg explicirt, wie die noch minder appetitliche Franz' I. die italienischen Verwicklungen. Ja, es wird

sogar untersucht, was wohl Ludwig's XIII. körperliche Stimmungen gewesen sein mögen, als er — Ludwig XIV. zeugte! So kam es denn, daß seine Phantasie, und zwar in den letzten Jahren eine unreine Phantasie, ihm oft die festesten Thatsachen verrückte und ihre eigenen Gebilde an deren Stelle schob. Da er wenig mehr las in der letzten Zeit — wenig Urkundliches meine ich, denn er trieb nur gar zu viel Allotria — so mußte die Erinnerung herhalten, und der Mann, der nicht allein die historischen Archive Frankreichs verwaltet, sondern auch besser als einer seiner Landsleute studirt und benützt hatte, nahm die „schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blicke gezeigt", am Ende für Wirklichkeiten und gab sie naiv als solche.

Man kann sich wohl eine Vorstellung machen von dem, was die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts geworden wäre, welche er in den letzten zwei Jahren, und zwar mit durch die Krankheit bedenklich erschütterten Geisteskräften, plante und schon theilweise niederschrieb. Zeitungen, Werke dritter Hand, Auszüge von Auszügen, Zeitschriften-Essays sollten ihm statt der Documente dienen; er verließ sich auf seinen „Blick", aber die Augen des alten Sehers waren trübe geworden; der Gram um sein Vaterland hatte ihn schon vor vier Jahren tödtlich getroffen, und die Hand, die so viele glänzende, lebensvolle Gestalten gemalt, war gelähmt. Der Tod war eine späte Erlösung. Muß er es nicht für alle die Männer eines Geschlechtes sein, welches an Frankreich und die Revolution geglaubt sein Lebenlang mit jenem naiven und innigen Glauben, mit dem die Hugenotten des sechzehnten Jahrhunderts an Christum und sein heiliges Wort glaubten? Nicht die rohen, leidenschaftlichen

Hasser des jüngeren Geschlechtes, kalt im Grunde ihrer Seele, und deren leidenschaftlicher Haß nur verletzte Eitelkeit ist, sind zu bedauern in der furchtbaren Katastrophe Frankreichs, wohl aber jene Männer, die etwas außer sich zu lieben, für etwas außer sich zu leiden vermochten, und Keiner mehr als Michelet, der Geschichtsschreiber Frankreichs und der Revolution.

Februar 1874.

Prosper Merimée und die Unbekannte.

I.

Es ist schwer sich in Deutschland eine Vorstellung von dem Aufsehen zu machen, welches die Veröffentlichung der intimen Briefe eines der geistreichsten Zeitgenossen in Paris hat hervorrufen müssen.*) Merimée's Ruf war zwar nie ein lärmender, populärer, oder auch nur ein verbreiteter, wie Victor Hugo's, Lamartine's, Georg Sand's; aber er war ein gediegenerer und die kleine Gemeinde seiner Bewunderer, anfangs nur aus den Erwähltesten der Nation bestehend, hat sich von Tag zu Tag vermehrt, wird sich von Jahr zu Jahr vermehren, vielleicht gerade in dem Maße als die Eigenschaften des Schriftstellers seltener und folglich immer mehr Ausdruck einer unwiederbringlichen, vergebens zurückgesehnten Vergangenheit werden.

Geboren im Jahre 1803, gestorben während des Krieges von 1870, gehörte Merimée zu jenem glänzenden Nachwuchse, den der umgewühlte Culturboden Frankreichs in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Verwunderung

---

*) Lettres à une Inconnue par Prosper Merimée. Paris. Michel Lévy 1874. Zwei Bände in 8.

und Bewunderung Europas noch einmal hervortrieb. Es war ihm beschieden, wie den Zenith des neuen Frankreichs (1825 bis 1835), so den Bankrott desselben, zu schauen und in jedem Sinne durchzuleben. Da nun aber in Frankreich, Dank der Centralisation, die bedeutenderen Zeitgenossen stets auch Lebensgenossen sind, so hatte er mit allen literarischen und politischen Persönlichkeiten der dreißiger und vierziger Jahre in Verbindung gestanden. Zugleich Novellist und Historiker, Mitglied zweier Akademien, Sohn eines geschätzten Malers, dabei Generalinspector der Monumente Frankreichs, gehörte er der Gelehrten- und Künstlerwelt ebenso sehr an, als der schönen Literatur. Sein Freundschaftsverhältniß zur Gräfin von Montijo — sagte man doch ziemlich laut vor zwanzig Jahren, der geistreiche Schriftsteller habe die Heirath des Kaisers mit der Tochter seiner Freundin zu Wege gebracht — näherte ihn dem kaiserlichen Hof und brachte ihn mit den Kreisen des Bonapartismus in nächste Berührung, welche von der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts tonangebenden Gesellschaft so sehr verschieden waren. Ein gern gesehener Gast in Saint-Cloud und Fontainebleau, in Compiègne und Biarritz, zugleich Senator des Kaiserreichs, war er in der Lage, einem guten Theil der Weltkomödie hinter den Coulissen und bei den Proben zuzusehen. Merimée sprach vier der fünf Hauptsprachen Europas geläufig und ohne fremden Accent, las außerdem deutsch und russisch ohne Schwierigkeit, kannte die Literaturen aller dieser Sprachen aus dem Grunde. Er war viel gereist, hatte den Orient verschiedene Male besucht; in Spanien und England, wo er sehr häufig erschien, war er wie zu Hause. Italien und Deutschland

waren ihm nicht unbekannt. Viele bedeutende Fremde, namentlich Engländer und Spanier, aber auch Deutsche und Italiener, wie Bismarck und Cavour, waren ihm persönlich nahe gekommen. Vor Allem, er war ein scharfer und unbefangener Beobachter, und da er nicht ahnen konnte, daß diese vertraulichen Plaudereien je das Licht der Oeffentlichkeit sehen würden, so ließ er der „unbekannten“ Freundin gegenüber gerne seinem Witze wie seinem Aerger oder seiner Wehmuth die Zügel schießen. Ganz Paris muß also wohl ein so zu sagen persönliches Interesse an diesen Briefen haben, etwa wie Berlin es an Varnhagen's Tagebuch nahm, nur daß den Franzosen die Kurzweil von einem ungleich bedeutenderen, geschmackvolleren, leidenschaftsloseren Schriftsteller und Menschen bereitet wird. Der Anekdotenjäger, wie der Liebhaber feiner Ironie und exquisiter Sprache wird seine Rechnung beim Lesen dieser Briefe finden; mehr noch der Geschichtschreiber, der nicht viele so unparteiische und so gescheidte, dabei so trefflich gestellte Zeugen der Ereignisse unserer Zeit finden dürfte; am meisten aber der Philosoph, insbesondere der Psychologe, und der geistige Epikuräer, welchem es gar selten so gut wird mit einem so liebenswürdigen, feinen, redlichen Collegen zusammenzutreffen, als welchen unser Briefschreiber sich durchaus zeigt.

Wir wollen hier keine Analyse dieser merkwürdigen Correspondenz geben, die sich überhaupt kaum analysiren läßt. Solche Bücher wollen gelesen sein: ein paar Citationen thun's nicht: und zwar wollen sie gelesen sein, wie man Göthe's Gespräche mit Eckermann liest, mit Muße, je nach Stimmung, eine Seite heute, die andere morgen.

Gleichgestimmte Leser werden es in ihrer Bibliothek haben wollen, als ein „Besitzthum für immer“, wenn nicht neben, so doch auch nicht allzufern von Cicero's Briefen an Atticus. Denn, so groß auch das anekdotische und augenblickliche Interesse sein mag, das Beste an dem Buche ist der tiefe Sinn, mit dem hier die Welt angeschaut wird; und wie bei allen wirklich bedeutenden Werken der Art, ist die Subjectivität des Verfassers von viel mehr Interesse, als der Gegenstand oder die Gegenstände, mit denen sich derselbe zufällig abgiebt. Der Roman, der zu Grunde liegt, erweckt unsere Neugierde nicht besonders und wir überlassen es gerne dem Leser, sich die verschiedenen Peripetien desselben aus den ewigen Zerwürfnissen und Versöhnungen der beiden Correspondenten, welche namentlich das erste Viertel des Buches füllen, zusammen zu construiren. Die Dame, an welche die Briefe gerichtet sind, will ihr Incognito gewahrt wissen und, obschon es der Alles überwältigenden Neugierde geglückt zu sein scheint, den Namen zu entdecken, wollen wir hier thun, als hätten wir ihn nicht gehört, zumal dieser Name selbst dem besten Kenner der Pariser Gesellschaft gar Nichts sagt. War es zartfühlend oder nicht von Seiten der Dame, diese Briefe ihres Verehrers zu veröffentlichen? Die Antwort überlassen wir den hyperempfindlichen Richtern weiblichen Tactes; wir danken der „Unbekannten“, uns diesen Schatz nicht vorenthalten zu haben. Sie hat in der That um so mehr Verdienst, als sie selber in den Augen des Lesers eben nicht viel dabei gewinnt. Vielleicht sieht sie, nach Frauenart, eine genügende Entschädigung darin, daß ihre Eitelkeit die ganz besondere Befriedigung hat, dem persönlichen Kreise

von Bekannten, für welche das Incognito nicht existiren kann, zu wissen zu thun, wie einer der bedeutendsten und feinsten Männer des Jahrhunderts dreißig Jahre lang, erst als unglücklicher Liebhaber, dann als nie ganz beruhigter Freund, zu ihren Füßen gelegen. Eine gar unschuldige Genugthuung, wenn man bedenkt, wie wenig der stürmische Freund sich selber über die Natur seiner Empfindungen, wie über den Werth seiner Göttin, irgend welchen Illusionen hingegeben.

Eine äußerst anmuthige, ja schöne Erscheinung, obwohl in bescheidener, ja abhängiger Lage, doch von allem Reiz aristokratischer Gewohnheiten umgeben, als Fremde — sie war Irländerin — pikant für den der französischen Einförmigkeit ganz besonders müden Mann, und doch ohne die äußerlichen Geschmacklosigkeiten, welche der Franzose den Frauen anderer Nationen so gerne vorwirft; Meisterin in der Kunst der Anempfindung, aller modernen Sprachen, trotz der vornehmsten Russin, mächtig und noch gewandter als irgend eine Tochter des Nordens im Anblättern fremder Literaturen, noch glücklicher im täuschenden Anschein des Interesses und des Verständnisses; vor Allem aber ungeheuerlich kokett, stets reizend, nie befriedigend, leise vorgehend, um sich rasch wieder zurückzuziehen, eingehüllt in ihre Eisrinde, hinter welcher sie zuweilen eine heimliche Gluth ahnen läßt, die gar nicht da ist, — beherrte sie den Mann, so lange die persönliche Gegenwart dauerte, nicht einmal immer so lange; sobald er dem Zauber des, freilich höchst veredelten oder vielmehr höchst verfeinerten Geschlechtstriebes entronnen ist, schaut er wieder klar die geistige und sittliche Inferiorität der Geliebten, wie nach Winckel=

mann und Schopenhauer der wahre Bekenner der Schönheit die Inferiorität der physischen Natur des Weibes erkennt, sobald er nicht mehr in den Banden der Sinnlichkeit liegt. Liest man die harten Worte, welche der wahrheitsliebende, rauhe, nie rohe, Mann in der üblen Laune, dem moralischen Katzenjammer, der jedem Zusammentreffen folgte, ausstößt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß er im Grunde seiner schönen Correspondentin gegenüber in der Stimmung Leopardi's zu seiner Aspasia war:

. . . ciò che inspira ai generosi amanti
La sua stessa beltà, donna non pensa
Nè comprender potria. Non cape in quelle
Anguste fronti ugual concetto. E male
Al vivo sfolgorar di quegli sguardi
Spera l' uomo ingannato, e mal richiede
Sensi profondi, sconosciuti, e molto
Più che virili, in chi dell' uomo al tutto
Da natura è minor. Che se più molli
E più tenui le membra, essa la mente
Men capace e men forte anco riceve.

Nur war diese Aspasia eine tugendhafte im buchstäblichen, thatsächlichen, ich möchte sagen, zuchtpolizeilichen Sinne des Wortes. Ja, nicht nur tugendhaft, prüde sogar, und mehr als einmal muß sie sich ob dieser Geschmacklosigkeit von ihrem unbarmherzigen Verehrer durchschelten lassen. Selbst empfinden, selbst denken, insoweit es sich nicht auf persönliche Gegenstände bezieht, ist überhaupt bei Frauen noch seltener als bei Männern, bei denen es doch heutzutage gewiß schon selten genug ist. Nicht eine eigene Beobachtung, nicht ein eigenes Urtheil, nicht einen eigenen Eindruck vermag der Freund von der Freundin zu er=

langen, wenn sie in Algier eine fremde Civilisation und Natur, wenn sie in Italien neue Kunstwerke sieht, und ihr der Mann fehlt, der sie auf das Interessante, auf das Bedeutende aufmerksam macht, in welchem Falle sie freilich sich das Schönste gar schnell anzueignen scheint. In der That macht die Empfängerin dieser reizenden Briefe ganz den Eindruck jener correcten Produete einer ganz conventionellen Gesellschaft, bei denen die Leidenschaft nie zum Worte kommt, — außer bei gekränkter Eitelkeit —, bei denen die Rücksicht auf das, was „man" thut und was „man" sagt, immer die oberste ist. Das Bild, das man sich von ihr entwirft, ist ganz das einer geistig und sittlich vorwurfsfreien Person, die absolut unfähig ist, je einen dummen Streich zu begehen. Sie hat eben vom modernen französischen Frauenwesen, das sich einerseits ganz verroht, — sit venia verbo; „verwildert" giebt die Idee nicht wieder — andrerseits petrificirt hat, die schlimmere Seite angenommen, was ihr häufiger und langer Aufenthalt in der Provinz zur Genüge erklärt: die Provinzialrespectabilität, die Furcht, sich zu compromittiren, etwas zu thun, was die Andern nicht thun, spricht aus allem ihren Thun und Lassen.

II.

Merimée war, trotz eines gewissen mehr angenommenen als wirklichen Cynismus, was Goethe eine „frauenhafte" Natur nennt. Er konnte ohne weiblichen Umgang nicht leben. Derselbe war seinem etwas verwöhnten inneren Menschen so nöthig, wie später seinem immer empfindlicher gewordenen Körper die weiche Luft der Provence. Dazu

die Gewohnheit des Verkehrs, die sich gerade aus solchen Herbstlieben, — Merimée war ein Vierziger als er die junge Freundin kennen lernte — am leichtesten entwickelt. Soviel ist sicher, eine lange Periode der Freundschaft folgte auf die heftige Phase einseitiger Liebe: eine Situation, die für den schönen, anziehenden Mann eine ganz außerordentliche war, und ihn gerade deßhalb vielleicht reizte. Ich zweifle, daß einer der vier Ringe, welche der Testamentsvollstrecker des Vielumworbenen an schöne Adressatinnen zu bringen hatte, an die Empfängerin dieser Briefe gerichtet gewesen sei. Indeß, wenn auch weit von Alleinherrschaft entfernt, wußte sich die Freundin doch, gewandt und politisch, den interessanten Verkehr mit dem überlegenen Manne bis zu seinem Ende zu erhalten. Der letzte Brief ist zwei Stunden vor dem Tode geschrieben.

Was Merimée als Gelehrter und als Schriftsteller war, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Seine historischen Werke sind mit einer Gewissenhaftigkeit, einer Quellenkenntniß, einer Sicherheit der Methode gearbeitet, die ihnen in Deutschland neben den Arbeiten von Ranke oder Droysen einen Ehrenplatz sichern würden: aber sie sind zu keusch und strenge geschrieben, als daß sie in Frankreich viele Leser und viel Anerkennung finden könnten. Die Novellen Merimée's dagegen gehören nicht nur zum Vollendetsten, das die französische Literatur hervorgebracht; sie werden auch von der Elite der Nation dafür anerkannt und werden, zweifelsohne, so lange leben und zahlreiche Bewunderer zählen, als es Menschen giebt, welche den echten französischen Geist und die echte französische Sprache einer leider vergehenden, ja schon vergangenen Zeit zu

schätzen wissen. Hier haben wir mit dem Menschen allein zu thun und finden auch in ihm ein schönes Exemplar des feingebildeten und edelgesinnten Franzosen jener besseren Zeit. Taine in einer, seinen anderen Arbeiten sehr untergeordneten Einleitung, giebt mit gewohnter Systematik und gewohntem parti pris eine ganz falsche Idee von Merimée. Der Sesam-Schlüssel der maitresse qualité reicht einmal nicht aus, das Räthsel eines individuellen geistigen und sittlichen Organismus zu erklären, absonderlich wenn es sich um eine Individualität wie die des Verfassers der Venus d'Ille handelt. Taine will in ihm nur den Mann sehen, der aus Furcht die Dupe irgend eines Menschen oder irgend eines Dinges zu werden, am Ende Dupe seiner selbst wurde; bei dem das zum Lebensprincip gewordene Mißtrauen alle Schaffens- und Lebenskraft lähmte, dem die angenommene Maske der Unbeweglichkeit zur andern Natur geworden und was der unnöthigen Erklärungen einer sehr einfachen, obschon sehr seltenen, Natur mehr sind.

Die Wahrheit ist, daß Merimée ein ganz ursprünglicher Charakter und ein ganz ursprünglicher Geist war. Selbst sein Skepticismus war kein erworbener, angelernter; er war ein natürlicher, wie der Montaigne's: es war der Skepticismus der Wahrheitsliebe: ihm waren vom Anbeginn die großen Worte, sowie die Berauschung durch Worte und die daraus folgende Selbsttäuschung in der Seele zuwider: er haßte allen Schein. „Die Liebe entschuldigt Alles — sagt er einmal in diesen seinen Briefen — nur muß man sicher sein, daß es wirklich Liebe ist.“ Er hätte gewiß dasselbe vom Patriotismus, der Freundschaft,

der Begeisterung, der Naturliebe, dem Kunstgenuß, der Wissenschaft, dem Glauben gesagt. Was er suchte, war wahre Leidenschaft, wahres Gefühl, die er nur gar selten fand; er bekämpfte aber die Worte, welche jene vorstellen sollen, nur um jenen Raum zu schaffen. Den privilegirten Gefühlsmenschen à la Chateaubriand und Lamartine gegenüber, welche wie Schauspieler nur vor'm Publikum schöne Gefühle haben, im Grunde der Seele aber weniger als Andere von Egoismus und Eitelkeit frei sind, mochte er wohl gern den Mephistopheles spielen: aber hier kommt zu Tage, was ein wirklich empfindsames Herz vor den Augen der Menschen verschloß: der ritterliche Muth, mit dem er seines Freundes Libri von allen aufgegebene Sache gegen die Welt und die weltliche Gerechtigkeit ergriff, der tiefe Kummer um sein ins Verderben rennendes Vaterland, der ihm am Herzen nagte; die Liebe zu den Thieren, stets ein Zeichen tief und stark empfindender Naturen; die Anhänglichkeit und Treue an alte Diener und Jugendgenossen: Alles offenbart das warme Gemüth in dem scheinbaren Cyniker. Als eine der zwei alten Engländerinnen, mit denen er in den letzten Jahren zusammenlebte, gefährlich krank wurde, überraschte ein Freund den sprüchwörtlich gewordenen Gefühllosen in heißen Thränen.

Ebenso rein und echt sind seine geistigen Interessen: keine Arbeit, keine Langeweile, kein Opfer scheut er, wenn's gilt, etwas wirklich Schönes zu genießen, zu sicheren wissenschaftlichen Resultaten zu gelangen, seiner Conception den vollendetsten knappsten Ausdruck zu geben. Ueberall sucht er, in Büchern wie im Leben, nach dem unverstellten Hervortreten der Menschennatur, ja man kann

sagen, sein ganzes Leben war nichts Anderes, als ein Suchen nach der wahren Menschennatur unter der einhüllenden Rinde der Civilisation oder abseits des großen Stromes unserer Cultur: das Herauskehren, das ins Lichtstellen des wahren Menschen war ihm zu einer Art fixer Idee geworden. Er aber, der alles Ungefähr haßte, das als Mantel für unklares oder faules oder feiges Denken diente, er, dem Klarheit das erste Lebensbedürfniß war, gefiel sich in jenem Halbdunkel, wo das Begreifliche und das Unbegreifliche, seelische und körperliche Kräfte, All und Individuum aneinanderstoßen, sich kreuzen, sich gegenseitig beeinflussen. Er war nicht nur in der Darstellung der Zustände und Ereignisse, welche in diese Sphäre fallen, ein unerreichter Meister: er fühlte eine eigenthümliche Vorliebe für „der Menschheit bestes Theil, das Schaudern", das ihn magnetisch anzog. Dieser tiefpoetische Zug gerade macht Merimée auch den Nichtfranzosen so interessant. Die gesunde Antipathie aber gegen alles Falsche, in Literatur und Wissenschaft, im Staat wie in der Gesellschaft, machten ihn natürlich wie alle Besseren, wie alle Redlichen in dem Vaterlande der Eitelkeit zum Skeptiker: denn man kann beinahe immer sicher gehen, wenn man die echte Gesinnung vorzugsweise bei den Skeptikern dieser vielgeprüften und vielschuldigen Nation sucht. Ist's ein Zufall, wenn der französische Denker, dessen Name gleichbedeutend mit Skepticismus geworden, wenn Montaigne sich einem La Boétie in unverbrüchlicher, glühender Freundschaft hingab? Freilich müssen solche Verächter falscher Sentimentalität und falscher Begeisterung es über sich ergehen lassen, wenn die beschränkten Schwärmer, denen jede Oberfläche genügt, so gut

wie die Specialisten der Philanthropie sie als kalte, unempfindliche Egoisten verschreien und die unerbittliche Wahrhaftigkeit, mit welcher solche Geister auf den nicht eben immer gar schönen Grund der Menschennatur zu gehen pflegen, als Menschenhaß hinstellen möchten. Wer näher zusieht, wer überhaupt selber Wahrheitssinn mit dem geringsten Grade von Scharfsicht verbindet, wird die ungeschminkte Derbheit eines Merimée, die nie in Rohheit ausartet, nicht weniger respectiren, als unseres Göthe behutsames Sichzurückziehen vom gewöhnlichen Menschenkehricht.

Auch der Leser, bei dem das psychologische Interesse nicht das vorherrschende ist, wird seine Freude an diesen Briefen haben, namentlich nach der ersten Hälfte des ersten Bandes, wenn sich der Sturm einigermaßen gelegt hat, und die etwas monotonen Klagen über die Kälte oder die Launen der Geliebten sich weniger häufig wiederholen. Doch auch hier muß man diese Sammlung ganz unmeditirter Herzensergießungen, welche ohne Hilfe irgend welcher Herausgeberscheere in den Druck gekommen, nicht mit Rahel's Briefen oder der Göthe-Schiller'schen Correspondenz vergleichen wollen. Auf der andern Seite liegt freilich auch gerade wieder ein großer Zauber in der unberührten Form und in der offenbar ganz unabsichtlichen Natur dieser Stimmungsbilder und Plaudereien. Ein großer Leser und trefflicher Kritiker, wirft Merimée in beinahe jedem Briefe die feinsten und schlagendsten Urtheile über alte und neue Bücher hin — über alten amentlich; denn er gehört zu den Leuten, welchen die Natur den Abscheu des Mittelmäßigen mit der feinsten Spürkraft für dasselbe ertheilt; da aber nun unsere Zeit selten etwas Anderes als Mittelmäßiges

hervorbringt, so bleibt er seinen Alten getreu: Griechen und Römern, Spaniern und Franzosen, Engländern und Deutschen. Braucht er leichtere Lectüre, so liest er Reisebeschreibungen in fremden Ländern, zum Höchsten substantielle Geschichtswerke und Biographien, wo er Thatsachen statt Phrasen findet, oder aber schlechte Romane: ein Bedürfniß, das den höchsten Grad der Bildung verräth, wenn ich mir einen Ausspruch, den ich oft aus verehrungswürdigstem Munde vernommen, aneignen darf. Die Mordgeschichten Ponson du Terrail's waren Merimée's Lieblingslectüre in den letzten Jahren seines Lebens.

Viele Briefe sind aus dem Auslande datirt und seine humoristischen Schilderungen deutschen „Gemüthes" und deutschen Appetits, englischer Heuchelei und spanischer Natürlichkeiten sind nicht minder unterhaltend als seine beißende chronique scandaleuse der vornehmen Pariser Gesellschaft. Ein Virtuose im Erzählen und Beschreiben, erinnern seine Skizzen oft an Mme. de Sévigné's berühmteste Anecdoten. Die Porträts, vom Gassenjungen in Fleetstreet bis zu Herrn Gladstone, von der catalonischen Küchenmagd bis zu Ihrer katholischen Majestät, Isabella II., treten hervor aus der Leinewand, wie Köpfe des Velasquez. Reizend sind seine Beobachtungen der Thiere, deren innere Vorgänge zu errathen er nie müde ward, und die er vielleicht noch besser studirt hatte als die Menschen. Auch seine Küchenrecepte sind nicht zu verachten und würden Brillat-Savarin und Alexandre Dumas alle Ehre gemacht haben: denn Merimée, wie alle echten Franzosen und alle feinorganisirten Naturen, hielt außerordentlich viel auf gute Küche. Auch das Klima und das Wetter ist ihm ein Gegenstand

von hoher Bedeutung, und er spricht sich darüber mit derselben Naivetät aus als über Kunstwerke und landschaftliche Schönheiten. Kurz überall sieht man unter der höchsten Civilisation die unmittelbarste Empfindung, und wie die Hofgunst nie dem unabhängigen freimüthigen Manne den geringsten Act der Servilität entreißen konnte, so thaten die feinen Manieren des sich nie verleugnenden Gentleman und das elegante Gewand, das er bis in sein Alter trug, nie seiner Originalität und Natürlichkeit Abbruch.

Nicht minder treffend und sicher war sein Urtheil in der Politik; er war überzeugt — eine Seltenheit in Frankreich bei Männern von seiner Bildung — daß im aufgeklärten Despotismus allein das Heil seines Vaterlandes zu suchen sei. Einen wahren Kassandrablick hatte er für das Kommende, und man sieht bei einer solchen Gelegenheit wieder einmal recht deutlich, wie viele Vortheile der Zuschauer am Schachbrette über den Spieler hat. Doch war auch er bis zu einem gewissen Grade beim Spiele betheiligt: seine Anhänglichkeit an die Person des Kaisers, der auf Alle, die ihm je näher gekommen, denselben Zauber ausübte: seine Würde als Senator, deren Pflichten er gewissenhaft, wenn auch nicht ohne Ironie, erfüllte, wie alle anderen, die er übernahm: sein Inspectionsamt, seine academische Thätigkeit, seine Missionen zogen sein persönliches Interesse mit hinein ins Oeffentliche: und noch vierzehn Tage vor seinem Tode ließ er sich am 4. September, am ganzen Körper gelähmt, in den Senat tragen, um im Augenblick der Gefahr auf seinem Posten zu sein und, da er's mit Worten und Thaten nicht konnte, wenigstens durch seine Gegenwart wider den schnödesten Act der französischen

Geschichte zu protestiren. Aber Merimée war ein viel zu feiner Kopf, als daß er die rohe Leidenschaft oder die heuchlerische Sittlichkeit des Parteimannes in sich hätte aufkommen lassen. Er stand zu den Ereignissen etwa wie Göthe, nur mit mehr Patriotismus, wie es beim Bürger einer lange geeinten Nation von großer Geschichte nicht anders denkbar ist; doch verhinderte ihn dieser Patriotismus so wenig, in Fürst Bismarck den einzigen großen Staatsmann unserer Zeit zu sehen, als Göthen weder sein Deutschthum noch seine Humanität hinderten, in dem Unterjocher Deutschlands und dem Zermalmer der Menschen das größte Genie aller Zeiten zu erblicken. Ganz deutlich sieht Merimée den Ruin des französischen Staates kommen, wie er den Verfall der französischen Gesellschaft als schon längst eingetreten betrachtet: Nous nous en allons à tous les diables", sagt er vom ersteren, lange vor dem Kriege. Qu'est devenue la société française d'autrefois? fragt er sich, wenn er die geschmacklosen Uebertreibungen der vornehmen Kreuzfahrerinnen anhören muß. Was ist aus dem französischen Geist, was aus der französischen Sprache geworden? möchte man ausrufen, wenn man wieder einmal so einen echten Vertreter jenes altfranzösischen Geistes in echtem Französisch reden hört, einen Nachkommen Regnier's und Molière's, Larochefoucault's und Labruyère's, Bayle's und Voltaire's, Chamfort's und Courier's. Wie gesund empört ist der Mann über die Verlogenheit der Demokraten, die Illusionen der Parlamentarier, den Fanatismus der Klerikalen; denn es ist eine wahre Wohlthat, Merimée neben Sainte-Beuve als den einzigen conservativen Franzosen seiner Generation zu sehen, der nicht auf seine alten Tage

fromm geworden wäre. Manchmal glaubt man ein Echo des großen Jesuitenfeindes selber zu hören, und der Muth, mit dem er seine unfashionablen philosophischen Ansichten in den fashionablen Kreisen der Hauptstadt wo nicht zur Schau trägt, doch männlich bekennt, ist eine zu seltene Erscheinung im heutigen Frankreich, als daß man sie nicht bewundernd hervorheben sollte.

Es ist nicht leicht, strenger für seine Nation und für seine Zeit zu sein, als Merimée sich hier zeigt; und doch ist es schwer, ihm zu widersprechen, unmöglich ihn zu widerlegen, wenn er in Bitterkeit ausruft: Je suis accablé de honte quand je pense à ce XIXe siècle et que je le trouve de toute façon si inférieur à ses prédécesseurs. Er freilich ist ganz ein Mann des vergangenen Jahrhunderts; wie in der Gesinnung und in der Weltanschauung, so in der Sprache: knapp, relief, lebendig, voll. Da ist keine Spur von Rhetorik, aber auch kein Flecken, den Nachlässigkeit oder Unklarheit zurückgelassen hätten. Die Präcision des Ausdruckes ist ungesucht; die Concision des Satzbaues ist nie dunkel, die Einfalt ist nie trocken. Es ist das ächte, gute, alte Französisch, dessen Traditionen heute so total verloren sind. Wer sich davon überzeugen will, der lese einen dieser Briefe, den unbedeutendsten, und greife dann zu den besten Schriftstellern der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, zu Renau, zu Taine, zu Dumas fils, und er wird augenblicklich fühlen, welche Kluft auch in dieser Beziehung das neue Frankreich von dem alten trennt.

Januar 1874.

E. d'Alton.

Graf d'Alton Shée ist, nach langjähriger, heiter und würdig ertragener Blindheit, im 65sten Jahre seines bewegten Lebens gestorben. Aus einer irischen Familie stammend, welche mit Jacob II. nach Versailles gekommen und dort naturalisirt worden war, und in seiner Jugend als Wildfang am Hofe Karls X., als eccentric unter Louis Philipp berühmt, lebte er in den Jahren, in den ich ihn persönlich zu kennen das Glück hatte, als ein bescheidener bürgerlicher Familienvater, äußerst mäßig und anspruchslos, nur in den vornehmen Formen schlichtester Höflichkeit noch die Herkunft und Ueberlieferung verrathend. Schon hatte er alle seine Excentricität auf ein ganz anderes Feld, das der Politik, geworfen, wo er sich schon früh der allerradikalsten Seite der Opposition angeschlossen hatte. Der durchaus unbescholtene Mann ist vielfach verkannt worden: er, der in seinem Ausdruck stets ein so sicheres Maaß zu halten wußte, war in seinem Betragen stets übertrieben: die Welt kannte ihn nur als tollen Wüstling, oder als rothen Demagogen: nur die intimsten Freunde wußten, welche gediegene Reserve an Loyalität, altfranzösischer Bildung und sicherem Geschmack er sich neben diesen Auswüchsen einer allzu lebendigen Natur bewahrt hatte, und wie kein

wohlbestallter Professor der Nationalliteratur seinen Molière oder Racine auswendig wußte, gleich diesem vornehmen Lebemann.

D'Alton ist auch als Schriftsteller aufgetreten. Seine Denkwürdigkeiten*) hatten ihrer Zeit einen großen Erfolg. Nach wenig Wochen war eine zweite Auflage des schon vorher in einer gelesenen Zeitschrift veröffentlichen Werks nöthig geworden. Kein Wunder eigentlich; denn das französische Publikum hat seinen natürlichen Geschmack für diese so durchaus nationalen Genres stets bewahrt und es dürfte schwer sein, Bände zu finden, in denen die Traditionen des Genres reiner bewahrt wären als in denen d'Altons. Alles was die französischen Mémoiren charakterisirt und ihren eigenthümlichen Reiz ausmacht, ist hier in hohem Grade vereinigt: Natürlichkeit und Leben, pikante Anekdoten und feine Beobachtungen; vor Allem eine ursprüngliche Individualität, um welche sich die Ereignisse gruppiren, die Personen bewegen.

Diese Ereignisse und Personen aber müssen Jedermann interessiren, denn es sind die jener zwanzig schönen Jahre, während deren Frankreich seine Strahlen über ganz Europa warf, nicht die Strahlen seiner hundert Tausende von Bayonetten, wohl aber die seiner Ideen, seines Beispiels, der Sympathie, die es bei den übrigen Völkern zu erwecken wußte, mehr noch der Beängstigungen, die es den absoluten Herrschern des Festlandes einflößte. Niemand war besser

*) Mes Mémoires (1826 à 1838) par le Comte d'Alton Shée, ancien pair de France. Paris. Librairie internationale. 1869 et suiv.

gestellt, als d'Alton, das glänzende Schauspiel des damaligen Frankreich zu beobachten, des politischen sowohl als des literarischen und gesellschaftlichen Frankreich. Geburt und Familienverbindungen brachten ihn natürlich der officiellen Welt, wie der Welt des Vergnügens nahe; seine Neigungen führten ihn bald zu der literarischen und künstlerischen Welt. Seine Beziehungen zu den Protagonisten des öffentlichen Schauspiels gaben ihm sogar eine Rolle im Stück; aber diese Rolle hinderte ihn nicht zu sehen, zu beobachten und nachzudenken. Sein von Natur zur Beobachtung geneigter Geist war wie dazu gemacht, die wesentlichen und bezeichnenden Züge der Dinge und der Menschen, die er unter den Augen hatte, zu ergreifen und wiederzugeben; denn er war weder von Doctrinen noch Abstractionen, weniger noch von Vorurtheilen, religiösen, wie gesellschaftlichen, umnebelt. Er scheute sich in seinen Denkwürdigkeiten nicht, an die großen Fragen heranzugehen, die in jener Zeit der Discussionen angeregt und erörtert wurden; aber in einem Land und in einer Zeit, wo die Freidenker jeden Gläubigen als einen Narren oder Heuchler zu betrachten pflegten, während der Fromme in dem Philosophen nur den Atheisten und Bösen sehen wollte, wo die höheren Classen der Gesellschaft dem Volke wie einem Feinde mißtrauten, wo das Volk jeden Adelstitelbehafteten als einen Verräther ansah, vermochten so engherzige Leidenschaften das Auge des jungen Beobachters nie zu trüben: sein Blick blieb klar, heiter, offen, die Dinge einfach aufnehmend und einfach wiedergebend, wie ein getreuer Spiegel.

Dieses ist auch der Charakter seines Hauptbuches. Der Styl belebt ohne Künstelei, originell ohne Neologismen

noch Archaismen, individuell ohne Bemühung, erinnert unwillkürlich an jene auch in Frankreich so seltenen Männer, die doch Frankreich beinahe allein hat hervorzubringen verstanden, an die Männer, die Schriftsteller waren ohne Autoren von Handwerk zu sein. Alles ist geschrieben genau wie ein Mann aus der besten Gesellschaft reden würde, bei dem die sogenannte „Distinction“ noch nicht alle Natürlichkeit und Ursprünglichkeit verwischt hat. Eine große Genauigkeit im Ausdruck, — was man die Aufrichtigkeit der Sprache nennen könnte — leiht dieser Lectüre einen ganz besonderen Reiz, dem man heute nicht häufig mehr begegnet; denn das Buch lebt durch die Dinge, nicht durch die Worte. Kurze, treffende Anekdoten, die zu denken geben, ohne daß der Erzähler es übernähme, an der Stelle des Lesers die Gedanken daraus zu ziehen, erzählt mit hinlänglicher Discretion, Niemanden zu verletzen, mit genug Freiheit die Neugierde zu reizen und zu befriedigen, wechseln mit ganz ungemein gelungenen Porträts. Seien es nun einfache Bleistiftskizzen, wie die fünfzehn bis zwanzig Silhouetten der Stammgäste des Café de Paris im Jahre 1830, seien es freigezeichnete und groß ausgeführte Gemälde, welche die Züge vertrauter Freunde oder historischer Persönlichkeiten wiedergeben, diese Porträts lassen stets die Gestalten, die dem Verfasser gesessen haben, vor uns leben. Man meint, man habe sie immer gekannt, oder man sähe sie wieder wie man sie einst gesehen, so gut versteht d'Alton, wie durch plötzliche Intuition, den wesentlichen Zug eines Jeden herauszufinden. Man lese nur die Bildnisse Berryer's, der so lange der Mentor des jungen Pair de France war, die Heinrich Heine's, Alfred de Musset's,

Armand Carrel's, Emil de Girardin's, Achille Bouchet's, Major Fraser's namentlich.

Man ist versucht zu glauben, jene ganze Zeit lebe wieder auf vor unserm innern Auge, jene Zeit tiefer Aufregung und großartiger Eleganz, die noch einen letzten Schimmer der alten französischen Gesellschaft, wie man sie sich vorzustellen liebt, auf sich trug: verliebt in allgemeine Ideen, leicht eingenommen, jung in jedem Lebensalter, eine Poesie und ein Theater lebhaft genießend, die sich noch nicht beifallen ließen zu moralisiren anstatt zu unterhalten; fähig die Pferde einer jener anmuthigen, damals so zahlreichen Bühnenköniginnen auszuspannen, aber auch bereit sich in den heißesten Kampf zu stürzen, um einer Idee zum Siege zu verhelfen; weniger vorsichtig in ihren Urtheilen als unsere hyperkritische Zeit, aber ursprünglicher und frischer in ihren Schöpfungen: ein St. Martins Sommer jenes herrlichen XVIII. Jahrhunderts, des französischsten der französischen Geschichte, dessen Wirklichkeit zahlreiche Ueberlebende damals noch bezeugten. Mitten in dieser Umgebung ein junger Edelmann, kaum den Pagenkleidern entschlüpft, herbeigeeilt von dem äußersten Ende Italiens, um dem letzten Acte der Julirevolution beizuwohnen, vergnügungstoll und deß kein Hehl tragend, in allen körperlichen Uebungen Meister, etwas lärmend vielleicht, aber primesautier, lebensprudelnd, fähig sich in Diderot zu verlieben und für Rousseau zu begeistern, wo nöthig die Nacht des 4. August in Scene zu setzen oder Washington zu Hülfe zu eilen, und der uns, bei der Rückkehr, seine Jugendzeit erzählt und den seltenen und exquisiten Genuß bereitet, uns mit einem Menschen zusammenzubringen, da die Gewohnheit uns fürchten ließ

„nur einem Autor“ zu begegnen. Hätte der Erzähler uns von dieser Reise in's Land der radikalen Demokratie nicht noch gewisse Theorieen mitgebracht, die man nicht theilen kann und welche die lebhaften Farben der persönlichen Erinnerungen etwas trüben, wären seine Urtheile nicht zuweilen allzu absprechend, begegnete man nicht hie und da einigen leichten Ungleichheiten in der Ausführung, so würde ich zu sagen wagen, jener Genuß sei ungemischt.

In der That, der Page war alt geworden und konnte doch die Pagenstreiche nicht lassen: schon im Oberhause von 1830 waren sie kaum am Platze. Dem Sechzigjährigen, der bei den letzten Wahlen des Kaiserreichs im Jahre 1869 durch seine Candidatur beinahe die Wahl Thier's scheitern machte, verzieh man solchen Muthwillen nicht. Doch waren hier wie immer seine Motive ganz rein, und das Publikum, auch wie immer, roh in seiner Auffassung. D'Alton blieb eben sein Leben über ein enfant terrible: wie er in seiner Jugend die Aristokratie, der er angehörte, durch seine Unberechenbarkeit compromittirte, so in seinem Alter die Opposition, in der er sich einen Platz gemacht. Die Eitelkeit konnte ihm schlimme Streiche spielen: das persönliche Interesse nie. Er hatte sein Vermögen durch Verschwendung, dann in tollen Geschäften verschleudert: nie hat er gesucht es durch die Politik wiederherzustellen. Ehrlich, muthig, unverdrossen hat er von seiner Feder gelebt lange Jahre: weiter hat er von der Politik Nichts verlangt. In ihm war etwas von Alcibiades und Catilina: aber es fehlte ihm das Genie des Atheners, die Gewissenlosigkeit des Römers. Hätte er in den Zeiten der alten Monarchie gelebt, sein Name würde, ohne Mißklang, neben dem des Chevalier

de Grammont genannt werden. Im Frankreich der Revolution sollte dieser Name einem leidenschaftlichen Rhetor zur Amplification einer politisch-oratorischen Thesis dienen. Léon Gambetta hat am Grabe d'Altons versucht, den modernen französischen Radikalismus an die alten französischen Traditionen anzuknüpfen, die diesen Radikalismus selbst roh und systematisch zerrissen. Die Freunde des demokratischen Grafen hätten ihm einen anderen Lobredner gewünscht.

Juni 1874.

Delirium tremens. . .

I.

Ein sonderbareres Buch ist wohl nie geschrieben worden als dieses, und ganz sonderbar ist auch die Wirkung, die es auf den Leser hervorbringt.*) Hat man sich durch ein paar Seiten durchgearbeitet, so fragt man sich erstaunt, wie ein vernünftiger Mensch und noch dazu ein bedeutender Schriftsteller solchen Wahnwitz drucken lassen könne. Der seltsame Rahmen erscheint Einem in seiner anspruchsvollen Kindlichkeit als ein recht läppischer Einfall. Der angehäuften Gelehrsamkeit traut man nicht recht. Auch ist man versucht, sie unnütz und durchaus nicht am Platze, dazu noch recht ermüdend zu finden. Man möchte sich entrüsten über die corrupte Sinnlichkeit, die wie ein Unterton durch die sinnverwirrende Theologie und Metaphysik, wie durch

*) La tantation de Saint-Antoine par Gustave Flaubert. Paris, Charpentier 1874. 1 Band in 8°.

Wir machen hier eine Ausnahme von der uns selbst gesetzten Regel, nur solche Recensionen in diese Sammlung aufzunehmen, welche allgemeine Fragen behandeln oder eine bedeutende Persönlichkeit charakterisiren: hier ist das besprochene und analysirte Werk selber die Charakteristik einer Seite, und zwar einer wenig gekannten Seite, des französischen Geisteslebens.

die schimmernden Bilder und die verrückten Situationen durchklingt. Man bedauert, daß eine so schöne Sprache durch so viele fremde und gesuchte Ausdrücke, die gerade dem Französischen so schlecht stehen, verunstaltet, und daß diese Kunst der Sprache überhaupt auf einen so abstrusen Gegenstand verwendet worden. Dringt man weiter vor durch dieses Gestrüpp kindischer Albernheiten, mystischen Tiefsinns, seltsamen Wortgeklingels, bizarrer Traumgestalten, so wird's Einem selber nach und nach ganz wirr; man möchte rufen wie Faust in der Hexenküche: „Weh mir! ich werde schier verrückt," und erwartet jeden Augenblick, auch der Verfasser werde mit Mephistopheles bekennen: „Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken."

Läßt man sich nun aber gehen, liest Seite um Seite, träumt fort mit dem tollen Dichter, so fühlt man sich unversehens unter einer Art Alpdruck, von dem man sich nicht mehr befreien kann, kaum mehr befreien mag. Es ist, als habe man Hatschisch geraucht und sei fortgetragen in den heißen Orient und in die fernen Jahrhunderte, wo sich Neuplatonismus, Christenthum, ägyptischer Geheimdienst und buddhistische Weisheit im Schatten der Pyramiden und Sphinxe begegneten. Die Luft ist geschwängert mit geiler Wollust und spitzfindiger Dogmatik, eine Riesenvegetation steigt betäubend aus dem fetten Boden; allerhand seltsam Gethier umwimmelt Einen; von allen Seiten lugen Einen ungeheuerliche Götzenbilder an: alte Priester führen wunderliche Reden in fremden Sprachen und, wenn es glückt, und wenn es sich schickt, so sind's „Gedanken". Nach und nach kommt Sinn und Zusammenhang in den Traum, manchmal sogar ein recht tiefer Sinn, und wird

auch der Traum nie ein angenehmer, wohlthuender, so ist er doch immer einer, der dem Erwachenden noch Stoff und Anlaß zum Nachdenken giebt. Was Rosenkranz von Göthe sagt: daß er die Atmosphäre des Infernalischen um Mephistopheles her durch das Mittel des Absurden hervorgebracht habe, läßt sich auch auf den Luftkreis anwenden, in den uns die „Versuchung des heiligen Antonius“ versetzt. Man glaube deshalb ja nicht, daß wir, wie ein französischer Kritiker in Herrn Thiers’ Specialzeitung*), diese Lucubration Flaubert’s für „bedeutender als Göthe’s Faust“ halten oder gar für „eines der unsterblichen Werke dieses Jahrhunderts“, ja, „das großartigste (la plus magnifique) dramatische Werk, das vielleicht je geschrieben worden“. Nein, „die Versuchung des heiligen Antonius“ ist und bleibt die bedauerliche Verirrung eines äußerst talentvollen, sehr unterrichteten und — was seltener ist heutzutage — ausnehmend gewissenhaften Künstlers; aber es bleibt auch ein Hervorbringniß, das für Frankreich, welches eben Aehnliches durchmacht, äußerst charakteristisch ist.

Gustave Flaubert ist erst als Dreißiger vor das Publikum getreten und hat jetzt die Fünfzig noch nicht erreicht. Er hatte, obschon ganz bürgerlichen Kreisen angehörig, ein schönes Vermögen ererbt. Gründliche Studien, medicinische wie philosophische, weite Reisen, ein wechselndes Land- und Stadtleben hatten ihn gereift, als er die Feder ergriff. Sein erstes Werk, „Madame Bovary“ (1856), war eine treffliche Sittenschilderung, welche dem Verfasser eine gerichtliche Verfolgung wegen Verstoßes gegen die öffentliche

*) S. „Le Bien public“ vom 8. April 1874.

Sittlichkeit und eine Freisprechung zuzog. Es reiht sich würdig an Balzac's und Stendhal's Romane an, ohne die Poesie des Ersteren, ohne den politisch-religiösen Hintergrund, den der Letztere seinen Erzählungen zu geben pflegt; knapper, fester, wahrscheinlicher als Beide. Der karthaginiensische Roman, den Flaubert 1862 veröffentlichte, bekundete große Kraft und umfassende historische, topographische und archäologische Forschungen; auch er war sehr wahrheitsgetreu, aber die Wahrheit, die er schilderte, keine wohlthuende. Die Fremdheit des Stoffes, die Mischung von Grausamkeit und Wollust — ein tiefer Zug der Menschennatur, den auch Shakespeare in den Töchtern Lear's genial verwerthet hat, Flaubert aber zu craß, zu detaillirt, mit zuviel Wohlgefallen ausmalt — die an's Lächerliche streifende Seltsamkeit der Einzelheiten schadeten dem Buche sehr in den Augen des Publikums; doch fehlte auch die Anerkennung der Urtheilsfähigen — deren Lob oder Tadel, wie Hamlet meint, die eines ganzen Hauses voll Gründlinge überwiegen sollte — einzelnen Partien des merkwürdigen Buches nicht, das sie im Ganzen als einen Mißgriff bezeichnen mußten. Die zwei vorletzten Werke Flauberts, einen Roman (1869) und ein Drama (1874), die ein vollständiges Fiasco gemacht, ist der Schreiber dieser Zeilen durch zufällige Umstände verhindert worden zu lesen. Indeß der Eindruck der beiden ersten Werke, sowie die Persönlichkeit des einst flüchtig gekannten Mannes, die Achtung, die Sainte-Beuve für sein Talent stets gegen den deutschen Schützling an den Tag gelegt, gaben diesem den Muth (und er brauchte dessen nicht wenig), das neueste oben

angezeigte Erzeugniß Flaubert's nicht nach den ersten 20—30 Seiten aus den Händen zu legen.

Flaubert behauptet, siebenundzwanzig Jahre an dem abenteuerlichen Buche gearbeitet zu haben, und wir wollen's ihm gerne glauben; denn man sieht dem Werke die Arbeit nur gar zu sehr an. Die Resultate einer ganz ungewöhnlichen Erudition in orientalischer Geschichte, namentlich Religionsgeschichte; die Beobachtungen, die der Schriftsteller in wiederholten und langen Aufenthalten im Morgenland gesammelt; die Einflüsse Comte'scher Philosophie und des Umganges mit materialistischen Aerzten und Naturforschern, sind leicht zu erkennen. Dabei gehört der Verfasser zu jenen, leider immer seltener werdenden Franzosen, welche einen Cultus für ihre Sprache haben und einen Satz zehnmal umzuschreiben bereit sind, bis es ihrem Ohr, ihrem Geschmack und ihrem Gedanken ganz genug thue. Doch schadet die viele Arbeit offenbar dem Buche; denn die Anhäufung gelehrter Details, aufgenommener Localnotizen, fremdartiger Wörter und noch fremdartigerer Gebräuche, die Aufzählung von Stoffen, Parfüms, Ornamenten, religiösen Secten, phantastischen Thieren, ekeln Götzen u. s. w., so sehr sie berechnet sein mag, jenen traumartigen Eindruck hervorzubringen, von dem wir sprachen, wird immer die meisten Leser abhalten weiter einzudringen, und erreicht in der That manchmal einen Grad von Puerilität, der eine ganz andere Wirkung als die beabsichtigte hervorbringt.

Ein zusammenhängender Sinn ist indeß in diesem sonderbaren Rauschgesichte, das, wie ein anderes Delirium aus dem übertriebenen Genuß geistiger Getränke,

aus dem unmäßigsten intellectuellen Régime entstanden zu sein scheint. Und zwar ist der Sinn ein echt französischer. Trotz der scheinbaren Discrepanz ist's der alte französische Geist, wie er mit Rabelais die Pfaffen gehöhnt, selbst aber Pfaffe geblieben ist; wie er mit Descartes an die Schwelle des Zweifels, mit Pascal über die Schwelle des Zweifels gedrungen, um zurückzuweichen in die Halbnacht der weihraucherfüllten Kirche. Alles ist französisch an dem Buche: die Kunst der Composition in anscheinendem Chaos, die Sorgfalt und Reinheit der Sprache bei affectirter Kühnheit, das Wohlbehagen an der Zote um der Zote willen, die raffinirte Sinnlichkeit der Bilder und Situationen, die göttliche Tragödie, in der alle Religionen der Kritik, der Analyse, dem Rationalismus erliegen; — auch ein bedeutender französischer Maler, Chenavard, hat vor wenig Jahren den Tod aller Götter gemalt — das Verlieren des Ideals, sobald es keine bestimmte sinnliche Gestalt mehr hat; der Comte'sche Versuch, sich die Ohren zu verstopfen, um das Syrenenlied der Methaphysik nicht hören zu müssen und das sofortige Verfallen in blinden Aberglauben; das leidenschaftliche Interesse an die Frage von der generatio aequivoca, während man doch „positivistisch" nur mit der Ordnung der Thatsachen beschäftigt zu sein, vorgiebt; vor Allem aber jene wunderbare disinvoltura, mit welcher das credo quia absurdum als die höchste Weisheit dargestellt wird, welche sich als Quintessenz aus dem Studium der Geschichte, der Religionen, der Philosophieen, der Naturforschung, aus der Erfahrung des Lebens, aus dem eigenen Nachdenken ergeben soll. Niemand hat's je so weit gebracht wie die Meister der Analyse, die Franzosen, in der

Kunst, ihren Geist in feste Rubriken zu theilen, und, während in dem einen Kämmerlein unverdrossen an der Erforschung des Seienden gearbeitet wird, während in dem andern der Verstand an seinem aprioristisch-mathematischen Gebäude weiter baut, im dritten Gemache ruhig weiter zu bauen, als ob daneben nicht gehämmert würde an einem neuen Tempel, gerüttelt an dem alten, zu dem sie beten. Es ist wohl der Mühe werth, näher zuzusehen, wie so etwas heute vor sich geht, wo statt der Mathematik, wie zu Descartes' und Pascal's Zeiten, die Physiologie den Chor der Wissenschaften leitet; zu erfahren, auf welchen verschlungenen Wegen der denkende Franzose zu jenem Ziele der Entsagung, zu jenem Gehorsam des Intellektes kommt. So sei denn in einem folgenden Abschnitte der ungemein geschickt und erfolgreich, durch Ueberstickung und reiche Umhüllung verborgene Faden des Gewebes gegeben, das uns unter dem so bunten Bilde des Morgenlandes im IV. Jahrhunderte, den geheimen Gedankengang des immer mehr zusammenschwindenden Theiles der französischen Nation schildert, welcher sich noch zu denken die Mühe giebt.

II.

Der heilige Antonius sitzt gegen Abend allein in seiner Einsiedlerhütte am Ufer des Nil. Die Schatten werden länger, die Nacht steigt herauf: mit ihr die Erinnerungen an Jugend und Leben, an Mutter und Geliebte, Lehrer und Schüler, Leidens- und Kampfgenossen, an die Verfolgungen, die Triumphe, die inneren Zwistigkeiten der Kirche. Wehmuth, Mißzufriedenheit, Langeweile überkamen

den Eremiten; Seufzer und Lieder der Sehnsucht tönen herauf aus den Wellen des heiligen Stromes wie Wiederhall eigener Gedanken; Schakale knuppern und schnüffeln an der angelehnten Thüre. Seltsame Schatten bewegen sich in dämmernder Beleuchtung. Ein Alpdruck wirft sich auf den durch das Fasten entkräfteten Körper, auf den durch das Fasten überreizten Sinn. Da lehnt sich der Teufel mit beiden Ellenbogen über die Hütte; gleich einer riesigen Fledermaus, die ihre Jungen säugt, trägt er die sieben Todsünden unter seinen Flügeln.

Antonius schlummert ein; sonderbare Träume entführen ihn auf seiner Strohmatte, die sich zu einem weich geschaukelten wellenumspülten Nachen gestaltet. Lockende Speisen steigen auf vor dem Hungernden, der schon die lüsternen Hände danach ausstreckt, aber sich plötzlich besinnend, die Tafel trotzig umstößt, auf der sie ihm credenzt werden. Nicht ganz so glücklich widersteht der Gequälte dem Zauberreize des Goldes; doch der Schwäche folgt der Gewissensbiß auf dem Fuße und in der Reue bemächtigt sich seiner ein Bedürfniß zu wüthen gegen sich, gegen Andere: und siehe, er befindet sich in der altbekannten Weltstadt Alexandria, mit den großen prächtigen Palästen, den schiffbelebten Häfen, den wimmelnden Straßen, dem bunten Volke aller Weltgegenden. Auf einmal bleibt die Menge stehen und alle Blicke richten sich nach Westen, von wo die Mönche der Thebaide, knittel-bewaffnet, unter Hymnengesang heranstürmen, an ihrer Spitze Antonius selber. Vor ihnen flieht das entsetzte Volk; sie aber schonen Niemandes; überall häufen sich die Leichen der Erschlagenen; bis zum Knöchel waten die Frommen im Blute: aber schon sind

wir nicht mehr in den Straßen der ägyptischen Hauptstadt, sondern in Nicäa im Concil streitender Kirchenväter und wiederum in der Loge des Kaisers zu Byzanz, während unten im Circus die Kutscher der Grünen und Blauen sich zum Rennen rüsten: da wird das Amphitheater eine Tafel, das Rennen ein Bankett, der Kaiser Nebukadnezar inmitten seiner Frauen, Antonius selber wird Nebukadnezar und kriecht auf allen Vieren. Plötzlich fährt er auf und greift zur Geißel; aber im Schmerze der Geißelung erwacht das Gefühl der Wollust und eine neue Todsünde naht heran in Gestalt der Königin von Saba.

Alle Künste der Toilette, aller Luxus betäubender Wohlgerüche, alle Koketterie der Stellungen, alle Reize der Gaze, alle Verlockungen süßer Reden und versprochener Freuden verschwendet die Gefährliche — umsonst, das Zeichen des Kreuzes rettet den Einsiedler, unverrichteter Sache zieht die Verführerin ab; auf der Schwelle aber, wo sie gestanden, liegt ein wunderlich Kind, das ihm bekannt scheint. Ist's nicht Hilarion, einst sein geliebter Schüler? Auch Der versucht ihn, mit Eitelkeit, Stolz, Neid, und fast gelingt's ihm: wie wohlgefällig erhebt sich schon der Einsiedler über seinen alten Freund Athanasius. Auch die Falle des Sophismus ist nicht leicht zu meiden: „Heuchler, der sich in die Einsamkeit verliert, um sich besser dem Ueberströmen seiner Begierden hingeben zu können! Du entsagst üppiger Speise, dem Wein, warmen Bädern, Sclaven, Ehren; aber wie läßt du dir von deiner Phantasie Bankette, Wohlgerüche, nackte Weiber und klatschende Mengen bieten! Deine Keuschheit ist nur eine verfeinerte Verderbniß und diese Verachtung der Welt nur die Ohnmacht deines Hasses

gegen sie.“ Der Rationalismus gesellt sich dazu, ihm die Motive der Märtyrer und ihre Satisfactionen, die Wunder und ihre natürliche Erklärung recht verständlich vorzurücken; die Kritik deckt ihm die Widersprüche der Evangelien untereinander und mit sich selber auf: die Wahrheit allein, die Erforschung der Wahrheit ist des Menschen würdig.

Will er die Männer sehen, die sich ihr widmen? Er trete ein in die große Basilika, wo die Menge wogt und fluthet wie die Meeresfläche. In der Menge unterscheidet er Gruppen. Hier „Männer auf Schemeln, welche mit erhobenem Finger predigen; andere beten dort mit gekreuzten Armen, liegen auf der Erde, singen Hymnen, trinken Wein; um einen Tisch herum feiern Gläubige ihre Agapen; Märtyrer wickeln ihre Binden auf, ihre Wunden zu zeigen; Greise erzählen, auf Stöcke gelehnt, ihre Reisen.“ Antonius horcht auf, hört den Propheten Manes, der die Schöpfung der Welt erklärt; sieht Saturnin, den Syrier, gegen ihn auftreten. Dem folgen Cerdon, Marcion, Ptolemäus, Barbesanes, diesen die Hernier, die Priscillianer, Valentin, der die Welt für das Werk eines delirirenden Gottes hält, Origenes, Basilides, die Elkhesaiten, die Carpocratier, die Nicolaiten, die Marcosier, die Helvidier, Messalier, die Paternier, die dem Teufel geben, was des Teufels ist, Aetius, für den die Verbrechen Bedürfnisse sind, die Gott nicht ahndet, bis endlich Tertullian erscheint und alle ketzerischen Sectirer hinausjagt: „Zerstört die Bilder! Verschleiert die Jungfrauen! Betet, weinet, geißelt Euch! Keine Philosophie! Keine Bücher! Nach Jesus ist die Wissenschaft überflüssig!“ Doch auch er verschwindet plötzlich. An seiner Stelle sitzt Priscilla die Montanistin, auf der entgegen-

gesetzten Seite Maximilla. Sie singen um die Wette das Lob des Meisters und Gatten Montanus, bis sie sich in den Haaren liegen und der Prophet selber sie beruhigen muß. Doch da kommen ja schon andre Schaaren und Secten herangezogen, die Arcontiker, die Tatianier, die Valesier, die des Origenes That vollbringen, die Caïniten, so Sodoma anrufen, die Circoncellionen und wie sie Alle heißen, und sammt und sonders proclamiren sie im Triumph ihre heiligen Dogmen; sie schwellen an, sie stürmen auf Antonius ein: da faßt er sich zusammen und geht muthig auf alle die Ketzer los: „Doctoren, Magier, Bischöfe und Diakonen, Menschen und Phantome, zurück, zurück, Ihr seid Alle Lügen!“ Aber immer neue Häretiker ziehen heran, immer furchtbarer werden die Greuellehren, immer gräßlicher die Riten, bis der Einsiedler von Neuem in Ohnmacht fällt.

Wie die Vision wieder beginnt, sieht er sich in dem Kerker, dessen Thore sich auf den Circus öffnen, mitten unter den Christen, die den wilden Thieren der Arena zur Beute dienen sollen. Sie bedenken sich, sie weichen zurück vor dem furchtbaren Ende; und noch im Augenblicke, wo die Bestien schon erscheinen, höhnen und verspotten sie in orthodoxem Hochmuthe den Montanisten, der in einer Verzückung aller Gegenwärtigen vergißt. Ein Schleier breitet sich über die crasse Scene: wie er sich hebt, kommen im Mondenschein Patrizierinnen Rom's, Sclaven und Arme die Leichen der Märtyrer zu bestatten. „Sie erzählen sich die Geschichten ihrer Qualen; der Schmerz wird Extase; immer mehr der Libationen! Die thränenden Augen heften sich auf einander. Sie stammeln vor Trunkenheit und

Weh; allmählich berühren sich ihre Hände, einigen sich ihre Lippen, öffnen sich die Schleier und sie vermischen sich auf den Gräbern unter Bechern und Fackeln. — Der Himmel beginnt zu bleichen. Der Nebel befeuchtet ihre Gewänder; und wie ohne sich nur zu kennen, entfernen sie sich von einander auf verschiedenen Wegen, nach dem Land hin." Aber schon ist das Colosseum den Ufern des Ganges gewichen, ein heiliger Hain; ein Gymnosophist, der seinen Nihilismus lehrt mitten in den Flammen des Scheiterhaufens, der ihn verzehrt. Noch denkt der Einsiedler nach über die Tiefe dieser Weisheit, welche in allen Erscheinungen nur den täuschenden Schleier der Maja sieht, über die Heiterkeit dieses Martyrthums, da hört er seltsame bellende Stimmen und siehe, die Schaar der Thaumaturgen naht heran: Simon der Magier mit Helena Ennoia, Apollonius von Tyana mit seinem treuen Damis. War Jesus besser als dieser, war seine Lehre tiefer, sein Leben reiner, seine Gestalt schöner? Aber Antonius umarmt das Kreuz, indeß der Wunderthäter aufsteigt in jenes Reich jenseits der Formen, wo die Welt der Ideen lebt, voll des Wortes.

„Der da wiegt die ganze Hölle auf", sagt sich der gute Einsiedler. „Nebukadnezar hatte mich so nicht geblendet. Die Königin von Saba hat mich so nicht bezaubert. Seine Art, von den Göttern zu reden, giebt einem Lust, sie zu kennen. Ich erinnere mich deren Hunderte gesehen zu haben, auf der Insel Elephantine, zur Zeit Diocletians". Die Erinnerung wird lebendiger an jenes Götzendéfilé, bis endlich die Gottheiten selber auftauchen und reden, Hilarion aber plötzlich wieder da ist und den tollen Götterfasching, den religiösen Spuk zu commentiren beginnt. Von den

gemeinsten, vorsündfluthlichen Ungeheuern bis zu den Thiergestalten, die wir kennen, in den lächerlichsten Ausgeburten der Phantasie bis zu den grausamsten Menschentypen, ziehen sie vorüber, bald das Lachen, bald das Schaudern, bald den Ekel des Zuschauenden erregend. Aber immer klarer, bestimmter, schöner werden die Gestalten: da ist Brahma, und das Trimurti, und hier kommt der menschlichste aller Götter, Buddha. Wie Hilarion sich ergeht, bei jeder That des indischen Menschgewordenen die bezügliche Belegstelle aus den Evangelien parodirend zu citiren, die in der That auf den Gott des Ganges paßt wie auf den des Jordan! Und je höher, reiner, schöner die Lehre des Gottes, den Hunderte von Millionen glauben, desto schwächer fühlt sich Antonius, bis er endlich zusammensinkt. Da erscheinen sie alle, die assyrisch-babylonischen Gottheiten, und die Phoenizier und die Aegypter, die Chaldäer und die Parsis: Oannes und Baal und die Jungfernopfer von Babylon, Ormuzd, der Ahriman unterliegt, die ephesische Diana mit ihren hundert Brüsten, Cybele, die gute Göttin, und Atys, ihr Sohn und Geliebter. Adonis stirbt und die Jungfrauen beweinen ihn. Isis steigt auf und erzählt, wie sie sich mit ihrem Gott in Liebe geeint und unter ihrer Umarmung die lechzende Erde den Nilstrom wie berauscht einsog, da der Typhon Alles versengt hatte. „Alles, was Antonius gesehen, vermengt sich in seinem Geiste. Ihm ist wie in der Betäubung einer Reise, im Uebelsein eines Rausches. Er möchte hassen, aber ein unbestimmtes Mitleid erweicht sein Herz. Er beginnt bitter zu weinen." Hilarion sucht ihm seine Wehmuth auszureden, da steigt der Götterfrühling von Hellas vor ihm auf,

Olympos und seine ewig heiteren Bewohner. „Ah, meine Brust erweitert sich. Eine Freude, die ich nicht kannte, steigt hernieder bis in den Grund meiner Seele! Wie schön! Wie schön!“ Und Hilarion: „Sie neigten sich von den Wolken hernieder, die Schwerter zu leiten: man begegnete ihnen am Rande der Wege; man besaß sie in seinem Hause; — und diese Vertrautheit vergötterte das Leben. Es hatte keinen andern Zweck, als frei und schön zu sein.“ Aber Einer nach dem Anderen stirbt dahin, Jupiter will nicht mehr herrschen über „Sclavenherzen, die Beleidigungen, Vorfahren und Eide vergessen“, in einer Welt, wo „überall die Dummheit der Menge, die Mittelmäßigkeit der Einzelnen, die Häßlichkeit der Racen triumphirt.“ Auch Juno entfernt sich, und Minerva sinkt dahin, Herkules' Arme ermatten, Neptun's Dreizack erregt keine Stürme mehr. „Amphitrite, deren weiße Füße über den Schaum liefen, die grünen Nereiden, die man am Horizonte sah, die schuppigen Syrenen, welche die Schiffe aufhielten, ein Märchen zu erzählen, und die alten Tritonen, die in die Muscheln bliesen, Alles ist todt! Die Heiterkeit des Meeres ist dahin!“ Auch Diana, Mars, der den leibhaftigen Moltke kommen sieht („da die Ueberzahl, die Maschinen und die List die Stärkeren sind, ist's besser, als ein Tapferer zu sterben“), Ceres, Bacchus, Apollo, zuletzt auch Venus, von deren rosigen Wangen die Felder von Hellas erglühten: Alle verschwinden und ihnen nach ziehen die abenteuerlichen, unschönen, mystischen Gottheiten Samothrakes, die Götter der Skythen, der Scandinavier, Etrurier, die unzähligen Götter Roms, unter ihnen die der Ehe, so die Braut erwarteten: „Domiduca sollte sie herbeiführen, Virgo ihren

Gürtel lösen, Subigo sie auf das Bett niederlegen, Praema ihre Arme öffnen und ihr süße Worte in's Ohr sagen." Auch die Kindergötter: „Ossipago, so dem Kleinen die Knie fesselt, Barbatus, der ihm den Bart, Stimula, die ihm die ersten Begierden, Volupia, die ihm den ersten Genuß gegeben, Fabulinus, der ihn zu reden, Numera, die ihn zu zählen, Camoena, die ihn zu singen, Census, der ihn zu denken gelehrt", ziehen vorüber. Ihnen folgen die Laren, ja der Gott Crepitus selber, humoristischen Angedenkens, den Aristophanes auf die Bühne gebracht, den Claudius Drusus an die Kaisertafel gesetzt, der ohne Skandal geduldet ward, wie die anderen Bedürfnisse des Lebens, „Mena, die Qual der Jungfrauen, und die sanfte Rumina, welche den vollen blauadrigen Busen der Amme beschützt", auch sie verschwinden mit einem Seufzer: nur Jehovah bleibt, der Herr der Heerschaaren, doch nicht länger als nöthig ist, seinen Fall zu erzählen.

„Alle sind vorüber!" ruft Antonius; da läßt sich eine Stimme vernehmen: „Ich bleibe." Es ist Hilarion, verklärt wie ein Erzengel, glänzend wie eine Sonne. „Wer bist du?" „Mein Reich ist die Ausdehnung des Weltalls, und mein Wunsch hat keine Schranken. Ich gehe ohn' Unterlaß, befreie den Geist und wäge die Welten, ohne Haß und Furcht, ohne Mitleid und Liebe, ohne Gott. Man nennt mich die Wissenschaft." Eine unwiderstehliche Neugierde bemächtigt sich des Einsiedlers: er möchte den Teufel sehen, den Hilarion ihm zu zeigen verspricht. Da hat ihn Satanas schon mit seinen Hörnern gefaßt und fort in's Unendliche! Entzücken der Erkenntniß, Schwindel des Erkennenden! Die Berge, die Seen zeigen sich in

Vogelperspective, die Erde scheint nur noch ein Stern unter Sternen: „Sie ist also nicht der Mittelpunkt der Welt? Stolz der Menschen, demüthige dich!“ Immer weiter, immer höher; der Teufel-Wissenschaft zeigt dem Erstaunten, Hingerissenen die Unendlichkeit der Welten, unterworfen dem Gesetz, ohne Zweck, ohne Ziel. Antonius schwindelt's, er friert. Der Teufel aber argumentirt weiter, wie ein ächter Kantianer: „Die Dinge berühren Dich nur durch das Mittel Deines Geistes: wie ein concaver Spiegel verändert er die Form der Gegenstände — und jedes Mittel fehlt, ihre wirkliche Gestalt genau zu verifiziren.“ Noch einen Schritt weiter und der Teufel wird Schopenhauerianer: „Gut und Uebel gehen nur Dich an — wie Tag und Nacht, Vergnügen und Schmerz, Tod und Geburt, die sich nur auf einen Winkel in der Ausdehnung beziehen, auf eine bestimmte Atmosphäre, auf ein besonderes Interesse. Da das Unendliche allein dauernd ist, so giebt's ein Unendliches und — das ist Alles!“ Antonius aber wendet mit einer letzten Anstrengung den Hoffnungsblick nach Oben und — der Teufel verläßt ihn.

Als er wieder erwacht, zum Tode ermüdet, wie zerschlagen, steigen, wie beim Einschlafen, die Erinnerungen an vergangene Zeiten wieder auf, an vergangene Entzückungen, vergangene Gebete: Seine Mutter, die er böslich verlassen und die vielleicht ohne Begräbniß geblieben, ein Raub der Schakale, Ammonaria, die schöne Jugendgeliebte, die die sehnsüchtigen Arme wollüstig nach ihm ausbreitet: Selbstmordgedanken bemächtigen sich seiner: ein altes Weib erscheint ihm, schrecklich anzusehen, viel älter,

viel entfleischter noch als die Mutter: sie preist ihm die Wollust des Todes; und schon steht ihr eine Andere zur Seite, jung, fett, gemalt: sie lädt ihn in's Lupanar; sie sprechen zu ihm, sie singen zu ihm, Tod und Zeugung: „komm", ruft die Eine, „ich bin der Trost, die Ruhe, die Vergessenheit, die ewige Heiterkeit!" „Ich bin die Einschläferin", ruft die Andere, „die Freude, das Leben, die unerschöpfliche Wonne! Und Antonius schwankt zwischen beiden eklen Gestalten; sie aber streiten, einigen sich, fassen einander an und singen wechselweise: „Ich beschleunige die Auflösung des Stoffes! — Ich erleichtere die Zerstreuung des Samens! — Du zerstörst für meine Erneuerungen! — Du zeugst für meine Zerstörungen! — Belebe meine Macht! — Befruchte meine Fäulniß!" — Endlich schwinden sie. „Der Tod ist also nur eine Täuschung," ruft Schopenhauer's einsiedlerischer Schüler, „ein Schleier, der stellenweise die Continuität des Lebens verhehlt." Aber noch ist er nicht am Ende seiner Prüfungen. Dort drüben jenseits des Nil steht die Sphinx, die unbewegliche, neben ihr die stets rastlose, unstäte Chimäre: Nachdenken und Leichtsinn, Gedanke und Wahn. „Meine Füße," sagt die Sphinx, „können sich nicht mehr erheben, seit sie ausgestreckt sind. Das Farrenkraut ist wie eine Flechte um meinen Rachen gewachsen. Ich habe so lange nachgedacht, daß ich Nichts mehr zu sagen habe... Du aber, Chimäre, bist die unbezwingliche Laune, die geht und vorüberwirbelt."

Auch sie schwinden und, wie unter dem Mikroskop, tauchen auf halbe, doppelte, ungeheuerliche Infusionsthiere aller Art: „den Kopf so nieder wie möglich! das ist das

Geheimniß des Glückes!“ Immer gräulicher werden die Gestalten, halb Thier, halb Pflanze: es ist, als ob alle vier Elemente der Materie sich belebten und um ihn kröchen, schwömmen, glitzerten und schwirrten, im Schooße der Erde, in den Lüften, im Feuer, im Grunde des Meeres. „Insekten ohne Magen fahren fort zu fressen; verwelkte Farrenkräuter fangen von Neuem an zu blühen; verlorene Glieder wachsen wieder an.“ Endlich sieht Antonius kleine kegelförmige Massen, dick wie Stecknadelköpfe, mit Wimpern rings umher. Eine Vibration erschüttert sie;“ und der Einsiedler jubelt wie im Rausche: „O Wonne, o Wonne! Ich habe das Leben entstehen sehen! ich habe die Bewegung beginnen sehen!“ und es bemächtigt sich seiner der glühende Wunsch, „bis in die Materie hinunterzusteigen, selber Materie zu werden.“ „Da erscheint der Tag und wie die Vorhänge eines Tabernakels, die aufgehoben werden, öffnen goldene Wolken den Himmel, indem sie sich aufrollen in weiten Falten. Ganz in der Mitte und in der Sonnenscheibe selber strahlt das Antlitz Jesu Christi. Antonius macht das Zeichen des Kreuzes und beginnt wieder zu beten.“

So wie Antonius aber betet am Ende jeder Franzose und bekreuzt sich, auch der, welcher glaubt, er habe das Leben aus der Zelle springen, die Monere entstehen sehen, auch der, welcher Condillac und d'Holbach, ja Kant und Schopenhauer studirt, auch der, welcher die Evangelien seiner Kritik unterworfen und in jeder Religion etwas vom Christenthum wiedergefunden hat, auch der, welcher Gott und seine Diener am Lautesten gelästert, — und, schlägt's letzte Stündlein, so läßt er den Herrn Pfarrer rufen. Die

frühe Gewohnheit ist stärker als der späte Erwerb. Die Eindrücke der Jugend werden wieder lebendig. Die Umgebung macht's ebenso: wozu sie verletzen? Auch kann man nicht wissen. Sicher sind wir doch nie. Schaden kann's ja nicht. Und wenn es nun doch wahr wäre? Ja, die Wette Pascals: der große Jesuitenfeind war doch ein sehr vorsichtiger Mann.

Mai 1874.

Styl- und Gedankenmoden.

Frankreich wird nicht umsonst das Land der Mode genannt. Nirgends ist der allgemeine Geschmack, die allgemeine Ideenrichtung unwiderstehlicher als dort. Nur verschwindend wenige Individuen wagen oder vermögen es, gegen die Strömung zu schwimmen oder auch nur abseits derselben ihre Gedanken im selbstgegrabenen Bette hinzuleiten.

Gegen diese Allmacht der Mode ist der „Zeitgeist", der England und Deutschland bald in dieser bald in jener Richtung fortreißt, ohnmächtig zu nennen. Bei uns folgen dergleichen Strömungen nicht nur viel schneller auf einander — man denke nur wie wenige Jahre Klopstock von Wieland, diesen von Herder, Herdern von Schiller, Schillern von Jean Paul, die Romantik vom Hegelianismus, Jung-Deutschland vom Gervinus'schen Rationalismus trennen —; sie lassen noch immer sehr bedeutende Persönlichkeiten beinahe unberührt: ein Winckelmann, ein Lessing, ein Schopenhauer werden nicht vom allgemeinen Strome fortgerissen. Und auch unter den Männern zweiten Ranges giebt es immer eine nicht unbedeutende Anzahl von Leuten, die ihre eigenen Wege verfolgen, ihre eigene Sprache reden. Nicht so in Frankreich: tritt ein Voltaire und Rousseau auf, so

hat er die ganze Elite der Nation hinter sich, und wer anders denkt, anders spricht, gilt für antiquirt oder gar für naiv. Wie fern der Gedanke und die Sprache der Nachfolger von denen des Tonangebers ist, fühlt man kaum, so mächtig ist der Zug, der alle etwas angeregten Geister bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hintreibt.

So geht's auch Herrn Laugel.*) Er ist ein Mann von Geist, gründlichster Bildung, hat einen Vortheil genossen, der Wenigen seiner Landsleute zu Theil wird, indem er lange Jahre in England und Amerika gelebt und sich dort eingelebt; er war Zeuge größter Ereignisse, in einer Lage, wo er die Dinge besser als irgend Jemand sehen konnte, und sie mit scharfen Augen sah**); aber selbst in's Ausland verfolgte ihn der Tyrann Frankreichs, die Mode, und gar, sobald er den Fuß wieder in sein Vaterland setzte, gehörte er ihr mit Leib und Seele. Absichtlich sage ich mit Leib und Seele. Denn nicht nur die Sprache, auch die Inspiration ist in dem vorliegenden Buche ganz die moderne französische. Darin nun sähen wir noch kein so großes Uebel; nicht Jeder kann seiner Nation neue Horizonte

*) Aug. Laugel, L'Angleterre politique et sociale. Paris, Hachette 1873. 1. Bd., kl. 8. 371 S.

**) Anm. Herr Laugel, der, wenn ich nicht irre, im französischen Gymnasiallehrerseminar erzogen worden, war lange Geheimsecretär des Grafen von Paris, begleitete diesen nach Amerika zur Zeit des Krieges, den er trefflich erzählt hat (Les Etats-Unis pendant la guerre), auch steht er in engster Familienverbindung mit Neu-England. Die natur-philosophischen Schriften Herrn Laugel's (Les problèmes de la vie, Les problèmes de la nature) sind äußerst gehaltvoll und sehr empfehlenswerth.

eröffnen; und wer wäre berufener als Herr Laugel in Tocqueville's Fußstapfen zu treten, dessen Eroberungen zu erweitern, oder doch einen Theil des von ihm eroberten Gebietes von Grund aus zu bebauen? Kann doch nur immer Einer der Erste sein; und es wäre ja ein nicht hoch genug zu schätzendes Glück für die französische Nation, wenn die unter den Gebildeten herrschende Ideenrichtung — und diese ist durchaus die von Tocqueville gegebene — auch vom Kopf in den Busen, vom Intellect in den Willen herabstiege, woran leider nicht zu denken ist. In keinem Lande der Welt ist das meliora video proboque, deteriora sequor allgemeinere, ausnahmslosere Regel als in Frankreich. Alle demonstriren die Bewegung in Wort und Schrift; Niemand steht auf und bewegt sich um dieselbe zu beweisen. Daher der Widerspruch der trefflichsten politischen Einsicht und des erbärmlichsten politischen Handelns, den wir alltäglich bei unsern geistreichen Nachbarn constatiren: man lese z. B. Laboulaye's oder Scherer's Bücher und dann sehe man, wie sie sich in der Nationalversammlung geberden: oder man höre die täglich von Hunderten und Tausenden Gebildeter wiederholten und variirten Klagen über das Sichzurückziehen der Bessern in der Nation und erfahre dann mit Erstaunen, daß die Kläger nie daran denken selber Hand anzulegen. Indeß sind wir ja nicht so unbillig — oder soll ich sagen, so naiv? — diesen Einklang zwischen Theorie und Praxis von irgend einem Gliede der Nation zu fordern, welche immer theoretisch die Freiheit des Willens als das oberste Dogma ihrer Weltanschauung aufgestellt hat, practisch aber, mindestens so weit der Staat in Betracht kommt, nie einen Willen zu haben weiß. Auch

wissen wir ja nicht, ob Herr Laugel, der auf jeder Seite seines trefflichen Buches sich von der Ueberzeugung durchdrungen zeigt, daß Gesetze und Einrichtungen Nichts sind, und daß nur Charakter und Gewohnheit die Freiheit begründen oder unmöglich machen, in seinem Lebenskreise handelt, wie der von ihm als Politiker so hoch bewunderte Engländer es in seiner Sphäre thut.

Offenbar hätte uns Herr Laugel mit seiner Sachkenntniß, Lebenserfahrung, Einsicht, ein Buch geben können, das geblieben wäre für die folgenden Generationen Frankreichs, die solcher Bücher sehr bedürfen werden; er hat leider vorgezogen, uns ein Werk zu liefern, das heute begierig gelesen werden mag, in zwanzig Jahren aber geradezu ungenießbar sein wird, und zwar einfach darum, weil Herr Laugel sich auch in der Form der Mode des Tages unterworfen hat, der schlimmsten, unfranzösischsten, der Frankreich je gehuldigt, und jedenfalls derjenigen, die Herrn Laugel's Talent am wenigsten angemessen ist.

In dem allgemeinen Verfall der französischen Traditionen ist der Verderb der Sprache eines der bedauerlichsten Symptome. Selbst die nachlässigsten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, selbst die affectirtesten Sprachkünstler aus der Zeit der précieuses blieben doch im Grunde dem Geiste der Sprache getreu, wenn sie auch alles Maß überschritten in der Licenz oder der Geziertheit. Selbst die Declamatoren der Schule Chateaubriand's mochten ermüdend werden; französisch aber blieben sie immer. Michelet's zweite Manier und Taine's Styl dagegen drohen die ganze Eigenart der französischen Sprache zu zerstören. Das verzeiht man nun gerne zwei so begabten Malern,

selbst wenn sie den Pinsel manchmal gar zu voll nehmen: es ist eben ihre eigenste Natur, es sprechen sich in dieser gewagten Form bedeutende Individualitäten aus. Sie sind die ersten Franzosen, die einseitige Coloristen des Styles zu sein wagten. Bis auf sie herrschte die Zeichnung stets vor: bei den größten Prosaikern — und unserer unmaßgeblichen Ansicht nach ist die vollendete französische Prosa überhaupt die schönste, die je geschrieben worden — ist vollkommenes Maß in Zeichnung und Farbe; bei denen, welche vor Michelet und Taine vorzugsweise durch die Farbe zu wirken suchten, war es Scenenmalerei, Bilderbogenfarbe, wie bei Théophile Gauthier und seiner Schule; anders bei dem großen, jüngst verstorbenen Historiker und dem im Auslande so viel bewunderten Historienmaler Taine, der sich gern für einen Philosophen und Kritiker geben möchte, weil er seine lebensvollen Gemälde in den uns so wohlbekannten Rahmen Herder'scher Geschichtsphilosophie zwängt und gerne die Werke Anderer zum Gegenstande — oder sollte ich sagen zum Vorwande? — seiner Malerei wählt. Bei Beiden war's und ist's die innerste Natur, welche sie zur Anwendung gerade dieser stylistischen Mittel trieb: weder Taine noch Michelet lassen sich von diesen Mitteln tyrannisiren. Nie ist das Wort mächtiger als der Gedanke; oft aber wohl der Gedanke oder das Phantasiegebilde zu mächtig für das Wort, für das französische Wort; so erreichen sie nicht immer jene absolute genaue Deckung der Idee durch den Ausdruck, welche das Ziel alles Styls ist: doch, wie sehr das Ringen nach adäquatem Ausdruck, das Anhäufen der Sprachmittel, um nur den Gedanken irgend-

wie mitzutheilen, den Leser ermüden mag, es ist immer natürlich. Dem ist nicht so bei Herrn Laugel.

Hier haben wir's offenbar mit einer nichts weniger als poetischen Natur zu thun. Der Verfasser ist ein genauer Beobachter, ein scharfer Denker, und der elliptische seherhafte Satz eines Michelet verräth in seiner Feder die Absicht: die Bilder in Taine'schem Geschmack sind herbeigesuchte hors d'œuvres, deren die Mahlzeit gar wohl entrathen könnte. Bei Herrn Laugel lassen sich freilich die Gedanken eben auch nicht von den Worten gängeln, aber die Gedanken commandiren auch nicht die Worte; Worte und Gedanken laufen parallel neben einander her, wenn ich so sagen darf, als hätten sie nichts mit einander zu thun; oft greifen in einem Satze sehr verschiedene Bilder ineinander, weil eben die bildlichen Ausdrücke für Herrn Laugel abstracte Vocabeln geworden sind. So sind z. B. die constituirten Gewalten Englands „Façaden eines Gebäudes", „diese Façaden" werden im nächsten Satze „Werkzeuge"; daneben sind die nicht constituirten Gewalten „Rahmen", welche die ersten „Ansätze" des „Gewebes" des Nationallebens bilden; und während jene „Façaden" an die „schönen Springbrunnen in einer Landschaft" erinnern, so erwecken diese „organischen Rahmen" den Gedanken an „Röhren und hydraulische Maschinen", die unter dem Boden hinlaufen. Liest man dergleichen bei einem in vieler Hinsicht ausgezeichneten Schriftsteller, so muß man fast glauben, die französische Sprache sei in einem Uebergangsstadium begriffen; sie setze jetzt die durch die Romantiker und ihre Nachfolger in das Wörterbuch eingeführten

Bilder in Abstractionen um. Ein jedes, auch das abstracteste Wort aller Sprachen ist bekanntlich im Ursprung concret gewesen und bildlich gebraucht worden, ehe es abstract wurde. Ueberall, wo diese Transformation vollständig vollzogen ist, wäre es eine Pedanterie, solche Worte noch als Bilder behandelt wissen zu wollen. Es fällt Niemandem ein, einem Schriftsteller einen Vorwurf daraus zu machen, daß er etwas ganz Unwägbares „erwägt", weil das Bild der Waage längst in der Abstraction erblichen ist. Offenbar sind auch für einen modernen Franzosen eine Façade, ein Gewebe, ein Werkzeug, keine Bilder mehr, sondern Abstracta, wie die Worte Oberfläche, Zusammensetzung, Mittel, welche ihre concreten Beziehungen schon seit Jahrhunderten verloren haben. Auch der häufige Gebrauch von Neologismen, das Auslassen der Verbindungswörter, das ewige Voranstellen von Adjectiven, die jeder ehrliche Franzose früherer Zeiten hinter das Substantivum zu setzen pflegte, sind Angewohnheiten, die vom Wege der alten französischen Prosa ableiten: dahingegen der Mißbrauch der Antithese und der Amplification ein uralter französischer Fehler ist, deren ein Mann wie Laugel sich auch nicht schuldig machen sollte.

Aber ich sehe mit Bedauern, daß ich in einen schulmeisterlichen Ton gerathen bin und ein Thema abhandle, das nur wenig Interesse für den deutschen Leser haben kann, während doch der Gegenstand des Laugel'schen Buches des Interessanten so viel für uns bietet. Man erlaube mir indeß die impertinente Bemerkung, daß der deutsche Leser Unrecht hat, wenn er sich für das oben angeregte Thema gar nicht interessirt. Handelt es sich doch zu wissen,

was einem literarischen Erzeugnisse Dauer sichert. Nun ist aber keine Literatur der Welt, welche eine größere Masse neuer Ideen, neuer Facten, eigener Empfindungen in die Circulation geschleudert hätte als die deutsche, und wiederum giebt es keine Literatur, die weniger langlebige Werke besäße als die deutsche; denn Klopstock's, Wieland's, Herder's, Fr. Schlegel's und so vieler Anderer Werke leben doch nicht mehr, während die Gedanken, die Gefühle, die an's Licht gebrachten Thatsachen, welche in jenen Werken enthalten waren, nicht nur Deutschland, sondern die Welt durchdrungen, erneuert, ja revolutionirt haben. Dies kommt doch wohl einzig von der mangelhaften Form; und so darf ich zum deutschen Leser wohl sagen: tua res agitur, wenn ich mich bei einem geistvollen und lehrreichen Buche des Auslandes frage, warum dasselbe aller Voraussicht nach für die nächste Generation schon nicht mehr existiren wird?

Herrn Laugel's treffliches Buch ist, meines Wissens, das erste der Art. Obschon es die Verfassung Englands erklärt, so hat es doch wenig gemein mit Gneist's und Bagehot's Werken; denn es ist weder wissenschaftlich wie das erstere, noch philosophisch wie das zweite: es soll uns weder die abstracten Formen, noch die abstracten Grundsätze der englischen Verfassung lehren, sondern uns das Leben derselben zeigen. Auf der anderen Seite wieder giebt uns der Verfasser doch auch keine Bilder aus dem socialen Leben oder der Geschichte Englands, wie Esquiros oder Rodenberg oder Taine, sondern er läßt uns dies Leben mitleben und zeigt uns in dieser Geschichte die Wurzeln dessen, was jetzt ist. Kurz, Gneist ist ein deutscher Gelehrter, Bagehot ein Philosoph der ächtenglischen empirisch-

analytischen Schule; Taine ein geistreicher Maler, der sich die Gegenstände zurechtrückt, wie sie am bequemsten in seine Composition gehen und sie außen nur sieht, wie er sie schon im Voraus innerlich sah; Esquiros ist ein gewissenhafter und neugieriger Factensammler von Geschick und anmuthigster Objectivität; Rodenberg ein Genremaler, der seine Phantasie stets unter der Controle seiner Bücherstudien hält, und uns immer nur die Oberfläche des englischen Lebens zeigt und zeigen will: sie sind alle diesem englischen Leben gegenüber Zuschauer geblieben und wären sie auch zwanzig Jahre dort gewesen. Laugel aber hat das englische öffentliche Leben nicht etwa nur studirt oder angesehen, sondern mitgelebt, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich. Man sieht, er hat Jahre lang in der englischen politischen Gesellschaft verkehrt, ihre Parteileidenschaften, Parteiinteressen, Parteivorurtheile zu den seinigen gemacht, ihre Gewohnheiten angenommen; wäre er heute naturalisirt worden, morgen hätte er ins Parlament eintreten können und alle geheimen Tasten des politischen Lebens so gut gehandhabt, als irgend ein junger talentvoller Commoner, den sich eine adlige Sippe zu ihrem Anwalte herangezogen hätte. Nun werfen ihn die Ereignisse wieder hinaus, er recapitulirt, was er erlebt, und recapitulirt es auf seinem vaterländischen Boden, auf dem er sich sogleich ganz als Franzose wiederfindet, und er schreibt dies ausgezeichnete Buch, in dem offenbar der Gedanke an den Verfall Frankreichs eine noch größere Stelle einnimmt, als der an die in der Umwandlung begriffene Größe Englands. Nur jemand, der mitfühlend, mitwirkend, mitdenkend, mitleidend und mitgenießend am Leben eines fremden Volkes,

nicht Einer, der es, sei er auch dreißig Jahre lang an Ort und Stelle, wie ein Object studirt, konnte ein solches Buch schreiben, ein Buch, das ich vortrefflich zu nennen nicht anstehen würde, wäre nicht der obengerügte Fehler, daß Herr Laugel, anstatt die Sprache zu reden, welche seiner Anschauungsweise und seiner Natur angemessen ist, sich in einem Modejargon auszusprechen beliebt hat, der heute wohl, bei der allgemeinen Verderbniß des Geschmacks, Wenige unangenehm berührt, ja die meisten Leser wohl gar bezaubern dürfte, der aber einer späteren Epoche höchst beschwerlich zu fallen nicht ermangeln kann.

Auf der anderen Seite war es kein kleiner Vortheil des Verfassers, nachdem er so das englische Leben mitgelebt, sich wieder in eine gewisse Entfernung gestellt zu haben. Nur so hat es ihm gelingen können, was er subjectiv so vollständig verarbeitet hatte, nun auch objectiv für andere darzustellen. Daß, so anerkennend das Urtheil im Allgemeinen für den öffentlichen Charakter des Engländers ist, die Ansicht, die sich der Verfasser vom Engländer als Privatmensch und von seiner sittlichen Anschauungsweise gemacht hat, zuweilen etwas streng ist, hat nicht viel zu sagen bei einem Volke, das die Wahrheit so gut verträgt wie das englische und das nie einem langjährigen Gaste den läppischen Vorwurf der Undankbarkeit machen wird, weil er lieber gerecht, als schmeichlerisch für es gewesen.

Laugel's Buch spricht in sieben Abschnitten vom Charakter der englischen Race, des Protestantismus und der Aristokratie, von dem Hause der Gemeinen, der Entstehung der politischen Sitten, dem Volke und den socialen Fragen,

der Colonialpolitik. In jedem dieser sieben Abschnitte finden wir dieselbe Competenz, dieselbe Gedankenfülle und Gedankenschärfe, dieselbe Tiefe der Anschauung. Bei allem Patriotismus ist der Verfasser nie knabenhaft national: ja er wagt es, zuerst vielleicht in Frankreich, seinem Lande verstehen zu geben, daß die französische Revolution durch ihre Verbrechen, das Kaiserreich durch seinen Ehrgeiz vielleicht eben so sehr als englische Herrschsucht Schuld waren an dem langen Kriege, der um die Scheide des Jahrhunderts die beiden Nationen gegen einander bewaffnete. Die Vaterlandsliebe des Verfassers spricht sich auf eine noblere Weise aus, als es bei dem jüngeren Geschlechte, dem er angehört, der Fall zu sein pflegt. Offenbar ist, bei aller Objectivität, die Grundabsicht des Werkes, den Landsleuten zu zeigen, daß nur der die „Freiheit und das Leben verdient, der täglich sie erobern muß", wie schon unser alter Weiser sang: und ich wüßte kein Buch, aus welchem die Franzosen mehr lernen könnten, als aus diesem.*)

---

*) Anm. Die hierauf folgende Analyse und Detailkritik ist hier weggelassen worden.

März 1874.

IV.

Aus dem zünftigen Schriftthum Deutschlands.

G. G. Gervinus.

„Mir dünkt, als ob man in Deutschland mit Nachbeterei und leerer Bewunderung unserer Koryphäen mehr geschadet hätte, als mit zu strenger Beurtheilung ihres Werthes.... Nur muß man nicht gleich den für gottlos oder hochmüthig, für unerkenntlich oder neidisch verschreien, der einmal wagt jenen Heroen mit freiem Blick in's Angesicht zu schauen."

G. G. Gervinus.

Gesam. kleine historische Schriften. S. 121.

Fast möchte es dem heranwachsenden Geschlechte ein unlösbares Räthsel scheinen, wie ein Schriftsteller ohne Styl, ein Gelehrter ohne Methode, ein Denker ohne Tiefe, ein Politiker ohne Voraussicht, ein Mensch endlich ohne Zauber oder Macht der Persönlichkeit in der Geschichte Deutschlands, der geistigen, sittlichen und staatlichen Geschichte Deutschlands, eine Bedeutung hat gewinnen können, deren nur sehr wenige Männer des Jahrhunderts sich rühmen können. Auch Rousseau hat einen ähnlichen Einfluß — und zwar nicht allein auf sein Vaterland, wie Gervinus, sondern auf die Menschheit — ausgeübt, ohne als Politiker und Philosoph sich über die Mittelmäßigkeit erhoben zu haben, ohne im Stande gewesen zu sein, sich als Mensch den Mitlebenden annehmbar zu machen. Indeß,

Rousseau, wenn er dem Strome der Rhetorik zu widerstehen wußte, war ein vollendeter Sprachkünstler; wo er sich vom Systeme zu befreien vermochte, ein schöpferisches Genie. Er hat, freilich wenige, Gestalten in's Leben gerufen, die nicht untergehen werden; er hat, wenn auch selten, seine Gemeinplätze, Paradoxen und Leidenschaften in eine Form gegossen, die ihnen Dauer sichert. Aber Gervinus. Giebt es einen gebildeten Deutschen, sei er persönlich mit dem Historiker befreundet, sei er sein Parteigenosse gewesen, der, auf's Gewissen gefragt, behaupten wollte, unsere Enkel würden noch im Stande sein, eine einzige Seite von Gervinus zu lesen? Sollte die Antwort anders lauten, als wir vermuthen, so wäre fast zu fürchten, daß die unbestreitbarste unserer Nationaltugenden, die Wahrhaftigkeit, uns im Kampfe um Freiheit, Einheit und Oeffentlichkeit verloren gegangen sei: oder das Loos eines Wolff, eines Klopstock hätte uns eben noch immer nicht überzeugt, daß Geistesthaten — und größere als die unsers Zeitgenossen — nur durch die Form Geisteswerke werden, d. h. Dauer erlangen.

Und doch ist das scheinbare Räthsel durchaus nicht unlösbar. Der Augenblick, in welchem Gervinus auftrat, die Entschiedenheit, mit welcher er einem allgemein empfundenen Gefühle und einem allgemein, wenn auch unklar, erfaßten Gedanken Ausdruck gab, die zähe Hartnäckigkeit, mit der er in der einmal eingeschlagenen Richtung beharrte, dazu das unleugbare Talent des Mannes und seine wahrhaft einzige Arbeitskraft genügen vollständig, um die sonderbare Thatsache zu erklären, wie dieselben Umstände und Eigenschaften hinreichen würden, Rousseau's Einfluß auf

seine Zeit zu erklären, selbst wenn er nicht noch daneben sein Genie gehabt, das ihm möglich gemacht, zu dem vorübergehenden Ruhme der historischen Bedeutung den bleibenden Ruhm künstlerischer Werke hinzuzufügen.

Jenen Mangel an absolutem Gehalt und Werth in Gervinus' Werken und diese hohe relative Bedeutung von Gervinus' Wirken darzuthun, soll in den folgenden Seiten unternommen werden. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir dem Literarhistoriker gegenüber dieselbe Freiheit beanspruchen, die er selbst sich als Jüngling nahm, als Mann bewahrte, sei's daß er von dem noch lebenden allverehrten Greise Heeren redete, sei's daß er den kaum in's Grab getragenen Göthe vor seinen Richterstuhl zog. Doch versprechen wir, von solcher Freiheit einen maßvolleren Gebrauch zu machen als der Verfasser der Historischen Briefe und des Göthischen Briefwechsels es jenen Größen gegenüber gethan. Noch weniger natürlich werden wir uns bis zu dem Tone hinreißen lassen, den Gervinus gegen den zwanzig Jahre älteren Börne anschlug; obschon, vielleicht auch weil, dieser im gegnerischen Heere dienende Publizist so unendlich viel mit ihm selber gemein hatte. Wenn wir bei der Lösung obgedachten geschichtlichen Problems auch auf den Menschen zu reden kommen, so soll es doch nie der Privatmensch sein, sondern nur die Persönlichkeit, wie sie sich in der öffentlichen, schriftstellerischen und politischen Thätigkeit offenbart hat. Gervinus selbst sagt einmal: „Dichter und Schriftsteller unserer Tage haben es schlimm . . . Da wir das Subjective in unserer Literatur so walten lassen, da wir nicht allein unsere Schriften, sondern auch unser Leben publiziren, so müssen wir uns auch billig ge-

fallen lassen, daß man uns als Menschen und Autoren zugleich betrachtet." Nun hat bekanntlich kein deutscher Schriftsteller „das Subjective so walten lassen", wie Gervinus, und doch hatte er, schon bei Lebzeiten, das Glück, unter die Zahl derjenigen nationalen und sittlichen Autoritäten aufgenommen zu werden, die man nur aus ehrerbietiger Ferne betrachten darf. Haben wir Deutsche ja doch von jeher das Recht der pietätslosen Analyse, ja der alles Grundes entbehrenden Andichtung von Gebrechen, den Friedrich und Göthe gegenüber gestattet, die stets

„. . . der Heuchelei dürftige Maske verschmäht;"

während eine heilige Entrüstung die Unklugen traf und trifft, welche die profane Hand an Idole legen, deren Göttlichkeit die Prüfung aus der Nähe nicht so wohl vertragen kann, als die jener „echten Göttersöhne". Solche unberufene Tempelschänderei läuft eben noch immer in Deutschland Gefahr „den schonungslosesten Anfällen des Parteihasses, der ganzen Wuth des Gelehrtenadels, dem Mißtrauen aller uneingeweihten Zuschauer, dem Abscheu aller zartempfindenden Beobachter ausgesetzt und preisgegeben" zu werden. „Aber — der Wahrheit sei die Ehre."*)

I.

1. Darf man zum tausendsten Male Buffon's Wort le style c'est l'homme anführen, so ist's gewiß bei einer Besprechung von Gervinus, dem Schriftsteller. Wie der Mensch, so war der Styl bei ihm früh fertig und hat sich

*) Gervinus, kl. hist. Schriften, S. 134.

in vierzig Jahren wenig oder nicht geändert. Das erste namhafte Werk, das er als achtundzwanzigjähriger Jüngling, in die Welt schickte, die Geschichte der florentinischen Historiographie*) ist schon genau in derselben wuchtigen und apodiktischen Sprache geschrieben, in welcher seine Hinterlassenen Schriften abgefaßt sind. Die Maßlosigkeit des Mannes bei prätendirter Mäßigung und das stets sich vordrängende Selbstbewußtsein bei angestrebter Objectivität, finden in dieser Sprache und dieser Composition ihren treuesten Ausdruck. Wie der mächtige Strom der Gironde seine gelben Wassermassen zwischen flachen Ufern, so wälzt Gervinus' Rede ihre unendlichen Sätze von Seite zu Seite. Sätze, sagen wir mit Absicht; nicht Perioden denn die Periode setzt Gliederung, Ebenmaß voraus. Hier nirgends ein Strudel, aber auch nirgends ein Halt. Die Abwesenheit aller Alineas ist da nicht zufällig, äußerlich; sie gehört zum Styl, der nie einen Ruhepunkt gewährt, noch gewähren kann, eben weil das ganze Werk immer eine große ungefüge Masse ist, wo kein Gelenke verschiedene Glieder aneinanderknüpft, wo jeder Einschnitt, wie bei einem endlosen Gewebe, den Zusammenhang zerreißen würde, der sich nur durch äußerliches Aneinandernähen wiederherstellen ließe. Daher bei anscheinender, und in einem Sinne wirklicher Gedankenfülle, die ermüdende Eintönigkeit von Gervinus' Styl. Der Schriftsteller dachte eben nie im Voraus, oder doch nur in allgemeinen Umrissen: er hatte ein solches

*) 1883. Die drei Jahre früher erschienene Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick ist eigentlich nur eine trockne Zusammenstellung von Daten und Notizen.

Zutrauen zu sich selber, daß er seine Feder laufen ließ, ohne ihr Halt zu gebieten. Und so wenig er über das zu Schreibende vordachte, so wenig dachte er über das Geschriebene nach. Il n'eut jamais le temps d'être court, möchte man von ihm sagen, wie ein geistreicher Franzose sich selbst entschuldigte, indem er damit zugleich in prägnantester Weise die höchste Kunst und die erste Pflicht des gewissenhaften Schriftstellers charakterisirte.

Gervinus war vor Allem ein amplificatorisches Talent. Seine bändereichen Werke entwickeln im Grunde nur eine ganz geringe Anzahl von nicht gerade neuen, noch besonders bedeutenden Ideen — das wahre Geheimniß, beiläufig gesagt, des Einflusses gewisser Schriftsteller auf die Zeitgenossen. Diese Ideen nun in's Unendliche variirend, aus ihnen alle nur erdenklichen Ableitungen, Bezüge, Anwendungen zu entwickeln, sie in bis zur Tautologie gehenden Pleonasmen zu wiederholen, sie mit allen sich dem Schreibenden darbietenden Bildern oder Analogien zu illustriren, war Gervinus' eigentliche Thätigkeit. Das Opfern, diese Grundbedingung allen Styls, war ihm unerträglich. Die „Weisheit des Verschweigens", die Schiller anempfiehlt, war ihm unverständlich. Jeder gute Einfall, jedes verlockende Gleichniß, jeder interessante Seitenblick schien ihm erlaubt; ja er rühmte sich dieses Sichgehenlassens als einer ehrlichen Natürlichkeit, fern von aller Affectation der Schriftsteller, die erst Toilette machen, ehe sie vor's Publikum treten. Dadurch hat denn auch sein Styl den unbestreitbaren Vorzug großer Lebendigkeit; dagegen mußten Klarheit des Gedankens, Ebenmaß des Satzbaues, Geschmack vor Allem natürlich nicht wenig dabei leiden. Nur ein Autor, der sich alles erlaubt wähnt

und dessen Feder in die Falle jedes Bildes fällt, das sich ihr aufdrängt, kann Sätze schreiben wie dieser: „Die Pflanze des Thatsächlichen, die hier in typisch einfacher Gesetzlichkeit erscheint, wird hoffentlich gesund und unverstümmelt gefunden, und an der Blüthe des Urtheils, die hier und da in Knospen ansetzt, keine Spur einer Treibkunst entdeckt werden.“ Liest man dergleichen, so begreift man, warum Gervinus nie müde ward, Göthen seine Zeitverschwendung vorzuwerfen: braucht es doch Zeit, sich zu bedenken, ehe man schreibt, sich zu überlesen, ehe man druckt. Was Gervinus von Schlosser sagt, daß er sich nie an des Lesers Stelle zu versetzen wußte noch wünschte, kann mit größerem Rechte von ihm selbst gesagt werden. Auf den Leser Rücksicht nehmen, das wäre ja eine unmännliche Concession: der mag folgen, wie er kann. Wo bliebe denn die Arbeit für ihn, wenn man ihm die Sachen so leicht machte?

Was eigentlich Schönheit des Styles ist, begriff Gervinus ebensowenig als die ganze Schlosser'sche Schule. „O, ich könnte, wenn ich wollte, meine Schriften auch, wie man es nennt, schön abfassen,“ rief der Meister und wiederholt der Schüler, Kriegk. Daß die Schönheit jeder Prosa einfach auf der Klarheit des Gedankens und auf der Richtigkeit und Anschaulichkeit des Ausdruckes beruht, das sah keiner von der Schule, selbst Häusser nicht, ein: man verfiel gleich in die Rhetorik — in das, was man euphemistisch Schwung zu nennen beliebt — mit andern Worten, man wurde affectirt, anstatt schön zu sein. Ein genaues Durchdenken, eine genaue Wahl des Ausdrucks und — was damit zusammenhängt — das Wegschneiden alles Entbehrlichen, das Festhalten am Gedankengang, das Verwerfen alles Unge-

fähren, sei's nun im abstracten, sei's im bildlichen Ausdruck, das macht die Redlichkeit des Schriftstellers aus, die höhere Gewissenhaftigkeit, welche der deutsche Gelehrte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wohl gar als ein „Forminteresse" abzufertigen und herabzusetzen pflegte. Ein französischer, englischer, spanischer Schriftsteller, unter den Deutschen ein Lessing und Göthe, finden stets den knappsten Ausdruck für die Idee; und giebt ihn ihnen der Genius nicht ein, so suchen sie ihn, bis sie ihn finden. Das Wort, der Satz soll nicht Alles sagen; um anregend weiter zu wirken, — daß heißt, um der Thätigkeit des Lesers etwas übrig zu lassen — muß er wie in einem Keime die aufsteigende Gedankenreihe in sich schließen, durch welche der Schriftsteller zu einer Idee gelangt, zugleich aber auch die absteigende Gedankenreihe, die sich aus seiner Idee ergiebt, — und mit Anschauungen oder Bildern ist es ganz dasselbe wie mit Gedanken. Gervinus aber zählt dem Leser alle die Stufen auf, die er selber hat hinanklimmen müssen; er erläßt ihm keine deren, die weiterführen. In einem Göthe'schen Satze ahnen wir eine Welt: lesen wir ihn zum zwanzigsten Male wieder, so entdecken wir noch Neues, Bedeutendes; in einem Gervinus'schen Satze haben wir alle Blättchen und Fäserchen in der Hand: das Gesammtbild des Gedankengewächses ersteht nie vor unserm innern Auge.

Und wie mit dem Style geht's ihm mit der Composition. Alle seine Werke sind auf etwas Andres angelegt gewesen, als auf das was sie hinterher geworden sind. Die deutsche Unart, an den Druck eines Werkes zu gehen, ehe es beendigt ist, übte er mit einer beinahe Klein'schen

Freiheit. Ja, selbst bei einer wenig umfangreichen Arbeit vermag er sich keinem Plane zu unterwerfen, eben weil er an die Redaktion geht, ehe er noch seinen Gegenstand durchstudirt oder durchdacht hat. Er will eine Geschichte der florentinischen Geschichtschreibung verfassen: es wird eine Charakteristik Macchiavelli's daraus, in welcher sämmtliche Vorgänger des Segretario kaum den dreißigsten Theil füllen, die Zeitgenossen und Nachfolger ganz fehlen. Er kündigt eine Geschichte des XIX. Jahrhunderts in vier Bänden an und braucht acht, um nur die geringere Hälfte seines Gegenstandes zu behandeln. Er machte sich eben offenbar an ein ganzes Werk, wie an die jedesmalige Tagesarbeit dieses Werkes; ließ sich von seiner Lectüre leiten, wie von seiner Feder: anstatt den Stoff zu meistern, ergab er sich ihm willenlos. Daher das Unorganische seiner Geschichtswerke. Wie auf der Seite keine Absätze, so im Bande keine Abschnitte, Kapitel, Paragraphen oder nur wenige, meist ganz unmotivirte. Von Verhältnissen kann daher in diesen kyklopischen Gebäuden keine Rede sein und eine Perspective sucht man umsonst. Wie auf einem chinesischen Gemälde der fernste Baum die Proportionen des im Vordergrunde stehenden hat, so wird die Geschichte der südamerikanischen Revolutionen mit derselben Breite erzählt wie die des europäischen Abendlandes und seiner Kämpfe. Der Leser soll eben einmal Theil nehmen, ob es ihn interessire oder nicht, an dem, was gerade dem Schriftsteller der Zufall in die Hand gespielt hat: er soll ihm folgen, wohin seine Laune ihn leiten will. Schon recht; nur muß man auch den Leser zu zwingen verstehen, sonst bleibt nur das Unangenehme der Persönlichkeit, die uns

ihre Liebhabereien aufnöthigen will und die wir uns beeilen im Stiche zu lassen.

Daher denn auch, nächst der Maßlosigkeit und der damit zusammenhängenden Geschmacklosigkeit in Gervinus' Form, der lästige Ton des sich selbst Aufdrängenden, der seine Werke in so irritanter Weise erfüllt. Schon ganz jung, lange vor der Poesiegeschichte, deren wohlverdienter Erfolg wohl schon ein wenig Selbstgefühl erwecken durfte, schlägt der Geschichtschreiber den richterlichen Accent an, dem er fortan nicht mehr zu entsagen wußte. Schon aus jeder Seite seines Machiavel lugt das Ich hervor, wie aus Antisthenes' Lumpen. Nicht einen Augenblick wird der Leser zweifeln, wer zum Bilde des Florentiners gesessen hat, und der absprechende Ton des Redenden möchte dem Uneingeweihten von den Lippen eines Greises zu kommen scheinen, der auf ein Leben, reich an nicht anerkannten Leistungen und schlecht belohnten Verdiensten um's Vaterland, zurückblickt, aus dem er, statt weiser Milde, nur bittre Strenge gelernt. Der Subjectivismus, wie er es in aller Unschuld selbst erklärt, schien ihm eben ein großes Verdienst. Es sei an der Zeit, gegen den ruhigen, parteilosen, beschaulichen Objectivismus zu reagiren, behauptet er; man müsse ganz selbst eintreten, das sine ira et studio vertrage sich nicht mit der Aufgabe der Geschichte. Da ist's nun freilich nicht zu verwundern, wenn es dem Schriftsteller nicht glücken will, etwas Dauerndes zu schaffen. Wie sein Styl schon heute gealtert, unlesbar geworden, wie seine Composition — man sollte sagen die Abwesenheit aller Composition — keine klare Uebersicht erlaubt, die dem Leser die großen Linien der Ereignisse für immer in's

Gedächtniß prägen — Mignet ist das z. B. wunderbar in seiner Revolutionsgeschichte gelungen, — so bleibt auch von seinen Schilderungen und Bildnissen Nichts haften. Mommsen's Cäsar oder Hannibal werden uns stets ebenso gegenwärtig bleiben, wie Macaulay's Karl II., wie Thierry's Thomas a Becket. Häußer hat die Schlacht bei Wagram so geschildert, daß wir dabei gewesen zu sein glauben; es giebt Scenen in Michelet's Ludwig XI., in Droysen's Alexander, die an Dramatik mit Schiller'schen Auftritten wetteifern. Welcher Leser erinnert sich eines einzigen Porträts, eines einzigen Gemäldes aus Gervinus' Geschichtswerken? Hat doch die leidige pragmatische Nutzanwendung, unter dem Namen von historischen Gesetzen, alles frische Leben der Geschichte in blasse Abstractionen gewandelt: man sollte glauben, Menschen, Interessen, Leidenschaften wären gar Nichts in der Weltgeschichte: abstracte Ideen seien die Alleinherrscher des Menschengeschlechts.

Und wie geht der „Künstler“, — denn für einen solchen hält Gervinus sich trotz alledem — an seinen Gegenstand heran? Hat er sich lange mit ihm herumgetragen? ihn liebgewonnen? ihn vor seinem inneren Auge wiedererstehen sehen? Fühlt er das dringende Bedürfniß des Künstlers, diesen seinen Gegenstand, wie er ihn sich innerlich wiedergeschaffen, heraus in's Leben treten zu lassen, seiner, wie Göthe zu sagen pflegte, los zu werden? Glich er, wie jeder wahre Künstler, der Mutter, welcher die Frucht ihres Leibes sich unwiderstehlich unter geliebten Schmerzen entringt? Nein, so gemeine naturgeschichtliche Prozesse kennt der Künstler Gervinus nicht. Er ist ein reiner Geist, ein freier Wille, der seinen Stoffen gegenüber

immer auf dem Punkte des liberum arbitrium indifferentiae steht. Ihm ist's ganz einerlei, welchen Gegenstand er behandelt, vorausgesetzt, er biete ihm Gelegenheit seine Theorien zu entwickeln und auf seine Zeit zu wirken, eine Weise der Kunstauffassung, die uns Deutschen seit Bodmer und Breitinger ganz abhanden gekommen war. Uns Göthe-verderbten wollte es bedünken, die Kunst schaffe zwecklos, nur sich selbst Zweck, aus Lust am Schaffen, aus Liebe zur Natur und dem Naturgeheimniß, das es zu deuten gilt — nicht um eine moralische Lehre zu ziehen, eine politische These, ein religiöses Dogma zu vertheidigen. Nicht so Gervinus im Begriffe ein „historisches Kunstwerk" zu schaffen, wie er bescheiden sagt. „Hätte ich die politische, die religiöse, die gesammtliterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte meines Volkes für passender und dringender zur Bearbeitung gehalten, so würde ich diese andere ergriffen haben, weil auch kein Lieblingsfach den Historiker ausschließlich fesseln soll." Er ließ sogar dem Verleger die Wahl zwischen einem Werke über die deutsche Dichtung einer politischen Geschichte Europas in der neueren Zeit und einer Politik!

2. Bei alledem hatte nämlich der junge Gervinus die naive Ueberzeugung, er sei berufen, eine Revolution in der Geschichtschreibung hervorzubringen, sie von dem Felde der Gelehrsamkeit, auf das sie sich verirrt, zu dem der Kunst zurückzurufen; und dieser selbstgefälligen Ueberzeugung blieb er treu bis an sein Ende. Man begreift, daß die Ansicht, die Geschichtsschreibung sei mehr als Kunst, denn als Wissenschaft zu behandeln, von einem Kritiker aufgeworfen und vertheidigt worden ist, welcher sich selber

unfähig fühlte, einer historischen Gestalt Relief, einem historischen Ereigniß Leben zu verleihen. Auch wenn Lessing „Emilia Galotti" nicht geschrieben hätte, blieben die Theorien seiner „Dramaturgie", wie die des „Laokoon" unantastbar. Aber daß Gervinus sich selbst dazu berufen gehalten hat, die Wahrheit seiner Ansicht durch die That zu erhärten, ist doch ein Mangel an Selbsterkenntniß, der uns Spätergeborenen fast unerklärlich scheinen will. Wenn wir hörten, daß ein Macaulay, ein Thierry, ja ein Häußer, im Geheimen solche Prätentionen genährt, keinen von uns würde es sonderlich befremden: von dem unerbittlichen Richter menschlicher Schwachheit sind wir wohl berechtigt, etwas weniger Selbstüberschätzung zu erwarten. Nicht mit Unrecht wünschte Gervinus „die Ungenießbarkeit unserer streng gelehrten Werke mehr und mehr verschwinden und eine freiere Behandlungsweise an die Stelle treten zu sehen, die, ohne die Gründlichkeit zu gefährden, einem größeren Publikum die Früchte unserer gelehrten Cultur annehmbar mache." Er entschließt sich „die sterile Stoffsammlung" aufzugeben, denn fortan ist ja „die Kunst der Darstellung nöthig". Als Muster aber schwebt ihm vor seines Lehrers Schlosser „Geschichte des XVIII. Jahrhunderts", in der er schon „ein eigentliches Kunstwerk" sieht!

Ob diese ganze Auffassung der Historik eine richtige sei, lassen wir dahin gestellt*); neu war sie jedenfalls nicht,

---

*) Ich habe diese Frage schon einmal vor Jahren ausführlich behandelt (Dino Compagni, Paris 1862, p. 286 à 292) und will mich hier nicht wiederholen. Dasselbe sei von dem Verhältniß der Schlosser'schen zur Ranke'schen Schule gesagt, das ich des Weiteren

und fast Alles, was Gervinus über die Aufgabe des Geschichtschreibers sagt, war schon treffender und erschöpfender von Wilhelm von Humboldt auseinandergesetzt worden. Schon bei ihm, dessen Name freilich in Gervinus' Erörterungen nicht erwähnt ist, finden wir jene ganze Entwicklung von der Genealogie zur Chronik, von der Chronik zu den Denkwürdigkeiten, von diesen zur eigentlichen Geschichte, die Gervinus an uns vorüberführt, freilich mit Hinzufügung einer neuesten Phase, „für welche es noch keinen Namen giebt", die aber eine Geschichtschreibung des Wachsens und Werdens der Ideen, der Gesetze sein soll, natürlich mit „künstlerischer Behandlung". Man mag zugeben, daß ein gewisse historische Schule Deutschlands den Werth ihrer wissenschaftlichen Methode überschätzt; es mag sogar unbestreitbar scheinen, daß die reconstruirende Phantasie des Geschichtsschreibers einen freieren Spielraum haben müsse als ihr in jener Schule gegönnt wird; es mag endlich mit Recht behauptet werden, daß die aller Geschichtsforschung innewohnende Zufälligkeit und Unsicherheit, welche uns kaum erlaubt ein gleichzeitiges, von Tausenden von Mitlebenden bezeugtes Ereigniß mit Bestimmtheit festzustellen, von unseren Quellenforschern nicht genugsam gewürdigt wird: es bleibt deßhalb nicht minder gewiß, daß der Historiker ohne Quellenkenntniß — und wollte er auch nur Künstler sein — sich immer in großem Nachtheil befindet gegen den, der seine direkte Inspiration aus den Quellen

in einem Aufsatze über „Ludwig Häußer" erörtert. (S. Revue Moderne 1. Octobre 1867, p. 57 à 96, und besonders p. 59 à 62.) Beim deutschen Leser darf ich ja wohl dies Verhältniß als hinlänglich bekannt voraussetzen.

empfängt. Man möchte ihn dem Maler vergleichen, der in Gemälden, Zeichnungen, Bildwerken, vielleicht auch im Schauspielhause die Natur studirt hat, die er zu schildern sich bemühen will. Nun sind aber sämmtliche Werke von Gervinus Arbeiten zweiter Hand, seit seinem „Ueberblick der angelsächsischen Geschichte" bis zu seinem „Shakespeare", wie denn auch seine erste und einzige Publication auf philologischem Gebiete, die in Verein mit Morstedt besorgte Ausgabe des Thukydides, einen „Text nach den besten Autoritäten" und „Bemerkungen der besten Ausleger", durchaus aber nichts Eigenes bietet. Wo jedoch wirkliche Quellen benutzt sind, wie in der „Geschichte des XIX. Jahrhunderts", ist diese Benutzung so zufällig, so disproportionirt, namentlich aber so kritiklos gewesen, daß sie dem Geschichtschreiber mehr Schaden als Nutzen brachte. Schon Andre haben z. B. nachgewiesen, wie die Veröffentlichung von Prokesch-Osten's Werk die ganze Darstellung der griechischen Ereignisse in Gervinus' Buche als durchaus verfehlt herausgestellt hat; und ein Aehnliches könnte man durch Vergleichung anderer seitdem erschienenen Werke — ich nenne nur Baumgarten's spanische Geschichte — an anderen Partien jener bändereichen Compilation zeigen. Sobald eben ein Zufall dem Historiker ein wenig gekanntes Spezialwerk, ein Tagebuch, ein Memorandum, den Jahrgang einer Zeitung in die Hände gespielt hatte, die ihm und seiner zu vertheidigenden These paßten, so vergaß er vollständig die Existenz jeder anderen Quelle und folgte seinem Lieblingsbächlein blindlings und unverdrossen.

Wir würden zögern, Gervinus daraus einen Vorwurf zu machen, sich vorzugsweise an die Werke anderer Ge-

lehrten gehalten zu haben, wenn er diese nur mit mehr Vorsicht gewählt, wenn er wirklich dem ihm vorschwebenden Ideal künstlerischer Darstellung etwas näher gekommen, vornehmlich aber, wenn er weniger streng für solche gewesen, die ihn gerade von seinem Standpunkte aus so sehr überragten. Wozu sichteten und reinigten unsere Forscher denn die Quellen, wenn jeder Nachfolgende sie noch einmal aufrühren wollte? Wozu hieben unsere gelehrten Handlanger die Bausteine zurecht, wenn kein Baumeister sie zusammenfügen wollte? Nur muß der Baumeister ein Künstler sein, nur muß er vor Allem wissen, was gutes, was schlechtes Material ist. Wer Gervinus' Poesiegeschichte aufmerksam gelesen, weiß wie unvorsichtig er zuweilen in der Wahl seiner Gewährsmänner, wie uneindringlich er oft im Studium seiner Texte verfuhr. Selbst sein Freund und Gönner, Jakob Grimm, wagte die wissenschaftliche Schwäche des berühmten Werkes nicht zu leugnen, noch zu beschönigen. Doch hinderte das Bewußtsein dieser Schwäche den Literarhistoriker bekanntlich nicht, im gereiztesten Tone gegen die Lachmann'sche Schule (in der Nibelungenfrage) zu polemisiren, — eine Polemik, die lebhaft an die um Nichts besser gerechtfertigte des Meisters gegen Otfried Müller erinnert, auch darin, daß Schlosser, wie Gervinus, seinem Gegner an Kenntniß des besonderen Terrains nicht im Entferntesten gewachsen war. Ebenso beweist die Arbeit über Machiavelli nicht nur eine sehr unvollständige Kenntniß des Italienischen, sondern auch eine sehr flüchtige Bekanntschaft mit der Geschichte des Quattrocento. Die abfälligen Urtheile über Guicciardini, als über einen hohlen Rhetor, sind nur Folgen jener schwerfälligen Tactlosigkeit und jenes

Mangels an Perspective, deren Gervinus nie sich ganz zu entledigen lernte; seine herablassende Anerkennung von Artaud's Machiavel, einem Buche ohne allen wissenschaftlichen, noch stylistischen Werth, erweckt geradezu ein ironisches Lächeln, wenn man an die gewöhnlich so hohen Forderungen des strengen Recensenten denkt. Die „Geschichte des XIX. Jahrhunderts" liefert von Anfang bis Ende den Beleg, daß die ökonomischen Fragen, welche in unserer Zeit eine so große Rolle gespielt, ihm ganz fremd sind und er giebt dies selber zu. Wer z. B., um nur Eines zu erwähnen, die Anfänge des Zollvereins, die doch auch eine so große politische Bedeutung haben und welche Treitschke uns erst kürzlich so meisterhaft erzählt, bei Gervinus kennen lernen wollte, würde sich gründlich enttäuscht fühlen.

Auch ist die Abwesenheit aller Anmerkungen bei dem Schüler wie bei dem Lehrer nicht zufällig: nur wenige Seiten ihrer Werke vertrügen diese Controle; denn wie bei Schlosser die Thatsachen, je nach der Laune des Historikers, so oder anders dargestellt sind, so werden sie bei Gervinus ignorirt oder betont, je nachdem sie in sein System passen oder nicht. Gesteht er doch selber ein, daß er an seine Gegenstände herangeht mit einer vorgefaßten Absicht, und ohne sie auch nur flüchtig zu kennen. Nur zu sehr sieht man es denn auch den Werken an:

„Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren...."

Wir brechen die Citation ab, obschon bei der raschen Consumtion und Wiedergabe in der Heidelberger Buchfabrik das Schiller'sche Gleichniß sich unwillkürlich aufdrängt. Diese Art der schnellen und reichlichen Production mochte

bei Schlossern bis zu einem gewissen Punkte gerechtfertigt scheinen: bei Gervinus war sie's weniger; denn der Lehrer hatte eine weit umfassendere Lectüre voraus als der Schüler, und er behandelte seine ungeheuren Gegenstände auf eine weit vielseitigere Weise.

Es war unstreitig ein großes Verdienst Schlosser's, die literarischen und culturhistorischen Elemente in die Geschichtschreibung wieder aufgenommen zu haben; ich sage nicht „eingeführt" wie Gervinus meint, der offenbar von Voltaire's Siècle de Louis XIV. und den ausgedehnten Kapiteln, welche darin der Kunst, der Poesie, der Wissenschaft, den Religionsverhältnissen, den Sitten, dem Handel, der Industrie, den Finanzen gewidmet sind, keine Ahnung hatte. Gervinus gab jedoch gerade diese Behandlungsweise seines Lehrers wieder auf; theils weil er, wie schon erwähnt, von Finanzwissenschaft und Nationalökonomie nicht allzuviel verstand, theils auch weil er eben den Zusammenhang der verschiedenen Nationalthätigkeiten so wenig begriff wie das Wirken des Individuums. Ist doch für einen so abstracten Geist, der nur an die Action der Ideen glaubt, die preußische Handels- und Zollpolitik so unverständlich wie der Charakter Friedrich Wilhelm's III.: Beide beurtheilt er mit den Augen eines süddeutschen Kammerliberalen aus der Rotteck-Welcker'schen Schule und — so sehr er sich auch dagegen wehren mag — ohne aus dem Ideenkreise eines Börne und Genossen herauszukommen. Und hier schon zeigen sich die Symptome jener Abwesenheit aller idealen, speculativen Anschauungsweise, von der weiter unten zu reden sein wird. Doch scheint Gervinus von allen diesen Lücken seiner Bildung keine Ahnung gehabt zu haben und

sieht man ihn, nach dem Vorgange seines Lehrers, mit vornehmem Professorendünkel auf einen Varnhagen herabblicken, der in seinen unübertrefflichen Biographien sorgsamste, gewissenhafteste, umfassendste Quellenforschung mit anmuthiger, eleganter Form zu verbinden weiß; sieht man ihn, den Verfasser einer „angelsächsischen Geschichte“, an dem vielleicht größten Geschichtschreiber des Jahrhunderts, am Autor der Conquête de l'Angleterre hochmüthig vorübergehen, so ist man denn doch versucht anzunehmen, daß dem Reformator der Geschichtschreibung weniger an der Verwirklichung seines Ideals der „künstlerischen Form auf sicherer Grundlage“, als an seiner eigenen Mission gelegen war, dies Ideal zu verwirklichen.

Immerhin. Verzeihen wir dem durch frühe Anerkennung geblendeten, durch große Freunde verzogenen Gelehrten die naive Illusion, sich für einen Künstler gehalten zu haben; hat er ja doch Schlossern auch für einen Künstler der Historik und zwar für den größten nächst Thukydides und Machiavelli gehalten (sic). Schwerer wird's ihn von der Anklage der Oberflächlichkeit und der Unvollständigkeit freizusprechen. Wenn man sich bei Gervinus' Werken nur langweilte, so möchte man sich mit so vielen anderen deutschen Geschichtswerken seit Schlözer und Spittler bis auf unsere Tage trösten, von denen man denn doch Etwas gelernt hat: aber man lernt eben durchaus Nichts aus Gervinus' Büchern, wenn nicht, was sich der Verfasser bei gewissen Ereignissen oder Werken gedacht hat. Das genügt aber doch nicht. Lese ich ein Werk Ranke's oder Sybel's, so wird mir der diplomatische Zusammenhang einer geschichtlichen Thatsache klar: Gervinus hat von Schlosser

gelernt, die Diplomatie zu verachten, folglich auch die Archive, in denen sie ihre Depeschen niedergelegt. In's innere Getriebe der Weltereignisse sehen wir somit nie; denn Gervinus steht, ohne sich selbst darüber recht klar zu sein, ganz auf dem Standpunkte jener modernen Schule, französischen Ursprungs, welche einen Ludwig XIV., einen Friedrich II., eine Maria Theresia von ihren Völkern trennt und was wir gewöhnlichen altmodischen Menschenkinder die Weltgeschichte nennen, kurzweg als Kabinetspolitik abthut. Da bleibt denn freilich Nichts übrig als die großen „Volksthaten", wie der Krieg von 1792 oder die Aufstände von 1821. Daß bei diesen Ereignissen, wo das Volk in höchsteigener Person ohne offizielle Repräsentanten auftritt, auch wohl persönliche Interessen mitgewirkt haben könnten, die nicht viel besser waren als die der Diplomatie, scheint den Geschichtschreibern, welche auf diesen Standpunkt gestellt sind, ganz zu entgehen.

Und wie mit der Diplomatie ist's mit den Finanzen. Wer Thiers' „Revolution" oder sein „Kaiserreich" gelesen, hat die klarste Idee von den Finanzen Frankreichs sowohl in den Tagen wo Cambon, wie in jenen, wo Baron Louis sie leitete. Was lehrt uns die „Geschichte des XIX. Jahrhunderts" in dieser Beziehung? Nicht anderes ist es mit den permanenten Interessen der Parteien und Stände, wie Kirche, Grundbesitz u. s. w. Treitschke giebt uns, ohne chronologische Erzählung, ein lebendiges Bild der niederländischen, der piemontesischen Staats- und Standestraditionen; die Verhältnisse der beiden Länder treten übersichtlich und greifbar vor uns; sie gruppiren sich; wir erfahren, wie's mit Beamtenthum, mit Heer, mit

Unterrichtswesen bestellt war; wie Adel und Bürgerthum sich gegenüberstanden; kurz wir lernen was, indem wir zugleich angenehm und lebhaft angeregt werden. Gneist lehrt uns auf welchem Wege die Repräsentativverfassung sich entwickelt aus lokalen Verhältnissen, politischen Nothwendigkeiten und finanziellen Interessen. Hat man Baumgarten's spanische Geschichte gelesen, so hat man einen klaren Begriff vom Parteigetriebe, dem Zusammenhang der verschiedenen Elemente, den Ursachen des Bürgerkrieges, des Provinzialgeistes, der Bigotterie, des militärischen Einflusses auf der unglücklichen Halbinsel. Bei Gervinus sind's immer die alten abstracten Gemeinplätze von Volk und Cabinetten, von öffentlicher Meinung und Absolutismus, welche mit ihrem wesenlosen Wortgefechte die ganze Scene erfüllen.

Ja, selbst aus der „Geschichte der Deutschen Dichtung" lernt man doch eigentlich wenig, trotz ihrer außerordentlichen Bedeutung für unseren nationalen Ideengang. Freilich ist die Belesenheit — hüten wir uns zu sagen: die Gelehrsamkeit — des Verfassers erstaunlich; freilich ist das Verdienst, auch das literarische, des Mannes nicht hoch genug anzuschlagen, der es zuerst versucht hat, die geistige Geschichte seiner Nation vollständig und im Zusammenhange der Jahrhunderte zu erzählen; freilich ist die Fülle anregender aperçus, trotz ihrer Unordnung, die Wärme der Leidenschaft, trotz aller Einseitigkeit, von größter Wirkung gewesen und regt sogar noch heute den Leser an, wenn auch eher zum Widerspruch als zur Theilnahme. Aber bei alle Dem treffen wir doch auch hier wieder genau dieselben Fehler, welche Gervinus' politische Geschichtschreibung

einem so frühen Veralten preis gegeben haben. Wir bekommen Urtheile des Verfassers, keine Geschichte und trotz der Breite keinen Stoff. Dies mag hingehen bei einem Commentar: wer überhaupt ein Buch über Shakespeare lesen kann, wenn er den Dichter selbst zur Hand hat, der hat nur was er verdient, wenn er leer ausgeht. Anders bei einer Literaturgeschichte. Gewisse Werke sind dem Publikum unzugänglich, sei es durch die nicht mehr verständliche Sprache, sei es, weil sie uns wegen ihres Mangels an positivem Gehalt so wenig mehr bieten: solche Werke können aber doch in der Entwicklung der Nation eine große Rolle gespielt haben (etwa wie Gervinus' eigene Werke, wie Gibbon's, Klopstock's, d'Holbach's, um unsern Historiker in guter Gesellschaft zu lassen). Diese sollte der Geschichtschreiber dem Leser entweder analysiren, oder in ihrer Wirkung auf die Zeit zeigen; den Schülern sollte er die Wege weisen, wie sie daran kommen können ohne Zeit zu verlieren. So hat Villemain, ohne selbst Anspruch auf wissenschaftliche Forschung machen zu dürfen, in seiner Geschichte der französischen Literatur des Mittelalters und des XVIII. Jahrhunderts seine Franzosen auf Italien und England und ihren bestimmenden Einfluß aufmerksam gemacht und dadurch ganz außerordentlich fördernd gewirkt. Liest man Gervinus' Werk, so sollte man meinen, unsere mittelaltrige Dichtung, die doch zum großen Theil auf der französischen fußt, unsere geistige Renaissance im vergangenen Jahrhundert, die doch von England und Frankreich ihren Anstoß erhielt, seien durchaus einer nationalen generatio spontanea zn danken gewesen. Immerhin, wenn sein Buch uns als zuverlässiges Nachschlagebuch, wie Tiraboschi's

unübertroffene Literaturgeschichte, dienen könnte: aber das wird doch selbst der gläubigste Jünger nicht zugeben wollen. Endlich müßte in einer zweckmäßigen Literaturgeschichte wenigstens Eintheilung, Gruppirung des Stoffes sein. Ist es ja doch so recht das Amt des Geschichtschreibers, Licht in die Massen zu bringen. Man erinnere sich, was Savigny für das römische Recht gethan; man sehe, was H. Hettner für die moderne Literatur thut: wir wohnen hier der Filiation der Ideen und Zeitströmungen bei, dort ordnet sich organisch das scheinbar Chaotische. Bei Gervinus haben wir nichts als unfruchtbare Raisonnements: unfruchtbar, denn sie sind nicht der mitgetheilte Eindruck einer eigenen, bedeutenden Persönlichkeit; sie sind nicht Illustrationen der ästhetischen Gesetze; sie erklären nicht die Ursachen des Erfolges oder Mißerfolges historischer oder literarischer Thaten; sie constatiren nur, in welchem Verhältniß jene Thaten zu den Parteiinteressen und Parteileidenschaften des Herrn Gervinus im Jahre 1840 (resp. 1853) standen. Das ist aber eben durchaus uninteressant und unwichtig für die Nachwelt.

3. Wenn nun der Leser der Gervinus'schen Werke weder durch klare Uebersichtlichkeit und Eintheilung des Stoffes für die mangelnde schöpferische Gestaltungsgabe, noch durch die Gründlichkeit und Zuverlässigkeit der Forschung für die abwesende Anmuth des Styles entschädigt wird, so möchte er wohl doch die gehabte Mühe und Arbeit nicht bereuen, — denn Arbeit und Mühe bleibt's wohl immer, ein fünf- oder achtbändiges Werk von Gervinus zu lesen —, fände er in den Schriften des Geschichtschreibers jenen Reichthum neuer und tiefer Gedanken, jene

kühnen und eigenthümlichen Versuche die geschichtliche Bewegung zu erklären, welche uns immer wieder mit der abstrusen, schwerfälligen oder monotonen Form eines Vico, Hegel oder Buckle versöhnen, und die wir nicht umhin können zu bewundern, selbst wenn es uns unmöglich ist sie zu billigen. Wir nennen hier freilich Geschichtsphilosophen, nicht Geschichtschreiber: aber es war ja in der That Gervinus' ausgesprochene Absicht eine neue Art Philosophie der Geschichte einzuführen: eine Methode, welche darin bestehen sollte die Ereignisse so zu erzählen, daß „die Gesetze der Geschichte" daraus klar hervortreten. In andern Worten, es schien Gervinus geboten, die „Geschichte der Umbildung und der Veränderungen der Ideen vom Staate" zu schreiben. Anstatt nun den einfachen directen Weg zu wählen, um dieses Ziel zu erreichen, anstatt die Theorieen der bedeutendsten politischen Denker der neueren Zeiten von Hobbes bis Mill, von Montesquieu bis Tocqueville durchzugehen und daran nachzuweisen, wie sich „die Ideen vom Staate" allmählich „umgebildet und verändert" haben, zieht er es vor, diese Entwicklung an den Ereignissen selber zu studiren. Nun würden wir es ihm Dank wissen, diesen längeren, mühsameren, aber auch belebteren Weg eingeschlagen zu haben, wenn es ihm nur gelungen wäre jene „Gesetze" aufzufinden, welche keine anderen, als die schon von Machiavelli beobachteten und aufgestellten sein sollen. Leider aber ging Gervinus mit vorgefaßten Ansichten an diese Aufsuchung, begnügte sich mit jeder anscheinenden Bestätigung dieser seiner vorgefaßten Ansichten, schied aus oder ging rasch hinweg über das was unbequem war, legte in die Thatsachen den Sinn, der ihm am Besten

paßte, gruppirte sie, wie's ihm am Gelegensten war, gab den unbedeutendsten Ereignissen eine relative Bedeutung, die ihnen nicht zukam, und mußte natürlich so am Ende zu einer Art von Geschichtsphilosophie gelangen, die willkürlicher Systematik zum Verwechseln ähnlich ist. Und einem Denker, dem alle speculative Philosophie eitel Mystik oder Sophistik war, konnte es nicht wohl anders ergehen. Auch zur Erkenntniß der Geschichte gehört eben speculativer Sinn und schon die Thatsache, daß ihm, dem Literarhistoriker, „der Staat das höchste Product des Geistes" war, würde genügen, den unphilosophischen und beschränkten Standpunkt des Mannes zu kennzeichnen.

Wer sich nun die Mühe geben will, dem Forscher auf seiner Jagd nach den „Gesetzen der Geschichte" zu folgen, der wird gar bald finden, wie im Grunde doch Alles auf übereilte Generalisationen, trügerische Analogien und ganz oberflächliches Parallelisiren hinausläuft. Man kennt die Anekdote des französischen Reisenden, der kaum die Alpen überschritten hatte, sich in der ersten italienischen Herberge von einer rothhaarigen Magd bedient sah, und sogleich in sein Tagebuch schrieb: les femmes sont rousses en ce pays-ci. Die Art, wie Gervinus seine „Gesetze" aufstellt, erinnert lebhaft an diese expeditive Methode der Beobachtung, nur mit dem Unterschiede, daß er schon im Voraus entschlossen ist, alle Italienerinnen rothhaarig zu finden. „Das allgemeine Gesetz" ist bekanntlich das der aufsteigenden Linie vom Despotismus zur Aristokratie, von der Aristokratie zur Demokratie, und die absteigende — il ritornar al segno nennt's Machiavell — von der Vielherrschaft zur Herrschaft der Wenigen, von dieser zur Herrschaft eines

Einzelnen. Daß der zweite Theil dieses Gesetzes aller Erfahrung widerspricht — wer wüßte nicht, daß jede Demokratie der Geschichte nicht in Aristokratie, sondern in Einzelherrschaft übergegangen ist? —, das der erste Theil nur auf die Municipalstaaten des Alterthums und des Mittelalters anwendbar ist, will Gervinus nicht zugeben. „Dieses Gesetz," sagt er kühnlich, „ist es, das sich in jedem Theile der Geschichte, in jedem vollkommeneren Einzelstaate vorfindet und so auch in den zusammengesetzten Gruppen." Also Florenz im XV. Jahrhundert ist aus der Vielherrschaft zur Herrschaft der Wenigen übergegangen? Wir sollten doch wohl denken, die Herrschaft der ersten Medicäer, welche durch den Triumph der Demokratie über die Optimaten herbeigeführt worden, sei eine Herrschaft Einzelner gewesen. Aber solche Kleinigkeiten machen den Denker, der die „großen Linien" sieht, nicht irre. So braucht er auch für die Reformationsbewegung eine „aristokratische Phase": was ist einfacher als den Calvinismus für diese Phase zu erklären und zwar den Calvinismus Hollands im XVII. Jahrhundert? Und was braucht's weiter dazu als die cäsarische Demokratie Moritzen's und seiner Nachfolger, welche so recht eigentlich das Werk der Gomaristischen Calvinisten war, zu ignoriren, wie man die puritanische Tyrannei Oliver Cromwell's ignorirt? Nach der Theorie Gervinus' ist Europa seit drei Jahrhunderten im Uebergang aus der Aristokratie in die Demokratie begriffen: da kömmt nun freilich sehr unbequem der Despotismus des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts dazwischen, der doch eigentlich vor das Mittelalter gehörte, wenn sich die Geschichte hübsch artig dem großen Gesetze fügen wollte;

aber auch eine so grobe Incorrectheit der Geschichte ist ja sehr leicht zu beseitigen: man macht einfach aus der dreihundertjährigen Blüthezeit der absoluten und legitimen Monarchie eine „Durchgangsperiode“ — und Alles ist wieder in der Reihe. Da das ganze System eigentlich nicht auf Wesenheiten, sondern auf Worten beruht, so ist das Hineinzwängen der Dinge eben eine sehr schmerzlose Operation.

„Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.“

So scheinen Gervinus auch die Jahrhunderte der griechischen Tyrannis eine nothwendige „Durchgangsperiode“ gewesen zu sein, um die Demokratie des V. Jahrhunderts herbeizuführen. Denn, „Beides, die neuere Absolutie und die Tyrannis sind die gleichen Erscheinungen, die sich in allen Zügen entsprechen.“ Also das orthodoxe Königthum von Gottes Gnaden, die Monarchie Philipp's II. und Ludwig's XIV., Ferdinand's von Habsburg und Jacob's von England ist die gleiche Erscheinung wie die Tyrannei heraufgekommener Demagogen, des Pisistratos und Kypselos? Warum nicht auch gleich Cäsar's, Cosimo's, Cromwell's, Bonaparte's? Was man nicht Alles mit Worten leisten kann! Ob übrigens Argos, Korinth und Theben Demokratien waren wie Athen, ob man selbst die athenische Stadt-Demokratie mit ihrem zahlreichen Sclaventhum mit unseren modernen Staaten identifiziren darf, ob Thukydides selber nicht am Ende doch vielleicht Recht hat, wenn er, sogar vom Standpunkte der sklavenhaltenden athenischen Bürgerschaft aus, die Demokratie des Perikles eine verkappte Einzelherrschaft nennt — das sind Alles unbequeme Fragen;

die hört man lieber gar nicht an, so braucht man sie auch nicht zu beanworten.

Also: „Die politische Entwicklungsstufe, auf der wir die ganze im engeren Sinne sogenannte neuere Zeit stehen sehen, ist der Uebergang von der Herrschaft der Mehreren zu der der Vielen, unter den wechselnden Förderungen und Hemmnissen der Absolutie.“ Der Unterschied zwischen Herrschaft und Freiheit der Vielen entgeht dem Gesetzgeber der Geschichte offenbar vollständig. Doch dies nur beiläufig. Sehen wir uns die These an, als ob sie unzweideutig wäre. Machiavell hatte zwar, wie alle anderen schlichten Menschenkinder in der Alleinherrschaft eines Ludwig XI., eines Ferdinand des Katholischen Nichts gesehen, als eine Alleinherrschaft, und wenn er sie preist, so war's, weil er in ihr das Mittel zur Constituirung der Nationalität sah; Machiavell „konnte freilich nicht wissen, daß diese Absolutie eine Vorbereitung zur Gesetzesherrschaft und eine Schule der Freiheit war;“ aber merkwürdiger Weise finden wir uns Alle in Europa heute ganz einverstanden mit dem so huldvoll entschuldigten Machiavell; wir meinen, Spanien und Frankreich danken jenen Monarchen ihre nationale Abgeschlossenheit, aber von der Freiheit, die beide Völker in dieser Schule gelernt, sehen wir nicht mehr als Machiavell. Indeß, wir Blinden sehen ja auch nicht, daß „die Erschütterungen der französischen Revolution, die Thaten ihres Erben Napoleon, die Werke des Wiener Congresses, das Verfahren der Restauration der monarchischen Gewalt, unmittelbar die härtesten Schläge versetzt und den Sturz der Monarchien“ vorbereitet haben. Wir bilden uns ja sogar ein, die monarchische Idee habe recht viel gewonnen

in Europa und die Häuser Hohenzollern und Savoyen könnten sich nicht absonderlich beklagen. Wie wortreich und wie gedankenarm, wie anspruchsvoll und oberflächlich ist das doch Alles neben der Geschichtsphilosophie eines Vico oder auch nur eines Th. Buckle!

Noch verführerischer aber, freilich auch noch unfruchtbarer, ist das Parallelisiren nach äußerlichen Aehnlichkeiten, das Gervinus nun einmal nicht lassen kann. So war's Mode um 1840 — eine Mode, der unser Geschichtschreiber bis an sein Ende huldigte — Analogien zwischen dem so grundverschiedenen Entwicklungsgange Englands und Frankreichs anzustellen. Da mußten die Hinrichtung beider Könige, die Herrschaft Cromwell's und Bonaparte's, die Restauration von 1660 und die von 1814, die Einsetzung der jüngeren Linie in den Jahren 1688 und 1830 herhalten; und keiner der so verachteten französischen Doctrinäre von Benjamin Constant's und Royer Collard's Schule, ja Guizot selber nicht, hat dieses Spielen mit Daten weitergetrieben als Gervinus, für den die religiösen und die aristokratischen Interessen, welche in der englischen Revolution eine so große Rolle gespielt, gar nicht zu existiren scheinen, dem es nicht einfällt, daß eine Bewegung, welche auf Herstellung der Tradition und Geltendmachung bestehender Gesetze und Rechte beruht, keine Aehnlichkeit hat mit einer solchen, die von allgemeinen Vernunftprincipien ausgehend neue Zustände begründen, die Tradition wie die bestehenden Gesetze und Rechte über den Haufen werfen will. Was nun aber gar den „Freiheitszug" durch das Europa des XIX. Jahrhunderts anlangt, so ist doch wohl gerade das Beispiel Frankreichs, welches von Gervinus angerufen wird,

eher zum Beweise des Gegentheils angethan. Was Wunder, wenn der Mann am Ende mit solchen Parallelen bis auf Vergleichungen zwischen Bismarck und Polignac, den Verderbern ihrer königlichen Herren, dem dänischen Kriege von 1864 und der Algier-Expedition von 1829, diesen Anfängen des Endes gekommen ist? Ja, daß er endlich in der Entwicklung der Staaten eine „geometrische Progression" entdeckte? „Der Aufstand von Cadix erfolgte fünf Jahre nach dem großen Friedenswerke, von dem die neue Zeit ausgeht, die Julirevolution zehn Jahre darauf und die Februarrevolution achtzehn Jahre nach dieser. Verschiebe sich ein neuer Anstoß der ähnlichen Art nach diesem selben Gesetze (sic), so träfe er in das achte oder neunte Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts, und dies sind auffallender Weise die Zeitpunkte, die in jedem Jahrhundert der neueren Zeit irgend einem Volke seine Freiheit eingetragen haben." Wir deutschen Sonderlinge, die wir uns haben einfallen lassen, die größte Revolution der Neuzeit im Jahre 1866 anstatt im Jahre 1889 zu machen! Wie wäre es, wenn man bewiese, daß das Ende der Jahrzehnte immer sehr günstig für die Geburt großer Männer ist? Man denke nur Lessing 1729, Göthe und Mirabeau 1749, Schiller 1759, Napoleon und Humboldt 1769, Savigny 1779; und wir getrauen uns, noch eine ganz erkleckliche Anzahl bedeutender Neuner herauszufinden. Das heißt man die Gesetze der Geschichte aufsuchen.*)

---

*) Gervinus hat das Alles in seiner hinterlassenen Selbstkritik zu entschuldigen und wegzuerklären versucht, indem er verlangt, man hätte zwischen den Zeilen lesen sollen. Nun lassen aber

Und wenn sich der Geschichtsphilosoph noch begnügte, wohlfeile Parallelen anzustellen, indem er sich an das Aeußerlichste, Zufälligste hält; aber die offenkundigsten Facten, ja die unbestreitbarsten Resultate der Geschichte werden entstellt oder frischweg geleugnet, wenn's gilt die These des Denkers zu belegen. So soll Napoleon als Beweis dienen, „daß auf fürstliche Reformen von oben herab nicht zu bauen ist;“ als ob Napoleon's Schöpfungen nicht, wie diejenigen Friedrich's II. und Peter Leopold's, alle Stürme überdauert, alle „volksthümliche“ Gesetzgebungen von 1848 überlebt hätten.*) Wenn man de parti pris solche Thatsachen ignorirt, ist es zu verwundern, daß man

---

seine Worte gar keine andere als die wörtliche Deutung zu. Man lese sie wieder im Zusammenhange mit den vorhergehenden und folgenden Seiten, man wäge jeden Ausdruck der Stelle in der „Einleitung zur Geschichte des XIX. Jahrhunderts“ und man antworte, ob sie irgend anders als buchstäblich und eigentlich gefaßt werden kann.

*) Auch im Detail stößt man fortwährend auf solche willkürliche Behauptungen. In einem langen Aufsatze „über historische Größe“ vom Jahre 1832 heißt's, „daß der Beiname des Großen Niemand zukömmt und Niemanden je gegeben worden, als Gründern von Reichen oder Gründern einer neuen Ordnung in den Reichen“, worauf hin denn Napoleon die Berechtigung abgestritten wird, den Namen des Großen zu tragen, wohl weil er keine „neue Ordnung“ gegründet hat? — Für das Volk ist der Name des „Großen“ eben nur ein Unterscheidungszeichen und es ertheilt ihn nur solchen Geschichtshelden, die Namensgenossen haben. Napoleon wurde vor 1849 nie der Große genannt; seit der Herrschaft des Neffen nennen wir ihn Alle zur Unterscheidung den „großen Napoleon“. Und eine so einfache Frage zu beantworten braucht unser Geschichtsphilosoph 25 Octavseiten und welche Seiten!

am Ende soweit kömmt, einen nassauischen Stamm zu entdecken, aus den 1804 annectirten Regensburgern und Augsburgern, Würzburgern und Bambergern bayerische Stammesgenossen zu machen und zwischen der englischen und der amerikanischen Verfassung, dem Werke der Zeit und dem des Verstandes, der aristokratischen Monarchie und der demokratischen Republik, dem Einheitsstaate und dem Bundesstaate — eine vollkommene Analogie zu stabiliren?

4. Natürlich wird es auf diese Weise sehr leicht, die Geschichte das Widersprechendste aussagen zu lassen: „Wenn es in den mittleren Zeiten der Geschichte der Geist der Genossenschaft war, der das Princip einer aristokratischen Freiheit aufrecht erhielt, so hat sich dieser in der neueren Zeit in einen Geist des Individualismus umgebildet, der die Saat demokratischer Freiheit gestreut hat." Verstehe wer da kann, wie, trotz dieses „Individualismus, in den sich der Geist der Genossenschaft umgebildet," in Deutschlands neuester Geschichte die Individuen so gar keine Rolle spielen. Denn das ist ja ein Glaubensartikel von Gervinus: „Die Bewegungen der Zeit sind von dem Instinkte der Massen getragen. Denn es gehört zu dem wesentlich Charakteristischen unserer Zeitgeschichte, daß der große Einfluß Einzelner, Regenten oder Privaten, in ihr kaum zum Vorschein kömmt." Nun wissen wir freilich, daß diese merkwürdigen Worte vor dem Krimkriege geschrieben worden, daß Gervinus von Cavour und Bismarck, von Thiers' und Gladstone's entscheidendem Wirken damals Nichts ahnen konnte; aber Palmerston, Nicolaus, Friedrich Wilhelm IV., Napoleon III. hatten doch schon bewiesen, daß Einzelne noch immer die Geschicke der Völker in die

verschiedensten, dem Instinkte der Massen geradezu entgegengesetzten, Bahnen zu lenken wußten. Andererseits beweist gerade diese so laut lügengestrafte Behauptung, wie gefährlich dies voreilige Generalisiren ist, welches den Fonds von allem politischen Raisonnement bei Gervinus ausmacht. Wir heben aber diesen Irrthum des Geschichtschreibers so ganz besonders hervor, nicht allein weil er ihn als einen stehenden Refrain auf jeder Seite seiner Werke wiederholt — und in den Werken Anderer wiederholen läßt*) —, sondern vornehmlich, weil er den ganzen Standpunkt des Mannes, der sich schon so frühe, „den freien Blick in das Walten der Individualität einengte“ (Gosche, Gervinus) kennzeichnet. Nur wenn man weiß, wie sehr er sich in einer Theorie festgerannt hatte, welche nie und nimmer, am Wenigsten in einer sogenannten demokratischen Epoche, wahr werden kann, vermag man zu begreifen, wie bitter die Enttäuschung sein mußte, als die Ereignisse von 1859, 1866, 1870 dies Credo seines Lebens so vollständig über den Haufen warfen und bewiesen, daß heute wie immer, wir Deutsche wie alle anderen Völker, „durch den dictatorischen Einfluß Einzelner“, nicht „durch die überwältigende Macht der Vielen Alles überkommen sollten, was wir nationales Eigenthum nennen dürfen“.

Noch aus einem anderen Grunde bestehen wir auf diesem verhängnißvollen Irrthum: es war nicht allein der

---

*) Siehe namentlich die Schrift Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen (Leipzig 1853), in der er sich von einem Vertrauten aller seiner Gedanken erklären, rechtfertigen und — loben läßt.

Irrthum Gervinus', es war der der Nation; und nur dadurch, daß Gervinus der Sprecher der Nation war, wie wir's im Verlaufe dieser Arbeit ausführen werden, hat er die historische Bedeutung erlangen können, die er wirklich hatte. Die gesammte „öffentliche Meinung" Deutschlands glaubte sich in jener Zeit von den leitenden Persönlichkeiten emancipirt, hatte den Glauben an solche verloren; und gerade weil sich hinterher die deutsche Nation so gar gewaltig brüstet mit dem, was sie geleistet, ist es Pflicht, ihr in's Gedächtniß zu rufen, daß es nicht genug ist, bedeutenden Männern das Leben gegeben zu haben, daß eine Nation ihnen auch ihre Thaten erleichtern muß — und wahrlich das haben wir weder Göthen und Beethoven, noch Stein und Bismarck gegenüber gethan. Uns geziemt es das einzusehen, es zu bereuen, nicht aber in verstockter Eitelkeit uns zu überheben, weil die Stärke ihres Genies und Charakters uns gezwungen, Großes zu leisten. Wohl mag der spröde Marmor sich rühmen, daß ohne ihn der Bildner sein Werk nicht hätte schaffen können; doch unerträglich wäre es, wollte er behaupten, ihm käme das Verdienst zu, sich selber zu einem edlen Bilde gestaltet zu haben.

Wahrscheinlich war es gerade unseres Geschichtschreibers scharf ausgesprochene Persönlichkeit, welche ihm überlegene Persönlichkeiten so lästig und verhaßt machte; wie es denn überhaupt der in unserer Nation vorwiegende Individualismus ist, welcher uns so rebellisch gegen unsere bedeutenden Individualitäten sein läßt. Wie viel bequemer ist es, sich biegsamen Theorien als unbiegsamen Menschen zu fügen. Und bei Gervinus kam ein Anderes hinzu. Wir Deutsche werden in unserer Anschauungsweise wohl schon ganz gerne

den unberechenbaren Gewalten, welche in der Geschichte wirken, gerecht; nur unser Charakter hat Mühe, sich ihnen zu unterwerfen. Bei den Franzosen findet das Gegentheil statt, sie unterwerfen sich leicht und blindlings im Leben, wenn sie nur theoretisch das Recht des „Unvernünftigen“ leugnen dürfen. Nun vereinigte Gervinus Beides: einen erzdeutschen, eigensinnigen, hartnäckigen Charakter und die abstract-mechanische Anschauungsweise der Franzosen, welche den Eingriff Einzelner in die Schicksale der Völker als irrationell bestreiten zu müssen glaubt; wie es denn auch Menschen giebt, bei denen das umgekehrte Verhältniß stattfindet und deutscher Geist sich mit französischem Charakter verbindet.

Was Wunder, daß, als Gervinus seine „Geschichte des XIX. Jahrhunderts“ schrieb, welche eine Fortsetzung von Schlosser's „XVIII. Jahrhundert“ sein sollte, er die zu behandelnde Epoche als „eine Zeit des Trotzes der Machthaber und der Schlaffheit ihrer Beamten“ ansah? Konnte er doch, von seinem Standpunkte eines süddeutschen Kammerliberalen und eines französischen Juli-Parlamentariers, gar nicht begreifen, daß das deutsche Volk auch wo anders als in den Sitzungssälen der Darmstädter und Karlsruher Deputirtenkammer, als in und vor den Lehrstühlen deutscher Universitäten saß, daß ein gut Stück deutsches Volk in „den schlaffen Beamten“ und dem geschmähten stehenden Heere steckte, und daß das neue Deutschland nicht von den Professoren und den Kammerrednern, sondern gerade von den Beamten und Offizieren geschaffen werden sollte. Hätte er mit den Augen eines Politikers und Geschichtschreibers, anstatt mit denen eines Doctrinärs voller französischer

Revolutionsideen, die Dinge angesehen, so hätte er das wohl auch schon vor 1840 erkennen können, anstatt nach der landläufigen Weise, alle „Machthaber und Beamten" als natürliche Feinde des „Volkes" anzusehen: war ja doch der Zollverein damals schon lange eine vollendete Thatsache. „Ist es nicht eine gewöhnliche Sitte, daß man die versprechenden Talente unter der Jugend dem Katheder und der Schule bestimmt, die im Staate und für das praktische Leben sind, was die Klöster in der Kirche und im religiösen Leben? Und bestimmen sich nicht die, welche sich unter unserer Jugend als Genies dünken, selbst zu Allem, nur eben niemals zur ruhigen und sicheren Thätigkeit im Staate?" Also die ganze deutsche Bureaukratie seit 1815, vielleicht der tüchtigste politische Stand, den die Geschichte gesehen, bestand aus dem Abfall der Nation. Zu solchen Monstrositäten kann ein gescheidter Mann kommen, der dem Objectivismus den Krieg erklärt, und nur noch seinem subjectiven Dafürhalten Berechtigung zuerkennt. Freilich mochte Gervinus der deutschen Geschichtschreibung vorwerfen, daß sie die Welt zu sehr von der Studirstube und der Bibliothek aus betrachte; freilich durfte er mahnen, daß es an der Zeit sei, sie mit den offenen Augen des praktischen Staatsmannes anzusehen: aber dann mußte man auch praktisch und Staatsmann sein, vor Allem mußte man Hessen und Baden nicht für die Welt halten.

Noch oberflächlicher, wenn auch durch die Zeitlage berechtigter, war das Vorurtheil, daß das politische Leben Alles sei, und zwar ein gewisses politisches Leben, das parlamentarische nach französischem Zuschnitte; daß Kunst, Wissenschaft, Religion, Handel, Industrie nur in zweiter

Linie kämen: ein Vorurtheil, dessen Folge natürlich sein mußte, daß er die Zeit der Restauration, in vieler Beziehung die schönste, welche die Menschheit gelebt, die Zeit Canning's und Martignac's, Rossini's und Weber's, Byron's und Lamartine's, Uhland's und Manzoni's, kurzweg als eine „Zeit des Trugs und der Lüge" verdammt; als ob die größten Zeiten der Geschichte, die Zeiten des Themistokles und Alkibiades, Hannibal's und Scipios, Ferdinand's des Katholischen und Lorenzo's des Prächtigen, Wilhelm's III. und Ludwig's XIV., keine Zeiten „des Trugs und der Lüge" gewesen wären. Besonders merkwürdig aber ist dieß Urtheil über eine literarische und künstlerische Blüthezeit, wie die der Restauration in ganz Europa war, in dem Munde eines Literaturhistorikers. Freilich hatte ja Gervinus die Geschichte der deutschen Poesie eigentlich nur geschrieben, um zu zeigen, welch' ein erbärmlich Ding das geistige Leben sei, verglichen mit dem staatlichen.

Gervinus war bekanntlich der eigentliche Schöpfer der deutschen Literaturgeschichte, und vielleicht hat Deutschland auf diesem Gebiete des Guten nur zu viel gethan. Wie dem auch sei, hier wie in vielem Andern war es Gervinus gegeben, Außerordentliches zu wirken, ohne doch selbst etwas Befriedigendes zu leisten oder dem aufgestellten Ziele irgend nahe zu kommen. Sein Buch war eine bedeutende Thatsache und ein mittelmäßiges Werk. Bis auf Gervinus waren die Literaturgeschichten der Deutschen, wie die anderer Völker es meist noch sind, entweder aneinandergereihte Biographien der bedeutenden Schriftsteller, oder Analysen ihrer Hauptwerke mit Angabe der Schicksale, welche die Texte erlitten hatten, seltener schon mit Aufklärung über

die Quellen, aus denen die Schriftsteller geschöpft oder über die Bezüge überhaupt, die sie mit einander haben mochten. Auch Sammlungen von Urtheilen à la Laharpe gab es, oder Auseinandersetzung von literarischen Systemen, welchen die Literaturgeschichte als Beweismaterial diente. Wie wir schon oben angedeutet, war Gervinus der Erste, welcher es unternahm, eine Geschichte der herrschenden Ideen zu geben und den Zusammenhang der Dichtung mit dem staatlichen, religiösen und gesellschaftlichen Leben nachzuweisen. Er vermaß sich, zu schildern wie unsere großen Dichterwerke „aus der Zeit, aus deren Ideen, Bestrebungen und Schicksalen" entstanden, ihr inneres Verhältniß — Entsprechen oder Widerspruch — mit diesen, ihren inneren Werth für die Nation, ihre Wirkung in Mitwelt und Nachwelt" aufzudecken. Der Literarhistoriker, meinte er, müsse „das Verhältniß von Dichter und Gedicht zu der Zeit, zu der Nation, zu der europäischen Cultur, zu der gesammten Menschheit erörtern."

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.

Wenn auch Gervinus vollständig in dem großen Unternehmen scheiterte, so danken wir es doch ihm, wenn nachher Andere uns eine lange Reihe trefflicher literarhistorischer Werke schenken konnten. Selten hat ein Buch anregender, allgemeiner, tiefgreifender gewirkt, als dieses, und eine solche Wirkung erzielt Niemand, der nicht hervorragende Eigenschaften des Geistes und Characters hat. Nur dem eisernen Fleiße, der Wärme der Ueberzeugung, der Leichtigkeit des Hervorbringens, vor Allem der richtigen Fühlung des augenblicklichen Zeitgeistes, wie Gervinus sie besaß und hier an den Tag legte, war es möglich, einen

solchen Einfluß auszuüben; aber diese Wirkung war eine ganz vorübergehende. Das dauernde Kunstwerk, das er zu schaffen vermeinte, hat er nicht geschaffen. Hier, wie überall, überschätzte eben Gervinus seine Kräfte. Es fehlte ihm durchaus an Selbsterkenntniß. Den Mangel der nöthigen allgemeinen Vorbildung fühlte er nicht. Wie schon gesagt, war ihm speculative Philosophie und Theologie einerseits, Nationalökonomie und Naturwissenschaft andererseits fremd; und doch war eine gründliche Kenntniß dieser Disciplinen und ihrer Schicksale durchaus nothwendig, um die Bezüge der Dichtkunst mit dem nationalen Leben darzustellen. Wiederum, Gervinus' streitbare Natur sträubte sich gegen die ästhetische Beschaulichkeit und gegen die historische Neutralität, die erforderlich gewesen wären, um den verschiedenen Erscheinungen des nationalen Geistes in den Dichterwerken gerecht werden zu können. Dazu fehlte es Gervinus eben an der Heiterkeit und Billigkeit, welche nur ein wohlverstandener Skeptizismus geben kann: natürlich weder der philosophische noch der sittliche Skeptizismus, die beide hier nicht in Betracht kommen, wohl aber der Skeptizismus dessen, der an der Realität der Worte und der Formen zweifelt; die wirklichen weltbewegenden Interessen, Leidenschaften und Ideen dagegen unter den verschiedensten Worten und Formen wiederzuerkennen weiß. Gervinus war von vornherein Wortgläubiger, trotz des radikalsten französischen Jacobiners. Er hört nicht auf, aus Worten Systeme zu bereiten und dann sich bitter zu ärgern, wenn die Wirklichkeit diesem Systeme nicht entspricht. Der Historiker — natürlich wenn er nicht aus der Schlosser'schen Schule ist — nimmt die Welt wie sie ist, sucht sie zu

verstehen, wie der Botaniker seine Flora nimmt; der Systematiker will der Welt vorschreiben, was sie zu thun und zu lassen hat.

Schon in seinem Programm zu Gudrun (1836) stabilirt Gervinus, was dem Dichter der Zukunft erlaubt sein soll, was nicht; er verwirft den Reim als ein „weibliches Princip" und gestattet nur noch Epos und Satire: wie das der Dichter der Zukunft anzufangen habe, zeigt er ihm selbst in einem epischen Probegesang: denn auch gedichtet hat der Mann, dem nichts Menschliches fremd bleiben sollte. Gleichzeitig schrieb er seine Schrift über den Götheschen Briefwechsel, eine übellaunige Auseinandersetzung in 185 Seiten des Princips, daß der Feigenbaum eigentlich Aepfel, der Apfelbaum aber Feigen tragen solle: ein Princip, das stets die Lieblingsgrille des Autors blieb. Wer diese dreiste Schrift gelesen — wir gebrauchen nicht gerne einen stärkeren Ausdruck — wird unsere Bitterkeit wohl entschuldigen; denn ich glaube in Wirklichkeit nicht, daß die Geschichte irgend eines Volkes ein ähnliches Werk aufweist, worin sich ein junger Mann dem größten und edelsten Menschen seiner Nation, seines Jahrhunderts, was sage ich? aller Zeiten, einem Menschen, der in seinem langen Leben nie das Höchste aus den Augen verloren, der jeden Moment dieses langen Lebens angewandt, die Menschen zu belehren oder zu beglücken, die Leviten liest, weil er seine Zeit so schlecht angewandt. Derselbe unleidliche Hofmeisterton des Dilettanten dem schöpferischen Künstler gegenüber wird auch gleichzeitig bei Besprechung der Malerei, ja der Musik angeschlagen. Wohin die hochmüthige Impotenz des Dilettantismus führen kann, wenn sie sich auf-

lehnt gegen das Genie, das seine Macht, sein Recht und seine Kenntniß bewiesen hat, würde man nicht glauben, wenn man nicht mit eigenen Augen gelesen hätte von den „pitoyablen Tragödien des Corneille und Racine", oder von dem „sinnleeren Gedanken" des Rubens „neue historische Personen in alten Kostümen darzustellen", ein Vergehen dessen sich keine Zeit, „wo sie auch noch so geschmacklos war", je schuldig gemacht hatte. Ist's da noch zu verwundern, wenn der Kunstkritiker dreißig Jahre, später Mozart und Haydn, Beethoven und Weber, kurz alle Componisten, die sich mit Instrumentalmusik befaßt, als Kunstverderber hinstellt? Dabei genau dasselbe äußerliche Parallelisiren, wie in der politischen Geschichte — die Affinität Händel's und Shakespeare's besteht darin, daß der eine ein in Deutschland naturalisirter Engländer, der andere ein in England naturalisirter Deutscher ist! — dasselbe frivole Umspringen mit den Thatsachen — von der französischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts, der Literatur Voltaire's und Rousseau's, im Gegensatz zur deutschen heißt's, daß sie „von Wenigen gepflegt und von Wenigen gelesen wurde" —; dieselbe Systematik in Aufstellung willkürlichster Gesetze: „Die Sculptur und Malerei hat ihre Blüthe überall erst nach den redenden Künsten gehabt." Wollen sich die Thatsachen diesem Prokrustesbette nicht fügen, so weiß man sie schon zu zwingen. „Was in diesen Verhältnissen häufig irrt und die klare Einsicht etwas erschwert, ist nur, daß die Künste sämmtlich unter sich so viel Verwandtschaft haben, daß selten die Eine eine große naturgemäße Blüthe entfaltet, ohne daß die Andere neben ihr sich zu einer u n n a t ü r l i c h e n, v e r f r ü h t e n oder v e r s p ä t e t e n Blüthe

mitgerissen sehe;" — so z. B. die dramatische Kunst der Athener, die ihre „unnatürliche, verspätete Blüthe" wohl nur entfaltet hat, weil die Kunst des Phidias sie „mitgerissen".

Vor Allem aber sind's immer und immer wieder die sittlich practischen Zwecke, worauf's Gervinus in allen seinen Schriften ankömmt: Alles — selbst Shakespeare der Freie — wird zu diesem Sclavendienste gepreßt und moralisch verwerthet. Diese teleologische Art von Geschichtschreibung, welche der deutschen Idee κατ' ἐξοχην, wie sie durch Winckelmann, Herder, Wolf, Niebuhr, Savigny, Humboldt entwickelt worden, so direct entgegengesetzt ist, hat bekanntlich in der Geschichte der Deutschen Dichtung ihren vollsten Ausdruck erlangt. Dieses Werk, das vielleicht mehr gewirkt als irgend ein anderes deutsches Werk seit Lessing's Literaturbriefen, sollte Deutschland beweisen, daß es literarisch erschöpft sei und fortan Politik, keine Dichtkunst mehr zu treiben habe. Hätten wir erst einmal einen Staat, dann würde unter dem Einflusse des politischen Lebens uns auch eine neue größere Poesie erstehen, eine Poesie wie die englische oder griechische. Alles, was wir nach unserer klassischen Periode gehabt, wäre ja doch gänzlich werthlos. Diese sehr bestreitbare Ansicht und diese äußerst willkürliche Annahme waren nicht ganz neu und Karl Braun vindizirt sie mit Recht Niebuhrn; aber sie war fruchtbar, wie so viele falsche Ideen, wenn sie im richtigen Augenblicke auf das richtige Erdreich fallen. An sich sind sie ganz unhaltbar; wie denn auch, naturgemäß, das ganze Pamphlet schon veraltet ist. Denn, ächt deutsch, ist unser wirksamstes Pamphlet, wirksamer, folgereicher als Swifts' Satiren oder die Briefe

von Junius, ein Werk in fünf unendlichen Bänden. Und Gervinus hatte dessen kein Hehl. Ihm war's ja nicht um die historische Wahrheit zu thun, sondern um die praktische Belehrung, die Nutzanwendung. Er machte aus der Pragmatik die erste Tugend des Geschichtschreibers. Er meinte die Pflicht desselben sei, seinem Geschlechte seine Richtung vorzuzeichnen, ihm mit Rath beizustehen, ihm an der Hand der Geschichte zu zeigen, was die Nation zu thun habe, um zu ihren Zielen zu gelangen. Er unternahm es also vollbewußt, „den übungsbedürftigen und schaff-lustigen Geist des Volks aus den Regionen der Ideen und Ideale auf das praktische, politische Gebiet hinüberzuführen; dem Individualismus und Egoismus, der alle geistige Bildung nährt, ein Gegengewicht zu erwecken im Staat und Staatsleben, in Gemeingeist und Vaterlandsliebe; durch große innere Beschäftigungen, die das Volk in Masse in Anspruch nehmen, die Bedeutung der Einzelnen in den Hintergrund zu schieben und die Achtung vor der Gattung zu erhöhen; ein anderes, ein größeres Interesse an die Stelle der literarischen Interessen zu schieben" — ich kürze ab, denn Gervinus hat die Gewohnheit, dieselbe Idee in hundert verschiedenen Sätzen zu wiederholen — das war es, was er sich vorsetzte. War er dem Unternehmen gewachsen und hat sich sein politischer Takt besser bewährt, als seine historische Gewissenhaftigkeit?

II.

1. Es war Gervinus nicht genug, im Allgemeinen die Nation auf die Politik als auf das ihr fortan zu-kommende Feld hingewiesen zu haben. Er hielt es auch

für seine Pflicht, sie zu berathen über die Art der Politik, welche sie zu befolgen habe, ja, er glaubte sogar selbst Hand anlegen zu müssen, ein Versuch, den eben nur jener schon gerügte ganz einzige Mangel an Selbstkenntniß erklären kann. Die besten Freunde, gerade diejenigen, welche seine krankhafte Selbstüberschätzung mit auf dem Gewissen hatten, mußten diese Prätention des Mannes, der einst Göthen „ein klein wenig mehr Gabe der Selbstbeobachtung“ gewünscht, denn doch belächeln. Dahlmann freilich war der Ansicht, daß „der Geschichtschreiber sich bis zum Staatsmanne zu steigern“ habe, und er versuchte es selber. So lange Gervinus noch mit Droysen, Waitz und Häußer Journalismus trieb und natürlich Dahlmann'sche, d. h. doctrinäre Politik vertheidigte, billigte auch der ältere Freund das Vorgehen des Jüngeren. Erst in Frankfurt sahen die Göttinger Gönner, wie wenig des Schützlings besonderes Talent und besondere Charakteranlage ihn zur öffentlichen Laufbahn befähigten. Schlosser hatte sich darin nie getäuscht. Er, der stets „die Wissenschaft ganz vom Leben trennte, das sich selbst regieren solle“, der, obschon viel eher als sein Schüler auf's Handeln angewiesen, doch immer seine Grenzen kannte und einhielt, ward nicht müde, seine Bedenken auszusprechen. „Sie werden erleben“, schreibt er an seinen Vertrauten, „daß unsere Freunde, Dahlmann, Gervinus u. s. w. das Vaterland in's Verderben stürzen.“ Und bald darauf von denselben: „Sie haben sich an einer Sache betheiligt, welche sie unmöglich richtig zu treiben im Stande sind.“*) So

*) Beredter als man ihn in seinen Werken findet, ist der alte Polterer in diesen Briefen an Kriegk, wenn er die Gründe der Un-

dachte der Lehrer schon im Herbste 1848 von den staatsmännischen Fähigkeiten seines Schülers.

Wie bitter wurde er gar über „den alten Prophetenton der Doctrinäre", als Gervinus seine „Einleitung" herausgab (1852), ein „Pamphlet, das seinen Verfasser lächerlich macht." Schon im Jahre 1846 hatte er sich gegen den Jünger ereifert, der die Sache der Deutschkatholiken lebhaft ergriffen hatte. „Haben Sie jemals gehört, daß eine neue Religion oder Confession im Bierhause geschaffen worden ist? Und doch läßt sich ein Historiker wie Gervinus durch diese Sache blenden und meint, daß dieselbe eine Bedeutung zu erlangen vermöge." Selbst für den nachsichtigen Dahlmann war die Begeisterung des jüngern Freundes für eine

---

fähigkeit der Professoren in der Politik auseinandersetzt: „Wir Gelehrten bringen unser Leben fast nur auf der Studirstube zu; wir erwerben uns durch stete historische Studien die Fähigkeit, gegebene Zustände in ihren Gründen zu erkennen und zu beurtheilen, und wir vermögen deßhalb durch Belehrung auf dem Katheder und in Schriften mittelbar einen Einfluß auf den Gang der Dinge auszuüben. Dagegen sind wir stets in Gefahr Schaden zu bringen, wenn wir mit unserer Thätigkeit direkt in das praktische Leben eingreifen, weil hierzu etwas gehört, was uns abgeht. Ein Gelehrter vermag wohl alle Mängel des politischen Zustandes seiner Nation zu erkennen, ja vielleicht sogar einen richtigen Vorschlag über deren Beseitigung und die Herstellung eines neuen Zustandes zu machen. Allein sobald sich, was in einer bewegten Zeit leicht und mitunter rasch eintritt, der Zustand ändert, dann ist der Gelehrte nicht gleich dem praktisch gebildeten wirklichen Staatsmanne im Stande, dies sofort zu erkennen und danach seine Ansicht zu modifiziren; er vertieft sich vielmehr in diese, kommt dadurch in Widerspruch mit dem Gange der Dinge, hilft, ohne es zu wissen, diesen in eine Sackgasse drängen und befördert so das verderbliche Streben selbstsüchtiger Parteien und der auf Reaction bedachten Staatsmänner."

solche Sache denn doch zu stark gewesen; aber Gervinus war nicht der Mann dazu, nachzugeben und noch im Jahre 1854 ließ er seine Haltung jener Bewegung gegenüber von seinem alter ego rechtfertigen.*)

Nach der deutschkatholischen Frage sollte es die schleswig-holsteinische sein, welche in ihm das immer nur halbbeschwichtigte Gelüste regte, in's öffentliche Leben einzugreifen. Er war es, von dem die Heidelberger Adresse des Jahres 1846 hauptsächlich ausging und noch im Jahre 1850 bot er der Schleswig-Holstein'schen Statthalterschaft seine Dienste an; noch 1851 ging er nach England, um für die Sache der Herzogthümer zu wirken; natürlich erfolglos. Wie rechthaberisch er dreizehn Jahre später das erfolgreiche In die Hand nehmen der Sache durch Preußen beurtheilte, weiß man.

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Aber Cato war eben auch kein Politiker. Indeß es war nun einmal der Eigensinn des Mannes, der selber die Worte geschrieben hatte: „In der Politik hat der Erfolg allein Werth", nie einen Erfolg anzuerkennen, wenn er nach einem andern als dem von ihm empfohlenen Recepte erlangt war. Man denkt unwillkürlich an den Arzt der Komödie, der es seinem von ihm aufgegebenen Kranken nie verzeihen kann, trotz seiner Prognostik genesen zu sein. Daß die Frage der Herzogthümer nicht durch Schöpfung eines neuen Kleinstaates gelöst worden, war Gervinus so unbehaglich, als es ihm später die Einigung

---

*) S. Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen p. 36—41. Ja, noch in seiner Selbstkritik gegen Braun (1871) sucht er seinen Standpunkt von 1846 zu vertheidigen.

Deutschlands durch nationale Thaten, anstatt der gewünschten nationalen Reden, werden sollte. Auch aus seiner Kritik der „Preußischen Verfassung und des Patentes vom dritten Februar (1847) spricht, trotz aller treffenden allgemeinen Bemerkungen, der unpraktische Sinn des Mannes und seiner Generation. Anstatt das Gegebene, so unbefriedigend es auch sein mochte, zu ergreifen und im Sinne seiner Ideen auszunützen, wie er es in der Theorie an Machiavell so lobend hervorhob, wollte er es in der Praxis verworfen wissen, weil es unvollkommen war, weil es nicht den Erwartungen, sagen wir sogar, weil es nicht den Bedürfnissen entsprach. Es war eben unter den damaligen Liberalen Sitte — und ist's noch lange geblieben — in Worten gegen das französische Politisiren zu eifern und das englische in den Himmel zu heben; in der That war man ganz unter der Herrschaft französischer Anschauungen, verlangte man stets, ächt französisch, erst die vollständige Herstellung des Parteiprogrammes, ehe man an's Werk gehen wollte.

Um diese Zeit (1. Juli 1847) war es, daß Gervinus im Verein mit anderen angesehenen Gesinnungsgenossen die Herausgabe der Deutschen Zeitung unternahm: ein journalistisches Unternehmen, das von großem Einfluß sein sollte, obschon auch hier wieder die leidige Ueberschätzung der eigenen Wichtigkeit und der eigenen Einfälle die wirklichen Verhältnisse etwas verschob. Die Deutsche Zeitung war, ebensowenig wie die zwölf Jahre früher unternommenen Deutschen Jahrbücher, das so ganz unerhörte Werk, als welches es Gervinus darstellen wollte und wie man's nach den schmetternden Posaunenstößen erwarten sollte:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
fragte horazisch lächelnd der alte Schlosser. Gervinus meinte, der Ton des Journals, die Gediegenheit der Mitarbeiter, die Richtung des Blattes seien durchaus ohne Antecedentien gewesen in Deutschland, was doch wohl nur von letzterem Punkte zuzugeben ist. In Bezug auf Ernst und Gediegenheit hatte z. B. die Allgemeine Zeitung damals schon lange, soviel es die damaligen Preßverhältnisse erlaubten, gezeigt, daß es an jenen Tugenden im Vaterlande nicht fehle. Bezeichnend für die Zeit waren alle Mitarbeiter des Blattes, mit Ausnahme Matthy's, Professoren; und wohl auch die meisten Leser werden Professoren gewesen sein. Das hing eben mit der ganzen deutschen Entwicklung zusammen. Staat und Literatur hatten sich bei uns parallel weitergebildet, ohne einander zu berühren, geschweige denn zu durchdringen, der erste handelnd, schweigsam, bescheiden, die zweite redend, geräuschvoll, vordringlich. Dem Anschein nach war unser ganzes Leben ein geistiges gewesen; Gervinus selbst glaubte es und meinte es uns vorwerfen zu müssen. In der That war dem durchaus nicht so. Als die Professoren der Wissenschaft den Rücken zu drehen begannen, um sich der Politik zuzuwenden, meinten sie freilich, jetzt fange eigentlich erst die Politik an: mit herkömmlichem Gelehrtenstolze sahen sie in dem deutschen Beamtenthume nur Handlanger und Commis: Parlamentarismus und Preßfreiheit waren ja jenem Geschlechte indentisch mit Politik. Das wortführende Deutschland war eben in den Universitäten, wie das wortführende Frankreich in Barreau war: die Herren hörten sich allein reden; ist's ihnen so sehr zu verdenken,

daß sie vermeinten, die deutschen Professoren seien das deutsche Volk, die französischen Advokaten die französische Nation? Und in der That war die „öffentliche Meinung“ in Deutschland die Meinung der Professoren; sie fand in der schwerfälligen Heidelberger Journalistik ihren Ausdruck und, da das übrige Deutschland von einer unabhängigen Presse im englischen Sinne, die zugleich anregend und belehrend die Fragen des Augenblicks vom Standpunkte des praktischen Politikers bespricht, Nichts wußte; da die Gemäßigten des jacobinischen Journalismus der rheinischen Schule, die Liberalen des trockengeschäftlichen oder servilen Tones der offiziellen Zeitungen müde waren, so behagte ihnen jene pedantische Erörterung von Principienfragen, die man am Neckar Publicistik nannte, gar wohl. Was Wunder, daß die gelehrten Zeitungsschreiber sich einbildeten, aus ihnen spräche der Zeitgeist, ohne sich an Faust's Worte gemahnt zu fühlen? Was Wunder, daß sie die Bedeutung dieses Zeitgeistes und dieser sogenannten öffentlichen Meinung überschätzten?

Das Professorenthum, das seit 1837 in's politische Leben Deutschlands eingetreten, sich darin zum Verfechter der gemäßigt liberalen Ideen gemacht, sich in der Deutschen Zeitung ein vielgelesenes und hochangesehenes Organ geschaffen hatte, trat 1848 an die Spitze der nationalen und freisinnigen Bewegung. Die Regierungen ließen es gewähren; die Nation gab ihm unbedingte Vollmacht. Es sollte nun zeigen, ob es das ihm geschenkte Vertrauen rechtfertigen, ob es die ihm gelassene Macht zu benutzen verstehen würde. Aller Augen waren auf die Paulskirche gerichtet, wo es tagte. Gervinus, auf den die Partei

schon in Göttingen große Hoffnungen gesetzt, der sich seit neun Monaten als ein unermüdlicher und unerschrockener Kämpe gezeigt, sollte nun auf die Probe gestellt werden. Es galt jetzt die vertheidigten Principien zu verwirklichen. Dazu mußte die Partei geleitet, jeder Schritt abgewogen, die Tactik der Lage jedes Tages angepaßt werden. Es hieß heute rasch im Entschluß, noch rascher im Handeln zu sein, morgen geduldig, abwartend; bald rücksichtslos energisch durchzufahren, bald geschmeidig nachzugeben. Es handelte sich, nicht länger allgemeine Principien aufzustellen, zu erörtern, zur Anerkennung zu bringen, sondern die Gewalt, die man so unverhofft in die Hände bekommen, auch in Händen zu behalten, die lange gewünschten und anempfohlenen Reformen durchzuführen, für die Zukunft sicher zu stellen. Nichts von dem Allem wußten sie zu sein oder zu thun, „die Anmaßenden, die Leute a priori, die Schwärmer ohne Phantasie, die Systematiker, die Grundrechtler und Kaisermacher" — die Worte entfuhren dem alten Schlosser, als er das Treiben seines Schülers und der Genossen seines Schülers mit ansah.

Dieser hatte mehr als alle Andern Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen: er saß im Siebzehnerausschuß, ward Vertrauensmann der Hansestädte beim Bundestag, dann Mitglied der Nationalversammlung. Er sollte sich auf der Tribüne nicht besser bewähren als auf dem Katheder. Die Worte, die ihm in solcher Ueberfülle in die Feder quollen, wollten nicht von seinen Lippen fließen, der schweigsame, in sich gekehrte Mann war kein Redner. Auch als manager wollte es ihm nicht gelingen. Dazu fehlte ihm die Biegsamkeit, der praktische Sinn, die Menschen-

kenntniß. Mehr als alle anderen Parteigenossen sprach er von der Nothwendigkeit der Compromisse im parlamentarischen Leben, machte er Front gegen die extremen Parteien von rechts und links; aber er war selber extrem in seiner Vertheidigung des juste milieu, absolut im Aufstellen relativer Meinungen. Keiner der Parteigenossen war weniger zur Transaction gemacht; keiner steifte sich mehr auf abstracte Principien, als der Mann der stets die Nation gemahnt hatte, doch endlich einmal practisch zu werden. Nach wenigen Monaten mußte er den Kampf aufgeben, freilich um, wiederum nach wenigen Monaten, ihn von Neuem aufzunehmen. Und dieses sich immer Zurückziehen und immer wieder Eintreten wiederholte sich fünfmal in den fünf Jahren. Nie ruht die quälende Versuchung, vor die Oeffentlichkeit zu treten, nie vermag er ihr zu widerstehen. So wollte er ganz jung Schauspieler werden, dann Lehrredner, dann historischer Künstler, endlich Politiker; stets braucht's erst der factischen Erfahrung, um ihn — und auch dann nur für kurze Zeit — zu überzeugen, daß die Natur ihn nicht für das öffentliche Leben bestimmt. Diese Unkenntniß seiner selbst und seiner Kräfte setzt ihn immer neuen Enttäuschungen aus; und wohl mag es das dunkle Bewußtsein dieser seiner Impotenz als handelnder Mensch, das Vielwollen und Wenigkönnen auf dem practischen Gebiete gewesen sein, das ihn so bitter stimmte, sein ganzes Leben verfinsterte. Ein Häußer, ein Matthy verschmähten es nicht, nach der großen Bühne von Erfurt die kleine von Karlsruhe zu betreten und „im kleinsten Punkte die größte Kraft“ entfaltend, wirkten sie unendlich wohlthätig für das ganze Vaterland. Dazu

hätte Gervinus sich nimmer zu entschließen vermocht. Er, dem nur das größte Theater seines Auftretens würdig schien, der Göthen vornehm belächelte, weil er in den Herzogthümern Weimar und Eisenach einen Schauplatz sah, „um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stehe", scheint seines Shakespeare's Worte nie beherzigt zu haben: daß wahre Größe (rightly to be great) nicht im Was, sondern im Wie liegt.

Daß er zum Handeln in der großen Politik nicht berufen sei, das konnte Gervinus, das mochte er nicht einsehen. Er wollte nicht klar darüber werden, daß es ihm nicht nur an der Gewandtheit in der Ausführung fehlte, sondern daß auch sein politischer Blick unsicher war. Weder der Ausgang der deutschkatholischen Bewegung, noch die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage hatten ihn darüber belehrt. Mit der deutschen Verfassungsfrage sollte es ihm ebenso ergehen: selbst Dahlmann warf ihm vor, daß er denn doch die südlichen Mittelstaaten und ihre Bedeutung überschätzte. Gervinus beharrte auf seinen politischen Ideen, so unpracticabel sie sich auch erweisen mochten. Nach 1871, kurz vor seinem Tode, empfiehlt er die Wiederherstellung Hessens und Hannovers, die Gründung eines Augustenburgischen Staates.*) Ja, selbst in Fragen, denen er durch seinen Lebensberuf näher stand, z. B. in der Universitätsreform, begegnen wir bei ihm nur ganz unpractischen oder

---

*) Dreißig Jahre früher, in seinem Aufsatze über Dahlmann's Politik gab er indeß doch noch zu, daß den Staaten napoleonischer Mache keine „Stammesabtheilung" zu Grunde liege, daß ihnen „Gewohnheiten, Sitten, jede ältere Grundlage, auf der sich weiter bauen lasse, fehle."

ganz undeutschen Ideen. Er schlägt vor, die Studienzeit unserer Beamten zu verlängern, die practischen Lehrjahre der Accessisten (Referendare) dagegen zu verkürzen — als ob man des wissenschaftlichen Unterrichtes zu wenig, der practischen Erfahrung zuviel gehabt hätte im damaligen Deutschland — und mit Verkennung des ganzen Grundcharacters deutscher Universitäten, wünscht er die Facultäten, wie in Frankreich, zu vereinzeln, die Philosophie, als eigentliche Universität, von der Akademie, als Lehranstalt für Brodwissenschaft, zu trennen, d. h. uns das zu rauben, worauf wir stets und mit Recht so stolz gewesen, die philosophische Durchdringung unseres professionellen Unterrichts.

Von allen Doctrinärs der Gothaer Partei war eben Gervinus derjenige, dem der Doctrinarismus am tiefsten im Blute steckte, so tief in der That, daß, nachdem er die Doctrine gewechselt, er noch immer ein Doctrinär blieb. Man hat ihm ein Verbrechen daraus gemacht, nach 1849 seine Ansichten geändert zu haben, ein Demokrat geworden zu sein; man hat ihm vorgeworfen, daß ein Mißerfolg hingereicht habe, die Ueberzeugungen seines ganzen Lebens zu ändern, und hat bei dieser Gelegenheit unliebsame Vergleiche zwischen der sprüchwörtlichen „Gesinnungstüchtigkeit“ der Deutschen und dem „frivolen Wankelmuth“ der Franzosen angestellt. Ganz mit Unrecht. Gervinus’ Sinnesänderung war in der That nur scheinbar; sie war kein Abfall von seinen Grundanschauungen, sie war deren naturgemäße Entwicklung. Jeder hat das Recht seine Meinungen zu ändern: die Frage ist, ob’s aus Interesse oder Leichtsinn geschieht, ob in Folge von Belehrung oder Umbildung. Niemand wird bei Gervinus ein niedriges Motiv voraussetzen wollen; aber auch leicht=

fertig war er nicht. Freilich erlaubte er den Ereignissen nie ihn zu belehren; aber er hatte die Redlichkeit seine Ansichten zu revidiren, suchte sich Rechenschaft über ihren Mißerfolg abzulegen und kam dann ganz naturgemäß zur Ueberzeugung, daß er nicht consequent genug gewesen. Wir haben oben schon im Vorübergehen bemerkt, wie Gervinus im Grunde ein süddeutscher Constitutioneller aus der Rotteck-Welcker'schen Schule war, zu der sich auch bedeutende Norddeutsche und Vorkämpfer der germanischen Staatsidee, wie Dahlmann, Waitz — Schlosser nie — verirrt hatten, freilich nur auf Augenblicke. Nach Erfurt trat die Verschiedenheit der Grundanschauung klar zu Tage. Der Constitutionalismus der Süddeutschen war nur, wie der französische, die verkappte Demokratie; denn er beruhte auf einer durchaus rationalistischen Basis. Es ist bei Gervinus gar keine Ungeheuerlichkeit, wenn er meint, Deutschland müsse eine republikanische Durchgangsperiode haben, aus welcher die Monarchie gestärkt hervorgehen würde. Er begriff ja die Monarchie nur als eine Nützlichkeitsanstalt; das Verhältniß der Nation zu ihr als das einer Vernunftehe. Tradition, Legitimität, Loyalismus, ununterbrochene Solidarität der Nation und der Dynastie: das waren Alles dem französisch-süddeutschen Constitutionalismus ganz unverständliche Begriffe. Was war natürlicher als daß er zur rein demokratischen Idee zurückkehrte, da diese gemäßigte Vernunftmonarchie sich als impracticabel erwiesen hatte? Daß er auf Amerika hinwies, wo „sich die Volksherrschaft auf einem unermeßlichen Raume vereinbar gezeigt mit Ordnung und Gedeihen, . . .“ wo „selbst die Verwaltung und Regierung durch Beamte und Vertreter,

die von Armen aus den Armen gewählt sind, sich lange-hin durch Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Sparsamkeit im Haushalt bewährt?" Ist es zu verwundern, daß er in „diesem Staate und dieser Verfassung das Vorbild sah, wohin die durchschnittliche Einsicht, die Unzufriedenheit und der Freisinn in allen Nationen strebt?" Wenn man denkt, daß auch heute, nach den trostlosen Erfahrungen der letzten zehn Jahre, welche eine in der Geschichte geradezu beispiel-lose Corruption in Stadt- und Staatsverwaltung, unerhörten Nepotismus und schmachvollste Rechtlosigkeit offenbart haben, ein Laboulaye noch immer Gervinus' Ansichten über die transatlantische Republik theilt, wie soll man es Gervinus zum Vorwurf machen, daß er 1853 in einer solchen Ver-blendung gelebt? Freilich, hätte er Tocqueville gelesen, oder wäre er auch nur, statt eines politisirenden Professors, der sich die Dinge nach seinen vorgefaßten Ideen zurecht legt, ein simples Menschenkind mit fünf gesunden Sinnen gewesen, das sich aus der wirklichen Anschauung seine Be-griffe bildet, vielleicht hätte er auch damals schon sehen können, was Charles Dickens, der doch selbst ein radicaler Demokrat war, schon 1842 sah: „daß der schwerste Schlag, der je der Freiheit versetzt worden, ihr von dieser Republik ertheilt werden würde, indem das Beispiel, das sie der Welt zu geben hatte, fehlschlägt."

Voraussicht aber — die doch auch, sollte man meinen, dem Politiker nicht ganz entbehrlich ist — ging nun einmal dem Heidelberger Professor durchaus ab; und obschon er nie aufhörte, sein verblendetes Volk im Prophetentone eines Jesaias oder Savonarola zu schelten und ihm alles erdenk-liche Unheil als Strafe seiner Verirrungen zu prophezeien,

hat sich doch auch nicht eine seiner zahlreichen Prophezeiungen bewahrheitet.*) Darf sich aber ein praktischer Politiker fortwährend in willkürlichsten Conjecturen und Weissagungen ergehen und consequent alle Jahre zwei, dreimal in den wichtigsten Fragen durch die Ereignisse Lügen strafen lassen?

Unter den Prophezeiungen aber, die unser Tiresias nicht lassen konnte, waren ihm die über den unvermeidlichen Sturz der Monarchie und den Triumph der Revolution stets die liebsten. Auch das ist bei dieser rationalistisch französischen Anschauungsweise nicht zu verwundern, daß Gervinus seit 1850 „nicht mehr auf Erhaltung der monarchischen Gewalt hofft, sondern Deutschland, wie früher England und Frankreich, der Revolution verfallen sieht.“ . . . „Die alt gewordenen Glieder werden dem Medeenkessel der Revolution nicht entgehen können, und, wenn sie wirklich verjüngt werden sollen, nicht dürfen.“ (Deutsche Zeitung vom 22. December 1848). Natürlich aber versteht er auch, wie die Franzosen, unter Revolution nur Straßenbewegungen und kann er die Revolutionäre nur dann erkennen, wenn sie die Blouse tragen. Als die größte Revolution, seit Luther, 1866 in Uniform auftrat und von geschulten

*) Auch im literarischen Gebiete liebte er das nicht immer glückliche Prophetenthum. „Man darf es wahrsagen, schrieb er z. B. 1836, daß wenn je Zeiten in Deutschland kommen, die politische Größe oder Kraft zeigten, Schiller so sehr vor Göthe vorantreten wird in der öffentlichen Achtung als er jetzt zurücktritt, und je nach dieser activen oder passiven Natur der Zeiten wird man den epischen oder den lyrischen, den männlichen oder den mehr empfänglichen, den äußerlicheren oder den innerlicheren Dichter hervorziehen.“ Ist Göthe wirklich zurückgetreten seit 1870?

Offizieren und Staatsmännern ausgeführt ward, sah er in ihr Nichts weiter als einen „Bürgerkrieg“, den die Cabinette künstlich angefacht. Wie in seinen Geschichtswerken, so in der Beurtheilung der gleichzeitigen Ereignisse läßt er sich von äußerlichen Aehnlichkeiten verführen, sieht in der Märzrevolution ein 1789 und vergleicht den 18. März mit dem 5. October! Bei solcher Unklarheit der Begriffe und solchem Sichgehenlassen in subjectiven Launen und Einfällen, muß es denn natürlich fortwährend, so consequent auch das Princip ist, zu gellenden Widersprüchen kommen. Er, der 1848 im Siebzehnerausschuß meinte, „Oesterreich würde wohl dran thun, wenn es seine Politik von der Deutschlands trennte und statt der Stelle eines lebendigen Gliedes im deutschen Bundesstaate nur eine lose verbundene, selbständigere Stellung nähme,“ — konnte es Herrn von Bismarck nicht verzeihen, dies Programm in Nicolsburg im Wesentlichen verwirklicht zu haben. Er hatte in den dreißiger Jahren gesungen, wenn man seine Distichen anders Gesang nennen kann:

„Welcherlei Form denn gebt Ihr dem freien, dem einigen Deutschland?“
Welche der Geist und der Trieb selbst aus sich selber erschafft.
„Wollt Ihr den Kaiser zurück, erklärt Euch endlich und deutlich:
Wollt Ihr Hegemonie, preußische oder was sonst?“
Dreimal heilige Einfalt! wir wollen, damit Ihr es wisset,
Einen, der etwas will, Einen, der etwas vermag.
Ob er sich Der oder Die oder Das oder wiederum Die nennt,
Namen nennen ihn nicht; Wollen und Wirken allein.

Als er aber kam, „der Etwas wollte und Etwas vermochte“, da erkannte er ihn nicht, selbst dann nicht, als

Er dem Riesen im West, deß Rumpf drei Häupter begehren,
Raubte die Rinder zurück, die er im Elsaße stahl.

Ja, er erwählte gerade diesen Augenblick, um einem der Häupter des Riesenrumpfes — und wahrlich nicht dem Besten — Beifall zu klatschen, die Gambetta'sche Freiheit mit „preußischem Militarismus" gegenüberzustellen. Seit 1850 hatte in der That die Verbitterung des Unglücklichen immer zugenommen. Je mehr ihm die Ereignisse Unrecht gaben, die Nation, dann die Freunde sich von ihm trennten, um so knirschender wurde sein düsterer Unwille gegen das neue Deutschland und seine „Fäulniß". Bald artete der stille Unmuth in naivstes Phantasiren aus. Kein französischer Landkartenpolitiker träumte wie er noch im Jahre 1871 von einer Wiederherstellung „selbständiger Stammkörper" als deutscher Kreise, von einer Verlegung der Reichshauptstadt nach Hamburg, im Jahre 1852 von einem ganz unmotivirten Kriege mit Rußland, als dem volksthümlichsten und nützlichsten, von einer Herausgabe Posens und einer Wiederherstellung Polens? Der Einfluß Klaszko's, des gewandten polnischen Agenten und seines Mitarbeiters an den Anfängen der Geschichte des XIX. Jahrhunderts, läßt sich hier nicht verkennen. So verblendet der damals noch junge Pole auch durch mißverstandenen Patriotismus sein mochte, seine Energie, bei slavischer Biegsamkeit, sein praktischer Sinn, sein klarer Verstand, seine frühe Weltkenntniß mußten dem deutschen Professor gewaltig imponiren; und während er noch zu leiten glaubte, ward er schon geleitet, wie er sich denn auch 1870 von den demokratischen Gesinnungsgenossen leiten — und schmeicheln ließ.

2. In der That hat die Eitelkeit dem begabten und in vieler Hinsicht hochachtbaren Manne sein ganzes Leben durch schlimme Streiche zu spielen nicht aufgehört; sie fährt auch nach dem Tode noch fort, ihm bedenklich zu schaden. Wer würde daran denken, Gervinus' Werke und Wirken einer so scharfen Kritik zu unterwerfen, wenn er dieselbe nicht durch seine Selbstüberhebung immer wieder herausforderte? Wem kömmt es in den Sinn, einen Politiker und Historiker, wie Häußer — ich nenne absichtlich einen Parteigenossen und „Mitschüler" — so strenge nach seiner Legitimation zu fragen? Wenn es nur ist, weil wirklich Häußer als Politiker und Historiker durchaus keine Blößen bietet, die sich im Entferntesten mit Gervinus' Schwächen vergleichen ließen, wenn es ist, weil seine Natur, wie sie aus seinen Reden und Werken hervortritt, eine sympathischere war, als Gervinus', so nehme man irgend einen andern deutschen Gelehrten, der ein zwanzig Octavbände von zweifelhaftem stylistischen und wissenschaftlichen Werthe auf dem Gewissen hat — Deutschland ist ja daran nicht arm, — oder auch einen Gothaer Gesinnungsgenossen, der in der Paulskirche und in Erfurt getagt und sich derselben Irrthümer wie Gervinus schuldig gemacht, — wem wird es einfallen, ihn vor Gericht zu ziehen, wie Karl Braun z. B. es mit dem Verfasser der Poesiegeschichte gethan? Der einzige Grund dazu ist doch eigentlich nur die irritante. provocirende Eitelkeit des Mannes, der sich ganz naiv als Geschichtschreiber mit einem Ranke, Macaulay oder Thierry, als Politiker mit einem Bismarck, Cavour oder Thiers auf eine Linie stellt. Nicht als ob er geradezu solche Vergleiche anstellte; aber sein Gebahren, die Wichtig=

keit, die er sich beilegt, der Ton, in dem er von solchen Männern spricht, fordert unwillkürlich dazu heraus. Wenn Gervinus nicht fortwährend, direct oder indirect, von sich selber spräche, sein Unternehmen und seine Schicksale mit denen der ganzen Nation oder der ganzen Wissenschaft indentifizirte, wenn er nicht jede Gelegenheit vom Zaune bräche, sich selber in Andern zu schildern; wenn er nicht bei jedem Beginnen die Fanfaren schmettern ließe;*) wenn er sich begnügt hätte, wie der große Staatsmann und Schriftsteller es thut, seine Werke und Thaten selber für sich reden zu lassen; wer wollte sich denn die Mühe geben, die Werthpapiere, in welchen sein Vermögen besteht, alle so einzeln und so genau zu prüfen? Und wenn man sich der Arbeit unterzieht, ist man nicht immer und immer wieder versucht, die einem bedeutenden Manne gegenüber gebotene Milde und Nachsicht zu vergessen, da der Mann diese Tugenden nie selber übt und stets über Andere so schroff und herbe aburtheilt?

Was von Gervinus' Jugendbriefen und frühen Aufzeichnungen in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, zeigt ihn uns schon mit zwanzig Jahren ganz so, wie er uns mit fünfzig oder sechzig erschien: ein auf das Moralisiren gerichteter vorzeitiger Griesgram, der für das schöne Erbtheil edler Toleranz und Humanität, das uns unsere großen Ahnen hinterlassen, wenig Sinn hat, bemüht sich und Andern die Freude an allem Großen und Schönen recht

---

*) Siehe u. A. Seine Ankündigung der Deutschen Jahrbücher, seine Vorrede zur 4 ten Auflage der Poesiegeschichte, und seine Kritik von Artauds Machiavell 1834.

gründlich zu verderben, und in maßlosem Selbstgefühle über alles ihm Unzusagende oder ihm Unverständliche schroff aburtheilend, unbarmherzig den Stab brechend. Frühe fertig abgeschlossen und von Natur dazu angelegt, sich früh für fertig und abgeschlossen zu halten; als Autodidact geneigt — und dies ist der einzige Punkt, wo bei ihm der Autodidact zum Vorschein kommt — seinen Werth an der Summe seiner Anstrengungen zu messen, wurde er noch jung von geachteten und der höchsten Achtung werthen Männern der Freundschaft gewürdigt und, sagen wir es nur, von Grund aus verzogen. Es hätte mehr Wahrhaftigkeit gegen sich selber und mehr Bescheidenheit erfordert, als in Gervinus' Natur lagen, um nicht von der frühzeitigen Anerkennung eines Grimm, eines Dahlmann, geblendet zu sein. „Die ältere Generation, sagt Rückert in seiner trefflichen Lebensbeschreibung des Historikers, betrachtete ihn als eine der stärksten Säulen für die Hoffnungen der Zukunft, als eine lebendige Verkörperung der besten Eigenschaften unserer deutschen Art.“ Wenn er „in seiner eigenen Person die Würde der deutschen Wissenschaft, die Sache der Freiheit und des Fortschritts in der deutschen Nation gleichsam verkörpert sah“, so „wagte doch Niemand an einer solchen Herauskehrung des persönlichen Selbstgefühls — die doch in dieser schlichten Offenheit und beinahe naiven Zuversichtlichkeit nach den Gewohnheiten unseres deutschen Lebens als eine Art von unicum gelten durfte — irgend etwas Unberechtigtes, oder gar ein Zeichen krankhafter Selbstüberschätzung zu sehen“, wie wir Nachgeborenen es doch thun müssen, um gerecht zu sein. Selbst die Celebritäten der Eitelkeit, Männer, welche wie Lamartine

und Victor Hugo, wie Schopenhauer und Richard Wagner des Größenwahnsinns geziehen werden konnten, haben Gervinus an Selbstzufriedenheit nicht erreicht. Und sie Alle haben doch der Nachwelt irgend ein Leuctra und Mantinea aufzuweisen; wodurch soll sie sich aber jenes Selbstgefühl von Gervinus erklären? Eigentlich doch nur durch jene frühe Anerkennung von Männern, die gewiß keinen Unbedeutenden ihrer Freundschaft gewürdigt hätten und deren Zeugniß wir auf Treu und Glauben annehmen müssen;

> Denn, wer den Besten seiner Zeit genügt,
> Der hat gelebt für alle Zeiten;

und jene Anerkennung würde uns sicherlich genügen. Aber „das Lob ist wie der Wein. Mäßig genossen gibt er Muth und Kraft, ein Uebermaß davon steigt zu Kopfe.“ Gervinus ist er zu Kopfe gestiegen und als der Ruhm, Einer der Sieben zu sein, hinzukam, war der Rausch vollständig. Er hatte das Gleichgewicht verloren, vermochte nicht mehr zu halten, was er versprochen. Nun konnten die Folgen nicht ausbleiben. Sobald die Resultate jene großen Hoffnungen der Freunde, jenes ungemäßigte Selbstvertrauen des politisirenden Gelehrten als unberechtigt erwiesen, mußte er sich, verletzt und gekränkt, zurückziehen. Seine Natur aber erlaubte ihm nicht, sich wie der Fromme in Entsagung, wie der Skeptiker in Beschaulichkeit, vor der Welt „ohne Haß“ zu verschließen. Ihm war ja alle Frömmigkeit Aberglaube, Entsagung galt ihm als Fahnenflucht, Beschaulichkeit nannte er Trägheit, Skepticismus schien ihm Selbstsucht. Und doch, ohne sich darüber klar zu sein, übte der scharfe Verurtheiler selbstgenügsamer

Isolirung selber immer mehr diese Isolirung. So sehr in der That, daß er zuletzt die Sprache seiner Jugend, die Sprache seiner Freunde nicht mehr verstand und acclamirt von denen, die er einst am Meisten verachtet, sich fragen mußte: „ob er, ob die Welt verrückt sei.“

Es war Gervinus' Lebensüberzeugung, daß „die Bedeutung der Einzelnen in den Hintergrund zu schieben, die Achtung vor der Gattung zu erhöhen“ sei. Die von ihm herbeigewünschte Demokratie wäre ja nur die Erfüllung dieses Wunsches gewesen. Aecht französisch-optimistisch pflegte er großen Männern ihre Verachtung der „Gattung“ vorzuwerfen, selbst wenn sie, wie Friedrich, bei dieser gründlichen Verachtung ihr Leben der Gattung gewidmet hatten. Er selber, bei aller Achtung vor der Menschheit, hat thätig, gemeinnützig wirkend, Nichts für sie gethan. Dem Optimismus eines Leibnitz, eines Mill kann man nur bewundernd gegenübertreten, selbst wenn man ihn nicht zu theilen vermag; denn ihm entsprach in beiden Fällen ein Leben, das ganz dem Dienste dieses perfectibeln Menschengeschlechtes gewidmet war. Die Gervinus'sche Achtung für die Menschheit hielt der ersten Berührung mit der Wirklichkeit nicht Stand; und kaum hat er fühlen müssen, daß die Menschen doch anders sind, als man sie sich in seinem Hörsaale gedacht, so ändert er nicht etwa seine Ansichten über die herrlich-göttliche Natur des Menschen, sondern er zieht sich weislich vor ihr zurück und sucht eine Zuflucht im stillen Reiche des Dichters. Und hätte er nur, wie er sich's einbildete, in Shakespeare wirklich „einen Ort der Sammlung und Gemüthsfassung“ gefunden; wäre ihm „die Erhebung der Seele über die Niederungen der Wirklichkeit weg“ nur

ein wahres Bedürfniß gewesen; aber nein, bis in das reine Reich des Künstlers, der über allen Kirchen und Parteien schwebt, brachte der schwarzsichtige Grübler die Tagesinteressen und die Tagesleidenschaften. Wie anders Schlosser mit seinem Dante!

Auch Schlosser war ein Feind des Heroencultus; glaubte aber deshalb keineswegs die Gattung bewundern zu müssen: er war, wie viele metaphysisch angelegte Naturen, ein Pessimist und Menschenverrächter in der Theorie, wie Luther, der große Woller, in der Theorie ein Leugner des freien Willens war. Auch Schlosser konnte sich ärgern, hart und ungerecht sein, poltern; aber der Grundzug seines Wesens war human. Von der „Hypochondrie, an der Gervinus litt, hat er nie etwas gewußt," sagt er selber. Wie die beiden Humboldt, wie Jakob und Wilhelm Grimm und andere Ueberlebende, hatte er, bei aller anti-rationalistischen Gesinnung, doch vom XVIII. Jahrhundert noch eine gewisse kosmopolitische Weite,*) eine gewisse tolerante Religiosität und freie Anschauung in Fragen der Sittlichkeit ererbt, welche der um 1805 und 1810 geborenen Generation von deutschen Gelehrten total abgingen. Der ganze, auf sogenanntes Deutschthum und sogenannte Sittlichkeit gegründete Hochmuth des Geschlechtes, welches von

*) Rückert (auch Gosche theilweise) geht zu weit, wenn er Schlossern, und dem jungen Gervinus nach ihm, allen Patriotismus abspricht. Wie Göthe, liebte es der Alte gegen „das seltsame Geschlecht" der Deutschen loszuziehen: er wäre nie fähig gewesen, während eines Nationalkrieges, wie der von 1870, sich von seinem Vaterlande abzuwenden. Gervinus selbst hat, im Nekrolog Schlosser's, des Lehrers Patriotismus überzeugend und warm dargelegt.

1837—1858 etwa den Ton in den gelehrten und politisirenden Kreisen Deutschlands angab, war jenen Aelteren fremd. Bei Schlosser zumal schlug nnter der Hülle des Grobians ein weiches Herz: er konnte weinen.*) Aber nicht nur besser, menschlicher, milder, auch gesünder war Schlosser als sein Schüler. Seine naive Unbefangenheit war ihm über den Büchern nicht verloren gegangen; sein Blick, wie sein Gefühl waren spontan geblieben: er war wirklich was Hermann Grimm von Gervinus sagt, „Einer noch vom alten, unabhängigen Adel der Literatur.“ Er durfte wohl sagen: „Mein Gemüth ist demokratisch, meine Neigungen, Gewohnheiten, Verstand sind ewig aristokratisch;“ bei seinem Schüler fand das gerade Gegentheil statt. Schlosser vermochte es, sich vom Leben abzuwenden ohne Bitterkeit: Gervinus nicht. „Sie glauben nicht, wie still mein Leben hinfließt und wie sehr das Alter mich vor aller Ambition und sogar vom Bedürfniß des Umgangs befreit hat. Das suchte ich von jeher ausschließend durch die Studien; das verstehen weder die Gelehrten noch das Publikum; mir ist es gerade die Krone des Lebens. Es ist das sehr individuell und beruht auf Organisation. Gervinus, den ich ziemlich oft sehe, muß mehr nach außen wirken und scheinen; das liegt in seiner Natur und er ist glücklich darin. Ich wollte ihn immer auf meine Art die Studien zu betrachten treiben, weil dies völlige innere Ruhe gibt; aber ich habe eingesehen, daß er auf seine Art nützlicher ist: meine Menschenverachtung und Comtemplation würden für sein Nerven-

*) Man lese bei Kriegk (p. 30) den rührenden Brief beim Verluste seiner Adoptivtochter.

system nicht passen.“ Auch Schlosser übte also das Odi profanum vulgus et arceo; aber es war nicht um, wie Gervinus, nach alter deutscher Untugend in einer Gevatterschaft rechthaberisch sich einzunisten, sondern gerade um sich den Coteriengeist ferne zu halten.*) Der Schüler verstand den alten bourru bienfaisant nur halb, machte aus jedem Worte übler Laune, das ihm entfuhr, ein Princip und wußte dann nicht mehr, was er damit anfangen sollte; so namentlich mit des Meisters angeblicher Deutschenverachtung. Schlosser's mystische, speculative Seite nun gar blieb dem Verächter aller transcendentalen Philosophie und alles Aberglaubens immer ein Buch mit sieben Siegeln; und doch ist seine Liebe und Anhänglichkeit an den Lehrer unstreitig der rührendste, menschlichste Zug in Gervinus' Leben, so weit es dem Publikum offen liegt, wie denn auch sein Nekrolog Schlosser's und seine Kritik der „Geschichte der alten Welt“, die angenehmsten und wohlthuendsten Schriften sind, die er hinterlassen.

Wie Gervinus als Mensch im Verkehr mit Menschen war, weiß der Leser nicht und braucht es nicht zu wissen. Er hält sich an die Werke und Worte des Mannes, aus denen ihm denn eine gründlich unliebenswürdige Natur hervortritt, die ihn eher abstoßen muß, als sie anzuziehen vermag: eine ernste, strenge, herbe Natur, deren beste

*) „Die Deutschen sind ein seltsam Geschlecht,
Ein Jeder meint: Will nur was Recht.
Was Recht ist, soll aber vornehmlich heißen,
Was Ich und meine Gevatter preissen.
Das Uebrige ist ein weitläuftig Ding;
Das schätz' ich lieber gleich gering.“ Göthe.

Tugenden, wie nach Hamlet die des Dänenvolkes, durch Eine einzige Untugend neutralisirt, durch eine einzige schlimme Angewöhnung verleidet wurden. Wir kennen die Untugend; es ist die schrankenlose Eitelkeit, mit der er sein nicht immer angenehmes Ich herauskehrte. Die schlimme Angewöhnung war die des ewigen Moralisirens. Man kann keine zwei Seiten von Gervinus lesen, ohne auf „sittlichen Ernst", „Gesinnungstüchtigkeit", „Frivolität" und andere Vocabeln des sittenrichterlichen Jargon's zu stoßen. Nun sollte dem Manne daraus kein Verbrechen gemacht werden, wenn er nur von seinen Zeitgenossen geredet — stand er doch an der Spitze der Reaktion Atta Troll'scher „Gesinnung" gegen Heine'sche Leichtfertigkeit — aber schwer wird es, ihm diesen schulmeisterlichen Ton den großen Männern gegenüber zu verzeihen, denen wir unsere ganze moderne Bildung danken. Die Weise, wie ein Wieland abgekanzelt wird, wegen seines „schmählichen Spielens mit Verhältnissen und Personen"; die Art, wie der liebenswürdigen Anna Amalia, der Incarnation des vergangenen Jahrhunderts mit all seiner reizenden Heiterkeit und Humanität, der wahren Gründerin des deutschen Musensitzes, die Leviten gelesen werden; die ganze sittliche Entrüstung über das Weimarer Treiben, das Göthen „in zuviel glücklichen Rausch warf" und durch welchen „die Welt einen großen Theil der Kräfte ihres großen Dichters verlor": das ist Alles geradezu unerträglich für Menschen — und sie sind doch wohl die Mehrzahl in unserem Jahrhundert —, welche die Welt weder mit den Augen eines piagnone aus Savonarola's Secte, noch mit denen eines Puritaners aus Hudribas' Zeiten anschauen.

Und warum denn immer der „sittliche Ernst“?

Sir Toby. Dost thou think, because thou art virtuous, there shall be no more cakes and ale?

Twelfth Night. Act. II. Scene III.

Warum denn nicht die sittliche Heiterkeit? Ist denn die Hypochondrie eine Tugend, die Fröhlichkeit ein Laster? Muß denn die Sittlichkeit immer mürrisch und übellaunig sein? Muß ihr jede menschliche Schwäche fremd sein? Oder gibt es nur eine Art menschlicher Schwäche? Ist ein steifer austère intrigant, wie Guizot, sittlicher als ein beweglicher Thiers, ist es ein würdevoller Gladstone mehr als ein humoristischer Palmerston? Und hat Necker's sittlicher Ernst Frankreich mehr gefördert als Mirabeau's Frivolität? Auch Alba hatte sittlichen Ernst, auch Egmont war frivol in diesem Sinne. Gibt es doch für diese Weltanschauung nur Ein Laster und erlaubt sie doch Alles zu sein: eitel, hochmüthig, hart, neidisch, heftig, herrschsüchtig, heuchlerisch, egoistisch, solange man nur recht ernst dabei ist, seinen Schneider baar bezahlt und keinem Mädel in die Wangen kneift. Was würde aus Dr. Martin Luther's, aus Lessing's, und gar aus Göthe's Sittlichkeit bei dieser düsteren Moral? Die wagten wohl auch einmal den Mantel der Würde wegzuwerfen, „weil sie sich zutrauten, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können.“ (Göthe über Lessing). Wohl begreifen wir bei Herder'n, dem Kranken, den hohepriesterlichen Standpunkt; wohl verzeihen wir ihm, dem Apostel, der eine Saat voll neuer Ideen in die Weltgeschichte geworfen, der, mit dem hinreißenden Feuer und der Zaubergewalt des für Sachen und Ideen Begeisterten, das Schöne unwillig bei Seite stieß oder leidenschaftlich

zertrat, um zu seinem hohen Ziele zu gelangen. Wenn aber die ganze Begeisterung nur einem System gilt, oder nur der eigenen Persönlichkeit, sollen wir auch dann stets verzeihen, stets beschönigen? Wir möchten nicht gerne bitter werden; aber unsere Ungeduld muß uns der Leser wohl schon zu Gute halten, wenn wir so fortwährend von Unbestechlichkeit und Gesinnungstreue als von hohen Tugenden reden hören, während wir gewohnt waren, sie als einfache Pflichten jedes ehrlichen Mannes zu betrachten: Pflichten, die jeder anständige Mann ganz anspruchslos als selbstverständlich übt, ja, Pflichten, deren Nichterfüllung einen Menschen augenblicklich entehren würde. Sollte man doch glauben, wenn man gewisse sittliche Entrüstungsausbrüche mitanhört, die ganze Welt, mit Ausnahme der sieben Göttinger Professoren und der zweihundert Gothaer Constitutionellen, sei eitel Corruption. Nein, die öffentliche Sittlichkeit ist nicht das Privileg einer Partei und einer Schule; und unser Jahrhundert, mehr denn irgend ein anderes, zeigt uns in allen Ländern Europa's Republikaner und Legitimisten, Patrioten und Fürstendiener, die, treu ihrer Ueberzeugung oder ihrem Herrn, unendlich mehr gelitten, geopfert und entbehrt für ihre Sache als Gervinus, da er seine Professur in Göttingen aufgeben oder für seine „Einleitung" Rede stehen mußte, — und die sich deßhalb doch weder die Martyrer- noch die Heldenkrone decernirt haben.

Dies übertriebene Selbstgefühl, dies lästige Tugendbewußtsein aber ist's, was uns in Gervinus' polemischen Schriften so unangenehm berührt. Dieses ewige Verdächtigen der Moralität und der Absichten seiner Gegner, diese hef-

tigen und schwerfälligen Angriffe gegen Alle die, welche nicht auf seiner Seite standen, sind nicht, wie Pascal's Provinciales, wie Swift's Drapier's letters, objective, beinahe unpersönliche Satiren gegen die Thorheiten oder Bosheiten der Gegner; es sind Selbstapologien, welche fortwährend in Selbstpanegyriken ausarten; und wohl kennt die Literatur keines Volkes eine Schrift, die sich in dieser Naivetät und Virtuosität des Selbstlobes mit der nachgelassenen „Selbstkritik" unseres Autors vergleichen könnte. Diese stete Beschäftigung mit sich selbst begann aber schon früh: nur trat sie Anfangs noch verschämt auf, als Portraitmalerei bedeutender Männer, deren Züge er dann natürlich nach den seinen zurechtlegen muß. Da Objectivität eine Untugend ist, so ist's denn auch ganz natürlich, wenn aus Machiavell dem Absolutisten ein Liberaler, aus dem schwachmüthigen Vaterlandsverleugner Forster ein energischer Patriot wird. „Le moi est haïssable", sagt der große Jesuitenfeind: es ist aber ganz besonders so, wenn es so anmuthlos und ungefällig ist, wie das Ich, welches Gervinus, wenn nicht besaß, so doch herauszukehren liebte.

Unter all den Portraits, die Gervinus versucht, ist ihm keines besser gelungen, als das Börne's. Es ist ähnlich, lebendig, gerecht, wenn auch furchtbar streng; merkwürdiger Weise aber hat der Historiker, indem er den „demagogischen Rollenspieler" schilderte, unvermerkt das sprechend ähnliche Bildniß des doktrinären Rollenspielers entworfen. Auch Börne war verbittert und legte sich in seiner Verbitterung auf's Prophezeien. „Wie denn diese Weissagungen nicht eintreffen, so stürmt die rastlose Ungeduld in den späteren Bänden noch mehr und der Aerger frißt

noch schärfer in den Wahrsager.“ Trefflich schildert er den Mangel an Patriotismus bei Börne, der „sein Nest beschmutzt und vom Thiere Sitte und Zucht lernen“ solle. In beredtester Weise geißelt er bei Börne die Thatkraft in Worten, die sich nie in Thaten erweist: „Sie predigen Energie; ums dritte Wort hört man von ihrer Kraft und dem kriegerischen Character ihrer Reden. Allein es ist die Wuth, die Unmacht eines leidenschaftlichen Weibes.“ Wie es so häufig bei ihm vorkömmt, ist er hier offenbar seiner Feder nicht mehr Herr; und am Ende kommen zu der unparlamentarischen Vergleichung mit einem leidenschaftlichen Weibe, noch solche mit „Clowns“, „Hofnarren“ und „Thoren“, — Ausdrücke, die wir uns wohl hüten, dem Verfasser des Aufsatzes zu appliciren, einmal weil sie ihm nicht mehr als Börnen zukommen, vor Allem aber weil dieser Ton nicht in unsern Gewohnheiten ist. Aber nicht allein in seiner Heftigkeit und Reizbarkeit, seiner Rücksichtslosigkeit und seinem Tugendstolze, auch in seinem Prunken mit Unbestechlichkeit und seinem hartnäckigen in Einseitigkeit ausartenden Unabhängigkeitssinn — in der Weise wie ihn die Partei früh verwöhnte und ihn zu einer Autorität machte, an die man nicht ungestraft rühren durfte — vor Allem darin glich Gervinus seinem Gegner, daß er, wie Börne, der Ausdruck seiner Zeit, der Führer einer Bewegung war, die indirect auf die Geschichte des Vaterlandes und direct auf die öffentliche Meinung im Vaterlande einen entscheidenden Einfluß geübt und daß er, bei geringem, bleibendem, absolutem Werthe seiner Schriften und ohne eine officielle Stellung eingenommen zu haben, eine so bedeutende Rolle in Deutschlands Geschichte gespielt hat.

3. Unsere ganze Geschichte besteht, wie die Geschichte jedes Volkes, mehr als die jedes anderen Volkes, aus Action und Reaction. Abwechselndes Vorwalten des norddeutschen oder des süddeutschen Elementes charakterisirt den deutschen Staat im Mittelalter, wie in unserem und dem vorigen Jahrhunderte. Reformatorische und autoritative Bewegungen lösen sich ab auf dem religiösen Gebiete. In der neueren deutschen Literatur tritt dieser Charakter noch auffallender hervor, weil die Gegensätze schneller aufeinander folgen, einander näher gerückt sind. Von Gottsched's französischem Classicismus zu Klopstock's teutonischer Begeisterung; von des Messiassängers religiösem Schwung zu Wieland's heitrer, fast epikureischer Lebensweisheit; von Lessing's Rationalismus zu Herder's ahnungsvollem Schauen, von Schiller's hellenischem Idealismus zu Novalis' christlicher Romantik, folgen sich Schlag auf Schlag von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die entgegengesetzten, fast unwiderstehlichen Strömungen des geistigen Lebens in Deutschland. An der nationalen Bewegung von 1813 hatte die Romantik ihr gut Theil gehabt. Doch artete sie auf dem öffentlichen Gebiete noch schneller aus, als auf dem literarischen und artistischen. Gegen die lächerliche Nichtigkeit der Deutschthümler von 1815 bis 1825 erhob sich die französirende Reaction des jungen Deutschland. Heine lieh dem Jacobinerthum ein poetisches Gewand, Börne diente ihm mit seinem stets bereiten Witze, Ruge stutzte ihn auf mit Hegel'scher Philosophie. Deutschland war der frisch-fromm-fröhlichen Turnerei müde; das christlich-germanische Thema war abgesungen; man hatte das Mittelalter herzlich satt und wußte den übermüthigen Revolutionärs Dank, andere wenn auch manchmal gellende

Saiten angeschlagen zu haben. Das Verdienst jener Schule um Deutschland war kein geringes: freilich war ihre Richtung nur negativ; aber auch „der Geist, der stets verneint“, hat seine Berechtigung. Die bedeutendsten Anhänger waren Juden und schon dadurch zur kosmopolitischen Reaction gegen das engherzige Deutschthum besonders berufen.*) Wir — ich meine die Generation und die Partei, in deren Sinne ich zu reden glaube — stehen jener Schule so ferne, daß uns ein parteiloses Anerkennen ihres Werthes leichter wird, als Andern. Freilich hatte auch sie bald ihre Mission erfüllt und schon in der Mitte der dreißiger Jahre regt sich der Gegensatz; am Entschiedensten, am Rücksichtslosesten bei Gervinus. Hier liegt seine wahre Bedeutung.

Die neue Zeit, die für Deutschland mit den Jahren 1837—1840 beginnt, und deren Eintritt durch die Göttinger Verwicklung, den Kölner Kirchenstreit und die Kriegsrüstungen gegen Frankreich bezeichnet ist, war von dem damals noch jungen Gervinus verkündigt worden. Er zuerst, er am heftigsten stand auf gegen Franzthum und Weltbürgerthum, gegen Hegel'schen Fatalismus, gegen jungdeutsche Frivolität, gegen das materialistisch-genüßlerische Evangelium, das damals in der Literatur herrschte. Aber anstatt der romantisch-mittelaltrigen Ideale der vorletzten

*) Eine schöne Aufgabe für den Geschichtschreiber unserer Zeit wäre, über den Einfluß der Juden auf unsere Entwicklung zu schreiben. Deutschland dankt ihnen Unendliches und kann sein Geschick loben, dies Element als Gegengewicht gegen exclusives Germanenthum in seinem öffentlichen und geistigen Leben zu hegen. Natürlich müßte es Gegengewicht bleiben, nicht Uebergewicht werden, um auch fortan noch heilsam zu wirken.

Generation setzte er ein prosaisch-nüchternes, hausbacken-sittliches Ideal. Es war nicht mehr der turnende, lang-lockige, deutsche Jüngling von 1820, der für Kaiser Barbarossa schwärmte; es war der arbeitsame, biedere Bürgersmann, welcher als der wahre Vertreter des Deutsch-thums gepriesen ward. Der katholisirenden Tendenz der Romantik ward poesielosester Protestantismus entgegen-gestellt. Die Hegel'sche Version des Optimismus — „Alles was ist, ist vernünftig", kommt doch am Ende auf dasselbe heraus als Leibnitzens tout est au mieux dans le meilleur des mondes — ward bekämpft mit einem praktischen Pessimismus sonderbarster Art. Gegen die Leute, die aus lauter geschichtlichem Sinn keine Geschichte mehr machen wollten, proclamirte Gervinus die Rechte moderner Ent-wicklung. Der deutschen Bescheidenheit setzte er deutschen Hochmuth gegenüber, den Hochmuth auf deutsche Wissenschaft, auf deutsche Tugend vor Allem. Die receptive Seite des deutschen Charakters und Geistes, der alles Fremde leicht und willig aufnimmt, sich aneignet, oft bis zum Punkte sich selbst darüber zu verlieren — eine Seite, die sogar bei den germanisirenden Romantikern noch stark vertreten war — bekämpfte er auf's Entschiedenste; empfahl förmlich, aus-drücklich das Abschließen gegen alle fremden Einflüsse. Vor Allem war es die Betonung der Gesinnungstüchtigkeit als des Einen, das Noth thue. Dadurch namentlich hat er seinem ganzen Geschlechte die Signatur gegeben, welche es so unpopulär im Auslande machen sollte, als das vorhergehende und das darauffolgende Geschlecht draußen beliebt waren und sind. Waren die Deutschen aus der Heine'schen Schule mehr oder minder fanfarons de vice

gewesen, so zeigten sich die Deutschen der Gervinus'schen Schule als fanfarons de dureté: so groß war ihre Angst, noch für gute, weiche, gefühlvolle Deutsche aus Jean Paul's Zeit gehalten zu werden. Als Gervinus in seiner Weise übertreibend von der „jähen und grellen Verschlimmerung aller Sitte und aller Denkart" im Vaterland redete, war er der Wortführer der ungeheuren Mehrheit des gebildeten Deutschland, das der knabenhaften burschenschaftlichen Komödie, wie des falschen Byronismus der deutschen Jacobiner gleich überdrüssig war und meinte, es sei Zeit, dem gefährlichen Spiele mit revolutionären und emancipativen sowohl als reactionären Ideen ein Ziel zu setzen. .

Aber noch eine andere nicht minder bedeutende Reaction verkörpert sich für uns in Gervinus: die Reaction des öffentlichen Lebens gegen das ausschließlich geistige. Jedes zündende Buch ist immer ein Product zugleich und ein Producent des Zeitgeistes. Der Augenblick, in dem es erscheint und der manchmal sein Hauptverdienst auszumachen scheint, ist nie zufällig. Wenig Bücher haben gewirkt wie die „Geschichte der Deutschen Dichtung". Von seinem stylistischen und wissenschaftlichen Werthe war oben die Rede. Hier gilt's seine historische Bedeutung festzustellen. Da hatte man ein ernstes Werk vor sich, das Zeugniß ablegte von langen, wenn auch nicht immer ganz sichern Studien, von einer unermeßlichen Belesenheit, von festester Ueberzeugung. Das deutsche Publikum war damals noch nicht verwöhnt. Wir, um in dies Dickicht einzudringen, Licht, Luft und Weg darin zu finden, bedürfen der Axt, die denn auch manch schönes gesundes Gewächs wegräumen muß. Damals arbeitete man sich noch gewissenhaft durch, indem

man jedes Gesträuch schonte, ja zu verwerthen suchte. Selten ist ein Buch in einem günstigeren Momente erschienen. Daher vor Allem das Aufsehen, das es erregte. Es sprach den noch uneingestandenen Gedanken einer Generation aus. So hatten einst Herder's Fragmente durchgeschlagen. Die Wirkung war verschieden, aber gleich mächtig überall. Den Einen schien's eine revolutionäre That, den Andern eine reactionäre. Den Sinn, den Grundgedanken begriff Jeder sogleich. Genug der Literatur; fortan sei die Politik der einzige Gedanke der Deutschen: dieser Refrain ertönt hundertfältig von jeder Seite des merkwürdigen Buches. „Der Wettkampf der Kunst ist vollendet; jetzt sollten wir uns das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht versagte." Oder wäre es möglich, daß „diese Nation, die in Kunst, in Religion und Wissenschaft das Größte vermocht hat, im Staate gar nichts vermöchte?" Zwar ist er überzeugt, daß, „wird uns heute in Deutschland das gleicheste Recht, so geht morgen die Moral hin, die unsere inneren Zustände bis dahin vor denen jeder anderen europäischen Nation glücklich gemacht hat, was jeder einsichtige Fremde, der zu uns kommt, einzusehen beginnt. Erlangen wir heute politische Größe und Würde, so büßen wir im selben Momente die alte Einfachheit und nationale Bescheidenheit ein." Aber solche Bedenken halten nicht lange an. Bald kommt wieder die Ueberzeugung zu Tage, daß im Gegentheil Deutschlands politische Wiedergeburt auch eine sittliche sein wird, und, mit Zuversicht wendet er sich gegen Börne und Genossen, die beflissen sind, „jeden Grundsatz und jede Sitte zu lockern, jedes Vorurtheil, zugleich

aber auch jedes gesunde Urtheil zu zerstören, gegen alle bestehenden Dinge zu verstimmen, an die Stelle der Bildung Entsittlichung und Verwilderung zu setzen, die Gemüther mit der Macht des Bösen auszustatten, auf geistigen Schleichwegen allen Staatssinn und Staatsbegriff aufzulösen." Also diese Jacobiner, die für den modernen Staat agitiren, sind ihm zugleich Feinde der Staatsidee! So schwer ward es ihm, seine eigenen Ideen wiederzuerkennen, wenn sie nur ein etwas verschiedenes Costüm trugen. Denn war es nicht im Grunde dasselbe, wenn Gervinus sagte: „Warum im Centrum des Weltalls (!) gelegen, dies Volk nicht moralisch (!) und politisch die Stelle im Rathe der Völker einnehmen solle, die ihm physisch zugewiesen sei," und wenn Börne, ganz in Schlosser'scher Weise, den „deutschen Michel" aufgibt, weil er Philosophie und Poesie treibt, anstatt Politik? Freilich meinte Börne revolutionäre und demokratische Politik, während Gervinus — wenigsten damals noch — gemäßigte constitutionelle Politik meinte. Im Grunde gingen beide doch, wie schon öfters angedeutet, von ganz französischen Anschauungen aus; nur blieb der Eine bei 1791, der Andere bei 1793 stehen.

Wie's bei allen Reactionen zu gehen pflegt, wurde auch hier von beiden Seiten viel übertrieben. Manchmal mochte der heftige Streiter wohl selber einsehen — in seiner Jugend wenigstens — daß er, wie alle Vorkämpfer einer Reaction, zu weit ging. Aber schwerlich würde der alternde Mann, der noch auf seinem Jugendstandpunkte stand, als die Nation schon längst wieder einmal gegen die von ihm geführte Bewegung reagirt hatte, ja, als schon gegen diese Reaction wieder eine Gegenströmung eingetreten war, ge-

schrieben oder auch nur unterschrieben haben, was er in seiner Jugend so klar gefühlt. „Es ist unleugbar, daß sich die verschiedenen Richtungen der Menschen successiv in einer natürlichen Reihenfolge und stets unter Vorwaltung einer Einzigen entwickeln, und daß es zum jeweiligen Gedeihen jeder Einzelnen, wie die Menschen einmal sind, das Beste ist, wenn sie eine Zeit lang überschätzt wird." Keine Richtung ist wohl so „überschätzt" worden — die Sperrschrift rührt von Gervinus selber her — als diejenige des Mannes, welcher diese Linien geschrieben hat: aber er und seine Richtung hätten nimmer gewirkt, wie sie es gethan, wenn sie nicht überschätzt worden wären. Dadurch, daß ihm seine Zeitgenossen eine so übertriebene Autorität zuerkannten, kam dem Theile des deutschen Volkes, welches dem Staate fern stand, erst recht zum Bewußtsein, daß „nach den Jahrhunderten unserer religiösen, scientifischen und artistischen Richtungen, über denen wir den Staat ganz vergessend jämmerlich versinken ließen, uns fast nichts übrig blieb als die politische Richtung; wenigstens führt die natürliche Reihe von jenen immateriellen zu diesen materiellen Interessen, von dem Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten, nach dem Rechten und Nützlichen." Wie unbegründet die Vorstellung von einem versunkenen Staatswesen, wenigstens für Preußen war, ist oben berührt worden: daß das Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten sich wohl auch mit dem Rechten und Nützlichen verbinden lasse und verbunden hat, bedarf keines Beweises.

Es ist sehr fraglich, ob es besonders wünschenswerth ist, daß jeder Staatsbürger sich auch thätig am Staatswesen betheilige, ob es nicht nähere höhere Pflichten gibt

als die Bürgerpflichten, ob jene Theilnahme der Unberufenen nicht geradezu gefährlich werden kann. Die Ansicht, welche sich Gervinus vom modernen Staate, als einem nothwendig demokratischen, machte, ist eine sehr bestreitbare: der Dienst, den er dem politischen Leben Deutschlands geleistet, indem er die Professoren und Privatdozenten aus den Hörsälen in die öffentliche Arena rief, ist gar zweifelhaft; aber — daß Gervinus, mehr als irgend ein Anderer, dies gethan, daß der gelehrte Theil der Nation seinem Rufe gefolgt, daran kann kein Zweifel sein. Er war offenbar selber der Mann, wenn auch nicht der „Staatsmann", den er herbeigewünscht, „der uns das deutsche Staatsleben aus Schlaf und Apathie erwecken sollte, uns die Vorzüge des politischen, des thätigen Lebens in's Licht setzte, ja als die höchsten pries, der den Staat und die Wirksamkeit im Staate über Alles setzte und dadurch, falls es ihm gelänge uns zu überreden, uns den dunkeln Dünkel über unser sogenanntes geistiges Leben verleidete, unsere Geister ermuthigte, nach diesem Berufe zu greifen und unsere Energie anspornte, für diese Wirksamkeit thätig zu sein. Denn wo könnte auch eine solche stachelnde Ansicht nützlicher sein, wo wäre sie nöthiger als in diesem Zweige für dieses unser Vaterland? So lange nicht die größten Köpfe der Nation es würdig und lockend finden, sich auf diesem Felde zu versuchen, sich in's practische Staatsleben zu werfen, so lange harren wir vergebens auf ein deutsches Staatsleben." Wir wissen, das deutsche Staatsleben existirte und gedieh munter, während es Gervinus so versumpft glaubte; wir wissen aus der Geschichte Griechenlands und Italiens, Englands und Spaniens, daß die Völker nicht auf jene successive Weise

zu Werke gehen, daß die Epochen des intensivsten politischen Lebens auch die Zeiten der größten Blüthe der Künste und der Literatur waren. Immerhin hatte Gervinus die Genugthuung — wenn anders dem unzufriedenen Manne je genug gethan werden konnte —, daß er für Jahre lang das gelehrte Deutschland auf diese eine Fährte gelenkt, daß er seine Einseitigkeit, seine Heftigkeit ihm mitgetheilt, daß er durch sein Uebertreiben einiger Grundwahrheiten und durch sein leidenschaftliches Vermengen derselben mit vielen grundfalschen Anschauungen, welche der Eitelkeit und der Leidenschaft Anderer schmeichelten, sich für ein Jahrzehnt an die Spitze der geistigen Bewegung in seinem Vaterlande gestellt. Gerade diese Einseitigkeit, diese Heftigkeit, diese Hartnäckigkeit, diese Uebertreibung waren es, welche Gervinus einen größeren augenblicklichen Einfluß verschafften, als Dahlmann, der doch genau dieselbe Sache, in gewählterer Form, mit mehr politischem Tacte, größerer Bescheidenheit, und einem gediegeneren Wissen vertheidigte. Dahlmann hat für uns Nachgeborene eine größere Bedeutung als Gervinus. Bei Lebzeiten hat er weniger angeregt, weniger Feinde provocirt, weniger Kampfgenossen um sich geschaart.

Von den vier Männern dieses Jahrhunderts, welche durch ihre schriftstellerische Thätigkeit am Eingreifendsten auf den Ideengang ihrer Nation in politischen Fragen gewirkt, war Gervinus derjenige, welcher am rascheften durchdrang, aber auch am rascheften von der Zeit überholt wurde. Gerade weil das Ganze seiner politischen Anschauungen am oberflächlichsten und engsten war, eben nur für den Augenblick paßte, verbreitete es sich schnell, und vermochte es nicht lange vorzuhalten. Faktisch hat

Gioberti am mächtigsten gewirkt, während er als Schriftsteller der Vergessenste ist. Der ungleich tiefere und originellere Tocqueville ist nie in's Volk gedrungen, aber nicht allein die wenig zahlreiche Elite seiner Landsleute hat er über das wahre Wesen der Demokratie und die Hohlheit des Ideals von 1789 belehrt und bekehrt, alle politischen Denker Europa's, denen es weder an speculativem noch an historischem Sinne fehlt, stellen ihn schon heute höher als Montesquieu und glauben seinen Anschauungen, eben weil sie über Worte und Formen hinaus in die Dinge selber dringen, die dauerndste, wenn auch nicht die allgemeinste Anerkennung voraussagen zu können. Am vollständigsten hat der Vierte dieser berühmten Altersgenossen, John Stuart Mill, die Ideenrichtung seiner Nation geändert. Weniger schnell als Gervinus: der Deutsche hatte schon längst seinen Einfluß schwinden sehen, als der Engländer endlich durchdrang, in den sechziger Jahren. Seine Weltanschauung war weniger tief und weniger eigenthümlich als die des Franzosen: sie war eine Tochter von Comte's Positivismus und Bentham's Utilitarismus: dieser Mangel an metaphysischer Basis und idealem Gehalt ist ihre Schwäche, ist die Schwäche des neuen England. Aber dieses neue England, wie es ist, das England Cobden's, Bright's, Gladstone's, H. Spencer's, Buckle's und Harrison's ist undenkbar ohne Mill und es ist verschiedener vom England Wellington's und Palmerston's, als das Deutschland von 1870 sich vom Deutschland von 1830 unterscheidet — im Grunde der politischen Weltanschauung, wohlverstanden, nicht in den politischen Formen oder Machtverhältnissen. Persönlich wird ein Jeder den Einen oder den Andern dieser drei politischen Schrift-

steller und Tonangeber vorziehen, je nachdem seine eigene Natur angelegt ist. Wer das Staatsleben von einer gewissen beschaulichen Höhe betrachtet, wird sich mehr hingezogen fühlen zu dem aristokratischen Denker, dem classisch gebildeten Staatsmanne mit den feinen Lebensformen und dem vornehmen Tacte, der edlen Sprache und der humanen Tradition. Wer vor Allem gemeinnützliche Thätigkeit schätzt, rastlose Aufopferung für den Mitmenschen und verständigen Idealismus, der wird dem nie ermüdlichen, unter seiner nüchternen Hülle so begeisterten Philanthropen, dem unpoetischen, phantasielosen aber wohlwollenden, stets seiner selbst vergessenden, durch und durch wohlwollenden Schwärmer, dem exacten, sonnenklaren, freilich auch beschränkten Logiker folgen wollen. Und wer möchte sich an den Deutschen anschließen, der weder mit der Ruhe des Denkers über den Ereignissen und den Menschen, noch mit der eingreifenden helfenden Rührigkeit des Wohlthäters in ihrer Mitte stehen wollte? Vielleicht der thatendurstige Jüngling, welcher der Bücher und der Schulbänke überdrüssig, nur Streitlust athmet und sie gerne mit oder ohne Motiv an Allen und Jedem ausließe, welcher männlichen Freimuth bewundert, selbst wo er unnütz verwundet, dem hartnäckiges Beharren eines Mannes auf sich selbst imponirt und sei's getrieben bis zum Eigensinn. Und war nicht ganz Deutschland ein solcher Jüngling in den vierziger Jahren? Und ist es uns so ganz unmöglich uns in jene Zeit zurückzuversetzen?

Die Grundidee von Gervinus, nach welcher das politische Leben das höchste und manneswürdigste sei, will uns falsch bedünken. An die nothwendige Aufeinanderfolge der

verschiedenen Nationalthätigkeiten vermögen wir nicht zu glauben. Der Staat, den Gervinus träumte, scheint uns nicht mehr das Ideal des Staates. Und dennoch zählen wir ihn noch immer, in demselben Maße wie seinen so tief gehaßten Gegner, unter die Wohlthäter Deutschlands: hat er doch heftiger, aber auch erfolgreicher als irgend ein Anderer am gelehrten und literarischen Deutschland in seinem tiefen Schlafe gerüttelt. Was aus Deutschland geworden ist, dankt es freilich nicht ihm, noch seinen Parteigenossen, ja kaum sich selber. Der Zollverein, die Befreiung Schleswigs, die Loslösung von Oesterreich, sind das Werk anderer Mächte als der deutschen Professoren, Literaten und Kammerredner. Die Einigung des Vaterlandes und die Sicherstellung dieser Einheit durch den Wiedererwerb der alten Rheinmarken ist dem deutschen Volke von dem Feinde aufgezwungen worden, wie die heilvolle Amputation von 1866 ihm von einem verhaßten Machthaber aufgezwungen worden war. So war's in unseren Tagen, so war's in den Tagen der Reformation. Aber daß das deutsche Volk, bei aller Verblendung über die Wege, welche es zu solchen Zielen führen sollten, doch diese Ziele im Auge behielt, sie freudig dankbar erkannte, als es auf dem ihm so unbehaglichen Wege dazu gelangt; daß es weder jungdeutschen Jacobinismus, noch mittelaltrige Romantik, sondern den modernen, freien und mächtigen Nationalstaat, welches auch immer seine Formen sein mögen, als dies Ziel erkannt: das dankt es dem Geschlechte von 1840, welches sich in Gervinus am Prägnantesten, wenn auch nicht am Angenehmsten verkörpert. Noch ein Anderes dankt

es ihm, dies freilich ohne die Absicht derer, welche jene Schule bildeten: Deutschland hat sie am Werke gesehen und hat gelernt — was die Franzosen noch immer nicht eingesehen — daß der Staatsmann sich weder auf dem Katheder, noch in der Gerichtsstube bildet, sondern im Dienste des Staates. Möchten wir es doch nie wieder vergessen.

Oktober 1873.

Einiges über den Verfall der deutschen Sprache und der deutschen Gesinnung.

(Bei Gelegenheit einer Schrift von Dr. Fried. Nietzsche gegen David Strauß.)*)

I.

Der Leser wird sich wohl wundern den noch wenig genannten Namen eines jungen Schriftstellers so ohne weiteres der bejahrten Autorität des Gelehrten gegenübergestellt zu sehen, dessen Name nun schon seit mehr als einem Menschenalter jedem halbwegs unterrichteten Deutschen vertraut ist und von vielen mit Verehrung oder Liebe, von andern mit dem nicht weniger schmeichelhaften Gefühle des Hasses ausgesprochen zu werden pflegt. Zweierlei Gründe bestimmten den Schreiber dieser Zeilen erst die angezeigte Schrift gegen den berühmten Feind des Christenthums zu lesen, dann sie durch öffentliche Besprechung in einem Weltblatte wie die „Allg. Ztg." in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Wer das Werkchen Nietzsche's über

*) „Unzeitgemäße Betrachtungen" von Dr. Friedrich Nietzsche. Erstes Stück: „David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller." Leipzig, E. W. Fritzsch. 1873.

die Entstehung der Ilias und das Wesen der Volksdichtung gelesen, wem seine Schrift über die Geburt der Tragödie bekannt ist, durfte überzeugt sein, daß nicht so leicht etwas banales aus solcher Feder fließen würde und war sicher, daß es jedenfalls nicht der furor theologicus sein konnte, der diese Feder führte. Uns Deutschen fehlt es durchaus nicht an polemischer Literatur; aber unsere Polemik ist gerade keine Zierde unseres Vaterlandes: Lessing und Lichtenberg sind vielleicht die einzigen deutschen Schriftsteller, welche an Pascal oder Paul Louis Courier erinnern; überall sonst finden wir plumpe Invective, meist hervorgerufen durch verletzte Eitelkeit, oder aber schweres Artilleriefeuer unbeholfener Gelehrsamkeit, bei dem der Laie Mühe hat, sich in den massenhaften und complicirten Bewegungen des schwerfälligen Materials zurecht zu finden. Hier konnte der Angriff kein persönliches Motiv haben, und da der Verfasser seine eigenen Gedanken zu haben pflegt, dieselben aber wiederzugeben in bester Schule gelernt hat, so sind wir im voraus sicher seine Polemik nicht ohne Gewinn, jedenfalls nicht ohne Genuß zu lesen. Andrerseits ist es bei keinem Volke so gerathen, ja geboten, wie bei dem deutschen, gegen Strömungen des Geschmacks und der Denkweise anzukämpfen, welche, von der Autorität berühmter Namen geführt, oft das ganze höhere Leben der Nation nach e i n e r Seite hinzureißen drohen. Unsere ganze geistige Geschichte seit mehr als hundert Jahren ist ein Aufeinanderfolgen derartiger entgegengesetzter Strömungen. Auf Klopstock'sche Schwärmerei folgte Wieland'scher Epikureismus, auf die naturalistischen Stürmer und Dränger die classischen Idealisten von Weimar. Romantik und Jung-

Deutschland, Kosmopolitismus und Deutschthümelei, Heine'=sches Jacobinerthum und Gervinus'scher Doctrinarismus haben sich nach einander über die Nation ergossen und, unserem vielgerühmten Individualismus zum Trotz, eine zeitweilige Alleinherrschaft geübt, wie sie andere Nationen nicht ertragen hätten. Das Correctiv nun aber liegt bei uns eben darin, daß auf jede dieser einseitigen Actionen eine freilich nicht weniger einseitige Reaction folgt, und so durch das Nacheinander ein Gleichgewicht hergestellt wird, welches bei anderen Nationen sich im Nebeneinander darstellt.

So begrüßen wir denn auch Nietzsche's geistreiche Schrift als das erste Anzeichen einer Rückkehr zum deutschen Idealismus, wie ihn unsere Großeltern angestrebt, einer Reaction gegen die platte positivistische Auffassungsweise, die seit einem oder zwei Jahrzehnten sich bei uns vor=drängt, als ein kühnes Wiederaufpflanzen des alten guten Banners deutscher Humanität gegen die Beschränkung nationaler Selbstbewunderung, als einen Mahnruf über unseren materiellen Erfolgen nicht unsere geistigen Pflichten zu vergessen und, wie die Gründer unserer Cultur, es uns angelegen sein zu lassen der Nation, bei aller Geistes=freiheit, das religiöse Gefühl und den speculativen Sinn zu bewahren, ihr, ohne sie der Convention gefangen zu geben, schönere Formen des Lebens zu schaffen.

Lebendig, gedrängt ist die Sprache wie die Beweis=führung des Büchleins. Schlag fällt auf Schlag; Ironie, ja Hohn; bald fein, bald derb, stets ungezwungen, führen gern das Wort. Doch so heftig der Ton, er ist nicht gereizt, und selten artet der Zorn in Rohheit, der Spott in Geschmacklosigkeit aus. Unbarmherzig, schonungslos, ja

zuweilen respectlos gegen den Gegner, erscheint der Angreifer doch nicht als persönlich: man fühlt, er bekämpft in Strauß nur den Mann, in dem sich ihm die ganze herrschende Richtung verkörpert; und nur in diesem Sinne wollen wir auch unsere Bemerkungen über den eminenten Schriftsteller verstanden wissen, der am Abende eines ruhmreichen Tages, zugebracht in den höchsten Regionen des geistigen Lebens, sich zum Wortführer des intellectuellen Mittelstandes gemacht hat; Genie, Character, Gelehrsamkeit von D. Fr. Strauß, dem Theologen und Hegelianer, dem Literaturhistoriker und Humanisten, sind so anerkannt und so unbestreitbar, daß Niemand auf diesen wird beziehen wollen, was wir über den Verfasser des „alten und neuen Glaubens“ zu bemerken nicht anstehen, da er sich herabgelassen hat, seinen großen Namen einer Art Literatur zu leihen, von der ihn Alles zu trennen schien.

II.

Zwei Dinge sind es vor allen, welche die Entrüstung des Polemisten hervorrufen, denen seine beredten Angriffe besonders gelten: die Selbstzufriedenheit, mit der Strauß durch sein ganzes Buch vom alten und neuen Glauben hin das Thema Wagners variirt: „wie wir's doch so herrlich weit gebracht;“ und die Nachlässigkeit, mit welcher der, Populärschriftsteller gewordene, Gelehrte die deutsche Sprache behandelt und — mißhandelt. In beiden Dingen ist Strauß nur der Vertreter einer ganzen Legion. Uns scheint sogar Nietzsche nicht genugsam hervorgehoben zu haben, wie tief, trotz einzelner wohlthuender Ausnahmen, der Verfall unserer Sprache überhaupt ist. Die Deutschen

pflegen sich in dieser Beziehung einer argen Selbsttäuschung hinzugeben. Weil sie anfangen, sich aus dem schwerfälligen, langathmigen, dunkeln und eingewickelten Gelehrtenstyl herauszuarbeiten, glauben sie dem Ideal einer schönen Prosa um vieles näher gekommen zu sein. Aber sie vergessen, daß die schlottrige Sprache unserer Generation meist nur darum so leicht verständlich ist, weil sie nichts zu denken gibt; weil wir sie mit den Augen lesen können und zu lesen pflegen, nicht mit dem Geiste; weil wir am Anfange jeden Satzes schon genau voraus wissen, was am Ende kommen wird. Die oberste Tugend aber eines Prosaikers, der den Namen verdient, ist: zum Denken anzuregen, uns zu wecken, nicht uns einzuschläfern. Um das zu erreichen, muß freilich der Schriftsteller selbst denken, fühlen, sehen, hören. Nun gehören aber unsere meisten Schriftsteller gewissen Schulen an und schwören in verba magistri, haben fertige Systeme, mit denen sie an alles herangehen, wagen nicht wohl anders zu empfinden, zu denken, zu sehen und zu hören, als es die Autoritäten erlauben. Daher die stereotype Sprache: zuletzt denkt man sich garnichts mehr dabei, und es bleiben nichts als verba, verba praetereaque nihil. Dies war gerade nicht der deutsche Fehler vor fünfzig Jahren; dagegen hatten unsere Väter eine andere Untugend, welche die Söhne pietätsvoll bewahrt haben. Sie hielten das Publicum für ihren gehorsamen Diener, und meinten sich zu erniedrigen, wenn sie es ihm bequem machten. Genug, man verstand sich selber, mochte der Leser sehen, wie er einem nachkam. Was man einmal geschrieben, das blieb stehen, an ein Ordnen, eine Wahl, ein Beschneiden dachte man nicht, man pflanzte den Wald:

des Lesers Sache war's sich den Weg durchzubahnen. Daß aber die Bäume selber zu Grunde gehen möchten in dem gedrängten, luft- und lichtlosen Dickicht, das fiel ihnen nicht ein. Heute pflanzt man nur noch wenige edle Eichen und Buchen an; aber das Gestrüpp und Unkraut, das überall um sich wuchert, ist ebenso unwegsam, wenn auch weniger fruchtbar und pittoresk als ein Hegel'scher oder Jean Paul'scher Urwald.

Dazu das Ungefähr und die Geschmacklosigkeit des Ausdrucks. Die Wahrhaftigkeit alles Styls besteht in der Richtigkeit der Worte. Eine Sprache hat keine Synonyme. Ein Gedanke, ein Gefühl, eine Sinneseigenschaft hat nur ihren einzigen Ausdruck: Sache des gewissenhaften Schriftstellers ist es sich nicht zufrieden zu geben bis er das Wort findet das auf seinen Gedanken paßt und ihn darstellt, wie der gute Handschuh die Hand zeichnet, die er bekleidet.

Welche Unbestimmtheit aber herrscht in unserer Sprache von heute! Wo ein Wort steht, könnte beliebig auch ein anderes stehen: hat ja der Schriftsteller doch nur eine ungefähre Idee von dem, was er sagen will; was durchaus nicht mit der Nüance, dem beabsichtigten Helldunkel zu verwechseln ist, die auf der Wortpalette unserer herrlichen Sprache ihre entsprechende Farbenschattirung ebenso sicher findet als die bestimmteste Vorstellung die ihrige. Und dasselbe Ungefähr treffen wir in grammatikalischer Hinsicht: man construirt nicht nur ohne Rücksicht auf den Tonfall, als ob dieser ein ganz äußerliches Geklingel wäre, das mit dem entschiedeneren Hervortreten des Gedankens durchaus nichts zu thun habe — man construirt auch ohne Rücksicht auf syntaktische Regeln: einem Conjunctiv ist ein

Indicativ, einem Präsens ein Imperfectum verbunden, zwei Präpositionen, welche verschiedene Casus regieren, werden kühnlich mit demselben Casus angewandt, um sich die Wiederholung zu ersparen, die Conjunctionen gar auf das liederlichste miteinander verwechselt. Das heißt man dann „recht natürlich, unaffectirt schreiben;“ etwa wie es so recht gemüthlich und ungezwungen ist in Schlafrock und Pantoffeln an den Mittagstisch zu kommen. Wollen aber die Herren „schön schreiben“, dann stecken sie sich Morgens früh in den schwarzen Frack, binden die weiße Halsbinde um, ziehen Glanzstiefel an und — bewegen sich in dem ungewohnten Costüme wie die Theaterhelden auf unseren Bühnen, die um ein Glas Wasser bitten als sprächen sie ein Todesurtheil. Daher denn auch die Geschmacklosigkeit unserer Schriftsteller à la mode. Aller Geschmack ist Anpassen der Form an die umgebenden Umstände: anders kleidet man sich bei umwölktem Himmel, anders bei Sonnenschein. Sein Jagdgewand soll man nicht auf dem Balle tragen. Faust spricht nicht mit Gretchen wie Tasso mit Eleonoren von Este. Nun sprechen aber beinahe alle unsere modernen Classiker von den höchsten Interessen der Menschheit, von Religion und Philosophie, im Tone der Bierkneipe; Fragen der Nationalökonomie oder der Politik dagegen behandeln sie in der Sprache platonischer Begeisterung oder aber sie wechseln gar ab mit hohem Pathos und „gemüthlicher“ Trivialität — was sie dann Inspiration und heiteres Sichgehenlassen zu nennen belieben. Was nun gar Maß und Ebenmaß anbelangt, so sucht man dergleichen, da es in der Conception nicht ist, stets auch vergebens in dem Styl. Wer wird sich auch die Mühe geben seinen Stoff, sei er

logisch, sei er künstlerisch, zu ordnen; wer wird Hinter- und Vordersatz in Gleichgewicht zu bringen suchen, und einem Bilde, sei es auch noch so hinkend, entsagen, wenn deren schon genug da sind, ein anderes abbrechen ehe es, mit Shakespeare zu reden, zu Tode gehetzt ist, ein drittes nicht durch Hereinziehung fremdartiger Gleichnisse lähmen?

Doch genug der Klage; wir wollten nur andeuten, wie vieles noch zu Nietzsche's Sündenregister, nur was die Sprache betrifft, hinzuzufügen wäre. Daß aber der zornesmuthige Kläger sich gerade gegen Strauß gewandt und in ihm die Mode gewordene Liederlichkeit unserer Sprachverderber gegeißelt, können wir ihm, wenn er auch etwas weit geht in seinem kritischen Eifer, nur zum Ruhm anrechnen: denn ein unerbittliches Gericht dieser Art verfehlt seinen Eindruck wenn es über obscure Leitartikler gehalten wird, und der Muth die Lieblinge des Volkes auf die Anklagebank zu bringen, ist von jeher die höchste Art des Muthes gewesen.

III.

Noch berechtigter als der Prozeß, welchen Nietzsche der deutschen Prosa in einem ihrer gefeiertsten Vertreter macht, ist das Ungestüm mit dem er das deutsche Volk aus seiner unvergleichlichen Selbstzufriedenheit aufzurütteln sucht; und da es wiederum Strauß ist, der dieser nationalen Unart einen etwas gar zu lauten Ausdruck gegeben, so ist es nur natürlich, daß er auch hier als Typus des selbstgefälligen deutschen Philisterthums herhalten muß, wie wir denn auch sammt und sonders von den Fremden für solidarisch mit ihm erklärt worden sind. Sollte man in der That Strauß, dem Bekenner, Glauben schenken, so wäre die deutsche Nation

gerade jetzt in einem paradiesischen Hafen angelangt, von wo sie selbstbefriedigt zurückschauen könnte auf die überstandene Reise: und das wollten wir ihr schon nicht verargen, noch ihr die unschuldige Illusion zu benehmen versuchen; wenn aber Strauß der nur zu willig Horchenden beweisen will, daß sie auch die Schöpferin des Hafens sei, in dem sie eingelaufen, daß sie ihr Werk ansehen dürfe und selbstgefällig ausrufen: „Siehe es ist wohlgethan," so vergeht er sich an der Wahrheit und sündigt er gegen sein Volk, dem er Wahrheit schuldet, nicht Schmeichelei. Nein, Nietzsche hat hundertmal Recht, wir sind noch nicht am Ziel angelangt, wir dürfen noch nicht die Hände in den Schoß legen: wir haben den Staat auszubauen, den man uns hergerichtet, weil wir ihn nicht selber herzurichten vermochten; wir haben ihn wohnlich und gefällig zu machen, was er durchaus noch nicht ist; wir haben eine gesittete Gesellschaft zu schaffen, die noch nicht existirt; wir müssen unsere Philosophen und Dichter, die dem „Gebildeten" fremd geworden, wieder in unser Fleisch und Blut dringen lassen; wir müssen unsere Sprache, unsere Sitten säubern und veredeln — kurz, wir haben noch das meiste zu thun ehe wir, mit unserer nationalen Cultur befriedigt, hochmüthig auf andere Nationen herabsehen dürfen.

Freilich haben wir Genien gehabt, an deren herrlichen Werken wir uns erfreuen dürfen, und die mit den Größten aller Zeiten und Völker als Ebenbürtige erscheinen: aber es sind deren im Grunde — eben weil den besten Deutschen so oft die Form fehlte, welche allein den Werken des Geistes Dauer verleiht — nur vier oder fünf, welche noch lesbar sind; während Engländer und Franzosen die noch

stets gelesenen Schriftsteller vergangener Jahrhunderte zu Dutzenden zählen. Wer liest bei uns noch Klopstock, Wieland, Herder, Schlegel, Tieck, aus denen wir doch noch so viel zu lernen hätten? Und wer liest nur jene vier oder fünf wie er sie lesen sollte? Schlägt doch Strauß selber eine Art Blumenlese aus Göthe vor, und stellt gewissen Werken Schillers eine Art von Zeugniß aus, daß er sie genügend befunden für den deutschen „Gebildeten". Wer aber nicht aus jedem Fragment Göthe's die Quelle herrlicher Weisheit lauter rieseln sieht, für den sind auch seine „Meisterwerke" nichts; und wer Schillern nicht auch dann an sein Herz schließt, wann er in seiner Begeisterung sich verirrt, der liebt Schillern nicht. Dann aber erst, wenn der ganze Göthe, der ganze Schiller Eigenthum der Gebildeten in Deutschland geworden, könnte die Rede sein von wirklicher deutscher Cultur. Was der gebildete Deutsche heute liest und schreibt, wie er sein Leben geordnet, beweist nur zu überzeugend, daß er jene Cultur noch nicht erreicht hat, die unsern Classikern als Ideal vorschwebte, ja, daß er nicht einmal seine eigenen Geisteshelden kennt, wie er sie kennen sollte. Man wird uns nie glauben machen, daß ein Deutscher, der in seinen Göthe gedrungen, der sich noch zuweilen am Anblick von Wieland's Juwelen ergötzte, unsere Tagesliteratur auch nur anblättern könnte, ohne von ihrer gähnenden Langeweile, ihrer Leere, ihrer prätentiösen Gespreiztheit, ihrer Geschmacklosigkeit angewidert zu werden. Man vergleiche unsere Zeitungen, unsere Romane und Schauspiele mit denen Englands und Frankreichs, und man gestehe: unsere Literaten haben nicht aus unsern Classikern gelernt, was die Franzosen und Engländer aus

den ihrigen: gefällig, natürlich und richtig zu schreiben. Hier gilt es entweder oder. Entweder Göthe ist unser; dann könnten wir eine solche Literatur weder produciren noch consumiren; oder — nun die Alternative ist klar — Göthe ist eben noch nicht unser, und wir sollten ein wenig bescheidener thun, ehe wir ihn so ohne weiteres als ein Product der deutschen Nation darstellten. Es ist so süß auch ein 40 Millionstel von solchem Ruhme für sich zu beanspruchen, und dabei vergißt man denn ganz in glücklicher Selbstbewunderung was es einen Göthe gekostet haben muß in dem Leben, unter den Sitten, mit der Sprache, die er vorfand, das zu werden was er geworden: unser Vorbild, unser nie genug studirter Nationallehrer.

Diese Selbstvergötterung aber ist bei uns um so anmaßender, als gerade das deutsche Volk es seinen großen Männern nie besonders leicht gemacht hat. Wie Friedrich der Große sich die Gunst der Nation erst durch die unbestreitbarsten Erfolge erobern mußte und noch bei Lebzeiten verlor, sagt die Geschichte. Wie ein Göthe und Beethoven angefeindet und gehemmt wurden, wissen wir zur Genüge. Wie sauer es Schopenhauer und Wagner geworden ist zu einer späten Anerkennung zu gelangen, das haben wir noch miterlebt. Und wurde nicht die genialste, kühnste und folgenreichste That des 19. Jahrhunderts, der Krieg von 1866, so recht wider den Willen des deutschen Volkes vollbracht? Schon weniger spröd ließ sich das Material, weniger stumpf das Werkzeug an, im Kriege von 1870: doch, allen Respect vor Marmor und Meißel, die Ehre die Statue geschaffen zu haben, kommt ihnen nicht zu, sondern der Meisterhand, die mit ihnen gearbeitet.

Nietzsche's kleine Streitschrift ist weit entfernt vollständig zu sein, und in den Fragen, die sie vollständig — man ist versucht zu sagen, etwas zu vollständig — erörtert, will uns manches falsch aufgefaßt scheinen. So z. B. ist es durchaus verfehlt, das Wesen einer Cultur allein in den Styl zu setzen. Der Styl ist nur die Form einer Cultur, und wo diese Form fehlt, ist eben die Cultur auch formlos, d. h. unschön. Deßhalb ist er aber noch nicht die Cultur selber: diese wirkt zunächst auf das Wesen selber. Gerade die deutsche Nation mag darin als Beispiel gelten. Wir hatten viele und wir haben noch einige wenige Menschen, welche ihren Geist mit dem classischen Alterthum, mit Shakespeare, mit Kant und Göthe genährt, und trotzdem in ihrer Sprache, in ihren Lebensgewohnheiten diese ihre Geistesbildung nie und nirgends verrathen, sich im Qualm einer Bierstube wohl fühlen, deren Ohr nicht durch die im Ausdruck und in der Aussprache rohe Rede ihrer Gesellschaft, deren Auge nicht durch die Häßlichkeit des sie umgebenden Hausrathes unangenehm berührt wird — Menschen, die Wohnhäuser, Statuen, Gemälde ohne allen und jeden Kunstwerth interessant, ja schön finden, und deren Gedanke doch in den höchsten Regionen weilt, deren Gemüth der zartesten Empfindungen fähig ist. Armselig und unschön, roh sogar, waren die Formen einer Jean Paul'schen Welt, herrlich schön aber die Humanität, welche diese geschmacklose Hülle barg, und was war sie anderes als Cultur? Freilich, ein Göthe fühlte was dieser Cultur noch fehlte, ließ es sich sauer werden es ihr zu geben, und hat uns in sich selbst ein glänzend, einzig Vorbild gegeben dessen, was deutsche Cultur sein könnte,

wenn zur Durchbildung des Gedankens und Gefühls sich die Ausbildung angemessener Formen gesellte.

Ein anderes möchten wir an der kleinen Schrift rügen. Nietzsche überschopenhauert zuweilen Schopenhauer — man erlaube uns den Anglicismus. Daß seine Sprache bis zur Manier nach der des Philosophen gebildet, ist in unsern Augen kein Flecken, und es wäre nur zu wünschen, daß alle unsere Schriftsteller in diese Schule gingen, nächst Lessing's und Göthe's Schule die beste, die sie frequentiren können. Wenn aber ein Mann wie Nietzsche es noch für nöthig und schön erachtet, die Schopenhauer'schen Spottlieder auf Hegel und die Hegelei fortzusingen, so begeht er eine Ungerechtigkeit und eine Geschmacklosigkeit zugleich. Eine Ungerechtigkeit, die man leicht für Unkenntniß halten könnte. Denn Hegel's Philosophie als eitel Salbaderei darzustellen, sie mit Fichte's Logomachie oder gar mit Schelling's mystischen Phantasien in einen Topf werfen zu wollen, ist mehr als ungerecht; es ist ein Urtheil ohne Verhör. Hr. Nietzsche selber, ohne es zu ahnen, hat Hegel'sche Philosophie mit der Muttermilch eingesogen; unser ganzes geistiges Leben ist mit ihr getränkt, wir (ich meine die wissenschaftlich gebildeten Deutschen) können mit dem besten Willen gar nicht mehr denken wie das Geschlecht von 1800 gedacht; eben weil Hegel — zu unserm Segen oder Unsegen, lasse ich dahin gestellt — auf unsere ganze geistige Thätigkeit ebenso bestimmend eingewirkt hat, wie Bacon auf die Englands im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Auch von der Sprache Hegels sollte man mit mehr Respect reden. Hegel's Satzbildung ist freilich die verwickeltste und abstruseste, die man

sich denken kann; dagegen ist sein Vocabularium einzig in unserer Prosa: stets ist das Wort treffend, oft kühn, gewöhnlich originell, vor allem aber voller Relief und dabei immer im Geiste der deutschen Sprache. Seine Aesthetik ist eine wahre Fundgrube für den Lexikologen, und selbst seine schwäbischen Provincialismen, die ihm bis nach Jena, Heidelberg und Berlin hängen geblieben, weiß er dem heikelsten Geschmacke des Franken und Obersachsen mundgerecht zu machen.

Ja, auch von einer gewissen Tactlosigkeit können wir Hrn. Nietzsche nicht freisprechen, und da er zur Wagner'schen Gemeinde einerseits, zur Schopenhauer'schen Schule andrerseits zu gehören scheint, nimmt dieser Fehler uns nicht gerade wunder. Daß die Meister, ihr Leben über verkannt, dem vornehmen Todtschweigen oder der plumpen Intoleranz ihrer Feinde und Neider mit Leidenschaft, Gereiztheit und vorkommenden Falls mit Unerbittlichkeit entgegengetreten sind; daß Schopenhauer namentlich, im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, im Vertrauen auf seinen Nachruhm, mit Verachtung aller kleinen Mittel der Reclame und des Charlatanismus, vernichtende Worte über die marktschreierische Weise seiner Gegner gesprochen; daß er, gereizt durch die Stumpfheit seiner Zeitgenossen, in der Form wie im Wesen zu weit in seiner Verdammung gegangen ist, begreift und entschuldigt man gern, wie wir auch Wagnern seine Derbheiten, Heftigkeiten und Selbstbelobungen nicht zu hoch anrechnen wollen, da sie zum größten Theile durch Verdächtigungen, Angriffe und ihm in den Weg geworfene Hemmnisse hervorgerufen worden: aber eine andere Sprache ziemt dem Rebellen oder Verfolgten, eine andere dem Sieger, der sich

sein Reich erobert. Den Nachgebornen vollends steht es schlecht an, die durch die Umstände berechtigten, oder doch entschuldbaren, Flecken — anders können wir die beredten Schimpfdigressionen Schopenhauers nicht nennen — an des Meisters großem Werk immer wieder zu erneuern und aufzufrischen. Heute hindert keine Hegel'sche Alleinherrschaft mehr den gebildeten Deutschen, sich Schopenhauer zu nähern; der Scheffel, unter den man seine Leuchte setzen wollte, ist für immer weggenommen, und wer die Augen von ihrem Licht erfüllt hat, braucht nicht mehr zu fürchten, daß ein paar Straußische wegwerfende oder captiöse Redensarten jenes Licht wieder auszulöschen vermöchten.

Auch unvollständig ist Nietzsche's kleine Schrift. Sie bespricht im Grunde nur zwei Punkte: die Form des ganzen Strauß'schen Buches und den Inhalt des vierten Capitels: „Wie ordnen wir unser Leben." Beides kritisirt er auf die geistreichste und überzeugendste Weise. Namentlich ist uns aus der Seele gesprochen, was er über jene unglaubliche „Zugabe" sagt, welche der Verleger wohl von Strauß verlangt haben wird, um die fünfundzwanzig Bogen auszufüllen. Keine unserer dreihundert Literaturgeschichten enthält eine solche Blumenlese von breitgetretenen Gemeinplätzen und ranzig gewordenen ästhetischen Urtheilen als diese Seiten über die Erbauungsschriftsteller und Componisten, welche dem aufgeklärten Bürger der „Jetztzeit" an Stelle der Bibel und der Orgel anempfohlen werden. Warum Nietzsche die drei andern Capitel des Buches nicht besprochen, oder doch wenigstens nur ganz im Vorübergehen abgefertigt hat, ist uns nicht recht klar. Vielleicht hat er gefürchtet, sich durch eine Widerlegung ex professo desselben Fehlers

schuldig zu machen, dessen Strauß sich schuldig gemacht hat: des Einbrechens offener Thüren.

In der That ist es zu verwundern, daß unter all den Protestirenden, welche Einsprache gegen Straußens Buch gethan, keiner auf den Gedanken gekommen ist einfach und rund herauszusagen, daß das ganze Buch überflüssig war. Strauß fragt die Gebildeten Deutschlands: ob „sie noch Christen sind?" Er mochte sich begnügen zu antworten: „nein," ohne sich die Mühe zu geben, jedes Dogma und jedes Mirakel einzeln zu beleuchten und zu widerlegen. Nein, der gebildete Deutsche glaubt nicht mehr an die Menschwerdung Gottes in Christo zur Erlösung von den Folgen des Sündenfalles — und das ist das ganze Christenthum. Wer überhaupt denkt, so wenig es auch sei, und dabei aufrichtig ist, der kann, sobald er etwas von Kopernikus und Keppler, Galilei und Newton gehört hat, d. h. sobald er weiß, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist, nicht mehr glauben, daß Gott unsertwegen, und allein unsertwegen, die Welt geschaffen und sich selbst geopfert habe, — wie die Darwin'sche Theorie, wenn sie dieselbe mathematische Gewißheit erlangte, aller Teleologie ein für alle Mal ein Ende machen würde. Sollte aber einer doch noch an jenes eigentliche Christenthum glauben, so wird ihn Straußens Raisonnement nicht davon abbringen. Dieß soll jedoch keineswegs sagen, daß wir der Religion unserer Väter, unserer schlichteren Landsleute ebenso gegenüber stehen, wie etwa dem Mahomedismus oder Buddhismus. Ihre Formen und Gebräuche sind uns verehrungswürdige Gewohnheiten und Symbole geworden. Fünfzig Geschlechter unseres Fleisches und Beins, Geschlechter, denen wir unsere

Civilisation verdanken, haben ihr ganzes höheres Leben nur in jenem Ideale gelebt; Millionen von Thränen, Hoffnungen, Tröstungen des besten Theiles der Menschheit hängen am Kreuze, das den Gott getragen: wie sollten wir nicht mit Ehrfurcht aufblicken zu diesem Glauben unserer Eltern; ja mehr als das, wie sollten wir nicht wünschen, daß unsre Söhne durch das Symbol der Taufe in die Gemeinschaft und Nachfolge unserer Nation aufgenommen; daß sie durch die Lectüre und den Unterricht eingeweiht werden in die geschichtliche Grundlage des Christenthums, ohne welche die Geschichte der Menschheit ein unverständliches Buch für sie bleiben würde; ja, daß die Stiftung der Familie durch den Ehebund unter Anrufung jener Namen vollzogen werde, welche für uns doch noch immer die „unbekannten höheren Wesen, die wir ahnen," wenn auch nur symbolisch, darstellen? Deßhalb werden wir aber immer noch keine Christen sein.

Wiederum, die Frage: „Haben wir noch Religion?" ist eine ganz müßige. Wer Religion hat, d. h. wer da glaubt, daß es geheimnißvolle Mächte giebt, die unser Verstand nie begreifen, unsere Sinne nie betasten werden, dem wird sie keine Wissenschaft und keine Aufklärung rauben, wie denn Kant selber bis an sein Ende eine Religion gehabt hat. Wer aber dieses Gefühl nicht hat, nur das Begriffene oder Betastete als seiend anerkennt, der hatte vor einem Jahrtausend nicht mehr Religion als heute nach Voltaire und Condillac, ja sogar nach Büchner und Strauß. Das einzige, was wir behaupten können, ist daß aus dem oben angegebenen Grunde, den Entdeckungen der Astronomie, die anthropomorphische Form der Religion, welche bis jetzt die vorherrschende war, und noch heute im Brahmismus

und Christenthum die ungebildeten Massen beherrscht, fortan nicht die Form der Religion der Gebildeten sein wird.*) Religion wird er deßhalb jedoch nicht weniger haben, wenn er überhaupt dazu angelegt ist, was nicht von der Zeit, sondern von der Individualität abhängt.

Endlich: „Wie begreifen wir die Welt?" ist, wie Nietzsche sehr richtig bemerkt, eine ganz unlogische Frage. Ein Begriff ist kein Glaube, und die Wissenschaft, die es mit Begriffen zu thun hat, kann nun und nimmer die Religion ersetzen. Hier ist evident eine Verwirrung aller bräuchlichen Ausdrücke bei Strauß. Die Religion gibt uns eine fertige Erklärung des Weltgeheimnisses: dadurch beruhigt sie die suchende, geängstigte Menschenseele. Die Naturwissenschaft läßt das Weltgeheimniß bei Seite liegen und beschäftigt sich mit der Lösung von Fragen, die es nur scheinbar berühren. Die Naturwissenschaft kann deßhalb auch die Metaphysik nicht ersetzen, welche allein dem Gebildeten sein könnte, was die Religion in ihrer rohesten Form dem Ungebildeten ist: eine Lösung des Welträthsels. Sie kann uns, ebenso wenig wie der Rationalismus, über die Sinnenwelt und ihren logischen Zusammenhang hinausbringen; während Religion und Metaphysik uns gerade darüber hinaus versetzen und, wie die Kunst, einen Zusammenhang suchen, der nicht logischer Natur ist. Dies entgeht auch nicht immer dem Manne, der einst so schön und tief über die Natur des Mythus geschrieben, und spricht er von

*) „Je trouve bon qu'on n'approfondisse pas l'opinion de Copernic," sagte schon der um seinen Glauben besorgte Pascal; und auf's Geistreichste und Tiefste hat Leopardi in seinem Dialoge „Copernicus und die Sonne" obigen Gedanken entwickelt.

Politik, von dem geheimnißvollen Wesen einer nationalen Dynastie u. s. w., so kommt ihm das Verständniß zeitweilig wieder für jene Beziehungen und Kräfte, welche keine Naturwissenschaft analysirt. Und glaubt er wirklich, daß ein Geschlecht sich der rationalistischen Begriffe in seinem Staat entschlagen könne, seinen „Glauben“ aber nur auf jene Begriffe und Sinneswahrnehmungen gründen könne? Glaubt er, daß ein Volk einer Moral, welche außer Zusammenhang mit allem Ideal stehe, nachleben und doch seine humane Bildung bewahren könne?

Wir hätten gewünscht, daß Nietzsche diese Punkte, an die wir in einem Aufsatz nur anstreifen können, in dem Rahmen eines Buches, der ihm ja zu Gebote stand, des Weiteren erörtert hätte. In der heillosen Begriffsverwirrung, welche in diesen Theilen von Straußens Werk herrscht, liegt vielleicht noch mehr „verborgenes Gift“ als in dem Capitel über die praktische Lebensordnung, das uns in jenen Rausch der Selbstzufriedenheit versetzen soll, vor dem Nietzsche so eindringlich, muthig und beredt warnt.

September 1873.

Ueber historisches Wissen und historischen Sinn.

Herrn Nietzsche's Schriften haben das Verdienst, den Leser anzuregen, sei es zum Widerspruch, sei es zum Beifall, sei es zum Nachdenken.*) Sie sind meist schön und lebendig geschrieben, in einer Sprache, welche bei aller Erregtheit rein, bei aller Bildung eigenthümlich bleibt. Die Gedanken haben zuweilen wohl etwas Herausforderndes in ihrer paradoxalen Haltung, aber sie sind fast immer geistvoll. Der Verfasser nennt selber seine beiden letzten Schriften „unzeitgemäße"; wir möchten sie recht im Gegentheil „zeitgemäße" nennen: sind sie doch offenbar aus der Reaction gegen die Zeit hervorgegangen, wenden sie sich doch an die Zeit. Herr Nietzsche spricht in der That im Namen einer ganzen Classe von Deutschen und er spricht gegen eine ganze Classe anderer Deutschen. Sind seine Schriften etwas jugendlich, unfertig, mehr negativ als positiv, und werden sie dennoch mit eifriger Zustimmung Vieler, mit heftiger Einsprache der Mehrzahl gelesen, so ist das eben ein Beweis,

---

*) Dr. Friedrich Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen." Zweites Stück: „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben." Leipzig 1874.

wie unklar gährend noch Alles in jener aufstrebenden Classe von Deutschen ist, wie sehr die andere, conservative sich in ihrem Besitze bedroht fühlt. Es ist wohl der Mühe werth, ehe wir Herrn Nietzsche's These näher beleuchten, einen Augenblick über den Zusammenhang dieser fast noch embryonischen Entwicklung einer neuer Geistesrichtung in Deutschland nachzudenken.

I.

Die Kriege von 1866 und 1870 haben die eigenthümliche Wirkung gehabt, einerseits wohl dem deutschen Philister eine hohe behagliche Selbstzufriedenheit einzuflößen und den deutschen Gelehrtenhochmuth bis zum Paroxysmus zu steigern, andererseits aber auch eine große Anzahl gelehrt Gebildeter zur Einkehr in sich selbst, zum Nachdenken über ihre eigene Thätigkeit und den Werth derselben anzuregen. Die Ueberlegenheit deutscher Wissenschaft sowohl über die anderer Völker und Zeiten als auch über alle anderen Thätigkeiten dieser Epoche und der deutschen Nation war in den letzten zwanzig Jahren zu einem recht monotonen Schlagwort, mehr noch, zu einem unanfechtbaren Glaubensartikel geworden. Ja, wer damals nach Deutschland hingehorcht hätte, dem wäre es wohl vorgekommen, als ob alles nationale Leben sich in den Regionen concentrire, wo man eben jener Wissenschaft ex professo oblag, oder sich höchstens bis zu den Kreisen ausdehne, welche, von jenen Regionen ausgehend, mit ihnen in stetem Zusammenhang bleibend, nach ihnen hinblickend, in den Kammern und in der Presse die öffentliche Erörterung staatlicher Fragen sich ausschließlich angemaßt hatten. Mit welch vornehmer Verachtung sprach man nicht in solchen Kreisen von der geist-

losen Bureaukratie, dem pedantischen Militärwesen, dem eitel-unwissenden Junkerthum, welche das deutsche Staatsleben überwuchernd erstickten. Da kommt unerwartet der entscheidende Augenblick der That, und siehe da, anstatt jener vielverläumdeten Schmarotzer-Vegetation zeigt sich ein hochgebildeter, patriotischer Beamtenstand, ein Nationalheer, wie's noch kein Volk gekannt, und ein zahlreicher Kleinadel, der das Beispiel des Muthes, der Pflichttreue, der gediegensten Kenntniß seiner Profession giebt.

Während nun die Mehrzahl jener gelehrt Gebildeten, obschon es ihnen unbehaglich zu Muthe wird, doch fortfährt, sich als die Nation, diese so plötzlich und so glänzend hervorgetretenen Elemente aber nur als Resultate ihrer Thätigkeit, ihrer Bestrebungen zu betrachten, fangen Andere in diesen Kreisen an, irre zn werden an sich selbst, an ihren Lehrern, an deren Lehren. Entweder fragen sie sich, ob denn wirklich ihr Vaterland vornehmlich in diesen ihren Sphären lebt, oder sie fassen den Muth, sich diese Sphäre näher anzusehen, zu prüfen, ob die nationale Lebenskraft, die sie einst in sich geschlossen, noch immer da ist oder ob sie nicht mittlerweile in andere Gegenden, auf andere Schichten des Volks übergegangen ist. Da merken sie denn bald zweierlei: erstens, daß jene emsigen Bienenkörbe, trotz aller Arbeit, alles Schwirrens, nur noch sehr wenig Honig sammeln und daß, wenn die rastlosen Arbeiterinnen in denselben jeden fremden Ein- oder Andringling so heftig mit ihren Stacheln verfolgen und forttreiben, sie wohl das unheimliche Bewußtsein einer Unfruchtbarkeit haben, die sie gerne verbergen möchten. Zweitens aber wird der Prüfende bald erkennen, wie wenig Zusam-

menhang zwischen der Arbeit und den Arbeitenden ist. Er staunt, daß diese unausgesetzte Beschäftigung mit der Wissenschaft die Menschen, die sich ihr hingeben, nicht tiefer berührt, mit anderen Worten, daß die Wissenschaft ihre bildende Kraft verloren zu haben scheint. Vergleicht er nun den lärmenden Hochmuth und die relative Sterilität der modernen deutschen Gelehrsamkeit, sei es mit der Genialität des vorhergehenden Gelehrtengeschlechtes, sei es mit der Bescheidenheit und den ungeheuren Erfolgen, welche Handel, Beamtenstand und Heer in aller Stille vorbereitet und so vollständig erzielt haben, so wird er wohl bitter gegen seine Standes- und Fachgenossen und wirft ihnen in heftigen Worten ihre Schuld vor. Diese Erbitterung steigert sich noch, wenn er sieht, daß jene Herrscher im deutschen Geistesleben, jene geistigen Erzieher des deutschen Volkes auch nach Außen hin Manches gehemmt und gelähmt, in Allem aber die wirkliche Nation — Handels-, Beamten- und Militärstand — anstatt ihren Geschmack zu bilden, in ihrer Formlosigkeit und äußeren Rohheit bestärkt haben. Da ereifert er sich und, wie es zu gehen pflegt, wird er recht ungerecht in seinem Eifer. Er meint, wenn er nur darauf losschlüge, nur das hohle Gehäuse zertrümmere, in dem die Schatten vergangener Zeiten ihr Wesen treiben, so habe er schon eine gute That gethan. So hat sich unter den jüngeren Gelehrten eine Art radicaler Opposition gebildet, welche nur allzu gern das Kind mit dem Bade ausschüttet und sich, im dunklen Bewußtsein dessen, was ihr selber fehlt, manchmal gar wild geberdet. Es ist wieder eine Schaar von Stürmern und Drängern im Anzug, wie im Jahre 1770, und Herr

Nietzsche ist einer ihrer geistvollsten und muthigsten Häuptlinge; aber — der Herder ist er doch nicht, der dem dunklen Drange der Mitstrebenden Richtung und Ziel wiese: er läßt es fürs erste beim Niederreißen bewenden. Vielleicht soll dieser Sturm und Drang überhaupt seinen Herder nicht haben, wie auch jener der Romantiker ihn nicht fand; denn er ist, was auch Herr Nietzsche, der selber tief drinnen steckt, dagegen sagen mag, ein Sturm und Drang der Verneinung, der Reue, der regrets; er hat seinen Ursprung im Gefühle des verfehlten Weges, den man eingeschlagen: keinem jungen Manne aus den Kreisen, in denen heute das nationale Leben pulsirt, wird es einfallen, sich an diesem Sturm und Drang zu betheiligen; den überläßt er uns Gelehrten, die zu alt sind, umzusatteln, zu jung — und zu ehrlich — sich in dem wesenlosen Getriebe ihrer Sphäre behaglich zu fühlen.

Die Sache ist: Deutschland hat die Bedeutung der Wissenschaft überschätzt; die Träger derselben haben sich als die Vertreter der Nation betrachtet, und die draußen stehende ungeheure Mehrzahl der Nation hat sich in rührender Bescheidenheit vor ihnen zurückgestellt, sie in ihrer Selbstüberschätzung bestärkt. Staat, Religion, Kunst, Gesellschaft wurden der Wissenschaft untergeordnet oder sollten doch von ihr inspirirt werden. Und es ist ganz natürlich, daß es so gekommen. Die deutsche Wissenschaft — und ich spreche hier wie in dieser ganzen Ausführung allein von den historischen Wissenschaften — hat am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts so Gewaltiges geleistet, während Staat und Handel, Kunst und Religion so wenig zuwege brachten; sie hat damals

so offenbar die besten Kräfte der Nation an sich gezogen, in ihrem Dienste verwendet, daß es nicht auffallen kann, wenn man des leise eingetretenen Umschwunges nicht gewahr wurde. In der That sind dem rückwärts Schauenden schon in den Dreißiger Jahren die Symptome dieses Umschwunges bemerkbar. Das bedeutendste, das in die Augen fallendste unter diesen Symptomen hat Jeder schon genannt: es ist der Zollverein, der erste nationale Erfolg des preußischen Beamtenthums. Indessen trieben's die Leute noch 30 Jahre lang so weiter, gruben fort in den Schachten, die ihre Väter geöffnet, indem sie die von ihnen überkommenen Werkzeuge und Methoden noch vervollkommneten. Am Ende ward ihnen natürlich die Methode die Hauptsache; sie fuhren fort zu graben und zu graben, nachdem schon längst kein Gold — oder doch gar wenig Gold — mehr zu finden war in den Minen, und bemerkten gar nicht, daß unterdessen draußen die Nation auf den gewaltigen Gedanken jener großen Väter das neue Gebäude in ruhigem, anspruchslosem Fleiße aufführte, unter dem sie ein neues Leben beginnen wollte. Da es nun auf einmal so strahlend und herrlich dastand, fiel's plötzlich einigen Jüngeren da drinnen ein, daß doch vielleicht ihr „methodisches" Arbeiten nicht Alles sei, daß einige vereinzelte Goldadern — und wer wollte leugnen, daß gar mancher historische Bergknappe der letzten dreißig Jahre noch überaus kostbares Metall an den Tag gefördert? — sie über den Werth des ganzen Treibens geblendet und getäuscht. Sie möchten umkehren; aber es ist zu spät, und so meutern sie in ungerechtem Zorne gegen ihre Führer — als ob sie nicht selber diese Führer, diese Thätigkeit gewählt!

Ein Grundirrthum dieser jugendlichen Männer und speciell dieses ihres Wortführers kommt daher, daß sie Deutschland noch immer für eine große Universität halten und meinen, jeder Deutsche sei ein Privatdocent oder Professor der Geschichte und Philologie. Gingen sie einmal nach Hamburg oder Chemnitz, so würden sie schon genug und nur zu viele „unhistorische" Deutsche finden, und blickten sie ein wenig in die Berufsthätigkeit deutscher Beamten und Officiere, so würden sie sich schon überzeugen, daß die „hypertrophische Tugend" der Historik sie nicht am raschen, sicheren, dem Augenblick gemäßen Handeln hindert.

Andererseits, wie sehr sich auch unsere Gelehrten überheben mögen, wir müssen doch auch ihre Verdienste in dieser Richtung nicht verkennen. Die deutsche historische Wissenschaft der letzten dreißig Jahre war ihrem ganzen Charakter nach national und protestantisch. Die Herren Professoren mögen sich noch so viele Illusionen über ihre Objectivität machen, über ihre wissenschaftliche Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit, über die Unfehlbarkeit ihrer wunderbaren Methode — und ich glaube wirklich, käme heute Thukydides vor's Publikum, ein Privatdocent aus Leipzig oder Göttingen würde dem unglücklichen Historiker, der nicht aus dem Ranke'schen oder Waitz'schen Seminar hervorgegangen, in irgend einem „literarischen Centralblatt" schon seinen Mangel an Methode recht gründlich auseinanderzusetzen wissen — unsere akademischen Lehrer der Geschichte mögen sich noch so sehr über die Unsicherheit alles historischen Wissens und über die Unmöglichkeit aller Feststellung anderer als der gröbsten, summarischesten Thatsachen zu täuschen suchen; sie haben, ohne es zu wollen und zu

wissen, den protestantischen und nationalen Interessen gedient, ihnen zuliebe die Geschichte gebeugt, in diesem Sinne die Thatsachen gesichtet und zusammengestellt. Die Beamten, welche einst auf der Universität diesen Studien nahegekommen, haben den Wust des Wissens bald genug abgeschüttelt und vergessen; die nationale und protestantische Tendenz ist ihnen allein von all dem Detail geblieben. Die Bürger und Officiere, welche sich durch die Werke jener Gelehrten durchgearbeitet oder aus den Zeitungsartikeln, sei's den Nachklang, sei's den Auszug solcher Werke aufgenommen haben, kümmern sich wenig um das „Quellenstudium", auf das die Herren Verfasser so sehr stolz sind; sie folgen der Richtung, welche der Schriftsteller in der geschichtlichen Entwicklung findet, oder in sie hineingelegt, oder gar von seinen Lesern selber sich aufzwingen läßt — und das ist die nationale und protestantische. So, und nur so, haben unsere Gelehrten am Gang der deutschen Dinge mitgewirkt; die Nation war von dem nationalen und anti-katholischen oder vielmehr anti-christlichen Geiste bewegt seit den Zwanziger-Jahren; diesen Geist theilte sie der Gelehrtenwelt mit und war derselben dankbar, wenn sie von ihr mit einem ungeheuren Aufwande von Forschung, Kritik und System autorisirt ward, diesen ihren Geist als legitim zu betrachten.

Zu andern Zeiten und bei andern Völkern ist freilich dieser Apparat durchaus nicht für nöthig erachtet worden. Es genügte, daß der Historiker die Sprache seiner Quellen gründlich kannte, in der allgemeinen Geschichte gehörig bewandert war, Jurisprudenz und Nationalökonomie studirt hatte, im Uebrigen aber natürliches Urtheil besaß — was ihm Alles auch vor Erfindung unserer unfehlbaren

Methoden möglich war —; hatte er sich gar durch eigene Erfahrung und Thätigkeit mit Staatsführung und Verwaltung vertraut gemacht, so brauchte er sich wahrlich nicht erst „methodische Textkritik“ als einzigen Schlüssel zur geschichtlichen Wahrheit anzueignen. So bereiteten, der Alten und der großen Geschichtschreiber der Renaissance nicht zu gedenken, noch im heutigen Frankreich und England geistvolle Politiker, wie Guizot und Macaulay, der Nation ihre historische Nahrung; in Deutschland waren es die Professoren. Was Wunder, wenn sie etwas trocken schmeckte, was Wunder, wenn die Lehrer und Schriftsteller, welche dem wirklichen Staatsleben so ganz fern standen, das Wichtige vom Unwichtigen, das Nöthige vom Unnöthigen nicht zu unterscheiden wußten? Die Nation hat doch aus alledem das ihr Zusagende herausgespürt und sich zunutze gemacht. Für's praktische Leben freilich hat sie dabei nicht lernen können, was ein Grieche und Römer, ein Franzose und Engländer aus ihren Historikern lernen mochten. Es ist eben mit der deutschen Historik wie mit der deutschen Philosophie und dem größten Theile der deutschen Literatur: sie ist vorzugsweise von Gelehrten für Gelehrte geschrieben, und selbst dem Laien, der sich mit ihr beschäftigt, bleibt stets ein wenig Staub auf den dadurch gewonnenen Anschauungen und Gedanken sitzen, den er dann große Mühe hat, wieder abzuschütteln; denn der Deutsche, selbst der, welcher nicht den gelehrten Kreisen ex professo angehört, wird gewöhnlich erst nachdem er die Dreißiger zurückgelegt wieder jung und verhältnißmäßig frisch, natürlich in Urtheil, Auffassung, Aufnahme von Eindrücken. Das System, die Abstraction, das fertig ihm aufgezwungene

Urtheil haben ihm die natürliche, unmittelbare Anschauung stets schon getrübt; und wenn sie auch nicht tief genug eingedrungen sind, um ihn in seinem Handeln zu hemmen, so hindern sie ihn doch entschieden daran, daß er die Gegenstände unbefangen und direct auf sich wirken lasse. Das dunkle Gefühl, daß dem so sei, war es auch, was die Stürmer und Dränger, was zwanzig Jahre später die Romantiker, was in unserem Jahrhundert das junge Deutschland zum Kampf gegen die gelehrte Bildung im Allgemeinen und gegen das Treiben der Universitäts-Professoren im Besonderen aufregte, und zwar stets mit der Uebertreibung und Heftigkeit, welche den Abtrünnigen eigen zu sein pflegt. Nie hat ein Grieche, ein Römer, ein Engländer oder ein Franzose, die Alle aus dem Leben herausschrieben, das Recht des Lebens auf Heinse'sche, Friedrich Schlegel'sche, Heine'sche Weise gegen die Schule geltend gemacht. Die ewige Forderung, Literatur und Leben zu versöhnen, sich gegenseitig durchdringen zu lassen, welche jede aufsteigende Generation wieder in Deutschland erhebt, hört man dort nie; eben weil die gegenseitige Durchdringung dort bestand und besteht. Wir sind aber Alle, Herr Nietzsche nicht ausgenommen, entkuttete Schulmeister; daher unsere Wuth gegen die Schulstube und — unsere Unbeholfenheit im Gebrauche der errungenen Freiheit, unsere Täppigkeit, wenn wir uns als Cavaliere geberden wollen, ohne unsere Bildung daheim zu lassen, „die Bänke zu hüten".

Herr Nietzsche ist aber auch ungerecht gegen die deutschen Gelehrten selber, wie er es gegen ihre Wirksamkeit ist. Ihre Untugenden sind doch nur die ihres Standes,

nicht unserer Zeit, unseres Volkes. Der Gelehrte, der aus der Wissenschaft seinen Broterwerb macht, nimmt stets eine unvortheilhafte Stellung ein und er gleicht dem Priester, der von seinem Altar lebt. Mit der Idee der Wissenschaft, wie mit der Religion, verbindet sich immer die der Uneigennützigkeit, und die Vertheidigung der persönlichen, irdischen Interessen, welche uns bei anderen Ständen ganz natürlich erscheint, däucht uns hier verletzend, unzart; wir protestiren sofort gegen den Geist der Coterie, sobald sich diejenigen gereizt zur Abwehr zusammenschaaren, welche uns durch ihre Thätigkeit selber ganz besonders zur Duldung oder zur Verachtung der Gegner verpflichtet scheinen. Wie im Allgemeinen der Widerspruch zwischen der hohen, göttlichen Mission des Priesters mit der schwachen menschlichen Natur stets einen Mißklang hervorrufen muß, sobald der Träger jener Mission sich dieser seiner Schwäche und Unzulänglichkeit nicht ganz bewußt bleibt; wie speciell der Gegensatz zwischen der gepredigten Demuth und dem geübten Hochmuth uns am Geistlichen so sehr beleidigt; ebenso ist uns die Rohheit der Gemüther oder der Formen bei Menschen, die mit dem gerühmten Bildungsmittel der Wissenschaft fortwährend umgehen, ganz besonders verletzend. Das war aber Alles gerade so in den Tagen und dem Vaterlande Filelfo's und Poggio's wie heute im gelobten Lande der Universitäts-Professoren. Man irrt sich eben über die bildende Wirkung der historischen Wissenschaft. Diese Wirkung übt die Geschichte nur aus, so lange sie künstlerisch oder philosophisch oder politisch angeschaut und betrieben wird. Und dies führt uns wieder zu Herrn Nietzsche's eigentlicher These zurück; denn

seine Unterscheidungen der historischen Betrachtungsweisen, so sonderbar auch die Benennungen sein mögen, laufen auf das soeben Gesagte hinaus.

II.

Herr Nietzsche meint, man könne sich der Vergangenheit gegenüber auf dreierlei Weise verhalten: entweder historisch, indem man sie als ein Wirkliches vor Augen behalte, oder unhistorisch, indem man sie vergesse, oder endlich überhistorisch, indem man sie contemplativ betrachte. Er ist mit Recht der Ansicht, der handelnde Mensch müsse wechselweise historisch und unhistorisch zu sein wissen, das heißt, sich bald den Zusammenhang mit der Vergangenheit lebhaft vergegenwärtigen, bald ihn ganz außer Augen lassen, bald sich selber als Fortsetzung einer Entwicklung, bald als Centrum derselben ansehen. Auch verhehlt er nicht, obschon er sich für diesesmal nur an die Handelnden wendet, daß ihm im Grunde der „überhistorische“ Mensch, der die Geschichte künstlerisch oder philosophisch, das heißt als die ewige Einerleiheit des Willens zum Leben in den verschiedensten Erscheinungsformen auffaßt, höher steht als der historische oder unhistorische Mensch.

Bei dem Lebendigen nun, dem Handelnden, sei kein Gleichgewicht in Deutschland, meint der „Unzeitgemäße“; da herrsche die historische Seite vor, überwuchere, ersticke das frische, unbefangene, naiv-egoistisch unhistorische Leben und Handeln. In der That könne man die Historie auf drei Weisen auf sich wirken lassen, die alle ihre Vortheile für das Leben hätten, freilich auch ihre Nachtheile; diese aber überwögen jene im heutigen Deutschland. Die

Historie wirkt monumental — wir würden statt der bizarren Bezeichnung lieber den Ausdruck „exemplarisch“ vom Juristen entlehnen — wenn vergangene Größe uns vorschwebt, sei's um uns zur That aufzumuntern, indem sie uns die Möglichkeit des Großen zeigt, den Ruhm vorhält, den die Geschichte dem Handelnden bereitet, sei's um uns von der That abzuschrecken, indem sie uns die eigene Kleinheit ins Gedächtniß ruft oder, den trivialen Ausdruck zu gebrauchen, mit den Todten die Lebendigen todtschlägt. Die Historie kann aber auch antiquarisch behandelt werden, welche Behandlungsweise im conservativen Sinne ihren Ursprung hat und conservativ auf das Leben wirkt. Pietät und Trieb nach Aufrechthaltung des Zusammenhanges mit der Vergangenheit führen zu dieser Art von Historik, welche wohlthätig bleibt, so lange sie nicht in unterschiedslose Werthschätzung alles Vergangenen, das heißt in blinden Conservatismus oder „gelehrtenhafte Gewöhnung“ ausartet. Endlich kann man der Geschichte auch kritisch gegenüberstehen, indem man ihre tausend Fesseln, mit denen uns die Vergangenheit belastet hat, zerreist, damit das Leben wieder Raum gewinne — ein gar gefährliches und schmerzliches Vorgehen, das man aber mit dem unhistorischen Sinne zu verwechseln sich hüten muß; dieser vergißt die Vergangenheit und lebt und handelt, als wäre sie nie gewesen. Der kritische Sinn richtet sich gegen sie, um sie zu zertrümmern; er wäre es, den man als den Reactionär par excellence darstellen sollte, während er in der That als der Revolutionär verschrieen ist.

Alle diese drei Behandlungsweisen der Geschichte nun wirken nur noch in ihrem schlimmsten Sinne auf Deutsch-

land, wenn wir Herrn Nietzsche Glauben schenken sollen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Historie Wissenschaft zu werden prätendirt hat. Daher sei es gekommen, daß all unsere Bildung „nur ein Wissen um Bildung" geworden, daß „ein merkwürdiger Gegensatz eines Innern, dem kein Aeußeres, eines Aeußeren, dem kein Inneres entspräche", entstanden sei, daß „der moderne Mensch eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herumschleppe". Mit anderen Worten, die Geschichtswissenschaft hat Deutschland daran verhindert, eine nationale Cultur zu haben. Wie aber hat das die Geschichtswissenschaft zuwege gebracht? Durch die Veräußerlichung des Wissens, antwortet Herr Nietzsche: sie hat den Menschen in sich entzweit, den Wissenden vom Handelnden und Fühlenden getrennt und so die Persönlichkeit geschwächt. Sie hat ein solches Gewicht auf die Objectivität gelegt, daß das Subject, der eigentliche Träger der Geschichte, das auch allein sie zu schreiben berufen sein sollte, sich dabei ganz selbst aufgegeben hat oder aufgegeben zu haben glaubt. — Zweitens hat die Geschichtswissenschaft die Einbildung unserer Zeit gefördert, „daß sie die seltenste Tugend, die Gerechtigkeit, in höherem Grade besitze als jede andere Zeit", indem sie meint, jene ihre gerühmte Objectivität sei nichts Anderes als Gerechtigkeit; während doch diese nur von starken Richtern, nicht von gleichgiltigen Eunuchen geübt wird. — Drittens wurden durch dieses Uebermaß von historischem Wissen „die Instincte des Volkes gestört und der Einzelne nicht minder als das Ganze am Reifwerden gehindert". Schon früh wird der sichere Blick getrübt und geblendet durch „allzu helles, allzu plötzliches, allzu

wechselndes Licht. Die Masse des Einströmenden ist so groß, das Befremdende, Barbarische und Gewaltsame dringt so übermächtig . . . . . auf die jugendliche Seele ein, daß sie sich nur mit einem vorsätzlichen Stumpfsinn zu retten weiß"; das heißt, man ist blasirt, ehe man noch das Leben kennt. — Viertens aber wird durch jenes Uebermaß „der jederzeit schädliche Glaube an das Alter der Menschheit, der Glaube, Spätling und Epigone zu sein, gepflanzt". Unsere ganze geschichtliche Bildung strebt also verkappt dahin, wohin das Christenthum offen strebte: die Zukunft als werthlos darzustellen, die pflanzende, schaffende Thätigkeit, welche auf jene Zukunft als etwas Wirkliches hinwirken möchte, zu lähmen, als werthlos darzustellen, uns stets als Erben, nie als Erblasser zu betrachten, uns zu beweisen, „daß es gut sei, alles Geschehene zu wissen, weil es zu spät dafür sei, etwas Besseres zu thun". Dieser sterile Hochmuth nun, der unsere Generation als Zweck und Vollendung der weltgeschichtlichen Entwicklung hinstellt (wie das Christenthum Natur, Menschheit, Universum für die Anhänger der alleinseligmachenden Kirche geschaffen glaubte), bringt endlich fünftens eine Zeit „in die gefährliche Stimmung der Ironie über sich selbst und aus ihr in die noch gefährlichere des Cynismus; in dieser aber reift sie immer mehr einer klugen, egoistischen Praxis entgegen, durch welche die Lebenskräfte gelähmt und zuletzt zerstört werden". Aus dieser, für Herrn Nietzsche namentlich durch E. v. Hartmann vertretenen, tödtlichen Weltanschauung kann uns nur die Jugend retten. Sie leitet unser Geschlecht „zu einem Proteste gegen die historische Jugenderziehung des modernen Menschen", sie fordert, daß „der

Mensch vor Allem zu leben lerne und nur im Dienste des erlernten Lebens die Historie gebrauche". So allein können wir wirklich zu dem kommen, was uns so sehr fehlt: einer nationalen Cultur, welche „nur aus dem Leben hervorwachsen und herausblühen kann" ... Die deutsche Jugenderziehung dagegen bezweckt eine äußerliche, vom Leben getrennte Cultur, d. h. ein Wissen. „Ihr Ziel, recht rein und hoch gedacht, ist gar nicht der freie Gebildete, sondern der Gelehrte, der wissenschaftliche Mensch, und zwar der möglichst früh nutzbare wissenschaftliche Mensch, der sich abseits von dem Leben stellt, um es recht deutlich zu erkennen; ihr Resultat, recht empirisch-gemein angeschaut, ist der historisch-ästhetische Bildungsphilister, der altkluge und neuweise Schwätzer über Staat, Kirche und Kunst. . . ." Mit dieser Erziehung muß gebrochen werden, und jeder Jüngling muß sich vor Allem von der Abwesenheit einer deutschen Cultur überzeugen, er muß wieder „unhistorisch" werden und vergessen lernen, zugleich aber auch „überhistorisch", indem er seinen Blick auf Kunst und Religion richtet. Freilich wird die erste Generation dadurch nicht zum Ziele gelangen, sie muß sich aufopfern für die nachfolgende. Sie muß thun, was einst die Griechen gethan, als sie mitten im Chaos von ausländischen, semitischen, babylonischen, lydischen, egyptischen Formen und Begriffen sich auf sich selbst zurückbesannen, jenes Chaos organisirten und eine eigene Cultur schufen. Anstatt Convention und Maskerade, wie jetzt, werden Kunst und Religion diese Cultur anpflanzen, welche in der „Einheit des deutschen Geistes und Lebens nach der Vernichtung des Gegensatzes von Form und Inhalt, von Innerlichkeit und Convention" bestehen soll.

III.

Dies das dürre Gerippe des Nietzsche'schen Raisonnements, das der talent- und geistvolle, selbstdenkende, erregte Verfasser mit dem Fleische einer lebendigen, originellen, stellenweise hinreißenden Sprache umkleidet hat, und es hat uns wahrlich nicht wenig Ueberwindung gekostet, so unbarmherzig den Kern der merkwürdigen Schrift aus seiner schönen Schale loszulösen. Fragen wir uns nun aber, ob wir trotz aller Sympathien auch mit dem Kopfe immer des Schriftstellers Partei nehmen, seine Thesen zu den unsrigen machen können, so müssen wir sofort unsere Reserven machen. Ja, im Allgemeinen scheint uns Herr Nietzsche das Richtige getroffen zu haben; aber auch im Einzelnen? Und namentlich, hat er in seiner Zerstörungswuth nicht gar zu sehr vergessen, daß, wer uns so viel nimmt, uns auch etwas geben muß?

Nur vorübergehend wollen wir noch einmal an das schon in unserem ersten Paragraphen Gesagte erinnern, indem wir die Prämisse der ganzen Schrift für viel zu weit gegriffen erklären. Hr. Nietzsche spricht, als ob die ganze deutsche Nation eine akademische Erziehung genossen und im historischen Wissen erstickt wäre. Dies ist durchaus auf die schriftstellernden Deutschen zu beschränken, oder es ist doch jedenfalls festzustellen, wie wir es gleichfalls schon gethan, daß die nicht-schriftstellernden Deutschen, welche eine solche historische Ueberbildung erhalten, dadurch wohl in ihren Anschauungen und Urtheilen, keineswegs aber in ihrem Handeln gelähmt und irre gemacht werden. Das haben sie im Kriege gezeigt, das zeigen sie schon lange jedem Aufmerksamen in ihrem Auftreten außerhalb der Sphäre unserer Civilisation, sei es als Reisende im Himalaya und an den

Quellen des Nil, sei es als Kaufleute in Japan und China, sei es als Abenteurer in Mexico und San Francisco. Würden sich endlich einmal unsere Romanschriftsteller, Historiker, Reisebeschreiber, Dichter, Dramatiker unter freien Menschen recrutiren, anstatt unter freigelassenen oder noch im Joche ziehenden Kathedermännern, so würde wohl auch unsere Literatur jenen abstracten Charakter verlieren. Man lese nur einmal wieder die politischen Reden von 1862 eines deutschen Kammerredners, wie Herrn Professor Virchow's oder selbst Herrn Professor Gneist's, — man sieht, wir wählen wahrlich keine Untergeordneten als Standesvertreter — und vergleiche sie mit denen Bismarck's, die heute noch gerade so frisch, inhaltsvoll und anregend sind als vor zehn Jahren, und man wird sofort verstehen, was wir meinen. Warum sollte nicht auch früher oder später ein künstlerisch begabter Officier uns eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges geben?

Es ist ohne Zweifel ein großer Irrthum der deutschen Professoren gewesen, aus der Geschichte eine Wissenschaft machen zu wollen, was sie ihrer Natur nach nicht sein kann; aber es ist ihnen doch glücklicherweise bis jetzt nicht gelungen, die Geschichte als Wissenschaft in die Jugenderziehung, speciell in den Gymnasial-Unterricht einzuführen. Es mag Ausnahmen geben, aber im Allgemeinen läßt der Lehrer der Geschichte seine Kritik vor der Schulstubenthür und lehrt die Geschichte, sei's dogmatisch, sei's erzählend, wie der Lehrer des Griechischen wohl auch seine Conjecturen und Emendationen dem Schüler meistens nicht vorträgt, sondern ihm den gedruckten Text seines Alten als das Gegebene, Unzweifelhafte in die Hand giebt. Daß beide aber selber daheim

die Details geprüft, ist eine Nothwendigkeit. Nicht daß wir unfehlbare Methoden hätten, um hinter den historischen Thatbestand oder den ursprünglichen Text eines Schriftstellers zu kommen, wohl aber weil nur wer alles Einzelne geprüft, das Ganze so besitzen kann, daß er es Andern mittheilen darf. Das will nicht sagen, daß unser, sowie überhaupt das europäische Unterrichtssystem nicht einer tiefgehenden Veränderung bedürfe; wir glauben sogar, daß aller Geschichtsunterricht in den niedern Classen sich auf Lesen des Herodot, des Plutarch, des Cornelius Nepos, Joinville's, Muntaner's u. s. w., in den höheren Classen auf das Einprägen der Rahmen beschränken müßte, welche der Schüler früher oder später durch Lektüre auszufüllen hätte. Wir sind ferner der Ueberzeugung, daß das Studium der alten Sprachen fünf Jahre später, als es geschieht — das heißt erst nach vollendetem dreizehnten Lebensjahre — begonnen, die Grammatik von der robusteren Intelligenz des Knaben in zwei Jahren im Wesentlichen erlernt, und die drei bis vier übrigen Jahre dem größtentheils cursiven Lesen der Classiker gewidmet werden könnten. Wir halten endlich dafür, daß die ersten sechs Jahre des Unterrichts nur zur Stärkung des Gedächtnisses und des Beobachtungsvermögens verwendet werden sollten*) — aber aus alledem folgt noch gar nicht, daß

*) Der Schreiber dieses, ein eifriger Anhänger des classischen Unterrichts und welcher alle Lehrgegenstände dieser fünf entscheidenden Jahre (13—18) ausschließlich auf die alten Sprachen und die Mathematik beschränkt wissen möchte, war zu der Ueberzeugung von der Nützlichkeit dieser Reform durch Nachdenken und Erfahrung gekommen; er hat sie seitdem in Holland mit dem größten Erfolg durchgeführt gesehen und erfährt nun, daß dasselbe auch in Schweden geschehen ist.

die Kenntniß des Vergangenen keinen Theil des Jugendunterrichtes mehr ausmachen, noch weniger, daß unsere Lehrer nicht fortfahren sollten, auf der Universität sich eine gelehrte Bildung zu erwerben. Oder glaubt Herr Nietzsche, daß die deutschen Gymnasial-Lehrer je aus der Reihe der Geschäftsleute, der Staatsmänner oder der Künstler hervorgehen könnten? Nur Eines halten wir für ein wirkliches Unheil, und das ist, daß unsere Historiker sich nicht aus diesen Kreisen recrutiren, wie es Herodot und Thukydides, Sallust und Cäsar, Machiavelli und Guicciardini, Clarendon und Grote, Mignet und Thierry gethan. Wie sehr die Theilnahme am wirklichen Staatsleben, sei sie auch noch so indirect — und die Theilnahme unserer Kammern am staatlichen Leben war und ist doch noch sehr indirect — dem Historiker zugute kommt, sieht man auf den ersten Blick, wenn man ein Werk Sybel's, Häußer's oder Treitschke's mit einem Werke Wachsmuth's oder Schäffer's, ja Leo's und Schlosser's vergleicht. Man fühlt schon den Uebergang aus der „wissenschaftlichen" Behandlung der Geschichte zur künstlerischen und politischen, welche im Grunde die allein statthaften sind, so lange man die Vergangenheit nicht eben „überhistorisch", d. h. philosophisch betrachten will. Warum aber Geschichte nimmer, wie Physik oder Chemie, eine Wissenschaft werden kann, das haben hervorragende Denker, wie Montesquieu, Wilhelm v. Humboldt und Schopenhauer, so unwiderleglich dargewiesen, daß es als eine unnöthige Dreistigkeit erscheinen könnte, wollten wir diese ihre Darweisung hier abgeschwächt noch einmal vorbringen.

Herr Nietzsche meint, der historische Sinn, welcher doch eigentlich die Grundlage der ganzen deutschen Bildung von

Winckelmann bis auf Hegel ausmacht, sei vom Uebel: er habe uns zu Anbetern des Erfolges gemacht, er habe uns gelehrt, über dem Werden das Sein zu vergessen, er habe uns das Gefühl und damit auch die Kraftlosigkeit des Epigonenthums eingeimpft.

Ueber den Werth des historischen Sinnes an sich wollen wir nicht rechten. Man darf nie vergessen, wie er sich in Deutschland nur als Reaction gegen den Mechanismus und Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hat. Daß er allein jenen „überhistorischen" Standpunkt, der Herrn Nietzsche mit Recht so überlegen dünkt, möglich macht, scheint uns unwiderleglich; daß er aber durchaus in den Augen seiner ersten Verkünder, vor Allem Hamann's und Herder's, nicht eine Vernichtung oder nur Geringschätzung der Persönlichkeit implicirte, beweist ein Blick auf ihre Schriften. Denn recht im Gegentheile dachten und sagten sie, als sie das Wachsen dem Machen, das Werden dem Absoluten, den Organismus dem Mechanismus entgegensetzten, der höchste, herausgewachsene und gewordene Organismus sei die große Individualität, und ebenso sei diese auch wiederum das wirksamste, schöpferischeste Element in der geschichtlichen Weiterentwicklung. Niemand hat mehr für die Totalität der individuellen Thätigkeit gegen die Arbeitstheilung geeifert als sie, und wer sie richtig versteht, wird, anstatt zu einem stumpfen Fatalismus, gerade zum Handeln, Eingreifen, Geltendmachen seiner Persönlichkeit getrieben werden.

Auch unsern Cultus des Erfolges scheint uns der Verfasser nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben. Freilich sind wir historisch und philosophisch gebildeten Deutschen in

unserer Geschichtsbetrachtung alle Darwinianer vor Darwin gewesen: wir glaubten und glauben, daß in der Weltgeschichte, wie in der Natur, stets dem Stärkeren der Sieg bleibt. Aber es fällt durchaus nicht uns Allen ein, wie Hegel es implicite that, hinzuzufügen: dem Besseren. Mit anderen Worten, wir begnügen uns, Thatsachen zu constatiren; wir wollen mitnichten ihren moralischen Werth abwägen. Jenes Gesetz wird uns von Geschichte und Natur offenbart; wir haben es zu erkennen, wie uns die Unfreiheit des Willens aus dem Rückblicke auf unseren eigenen empirischen Charakter und auf den Anderer als Gesetz offenbart wird, was uns durchaus nicht hindert, im praktischen Leben zu handeln, als ob wir freien Willen hätten. Ja, Männer wie Knox, Calvin und Luther haben, sollten wir meinen, ganz anders energisch gehandelt, als alle Prediger der Willensfreiheit. Wir behaupten z. B., daß der Jesuitismus im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Spanien und Oesterreich gesiegt habe, weil er der Stärkere war; es ist uns aber nie eingefallen, ihn deßwegen als den Besseren hinzustellen. Ja, wir gehen noch weiter, wir bekämpfen ihn, seine Folgen, seine Nachwüchse mit dem Gefühle, daß wir, die wir uns als die Besseren fühlen, wohl am Ende auch wieder die Stärkeren werden könnten. Hätten wir diese Hoffnung nicht, so würden wir nicht streiten; deß kann man sich versichert halten.

Wir fühlen uns als Epigonen, meint Herr Nietzsche, und in Einem Sinne hat er wohl Recht: unserer Wissenschaft, unserer Literatur gegenüber sind wir es auch; aber wie Mancher — Herr Nietzsche einer der ersten — fühlt sich nicht auch als Progone? Mag sein, daß sich einige

„Bildungsphilister“ und Professoren recht Wagner-Millisch stolz fühlen, daß sie es so unendlich weit gebracht; wir kennen aber auch gar Viele, und nicht die Schlimmsten, welche die literarische Inferiorität unserer Zeit wohl fühlen und anerkennen. Mag sein, daß manch junger Privatdocent sich wertherisch blasirt und ohnmächtig fühlt in dieser Erkenntniß. Der gebildeten deutschen Jugend im großen Ganzen ist doch etwas Anderes aufgegangen in den letzten Jahren: sie stehen da als Hoffende, als Strebende; sie sehen, daß die literarische Productivität der Nation für den Augenblick erschöpft ist, daß die staatliche, bislang auf so falschem Wege, endlich ins richtige Geleise gebracht worden ist. Sie möchten diese neuen Wege gehen, aber doch das Erbtheil der Väter nicht zurücklassen; sie sind keineswegs gewillt, nordamerikanisch-„unhistorisch“ zu sein; sie wollen anknüpfen an die Gründer deutscher Literatur wie an die Gründer des modernen Staates, an Schiller und Göthe, wie an Friedrich und Stein, die Universalität bewahren und doch sie selber sein, in der neuen nationalen Existenz sich die humane Gesinnung einer Zeit bewahren, wo der nationale Staat noch nicht existirte. Sie haben das Gefühl ihrer Formlosigkeit und das Bedürfniß, sich Formen anzueignen, und zwar Formen, die jener Bildung der Väter entsprechen. Mit anderen Worten, sie wollen, was Herr Nietzsche so sehnlichst herbeiwünscht: eine nationale Cultur.

Wodurch aber wird diese nationale Cultur erlangt werden? Ist's durch möglichst unhistorische Realschulbildung? Ist's durch den ausschließlichen Betrieb der Natur-

wissenschaften? Ist's, wie unser Verfasser meint, durch eine neue Kunst und Religion? Uns will bedünken, unsere Cultur ist schon im Anzuge, und wir glauben schon die charakteristischen, nicht eben immer angenehmen Züge derselben unterscheiden zu können. Erstehen in ausgebildeten Formen kann sie erst, wenn die allernächste Vorbedingung zu ihr da ist: Wohlstand, und zwar angehäufter oder ererbter Wohlstand, der Muße und Freiheit im Gefolge führt, ohne welche keine Cultur denkbar ist. Wir sind keine Südländer; das Zusammentreffen hoher geistiger Bildung mit ursprünglich einfachen, natürlichen Sitten, aus denen die Cultur des Perikleischen Zeitalters und, obschon in geringerem Grade, diejenige des italienischen Quattrocento hervorging, wird uns nie ganz zu Theil werden können; aber eine Cultur wie die französische oder englische, wenn auch verschieden von diesen in Wesen und Form, kann das neue Deutschland wohl noch schauen. Einer nationalen Religion wird sie freilich entrathen müssen, denn der Glaube der gebildeten Deutschen — und nur die Gebildeten nennen wir die Nation — ist entweder ganz negativ oder ganz unbestimmt: in beiden Fällen unproductiv, wenn es sich darum handelt, dem Leben Formen zu geben. Doch ist der metaphysische Sinn, der Idealismus, wenn man will, noch nicht aus der deutschen Weltanschauung gewichen — die immer größere Verbreitung Schopenhauer's und die Gleichgiltigkeit gegen den englischen Positivismus beweisen es — und wenn dieser vage Idealismus nicht genügt, dem Leben bestimmte Formen zu geben, so verhindert er doch, daß verknöchernde Formen je die Seele unserer kommenden

Cultur ersticken. Auch die deutsche Kunst — die Musik — ist mehr dazu angethan, die Volksseele zu erwärmen und auf das metaphysische Weltprincip hinzulenken, als Lebensformen zu schaffen; aber sie ist doch ein mächtiger Kampfgenosse der Cultur gegen Verwilderung. England hat eine Cultur, d. h. eine Einheit des inneren und äußeren Lebens, ohne irgend eine Kunst, außer der Poesie, aus sich heraus geschaffen. Warum sollte es Deutschland nicht? Das Einzige, was ihm dazu noththut — und darin treffen wir hoffentlich Herrn Nietzsche's Billigung vollständig — ist das Aufgeben, nicht des classischen Jugendunterrichtes, sondern der Parasitenbildung, vor Allem des Lesens von Büchern über Bücher und Werke der Kunst. Sobald der Deutsche sich dazu wird entschließen können, alle Literatur- und Kunstgeschichten, Aesthetiken und Kritiken beiseite zu lassen, sobald er ohne Anleitung seinen Göthe wird lesen, seinen Dürer schauen, seinen Mozart hören wollen, braucht es nichts weiter. Für den Rest werden schon die neuen Lebensverhältnisse sorgen. Wenn Herr Nietzsche aber jene Schmarotzer-Literatur unter „historischer Bildung" versteht, so müssen wir ihm beistimmen: sie ist vom Uebel. Doch irrt er sich, wenn er meint, wir Deutschen litten daran mehr als andere Nationen. Auch im Auslande gibt es „altkluge und neuweise Schwätzer über Staat, Kirche und Kunst" genug; auch in Frankreich und Italien, vor Allem aber in Rußland und England greift das Wissen um die Dinge anstatt der Kenntniß der Dinge, das Abstrahiren anstatt des concreten Anschauens, die krankhafte sterile Vielseitigkeit anstatt gesunder Ausschließlichkeit, das Allemgerechtwerden statt des muthigen Verdammens und Anerkennens immer mehr um

sich und untergräbt täglich mehr den Charakter ehemals scharfgezeichneter nationaler Culturen.

Welches aber wird der bestimmende Factor in der deutsch-nationalen Cultur sein? In England war's, trotz aller Ausdehnung des Handels, die Land-Aristokratie; in Frankreich war's der Hof; in Italien das städtische Patriciat. Wir zweifeln nicht, daß es in Deutschland das Heer sein wird. Die allgemeine Wehrpflicht hat in wenig Jahren dem Rheinländer die preußische Physiognomie aufgedrückt; dem von Außen Zuschauenden verräth sich schon etwas Aehnliches bei dem Süddeutschen. Diese Physiognomie mag weniger angenehm sein als die des englischen Gentleman, des französischen Höflings, des italienischen Patriciers; eine Physiognomie ist es immerhin, und zwar eine stark ausgeprägte. Je mehr einerseits der Wohlstand steigt, je nationaler andererseits das Heer wird, desto mehr schleift diese Physiognomie ihre eckigen brandenburg'schen Formen ab, ohne doch die älterlichen Züge ganz zu verlieren. Dazu kommt das Gefühl des eigenen Werthes, der Anerkennung, welche das Ausland zollt, um dem Auftreten Sicherheit zu geben, welche ein untrügliches Anzeichen und ein höchst schätzbarer Vorzug jeder nationalen Cultur ist; es kommt die philosophische Bildung hinzu, um dem Handeln und Scheinen idealen Rückhalt zu sichern. Warum sollte nicht die Zeit kommen, wo ein wohlhabender Deutscher, der, nach classischer Gymnasial-Bildung und einjährigem Dienst im Heere, in den Handel, in den Beamtenstand, in die Diplomatie, in den Ackerbau, auf das Forum, in das Heer selber übertritt, bei aller Persönlichkeit den Stempel einer nationalen Cultur tragen würde? Dann wäre ja jene

Einheit wiederhergestellt, die Herr Nietzsche herbeisehnt, und wer weiß, ob uns dann nicht eine Poesie oder eine Kunst erstehen wird, welche so universell ist, als Göthe's und Beethoven's, aber zugleich sich so enge an's öffentliche und nationale Leben anschließt, als Shakespeare's oder Moliére's Schöpfungen.

Juni 1874.

Ueber Sprachvermengung.

Es hat in Deutschland immer Leute gegeben, die sich berufen glaubten, lebhaften Protest gegen fremden Einfluß auf die vaterländische Sprache und Literatur einzulegen, und man hat zu allen Zeiten versucht, diesem als ein Uebel betrachteten Einflusse durch mehr oder minder gewaltsame Zurückführung zum Nationalen zu steuern. Die Proteste sind aber stets verhallt, ohne ein Echo zu finden, die Versuche stets an der Gleichgiltigkeit des Publicums gescheitert, und unser liebes Vaterland ist nach wie vor dem fremden Einflusse zugänglich geblieben. Umsonst hat man Thor und Freja, Hermann und Thusnelda heraufbeschworen, umsonst haben patriotische Schneider „deutsche Röcke" erdacht; unser Volk ist Jupiter und Venus, Orest und Iphigenien treu geblieben, und wir lassen noch immer unsere Paletots nach Pariser Mustern schneiden. So auch mit der Sprache. Weder die „Klagmären" haben die „Tragödien", noch die „Jungfernzwinger" die „Klöster" aus dem Volksmunde zu verdrängen vermocht. Es fragt sich nur, wer Recht hat, der Volksinstinct oder die Sprachpädagogen.

327

Schon zu Luther's Zeiten, dann wieder zu Opitz', Leibniz', Thomasius', Klopstock's, Arndt's Tagen wurde geeifert gegen die Französirung unserer Sprache, und sollte man dem Herrn Brandstäter glauben, so stünde es heute schlimmer als jemals, so wäre namentlich, „seit einigen Jahren die Nachahmung gallischer Redeweise in auffallender Zunahme begriffen"*). Uns das zu beweisen, hat der treffliche Patriot Auszüge aus mehr als 700 Schriften gemacht und gibt sie uns hier in einem Bande, nicht ohne am Anfange und am Ende die obligate Diatribe in Jahn'schem Style gegen die Verwälschung unserer Generation anzubringen. Der Ton des gelehrten und äußerst fleißig gearbeiteten Werkes, da, wo es nicht nur eine trockene Zusammenstellung von Citaten ist, macht ganz den Eindruck, als sei er ein Nachklang aus der Blüthezeit deutschthümelnder Franzosenfresserei. Die Behauptung aber, welche dem ganzen Buche zu Grunde liegt, kann nur als eine falsche, die Vertheidigung derselben als eine ganz mißlungene betrachtet werden. Die neuere deutsche Schriftsprache, weit entfernt, immer mehr Fremdwörter aufzunehmen und fremde Redeweisen nachzuahmen, ist von Leibniz auf Lessing, von Lessing bis auf unsere Tage, in beiden Beziehungen immer reiner und selbstständiger geworden, wie es ein vergleichender Blick auf die ersten besten Schriftsteller unserer und der vergangenen Zeit beweist. Die Belege aber, welche Herr Dr. Brandstäter zum Gegentheile vorbringt, sind so willkürlich als möglich gewählt, wie es leicht nachzuweisen ist.

*) Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur, von Dr. Franz August Brandstäter. Leipzig, Hartknoch, 1874.

Der Verfasser spricht nicht von den Fremdwörtern: er meint, dieser Gegenstand sei schon oft und gründlich genug behandelt worden; er wendet sich vorzugsweise gegen „die phraseologischen und syntaktischen Gallicismen", indem er sich, wie man sieht, selber solcher Fremdwörter bedient, deren Ursprung unzweifelhaft ist. Manche der von ihm angeführten Beispiele sind äußerst zutreffend; aber wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, daß mindestens neun Zehntel der als Gallicismen angeführten Redensarten, wenn auch nicht immer zu loben, doch durchaus deutsch sind*). Wir wollen hier nicht auf Einzelnes eingehen. Hätte der

---

*) Man nehme aufs Gerademohl eine Seite heraus, und zwar die erste: „Es abgewinnen", „ähnlich" statt „solch ein", „alle Zeit haben" statt „Zeit genug", „Einen antreten" („Da tritt ein braun Bohemerweib mich an"), „armer" liebkosend statt „lieber", „auf dieses" statt „darauf". Ist das Alles französisch? Sind es: „eine Sprache besitzen", „einer Meinung sein", „was hast du?" (anstatt „was fehlt dir?"), „Gesellschaft sehen", „Maßregeln nehmen", „du hast gut reden", „begegnen" (für „geschehen"), „entwaffnen" intransitiv gebraucht, „Schwüre leisten", „sich wegen eines guten Einfalls loben", „gemacht" statt „geeignet" u. s. w.? Noch schlimmer steht es mit den syntaktischen Gallicismen, die 140 Seiten des Buches füllen. Auch hier sind die meisten angeführten Beispiele entweder gut deutsch oder, wenn fehlerhaft, doch deßhalb durchaus noch nicht aus dem Französischen entlehnt. So: „Du weißt nicht, welche Sophisten (statt Sophistinnen) die Liebe aus uns Frauen macht"; „den Namen der Koloniaten führen"; „Liebe des Vaterlands"; „Ich warf mich zu den Füßen der Weinenden"; „Möge es ehren die Geschichte"; „Ich sehe dieses Elends kein Ende"; „Alles ist nicht Gold was glänzt"; „Die Tugend, die ich anschauend erkenne, werde ich sie auch ausführen; „Nach einer verzweifelten Gegenwehr"; „Keine nicht" u. s. w. Dagegen können

Verfasser auch sein Anklage-Register auf das Unwiderleglichste beschränkt, wir müßten doch sein Bemühen für ein fruchtloses halten; denn eine Sprache, wie ein Mensch, wie ein Volk, wird nicht durch gute Lehren gebessert.

---

wir dem Verfasser nur beistimmen, wenn er sich gegen den unveränderlichen Nominativ der Apposition erhebt („Auch finden Sie dort einen Neffen, der munterste, artigste Mensch von der Welt"); wenn er „gedankt", „gefolgt" als Passiva perhorrescirt; sich über „lehren" mit dem Dativ, „helfen" mit dem Accusativ ereifert (indeß scheint der Verfasser nicht zu wissen, daß das Richtigere auch im Französischen in den meisten Fällen lui aider, nicht l'aider ist); ebenso wenn er „Einem widersprechen", „Einem heißen" mißbilligt; oder wenn er gegen Anakoluthien protestirt, wie: „Aus sechs Wunden blutend, gab es doch keine Kugel, mir des Lebens Schande zu ersparen", welche übrigens im Französischen vielleicht noch weniger als im Deutschen zulässig sind. („Cela prédit" ist kein Französisch.) Aber diese wirklich gerechtfertigten Rügen sind sehr selten, und überdies ist es, wie schon bemerkt, dem Verfasser nur selten erlaubt, die betreffenden Redeweisen als Gallicismen zu bezeichnen. So scheint mir, daß, wenn Lessing seinen Marinelli sagen läßt: „Alles, was ich zu thun habe, ist, zu verhindern, daß sie nicht gestört werden", er wohl eher einem auch im Lateinischen und Griechischen herrschenden Sprachgefühl gehorcht, als eine französische Wendung nachgeahmt hat. Ebenso hat wohl auch Göthe kaum an ne-que gedacht, als er seinen Jetter von Philipp II. sagen läßt: „Er ließ sich nicht sehen als in Prunk und königlichem Staate". Dagegen wundert mich, daß Herr Dr. Brandstäter nicht solche offenbar dem Französischen nachgebildete Journal-Ausdrücke, wie „Rechnung tragen" oder „Tragweite" geißelt; daß er nicht das alte deutsche Anakoluth: „Ich habe Niemanden so schön gefunden, als ihn", vertheidigt gegen das logischere, undeutsche „Ich habe Niemanden so schön gefunden, als er (ist)", das sich in den Sprachgebrauch einzuschleichen droht.

Unsere Sprache ist im großen Ganzen besser und reiner geworden, obschon wir weniger große Prosaiker haben, als am Ende des vorigen Jahrhunderts; aber sie ist es geworden, weil wir dieselben hatten. Erst wenn der nationale Ideengehalt da ist, kann die Sprache ganz national werden, wie eine Dichtung, Göthe zufolge, erst dann national wird, wenn die Zustände des Vaterlandes einen nationalen Gehalt bieten. So lange Deutschland keine eigene Geistesbildung hatte — das heißt zwei Jahrhunderte lang — lallte es natürlich die Sprache der Franken, von deren Bildung es lebte, genau wie's heute die Italiener thun. Ja, es kommt die eigenthümliche Erscheinung vor, daß Männer, denen Deutschland einen großen Theil seiner Bildung verdankt, selber noch mit der fremden Terminologie ringen mußten und erst ihre Schüler der deutschen Idee den deutschen Ausdruck gaben. Man vergleiche Kant und Schopenhauer. Wenn unsere Journalistik noch vielfach in Wort und Wortfügung mehr als billig französirt, so kommt es eben daher, daß die politischen Anschauungen der Deutschen sich bislang auf den französischen Zuständen, Parteiungen, Einrichtungen, Doctrinen aufgebaut hatten; doch wäre das Bischen Französiren im Ausdruck gerne zu verzeihen, wenn sich jene Anschauungen nur vollständiger umgebildet hätten und wenn jene Gallicismen weniger nachlässig und geschmacklos hingeworfen wären. Auch unser Heer heißt eine „Armee“ und ist geführt von „Generälen“ und „Seconde-Lieutenants“, eingetheilt in „Bataillone“ und „Regimenter“, was es doch nicht gehindert hat, eine recht glorreiche und echt deutsche „Campagne“ zu machen; und wer wird es Friedrich dem

Großen nachtragen, daß „er Französisch redete, da er doch deutsch handelte“?

Alle forcirten Versuche, die Sprache zu germanisiren, sagten wir, helfen zu nichts, und es däucht uns, die Geschichte dieser Versuche beweist es zur Genüge. Nicht die Sprachreinigungs-Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, nicht Klopstock und seine Barden, nicht die Deutschthümler der Zwanziger Jahre haben uns unsere verlorene Sprache wiederhergestellt, sondern Lessing, Herder, Göthe, die nicht auf ihr Deutschthum zu pochen pflegten. Es ist damit ungefähr wie mit dem deutschen Staate gegangen, dessen Herstellung auch kein Werk der Jahn und Gervinus war, sondern das von Männern, welche das Vaterland sicherlich nicht unnütz im Munde führten und bei denen man nie leidenschaftlichen Ausfällen aufs Ausland begegnet. Da wird nur immer von „dem unheilvollen Einflusse des Französischen auf unsere Muttersprache“ gesprochen; was wir aber diesem vielgeschmähten wälschen Einflusse danken, davon ist nie die Rede. Wo haben sich denn unsere besten Prosaiker gebildet? Wieland sprach und schrieb das Französische wie ein Franzose. Lessing verdeutschte als Jüngling die französischen Komiker, kannte Corneille, Racine, Molière auswendig, hatte alle französischen Kunstrichter studirt. Winckelmann las seinen Bayle und seinen Montesquieu beinahe täglich. Göthe war des Französischen so mächtig, daß er sich ernstlich fragen konnte, ob er nicht französischer Schriftsteller werden sollte. Man braucht nur Schiller's historische Werke, vor Allem aber seinen „Geisterseher“, das Muster vollendeter Prosa, zu lesen, um zu sehen, was er den Franzosen dankte; Heine's und Chamisso's gar nicht

zu gedenken. Ja, man könnte so weit gehen, zu behaupten, daß wir den stylistischen Wert unserer Schriftsteller an dem Maßstabe ihrer Kenntniß des Französischen bemessen können. Freilich werden uns Meister des Styls, wie ein Herr v. Sallwürk, den Herr Dr. Brandstäter citirt, einwerfen, daß „wir Unrecht thun, Göthe's Prosa unter den Mustern unseres Styls zu nennen. Von Schiller kann in dieser Beziehung ebenfalls nicht die Rede sein.“ Dagegen ist eben nichts zu sagen: Wer die Deutschheit, die Concinnität, die wohlgegliederte Architektonik, die Sicherheit des Ausdruckes in der Göthe'schen Sprache nicht fühlt, dem ist nicht zu helfen. Freilich dankt er diese schönen Eigenschaften zum großen Theile dem Studium des Französischen, das durch seinen logischen und klaren Satzbau, seinen lebendigen Schritt, die darin übliche äußerste Richtigkeit in der Wortwahl, stets eine treffliche Schule für den Deutschen bleiben wird, der das deutsche Sprachgefühl sicher und unbeirrt in sich trägt. Man lese unsere gelehrten Historiker der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, welche meist des Französischen ganz unkundig waren, und man wird sehen, zu welcher Schwerfälligkeit, Unverständlichkeit es führt, wenn man jener heilsamen Disciplin ganz entrathen zu können glaubt. Wenn man aber unsere jüngeren Geschichtschreiber, wie Sybel, Häußer, Treitschke, Baumgarten und so viele Andere mit jenen vergleicht, so wird man dagegen wohl versucht, zu glauben, daß ihnen das Lesen französischer Quellen nicht unnütz gewesen ist; obschon wir nicht leugnen wollen, daß der natürliche Entwicklungsgang der Sprache, syntaktisch ebensowohl als in der Flexion, immer und überall von der Synthese zur Analyse weiterschreitet und folglich auch zum

großen Theile den leichteren Gang unserer modernen Prosa herbeigeführt hat. Auch das rasche Lesen unseres an Zeitungen und Zeitschriften gewöhnten Geschlechtes mag dazu beigetragen haben; der Hauptgrund bleibt aber doch immer, daß die Klarheit und Einfachheit der englischen und französischen Prosa die deutschen Leser an eine weniger schwerfällige Speisenbereitung gewöhnt hat.

Auch von einer andern Seite will „der unheilvolle Einfluß" Frankreichs uns nicht so erschreckend scheinen. Unsere ganze moderne Bildung ist wesentlich von Frankreich angeregt worden, wie es Hettner sehr schön in seiner Literatur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts dargelegt hat. Nicht an Luther und Ulrich v. Hutten, sondern an Voltaire und Diderot, an Rousseau und Montesquieu knüpften unsere Väter an, als sie uns eine nationale Bildung zu schaffen unternahmen: und sie hatten dessen so wenig Hehl, als Voltaire und Montesquieu sich schämten, auf Hobbes und Locke als auf die Denker hinzuweisen, denen sie die mächtigste Anregung verdankten. Das Eigenthümliche der deutschen Bildung aber ist gerade das Universelle, Menschliche, Kosmopolitische: die Enge des sich abschließenden Nationalsinnes ist uns zuwider. Wir wollen wohl einen nationalen Staat bilden; aber er soll die von Frankreich entlehnte Bureaukratie, den dem englischen nachgebildeten Parlamentarismus nicht verleugnen. Unsere Literatur hat es nicht zu bereuen, daß sie Alterthum und Orient, Spanien und England, Frankreich und Italien ihre Dichtungsformen entlehnt, um sie deutsch wiederzugebären. Auch unsere Sprache hat wenig bei dieser Aneignung des Fremden eingebüßt, während nichts mehr dazu gemacht war, sie auf Abwege zu leiten, als das

ausschließliche Deutschthümeln. Wo ist denn mehr wahres Deutschthum in Gemüth, Weltanschauung und Sprache, in Göthe's Liedern oder in Klopstock's Oden an Thuiskon's Söhne?

Es ist von jeher den germanischen Stämmen eigenthümlich gewesen, daß sie gern und willig fremde Wörter in ihre Sprache aufnahmen, wie denn z. B. das englische Volk fast den ganzen französischen Sprachschatz aufgenommen, ohne daß sein Idiom dadurch an Eigenheit verloren hätte. Ja, wenn das Englische von allen Sprachen das reichste Vocabularium hat, so ist's nur diesem Umstande zuzuschreiben*). So nahmen auch die deutschen Stämme des Festlandes schon früh alle Worte der überlegenen lateinischen Cultur willig auf (man denke an Schule, schreiben, Brief, Meister u. s. w.), und sie folgten darin einem sehr sicheren Instincte. Jedes fremde Wort bringt einen neuen Begriff, für den es gerade das bezeichnendste ist. Selbst wo der Begriff schon in der Muttersprache vorhanden scheint, ist es doch immer nur ein Analogon, nie ein vollständiges Synonym: zwei Sprachen decken sich nie ganz vollkommen, wenigstens nicht in Ausdrücken, welche Gefühle oder Gedanken bezeichnen. Forgetful ist durchaus nicht dasselbe wie oblivious, friendly wie amical. Eine Sprache ist ja kein willkürlich erfundenes Zeichensystem, es ist der Ausdruck einer nationalen Weltanschauung, eines nationalen Charakters, eines nationalen Geistes. Diese aber werden

*) Selbst die Franzosen haben sehr viele sogenannte Doublets, entstanden aus einer späteren directen Aufnahme aus der lateinischen oder griechischen Schriftsprache.

nicht gefälscht, sondern erweitert durch Aufnahme fremder Elemente, und der alte Ennius hatte wohl ein Recht, zu behaupten, er besäße drei Seelen, weil er Griechisch, Lateinisch und Oskisch verstand. Freilich, wer das nationale Sprachgefühl so sehr verloren hat, daß er unterschiedslos ein Fremdwort für ein deutsches Wort setzt, der vergeht sich schwer am Nationalgeiste. Das thun aber, Gott sei Dank, unsere wirklich guten Prosaiker durchaus nicht; sie brauchen das Fremdwort nur, wenn es einen unserer Civilisation fremden oder neuen Begriff bezeichnet, oder aber wenn es eine Nüance im Begriffe entschiedener betont, und das soll ihnen doch nicht etwa verwehrt werden?

Herr Dr. Brandstäter scheint zu bedauern, daß unsere Sprache keine Universalsprache ist, und citirt einen Ausspruch des Phil. Beroaldus, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sagen durfte: „Deutsche Kaufleute, deutsche Studenten und deutsche Künstler finden sich durch die ganze Welt. Die Kenntniß der deutschen Sprache ist für Nichtdeutsche unentbehrlich; denn sie ist neben der lateinischen unter allen Sprachen die verbreitetste und daher für Kaufleute und Reisende die wichtigste zu lernen“. Meint aber Herr Dr. Brandstäter wirklich, Klopstock-Jahn'sche Bemühungen, die Sprache zu reinigen oder gar ein trotziges Ignoriren der fremden Sprachen vermöchte jenen Zustand wieder herbeizuführen? Dies könnte doch nur ein Resultat der geschichtlichen Entwicklung sein. Die englische Sprache ist die verbreitetste der Welt, weil der englische Handel der verbreitetste ist (im Mittelmeere und der Levante, wo der italienische Handel vorherrscht, ist es die italienische); es wird sich zeigen, ob der gewaltig aufstrebende deutsche

Handel im fernen Osten nicht bald die Sachlage ändern wird. Die französische Sprache ist die verbreitetste Gesellschaftssprache, weil die gesellige Bildung Frankreichs noch immer die vorgeschrittenste ist in Europa, weil Frankreich noch immer die beliebteste und reichste Unterhaltungs-Literatur hervorbringt. Die Deutschen sollen nur anfangen, amüsante Romane und Lustspiele zu schreiben, das Muster natürlichen und gesitteten Betragens im Umgange zu geben, und die höheren Stände Europas werden nicht lange zögern, die deutsche Sprache als Gesellschaftssprache anzunehmen. Ist es uns doch gelungen, die ganze wissenschaftliche Welt Europas zum Erlernen unserer Sprache zu zwingen. Wenn aber heutzutage kein fremder Gelehrter, der des Namens würdig ist, unsere Sprache ignorirt, so ist es doch wohl einfach darum so, weil Deutschland seit nahezu einem Jahrhundert mit seinen Ideen und Arbeiten das Feld der Wissenschaft beherrscht oder doch bis vor Kurzem beherrscht hat. Dies aber hat es vollbracht, nicht weil es sich eines schönen Tages vorgenommen hat, recht viel Wissenschaft zur Ehre des Vaterlandes zu treiben und solche in möglichst reinem Deutsch niederzulegen, sondern weil es, treu seinem Geiste, sich dem Dienste der Wahrheit und der Menschheit ohne nationale Nebengedanken gewidmet. Da liegt auch unsere Mission in der Zukunft, wie sie in der Vergangenheit dagelegen. Es ist die Pflicht jedes echten Deutschen, diese guten Humanitäts-Traditionen des Vaterlandes zu schützen und zu wahren gegen leidenschaftlich-engherzigen Nationalgeist. Nicht an die Dämmergestalten einer ungewissen Vorzeit, nicht an die Weltherrschaftsgelüste des Mittelalters, an die frisch im Ge-

dächtniß der Nation liegende Figur von Voltaire's königlichem Freunde knüpft sich das neue deutsche Reich an. Nicht aus den Nibelungen oder Gudrun's Versen sind die moderne deutsche Dichtung und die moderne deutsche Sprache erstanden: wir danken sie Männern, welche sich an Homer, an Shakespeare, an Molière herangebildet hatten; und wenn Herr v. Sallwürk meint, die Prosa dieser sei kein Muster unseres Styls zu nennen, so lassen wir ihm die Freude, sich an ältere Muster zu halten. Wir begnügen uns mit dem modernen Deutschland, seinem modernen Staate, seiner modernen Bildung, seiner modernen Sprache, und wenn wir irgendwo eine Barbarei finden in den letzten dreißig Jahren, so ist es unter denen, die diesem modernen Deutschland Friedrich's und Göthe's untreu werden wollen, um uns zu deutschen Chauvins zu machen.

Mai 1874.

V.

Aus dem unzünftigen Schriftthum Deutschlands.

Schopenhauer und das deutsche Publikum.

Hrn. Nietzsche's jüngste „unzeitgemäße Betrachtung" soll mir heute nur zum Anlaß dienen, ein paar Worte zur Verständigung über den Denker und Schriftsteller zu sagen, der, nach langer Nichtbeachtung, der Gegenstand großer und verbreiteter Bewunderung wie heftigster Anfeindung geworden ist. Herr Nietzsche sagt uns*), vielleicht etwas zu ausführlich und doch nicht bestimmt genug, in welcher Weise die Bekanntschaft mit Schopenhauer, die er vor etwa neun Jahren machte, auf ihn gewirkt und wie sie auf andere Jünglinge wirken dürfte. Er hat den Philosophen als Erzieher im Auge, und ich gestehe ihm hier nicht überall folgen zu können. Indeß will ich keineswegs meine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke denen Hrn. Nietzsche's gegenüberstellen; denn das Publikum hat ein Recht nur von ganz eminenten Menschen Persönliches anzunehmen.**) Auch will ich nicht zu beweisen unter-

---

*) „Unzeitgemäße Betrachtungen" von Dr. Friedrich Nietzsche. Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher. Schloß-Chemnitz 1874.

**) Nur um meine Unabhängigkeit von jeder Schule oder Modeströmung in der Frage, wo nicht zu beweisen, doch wahrscheinlich zu machen, erlaube man mir jene berechtigte Abneigung des Publikums einmal unbeachtet zu lassen, und in zwei Worten aufzuzeichnen wie, wo und wann ich Schopenhauers Werke zuerst kennen

nehmen, daß Herr Nietzsche, indem er sich nun gegen die philosophische Richtung der Deutschen wendet, wie er sich früher gegen ihre historische Ueberbildung und national-politische Selbstzufriedenheit wandte, weit über sein Ziel hinausschießt und sich der schreiendsten Ungerechtigkeit gegen den deutschen Gedanken, namentlich gegen den einflußreichsten Repräsentanten desselben, Hegel, schuldig macht. Seine

---

gelernt. Mein Vater hatte zwar schon in der ersten Ausgabe (1845) seiner Nationalliteratur viel Lobendes von Schopenhauer gesagt, wovon ich aber natürlich auf den Schulbänken nichts erfahren hatte. Als ich nun die zweite Auflage jenes Werkes, etwa 1852, in der Fremde las, war ich ganz in Hegel, namentlich in die Aesthetik, versenkt und wenig vorbereitet zu der Lectüre seines heftigsten Gegners. Allein jene Beurtheilung aus der Feder eines so durchaus unparteiischen, leidenschaftslosen Richters von so strengem Geschmack imponirte mir sehr, und ich ruhte nicht, bis ich, nicht ohne Schwierigkeiten aller Art, das Hauptwerk und die Abhandlung über den zureichenden Grund erhalten. Sie waren im Herbst 1854 zwei Monate lang die einzigen Bücher, welche ich in vollständigster Einsamkeit in einem Försterhause mitten im Kiefernwalde der atlantischen Oceansküste zur Hand hatte. (Jenes Försterhaus, im Vorbeigehen sei's gesagt, war in Wirklichkeit der Thurm einer im Sande vergrabenen Kirche, über deren Dach man, ohne die über die Oberfläche hervorragenden Trümmer des Chors, unvermerkt, wie über den übrigen Waldgrund, weggegangen wäre. Die ganze Kirche, einst die Kathedrale einer beträchtlichen, jetzt spurlos verschwundenen Stadt, Soulac, soll seitdem ausgegraben worden sein.) Nach Bordeaux zurückgekehrt, las ich dann nach und nach die andern Werke, und war sehr erstaunt, als ich nach neunjährigem Exil zum erstenmal wieder nach Deutschland kam (1858), zu sehen, daß der Philosoph noch immer den meisten Gebildeten im Vaterland unbekannt war. Die seitdem ihm zutheil gewordene Popularität — ich glaube, sie begann gegen 1860 — hat mir den Schriftsteller und Denker nicht zu verleiden vermocht.

Absicht ist offenbar die beste; aber um sich mit Erfolg gegen die Herrschaft der Autorität aufzulehnen, muß man selber nicht so vollständig unter der infalliblen Autorität der Meisters stehen, wie es mit ihm, Schopenhauer gegenüber, der Fall ist. Nicht einsehen wollen, daß Hegel eigentlich den Grundgedanken der deutschen Bildung in ein System gebracht — folglich auch zuweilen ad absurdum getrieben — heißt entweder die geistige Geschichte Deutschlands, von Herder bis auf Feuerbach, ignoriren, oder Deutschlands Beitrag zur europäischen Civilisation als werthlos darstellen. Aber neben diesem Grundgedanken — dem der historischen Entwicklung, der alle Wissenschaften durchdrungen und erneuert, der sogar der politischen Anschauung des deutschen Volks zu Grunde liegt — hat sich auch, natürlich verkannt, wie es bei solchen mächtigen Geistesströmungen stets zu gehen pflegt, eine andere fast entgegengesetzte, ich möchte sagen geschichtsverachtende, Weltauffassung behauptet, ist durch den Geist des Widerspruchs gegen die herrschende Richtung auf die Spitze getrieben worden, und hat sich dann endlich, als jener Strom schwächer zu fließen begann, vorgedrängt. Daher die Popularität Schopenhauers seit den 60er Jahren — eine Reaction gegen die historische Richtung, wie diese eine Reaction gegen die rationalistische des vorigen Jahrhunderts gewesen war.

Neben dieser Popularität nun, die viel von der Mode an sich hat und manchmal gar sonderbar motivirt ist, wie denn auch die dem Meister entlehnten Schlagworte nicht eben immer die bestgewählten sind, macht sich aber auch, namentlich in den Schulen Deutschlands, eine Opposition gegen den Frankfurter Philosophen geltend, die mir ebenso

unbegründet und — ich will nur das gerade in den betreffenden Kreisen so beliebte Wort gebrauchen — recht oberflächlich scheint. Nur selten wird es einem so gut, unparteiische, wohlunterrichtete Männer, auf gebührende Weise von Schopenhauer reden zu hören. Meist geht es in der gelehrten Sphäre auf ein einfaches Absprechen hinaus, wie denn noch jüngst Heinrich v. Treitschke in seinen schönen Aufsätzen über den Socialismus und seine Gönner in einer Weise über Schopenhauers Pessimismus ganz im Vorübergehen abgeurtheilt hat, die eines so geschmackvollen und unabhängigen, gewöhnlich so genau unterrichteten Schriftstellers, einer Zierde unserer Prosaliteratur, nicht ganz würdig war. Widerlegungen der Schopenhauer'schen Philosophie ex cathedra, wie die Jürgen Bona Meiers, oder vom Standpunkte des sogenannten Menschenverstandes, wie die David Strauß', sind ebenfalls noch sehr häufig zu lesen, und werden von vielen ohne weitere Prüfung als begründet angenommen, während sie doch auf keinerlei Weise in den Gegenstand eingehen. Selbst ein so gewissenhafter Historiker wie Zeller läßt sich, mehr als billig, von dem beherrschen, was ihm in Schopenhauers Charakter oder Auftreten antipathisch ist, und glaubt seine, übrigens durchaus sachliche, tiefgehende, würdig gehaltene Analyse und Besprechung des Schopenhauer'schen Systems mit der Bezeichnung desselben als „einer im besten Falle geistreichen Paradoxie“ schließen zu müssen, weil er darin eine gewisse Anzahl von Widersprüchen aufgedeckt. Als ob nicht jedes philosophische System, eben weil es System ist, Widersprüche enthielte.

Man kann Schopenhauer als Philosophen oder als Schriftsteller betrachten, im Philosophen wieder den Metaphysiker und Logiker, den Psychologen und Moralisten unterscheiden; im Schriftsteller den Humoristen, den Polemiker und den Lehrer. Nun ist es sehr natürlich und sehr erlaubt, ihn nicht in allen diesen Eigenschaften billigen zu wollen, ja, ihn aufs entschiedenste zu bekämpfen; nur soll man anerkennen, daß man es mit einem Großen zu thun hat, und demgemäß seinen Tadel und Widerspruch mit Würde und mit Ehrerbietung vorbringen. Göthe's Farbenlehre wird von den meisten Gelehrten als irrig verworfen, und der leidenschaftliche Ton des Dichters in diesem Werke muß wohl, gleich dem Schopenhauers, manchmal unangenehm berühren; deshalb wird jedoch z. B. Helmholtz, wenn er Göthe's Untersuchungen bespricht, nie den Ton der höchsten Achtung beiseite legen. Eine andere Sprache ist nur der Ignoranz und der anmaßlichen Impotenz gegenüber gestattet. Nun wird Niemand, der Schopenhauer's Abhandlung über den zureichenden Grund, seine Kritik Kants, seine Schriften über die Freiheit des Willens, seine Skizzen zur Geschichte der Philosophie gelesen hat, den Verfasser derselben für einen Ignoranten in der speciellen Fachgelehrsamkeit oder für einen oberflächlichen Denker, einen kritiklosen Kritiker erklären wollen. Seine Schriften über den „Willen in der Natur“ und über „Sehen und Farben“ scheinen, dem Laien wenigstens, ganz andere Kenntnisse zu verrathen als die Schelling'sche Naturphilosophie, ja auf ganz ebenso genauer Bekanntschaft mit der modernen Naturwissenschaft zu beruhen als z. B. Lotze's Werke, dem

doch Niemand Ignoranz vorwerfen wird. Was nun die allgemeinen Kenntnisse anbelangt, Sprachen, Poesie, Geschichte, so gibt es wohl eingestandenermaßen kaum einen Schriftsteller, der ihn überträfe.

So viel über die Unwissenheit. Die geistige Ueberlegenheit Schopenhauers, sein metaphysisches Genie beweisen zu wollen, hieße, für Jeden, der den so anregenden Denker wirklich gelesen hat, Eulen nach Athen tragen. Die große Einheit des Grundgedankens, dem sich alles in seinem System unterordnet, wäre, selbst wenn er durchaus als falsch bezeichnet werden müßte, ein hinreichender Beweis von philosophischer Begabung; und auch Originalität wird man ihm nicht absprechen wollen. Nun ist es aber mit der Metaphysik ein eigenes Ding. Es gibt darin eben keine absolute Beweisführung wie in der Astronomie oder Mechanik; folglich wird es immer verschiedene Philosophien geben; die Frage ist nur: ob die Verschiedenheit des philosophischen Glaubensbekenntnisses zur Mißachtung der Andersdenkenden berechtigt. Hat man ein Recht, weil man den Geist als das Allesbewegende gesetzt hat, denjenigen als einen des Philosophen-Namens Unwürdigen zu betrachten, der die Materie oder den Trieb, den Willen, als das primum movens setzt? Dieß überlasse man doch den Theologen und Politikern. Aristoteles ist noch kein Verbrecher, auch kein Thor, noch weniger ein oberflächlicher Paradoxenhändler, weil er andere Wege geht als Platon. Muß durchaus jeder Leibnizianer den Spinoza als einen Charlatan ansehen? Schopenhauer hat es freilich so mit Fichte, Schelling und Hegel gehalten; aber es ist dies eben nicht das Schönste an ihm, obwohl noch immer zu entschuldigen,

wenn man an die unverdiente Mißachtung denkt, deren Opfer er so lange war. Für die Nachgebornen gibt es keinerlei solcher Entschuldigung. Darin geben uns die Ausländer ein zu beherzigendes Beispiel: es fällt keinem Franzosen der materialistischen Schule bei, den Cartesius aus der Schaar der Philosophen zu verbannen, und selbst der verstockteste englische Positivist wird nicht daran denken, Berkeley wegen seins absoluten Idealismus den Namen eines Philosophen abzustreiten. In den Büchern vieler deutschen Professoren wird noch immer Schopenhauer entweder ignorirt oder aber als ein geistreicher Paradoxenjäger, wenn nicht als amüsanter Witzbold dargestellt.

Ein anderer Vorwand zur Anfeindung Schopenhauers ist seine Moral, oder vielmehr, was man für seine Moral ausgibt: man fürchtet seinen schlimmen Einfluß. Die eigentliche Grundlage der Schopenhauer'schen Moral ist bekanntlich das Mitleiden; diese Grundlage aber und die ganze darauffolgende Ausführung lassen die Gegner oder vielmehr Verächter des Frankfurter Philosophen gewöhnlich beiseite, um sich gegen seinen Pessimismus zu wenden. Dieser wende die Menschen von der bürgerlichen Thätigkeit dieser Welt ab, und da nur die Wenigsten, nicht einmal der Philosoph selber, das Schopenhauer'sche Ideal der Heiligkeit erreichen könnten, so wäre die Folge, daß man sich ganz gehen lasse, im besten Fall ein rein beschauliches Leben führe. Hier wäre nun zuvörderst zu wiederholen, daß es auf die Resultate gar nicht ankommt bei einer wissenschaftlichen Frage, sondern auf die Wahrheit; daß, wenn die Schopenhauer'sche Theorie zur Vernichtung alles dessen führte, was wir für gut und schön

zu halten gewohnt sind, sie doch anerkannt werden müßte, sobald wir sie für wahr erkannt. Man suche Schopenhauers Pessimismus — der auch Leopardi's und vieler andern Großen Weltauffassung war — zu widerlegen, wie man Larochefoucault's System des Egoismus zu widerlegen gesucht hat; man komme aber nicht dogmatisch, wie der Priester, heran und sage: „Larochefoucault's und Schopenhauer's Theorien sind vom Uebel." Das ist schimpfen, man verzeihe mir das Wort, nicht argumentiren. Leider ist dieser Pfaffenton, namentlich unter den Liberalen — das Wort kommt doch von liber — stark eingerissen, und wenn man von Jemanden gesagt hat: er ist ein Reactionär, oder ein Frommer, oder ein Skeptiker, oder ein Pessimist, so meint man den Betreffenden unberufbar verurtheilt zu haben: genau wie ein Orthodoxer einen Menschen gebrandmarkt zu haben wähnt, wenn er ihn einen Atheisten schilt. Ich muß gestehen, daß mir die Auffassung des Liberalismus, die dem Mitbürger die Freiheit schmälern will, nach Gefallen ein Reactionär oder Pessimist zu sein, keineswegs als ein Fortschritt erscheint.

Weiter aber ist hinzuzufügen, daß zwischen einer metaphysischen Theorie und ihrer praktischen Anwendung kein so nothwendiger directer Connex ist wie man es wohl anzunehmen pflegt. Luther's und Calvin's Determinismus haben weder Luther und Calvin, noch die Völker und Generationen, die ihre Lehre angenommen, verhindert zu handeln als wären sie frei. Kant selber setzte der reinen Vernunft die praktische gegenüber. Der absoluteste Skeptiker nimmt im Leben die Realität an, und so kann man den Schopenhauer'schen Pessimismus theoretisch vollständig an=

nehmen, und doch sich in allem Thun und Lassen von dem auf instinctivem Optimismus beruhenden Selbsterhaltungstriebe leiten lassen. Es kommt nur darauf an, daß man beim Besinnen — was uns doch eigentlich allein über das Thier erhebt, dessen instinctivem Handeln unser bewußtes und intelligentes Handeln allein gar nicht so sehr überlegen wäre — nie vergesse, daß dieses reelle Leben nicht das Ding selber sei; daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist. Ob die immer mehr durchdringende Schopenhauer'sche Weltanschauung das deutsche Volk, individuell und als Nation, zur „Verneinung des Willens zum Leben" geführt, das möge die Geschichte der letzten Jahre beweisen. Oder spricht aus unserer Naturforschung, dem Aufschwung unseres Handels, unserm Staatsleben ein Geist der Entmuthigung und des praktischen Pessimismus? Ich könnte aber mehr als einen unserer eifrigsten Forscher, unserer thätigsten Geschäftsleute, unserer thatkräftigsten Politiker nennen, die überzeugte Schopenhauerianer sind.

Endlich und vornehmlich thut uns ein Lehrer sehr wohl, der uns, bei der im Allgemeinen ganz berechtigten Strömung, welche unser Geschlecht erfaßt hat, daran gemahnt, daß es noch etwas anderes als den Staat gibt: daß Kunst, Wissenschaft, Religion, Familie nicht nur um des Staates willen da sind, sondern gleichberechtigt, eher höherberechtigt, neben und in ihm stehen; womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß der Staat eine simple gegenseitige Versicherungsanstalt zu werden habe und keinerlei sittliche Individualität besitze. Schopenhauer hat nie und nirgends Staat und Nationalität verneint: er hat die übertriebene Betonung dieser zwei Factoren im Leben be-

kämpft, ihrem Vordrängen Schranken setzen wollen, uns nicht den Bürger und Patrioten, sondern den Denker und Menschen als Ideal hingestellt. Und da muß denn entschieden darauf hingewiesen werden, daß dieser Standpunkt ein höherer ist. Nicht alle Menschen können Staatsmänner, nicht alle können Denker sein oder Künstler, wie Schiller es als Ziel der Civilisation hinstellte. Jenes Geschlecht mochte übertreiben; aber auch das unsrige übertreibt im entgegengesetzten Sinne, und es ist gut, daß nicht alle sich hinreißen lassen: denn es ist durchaus nicht gleichgültig, ob eine Nation dieses oder jenes Ideal verehrt, gleichviel ob es von vielen Einzelnen erreicht wird, oder nicht. Oder meint man wirklich, es wäre ein großer Fortschritt damit erzielt, wenn ein Volk Aristides über Platon, Pitt über Locke stelle? Die größten Staatsmänner aber: ein Perikles, ein Friedrich, waren zugleich Philosophen, und wenn sie zum Besinnen die Muße fanden, so empfanden sie wohl, daß ihre interesselose Geistesthätigkeit eine edlere war, als ihre praktische, so segenbringend diese auch sein mochte. Auch für das Geistige, so gut wie für das Sittliche, gilt die Moral Jesu in Bethanien; und wenn Martha zu loben ist, so soll man uns Maria drum nicht schelten.

Schopenhauer aber ist nicht nur ein wohlgeschulter Denker und ein gelehrter Philosoph; seine Welterklärung, seine Aesthetik, seine Moral, ob man sie nun billige oder mißbillige, müssen nicht nur von jedem Unbefangenen als originelle und tiefe Gedankenerzeugnisse angesehen werden — die Aesthetik ist auch von den entschiedensten Gegnern als ein solches anerkannt — Schopenhauer ist auch ein großer Schriftsteller. Cartesius, Spinoza, Leibniz, Locke, wie Kant

und Hegel, haben eigentlich nur in dem Inhalte, nicht in der Form ihrer Schriften ihre dauernde Bedeutung; Schopenhauer aber ist zugleich Künstler, gemeinverständlicher Schriftsteller. Nun haben wir wahrlich in Deutschland der großen Prosaiker nicht sogar viele, daß wir einen bedeutenden Stylisten ohne Weiteres perhorresciren sollten, weil seine Ideen unsern wissenschaftlichen Obertribunalen nicht mundgerecht sind. Speciell aber sind wir ganz besonders arm an geistreichen Moralisten — oder meint man, in stolzem Nationalbewußtsein, unser Knigge wiege allein Montaigne und Pascal, Larochefoucault und Labruyère, Vauvenargues und Chamfort auf? Nun haben wir endlich an Schopenhauer unsern Montaigne gefunden — und wir sollten ihn nicht gelten lassen, weil er ein „trostloser Pessimist?" Da dürften uns denn doch die Franzosen eine Lection geben. Wo ist der einseitigste Idealist oder Spiritualist in Frankreich, dem es einfiele Montaigne herabzusetzen, weil er einem „trostlosen Skepticismus" gehuldigt? Wo der verstockteste Materialist, der Pascal nicht als eine Größe seines Vaterlandes reclamirte, weil er orthodox gewesen? Wenn ich solche wegwerfende Aeußerungen über Schopenhauer höre, so muß ich mir immer eins oder das andere denken: entweder man hat ihn nicht gelesen, ist vielleicht vom wissenschaftlichen Apparat der einleitenden Abhandlung und der beiden ersten Bücher des Hauptwerkes vom weiteren Vordringen abgeschreckt worden; oder man hat die „Parerga und Paralipomena" zur Hand genommen, und hat gefunden, daß der Denker — proh pudor! — amüsant zu sein wagte. Die Begriffe amüsant und gründlich, unterhaltend und gediegen gelten aber noch

vielfach bei uns für Gegensätze, unvereinbare Gegensätze. Wer doch die Schopenhauer'schen Digressionen, seine Aufsätze „über Lesen und Bücher", „über Lärm und Geräusch", „über die Weiber", „über Schriftstellerei und Styl", „über die Metaphysik der Geschlechtsliebe", seinen wundervollen Dialog über Religion, einmal ganz unbefangen lesen wollte, wie er einen Leopardi'schen Dialog liest, d. h. ohne alle Hintergedanken von Partei und Schule, aber auch ohne sich durch das Fremdartige und Ungewohnte der Gedanken gleich zum Schlusse hinreißen zu lassen, daß er es hier mit Paradoxen zu thun habe: der müßte, wie mir scheint, an dieser Lectüre noch mehr Gefallen finden, als an der Montaigne's. Spricht der Verfasser doch die Sprache unseres Landes und unseres Jahrhunderts; ist er doch dadurch allein uns um ebenso viel näher als der „Faust", uns näher denn „Lear" oder „Macbeth" ist. Auch seine Kunst der Citate, in der er mit dem großen Zweifler wetteifert, spricht uns Moderne mehr an, da er ein ungeheures literarisches Gebiet, von Shakespeare und Calderon bis auf Göthe, in seinen Bereich zieht, welche Montaigne nicht kannte. Seine Sprache hat nicht den alterthümlichen Reiz Montaigne's; ihm fehlt die lächelnde Ironie des Gascogners; dagegen glüht eine erwärmende Leidenschaft in dem Ostpreußen, die jenem abging, und hat seine Sprache eine Lebendigkeit und Klarheit, die man in dem etwas schleppenden Periodenbau der Essays nicht findet. In der Sprache wüßte ich ihm in der That von den großen Moralisten Frankreichs nur einen — den größten Prosaiker seiner an schöner Prosa so reichen Literatur — an die Seite zu stellen, Pascal. Die

Proprietät der Ausdrücke, die Fülle der schönen Gleichnisse, die durchsichtige An- und Unterordnung der Gedanken, die Leichtigkeit und Correctheit des Satzbaues, die Farbe und das Leben dieses Styls sind beinahe einzig in unserer Literatur. Nichts Pedantisches, keinerlei Rhetorik und keinerlei Liederlichkeit, keine Magerkeit und kein unnützes Füllsel; hinter jedem Worte ein Gedanke und der Gedanke durchgängig so originell wie das Wort. Schopenhauer ist im höchsten Grad anregend, suggestiv, wie die Engländer sagen; und das ist ja das höchste Lob eines Schriftstellers. Sind denn alle diese Vorzüge so gar nichts? Ist denn ein solcher Schriftsteller nur ein Possenreißer oder ein griesgrämiger Grobian, weil er hie und da in Vorreden oder Anmerkungen etwas derb und gehässig über seine Gegner hergezogen, und weil er das Steckenpferd des jetzigen Geschlechts nicht reitet?

Wir Deutschen haben eine einzige Kunst uns unsere besten Dinge zu verderben oder zu verleiden. So hat man es einst mit Wieland's „Leichtfertigkeit", dann mit Göthe's „Aristokratismus", endlich mit Heine's „Gesinnungslosigkeit" gethan, und es hat erst Jahre lang gebraucht, ehe sich die tonangebenden chefs de file unseres Publikums dazu verstanden, die beanstandete Waare passiren zu lassen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der streng philosophische Theil von Schopenhauer's Werk je populär werde, einerseits weil es überhaupt nicht in der Natur streng philosophischer Werke liegt, je populär zu werden, und wären sie selbst die Erzeugnisse eines Spinoza oder Kant; andrerseits weil selbst die verschwindend kleine Zahl, die sich heute noch mit strenger Speculation befaßt, fast ausnahmslos zu Schopenhauer's

Gegnern gehört und alle Positionen besetzt hält. Doch wird hoffentlich der Tag nicht fern sein, an welchem die gemeinverständlichen Schriften des genialen Denkers, seine geistreichen Beobachtungen über Menschen und Dinge — Leidenschaften, Handlungen, Zustände, Schicksal, Kunst, Wissenschaft, Staat, Religion, — meinetwegen getrennt und losgelöst vom „System“, in der Bibliothek jedes gebildeten Deutschen neben Lessing und Göthe stehen, wie in jedem französischen Hause, und sei es das frömmste, neben Molière und Racine nie ein Montaigne vermißt wird.

November 1874.

Zum Schopenhauer-Denkmal.

Gestern, als am „Geburtstage der Stadt Rom“, wurde die Büste Leopardis feierlich unter dem Vorsitze des Bürgermeisters, Herzog Torlonia, in Gegenwart des Gemeinderathes, sowie von Deputationen des Senats, des Abgeordnetenhauses und der Presse, auf dem Capitol aufgestellt. Seine Statue schmückt schon längst den Hauptplatz seiner Vaterstadt Recanati. Nirgends in Italien ward und wird eine Stimme laut um diese dem großen Todten erwiesenen Ehren zu bekritteln. Die willige Anerkennung bedeutender Männer, selbst anders denkender, sobald sie nur dem Kampf ums Leben entrissen sind, ist ein schöner Zug im italienischen Charakter. Neid und Haß sind lebhafter hier als anderswo, aber sie schweigen, wenn das persönliche Interesse keinen Gegenstand mehr hat. Mir scheint das menschlicher, natürlicher, als die deutsche Gewohnheit, uns das Bild unserer großen Männer selbst noch nach ihrem Tode durch Herauskehren aller Flecken zu trüben und den Widerstreit der Meinungen in die Beurtheilung des Menschen zu tragen. Im Grunde ist keine Nation Europas optimistischer gesinnt, als die italienische; aber vor dem Genius Leopardis vergißt sie, daß dieser Genius stets den Pessimismus und

ihn allein verherrlicht hat. Sie kennt die Schwächen des Menschen — und sie waren zahlreiche und tiefgehende —; sie verhehlt sich auch nicht, daß ein großer Theil der Leopardischen Dichtungen bereits veraltet ist und daß der Denker eben doch nur eine Seite der Welt seiner Prüfung unterworfen hat. Es genügt ihr, daß Leopardi der Dichter der „Ginestra“ und der größte italienische Prosaiker seit Galilei war, um ihn für den nationalen Ruhmestempel zu beanspruchen.

Heute gilt es einem deutschen Schriftsteller, dem größten unserer Sprache nach Lessing und Goethe, dem vielseitigen Denker, der, ein todter Cid, noch nach seinem Ende das erstorbene philosophische Interesse in seinem Vaterlande wiederzuerwecken gewußt und alle großen Probleme der Welt, oft mit Erfolg, immer mit Geist und Originalität in Angriff genommen hat, dessen philosophische Grundlehren die heutige europäische Weltanschauung durchdrungen haben und zum großen Theile beherrschen — es gilt Schopenhauern ein Denkmal zu errichten, der nicht, wie sein um zehn Jahre jüngerer Zeit- und Gesinnungsgenosse Leopardi, schon bei Lebzeiten eine Anerkenntniß genossen, welche dieselbe seitens der Nachwelt fast überflüssig macht. Und was hören wir? Eine freudige Zustimmung der Nation? Die war kaum zu erwarten; denn so weit sind wir noch nicht in Deutschland, daß die „nichtstudirte“ Nation wissen sollte, wer Schopenhauer war. Die Philosophen von Fach? Die stehen schmollend abseits, da sie sämmtlich ihrer Zunft etwas zu vergeben glaubten, wenn sie mit echter Vornehmheit die Verdienste eines Mannes anerkännten, der diese Zunft so unglimpflich behandelt. Die philosophischen Dilettanten

und die literarischen Feinschmecker? Sie fürchten sich als „Oberflächliche“ gebrandmarkt zu werden, wenn sie eine Größe ehren, die noch nicht seit zweihundert Jahren patentirt ist. Die Liberalen aber verzeihen ihm seine reactionären Gesinnungen nicht; die Conservativen, die ja meist noch im Banne der Kirche liegen, wollen von einem Gesinnungsgenossen nichts wissen, der so frei von allem positiven Autoritätsglauben ist. Die Juden haben nicht vergessen, wie unbarmherzig er mit ihnen umgegangen ist und die Patrioten tragen's ihm nach, daß er nicht blind für die Schwächen seiner Landsleute war.

Wohl birgt sich alle diese Rancüne, die noch ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Beleidigers fortlebt, unterm Deckmantel aller möglichen Vorwürfe, die man dem Denker und Schriftsteller vom moralischen und wissenschaftlichen Standpunkte aus machen könne; aber dieser fadenscheinige Vorwand täuscht Niemanden. Gewiß war Schopenhauer als Mensch nicht vollkommen, aber wer ist es unter den Größten? In seiner Philosophie reizt Vieles zum Widerspruch, Manches sogar zum Lächeln; aber wo ist der Denker, der nicht im selben Falle wäre?

Sollte man großen Männern das Recht auf den Nachruhm bestreiten, wenn sie menschliche Schwächen hatten, so würden sie übel fahren. War Alexander nicht ein Trinker, Cäsar ein Schuldenmacher und Schlimmeres, war Karls des Großen Familienleben ein fleckenloses? Sind sie darum weniger groß, eines Denkmals unwürdiger? Und sind die Helden des Geistes alle so ganz vorwurfsfrei? War Dante nicht rachsüchtig und hochmüthig? War Luther ein Meister der Duldsamkeit, der Langmuth und der Mäßigung? Welche

Gefäße menschlicher Schwächen waren nicht Voltaire und Rousseau, Swift und Byron, denen man den schuldigen Tribut der Bewunderung doch so gerne zahlt; und was waren Schopenhauers harmlose Sünden dagegen? Er hatte eine hohe Idee von sich selber; aber welcher Mittelmäßigkeit verzeiht man nicht dies Gebrechen, das meist viel tiefer sitzt und verderblicher wirkt, wo es im Geheimen zehrt, als wo es mit Schopenhauer'scher Naivetät zur Schau getragen wird? Er war schmähsüchtig; aber war er nicht dazu herausgefordert und fühlt man bei seinen heftigsten Auslassungen nicht, daß nicht Neid und Galle, sondern Entrüstung über die Thorheit der Menschen und den Erfolg dessen, was er als Marktschreierei betrachtete, ihm solche jambischen Invectiven entriß? „Er verachtete die Menschen." Nun und weiter? Schreiber dieses gehört sicherlich nicht zu den Menschenverächtern; aber die Geschichte hat ihn gelehrt, daß die überzeugtesten Verächter der Menschennatur oft die größten Menschenbeglücker gewesen. Jedenfalls will es ihm scheinen, als ob es eine ganz sonderbare und unerträgliche Prätention gewisser Leute sei, zu behaupten, man müsse schlecht sein, weil man die Menschen verachtet. Was hat das mit gut oder schlecht zu thun? Kann man nicht gerecht, mildthätig, selbstlos, muthig, unbestechlich sein und dabei doch die Menschen en gros wenig hochachten? Wer hat hinwiederum nicht Philanthropen vom Handwerk gekannt, die herrschsüchtig, eitel, unduldsam, neidisch und heftig waren? Nichts von alledem bei Schopenhauer. Wer ihm nur nahe getreten, kann nicht genugsam seine wohlwollende Höflichkeit, sein Selbstvergessen Jim nteresse der allgemeinen Interessen, seine Wahrheitsliebe, seine Billigkeit, seine Bewunderungs=

fähigkeit, seine Güte gegen Untergebene, vor Allem aber seine Mäßigkeit rühmen. Nun geht aber der Groll gegen ihn so weit, daß man ihm selbst aus letzterer Tugend ein Verbrechen machte: nicht mäßig, ascetisch, so meint man, oder sagt man, hätte ein Philosoph sein müssen, der die Ascese gepredigt. Gewöhnliche Sterbliche, selbst wenn sie Professoren der Philosophie sind, mögen Abends Weib und Kind daheim sitzen lassen und drei, vier Stunden bei Bier und Cigarre zubringen; aber wer der Welt die Verneinung des Willens zum Leben als das Ziel aller Moral hingestellt, der darf sein Hähnchen und seine Erbschen im englischen Hofe nicht mit Wohlgefallen verzehren. Dagegen wäre nun doch vor Allem einzuwenden, daß Schopenhauer nie „gepredigt“ hat. Er hat Niemanden bessern und bekehren wollen, brauchte also nicht bei sich selber anzufangen. Er hat einfach dargelegt, was er als das Wesen der Dinge ansah; und er war so wenig gehalten als ein Heiliger zu leben, weil er die Heiligkeit als höchstes Ideal der Moral hingestellt, als er eine Symphonie zu componiren brauchte, weil er in dieser Kunstgattung den höchsten Ausdruck der künstlerischen Anschauung sah. Aber wie gesagt, alles das sind doch wahrlich nur Peccadillen, die bei einem solchen Geiste gar nicht in Betracht kommen. Wäre Schopenhauer ein Wüstling oder Völler, ein Geizhals oder Verschwender, ein Lügner oder Betrüger gewesen, hätte er Knechtsinn, Herrschsucht, Bestechlichkeit oder Unredlichkeit an den Tag gelegt, so möchte man den Versuch, seine Größe als Denker durch seine Mängel als Mensch zu verringern, begreiflich finden, wie man es natürlich findet, daß die unmittelbare Nachwelt an der Apotheose Bacons Anstoß nahm; — aber hier

handelt es sich doch wahrlich nur um Blößen, auf die gar wenige unter uns das Recht haben den Stein zu werfen.

Uebrigens gilt's auch gar nicht dem Menschen, sondern dem Denker und Schriftsteller ein Denkmal zu errichten. Was den letzteren anlangt, so ist mir denn auch nicht der geringste Einwand zu Ohren gekommen, und es müßte in der That schlimm um den deutschen Geschmack stehen, wenn man für die Vollendung der Schopenhauer'schen Prosa kein Verständniß mehr haben sollte. Dagegen wirft man dem Philosophen Paradoxien und Widersprüche, Willkürlichkeit und Phantasterei vor; und obschon man anzuerkennen gezwungen ist, daß Wenige ihm an Tiefe und Breite der Kenntnisse — der allgemeinen, wie der speciellen — gleichkommen, so zeiht man ihn doch gern des Dilettantismus. Letzterer Vorwurf ist absolut grundlos und wird nur dadurch plausibel gemacht, daß Schopenhauer die höchsten Fragen gemeinverständlich und lebendig behandelt und keiner Akademie angehört. Haben wir doch erst kürzlich von einem der Koryphäen der modernen Wissenschaft hören müssen, Göthe sei nur ein Dilettant in der Naturforschung gewesen, mit der sehr vernehmlichen Reticenz: „Ja, wenn er ein Universitätsprofessor gewesen wäre wie sein Faust!" Denn mehr als je beherrscht heute das Professorenthum unsere Bildung, wenn auch nicht mehr direct, wie zu Fichtes und Hegels Zeiten, so doch indirect: man erkennt nur als gediegen, tüchtig, gründlich, als ächte Wissenschaft an, was von den Universitäten ausgeht, das aber auch ohne es zu prüfen, auf Treu und Glauben. Es ist dies eine Thatsache, die hinzunehmen ist wie alle Thatsachen und es liegt mir ferne, die deutsche Bildung geringer zu schätzen, weil sie von den

Universitäten ausgegangen und ausgeht. Im Allgemeinen haben ja auch die Professoren ganz Recht, wenn sie die extra-universitarische Wissenschaft in Deutschland etwas mißtrauisch ansehen; nur sollte dies berechtigte Mißtrauen nicht in Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit ausarten. Wie sehr auch alles wissenschaftliche Leben Deutschlands in den Universitäten concentrirt sein mag, hier und da tritt doch auch eine bedeutende wissenschaftliche That — man denke nur an J. R. Mayer — außerhalb ihrer Weichbilde zu Tage. Das will man aber nun einmal nicht zugeben und ich hätte Locke und Hume, Grote und Darwin nicht rathen wollen, in Deutschland außerhalb der Facultäten aufzutreten, wie sie in England gethan: sie wären sicherlich als Dilettanten begrüßt worden. Las ich doch neulich einen, übrigens sehr interessanten Aufsatz eines unserer bedeutendsten Historiker der Philosophie über die Causalitätsfrage, worin alle Schriften und Schriftchen von Ordinarien, Extraordinarien und Privatdocenten, von Trendelenburg bis auf Herrn Raab angeführt waren, Schopenhauers grundlegende Schrift von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, dem Tiefsten und Erschöpfendsten, was überhaupt je über diese Frage geschrieben worden, auch nicht mit einer Silbe erwähnt ist. Stände nicht irgendwo im Text eine kleine abfällige und nebenbei ganz unherausgeforderte Bemerkung über „Die Welt als Wille", man sollte glauben, die Existenz Schopenhauers sei dem Verfasser unbekannt gewesen. — Und nicht allein die Philosophen von Fach, auch die Professoren anderer Facultäten scheinen sich Schopenhauern gegenüber nicht zu einer unbefangnen Anerkennung erheben zu können. Wenn man den überwiegenden Antheil bedenkt, den die Universitäten

an unserm geistigen Leben nehmen, und findet unter den Namen, welche den Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Schopenhauer unterzeichnet haben, nur die dreier Professoren — freilich dreier, die schwerer wiegen als Dutzende — so muß man doch wohl an ein, ich will annehmen, instinctives Solidaritätsbewußtsein glauben. Der Mann hat sich auf eigene Faust mit Optik beschäftigt und ist zu andern Schlüssen gelangt als wir; er hat nicht nur an den Magnetismus, sondern sogar an Tischklopfen geglaubt — und letzteres wird ihm auch sein fanatischster Bewundrer nicht zum Lobe anrechnen, wenn schon er sich erinnern wird, daß selbst ein David Fr. Strauß zur Hellseherin von Prevostgewallfahrtet — er hat uns Physiologen insbesondre als eine Art Metzgerzunft dargestellt, die bis zum Knöchel im Thierblute watet; und wer wollte leugnen, daß Schopenhauer bei seiner überreizten Thierliebe und von seiner Einsiedelei aus, wo ihm die Wirklichkeit manchmal zu Phantomen anschwoll, in seinen Anklagen zu weit gegangen ist, wenn auch Manches darin gerechtfertigt ist? Aber sind das Alles nicht geringfügige Ausschreitungen, die man ganz unverhältnißmäßig aufgebauscht hat? Und wo ist der Philosoph, welcher der Versuchung widerstanden hätte, scheinbare Thatsachen und unleugbare Gefühle als Beweise aufzuführen, wenn sie so trefflich in sein System paßten?

Was nun aber die Einwände gegen Schopenhauers Philosophie betrifft, so fallen dieselben ganz anders ins Gewicht, und wenn es überhaupt ein philosophisches System gäbe, welches keine unhaltbaren Theile enthielte, so möchte man schon irre werden; wenn man aber bedenkt, daß selbst ein Plato, ein Descartes, ein Leibniz, ein Kant nur cum

beneficio inventarii angenommen werden können, so wird man auch Schopenhauer gegenüber weniger hohe Ansprüche erheben. Man erlaube mir gleich von vornherein und lediglich um den Verdacht abzuwenden, als spräche hier ein blinder Parteigänger, die persönliche Bemerkung, daß ich weder Schopenhauers Aesthetik noch seine Moral unterschreibe; und zwar zu ersterer ganz oppositionell stehe, von der letzteren nur gewisse Seiten annehmen kann.

Mag man nun aber Schopenhauern auch nicht überall hinfolgen, so bleibt doch unbestreitbar, daß er in den zwei wichtigsten Zweigen der Philosophie, der Erkenntnißtheorie und der eigentlichen Metaphysik, sich den allergrößten Geistern aller Zeiten an die Seite gestellt hat. Man kann sagen, daß die große Forschungs- und Entdeckungsreihe der innern Welt, welche, fast gleichzeitig mit der der äußern Welt durch Copernicus, Galilei, Kepler und Newton, von Locke, Hume und Kant geleitet worden, durch Schopenhauer zum Abschluß gelangt ist. Schon sein Meisterwerk, die Kritik der Kant'schen Philosophie, trug wesentlich zur Klärung bei; das erste Buch der „Welt als Wille der Vorstellung", hat dann unsre ganze Erkenntnißlehre auf unerschütterliche Grundlagen gestellt.

Nicht minder groß ist Schopenhauers Leistung auf dem Gebiete der Kosmologie, um mich des Ausdruckes zu bedienen, den er selber gerne brauchte, um seine metaphysische Welterklärung zu bezeichnen. Nicht das Woher, noch das Wohin, noch das Wie, sondern einzig und allein das Was der Welt zu erklären war seiner Ansicht nach die Aufgabe der Philosophie; und als dieses Was fand er den Willen: Alles ist Willen in dem ausgedehnten Sinne, den er

dem Worte gab. Mit welcher Gelehrsamkeit, welchem Scharfsinn, welcher Folgerichtigkeit, welch überzeugender Dialektik er dies sein System aufgeführt hat, weiß jeder Leser seiner Werke, und selbst Gegner, wie die drei eminenten Franzosen — ein Deist, ein Pantheist und ein Positivist —, die ausführlicher über ihn geschrieben, stehen bewundernd vor diesem großartigen Aufbau. Man mißverstehe mich nicht: jedes methaphysische System — sei's Spiritualismus oder Materialismus, Pantheismus oder Dualismus — ist und bleibt immer eine riesenhafte Hypothese und hat nur in den Augen einer ganz verschwindenden Minderheit die Gewißheit, welche eine Religion für Millionen hat. Bei jeder Hypothese aber handelt sich's um ihre relative Wahrscheinlichkeit. Wo die meisten stichhaltigen Argumente, die bestconstatirten Thatsachen, wo am meisten Folgerichtigkeit, Zusammenhang der Theile, widerspruchlose Einheit zusammenkommen, um eine Hypothese annehmbar zu machen, da wird dieselbe am überzeugendsten wirken. Es ist Schopenhauers unsterbliches Verdienst, eine solche Hypothese aufgestellt zu haben, indem er, statt des Geistes oder der Materie, den Willen als das Wesen der Welt hinstellte, und diese Hypothese, wir glauben siegreich, jedenfalls mit einem noch nie dagewesenen Aufwande von Geist, Consequenz und Beredtsamkeit, gegen alle anderen Hypothesen vertheidigt zu haben. Zwei solche Verdienste aber würden genügen — selbst wenn er dunklere Flecken auf seinem Charakter trüge als es in Wirklichkeit der Fall war, und seine Philosophie in manchen Theilen zu berechtigteren Widersprüchen herausforderte, als die sind, welche man gegen sie erhoben hat — Schopenhauern, wie der Aufruf sagt, „als ein würdiges Glied an die hohe

Reihe jener königlichen Geister anzuschließen, die von Platon und Aristoteles durch Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz zu Kant hinführt“. Einem solchen Manne, zumal wenn sich die Mitwelt an ihm versündigt, wie sie's an Schopenhauer gethan, ein Denkmal zu verweigern, wäre in der That einer großen Nation wenig würdig; denn

„. . . . was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Florenz, 22. April 1884.

Zur neuesten deutschen Memoiren-Literatur.

Die deutsche Memoiren-Literatur hat lange im Argen gelegen, und die, freilich sehr zahlreichen, Correspondenzen unserer bedeutenden Männer aus dem goldenen Zeitalter des Briefschreibens mußten uns dieselben ersetzen. Ja viele, sogenannte „Denkwürdigkeiten“, wie die Jean Paul's oder Friedrich Perthes', sind eigentlich von Nachlebenden aus Briefen zusammengesetzte Lebensbeschreibungen. „Tagebücher“, wie die von Gentz, sind eben keine Memoiren. Wieder Andere, wie Moritz, geben uns soviel Dichtung mit der Wahrheit, daß sie kaum als Memoiristen zu nennen sind; und ich wüßte eigentlich, um nicht bis auf den französisch schreibenden Pöllnitz zurückzugehen, aus der älteren Zeit nur Dohn's, aus einer späteren nur Ritter Lang's und Varnhagen's Aufzeichnungen, die man correct mit dem Titel belegen könnte. Göthe's Autobiographie ist ja schon viel zu sehr planmäßiges Kunstwerk, um unter die Denkwürdigkeiten im französischen Sinne des Wortes gerechnet zu werden.

In unseren Tagen nun vermehrt sich die deutsche Memoiren-Literatur zusehends, und wir hätten den unten angeführten Titeln leicht noch mehrere andere von jüngst

erschienenen „Erinnerungen“ hinzufügen können*). Wir beschränken uns auf diese, da sie, sich gleichsam ergänzend, uns ein ziemlich vollständiges Bild des deutschen Jugendlebens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts geben und zugleich den allgemeinen Charakter deutscher Aufzeichnungen der Art am deutlichsten tragen und veranschaulichen. Hält man nämlich die Memoiren-Literatur der vier großen Culturvölker nebeneinander, so kann man sich nicht erwehren, in jeder die besonderen Geschicke und die besondere Geistesrichtung derselben stark ausgeprägt wiederzufinden.

Die englischen Denkwürdigkeiten sind meist sehr matter of fact, zuweilen bis zur Trockenheit; sie führen uns ausschließlich ins öffentliche Leben, das sich schon seit Jahrhunderten so mächtig jenseits des Kanals entwickelt hat, erzählen uns Anekdoten von bedeutenden Staatsmännern oder Schriftstellern, fürstlichen Personen oder reichen Aristokraten. In den französischen Memoiren spielt das liebe „Ich“ unbefangen die Hauptrolle; es handelt sich meist nur um die eigene Wichtigkeit, und nur um diese ins hellste Licht zu stellen, werden bedeutende Persönlichkeiten, die das Glück hatten, mit dem Schreiber in Berührung zu kommen, große Ereignisse, welche die Ehre hatten, ihn zum

*) Mémoires d'une Idéaliste. Genève 1869. — Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm von Kügelgen). Berlin 1871. — Ideale und Irrthümer, Jugenderinnerungen von Dr. Karl Hase. Leipzig 1872. — Auch die seit Niederschreibung dieses Aufsatzes erschienenen, trotz ihrer Geschwätzigkeit sehr werthvollen „Jugenderinnerungen K. F.'s von Klöden“ (Leipzig 1874) würden hierher gehören: sie bieten uns für preußische Verhältnisse ähnliche Auskunft wie die angeführten über Sachsen, Thüringen und Hessen.

Zeugen zu haben, miterwähnt. Die Schärfe in der Beobachtung, namentlich des Lächerlichen, die Leichtigkeit im Handhaben der Sprache, die heiter belebte, geistreiche Weise, zu erzählen, die bald boshafte, bald gutmüthige, nie geschmacklose Klatschlust, die dramatische Natur endlich des zeitgeschichtlichen Stoffes, worin überdies persönliche Einflüsse, zumal weibliche, so bestimmend eingreifen — Alles das macht aus den französischen Memoiren die angenehmste Unterhaltungs-Lectüre und zugleich die gefährlichste Geschichtsquelle. Die italienischen „Ricordi“, von Cellini bis Alfieri und von Goldoni bis Azeglio, erzählen in gegenständlichster Lebhaftigkeit und mit beinahe leidenschaftlicher Erregung persönliche Abenteuer, sowie heitere oder dramatische Wechselfälle bewegter Lebensläufe. Das öffentliche Leben ist erst vor Kurzem erwacht auf der Halbinsel, das innere kennt der naive heißblütige Südländer kaum: der handelt oder genießt, ohne lange zu grübeln, warum er handelt oder genießt.

Liest man nun deutsche Memoiren, selbst solche wie Varnhagen's, der doch in einer Zeit, an Orten und mit Menschen gelebt, welche mehr als Andere zur Abkehr vom Innern einluden, so sieht man sogleich den inneren Menschen in den Vordergrund treten. Deutsche Denkwürdigkeiten sind beinahe ohne Ausnahme psychologische Selbststudien; sie sind in erster Linie individuelle Entwicklungsgeschichten und nur in zweiter Linie Zeitgeschichte. Man denke nur an Jung-Stilling's und Göthe's Autobiographien; man lese D. F. Strauß' Jugenderinnerungen oder Zschokke's, Kohlrausch's, Immermann's und so vieler Anderer Aufzeichnungen. Welchen Platz nimmt die Kindheit der sich

Erinnernden und Darstellenden darin ein, also gerade die Epoche, wo der Mensch noch am wenigsten mit dem äußeren Leben in Berührung kommt! Dergleichen kennen andere Literaturen gar nicht. Die „Bekenntnisse" J. J. Rousseau's, welche noch am meisten von allen französischen Memoiren der Kindheit des Verfassers gedenken, widmen dieser ersten Werde-Epoche doch kaum ein Hundert Seiten. Der Deutsche hat meist weder die naive Eitelkeit des Franzosen, sich als eine in Geschichte oder Gesellschaft wichtige Persönlichkeit darzustellen, noch die ebenso unbefangene Subjectivität des Italieners, der da meint, daß seine Erlebnisse, da sie ihn am meisten interessiren, auch seine Leser am meisten interessiren müssen; er ist aber deßhalb nicht minder mit seiner theuren Person beschäftigt: er beobachtet sich, überwacht sich, sieht sich wachsen und macht fortwährend an seinem lebendigen Leibe, oder vielmehr an seiner lebendigen Seele, Bildungs-Experimente. Diese Art von beständiger Vivisection benimmt ihm gar viel von seiner Frische und Unmittelbarkeit, macht ihn bewußt, wo der Mensch unbewußt sein soll, und bringt ihn oft um den reinsten Gewinn des Lebens: den leichten Sinn. Göthe hat den „Egmont" dichten können, der „das Leben nicht gar so ernsthaft nimmt"; er selbst aber beobachtete an sich in der Schlacht von Valmy die Symptome des Kanonenfiebers, argumentirte mit Schiller über seinen dichterischen Schaffungsprozeß und erinnerte sich noch nach sechzig Jahren genau alles dessen, was seine kleine Knabenseele beschäftigte.

Welchen sittlichen Werth wieder andererseits dieses ernste Streben nach Selbstläuterung, Ausbildung, innerer Besserung mit sich bringt, liegt auf der Hand. Auch von

dramatischem Interesse kann solches Ringen einer Kindes- oder Jünglingsseele sein: man lese z. B. die von der Hand einer deutschen Frau französisch geschriebenen „Memoiren einer Idealistin", welche eine solche Kindheit und Jugend mit ihren inneren Kämpfen anspruchslos erzählen. Der Titel lautet freilich etwas seltsam, aber er ist sehr bezeichnend, und der Inhalt des kleinen Bandes ist noch viel merkwürdiger als der Titel. Alles scheint in der That dazu angethan, die Neugierde zu wecken und zu befriedigen: die Person der Verfasserin, welche zugleich die Heldin ist, der Schauplatz, die Zeit, sogar die etwas eigenthümliche Form, welche eine gewisse Unerfahrenheit der Feder verräth, aber auch im höchsten Grade die reizende Kehrseite dieses Fehlers besitzt. Ich weiß nicht warum die Verfasserin, die eine deutsche Dame von Geburt ist, diese Herzensgeschichte in fremder Sprache hat schreiben wollen. Man wird's ihr wahrscheinlich als einen Mangel an Vaterlandsliebe aufmutzen — das ist ja wohl der Modevorwurf bei uns —; wohingegen gewisse französische Leser die Gelegenheit nicht werden vorübergehen lassen, ihre Freunde und sich selber von der Unfehlbarkeit ihres Urtheils zu überzeugen, indem sie in dem anspruchslosen Büchlein allerlei kleine Unrichtigkeiten herausfinden und anzeigen, die es sicherlich nicht schwer ist zu constatiren, wenn man Geschmack an diesem unerfreulichen Metier des Fehleraufschnüffelns hat. Ich muß gestehen, daß mich dieses europäische Französisch der diplomatischen Salons Berlins und St. Petersburgs gar nicht unangenehm berührt. In diesem besonderen Fall kommt es mir sogar vor als trage es noch bei zur ganz besonderen Würze dieser Lectüre: denn es ist die Mutter-

sprache der Gesellschaft, in die uns diese interessanten Denkwürdigkeiten einführen.

Die Verfasserin gehört in der That zu einer jener adligen Beamtenfamilien, deren das alte Deutschland so viele zählte: sie lieferten den kleinen Fürsten ihre Minister, den Höfen von Wien und Berlin ihre Diplomaten, den Landgräfinnen und Großherzoginnen ihre Hofdamen, und verfügten für ihre zahlreichen Kinder, die nicht so glücklich waren Erstgeborene zu sein, über gute kleine Stiftsdamenpfründen und zahllose Offizierspatente in den preußischen und österreichischen Heeren. Nichts ist unterhaltender, als — im Buche wohlverstanden — mit der sonderbaren Gesellschaft zu leben, vollgepfropft von Adelsvorurtheilen, trotz des bürgerlich engen Daseins, das sie führt; äußerst genau, ja streng in der Beobachtung der religiösen und sittlichen Pflichten; aber hinlänglich durchdrungen von der Heiligkeit des monarchischen Princips, um es ganz natürlich zu finden, daß die königliche Hoheit, der man dient, sich gänzlich von diesen niederen Pflichten emancipire. Das Bild, das uns dieser Band von einem jener kleinen Höfe giebt — eines derjenigen, die im Sturme von 1866 untergegangen sind — erinnert lebhaft an gewisse Kapitel der Chartreuse de Parme. Wer die kleinen deutschen Residenzen der Restaurationszeit kennen lernen will mit ihrer patriarchalischen Einfachheit — man kann sich wohl denken, daß auch die patriarchalische Willkür nicht fehlte — mit ihren kleinen Hofintriguen und ihrer bureaukratischen Pedanterie; wer die blitzartige Wirkung sehen will, welche das furchtbare Unwetter von 1848 in dieser kleinen, aus dem vorigen Jahrhundert heraufbeschworenen Zopfwelt anrichtete; wer

sich eine Idee vom gesellschaftlichen Leben des damaligen Deutschland machen will, von der weiten Mädchenerziehung, von der Freiheit, die zwischen den jungen Leuten beider Geschlechter, wie zwischen den unterrichteten, reicher oder armer Classen, herrschte, von der Gemüthlichkeit in den geselligen Verhältnissen der kleinen Städte, von der Bescheidenheit des materiellen Lebens, von dem Einfluß endlich der modernen Ideen auf diese verschwindende Welt — für den kann es gewiß keine fesselndere Lektüre geben, als die dieses Bändchens, wo die natürliche Einfachheit der Erzählung Wirkungen erzielt, welche die vollendete Kunst des Romanschreibers von Handwerk nicht immer erreicht.

Doch bietet das Buch neben diesem beinahe historischen Interesse auch ein anderes, das größer ist in meinen Augen: ein psychologisches Interesse. „Wer ein inneres Leben geführt hat, sollte seine Memoiren schreiben“, sagte Göthe. Wenn man es mit der Einfachheit, der Aufrichtigkeit thut, welche die Verfasserin der „Mémoires d'une idéaliste“ hinzubringt; wenn überdies solche öffentliche Bekenntnisse von einem feinen Geiste und einem edlen Gemüthe ausgehen; wenn endlich diese Erzählung einer Seele gleichsam die Beichte einer ganzen Generation, einer ganzen Gesellschaftsclasse, eines ganzen Landes ist: so wird das Verdienst dieser Art von Autobiographien ein großes. Einer solchen Seele durch alle die religiösen Beängstigungen zu folgen, die sie fieberhaft, aber stets kräftig durchkämpft; in dem langen, zähen, unermüdlichen Streit, den sie gegen die gesellschaftlichen, religiösen und politischen Vorurtheile ihrer Umgebung auszufechten hat, in ihrer stufenweisen, mit blutenden Wunden, grausamen Enttäuschungen, unver-

dientestem Verlassenwerden erkauften Emancipation; ihr zu folgen bis zu den äußersten Meinungen, in die sie sich aus Haß der engen Ansichten stürzt, unter denen sie so viel gelitten hat, und bis zu den Utopien ihres Idealismus; endlich die milde Heiterkeit anzusehen, die jenen inneren Stürmen gefolgt und diese so ruhige, so nachsichtige, so unparteiische Erzählung möglich gemacht hat — das thut wohl, das ruht aus, das giebt selbst dem den Glauben an die Menschheit wieder, der ihn verlieren möchte; denn es giebt kein edleres Schauspiel als das einer zarten Frauennatur, welche den Kampf aufnimmt gegen conventionelle Ideen, kämpfend ohne Bitterkeit und furchtlos vorwärts schreitend im Kampfgewühl, weil sie sich durch die unsichtbar-sichtbare, undurchdringliche Rüstung beschützt weiß, mit der sie die schönste der Tugenden, weibliche Reinheit, umgiebt.

Auch die „Erinnerungen" Kügelgen's und Hase's sind solche psychologische Documente; auch sie werfen zugleich auf deutsche Sitten und Zustände im Anfange des Jahrhunderts ein helles Licht. Beide Werke ergänzen einander gegenseitig; in der That spielen die darin erzählten Jugendgeschichten zum größten Theile in Sachsen, wo sich nord- und süddeutsche Sitten mehr als anderswo im Vaterlande begegnen, obschon die eine jener Existenzen mehr nach Norden, die andere mehr nach Süden weist. Kügelgen's, des Künstlers, Erinnerungen beschränken sich auf die Kindheit und bringen uns bis zu den Zwanziger-Jahren, wo sich Hase's, des Gelehrten, Denkwürdigkeiten mit der Schilderung der Jünglingsjahre anschließen. Das deutsche Familienleben in seinem lieblichsten Ernste und seiner

reinsten Innigkeit wird uns von dem Maler, das deutsche Gymnasial- und Universitätswesen zu der Zeit, wo es sich am charakteristischesten entfaltet hatte, wird uns von dem Theologen vorgeführt. Für denjenigen, welcher nicht alle Geschichte in den äußeren Thatsachen sieht, sondern auch in dem Geiste, in dem sie von dem Volke aufgefaßt werden, ist es lehrreich und interessant, hier zu sehen, wie sich die großen Ereignisse von 1813 in einer Kinderseele spiegelten, wie die armseligen öffentlichen Zustände der Zwanziger-Jahre auf geistreiche und empfängliche Jünglinge hemmend und fördernd gewirkt.

Auffallend sind, wenn man, wie ich es gethan, von der Lectüre des einen Buches unmittelbar zu der des anderen übergeht, die äußersten Gegensätze deutscher Natur, die sich darin offenbaren. Das Livländer Blut und die vornehme Abkunft des Malers verleugnen sich ebensowenig, wie die Abstammung des Theologen aus der armen obersächsischen Gelehrten-Familie. Alles ist fein, gesittet gehalten im Hause, in dem der junge Kügelgen heranwächst. Still, umfriedet, heiter, würdig ist das Leben da gestaltet. Eine liebenswürdige, nur in Deutschland mögliche Religiosität schwebt über dem innigen Familienleben, obschon die Frömmigkeit des Vaters jener der Mutter wenig gleicht. Sie erwächst erst nach und nach zu größerer Wärme; anfangs ist sie mehr poetisches Bedürfniß und poetische Anschauungsweise einer echten Künstlernatur, schöne Angewöhnung, die dem Weitverschlagenen aus seiner rheinischen Heimath geblieben, wo damals jene schöne Blüthe des toleranten Katholicismus, auch wohl Hermesianismus genannt, nach den rationalistischen Excessen der Revolution und vor den widerwärtigen Hetze-

reien des Ultramontanismus ihre heiterste Stätte gefunden. Erst Unglück, auch wohl der inzwischen immer entschiedener hervorgetretene Nazarenismus in der deutschen Kunst, scheinen den edlen Mann zu einem brünstigeren, doch immer noch duldsamen Kreuzesglauben geführt zu haben. Dagegen sticht denn die ernste, ja fast herbe, etwas poesielose Religiosität der nordischen Mutter ab; auch sie ist echt deutsch, unbedürftig des Kirchganges und äußeren Gottesdienstes, sich an der Bibel und dem Gebete begnügend. Auch der Patriotismus des Hauses hat etwas Schwungvolles, Ernstes, ich möchte sagen Puritanisches. Es ist der Geist der ostpreußischen Erhebung, nicht der des süddeutschen Liberalismus, der da weht. Nicht um Eroberung individueller Rechte, zur Erfüllung heiliger Pflichten ergreifen die Freunde des Hauses die Waffen. Die Einheit und Freiheit Deutschlands beschäftigen die Tiefbewegten wenig; der Haß gegen den Eroberer, die Befreiung des vaterländischen Bodens liegt ihnen mehr am Herzen als eine liberale Constitution. Treue Anhänger des Alten, Hergebrachten, empfinden sie sogar die Theilung Sachsens als ein Unrecht. Der Loyalismus wirft sich nicht zum Richter auf, selbst über die Verirrungen des Herrn.

Ein unendlicher Reiz ist über diese Jugenderinnerungen ausgegossen. Sie sind geschrieben in reifstem Alter und durchwebt von der ironischen Milde, mit welcher der Greis am Schlusse eines schönen Lebens gerne auf die Kindheit zurücksieht. Durchweg ist die Sprache die gebildetste und der Künstler verleugnet sich nie. Mit den einfachsten Mitteln erreicht der Erzähler die größten Wirkungen; keine Spur von Affectation, Nachlässigkeit, Unruhe stört die Rein-

heit dieser Wirkung. Man kann sich denken, was die Geschichte eines Knaben vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre bieten kann, und es gehört die verborgene Kunst, sowie die ganze Frische und Lebendigkeit der Erinnerung dazu, um sie zu einer stets fesselnden Lectüre zu machen. Aber man lese diese Jugendeindrücke, man vernehme darin nicht allein das Echo der großen Kriegsereignisse, das vornehmlich im stillen Hause des Künstlers wiederklingt; man sonne sich nicht allein an den Strahlen, die aus dem Auge der Gewaltigen, wie Göthe und Napoleon, auf den erstaunten Knaben fallen und haften bleiben; nein, auch die Spiele, die Kinderfreundschaften, die Schul-Erlebnisse lese man. Des Besonderen wird man nichts, gar nichts finden: das ist uns Allen ja auch passirt; aber das Alles steht so frisch und lebendig da vor uns, daß wir glauben, wir ständen wirklich an einem Hinterfensterchen und schauten dem Treiben der Kleinen zu auf dem Spielplatze, wo sie ganz unter sich und sich unbelauscht wähnend ihr heiteres Wesen treiben, welches das Leben des Mannes scherzend vorbedeutet. Dazu die Träumereien des herzigen Jungen, seine kleinen Enttäuschungen mit Kummer und bitterem Herzweh, die Liebe des zehnjährigen Ritters zum schönen Lorchen, seiner Dame, der er, auf dem Lilienstengel reitend, seine Huldigungen darbringt, die liebende Ehrfurcht und Bewunderung vor den Eltern, die herzliche Solidarität aller Interessen mit Bruder und Schwester: Alles hat etwas unschuldig Ideales und dabei gesund Natürliches, das zuweilen unendlich rührend wird. Einzelne Scenen gehören geradezu zu dem Vollendetsten, was unsere Literatur kennt, die nicht reich ist an unreflectirt gemalten Scenen

und Gestalten: so die nächtliche Fußreise des Siebzehnjährigen mit der schmucken Pfarrerstochter, die ihr Brot mit ihm theilt. Wer dächte nicht unwillkürlich an Rousseau's Wanderung nach Turin, an Haydn's und Consuelo's gemeinschaftliche Reise in Böhmen, an gewisse Scenen Fielding's, ja Göthe's! Da pulsirt das frischeste Leben anspruchslos und unmittelbar; man vergißt so was nicht wieder; man kennt die Leutchen, als habe man sie mit leiblichen Augen gesehen, und doch ist kaum ein Satz der Beschreibung da: so lebt Friederike von Sesenheim in unser Aller Sinn und Erinnerung.

Auch über die Verhältnisse des Künstlers in Dresden, welches um jene Zeit der Hauptsitz deutscher Kunst war, gibt das anziehende Buch mancherlei belehrende Auskunft. Hunderte von interessanten Persönlichkeiten gingen in dem Hause des alten Kügelgen ein und aus, und beinahe Jeder hat dem Maler sitzen müssen für seine geschriebene Porträt-Galerie. Dabei bietet nicht nur jede Seite abgerissen ein reizendes Genrebild: das Ganze hat eine einheitliche, beinahe dramatische Composition. Der tragische Schluß — die Ermordung des Vaters — erweckt uns plötzlich aus dem lieblichen Kindestraume zur harten Wirklichkeit, und wir fühlen mit dem Erzähler, daß es von da an aus ist mit den heiteren Spielen einer glücklichen Jugend. So wie es dasteht, wird das Werk bleiben, als ein Edelstein in unserer Literatur. Daß es das deutsche Publicum, gegen seine Gewohnheit, sogleich erkannt und anerkannt hat, ist kein unbedeutender Beweis seines wiedergefundenen richtigen Sinnes und reinen Gefühles. Es ist einer Nation nicht allein damit geholfen, daß sie große Künstler und Schrift-

steller hervorbringt, sie muß auch naive Leser und unbefangene Anschauer zählen.

Ganz anders ist der Ton, der in des berühmten Kirchenhistorikers Erinnerungen herrscht. In ganz andere Verhältnisse versetzen sie uns. Doch auch hier urdeutsche Sitte und Anschauungen. Der Knabe wächst in einer Umgebung herauf, wo man meinen sollte, es gäbe nur Lehrer, Pfarrer und Philologen in der Welt. Eine junge Waise, wird er nach deutscher Sitte nicht in ein Institut, sondern, selbstständig in dem Dachstübchen eines Bürgerhauses für sich wohnend, auf ein Gymnasium geschickt. Die wohlthätigen und zarten Einflüsse der Mutter und Schwester werden ihm versagt, und man weiß, daß diese Entbehrung einem Menschen durch's Leben nachhängt, daß ihm, wenn er sie erfahren, die feinste Blüthe der Sitte ewig unerreichbar ist. Poetische, gelehrte, politisch-reformatorische Versuche beschäftigten schon den Gymnasiasten: Schule und Bücher stehen ihm höher als Leben und Gegenwart. Frühe Liebeleien nach studentischer Art, auf Bällen und Landpartien angeknüpft, spielen hinein. Alles ist geräuschvoll von Anbeginn. So schließt sich das Universitätsleben fortsetzend an: Trinkgelage wechseln mit ernsten Studien, politische Geheimbünde mit Carcer-Einsamkeit. Tolle Studentenstreiche obendrein. Von religiösem Bedürfnisse, innerem Drange einer gottsuchenden Seele ist nichts zu verspüren bei dem jungen Gottesgelahrten, der evident die Theologie als Brotstudium ergreift, dann aber dieses Studium mit Geist, Scharfsinn, Eifer betreibt und ihm jene treue Liebe widmet, mit der gemeiniglich der Deutsche seinen Beruf zu erfüllen pflegt. Von Leipzig führt uns der

Memoirist nach Erlangen. Hier sagt er sich von der Burschenschaft los, fährt aber fort, eine große Rolle in der Studenten-Republik zu spielen, bei Commersen, Auszügen und anderen dergleichen geräuschvollen, manchmal etwas rohen Jugend-Manifestationen an der Spitze zu stehen. Ausgedehnte, allzu ausgedehnte Aufzeichnungen berichten uns über die Natur jener Vergnügungen, wo sich im Grunde wie in Auerbach's Keller „mit wenig Witz und viel Behagen" die jungen Wichtigen „im Kreise drehen wie die Katze mit dem Schwanz". Wüßte man nicht schon, wie poesielos das vielgepriesene deutsche Corpsstudentenleben und sein lärmendes, renommistisches Treiben ist, man würde es hier lernen können. Die wahre Poesie auf den deutschen Universitäten ist eben da, wo man sie meist am wenigsten sucht: bei den stillen, schwärmerischen, hungernden Jünglingen, die das rohe Getreibe der Duellisten meiden, und bei den strebsamen, unverdrossenen Dienern der Wissenschaft, die als junge Privat-Docenten schon von der Meute zu den Philistern gerechnet werden. Auch über das Wesen der Burschenschaft geben Hase's Erinnerungen wenig Aufschluß. Die Unreifheit und Lächerlichkeit ihrer Bestrebungen tritt darin nur noch mehr zu Tage. Man überzeugt sich noch einmal, wie weit diese Bewegung mit ihren kindischen Alfanzereien vom Ernste des italienischen Carbonarismus absteht, und welchen Dienst Heine der deutschen Jugend leistete, als er diese fromm-frisch-frei-fröhlichen Geschmacklosigkeiten recht gründlich lächerlich machte. Da war weder Leidenschaftlichkeit, noch idealistische Gehobenheit, noch utopistische Schwärmerei, — das Ganze lief auf ein sich selbstbespiegelndes Wohlgefallen an Farben und Worten,

an Lärm und Bier hinaus. Unfruchtbar war das ganze Treiben überdies, und seine einzigste Hinterlassenschaft in der deutschen Geschichte waren Gagern'sche Reichspolitik und Frankfurter Schützenfeste. Die Einheit und die Verfassung Deutschlands sind auf anderem Grunde erwachsen.

Wie nur die lächerliche Verfolgung diesen abgeschmackten Jugendlichkeiten eine vorübergehende Bedeutung geben konnte, zeigt uns anschaulichst Hase's Tagebuch. Sein Aufenthalt in Tübingen als junger Privat-Docent, seine Einkerkerung im Hohenasperg sind reizende Episoden in der sonst etwas gar zu liederlich hingeworfenen Erzählung. Der Gegenstand wird interessant, der Ton belebt sich, die Interessen sind höherer Natur, als in den ersten Theilen. Die Erbärmlichkeit der deutschen politischen Zustände in den Zwanziger-Jahren und der Glanz des wissenschaftlichen Lebens treten in ihrem merkwürdigen Gegensatze drastisch hervor. Auch das süddeutsche Leben ist mit Liebe und Antheil geschildert. Schon in Erlangen fühlt sich der Studiosus davon angezogen; in Schwaben wird der junge Gelehrte ganz zum Schwaben. Man merkt es ihm auch noch in Dresden und Leipzig an, wohin er zurückkehrt nach abgesessener harter Gefangenschaft; etwas von süddeutscher Wirthshausgemüthlichkeit ist ihm geblieben. Die Abenteuer auf dem Hohenasperg, mit weniger Leben und Humor als Fritz Reuter's „Festungstid" erzählt, erinnern doch an sie. Es liegt in dieser unzerstörbaren Heiterkeit und ehernen Fleißigkeit des deutschen Jünglings in einer Lage, die Andere zur Verzweiflung, zur tobenden Wuth, zu verbittertem Grolle oder zu weichlichem Bereuen führen würde, etwas von der herrlichen Luthertugend, der kraftvollen Freude am Kampf und Widerstand.

Ganz unbefriedigend sind die italienische Reise und der Brautstand, mit denen das Büchlein schließt. Lose zusammengesetzt, burschikos concipirt, auf's nachlässigste geschrieben, sind sie offenbar zum größten Theile ein Tagebuch aus früherer Zeit, dem die bessernde Hand des siebzigjährigen Gelehrten nur wenig und selten nachgeholfen. Und doch ist das Büchlein ein außerordentlich werthvoller Beitrag zur Geschichte deutscher Sitte und Verhältnisse. Es ist nicht des Verfassers Schuld, wenn die Sitten deutscher Universitäten nicht anziehend sind. Die deutschen Universitäten sind deßhalb nicht minder die Werkstätten gewesen, in denen der deutsche Geist den reichen Gehalt seiner Minen verarbeitet, geläutert, zur siegreichen Waffe geschmiedet hat. Wir können es Hase nicht verdenken, daß die Verhältnisse kleiner deutscher Städte in der Restaurationszeit armselig, reizlos, mitunter geschmacklos waren; zeigt sich doch gerade in der Erbärmlichkeit jener Verhältnisse die ganze Herrlichkeit der deutschen Natur, die dadurch unverkümmert, unter formloser Außenseite, ihr tiefinneres Leben lebt: ein Leben voll naiven Idealismus und selbstlosen Strebens im Dienste der Wissenschaft, der Kunst oder auch nur der engen auferlegten Pflicht. Endlich ist's uns denn auch nicht zu verdenken, wenn wir, die abschreckenden Uebel der Kleinstaaterei uns so lebhaft, wie es hier geschieht, vor Augen gestellt sehend, uns ein wenig behaglich fühlen, solcher Misère endlich und für immer entronnen zu sein.

Juli 1872.

Der Verstorbene.

I.

Es ist ein eigen Ding um eine bedeutende Persönlichkeit, die sich keiner Schule hat unterwerfen wollen, keine Specialität als Lebensaufgabe ergriffen hat.*) Die Zeugnisse der Zeitgenossen liegen vor, die Thatsache ist unleugbar: Niemand vermochte dem Manne zu widerstehen, die Herzen der Weiber flogen ihm zu, die Männer vergaßen Neid und Vorurtheile vor einer Erscheinung, die gerade jenen so sehr zu erwecken, diese so recht zu verletzen berufen schien. Er hatte eben den „charme“ — eine französische Bezeichnung, welches unser deutsches „Zauber“ nur sehr unvollkommen wiedergiebt. Lesen wir nun aber seine Werke — mit Ausnahme eines einzigen — seinen Nachlaß aus Tagebüchern und Briefen, so tritt uns nirgends etwas Besonderes hervor: Ausdrucksweise, Gedanken, Gefühle, Alles erscheint marklos und charakterlos, ohne Origi-

---

*) 1. „Fürst Hermann v. Pückler-Muskau.“ Eine Biographie von Ludmilla Assing. Erster Halbband. — 2. „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten H. v. Pückler-Muskau.“ Herausgegeben von Ludmilla Assing, Band I und II. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1873.

nalität, ohne Leben, schlimmer als geschmacklos, wässerig. Es ist, als fehlte der molluskenartigen Masse der Knochenunterbau, um den sich das Fleisch organisch und harmonisch ordnen sollte.

Fürst Pückler war eine bedeutende Persönlichkeit, er lebte in einer bedeutenden Zeit, war verbunden mit allen bedeutenden Männern dieser Zeit und durch seine Geburt in eine Lebenslage gestellt, die ihm erlaubte, ohne Hinderniß den Weg einzuschlagen, auf den es seinem Genius beliebte, ihn zu rufen. An politischem Blick fehlte es dem Fürsten nicht; in der militärischen Laufbahn hätten ihm die Zeiten nur allzu viel Gelegenheit geboten, sich auszuzeichnen; sein erstes Auftreten als Schriftsteller brachte ihm wohlverdienten und — was auch zum Gegentheile gesagt werden mag, in einer Zeit, die sich von der Richtung des jungen Deutschland so entschieden abgewandt hat — unverwelklichen Ruhm. Und doch blieb Alles nur bei einem ersten Anlauf. Es will eben alles gelernt sein; denn in Allem und Jedem ist ein Theil Handwerk — und Pückler wollte nie lernen. Er ist deshalb Zeit seines Lebens ein geistreicher Dilettant geblieben, außer in der einzigen Kunst, die er gründlich und methodisch hat lernen wollen: in der Gartenkunst. Seine Parkanlagen in Muskau und Branitz sollen, wenn man dem Urtheile aller Derer trauen darf, denen es so gut geworden, diese seine Schöpfungen zu sehen, wirklich vollendet sein. Was Pückler nie gelernt hat, ist das politische, militärische, wissenschaftliche und schriftstellerische Metier. Sein Fehler war, sich von einem großen Erfolge blenden zu lassen und zu meinen, das Schriftstellerthum sei eben keine Kunst, es genüge Erfahrung

und Beobachtung, offener Sinn und eine leichte Feder, um Schriftsteller von Profession zu werden. Es war natürlich, daß er, wie Laien es gewöhnlich thun, sich über die Natur gewisser Werke täuschte; ihm schienen Montaigne's „Essays", Pascal's „Pensées", Heine's „Reisebilder" Werke der augenblicklichen Inspiration und augenblicklicher glücklicher Wiedergabe der Inspiration. Wer die Manuscripte eines der beiden großen französischen Fragmentisten gesehen, wem, wie dem Schreiber dieses, es vergönnt war, in Heine's Werkstatt zu dringen und seinem Ausmeißeln sogenannter Nachlässigkeiten zuzuschauen, der weiß, wie unablässig die Meister bemüht waren, ihren Gedanken den genauesten, knappsten, prägnantesten Ausdruck zu suchen, und sich nicht eher zufrieden gaben, als bis das Wort und der Satz in nuce den ganzen Gedankengang aufwärts, der sie zu der Idee geführt, und die ganze Entwicklung abwärts, die sich aus jener Idee ergab, in sich einschlossen.

Ein ungeschulter, überdies viel und schnellschreibender Schriftsteller altert nothgezwungen in wenig Jahren; er bewegt sich in gebrauchten und verbrauchten Sprachformen, ohne zu untersuchen, inwieweit sie dem Gedanken entsprechen, den sie verschwimmend und unklar vorführen; er giebt sie aus als cursirende Münze, unbekümmert, ob sie volles Gewicht haben und ohne Beimischung sind, wenn sie nur im Augenblicke für den Betrag angenommen werden, der darauf geprägt ist. Kommt nun aber der Tag, wo jener Prägestock keinen Credit mehr genießt, so wird das Metall umgeschmolzen, und manchmal bleibt dann des Edlen gar wenig übrig, und das Wenige bringt nur anonym wieder in die Circulation.

Schon heute haben Pückler's Briefe, Tagebücher, Reisebeschreibungen keinen Curs mehr, ausgenommen jenes herrliche Erstlingswerk, das noch in voller Frische grünt und grünend erfrischt. Für Ein Werk mag eben zur Noth die Individualität hinreichen, mag sie instinctiv die rechte Form finden, mag ihre Fülle über die mangelnde Schule hinweghelfen. Ja, es gibt eine Sprache des Weltmannes, der kein Schriftsteller von Profession ist, der angenehm spricht und schreibt wie er spricht, und diese Sprache, die nicht selten in der französischen und englischen Literatur, nie in der deutschen und italienischen getroffen wird, hat einen großen Reiz. Pückler aber schreibt hier eben nicht, wie er wohl gesprochen haben mag; er nimmt den conventionellen Ton der Schriftstellersprache an; und welcher Schriftsteller? Man sollte glauben, er habe nur Clauren oder August Lafontaine gelesen. In einem einzigen Werke hat er gezeigt, was seine Sprache hätte sein können; und hier war auch Pückler beinahe der erste und einzige Deutsche, der in der Literatur den freien Ton eines Walpole oder Shaftesbury anschlug; schon das war und bleibt wohlthuend. Aber bereits im zweiten Werke wurde dieser Ton Manier und ermüdete. Jene „Briefe eines Verstorbenen" waren Plaudereien eines liebenswürdigen, geschmackvollen Mannes, der sich seine Weltanschauung gebildet und sie hier zum erstenmale der besten Freundin — seiner Ex-Gemahlin — gegenüber zu Papier brachte. Der unwiderstehliche Reiz dieser weltmännischen Naivetät ist auch noch über die Briefe jener Zeit ausgegossen, welche der Fürst bei der ersten Auswahl ausschied, und welche seine literarische Testaments-Vollstreckerin heute dem

Publikum mittheilt (im einundzwanzigsten Abschnitte der Biographie.)

Nicht minder anziehend sind die Briefe aus der Zeit des Aachener Congresses (1818). Offenbar waren die Mannesjahre die glänzendsten des Fürsten: diejenigen, in denen seine ganze geistige, sittliche und körperliche Natur sich am vortheilhaftesten zeigte, wie denn jeder Mensch ein gewisses Lebensalter hat, worin seine Individualität am vollsten zum Ausdruck kommt. War nun aber einmal der in vierzig Jahren angesammelte Schatz in neuer und überraschender Form ausgegeben, so blieb wenig oder nichts mehr übrig, und da Pückler sich nicht zu wiederholen liebte; da er, selbst überrascht durch den Erfolg seiner ersten Schrift, glaubte, er dürfe nur gerade Alles geben, was er je gedacht und gefühlt; da er selbst gar keinen Maßstab hatte für das, was bedeutend und unbedeutend in dem von ihm Gedachten und Empfundenen sei, so kam bald fast nichts mehr als gewöhnlichster Gehalt in manierirtester Form zu Tage: journalistisches Eintagswerk, das nur das Recht hat, anonym aufzutreten, und das verdientermaßen längst ebenso vergessen ist wie jede andere Feuilleton-Chronik, wenn es auch seinerzeit in soliden Octavbänden anstatt in losen Zeitungsblättern in die Welt ging. Gegenstand wie Form der Briefe eines Verstorbenen waren die Pückler's Talenten wie seiner Natur adäquatesten; im Folgenden war er meist nicht mehr auf eigenem Terrain, und das fühlte sogleich ein Jeder — nur er selber nicht.

Neben dem, was er auf diese Weise dem Publikum bei Lebzeiten gegeben, hatte der Fürst auch noch in seinem Privat-Archive sorgfältigst alles aufgespeichert, was je seit

seiner ersten Jugend bis in sein hohes Alter aus seiner fruchtbaren Feder geflossen war: Alles, wie es scheint, wohl numerirt und etiquettirt. Er hielt Buch über seine Liebesbriefe, band sie zusammen zu späterer wiederholter Benützung als Briefsteller in den verschiedensten Situationen. Seine Gymnasiasten-Tagebücher — obschon er zur Zeit Gymnasium, ja Militärdienst schon absolvirt hatte, erlaube ich mir doch den Ausdruck — waren hübsch abgeschrieben und mit Anmerkungen versehen. Das mußte doch Alles der Nachwelt erhalten bleiben, und da sein Freund Varnhagen mit seinem Nachlasse so viel Geräusch in der Welt gemacht, so meinte der alte Dandy, die Ehre wäre auch seinen eigenen Manen zu verschaffen. Und so vertraute er derselben trefflichen, männlich gewissenhaften Herausgeberin von Varnhagen's Nachlaß auch die Herausgabe des seinigen an. Er vergaß nur, daß er kein Varnhagen war. Die Nichte des großen Biographen hat ihre Gewissenhaftigkeit auch in der Wiedergabe dieser „Schätze" bewährt; aber nicht ihre Schuld ist es, wenn der fürstliche Freund kein disciplinirter Schriftsteller, wie ihr Oheim, war. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Persönlichkeit Pückler's bedeutender und ansprechender war als die Varnhagen's; aber diese Persönlichkeit tritt eben nicht aus dem Nachlasse hervor. Oberflächliche Anblätterer oder tugendstolze „Männer der Wissenschaft" pflegen freilich von dem Gatten Rahel's als von einem Anekdotensammler und Scandal-Aufstöberer zu reden. Unbefangene werden die Ausdehnung und Sicherheit seines Wissens um so höher schätzen, je weniger pedantische Professorsmienen der gelehrte und gewissenhafte Biograph annimmt; sie werden in seinen Sammlungen und

Notizen den liebevollen Psychologen, der seinem Objecte, der Menschennatur, auf allen seinen Schlupfwinkeln und Irrwegen nachgeht, nicht verkennen, sie werden es dem gereizten Zeugen des grand règne der Heuchelei — gerade von 1840 bis 1858 — nicht verdenken, wenn er daheim vor seinem Pult seinem Aerger geistreich Luft gemacht; sie werden es dem alternden Herrn, der sich so lange in der Diplomaten=, Aristokraten= und Bureaukratenluft von Berlin bewegt, wohl verzeihen, wenn er die Gebrechen der menschlichen Natur auf gewisse Stände und Parteien zurückführte — wie unsere Enkel denen verzeihen mögen, welche heute, angeekelt vom demokratischen Treiben in Presse, Club und Exil, zu hart über ihre Jugendgenossen urtheilen. Als Schriftsteller, wie als Quellensammler, wird Varnhagen stets einen hervorragenden Platz in unserer Literatur einnehmen, während man weder das Eine noch das Andere von Fürst Pückler sagen kann, der doch während seines Lebens ganz anders als Varnhagen auf die ihm Nahekommenden gewirkt. Zum Schriftsteller fehlte ihm eben die gründliche Bildung, die sichere Methode, die strenge Zucht, die gewissenhafte Forschung, die durchdachte Form, welche aus Varnhagen einen unserer gediegensten Prosaiker machten; als Mensch hat er stets nur angezogen, wo Varnhagen manchmal unverdienterweise abstieß.*)

---

*) Der Geschichtschreiber deutscher Sitten, Ideen und Zustände wird Fräulein Assing nie dankbar genug sein können für die werthvollen Mittheilungen, die sie aus ihres Oheims unerschöpflichem Nachlasse mit sicherer Hand gewählt und in sorgfältigster Weise veröffentlicht hat. Er wird ihr danken für Alles, was sie aus dieser Quelle noch geben dürfte; aber kann man's ihm verdenken, wenn er

Pückler's Biographin hat ihr Bestes gethan, um den verehrten alten Freund auch der Nachwelt so darzustellen, wie er sich den Zeitgenossen dargestellt; aber es ist ihr nicht gelungen, wenigstens in den allzu zahlreichen Partien ihres Werkes nicht gelungen, wo sie aus übertriebener Bescheidenheit ihrem Helden das Wort gelassen. Tritt sie selbst erzählend und schildernd auf, so beginnen wir wohl zu fühlen, was eigentlich an dem Manne gewesen sein muß, der stets:

„Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth"

zu gewinnen wußte; sogleich aber mißtraut die Erzählerin sich selbst und tritt das Wort an den Fürsten ab — und wir fühlen uns augenblicklich ernüchtert. Schreiber dieses wenigstens hat selten eine größere Enttäuschung erfahren als bei der Lectüre dieser drei Bände. Er hatte ein so bewunderndes Andenken an die „Briefe eines Verstorbenen" bewahrt, die er nicht als Knabe, sondern dreißig Jahre nach ihrem Erscheinen, also ganz außerhalb der Zeitströmung, in der sie entstanden, gelesen und genossen hatte; die Erscheinung des Mannes, wie sie noch aus dem Widerglanz der Mitlebenden ausstrahlte, hatte ihm imponirt und war ihm als eine überaus sympathische im Gedächtnisse geblieben; die Zeit — der Fürst lebte von 1785—1871 und

---

weniger gespannt auf die Fortsetzung von Pückler's Nachlaß ist? Der Fürst wußte das Verdienst der Herausgeberin von Varnhagen's Schätzen wohl zu würdigen, ihre Gewissenhaftigkeit und seltene Sorgfalt wohl zu schätzen; darum wählte er gerade sie unter so Vielen zu seiner literarischen Testaments-Vollstreckerin. War es ihre Schuld, wenn sich in der Erblassenschaft weniger Activa befanden, als man erwartet hatte?

dürfte speziell als der älteste und glänzendste Vertreter der Restaurations-Gesellschaft gelten — die Zeit, in welche diese Papiere uns zurückführen, interessirte ihn mehr vielleicht als irgend eine andere, und — er hatte Mühe, die Tagebücher und Briefe des fürstlichen Schriftstellers zu Ende zu lesen.

Glücklicherweise ist der Verstorbene nicht der einzige Briefschreiber, dessen Bekanntschaft wir hier machen. Der erste Band enthält die Correspondenz Pückler's mit Sophie Gay, mit Bettina, mit Gräfin Hahn und mit einer jüngeren Schriftstellerin, die eines großen Rufes bei der jungen Generation des lieben Vaterlandes zu genießen scheint. Ihre Briefe wären besser hier weggeblieben und können ihren literarischen Ruhm eben nicht viel vergrößern. Nirgends zeigt sich auffallender der Abstand zwischen der Generation unserer Mütter und der unserer Schwestern, als wenn man von den Briefen der drei ersten Correspondentinnen zu denen der Letzteren übergeht. Wie viel mehr Spontaneität, Vorurtheilslosigkeit, Wahrheit bei Jenen, wie viel mehr inneres Leben und wahre Frömmigkeit, Geschmack und durchdringende Bildung, harmlose Heiterkeit und überströmendes Gefühl, ja wogende Leidenschaft! Wie anständig, bürgerlich, correct, gemeinplätzlich, eng und dabei doch staatsbürgerlichprätentiös sind unsere Altersgenossinnen dagegen! O! wer gibt sie uns zurück, die schönen Zeiten, da unsere Frauen weniger tugendhaften Gemeinsinn hegten und den leichten Grazien Eintritt in ihr Inneres erlaubten, ohne zu fürchten, den keuschen Tempel ihrer Gemüther dadurch zu entheiligen! O, eine Thorheit! nur einen dummen Streich! Aber nein, wir sind zu vorsichtig geworden, heutzutage uns illegitim zu verlieben und eine verfängliche Cor-

respondenz mit einem alten Don Juan anzufangen, so ungefährlich ihn auch der Schnee des Alters gemacht haben mag. Es schickt sich nicht mehr.

Freilich, etwas schwerer mag es gehalten haben, der Versuchung zu widerstehen, im Jahre 1818, als das dreiunddreißigjährige brillante mauvais sujet der immer noch hübschen Sophie Gay nebst der noch hübscheren Tochter Delphine

— matre pulchrâ filia pulchrior —

seine Aufmerksamkeit erwies. Pückler hatte die Spezialität der gleichzeitigen Bewerbung um die Gunst zweier Generationen; heirathete er doch schließlich die Mutter zweier reizender Töchter, denen er seine Huldigungen dargebracht. Echt französisch, fein, witzig, doch nicht ohne eine gefühlte Sentimentalität sind die Briefe Sophiens, bedeutender, anmuthiger, wärmer als ihre Romane. Pückler's Eindruck muß sehr tief auf die schon Alternde gewesen sein; eine rührend-poetische Melancholie der Entsagung ist über diese Briefe ausgegossen, lieblich gemildert durch ein bezaubernd-ironisches Lächeln in Thränen.

Auch Bettina's Briefe dürfen dem Besten, Beredtesten zugezählt werden, das wir von der ewig jungen, wahrheitsliebenden Lügnerin besitzen. Da gährt's und kocht's wie in einem fließenden Lavastrome; das ist ein Brausen von „Gehirnsinnlichkeit“, wie's ihr Pückler treffend und ungalant sagt; ein Arbeiten der Phantasie, ein dichterisches Drängen, ein nie sich legendes Stürmen, eine stets ungewollte Selbsttäuschung, eine „natürliche Unnatürlichkeit“ — das reizende Wort ist von Caroline Schelling, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht —: man kann

dieses reiche Wesen, das nie sein Gleichgewicht finden konnte, nicht genug bewundern, und so unbequem es auch manchmal in der engen Wirklichkeit geworden sein mag, wir danken es dem Fürsten, der diese Unbequemlichkeit selbst auf sich genommen, alle die aufregenden Scenen so glatt als nur möglich ab- und durchgemacht und uns nun nur noch zum bequemen und ungestörten Genusse das Bild der Unvergleichlichen in ihren Briefen gelassen hat. Wer wollte so thöricht sein, zu wünschen, daß Lionardo's „Joconde" sich plötzlich bewegte, aus ihrem Rahmen spränge und sich indiscret à la Bettina in unsere Arme stürze?

Nicht minder anziehend als Bettina erscheint Ida Hahn-Hahn — für den Schreiber dieses eine wahre Entdeckung. Die echte und tiefe Religiosität, die aus den Briefen der Gräfin athmet, ihre reine, tiefgefühlte Neigung, ihre natürliche Würde und Vornehmheit, die Höhe und Freiheit des Standpunktes und der ganzen Weltanschauung wirken so wohlthuend-beruhigend nach der permanenten Aufgeregtheit Bettina's, daß man der Herausgeberin nicht genug Dank wissen kann, sie gerade nach der Correspondenz der geistreichen Phantastin eingeschaltet zu haben. Dabei ist Fülle des Geistes, Fülle und Ursprünglichkeit. Und wie das Gefühl und der Gedanke, so die Form leicht und doch individuell, individuell und doch geschmackvoll; anmuthig und ausgeprägt zugleich: so etwas ist keine gemeine Waare, vornehmlich in unserer Zeit, und es will uns bedünken — wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt — daß auch bei Ida Hahn, wie bei Sophie Gay, die Briefschreiberin eine ganz anders bedeutende Natur offenbart als die Schriftstellerin.

Und wie jämmerlich nimmt sich gegen seine drei geistreichen Correspondentinnen, die es immer ernstlich meinen mit ihren Empfindungen, so absurd sie auch manchmal scheinen mögen, unser Verstorbener aus, dem's nie Ernst ist um ein Gefühl und der, hier wenigstens, nicht einmal die Grazie hat, in welche ein heiterer, unbefangener Egoismus sich so oft anmuthig zu drapiren weiß. Schlechtes Deutsch und noch schlechteres Französisch, um damit anzufangen: flach, breit, ohne Charakter. Wer hätte das vom fürstlichen Brummel gedacht? Wir wenigstens glaubten, der schöne ritterliche Herr mit dem feurigen Auge hätte sich jedesmal selbst etwas weis gemacht und zu einer gewissen Gemüths-Temperatur heraufgeheizt; aber nein, die einzige Liebschaft mit Henriette Sontag ausgenommen, ist das ja immer die besonnenste, kühlste, ja frostigste Geschäfts-Operation, in plattem französisch à la Monsieur de Jouy, oder, was noch schlimmer ist, in aus diesem Französisch übersetztem Deutsch. Man denkt unwillkürlich an die Salons der Madame Tallien und an die Verse des Prince de Ligne, beiläufig gesagt, ein Freund unseres Verstorbenen und, wie's scheint, ein wenig sein Modell. Don Juan variirt wenigstens seine Arien zwischen Zerline und Donna Anna; hier ist's immer ungefähr derselbe Ton mit allen Arten des Wildes, nach dem der galante Waidmann birscht, und

„V'han fra queste contadine,
Cameriere, cittadine,
V'han contesse, baronesse,
Marchesine, principesse."

Ja, man vermißt selbst das Feuer der Sinnlichkeit: seine Liebesbriefe sind kalt, wie die Legende des Teufels Umarmungen schildert.

Ueberhaupt erscheint Pückler hier oft als eine äußerst gutmüthige, aber innerlich kalte Natur — zwei Dinge, die sich nur gar zu oft neben einander finden. Nur innerliche Kälte verbunden mit einer Vorurtheilslosigkeit, die bis zur Indelicatesse geht, und die selbst bei der Auflösung der Familie wie sie damals in Deutschland vielfach eingetreten war, ohne Exempel ist, kann über den Vater und die Mutter reden, wie der Fürst zuweilen von ihnen redet. Freilich ließen sich auch die guten und liebenswürdigen Seiten des Fürsten aus den Briefen heraussuchen; aber sie verschwinden gegen den fahlen Ton, in dem uns der ganze Mensch erscheint. Seine Freigebigkeit, sein Muth, seine Kindlichkeit, seine Ritterlichkeit, die wir Alle an ihm vom Hörensagen bewunderten, sind hier mit Beweisen documentirt — und doch treten ihre hellen Farben nicht hervor, überstrahlen nicht den grauen Grundton des Bildnisses. Nach der Weise seiner Zeit grübelt Pückler an sich herum, aber ohne wahren Idealismus — eben nur weil's Mode war, etwa wie ein Lauzun auch sentimental zu sein wußte, als Clarisse Harlowe und La Nouvelle Héloise die Sentimentalität fashionabel gemacht hatten. Dabei ist seine Philophie seicht, ohne mystische Ahnung, metaphysische Anschauung oder skeptischen bon sens; seine Gefühlsweise in religiösen Dingen ist noch ganz die des achtzehnten Jahrhunderts; alle Priester, zum Beispiel, sind ihm kurzweg Heuchler, zu welcher Kirche sie auch gehören mögen; freilich motivirt er diese Heuchelei schön und tief durch den nothwendigen Widerspruch zwischen

dem übermenschlichen Beruf des Priesters und seiner menschlichen Natur. So feine Bemerkungen sind aber selten, wie auch die wahre Sprache des Gefühls selten zu hören ist.

Die einzige Tugend Pückler's, die wirklich überall hervorleuchtet, ist die Wahrheitsliebe. Er ist rücksichtslos wahr gegen Andere, aber auch gegen sich selbst. Er kennt alle seine Schwächen und gesteht sie gutmüthig ein. Daher ist auch seine grenzenlose Eitelkeit so wenig lästig; er ist eben nur eitel, er ist nicht eingebildet. Recht im Gegentheil ist er stets voller Mißtrauen in sich selber; meint, alle Anderen, selbst die Mittelmäßigsten, wüßten Alles besser zu machen als er. Er war schön, elegant, vornehm, gewandt; aber selbst wenn er alles das nicht gewesen wäre, es aber geschienen hätte, so würde ihm das schon genügt haben, wie es ihm genügte, für unterrichtet, geistreich, tief, gefühlvoll zu gelten, selbst wenn er sich bewußt war, es nicht zu sein. In dieser seiner Sucht, zu glänzen, die sich mit so vollständiger Selbstkenntniß und Bescheidenheit paarte, lag, nächst seiner naiven Corruptheit, wenn ich so sagen darf,*) offenbar ein Hauptreiz des wunderlichen Mannes, wie auch der eigentliche Grund, warum seine außerordentlichen Gaben in so günstiger Lebensstellung und bei so mächtigen Verbindungen eigentlich nicht das hervorbrachten, was sie hätten hervorbringen können und sollen. Hätte Pückler es über sich bringen können, das Lob und die Anerkennung, nach denen er geizte, wirklich zu ver-

---

*) So sagt er unter Anderm mit einer liebenswürdigen Offenheit, die gar angenehm gegen das heuchlerische Mitleiden contrastirt, das die heutige Gesellschaft und Literatur für eheliches Unglück affichirt: „In solchen Dingen hab' ich gar kein Gewissen."

dienen, es wäre ihm ein Leichtes gewesen. Man denke sich den unendlich Begabten als geschulten Staatsmann oder Feldherrn, Schriftsteller oder Gelehrten; was hätte er seinem Lande nicht sein können? Aber er mißtraute sich selbst und seinen Kräften, und da ihm mehr daran lag, zu scheinen als zu sein, ward er auch nie, was er manchmal zu sein schien. Das Einzige, was weder Erziehung, noch Schwäche, noch Eitelkeit, noch Faulheit, noch Corruption verderben konnten, war seine lebendige Persönlichkeit. Die hat denn auch ihren Lohn dahin gehabt; sie hat das Leben so recht von Grund aus ausgenossen, und ihr ist nur Anerkennung und Sympathie zu Theil geworden. Da nun aber diese liebenswürdige Persönlichkeit in einem reizenden Werke fortlebt, so hat auch die Nachwelt ihren Theil und ihre Freude an ihr. Der künftige Geschichtschreiber der Sitten und Ideen unseres Jahrhunderts wird auch dem Dandysmus, nach dessen Lorbeeren selbst ein Byron gestrebt, ein Capitel widmen müssen, und da wird es ihm viel werth sein, neben dem idealen Typus des Dandy in „Pelham“ das reale Exemplar desselben im „Verstorbenen“ zu haben, und zwar beide im besten Sinne. Sie ergänzen sich gegenseitig, und es ist nicht ohne Werth, daß gerade ein deutscher Dandy das Vaterland und die Glanzzeit des Dandysmus geschildert hat.

II.

Pückler erscheint in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Anderer, Besserer und doch wieder derselbe, wie in der ersten Hälfte des Lebens.*) Er ist noch immer der alte

---

*) 1. „Fürst Hermann von Pückler-Muskau.“ Eine Biographie von Ludmilla Assing. Zweite Hälfte. Berlin, 1874. —

Courmacher, Parforcereiter, Theaterheld und Dandy; aber er ist auch etwas mehr geworden. Ist es nur die bei den Deutschen gewöhnliche, ja normale Erscheinung, daß sie erst nach den Dreißigen, wie ihre körperliche Schönheit, so ihre geistige und moralische Natur vollständig entwickelt und von der geschmacklosen Zuthat der vaterländischen Erziehung gereinigt, jedenfalls erst dann am vortheilhaftesten

2. „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten von Pückler-Muskau." Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. Band III, IV, V und VI. Berlin 1874. — Die zweite Hälfte der Biographie Pückler's und die neuen Bände aus seinem Nachlasse, welche uns Frau Assing-Grimelli heute bietet, haben ganz die Vorzüge und Fehler, welche die ersten Theile auszeichneten und verunzierten. Der Stoff ist oft, wenn auch nicht immer, von höchstem Interesse. Der Fleiß, die Gewissenhaftigkeit und die Sorgfalt der Verfasserin und Herausgeberin sind nicht genug anzuerkennen. Das Urtheil der Biographin über Menschen und Verhältnisse ist frei und meist treffend; der politische Parteistandpunkt ist in anerkennenswerther Weise aus dem Spiele gelassen. Die Sprache ist leicht und gefällig, wenn auch nicht immer ganz correct. Dagegen ist die Lebensbeschreibung ein wenig zu annalistisch gehalten. Eine Anordnung nach der Natur des Stoffes wäre vielleicht passender gewesen; jedenfalls hätte die chronologische Ordnung freier gehandhabt werden müssen. Auch finden wir hier wieder allzu viele und allzu lange Citationen. So prägnant und charakteristisch sind die Worte Pückler's nicht, daß sie, wie die gute Citation sollte, in wenig Strichen die charakteristis[illegible] Umrisse einer Situation, einer Natur, einer Gedankenreihe vor uns [illegible]instellen. Auch sind noch der Wiederholungen und der unbedeutenden Details zu viel. Was den Nachlaß anlangt, so hätte die Scheere wohl etwas thätiger und kühner sein dürfen. Frau Assing-Grimelli hat sich offenbar übertriebene Begriffe von den Pflichten eines Herausgebers und der Bedeutung Pückler's gemacht. Pückler ist kein Göthe, und mit dem besten Willen können wir nicht, wie es uns Madame de Staël dem Dichter-

zeigen? Nein, hier ist es mehr: zwischen den beiden Lebensperioden liegt die Juli-Revolution und der schriftstellerische Erfolg des Fürsten.

Merkwürdigerweise mangelte es dem so naiv-eitlen Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ an allem Selbstvertrauen. Seine Eitelkeit selber war im Grunde von der ganz unschädlichen Art, die sich selber zur Schau trägt und eigentlich mehr eine Epidermalkrankheit als

---

könig gegenüber nachsagt, jede Briefadresse von ihm bewundern. Es ist uns interessant, zu lesen, wenn Göthe an Frau v. Stein einen Hasenbraten schickt, weil solche Kleinigkeiten uns einen Einblick ins Weimarer Leben bieten und wir gerne erfahren, wie der Dichter des „Faust“ das Begleitschreiben einer Hasensendung an die Geliebte wenden mochte; aber so lieb uns auch Pückler sein mag, seine Einladungen, Annahme- oder Ausschlagebriefe, Dank- oder Entschuldigungschreiben sind uns ganz einerlei. Auch ist der gute Fürst ein sehr prolixer Briefschreiber, der sich unendlich oft wiederholt, ganze Seiten zu schreiben weiß, in denen nichts als redselige Phrasen. Wer wollte ihm ein Verbrechen daraus machen? Aber war es wirklich nöthig, uns alles das zu geben? Wohl mag der Herausgeber sagen: Ihr braucht es ja nicht zu lesen; aber die Antwort trifft doch nicht ganz zu. In jedem dieser vier Bände sind ungemein interessante Dinge enthalten, die wir um keinen Preis missen möchten, Dinge, welche die Zeit und die Menschen treffend charakterisiren, Dinge, welche, wahr und schön gesagt, unser Herz erfreuen. Nun ist es Sache des Herausgebers, diese Dinge auszusuchen, zusammenzustellen, nicht die Arbeit dem Leser zu überlassen, der ungeduldig das Buch zuschlägt, wenn er selber die Perlen im Kehricht aufsuchen soll. Kehricht! Das Wort ist stark; aber die Ungeduld, die man beim Durchblättern empfindet, entschuldigt es. Die achtzehnhundert Seiten dieser vier Bände hätte man füglich auf dreihundert reduciren können. Dazu gehört freilich Muth und etwas weniger Pietät, als die Verfasserin für den alten Erblasser zu haben scheint. Hat Fürst Bismarck nicht einst gesagt, die Krankheit unserer Zeit

eine organische ist, weßhalb sie auch so wenig verletzt oder doch nur die verletzt, deren Blick nie durch die Oberfläche durchdringt. Der Erfolg der englischen Briefe gab Pücklern — der zu jedem Feuilletonisten sechsten Ranges mit der Bewunderung des Uneingeweihten hinaufschaute, ohne zu ahnen, daß in ihm selbst ein Autor schlummere — nicht nur Zuversicht zu sich selber, offenbarte ihm eigene Anlagen, rechtfertigte seine Weise; er gab seiner Eitelkeit auch ein

sei die Furcht vor Verantwortlichkeit? das Wort ist für die Herausgeber eines literarischen Nachlasses so gut gesprochen, wie für die Geschworenen eines Assisenhofes.

Auch die Ordnung, welche Frau Assing-Grimelli befolgt hat, kann ich nicht billigen. Sie hat ohne Zweifel gedacht, sie werde durch Eintönigkeit ermüden, wenn sie alle an eine Person gerichteten, in einer Zeit geschriebenen Briefe im selben Bande gäbe, und sie hat Recht; aber die oben anempfohlene Scheere hätte diesen Mißstand bald beseitigt. Nur für den einzigen Varnhagen hat sie eine Ausnahme gemacht. Sein Briefwechsel mit Pückler bildet einen besonderen Band; sonst ist alles kunterbunt durcheinandergewürfelt. Briefe aus den Vierziger-, ja aus den Siebziger-Jahren stehen im zweiten Bande; Briefe aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts im vierten und fünften Bande. Die Correspondenz Pückler's mit seiner Frau ist ebenfalls auseinandergerissen und auf verschiedene Bände vertheilt. Ein erster Abschnitt Jugendbriefe, ein zweiter Briefe an Lucie vor, während und nach der Ehe, ein dritter die Correspondenz mit berühmten Lebensgenossen derselben Epoche und desselben Kreises enthaltend, hätten die Lectüre sehr erleichtert. Doch genug der Rüge. Die neuen Bände bieten uns des Interessanten so viel, daß wir nicht klagen wollen, wenn uns nicht Alles so geboten wird, wie wir es gerne gewünscht, noch weniger daß uns zu viel geboten wird. Doch kommt das Interessante diesesmal vom Fürsten, nicht von seinen Correspondenten, wie in den ersten beiden Bänden. Die mitgetheilten Briefe rühren zum Theil von Pückler selber her und sind meist von unendlich größerer Bedeutung, als die jener früheren

höheres Ziel als das der gesellschaftlichen Eleganz. Er suchte sich immer mehr ein reifes Urteil über alle bedeutenderen Fragen zu bilden, damit er vor dem Publicum mit Ehren bestehen könne und nicht gar zu sehr als Dilettant erscheine. Seine Schriften haben dadurch nicht profitirt, wohl aber der Mensch. Und das ist natürlich. Schriftsteller, die über Gott und die Welt nachgedacht, fehlen der deutschen Literatur wahrlich nicht, wohl aber

Theile; namentlich enthalten die Briefe an die Herausgeberin der tiefen wie der anmuthigen Gedanken die Fülle, des anekdotischen Interesses nicht zu gedenken. Vornehmlich sind die 1830 nicht veröffentlichten Briefe an seine Frau, welche nun die subjective Begleitung zu jenen objectiven Schilderungen der Verstorbenen geben, äußerst belustigend. Die doch etwas tiefer als gewöhnlich gehende Wunde, die ihm Henriette Sontag beigebracht, die chronische Börsenkrankheit, die verschiedenen Körbe, die er erhält, und die Zufriedenheit, die er empfindet, wenn er sie glücklich erhalten, sind unbeschreiblich heiter. Zu nicht geringem Theil sind die hier gegebenen Briefe an den Fürsten gerichtet: ein paar witzige, gesuchte, geschraubte Billette Alexander v. Humboldt's; einige echt Heine'sch interessirte Briefe Heine's, äußerst platt und unerquicklich wie die meisten Briefe des Dichters, der dem Publikum immer seine reinlichste, den Freunden immer seine unappetitlichste Seite zuwendete und der sich hier weit unter seinem fürstlichen Gönner zeigt; inhaltlose, pauvre, in hottentottischem Französisch geschriebene Briefe Lady Stanhope's, viele schön gedrechselte von Varnhagen, der bei allem Demokratismus in seinen Correspondenzen den Fürsten nicht vergessen kann und eigentlich nie recht von der Leber weg schreibt, wie er es in seinen Tagebüchern gethan; viele Briefe von Laube, ohne literarischen, noch historischen Werth; zwei kurze, aber sehr amüsante Correspondenzen, die eine mit einem Vetter über Anstellung eines Predigers, die andere mit einer koketten Schauspielerin — das ist ungefähr das mehr umfang- als inhaltreiche Inventar der in diesen vier neuen Bänden an den Fürsten adressirten Briefe.

solche, die unbefangen in die Welt hineinschauen und sagen, was in dieser geschehen; das that Pückler in seinem Erstlingswerk und auch später wieder, wenn auch in geringerem Grade, in seinen Reisebeschreibungen; dem zuliebe verzieh man ihm den Mangel an wirklicher geistiger und gemüthlicher Durchbildung. Seine Tutti-Frutti sind schon gewollt: das Werk eines professionellen Schriftstellers, der seine Profession nicht hinlänglich kennt; daher der ungeheure Abstand gegen die „Briefe eines Verstorbenen". Dagegen tritt uns in den Privatbriefen ein Suchender, Strebender entgegen, und dieses Suchen und Streben verleiht dem Menschen eine neue Jugend, gibt dem liebenswürdigen Weltmanne mehr und mehr den Rückhalt der früher wohl vermißten Innerlichkeit.

Die Juli-Revolution ihrerseits war wie ein reinigendes Gewitter über Europa hingefahren und hatte alle Geister heilsam aufgerüttelt. Wer sich von dieser Wirkung einen Begriff machen will, der lese die Correspondenz Pückler's aus der zweiten Lebenshälfte: sociale, politische, religiöse Fragen stehen überall im Vordergrund; Kunst, Literatur, elegante Welt, die früher alle Seiten füllten, sind wie weggewaschen. Man athmet Pulvergeruch, wo früher nur Blumenduft und Salonparfum die Luft erfüllten. Aus ist es mit den unschuldigen Genüssen: Alles bereitet sich zum Handeln vor.

Es ist außerordentlich schwer, billig und doch aufrichtig von diesem großen Ereignisse zu sprechen, das für Frankreich so unheilvolle, auch für Deutschland immerhin bedenkliche Folgen hatte, und doch als die Morgenröthe eines neuen Tages vom Geschichtsschreiber zu begrüßen ist.

Daß die französischen Staatsumwälzungen überhaupt mehr dem übrigen Europa als Frankreich selber zugute gekommen, ist eine schon oft gemachte Bemerkung. Die Juli-Revolution speziell hat die Wiederaussöhnung der Nation mit ihrer Geschichte durch das Band der National-Dynastie und damit die Herbeiführung gesunder staatlicher Zustände auf lange hin unmöglich gemacht, während sie in Europa das erstarrte politische Leben wieder in Fluß brachte, das sich freilich im Beginne bald naiv, bald pedantisch genug geberdete. Indeß auf das geistige Leben Frankreichs wirkte der Ausbruch von 1830 nicht ungünstig, wenigstens nicht unmittelbar. Die jungen Talente schritten munter vorwärts auf der schon eingeschlagenen Bahn und ließen den Begeisterten, den Kurzsichtigen, den Doctrinären und den Schlauen, welche jene Umwälzung ins Werk gesetzt, die Sorge um die Staatsführung; sie forschten, dichteten und phantasirten weiter. Selbst wenn ihre Phantasien ins politische Gebiet hinüberstreiften, so war es der Staat der Zukunft, nicht jener der Gegenwart, der sie beschäftigte. Frankreich hat kaum zuvor, noch weniger seitdem eine Generation gehabt, die sich mit der von 1830 an Leben und mittheilsamen Feuer vergleichen könnte. Wie die Revolution von 1789 war die Juli-Revolution eine spontane enthusiastische Bewegung des Mittelstandes und der Mittelparteien. Illusion und Naivetät waren ihre eigenthümlichen Merkmale. Daher ihre ansteckende Kraft und ihr praktisches Mißlingen. Staatsumwälzungen, welche glücken, deren heilsame Folgen dauern sollen, setzen bei ihren Urhebern Besonnenheit, Menschen-, Welt- und Geschäftskenntniß, vor Allem praktischen Blick und praktisches

Geschick voraus, was hier Allen fehlte. Dafür haben auch solche glückliche Revolutionen, wie 1688 und 1866, nichts Poetisches, Begeisterndes, Freudig-Gehobenes an sich; das aber sind die Eigenschaften, die sich mittheilen, die Nationen ergreifen und mit sich fortreißen.

Dieser Jünglings-Charakter der Juli-Revolution war es auch, welcher den ewigen Jüngling Pückler-Muskau hinriß. „Tu vivras longtemps, mon petit, et tu resteras jeune jusqu'à la mort", hatte der alte Graf St. Germain einst zu dem Knaben gesagt, und in der Liebe wie in der Politik blieb der Fürst in der That jung bis zu seinem Tode. Seine ungewöhnliche Beweglichkeit, welche ihn, selbst wenn er eine regelmäßige Laufbahn ergriffen hätte, ohne Zweifel verhindert haben würde, am Hofe, im Staatsdienste, in der Armee sich eine einflußreiche und angesehene Stellung zu erringen, disponirte ihn nur allzusehr dazu, sich der herrschenden Strömung anzuschließen. Es fehlte ihm an Ballast. Die glückliche Mitte zwischen starrem Festhalten und raschem Aufgeben der Ansichten, welche die Ueberlegenheit in der Lebensführung ausmacht, war ihm nicht zu Theil geworden, und treffend sagt er von sich selber schon 1820, als er in die Diplomatie einzutreten beabsichtigte: „Ich bin gar nicht der Mann dazu, um, was man nennt, seinen Weg zu machen. Ich kann wohl listig sein, aber weder assidu noch ohne viele Unvorsichtigkeiten handeln. Manchmal wandelt mich sogar die Laune an, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und dahin fließt das arme Ding — ich bin mit Einem Worte zu romantisch, um irgend etwas lange und mit Bestand gründlich zu sein." Nun ist es aber gerade das, was die Franzosen esprit

de conduite nennen, nicht Geist, Talent, Großmuth u. s. w., die den handelnden Menschen zum Ziele führen. So schwankt Pückler zwischen Bewunderung des Despotismus und Begeisterung für Freiheit hin und her, stets vom Augenblick bestimmt, nicht nur in seinem Thun, sondern auch allzu oft in seinen Urtheilen. Da kommt es denn häufig genug vor, daß er ahnend das Richtige trifft, noch häufiger, daß er sich vom Schein täuschen läßt. So sagt er Treffliches über die, Preußen noch vorbehaltene Rolle, über den noch zu erwartenden Kampf zwischen Rom und Deutschland, und zwar sagt er es zu einer Zeit, wo nur Wenige an das Eine und das Andere glaubten; dann sieht man ihn wieder für Deutschkatholicismus und Polenthum schwärmen. Für den Augenblick ist es die Juli-Revolution. „Eine herrlichere Revolution wie diese zweite französische kann es nicht geben. Welche Kraft, welche Einheit, welche Mäßigung, welche weise Maßregeln! Die Staatsreligion hat aufgehört — nun ist kein Hinderniß mehr in Frankreich, welches das Rad der Aufklärung aufhalten könnte, und schnell werden die Franzosen die erste Nation der Erde werden. Die erste Revolution hatte mit Blut gedüngt, die zweite trägt die Frucht!" Man erinnere sich, was Niebuhr schrieb und sagte, als er die Nachricht empfing, und wie viel tiefer der Blick des schwarzsichtigen Historikers und Staatsmannes als der des sanguinischen Künstlers. Alles Französische drängt sich nun eine zeitlang für Pückler wie für ganz Deutschland in den Vordergrund. Er schwelgt in Victor Hugo's „Notre-Dame de Paris", er wird Saint-Simonist und — bleibt es, wenigstens finden wir noch in seinen letzten Briefen Reminiscenzen

an die Theorie Saint-Simon's von den destructiven und constructiven Geschichts-Epochen. In solchen Allgemeinheiten mit idealistischem Hintergrunde lag etwas unendlich Verführerisches für seinen Geist, wie die Emancipations-Ideen der Zeit seinem generösen Gemüthe besonders zusagten. So war z. B. Pückler sein Leben über ein warmer und beredter Anwalt der Juden, und nichts vermochte ihn darin irre zu machen. Nicht minder consequent war dies echte Kind des achtzehnten Jahrhunderts gegen Alles, was ihm religiöse Heuchelei schien, und obschon selbst zum Schwärmen geneigt, blieb er stets unerbittlich streng für unklare Frömmelei. Selbst die ritterliche Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern, das Bedürfniß seiner Eitelkeit, bei Hofe gern gesehen zu werden, die Anerkennung, die er Friedrich Wilhelm's IV. Geist und Bildung nicht verweigern konnte — nichts von alledem vermochte ihn mit dem gekrönten Romantiker zu versöhnen. Freilich hatte auch der deutsche Louis XIII. — der leider nie einen Richelieu finden sollte — keine besonderen Sympathien für unsern diable à quatre, der seine Eroberungen auf einem gewissen Gebiete nach Hunderten zählte.

Ich nannte Pückler einen Künstler, im Gegensatze zu Niebuhr, dem Staatsmann, und diese Künstlernatur verräth sich auch in seinen politischen Ansichten, wie in seiner eigenthümlichen Lebens-Philosophie. Die hero-worship lag ihm im Blute: er bewunderte einen Cabrera ganz ebenso leidenschaftlich, als er Garibaldi bewunderte. Ja, er brauchte nicht einmal Helden; liebenswürdige, ihm sympathische, feine oder tüchtige Persönlichkeiten imponirten ihm ungemein. Nach öffentlicher oder privater Sittlichkeit

fragte er nicht viel: Napoleon III. und Metternich blieben ihm, auch als ihr Stern sich dem Untergange neigte, unfehlbare Leuchten, und wem er sich persönlich ergeben, dem blieb er treu auf immerdar. Seine Verehrung für den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, trotz aller Unpopularität, Anfechtung der Freunde, höchster Ungnade, blieb immer dieselbe. So im Ganzen liberal und modern gestimmt, opferte er doch gerne alle Theorien, Principien und Systeme, sobald ihm theure oder ihm imponirende Persönlichkeiten in Frage kamen. Auch irrte sich Varnhagen nicht, wenn er im Jahre 1834 von ihm sagt, er habe mit dem jungen Deutschland „etwas, und zwar das Wesentlichste gemein, die völlige Geistesfreiheit," und später: „er repräsentirte das Oberhaus der modernen deutschen Literatur, wie Heine das Unterhaus"; aber doch war auch er selber wieder im Rechte, wenn er „eine gemäßigte und wohlwollende Despotie", wie die Napoleon's III., wenigstens für Frankreich, durchaus guthieß, wie denn überhaupt „le despotisme éclairé" gar nicht so sehr im Widerspruche mit den „modernen Ideen" steht, als man oft gerne annimmt. Auch der französische Garibaldi, Lafayette, war für ihn ein Gegenstand höchster Bewunderung, und er wäre beinahe nach Amerika gereist, nur weil man ihm vorgespiegelt, es erwarte ihn dort ein Empfang à la Lafayette.

In der That war seine Berühmtheit eine ganz außerordentliche: nicht Alexander Dumas, nicht Franz Liszt — mit denen er so manchen Zug gemeinsam hat, vor Allem jenes Brillante, was die Deutschen im Allgemeinen nicht besonders lieben und oft mit schwerfälliger Sittenstrenge verurtheilen — nicht die gefeiertsten Namen des Jahr=

hunderts haben sich einer Popularität rühmen können, welche der Pückler's in den Vierziger-Jahren gleichgekommen wäre. Sollte er nun zu Hause als Schriftsteller lernen, was er schon als Mensch erfahren: die Mißgunst, die „der Lorbeer und die Gunst der Frauen" erregen, so sollte er in der Fremde und bei den Fernestehenden dafür entschädigt werden. Sein Name war bis an die Grenzen der Civilisation gedrungen. Ueberall auf seinen Reisen konnte er davon Beweise antreffen. Auch diese Reisen offenbaren so recht seine Künstlernatur, ich sage nicht sein Künstlergenie; das besaß er eigentlich nur in Einem Fache, der Gartenkunst, wie es mehr als alles Andere der großartige und originelle Entwurf eines egyptischen Gartens in Kairo darthut. Aber auch in der ganzen Auffassung und Beschreibung der Natur und Menschen verräth sich der Künstler, und sowohl „Semilasso's Weltgang" wie die „Rückkehr" verdienten wohl heute noch etwas mehr Beachtung, als ihnen zu Theil zu werden pflegt. Wie künstlerisch er empfand, geht aus jeder Seite seines Briefwechsels hervor. Als ihm seine Lebensgefährtin vorwirft, Muskau veräußern zu wollen, ehe er seine großartigen Pläne vollendet, antwortet er, wenn nicht im Ausdruck, doch im Gefühl vornehm-schön: „Nur kleine und gemeine Dinge werden fertig; die Bestrebungen großer und poetischer Ideen nie. Im Schaffen liegt hier der Werth und der Genuß. Das Leben Gottes selbst, das All mag vollkommen sein, aber vollendet ist es nie. Denn es geht vorwärts im Wechsel ohne Ende in Ewigkeit. Ich armer Wurm bin freilich nur ein winziges Ameisen-Poetlein, aber doch ein solches, und darum ist die materielle Vollendung meiner Pläne, wahrlich mein

geringster Kummer." Und auch später noch, nachdem er in der Sandwüste von Branitz eine wunderbare Oase geschaffen: „Was daraus wird nach unserem Tode, ist ja die vollkommenste Nebensache. Nichts ist ewig, aber ewig schaffen ist göttlich, ob für uns oder Andere, ist gleichgültig, und wer nur für sich wirken will, wirkt gar nichts."

Auch die philosophische Anschauung Pückler's war eine künstlerische, und da dergleichen nicht wie das politische Leben den Fluctuationen des Augenblickes ausgesetzt ist, so war er hierin auch consequenter. Pückler hätte das Schiller'sche Epigramm wohl auf sich selber dichten dürfen: Aus Religion hatte er sich jeder bestehenden Religion abgewendet. Etwas von der Größe und Weite der deutschen Weltanschauung zu Göthe's Zeiten läßt sich bei dem Epigonen nicht verkennen; auch etwas Mystisches ist beigegeben, das von ferne an den Meister erinnert. Sein Gottglauben war unerschütterlich, und mit dem Pantheismus konnte er sich nicht befreunden; was er darüber an Heine nach der Veröffentlichung des „Romancero" und der Palinodie schrieb, ist höchst bezeichnend. Doch ist ihm sein Gott darum keineswegs der berufene Uhrmacher der Deisten. Es herrscht hier bei ihm jene wohlthuende Unbestimmtheit, die stets ein Zeichen feinerer Geister ist, die Existenz höherer Mächte anerkennt, ohne ihnen eine bestimmte Form oder Formel geben zu wollen. Das „Daß" stand ihm so fest, daß das „Wie" ihm höchst gleichgültig sein konnte. So auch glaubte er im Göthe'schen Sinne an die Fortdauer der Monade, und der Gedanke an eine frühere Existenz, wie der an eine künftige auf einem andern Sterne, ob mit oder ohne Erinnerung, kommt immer wieder, von den

ersten Jugendbriefen bis in die letzten Zeilen, die der sieche Greis mit zitternden Händen niederschrieb, hoffend, einst als Kunstgärtner wieder zu erstehen. Auch in den Vorkommnissen des täglichen Lebens ist oft bei dem leichtfertigen Weltmann wahre innige Frömmigkeit durchzuspüren, die indessen nichts von der feigen Zerknirschung des reuigen Sünders an sich hat. So schreibt er, ein Sechsundsechziger, in sein Tagebuch, nach einem jener nur zu häufig wiederkehrenden Zerwürfnisse mit seiner Lebensfreundin, die schönen Worte: „Ueber diese merkwürdige und heilige Krisis des Fünfzehnten viel nachgedacht. Hier muß ich eine äußere Einwirkung einer guten Macht erkennen, welche eine garstige Rinde, die sich um mein Herz gelagert, wie durch eine Art Wunder ohne irgend einen sichtlichen Grund so wohlthätig geschmolzen und nicht nur mich, sondern auch die andere Seele gänzlich im Guten geändert hat, wo dieselbe bösliche Verhärtung sich anzusetzen begonnen hatte. Dies ist Gnade; ich kann es auch in der rationalistischesten Ansicht nicht anders ansehen; denn weder in mir, noch in ihr war der Grund dazu vorhanden, wenn auch die Empfänglichkeit noch da war, die Unterstützung einer höheren Hand zu empfangen und zu segnen. Gott erhalte mir die wohlthätigen inneren Folgen dieses Tages, dies ist mein inniges Gebet."

Das ganze Verhältniß zu seiner „Schnucke", das zu jener Krisis und Versöhnung Anlaß gegeben, war von allen den scheinbar abenteuerlichen, innerlich wohlbegründeten Verhältnissen jener an solchen Excentricitäten so reichen Zeit das außerordentlichste. Selbst die Emancipirten der romantischen Zeit, die Caroline Michaelis und Therese

Heyne, die Dorothea Mendelssohn und Sophie Mereau, hatten sich auf nichts Gleiches eingelassen, wie die Tochter Hardenberg's — der Vater hatte ihr freilich ein sonderbares Beispiel gegeben —, verheirathete Reichsgräfin v. Pappenheim, mit Pückler. Zuerst verliebt er sich in die beiden Kinder des Hauses, die wirkliche und die Adoptivtochter, er weiß selber nicht recht, in welche, zugleich auch ein wenig in die Mutter.*) Diese, schon eine Vierzigerin, umfaßt ihn mit glühendster Liebe. Obgleich neun Jahre älter als er, läßt sie sich scheiden, um ihm die Hand zu reichen; er geht die Ehe ein, unter Reservirung seiner unbedingten Freiheit und des Rechtes auf jedwede und wiederholteste Untreue. Nach zehn Jahren scheidet sich das wunderliche Ehepaar, weil sie hoffen, der immer noch schöne Fürst könne eine reiche Erbin heimführen und so die zerrütteten Verhältnisse wieder ordnen. Ein M. de Foy existirte leider damals noch nicht, und die reellen Heirathsanträge in den Zeitungs-Annoncen waren noch nicht erfunden. So macht er sich denn selbst auf den Weg, erst nach London, dann nach Hamburg und Leipzig. Aufs genaueste unterhält der Geschiedene die Ex-Gemahlin von den Fortschritten und Hemmnissen seine Brautfahrt. Er ist im Grunde sehr zufrieden, daß es nicht geglückt, und kehrt ganz heiter und munter zu seiner Schnucke zurück. Wohl mochte er an eine befreundete Engländerin schreiben: „Dies geht gewiß über deinen Horizont, aber wir Deutschen sind odd people.“ Doch war dies selbst im Deutschland vor 1825 ein Beispiel

*) Ich halte mich hier an die gedruckten Quellen. Die mündliche Tradition erklärt diese verwickelten Familienverhältnisse ganz anders.

„unique“. Nach wenigen Jahren innigen Zusammenlebens geht er wieder auf Reisen, diesmal in die Wüste, bleibt fünf bis sechs Jahre weg vom Schlosse seiner Väter und von seiner treuen Lucie, kommt dann plötzlich wieder mit einer reizenden Sklavin, einem unwiderstehlich liebenswürdigen Naturkinde, dessen Gegenwart in Muskau aber der Fürstin keineswegs zusagt. Noch einmal nach dem Tode Machbuba's verliebt sich der sechzigjährige Don Juan, aber diesmal recht ernstlich — so meint er wenigstens — und erzählt der alten Freundin alle seine Liebesfreuden und Schmerzen, und wie er jetzt erst das einzige weibliche Wesen gefunden, mit dem er hätte glücklich sein können. Sie verdenkt's ihm nicht: die kleine Machbuba war die Einzige, die sie ihm nicht verzieh, offenbar weil sie die Einzige war, die Pückler wirklich liebte; die Eifersucht ist sehend, wenn die Liebe blind ist.

Nie war ein Verhältniß stürmischer als diese „Freundschaftsliebe“ — das Wort ist von Varnhagen — die beinahe ein halbes Jahrhundert andauerte. Lucie war ein leidenschaftliches Weib; die unsäglich anbetende Liebe, die sie für Pückler empfand, ließ sie, die in allem Uebrigen so Ueberstolze, ihre Würde vergessend, sich demüthigen, Alles annehmen von dem Geliebten: Untreue, Vernachlässigung, Rücksichtslosigkeit. Sie suchte sich zu begnügen mit der Rolle erst der Freundin, dann der Mutter; sie that ihr Möglichstes, „vernünftig“ zu sein, aber dieses ewige Sichzusammennehmen, dazu bei einem so überaus heftigen Temperament, wie es die Natur der Tochter Hardenberg's gegeben, mußte natürlich Explosionen hervorbringen, und sie brachen dann, wie es zu gehen pflegt, an anderer Stelle aus. Man sprach vom

Verkaufe Muskaus, man meinte die erkaltende Liebe des Freundes. Und doch war im ganzen Verhältnisse nichts Gemeines, innerlich Rohes; die Gesinnung beider war adelig wie ihr Blut. Pückler's Lage war eine schwierige. Sie wollte, konnte nicht lassen von dem Gegenstande ihrer letzten, innigsten, vielleicht einzigen Liebe, was ihr klarer Verstand ihr auch dagegen sagen mochte. Er hatte eine aufrichtige, tiefe Anhänglichkeit für sie, aber diese Anhänglichkeit konnte nicht so weit gehen, daß er sich selbst, seine Natur aufgab, vor Allem, daß sie ihn zur Lüge bestimmte. Die Aufrichtigkeit Pückler's ist in der That eine großartige, sie kann manchmal hart, rücksichtslos erscheinen, aber man sieht wohl, er kann nicht anders; seine Schuld war es gewesen, sich in ein solches Verhältniß einzulassen, es für möglich zu halten, aber er hat Lucien nie getäuscht, weder vorher noch nachher. Sie wollten das Unmögliche verwirklichen — eine intime Freundschaft und vollständiges Zusammenleben ohne Liebe. Er konnte seinen Verpflichtungen treu bleiben, und er war die Güte, die Herzlichkeit, die Offenheit selbst für die Freundin; sie dagegen hatte eine Aufgabe übernommen, die über Menschenkräfte, jedenfalls über die weibliche Natur hinausgeht, selbst dann, wenn der Schnee des Alters schon längst alle Leidenschaft abgekühlt haben sollte. Aber gerade Lucie blieb immer jung; sie nannte sich selbst und er nannte sie gerne scherzend die „Fünfzehnjährige", auch wohl das „Pulverfaß". „Du verbindest mit einem edlen Herzen und ausgezeichneten Verstande," schreibt er ihr einst so wahrheitsgetreu als schonungslos, „ein leider nie gezügeltes unglückseliges Temperament, das, ohne daß du es gewahr werden und zugeben willst, dir und Anderen das Leben ver-

bittert und sehr schwer macht. Die Beschaffenheit des Temperaments ist aber gerade dasjenige im Charakter eines Menschen, was bei stetem Beisammensein über Behaglichkeit und Unbehaglichkeit des Lebens am meisten entscheidet." So kam's denn gar oft zum Zusammenstoß, und noch der Sechzig- und Siebenzigjährigen mochte er schreiben: „So alt wir sind, bleiben wir doch nur wahre Kinder, die zuerst sich küssen und lieben, dann mit einander spielen und scherzen, dann sich streiten, dann sich die Puppen an den Kopf werfen, dann sich wieder weinend und liebend versöhnen und vor Reue zerknirscht sind. Voilà notre histoire qui se renouvelle toujours." Und so werden denn wohl auch die Leser dieser bizarren Correspondenz, wie Pückler es voraussah, zu dem Urtheil kommen: „Das waren sonderbare, leidenschaftliche Hechte, aber doch eine Art Philemon und Baucis."

Ueberhaupt wird man nicht umhin können, bei Lesung dieser excentrischen Correspondenzen sich immer und immer wieder über die merkwürdige Sicherheit des Blickes, die Selbstkenntniß und die Wahrheitsliebe des Mannes zu wundern und zu freuen. Er schmeichelt sich nie; im Gegentheil streicht er gewisse Seiten seines Geistes, wie z. B. seinen ganz französisch schlagenden esprit de réplique, von dem hier hundert höchst unterhaltende Beweise vorkommen, gar nicht genug heraus. Auch seines tollkühnen Muthes, seiner unerschöpflichen Großmuth, seiner nie ermüdenden Wohlthätigkeit rühmt er sich nie; während er sich seiner Fehler und Schwächen mit der liebenswürdigsten Offenheit anklagt. Seine Natur war voller Widersprüche, die er zwar selbst nicht lösen konnte, die er aber wohl kannte: der

Heldenmüthige und der lady-killer konnte „erblassen bei Anlässen, die der Schüchternste nicht begreifen kann, und ebenso oft erröthen über Dinge, welche die junge Frau am Hochzeitsmorgen nicht anfechten würden". Dieser personificirte Sensualismus — auch die Küche war eine der großen Präoccupationen Pückler's — war doch eine eminent intellectuelle Natur, und es war leicht zu sehen, „daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Imagination als Gefühl, mehr Rationalismus als Schwärmerei zugetheilt". Man sieht, er kannte sich sehr wohl; ebensowenig entgeht ihm die eigenthümliche Mischung von slavisch-französischer Lust am Sporengeklirre und Theatercostüm mit deutscher Sentimentalität und Selbstgrübelei, von celtischer Aeußerlichkeit und germanischer Innerlichkeit. Auch besaß er allen deutschen Enthusiasmus und alle deutsche Blödigkeit in gleichem Maße, wenn letztere vielleicht auch ein wenig aus deutscher Eitelkeit entspringt.*) Doch führte ihn ein so lange fortgesetztes Selbststudium nie auf den Gedanken, nun auch den so richtig erkannten Charakter modificiren zu wollen; denn, so sagt treffend und schön die Biographin des Fürsten, „indem er seinen Charakter fortwährend beobachtete und über ihn reflectirte, sah er ihn stets als ein Naturproduct an, das nicht umgeformt und in nichts verändert werden könne, wie er denn von seinen Vorzügen und Fehlern so aufrichtig sprach, wie wenn ein Anderer sagt: Es regnet, es blitzt, oder die Sonne scheint; als von

*) Man lese z. B. den psychologisch äußerst interessanten Brief an die Herausgeberin vom 29. November 1859 (Band IV des Briefwechsels, Seite 26 bis 31), worin er die Anomalien seines Wesens mit einer ganz einzigen Klarheit darlegt.

einem Naturereigniß, das man hinnehmen muß, wie es eben ist".

Pückler hat uns selbst seine äußere Erscheinung geschildert: wir haben alle von seiner Eleganz, seiner Schönheit, seinen gefärbten Haaren — er sträubte sich sehr gegen „diese Täuschung, die Niemanden täuschte" und die ihm seine Schnucke auferlegte — von seinen wunderbar unwiderstehlichen Augen gehört. Auch daß er fast immer beim ersten Anblick für einen Engländer gehalten wurde, ist Allen bekannt. Dürfen wir Caroline v. Fouqué glauben, so war er auch innerlich ein wahrer englischer Gentleman, und ich glaube, das Porträt, das sie eines Abends rasch hinwarf, als sie ihn „einmal wieder in seiner ganzen Großartigkeit" gesehen, dürfte das, wenn auch idealisirte, in höherem Sinne ähnlichste sein, das uns von ihm gelassen worden: „Er ist ein wahrhaft altritterliches Gemüth, das mit den Schätzen dieser Welt wie mit anderen freundlichen Lebensgenüssen als etwas Vorübergehendem spielt, und da von allen deutschen Volksstämmen die Engländer diese Eigenthümlichkeit unserer nordischen Altväter mit einem Theile ihrer Reichthümer am meisten bewahrten, so ruft Pückler's Erscheinung uns den englisch-deutschen Charakter zurück: er ist ein gemilderter Engländer, edel, großmüthig, ernst, ohne schroff und trocken zu sein."

Pückler sollte noch die endliche Wiedererstehung des Vaterlandes erleben; freilich ohne die Genugthuung zu haben, den französischen Feldzug von 1870 mitzumachen, wie er die von 1813 und 1866 mitgemacht. „In der Nacht vom 4. zum 5. Februar 1871 entschlummerte er sanft und schmerzlos im begonnenen 86. Lebensjahre. Oft hatte er

gesagt, er möchte am liebsten an langsamer, nicht zu schmerzhafter oder beängstigender Krankheit, nicht gewaltsam, sondern ruhig und „mit Grazie" sterben. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Seine Züge blieben schön im Tode, wie sie es im Leben stets gewesen waren. Das leuchtende Silberhaar umkränzte die hohe Stirn; Milde und Ruhe verklärten sein Antlitz."

Januar 1873 und November 1874.

Varnhagen, Rahel und ihre Zeit.

I.

Die Herausgeberin des Varnhagen'schen Nachlasses bietet uns heute das werthvollste Kleinod*) jenes einzigen Schatzes, der ihrer Obhut anvertraut ist und aus dem sie den zukünftigen Geschichtschreibern der deutschen Gesellschaft und der deutschen Sitten schon so Vieles — nicht gerade im Vertrauen — mitgetheilt hat. Wenig Staatsarchive bergen so interessante Documente, als jene Schränke, in denen der sorgsame und intelligente Sammler die Beute seines unermüdlichen Fleißes wohl geordnet zusammengestellt hat. Wenige enthalten so wenig Unnützes, obschon auch hier, wie's nicht anders sein kann, manches Unwesentliche mit aufbewahrt worden. Die Bedeutung dieses Archives — nach dem noch immer verschlossenen Götheachiv das bedeutendste Deutschlands — recht zu würdigen, braucht man sich nur die Zeit, in der es entstanden, und den Mann, der es angelegt, flüchtig zu vergegenwärtigen: die Zeit Göthes und Napoleons, die Schicksale und die Individualität Varnhagens.

---

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Band I. u. II. 1808—1812. (Leipzig 1874. Brockhaus.)

Durch die vierzehn Jahre ältere Rahel ist ihm auch das Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich die Romantik, vermittelt, wie er denn selber vielfach und gern mit Aelteren verkehrt. Kein irgendwie bedeutender Mensch seiner eignen Generation blieb ihm fremd; Arzt und Journalist, Soldat und Diplomat, hängt er durch seine Familienbeziehungen mit der größten Handelsstadt Deutschlands zusammen, studirt an einer kleinen Universität, lebt oft in Wien und Paris, meist in Berlin, ficht mit bei Wagram und Saint-Dizier, sieht hinter die Coulissen beim Wiener Congreß, figurirt als persona grata an dem Hofe eines Kleinstaates; den „Faust", die „Wahlverwandtschaften", „Dichtung und Wahrheit" sieht er erscheinen, und nimmt selber in der Literatur seines Vaterlandes einen hervorragenden Platz ein. Dabei beginnt er früh zu beobachten, zu sammeln, niederzuschreiben. So groß aber die gleichzeitigen Ereignisse und die gleichzeitigen Werke sind, so trefflich er die einen zu erzählen, die anderen zu beurtheilen weiß, sein Hauptinteresse bleibt der Mensch: — und auch darin gehört er so recht seiner Zeit an, die noch ganz im menschlichen, psychologischen Interesse aufging. Die Natur hatte aus ihm einen Psychologen machen wollen, wie sie geborne Botaniker oder Mineralogen hervorbringt; nicht einen philosophischen Psychologen der englischen Art, auch keinen ahnenden, sehenden, dichterischen wie Göthe; sondern einen beobachtenden, sammelnden, beschreibenden. Es gibt keinen Deutschen, der sich in den sechzig Jahren von 1775 bis 1835 irgendwie hervorgethan, über den man in jener einzigen Sammlung nicht gewissenhafteste, genaueste Notizen fände, oft autographische Stücke, oft sicher verbürgte Ab-

schriften oder Mittheilungen. Thäte Jeder von uns dasselbe, welche Fülle von Aufschlüssen würde uns nicht eröffnet über das innerste Getriebe der Dinge und Menschen!

Dabei ist der Sammler nicht nur genau und fleißig, scharfblickend und methodisch: er hat auch eine, keineswegs originelle noch prägnante, aber klare und angenehme Ausdrucksweise. Wo er sich vor dem Publikum zeigt, ist er elegant, à quatre épingles; als Biograph und Memoirist ist er das nicht übertroffene Muster in unserer Literatur. Im Leben mögen sich die Dinge anders dargestellt haben, und wird der Autor, ohne daß man ihm die Zeit gelassen, Toilette zu machen, vor die Oeffentlichkeit gezogen, wie's mit seinen Tagebüchern geschehen, so zeigt sich die Kehrseite der Medaille sofort. Jeder Sammler wird mit der Zeit Monoman. Die Sache hat aber ihre besonderen Bedenken bei einem Sammler von Menschenexemplaren: das psychologische Interesse wird ein so lebhaftes, daß man darüber jedes andere vergißt, auch das der betreffenden Exemplare selber, die man in seinem Museum aufstellt, ehe sie noch ausgeathmet haben. Varnhagen spricht — und Rahel muß es ihm mehrmals entschieden verweisen — mit Jedermann über Jedermann, sogar mit weniger Befreundeten über die nächsten Freunde und Verwandten, eine Gewohnheit, die — im Vorbeigehen sei's gesagt — als Folge jenes einst so allgemein bei uns verbreiteten phychologisch-menschlichen Interesses, sich noch mehr als angenehm in deutschen Kreisen erhalten hat. Dazu kam, daß in späteren Jahren getäuschter Ehrgeiz und die Abwesenheit der stets mildernden, immer auf's Höchste hinweisenden Rahel das Auge des Beobachters vielfach trübte. So ist's denn nicht

zu verwundern, daß die ersten Veröffentlichungen, welche gerade jene letzten Jahre betrafen, vielfach Anstoß erregten, mißstimmten oder eine andere, unreinere Art des Interesses erweckten, als es die Aufzeichnungen oder Brief- und Anekdotensammlungen aus früherer Zeit gethan haben würden. Ein Theil jener Mißgunst hat sich dann aber auf alle die werthvollen Veröffentlichungen erstreckt, welche uns seit 1861, wo Rahels Briefwechsel mit Veit erschien, bis heute in unausgesetzter Folge zu Theil geworden.

Man ist vielfach ungerecht und hart gegen die unermüdliche Herausgeberin gewesen, der man doch zu so großem Danke sich verpflichtet fühlen sollte. Wie schon bemerkt, war der Augenblick der Veröffentlichung der Tagebücher nicht eben gut gewählt: man stand der Zeit zu nahe, viele Personen lebten noch, das Werk an sich war das wenigst bedeutende, im Sinne des dauernden, tieferen Interesses, von allen, die der Nachlaß enthielt. Auch die folgenden Bände, welche uns so viel Lehrreiches über die Zustände des ersten Viertels unseres Jahrhunderts brachten, fielen, ohne Schuld der Archivistin, in die Hände einer Generation, die sich mehr für Staatsgeschäfte, als für Herzens- und Geistesangelegenheiten interessirte. Dazu hatte die allzu gewissenhafte Herausgeberin die Spreu nicht hinlänglich vom Weizen geschieden. Der Leser wird manchmal ungeduldig und verdrießlich, wenn er zehn Seiten durcheilen muß, um zu einem historisch oder psychologisch bedeutenden Briefe zu gelangen. Auch folgten sich die verschiedenen Veröffentlichungen, ohne nach Zeitabschnitten, Gegenständen, Gesellschaftskreisen geordnet zu sein; so daß man kein zusammengefaßtes Bild irgend einer Lebenssphäre gewinnen

konnte, sondern sich dasselbe selber zusammenstellen mußte. Kurz, die Nichte des Sammlers hat eigentlich nur das ganze Archiv, anstatt es einer Bibliothek zum Gebrauche einzelner Forscher zu übermachen, nach und nach dem gesammten Publikum im Druck überliefert. Betroffene mögen wünschen, daß dies ein halbes Jahrhundert später geschehen wäre: wir Zuschauer aber können der Herausgeberin, die uns diesen Schatz noch mitzugenießen gibt, anstatt ihn unsern Enkeln aufzubewahren, wahrlich nicht gram sein.

Die Bände, die uns heute geboten werden, und denen hoffentlich bald die Fortsetzung, vielleicht auch die ungeduldig erwarteten Briefe Rahels an Urquijo folgen werden, enthalten die Correspondenz Rahels und Varnhagens von 1808 bis 1812 einschließlich. Manches fand sich schon in der trefflichen, von Varnhagen selbst besorgten Auswahl von 1834 (Rahel. Ein Buch des Andenkens), die übrigens nur zum geringsten Theile aus den an Varnhagen gerichteten Briefen bestand, und beweist den liebevollen und intelligenten Takt, mit dem der Wittwer wählte. Doch durften natürlich diese bezeichnenden Stellen auch hier, wo das ganze Verhältniß entrollt werden soll, nicht fehlen. Der Briefwechsel ist anfangs äußerst lebhaft. Die Liebenden, die sich erst kurz vorher verlobt, schreiben einander täglich und ausführlich; von Berlin nach Tübingen, von Tübingen nach Berlin. Mißstimmung und Umstände, namentlich der Krieg von 1809, in den Varnhagen als Freiwilliger gezogen, vereinigen sich die Schreiblust zu dämpfen. Nach dem dreimonatlichen Wiedersehen in Teplitz (1811) belebt sich die Correspondenz von neuem, um indeß bald von neuem in ein langsameres Tempo überzugehen. Ende 1812

bringen die Verlobten zusammen in Berlin zu. Von Personen sind Jean Paul, Justinus Kerner, Uhland, Chamisso, Fouqué, Henriette Herz, Friedrich Schlegel, Gentz, F. Aug. Wolf, Beethoven, Stein, Clemens Brentano, Bettina von den weltbekannten Namen die öftest erwähnten und besprochenen. Interessanter sind uns die intimen Freunde, der derbe und tiefe Harscher, der hochherzige Marwitz, die anmuthig-muthige Josephine Pachta und ihr genüßlicher Meinert, die drei Schwestern Saaling — Regina, der Blaustrumpf, das muntere Julchen, Paul Heyses witzige Mutter, die schöne Marianne, die noch lange Jahre nachher Varnhagens Gemüth beunruhigen sollte —, und viele Andere von Werth oder Reiz. Die Rückkehr der Preußen in die Hauptstadt nach Tilsit, die Schlacht bei Wagram, die Pariser Begebenheiten nach Marie Louisens Vermählung, der russische Krieg sind die Hauptereignisse, die zur Sprache kommen. Die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, Jean Pauls Dämmerungen — dann aber auch frühere wie fremde literarische Erzeugnisse, namentlich französische — werden oft besprochen.

Das Urtheil so gebildeter, scharfsehender Menschen über Personen, Ereignisse und Werke zu hören, ist natürlich für den Leser ein nicht gewöhnlicher Genuß, und die Schilderungen des deutschen Lebens in jenen verhängnißvollen Jahren aus solchen Federn sollten für uns die Bedeutung haben, welche die Briefe Madame de Sévigné's und die Mémoiren Saint-Simon's in den Augen der Franzosen haben: es ist eine andere, viel bürgerlichere, viel mehr innere Welt, die des Deutschlands von 1808, als das äußerlich aristokratische Leben, das jene schildern;

die Talente und die Charaktere der Schreiber sind ebenfalls verschiedene, doch keineswegs untergeordnete: und das anekdotische, stilistische, historische und literarische Interesse erlahmt nie. Indeß bleibt der Hauptgegenstand des Briefwechsels immer das merkwürdige Liebesverhältniß der beiden Schreibenden: eine Art Duell aus der Ferne, bei dem sich Temperament und Anlage der Fechter in ihrer ganzen unbelauschten Natürlichkeit zeigen. Wenn es sich um Einblick in das innerste Leben eines einzigen Wesens wie Rahel handelt, so werden solche Enthüllungen zu Documenten über das Interessanteste, was es für den Menschen geben kann: die Natur des Genius.

II.

Was Varnhagen sechsundzwanzig Jahre später an Fürst Pückler über seine beabsichtigte Verbindung mit Marianne Saaling schrieb, gilt in noch höherem Grade von seiner Verlobung und Ehe mit Rahel: „Was darin uneben und wunderlich erscheinen möchte, gehört nicht uns an, sondern den thörichten Einrichtungen der Welt, denen wir freilich angehören; es ist nicht unsre Schuld, daß es für das Verschiedenartigste in dieser Armenanstalt nur die Eine Form gibt." Die Siebenunddreißigjährige und der Dreiundzwanzigjährige begegneten sich beide in jener Romeostimmung einer noch nicht ganz überwundenen Leidenschaft, welche das Gemüth so ganz besonders für neue und tiefere Neigung empfänglich macht. Rahels Seele vibrirte noch schmerzlich von der brutalen Berührung Urquijos, dessen südliche, rücksichtslose Leidenschaft der Naturdurstigen in einer durchgebildeten, von der Blässe des Gedankens an-

gekränkelten Umgebung imponirt, sie heftig mit fortgerissen hatte, bis die Aermste schauernd erwachte unter der rohen Hand, ihre hingeworfene Würde wieder zusammenraffte, sich selbst wieder fand. Da sandte ihr das gütige Schicksal einen Tröster im Harme, im tobendsten Schmerze ihres schmerzdurchwühlten Lebens und bald fühlte sie, freudig überrascht, die heilende Wärme nordischen Gemüths nach der versengenden Gluth südlicher Leidenschaft. Leicht täuscht sich der Mensch über den Werth der Menschen, die einer fremden Nation, dem andern Geschlechte, einer jüngeren oder älteren Generation, einer verschiednen Lebenssphäre angehören, bis er entdeckt, daß er nur Fehler um Fehler getauscht. — Der junge Varnhagen hatte sich in Hamburg mit der bedeutend älteren Mutter seiner Zöglinge, Fanny Herz, eng verbunden und kam noch unter der Herrschaft dieser Neigung nach Berlin, wo Rahel ihm bald Reicheres und Schöneres bot, ohne zu ahnen, daß sie damit ältere Rechte beeinträchtigte. Varnhagen, bei dem ein gewisser Mangel an frischer Sinnlichkeit nicht zu verkennen ist, scheint eine besondere Anlage zum Anschluß an mütterliche Freundinnen besessen zu haben; doch war die Verbindung mit Rahel nur scheinbar eine unverhältnißmäßige. Rahel's unverwüstlicher Jugend, ihrer ewig sprudelnden Geistes- und Herzensfrische, ihrer nicht schönen, aber anmuthvollen und elastischen Erscheinung trat der frühreife, schon vielfach umhergeworfene, fast überbildete, kritischgestimmte, stets urtheilbereite Jüngling fast als ein Gleichaltriger entgegen. Die Einheit und Ganzheit von Rahel's Natur überwältigte ihn: die schöne Wahrheitsliebe, der feine Verstand, das Anschmiegebedürfniß Varnhagens waren ihr mehr als wohl-

thuend. Beide bedurften eines Anhaltes: sie gegen die Welt, er gegen sich. Was dem jungen Menschenforscher am meisten fehlte, wovon er fühlte, daß es ihm fehlte, das schätzte er, wie's zu gehen pflegt, am höchsten: ursprüngliche Persönlichkeit. Was Wunder daß, als er das reinste Exemplar der von ihm durchforschten Flora gefunden, er es sich anzueignen strebte?

Doch war es nicht allein der analytische Verstand des vergleichenden Beobachters, welcher sofort die wunderbare Synthesis der unbefangen Dahinlebenden, Dahinwirkenden, Dahindenkenden erkannte; es war nicht allein das hier einmal dem Manne zu Theil gewordene receptive und reproductive Talent, welches sich von dem zeugungskräftigen Geiste der Freundin befruchten ließ; — ihr biegsam-unzerbrechlicher Stahlcharakter mußte ihm auch die fehlende Energie des Willens ersetzen. Sechs Jahre dauerte das Hin und Her, unter dem die Vielgeprüfte, sicherer Ruhe Bedürftige, unendlich litt: kaum weiß der schwankende Clavigo, sobald er nicht mehr unter der Macht der wirklichen Gegenwart steht, sich zu entschließen, zwischen ihr und Fanny zu wählen. Unterwegs versagt er sich nicht, jede Frauenneigung zu erregen, zu ernähren, zu genießen, solange nur die, doch viel leichter verziehene, Sinnlichkeit nicht hineinspielt; und er thut es kaum aus Gefallen am reizenden, koketten Geplänkel, sondern eigentlich nur aus ewigem Bedürfniß intimer Mittheilung und hätschelnder Theilnahme an seinen eigenen Seelenvorgängen und Erlebnissen. In der Lebensführung dieselbe Unsicherheit, dasselbe Nachgeben — Rahel nennt's einmal derb beim Namen „das Nachmachen“ — sobald ihn irgend eine Strömung

ergreift und fortzieht: gestern studirte er Medicin, heute denkt er an's Lehramt, morgen läuft er in den Krieg, auch nicht eigentlich aus ursprünglicher Begeisterung, sondern dem Reiz nachgebend „etwas Anderes" zu thun. Kurz er unternimmt alles Erdenkbare, und „nebenbei will er auch Rahel heirathen", wie sie es ihm treffend zu Gemüthe führt. Dabei hört er nie auf, nach Art solcher Naturen, Pläne zu machen, und zerrt die Geliebte damit wahrlich mehr als nöthig herum: verspricht zu kommen und kommt nicht, hält sie hin mit ganz bestimmten Zusagen; weiß weder mit Geld noch Zeit zu wirthschaften; läßt sich vom Aeußerlichsten bestimmen, indem er es sich als Nothwendigkeit einredet, es mit der ihm eignen Dialektik als Nothwendigkeit darzustellen versteht. Hört man ihn so klug reden und Alles auseinandersetzen, so meint man wohl, er sei im Rechte und beweise in jedem einzelnen Falle, daß er im Rechte sei; und doch, läßt man den Gesammteindruck auf sich wirken, so fühlt man, daß Rahel trotz ihres anscheinend vielverlangenden Egoismus die Berechtigte ist: „denn Recht hat jeder eigene Charakter". Varnhagen hört auf jedes Gerede hin, das er unter die Füße werfen müßte, stiftet selbst unwillentlich allerhand Unheil durch sein Gerede; gibt auch der gesellschaftlichen Eitelkeit mehr als billig Raum und opfert ihr stets das Wesen der Dinge — immer mit dem Bewußtsein, daß dem so ist: denn seiner beispiellosen Offenheit gegen sich selber kommt nur seine Klarsicht in sich selber gleich.

Selten hat sich ein Mensch weniger Illusionen über sich selbst gemacht, die Grenzen seiner geistigen Begabung, wie die Natur seines Charakters, richtiger erkannt; nie ist

der so Empfindliche beleidigt, wenn seine Rahel ihm die Wahrheit sagt, sogar kaum, wenn sie ungerecht gegen ihn ist; aber alle diese Einsicht in's Moralische weiß er nicht zu verwerthen, wie er die Einsicht in sein geistiges Wesen wohl zu verwerthen wußte. „Sieh, mein Gemüth ist ganz arm auf die Welt gekommen; und muß sich, wenn Andere in der Erdengesellschaft, jeder gleich Anfangs, einen Einsatz gegeben haben, scheu zurückziehen vom Spiel. Leer ist es in mir, wirklich meistens leer; ich erzeuge nicht Gedanken, nicht Gestalten; weder den Zusammenhang kann ich darstellen als System, noch das Einzelste heraussondern in ein individuelles Leben als Witz; es sprudeln keine Quellen in mir . . . Ich bin zum Franzosen geboren, der all diese Abgründe mit leichten Fallbrücken der Conversationssprache zu übergehen weiß. Aber in dieser völligen Leerheit bin ich immer offen; ein Sonnenstrahl, eine Bewegung, eine Gestalt des Schönen, oder auch nur der Kraft, werden mir nicht entgehen; ich erwarte nur, daß etwas vorgehe, ein Bettler am Wege."

So spricht er von sich selbst und mit dieser Erkenntniß ist er ein, in seiner Art vollendeter, ja einziger Schriftsteller unserer Literatur geworden. In Sachen des Charakters aber zieht man eben nicht so leicht Vortheil von der Erkenntniß, wie in Sachen des Geistes; lieber als man es unternimmt sich selbst zu halten, wünscht man von Andern „gehalten zu sein", wie er es ganz unbefangen von Rahel verlangt. Varnhagen hat auch moralisch alle möglichen passiven Tugenden, aber wenig active: er ist anhänglichtreu und läßt sich durch Niemand irre machen an der Geliebten; er erträgt mit liebenswürdigster Gelassenheit die allerderbsten Wahrheiten, die sie ihm zuweilen sagen muß;

er ist vor Allem die Nachsicht und Geduld selber mit der nervös Aufgeregten, die oft recht unbillig gegen ihn sein konnte; aber bei alledem ist er doch im Stande, sie öfter als nöthig durch sein Unterlassen, Säumen und Aufschieben in schlimmere Lagen zu versetzen, als er es mit positivem Thun vermocht hätte. Wohl weiß er, was er an ihr hat, was sie ist: ja, er übertreibt den Cultus, wenn er sie die dritte Lichtgeburt des jüdischen Volkes, aber größer als die zwei früheren, Christus und Spinoza, nennt; praktisch indeß läßt er sie denn doch einfach sitzen, wenn's ihm nicht in seinen Kram paßt, sie von dem Posten abzulösen, auf dem sie ihn mit peinlicher Ungeduld erharrt. Empfindlich und reizbar im höchsten Grade, dabei ebenso überaufrichtig gegen Andere als gegen sich selber — Rahel ausgenommen, vor der er offenbar ein wenig Angst hatte —, war er immer mit irgend Jemand im Zanke, oft ernstlich überworfen: so mit Marwitz, mit Brentano, mit Neumann. Doch brauchte es bei seinem angeborenen Gerechtigkeitsgefühl nur einer kurzen Weile der Ruhe, um der Nachsicht, ja der Langmuth wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Auch kennt er sich so wohl, daß er meist einige Tage wartet, ehe er einen irritirenden Brief beantwortet.

Vor Allem aber vergesse man nicht den Punkt, durch den er ganz seiner großen Zeit angehörte, die tiefe Bildung, die seinem Talente supplirend, seinem Charakter, wenn nicht bestimmend, so doch helfend, reinigend zur Seite stand: die Bildung lief ja damals nicht, wie meist heute, neben dem Menschen her, sie durchdrang und veredelte ihn. „Das ist ein gebildeter Mensch, schreibt ihm einst Rahel, der seine Anlagen bezwingt, wenn Natur nicht gnädig gegen

ihn war; der sie nur in sich einsieht; sie ermessend behandeln, ist einen Schritt weiter . . . Du stehst als der Gebildetsten Einer mit deiner Einsicht hoch über deinen Naturfehlern“. Und ermahnend fügt sie hinzu: „Hasse sie immer, nenne sie Dir, bekämpfe sie. Du liebst ja das Schöne so in Anderen, bist so gerecht, so tapfer in der Aufweisung und Schätzung ihrer Gaben: mache Dich selbst urbar, wo Dürre gelassen ist . . .“ Das hat er denn auch redlich gethan, und der Jüngling, dessen Talent schon an so vielen Stellen dieser vertrauten Briefe — in lebendigen Natur- und Sittenschilderungen, in meisterhaften Porträts und sichersten literarischen Urtheilen — hervortritt, ist in der That unser ausgezeichnetster Biograph und Memoirist geworden: d. h. das, wozu ihn die Natur berufen hatte. Und auch auf den Menschen hat diese Bildung gewirkt, obschon sie ihm freilich nicht geben konnte, was nicht in ihm war: ein ursprüngliches, naives Handeln. „Dämmerschein des Bewußtseins reicht bei ihm bis in die Tiefen, wo die Gefühle, die Entschlüsse geboren werden, und kränkelt ihnen im ersten Keime Bläße und Unbestimmtheit an“ (Victor Hehn über den nordischen Charakter in der schönen Schrift „Italien“); aber immer fester, treuer hat er sich an die Einzige angeschlossen, die ihm sein guter Stern zugeführt; immer entschiedener hat er die anderen Gestalten aus seinem Innern zu vertreiben gesucht, die jener ihren Platz streitig machen wollten. Wohlthuend von vornherein und durchaus ist schon die unbedingte Anerkennung, die der begabte Jüngling der Ueberlegenheit Rahels zollt. Hier wird der so oft der Eitelkeit geziehene Mann die Bescheidenheit selber. Nie fällt es ihm ein, sich

mit ihr vergleichen zu wollen: „Du gehst alle Sphären durch, während ich nur in wenigen wandle; aber wenn Du zu meinen kommst, findest Du mich doch stets; und gehst Du in ein Haus, wohin ich Dir nicht folgen kann, wart' ich ruhig an der Thüre." Daß aber eine Rahel unter so vielen ausgezeichneten Menschen den jungen Varnhagen ausgezeichnet und sich ihm angeschlossen, beweist mehr als Alles, was wir sagen könnten, den geistigen und sittlichen Werth des Jünglings.

Es war eine eigenthümliche Liebe, diese Liebe Varnhagens zu Rahel, und wohl mochte er ihr schreiben: „Ich habe Dich so lieb, so grenzenlos lieb und auf die innigste Weise, wie nicht Geliebte und nicht Freunde lieb gehabt werden, wie Dein Jünger und Verkündiger, und darin löst sich mir zuletzt jeder Gedanke an Dich auf, wie jeder aus dieser Quelle heraufsteigt . . . . . Du bist mir ja für mein Leben das, was einem frommen Christen die Bibel sein kann; überall denkt er an sie, bezieht auf sie die Begebenheiten und findet ihre Sprüche in Allem; sie umfaßt sein Wissen und den ganzen Kreis seiner Freuden und Leiden, sie wird immer mehr das Licht seines Lebens." So schrieb er ihr als Fünfundzwanzigjähriger, und noch zweiundvierzig Jahre später mochte der verwaiste Greis dem fürstlichen Freunde mit derselben vollen Ueberzeugung schreiben: „Vor neunzehn Jahren verlor ich Rahel und fühle seitdem unausgesetzt, daß ich mich ohne sie doch nur mit dem Leben behelfe, hinhalte."

III.

Die geistige Bedeutung Rahels ist so anerkannt, daß die neue Veröffentlichung das Urtheil der mitlebenden, wie

der nachfolgenden Generation nur bestätigen, nicht noch günstiger stimmen kann. Auch in dieser vollständigeren Ausgabe ist es, wie in jener Auswahl, die Fülle und Ursprünglichkeit der Gedanken, die Originalität, das Leben, die Schärfe der Sprache, die unbeirrliche Sicherheit des Urtheils über Menschen, Verhältnisse, Bücher, die Kunst der Erzählung, der Gefühlsschilderung, welche uns bezaubern, erfrischen, immer neue Ueberraschung bieten; ist es vor Allem die Tiefe der sittlichen und philosophischen, besser gesagt, der religiösen Weltanschauung, die Totalität einer ewig jungen, einzigen Persönlichkeit, welche uns gefesselt hält. Was wir aber damals nur ahnten, oder nur zwischen den Zeilen herauslesen konnten, das ist uns hier durch hundert kleine und große Züge bestätigt: daß der Charakter dem Geiste völlig ebenbürtig war: daß Varnhagen kühnlich und billig von ihr behaupten konnte: „Je wahrer und vollständiger man Rahel kennen wird, desto schöner wird sie dastehen! Ich weiß Alles von ihr, was ein Mensch vom Andern wissen kann, und ich sage mit reinster, kräftigster Ueberzeugung: unschuldiger, zarter, reiner, liebevoller, gütiger, aufrichtiger, rechtschaffener, frömmer und keuscher im höchsten Sinne habe ich keinen Menschen gekannt!"

Schreiber dieses hat früher einmal versucht, das Gesammtbild der Unvergleichlichen, der „geliebten Zauberin", zu zeichnen,*) und will hier nicht schon Gesagtes wiederholen, nur an den neuen so unendlich reichen Mittheilungen

*) Der Verfasser hat einen seiner in der „Revue des deux Mondes" veröffentlichten Essays über die Berliner Gesellschaft von 1789—1815 ausschließlich Rahel gewidmet; es ist der in der Nummer vom 1. Mai 1870.

möchte er zeigen, wie sie auch in der Liebe dieselbe war, als die wir sie in der Freundschaft, im geistigen Verkehr, im Patriotismus und im Menschlichkeitsgefühl kennen gelernt: durchaus eigenthümlich, wahr, ganz — eine der wenigen Erwählten, die Gott von Angesicht zu Angesicht schauen. Wohl mochte ihr Freund an Göthe schreiben: „. . . all ihr Geist, wie gewaltig er sein möge, verschwindet gegen das quellende Leben ihrer Brust! Ja, lassen Sie mich vergessen, wenn ich von meiner Freundin rede, daß ein hoher Geist in ihr wohnt mit allen seinen reichen Geschlechtern des Scharfsinns, Witzes, der Einbildungskraft und Vernunft, daß ein Urquell reinen, begeisterten Schauens der Natur und Geschichte ihr Gemüth durchströmt, und die Züge der edelsten Wahrhaftigkeit unvertilgbar in ihr aus allen Lügenbildern der Welt alsogleich hervordringen; viele Dichter und Weise bietet die Welt und mancherlei nicht schlechtere Wahl des Lobes und Ausschließens kann man treffen: aber die Unschuld und Kindlichkeit dieses wahrhaften Menschenherzens ist das Schönste, was jemals meinen Augen sich aufgethan hat." So ist ihre Liebe; da ist nichts Ueberspanntes, Krankhaftes, launenhaft sentimentales: „Sei versichert, ich denke oft, oft, bei jedem Vorfall, Wetter, Schein, Bild, ja bei gutem Essen an Dich. Wie sollte ich nicht! Du hast mich ja gelehrt in einer Atmosphäre von Liebe zu wohnen und alles berührt mich unheimlich und kalt ohne Dich. Ich kenne Dich ganz und liebe Dich und rechne auf Dich und auf Dein Fortschreiten in jedem Sinne. Kannst ja schon lieben. Keine Undankbare!"

Lieblichste Naivetät schwebt über Allem, durchdringt Alles; man müßte jede Seite citiren: ihre „Briefe sind

nicht nur kleine köstliche Geschenke, die sich Liebende geben, sie sind ein ganzes Vermögen, befrachtete Schiffe!" Frisch und heiter ist der Ton, aber auch leidenschaftlich: sie setzt „ihren höchsten Lebenspunkt in ihn, kann ohne ihn nicht mehr genießen, hatte nie, was sie in ihm besaß; den Geliebten, der es werth ist. Und hat, trotz der größten Leidenschaft, trotz der Krankheit des stärksten Herzens, nie einen Verlust gemacht, als der wäre, ihn zu verlieren". Sie ist ihm glühende Geliebte, zärtliche Schwester, geistreiche und anregende Freundin, sorgliches Mütterlein, treu helfende Gattin zugleich: mit Rath und That, mit ihrem Sparpfennig und ihrer Hände Arbeit steht sie ihm bei; sie pflegt ihn, wenn er ausruht, beschützt ihn gegen jeden rauhen Wind, wacht über ihn wie über ein liebes zartes Kind. Die Liebebedürftige, der in der eigenen Familie die Liebe nie zu Theil geworden, macht aus ihm ihre Familie: dieser männliche Geist und dieser männliche Charakter entwickelt hier die anmuthigste, rührendste Weiblichkeit; immer hülfreich; nicht nur verkörpertes Mitleiden, jeden fremden Schmerz im Innersten mitempfindend, nein, immer beeilt, ihn zu lindern: das selten schöne Schauspiel der mit Geist vereinten Güte: „Sehen, Lieben, Verstehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen, das große Sein verehren, nichts hämmern, erfinden und bessern wollen: und lustig sein und immer guter" — das war ihre Moral, man zeige uns eine schönere.

Da ist nichts Eckiges, Trockenes, Kaltes, nur Verständiges, und doch auch wieder nichts Dunkles, Ungefähres, Halbes; alles ist Klarheit, so in der Liebe, wie im Urtheil. Nie gefällt sie sich in der Täuschung, nie begeistert sie sich für das Falsche, den Schein, ein Wortgeklingel. Und sie hat

den Muth, die Wahrheit nicht allein zu sehen, sondern auch zu sagen: sich selber wie den Andern, selbst dem Geliebten. Unbarmherzig offen, ja streng ist sie mit ihm: zwischen Beiden ist nichts Verborgenes, Nichts, das sie sich selber weis machten: sie fürchtet nicht, ihn zu zanken, wie eine Mutter ihr Söhnchen; aber jedes noch so harte Wort athmet Liebe und kann drum nicht lange schmerzen, wenn's auch im Augenblick verletzt. Wie nichts Schwaches in ihrer Liebe ist, so nichts Weibisches in ihrer Weiblichkeit: sie hat ein großes Bedürfniß der Freiheit, und macht's geltend, sie will sich wohl geben, aber nicht aufgeben: sie will Freiheit lassen, aber auch Freiheit haben: wie Iphigenie die Göttin, so scheint sie den Geliebten zu erinnern:

„Mein Leben sollte
In freiem Dienste Dir gewidmet sein."

Sie ist darum nicht minder bereit, sich selbst, ihr eigenes Interesse unterzuordnen — hier sind hunderte von Beweisen dafür — nur muß sie sicher sein, daß die Sache der Mühe werth ist, daß sie sich etwas Wirklichem, nicht etwas Eingebildetem opfert. Sie gibt viel, aber sie verlangt auch viel: vor Allem die Wahrheit und Klarheit, die Entschiedenheit, die sie selber an den Tag legt. Wie sie stets weiß, was sie will, so möchte sie, daß auch der Geliebte stets wisse, was er wolle, und wäre es auch etwas minder Gutes. Nie auch wird man die innerlich Bescheidene auf dem Laster der Scheinheiligkeit betreffen: sie hat ein hohes Selbstgefühl und scheut sich nicht es zu zeigen. Mit vornehmem Stolz sieht sie auf die gemeine Masse der Frauen herab: „Sie sind so erstaunlich matt, beinahe unklug aus Zusammenhangslosigkeit. Und nehmen die Parallele

von sich zu mir so gewiß an, daß nur aus dem Zimmer laufen mich retten kann. Lügen thun sie auch, weil sie's oft so nöthig haben und weil Verstand zur Wahrheit gehört, und Lügen ennuyirt mich bis zur Krankheit: so ist auch meist ihr Unglück." Man sieht, wie jeder rechte Mensch, wußte sie, was sie werth war; und wollte ihr der Geliebte irgendwie in seiner halben Weise eine unwürdige d. h. unächte Rivalin geben, so nahm sie den Kampf auf gegen solche und ihre „verwickelten Verhältnisse — Folge, unumgängliche, einer unreinen Seele, eines dunklen Kopfes, und keines muthigen, immer edlen Herzens. Die, solche scheu' ich nicht mehr: es hülfe ihnen auch nicht einmal. Ich ehre sie nicht und bin tausendmal besser. Rein und ehrlich komme ich jedes Mal; ebenso, aber arm und gekränkt muß ich gehen." Das hat sie aber ein Recht zu sagen, denn sie ist tausendmal besser; ja sie darf sagen, wie sie's einst zu Veit gesagt: „Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element, im selben Rang und gehören zusammen ..... Mir aber war das Leben angewiesen."

Man hat wohl Raheln oft um dieses hohen Selbstgefühles willen der Ueberhebung geziehen; und noch vor Kurzem wurde es ihr als ein unerträglicher Hochmuth vorgeworfen, daß sie im Jahre 1831 bei der „gräuelmachenden, dumpfen" Annäherung der „infamirenden Krankheit", die sie nicht nennen will, in das naive Geständniß ausbrach: „sie habe entdeckt, daß sie der größte Aristokrat sei, der lebe". „Ich verlange ein besonderes, persönliches Schicksal. Ich k a n n an keiner Seuche sterben; wie ein

Halm unter anderen Aehren auf weitem Felde von Sumpfluft versengt. Ich will allein an meinen Uebeln sterben; das bin ich, mein Charakter, meine Person, mein Physisches, mein Schicksal.“ Und ein so wahres Gefühl dürfte man aus „Lumpenbescheidenheit“ — das Wort ist von Göthe — nicht gegen einen intimen Freund aussprechen, weil es unserem demokratischen Gleichheitsbedürfniß in's Gesicht schlägt! Da sagen und reden die „modernen“ Leute so viel von der Geistesaristokratie; die ließen sie gelten, nicht aber Geburtsadel u. s. w. — als ob nicht aller Adel Geburtsadel sein müsse, auch der des Charakters und des Geistes, dieser gerade mehr als irgend ein anderer. Oder erwirbt man Talent, Willen, Muth, Liebenswürdigkeit? Verehrt und liebt die Welt das Erworbene etwa mehr als das Angeborene? Den Parvenu mehr als den Nachkommen reicher Voreltern, den gewissenhaften Arbeiter mehr als das Genie? Adel heißt gerade das Angeborene, Ererbte, nicht das Errungene: niemand spricht von einem Adel der Gelehrsamkeit, einem Adel der Sparsamkeit; wohl aber von einem Adel der Gesinnung, des Geistes, des Besitzes. Es scheint wirklich zuweilen unfaßbar, mit welchen leeren Phrasen sich die liberale Welt von scheinheiligen Neidern abspeisen läßt. Kommt dann einmal ein Mensch von unzweifelhaftestem Geistesadel und vindicirt seine Rechte, so tritt der Pharisäismus sofort recht grell zu Tage und man sieht, daß die Berechtigung der Aristokratie keineswegs aus Gerechtigkeitsgefühl bestritten worden, sondern einzig und allein aus instinctivem Haß gegen jede Ueberlegenheit. Nennt aber gar ein solcher Aristokrat das Kind bei seinem Namen, heißt ein Göthe die Mittelmäßigkeit „Pöbel“;

erklärt ein Bismarck, daß in diesem Jammerthal Macht mehr vermag als Recht, und daß gewisse Fragen nicht durch Worte, sondern nur durch Blut und Eisen entschieden werden; sagt eine Rahel, daß die große Masse der anständigen Lügenweiber „Canaille" sind, — ja, dann schreit die Welt Zeter über die Cyniker, die Paradoxenjäger, die Hochmüthigen. Und wie mit der „Geistesaristokratie", so stehts mit der „öffentlichen Meinung", der „moralischen Eroberung", der „Selbstregierung", der Ministerverantwortlichkeit" und hundert anderen eben so hohlen Schlagwörtern unserer Zeit, die stets nur die Form, nie das Wesen treffen. Doch dies gehört schon in ein andres Capitel, das man mir bei dieser Gelegenheit kurz zu berühren erlauben wolle.

IV.

Wie fremd muthet uns doch die Atmosphäre an, die sittliche und literarische, religiöse und politische, in welche uns dieser Briefwechsel wieder einmal versetzt: man sollte manchmal meinen, Jahrhunderte trennten uns von der Zeit, wo man so dachte und fühlte, so aussprach, was man dachte und fühlte. Wie oft will es uns da bedünken, als ob unser vielgepriesener Fortschritt, im höheren Sinne genommen, ein nur gar zu bedenklicher Rückschritt sei; unsere sicheren wissenschaftlichen Methoden, unsere feste und selten mehr verletzte Ordnung der Ehe und Familie, unsere klaren Begriffe von Religion, unser mächtiges Staatsgefühl erscheinen uns dann wohl als um allzuhohen Preis erkaufte Güter; und wir fragen uns, ob denn wirklich Alles dabei Fortschritt ist. Jede Zeit schreitet ja rückwärts in einem Sinne.

Jede reagirt gegen die Uebertriebenheiten der vorhergegangenen Zeit, übertreibt ihrerseits diese ihre Reaction und ruft eine neue gegen sich selber hervor. Auch jene Epoche der schönen und freien Menschlichkeit war eine Reaction gegen die engen Bande, in denen Schule und Sitte, Glaube und Staat gelegen hatten, wie unsere sich zusehends verengende Weltanschauung eine Reaction gegen die allzuweite Auffassung und Betrachtung der Dinge ist, die jenen Tagen eigen war. Varnhagen schrieb im Jahre 1835 die merkwürdigen Worte:

„Ich bin gewiß, daß eine Zeit kommen wird, wo der größte Theil unserer jetzigen, conventionellen Sittlichkeit nicht mehr gilt, wo man über Vorstellungen und Regeln, die uns jetzt allgemein beherrschen, lächelt oder die Achseln zuckt. Alle Verhältnisse der Neigung, der Leidenschaft, der Liebe, der Ehe werden einst aus andern Gesichtspunkten angesehen werden, als jetzt. Das Falsche und Heuchlerische, was jetzt in Ehren ist, wird dann verächtlich sein; das Wahre, Aufrichtige dagegen, dessen man sich jetzt schämen muß, wird in Ehren stehen.“

Die ganze, an sich nicht unrichtige, Bemerkung hätte nur auf die Vergangenheit, anstatt auf die Zukunft, angewandt werden müssen. Varnhagen war, als er sie niederschrieb, schon zu sehr von der Alles verwirrenden politischen Leidenschaft unserer Zeit ergriffen, um sehen zu können, daß eben diese politische, national-liberale Anschauungsweise, welche die vorherrschende unseres Jahrhunderts ist, jene goldene Zeit der sittlichen und gesellschaftlichen Freiheit, die er herbeiwünschte, immer weiter hinausschieben mußte. Daß die Vergangenheit diesem Ideale näher gewesen, als die Gegenwart, sah er wohl auch selber in geistesfreien Stunden. „Wer die Zeiten von 1806 mit den jetzigen vergleichend

darstellte, welche Klüfte fände der zu überspringen," schrieb er 1831 an Freund Pückler. In solchen Stunden, als Rahels großer Geist noch lebendig auf ihn wirkte, ging ihm dann wohl die wahre Größe jener Zeiten (etwa von 1775—1810) auf, welche durch die geronnenen Formen der Literatur und Sittlichkeit, der Religion und des Staates hindurch das Wesen erschauten und es zu nennen, zu bekennen wagten. Denn sie erkannten die ewige Einheit der Natur und des Menschen in den verschiedenartigsten Erscheinungsweisen, beurtheilten diese ewige immer gleiche Wesenheit nicht nach den unstäten, wechselnden Conventionen, die wir für ewig halten, weil sie oft ein paar elende Jahrhunderte ausdauern, und die wir, gleich allen sich krystallisirenden Gesellschaften, an die Stelle des Wesens zu setzen beginnen, aus Beweggründen, die freilich auch ihre gute Berechtigung haben.

Nicht als ob jene Zeit nicht auch noch ihre Conventionen und Vorurtheile gehabt, welche, schon erstarrt, aus einer andern Zeit in jene hinüberragten; aber sie wurden nicht angebetet, vergöttert, wie wir es mit den unseren thun. Recht im Gegentheil trug man sie unwillig, bekämpfte sie mit Schrift und Wort, lehnte sich auf gegen sie durch kecke That: uud sie waren altersschwach, wichen jedem Drucke des aufstrebenden Individuums; während unsere, robust und voll frischen Lebens, das Individuum unter ihr Gesetz beugen. Und es waren die Besten jener Zeit, welche sich der gesellschaftlichen Rücksicht nicht unterwarfen, dem inneren Drange zu folgen wagten:

„Immer toller, ruft Rahel, alle Tage wahnsinniger kommt es mir vor, je mehr ich die Welthändel sehe und bedenke, daß man

seinem innersten Herzen nicht lebt. Dies zu thun hat solchen schlechten Ruf, weil simulacres von ihnen herumlaufen. Ihren elenden verwirrten Sinnen und Einsichten und ihrem Geize nach falscher, hohler, sie bestrafender Ehre folgen die Leute; das betiteln sie ihr innerstes Herz."

Und Rahel dachte keineswegs allein so; mußte sie ja doch selber gestehen, daß, für ihre Bildungskreise wenigstens, kaum noch Vorurtheile bestanden in Deutschland*). Aber eben, weil nicht Alle sich mit Rahels wunderbarer Keuschheit und Reinheit über die gesellschaftlichen Vorurtheile hinaussetzten, wurde jene freiere Menschlichkeit der Nation so gefährlich, rief sie eine so scharfe Reaction hervor. Eine Rahel durfte sagen, wie ein Göthe es gedurft hätte: „einer schlechten Ehe würd' ich mich nie fügen; denn wer meinen innersten Beifall und meine Neigung verletzt, behält mich nur als eine Gefangene, und das müßt' ich sagen, weil ich's wüßte und da nicht lügen könnte, wo Nichts als Wahrheit schön sein kann." Aber nicht alle waren Rahels oder Göthes: auch der Eitelkeit und Selbstsucht, der rohen Sinnlichkeit und dem Wankelmuthe waren die Fesseln zu eng und ganz anders gestalteten sich die Dinge, wenn eine Therese Heyne oder eine Sophie Tieck, als wenn eine Caroline von Lengefeld, ja selbst eine leidenschaftlich glühende, aber immer wahre und edle Natur, wie Charlotte von Kalb, sich gegen die socialen Schranken auflehnten und die morschen mit der leisesten Bewegung zertrümmerten. War doch das

*) „Denk Dir, Varnhägeken — oft nennt sie ihn auch Schnäutzke —, ich hatte gleich ein so schnelles, plötzliches, allverhinderndes Vorurtheil, wie man's gegen Juden hat — nicht weil ich eine bin, sondern weil wir in Deutschland doch kein anderes (Vorurtheil) haben."

Ehebett in jener Zeit zu einem wahren Taubenschlag geworden: man flatterte hinein, heraus, nach Belieben. Was bei den edlen Naturen ein Wahrheitsbedürfniß, das diente den niederen als ein Freibrief für die nackte Laune.

Und nicht nur frei und doch edel zu handeln, auch edelfrei über Dinge zu sprechen, welche von Andern verschwiegen werden, muß man es thun wie Rahel: „großartig, — — — über jede Ziererei und eitle Scheinsamkeit erhaben, frei und wahr." Man mußte wie sie, nicht in der Mißachtung der Vorurtheile an sich schon eine große und schöne That sehen, sondern die Motive und Charaktere zu würdigen wissen, welche solche Mißachtung herbeigeführt. Wie streng urtheilt sie gerade über die bewußte, freche und anspruchsvolle sittliche Emancipation der meisten Weiber des romantischen Kreises, wie milde und billigend dagegen über Gräfin Pachtas muthigen Schritt, die Rang und Ansehen opferte, um ihrem Meinert zu folgen; wie wenig Anstoß nahm sie an Philine-Paulinens genialen Freiheiten, an Auguste Bredes Verhältniß zu Graf Bentheim, an dem liebenswürdig-natürlichen von Gentz zu Fanny Elßler! Diese waren eben alle wahr, ursprünglich, folgten ihrer eigensten Natur und diese Natur war nicht unedel: das genügte ihr, wie Göthen, wie es jedem wirklich menschlichen Menschen genügt. Rahel schaut eben immer direct die Menschen und die Dinge selber an; ohne je alle möglichen mittelbaren Vorstellungen von Sittlichkeit, Nationalität, Religion, Partei u. s. w. zwischen sich und den Gegenstand kommen zu lassen, und da übersieht sie denn gern und oft einen, nach conventionellen Begriffen recht incorrecten Lebenswandel, wenn nur eine ächte Persönlichkeit diesen Lebens-

wandel führt. Das ist nun freilich gar selten bei deutschen Frauen, die leicht untergehen, wenn sie über die Sitte hinausspringen; desto häufiger aber bei deutschen Männern. Keine Nation kann so viele Männer aufweisen, die bei aller Mißachtung jeder conventionellen Sitte, ja bei vollständigem Verkommen, äußerer Verwilderung und gänzlicher Haltlosigkeit in der Lebensführung, sich einen so unverwüstlichen Kern bewahrt haben an geistiger Potenz, an feinem Gefühl und an höheren Interessen: einen Funken des Gemüthes und Geistes, den die Ueberschwemmung des übrigen Menschen nicht zu erlöschen vermocht hat. Jene Zeit zählte manche solche Männer; einigen verdanken wir herrliche Werke der Dichtung und Wissenschaft; auch heute sind sie noch nicht ausgestorben und sie beweisen mehr als unsre tugendhaftesten Staatsbürger und „tüchtigsten" Professoren für die wunderbare Elasticität und Kraft der deutschen Natur: Ueberall sonst würden solche Menschen ganz untergehen.

Neben solchen, immerhin bedauerlichen, Ausnahmen aber stand der bessere Theil der Generation, wahr und schön, rein und frei, unbedürftig des äußeren Haltes, um im besten Sinne sittlich zu sein: war sie doch stets auf das Höchste gerichtet, unempfindlich, im Reichthum des geistigen Lebens, für die Aermlichkeit des materiellen Daseins, nachsichtig gegen menschliche Schwäche, begeistert für menschliche Größe, überzeugt ohne Intoleranz oder Parteigeist, kühn ohne Frechheit, unbewußt ihres eigenen Werthes.

V.

Nicht anders steht jene Zeit der höchsten Blüthe deutscher Wissenschaft und Dichtung unserer heutigen Ge-

lehrten= und Literatenwelt gegenüber: etwa wie die freien Reichsstädte des 16. Jahrhunderts denen des 18. Welche Rolle spielte noch das Individuum in der Zeit Fr. A. Wolfs, Savignys, W. von Humboldts; wie ist dagegen Alles collectiv geworden in unseren wissenschaftlichen Bienenkörben, mit unseren vervollkommneten Methoden, unserer Arbeits= theilung, unserem literarischen Zunftwesen. Wie weit ent= fernt war die freie Bildung jener Tage von der heutigen Vergötterung der Fachgelehrsamkeit und der heutigen Miß= achtung des unzünftigen Studiums*). Der drückenden Atmosphäre der Polihystorie entronnen, athmete jenes Ge= schlecht wieder aus voller Brust: ein frischer Luftzug origi= neller, persönlicher Gedanken ging durch die deutsche Wissen= schaft, belebte das todte Wissen, kehrte die Systeme, Schulen, Parteien auf eine Zeit hinaus aus dem geistigen Leben der Nation: man gab wieder einmal zu in Deutschland, daß „nicht alle Menschen Handlangergeister haben und in Büchern stöbern können im ganzen langen Tag . . . . .

*) Man höre nur, wie man in deutschen Hörsälen von den Forschungen eines Augustin Thierry oder Grote spricht, denke an den Hohn, mit dem die gelehrten Zeitschriften Schliemann's Hypo= these empfingen, an die vornehme Weise, in der man von Varn= hagen selber spricht, der freilich, so wenig wie Sainte=Beuve, einer Universität angehörte; dagegen, wie der große französische Kritiker und Biograph, die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in Person war, zu schreiben verstand und weltmännischen Blick hatte. Man verwechselt eben diese Art Literatur in unsern maßgebenden Kreisen noch immer mit „Dilettantismus“; es wäre gut, man läse von Zeit zu Zeit Göthes schöne Skizze über den Dilettantismus nach, um zu lernen, wo der wirkliche Unterschied zwischen dem Künstler — auch der Geschichtsschreiber und Biograph ist Künstler — und dem Dilettanten liegt.

eine Art Ruhm zusammenzutragen, von dem sie sich nachher nähren können, wie Würmer vom Staub". Wohl reichen die Wurzeln unserer Gelehrtenvegetation, wie die unserer Feuilletonsparasiten — zwischen welchen beiden ein zugleich freies und gediegenes Schriftthum so viel Mühe hat aufzukommen — bis hinauf in jene Zeiten und, während ein Friedrich Schlegel mit genialem Blicke neue Gebiete entdeckte, mit kühner Hand neue Horizonte eröffnete, saß sein „stumpfer, kranker" Bruder schon da und kramte im Detail, für Rahel „ein complettes Räthsel: das Gehirn muß ihm ja dabei austrocknen, verbrennen; es muß ja alle Functionen des ganzen Kerls verrichten". Auch die Anfänge jener historisch-kritischen Orgie, der sich unser Jahrhundert hingegeben, reichen bis zu jener Zeit hinauf, und Rahel erkannte sie sofort, zeichnete ihre Priester für immer in jenen Kunsthistorikern: „Die stimmen sich erst katholisch, katalogisch, chronologisch, papstmittelalterlichgeschichtlich; und dann legen sie los; zeigen unsern Augen und den Griechen den Platz an und zeigen dem der Sinne hat, w e l ch e ihnen fehlen. Sinne, Sinne, die fünf Sinne!"

Allein dies waren eben nur Anfänge, Ausnahmen: das Charakteristische jener Generation war, im Literarischen, wie im Sittlichen, das Vorherrschen des Individuellen: heute ist's das Allgemeine, was bestimmt. Auch hier galten weder Regeln noch Gesetze, sondern nur „dem innersten, süßesten Hange" folgte man: und durfte man folgen, da es, Alles in Allem genommen, ein edler Hang war.

„Laß Dich g a n z gehen, wenn Du arbeitest", schreibt Rahel dem jungen Geliebten; „denk an keinen Freund, an kein Muster, an die

großen Meister nicht — als um zu vermeiden — an kein Drucken, an Nichts! . . . Stelle Dich dar, Alles was Du siehst und so wie Du's siehst . . . Nur dies ehrst, vergötterst Du, die Welt und ich, in Göthe, Shakespeare, Cervantes und in allem Großen, daß es sich darstellt; noch Einmal, wie es die Natur that. — — Schwache Nachahmer vergessen aber sich und wollen eine Welt ohne sich darstellen. Solche gibt es nicht!"

Mehr oder weniger war dies der Sinn aller unserer Großen in Wissenschaft, wie in Dichtung: heute sind wir Alle Schüler, Nachfolger, und thun uns noch was darauf zu Gute, rühmen uns recht laut, dieser oder jener Schule anzugehören. Wer nennt noch, wer kennt noch die Namen der Schüler Lionardos, Michel Angelos, Tizians? Was hat die Kunst durch sie gewonnen? Freilich auch die Meister waren Schüler gewesen, hatten nicht ganz von vorne angefangen — Niemand thut's —; aber das Beste, was sie der Welt gaben, war eben nicht das von der Schule Erhaltene, sondern das in sich Gefundene: man vergaß über dem Meister den Schüler; wir werden aber alle keine Weber mehr. Wehe der Persönlichkeit, die in unseren Zeiten, trotz der Schule, gegen die Schule sich geltend machen wollte, wie einst Herder: man denke an Schopenhauers Schicksal, und wenn der ein Menschenalter früher geschrieben hätte.

Heute hat Jeder seinen Platz angewiesen, sein bestimmtes Rad in der Maschine zu bewegen: daher denn die unwiderstehliche Gewalt dieser Maschine, aber auch die Verminderung des Einzelnen und seiner Unabhängigkeit. Damals ging der Schriftsteller im Menschen auf, heute geht der Mensch im Professor auf — denn unsre Schriftsteller sind ja alle mit wenig Ausnahmen Professoren.

Dasselbe gilt freilich vom Heere, dem Staate, der Kirche — nicht von der Religion —; aber diese menschlichen Thätigkeiten sind eben ihrem Wesen nach collectiv, während das Schriftthum vornehmlich auf dem Individuellen beruhen sollte. Heute aber ist auch hier die Beschränkung und Unterordnung des Individuums zu einer Art von Gesetz geworden: nicht mehr die eigne Ausbildung scheint seine Aufgabe, sondern der Dienst im Interesse eines Allgemeinen, am öftesten des Staates und der Schule.

Darum hat unsere Generation noch keineswegs allen Tugenden der deutschen Natur entsagt: noch lebt auch in unserer Gelehrtenwelt jene Tiefe und Allgemeinheit der geistigen Interessen, jenes liebevolle Aufgehen in der Sache, jener uneigennützige Fleiß, welche die eigentliche und eigenthümliche Größe des deutschen Geistes ausmachen, wenn ihnen auch nicht mehr jenes allezeit offene Verständniß des Fremden und jenes freudige Anerkennen der Persönlichkeit, wie damals, zur Seite stehen. Auch die wahre sittliche Größe des deutschen Charakters hat der moderne Parteigeist nicht zu ersticken vermocht: noch lebt in vielen Gemüthern, nur ohne sich gegen die lauten Mächte des Tages hervorzuwagen, jener alte deutsche Idealismus, jene tolerante Vorurtheilslosigkeit, jenes lebhafte und wahre Naturgefühl, jene innere Anmuth und Feinheit des Gefühls unter der rohen Außenseite, welche sich vor siebzig Jahren noch unbefangen zeigten und die Fremden — wie Campan, Madame de Staël, Custine — unwiderstehlich bezauberten. Freilich besser und angenehmer wäre es gewesen, wenn auch die allzuschlichte und ungefüge Außenseite jener inneren Grazie etwas entsprochen, sie sofort den Blicken verrathen hätte,

und man begreift die Klagen Rahels über das Berliner „Krop“ — das Grob war ihr nicht genug; sie mußte es gleichsam onomatopöisiren. Sie hätte ihren Landsleuten gar gerne die Sicherheit und Unbefangenheit der alten Culturnationen gewünscht, die Schnelligkeit, mit der bei solchen, ganz in Uebereinstimmung mit dem Darwin'schen Physiognomiegesetz, die Gemüthsbewegung sofort ihren bestimmten angemessensten Ausdruck findet. Sie war im Auslande gewesen, hatte viel mit Ausländern verkehrt, wußte wohl, worin sie uns nachstehen, verlangte auch gar nicht die nur conventionelle Politur. Aber doch seufzte sie und selbst Varnhagen, der Patriot, „nach Franzosen und ihren feinen Sitten“, vergötterte „die gute Lebensart, die schützt und besänftigt und gleichsam die vorläufige weitpoussirte Grenzoccupation vorstellt, innerhalb deren nun die Cultur des neuen Bewohners anfangen kann.“ „Hier,“ sagt er von Schwaben, hätte es aber auch von andern Provinzen des Vaterlandes sagen dürfen, „ist weder Bildung, noch Sein, noch die Kraft roher Natur, sie haben in ihren Gemüthern die alten Wälder ausgerodet, ohne noch Aecker und Gärten an die Stelle gesetzt zu haben; und überall ist feuchte, unentschiedene, halbwilde Fläche.“

Man sieht: was sie mißten, war etwas Anderes als bloße Formen. Sowie der von den Fremden so lebhaft empfundene und so scharf gerügte Mangel an Comfort in Deutschland weniger in den mikroskopischen Verhältnissen deutscher Waschbecken und Betten bestand, als in der ganzen Geschmacklosigkeit und Aermlichkeit des materiellen Lebens, so war es nicht irgend ein zufälliger Ausbruch der Rohheit, der sie verletzte, sondern die ganze Linkischkeit des

Auftretens, bald dreist, bald demüthig, selten ganz unbefangen. Der Deutsche war und ist noch vielfach in der Kunst der Geselligkeit, was in der Musik ein unerfahrener Sänger mit schöner Stimme. Entweder gibt er sie ganz, ohne sie zu moduliren, oder er ist so sehr mit den rhythmischen Zeichen, Noten und Schlüsseln beschäftigt, daß er nicht mehr er selber ist. Der Deutsche hatte und hat wohl schon das Zeug dazu, ein sehr interessanter Gesellschafter zu werden; aber er besitzt die nöthige Technik nicht. Daher die Affectation der deutschen Frauen, welche keine Natürlichkeit des Verkehrs aufkommen läßt; die „Gemüthlichkeit" der Männer, welche nicht den leisesten Zwang ertragen kann. Das anregende Gespräch zwischen verschieden Gesinnten, welches so recht eigentlich das Wesen der Geselligkeit ausmacht und welches Rahels Lebenselement war, ein wirkliches Bedürfniß, artete hier beinahe stets in heftigen Zank oder trotziges Schweigen aus, wie wir's selbst bei einem so gebildeten Menschen wie Varnhagen sehen; während dort die Abwesenheit eines wahren und empfundenen Interesses an dem Gegenstand der Unterhaltung dieselbe zu einem kalten Austausch leerer Formeln machte, worüber sich die arme Rahel, die immer ganz in der Sache aufging die sie beschäftigte, ob's nun die Fichte'sche Philosophie war oder ein Kartenspiel oder eine Stickerei, nicht genug ärgern konnte.

Darin war sie eben durchaus nicht deutsch; wie sie's auch im Styl nicht war. Der war nie pedantisch, noch auch im Grunde nachlässig, nie rhetorisch noch unschön: ihre Briefe geben uns ein reines Bild ihres Gesprächs: die schöne, leserliche, fließende Handschrift ohne irgend eine

Correctur verräth dem Beschauer wie Alles voll vorwärtsströmte, ohne sich je zu überstürzen. Wir haben außer ihr eigentlich nur einen Schriftsteller, der schreibt wie man spricht: Lessing, und der gibt uns eher das discutive Gespräch, als die einfache Causerie, wie Sainte-Beuve treffend seine herrlichen Essays nannte. Rahel thut's; sie erzählt, urtheilt, gibt ihre Empfindung wieder, als säße sie allein mit dem theilnehmenden, gebildeten, intelligenten Freunde, oder auch mit mehreren, die sie anregen ohne ein Auditorium auszumachen. Dieser conversationelle Styl, an dem unsere Literatur so arm ist, der auch vielfach bei uns als unerlaubt, weil cavalier, betrachtet wird, während er doch mehr als jeder andere Tact und Geschmack in der Wahl des Ausdruckes erfordert, ist freilich nicht überall am Platze; wo er's aber ist, da hat er einen einzigen Reiz: denn er athmet Leben und erweckt Leben.

VI.

Auch in der Religion war jene Zeit, war Rahel, — die uns als der höchste weibliche Ausdruck jener Zeit gelten kann, wie Göthe der höchste männliche Ausdruck derselben war, — auch in der Religion waren jene Erwählten auf einem weit höheren, freieren Standpunkte, als wir es sind. Wie sprach Rahel, die Jüdin, von Christus; wie aber auch wiederum von „Paradies und Engeln; ihren Feinden!" Wie stehen diese Menschen über aller Orthodoxie und allem Pfaffenthum, und wie himmelweit sind sie doch entfernt von dem Cultus der Göttin Raison und der fünf Göttlein Sinne, der im entgegengesetzten Lager herrscht, und für welchen das Nichtbegriffene und Nichtbetastete auch das

Nichtexistirende ist! Sie brauchten keinen Namen „umnebelnd Himmelsgluth“, um andächtig und brünstig zu beten zum „Allumfasser, Allerhalter“. Religion haben im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist für Rahel eine „Schule bei den Menschen, die das nächste, von Gott Gegebene nicht zu fassen wissen mit ihren Sinnen, zu halten mit einem gottgekräftigten Herzen“. Sie war weder Pietistin, noch Unitarierin, ging in keine Kirche; aber überall im Leben ahnte, fühlte, wußte sie höheren Zusammenhang, und das ist wahre Religiosität, in des Wortes etymologischer wie philosophischer Bedeutung. „Ich schiebe Nichts auf Menschen. Ein höheres Gebiet regiert dies. Dies ist meine ganze Religion. Darin leb' ich.“ Und wiederum: „Ich dachte über die ganze Masse der Menschenbildung und ob wohl alle Essenz davon, das höchste Entzücken edler, reichbegabter Menschen aneinander und jeder andre erhellte, erhobene Moment im Leben, das Placken und den Jammer Aller werth ist, den es zum Dünger Jahrhunderte lang erfordert?“ Man werfe dieser Religiösität nur immer Fatalismus, Pessimismus vor: alle wahre, tiefe Religion ist Beides: Buddhismus, Mohamedanismus, Christenthum, das wahre, nicht das zu modernem Gefallen zugestutzte. Die Unfreiheit und die Schuld, „der Menschheit ganzen Jammer“ wie der Menschheit ganze Sünde zu fühlen, das ist Religion, und in diesem Gefühle auf Augenblicke zu verzagen, wie Christus selber auf dem Oelberg, ist auch Religion. Verzweiflung aber, wie Rebellion, gegen die höheren Mächte waren bei Rahel und ihren Gesinnungsgenossen nur vorübergehend: weder die Prometheus- noch die Wertherstimmung behielt lange die Oberhand; die „Entsagung“, die der große

Sprecher jener Zeit gepredigt und geübt, die fromme Unterwerfung unter jene unbekannten Mächte, das sich Fügen in's Unvermeidliche, das sich Bescheiden bei der Unzulänglichkeit der menschlichen Verstandes- und Sinneswerkzeuge, das Genießen und Gebrauchen des uns Verliehenen, das stumme Anerkennen jenes „höheren Gebietes," nicht das laute, das ihm gleich einen Namen gibt — das war die religiöse Grundstimmung der Zeit. Aber auch die andre Seite der Religion, die thätige, das „Edel sein, hülfreich und gut", hat Rahel, wie ihr Meister, unser Aller Meister, geübt, täglich und stündlich, ihr ganzes gequältes Leben über, immer wie Dorothea, „auch ohne Hülfe noch hülfreich". Aber eine Jüdin, eine Katholikin, eine Protestantin ist sie nie gewesen, noch weniger eine „Freidenkerin"; und dafür sei sie gelobt und gepriesen, als das verkörperte weibliche Ideal deutschen Glaubens und deutscher Frömmigkeit.

Nicht minder als der Religion standen Rahel wie die Besten ihrer Generation dem Staate unbefangener gegenüber als wir es thun: ebenso den Lehren von bürgerlicher Gleichheit, Gemeinsinn, Nationalität, Fortschritt, was Alles wohl für sie existirte, aber nicht als Schranke, wie es heute der Fall zu sein pflegt, auch nicht als das nothwendige Medium, das sich immer und überall zwischen den Menschen und die Dinge, den Menschen und sein Handeln schieben müsse. So war Rahel zum Beispiel nicht immer mit ihrer Bürgerwürde beschäftigt, ängstlich sich was zu vergeben, mißtrauisch gegen Höherstehende. Wie Göthe, wie jede Künstlernatur, liebte sie den Verkehr mit reicher, gebildeter Aristokratie; war mit Josephine Pachta, mit Fürstin Carolath, mit Prinz Louis Ferdinand, mit dem

Prince de Ligne, mit Fürst Pückler — nur Wenige zu nennen — enge befreundet, gefiel sich in diesem Umgange, wo sie feinen, ererbten, folglich natürlichen, Formen begegnete, wo man sich in der Sicherheit der Stellung freier bewegte; allein sie wußte wohl, mit wem und wie weit sie sich gehen lassen durfte: als einst eine Gräfin Goltz nach adliger Art ihr schreibt, sie möge doch um die und die Zeit zu ihr kommen, sagt sie: „Ich habe keinen Fuß wieder hingesetzt. Sie muß höflicher mit mir sein als mit einer Gräfin, weil ich keine bin". Wie viele unserer heutigen Republikanerinnen — nicht nur aus Amerika — hätten so etwas willig hingenommen, wenn die Frau Gräfin sie dafür nur einmal im Jahre in ihrem Salon hätte beehren wollen?

Wohl wußten Rahel und ihre Freunde den Werth des Staates zu schätzen, und es ist ein immer wiederholter, aber nie genügend controlirter Gemeinplatz heutzutage, der sagt, jene Generation hätte das Gefühl der Pflicht gegen den Staat nicht gekannt, weil die Menschen in erster Linie ihre besonderen Pflichten erfüllten, weil sie die Menschheit über die Nationalität setzten und ihren Gemeinsinn nicht durch continuirliches Zeitungslesen documentirten. Als man Rahel, der Beschränkten, schwere Einquartierung auferlegt, murrt sie nicht: „Schützt und hegt mich mein Staat," meint sie, „so muß ich auch thun, was er für gut findet." Aber ihr Staatsgefühl verdunkelt ihren Sinn nicht für andere Interessen, vor Allem nicht für Menschengröße. Hierin liegt die Superiorität jener Zeit, und bis zu einem gewissen Punkte des deutschen Volkes, über andere Zeiten und Völker. Wo würde sich heute ein Franzose — und sei's der Gebildetste, Freieste — zu einer menschlichen Be-

wunderung Bismarcks aufschwingen können, wie Göthe und Wieland, Rahel und Varnhagen sie für Napoleon empfanden? Wer ihnen aber ein Verbrechen daraus macht, jenen großen Landesfeind bewundert zu haben, der ist kein wahrer Patriot, er ist ein Abtrünniger von deutschem Geiste und deutscher Ueberlieferung. Man vergleiche, in welchen Gefühlen Deutschland und Frankreich von einander geschieden sind im Jahre 1871 und im Jahre 1808 und man wage noch von „Fortschritt“ zu sprechen. „Die Zeitungen sind voll der Zufriedenheit und des Dankes der Franzosen gegen unsere Stadt und Nation; und umgekehrt .... kurz wir scheiden von einander wie zwei gebildete Nationen.“ Und das nach Tilsit, das doch selbst der verstockteste Franzose nicht mit dem Frieden von Frankfurt auf eine Linie wird stellen wollen, wie auch wohl kein vernünftiger Mensch Fürst Bismarcks „Härte“ gegen die Besiegten je mit der Napoleons vergleichen wird.

Niemand fühlt lebhafter als Rahel die Bedeutung der Vaterlandsliebe. Alle ihre Verehrer erinnern sich noch aus dem Buche von 1834 der herrlichen Stellen über Friedrich und über die heimkehrenden Truppen:

„Sonst konnte Preußen stolz sein: und Friedrich II. wog uns in die Höhe in Europa. Wir hatten alle einen Theil von seinen Siegen; von und an seiner Einsicht; ich auch! Nichts wäre ich, bei meiner Geburt, ohne ihn; er gab jeder Pflanze Raum in seinem sonnezugelassenen Lande. Und eine Ehre war's sich daher zu nennen; und wirklicher Vortheil für Leib und Geist ..... Oh, ich hab' es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe: Wie Einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt: wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen.“

Hier stehen sie, alle diese schönen Stellen, die uns im Gedächtniß geblieben, als hätten wir sie gestern gelesen,

und ausführlicher und hundert neue dazu, die Einem Herz und Seele erwärmen und die innersten Fasern, mit denen wir im Vaterlande wurzeln, straffer anziehen. Das ist kein erworbener, systematischer Patriotismus, den man sich macht und anerzieht, weil's doch schön und nützlich ist, ihn zu haben: es ist der unmittelbare, natürliche, der zu Einem gehört wie Athmen und Fühlen.

„Die berühmten Römerinnen sind es recht umsonst. Gerechter Gott! was ist es leicht und natürlich sein Vaterland zu lieben, wenn es Einen nur ein bischen wiederliebt; man thut es ja schön ohne Gegenliebe .... Könnt' ich doch nur nach meinem Tode mein Land glücklich sehen! Das wäre Existenz genug!"

Und Varnhagen nach den Stein'schen Reformen:

„Wie sollte mich's freuen, jetzt die Preußen wiederzusehen mit den überall knospenden Trefflichkeiten! Wenn dieses Geschlecht nur den Baum der Bildung glücklich hinüberschafft zu anderen, so sind seine Bemühungen schon gesegnet, daß ihn zukünftige große Männer in dieser Nation wenigstens nicht wieder als ein junges Pflänzchen an einen Pfahl zu binden brauchen."

Aber weder Rahels, noch Varnhagens, noch auch Marwitzens Patriotismus — jener blutete, dieser starb für's Vaterland — bedingten irgendwie rohen Haß der Feinde, wie wir gesehen; noch weniger blinde Eingenommenheit für alles Deutsche. „Borniren thut mich mein Land doch nicht," durfte Rahel sagen, „was Närrisches drin vorgeht, ärgert und frappirt mich genug." Sie wußten eben, *was* sie an Deutschland zu lieben hatten, was liebenswerth war, was nicht. „Napoleon und die Franzosen haßt er," sagt Varnhagen von dem halbdeutschen Baggesen, „auf ganz widerwärtige Weise, zum Ekel heftig und grundlos; denn

alles Gute der Deutschen, weshalb wir diese höher schätzen, ist ihm auch ein Greuel: er hofft es mit Kant, Jacobi, Voß und Klopstock zu zwingen"*). Dabei fühlt er sich aber doch inniger mit seinen deutschen Brüdern verknüpft, seit sie so furchtbar zerrüttet worden ...:

„O, mein armes Deutschland. Ueberall, überall Feinde, daß keiner weiß, wohin zuerst die Spitze wenden ..... Ich kenne mein Volk mehr als je und lieb' es ganz; was ich von ihm erwarte, tröstet mich über meinen Tod hinaus."

VII.

Es war der unvergängliche Ruhm jener Zeiten, daß man den gesellschaftlichen, literarischen, religiösen, politischen und nationalen Vorurtheilen entgegenzutreten den Muth hatte: freilich auch ihre schwache Seite, in anderem Sinne. Man kann geradezu sagen: Vorurtheilslosigkeit macht überlegene Menschen und untergeordnete Bürger. Nur durch die strengste gesellschaftliche Disciplin, mit allen ihren Kleinlichkeiten und Engherzigkeiten, mit ihrer Intoleranz und Heuchelei, wird der starke Staat möglich, und nur durch den starken Staat gewinnt eine Nation — und mittelbar selbst der geringste Bürger — Achtung, Ansehen und Würde. Feste Formen sind immer nothwendig zur Dauer und nur in der Dauerbarkeit ist Stärke zu Hause. So scheinen wir in einem circulus vitiosus befangen, und doch ist dem nicht

---

*) Kant fällt hier auf im ersten Augenblick; aber das Gefühl des jungen Varnhagen ist doch richtig: er denkt eben nicht an den urdeutschen Kritiker der reinen Vernunft, sondern an den Prediger des kategorischen Imperativs, der, vom intelligibeln Charakter auf den empirischen übertragen, eben doch äußerst undeutsch ist.

so. Jene dauernde, feste Form beherbergt das Verschiedenste; die Masse wird immer nur die eine, Alles umfassende Form sehen; den Gebildeten aber kommt es zu, das Wesen von der Form zu scheiden; nicht diese, die der Masse als alleinige Realität erscheint, sondern jenes, als die höhere berechtigte Realität, die ideale Wahrheit, zu erkennen. Das Schlimme unserer Zeit ist nicht, daß die große Mehrheit der Nation sich zur Anerkennung und Werthhaltung fester Formen bekehrt hat, sondern daß die Höchstgebildeten selber auf die Freiheit des Geistes verzichten, sich freiwillig unter nationale und sociale Vorurtheile beugen, und nicht einmal mit jener pietätvollen Achtung des Alten, die frühere Zeiten charakterisirt und sich als Loyalität, Furcht vor Neuerung, Familien-tradition u. s. w. ausspricht; daß sie sich noch überdies den neuen Vorurtheilen liberaler Mache, wie Gleichheit, Gemeinsinn, Staatsgefühl und andren mehr gegen besseres Wissen oder aus Beschränktheit beugen. Die einzigen alten Formen aber, die wir noch anerkennen, sind ja eigentlich nur Ehe, Eigenthum, Monarchie, auch diese nur aus Nützlichkeitsrücksichten, nicht aus Pietät.

Wir sind heute sehr geneigt, gleich den älteren Gesellschaften Europas, Jeden sofort zu verdammen, der sich nicht in den gesellschaftlichen Rubriken zu halten gewillt ist, was denn gar Manchen zum Heuchler wider Willen macht. Wir vergessen so nur allzuleicht, daß auch außerhalb jener Rubriken schöne Tugenden, wie Herzensgüte, Uneigennützigkeit, Muth, Wahrheitsliebe gedeihen, ja oft besser gedeihen als in den abgegrenzten Beeten ehrsamer Regel. Nun macht sich freilich der zu erreichende Collectivzweck (heute der Staat) wenig aus diesen liebenswürdigen

Tugenden und fordert nur eine, die aber befehlerisch: die Zucht. Die Aufgabe bleibt also dieselbe wie seit Beginn aller Bildung: das Individuum innerhalb der socialen Schranken auszubilden und so die Erreichung des Gesammtzweckes zu ermöglichen; nur soll es ihnen nicht geopfert werden, wie bei gewissen alten Culturvölkern geschieht. Die Schranken sollen von den Bessern nicht als göttliches, ewiges, ungeschriebenes Sittengesetz dargestellt werden, wie man's wohl thut, sondern als was sie wirklich sind: brutale Thatsache, dumme, undiscutirbare Nothwendigkeit, der sich auch die edelsten Menschen fügen müssen, weil sonst die Masse sie mißachten möchte, die ihrer bedarf, um nicht zu verwildern. Nun sind aber heutzutage selbst die Besten auf dem Wege, die höchsten Tugenden des Menschen, Adel der Gesinnung, Liebe, Wahrheit, weniger hoch zu schätzen, als eine correcte Aufführung und stricte Observanz der gesellschaftlichen Gesetze, Religiosität weniger als Religion, Menschenliebe (ich sage nicht Menschenachtung) weniger als Nationalsinn, und Alles das — um eine große Nation zu werden. Sollte es um den Preis sein, daß wir, wie Engländer oder Franzosen, den Standpunkt unserer großen, freien Persönlichkeiten als einen unsittlichen perhorrescirten, so müßte entschieden gesagt werden: der Preis ist zu theuer. Wohl dürfen wir, müssen wir zugeben: so freie Ansichten über Staat, Nationalität, Ehe, Religion, wie sie am Anfange dieses Jahrhunderts herrschten, sind nur Höchstgebildeten und Edelgebornen erlaubt; bei der Masse würden sie zum staatlichen, nationalen, moralischen Ruin führen; aber erkennen und unterscheiden sollen wir, wer zu jener Aristokratie gehört, sie nicht in den Koth ziehen, weil sie

unsere Zäunchen übersprungen; nicht einen Göthe, eine Rahel, die stets gestrebt und folglich auch geirrt, mit den ersten besten Egoisten oder Sündern zusammenwerfen; ja demüthig zugeben, daß für solche Menschenfürsten wohl das ewige absolute Moralgesetz, nicht aber das relative gesellschaftliche, Geltung hat, das wir an Gevatter Schneider und Handschuhmacher legen; einsehen endlich, daß jene Moral des ewig Menschlichen, nicht die des bürgerlich Nützlichen, die höhere ist. Dazu ist man gebildet: oder sollte die Bildung etwa nicht mehr bilden?

Rahel beklagt sich einmal über ihre Freunde und Bekannten (an Veit): „Keiner beherbergt den Menschen in mir, wo sie doch Alle untertreten." Das ist's: darum berührt uns Alles, was jenes Geschlecht uns vermacht, so wohlthuend. Andere Zeiten und andere Völker haben gleich große oder größere Kunstwerke, Philosopheme, Entdeckungen hinterlassen; in keinem war der Mensch so groß, daß er uns, auch nachdem er längst ausgeathmet, noch beherbergt und uns einlädt, bei ihm unterzutreten.

December 1874.

Druckerei der „Straßb. Neuesten Nachrichten", A.-G., vorm. H. L. Kayser.

Karl Hillebrand

Aus und über England

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Dritter Band.

Aus und über England.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Aus und über England

von

Karl Hillebrand.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Seiner

Schwester Lotte

sendet

diese Eindrücke aus der Fremde

als ein Zeichen

der

Erinnerung und brüderlichen Gesinnung

der Verfasser.

Vorbemerkung.

Vorliegende Aufsätze sind hier unverändert wiedergegeben, wie sie, meist im Jahre 1873, niedergeschrieben worden. Nur hat man sich erlaubt, die noch auf englischem Boden geschriebenen literarischen Aufsätze den von dort gesandten Briefen socialpolitischen Inhalts anzureihen, dieselben jedoch nach dem Inhalt, nicht nach dem Datum zu ordnen. — Von den zahlreichen Studien, die er in früheren Jahren über Gegenstände der englischen Literaturgeschichte geschrieben, hat der Verfasser hier nur zwei mitgetheilt. Sie stammen beide vom Jahre 1865, wo er eine Reihe von fünfundzwanzig öffentlichen Vorträgen in französischer Sprache über den englischen Roman des XVIII. Jahrhunderts hielt. Der Eine (über Tom Jones) erschien, wie mehrere Andere, zuerst in der Revue des Cours Littéraires und zwar nach dem stenographischen Berichte eines Zuhörers, was die etwas rhetorische Form erklären mag; der Andere, von dem Verfasser selbst nach seinen Notizen und mit Bezugnahme auf ein neuerschienenes Werk über Sterne nachträglich redigirt, wurde im Journal des Débats veröffentlicht. Sie erscheinen hier in deutscher Uebersetzung, wie um den Blick des Lesers, der auf das heutige England gerichtet war noch einmal auf Altengland zu lenken und gleichsam zum Ausruhen einzuladen.

Florenz, Weihnachten 1875.

Vorwort zur neuen Auflage.

Es wird kaum nöthig sein, hier wiederholt zu betonen, daß, wie bei Band II dieser Essays, alle in dieser neuen Auflage vorkommenden Aenderungen auf nachträglichen Anordnungen des Verfassers beruhen. Die einzige Ausnahme bildet das Einschalten einer noch ungedruckten Studie über Robinson Crusoe und Defoe, welche ich mir erlaubt habe, den beiden anderen über englische Literaturgeschichte vorauszuschicken. Dieser, für die Leser der Schriften meines Mannes völlig neue Aufsatz war, gleich wie der über Tom Jones von Fielding, ein in französischer Sprache gehaltener Vortrag über den englischen Roman im XVII. u. XVIII. Jahrhundert. Vermöge des individuellen Reizes der Anschauung und der Form des Ausdrucks, schien er mir Interesse genug zu bieten, um, trotz der scheinbaren Erschöpfung dieses vielbehandelten Gegenstandes einen würdigen Platz neben den beiden folgenden Studien behaupten zu können.

Florenz, December 1891.

Jessie Hillebrand.

Inhalt.

I.

Briefe aus England.

(Sommer und Herbst 1873.)

I.

London, Ende Juni.

Ich soll Ihnen aus und über England schreiben, nachdem ich kaum einen Monat hier geweilt? Sie wissen doch, was Bunsen's geistreicher Vorgänger in der hiesigen preußischen Gesandtschaft gesagt haben soll: drei Wochen nach seiner Ankunft sei er versucht gewesen ein Buch über England zu schreiben; drei Monate später sei ihm das Unternehmen doch schon bedenklich vorgekommen und nach drei Jahren sei er zur Einsicht gekommen, daß die Sache nicht möglich sei. Hat man nun gar hundertmal behauptet, man kenne eine Literatur und ein Staatswesen nur, wenn man im Lande gelebt, wo sie entstanden, wenn man lange darin gelebt, wenn man nicht nur als Zuschauer, sondern als Mitthätiger oder Mitleidender darin gelebt habe, so setzt man sich ja dem allergerechtfertigtsten Vorwurfe des Widerspruchs und der Inconsequenz aus, sobald man unternimmt vier Wochen nach seiner Ankunft über Land und Leute zu schreiben. Nun meinen Sie, ich sei ja früher schon, wenn auch nur vorübergehend, in England gewesen, ich rede und schreibe ja die Sprache, habe die Literatur und Geschichte des Volkes lange und ein=

gehend studirt, sei auf dem Festlande so viel und so nahe mit Engländern in Berührung gekommen, daß das Alles wohl den dauernden Aufenthalt im Lande bis zu einem gewissen Grade ersetzen könne. Ich bin keineswegs dieser Ansicht; und, wenn ich Ihrem Wunsche doch nachgebe, so ist's mit dem vollen Bewußtsein der Oberflächlichkeit meiner Beobachtungen, mit der ehrlichen Anzeige, daß es sich hier nur um Eindrücke des Lebens, nicht um ein Studium desselben handeln kann: daß, wo ich geschichtliche oder literarische Gegenstände zu besprechen habe, diese meine Besprechungen durchaus nicht über andre festländische Arbeiten der Art jene Ueberlegenheit beanspruchen können, welche ein berechtigtes Vorurtheil den Werken zuschreibt, die eine fortgesetzte Lebenserfahrung zur Grundlage haben und bei welchen das Bücherlesen nur das Mittel gewesen, jene nothwendig beschränkte persönliche Erfahrung durch die weniger sichere, aber ausgedehntere Kenntniß des Vergangenen und Entfernten zu erweitern.

Auch malerische Schilderungen der Oberfläche werden Sie nicht von mir erwarten; denn es ist Ihnen nicht unbekannt, wie wenig Neigung und wieviel weniger Geschick ich dazu habe. Ueberdies sind Beschreibungen der Art aus gewandtesten Händen, von dem „Verstorbenen" bis auf Julius Rodenberg, zu hunderten erschienen und jeder gebildete Deutsche weiß schon ziemlich genau, ehe er nach England kommt, wie's in Guildhall aussieht und wie's in den Gerichtssälen hergeht, wie sich die lebensvolle Gegenwart auf der Themse oder in Cheapside, und wie sich die große Vergangenheit im Tower oder in Westminster ausnimmt. Gesellschaftliche Eigenthümlichkeiten und Sitten

der Nation haben wir Alle aus den unübertrefflichen Romanen des vorigen, aus den angenehm unterhaltenden dieses Jahrhunderts kennen gelernt. Die staatlichen Einrichtungen Englands kennen wir Landsleute Dahlmann's und Gneist's fast besser als die Engländer selber, und der englischen Politik folgt jeder Deutsche seit langen Jahren mit lebhaftestem Interesse in den Werken der großen britischen Geschichtsschreiber und in den trefflichen Londoner Zeitungen, die in keinem deutschen Lesecabinet fehlen. Die Landschaft endlich und die edlen Bauwerke, die Volksfeste und Volksscenen, Wettrennen und Fuchsjagden, Ruderkämpfe und Matrosenspiele, welche der Insel eigenthümlich geblieben, sind uns auf dem Festlande durch die mannigfaltigsten und lebendigsten Gemälde vertraut; und ich sehe wirklich nicht ab, warum ich ein Hundertstes hinzufügen sollte, um so mehr, da ich guten Grund habe zu befürchten, daß dasselbe eben kein sehr lebendiges sein würde.

Bliebe freilich noch immer das Amt eines amerikanischen „Interviewers". Ich habe ja schon in dem kurzen Monat mehr als einen Koryphäen Englands in der Nähe gesehen; habe beim Premier gespeist und viel Interessantes aus seinem beredten Munde gehört; bin im Club der „angekommenen" Bildungsaristokratie, wo ich auch schon bei einem früheren Aufenthalte gastfreie Aufnahme fand, mit den anerkanntesten Vertretern derselben in täglicher Berührung, wenn ich es nicht vorziehe in jenen kleinen Jugendclub zu gehen, wo sich die geistigen Kämpfer einfinden, die noch anzukommen haben; verkehre vielfach auf den Redaktionen großer Zeitungen und einflußreicher Zeitschriften; habe mehr als eine „Interview" gehabt mit be-

rühmten Advokaten in den dunkeln Höhlen von Lincoln's Inn und bin sogar schon mit dem Claimant Tichborne im selben Eisenbahnwagen gefahren. Ein Mitglied des Oberhauses hat mich in den glänzenden Saal eingeführt, wo ein halbes Dutzend seiner ehrwürdigen Collegen schlummerten; und ein Unterstaatssecretär hat mich ins Unterhaus begleitet und mir die Hauptathleten der Arena bezeichnet — kurz, wäre ich ein „Interviewer", ich könnte Sie schon „bedienen"; aber ich bin nun einmal keiner und Sie werden auch nicht die leiseste Anspielung auf Persönliches von mir je zu hören bekommen.

So habe ich Ihnen denn Nichts zu bieten, als allgemeine Eindrücke über die herrschenden Geistesströmungen der englischen Nation, wie sie sich mir nach wiederholten Gesprächen mit angesehenen und einflußreichen Männern und aufmerksamem Lesen eben erschienener symptomatischer Bücher aufdrängen und festgeheftet bleiben. Vielleicht sind solche Eindrücke klarer in ihrer Allgemeinheit bei demjenigen, der noch nicht in alles Besondere gedrungen, als bei demjenigen, der vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Die Umrisse — und ich kann und will Ihnen nur Umrisse geben, — zeichnen sich bestimmter, wenn das Auge noch nicht von einzelnen Punkten der Landschaft zu sehr in Anspruch genommen ist. Ist man nun aber einem Volke lange Zeit hindurch, sei's auch von ferne, gefolgt; ist man überhaupt dazu geneigt die Dinge mehr in ihrer Allgemeinheit als in ihrer Besonderheit anzuschauen und wird plötzlich mitten in das Leben, wo jene Dinge sich abspielen, hineinversetzt: so ist man verhältnißmäßig schnell orientirt, und diese Orientirung kann ja vielleicht auch Andern

förderlich und dienlich sein. In diesem Sinne und in diesem Sinne allein kann ich es unternehmen, dem deutschen Leser allwöchentlich während einiger Monate meine Beobachtungen über England mitzutheilen, in denen sich Politik und Kunst, Literatur und Philosophie bunt genug kreuzen dürften.

II.

London.

Merkwürdig muß es dem Deutschen doch immer bleiben, wie gering das Interesse und das Verständniß ist, welches die Engländer den deutschen Angelegenheiten zubringen, zumal wenn man es mit der nie ermüdenden Neugierde vergleicht, welche sie für die französischen Ereignisse an den Tag legen. Ist's, weil den der Spannung bedürftigen Engländer unsere zur Hälfte noch immer hinter den Coulissen gespielte, des rhetorischen Glanzes, der Ueberraschungen, der Theatereffecte baare, innere Entwicklung weniger reizt? Ist's die größere Entfernung, ist's die verwickelte Natur unserer politischen Verhältnisse, welche des einen, Alles umfassenden Centrums, wie der scharf gesonderten Parteien entbehren, wo Klein-, Groß- und Mittelstaaten sich berühren, Beamtenherrschaft und Parlamentarismus sich kreuzen, wo Einheit, Vasallenthum und Bund durcheinander spielen, wo überall noch Reste der Vergangenheit in die modernsten Einrichtungen hineinragen, während engste Standesvorurtheile und weiteste sittliche wie gesellschaftliche Anschauungen, Pietismus und Freidenkerei so nahe aneinanderstoßen, daß es dem Fremden schwer wird, sich in dem Gewirre

zurecht zu finden? Möglich, daß alles dies zu der auffallenden Gleichgültigkeit der Engländer für deutsche Dinge beiträgt. Die Hauptsache bleibt aber doch immer, daß, trotz der deutschen Dynastie, welche seit anderthalb Jahrhundert in England herrscht, bislang wenig unmittelbare Beziehungen zwischen beiden Ländern bestanden; und daß demzufolge unsere Bildung — die letztgeborene Europa's — keine offenen Kanäle und gebahnten Wege vorfand, um auf denselben in das sich gern abschließende Eiland einzudringen; während ungeachtet — vielleicht auch gerade wegen — aller fortgesetzten Reibungen und Kämpfe zwischen den beiden westlichen Nationen, dieselben schon seit Jahrhunderten eine Gemeinschaftlichkeit der Bildung haben, welche sich mit der Verschiedenheit der Interessen, der Charaktere, der Sitten, ja, mit der Abneigung recht gut verträgt. Politisch sind die Geschicke beider Nationen seit Jahrhunderten mit einander verbunden; beruhte ja doch ihre auswärtige Politik namentlich auf dem Gegensatz zu einander. Auch waren beide die zwei einzigen nationalen Großmächte während des 17. und 18., ja der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Wer mochte sich für die innere Politik Spaniens, Italiens, Deutschlands interessiren in der Zeit, die zwischen dem dreißigjährigen Kriege und dem italienischen von 1859 lag? Ja, schon Heinrich VIII. und Franz I. bildeten nationale Gegensätze; während ein Karl V. sicherlich nicht für den Repräsentanten deutscher Nation gelten konnte. Vorübergehend mochte sich England wohl einmal für eine deutsche Sache interessiren, wie z. B. für die Friedrichs des Großen, aber dieses Interesse war nur vorübergehend, machte bald wieder der vorhergegangenen Gleichgültigkeit Platz und — war im Grunde

doch nur eine Art psychologischen Mode-Interesses, ähnlich dem für König Theodoros von Abessinien oder den Schah Nasr-eddin von Persien, für Palmer oder Tichborne. In Friedrich's Falle insbesondere theilte auch Frankreich dieses Zuschauer-Interesse, und die französische Bildung des deutschen Helden trug nicht wenig dazu bei, ihn den beiden westlichen Nationen zugänglicher zu machen.

Wie Frankreich und England nun politisch durch Austausch und Reaction auf einander gewirkt seit dem Mittelalter, so auch in Literatur und Wissenschaft. Schon daß beide Nationen einfache, logische Sprachen mit analytischem Satzbau, durch das gesellige Leben einer großen Hauptstadt abgeschliffene Sprachen besitzen, bringt sie einander näher, als die Stammverwandtschaft es vermöchte. Es braucht Jahre, bis Engländer und Franzosen nur unseres Idioms Meister sind, Jahrzehnte und inniges Sichhineinversenken, ehe sie unsere Poesie, unsere Philosophie verstehen und lieben — wenn sie überhaupt dazu gelangen. Vor Allem aber, beide Völker des Westens hatten schon eine vollendete nationale und moderne Literatur, als wir noch Barbaren waren. Kann man's den Zeitgenossen Gottsched's in Paris und London übel nehmen, wenn sie sich einfach als die „beiden Culturvölker" bezeichneten? Hatten sie nicht ein Recht dazu? Italien und Spanien erzeugten und verarbeiteten keine weltbewegenden Ideen mehr, Deutschland that es noch nicht, England aber hatte seinen Shakespeare und Bacon, seinen Milton und Newton, seinen Swift und Locke hinter sich, Frankreich seinen Descartes und Pascal, Corneille und Molière, als wir nur erst Leibniz aufweisen konnten, der — französisch schrieb.

Auch gesellschaftlich waren die Beziehungen lebhaft und unaufhörlich. Jene frühe politische und literarische Entwicklung der Nationalität brachte bei beiden Völkern auch eine Gesellschaft hervor, wie sie sich in dem zersplitterten Deutschland und Italien nicht bilden konnte, weil weder ein nationaler Hof noch ein hauptstädtischer Mittelpunkt da war. Wie die englisch-französische Politik und Literatur das Gepräge der Hauptstadt hat, so auch das gesellschaftliche Leben. In Deutschland und Italien haben Gesellschaft, Literatur und Politik nothwendig bisher etwas Provinzielles, ja Municipales haben müssen. Der allgemein anerkannte Codex von Convenienzen, welcher so recht eigentlich die Gesellschaft ausmacht, ist uns unbekannt; während er in Frankreich und England, wenn auch dort leichter, hier schwerfälliger befolgt und angewendet, doch gleichmäßig anerkannt ist. Und man denke an alle die persönlichen Beziehungen, die seit den beiden königlichen Henrietten bis auf Louis Philipp und Napoleon III., seit dem Chevalier de Grammont bis auf den schönen d'Orsay zwischen jenen beiden Gesellschaften walteten, welche Italiener und Deutsche etwa so ansahen und behandelten, wie ein vornehmer, fein gebildeter Aristokrat den Musiker ansieht, der in seinem Salon singt, den Hauslehrer, der seine Kinder unterrichtet. Er bewundert höchlich den einen und hat einen gewaltigen Respect vor dem andern; für Seinesgleichen hält er sie aber doch nicht.

Was Georg I. von deutschem Wesen hinüberbrachte, war nicht dazu angethan, dasselbe in England in Aufnahme zu bringen. Vielleicht wird einst Prinz Albert's, Bunsen's, Max Müller's persönlicher Einfluß ähnliche

Früchte für England tragen, als der persönliche Verkehr der französischen und englischen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert. Bis heute ist die Gegenseitigkeit der Verhältnisse noch sehr unvollkommen. Keine Nation hat die englische Geschichte und Literatur eingehender studirt, und sich vollständiger angeeignet als wir: diese erscheint uns schon lange fast als unser Eigenthum; jene ist uns immer ein bewundertes Vorbild gewesen. Wie verschieden steht's mit der Kenntniß deutscher Dinge in England. Nicht als ob der Schatz unserer neuen Bildung, der an der Scheide der beiden Jahrhunderte angehäuft worden, den Engländern ganz fremd geblieben wäre; aber es war doch immer mehr ein bloßes Anempfinden, als ein wirkliches Durchdringen. Wie ganz anders als Kant hat Comte auf die Entwicklung des englischen Gedankenganges gewirkt. Trotz aller Uebersetzungen, wie fern stehen Göthe und Schiller noch immer den stammesverwandten Angelsachsen. Das einzige, was sie in unserer Literatur wirklich verstehen und lieben, ist das Gemüthliche: unsere Lyrik namentlich. Da kommt ihnen eben die Verwandtschaft doppelt zu Hülfe. Ein Romane und ein Celte verstehen weder die Sprache, noch fühlen sie den Versfall, noch haben sie eine Ahnung von dem Gemüth, welche drei Dinge zusammen das Lied ausmachen. Einen Engländer heimelt es gewöhnlich bald genug an. Dagegen ist Alles, was phantastisch, speculativ oder mystisch bei uns ist, auch dem Engländer ein Buch mit sieben Siegeln. Unser ganzer Idealismus ist ihm ja ein Räthsel, eben weil unser Idealismus ein metaphysischer, der seinige ein praktischer ist. Sein Idealismus bekundet sich in thätig nützlicher Menschenliebe, der unserige in künstlerischer Beschaulichkeit. Und je mehr,

seit Bentham, die rationalistische Nützlichkeitslehre um sich gegriffen, das Staatsleben angesteckt, die Nationalerziehung in neue Bahnen gelenkt hat, desto weiter entfernt sich das englische Interesse und Verständniß von den deutschen Dingen, die denn doch, trotz unserer Demokraten und Rationalisten, noch immer Spuren derjenigen Weltanschauung tragen, welche unsere Väter bekannt.

Freilich gibt es Ausnahmen und glänzende, wie Coleridge und Carlyle, wie Thackeray und Bulwer, wenn schon der beiden Letzteren Verständniß für französische Verhältnisse und Geistesgewohnheiten doch immer bei weitem tiefer und umfangreicher war, als das für deutsche Zustände.

Auch unsere Sitten, welche einerseits so frei von Convention, andererseits so kleinstädtisch unbeholfen sind, sagen dem an große Verhältnisse, an alten Wohlstand, an Jahrhunderte alte gesellschaftliche Ueberlieferungen gewöhnten Engländer nicht recht zu, wie ihm denn auch unsere formlose Religiosität — die Religion ist in England wie in Frankreich vor Allem gesellschaftliche Convention — höchst unbehaglich ist. Er kann sich nichts dabei denken. Da er indeß auf den Geschmack den übertriebenen Werth nicht legt, welchen der Franzose darauf legt, dagegen Geduld, Wahrheit und Bescheidenheit höher schätzt, als sein celtischer Nachbar thut, der diese drei germanischen Tugenden beinahe als Untugenden ansieht, so hat er denn doch immer noch für uns eine größere Achtung, als für den Franzosen. Aber Achtung ist nicht Liebe, und man kann eine Nation wie einen Menschen sehr hoch achten und sie doch sehr langweilig und uninteressant finden.

Mit diesen gemischten Empfindungen nun folgt der Engländer auch der deutschen Politik. Sie war und ist ihm

noch immer zu verwickelt, als daß er ihren Gang leicht verstehen könnte. So lange er seinem Instinct folgt, steht er auf unserer Seite; so bald er aber sich erinnert, daß seit der Erscheinung Mill's und Cobden's eine neue Zeit datirt, ein neues Recht, eine neue Politik, daß die Flügel schon zu wachsen beginnen auf den gebenedeiten Schultern Neu-Englands, daß die christliche Demuth in internationalen Fragen an die Stelle des früheren Hochmuthes treten soll, daß Krieg und Eroberung als Barbarei zu betrachten, die Weltinteressen nur auf dem Wege der Schiedsgerichte zu regeln sind, so wendet er sich mitleidig von uns weg und meint, wir seien doch noch sehr zurück in der Cultur. Das Alles fiel mir ein, als ich mir Rechenschaft ablegen wollte, warum denn diese Woche hindurch die englischen Zeitungen so wunderliches Zeug über den deutschen Kaiser, Fürst Bismarck und den Reichstag vorgebracht und die Ereignisse, welche sich vor drei Wochen etwa in Berlin abgespielt haben sollen, auf einmal nachträglich in einem Tone zu besprechen anfingen, der bewies, daß die bestunterrichteten Zeitungen der Welt, die ihre Correspondenten überall haben, von der Natur des deutschen Staates, seinen Ursprüngen, seinen Lebensbedingungen, von unserer Gesellschaft, unseren Parteien, unseren leitenden Persönlichkeiten gar keine Idee haben, daß sie die wahren Triebfedern unserer Regierungspolitik und die wahren Streitpunkte unserer öffentlichen Kämpfe gar nicht kennen.

Fürchtete ich nicht, daß dieser Brief ein Buch würde, so könnte ich — und sollte es eigentlich — nun dem deutschen Publikum die mythologische Geschichte erzählen, welche seit acht Tagen in den englischen Blättern umläuft,

über Fürst Bismarck's Ungnade, die Auftritte, die er mit dem Kaiser und dem Feldmarschall von Roon gehabt, die schnaubende Wuth des Reichstags, namentlich der National-liberalen gegen ihn, und endlich die furchtbare Einsamkeit von Varzin, wo der von seinem Herrn und seinem Volke verlassene Held über den Undank der gekrönten Häupter und der Nationen nachdenkt und nur den einzigen Trost in seinem Unglück hat, daß auch Herr Thiers gefallen, ja, daß auch Herr Gladstone seinem Falle nahe ist. Doch will ich den Lesern das Vergnügen nicht verderben, die Tragödie des modernen, auf seinen pommer'schen Gütern ausgesetzten Philoktetes im Urtext der englischen Zeitungen und Wochenschriften zu lesen. Und das sind dieselben Blätter, welche die Pariser Nachrichten nicht schnell genug haben können, sich täglich drei bis vier Spalten lange telegraphische Berichte über die Versailler Kammersitzungen, Herrn Ranc's Duell oder die Revue zu Ehren des Schah in Longchamps schicken lassen, während sie uns am 6. Juli gravitätisch erzählen zu müssen glauben: Herr Lasker — dessen Namen die Einen zum ersten Mal hören, den die Andern für den Führer des Centrums halten — habe am 16. Juni dem Kanzler in der Angelegenheit des neuen Preßgesetzes eine empfindliche Niederlage beigebracht. Ich erwarte alles Ernstes dieser Tage zu lesen: Herr Professor Ewald habe die nationalliberale Mehrheit zum Siege geführt und Kaiser Wilhelm habe ihn mit der Neubildung des Ministeriums betraut.

III.

London.

Die Politik ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren für Europa das gewesen, was die Religion im 16. und 17. Jahrhundert war: der Gegenstand des allgemeinsten und eifrigsten Interesses für die öffentliche Meinung. Unsere dialektischen Kämpfe in Presse und Kammern um Verfassungsfragen, welche mit dem Wesen der Dinge gar nichts zu thun haben, werden unsern Enkeln wohl ebenso unbegreiflich vorkommen, als uns die theologischen Fehden ungemein gescheidter Menschen in Colloquien, Synoden und Flugschriften über unwesentliche Ritualien oder kaum bemerkbare Schattirungen in Dogma und Katechismus. Jede Nation aber bringt natürlich denselben Geist, dieselben Charaktereigenschaften, ja, dieselbe Methode in den Kampf, wie vor zwei- und dreihundert Jahren. Der Deutsche kämpft — oder soll ich sagen, kämpfte bis zum Jahr des Heils 1866 — mit pedantischen Octavbänden über Bundesstaat und Staatenbund, und macht aus der Tribüne einen Katheder, wie er ihn ehedem aus der Kanzel machte, wenn er „das ist" und „das heißt" erörterte. Die Franzosen fechten mit Rhetorik und Witz oder aber mit blinder,

zerstörungssüchtiger, blutlustiger Leidenschaft, wie zur Zeit der Bartholomäusnacht und der Satire Menippée; der Spanier treibt die Politik ganz mit dem düsteren Fanatismus, dem hohlen Wortprunk und der zähen Habgier, mit der Alba's und Cortez' Genossen das Christenthum betrieben; der Italiener kommt über die staatlichen Probleme hinaus, wie in den Tagen Machiavelli's über die kirchlichen, mit Schlauheit, Biegsamkeit und Skepticismus: selbst die treibenden Beweggründe seines öffentlichen Lebens, Localpatriotismus und Localneid, geheime und offene Bündlerei, sind bis zu einem gewissen Grade dieselben geblieben.

Der englische Reformer geht noch heute vor mit dem Ernst und der Ruhe, jener eigenthümlichen Unerschrockenheit den Mächtigen, jener an Cynismus grenzenden Rücksichtslosigkeit allem Persönlichen gegenüber, aber auch mit der alten, etwas pharisäischen Berufung aufs Gesetz und jener sorgsamen Schonung der Formen, die uns in der Geschichte der großen Revolution so auffallen. Sehe ich die Cobden, Bright, Mill und noch mehr den jüngeren Nachwuchs der radicalen Partei an, so ist mir als sähe ich sie vor mir, die Rundköpfe von ehedem: den beschränkten Fanatiker, den Heuchler, den verbitterten Neider, aber auch den heldenmüthigen Kämpen des Gesetzes und des Glaubens und den begeisterten Volks- und Menschenfreund. Aus den religiösen Gleichmachern sind politische geworden; aber es ist derselbe nüchterne Sinn, dieselbe Ueberzeugungstreue, dieselbe unermüdliche Geduld und, wie ihre Vorväter, haben sie den Sieg errungen über die frivolen Cavaliere und die classisch gebildeten Prälaten. Die Formen aber haben sie geachtet wie damals, und der streitbare Vorkämpfer des Radicalismus

in der Presse, dessen Sätze und Argumente niederfallen wie dichte stählerne Keulenhiebe, trägt ohne Widerstreben seine Perrücke und seinen Talar; der junge Vertreter der Demokratie im Hause der Gemeinen schreibt seinen Baronetstitel nach wie vor, als ob's eben nur ein ehrwürdiger Flitter wäre, den man respectiren müsse, der aber weiter keine Wichtigkeit habe.

Und wie vor zweihundert Jahren haben sich die Besiegten mit jener einzigen Kunst des Compromisses, welche der britischen Aristokratie eigen ist, ins Unvermeidliche zu schicken gewußt, rechtzeitig nachgegeben, ja selbst in „fortschrittlicher" Gesetzgebung mit den Siegern gewetteifert, im festen Vertrauen, daß in den unangetasteten Formen selber doch noch eine Kraft fortlebe, die sich früher oder später bewähren werde. Wer sechs Jahre nach der zweiten, vierzig Jahre nach der ersten Reformbill Mr. Speaker im schwarzen Mäntelchen und in den seidenen Strümpfen, vor ihm die schwere goldene mace, hinter ihm den chaplain, hat einziehen sehen in den Sitzungssaal, wer die sacramentalen Worte gehört: „Mr. Speaker is in prayer; Mr. Speaker is in the chair" — der begreift besser ein gut Stück jener außerordentlichen Revolution, die über zwanzig Jahre gewüthet und aus der doch Altengland mit seinem Königthum, seiner Aristokratie, seiner Hochkirche, seinen Universitäten wieder auftauchte, als wäre ihm nichts geschehen. Und doch war ihm viel geschehen. Die Gemeinen wie die Dissenter hatten den Spielraum gewonnen, auf dem sie fortan in zweihundertjährigem gesetzlichen Kampfe gegen die Lords und die Bischöfe ankämpfen konnten.

Gegen die ersteren ist der Sieg entschieden: das Haus der Gemeinen ist endgiltig zum Alleinherrscher geworden: in diesem Augenblick nimmt es den Lords noch ihr letztes Privilegium, die Apellgerichtsbarkeit. Ihre gesetzgeberische und regierende Gewalt ist schon längst nur noch eine dem Namen nach. Zugleich aber haben zwei aufeinander folgende Wahlgesetze das Unterhaus selbst ihrem Einfluß entzogen. Die Zeit ist vorüber, wo das Haupt der Russells über dreißig Sitze im Parlament verfügte. Der Grundbesitz hat von seiner Macht verloren, und die Wahlen sind zum großen Theil in der Hand des flüssigen Vermögens oder des Radicalismus. Zugleich ist aber auch die Qualität der englischen Parlamentsmitglieder gesunken. Ein unbemittelter talentvoller Mann, der zu gebildet oder zu staatsmännisch angelegt ist, um sich zum gemeinplätzlichen demokratischen Rationalismus bekennen zu können ohne zu heucheln, hat keine Wege mehr, um jung in das Parlament zu kommen — und nur wer vor dem dreißigsten Jahr in das Parlament kommt, bringt es zu einer Stellung im Hause. Der bedeutendste lebende Staatsmann der liberalen Partei, in dessen Augen das alte Wahlsystem vor 1832 nur eine „Caricatur" an Widersinn und Ungerechtigkeit ist, mußte mir selber doch zugeben, daß ein William Pitt, ein George Canning, ein Palmerston, vielleicht nicht so jung, daß homines novi, wie Burke, wie Macaulay, wie er selber, gar nicht in's Haus hätten kommen können mit dem neuen Wahlgesetz von 1867.

Was schlimmer ist als der Verlust des politischen Einflusses, die englische Aristokratie fängt an ihre politischen

Fähigkeiten zn verlieren. Die Geschichte kennt keinen Staat — selbst nicht den römischen oder venetianischen — der einen Stand aufzuweisen hätte von der politischen Umsicht, Energie, Folgerichtigkeit und Bildung, welche die englische Aristokratie vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts an den Tag gelegt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Ueberlieferungen des englischen Adels anfangen sich zu verwischen. Umsonst blicken wir in ihm um nach Männern, wie die, welche noch vor zwanzig Jahren den Staat geführt und deren Söhne sich gebunden fühlen durch die Fesseln des Parteisystems, das sich gänzlich überlebt hat und nur noch wie ein schädlicher Spuk umgeht im Oberhause, die Besten abschreckend vom unbefangenen Eingreifen in die Tagesfragen. Die englische Aristokratie ist auf dem Punkt ein Adel zu werden wie die Aristokratie des Festlandes und — wäre nicht das Erstgeburtsrecht — sie verlöre, wie diese, auch noch den Rest ihres politischen Einflusses, der ihr geblieben oder den wieder zu erobern ihr die Möglichkeit geblieben ist. Sie behielte nur noch den gesellschaftlichen Einfluß, der auf Eitelkeit und Vorurtheil beruht, nicht auf territorialer Macht und politischer Bildung, wie der politische Einfluß. An Symptomen jenes sich eben vollziehenden Ueberganges fehlt es nicht. Die Zeit ist nicht fern, wo ein armer und ungebildeter Edelmann — eine contradictio in adjecto für jeden, der über das Wesen der Aristokratien nachgedacht — eine lächerliche Person für den Engländer war. Dem ist nicht mehr so; und gar die Ritter- und Freiherrentitel (Knighthood und Baronetcy) ohne Grundbesitz oder politische

Thätigkeit, sind eben so gesucht, beneidet und angesehen als Orden und Adelsdiplome auf dem Festlande.

Dem englischen Peer aber, in die fortan machtlose Sphäre des Oberhauses gebannt, seiner Ohnmacht bewußt, scheint die ganze Politik mehr und mehr verleidet. Der Ehrgeiz macht allmählich der Vergnügungssucht Platz. Das Gefühl der politischen Solidarität schwindet immer mehr mit der Möglichkeit, dieselbe gesetzlich zu vertheidigen. Standesvorurtheile, wie nationale Vorurtheile, wie religiöse Vorurtheile, sind minder mächtig als ehedem. An die Stelle des männlichen, hochmüthigen, etwas derben und einseitigen englischen Gentleman von ehedem tritt ja überhaupt mehr und mehr der Typus des leutseligen, höflichen, vielseitigen, weichen, etwas würdelosen Salonmenschen, der alle Sprachen Europa's redet, in russischer Art Hegel und Heine, Renan und Taine gelesen hat, über altenglische rohe Sitten mitleidig lächelt, ein Glas leichten Clarets dem heißen Port vorzieht, den die Väter nach Tisch tranken, und lieber einem friedlichen Nachmittagsthee als einer ermüdenden Fuchshetze beiwohnt. Freilich gibt's auch noch einen andern Typus des heutigen englischen Edelmannes: den Typus des geistlosen, geschmacklosen, geräuschlosen Genüßlers, dessen Materialismus kein frischer Humor, keine männliche Kraftäußerung, kein geselliger Gedankenaustausch veredeln, wie sie den Materialismus jenes gesunden kräftigen Geschlechtes veredelten, welches das aristokratische England des vorigen Jahrhunderts so groß machte.

Dies ist das Ergebniß des bald zweihundertjährigen gesetzlichen Kampfes des englischen Bürgers gegen den eng=

lischen Lord. Der Sieg scheint vielleicht dem Fremden vollständiger als er es ist; ungeheuer ist noch immer der Einfluß, den die Aristokratie durch ihren Grundbesitz und das „Prestige" des Ranges ausübt; noch kann sie beinahe jeden Commoner durch Herablassung und Schmeichelei, nöthigenfalls durch Heirath, für sich gewinnen; noch hat die Aristokratie, wie ich in einem späteren Brief erörtern werde, eine letzte Karte, die, geschickt gespielt, die Reformbill von 1867 bis zu einem gewissen Punkte neutralisiren kann — aber im großen Ganzen wird doch auch der eindringendste Beobachter dem vorübergehenden Besucher Recht geben müssen: die Aristokratie ist besiegt. Wie aber steht's mit dem andern Feinde, der seit 1688 dem tüchtigsten Theile des englischen Bürgerthums und der Freiheit des Gedankens gegenüber stand, wie ist's mit der Hochkirche?

IV.

London.

Noch hat die Episkopalkirche eine herrschende Stellung in England, noch sitzen die Bischöfe im Oberhaus und genießen ihrer ungeheuren Pfründen wie ehedem, noch wird viel Theologie gesprochen, und liegen sich High-Church und Low-Church, Puseyists und Wesleyans in den Haaren; aber das Alles ist nur die Oberfläche, der Körper ist unterminirt, und so unwahrscheinlich es ist, zu den Unmöglichkeiten gehört's nicht, daß noch unsere Generation es erlebe, die blühend aussehende anglikanische Kirche zusammenfallen zu sehen, wie ein Kartenhaus. Was ihr in Irland geschehen ist, steht ihr auch in England bevor. Das jetzige Ministerium mag hier für einen Akt der Plünderung erklären, was es drüben selbst als eine That der Gerechtigkeit ausgeführt; ein anderes Ministerium wird kommen und vollbringen, wovor dieses zurückscheut: das Disestablishment of the Church of England.

Denn was sollte die Gefährdete halten? Krone und Adel haben ihre Interessen weislich von ihr getrennt; und hätten sie's auch nicht, sie sind zu machtlos geworden, um sie wirksam stützen zu können. Im Volk ist das Interesse

an kirchlichen Fragen, wenn nicht erloschen, so doch gewaltig gedämpft. Selbst die Streitigkeiten um Ohrenbeichte oder Kerzenlicht, die noch vor zwanzig, dreißig Jahren alle Gebildeten Englands aufregten, verhallen jetzt unter den Leuten von der Profession und der kleinen Zahl derer, die sich stets um eine sinkende Kirche andächtig schaaren und meinen, alle Welt habe die Augen auf sie geheftet. Es ist keine religiöse Leidenschaft mehr da. Das sicherste Todeszeichen für positive Religionen: die dem alten England ganz unbekannte Duldsamkeit zeigt sich schon in bedenklichstem Grade, und wir wissen aus Erfahrung, wer von ihr Vortheil zieht. Es sind nicht die mittleren Ansichten, die Versöhnungsversuche zwischen weltlichem und kirchlichem Interesse — mit anderen Worten, die protestantische Kirche; es sind immer entweder die logischen und unwählerischen Väter Jesu oder die hochmüthigen Verneiner alles Göttlichen, die Materialisten. Auch Indifferentismus, ja metaphysische Speculation und dogmenfreie, formenlose Religiosität mögen wohl dabei fahren, und wenn sie auch keine Proselyten machen, doch wenigstens freien Spielraum für sich erlangen. Was aber soll eine positive Religion dabei gewinnen, die keinem Bedürfniß, keiner Idee, keinem Gefühle der Zeit mehr entspricht und den absoluten Forderungen der Logik nie entsprochen hat? Mit einer bei den praktischen Engländern wirklich bewundernswürdigen Naivetät ist der dreihundertjährige Kampf gegen den Papismus in Vergessenheit gerathen, als wäre er nie gewesen, und — wer hätte es je gedacht? — mit aufgeklärtem Mitleid blicken die Nachkommen der Independenten auf das Vaterland Nathan's des Weisen herab, das sich so unendlich weit hinter der Zeit zurückzeigt, indem es

Rom mit anderen Waffen als denen friedlicher Ueberredung und christlicher Toleranz bekämpft. Noch sind es kaum vierzig Jahre her, daß die Katholiken Englands von allen politischen Rechten ausgeschlossen, von der Hälfte der Nation als Landesfeinde behandelt waren — und heute giebt uns dasselbe England gute Lehren und Beispiele der Duldung.

So besteht hier ein Metaphysical Club. Da begegnen sich der römische Erzbischof von Westminster, Herr Manning, mit seinem anglikanischen Collegen von York; Dr. James Martineau, der Unitarier, mit den englischen Moleschott und Büchner, Huxley und Tyndall; da discutirt allmonatlich ganz ernst, ganz naiv, aber ganz freundschaftlich Herr Fr. Harrison mit Herrn Newman, oder ein katholischer Prälat mit einem Atheisten über die Persönlichkeit Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele; und man kann sich denken, was herauskommt bei dieser Discussion, wo der Eine chinesisch, der Andere hebräisch redet. Mich erinnert ein solches „metaphysisches" Gespräch lebhaft an eine Anecdote, die in Italien umgeht und die ich gern wieder erzählen möchte, wenn ich nicht fürchtete, der „Würde des geschriebenen Wortes" allzu viel zu vergeben. Das Gespräch fand statt in einem lombardischen Dorfe zur Zeit, als die Oesterreicher über den Mincio flohen, lange also, ehe der metaphysical club gegründet war, und es ist sicherlich nicht als eine absichtliche Parodie auf dieses neueste Produkt englischer Toleranz anzusehen. Ein altes Weib sitzt an der Ecke und verkauft Haselnüsse. „Comment cela s'appelle?" fragt der französische Zuave. „Non si pelano, si schiacciano," ist die Antwort. „Comment?" — „Non colla man, col martel." — „Ne comprends pas." — „Se non vuol comprare,

vada pure," erwidert die gute Italienerin und fügt schmunzelnd hinzu: „Con questi almeno c'è verso d'intendersi; è un altro paio di maniche che con quei Tedeschi che non capivano nulla." Aehnliches wird wohl Herr Professor Tyndall zu sich sagen, wenn er sich eine Stunde lang mit Monsignor Howard verständigt hat.

Doch auch Symptome anderer Art, als diese naive Toleranz, verrathen den drohenden Verfall der englischen Kirche. Es ist lange her, seit die anglicanische Geistlichkeit, ehedem die Pflanzschule der Gelehrsamkeit und der Staatsweisheit, einen irgend bedeutenden einflußreichen Mann der Wissenschaft oder der Politik hervorgebracht. Bentley war Lehrer der Theologie, Berkeley war Bischof; heute sind die eminentesten Professoren in Cambridge und Oxford sämmtlich Laien. Die Bischöfe spielen eine ganz untergeordnete Rolle im Oberhause. Selbst ein so außerordentlich begabter und populärer Mann, wie der Sohn Wilberforce's, der jüngst auf eine so schreckliche Weise hingegangene Bischof von Winchester, konnte keine leitende politische Stellung im Parlament erlangen. Früher wurden die begabtesten Söhne vornehmer Familien in den Klerus gethan, heute soll das Gegentheil stattfinden; früher stand die Leidenschaft der ganzen Nation hinter diesem Klerus, heute nur noch seine pecuniäre Macht: ist diese von ihm genommen, so wird's geschehen sein um seinen Einfluß. Und nicht die Kirche allein wird unter diesem Verlust leiden, auch der Staat.

England hat keine Schule traditioneller Staatsmannschaft mehr und kann keine Quelle entbehren, aus der sich ihre Regierer erneuern könnten. Die Aristokratie treibt die politische Erziehung ihrer Söhne nur noch sehr lau; die

jüngeren Söhne reichbegüterter Adelsfamilien ziehen selbst sichere Aemter der allen Zufällen unterworfenen parlamentarischen Laufbahn vor, und der Squire — Gutsbesitzer — kann seit 1867 nur noch sehr schwer in's Haus der Gemeinen dringen. Ein Beamtenthum wie das unsrige kennt England ja noch nicht, und selbst die Advocatur — the bar — liefert immer weniger Recruten für den politischen Generalstab des Königreichs. Noch ist die Mehrzahl der leitenden Männer aus dieser in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so blühenden Pflanzschule hervorgegangen: aber, es ist kein Nachwuchs da, und der überall so nothwendige, in England so innig mit dem ganzen Regierungssystem zusammenhängende Zufluß von Emporkömmlingen kommt schon seit einigen Jahren aus einem anderen gesellschaftlichen Reservoir: aus dem Handel und der Industrie. Selbst in dem classisch gebildeten Oxonier Gladstone steckt noch der Liverpool merchant, und er gehört noch der alten Schule an. All' das darf man nicht vergessen, wenn man sich Rechenschaft ablegen will über die ungeheure Wandlung, welche die englischen Verhältnisse seit zwanzig Jahren erlitten haben und über die wahren Ursachen derselben.

Schon das Katholiken-Emancipationsgesetz, die Kornbill, das Reformgesetz von 1832 hatten diese Wandlung formell, Adam Smith, Jeremy Bentham, John Stuart Mill innerlich längst vorbereitet; aber der beschleunigte Umgestaltungsprozeß begann erst ganz entscheidend seit dem Krimkrieg und der großen Rebellion in Indien. Die Aufhebung der Ostindischen Compagnie, das Aufgeben der jonischen Inseln, die beiden Schiedsgerichte, die methodische

Expropriation der anglicanischen Kirche in Irland, das irische Agrargesetz, die zweite Reformbill, das neue Unterrichtsgesetz, die Oeffnung der Universitäten, die Ernennung durch Concurs, die Prüfungen, die geheime Abstimmung (Ballot), die Abschaffung der käuflichen Officiersstellen, die Gründung eines neuen Appellhofes — folgten sich rasch aufeinander im kurzen Zeitraum von zehn Jahren und bezeichnen die verschiedenen Breschen, welche der demokratische Rationalismus in die irrationelle Festung des alten aristokratischen England gebrochen. Schon sehe ich die ersten Ansätze zur Bildung eines bezahlten, studirten Fachbeamtenthums; schon höre ich Klagen über die Laiengerichtsbarkeit, Geschworene und Friedensrichter. Wie lange wird's dauern, so haben Vestries, Aldermen, Magistrates u. s. w. regelmäßigen Bureaus und ihrem red tape Platz gemacht; so gehört die gerühmte Selbstregierung, welche im Grunde doch eine Regierung durch Andere — d. h. des Volkes durch Notabeln — ist, der Vergangenheit an, wie Alles, was sich überlebt hat oder haben wird, den Lord-Mayor von London nicht ausgeschlossen. Die sogenannte Selbstregierung setzt eben höchst einfache, fast patriarchalische Verhältnisse voraus; die verwickelte Maschine moderner Verwaltung will von Leuten geführt sein, die eine Fachbildung erhalten. Auf den Bock einer stage-coach will ich eben so gerne und unbedenklich einen Gentleman steigen lassen, als einen Kutscher von Gewerbe; auf der Locomotive bitte ich mir doch einen Mechaniker aus. Dieser Natur ist, wenn ich mich nicht täusche, das allgemeine Gefühl des englischen Volkes.

Gerade jetzt scheint freilich eine Gegenströmung eingetreten zu sein. Gladstone's Niederlage in der Dubliner

Universitätsfrage, die immer conservativ ausfallenden Ergänzungswahlen, das Zurückkehren des Geschmacks selbst in literarischen Dingen zu den alten Traditionen, die Gunst, deren sich die feinere conservative Presse im Publikum erfreut, das Hohngelächter, mit dem noch vor wenigen Tagen Herrn Lowe's Vorschlag im Hause der Gemeinen aufgenommen wurde, die Directorstelle am British Museum durch Concurs zu besetzen (sic!) — alles das sind untrügliche Zeichen eines Stimmungswechsels. Noch wichtiger, weil folgenreicher, ist das neu vorgeschlagene Wahlgesetz. Getreu den Traditionen des Vaterlandes moderner Demokratie, haben die Agitatoren von 1867 das „Volk" nur in den Arbeitern der Städte gesehen, ihnen ein Wahlrecht zu erobern gesucht und erobert, das wenig hinter dem allgemeinen Stimmrecht zurückbleibt. Das Landvolk blieb der numerus .. fruges consumere nati, der es von jeher für alle Demagogen war. Aber ein moderner Demagoge ist zur Logik verpflichtet, und es ist den erst etwas verdutzten Conservativen nachgerade eingefallen, was Fürst Bismarck schon vor zehn Jahren, Napoleon III. vor zweiundzwanzig Jahren einfiel: nämlich, daß die Consequenz des allgemeinen Stimmrechts vielleicht ein Heilmittel gegen seine eigene Albernheit bergen könne. Man schlägt das household suffrage für die Landarbeiter vor, und die Radicalen können es nicht verwerfen, ohne allen ihren „Principien" Hohn zu sprechen. Damit aber wäre dem Gutsbesitzer, wie überhaupt der Gentry, eine treffliche Waffe in die Hand gegeben, wenn sie dieselbe nur zu handhaben verstehen. Sie sind der Politik so entwöhnt seit den letzten Jahren, daß sie leicht von den erfahreneren und gewandteren Radicalen oder handeltreibenden Städtern

überlistet werden könnten. Ueberdies, selbst wenn es ihnen gelänge, einen großen Theil ihres verlorenen Einflusses wieder zu erobern, wird er lange vorhalten?

Es gibt Momente in der Geschichte der Völker, wo gewisse Bewegungen der individuellen Leitung beinahe ganz entgehen und mit der Gewalt erworbener Schnelligkeit unaufhaltsam weiter rollen. So war's mit der römischen Kirchenrevolution seit 1830: noch vierzig Jahre später hätte eine tüchtige Unterstützung der oppositionellen Bischöfe auf dem Concil durch ihre Regierungen die Bewegung augenblicklich hemmen können; früher oder später wäre sie doch logisch unwiderstehlich weiter gerollt bis zum tiefsten, verhängnißvollsten Abgrunde der Absurdität und der Verblendung. Aehnlich mit der demokratischen Bewegung des englischen Staates: sie mag auf Momente gehemmt werden; über kurz oder lang nimmt sie doch wieder ihren Lauf, und ein Stillstand, eine wirkliche Rückkehr kann erst dann eintreten, wenn die überheizte Locomotive mit ihren Führern zerschellt am Boden liegt, und die ewig wirkenden unzerstörbaren organischen Kräfte und Keime, die in jeder Gesellschaft liegen, wieder unbehindert schaffen, treiben und wachsen können — sei es nun, indem sie den überlebenden alten Formen neues Leben einhauchen, sei es, indem sie sich neue Gestalten schaffen. Das Beste ist, für die besonnenen Zuschauer einer solchen schwindelhaften, fast mechanischen Bewegung der Staatsmaschine, nicht eingreifen zu wollen in die Speichen — dazu ist's zu spät — sich auch nicht in unfruchtbaren Klagen zu ergehen, sondern sie den rücksichtslosen Mechanikern getrost zu überlassen, selber aber abseits zu stehen, ein anderes Feld zu bebauen, ernstlich und ohne Unterlaß, bis

der Tag kommt — sei's auch noch so spät — wo der gesunde Menschenverstand, der politische Instinct im Volke wieder erwacht, inne wird, daß die verantwortliche Führung der nationalen Interessen eines großen Landes nur dem Talent, der Bildung und der Energie der Wenigen vertraut werden darf, seine extemporirten Führer, welche die Staatswissenschaft auf dem Comptoir oder in den Zeitungen studirt, verabschiedet, und zurückkehrt zu den gesellschaftlichen Klassen und den Individuen, die von jeher, in allen gutgeführten Staaten, vom unbewußten Volkswillen an die Spitze gestellt worden sind.

V.

London.

Zwei anscheinend entgegengesetzte Thatsachen drängen sich dem Beobachter englischen Lebens immer und immer wieder auf: die ungeheure Wandelung, welche sich seit einem Menschenalter in der Richtung der Geister und der Interessen vollzogen hat und noch vollzieht, und die Unwandelbarkeit des englischen Nationalcharakters.

Wohl kein Volk der Welt kann sich einer so vollen Geschichte rühmen, wie das englische. Es ist rastlos, ununterbrochen thätig gewesen seit Jahrhunderten, bald militärisch, bald politisch, heute religiös, morgen wissenschaftlich, dabei immerfort den materiellen Reichthum des Landes mehrend. Deutschland, Italien, haben mehr als ein Jahrhundert lang brach gelegen, England hat nie aufgehört immer neue Erzeugnisse auf die Oberfläche zu bringen. Auch heute noch ist das Auffallendste in England die großartige Thätigkeit.

Wer durch die Straßen Londons wandelt, die Themse hinunterschifft, in ein Comptoir eintritt, bei einem Advokaten vorspricht, sich in eine Zeitungsredaction verirrt, das Parlament besucht, ja wer sich in einem Club ausruhen will,

findet überall dieselbe, nicht fieberhaft aufgeregte, sondern ruhig-stätige maschinhenafte Thätigkeit. Selbst wenn sie eingestellt wird, ist's nicht das allmähliche Ermatten und Nachlassen lebendiger Muskeln; es ist als ob eine metallene Bremse das schnaubende Räderwerk plötzlich innehalte, damit es, nach einer bestimmten Reihe von Stunden und nach Zurückziehung des Hemmnisses, weiter schnarre mit seinem beängstigenden Geklapper und Gesumme. Da ist kein Raum für Muße, Beschaulichkeit, reinen Lebensgenuß: der Müßiggänger kommt sich selbst wie ein Sünder, der Zuschauer wie ein gewissenloser Egoist vor; hier artet der Genuß, sobald er Lebenszweck wird, in rohen Materialismus aus oder wird selber ein methodisch betriebenes anstrengendes Geschäft: anmuthiger Epikureismus ist eine unbekannte Blume in dieser cerealen Flora, und gar der idealistische Träumer kommt unfehlbar unter die Räder der Maschine.

Daher die ungeheure Production. Wenn jedermann zwei, drei Stunden täglich mehr und in dieser ganzen Zeit angestrengter arbeitet als im Nachbarlande, so muß auch das Doppelte erzeugt werden an Reichthum; zumal jedermanns Thätigkeit sich über eine längere Lebensperiode erstreckt. Der Reiche, der Bejahrte arbeiten selten auf dem Festlande: hier mühen sich der Siebenzigjährige, der Millionär ab, als hätten sie sich einen Platz zu erobern, einen Lebensunterhalt zu verdienen. Der Production entspricht der Verbrauch: „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste", heißt's hier in jedem Stande, und Gäste wie Feste sind theuer. Der Engländer spart nicht gern: er umgibt sich mit Comfort aller Art, nährt sich reichlich, pflegt seinen Körper: es ist als ob er die Maschine,

während sie rastet, bis zum Bersten füllen wolle mit Kohlen, damit sie morgen desto besser weiter arbeite. Er legt nichts beiseite, wie der Franzose; er verschwendet nicht, was er nicht erworben, wie der Russe; er schränkt sich nicht ein um sich die Arbeit zu ersparen, wie der Italiener; er begnügt sich nicht mit der Fülle des innern Lebens, wie's der Deutsche bisher that in dem Elend seines äußern Daseins — er producirt, um zu consumiren und consumirt um zu produciren, wodurch denn die Masse des Erzeugten stets anwachsen muß bis es einer jener kolossalen Früchte gleicht, deren England so viele hervorbringt, und die es den italienischen an Umfang, Saft und Farbe, nicht an Süße und Aroma, zuvorthun.

Zusammen mit dieser Thätigkeit hängt der Ernst, der eigenthümliche englische Ernst. Die Leute hier können nichts leicht nehmen; sie können aber auch nichts idealistisch nehmen. Alles wird gleich ins Praktische übertragen. England hätte nie einen Montaigne hervorgebracht, aber auch nie einen Platon. Der Engländer findet kein Gefallen am glänzenden Wortgefecht, und ihm ist ein guter Faustschlag, der den Gegner zu Fall bringt, mehr werth als die zierlichste Pointe des Fleurets, die ihn unversehrt läßt. Reine Virtuosität hat ihm nie ein Beifallszeichen entlockt. Sogar um gewandte Dialektik hat er sich nie viel gekümmert, und noch weniger verirrt er sich in unfruchtbare Speculationen: alle seine Philosophen sind positiv, von Bacon und Locke bis auf Bentham und Mill. Meist sind sie auch Philanthropen: das ist eben englischer Idealismus. Sie halten es für frivol nicht thätig einzugreifen um das Menschenloos zu verbessern. Skepticismus ist ihnen so fremd wie

abstracter Enthusiasmus; sie glauben an die Realität der Erscheinung, als ob Berkeley nie existirt habe, und da sie wahrheitsliebend sind, so setzen sie auch bei andern dasselbe Ernstnehmen voraus. Diese Art von Naivetät — ein Ding das der Franzose gar nicht recht von der Einfalt zu unterscheiden weiß — giebt ihnen eine große Stärke, macht sie aber auch vielfach unbeholfen. Ein Gladstone glaubt an seine Politik wie ein Browning an seine Poesie, wie ein Mill an seine Philosophie: alle glauben an sich selbst. Daher denn auch die zweifelhaften Tugenden, ja sogar die Untugenden ernst betrieben werden, mit einer Wichtigkeit, über die wir manchmal zu lächeln versucht sind: Ehrgeiz, Wohlthätigkeit, Beobachtung der Sitte, ja Heuchelei werden mit Methode geübt.

Das alles gibt eine große Kraft, ist in einem Sinne sehr achtungs-, ja bewundernswerth: man hielte es aber doch nicht aus in der Atmosphäre, hätte die Natur dem Engländer nicht zwei Corrective dagegen gegeben: besser gesagt, zwei Kanäle, in die sich der unbewußte, der nichtangewandte Idealismus, ohne den das Leben nicht lebenswerth ist, ergießen kann — den Humor und die Anhänglichkeit ans Vergangene. Jener ist jedem überall zugänglich: der Deutsche zumal hat sich schon lange daran gewöhnt, den herrlichen Strom von Heiterkeit und Wehmuth, von Scherz und Ernst, von tiefem Sinn und fröhlichem Unsinn, der sich von Chaucer bis Shakespeare, von Butler bis Fielding, von Sterne bis Dickens, ununterbrochen durch das fruchtbare Gefilde der englischen Literatur hinzieht, als sein Eigenthum zu betrachten und sich an ihm aus voller Seele zu ergötzen und zu erfrischen. Nicht so mit dem andern

geheimnißvollen Weg, auf dem der hintangesetzte, uneigennützige — andere mögen sagen, unnütze — Idealismus wieder zu seinem Recht gelangt: der geschichtliche Sinn. Der offenbart sich nur dem Gegenwärtigen, Dem aber auch überall, allüberall auf englischem Boden, wenn er nur Augen hat.

Was ist aber historische Vergangenheit anderes als der ideale Zusammenhang der auf einander folgenden Geschlechter? Wenn ich ein Buch lese, eine Landschaft anschaue, mit einem Menschen verkehre, so ist das, was mir davon bleibt, das wenige, aber charakteristische, was mir davon im Gedächtnisse haftet, die Idee des Buches, der Landschaft, des Menschen: so ist die im Volksgeiste lebende Geschichte die Idee des Volkes, und je voller, je intensiver, je greifbarer diese Geschichte lebt, desto reicher, kräftiger, plastischer ist die Idee. Darum eben gibt's keine Geschichte, die sich mit der englischen vergleichen ließe, selbst wenn nie ein Shakespeare und ein Walter Scott sie uns so lieb, einer tieferen Auffassung so zugänglich gemacht hätten. Geht man nun herum in gewissen Quartieren Londons, so tritt einem das so recht leibhaftig vor die Augen, und man begreift erst, was für eine gewaltige Künstlerin die Geschichte ist — so gewaltig fast, wie die Natur. Wie häßlich sind die Privatbauten in Cornhill und Cheapside, wie plump und roh Mansionhouse und Börse, wie geschmacklos gar die Einzelnheiten an alle dem; und doch giebt's, vom rein malerischen Standpunkt aus, wenig schönere Gemälde als das jenes Stadtviertels, das so herangewachsen ist seit Jahrhunderten, über das ein Ton sich, die Mißtöne auflösend, hingelagert hat, wo alles, selbst

das Widersprechendste, im Zusammenhang ist, ein lebendiges Antwerpen oder Gent, schön von jener Schönheit, die uns an gewissen Landschaften entzückt und von der der Philister sagt: „Was kann Ihnen aber nur an dieser flachen Gegend gefallen? Da ist ja doch kein Wasserfall, keine Ruine, kein Felsblock, es ist ja unser einfach Ackerland, auf dem wir alle Tage arbeiten."

Noch mehr tritt in Lincoln's Inn oder im Inner Temple jener Zusammenhang mit der Vergangenheit und sein unaussprechlicher Reiz zu Tage. Das sind noch dieselben alten Bäume — ein Engländer reißt nie einen Baum aus, wenn er's vermeiden kann — unter denen schon Henry Fieldling sich gelagert; hier auf dieser Wiese mitten in der Stadt — Herr Haußmann hätte längst einen Square mit Blumenbeeten daraus gemacht — wurden die beiden verhängnißvollen Rosen gepflückt; dort ist die alte Templer-Kirche aus dem 12. Jahrhundert, aber ihr Schiff ist aus dem 14., und nebenan die Bibliothek aus dem 18., ja hier sogar eine Halle aus dem 19. Jahrhundert. Und in der Halle, wie in der Kirche, sind hier die Sitze der Schüler, dort die der Barristers, auf der einen Seite die Zunft von Inner Temple, auf der andern die von Middle Temple, weiter oben die Bänke der Richter und Queen's Councellors, und siehe, ein Trauerzeichen hat die Innung von Middle Temple aufgesteckt, denn vor acht Tagen hat sie ihre größte Zierde verloren, den gelehrtesten und geistreichsten Kanzler Englands unter Königin Victoria, Lord Westbury. Sieht man herum in all den stillen, grünbeschatteten Höfen, den friedlichen Gängen, geht man hinauf die alten morschen hölzernen Treppen, so begegnet

man, genau wie vor vier-, fünfhundert Jahren, dem Volke der Legisten, das da seinen Sitz aufgeschlagen, und mitten im belebtesten, tosendsten Theil von London eine Stadt für sich bewohnt, wo kein Huftritt erschallen, kein Rad knarren darf. Und gehst du etwa fünfhundert Schritte weiter, so magst du auch sehen, wo die Gerichte tagen, zwischen Parlament und Münster, die uralte Westminsterhall und die daran stoßenden Säle. Willst du aber wissen wie selbige Gerichte verfahren, so brauchst du nur wiederum fünfhundert Fuß weiter, diesmal nach Norden, deine Schritte zu lenken und du siehst im Herzen Londons, auf einer Stelle wo jeder Fußbreit Erde Goldes Werth hat, einen ungeheuren, grasbewachsenen, verwahrlosten Platz, in dessen Mitte eine zertrümmerte Reiterstatue, oder vielmehr ein steinern Roß ohne Reiter, ein Bild der Wildniß. Das ist der streitige Grund von Leicester-Square, der wartet nun seit bald hundert Jahren auf die Entscheidung des obersten Gerichtshofes, um zu wissen wem er gehört, wer ihn bebauen oder anlegen darf.

Noch auffallender als in London ist jene Anhänglichkeit an das Vergangene, an den überlebenden, Stein oder Form gewordenen, Geist der Väter in gewissen Städten der Provinz, vor allen in Oxford. Es dürfte wohl kein reizenderes Stadtbild geben als die lange, in schöner Biegung gewundene Hauptstraße von Oxford mit ihren unzähligen Erkern, Thürmen, romanischen, gothischen, Renaissance- und Rococo-Façaden. Da sieht man mit Leibesaugen die geistige Geschichte Englands, in diesen Hallen, diesen Capellen, diesen Büchersälen, diesen herrlichen Parks — jedes College hat seinen Park, der zwischendurch die Mauern in die Straße

lugt. Da ist die Elite der englischen Jugend seit Jahrhunderten und Jahrhunderten erzogen worden; hier sammelte die englische Gelehrsamkeit, hier dachte der englische Gedanke, hier tobte sich die englische Lebenslust aus. Und alles das ist nicht mit einem Spalier umgeben, museenartig katalogisirt, entseelt, zur Schau gestellt; es lebt heute noch gerade so lebendig wie vor Jahrhunderten, es wimmelt von Jugend, es ist warm vom Bewohntsein: derselbe Katheder dient dem Professor von heute, der einst dem Professor der Reformationszeit gedient, und die Studenten spielen Cricket mit ihren flachen Mützen auf denselben Wiesen, auf denen ihre Vorvoreltern mit denselben flachen Mützen Cricket gespielt und die Fäuste gerührt. Und da ist auch nicht eine Lücke; nicht ein Ring fehlt in der Kette bis hinauf ins Mittelalter: von hier aus ging noch vor vierzig Jahren Herr Gladstone als ein junger Hochkirchlicher heraus; von hier Erzbischof Manning und beide Newmans, und hier entstand vor einem halben Menschenalter die positivistische Schule Neu-Englands; die radicalen Denker und Politiker, Fr. Harrison, Beesly u. A., sind von hier ausgegangen, zu predigen das neue nüchterne Evangelium Auguste Comte's, und zu kämpfen gegen Alt-England und seine aristokratischen Sünden. Wovon ein andermal.

VI.

London.

Wenn ein Volk lange Zeit hindurch in einer Richtung thätig gewesen ist, so dauert diese Thätigkeit immer noch eine gute Weile, wenn auch verhältnißmäßig unfruchtbar, fort; während schon die Elite der Nation ihre Kräfte und Anstrengungen auf einem anderen Gebiete zusammenzufassen anfängt. So überdauerte die allgemeine künstlerische Arbeit in Italien die eigentlich schöpferische Epoche (1475—1525) um mehr als ein Jahrhundert; so ist die allgemeine wissenschaftliche Arbeit in Deutschland heute noch eben so angestrengt und vielleicht massenhafter als in der Epoche, in der unser Vaterland seine eigenthümliche Bildung begründete (1775—1825). Ja, wer gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Malerschulen Bolognas und Neapels besuchte, mochte wohl Mühe haben sich zu überzeugen, daß die italienische Kunst, von Tausenden von Inländern betrieben, von Tausenden von Ausländern studirt, am Verblühen war; und wer heute das Treiben an einer deutschen Universität mit ansieht, dürfte dem kaum Glauben schenken wollen, der ihm versicherte, daß schon seit mehr als einem Menschenalter das Interesse der deutschen Nation nicht mehr auf

die Wissenschaft allein gerichtet ist, wie im Beginn des Jahrhunderts.

Aehnlich ist's in England mit der Politik. Das Volk hat so lange aus dem Staat sein Hauptinteresse gemacht, dem Staat seine besten Kräfte und seine besten Individuen so ausschließend gewidmet, die Maschine des Staates so vervollkommnet, daß er heute noch auf eine bewunderns-werthe Weise weiter arbeitet, und man wirklich genau zusehen muß, um gewahr zu werden, daß die jungen Männer ersten Ranges aufgehört haben dem Staate zu dienen, daß die Staatsgeschäfte nicht länger mehr die Aufmerksamkeit der Nation monopolisiren. Schon seit geraumer Zeit haben sich die ausgezeichnetsten Köpfe Englands von der Politik, wie früher von der Religion, ab- und der Wissenschaft zugewendet. Das jüngere Geschlecht aber sieht dem politischen Leben mit einem merkwürdigen Skepticismus, ja mit einer Art vornehmen Mitleids zu. Ihm gehen die philosophischen Fragen viel näher als die staatlichen, und wenn es sich um diese bekümmert, so ist's in ihrer wissenschaftlichen, philo-sophischen Gestalt: als Theorien, nicht als praktische Auf-gaben. Darwinismus und Positivismus erregen leiden-schaftlichere Debatten als Liberalismus und Conservatismus. Und nicht allein die Jungen, auch die Auserwählten unter den Aeltern ergreifen „die neuen Ideen“ mit einer solchen Lebhaftigkeit. Man braucht nur in gewisse Clubs zu blicken, um zu sehen, wie zugänglich die Masse des gebildeten Publikums für Ansichten ist, welche mit den überkommenen Meinungen und Denkgewohnheiten in schärfstem Gegensatz stehen. Ein Franzose, ja selbst ein Deutscher unserer Zeit, ist ein „Fertiger“ mit vierzig Jahren. Fremde Ideen

sind nicht mehr im Stande, seine Anschauungsweise zu beeinflussen, geschweige denn zu ändern; und meist ist er sich dessen so bewußt, daß er neuen und fremden Ideen nicht einmal Gehör zu schenken sich herbeiläßt. Ja, dies ist vielleicht das sicherste Symptom, daß eine nationale Bildung keine werdende mehr, sondern eine gewordene ist. Im heutigen England ist es das gewöhnlichste Vorkommniß, daß ein Fünfziger, ein Sechsziger auf fremde Ansichten eingehen, aus Saul Paul werden und mit jugendlicher Lebhaftigkeit für solche neue Ideen in den Kampf eilen.

Damit hängt denn auch das Verschwinden jener nationalen Enge zusammen, welche England so lange ausgezeichnet. Ein rechtes Staatsinteresse ist mit rein humanistischen Ueberzeugungen unverträglich: es beruht auf einer gewissen nationalen Beschränktheit, die sich sittlich als Egoismus, geistig als Ausschließlichkeit kund thut. Das Aufgeben von England's traditioneller auswärtigen Politik, dem wir seit fünfzehn Jahren zuschauen, wäre nicht möglich gewesen, wenn die Nation, in ihren bedeutendsten Geistern wie in ihrer Jugend, sich nicht zu einer Art von Kosmopolitismus hinneigte, sich nicht von der streitbaren Politik wegwendete. Und es beschränkt sich diese Richtung nicht auf die Gegenwart: es genügt England nicht, sich der festländischen Politik zu entfremden, die jonischen Inseln aufzugeben, gleichgültig gegen die Geschicke des Orients zu werden, dem nordamerikanischen Freistaat gegenüber, trotz des vollsten Rechtsbewußtseins, nachzugeben, nur um dem Kriege aus dem Wege zu gehen; es giebt bedeutende Engländer — wären es unbedeutende, so hätte die Sache keine Wichtigkeit —, welche die europäische Politik

Wilhelm's III. nicht mehr begreifen, die Pitt's durchaus mißbilligen und über diejenige Lord Palmerston's die Achseln zucken; bedeutende und geistreiche Engländer, denen die Heldenkämpfe England's für die politische und religiöse Freiheit Europa's zu Ludwigs's XIV. und Napoleon's des Großen Zeiten als reine Don Quixotiaden erscheinen. Die Folge einer solchen Anschauungsweise kann nicht ausbleiben. Tritt nicht innerhalb eines gewissen Zeitraumes eine Rückströmung ein, so wird der Staat England — wie einst Holland — aufhören, einen bestimmenden Einfluß auf die europäische Geschichte auszuüben, was das Volk Englands durchaus nicht hindern wird, einen solchen Einfluß auszuüben. Hat es doch schon einmal eine ähnliche Periode durchgemacht, und wer möchte entscheiden, ob das machtlose England Karl's I. und Karl's II. dauernder auf Europa gewirkt hat, als das mächtige England Georg's III.? Jenes siebenzehnte Jahrhundert, während dessen, wenn wir die kurze Periode von Cromwell's Protectorat ausnehmen, Großbritannien nicht mitzählte in Europa, war das Jahrhundert Bacon's und Hobbes', Locke's und Newton's: die Glanzperiode des englischen Staates, die Zeit Chatham's, Burke's, W. Pitt's, Fox', hat nicht *eine* neue weltbewegende Idee in Umlauf gesetzt. Die allgemein anerkannte geistige Hegemonie England's in Europa während der Regierung Anna's und Georg's I. war aber in jener Zeit nationaler Erniedrigung vorbereitet worden, genau wie die seit einem Menschenalter anerkannte geistige Hegemonie Deutschlands während der Jahre der politischen Schmach vorbereitet wurde. Und nicht anders war es mit der französischen Bildung, welche in den schlimmen Zeiten

Ludwig's XV. zur Reife und Vollendung gebracht worden war.

Wer sich aber überzeugen will, wie intensiv das geistige Leben Englands gerade jetzt ist, der muß sich nicht auf Bücherlesen beschränken; er muß herüberkommen, die Universitäten besuchen, in die debating clubs gehen, die wissenschaftlichen und philosophischen Zeitschriften in der Atmosphäre studiren, in der sie entstehen. Schon fangen unsere alleinseligmachenden wissenschaftlichen Methoden in Deutschland sich zu versteinern an; schon schwören unsere jungen Gelehrten in verba magistri; schon ist es eine deutsche Gewohnheit geworden, uns als das auserwählte Volk der Wissenschaftlichkeit zu betrachten — ebenso viele sichere Anzeichen, daß der wissenschaftliche Geist im Schwinden begriffen ist und der Gelehrsamkeit zu weichen beginnt. Welche individuelle Unabhängigkeit dagegen hier in England! Da arbeitet jeder für sich selbst, freilich mit allen Nachtheilen der Autodidaxis, aber auch mit ihren Vortheilen: Muth, Rücksichtslosigkeit, Energie, Leidenschaft der wissenschaftlichen Ueberzeugung. Vor Allem, wir haben uns an Philosophie übernommen im ersten Viertel des Jahrhunderts und uns eine Unverdaulichkeit zugezogen, die uns noch heute die philosophische Speise verleidet. Nun ist aber die Philosophie das Salz des geistigen Lebens. Ein Geschlecht, das sich so gänzlich von der Philosophie abgewendet hat, wie das heutige deutsche Geschlecht, muß dazu kommen, die Wissenschaft routinemäßig zu betreiben. Wer aber will es leugnen, daß unsere Hörsäle leer stehen, wenn der Professor der Metaphysik, ja nur der Psychologie, den Katheder besteigt? Wer wird bestreiten wollen, daß beinahe immer

politische Meinungen, nicht mehr philosophische, den Untergrund unserer wissenschaftlichen Systeme bilden? Anders im heutigen England: die philosophischen Fragen durchdringen Alles, nicht nur die Naturwissenschaft, die Geschichtschreibung, die Nationalöconomie, nein, auch die Staatswissenschaft. Man lese z. B. Fitzjames Stephen's eben erschienenes Buch „Liberty, Egality, Fraternity" und die Entgegnungen John Morley's und Frederick Harrison's auf dieses bedeutende Werk; man lese Herbert Spencer's „sociologische" Studien; man lese die Schriften der Comtisten. Freilich ist's keine Hegel'sche, noch weniger Kant'sche Philosophie, sondern die echte Enkelin der englischen Philosophie des 17. Jahrhunderts; aber es ist doch Philosophie, ein Ding, das auf dem Festlande, in Frankreich und Italien noch viel mehr als in Deutschland, kaum noch dem Namen nach bekannt ist.

Hält man nun alle diese Symptome zusammen, vergleicht man sie mit denen, welche das deutsche Leben aufweist, bringt die politischen Ereignisse in Betracht, liest die jüngsten Werke der bedeutendsten Schriftsteller beider Nationen, überlegt, welche Werke und Zeitschriften den größten Leserkreis finden, horcht auf die Unterredungen der Männer und die Discussionen der Jünglinge in beiden Ländern, so ist es schwer, sich der Ueberzeugung zu verschließen, daß die beiden germanischen Nationen gerade jetzt im Begriff stehen, ihre Rollen zu wechseln: daß die philosophirende Nation schon eine politisirende, die politisirende eine philosophirende geworden — was durchaus nicht sagen will, daß wir nicht ganz anders politisiren werden, als die Engländer politisirt haben; wie denn auch die Engländer sich ganz

anders zu philosophiren anlassen, als wir zu philosophiren pflegten.

Auch handelt es sich hier nicht um Billigung oder Mißbilligung der neu-englischen Bildung, deren leitende Grundgedanken um's Jahr 1860 in Darwin's Hauptwerk, Mill's „Freiheit“ und Buckle's Culturgeschichte ausgesprochen worden, wie einst ein Jahrhundert vorher die leitenden Grundgedanken unserer Bildung in Lessing's Laokoon, Winckelmann's Kunstgeschichte und Herder's Fragmenten ausgesprochen worden: es handelt sich um Feststellung der Thatsache und um Verständniß. Nur wer die Augen offen behält für das, was im geistigen Leben neben ihm vorgeht, kann sich erlauben, zeitweise ganz der praktischen Thätigkeit zu leben; er wird geistig immer im Schritt bleiben, wenn er auch selbst keine neuen Eroberungen macht. Daß wir Deutschen aber in dieser Beziehung unsere Pflicht gegen uns selber und gegen das kommende Geschlecht erfüllen, das beweist der vielfache und laute Widerhall, den jene englischen Pfadfinder bei uns hervorgerufen.

VII.

London.

At Lords'! — Noch lebt Altengland! Freilich, um sich davon zu überzeugen, muß man nicht zu den Lords gehen im Palast von Westminster, wo ich vorgestern drei — sage drei — Peers von England halb eingeschlafen einem Advocaten zuhören sah, der in Appell plaidirte, zweifelsohne um recht drastisch darzuthun, daß Regierung und Haus der Gemeinen nicht so ganz unrecht haben, wenn sie den edeln Lords das Appellationsgericht abnehmen, wie sie gerade jetzt im Begriffe sind, es zu thun. Nein, um noch ein Stückchen von Altengland zu sehen, muß man hinauswandern zu Lords', über Regentspark mit seinen fremden Thieren und fremden Pflanzen hinaus, bis an eine schöne, mit herrlichen alten Bäumen, Zelten und Tribünen umgebene Wiese, wo der bunte „Unionjack" auf Dächern und Masten flattert, Wagen an Wagen gedrängt steht, Alt und Jung, im Kreise gelagert, dem Wettkampf zusieht, den Eton und Harrow sich da liefern. Die schöne Wiese nämlich heißt Lords', und das Kampfspiel ist das weltberühmte Cricket, von dem wir schon lesen in den heitern Romanen des vorigen Jahrhunderts, in denen die Glanzzeit Altenglands

noch fortlebt für die Phantasie der spätgebornen Geschlechter.

Unter den vier großen englischen National-Gymnasien — Rugby, Winchester, Eton und Harrow — sind die beiden letzten immer die angesehensten und populärsten gewesen; Eton von etwas mehr aristokratischer, Harrow mehr bürgerlicher Zusammensetzung. Seit langen Jahren besteht zwischen den beiden Schulen ein lebhafter Wettstreit, ähnlich dem zwischen Cambridge und Oxford; und wie in diesem, suchen sich die Rivalen nicht nur gegenseitig zu überbieten in Wissen und geistiger Kraftäußerung, sondern auch in körperlicher Gewandtheit und Stärke. Was die Ruderkämpfe für die beiden Universitäten, ist der Cricketkampf für die beiden Schulen. Alle paar Jahre — seit einiger Zeit alle Jahre — messen sich die Gegner öffentlich und kommen von ihren herrlichen Land-Residenzen hinunter nach London, sich zu produciren vor Eltern und Verwandten, ehemaligen Schülern (old boys) und Freunden. Es ist schon keine kleine Ehre, wie man sich denken kann, gewählt zu werden unter die Elf jeder Schule, welche die Sache ihrer Anstalt zu vertheidigen, den Ruhm derselben zu vermehren haben. Das ganze Jahr über, an allen freien Tagen, bleibt das Cricket das Hauptvergnügen der Schuljugend. Der Sieger des letzten Wettkampfes leitet die Uebungen gewöhnlich bis zum nächsten Jahre. Lange prüft er die Gewandtheit und Kraft jedes Spielers, und hoch schlägt das Herz dessen, dem er auf die Schulter klopft im Frühjahre und dabei sagt: „Du magst den Flanell anthun." Denn in weißen Flanell von Kopf bis zu Fuß sind die schönen, gelenken Jünglinge gekleidet; der weiche, äußerst kleidsame Stoff

hemmt in nichts die elastischen Bewegungen der Kämpfer. Am Tage der entscheidenden Schlacht kommt eine farbige Mütze und gleichfarbige Leibbinde hinzu, die dem Anzug ein lebhaftes Relief geben, und um die Beine vom Knie abwärts sind weiße steife Knemiden geschnallt, die von fern an die schwerfälligen Beinschienen der Picadores im Stiergefecht erinnern, aber sicherlich nicht wie jene die Schritte der Träger hemmen.

Gestern und vorgestern war der achtundvierzigste Wettkampf, und London war nicht gleichgiltig. Seit der Schah von Portsmouth abgesegelt, war der Cricket Match at Lords' die Hauptbeschäftigung des immer schaulustigen Volkes, das es nicht thun kann ohne einen „Löwen“, ein Hauptthema für's Gespräch (the topics of the day) und ein Schauspiel (a sight) für's Auge. Seit zehn Tagen war es mir stets ein Wunder, wie gewisse Farben so plötzlich und so allgemein in die Mode kommen können, wie es der Fall zu sein schien. Kein Galanterie- oder Modewaarenladen, wo nicht Dunkelblau und Himmelblau nebeneinander prangten; Hunderte und Tausende von Halsbinden, Strümpfen, Bändern jeder Art, aber alle in einer der beiden Farben, hingen an den Schaufenstern aller Straßen. Wer nun am Freitag Morgens dem Strom der four-in-hand, der Daumonts, Kaleschen und Omnibusse folgte, der sich nach St. John's Wood wälzte, dem ward bald klar, daß da so etwas wie der byzantinische Kutscherkampf der Blauen und Grünen im Werke sein müßte. Kein Herr, selbst die Herren Clergymen nicht ausgenommen, keine Dame, die nicht die eine oder die andere Farbe — es sind auch die Farben von Oxford und Cambridge —

als Abzeichen trugen; der Eine eine himmelblaue Halsbinde, der Andere eine dunkelblaue Rosette im Knopfloch, der Dritte ein flatternd Band am Hute, der Vierte einen blau umwundenen Regenschirm — ohne Regenschirm kann ja hier nichts vor sich gehen. Viele Damen begnügten sich sogar nicht mit der muntern Schärpe, und es wimmelte von himmelblauen und dunkelblauen Seiden- und Atlaskleidern um und auf dem Plan, um und auf den Wagen.

Denn rings um die lachende Wiese hatte sich bald eine Wagenburg gebildet, alle drags — jene ungeheuren Wagen in der Art der alten stagecoaches, welche von Vieren gezogen werden und acht Plätze außen, vier innen haben — standen bald ausgespannt um das lange Eirund des Kampfplatzes herum und blieben die Nacht vom Freitag auf Samstag auf der Stelle, um am andern Morgen wieder ihren hübschen Inhaberinnen und eleganten Automedonten als Loge zu dienen. In den ungeheuren Kisten, welche hinten oder oben an den schwerfälligen Maschinen angebracht sind, bargen sich, wie bei den Wettrennen, unendliche Massen von Victualien; und nun ging, wie bei allen englischen Festlichkeiten, das Essen und Trinken los, daß es eine Freude war. Die Schuljungen namentlich, die herübergekommen waren, ihre Kameraden zu beklatschen oder anzufeuern, leisteten da das Unglaubliche im Lunchen und — zur Steuer der Wahrheit sei's gesagt — ihre hübschen Schwestern erfreuten sich auch eines recht guten Appetits. O Byron, Byron, der du die Lippen, welche du deines Kusses gewürdigt, keine gemeine Speise berühren sehen konntest, ich zweifle, ob du hier das Küssen abgeschworen hättest!

Von Morgen bis Abends und wiederum von Morgen bis Abends wogte der Kampf hin und her. Am Ende des ersten Tages schien Eton den Sieg davontragen zu sollen; aber gestern früh am Morgen neigte sich das Glück — das wohlverdiente Glück — auf die Seite von Harrow; doch lange, lange Stunden durch hielten sich beide Parteien die Wage. Auf jeder Seite elf Kämpfer, die erwählten Eleven. Die zwei Champions der einen Partei sind auf dem Plan, umgeben von den elf Gegnern, die ihnen ihre Arbeit so schwer als möglich machen, und deren Gewandtheit der Arme, Schnelligkeit des Blickes und der Füße es selten mißlingt, alle Anstrengungen der zwei Spielenden, den Ball über die Grenze zu schleudern, zu Schaden zu bringen. Aber wenn nun der Ball doch die Schranken überspringt, wenn die Spieler es dahin bringen, zweimal den Raum zu durchmessen, während die Gegner noch nach dem Balle rennen, — welch ein Jubel im Publikum, welch ein Freudengeschrei bei der Partei! Das ist ein Händeklatschen, ein Hutschwenken, ein Rufen: „Well run! well played! fielded!“ u. s. w., das bei jedem guten Wurf wieder beginnt. Nach den Kameraden aber sind es die Schwestern — und o, welche und wie viele Schwestern! — der jungen Kämpfer, die ihre schönen Hände in Bewegung setzen, ihren Brüdern Beifall spenden. Und nun gar, als ein junger Harrowaner den Sieg für seine Anstalt entscheidet! In einem Nu sind die Schranken niedergerissen, die Seile zerschnitten, welche die Zuschauer vom Kampfplatze trennten, und herein strömt Alles, Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Herren und Damen. Man ergreift den glücklichen Sieger, sechs Enthusiasten laden ihn auf ihre

Schultern; so wird er dreimal im Kreise herumgetragen durch die Menge. Das ist ein Stoßen, ein Puffen, ein Treten, ein Schwenken der Regenschirme und Hüte, dabei ein höllisches Jubelgeschrei — und mitten in dem Gedränge zarte zierliche Damen in feinster Toilette. Auf Augenblicke scheint sich der Sturm legen zu wollen, aber nur um mit erneuter Kraft wieder loszubrechen. Nach dem Hauptthelden kommen die Helden zweiten Ranges an die Reihe, im Triumphe durch die drängende Menge getragen zu werden; endlich wird selbst des „überwund'nen Mannes“ gedacht und auch Hector der zarten Ehrenbezeigung gewürdigt. Gegen Abend verzieht sich nach und nach die tobende Masse; aber noch zittert die Bewegung nach in der großen Stadt. Von dem niedersten public-house bis zum aristokratischsten Club, am Tische des Advokaten, der seinen Sohn im glücklichen Harrow hat, wie im Speisesaal des Peers von England, dessen Jungen zu den glorreichen Besiegten gehören, ist von nichts die Rede als von dem Ereignisse des Tages. Schon während des Kampfes ist eine kleine Druckerei auf dem Platze selbst errichtet worden, die von Minute zu Minute die Resultate des Streites Schwarz auf Weiß bringt; ein paar Dutzend Knaben durchlaufen das Publikum und bieten die Karten an, worauf diese Resultate angemerkt sind. Am Abend bringen die Zeitungen lange Berichte und Artikel, und wäre es heute nicht Sonntag, so hätten wir diesen Morgen schon in den „Times“ und „Daily News“ lange Leaders zu lesen bekommen über den Sieg von Harrow.

Nein, Altengland lebt doch noch, und Herr Göschen und Herr Cardwell, die friedliebenden, spießbürgerlichen Häupter der „glorreichen Flotte“ und des „tapferen Heeres“,

können es nicht todtmachen, wie die wüthendsten Schauspieler der Welt, die ich vorgestern in Haymarket Theatre sah, den William Shakespeare nicht todtmachen konnten, obschon sie keine Mühe scheuten, um zu dem gewünschten Resultate zu kommen.

VIII.

London.

Die öffentlichen Schulen sind von jeher der Gegenstand liebevollsten Interesses für das gebildete englische Publikum gewesen, und jede Frage, die ihr Wohlergehen, ihre Mißbräuche, ihre Umbildung betrifft, hat das Privilegium, sogleich zur lebhaftesten Besprechung Anlaß zu geben, und alle „old boys“ in fieberhafte Bewegung zu bringen. So vorigen Winter die Fagging-Frage in Winchester, als die Schülerbehörde dieser Anstalt — Polizei, Gerichtsbarkeit und Bestrafung werden bekanntlich von den Knaben selber geübt — ihre Befugnisse mißbraucht und einen jüngeren Kameraden beinahe zum Krüppel geprügelt haben sollte. So vor wenigen Monaten die Zänkereien zwischen dem Headmaster von Rugby, dem Nachfolger Dr. Arnolds, und seinen Lehrern. So seit einigen Wochen die Streitfrage von Study versus Sport. In einem solchen Fall sind dann täglich die Zeitungen, vornehmlich die „Times“, nicht allein voll von Leitartikeln über den Gegenstand, sondern vor allem von jenen Correspondenzen freiwilliger Mitarbeiter, welche so charakteristisch für die englischen Journale sind und dieselben so einflußreich und so

unterhaltend machen. Die eigentliche Controle der Regierung, sowie aller Behörden und Anstalten, die eigentliche gründliche Erörterung wichtiger Fragen durch competente Männer, die keine Journalisten von Fach sind, findet hier statt; und handelt es sich um Schulen, so hält jeder „old Wykhamist“ (aus Winchester School), Ex-Etonian, oder olim Hergeoni (aus Harrow) sich für verpflichtet sein Wort mitzureden. Dazu kommen die Briefe der Eltern, der Lehrer, manchmal der Jungen selber, und so wird der Prozeß immer recht gründlich und vielseitig instruirt. Am lebhaftesten ist natürlich das allgemeine Interesse, wenn es sich um Harrow, Byron's „old Harrow“, und um die „Königin der öffentlichen Schulen“, um Eton, handelt, wie in diesem Augenblicke.

Der erste Anlaß war jener dreitägige Wettkampf im Cricketspiel — der sechzigste oder siebenzigste — zwischen beiden Schulen, von dem ich in meinem letzten Briefe erzählte. Für den Fremden nun war das Schauspiel ein reizendes und interessantes: selbst die Uebertreibung des Guten, die ihr Theil hatte, mußte ihm als national zusagen, und die kleinen Excesse, die vorfielen, konnten ihm nur charakteristisch für Altenglands Zähigkeit im Festhalten gewisser Ueberlieferungen erscheinen. Nicht so den Engländern selber. Viele fanden, man gehe denn doch zu weit; es sei nicht gut für die Jungen, in dieser Weise als Nationalhelden vergöttert zu werden; die Sache wiederhole sich auch zu oft; die Zeit kurz vorher und nachher sei stets eine verlorene; der ungeheure Andrang von Menschen nehme dem Fest, das früher nur Eltern, Verwandte, Commilitonen und old boys zu Zuschauern gehabt, seinen

ursprünglichen, fast vertraulichen Charakter, und was der Klagen mehr waren. Doch fand die Unzufriedenheit erst etwa vor einer oder zwei Wochen ihren entsprechenden Ausdruck in einem zündenden Schreiben eines „Officiers der Armee mit beschränkten Mitteln", der sich bitter beklagte: sein Sohn lerne durchaus nichts in der Schule; anstatt Latein und Mathematik treibe man nur Cricket, Racket, Boating u. s. w., womit niemand sich eine Existenz gründen könne; bei den Examen müßten die jungen Athleten nothwendig durchfallen, und, was das schlimmste sei, die Lehrer selber, um sich ihre Aufgabe zu erleichtern, begünstigten diese übertriebene Beschäftigung mit den sogenannten „männlichen" Uebungen. Dem Officier des Landheeres gesellte sich am andern Tag ein Flottenofficier zu; andere antworteten, Lehrer verschiedener Schulen mischten sich in den Streit, und nach und nach scheint sich die öffentliche Meinung, wie immer in England, zu klären und zu einem vernünftigen Urtheile zu gelangen.

Daß man im Sport zu weit gegangen ist, giebt beinahe jedermann zu. Unsere Knaben, führen sie so fort, wären zu nichts gut als Schiffer oder Jahrmarkts-Herculesse zu werden, hört man sagen. Und wenn der Sport noch unentgeltlich wäre; aber er fügt dem eben nicht geringen Geldopfer, das sich ein Familienvater auferlegen muß, um seinen Sohn nach Rugby, Winchester, Harrow oder Eton zu schicken, eine ganz bedeutende Extra-Ausgabe hinzu. Auch vervielfältigen sich die öffentlichen Wettkämpfe gar zu sehr; und gemeinere Motive beginnen mit hineinzuspielen, seit den Siegern werthvolle Preise ausgesetzt werden, und sie nun um dieser Preise willen, wie Kunst-

reitertruppen, reisen und Vorstellungen geben. Es mag immerhin in den Ferien sein; aber verlangt es nicht monate-, ja jahrelange Uebung? Und wenn ein Junge das zweifelhafte Glück hat einer der erwählten Elfe zu sein, wird er wohl noch mit ganzem Herzen bei seinen Studien sein können? Ueberhaupt ist es nicht gut, wenn die Knaben sich daran gewöhnen, körperliche Kraft allein zu verherrlichen und zu bewundern. Deßhalb braucht die altenglische Tradition gesunder kräftiger Spiele sich in der Jugend nicht zu verlieren. An Eltern und Lehrern ist es, darüber zu wachen, daß dieser Mittelweg strenger als bisher eingehalten werde. Das ist nun alles recht gut und schön, ja unbestreitbar; aber es steht sehr zu befürchten, daß es bei diesen platonischen Wünschen sein Bewenden haben, und daß der Gang der gesellschaftlichen Umwälzung Englands unwiderstehlich fortschreiten und die Umwälzung im ganzen Schulwesen unaufhaltsam nach sich ziehen wird.

Die englische Aristokratie — ich nehme das Wort in seiner ausgedehntesten Bedeutung und rechne die ganze gentry, ja alle upper ten thousand dazu — ist besiegt; sie weiß, oder sie fühlt doch, daß sie nicht mehr die regierende Classe ist oder wenigstens daß sie im Begriff ist, diese ihre Stellung zu verlieren. Die Folge davon ist ein gewisser Mangel an Ehrgeiz oder, wenn man so will, an amour-propre, welcher nothwendig das langsame Aufgeben aller Standesüberlieferungen nach sich zieht. Solange die Aristokratie England beherrschte, suchte sie sich durch eine treffliche humanistische Bildung dieser hohen Stellung würdig zu machen, wie sie durch eine fleißige politische Schule sich zu derselben zu befähigen suchte. Heute hilft ihr das Alles

doch zu nichts und sie fängt an, wie der festländische Adel, sich zu verbauern oder sich zu verweichlichen. Das Leben genießen, im materiellsten Sinne des Worts, scheint der einzige Ehrgeiz der bevorzugten Classen werden zu wollen: und jener veredelte Lebensgenuß eines Shaftesbury oder Walpole fängt an der Vergangenheit anzugehören. Nicht anders ist es mit der Verausgabung der Lebenskraft, die einmal im Engländer steckt. Die Uebung der geistigen, der sittlichen Kräfte wird immer mehr der Uebung der körperlichen Platz machen; und anstatt jenes schönen Gleichgewichts zwischen physischer, geistiger und sittlicher Bildung, welches den englischen Gentleman des älteren Geschlechtes auszeichnete und so hoch über den deutschen Krautjunker wie über den französischen Höfling stellte, welches der englischen Literatur wie dem englischen Staat einen Stab so trefflicher, freigesinnter, classisch gebildeter und zugleich männlich-ritterlich gestählter Männer gab, die man vergebens unter den Beamten, den Stubengelehrten und den Akademikern des Festlandes gesucht hätte, scheint eine Art Gladiatorenthum um sich greifen zu wollen, das England eben nicht zur Ehre gereichen würde. Noch schlimmer aber als die Athleten sind die Einpauker (crammers), welche seit Einführung so vieler neuen Disciplinen in den Unterricht, einer neuen Prüfungsordnung und des Concurses aufgekommen sind und der freien, classischen Bildung in England mit denselben Gefahren drohen, die ihr in Frankreich so empfindlichen Eintrag gethan. Anstatt die zwei großen erprobten Bildungsmittel des Geistes, classische Sprachen und Mathematik, langsam auf sich einwirken zu lassen, macht man aus diesen Mitteln Zwecke — und welche Zwecke!

Zulassung in eine Laufbahn u. s. w. — und fügt ihnen noch eine Menge andrer Lerngegenstände hinzu, welche dereinst im Leben „nützlich“ sein sollen. Das Alles aber wird rasch in einem Monat vor dem Examen erworben — natürlich um einen Monat nachher ganz ausgelöscht zu sein. Kurz, wie bei gewissen flachen Geistern des Festlandes, so hat sich auch in England die Auffassung eingeschlichen, daß der Jugendunterricht der Mittelclassen eine unmittelbare Vorbereitung zur künftigen Lebensthätigkeit sein dürfe, ja müsse; während die gute alte Zeit unbefangen geglaubt hatte, es handle sich im College nur darum, den Geist der Jugend zu stählen, wie das Turnen den Körper stählt, um ihm so die spätere Erlernung jeder beliebigen Einzelthätigkeit zu erleichtern.

Auch die ungeheure Zahl der Emporkömmlinge aus dem Kaufmannstande, denen heute das Parlament offen steht und welche darin einen bedeutenderen Platz einnehmen als die Adeligen und die „freien Professionen“, hat dazu beigetragen, die Ueberlieferungen der englischen Schulen zu untergraben. Sie alle senden jetzt ihre Söhne nach Rugby oder Winchester, Harrow oder Eton, und die Jungen bringen aus dem väterlichen Haus andere Sitten und Gewohnheiten mit als ihre weniger zahlreichen Kameraden aus den Familien des Adels, des Heeres, der Geistlichkeit oder der Justiz. Diesen glauben sie es nun gleich thun zu müssen, ja, sie zu übertreffen, nicht etwa an Fleiß und Bildung, sondern an Aufwand und an Körperkraft. Der ganze Ton ist dadurch ein anderer geworden, und es ist natürlich, wenn die Classen, welche am meisten darunter leiden, d. h. die unbemittelten Gentlemen, deren Söhne auf

geistige Arbeit angewiesen sind und sich durch sie eine Stellung im Leben erobern müssen, zu klagen anfangen. Sie können sich aber nicht resigniren — und wer sollte es ihnen verdenken? — sich von dem Platze verdrängt zu sehen, den sie so lange und so ehrenvoll ausgefüllt in der Gesellschaft und im Staat ihres Landes. Sie meinen: mit allerhand Vorkehrungen könne dem noch vorgebeugt werden, und wollen sich nicht gestehen, daß in dem neuen England, wie's die politischen Reformen der letzten zehn Jahre gemacht, kein Platz mehr für sie ist. Der englische Staat, wie die englische Gesellschaft, wie die englische Literatur, gehört fortan den Emporkömmlingen der Demokratie, und die Traditionen, die so lange das öffentliche wie das geistige Leben Englands beherrscht, sind im Erlöschen. Englands Lebenskraft ist so unerschöpflich, daß es auch ohne diese Traditionen noch Bedeutendes, ja Großes bieten wird; aber jene edle Würze classischer Bildung, welche die etwas derbe englische Natur wohlthuend milderte und der nationalen Cultur des Landes einen so eigenen Reiz verlieh, droht zu verschwinden oder doch sich auf einzelne Gruppen zu beschränken, anstatt wie ehedem das ganze öffentliche Leben zu durchdringen. Das unerbittliche Gesetz der Arbeitstheilung dringt selbst bis in die höhern Kreise, denen das Specialistenthum bisher unbekannt war. Umsonst sucht man in dem heranwachsenden Geschlecht nach jenen Land- und Seeofficieren, Geistlichen, Anwälten, Kaufherren und Adeligen, welche, außer ihren Fachkenntnissen und Facherfahrungen, eine eingehende Bekanntschaft mit Alterthum, Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie in ihre politische Laufbahn mitbrachten, ohne deshalb Muttersöhnchen

(milksops) oder gar geistige Treibhauspflanzen neuester Art zu sein, sondern Meister in allen ritterlichen Künsten und heitere lebenslustige Gesellschafter blieben. Die classische Bildung beginnt schon Sache der Philologen zu werden, wie denn überhaupt die Wissenschaft immer mehr Monopol der Professoren wird. Der Arzt, der Richter, der Officier bekümmert sich wenig mehr um irgend etwas, das jenseits seiner Fachstudien liegt; der junge Edelmann, der bürgerliche Elegant, der sorgenlose Rentier macht aus Sport oder Ausschweifung, im besseren Fall aus beschränktester, unthätigster Zurückgezogenheit oder leerem, eitlem Gesellschaftstreiben eine Art einseitigen Lebensberufes; die Gebildeten wenden immer skeptischer der Politik den Rücken zu und überlassen sie den Faiseurs, den Utopisten und der rohen Menge: in einem Worte, die Engländer amerikanisiren sich. Freilich ist diese Evolution erst in ihrem Beginnen: wohl uns, daß wir noch gelebt, um den Spätherbst jener einzigen Nationalcultur zu sehen, deren höchste Blüthe unsere Väter erlebten.

Wohl war nicht Alles schön und bewundernswerth in jener Gesellschaft Englands, deren glänzende Vertreter wir noch in unserer Jugend gekannt: Derbheit und Hochmuth, Heuchelei und geistige Beschränktheit fanden einen fetten Boden, um sich wuchernd zu entfalten; aber der, immerhin seltene, englische Gentleman jener Zeit, der diesen Namen wirklich der Gesinnung wie den Sitten nach verdiente, war doch Alles in Allem genommen das schönste, gesündeste, harmonischste Menschengewächs, das seit dem modernen Bürgerthum, ja seit dem Untergange der antiken Welt gelebt: das einzige, das sich mit dem griechischen Ideale der

Kalokagathie vergleichen ließe, diesem Ideale wohl nachstehend an Anmuth, künstlerischem Sinne und metaphysischer Bildung, aber es übertreffend an Gemüth, Humor, Naturverständniß, Wahrhaftigkeit.

IX.

Weybridge.

Die Umbildung des englischen Kabinettes ist vollendet.*) Wäre ich Chronist, so träte nun die Aufgabe an mich heran, über die Vergangenheit der einzelnen Männer, der austretenden wie eintretenden, zu berichten und dieselben, so gut ich könnte, zu charakterisiren. Glücklicherweise brauche ich mich nicht auf einen so schlüpfrigen Boden zu wagen; denn ich hege ja den Ehrgeiz, nicht als Chronist, sondern als dramatischer Chor aufzutreten, indem ich die bleibende Bedeutung der vorübergehenden Ereignisse in's Licht zu stellen oder doch wenigstens ihr nachzuforschen versuche.

Die neue Combination ist nun aber in meinen Augen ein Symptom mehr, daß es bald aus sein wird mit der alten Parteiregierung, die England zwei Jahrhunderte lang

---

*) Es handelt sich um die reconstruction (replâtrage, rimpasto) des Ministeriums Gladstone im August 1873, als der Premier sein Fachministerium, die Finanzen, an Herrn Lowe's Stelle wieder übernahm, Herr Bright u. A. neu eintraten. Aehnliches ist auch früher öfter in England vorgekommen, aber meist der Vorbote einer parlamentarischen Niederlage, nie die Folge derselben gewesen, worin der ganze Unterschied besteht.

ausgezeichnet: ein äußerst irrationelles, jedenfalls ganz künstliches System, das aber seit Montesquieu als das Muster des freien Verfassungslebens betrachtet zu werden pflegte. Es ist eben damit gegangen, wie mit so vielen menschlichen Dingen: man hat die zufällige Form als das Wesen angesehen, das Wesen selbst aber als ganz nebensächlich behandelt. Die Wahrheit ist: England ist diese zwei Jahrhunderte hindurch von einer Aristokratie beherrscht worden, welche, gleich allen politischen Aristokratien, große staatsmännische Ueberlieferungen hatte. Diese Aristokratie hatte das Königthum neben sich bestehen lassen und ihrer eigenen Herrschaft die parlamentarische Form gegeben, worauf denn, da England sehr wohl bei dieser Regierung fuhr, die Welt sich einbildete, dies sei das Verdienst des Parlamentarismus, nicht der staatsmännischen Weisheit der englischen Aristokratie, — als ob diese mit den venetianischen oder römischen Formen nicht eben so gut regiert hätte. Wie ganz wesenlos die Form der parlamentarischen Parteiregierung an sich ist, beweisen ihre Mißerfolge in Frankreich und Spanien, die Hindernisse, welche sie dem Gedeihen Italiens in den Weg legt, die Schwierigkeit, die sie hat, sich in Deutschland einzubürgern, ihr Zusammenbrechen in England selbst, sobald der Geist, der sie geschaffen und lebendig erhielt — das heißt die Aristokratie — von ihr gewichen ist. Ich sage mit Absicht „Parteiregierung“, weil dieser Ausdruck der allein richtige und genaue ist, um das englische Verfassungsleben der letzten beiden Jahrhunderte zu bezeichnen. Diese hat aber bis jetzt nur in England existirt. Weder in Paris noch in Madrid, weder in Berlin noch in Rom, weder in Wien noch in den ehe-

maligen Rheinbund-Staaten haben Parlamente mit zwei großen Parteien bestanden, welche sich regelmäßig in der Regierung abgelöst hätten.*) Entweder ist's die Krone, die unter der Kontrole der Volksvertretung regiert, oder es sind verschiedene Persönlichkeiten derselben Partei, welche sich aus rein persönlichen Gründen gegenseitig am Steuer ablösen. Letzteres ist das italienische System und beginnt nun auch das englische zu werden. Darin liegt die Bedeutung dieser letzten Ereignisse, welche sich unabhängig vom Parlamente und seinen Abstimmungen vollzogen haben. Sie sind die natürliche Folge der seit 1867 (der zweiten Wahlreform) endgültig gewordenen Revolution der englischen Verfassung, einer Revolution, welche an die Stelle des früher herrschenden Grundbesitzes die Herrschaft des flüssigen Kapitals gesetzt hat, welches seinerseits der Demokratie die Schleusen geöffnet, genau wie die politische Emancipation der Ritter durch Gracchus einst der römischen Demokratie Schloß und Riegel öffnete.

Nicht allein Lord Derby und Herr Disraeli sind es, welche die jetzige Regierung bekämpfen oder ihre Erbschaft beanspruchen, die liberale Partei selbst greift sie an, sucht

*) Im ehemaligen Königreich Sardinien und in Belgien ist die ganz künstliche Methode Englands auf kontinentale Zustände angewendet worden; in Piemont aber wurde sie aufgegeben, sobald ernste Verwicklungen auftauchten (1859), und in Belgien wird sie von der Gesellschaft Jesu, welche mindestens ebenso gewandt als die englische Aristokratie im Annehmen und Gebrauchen der verschiedensten politischen Formen ist, ausgebeutet: d. h. dazu benutzt, den modernen Staat zu untergraben und eben an die Stelle der wechselnden Parteiregierungen und der Freiheit Aller die Freiheit „der Guten“ und die permanente Regierung durch eine außerstaatliche Gewalt zu setzen.

sie zu stürzen und ihre Stellen mit anderen Leuten derselben Partei zu besetzen. Hierin liegt der ganze Unterschied zwischen der jetzigen Lage und den früheren Verwicklungen. Noch sind die Dinge nicht zu dem Punkte gediehen, zu dem sie in Rom gelangt sind, wo zehn auf einander folgende Ministerien derselben Partei angehören und dieselbe Politik verfolgen konnten; aber England ist auf dem besten Wege. In der That wird die jetzige Regierung viel heftiger von ihrer Partei als von den Tories angefeindet. Die liberalen Blätter greifen sie mit größerer Lebhaftigkeit an als die conservativen, und die Dissenters als die Radikalen, die gemäßigten Whigs als die Katholiken: das heißt doch alle die Fraktionen, aus denen das Kabinet hervorgegangen, denen es seine Existenz verdankt, sind einmüthig in ihrem Tadel. Die Majorität des Hauses der Gemeinen hält allein die Regierung; aber, Dank dem neuen demokratischen Wahlgesetz, ist diese Majorität nicht mehr der Ausdruck der öffentlichen Meinung Englands; sondern, wie in Frankreich unter Herrn Guizot und Napoleon III., nur eine legale Majorität, von der durchaus nicht auf die Stimmung des Landes geschlossen werden kann. Nun mag freilich die Schuld der augenblicklich herrschenden Mißstimmung theilweise an den Ministern liegen; der tiefere Grund ist der, daß die alten Parteien in der Auflösung begriffen sind und neue Parteien sich bilden, weil neue Gesellschaftsklassen und neue Interessen im neuen Parlamente vertreten sind. Diese haben sich bis jetzt noch zum Theile des alten whigistischen Personals bedienen müssen und sind natürlich nicht immer mit ihm zufrieden. Die eigenen Leute aber, die sie hereingebracht, können ebenso-

wenig den Altliberalen genehm sein, daher die beiderseitige Unzufriedenheit, welche zu besänftigen das jüngste chassé-croisé in Scene gesetzt worden ist.

Mit anderen Worten, nachdem der englische Staat um's Jahr 1830 in jene einzige Gipfelperiode eingetreten, welche alle organischen Dinge der Welt nur mühsam erreichen und in der sie sich nur vorübergehend behaupten; nachdem er ein Menschenalter in dieser Phase verweilt, welche das harmonischste und, Alles in Allem genommen, das vollendetste Staatenbild der Weltgeschichte dargestellt, ist er vor etwa 10 Jahren in ein Uebergangsstadium eingetreten und hat dasselbe heute nahezu vollständig durchlaufen. Nachdem in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Krone und das Oberhaus immer machtloser, das Unterhaus aber der wahre Alleinherrscher geworden, hat sich seitdem das Unterhaus selber in seiner Zusammensetzung vollständig geändert: ein anderer Stand und folglich andere Interessen und Ideen haben Eingang darein gefunden, und die Parteien, die schon vorher ihren Namen geändert, unterliegen auch in ihrem Wesen einer vollständigen Zersetzung. Schon lange nennen sich die Tories und Whigs nur noch Conservative und Liberale; seit zehn Jahren haben sie angefangen, nicht einmal diese Namen irgendwie länger zu rechtfertigen; und heute wäre es schwer zu sagen, wer freisinniger ist, die Conservativen oder die Liberalen, ja überhaupt einen Unterschied zwischen dem Glaubensbekenntnisse und der politischen Thätigkeit eines Conservativen und eines Liberalen zu entdecken. So sind jetzt zwei Obersten der Armee, der Eine conservativ, der Andere liberal, als Gegencandidaten in einem Wahlbezirk aufgetreten.

Beide sind für Abschaffung des bestehenden Erbrechts, der Jagdgesetze, der Hypothekengesetzgebung, Beide für Ausdehnung des Stimmrechtes auf die Landarbeiter: kurz, mit nacktem Auge ist da nicht die geringste Nüance zu erspähen. Sehen wir nun näher zu, so werden wir finden, daß die Ideen und die Politik, die beide Parteien befürworten, eigentlich keiner von beiden angehören, und darin liegt der Schlüssel zur Lösung des ganzen Räthsels.

Ganz langsam hat sich in den Fünfziger-Jahren eine dritte Partei gebildet: sie hat im Stillen gearbeitet und maulwurfsartig die ganze englische Verfassung und die ganze englische Bildung zugleich untergraben oder doch umgestaltet. Diese Partei nun: die radicale, herrscht absolut, despotisch, unbestritten seit zehn Jahren; aber sie herrscht durch Staatsmänner der beiden alten Parteien. Sei es, daß ihre fähigen Männer zu jung sind; sei es, daß sie, zu beschäftigt mit Gelderwerb, zu ungeschult im öffentlichen Leben, der parlamentarischen Redekunst und Strategik nicht Meister genug sind; sei es, daß die Wenigen, welche die Interessen und Instincte der Masse dieser Partei in Theorien und Systeme gebracht, sich selber als zu abstract, zu unpraktisch fühlen — die Thatsache ist: die neue herrschende Partei regiert durch Minister, welche sie aus den Pflanzschulen der beiden alten Parteien hernimmt. Diese, die England seit mehr als anderthalb Jahrhunderten beherrschen, haben natürlich noch ein zahlreiches Personal trefflich geschulter Leute und, seit das Gros der Armee zu den Radicalen übergegangen, unendlich mehr Officiere als Soldaten. Diese nimmt der neue Souverän, die radicale Partei, als Vertreterin der industriellen Interessen in seinen Sold, und

Disraeli, Gladstone, Lowe und Genossen sind nur die parlamentarischen Condottieri, die, wie die Carmagnola und Piccinini des fünfzehnten Jahrhunderts, die unblutigen Schlachten liefern, welche über ganz andere als ihre eigenen Ideen und Interessen entscheiden. Es war ein conservatives (!) Ministerium, welches das radicalste Wahlgesetz einbrachte und durchsetzte, das Europa kennt, radicaler selbst als das allgemeine Stimmrecht, das im Grunde recht conservativ ist und dem Radicalismus der Stadtwähler durch seine Ausdehnung auf's Land die Spitze abzubrechen pflegt. Das englische Wahlgesetz von 1867 aber stabilirt ja gerade das Privileg der Stadtbevölkerung und des flüssigen Vermögens über die Landbevölkerung und den Grundbesitz. Aehnlich verhält es sich mit den andern fortschrittlichen Gesetzen und Maßnahmen der letzten zehn Jahre: sie laufen alle dem altliberalen Programme ebenso zuwider als dem conservativen: es sind Maßregeln, welche von der radicalen Partei im Princip beschlossen und bald den Staatsmännern der liberalen, bald denen der conservativen Schule zur Redaction und zur Ausführung übermacht worden sind. Als Herr Gladstone sich bei Gelegenheit der Dubliner Universitätsfrage erlauben wollte, eine Sache im liberalen Sinne, das heißt weder revolutionär noch reactionär, sondern auf dem Mittelwege der Reform, der gegenseitigen Zugeständnisse, auf Grundlage der Freiheit und der Achtung des Bestehenden zu behandeln, bekam er einen derben Verweis von seinem Arbeitgeber, der radicalen Partei, und es fehlte wenig, so hätte sein Nebenbuhler, Herr Disraeli, den Oberbefehl an seiner Stelle übernommen; denn natürlich war und ist der Generalstab dieses Feld-

herrn ungeduldig, den Gegner zu stürzen, und der eigene Generalstab Herrn Gladstone's ist eben nicht sehr disciplinirt und erträgt nur unwillig die Ueberlegenheit des Mannes, die er nicht bestreiten kann und die ihm doch so lästig ist.

Was aber noch von der guten alten liberalen Schule übrig bleibt, namentlich von der aus dem Torysmus hervorgegangenen Canning'schen Schule, ist es mehr als müde Aristides „den Gerechten" nennen zu hören; sein „Ernst" ist diesen überlebenden Bewunderern Palmerston'scher Heiterkeit mehr als unbequem, und sie sehen in dem gelehrten Oxonier nur einen verfehlten Bischof, der nicht schnell genug zur Kanzel zurückkehren könne.

Bei jener Gelegenheit nun, von der das unheilbare Mißtrauen des radicalen Souveräns gegen Herrn Gladstone datirt, zeigte sich auch ein kleines Häuflein auf dem Terrain, das man seit zweihundert Jahren in keinem englischen Parlamente gesehen und das wohl über kurz oder lang zu einem Heere anschwellen dürfte, welches dem Radicalismus mehr zu schaffen machen würde, als die überlebten alten Parteien der Whigs und Tories mit ihren Cadres ohne Truppen. Wir meinen die ultramontane Partei — sie ist der Gegner der Zukunft für die radicale Partei, und ein gefährlicher Gegner; denn sie besitzt in Irland ein zahlreiches, kampflustiges Heer, in England selbst hält sie verschiedene wichtige Punkte, im Ausland findet sie eine Stütze an der conservativen Partei des Festlandes; eine starke Organisation, eine unerschütterliche Disciplin hält sie zusammen und — sie hat ein ideales Princip, die Religion, welches dem materialistischen Radicalismus

ganz abgeht; denn noch ist es ihm nicht gelungen, seinem rationalistischen Glaubensbekenntnisse den Charakter eines religiösen Credo zu geben. Freilich hat er die Macht der materiellen Interessen für sich, freilich wird ihm das Nationalgefühl Englands, das er jetzt so vornehm als ein veraltetes Vorurtheil belächelt, im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe kommen; aber einen harten Stand wird er doch haben. Was nun die alternden Landsknecht-Hauptleute der sterbenden Parteien anlangt, die ehedem England beherrscht, so werden sie wohl ebenfalls schon zu den Todten versammelt sein, wenn's zu jenem verhängnißvollen Zusammenstoß kommen wird oder, sind sie noch am Leben, so werden sie abseits stehen und dem wild und leidenschaftlich geführten Kampfe zuschauen wie alte Fechtmeister, die halb mitleidige, halb entrüstete Zeugen sind, wie zwei rohe Gesellen in blinder Wuth die Knöpfe von den Fleurets abreißen, sich gegen alle Regeln mit Stoß und Hieb zugleich anfallen und die häßlichsten Wunden beibringen. Sind einmal rationalistischer Materialismus und religiöser Aberglaube im Kampfe, werden die heftigsten Leidenschaften einmal aufgewühlt, welche in den Menschenmassen schlummern, dann ist kein Platz mehr für die klugen gesitteten Leute, die erst mit rücksichtsloser Gewalt und sittlicher Energie, dann mit Weisheit und Mäßigung, endlich mit Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit das halbwache Ungethüm gebändigt, geleitet und besänftigt hatten.

72

X.

Weybridge.

Wer sich einen Begriff machen will von dem Wege, den England seit einem halben Jahrhundert zurückgelegt, dem rathe ich die Palmerston'schen Briefe, Tagebücher und Fragmente einer Selbstbiographie zu lesen, welche Lord Lytton's geistreicher Bruder, Sir Henry Bulwer, in seiner Lebensbeschreibung des letzten Vertreters altenglischer Politik mitgetheilt hat*). Namentlich die im ersten Bande enthaltenen Schriftstücke, welche sich bis 1830 erstrecken, sind in dieser Beziehung außerordentlich lehrreich. Nicht allein, daß überhaupt eine Epoche, die wir, sei's auch als unmündige Kinder und ganz bewußtlos miterlebt, uns verständlicher ist, verwandter erscheint als die kurz vor unserer Geburt liegende Spanne Zeit; hier kommt noch der Umstand hinzu, daß das politische Leben Englands gerade um's Jahr 1830 eine ebenso gründliche Umwälzung erfahren hat, als ein Menschenalter später. Das Jahrzehnt, welches die Trennung

*) The Life of Henry John Temple, Viscount Palmerston, with selections from his diaries and correspondence. By the Right Hon. Sir Henry Lytton Bulwer, G. C. B. M. P. In two volumes. London 1871.

73

Canning's und seiner Anhänger von der Torypartei, die Katholikenemancipation, die erste Reformbill und die erste irische Kirchenreform gesehen, hat den englischen Staat ganz ebenso tief berührt, als dreißig Jahre später das Decennium, in welchem Gladstone und sein Einfluß die neue Umgestaltung der alten Verfassung zu Wege gebracht. Keineswegs zufällig aber ist die Thatsache, daß alle die großen Reformer dieses Jahrhunderts, Canning wie Peel, Gladstone wie Palmerston, der einen so hervorragenden Theil an der Katholikenemancipation nahm, Ueberläufer aus dem ultraconservativen Lager waren, oder daß einige der bedeutendsten Reformen sogar von den Häuptern der conservativen Partei selber, wie Wellington und Disraeli, vollzogen wurden.

Es ist eine ganz andere Welt in die wir treten, wenn wir die Jugendbriefe von „old Palm" lesen; und das Frankreich von 1873 gleicht, trotz seiner drei dazwischenliegenden Revolutionen und Regierungswechsel, bei Weitem mehr dem Frankreich von 1820, als das England von heute dem England von Palmerston's Jugend; obschon hier kein Tropfen Blut's vergossen, kein Palast und keine Zwingburg in Asche gelegt worden. War jene Welt eine bessere als die heutige? Das ist eine Frage, deren Beantwortung ich gerne richterlich gestimmten Lesern überlasse. Mein Standpunkt ist ja hier in der Fremde der des Zuschauers, nicht der des Moralisten. Sehe ich Macbeth oder Richard III. auf der Bühne an mir vorübergehen, so frage ich auch nicht, ob die Menschheit besser geworden ist. Ja, selbst wenn ich es unternehmen wollte jene Zeit zu schildern, so vermöchte ich mich so wenig zur sittlichen Entrüstung über die Vergangenheit und zum sittlichen Stolz auf die Gegen-

wart zu erhitzen, als der Botaniker, der diese oder jene Flora beschreibt, an Billigung oder Mißbilligung denkt, selbst wenn die eine mehr Giftpflanzen, die andre mehr Heilkräuter enthielte. Mein Interesse ist hier ganz hinreichend durch das immer neue Schauspiel des raschen und vollständigen Wechsels der Erscheinung bei der unveränderlichen Permanenz des Wesens der Dinge erregt, welches mir vor Augen tritt.

Die Krone, die im Anfange dieses Buches noch fast mit der Macht ausgestattet erscheint, welche sie unter Wilhelm III. in England hatte und bei uns heute noch unter Wilhelm I. besitzt, hat seitdem ein gutes Theil ihres Einflusses eingebüßt, und Königin Victoria vermöchte durchaus heute nicht ihren eigenen Willen in dem Maße wie ihr Großvater und ihr Oheim geltend zu machen. Das Oberhaus, das sich noch Jahrzehnte lang dem ausgesprochenen Willen des Unterhauses widersetzen konnte, ist heute zu einer Körperschaft herabgesunken, deren Geschäft es ist, die Beschlüsse der Gemeinen zu ratificiren.

Das Unterhaus selber, in dem früher der Einfluß der Großgrundbesitzer maßgebend war, steht jetzt unter ganz anderen Mächten. Aber wer etwa glaubte, Nepotismus und Favoritismus, Wahlbeeinflussung und persönliche Intriguen, Willkür und Parteileidenschaft kämen nicht mehr vor, weil der Souverän gewechselt hat; oder wer umgekehrt sich einbildete, das vielbewunderte aristokratische Altengland habe diese Uebel, die man auf dem Festlande gerne als die unberechtigte Eigenthümlichkeit bureaukratischer Regierungen ansieht, nicht gekannt, der ist gleicher Weise im Irrthum. Ob ein Präfect oder ein Großgrundbesitzer,

ein Fabrikherr oder ein Arbeiterclub den außergesetzlichen Einfluß auf's Staatsleben ausübt, ist keineswegs gleichgültig für die Gesammtheit, weil jeder dieser Factoren andere Interessen vertritt; aber wie sie diesen Einfluß ausüben, ist nur eine Formfrage. Daß jedoch die menschlichen Interessen zu fein und zu verwickelt sind, als daß das Gesetz sie alle vorhersehen, berücksichtigen und in Einklang bringen könnte; daß sie demnach auf außergesetzlichem Wege ihren Einfluß geltend machen müssen, soviele Reformen auch ersonnen werden mögen, das ist das Wesentliche an der Sache. So lange die Controle der Oeffentlichkeit diesen außergesetzlichen Einfluß in Schranken hält, nennt man gemeiniglich, wo dies geschieht, das Land ein „freies"*). Die Herkunft der Regierenden hat im Grunde gar nichts mit der Freiheit zu thun; wie denn auch nachgerade, selbst unter den oberflächlichsten Politikern, die Ueberzeugung durchdringt, daß Demokratie und Freiheit keineswegs gleichbedeutend sind.

Da nun die verschiedenen, ja oft entgegengesetzten Interessen, der Natur der menschlichen Dinge nach, sich nicht gleichzeitig in gleichem Maße geltend machen können; so wiegt bald eines, bald das andere vor. Je nachdem ein Interesse oder eine Gruppe von Interessen sich ungebührlich vordrängt, wird es oder sie besonders empfunden und folglich von den übrigen mit einander verbündeten Inter=

*) Der Leser ist inständigst gebeten, dies nicht als eine philosophische Definition der Freiheit zu nehmen. Ich denke nur an das, was das Publikum, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, oder gar die Berechtigung seiner Ausdrucksweise zu prüfen, ein „freies" Land zu nennen pflegt.

essen bekämpft; und da alle menschlichen Dinge ihre schwachen Seiten haben, so ist's nur natürlich, daß es der jedesmaligen Opposition leicht wird, die Gebrechen und Mißbräuche der zeitweiligen Machthaber in ein grelles Licht zu stellen. Seufzt ein Land unter dem Pedantismus des abstracten Beamtenthums, so wendet es neidisch-bewundernde Blicke auf die aristokratische Selbstregierung des Nachbarlandes; während dieses sich vielleicht schon im Stillen nach wohlbezahlten, studirten, nur im allgemeinen Staatsinteresse stehenden Berufsbeamten sehnt. Fühlt sich ein großer Staatsmann oder fühlt ihn die Nation durch die Oeffentlichkeit und Unverantwortlichkeit eines Parlamentes auf Schritt und Tritt gehemmt, durchkreuzt, ja geradezu gehindert, das Nützliche und Ehrenvolle oder auch nur das dringend Nothwendige zu thun, das Wünschenswerthe vorzubereiten; so denkt er wohl manchmal, und die Nation mit ihm, an die schönen Zeiten des aufgeklärten Despotismus, wo man das Gute unbehelligt von unverantwortlicher Mittelmäßigkeit, Unwissenheit und Unfähigkeit leisten konnte. Sind aber jene Schranken eine Zeitlang entfernt, so mag der Herrscher, er sei nun König, Minister oder Volkstribun, das Beste und Größte vollbringen, die Nation wird sich hintangesetzt fühlen, wird mithandeln oder doch mitsprechen, im bescheidensten Falle mitsehen wollen, unter dem nur zu berechtigten Vorwande, jene im Dunkeln und ohne Schranken waltende Gewalt möchte der Willkür und Selbstsucht anheim fallen. Da nun aber eine ganz gleichgewichtige oder wie man zu sagen pflegt, gemischte Verfassung, welche der Form nach die Vortheile der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie, dem Wesen nach die Wahrung der in sich selbst

wieder tausendfältig feindlichen Interessen des Staates, des Kapitals und der Arbeit miteinander verbände; da jene Musterverfassung, wie Montesquieu sie bewundernd in England verwirklicht glaubte, ebenso unmöglich ist, als das heutzutage angestrebte Ideal einer halb centralistisch-bureaukratischen, halb örtlich-electiven Verwaltung, welche das allgemeine Interesse und das besondere gleicher Weise wahre, oder als eine parlamentarische Vertretung, in der alle Interessen, die großen wie die kleinen, die geistigen und sittlichen wie die materiellen, die des Kapitals wie der Arbeit, des Ackerbaues wie der Geldspeculation, des Handels wie der Industrie, ja auch nur die eines Handelszweiges wie die eines andern, eines Industriezweiges wie des andern repräsentirt wären, — so tritt der Kampf ein, in welchem dann natürlich bald dies, bald jenes siegt und für eine Weile die Herrschaft ausübt.

Für den Augenblick sind's andre Interessen, andre Gesellschaftsklassen, andre geistige Strömungen als die des ersten Viertels unseres Jahrhunderts, welche vorherrschen; jene aber kennen zu lernen, wüßte ich keine interessantere und lehrreichere Lectüre, als die dieser Lebensbeschreibung eines englischen Staatsmannes aus der Feder eines englischen Staatsmannes. Freilich ist diese Lebensbeschreibung eigentlich nur eine Briefsammlung mit Commentar; sie ist darum aber für den Geschichtsforscher sicherlich eine nicht minder wichtige Quelle, für den Geschichtsleser eine nicht weniger anziehende Unterhaltung. Ja, wenn man solche nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Mittheilungen großer geschichtlicher Acteurs liest, so fragt man sich manchmal, ob die Geschichtschreibung überhaupt sich daneben noch behaupten

könne, wenn schon ihre Berechtigung keineswegs dadurch beeinträchtigt wird. Wieviel Leser neuerer Geschichtswerke greifen nicht sofort zum Anhang, welcher die geheimen Depeschen in extenso enthält; und wer könnte es ihnen verargen, daß sie lieber sich das farbenreiche Gemälde, das der Mitlebende und Mithandelnde hier unbewußt hinwirft, anschauen, als die immer etwas abstracte, wohlgeordnete Zeichnung der Nachgebornen? Auch hier läuft natürlich Vieles unter, das nur von vorübergehendem Interesse war und uns kaum mehr anspricht, viel parlamentarischer Klatsch — bekanntlich der fruchtbarste nach dem diplomatischen —, viel Unbedeutendes und Kleinliches; aber wir dringen doch auch in die geheimste Werkstätte großer weltgeschichtlicher Ereignisse, und im Mittelpunkt aller dieser Bewegung finden wir immer wieder die bedeutende Persönlichkeit des einzigen Mannes, der uns hier vorgeführt wird oder, besser gesagt, sich selber vorführt, wie er sich nur seinen Vertrautesten zeigte.

Alles aber an dem Manne ist charakteristisch für das Volk und die Zeit, denen er angehört: das fast ausschließliche politische Interesse, die frühe politische Thätigkeit, die Art dieser Thätigkeit, die Principien und Gedanken, welche diese Thätigkeit unbewußt beherrschten, die Urtheile über ausländische und inländische Verhältnisse, wie über Menschen, der Ton der Briefe, der Charakter des Briefschreibers, seine Arbeiten und seine Vergnügungen. Ein Nachkomme des berühmten Unterhändlers der Tripelallianz, der Wilhelms III. Freund und Jonathan Swift's Beschützer — vielleicht mehr — gewesen, konnte der junge Temple, der, fast noch ein Knabe, (dritter) Viscount Palmerston geworden, schon zweiundzwanzigjährig und noch ehe er pro-

movirt hatte, als Parlamentscandidat für Cambridge auftreten (1806) und zwei Jahre später wirklich als Vertreter dieses vielumworbenen Wahlbezirks im Parlament erscheinen. Er zählte noch nicht fünfundzwanzig Jahre, als er 1809 in's Ministerium eintrat, wo er fünfzehn Jahre ununterbrochen der Kriegsverwaltung vorstand; bis er sich im Jahre 1828 ein für allemal von den Tories lossagte, die ihn bei den Wahlen im Stich gelassen. Seine Laufbahn als Minister des Aeußern von 1830—1850, und als Premier von 1855—1865 ist in Jedermann's Gedächtniß.

Merkwürdig ist, daß Palmerston als Jüngling schon gerade so erscheint, wie wir ihn als Mann gekannt: ernst wo der Ernst am Platze war, heiter wo Heiterkeit erlaubt schien; zugleich Lebemann und Geschäftsmann, von gesundem praktischem Verstand, wo es sich um das Interesse, von hoher, edler Gesinnung, wo es sich um die Ehre und Größe seines Vaterlandes handelte; ein eingefleischter Aristokrat und Engländer, der es aber stets mit der Sache der Unterdrückten hielt und die festländischen Verhältnisse besser als irgend ein Staatsmann des Festlandes, — besser als Metternich jedenfalls — beurtheilte; ohne alle und jede Empfindsamkeit und doch voller Herzensgüte und inniger Theilnahme. Von Anfang an sind die Briefe ganz thatsächlich. Er spricht natürlich viel von sich selber und seinen Interessen, verbirgt auch seinen Ehrgeiz nicht im Geringsten; aber wir begegnen keinem Wort eigentlicher Eitelkeit, freilich auch keinem falscher Bescheidenheit. Nirgends eine Spur unlauterer Gewinnsucht; nirgends jenes Grübeln an und in sich selbst, das festländischen Jünglingen, zumal den Deutschen, so zur andern Natur geworden ist. Er kränkelt

moralisch ebensowenig als körperlich. Seine Zerstreuungen sind die eines durch und durch gesunden Menschen; und was er auch treibt, Geschäfte oder Vergnügen, er ist totus in illis. Hört man ihn von seinen Pferden und Wettrennen reden, wobei er nur die Aufregung und die Freude am Sport — keineswegs wie's heutzutage oft der Fall ist, den Gewinn — im Auge hatte, so sollte man glauben, es sei dies sein einziges Interesse; aber ganz ebenso lebhaft spricht er von der Jagd, als echter Waidmann und Kenner. Die politische Thätigkeit geht ihm freilich über alles und die Jugendbriefe an Schwestern und Brüder, welche keine Sylbe von Zärtlichkeit enthalten, sind wie Zeitungsberichte zu lesen, an deren Ende der Correspondent ohne jeden Uebergang oder jede conventionelle Formel sein „Adieu, yours affectionately, Palmerston" geschrieben hätte. Der trockne, scharfe Witz, der seine Beredtsamkeit auszeichnete, wie das klare Urtheil, das ihn in seinem politischen Verkehr leitete, erscheinen in diesen vertrauten Mittheilungen im vollsten Lichte. Seine humoristischen Beschreibungen von Paris und Irland, seine Schilderung der politischen Kreise dort und des ökonomischen Zustandes hier, seine rasch hingeworfenen, immer etwas satirischen Federzeichnungen von Fox und Wellington, Peel und Canning, Haugwitz und Metternich, Sebastiani und Talleyrand; seine prägnanten Urtheile über französische, russische, österreichische Politik, verrathen schon die ganze Bedeutung und Begabung des Mannes.

Der Staat geht ihm über Alles, sagte ich; aber er vergißt deßhalb keineswegs seine persönlichen Interessen, geht auf seine Güter, so oft er kann, hat fortwährend neue

Verbesserungspläne im Kopf, treibt Ackerbau, Agricultur-industrie, Bergwerke, Straßen-, Kanal- und Hafenbauten, als wäre jedes sein besonderes Fach; aber er gesellt dem eigenen Interesse immer das seiner Insassen, ja der Nachbarbevölkerung bei. Der Handel, Ackerbau und Verkehr der ganzen Provinz soll durch die Arbeiten auf seinen Gütern und durch die für seine Güter gehoben werden. Unabläßig ist er thätig, die Lage der armen irischen Bauern zu bessern, sie unabhängiger zu machen, Schulen zu gründen, die Priester zur Duldsamkeit zu mahnen, solche selbst zu üben. Aber alles das ohne eine Spur von philanthropischer Ostentation, wie er denn überhaupt den tugendhaften Schein nicht liebte und weder aus seiner Empfindlichkeit für weibliche Schönheit und Anmuth noch aus seinem Gefallen an fashionabler Gesellschaft je irgend ein Hehl machte.

Aeußerst ehrgeizig und vor keinem Mittel zurückscheuend, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, so lange er das Mittel nur mit seinem Gewissen wie mit seiner Würde verträglich glaubt, thut er nie einen Schritt zweifelhafter Art. Wie der alte Römer spricht er bei jedem einzelnen Wähler vor, ihn um seine Stimme zu bitten, droht seinem Premier mit Entlassung, wenn er ihn fortan nicht besser bei den Wahlen unterstützt — man sieht, es gab auch dort und damals schon „offizielle Candidaturen" —; aber er weigert sich das Anerbieten von Freunden anzunehmen, die für ihn stimmen wollen, während er ihre Stimmen seinem Nebenbuhler zu lassen versprochen hatte. Er nimmt keinen Anstand Freunde und Verwandte, wenn er sie nur fähig weiß, in fette Stellen einzuschieben, findet auch ganz natürlich, daß Andre es thun; aber Nichts kann ihn dazu

bestimmen, einen Unfähigen in den Staatsdienst einzuschmuggeln, weil er mit ihm in persönlicher Beziehung steht. Er ist bereit eine ihm selbst zugedachte hohe Würde einem Anderen abzutreten: war sie ihm aber versprochen und kommt sie ihm von Rechtswegen zu, so hindert ihn kein falsches Zartgefühl auf seinem Recht zu bestehen, an das Versprechen zu mahnen. Eben so offen gegen sich als gegen Andre, verhehlt er sich seine Grenzen nie; denn obschon er nicht auf deutsche Art gewissenhaft an sich selbst herum arbeitet und tastet, sich zu bessern, zu läutern, so kennt er sich doch ganz genau. Als man ihm allzufrüh — er war fünfundzwanzig Jahre alt — die hohe Stellung eines Finanzministers (Chancellor of the Exchequer) anbot, schlug er sofort aus und begnügte sich mit der verhältnißmäßig unbedeutenden eines Secretary at War. Auch später läßt sich der Mann, der den Reiz großer Macht, den Werth des Reichthums und die Annehmlichkeit des Luxus keineswegs verachtet, weder durch den Glanz, die ungeheuren Einkünfte, noch die Gewalt, welche ihm die Stellung an der Spitze der indischen, oder auch nur der irischen Verwaltung geboten hätte, blenden: er schlug beide wiederholt aus. Diese seine Klugheit und natürliche Mäßigung nimmt seiner Frische, seinem Muthe, seiner Entschließung Nichts. Im Privatleben wie im öffentlichen geht er immer unmittetbar auf sein Ziel los; vermeidet in Wort und That jede Unklarheit; sieht jedem Hinderniß fest in's Auge; schlägt kühn drein, wenn's sein muß; übernimmt jede Verantwortlichkeit für das was er als recht erkannt, und es gelingt ihm, mit Offenheit, Redlichkeit und Sicherheit Erfolge zu erzielen, welche die Menschen meist nur

auf Schleichwegen, mit List und Behutsamkeit erlangen zu können vermeinen.

Seine Briefe sind ein Spiegel des Mannes, wie seine Depeschen des Politikers. Auch hier ist es wohlthuend zu sehen, wie er sich und Andre nie mit Phrasen täuscht; nie, wie die französischen Politiker von 1830 es gern thaten, unter dem Deckmantel weltbefreiender Ideen und europäischer Sendung kleine Profitchen zu erhaschen oder hohe Ziele mit unsauberen Mittelchen zu erreichen sucht. Er hat nur die Interessen seines Landes im Auge und bekennt es offen, aber er verfolgt sie mit lauteren Mitteln. Er kennt kein anderes als das geschriebene Recht. Er spricht nicht von der Ehre und Größe seiner Nation; aber er hört nie auf darüber zu wachen: und da er nie auch nur einen Zollbreit nachgibt, wo er sein Vaterland im Rechte glaubt, nie vor dem Ungeheuersten zurückscheut, wenn es die Würde des Vaterlandes gilt, so ist es ihm sein langes Leben über gelungen, das Recht wie die Würde seines Vaterlandes zu schützen, ohne seine Interessen zu opfern, ohne den Frieden zu stören. Man hat wohl oft, namentlich im Lager der Reaktion, Lord Feuerbrand angeklagt überall Empörungen gegen die legitimen Regierungen anzuzetteln. Nichts kann wahrheitswidriger sein: wir haben hier seine geheimsten Instruktionen an Lord Granville z. B., den britischen Botschafter in Paris und Nichts kann loyaler sein als die Verhaltungslinie, die er ihm vorschreibt. Er sympathisirte mit Polen und wünschte ihm den besten Erfolg; aber er hält gewissenhaft fest an den Verträgen, die ihm jede Intervention zu ihren Gunsten verbieten. Er ist entrüstet über das neapoltaniische Regi=

ment; aber er erkennt sich und dem Vertreter Englands nicht das Recht zu, für die armen Unterthanen thätig Partei zu ergreifen, so lange keine britischen Unterthanen in Mitleidenschaft gezogen sind. Niemand hängte je weniger „Principien“ heraus, als Palmerston; aber Niemand folgte sicherer dem obersten Princip der Ehrlichkeit und Wahrheit. Er hegte wenige oder gar keine allgemeinen Ideen: aber von der Zeit her, wo er sechs Jahre lang am Kampfe gegen Napoleon Theil genommen, war ihm das unbewußte Ideal englischer Politik immer gegenwärtig geblieben, dem zufolge die Rolle Englands, bei genauer Wahrung der eigenen Interessen, die eines mächtigen Hüters des europäischen Friedens, des Gleichgewichtes und der Verträge war. Hätte Palmerston noch jugendfrisch das Jahr 1870 erleben können, der große Krieg hätte wohl nicht stattgefunden und Frankreich, männlich verhindert seinen Raubanfall auf Deutschland auszuüben, besäße heute noch seine Rheinprovinzen: was doch wohl mehr werth wäre, als das unfruchtbare Mitleid und die ohnmächtigen Klagen des Nachbars über die unvermeidlichen Folgen jenes Krieges, dem er nicht vorzubeugen gewußt. Die Vergangenheit Palmerston's ist mir Bürge für die Berechtigung dieser Annahme. Nichts z. B. konnte loyaler sein als seine belgische Politik; und wenn man die geheimen Herzensergießungen liest, welche darauf Bezug haben, so kann man den Mann nicht genug bewundern, der so vorurtheilsfrei und so gerade durch alle die französischen Intriguen und die Hindernisse legitimistischen Eigensinnes seinen Weg verfolgte, sein Ziel erreichte. Sein einfach-schlichtes Rechtsgefühl gegenüber Laffitte und Sebastiani, die ganz unbefangen

meinen: es sei ein unveräußerliches Recht Frankreichs und ein Interesse der Menschheit, daß ihrem Lande bei jeder Bewegung ein Fetzen abfalle, während alle andern Mächte die Verträge achteten; sein treues Festhalten an der französischen Allianz, so lange Frankreich keine selbstsüchtigen Zwecke dabei verfolgte, strafen alle Verläumdungen, die gegen ihn ausgestreut worden, Lügen. Seine männliche Empörung gegen den Treubruch und die Grausamkeit Dom Miguels, sein Philhellenismus, seine unausgesetzte Verwendung für griechische Sclaven, wie später für die Schwarzen, sind, ganz ebenso wie die vollständige Abwesenheit allgemeiner Theorien und Systeme der äußeren Politik à la Metternich oder Guizot und in Folge dessen, das selbstverständliche Aufgeben einer als unvortheilhaft erkannten Politik und das offene Bekennen, daß ein andrer Weg einzuschlagen sei, — Alles das, sage ich, sind echt englische Züge; und sie finden sich in andrer Form in seiner innern Politik wieder. Es wäre unverständig und ungerecht, wollte man Palmerston's Sinneswechsel als Leichtsinn, Verrath oder Gesinnungslosigkeit auslegen. Er war kaum der Schule entronnen, aus den Kreisen der Vollblutstories in's politische Leben eingetreten und es war kein Wunder, wenn ihm die Ideen, die er fünfzehn Jahre später selbst vertheidigen sollte, etwa in dem Lichte erschienen, in dem heute manchem Conservativen die Theorien der Communards erscheinen, oder in welchem einem zwanzigjährigen Republikaner von 1848 Nikolaus und Metternich erschienen. Als er etwas vom Leben gelernt hatte, trug er dessen kein Hehl und es war ebenso natürlich, daß er nach 1830 über seine alten zopfigen Parteigenossen (the pigtails) spöttelte, als es natürlich ist,

wenn ein deutscher Nationalliberaler von 1873 über die Jugendfreunde lächelt, für welche die Uhr im Jahre 1848 stehen geblieben.

So wie der Mann sich uns aber in seinem öffentlichen wie privaten Leben darstellt, kann er als das trefflichste Exemplar eines Menschentypus betrachtet werden, das nur in England zu finden war und auch dort am Verschwinden ist: der Typus des Staatsmannes und Menschen, der bei aller Abwesenheit philosophischer Bildung, ja, bei einer gewissen Unfähigkeit im Abstrahiren, ohne poetischen Sinn und ohne Sentimentalität, ohne Anmuth und ohne idealen Schwung, ohne religiöse Schwärmerei und ängstliches Moralisiren, doch stets das Rechte fühlt, sieht, sagt und thut, mit seinen Genüssen, seiner Thätigkeit, seinen Wünschen ganz in der Wirklichkeit lebt und dem Instinct und Gewohnheit sicherere Führer sind auf dem Wege der Pflicht, des Nutzens und der Ehre für sich und das Vaterland als irgend ein philosophisches, moralisches oder politisches System es hätte sein können.

XI.

The Falls, Llandogo.

Es dürfte nicht leicht sein in der Literatur unserer Zeit ein Werk aufzufinden, das ein so allgemeines und so lebendiges Interesse zu erregen im Stande wäre, als Mill's Selbstschau.*) Ein Mann, der in einem ungewöhnlichen Grade auf seine Zeitgenossen und Landsleute gewirkt, ja, in mehr als einem Sinne als der Vertreter der modernen englischen Geistesrichtung und Bildung angesehen werden kann, erzählt die Geschichte seines Werdens und seines Wirkens mit einer Aufrichtigkeit, die sich ohne alle Betheuerung dem Leser überzeugender aufdrängt, als die, welche Jean Jacques in seinen cynischsten Selbstanklagen so prunkend zur Schau trägt. Er erzählt sie in einer farblosen, aber durchsichtigen, in ihrer Art vollendeten Sprache, welche, eben ihrer Einfalt und Genauigkeit halber, den spätesten Geschlechtern so verständlich und genießbar sein wird, als sie es uns ist. Dieser Mann, der einen so hervorragenden Platz in der geistigen Entwickelung einer großen Nation einnimmt, hat persönliche Eigenschaften, welche ihn uns,

---

*) Autobiography, by John Stuart Mill. London, 1873.

selbst wenn er obscur geblieben wäre, achtungswerth und interessant, wo nicht anziehend, gemacht hätten. Es ist ihm endlich eine Erziehung zu Theil geworden, wie sie wohl Niemand vor ihm erhalten hat, nicht leicht Jemand nach ihm erhalten wird. Wer dieses Alles zusammennimmt, wird es nicht übertrieben finden, wenn wir das nachgelassene Werk des „philosophischen Radicalen“ — die Bezeichnung gehört ihm selber an — als das merkwürdigste Buch dieser Art bezeichnen, welches seit den „Confessions“ und „Dichtung und Wahrheit“ erschienen ist. Es ist wohl kaum nöthig die Verwahrung einzuschalten, daß nicht daran gedacht wird, den künstlerischen Werth der „Autobiographie“ Mill's irgendwie mit dem jener beiden Meisterwerke vergleichen oder auch nur behaupten zu wollen, daß Mill's sicherlich nicht unbedeutende Persönlichkeit oder sein außerordentlicher Einfluß auf die Mitlebenden an die persönliche Bedeutung und die nachhaltige Wirkung eines Rousseau oder Goethe heranreichen.

Nicht um einen Auszug aus dem so vollen kleinen Buche zu geben, nicht um meine Prosa derjenigen des großen englischen Schriftstellers unterzuschieben und das trefflich Erzählte in abgeschwächter Form wiederzuerzählen, in einem Worte, nicht um dem Leser das Vergnügen zu verderben — oder sollte ich wirklich sagen, die Mühe zu ersparen? — das ungewöhnliche Buch selber zu lesen, noch weniger ihm meine Urtheile aufzudrängen, nehme ich die Feder in die Hand; sondern um unsere Zeit, unsere englischen Vettern, eine der außerordentlichsten geistigen Evolutionen der Weltgeschichte zu studiren, greife ich zu dieser authentischsten Quelle und suche, was sie uns bieten mag zur Erklärung allbekannter Ereignisse, Zustände und Anschauungen.

Die englische Geschichte, die geistige sowohl als die staatliche, ist wie ein schönes Kunstwerk. Klarer, bestimmter in den Umrissen, einheitlicher und folgerichtiger im Grundcharakter, vollständiger, erschöpfender in der Handlung und Entwicklung könnte kein classisches Drama sein. Vor allem wunderbar ist die stetige Wechselwirkung des geistigen und politischen Lebens. Nach Sicherstellung der Nationalität und der Landesreligion beginnt die sichere, allmähliche Entwicklung des freien Staates und des freien Gedankens; anfangs parallel, dann sich durchkreuzend, sich bekämpfend, sich gegenseitig umbildend. Erst nach vollständigem Siege über fremde Feinde war an einen Ausbau des freien Staates zu denken; erst nach vollständigem Niederwerfen des innern Feindes konnte die geistige Entwicklung unbehindert vorschreiten. Hätte England nach Wilhelm's III. Tode noch fremde Eroberer oder auch nur störende Einflüsse von Außen zu fürchten gehabt, es hätte nicht daran denken können, sich vorzugsweise den Fragen der innern Politik zu widmen. Hätte es den Feind aller freien Bildung, den Katholicismus, nicht niedergehalten, entwaffnet, beinahe ausgerottet, nie hätte die geistige Bewegung, welche mit Bacon begann, mit Newton, Hobbes, Locke, Hume weitergehend, bei Bentham und John Stuart Mill anlangte, entstehen, noch viel weniger sich fortsetzen können.*)

---

*) Nichts ist ergötzlicher, im Vorbeigehen sei's gesagt, als die guten Rathschläge, so die deutschen Barbaren von den aufgeklärten Vettern jenseits der Nordsee erhalten, welche, noch vor vierzig Jahren, den Katholiken den Eintritt in's Parlament verwehrten und nun, da sie in Sicherheit der gesunden Luft genießen können, welche sie sich durch eine zweihundertjährige weise und energische Politik ge-

Merkwürdig und interessant ist es, wie bei dem der Speculation abgewandten Sinne der Engländer, ihre Philosophie nie die praktische Nutzanwendung aus den Augen verlor; wie andererseits der Staat, trotz der angebornen Abneigung gegen Abstraction und Allgemeinheit, sich auf die Dauer doch den Einflüssen der Philosophie nicht verschließen konnte. Indeß war diese gegenseitige Beeinflussung lange Zeit hindurch nur eine mittelbare. Der Augenblick aber, in welchem die englische Philosophie geradezu bestimmend und umgestaltend auf den Staat wirkte, war die Mitte dieses Jahrhunderts, und der Mann, der, nächst Bentham, die erste Rolle in diesem historischen Processe spielte, war John Stuart Mill.

---

reinigt haben, uns, die wir im Gegentheil durch eine zweihundertjährige kurzsichtige und schwachmüthige Toleranz den Feind im Innern haben groß und mächtig werden lassen, ja ihm erlaubt haben in ganzen Regionen — man denke an Böhmen, die Erzherzogthümer, Franken — den nationalen Glauben auszurotten, nun mit freundschaftlichstem Mitleide anrathen, doch unsere rohe Kriegsführung aufzugeben und, wie sie, den zehrenden Feind gewähren zu lassen. Schön Dank, Ihr Herren, für den guten Rath, der so lebhaft an die nicht minder aufrichtig gemeinte Mahnung der Franzosen erinnert, wenn sie uns Deutschen und Italienern die Vortheile der Föderativstaaten über den Einheitsstaat anpreisen, für sich aber jeden Gedanken an eine Auflösung ihrer belle unité als eine Sünde zurückweisen. Schön Dank, Ihr lucrezischen Weisen in Eurem Port, und wenn der Papismus einmal in Deutschland auf die Proportionen zurückgeführt ist, die er, Dank Euren braven Vätern, in England einnimmt, so wollen wir Euren freundlichen Rath auch in Erwägung ziehen, ja befolgen. Bis dahin aber genügt es uns, wenn die Weltgeschichte uns in einen Topf wirft mit den glorreichen Barbaren des XVI. und XVII. Jahrhunderts, denen Ihr Eure religiöse Freiheit dankt.

Die ganze Geistesarbeit des XVIII. Jahrhunderts hatte John Stuart's Vater, James Mill, in sich aufgenommen, verarbeitet, destillirt; aber der Mensch war der unbeugsame Puritaner des XVII. geblieben. Vollständiger besaß Niemand die Bildung des Zeitalters der Aufklärung; folgerichtiger hatte Niemand das leidende Princip desselben ausgebildet; unbedingter hatte sich Niemand dem Dienste dieses nüchternen Credo's gewidmet. Doch war es selbst diesem consequenten Geiste und diesem intransigenten Willen nicht möglich gewesen, an sich selber und in seinem Leben das demokratische und rationalistische Ideal ganz zu verwirklichen, das er verehrte. Seine Erziehung, sein Aufkommen dankte der Aristokratenfeind einer adligen Gönnerfamilie. Der Apostel rationeller Staatseinrichtungen arbeitete Jahre lang im Dienste der irrationellsten Staatseinrichtung, die je bestanden: der ostindischen Gesellschaft. Auch beging der starre Malthusianer den dummen Streich — und ein dummer Streich war ja beinahe ein schlechter Streich, seiner Religion zufolge — zu heirathen, ohne zu wissen, wie er seine Frau ernähren sollte, und eine große Anzahl Kinder in die Welt zu setzen, ohne sich viel zu kümmern, was aus ihnen werden möchte. So was Menschliches sollte nun dem Erben seiner geistigen Errungenschaften nicht passiren: deßhalb unternahm er es, diesen von allen schädlichen Einflüssen der Welt zu isoliren und allein in den guten Grundsätzen des Rationalismus aufzuziehen. Seit dem linguistischen Experimente des ägyptischen Königs, von dem uns die Alten erzählen, ist wohl kein ähnlicher Versuch angestellt, oder doch wenigstens durchgeführt worden. Daß es sich aber hier um ein Experiment, nicht um eine Verirrung

der Vaterliebe handelt, beweist die Thatsache, daß von so vielen Kindern nur der eine begabteste, John Stuart, ausersehen wurde, der dann hernach die Brüder und Schwestern seinerseits unterrichten mußte. Dies gefiel ihm freilich, beiläufig sei es erwähnt, durchaus nicht; obwohl es uns, und auch ihm selber späterhin, als das Beste an der tollen Erziehungsmethode scheinen will, wenn wir auch, so wenig wie er, die Nachtheile übersehen, welche dies System für den Lernenden, und sittlich auch für den Lehrenden, stets nach sich zieht. Indeß hätte das Vater Mill wenig Sorgen gemacht: John Stuart war zum Objecte der Operation erwählt worden; alles Uebrige war gleichgültig, wenn diese nur gelang. Wie nun wurde dabei zu Wege gegangen? Gelang das Experiment? Und welches waren die Folgen?

Zuvörderst wurden alle thörichten und gehaltlosen Kindereien verpönt und sorglichst fern gehalten. Keinerlei unnütze Empfindsamkeit — das Wort „Mutter“ kommt nicht einmal vor in dem Buche, und wären nicht die nachfolgenden Brüderlein und Schwesterlein da mit ihrer indiscreten Gegenwart, man möchte versucht sein, auch die physische Existenz John Stuart's einem wissenschaftlichen Processe zuzuschreiben; — keine Schulkameraden, welche die Vorurtheile des elterlichen Hauses an den kleinen Erwählten hätten heranbringen können: keine Kinderspiele, die ihn zerstreuen, keine Lectüre, welche seine Phantasie aufregen oder nur anregen könnte. Der Vater liebt die Poeten nicht, vor Allem Shakespeare war ihm ein Greuel. Selbst die unschuldige Neigung zur Zuckerwasserpoesie eines Wordsworth, die sich bei dem Prädestinirten verrieth und bis an sein Ende vorhielt, behagte dem alten Rationalisten nicht: wollte

der Sohn derlei Firlefanz treiben, so sollte er hübsch lehrhafte Tractätchen in englischen Reimen à la Pope scandiren. Grammatik, das ist's, was der Junge braucht. Mit drei Jahren lernte er Griechisch, mit achten Latein. Dabei verläßt der Kleine den Vater nie, arbeitet endlose Stunden lang am selben Pulte mit ihm. Die Spaziergänge — denn James Mill ist zu sehr Engländer, um sich seinen „constitutional“ zu versagen — werden zum Aufsagen der Lectionen, zur cross-examination, zum Argumentiren benutzt: der Abend wird zur Erholung und Belohnung der Arithmetik gewidmet. Mit zehn Jahren schreibt das Wunderkind einen Octavband über die römische Regierung; mit zwölfen ist es Herr aller logischen Künste und bataillirt mit allen Finten der Dialektik. Seinen Platon nämlich kennt es in dem Alter von Grund aus und natürlich sieht es nur mit Hochmuth, wie er's sein ganzes Leben über that, auf die Substanz Platon's, auf dessen Ideen, wie auf Hirngespinnste — aegri somnia vana — herab; aber die Form, die sokratische Methode, hatte er sich schon angeeignet, und er blieb im Grunde sein Leben lang ein gewandter Sophist sokratischer Schule. Er will zwar zugeben, daß sein Vater sich immer zu viel auf die Verstehbarkeit des Abstracten, ohne die nothwendige Verkörperung im Concreten, verlassen habe; aber abstract blieb denn doch Alles auch bei ihm. Selbst die Experimentalwissenschaften wurden ihm durch Bücher, nicht durch angeschaute, oder gar selbstangestellte Experimente vermittelt. Was Wunder, wenn später der Apostel der „inductiven Staatswissenschaft“ nie die Thatsachen zu untersuchen geruhte, aus denen er die politischen Allgemeinheiten zu „induciren“

anempfahl? Zu der unendlichen Masse alter Autoren, von Aesop bis auf Aristoteles und von Cornelius Nepos bis auf Seneca, kam noch die ganze Reihe englischer Geschichtschreiber von Watson und Hooke bis auf Hume und Mitford, kam vor Allem die Nationalökonomie und die Rechtsphilosophie, welche ihm direct durch die beiden großen Freunde des Vaters, Ricardo und Bentham, zuflossen. So war denn mit fünfzehn Jahren der Homunculus fertig.

Aber hatte der Fünfzehnjährige mit dem Wissen weniger Männer von vierzig, wirklich „einen Vorsprung von einem Vierteljahrhundert?“ Offenbar hat selbst der Fünfziger, der diese wunderbare Erziehungsgeschichte schreibt, keine Ahnung davon, wieviel mehr der junge Mensch bis in sein zwölftes Jahr durch unbewußtes Aufnehmen der äußeren Natur lernt, als alle je geschriebenen Bücher zusammen enthalten: wird ja doch selbst die Kenntniß der Sprache, welche noch so weit entfernt ist ein adäquater Ausdruck unserer Gefühle, Anschauungen und Vorstellungen zu sein, nicht durch die Grammatik, sondern durch das Leben erworben; und wenn es sich um die Gefühle, Anschauungen und Vorstellungen selber d. h. um die Substanz unseres seelischen Eigenthums handelt, da sollte die Buchgelehrsamkeit mehr taugen, als das Gespräch, die Beobachtung, die Uebung der fünf Sinne, welche bei den gewöhnlichen Menschenkindern in den kostbaren, vergeudeten Jahren von drei bis zwölf die Hauptinformationsquelle bilden? Selbst als Mann wollte und konnte der große Logiker nicht begreifen, wie ein früher Ernst alle diese feinen Fühler lähmt und abstumpft: daß auch Vergnügen, Spiel, Kampf ihren bildenden Einfluß haben: daß selbst

unsere besten, klarsten Gedanken gleichsam vegetabilisch und unbewußt in uns wachsen und verkümmert, erstickt werden durch den Staub fremder, wesenloser Gedanken, der sich auf die zarten Zeugungsorgane lagert: endlich daß nur ein so außerordentlich beeinflußbarer, wachsweicher, ganz neutraler Geist, wie der seine, sich zu dergleichen Experimenten hergeben kann: daß ein Geist, der sich auf diese Weise für immer in eine gewisse Form kneten läßt, der nie einmal aus dem Kreise heraustritt, in den er gebannt, nie zur Besinnung kommend, sich, wie im Faust, zuruft: „Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!", — daß ein solcher Geist eigentlich nie aus der Naivetät der Beschränktheit herauskommt. So geschah es denn auch, daß dieser unübertreffliche Turner am Reck und Barren nie ein Pferd zu reiten, nie einen Degen zu führen, nie eine Welle zu theilen wußte; daß er, ganz blind gegen den Conventionalismus gedruckter Weisheit, in der gesitteten Gesellschaft nur eine künstliche Maschine sah; daß Menschenkenntniß, namentlich aber Erkenntniß seiner selbst, seiner Geistesanlagen und seines empirischen Charakters, die man eben nicht aus Strabo und Pausanias lernt, ihm nie zu Theil ward.

Wunderbar und nur durch die treffliche Natur des Knaben zu erklären ist es, daß der sittliche Einfluß einer solchen Erziehung kein schlechter war: daß der Vater keine Eingebildetheit in ihm aufkommen ließ: daß sein „Seelenzustand weder Demuth noch Anmaßung" war. Die Milde, das Rechtsgefühl, die Wahrhaftigkeit blieben unverkümmert; die Liebesquelle nur verstopft, nicht versiegt; das Anbetungs- und Ehrfurchtsbedürfniß nur irre geleitet, nicht ertödtet.

Ein Lehrer beeinflußt einen Schüler nicht nur durch sein Lehren, sondern auch durch sein Sein: namentlich wenn der Lehrer Vater ist und der Schüler beinahe sein einziger Umgang. John Stuart wuchs auf ohne irgend eine religiöse Idee, ohne zu ahnen, daß Andere eine solche haben könnten, ohne nur die Symbole einer solchen mechanisch zu achten, ja, ohne sie zu kennen. Der Vater war früh skeptisch geworden und zwar, bezeichnender Weise, weil er sich die Gegenwart des Uebels in der Welt nicht zu erklären wußte und es ihm genügte, etwas nicht zu verstehen, um es zu leugnen. Im Christengott aber sah er das nec plus ultra der Bosheit. Am Willigsten hätte er sich noch dem Dualismus genähert. Philosophische Speculation einerseits, Ehrfurcht andererseits, waren diesem Manne des reinen Verstandes durchaus als ob sie nicht existirten. Er war auch darin ganz ein Mensch des XVIII. Jahrhunderts, und es ist merkwürdig hier zu lesen, wie gerade während die Reaction des XIX. Jahrhunderts unter dem Namen des „historischen" Sinnes am heftigsten die reine Verstandesrichtung bekämpfte, die Idee des Organismus der des Mechanismus gegenüber am stärksten betont wurde, die Religionsverachtung wieder uneinsichtigster Ehrfurcht für jeden Glauben und Aberglauben, die Philosophie des gesunden Menschenverstandes wieder berechtigter und unberechtigter Metaphysik Platz machten — wie gerade damals der alte Kämpe seinen Nachfolger in seinem eigenen Sohne vorbereitete und ausrüstete, der, nachdem sich jene Reaction ausgetobt, die Tradition des XVIII. Jahrhunderts wieder aufnehmen und weiterführen sollte. Der durch John Stuart Mill vermittelte Positivismus ist ja nur die Fortsetzung

des XVIII. Jahrhunderts, wie Bentham's auf die Selbstsucht gegründeter Utilitarismus auch eigentlich an den Sensualismus des vorigen Jahrhunderts anknüpft. Mag man es aber nun als eine Lücke oder als einen Vortheil empfinden, eine Merkwürdigkeit bleibt es jedenfalls, daß ein Mann von dieser Bedeutung von sich sagen kann: „Ich bin eines der wenigen Beispiele von Menschen, die den religiösen Glauben nicht abgeworfen haben, weil sie ihn nie gehabt haben . . . Ich schaute die neuere Religion gerade wie die alte an: als etwas, das mich gar Nichts anging. Es schien mir nicht sonderbarer, daß Engländer glauben sollten was ich nicht glaubte, als daß die Männer es thaten, von denen ich im Herodot las." Man sieht wohl, eine Seite der Menschheit mußte ihm fehlen, und man wird sich nun nicht mehr wundern, daß der Mann, trotz aller Geschichtsstudien, nie Geschichte verstanden hat — war es ja doch seine geschichtliche Aufgabe, die geschichtliche Richtung seiner Zeit zu bekämpfen. Wenn sich der anbetungsbedürftige Mann am Ende doch eine Religion machte, so war's eine Privatreligion. Alles was er „von dem idealen Begriff eines vollkommenen Wesens", oder von dem „Ideal des Guten" sagt, ist eitel Abstraction und Moral: dem wirklich Frommen kommt's auf die Güte seiner Gottheit ja durchaus nicht an, sondern auf die unergründliche Macht, die sich im unergründlichen und doch unleugbaren Weltzusammenhange offenbart. Selbst Mill's Gottheit sollte, wie wir sehen werden, durchaus keine Abstraction, sondern eine sehr concrete Frauengestalt sein, die sein „Glaube" idealisirte.

In moralischer Hinsicht war Mill's Vater halb Stoiker, halb Cyniker, dabei ausgesprochener Utilitarier. Ein Ver-

ächter alles Gefühls, als falscher Empfindelei, beurtheilte er nur die Handlungen der Menschen und weigerte er sich stets, ihre Triebfedern in Betracht zu ziehen, wie er denn z. B. die frommen Beweggründe der Inquisitoren nie als eine Entschuldigung katholischer Unduldsamkeit wollte gelten lassen. Auch im Privatverkehr fehlte ihm die Ader der Zärtlichkeit durchaus; und sein Sohn, der zu ihm hinaufsah als zu einem höheren Wesen, vermochte nie sich liebend an ihn anzuschließen. Achtung, nicht Neigung, war der Charakter des Verhältnisses, und die Furcht, im besseren Sinne des Wortes, war das Princip desselben: immerhin ein empfehlenswertheres, als das neumodische Erziehungsprincip der Kameradschaft zwischen Lehrer und Lernenden. Doch blieben solche Eindrücke natürlich nicht ohne bleibende Folgen, und man sieht an diesem Beispiele wieder einmal recht klar, wieviel Unheil die Abstraction und Principienreiterei anstiften kann, selbst bei so trefflichen und im höchsten Sinne tugendhaften Menschen als dieser Vater und dieser Sohn.

Aus der eiskalten Luft, die der Knabe bis dahin geathmet, kömmt er plötzlich, fünfzehnjährig, nach Frankreich, in Begleitung von Bentham's Bruder. Zum ersten Male „athmet er die freie und belebende Atmosphäre des festländischen Lebens". Der Zufall — wenn von Zufall in den Wahlverwandtschaften dieser Welt geredet werden kann — brachte ihn nach Frankreich, nicht nach Deutschland, in's Vaterland der rationalistischen Bildung des XVIII. Jahrhunderts, nicht in das der historischen Bildung des XIX. Die geistige Verwandtschaft machte auch sofort ihre Rechte geltend, und die äußerlichen Formen der französischen Ge-

sellschaft kamen ihr zu Hülfe. Die schon durch die Erziehung vorbereitete Französirung des Mill'schen Geistes - wir sprechen durchaus nicht vom Charakter — vollzog sich hier und jetzt. Er spricht noch als hoher Fünfziger mit derselben Begeisterung von Frankreich, mit derselben Ungerechtigkeit von England, als er es mit fünfzehn Jahren gethan, und man darf zweierlei nicht vergessen, wenn man diese Ungerechtigkeit sich erklären will. Erstens die Engherzigkeit des englischen Lebens von damals, die plumpe Heuchelei, die Steifheit, der starre Conventionalismus; dann aber die besonderen Verhältnisse, in denen der Knabe bis jetzt gelebt. Es liegt nun einmal im Menschen, und kein Aufrichtiger entgeht leicht diesem Verhängniß, daß wir dem Lande, der Gesellschaftsklasse, der Partei, in denen wir groß geworden, die Fehler vorzugsweise zuschreiben, welche das Erbtheil der Menschennatur sind und welche wir unter den verschiedenen Formen, in denen sie sich in neuer Umgebung darbieten, nicht sofort wieder erkennen mögen. Andererseits blieb Mill sein Lebelang ein echter Engländer in der Kunst der Menschenignoranz, jenem wohlthuendsten und achtbarsten aller Zustände, in dem indeß nicht Jedem gegeben ist, sich lange zu behaupten. Die Nationaltugend der Engländer, die Wahrhaftigkeit, welche Mill im höchsten Grade besaß, ward ihm zur Falle, wie sie's noch täglich seinen Landsleuten wird, sobald sie mit Romanen und Celten in Berührung kommen. So gewohnt, stets nur zu sagen, was sie fühlen und denken, nehmen sie in aller Unschuld die schönen und liebenswürdigen Gefühle, die ihnen auf dem Festlande entgegengebracht werden, für wirklich und ahnen nicht, wie wenig der innere Mensch bei

dieser demonstrativen Gefühligkeit betheiligt ist. Gewohnt, die Unwahrheit als baare Heuchelei auftreten zu sehen, erkennen sie dieselbe nicht, wenn sie wie eine weiche, schmeichelnde Luft die ganze Atmosphäre durchdringt; gewohnt, die spitzen Ecken und scharfen Kanten eines ungefügen Conventionalismus hervortreten zu sehen, meinen sie, der Conventionalismus sei abwesend von der französischen Gesellschaft, weil die Virtuosität des Franzosen jene Kanten und Ecken so schön zu verbergen weiß. Da trifft der Instinct des gemeinen, vorurtheilsvollen Engländers, dem es immerhin ein wenig unheimlich zu Muthe wird unter so viel Gefühlsprotestation und Manifestation, stets viel schneller das Richtige als ein humaner J. S. Mill, der gerade selbst das liebenswürdigste Beispiel des vertrauensvollen Engländers ist, wenn er von den „mißtrauischen Engländern" und den „vertrauungsvollen Franzosen" redet. Aus dieser kindlichen Unfähigkeit selbst Menschen zu erkennen, denen ihr Charakter an der Stirne geschrieben steht, erwächst denn auch diese ewige Ueberschätzung und Unterschätzung des Fremden; während man doch bei Landsleuten recht klar sieht, selbst ohne Shakespeare und Fielding oder auch nur Thackeray zu sein. Die Unbiegsamkeit und Unbeweglichkeit Mill's in Dingen des praktischen Lebens war eben doch eine ungewöhnliche, selbst in England. Wäre etwas weniger Abstraction bei dem Manne gewesen, und etwas mehr Beobachtungsgabe, er hätte bald sehen müssen, wie gerade das ganze englische Leben in jedem Sinne — politisch, social, religiös, commerciell — auf dem Credit beruht, das der Südländer aber auf dem organisirten Mißtrauen, was überzeugend weiter zu entwickeln ich wohl übernehmen

würde, fürchtete ich nicht aus diesem Briefe ein Buch zu machen und seinen Gegenstand aus dem Gesicht zu verlieren.

Jedenfalls datirt von dieser französischen Reise Mill's sein fortan immer reges Interesse für die französische Politik, wie überhaupt für den abstracten Liberalismus des Festlandes, der dem Engländer der guten alten Schule, so da Liberalismus trieb, wie Herr Jourdain Prosa sprach, d. h. ohne es zu wissen, stets ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Dazu kam die Lectüre der französischen Revolution, welche auf alle Jünglinge, wie viel mehr auf einen so vorbereiteten, zündend wirken mußte. Er träumt davon „ein Girondist in einem englischen Convent zu sein", und er sollte nie einsehen lernen, daß von allen Parteien, welche Frankreich unheilbare Wunden versetzt haben, keine verhängnißvoller war, als die der Girondisten, heutzutage centre gauche genannt.

Nach England zurückgekehrt, baut der junge Mann weiter an dem Gebäude seiner politischen Ansicht, dessen Grund in Frankreich gelegt worden. Er studirt Rechte vom naturrechtlichen Standpunkte aus. Er liest Bentham's traité de législation und, bis dahin impliciter, unbewußter Benthamist, wird er von Stund an ein expliciter, ein bewußter Apostel des Benthamismus. „Als ich den letzten Band des „traité" niederlegte, war ich ein anderes Wesen geworden." Was vielleicht mehr als alles Andere den jungen Mill bei Bentham festhielt, war die Methode. Die verdienstvolle Polemik Bentham's gegen das Ungefähr des philosophischen Ausdruckes, gegen wesenlose Allgemeinheiten, wie „Naturgesetz", „richtiges Gefühl", „moralischer Sinn"

u. s. f. imponirte dem Jüngling ungemein: es war wie eine Offenbarung von der Richtigkeit der großen Worte, mit denen so viele Lehrer der Menschen um sich werfen. Freilich schoß er auch hier wieder über's Ziel und lernte nie einsehen, daß die Sprache, selbst die klarste und vollendetste, doch immer eine unzureichende Zeichensammlung bleibt und daß der Ausdruck nie den Gedanken ganz deckt. Denn, selbst was „die Einbildung phantastisch schleppt in solchen dunklen Namen", entspricht oft einer in anderen Worten gar nicht auszudrückenden Wirklichkeit. Vor Allem, er begab sich selber wieder unter die Herrschaft der Worte und ward am Ende geradezu unfähig, das Wesen der Dinge zu erkennen, wenn es verschiedene Formen trug. Namentlich spielt ihm diese Unfähigkeit in seiner Auffassung der Geschichte schlimme Streiche: sobald ein Richelieu sich Pitt nannte und ein Parlament leitete statt eines Königs, erkannte er ihn nicht mehr.

Mit sechzehn Jahren war der künftige Kämpe fertig: er hatte eine Sache: den Benthamismus, und eine Waffe: die vom Vater erlernte Dialektik. So begann er denn noch sechzehnjährig mit dieser Waffe den Kampf für jene Sache, aus dem er ruhmbedeckt und, wenn auch nicht durchaus Sieger, doch mit großen errungenen Vortheilen, herausgehen sollte.

XII.

The Falls, Llandogo.

Der bedeutende Mann, dessen Erziehung ich neulich besprochen habe, war eben so frühreif in der Production, als er es im Consum gewesen war. Sein thätiges, wirkendes Leben begann mit sechzehn Jahren. Dieses Leben war ein zwiefaches: das eine laut, Jedermann sichtbar, auf die Ideenbewegung des Jahrhunderts gerichtet; das andere geräuschlos, verborgen, der gegebenen Wirklichkeit gewidmet. Man braucht eben nicht an bewußte Inconsequenz dabei zu denken: dem Virtuosen der Analyse ward es leichter, zu trennen, in sich selber zu trennen, was bei gewöhnlichen Menschenkindern einen unentwirrbaren Complex bildet. Streng wußte er seine beiden Lebenssphären auseinanderzuhalten: nie ließ er sich in seiner praktischen Thätigkeit durch seine philosophisch-politischen Theorieen bestimmen; nie erlaubte er den Ergebnissen seiner praktischen Erfahrung, seine Theorieen zu beeinflussen.

So war's ihm denn möglich, nachdem er fast noch ein Knabe, durch Gunst — eine Recrutirungsart, die er theoretisch stets bekämpfte — ein Amt im India Office erhalten, in dieser wunderbar verwickelten Regierungs-

maschine, der unlogischsten und zugleich in ihrer Art vollkommensten, welche die Geschichte vielleicht gekannt, fünfunddreißig Jahre auszuhalten und ihr freudig, eifrig und gewissenhaft zu dienen. Nichts zeigt auffallender die Selbsttäuschung des Mannes und die ganze Wahnatmosphäre, in welcher er geistig lebte, als die Weise, wie er von dieser seiner Thätigkeit spricht. Er bildet sich wirklich ein, daß „die Gelegenheit, welche seine officielle Stellung ihm gab, aus persönlicher Beobachtung die nothwendigen Bedingungen der praktischen Führung öffentlicher Angelegenheiten kennen zu lernen, von großem Werth für ihn, als theoretischen Reformator der Ansichten und Einrichtungen seiner Zeit", gewesen sei. Wie durchaus apriorisch die von ihm angestrebten Reformen waren, scheint er demnach eben so vollständig zu vergessen, als er stets versäumte, die Thatsachen zu studiren, auf denen er seine „inductive" Staatswissenschaft aufbaute. Liest man die Lebensbeschreibung, so sollte man wirklich glauben, Niemand habe besser als dieser starre Logiker und Principienreiter die „Schwierigkeiten, Menschen in Bewegung zu setzen, die Nothwendigkeit von Compromissen, die Kunst, das Unwesentliche zu opfern, um das Wesentliche zu retten", eingesehen; aber man braucht nur seine politischen Abhandlungen zu lesen, um sich zu überzeugen, daß, wie sehr er diese Weisheit auch im Privatleben geübt haben mag, in seinen politischen Bestrebungen sicherlich nicht eine Spur davon zu finden ist. Doch wer wollte dem Manne alle seine Widersprüche vorhalten, wenn diese Widersprüche gerade das sind, was uns immer wieder mit ihm aussöhnt, so oft wir über seinen logischen Absolutismus einerseits, über seine allzu kindliche Naivetät andrerseits auf dem

Punkte sind die Geduld zu verlieren? Mill war keineswegs ein origineller Kopf, und die Großartigkeit seiner Wirkung darf uns nicht über die Thatsache täuschen, daß er durch die Auseinandersetzung, Schärfung und Begründung der Ideen Andrer, nicht durch eigne wirkte: in seiner Philosophie lehnt er an Comte, in seiner Nationalökonomie an Ricardo, in seiner Politik an Bentham an; aber seine „Logik", seine „Wirthschaftslehre" und sein „Repräsentativsystem" werden sicherlich die Werke seiner Meister überleben.

Seine Thätigkeit als „Reformator der Ansichten und Einrichtungen seiner Zeit" begann John Stuart Mill mit einer Schrift gegen das aristokratische „Vorurtheil": daß die Reichen im Allgemeinen auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit stünden als die Armen, mit verschiedenen Artikeln in Tagesblättern, mit der Stiftung der „Utilitarian Society" und mit Gründung der „Westminster Review" — Alles im Alter von siebzehn Jahren. Aus jener Gesellschaft und dieser Zeitschrift ist die junge Schule hervorgegangen, die mittelbar auf die Gesetzgebung Großbritanniens seit zehn Jahren, unmittelbar auf die Geistesrichtung des Geschlechtes, welches jetzt im frischesten Mannesalter steht, einen mächtig bestimmenden Einfluß geübt hat. John Stuart war von Anfang und wurde immer mehr im Verlaufe der Zeit die bewegende Seele dieser Schule. Natürlich stand im Beginne noch der Vater, James Mill, hinter dem Sohne und wirkte auf diesen und seine Genossen ebenso stark durch seine Persönlichkeit, als Bentham durch seine Werke. Er handhabte die Waffe der Polemik, während sein berühmterer Freund sich begnügte, seine Doctrinen theoretisch zu entwickeln. James Mill's Angriff (in der ersten Nummer der „West-

minster Review") gegen die altliberale Partei der Whigs und ihr so angesehenes Organ, die „Edinburgh Review", war die Kriegserklärung des englischen Radicalismus. Von jenem Tage datirt sein Dasein in dem politischen Leben der Nation, und das Bündniß mit den Nationalökonomen gab ihm den nöthigen reellen Rückhalt, um sich darin zu behaupten. Ohne die free traders und ihren endlichen Triumph in den Jahren 1846 und 1860 wäre die radicale Schule nie zu einer Macht geworden in England. Sobald sie die Nationalökonomen nach erfochtenem Siege fallen ließen, war sie kaum noch eine politische Partei; und die Nationalökonomen ließen sie fallen, weil eben mit Leuten, für welche das Raisonnement Anfang, Mitte und Ende, Inhalt und Form der menschlichen Thätigkeit ist, im politischen Leben auf die Dauer durchaus nichts anzufangen ist, wenn sie auch noch lange die Männer des wirklichen Lebens beeinflussen können.

Worin dies neue politisch-philosophische Glaubensbekenntniß bestand, erklärt schon Stuart Mill selber vortrefflich, wenn er es „eine Combination des Bentham'schen Standpunktes mit moderner Staatsökonomie und Hartley'scher Metaphysik" nennt; obschon man nicht recht begreift, was Hartley selber, was die neue Schule, welche sich bald zum Comte'schen Positivismus bekennen sollte, mit Metaphysik zu schaffen habe. Ist doch gerade das philosophische Princip der ganzen Richtung die Verneinung der Metaphysik. Sieht ja doch Comte sowohl als sein englischer Schüler auf die „metaphysische Periode" der Menschheit mit demselben Dünkel herab, als auf die „theologische", die ihr vorangegangen ist. Daß aber eine Philosophie wie die-

jenige, welche die neue politische Partei zur Grundlage nahm, trotz ihres französischen Ursprungs gerade in England Anklang finden sollte, ist nicht so sehr befremdlich. Die Franzosen sind im Grunde so gut wie die Deutschen, wenn auch nach anderer Richtung hin, metaphysisch angelegt; und Descartes, Gassendi, Malebranche beherrschen eigentlich noch immer die höhere französische Weltanschauung. Auch hat der Comtismus, der sich's bequem macht, das metaphysische Bedürfniß des Menschen leugnet oder doch einfach zur Ruhe verweist, in Frankreich selber nie aufkommen können. Ebensowenig in Deutschland, und man muß das vornehme Mitleiden sehen, mit welchem Mill von uns Deutschen als a priori-Philosophen spricht, um sich einen Begriff zu machen, wie wenig er sich der Inferiorität seines Standpunktes bewußt ist. Doch dies nur im Vorbeigehen, hier möchten wir nur andeuten, daß der Positivismus der neuen Schule eigentlich nur eine Systematisirung der englischen — ich sage nicht, der schottischen — philosophischen Gewohnheiten war und ist.

Während der Franzose stets von Spiritualismus zu Materialismus hinüber und herüberschwankt, gerade wie im Staate Anarchie und Absolutie mit einander wechseln; während der Deutsche stets ein ideales, Geist und Stoff gleicher Weise bewegendes Weltprincip anerkennt; so hat der Engländer von jeher gerne aller Speculation den Rücken gekehrt und sich im Empirismus, besonders im psychologischen, gefallen und ausgezeichnet. Es war aber unserer Zeit und Mill's Schule vorbehalten, aus dieser Weisheit des Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Sand steckt, um nicht gesehen zu werden, ein Princip zu machen,

und zwar ein Princip, das unendlich viel höher sein soll als dasjenige eines Plato oder Spinoza. Wie wenig auch die Engländer des XVIII. Jahrhunderts der Metaphysik geneigt waren, sie ignorirten wenigstens die Metaphysik des Festlandes nicht; wie denn überhaupt die Wechselwirkung, auch die politische, damals ungleich lebhafter war als heutzutage. England hat offenbar die Fühlung mit Europa immer mehr verloren, seit es fremde Sprachen lernt und „fremde Civilisation" studirt. Früher stand es dem Festlande mit der Sicherheit des Instinktes gegenüber; heute klopft es an hundert Thüren an und kommt immer an die falsche. Der Hochmuth, mit welchem Altengland auf den Continent herabsah, war im Grunde viel bescheidner als die Theilnahme, ja die Bewunderung, mit der Neuengland hinaufzuschauen vorgibt; denn jenes nahm doch festländische Einflüsse an, in Politik wie in Literatur, dieses ist der wahren Bewegung Europas ganz unzugänglich, während es Ideen und Fragen, welche uns ganz untergeordnet scheinen, welche jedenfalls fast folgenlos für uns sind, eine Wichtigkeit beilegt, die uns manchmal beinahe komisch vorkommen will. So ist das England Gladstone's und Mill's eigentlich inselhafter hinter seinem „Silbergürtel" als das England Walpole's und Hume's. Die bestimmenden Mächte im Staats- und Geistesleben des Festlandes entgehen Mill und seinen Anhängern durchaus; dagegen verfolgen sie politische und religiöse Parteien oder vereinzelte Strömungen mit einer gewissenhaften Aufmerksamkeit, deren dieselben gar nicht werth sind. Da ist es denn nur natürlich, daß sie sich als Engländer des XIX. Jahrhunderts uns Festländern gegenüber, die wir noch in der „metaphysischen

Periode“ stecken und noch politische Machtfragen in der altmodischen Weise eines Cranmer oder Pitt zu schlichten versuchen, in Wagner’scher Selbstzufriedenheit sonnen und freuen, daß sie’s „so herrlich weit gebracht“. Da argumentiren sie nun lustig fort, wie die Scholastiker nach der Renaissance, als ob Kant gar nicht existire. Möglich, Mill und seine Schule sind nur aus übertriebenem Idealismus, aus Berkeley’schem Mißtrauen gegen die Sinneserfahrungen, zu ihrem rein intellectualen Standpunkt gekommen und haben im Vollgefühle ihrer logischen Gymnastik am Ende die Logik selber als das allein Wesenhafte anzusehen gelernt; aber beweist das nicht eben, daß sie keine Ahnung davon haben, in wie durchgreifender Weise Kant den Berkeley’schen Idealismus corrigirt hat, wie die Kant’sche Kritik, weit entfernt, auf apriorischen Hypothesen zu beruhen, gerade, wie es ihr Name schon andeutet, in der schärfsten Analyse des Denkvermögens besteht?

Mit diesem philosophischen Standpunkte hängt nun der politische eng zusammen. Ihre Politik ist eine fortschrittliche im eigentlichsten Sinne des Wortes und gerade dadurch ist der politische Radicalismus ebenso gegen den Liberalismus gerichtet als der philosophische gegen die Metaphysik. Liberalismus und Metaphysik haben in der That das mit einander gemein, daß sie die Welt als in ihrem Wesen unveränderlich betrachten. Die ganze Moral und Politik der Mill’schen Schule beruht auf der Theorie der Perfectibilität. Aller Fortschritt ist in der immer genaueren Berichtigung des Urtheils. Diese zieht eine wirkliche Besserung des Menschen in sittlicher und geistiger Hinsicht nach sich, und die Folge ist, daß auch ihre Regierungen

immer besser und weiser werden. Für solche Zukunftsmenschen wird's keine andre Moral geben als den wohlverstandenen Nutzen; kein anderes Ideal als das Wohlergehen der größtmöglichen Anzahl; keine andere Staatsweisheit als das Vorgehen durch Induction, gekrönt durch ein System der Deduction, was denn die in der Politik nöthige Verbindung der Erfahrungs- und Denk-Ergebnisse vorstellen soll. Das unerschütterliche Vertrauen der ganzen Partei in ein wohlgeordnetes Repräsentativsystem und in die Freiheit der Discussion, ist nur die Folgerung dieses obersten Grundsatzes. Wird der Mensch in seinen Handlungen durch das Raisonnement geleitet, wird das Raisonnement durch Aufklärung gestärkt, so ist die absolute Freiheit der Ueberredung ohne Zweifel das sicherste Mittel, bessere Zustände zu schaffen; woraus denn wieder die beliebte Maxime folgt, dergemäß Communisten und Ultramontane sich schließlich und unfehlbar eines Besseren werden belehren lassen, wenn man nur die absolute Discussionsfreiheit für Alle die nöthige Zeit bestehen läßt. Andererseits wird ja auch der ganze Charakter des Menschen — nicht etwa blos seine einzelnen Handlungen — durch das Raisonnement bestimmt, durch Erziehung desselben am Ende umgebildet. Diese eingewurzelte Ueberzeugung kehrt auch auf jeder Seite der Autobiographie wieder; ebenso läuft die ganz falsche Vorstellung von „Glück" als eine äußerliche Macht darauf hinaus; und hier ist eben die unübersteigbare Grenze, welche die Progressisten von den Liberalen trennt. Der altenglische Liberalismus konnte sich mit dem Repräsentativsystem begnügen, das die geschichtliche Entwickelung gegeben hatte und das auf das Wunderbarste in seiner Complexität alle Interessen, alle Kreise der

englischen Gesellschaft abspiegelte. Er kämpfte im Namen der Vorurtheile, Leidenschaften und Interessen, nicht der Vernunft. Er glaubte nie, daß eine Halberziehung — und selbst Mill konnte nie träumen, es werde einst eine Zeit kommen, wo jeder Wähler die Bildung eines Mill erhalten würde — je die Menschen zu besseren Politikern machen würde; wohl aber, daß die Erziehung die Menschen zu einer gesetzlichen, anstatt ungesetzlichen Befriedigung ihrer Selbstsucht bringen könne: in einem Worte, ihre ganze Handlungsweise hatte zur Voraussetzung die Unveränderlichkeit der Menschennatur, während die Radicalen ihre Politik auf die Vervollkommnung der Menschen gründen möchten. Trotz allen Hochmuths, mit dem Mill und die Seinen auf die Deutschen und ihren Apriorismus hinblicken, bleiben sie selber doch durchaus aprioristisch und verbieten der Erfahrung jeden Eingriff in ihre Kreise. Die Politik sollte wohl eine Erfahrungswissenschaft sein; aber die Professoren dieser Erfahrungswissenschaft glaubten sich entbunden, selber Erfahrungen zu sammeln. Die ganze moderne Geschichte Frankreichs und Deutschlands beweist, wie jeder Fortschritt im Unterricht die Masse der Menschen unfähiger für die Entscheidung politischer Fragen macht: wie der Arbeiter der großen Städte, der lesen und schreiben kann, sich nur von den Leidenschaften des Neides und der Begehrlichkeit einerseits, von den seichtesten, oberflächlichsten politischen Theorien andrerseits leiten läßt, sobald ihm die Entscheidung einer politischen Frage vorgelegt wird; während der unwissende Bauer, der seiner Gewohnheit, seinem Instinkte, seinem Interesse folgt, viel eher das Richtige trifft, — des radicalen Kleinbürgers von Paris und Berlin nicht zu

gedenken. Gegen eine so eindringliche Beredtsamkeit der Thatsachen verstopft sich Mill's Radicalismus die Ohren. Wenn nur jeder Wähler lesen und Jeder frei mit Wort und Schrift zu ihm reden kann, so ist ihm Alles gewonnen. Mill ist nicht allein begeistert für demokratische Einrichtungen, „er hofft ernstlich, daß Owen'sche, St. Simonistische und andre gegen das Eigenthum gerichtete Lehren weit verbreitet würden unter den niederen Klassen; nicht weil er glaubt, daß diese Lehren richtig seien oder weil er wünschte, daß man sie verwirkliche; aber damit die höheren Klassen dazu gebracht würden, einzusehen, daß sie mehr von den ununterrichteten, als von den unterrichteten Armen zu fürchten hätten.“ Und ein solcher Satz wurde nach 1848 geschrieben, nach 1871 revidirt! Hatte sich der Schreiber wohl je die Mühe gegeben, die Analphabeten unter den Junikämpfern und den Communards zu zählen? Ich fürchte, das hielt der Apostel der inductiven Politik für unnöthig; denn er war zu redlich, es zu unterlassen, weil er im Voraus gewußt hätte, die Thatsache, daß jeder Pariser Arbeiter lesen und schreiben kann, auch täglich Zeitungen liest und die socialistischen Doctrinen mit Eifer studirt, würde die ganze Theorie Lügen strafen. Daß Mill, wie die Franzosen, unter Volk immer nur das Volk der Industrie verstand, für die Vielfältigkeit der anderen Gesellschaftsinteressen kein Organ hatte, wird durch das ganz äußerliche Correctiv einer Vertretung der rein geistigen, womöglich durch Prüfungen festgestellten Verdienste nicht aufgehoben.

Kein Wunder, daß für Mill und seinen Anhang „Demokratie die wesentlichste Garantie für gute Regierung“ ist, und daß ihm Amerika, ja Frankreich besser regiert

scheinen, als das aristokratisch verwaltete England und das bureaukratische Deutschland. Im Grunde nämlich ist die ganze zur Schau getragene Verachtung ihres Vaterlandes nicht ein Auswuchs übertriebenen Humanitätssinnes, wie es der deutsche Kosmopolitismus und die deutsche Selbstironie waren. Unter England verstehen sie die conservative Partei — auch der Liberalismus ist ja conservativ in England — und die Conservativen blieben selbst für den toleranten Mill bis an das Ende seines Lebens „die dumme Partei". Er war, eigenem Geständniß nach, „ein Radicaler und Demokrat für Europa und besonders für England. Er dachte, das Vorwiegen der aristokratischen Klassen, der Adligen und der Reichen in der englischen Verfassung sei ein Uebel, das jedes Angriffes würdig sei, nicht wegen der Steuern oder eines andern ähnlichen, verhältnißmäßig leichten Mißstandes, sondern als das große Agens der Entsittlichung im Lande." Daher auch die Bewunderung für die französischen Zustände. Die Revolution — indeß auch sie nicht in ihren weltumgestaltenden Folgen — die Revolution als Schöpferin unseres festländischen politischen Systems, scheint ihm nachahmenswerth, nicht in ihrer heftigen Procedur natürlich, aber in ihrem Streben und Grundprincip, die Gesellschaft und den Staat auf die Grundlage des Rationalismus zu stellen. Er möchte gern seinen weniger vorgeschrittenen Landsleuten die von den Franzosen im Munde getragenen, aber nie befolgten, oder doch in der Anwendung stets weislich gefälschten Grundsätze der Staatsweisheit als den englischen unendlich überlegen darstellen. Und wie sehr ihm dies mittelbar gelungen, beweist das Aufgeben der jonischen Inseln dem Nationalitätsprincip zu

Liebe, die Aufhebung der ostindischen Compagnie, die irische Agrargesetzgebung, das Wahlgesetz von 1867, die Aufhebung der käuflichen Officiersstellen, die Einführung der Examina in beinahe allen Laufbahnen und hundert andere Neuerungen der Art. Der junge Macaulay, damals schon ein Erzwhig, sah von Anfang an, wohin die vielgepriesene „inductive Staatswissenschaft" führen würde und vertheidigte in einem denkwürdigen Essay die gute alte englische empirische Methode des Liberalismus, die politischen Erscheinungen zu behandeln, gegen die von Mill „philosophisch" genannte, welche wir aber die abstracte nennen würden." Er ahnte, was praktische Conservative, wie Napoleon III., Bismarck und Disraeli, sehr wohl voraussahen: nämlich, daß jede Eroberung der Demokratie der liberalen Sache Eintrag thun muß und einen Conservatismus begünstigt, der nicht immer gerade ein gesunder ist, wie es der altenglische war.

Wir haben schon gesagt, wie bei Mill glücklicherweise der Widerspruch eintrat, vermöge dessen seine empfängliche Natur stets den Absolutismus seines Verstandes mäßigte. Er nennt sich wohl selbst zu einer Zeit seines Lebens eine „reasoning machine"; aber sein Freund Carlyle hatte schon damals herausgefühlt, daß hinter diesem Automaten „ein neuer Mystiker", jedenfalls ein Gefühlsmensch, steckte. Der „abstracteur de quintessence", so nannte Rabelais die Scholastiker seiner Zeit, fühlt z. B. trefflich gerade die Ueberlegenheit Carlyle's und erkennt sie mit liebenswürdigster, rührendster Bescheidenheit an, indem er wohl zum ersten und einzigen Male die Ueberlegenheit der Anschauung über den Verstand auch im Allgemeinen zugesteht. Ja, der Einfluß bedeutender Persönlichkeiten

wirkt oft so bestimmend auf ihn ein, daß er seine Theorien vergißt und, wie ein treuer Eckart, seine schneidige Waffe zur Vertheidigung einer Sache leiht, welche sein Verstand mißbilligen mußte. So ist der Versuch „Ueber die Freiheit“ — das Beste was er geschrieben — im Widerspruch mit seiner ganzen Weltanschauung und mit Allem, was er außerdem geschrieben: er hat eben nur die Feder gehalten, er schrieb unter dem Dictat der Liebe, wie einst Dante: sobald er seine Beatrice verloren, wurde er sogleich wieder der alte unbeugsame Logiker im Dienste des Socialismus, der viel besser mit seiner ganzen Denkungsweise harmonirte.*) Doch würde uns diese Betrachtung zu leicht aufs Persönliche hinüberführen, und wir wollen gerne auf die leichte Genugthuung verzichten, nachzuweisen, wie die Ideen Mill's über Frauenemancipation in demselben Verhältniß ihren Erklärungsgrund haben: wie der religionsbedürftige Mann sich einen Privattempel mit eigener Göttin errichtete: wie Eros ihn, nach seiner alten bitterbösen Sitte, verblendete, aber verblendete, wie der kleine Ironiker nur die Verstandesstolzen verblendet, welche nichts undurchdringbar glauben für ihre klaren, hellen Augen. Aber dieser Brief ist schon lang genug; und, indem ich für dies Mal auf den interessanten Gegenstand eines psychologischen Charakterstudiums verzichte, begnüge ich mich, in dem lehrreichen Werke, das wohl auch in Deutschland in Jedermanns Hand kommen wird, die Grundansichten unterstrichen zu haben, aus denen der englische Radicalismus herausgewachsen.

---

*) Mill's Theilnahme an der Agitation gegen die bestehenden Agrarverhältnisse darf wohl so genannt werden.

Dieser hat sich freilich durch das Wahlgesetz von 1867 selber eine Falle gegraben, wie es John Stuart Mill, bedeutungsvoll, zuerst erfahren sollte und es die letzten Monate wieder bewiesen haben. Der Führer wurde vor sechs Jahren, sein Anhang wird wohl bald von den undankbaren Wählern Englands aus dem Hause der Gemeinen getrieben; aber, wenn es dem englischen Radicalismus nicht gelungen ist, sich selbst die Herrschaft zu verschaffen, so ist's ihm leider nur zu wohl gelungen, die liberale Partei durch sein Bündniß zu discreditiren, die conservative aber in ihrem innersten Wesen zu fälschen. Man wird sagen, wir versuchten, zu weit zu sehen; aber wir können uns des traurigen Gedankens nicht erwehren, daß die ersten Anfänge eines cäsarischen Conservatismus sich in England schon zeigen. Dieser aber beruht auf Furcht, und Furcht macht blind. Ein blindes Erhaltenwollen ist wohl ebenso gefährlich in seinen Folgen, als ein sehendes, einsehendes Erhaltenwollen wohlthätig ist. Wem die Schuld an dieser beginnenden Umwälzung des englischen Staatslebens beizumessen ist, wird für Niemanden eine Frage sein, der weiß, wie ungeheuer der Einfluß John Stuart Mill's und seiner Schule in England gewesen ist.

117

XIII.

The Falls Llandogo.

Ich lese hier auf dem Lande ein Buch, das diesen Sommer großes Aufsehen gemacht hat.*) Es erschien zuerst vorigen Winter als eine Reihe von Artikeln in der „Pall Mall Gazette", und der Name des streitbaren Verfassers wurde sogleich vom Publikum errathen. Er ist der eines vielbeschäftigten Advocaten, der mehrere Jahre hindurch in Ostindien als Civilbeamter gedient, schon jetzt Queen's Counsel ist und wohl auch von der conservativen Regierung, obschon er vor Kurzem als liberaler Parlaments-Candidat aufgetreten und — gescheitert ist, zum Richteramt ernannt werden wird, das er schon zeitweise ausgefüllt. Man sieht, Herr Stephen, obwohl jung und nicht aus einer parlamentarischen Familie hervorgegangen, ist schon eine Persönlichkeit in England und hat, wie es scheint, diese Stellung sich selber allein zu danken.

Dem Verdienste des Schriftstellers kam die Zeitströmung zu Hilfe. Man war des philosophischen Radicalismus nachgerade recht müde geworden und begrüßte freudig

*) Liberty, Equality, Fraternity, by James Fitzjames Stephen, Q. C. London 1873.

117

den wackeren Kämpen, der gegen ihn in die Schranken trat. Die letzten Ersatz-Wahlen haben bewiesen, wie tief diese Reaction geht und wie wenig das englische Volk annoch geneigt ist, irgend Jemandem — und wäre es der bedeutendste seiner Staatsmänner — das gefährliche Liebäugeln mit dem politischen Radicalismus zu verzeihen; ein Phänomen, das sich übrigens in allen Ländern, in Frankreich und Deutschland sowohl als in England wiederholt, so oft die im Grunde immer conservativ gestimmte Mehrzahl des Volkes den „Gebildeten" und der „öffentlichen Meinung" gegenüber zum Worte kommen kann. Obschon eigentlich selbst ein Utilitarier der Bentham'schen Schule, hat doch Stephen im Namen des altenglischen Liberalismus den Kampf gegen die Mill'schen Doctrinen aufgenommen, wie denn auch die ausgezeichnetsten Benthamisten der vorhergehenden Generation längst dem Idole ihrer Jugend ungetreu geworden sind: war doch Grote selbst gegen sein Lebensende bis zum vornehmen Skepticismus weitergegangen, während Roebuck und Austin einfach in den Schooß der alten Parteien einkehrten, der Erstere zu den Whigs, der Zweite zu den Tories. Indeß man überwindet solche Anfänge nie ganz: auch Stephen hängt die trockene, gymnastische Dialektik der Schule noch stark an und thut seinem trefflichen Buche viel Eintrag. Auch sind, obschon nichts Persönliches in dasselbe hineinspielt, das „Er" und das „Ich" darum noch nicht daraus abwesend; das Werk wendet sich gegen Mill als Vertreter der ganzen Richtung und stellt dessen Grundsätzen und Definitionen diejenigen Herrn Fitzjames Stephen's gegenüber. Es wäre so leicht gewesen, diesen einzigen, immer wiederkehrenden Eigennamen

wegzulassen, die ganze Schrift hätte dadurch auch im Tone die Allgemeinheit bewahrt, die sie in der Sache stets beobachtet. Hätte der Verfasser sich die großen Staatsrechtslehrer seines Vaterlandes, an die er sich dem Inhalte nach anschließt, auch in der Form als Muster genommen, so würde er sicherlich das „moi haïssable“ vermieden haben, das uns mehr als billig in seinem Buche entgegentritt. Doch ist dies eine reine Frage der Form; im Grunde handelt das Buch doch nur von zwei entgegengesetzten Theorien oder vielmehr politischen Weltanschauungen.

„Es ist einer der verbreitetsten Glaubensartikel unserer Zeit,“ so erklärt der Verfasser den etwas auffälligen Titel seines Werkes, „daß das Menschengeschlecht glänzende Geschicke verschiedener Art vor sich hat, und daß der Weg dahin zu finden ist: in der Entfernung aller Schranken für menschliches Handeln, Freiheit, in der Anerkennung einer wirklichen Gleichheit zwischen allen menschlichen Geschöpfen und in Brüderlichkeit oder allgemeiner Liebe.“ Gegen diese Behauptungen setzt Stephen die seinen, welche dahin gehen sollen, daß selbst die besten Bekenner jenes reinen Evangeliums „sehr geneigt sind, dessen Vortheile zu übertreiben und die Nachtheile desselben zu leugnen, oder doch wenigstens die Bedeutung dieser Nachtheile zu unterschätzen; weiterhin, daß jene Sätze wenig dazu angethan sind, ein religiöses Glaubensbekenntniß abzugeben; endlich daß jene Ideale nicht Selbstzwecke sind, und daß, wenn gar die drei Worte in Verbindung mit einander gebracht werden, sie keinen gesellschaftlichen Zustand bezeichnen, den ein verständiger Mann mit Begeisterung oder Aufopferung herbeiwünschen sollte.“

Dagegen wäre nun wenig einzuwenden; aber der Verfasser begnügt sich keineswegs mit dieser Nachweisung, sondern giebt einerseits Definitionen, denen einem philosophisch gebildeten Menschen nicht immer möglich ist zuzustimmen, da wenigstens, wo es sich um Freiheit handelt; denn die Beweisführung, durch welche Stephen die Mill'schen Sophismen von Gleichheit und Brüderlichkeit bekämpft, will uns beinahe unwiderleglich erscheinen. Namentlich ist Alles, was der treffliche Jurist über die behauptete natürliche Gleichheit zwischen Mann und Weib sagt, schlagend. Nicht so, wenn er über die Natur der Freiheit spricht; da eben diese Theorie, wie Mill sie aufgestellt, als Theorie durchaus unantastbar ist. Gleichheit und Brüderlichkeit sind zwei Ideen, wenn man will: zwei Ideale, welche dem Menschen absolut widernatürlich sind; denn das ganze Dasein der Menschheit beruht ja gerade auf Ungleichheit und Selbstsucht; man könnte sich dieselbe gar nicht denken ohne den „Kampf ums Dasein", und es bedurfte kaum des Darwin'schen Gesetzes, um denkende Beobachter, Historiker oder Politiker davon zu überzeugen. Die Freiheit hingegen, wie Mill sie definirt, ist bis zu einem gewissen Grade der Verwirklichung fähig und wird es von Tag zu Tag mehr werden. Nur will uns bedünken, daß der berühmte englische Logiker seine Theorie nicht immer richtig begründet und in der Anwendung derselben oft irregeht. Herrn Stephen's Einwürfe gegen die absolute Freiheit können uns freilich noch weniger behagen. Trotz alles Studiums Bentham's und Austin's bleibt er nämlich doch immer Jurist der alten Schule. Nicht die Selbstvertheidigung allein, sondern auch die Moral gilt ihm als das Princip,

welches den Staat berechtigt, gegen die Freiheit des Individuums einzuschreiten. Er spricht auch gar viel von Gutem und Bösem, Recht und Unrecht; aber er giebt sich nie die Mühe, zu definiren, was gut und böse, recht und unrecht ist, noch weniger, wie ein fehlbarer Mensch über die Moralität menschlicher Handlungen unfehlbar urtheilen könne. Und er ist nicht allein ein Criminalist der alten Schule, er ist ein englischer Christ, vielleicht auch nur Deist — in der Frage, die uns beschäftigt, kommt das auf dasselbe hinaus — und begreift nicht, wie die menschliche Gesellschaft der Furcht und Hoffnung auf ein künftiges Leben entrathen könne. Wie abgeschwächt der Gedanke an Hölle und Paradies auf dem ganzen Festlande ist, davon hat der Insulaner, der immer unter Muselmanen, Buddhisten und wirklichen Protestanten gelebt, gar keine Ahnung. Er sieht sehr wohl, wie ganz unannehmbar die Mill'sche Annahme ist: daß die Mehrzahl der Menschen in ihrem Handeln je durch die Ueberredung einerseits, die sittliche Ueberzeugung oder die Menschenliebe andererseits geleitet werden würde — eine Annahme, auf die Mill merkwürdigerweise seine ganze Theorie von der Freiheit begründet — er sieht auch recht wohl, daß der moderne Staat ganz ebenso auf der Gewalt beruht, wie der ursprüngliche, daß die Gewalt sich nur in einer anderen Form kundgiebt; er sieht endlich sehr wohl, daß die ungeheure Mehrheit der Menschen nur durch die Gewohnheit und die Furcht vor der Meinung der sie umgebenden Welt bestimmt wird, ihre Selbstsucht in den Grenzen zu halten, wo sie die Rechte und Freiheit Anderer nicht beeinträchtigt; aber er legt auf diesen Punkt gar nicht das gehörige Gewicht, und doch steht oder fällt

mit diesem Punkte die ganze Anwendung des Mill'schen Grundsatzes auf die Gesellschaft. Hier liegt der eigentliche Angelpunkt, wo Mill's Sophismus sich einhenkt.

Den Menschen, hatte Mill gesagt, solle nur zum Selbstschutz erlaubt sein dürfen, die Freiheit ihrer Mitmenschen zu beschränken; Gewalt würde nur dann mit Recht über ein Mitglied der Gesellschaft gegen dessen Willen ausgeübt, wenn es sich darum handle, zu verhindern, daß Anderen ein Leid angethan werde, oder mit drastischeren Worten: „Laßt Jeden thun, was ihm beliebt, so lange er seinen Nächsten nicht verletzt.“ Diese unserer Ansicht nach unantastbare Theorie, an der uns auch alle Stephen'schen Raisonnements nicht irrezumachen vermögen, trägt nun ihr Autor ganz sachte vom Staate auf die Gesellschaft über, vom Gesetz und der Criminal-Justiz auf die öffentliche Meinung und ihre Excommunicationen. Hier ist es, wo auf einmal Alles kunterbunt wird in dem klaren Kopfe. Mill's kürzlich veröffentlichte Autobiographie löst das Räthsel zum Theil, indem sie uns die beispiellose Menschen-Unkenntniß des abstracten Denkers enthüllt — eine Menschen-Unkenntniß, die allein erklären kann, wie der Mann dazu kommen konnte, einerseits von dem an sich schon so sehr zweifelhaften Fortschritte der Menschheit in Bildung, Erleuchtung und Sittlichkeit so Großes zu erwarten, andererseits aber dem Staate zuzumuthen, er solle den Einzelnen gegen die Unduldsamkeit der öffentlichen Meinung schützen. Stephen hebt sehr schön hervor, wie thatsächlich dadurch gar nichts gewonnen wäre; indem die Toleranz, weit entfernt, dem Aufkommen neuer Ideen günstig zu sein, im Gegentheile äußerst erschlaffend auf die Menschen wirkte. Er

hätte hinzufügen können, daß ein solcher Schutz der Minderheit gegen die Vorurtheile der Mehrheit thatsächlich gar nicht durchzuführen ist, vor Allem aber, daß es gar nicht darauf ankommt, alle Keime von Intelligenzen vor dem Untergange zu retten. Es herrscht in der geistigen und sittlichen Welt, wie in der Historie und in der Natur, ein fortwährendes bellum omnium contra omnes. Es hängt von hunderterlei Combinationen ab, die durchaus nicht zu controliren sind, ob ein Samenkorn aufgehe, ob ein menschliches Wesen zur Reife gelange, ob eine Idee ihren Weg mache. Millionen von Keimen vergehen täglich, und wer kann wissen, wie viele stattliche Zukunftseichen von den Zöglingen des Eumäos gefressen worden, wie viele Friedrichs und Napoleons, Shakespeares und Goethes, Aristoteles und Kants nicht einmal bis zur Taufe gelangt sind. Von den Ueberlebenden aber ist der wirklich Tüchtige nie von dem Untüchtigeren verhindert worden, sich zu entwickeln. Ist jedoch etwas dazu angethan, hindernd einzugreifen, so ist's gerade, jenem Tüchtigen den Kampf zu ersparen, ihn im Frieden, dem Grabe aller kräftigen Individualitäten, hinvegetiren zu lassen.

Uebrigens ist die Natur so verschwenderisch in ihrem Samenauswerfen, daß es ihr auf ein paar tausend Individuen mehr oder weniger gar nicht ankommt. „Wer kann ausrechnen, was die Welt verliert an der Masse vielversprechender Intellecte, welche mit einem furchtsamen Charakter verbunden sind und nicht wagen, irgend einen kühnen, kräftigen, unabhängigen Gedankengang zu verfolgen, aus Furcht, er möchte sie zu etwas bringen, das für irreligiös oder unsittlich gehalten werden könnte?" An

diese Frage Mill's dürfte, so scheint uns, nur Eine Antwort schlagend sein, und sie wäre: Nichts, nichts, gar nichts verliert die Menschheit an diesen vielversprechenden Intellecten ohne Willen, und alle Freiheit der Welt würde sie nicht zu Aposteln ihrer Ideen machen.

Trefflich sind die Ausführungen Stephen's, wenn er gegen die Theorie vom Staate, als einer gegenseitigen Versicherungsgesellschaft, die Auffassung des Staates, als eines sittlichen Organismus vertheidigt; obschon er hier manchmal das Kind mit dem Bade ausschüttet. Beide Anschauungen brauchen sich ja gar nicht auszuschließen und lassen sich, wie schon Wilhelm von Humboldt bewiesen, recht schön mit einander vereinigen. Jedenfalls kann es den Engländern unserer Tage nicht schaden, wenn ihnen ein Landsmann seinerseits auseinander setzt: daß der Zweck des Staates keineswegs die Freiheit ist, als welche ja nur eine Verneinung bezeichnet, sondern vor Allem die Sicherheit, welche zu erreichen die Erziehung ebensowohl dienen soll als das Strafgesetzbuch: daß Staat und Kirche, als zwei alte ineinandergewachsene Organismen, sich nicht mit einem Schnitt von einander trennen lassen, wie man's in Italien ungestraft thun zu können vermeinte; kurz, daß er unternommen, was Lecky auf dem Gebiete der Moral gethan: gegen Mill und seine Schule das Recht „der unsichtbaren Mächte“ zu vertheidigen, welche von der reinen Nützlichkeitsmoral und der reinen Interessenpolitik rundweg geleugnet werden. Daß Stephen dabei immer ein Stockengländer bleibt, soll uns so wenig dies sein Verdienst verkümmern, als daß er den ehemaligen Benthamisten nicht recht abthun kann und seine Beweisführung mit einer gewissen Ostentation

betreibt, an die wir nicht mehr gewöhnt sind, und welche bisweilen an die Argumentirschulen des Mittelalters erinnert. Die echtenglische Weise, stets die Selbstaufopferung für Andere zu predigen, ist ja im Grunde so schön und edel, daß man gern vergißt, wie unzureichend dies Princip ist, den idealen Gehalt des Staates und der Religion, der Kunst und Wissenschaft, zu erschöpfen. Eine Lücke im englischen Geiste bleibt es aber doch immer, daß das Selbstvergessen des Künstlers und Forschers, des Gläubigen, ja auch des Staatsmannes, ohne unmittelbar „nützliche" Nebenabsichten ihm so gänzlich unverständlich oder doch unannehmbar bleibt.

Es würde die Grenzen eines Briefes überschreiten, wollten wir uns hier auf eine systematische Widerlegung der Mill'schen Theorien einlassen. Es genügt, auf Stephen's Buch als auf ein Symptom der Umkehr in England hinzuweisen, eben weil es von einem Liberalen, nicht von einem Conservativen geschrieben ist. Der echt englische Standpunkt, auf welchem Religion und Moral identificirt werden, die Religion aber als ein vom Staate Untrennbares aufgeführt wird; der Werth, den der Verfasser auf die Charakterstärke legt; die Weise, in der er die Erfahrung der Theorie entgegensetzt (zum Beispiel in Bezug auf die Wirkung der Prädestinationslehre auf die sittliche Kraft ihrer Bekenner); die Art, wie er die Interessen gegenüber den abstracten Meinungen als das Treibende in der Gesellschaft und im Staate aufführt und darstellt; die Vertheidigung der Ungleichheit unter den Menschen, als der natürlichen Grundlage jeder lebensfähigen Gesellschaft; der Protest gegen die Identificirung von Demokratie und Freiheit: Alles trägt den

empirischen Charakter englischer Wissenschaft, den praktischen englischer Staatskunst, den conventionellen englischer Moralität und Religiosität. Wie nothwendig, wie im höchsten Sinne nützlich es auch gewesen sein mag, gegen diesen etwas starren Anglicanismus, der sich immer mehr zu versteinern drohte, anzukämpfen, ihn in seiner naiven Selbstzufriedenheit zu erschüttern, es war doch Zeit, daß Jung-England innehielt und sich fragte, ob denn die schönen Theorien, in deren Namen man Alt-England und seine Traditionen zerstören wollte, praktisch durchführbar, ob ihre praktische Durchführung wünschenswerth sei, ob der unbewußt schaffende Staatsbildungstrieb nicht auch Treffliches hervorgebracht, das wohl den Vergleich mit den bewußten Schöpfungen der französischen Revolution vertrüge, ob es überhaupt England angemessen sei, länger auf dem Wege der Verneinung und der Abstraction zu verharren, der die Nachbarn jenseits des Kanals an so gefährliche Abgründe geführt.

Es war hohe Zeit, daß ein Mann aufstand, der gegen den einreißenden, so unenglischen Optimismus und die damit zusammenhängende Fortschrittstheorie im Namen der unveränderlichen Menschennatur protestirte. Will man nämlich den ganzen Streit in Einem Worte zusammenfassen, so müßte man sagen: Es handelt sich um den Gegensatz zwischen der romanischen und der germanischen Weltauffassung, deren Erstere sich Individuum wie Menschheit als in ihrem Wesen veränderlich denkt, während die zweite den Einzelnen wie das Geschlecht unserer Tage für wesentlich identisch mit denen des Urzustandes hält, woraus denn folgt, daß sie nur auf die Formen und Aeußerungen, nicht auf den Grund und das Wesen dieser Natur durch Ge-

setze, Bildung u. s. w. einzuwirken sich vornimmt. Zwischen diesen beiden Weltanschauungen giebt's keine Versöhnung oder vielmehr kein Verständniß, sie verhalten sich wie Astrologie und Astronomie, wie Alchymie und Chemie. Die wichtigste Aufgabe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist für die germanischen Völker, bewußt auf die Bahn zurückzukehren, auf der sie so lange unbewußt gewandelt, und von der die französische Revolution sie abgelenkt hatte. Weil es in dieser Richtung hin wirkt, wird Stephen's Werk selbst für den, welcher dem Verfasser nicht überallhin folgen mag, eine interessante und anregende Lectüre sein, eine erfrischende jedenfalls und eine lehrreiche; denn es wird Einem nicht oft so gut, heutzutage einen Schriftsteller zu finden, der einsieht und beweist, daß die Originalität nicht darin besteht, anders als die anderen Leute zu denken, sondern selber zu denken.

XIV.

Worthing.

Bulwer, der vor seinen zwei jüngeren Rivalen im Romane die Bühne der Oeffentlichkeit betreten, hat dieselbe erst nach ihnen verlassen. Er hat Dickens und Thackeray, freilich nur um wenige Jahre, überlebt; die Drei, welche inmitten des Heeres von nicht verächtlichen Romanschreibern, das England seit dem Tode Walter Scott's hervorgebracht, die Vertreter des englischen Romans unter Königin Viktoria's Regierung geblieben sind und bleiben werden, sind einander rasch im Tode gefolgt. Die kürzeste Laufbahn war die Thackeray's: zuletzt erschienen, trat er auch zuerst wieder ab. Erst zehn Jahre nach Dickens — die „Pickwick Papers“ datiren von 1837 „Vanity Fair“ von 1847 — gelangte er zu seiner so wohlverdienten Popularität. Bulwer, der Frühreife, der Unermüdliche und Unerschöpfliche, begann seine Carrière schon unter Georg IV. mit „Pelham“ und hat sie erst fünfundvierzig Jahre später mit „Kenelm Chillingly“ beendet*). Wie seine beiden Zeitgenossen hat auch er sich wenig oder nicht verändert in den langen

*) „Kenelm Chillingly, his adventures and opinions, by Edw. Bulwer, Lord Lytton. London, 1873.

Jahren, die zwischen den beiden Romanen liegen. Jeder von den Dreien ist in der That geblieben qualis ab incepto, und zwar nicht allein in der Weltanschauung, sondern auch in der Wahl der Stoffe, in der Behandlungsweise, im Styl: nicht zu sagen, in der Manier. Sie sind von Anfang an ausgeprägte Naturen gewesen, und ihre Werke sind immer der treue Spiegel dieser ihrer Naturen geblieben; daher sie auch, wie alle sich scharf abhebenden schriftstellerischen Individualitäten, so unwiderstehlich zur Parodie einladen. Bret Harte's geistreiche Beschreibung des Thorhammer's, seine Wiedergabe der philosophischen Unterhaltung des Elegant mit dem Schuhwichser-Jungen lesen sich geradezu wie Capitel aus Dickens und Bulwer.

Das ursprünglichste, robusteste Talent unter den Dreien war sicherlich Ch. Dickens, auch das am meisten englische, oder doch wenigstens das, welches der Charakteranlage und Geistesrichtung der großen Mehrheit der Engländer am meisten entspricht. Wahrhaftigkeit, Wärme des Gemüthes, derbe, thätige, entschlossene, unerschrockene Menschenliebe, gesunder, etwas utilitarischer Menschenverstand, oft geschmackloser, oft bitterer, oft nur die Oberfläche streifender, aber stets kräftiger und lebendiger Humor — bewegten und äußerten sich bei ihm in dem engen Horizonte insularer Beschränktheit, ohne die Stütze classischer Bildung, in naivem Unverständniß alles dessen, was Tradition, wie alles dessen, was Speculation ist. Der lebenslustige, hart arbeitende self-taught man mit dem warmen Herzen und dem hellen realistischen Auge, war so recht der Romanschreiber für eine Generation und eine Classe, deren Politiker und Denker Cobden, Bright und Mill waren,

der Erbe und wahre Repräsentant jener englischen Mittelclasse, aus der Richardson und Defoë hervorgegangen und die der Letztere selbst in so treffenden Zügen charakterisirt hat.

Anders Thackeray. Man braucht nur eine Seite von ihm zu lesen, um zu fühlen, daß er zu jener Schicht des englischen Volkes gehört, deren Söhne, in Cambridge oder Oxford gebildet, später in den Richter- und Advocatenstand, die Geistlichkeit, die Universität, oder auch als homines novi, manchmal als private members, in das Haus der Gemeinen zu treten pflegten, ehe die beiden Reform-Bills die politischen wie gesellschaftlichen Zustände Englands so vollkommen umgewandelt. Hier spürt man soliden humanistischen Jugend-Unterricht, Bekanntschaft mit dem Festlande, seiner Geschichte, seiner Literatur. Die Ironie ist feiner, der Humor von einer höhern Art. Schon ist an die Stelle des praktischen Optimismus etwas speculativer Pessimismus getreten, oder in anderen Worten: die Unparteilichkeit des ästhetischen Zuschauers, die nur dem gegönnt ist, der Ueberkommenes besitzt und dem die Muse nicht unbekannt ist. Thackeray's Vorfahr ist Henry Fielding: vielleicht ist der Enkel delicater; jedenfalls ist er weniger mächtig als der Ahn.

Bulwer hat wenig von Beiden. Er ist mir stets das gute Exemplar des englischen Aristokraten geblieben, wie er im vorigen Jahrhundert nicht selten war, eine Mischung von Walpole und Chesterfield, zu der noch etwas deutsche Metaphysik und Byron'sche „Pose“ hinzugekommen. Bulwer ist durchaus eine liebenswürdige Natur, welche ihre angenommene Affectation glücklicherweise durch angeborne Anmuth erträglich macht. Denn Bulwer ist

affectirt; nicht in seinen altfränkischen Airs, die gehörten dem französisch gebildeten Edelmanne des Jahrhunderts der Aufklärung, der sich in unsere Zeit verirrt hat, natürlich an; er ist affectirt, wenn er den fashionablen Dandy heraushängt, den tiefen Philosophen spielt, mit seiner Gelehrsamkeit kokettirt oder sich für den schwungvollen, romantischen Dichter düstern Weltschmerzes geben will. Er kann's nicht lassen, er muß immer mehr und ein Anderer scheinen wollen, als er ist; aber seine anmuthig leichte Gestalt scheint immer durch die künstliche, verzwickte, modische Hülle: man kann ihm nicht gram werden. Es ist eben Alles nobel bei dem Manne; da ist keine noch so versteckte Ader von Gemeinheit. Alle Eigenschaften, die man gerne dem Cavalier leiht, vereinigen sich in ihm: man fühlt's dem Schriftsteller an, wie muthig, wie hochherzig, wie ritterlich er im Leben war, auch wie leicht ihm Alles geworden, die Schrift nicht minder als die Rede. Dazu kommt für uns Deutsche, daß sein etwas abstracter Idealismus ihn uns so viel näher rückt, als seine praktischen Landsleute und Zeitgenossen. Seine Philosophie ist nicht originell; aber er hat doch Verständniß für Philosophie. Seine Geschichtsstudien mögen einem Schüler von Waitz oder Giesebrecht ungenügend und unsicher scheinen, für den Weltmann sind sie umfassend und öffnen ihm eine nicht gewöhnliche Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang und in die Gemeinsamkeit unserer europäischen Cultur.

Ebenso ist Bulwer kein Dichter gewesen, aber er war eine dichterische Seele, er konnte schwelgen im Genusse der Poesie und des Poetischen. Der alte englische Humor, bald derb, bald tiefsinnig, war ihm gar nicht gegeben; die

Ader Shakespeare's und Fielding's ging ihm ganz ab, sein Witz war schwerfällig und gesucht, seine Satire immer abstract, raisonneuse, eigentlich mehr Kritik als Satire. Dieser Mangel an Schöpfungskraft und plastischem Humor thut der Wirkung seiner Romane großen Eintrag. Man gewinnt den Verfasser lieb, man theilt oft und gerne seine Lebensansichten, es wird Einem wohl in der durchaus gentilen Atmosphäre, die man bei ihm athmet; man zollt ihm Beifall, wenn er gegen die Werkeltagsweisheit protestirt, wenn er für die höchsten Güter der Menschheit, die zarten Idole, welche plumpe oder rohe Hände versehren möchten, eintritt und in Don Quixote'schem Enthusiasmus Lanzen bricht für das, was unser Goethe das „Ahnungsvolle" nannte; aber — seine Gestalten leben nicht, heben sich nicht einmal ab von der Leinwand; die Handlung schleicht hin bei ihm, anstatt uns fortzureißen; die Situationen, die er uns vorbringt, sind falsch; höchstens seine Naturbeschreibungen — die der wortreiche Schriftsteller merkwürdigerweise immer knapp faßt — geben uns das Gefühl, daß wir nicht nur mit einem dichterisch empfindenden Menschen, sondern auch mit einem Dichter zu thun haben.

Wie die meisten Engländer hat er von dem, was schriftstellerische Oekonomie heißt, keine Spur; er verpufft gerne all sein Gold im ersten Capitel und zahlt dann mit allerhand zweifelhaften Wechseln und altem Geräth aus seiner reichen Rumpelkammer. Hat er je einen Plan, ehe er an's Werk geht, so verlegt er ihn gewiß nach einer Weile und kann ihn nicht wieder finden.

All das in erhöhtem Maßstabe — ja noch etwas mehr — findet der Leser in „Kenelm Chillingly". Der

erste Band dieses nachgelassenen Romanes ist vielleicht das Beste, was der fruchtbare Lord geschrieben. Man kann sich nichts Schwächeres denken als die zweite Hälfte; äußerlich und innerlich unwahrscheinlich; falsche Poesie; Haltlosigkeit und Schemenhaftigkeit der Charaktere; Widerspruch auf Widerspruch in der Anlage und Entwickelung: Affectation jeder Art. Dagegen glaube ich nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß wenig englische Prosaiker seit Fielding oder doch seit Sterne, daß selbst Dickens und Thackeray kaum Etwas hervorgebracht, das sich mit dem Anfange „Kenelm Chillingly's“ vergleichen ließe. Am wenigsten ist es Bulwer selbst gelungen, je etwas so Lebendiges zu schaffen. Das Ganze ist gemeint als eine Satire gegen die heutige englische Jugend und die Grundsätze der modernen literarischen, philosophischen und politischen Schule, und wir sollen in der Lebensgeschichte eines begabten und edeln Jünglings, der nach jenen Grundsätzen erzogen worden, der Reaction echter englischer Natur gegen das aufgedrungene Gewand neumodischer Bildung beiwohnen. Während nun die letzte Partie als gänzlich mißlungen zu betrachten ist und Held wie Autor in einen sentimentalen Grandison-Ton verfallen, der nichts weniger als eine Rückkehr zur gesunden Tradition Alt-Englands verräth; während abstracteste Tugendhaftigkeit und unwahrscheinlichste Verwickelungen diese letzten Bände füllen, sind die Einleitung: der Lebensabriß und die Heirath Sir Peter Chillingly's, des Vaters, die Taufe des Jungen und die Familienräthe der Chillingly's — der deutsche Leser muß sich den Namen etwa in Baron Fröstelig übersetzen — die Charakteristik der verschiedenen Familien-Mitglieder, des geistlichen Anhängers von muscular Christianity, des

groben und cynisch-egoistischen Erbschafts-Speculanten, der drei altjüngferlichen Schwestern, Vetter Mivers', des Preß-Potentaten, M'Welby's, des fashionablen Vertreters der Ideen, welche die kommende Generation zu beherrschen haben, Kenelm's erste Abenteuer und Reden — geradezu Sterne's würdig. Daß der Positivismus in des Wortes weitester Bedeutung, d. h. im philosophischen wie im praktischen Sinne, daß die moderne Wort-Poesie der Browning und Tennyson, daß die grundsätzlich grundsatzlose Politik gewisser moderner esprits forts in alledem nicht geschont werden, läßt sich denken; aber reizender als durch diesen Don Quixote des Positivismus, der sich wie sein spanischer Vorfahr an der Lectüre, freilich an einer ganz entgegengesetzten Lectüre, den Magen verdorben, kann das moderne England nicht persiflirt werden, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn der liebenswürdige Pedant mit dem alten Kopfe und dem jungen Herzen, dem geistreichen zarten Gemüthe und den derben Fäusten, dem Skepticismus und dem naiven Vertrauen, ein Typus würde und die englische Sprache zu ihrem Squire Western, Uncle Toby, Joseph Surface, Mr. Pickwick, Becky Sharpe und so vielen Andern, die der unerschöpfliche, nie alternde englische Humor erschaffen und der Sprache als allgemein verständliche und allgemein angenommene Bezeichnungen einverleibt hat, nun auch einen „Kenelm Chillingly" hinzufügen sollte. Jedenfalls steht Kenelm, der letztgeborne Sprößling des alten Herrn, dem Sohne seiner Jugend, Pelham, nicht nach, und es ist ein Beweis seltener Frische und Geisteskraft, zumal bei einem so gebrechlichen Körper, wie es der Lord Lytton's war, daß er im siebzigsten Jahre noch frischere und

kräftigere Seiten hat schreiben können als im dreiund-zwanzigsten.

Und noch wunderbarer als die Fruchtbarkeit und ewige Jugend Bulwer's sind die Fruchtbarkeit und ewige Jugend Englands, das in hundertfünfzig Jahren ein Dutzend Romanschriftsteller hervorgebracht, denen das ganze Festland kaum einen ganz Ebenbürtigen zur Seite zu stellen hat, und daneben noch etwa hundert andere besitzt, welche keinem Modenovellisten des Continents nachstehen und sie alle jedenfalls in einem Punkte übertreffen: sie sind unterhaltend, und das Vergnügen, das sie gewähren, ist nicht um den Preis der Sittlichkeit oder der Natur erkauft.

XV.

Worthing.

Niemand schien berufener als Dickens' ältester und intimster Freund, sein vierzig Jahre langer Vertrauter und Correspondent, dazu ein Biograph von Fach, wenn ich so reden darf, das Leben des großen Romanschriftstellers zu schreiben; und in Einem Sinne hat sich Herr Forster auch seiner Aufgabe auf's trefflichste entledigt*). Seine Notizen sind von einer Vollständigkeit, einer Genauigkeit, einer Authenticität, die nichts zu wünschen übrig lassen. Vor Allem, so lange es der Biograph irgend vermeiden kann, ergreift er nie selber das Wort und läßt es seinem liebenswürdigen, geistreichen, lebensvollen Helden. Indeß alles das macht noch kein Buch. Ein Buch sollte immer in einem gewissen Sinne Kunstwerk sein. Es sollte immer wenigstens einen Plan haben, organisch gegliederte Theile, Ebenmaß und Harmonie zwischen diesen Gliedern. Der Stoff sollte immer verarbeitet, geordnet sein; die einzelnen Elemente sollten verschmolzen, eine Wahl getroffen, das

*) „The Life of Charles Dickens“ by John Forster. London 1872—1873.

Wichtige hervorgehoben, das Unwichtige geopfert, Wiederholungen vermieden, die Erzählung nicht zufällig chronologisch zerhackt werden. Hier nun haben wir's in diesen ersten Theilen, welche uns bis zu „David Copperfield“ und Dickens' vierzigstem Lebensjahre bringen, nur mit einer chronologisch geordneten und mit fortlaufendem Commentar versehenen, freilich einzigen und unschätzbaren Quellensammlung zu thun. Wollen wir uns indeß nicht zu laut darüber beklagen: keine noch so kunstvolle Biographie, und wäre sie von Varnhagen's Meisterhand geschrieben, könnte je das Interesse haben, welches dieses unverarbeitete Material hat; und wir nehmen schon gerne einige Wiederholungen, Disproportionen aller Art, ja selbst die Schwierigkeit der Lectüre mit in Kauf, um nur den herrlichen Schatz ganz zu besitzen. Im Grunde, was haben wir Herrn Forster eigentlich vorzuwerfen, das er nicht leicht ändern könnte, um unsere Vorwürfe gegenstandslos zu machen? Er ändere nur den Titel seines Buches und nenne es anstatt: „Das Leben Dickens'“ — „Beiträge zu einer Lebensbeschreibung Dickens'“; er lasse die langen Anmerkungen, meist sehr interessante Citationen, die den Leser jeden Augenblick mitten in einem Satze unterbrechen, in den Text an die angemessene Stelle setzen: kurz, er mache aus dem Buche, kühnlich anstatt verschämt, eine Briefsammlung mit Commentar, und wir werden alle zufrieden sein. Vielleicht kommt dann in hundert Jahren, wenn viele Details, die uns im höchsten Grade wichtig sind und die wir um keinen Preis missen möchten, ihr Interesse verloren haben, ein großer literarischer Künstler und Psychologe, der vornehmlich auf Grundlage vorliegender Quelle ein Portrait des

großen Humoristen entwerfen wird, das ihm und der Kunst zugleich gerecht sei.

Niemand schrieb lebendigere, reizendere Briefe als Dickens, und man wundert sich nur, wo er die Zeit hernahm, sie so ausführlich und so sorgfältig zu schreiben. In der That sind sie meist ziemlich umfangreich, schildernd, erzählend, oft bis ins kleinste Detail, selten reflectirend. Es ist gerade, als wenn man Capitel aus seinen Romanen läse. Viele sind sogar geschrieben in der Rolle dieser oder jener Gestalt seiner Einbildungskraft, die uns vertraut geblieben, wie Mrs. Gamp, Sam Weller und Andere. Das ist ein Sprudeln von Leben, Geist und Gefühl, ein nie versiegender Humor; dann wieder ein wirklich rührendes Pathos: überall Natur, Ursprünglichkeit, Frische. Wer Dickens nicht schon vorher lieb gehabt, der muß ihn hier liebgewinnen; und es ist dies einer der so sehr seltenen Fälle, die eben nur bei den Allergrößten eintreffen, wo die Persönlichkeit noch viel bedeutender ist als die Werke. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß mir Dickens' Romane beiweitem nicht die hohe Idee von dem Manne gegeben, welche mir diese Briefe und Lebensnachrichten von ihm geben. Man mag seine Lebensanschauungen theilen oder nicht, seine einzelnen Urtheile billigen oder mißbilligen, sein Betragen in einem gegebenen Falle loben oder tadeln — Eines kann man nicht leugnen, und das ist, daß man hier mit einem Manne zu thun hat, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Der Gesammteindruck, der dem Leser bleibt, ist, wie bei Byron, trotz aller Verschiedenheit der Richtung und der Anlage, der einer kolossalen Lebenskraft. Dickens erscheint

hier als die wahre Personification dessen, was die Engländer mit einem treffenden Ausdrucke animal spirits nennen. Das ist ein unausgesetztes Verausgaben körperlicher, geistiger, gemüthlicher Kräfte, ohne daß der Vorrath je einen Augenblick erschöpft schiene. Im Kampf um's Dasein oder im Genusse des Daseins, im Erzeugen wie im Aufnehmen setzt er immer seine ganze Persönlichkeit ein. Er ist ganz ebenso mit Herz und Seele bei der Organisation eines Kinderfestes wie bei der Conception und Ausarbeitung einer Dichtung, die für die Jahrhunderte bestimmt ist. So arbeitet er sich herauf und heraus aus bedrängtesten Verhältnissen, allein durch die volle Kraft seiner Natur, der weder Glück noch Gönner die Wege ebnen. Dieser Knabe, der so ganz die Welt vergessen kann, um nur in seiner wunderbar thätigen Phantasie zu leben, beobachtet doch von früh auf die kleinsten Einzelheiten des wirklichen Lebens und bewahrt diese Eindrücke in treuem Gedächtnisse. Diese Dichter-Natur ist auch eine handelnde, eine streitbare Natur. Schon als Kind weiß er sich „zu wappnen gegen eine See von Plagen und durch Widerstand sie zu enden“. Im väterlichen Hause findet er kein Beispiel; sein gutmüthiger, wohlwollender Vater ist ganz der treffliche, sanguinische Micawber aus „David Copperfield“, ein Bild der Schwäche und ein Opfer seiner eigenen Charakterlosigkeit. An eine regelmäßige Erziehung, an gediegenen Unterricht ist nicht zu denken. Doch hat der Knabe früh lesen gelernt und verschlingt als Kind schon die Werke seiner großen Ahnen, Addison's und Swift's, Fielding's und Goldsmith's, Smollet's und Sterne's. Bald Ausläufer, bald Ladenjunge in einem Schuhwichsgeschäfte, befreit er sich durch eigenen Entschluß

und eigene Anstrengung aus so niederer Lage, wird Schreiber, denkt einen Augenblick ernstlich d'ran, die Bühne zu betreten, hilft dann seinem Vater als Reporter für Journale und zeigt in dieser Art von vergeistigter Stenographie eine Intelligenz, die nur durch seine unglaubliche, wirklich einzige Arbeitskraft übertroffen wird. Es war das vor der Zeit der Eisenbahnen und Charles immer unterwegs, zu Fuß, zu Pferde, in der stage-coach, im Dampfschiff: wo's nur eine Rede gab, war er da; oft schien es in jener Zeit, wo man noch nicht durch Telegraphen-Geschwindigkeit verwöhnt war, er sei an zwei Orten zugleich, und immer war sein Bericht der erste am Platz, der genaueste, vollständigste. Die Zeitungen fingen an, sich um ihn zu streiten, die Staatsmänner es als ein großes Glück zu betrachten, ihn zu ihrem Berichterstatter zu haben. — Nachdem er einmal seine Ader gefunden, sich selbst erkannt, die Skizzen geschrieben, ist er ein gemachter Mann. Sein erstes größeres Werk, die „Pickwick Papers", zählt zu den plötzlichsten und großartigsten Erfolgen, welche die Literatur aller Länder und Zeiten kennt. Der Verfasser war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

Diese rastlose Thätigkeit aber läßt nicht nach. Kaum ist ein Preis errungen, so setzt er sich einen andern. Kaum ist sein Los gesichert, so sucht er das seines Vaters, seiner Brüder zu sichern. Er wagt es kühnlich, ohne irgend eine feste Aussicht, in den Ehestand zu treten, nimmt seine unbemittelten Schwägerinnen zu sich, hat natürlich bald das Haus voll von Kindern: in zehn Jahren neune; auch hier verleugnet sich der Engländer und die Lebenskraft nicht, wie man sieht. Dabei eine ewige Aufgewecktheit im

geselligen Verkehr: bei jedem Feste war „sein Gesicht immer das heiterste, sein Tritt der leichteste, sein Wort das unterhaltendste. Diese wunderbare Vitalität schien keiner Ruhe zu bedürfen". Schon ein angehender Fünfziger, sehen wir ihn Abends Theater spielen, die Nacht durchtanzen, den nächsten Tag hundertzwanzig Meilen in der Eisenbahn reisen und den Abend bei dem Premier-Minister zu Tische und toasten, wie nur er zu toasten verstand.

Ein andermal in Broadstairs meldet er seinem Freunde als die natürlichste Sache der Welt, daß er „an einem Tage dreimal durchnäßt worden, sich viermal umgekleidet und alle Arten von großen Dingen gefunden hat, welche der Regen zwischen den Felsen des Ufers zu Tage gefördert"! So Goethe'sch offen blieb sein Auge und Sinn bei aller Aufregung und Kraftaufwendung. Ein unermüdlicher Schwimmer, Ruderer, Reiter, war er noch außerordentlicher als Fußgänger. Kaum ein Tag vergeht, an dem er nicht wenigstens seine vier, fünf, oft zwanzig englische Meilen geht. Dabei immer geistig thätig. Sein Kopf ist immer voll, nicht nur mit Romanen, Helden und Heldinnen, Verwicklungen aller Art, sondern mit Geschäften, Unternehmungen, Speculationen. Bald gründet er eine Hilfsgesellschaft, bald ein Theater, heute eine Zeitung, und zwar nichts weniger als die „Daily News", morgen eine Wochen- oder Monatsschrift, wie die „Household Works". Oft führt er zwei Erzählungen zu gleicher Zeit. Dabei das politische Interesse.

Dieselbe Fülle und Gesundheit im Genuß. Hat er tagsüber gearbeitet, so ist er auch immer der Erste, der

ein heiteres Abendessen vorschlägt in Richmond, in Hampstead, wo dann der Flasche fleißig zugesprochen wird. Auf seine Punschbereitung wußte er sich viel. Sein Haus war das gastfreieste. „Saure Wochen, frohe Feste“, scheint in Wahrheit sein Losungswort. Selbst ein trefflicher Schauspieler, noch trefflicherer Regisseur, organisirt er eine Schauspieltruppe, erweckt Ben Jonson, Beaumont und Fletcher wieder zum Leben, zieht herum im Lande von London nach Manchester, von Liverpool nach Glasgow, und er ist immer die Seele des ganzen Unternehmens: Protagonist, Director, Maschinist, Decorateur, Souffleur. Auch in kleinern Verhältnissen und für weniger ehrgeizige Zwecke dünkt es ihm kein Opfer, Zeit und Mühe zu schenken: vornehmlich wenn's gilt, die Kinder zu unterhalten, Tausendkünstler- und Zauberstückchen aufzuführen. Er ist bis an sein Ende ein Kinderlieb geblieben, ein Abgott der Kleinen und selber nirgends so wohl, als unter dem kleinen Volke. Und was er so treibt, treibt er, als ob das Heil der Welt davon abhinge. Er war schon ein Vierziger, als seine kleinen Töchter Kate und Mary ihn die Polka gelehrt hatten, damit er sie an ihres Brüderchens Geburtstag tanzen möchte. „In der Nacht vor diesem Tage, im Bette, befällt ihn plötzlich die Furcht, er könne den Tritt vergessen haben, und ohne sich zu besinnen, stand er auf in der kalten dunklen Winternacht und übte den Schritt.“ Daß eine solche Lebensfülle fähig war zu magnetisiren, kann Niemanden wundernehmen, und er erzählt selbst einen ganz unbestreitbaren Fall, wo er seinen Freund, den berühmten Caricaturisten des „Punch“, Leech, in einer schweren Krankheit zum Schlafe und durch den Schlaf zur Genesung brachte. Welch heiterer Gesell-

schafter, trefflicher afterdinner-Redner er war, haben wir schon angedeutet, auch wie beliebt bei Reich und Arm, Groß und Klein. Sein unerschöpflicher Humor erheiterte Alles und Alle; seine Witze, seine Erzählungen, seine Erfindung von bezeichnenden Spitznamen, seine mimischen Nachahmungen machten ihn gesucht in allen Gesellschaften, und liest man seine Briefe, so begreift man augenblicklich den einzigen unwiderstehlichen Zauber, den der Mann ausüben mußte. Seine italienischen und Pariser Abenteuer, wie er sie in diesen Briefen erzählt, sind von einem Leben, einer Heiterkeit, einem humoristischen Relief, das man lesen muß, um sich eine Idee von diesem Reichthum zu machen. Und so groß ist sein Bedürfniß des Mittheilens, seine geistige Generosität, daß er fortwährend und an Jeden seine Fülle von Witz spendet.

Bei alledem war sein Gemüth ein tiefes und ein weiches. Dickens war das Muster eines Freundes. Treu, aufopfernd, selbstvergessen, vertrauensvoll vor Allem; immer bereit zu helfen, aber immer auch auf den Freund zählend. Forstern gehörte er ganz, theilte er sich ganz mit, und neben Forstern hatte er noch einen, zwei Freunde für's Leben, ein Dutzend guter, sicherer Kameraden und Hunderte von jenen braven Gesellen, „die sich mit vereinter Kraft brav zusammenstellen". Er flößte Vertrauen ein, weil er Andern zu trauen wagte, und seine reine, gesunde Natur zog nur reine, gesunde Naturen an. Auch zarten Empfindungen, wenn nicht tiefern, war er zugänglich: Dickens war der liebevollste, sorgsamste Gatte und Vater. Ein eigenthümliches sentimental-ideales Verhältniß bestand zwischen ihm und seinen Schwägerinnen, deren eine er früh verlor

und bis an sein Ende beweinte, deren andre nach der Scheidung von seiner Frau die Mutter seiner Kinder und Herrin seines Hauses blieb. Wie gut er gegen Vater und Brüder war, davon giebt Forster mehr als einmal Zeugniß. Aber nicht allein für seine Familie, seine Freunde schlug sein Herz. Jeder Leidende, jeder Arme wußte sein Mitleid zu erregen, und diese schönste aller Tugenden, die wahre Quelle aller andern, wenn wir unserm großen Philosophen glauben dürfen, war bei ihm nicht ein Reiz der Epidermis: sie erschütterte ihn tief, ergriff sein ganzes Wesen und regte ihn immer zu thätiger Hilfe an. Stets ist er bereit, einzugreifen, seine Börse zu öffnen, eine Skizze zu schreiben, eine Theatervorstellung zu organisiren, Schritte bei Mächtigen zu thun, wenn's gilt, ein Elend zu lindern. Seine Theilnahme an den Stiefkindern der Natur, an den Blinden, Tauben, Stummen, war eine ungeheuchelte, warme und erwärmende. Wüßten wir's nicht schon aus seinen „American Notes“, die Briefe, die er aus Lausanne an den Freund schreibt, würden es uns zur Genüge zeigen. Seine ganze socialpolitische Anschauungsweise, die wir nicht immer zu theilen vermögen, hat ihre Grundlage und ihre Erklärung in diesem Mitgefühl für den Armen, den Unglücklichen, und nichts, weder Verbrechen, noch Rohheit, noch Unsittlichkeit, ja selbst der Schmutz nicht, konnte diese reinliche Natur in ihrer Sympathie für die niedern Classen irre machen. Lauschen wir hier seinen Herzensergießungen, gehen wir an der Hand seines Freundes jeder seiner Handlungen nach, so wird's uns erst klar, wie tief aus innerstem Bronnen alle die Werke geflossen sind, in denen er für die Schuldigen und Schwachen, die Kinder und die Dürftigen eintritt.

Wenn das demokratische Gefühl, anstatt wie gewöhnlich auf der niedern Leidenschaft des Neides, auf den edelsten aller Leidenschaften, der Entrüstung gegen Unrecht und Härte, dem Mitleid mit dem Elend — einerlei, ob verdient oder unverdient, geistig oder materiell — beruht, wenn es Humanität im schönsten Sinne des Wortes, wie bei Dickens, ist, so mag man wohl immer einzuwerfen haben, daß der Kopf mit dem Herzen durchgegangen, daß die Folgerung, welche den Mitleidenswerthen auch für der Herrschaft würdig und fähig erklärt, eine falsche ist; aber wie sollte man nicht eine mit Bewunderung gemischte Liebe empfinden für Männer, welche, wie Mazzini, wie Dickens, so edel irren — wenn es überhaupt Irrthum ist, seinem Gefühle mehr zu trauen als seinem Verstande.

176

XVI.

Worthing.

Noch erstaunenswerther als die Lebhaftigkeit des Gefühls, die gesellige Beweglichkeit, die geschäftliche Thätigkeit, die physische Kraftverschwendung des Mannes, war seine geistige Arbeitskraft. In fünf Jahren fünf umfangreiche Romane. Und welche Romane: „Pickwick Papers", „Nicholas Nickleby", „Oliver Twist", „Master Humphrey's Clock", „Barnaby Rudge", dazu die „Skizzen" und die alljährlichen Weihnachtsmärchen — im Ganzen etwa zwanzig Bände, ehe er das dreißigste Jahr erreicht hat! Und wie ausgearbeitet das Alles, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Gewissenhaftigkeit! Es wäre die größte Ungerechtigkeit, in Dickens einen begabten, leicht arbeitenden Fabrikarbeiter zu sehen. Was auch an seinen Werken unbefriedigend erscheinen mag, es ist nie die Folge der Fahrlässigkeit oder der Leichtfertigkeit. Welche Fülle von Gestalten, und alle diese Gestalten leben; beinahe alle — und es sind deren Hunderte — sind in dem englischen Volksmunde so populär geblieben, haben eine Realität behalten, wie nur Don Quixote und Sancho Pansa im spanischen Volke. Seit Falstaff haben keine Schöpfungen der Phantasie, selbst in

dem Vaterlande des humoristischen Romans, größere und allgemeinere Popularität gewonnen, als Herr Pickwick, the fat boy, Quilp und das ganze Heer von typischen Individualitäten, die Dickens geschaffen. Aber es ist uns hier nicht um eine Besprechung der Werke zu thun. Da würden wir Nicht=Engländer gar viel zu rügen haben: den Mangel aller Oekonomie; die Ungeschicklichkeit, mit welcher der Knoten meist geschürzt und gelöst wird; die Unwahrscheinlichkeit der Fabel; die Manier im Styl; die Aeußerlichkeit der Komik; die fratzenhafte Uebertreibung; die Unkenntniß des Gemüths= und Geisteslebens in den höheren Ständen, und vieles Andere, das sein unvergleichliches Genie manchmal verdunkelt. Wir wollen hier nur von dem Menschen sprechen, soweit er im Schriftsteller zu Tage tritt. Und da haben wir's denn mit einer viel gewaltigern robustezza und Gesundheit als bei Bulwer, einer weit größeren Unmittelbarkeit als bei Thackeray zu thun.

Dickens' Geist arbeitete fortwährend; wo er ging und stand, lebte er mit den Schöpfungen seiner Einbildungskraft. In beinahe allen Briefen berichtet er seinem Correspondenten über seiner Personen Thun, Treiben und Befinden, als wären's gemeinsame Bekannte. Interessant ist es, bei Forster zu lesen, wie Dickens bei seinen Arbeiten verfuhr. Beinahe immer theilt er dem Freunde seine Pläne mit, oft bis in's Einzelne ausgeführt; aber „nie gelang es ihm, ganz auszuführen, was er ersonnen hatte, so oft er's auch versuchen mochte. Wenn (Roman=) Figuren so wirklich werden, daß sie wie Existenzen zu behandeln sind, so kann sie ihr Schöpfer selber nicht hindern, ihren eigenen Willen zu haben und ihre eigenen Wege zu gehen". Für

Dickens waren es wirklich Existenzen, diese Kinder seiner Einbildung, so leibhaftig als die Kinder seiner Lenden. „Ich habe so viel Kummer und Aufregung durchgemacht, als ob die Sache wirklich wäre,“ schreibt er einmal, „und habe die ganze Nacht wachend damit zugebracht.“ Dann freilich, wenn ihm die heraufbeschworenen Geister so gar keine Ruhe gelassen, fühlte er manchmal das Bedürfniß, sie zu verscheuchen: „Ich muß einen langen Gang thun, meinen Kopf zu klären. Ich fühle, daß ich ganz caput bin von der Arbeit und ich werfe meine Feder hin für heute. Da! — da ist sie hingefallen.“ Ein dicker Tintenfleck bezeichnete die Stelle. Oft ging die Arbeit gar nicht so leicht von statten. Wie alle sehr nervösen Naturen, konnte er stellenweise recht niedergeschlagen sein, muthlos, noch häufiger unaufgelegt; aber der eiserne Wille siegte immer, selbst in diesen Fällen. „Du kannst Dir kaum denken, welch' unendliche Mühe es mich kostet und wie außerordentlich schwer ich es finde, rasch vorwärts zu kommen. Die Erfindung ist, Gott sei Dank, das Leichteste in der Welt, und ich habe gerade jetzt ein so überwältigendes Gefühl für's Lächerliche, daß ich mir fortwährend Gewalt anthun muß, nicht aus lauter Heiterkeit in allerhand Extravaganzen zu verfallen. Aber die Schwierigkeit, einen Schritt zu gehen, den ich schnell nenne, ist unglaublich; es grenzt an die Unmöglichkeit. Ich denke, es ist zum Theile die Folge des zwei Jahre langen Ausruhens, zum Theile die Abwesenheit von Straßen und zahlreichen Figuren.“

Letzteres ist charakteristisch für den Stadtmenschen. Trotz all' seiner aufrichtigen und warmen Naturliebe stak doch bis an sein Ende der cockney in ihm. Geboren und

aufgewachsen in dem nervenerregenden Getöse und der künstlichen Aufregung einer Weltstadt, vermochte er sie nie zu missen. „Ich kann nicht sagen, wie sehr sie (die Straßen) mir fehlen," schreibt er von Lausanne, wo er seinen „Dombey and Son" verfaßte. „Es ist, als ob sie meinem Gehirne etwas gäben, dessen es, wenn es arbeiten soll, nicht entbehren kann. Eine Woche, vierzehn Tage kann ich wunderbar schreiben an einem entlegenen Orte; ein Tag in London genügt dann, mich wieder aufzuziehen und von neuem loszuschießen. Aber die Mühe und Arbeit, zu schreiben, Tag für Tag, ohne diese magische Laterne, ist ungeheuer .... Meine Figuren scheinen stillstehen (stagnate) zu wollen, wenn sie keine Menge um sich haben. Ich schrieb gar wenig in Genua und glaubte einen derartigen Einfluß zu verspüren .... aber, guter Gott, dort hatte ich doch wenigstens zwei Meilen Straße, in deren Beleuchtung ich Nachts herumirren konnte, und ein großes Theater jeden Abend." Und wiederum: „Die Abwesenheit von zugänglichen Straßen quält mich noch immer, gerade jetzt, wo ich so viel zu thun hätte, auf die sonderbarste Weise. Es ist wirklich ganz ein kleines geistiges Phänomen. Ich würde wohl nicht d'rin herumgehen den Tag über, wenn sie da wären; aber Nachts fehlen sie mir mehr, als es nur auszudrücken ist. Es ist als könnte ich meine Gespenster nicht los werden, wenn ich sie nicht in der Menge verlieren kann." Ein Hauptmotiv, warum er die Schweiz verläßt im Jahre 1846, um nach Paris zu gehen, ist dieses Bedürfniß nach belebten Gassen. Hat er Schwindel und Kopfweh, so schreibt er es „ohne irgend einen Zweifel dem Mangel an Straßen" zu; kann er den Ausdruck nicht

finden für das, was er im Kopfe hat, so ist's: „weil er eine volle Straße braucht, in der er sich Nachts tauchen kann". Und so hundertmal.

Ein solcher Eifer, eine solche Aufregung, welche die geistige Zeugung begleiten, müssen natürlich Reactionen zur Folge haben, und Dickens, der lebensmuthige, unermüdliche, ist mehr als einmal im Begriffe, ihnen zu unterliegen, vornehmlich wenn er zu viel auf sich genommen, wenn er tollkühn zwei Werke zugleich begonnen und nun die Gestalten und die Ereignisse nächtens in dieser nie rastenden, fieberhaft arbeitenden Einbildungskraft durcheinander schwirren: „Du erinnerst Dich Deines Einwurfs gegen zwei Geschichten auf einmal. Ich nahm's leicht. Ich hätte bedenken sollen, daß ich nie vorher versucht, zwei zugleich zu beginnen: die eine war immer schon ziemlich weit vorgeschritten, wenn ich ein Zweigespann kutschirte. Jetzt weiß ich Alles. Die scheinbare Unmöglichkeit, jede richtig zu führen, nebst meiner Sehnsucht nach Straßen, brachte mich neulich so von der Spur ab, daß ich im Begriffe war, das Weihnachtsbuch aufzugeben ..... Ich strich den Anfang einer ersten Scene durch, was ich nie zuvor gethan, und rannte wie wild, mit einer vagen Idee im Kopfe, herum und konnte die Idee in keine natürliche Form bringen. Endlich, Gott sei Dank, traf ich sie und nagelte sie gleich fest; und nachdem ich gestern von halb zehn bis sechs Uhr d'ran gearbeitet, war ich den Abend in einer solchen Begeisterung für die Sache, daß ich wirklich glaube, ich war einen oder zwei Zoll größer ..."

Oft dauert ein solcher Raptus nicht lange, und er ist geneigt, ein begonnenes Unternehmen doch wieder aufzu-

geben; aber dann denkt er, daß „es das erstemal wäre, daß er je etwas aufgegeben hätte, das er einmal in die Hand genommen“, und daß er „jedenfalls noch einen verzweifelten Angriff“ machen müsse, ehe er absteht, und die Folge ist immer, daß er nicht absteht. So lange er aber in solchen niedergeschlagenen Stimmungen ist, genügt eine Misère, ihn zu reizen oder zu lähmen. So die unerträgliche Musik der Orgeldreher, Nigger minstrels und German bands, welche ihn — wie andere Leute meiner Bekanntschaft — von einem englischen Seebade zum andern trieben. In der Schweiz, die ihm sonst nicht unsympathisch war, fühlte er sich wohl am meisten außerhalb seines Elementes. „Ich bin krank, wirbelig, launenhaft, niedergeschlagen, habe schlechte Nächte, bin unruhig, ängstlich und fortwährend von der Idee geplagt, daß ich das Mark meines Buches vergeude und besser ruhte.“ Und wieder: „Ich bin ganz verstört, bedarf des Schlafes und habe seit mehr als einem Monat den Kopf nicht frei gehabt.“ Dann kommen die literarischen Bedenken, die Verbesserungen, die Hinzufügungen, die Weglassungen, kurz Alles, was einen gewissenhaften Schriftsteller quälen kann, der sein Manuscript nicht mehr in der Hand hält und das schnell Geschriebene umschreiben möchte. In solchen Augenblicken kommen natürlich die selbstgeschaffenen Gestalten herauf und quälen ihn in seinen Träumen: „Die ganze vorige Woche träumte ich, daß die Battle of life eine Reihe von Zimmern wäre, in denen es unmöglich, sich zurechtzufinden, und die ich die ganze Nacht über düster durchirrte. Samstag Nachts glaube ich nicht eine Stunde geschlafen zu haben. Fortwährend schlug ich mich mit der Geschichte herum und suchte die Genfer

Revolution hineinzuverflechten. O die geistige Qual! Es ist gräßlich."

Anders war die Wirkung zu großer Ruhe, wenn man überhaupt von Ruhe in diesem angespannten Leben reden kann. Interessant ist es, wie er den schlaftrunkenen Zustand der Lähmung schildert, in den er in Bonchurch verfallen war; man erkennt ihn kaum wieder. „Aeußerste Gedrücktheit des Geistes und eine Neigung, vom Morgen bis zum Abend Thränen zu vergießen . . . Hat er je etwas geistige Energie irgend einer Art besessen, so ist sie erloschen in düsterm, stupidem Schmachten." Er schreibt solche Stimmungen, wie alle Nervenleidenden, gewöhnlich äußern Umständen zu, dem Klima, ärgerlichen Geschäften, der Straßenmusik, jener Abwesenheit von Menschengewühl u. s. w.; in der That ist's immer die Folge oder die Begleitung angestrengter geistiger Arbeit. Namentlich wenn er ein Buch beginnt, fühlt er die tiefste Niedergeschlagenheit. Die Wahl des Titels macht ihm schlaflose Nächte; mehr als einen Monat hat er rastlos nach einem passenden Titel für „David Copperfield" gesucht. Einmal schickt er seinem Freund eine Liste von sechs ausführlichen Titeln, unter denen er wählen soll. Er attachirt sich dermaßen an seine Personen, daß er „in Thränen gebadet" ist, wenn er eine „umbringen" muß, wie er selbst, durch Thränen lächelnd, sagt. So namentlich bei dem Tode des kleinen Paul in „Dombey", Nelly's in „Humphrey's Clock", Dora's in „David Copperfield", obschon er in allen diesen Fällen von vornherein den frühen Tod in Aussicht genommen hatte, wie es aus den jetzt veröffentlichten Briefen erhellt. Alle die Kritiker, welche so strenge mit ihm verfuhren und meinten, es seien

das nur expedientia gewesen, um aus einer Sackgasse herauszukommen, in die er sich leichtsinnig hineingearbeitet, oder um sich eine Lösung zu erleichtern, mögen hier beschämt gestehen, wie sehr sie sich geirrt. Dickens appellirt vielleicht zu oft an den Tod, als an einen deus ex machina, aber er thut es nie, um sich's bequem zu machen, sondern weil es zu seinem vorgefaßten Plane gehört. Man kann das billigen oder tadeln; aber die künstlerische Absicht des Schriftstellers kann man nicht bezweifeln. Ebenso berechtigt wäre man zu glauben, Goethe habe Ottilien sterben lassen, weil er nicht gewußt habe, was er mit ihr anfangen solle.

Und wie er redlich nachdenkt über den Plan, so über den Hauptgedanken jedes Buches. Ein weniger künstlerischer als philanthropischer Zweck liegt bekanntlich einem jeden zu Grunde. Bald agitirt er gegen das erbärmliche Schulwesen, bald gegen das endlose Gerichtsverfahren; zuweilen ist auch das Thema abstracter: Stolz, Geiz, Egoismus; aber bewußt ist sich der Schriftsteller immer dieses seines Zweckes. In den vorliegenden Briefen spricht er sich darüber stets so ausführlich aus, als es nur Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel thun konnten, — freilich auf eine andere Weise und von einem andern Standpunkte. Man höre nur ein Beispiel; es handelt sich um „Dombey and Son":

„Ich nehme mir vor, zu zeigen, wie diese einzige Idee des Sohnes immer fester Besitz von Mr. Dombey ergreift und seinen Stolz zu einem ungeheuern Grade schwellt und steigert. Wenn der Junge heranzuwachsen anfängt, will ich den Vater ganz ungeduldig zeigen, daß er vorwärts komme, und wie er die Lehrer quält, daß sie ihm große Aufgaben geben und dergleichen. Aber die natürliche Neigung des Jungen soll sich auf die verachtete Schwester lenken;

und ich beabsichtige sie darzustellen, wie sie alles Mögliche lernt, aus eigenem Entschlusse und freiem Fleiße, um ihm in seinen Stunden zu helfen, und wie sie ihm immer hilft. Wenn der Junge etwa zehn Jahre alt ist (in der vierten Abtheilung), soll er krank werden und sterben; und während er krank und am Sterben ist, will ich, daß er immer noch bei seiner Schwester Hülfe suche und die ernste Neigung des Vaters ferne halte. So soll Mr. Dombey mit all' seiner Größe und all' seiner Liebe zu dem Kinde sich selbst dann noch à distance fühlen und sehen müssen, wie alle Liebe und alles Vertrauen des Knaben der Schwester zugewandt sind, welche Mr. Dombey — und auch der Junge, das soll nicht geleugnet werden — immer nur als ein bequemes Werkzeug und eine Art Henkel behandelt hat. Der Tod des Jungen gibt natürlich allen Plänen und geliebten Hoffnungen des Vaters den Todesstoß, und „Dombey and Son", wie Miß Tox am Ende der Abtheilung sagen soll, „ist doch eine Tochter" . . . . Von dem Augenblicke an denke ich sein Gefühl der Gleichgiltigkeit und des Unbehagens seiner Tochter gegenüber in positiven Haß zu verkehren, denn er soll sich immer erinnern, wie der Junge im Sterben seinen Arm um ihren Hals geschlungen hielt und ihr in's Ohr flüsterte und nur von ihrer Hand etwas nehmen wollte und nie an ihn dachte . . . . Zu gleicher Zeit will ich ihre Gefühle zu ihm ändern, und zwar in einen größern Wunsch, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden; und das soll seinen Ursprung haben im Mitleiden, das sie für seinen Verlust empfindet, in ihrer Liebe für den todten Knaben, den er auch auf seine Weise so innig geliebt hatte. So denke ich die Geschichte fortzuführen durch alle die Verzweigungen, Ausschüsse und Windungen, die sich entwickeln werden, und durch den Verfall und den Sturz des Hauses und den Bankerott Dombey's und alles Uebrige, wo dann sein einziger Stab und Schatz und sein immer noch ihm unbekannter guter Genius diese zurückgestoßene Tochter sein soll, die sich am Ende besser bewähren soll, als es irgend „ein Sohn" gekonnt hätte, und deren Liebe zu ihm, wenn er sie entdeckt und versteht, sein bitterster Vorwurf sein soll. Denn der Kampf mit sich selbst, der in allen solchen hartnäckigen Naturen vor sich geht, soll dann zu Ende sein; und das Gefühl seiner Ungerechtigkeit, das ihn natürlich nie ver-

lassen hat, soll dann am Ende eine schönere Wirkung haben als die, ihn nur harscher in seiner Ungerechtigkeit zu machen .... Ich rechne viel auf Susan Nipper, wenn sie groß geworden und halb als Florence's Mädchen, halb als ihre freundliche Gesellschafterin auftritt, als auf einen bedeutsamen Charakter durch das ganze Buch hin. Ich rechne auch auf Toodles und auf Polly, die Mr. Dombey wie alle Andern zu seiner Tochter übergegangen und an sie attachirt finden wird. Das ist's, woraus der „stock" der Suppe bestehen soll, wie die Köchinnen zu sagen pflegen. Natürlich sollen noch hunderterlei andere Dinge hinzugefügt werden."

Noch in demselben Briefe unterbreitet er dem Freunde verschiedene Scrupel über einige andere Charaktere, die vorkommen sollen, und über die richtige psychologische Entwickelung dieser Charaktere, die ihm viel zu schaffen macht. Nein, so ernst nimmt es kein Romanfabrikant à la Dumas, was für Vorzüge sie auch sonst haben mögen. Und dieselbe Sorgfalt im Styl. Dickens kann geschmacklos sein, übertrieben, craß: er ist's aber immer willentlich; er meint, es sei das ein künstlerisches Erforderniß. Er besinnt sich mehr als einmal, ehe er den Ausdruck, die Redeweise braucht, die ihn ganz befriedigt. Er schrieb rasch, unter der Inspiration, „als dictirt' ihm der heilig' Geist"; aber er setzte sich erst zur Arbeit nieder, wenn seine Idee ganz reif war. Er war, während er schrieb, wie ein Nachtwandler, in seinen Gesichten lebend, sie wirklich schauend und das Geschaute niederschreibend; aber er überarbeitete sorgfältigst, fleißigst das so leicht Hingeworfene. Auch in der Erfindung, der Gruppirung, der Gegenüberstellung der Charaktere verfuhr er mit dieser Gewissenhaftigkeit des wahren Künstlers. Ihm hatte die Natur eine unendlich rasche und zugleich unendlich scharfe Beobachtungsgabe ver-

liehen. Schon als Knabe konnte er mimisch nachahmen, wen er nur einmal gesehen. Die Briefe an Forster sind voll humoristischer Porträts. Mit wunderbarem Blick findet er sogleich das Charakteristische an Scenen und Personen heraus und setzt es in's Relief. Alle diese Beobachtungen sammelten sich in seinem Geiste, bildeten dort eine eigene Welt wie ein Reservoir, in dem Tausende von Gestalten bestimmt und lebendig durcheinander wühlten, wie in seinen geliebten Straßen der City. Sollen sie aber vor's Publikum treten, dann prüft er sie erst eingehend, ob sie's auch werth sind, macht ihre Toilette, gibt ihnen das fini, das sie alle auszeichnet. Man hat behauptet, er nehme seine Gestalten aus den Caricaturen seiner Zeichner: Cruishank hat sich selber das Verdienst zugesprochen, ihn inspirirt zu haben. Hier ist klar bewiesen, daß dem nicht so war. Dickens allein war der Vater jener unzähligen Familie, und so fest und sicher waren seine Umrisse, daß der Zeichner sie nur aufmerksam zu lesen brauchte, um seine Illustrationen den Originalen ähnlich zu machen, wenn er anders seine Kunst halbwegs so gut verstand als Dickens die seinige. Reizend ist es, diesen von seinen Personnagen reden zu hören wie von alten Freunden, lehrreich, zu sehen, wie geduldig er an ihnen malt, bis das Porträt dem Urbild entspricht, das seinem innern Auge vorschwebt. Er nennt diese langsame Arbeit „pflügen", und je schwerer es ihm wird, desto mehr Freude macht's ihm dann auch, wenn es gelingt. Und das bei einer so beispiellosen Fruchtbarkeit!

Noch einmal — in alledem ist künstlerische Absicht. Freilich die künstlerische Absicht eines Künstlers, der sich selber seine Aesthetik gemacht. Hätte Dickens die classische

Bildung eines Thackeray oder Bulwer gehabt, so hätte er sicher noch viel Größeres geleistet als das Große, das er geleistet. Leser, die mit Homer und Sophokles, Horaz und Virgil, mit der Philosophie des Alterthums und der neuen Zeit genährt sind, werden leicht ungerecht gegen einen Schriftsteller, dem diese Nahrung gefehlt hat; bedächten sie, welche Form diese frühe Bildung ihrem ganzen Denken, Fühlen und Reden gegeben, sie würden es kaum begreiflich finden, daß Dickens, der Autodidakt, der Meister des Styles geworden, der er war, namentlich aber, daß er oft mehr Maß und Geschmack in seinen Werken zeigt, als Mancher, der für Fehler des Maßes und des Geschmackes nicht die Entschuldigung hat, die man bei ihm nicht aus dem Auge verlieren darf. Alles Ueberlieferte mußte ihm wohl allzuleicht als conventionell erscheinen: der ideale Styl eines Aeschylos war in seinen Augen, wie der ideale Vortrag einer Ristori, etwas Künstliches, Stelzenhaftes; erweckte in ihm die immer nur mit halbem Auge schlummernde Lachlust des Caricaturisten; er nahm, wie alle, mehr als alle seine Landsleute, die Gegenstände seiner Kunstwerke aus der modernen Wirklichkeit und machte sie so öfter als billig zu Kapiteln einer Selbstbiographie; ja, er konnte darin so weit gehen, daß er es an Rücksicht für Freunde fehlen ließ. Er hat eben immer einen praktischen Zweck und opfert manchmal die Erfordernisse der Kunst einem solchen Zweck; aber ein Künstler in des Wortes höchster Bedeutung ist er darum nicht minder: denn er versteht die mit einem Künstlerauge erfaßten Eindrücke durch den künstlerischen Verstand festzuhalten und zu ordnen, was am Ende doch immer das Erste und Letzte in der Kunst bleibt.

XVII.

Worthing.

Dickens' Weltanschauung war durchaus englisch und modern, sein Standpunkt der des gesunden Menschenverstandes (common sense). Seinen religiösen, politischen, literarischen Meinungen fehlt jedes Verständniß dessen, was berechtigt ist an der Ueberlieferung, der Convention, der Ahnung. Seine ganze Auffassungs- und Denkweise trägt den Stempel des Rationalismus; während seine Handlungsweise nur unmittelbaren Impulsen folgt und seine künstlerische Thätigkeit sich durch keine Systeme beengen läßt.

Er scheint nie viel und lange über Religion nachgedacht zu haben; aber er war ein gläubiger Protestant, kein tadelloser Kirchgänger und Sonntagsbeobachter, sehr gleichgiltig für die Streitigkeiten zwischen high church und low church, unwissend in den wichtigen Fragen über unverständliche Dogmen oder lächerliche Ritualien, welche die verschiedenen protestantischen Secten Englands von einander trennen, aber so fest überzeugt von der Persönlichkeit Gottes und der Fortdauer nach dem Tode, als von der eigenen Existenz. Er scheint nicht einmal zu ahnen, daß es Menschen gibt, die daran zweifeln können. Ueberhaupt ist ihm alle

Speculation, als einem echten Engländer, fremd. Plato, Descartes, Spinoza, Kant, Schopenhauer wären ihm, wenn er sie je gelesen hätte, sicherlich etwas übergeschnappt vorgekommen, und selbst seinem braven Landsmann Berkeley, der doch damit nur seinen lieben Gott beweisen wollte, hätte er's zweifelsohne als eine Hallucination ausgelegt, wenn er die Realität der Erscheinungswelt leugnete. Forster deutet zwar an, sein Held sei, „wie die meisten denkenden und alle genialen Männer", durch eine Periode philosophisch-religiösen Zweifels durchgegangen, aber er bleibt den Beweis davon schuldig; denn daß Dickens jeden Satz aus dem „Leben Arnold's" für „das Textbuch seines Glaubens" erklärt, kann doch wohl nicht als Beweis für innere religiöse Kämpfe gelten. Ebensowenig ein sonderbarer Traum, in dem ihm der Geist seiner inniggeliebten, nievergessenen Schwägerin Mary erscheint und ihm erklärt, die beste Religion für ihn sei der Katholicismus. Er selbst erklärt diesen Traum höchst rationalistisch und prosaisch, aber sehr überzeugend, durch drei äußere Umstände und Vorkommnisse seiner Genueser Zeit. Hätte er aber je Neigung zu einer positiven Religion verspürt, so wäre es gewiß nie die katholische gewesen, die ihm wie eitel Götzendienst und Hocuspocus vorkam und deren praktische Folgen seinem praktischen Sinne nur zu klar vor Augen lagen. Davon bietet die Correspondenz hundert Belege. „Ich kenne keinen Gegenstand, hinsichtlich dessen dies unbezwingbare Volk (die Genfer Radicalen) ein so gutes Recht haben, sich zu ereifern, als den Katholicismus — wenn nicht als Religion, so doch offenbar als ein Mittel gesellschaftlicher Degradation. Sie wissen, was er bedeutet. Sie leben in seiner Nach-

barschaft. Sie haben Italien jenseits der Berge. Sie können die Wirkungen der beiden Systeme jeden Augenblick in ihren eigenen Thälern vergleichen und ihre Furcht davor, ihre Angst, katholische Priester und Emissäre in ihre Stadt kommen zu sehen, scheint mir das rationellste Gefühl der Welt." Und weiter unten, bei Gelegenheit des Sonderbundes: „Wenn ich ein Schweizer mit hunderttausend Pfund wäre, so würde ich ebenso stramm gegen die katholischen Cantone und die Verbreitung des Jesuitismus sein, als irgend ein Radicaler unter ihnen; denn ich halte die Verbreitung des Katholicismus für das gründlichste Mittel, welches noch in der Welt geblieben ist, um ein Volk staatlich und gesellschaftlich herunterzubringen...."

Man sieht, es kommt immer wieder auf's Praktische hinaus. Was thut eine Religion für's Volk, für seine Erziehung, sein Wohlergehen, seine Reinlichkeit? Denn das Wohl des niedern Volkes ist ihm, der das Elend der niedern Classen mit angesehen, mit ertragen hat, immer das Hauptinteresse; alles Andere tritt vor diesem Interesse in den Hintergrund. Auf seiner ganzen italienischen Reise machte nichts einen so großen Eindruck auf ihn als Venedig; aber selbst hier vergaß der Philanthrop seine Mission nicht: „Oh, als ich diese Stellen sah, da dachte ich: Ja, wenn man die Spur seiner Hände auf der Zeit lassen könnte, dauernd darauf lassen könnte, durch ein sanftes Berühren der Masse des arbeitenden Volkes, eine Spur, die nichts verwischen könnte, man würde sich dadurch über den Staub aller Dogen in ihren Gräbern erheben und auf eine „Riesentreppe" stellen, die kein Simson umzustürzen vermöchte." Man glaubt den heiligen Franciscus von Assisi zu hören,

und „in verschiedenen Formen war dies der Ehrgeiz seines ganzen Lebens“, fügt der Biograph hinzu. Mitten in den grandiosen Umgebungen italienischer Paläste war der Held seiner Einbildung ein armer, unglücklicher, alter Londoner Billetträger, der „in seiner Angst, den Reichen nicht gerecht zu werden oder unbillig von ihnen zu denken, in das entgegengesetzte Extrem verfallen ist und allen Armen mißtraut“. Nie hörte das Loos der Armen auf, ihn zu beschäftigen; bald mit Lord Ashley, bald mit Miß (jetzt Lady) Coutts, bald mit Lord Shaftesbury verbindet er sich zu dem Zwecke, ihr Loos zu erleichtern: „Gebt ihm und den Seinigen einen Schimmer des Himmels durch ein wenig Luft und Licht; gebt ihm Wasser; helft ihm reinlich zu sein; erleuchtet die dumpfe Atmosphäre, in der sein Geist hinsiecht und die aus ihm das schwielige Wesen macht, das er ist.... dann, aber nicht vorher, kann er dazu gebracht werden, gerne von Dem zu hören, dessen Gedanken so viel mit den Elenden waren und der Mitleiden mit allem menschlichen Kummer empfand.“

Dieses Mitgefühl für die Armen lag auch seiner ganzen politischen und socialen Anschauungsweise zu Grunde. Muthig und unverdrossen bekämpfte er den „schlimmsten und gemeinsten aller cants, den cant über den philantropischen cant“. Als er seines Freundes, George Cruishank's bottle sieht, eine Art Hogarth'scher Illustration der Folgen der Trunksucht, schließt er seine bewundernden Bemerkungen mit diesem Vorbehalte: „Die Philosophie der Sache aber, als Lehre, halte ich für ganz falsch; denn um treffend und zugleich originell zu sein, hätte das Trinken in Kummer oder Armuth oder Unwissenheit beginnen sollen — den drei

Dingen, in welchen es unter seiner gräulichen Gestalt wirklich immer beginnt. Dann würde die Zeichnung ein zweischneidiges Schwert gewesen sein — aber zu „radical" für unsern guten alten George, denk' ich mir."

Dickens ist sehr einseitig in diesen und ähnlichen Fragen und schiebt der englischen Aristokratie gar viel in die Schuhe, wofür sie wirklich nicht verantwortlich zu machen ist; aber man muß in England gewesen sein, um diese Art vornehmen Mitleidens mit den „utopistischen Menschheitsverbesserern", namentlich aber die sittliche Entrüstung der wohlgenährten höhern Stände des West-Ends über die „Unsittlichkeit des niedern Volkes", seine Völlerei, Ausschweifungen u. s. w. zu kennen. Dieser cant war es, der Dickens zu einem radicalen Demokraten und einem geschwornen Feinde hochmüthiger Prälaten und heuchlerischer „satisfaits" machte. So war er z. B. grundsätzlich für die Mäßigkeits-Gesellschaften und hielt die Trunksucht für the national horror κατ' ἐξοχήν; aber er suchte dieses National-Laster zu erklären, es zu entschuldigen, die Umstände, die es herbeiführen, zu ändern, und gefiel sich nicht in unerbittlichen Verdammungsurtheilen. Seine Erklärungsgründe (ungesunde Gerüche, eklige Wohnungen, schlechte Werkstätten, Mangel an Licht, Luft und Wasser) sind nicht immer die richtigen: die reinlichen, wohlerzogenen Herren der höhern Stände in ihren luftigen, schönen Speisesälen opfern vielleicht nicht viel weniger als die ignoranten Troglodyten des East-End's den flüssigen Geistern (spirits) in jeder Gestalt; aber er hat doch ein Recht, zu verlangen, daß, „wenn man so eindringlich die Seite der Münze zeigt, auf welcher das Volk mit seinen Fehlern und

Verbrechen abgestempelt ist, man umsomehr verpflichtet ist, uns zu helfen, die andere Seite anzusehen, auf welcher die Fehler und Laster der über das Volk gesetzten Regierungen nicht minder tief eingedrückt sind". Wie alle Demokraten geht er zu weit in seinem Bestreben, die Regierungen für Alles verantwortlich zu machen; aber eben durch diese Uebertreibung ist es ihm gelungen, ohne selbst eine politische Rolle zu spielen, mehr als irgend ein Zeitgenosse für die Besserung des Looses der Armen, soweit es von dem Staate abhängt, beizutragen.

Natürlich überträgt er seine englischen Sympathien und Antipathien auch auf das Festland, nimmt überall Partei für die Revolution und den Radicalismus, selbst für den Genfer des Herrn James Fazy, und klagt beinahe überall die Regierungen an. Namentlich sympatisirt er mit dem Schweizer Volk und haßt die italienischen Regierungen. Doch ist er nicht so befangen, daß er nicht auch die Fehler der Völker erkennte, und zu wahrheitsliebend, sie sich und dem Freunde verbergen zu wollen. So sieht er ahnend voraus, daß das amerikanische Volk der Sache der Freiheit mehr Schaden thun wird als irgend ein anderes, indem es zeigt, wie eine demokratische Regierung schlimmer hausen kann als eine despotische oder oligarchische. So sieht er klar in der Verderbtheit der französischen Radicalen. Von Paris sagt er: „es ist ein böser und abscheulicher Ort, obschon wunderbar anziehend", und er entdeckt schon in der politischen Haltlosigkeit von 1846 die Symptome der Krankheit, die das Kaiserreich unterwühlen sollte. Auch sah er schon mit klarerm Auge als die liberalen Politiker der Juli-Regierung die Gefahr

des von Louis Philippe begünstigten Napoleon=Cultus, und da er den schweigsamen Prätendenten in London kannte, so sah er kommen, was gekommen ist. Reizend und treffend sind seine satirischen Aeußerungen über die conventionelle, corrupte Moral der modernen französischen Tugend=Literatur. Die Franzosen waren ihm sonst nicht unangenehm — er schrieb ihre Sprache sehr passabel für einen Engländer, der sie erst nach dem fünfundzwanzigsten Jahre erlernt — und er vertrug sich wohl mit ihnen. Aber es war ihm doch mit den Franzosen wie mit den Italienern; es wurde ihm nach einiger Zeit unheimlich unter ihnen und er sehnte sich dann wieder zurück nach der rauhern Atmosphäre germanischer Wahrhaftigkeit. Doch sind ja gerade diese Reise=Erfahrungen und Eindrücke Dickens' dem Leser längst bekannt durch seine „American Notes", sein „Italienisches Tagebuch", seine „Wanderungen zu Hause und in der Fremde", und wir hätten nur Nachlese zu halten. Hier war es mir nur darum zu thun, Dickens' politischen und religiösen Standpunkt zu charakterisiren.

Uebrigens würde man sehr fehlgehen, wenn man glaubte, der Radicalismus und der Protestantismus von Dickens habe irgend etwas Jacobinisches oder Puritanisches an sich gehabt. Nein, er war ein heiterer Lebemann (was nur in Frankreich mit einem guten Familienvater unverträglich ist), und er bewegte sich in der vornehmsten und elegantesten Gesellschaft Londons, wo ihm, selbst wenn er nie berühmt gewesen wäre, schon sein Witz, seine Unterhaltungsgabe, seine Schönheit, welche er nicht verschmähte durch beinahe stutzerhaft modische, aber stets geschmackvolle Toilette zu

unterstützen, einen Platz gesichert hätten. In der That ist die Londoner Gesellschaft der Pariser viel ähnlicher und weit weniger ausschließlich, als man auf dem Festlande gern annimmt. Es existirte damals und existirt noch heute in London eine Art socialer Freimaurerei, welche dem tout Paris ganz sprechend gleicht und alle gebildeten Stände und Professionen in sich schließt. Dickens war ein großer Freund des Königs der Fashion, des Halbfranzosen Comte d'Orsay; er verkehrte mit Lord John Russell und dem Herzog von Devonshire auf dem Fuße der Gleichheit, mit Lord Brougham (er nannte ihn Bruffom) und Lord Lytton (damals noch Sir Edward Bulwer) auf dem vertrautesten kameradschaftlichen Fuße; ebenso mit Lord Dudley Stuart, Lord Nugent und vielen andern aufgeklärten und anspruchslosen Aristokraten. Dazu nun alle die Politiker, Richter, Advocaten, Aerzte, Professoren, Gelehrten, Schriftsteller, Schauspieler, Künstler, welche dieser Gesellschaft angehörten und unter denen nicht wenige einen bleibenden Ruhm erworben haben. Man denke nur — ich citire ganz zufällig von Hunderten — Carlyle, Jeffrey, Mazzini, Campbell, Tennyson, Kemble, Thackeray, Marryat, Landseer — lauter Namen guten Klangs, mit deren Trägern Dickens täglich verkehrte und unter welchen ein Ding wie Standesunterschied vollständig unbekannt war.

Freilich waren ihm die Künstler und Schauspieler immer die Liebsten, trahit sua quemque voluptas; und trotz allem Interesse an der Politik blieb doch das vorherrschende Element in Dickens' Natur das künstlerische. Was ihn an Amerika verletzte, war die Abwesenheit alles dessen, was zu dem Künstler spricht; was ihn immer wieder

mit Italien, trotz Schmutz, schlechter Regierungen, Lügenhaftigkeit, versöhnte, war sein künstlerischer Reiz: „Die Reinlichkeit der kleinen Kinderhäuser,“ schreibt er bei seiner Ankunft in der Schweiz, „ist wirklich wunderbar für Die, welche aus Italien kommen. Aber die schönen italienischen Manieren, die weiche Sprache, das schnelle Erkennen eines freundlichen Blickes und eines scherzenden Wortes, der bezaubernde Ausdruck des Wunsches, Einem in Allem angenehm zu sein: ich hab' sie hinter den Alpen gelassen. Denke ich daran, so seufze ich wieder nach Schmutz, Backstein-Fußboden, nackten Wänden, ungetünchten Decken und zerbrochenen Fenstern.“ Sein Kunsturtheil war für einen durchaus Unvorbereiteten kein schlechtes, wenn er's sich nicht durch seine demokratischen, moralisirenden und tendenziös philanthropischen Systeme verdarb. So sagt er treffende Worte von Reynolds, und daß ein Porträtmaler nur in ein Gesicht legen könne, was er in sich selber habe, so über Correggio, über Oelmalerei und Kupferstich u. s. w. Freilich, wenn er von Hogarth oder den Caricaturisten neuerer Zeit spricht, so geht der englische Moralist mit ihm durch und er bildet sich ein, man male, „die Menschen zu bessern und zu bekehren“. Auch seine literarischen Urtheile zeugen von Geschmack, Kenntniß des Handwerks und jener Sicherheit des Gefühls, die man nur bei dem gebornen Künstler fühlt (ich rathe jedem Novellisten an, zu lesen, was er über Hawthorne sagt), und obschon es einem Deutschen der alten Schule schwer wird, seine Ansichten über die Nothwendigkeit praktischer Tendenzen in Werken der Einbildungskraft zu theilen, so kann man doch den Menschen deßhalb nur um so lieber gewinnen: er nahm eben seinen Lebensberuf

ernstlich; auch darin ganz Engländer; er sah im Romanschreiben ein Apostolat, aber während die prosaische, sittenstrenge Philanthropie seiner Landsleute meist gar wenig von der milden Anmuth und der nachsichtigen Menschenliebe dessen hat, den sie so gerne anruft, und folglich auch gar wenig wirkliche Ergebnisse erzielt, so spürte man bei Dickens überall wirkliche Humanität im Erfüllen seiner Sendung. Die Erfolge aber, die er erzielte, konnten ihn nur darin bestärken: man denke nur an große Thatsachen, wie die Schulverbesserungsagitation, und an kleine, wie die Entfernung des von ihm gebrandmarkten Richters aus dem Amte. Daher mochte denn manchmal ein gewisses Selbstbewußtsein entspringen, das die Mittelmäßigen, die ewigen Neider und Mäkler großer Naturen, verletzen konnte, uns aber so berechtigt scheint, daß wir's nicht missen möchten, wie's uns an Goethe fehlen würde: es vervollständigt uns unsern Dickens, und wir können es nur unterschreiben, wenn Forster von ihm sagt: „Er dachte nicht leicht von seiner Arbeit, und die Arbeit, die ihn gerade beschäftigte, war für ihn die Hauptsache. Aber das (richtige oder unrichtige) Gefühl der Wichtigkeit dessen, was er zu thun hatte; die Wichtigkeit, die es für Andere habe, daß die Macht, die er besaß, erfolgreich geübt werde; der hohe Werth, den er auf dieses sein Werk legte, sind noch keine Beweise der Anmaßung und der Eingebildetheit. Wenige Menschen haben je weniger von beidem gehabt. Es war ein Theil der ausgesprochenen Individualität, womit er so viel ausrichtete, das, was er sich vornahm zu thun, so hoch zu schätzen. Anders hätte er nicht die Hälfte dessen bemeistert, was er beabsichtigte; und die Folge hat gezeigt, wie gerechtfertigt und wie wahr dieses Selbsturtheil war."

158

XVIII.

Die umfassende Lebensbeschreibung des beliebtesten englischen Romanschriftstellers unseres Jahrhunderts aus der Hand seines treuesten Freundes liegt mir nun vollendet vor. Die Schlußbände bieten dieselben Vorzüge und Nachtheile wie die ersten. Es ist eben kein Buch, am wenigsten eine Biographie, sondern eine annalistische Brief- und Notizensammlung. Was der Leser auch über den Schriftsteller urtheilen möge, so muß er den Menschen doch lieb gewinnen, der mit dieser innigen Treue, mit dieser aufblickenden Bewunderung und doch mit Freimuth, unabhängigem Urtheil, feinem Tacte von dem Freunde gesprochen. Manchmal sogar mit zu viel Tact; und vielleicht schuldet der Herausgeber seinem Lande noch ein Supplement zu dieser Sammlung: ein Supplement, das er meinetwegen seinen Erben überlassen mag, der Welt erst in fünfzig Jahren mitzutheilen und worin er die Zerrüttung der Familienverhältnisse seines berühmten Freundes in ihrem Ursprung und Fortgang klar darlegt. Dickens' Leben ohne die Scheidungsgeschichte ist, wie Dickens' Charakterschilderung ohne Erwähnung seiner heftigsten und dauerndsten Neigung,

ein unvollständiges. Indeß, unvollständig oder nicht, sorgfältig geschrieben oder hingeworfen, componirt oder zusammengestoppelt, das Buch erzählt uns von einem Helden, dessen Genie, Charakter, Schicksale und Umgebung so merkwürdig sind, daß es niemand, der sich für echte Menschennatur interessirt, so leicht aus der Hand legen wird, ehe er es beendigt.

Weniger Menschen Leben ist so voll gewesen wie das von Dickens. Wie der Körper in üppigem, aber gesundem, sinnlichem Genuß und angestrengter männlicher Uebung der Kräfte abwechselte, so nahm der Geist unermüdlich neuen Stoff in sich auf, um ihn in ebenso unermüdlicher Weise erst zu verarbeiten, dann deutlich und anmuthig geprägt auszugeben; so wogte und stürmte das Herz zeitlebens in Liebe und Haß, in Mitleid und Zorn, in Begeisterung und Verachtung. Der Tag hatte mehr als vierundzwanzig Stunden für diese lebensvolle Natur, und der Raum existirte kaum für sie. Das ist anfangs gar schön anzusehen; schaut man aber länger zu, so will's einem bedünken, als seien Körper, Geist und Herz in einem ewigen Steeplechase begriffen, als ginge es schneller und immer schneller vorwärts, kraft der erworbenen Geschwindigkeit; man meint: die ganze Maschine gerathe nach und nach in eine so schwindelnd rasende Bewegung, daß sie zuletzt in die Luft springen oder in sich selbst verbrennen müsse. In den letzten fünfzehn Jahren dieses Lebens wird in der That das Tempo so rasch, daß es nicht mehr zu leugnen ist: der normale, gesunde Kreislauf ist in Fieber übergegangen, und das Fieber muß tragisch enden. Immer hitziger arbeitet die Phantasie; aber schon haben ihre Geburten eine fatale

Aehnlichkeit mit den aegri somnia vana; immer toller wird das Jagen, von Ort zu Ort, von einem Welttheil zum andern, vom Stimulans zum Narcoticum, immer rastloser, athemloser das Rennen und Stürzen nach Gold, Gold — immer wilder die Flucht vor sich selbst.

Schon bei „Bleak House" hatte der Dichter „ein hypochondrisches Gewisper vernommen, das ihm zuflüsterte: „er sei überarbeitet," und bei dem Romanschreiben, Zeitschrift-redigiren, den Festen und Festivals fühlte er manchmal „als ob sein Kopf platzen wolle wie eine glühende Bombe." Seit „Little Dorrit" (1856) hat er keinen bedeutenden Roman mehr geschrieben, und selbst in diesem sind die Spuren eines nervösen, allzu angespannten Geistes nicht leicht zu verkennen. Bald darauf begann jene unglückselige Laufbahn der öffentlichen Vorlesungen, welche in Kurzem den ganzen Menschen aufreiben und unkenntlich machen sollte. Nicht als ob Dickens nicht früher schon an's Geld-machen gedacht oder vor dem Publikum aufgetreten wäre. Wie alle self-made Männer erfreute er sich von Anbeginn des reichen Lohnes, der ihm ein klingender, kostbarer Beweis des eigenen Werthes und der weitverbreiteten Anerkennung dieses Werthes war. Auch ließ er, dem Spieler gleich, das schnell und reichlich Erworbene gern springen, lebte und ließ leben, versagte sich und den Seinigen nichts, hatte für Freunde und Arme eine stets offene Hand. Nun aber bemächtigt sich seiner die fixe Idee des Vielverdienens, um für Gegenwart und Zukunft zugleich zu sorgen, in Fülle ausgeben und noch überdieß in Fülle zurücklegen zu können. Es gelang ihm auch über alle Maßen; denn trotz einer mehr als comfortablen Lebensweise mit zahlreicher Familie,

großartiger Gastfreundschaft, trotz der vielen Reisen mit Kind und Kegel und Dienerschaft, trotz außerordentlicher Anschaffungen aller Art und ewigen Bauens, hinterließ er im Jahre 1870 ein Vermögen von zwei Millionen Mark, nachdem ihm im Jahre 1858, von allem Verdienst, den ihm seine zwölf großen Romane, seine Reisetagebücher, seine Weihnachtsgeschichten u. s. w. abgeworfen hatten, nichts mehr übrig geblieben war. Aber um welchen Preis ward diese Hinterlassenschaft erworben!

Dickens war immer ein ganz ungewöhnlich begabter Schauspieler, Declamator, Tischredner und Vorleser gewesen; seine Talente auf diesem Gebiete waren in ganz England bekannt. Wie viele theatralische Belustigungen hatte er nicht in der Familie, im Freundeskreise veranstaltet! Hatte er ja doch mit seinen Kameraden Wohlthätigkeitsvorstellungen in London und der Provinz gegeben, die gelungener waren als die irgend einer Truppe vom Handwerk. Auch die erste öffentliche Vorlesung — man nehme das Wort im eigentlichen Sinne, nicht in dem an unseren Universitäten angenommenen — hatte einen mildthätigen Zweck gehabt. Es war zu Weihnachten 1853 in Birmingham: die Stücke, die er gewählt hatte, waren „Christmas Carol“ und das „Cricket on the Hearth“. Der Erfolg berauschte ihn; die 500 Pf. St. (10,000 Mark.) Einnahme thatens ihm an. Von diesem Augenblick wurde er den Gedanken nicht mehr los. Freilich dauerte es noch einige Jahre bis er die Sache als ein Gewerbe ergriff und die Schriftstellerei aufgab, oder doch nur noch in zweiter Reihe betrieb; aber die Weise wie er schon damals die Einwürfe seiner Freunde gegen diesen Plan bekämpft, zeigt daß der Entschluß von

Anfang an feststand. Umsonst erklärte ihm Forster mit edlem Freimuth: daß er der Würde des Schriftstellers viel vergebe, indem er allabendlich seine eigenen Werke vor dem Publikum aufführe; umsonst riethen ihm die Aerzte von der aufregenden Thätigkeit ab; umsonst sagte ihm eine innere Stimme: er sei auf dem Wege sich selbst zu verlieren; eine andere, stärkere, unübertönbare rief ihm zu: „Du mußt etwas thun, oder du reibst dein Herz auf. Ich sehe aber nicht besseres zu thun das halb so viel verspräche und meinem unruhevollen Gemüth halb so angemessen wäre.“ — „Am Donnerstag den 29. April 1858 hielt er die erste öffentliche Vorlesung zu seinem eigenen Benefiz; und ehe der nächste Monat vorübergegangen, war diesem Ausschiffen in ein neues Leben eine Aenderung im alten Heim gefolgt: von da an lebten er und seine Frau getrennt.“

Was dieses neue Leben war, möge eine einzige Stelle aus seinen Briefen darthun. „Freitag kamen wir von Shrewsbury nach Chester, sahen daß alles in Ordnung war für den Abend, fuhren dann nach Liverpool. Zurück von Liverpool und Vorlesung in Chester; verließ Chester um 11 Uhr Abends nach der Vorlesung und fuhr nach London; kam um 5 Uhr früh nach Tavistockhouse, verließ es wieder an demselben Morgen um ¼ nach 10 Uhr und kam hieher“ — nach Gadshill, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort in späteren Zeiten, wenn er sich überhaupt aufhielt, anstatt Tag und Nacht auf der Eisenbahn zuzubringen. Denn so ging's in einem fort. Oft las er sogar zweimal an einem Tage, jedesmal anderthalb Stunden und mit dem größten Nervenaufwande. Ueberall wurde er glänzend empfangen, wie kaum je zuvor ein Künstler, Staatsmann

oder Held. Nie vielleicht hat es eine allgemeinere, tiefergehende, lebendigere Popularität gegeben als die Dickens', mit dem sich nur Garibaldi's Ruhm vergleichen kann: und eine angelsächsische Popularität ist angreifender als eine italienische, trotz der berufenen Kälte der Nordländer und der sprichwörtlich gewordenen Demonstrativität der Südländer.

Schon begann auch der Gegenstand dieser lärmenden Begeisterung zu spüren, daß die physischen Kräfte nicht mehr ausreichten: oft hält er sich für durchaus unfähig, nur in den Saal zu gehen; manchmal muß er bis an die Schwelle getragen werden; aber der Anblick des Auditoriums elektrisirt ihn sofort: „Das Publikum reißt mich gleich aus diesem Zustande (der Prostration), und ich finde nach einer Viertelstunde, daß ich alles vergessen habe, außer ihm und dem Buche.“ Man kann sich die Erschöpfung denken, die der Anstrengung des Mimen folgte, der immer ganz in der Sache war, mit seinen Zuhörern lachte, mit den Geschöpfen seiner Phantasie weinte, in Zorn gerieth, liebte und haßte. Und diese Erschöpfung wurde immer größer: nach der Tour von 1866 war er so schwach, daß er kaum noch gehen konnte. Dabei die quälendste unausgesetzte Schlaflosigkeit. Endlich muß er's lassen, die Aerzte zwingen ihn förmlich dazu; aber kaum sind die Kräfte seiner immer noch elastischen Natur halbwegs wiederhergestellt, im nächsten Jahre schon beginnt er wieder das tolle Treiben. „Der Enthusiasmus war grenzenlos,“ schreibt er von Liverpool im Februar 1867; „aber ich war der Ohnmacht so nahe, nachdem's vorüber war, daß man mich für eine halbe Stunde auf ein Sopha im Saale niederlegen mußte. Ich schreibe es meiner furchtbaren Schlaf-

losigkeit zu.“ Doch bis in diese wilde Jagd nach Aufregung, Betäubung, Geld verläßt ihn das künstlerische Gewissen nie: „Montag Abends schloß ich die fünfzig Vorlesungen (der dritten Serie) mit großem Erfolg. Du hast keinen Begriff, wie ich daran gearbeitet habe. Da ich die Nothwendigkeit fühle, je größer ihr Ruf wird, sie besser als im Anfang zu machen, habe ich sie alle auswendig gelernt, um von keiner mechanischen Rücksicht auf's Sehen nach den Worten beengt zu werden. Ich habe alle ernste Leidenschaft die darin ist, an allem mir Bekannten erprobt; die humoristischen Punkte humoristischer gemacht, meine Aussprache gewisser Worte verbessert, mir eine unbeirrbare Selbstbeherrschung ausgebildet: kurz, ich habe mich zum Herrn der Lage gemacht. Da ich mit „Dombey“ endigte, den ich lange nicht gelesen hatte, so lernte ich auch diesen auswendig und spielte ihn mir selber vor, oft zweimal am Tage, genau mit derselben Sorgfalt und Anstrengung als den Abend und das über und über...“

Im Jahr 1868 ging's wieder nach Amerika hinüber, wo der Empfang, trotz der früheren Mißstimmung in Folge der „American Notes“, ein glänzender war. Freilich, er mußte diese Triumphe theuer genug erkaufen. Man höre seine Diät. „Ich kann nicht so viel zu mir nehmen als ich durchaus nöthig hätte und habe folgende Lebensweise angenommen: um 7 Uhr Morgens im Bett ein Glas frischen Rahm mit zwei Eßlöffeln voll Rum; um 12 Uhr ein Sherry-Cobbler (eine sehr starke amerikanische Mischung von Spirituosen); um 3 Uhr ein Seidel Champagner; fünf Minuten vor 8 Uhr ein geschlagenes Ei mit einem Glas Xeres; in den Pausen der Vorlesung die denkbar

stärkste heiße Fleischbrühe; um $^{1}/_{4}$ nach 10 Uhr Suppe und irgendeine Kleinigkeit zu trinken. Ich esse nicht mehr als $^{1}/_{2}$ Pfund solide Nahrung in den 24 Stunden, nicht einmal so viel." An den Tagen, wo er las — und das war fünfmal in der Woche — mußte er den ganzen Tag auf dem Canapee liegen; die Nächte reiste er meist, und er hatte ausgerechnet, daß eine Reise von ungefähr zehn Stunden ihm mehr als 30,000 Nervenstöße verursachte. Einer solchen Anstrengung war selbst seine unverwüstliche Spannkraft des Körpers und Geistes nicht gewachsen: sie gab ihm den Todesstoß. Noch einmal erholte er sich zwar in den elf Tagen gezwungener Ruhe während der Heimfahrt; da er aber, kaum in England angekommen, wie von unsichtbaren Dämonen gepeitscht, sich sofort von neuem in die unglückselige Hetzbahn stürzte, so konnte die Katastrophe nicht auf sich warten lassen. Theilweise Lähmung des linken Fußes, häufige Ohnmachten, Schwindel u. s. w. waren die untrüglichen Vorboten des Endes: der allmähliche Selbstmord sollte am 9. Juli 1870 vollzogen sein. Dickens war 58 Jahre alt, als ihn der Tod in seinem geliebten, zu wenig genossenen Gadshill ereilte.

XIX.

Daß nicht allein der Durst nach Gold den unglücklichen Dickens in die fieberhafte aufreibende Thätigkeit seiner letzten Jahre gestürzt, liegt auf der Hand. Die Familienverhältnisse und die dunkle Empfindung der abnehmenden schöpferischen Kraft kamen als Zweites und Drittes hinzu.

Dickens' Ehe war eine Neigungsheirath gewesen; doch verräth schon früh die schwärmerische Verehrung für die Schwägerin, daß die Gattin ihm nicht alles war oder sein konnte. Nach dem frühen Tod dieser nie vergessenen, stets beweinten Freundin entsteht bald ein ähnliches Verhältniß zur andern Schwester; es ist als theile er sich zwischen eine leibliche und geistige Gattin. Agnes, welche Dora ersetzt und ihren Platz mehr als ausfüllt, stört nichts, versöhnt und verklärt alles; aber Agnes neben Dora, neben dem alternden child-wife, kann nur Auflösung bringen: denn kein rechtes Weib duldet eine Theilung, und wäre die Theilende die eigene Schwester, begnügte sie sich mit dem geistigen Theil. Immer unbehaglicher wird der Ton der beiden Gatten gegen einander, kälter, dann aber auch wieder gereizter: er fühlt wohl, daß nicht alles ist wie's sein

sollte, und hat doch nicht gelernt sich etwas zu verweigern. Der Gedanke an das, was sein Herzensleben hätte sein können und was es war, nagte an ihm; und immer von neuem beschwor er die Gestalten seiner Phantasie herauf, um die Gestalten des Lebens zu verscheuchen, versuchte er immer wieder jene „so glückliche und doch so unglückliche Existenz, die ihre Wirklichkeit in der Unwirklichkeit sucht und ihren gefährlichen Trost in dem ewigen Entfliehen aus der Herzensenttäuschung ringsumher findet.“ ... „Wie ist's,“ schreibt er ein andermal mit Anspielung auf seinen Lieblingshelden David Copperfield, „wie ist's, daß mich nun immer, wenn ich trübe gestimmt bin, ein niederschlagendes Gefühl befällt, als ob ich das einzige Glück auf Erden verfehlt habe, als ob es einen Freund oder Gefährten gebe — das Englische erlaubt auch zu lesen: eine Freundin oder Gefährtin — den ich nie getroffen?“ Immer deutlicher wird es ihm, und immer entschlossener wirft er sich in den Strom, ringend, rudernd, um nicht allein mit sich zu bleiben und mit seinen Gedanken. „Wie sonderbar es auch sein mag nie ruhig zu sein, nie zufrieden, immer nach etwas zu streben das man nie erreicht, immer beladen mit Planen und Sorgen und Qualen; wie klar ist es doch wieder, daß es so sein muß, und daß man von einer unsichtbaren Macht getrieben wird, bis die Reise zu Ende gearbeitet ist. Viel besser ist es vorwärts zu gehen und sich zu verzehren, als still zu stehen und sich zu verzehren. Was die Ruhe anbelangt, so gibt's dergleichen nicht im Leben für gewisse Menschen.... O die alten Tage, die alten Tage! Werd' ich je — so frag' ich mich wundernd — werd' ich je wieder der Mensch werden der ich war?

Etwas davon vielleicht — aber nie ganz wie es war. Ich finde, das Skelett in meiner Kammer wird immer größer."*)

Kaum bleibt ihm einige Tage nachher noch das schmerzliche Wort auszusprechen: „Die arme Katharine und ich sind nicht für einander gemacht, und da ist keine Hülfe. Sie macht mich nicht nur unglücklich und unbehaglich, sondern ich sie — und zwar viel mehr."

So trennten sich denn die Gatten für immer im zweiundzwanzigsten Jahr einer Ehe, deren Beginn so heiter und glücklich gewesen war. Aber auch die Trennung gab dem Aufgeregten die Ruhe nicht. Dickens war der Mensch nicht glücklich und zufrieden zu sein, wenn er wußte, daß jemand seinetwegen unglücklich und unzufrieden war; nur die Thätigkeit konnte ihm jene Schließerin der Herzenswunden: Vergessenheit, bringen, von welcher Lenau singt. Wohl schuf er sich eine neue Heimath, jenes Gadshill bei Rochester, das er als Kind bewundert und geliebt, wo ein Theil „David Copperfields" spielt, Falstaffs Gadshill; wohl schmückte und erweiterte er es unablässig, wohl suchte er Comfort auf Comfort darin zu häufen; aber er wollte des neuen Herdes nicht recht froh werden: immer wieder trieb's ihn hinaus in's feindliche Leben, zu „wetten und wagen, das Glück zu erjagen". Hin war die Heiterkeit,

*) Es ist bekanntlich eine englische Redeweise, ein Sprichwort, wenn man so will, das da, mit Anspielung auf eine alte italienische Novelle, behauptet: jedermann, selbst der anscheinend Glücklichste, habe seinen geheimnißvollen Winkel, wo er das an ihm nagende Unglück beherberge — wie jene reiche und heitere Italienerin das Skelett ihres Geliebten, den ihr eifersüchtiger Mann getödtet hatte, auf dessen Geheiß in ihrem Schlafgemach halten mußte.

die nie versiegende, des Gesellschafters; hin der unbefangene Scherz mit den Kindern, die ihm gefolgt; nur seine treuen Doggen schienen ihn ohne Vorwurf anzublicken, und mit ihnen durchstrich er rastlos eilend den Schauplatz seiner Kindheit. Wie hart hatte die Hand des Schicksals auf dem darbenden Knaben geruht; wie viel härter ruhte sie jetzt auf dem reichbegüterten, ruhmbeladenen Manne!

So war Dickens ein anderer geworden und doch derselbe geblieben in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Er war der alte Dickens, nur waren alle seine Thätigkeiten und Eigenschaften ins Superlative gegangen: etwas Uebertriebenes ist in all seinem Thun wie in seinen Erzeugnissen; der Adel der Gesinnung ist aber noch immer der Boden, auf dem diese ganze moralische Vegetation, selbst die wunderlichste, sproßt. Dickens war ein voller Mann, in Haß und Liebe; aber die Liebe war die Stärkere. Rührend war er bei seinen Kindern, wenn sie krank waren, bei allen Kranken und Dürftigen, durch seine Gegenwart allein mehr Trost, Stärkung und Heilung bringend als Arzt und Arznei; großartig war seine Mildthätigkeit, die stets mit vollen Händen spendete, und nicht Geld allein, auch Zeit, Sorge, That und Liebe spendete. Wie der Mensch die Armen und Geringen liebte, von Grund seiner Seele liebte, nicht wie der demokratische oder kirchliche Propagandist, der für das Volk predigt, bettelt und kämpft, im Grund aber sich selbst oder höchstens doch eine Abstraction, eine Idee meint, sondern wie ein San Francesco, der Fleisch und Blut liebt, der mitleidet — wie schön, wie tief ist doch das Wort, und wie ganz vergessen ist der Sinn in unserer Zeit der Wohlthätigkeitsbälle, Wohlthätig=

keitslotterien, Wohlthätigkeitsconcerte! So in der Freundschaft. Wie erhaben war der Mann über kleinlichen Neid. Die besten und größten Menschen der Generation waren seine Freunde, und nicht nur Maler, Politiker, Gelehrte, bei denen die besondere Concurrenz wegfiel und nur die allgemeine, am Erfolg überhaupt, bestehen konnte, auch die Roman-Schriftsteller, und zwar die größten, Thackeray und Bulwer, waren seine innigen hochbewunderten Freunde.

Dickens war durchaus ein ganzer Mensch. „Ich gebe mein Herz nur gar wenig Leuten; aber ich liebte lieber den unversöhnlichsten Menschen der Welt als einen Gleichgültigen, der, wenn mein Platz morgen leer wäre, zusammenrücken und mich nie vermissen würde.“ Dies war die Grenze, wo das gesunde englische Gefühl der Sentimentalität innezuhalten gebot. Aehnlich ging's ihm mit seiner Phantasie: sie streift bis an Mysticismus, Aberglauben, Spiritismus; aber nie übertritt sie die Linie, wo der common sense Wache hält. So auch mit seinen politischen Ueberzeugungen: er war bekanntlich ein eingefleischter Demokrat und Radicaler, aber ohne alle phraseologische Selbsttäuschungen: er, der alte Abolitionist, spricht von der „traurigen Abgeschmacktheit, diesen Leuten (den Negern) das Stimmrecht zu geben.“ Manchmal zog auch er, wie's nicht anders sein kann, die Consequenz der Demokratie, den Cäsarismus und die Mißachtung der Freiheit; aber er kommt doch immer wieder davon zurück. Er hat das Glück, als Engländer, die Logik nicht, wie ein Franzose es thut, als die höchste Gottheit zu verehren. So meint er im August 1854 noch: es sei kein Heil, bis ganz England „etwas von seiner eigenen Verachtung für das Haus der Gemeinen“ empfinde; im September

1855: daß „das Repräsentativsystem Bankerott gemacht" habe in England, daß „die ganze Geschichte mit dem großen 17. Jahrhundert zusammengebrochen und keine Hoffnung mehr vorhanden ist." Er erklärt: sein Glaube an ein „regiertes Volk" sei unbegrenzt, und protestirt so gegen das selbstregierende Volk. Nach 1868 — dazwischen liegt die Wahlreform von 1867, hauptsächlich aber die zweite Reise nach Amerika, die ihm, noch mehr als die erste, eine heilsame Furcht vor demokratischen Institutionen eingeflößt — nach 1868 bescheidet er sich, wie jeder gute Engländer, dem die Mill'sche Schule den Kopf nicht verdreht, dabei, daß man „an den englischen Einrichtungen verbessere was schlecht sei, aber ohne es durch neue zu ersetzen."

Wohl machen die letzten Jahre Dickens' einen traurigen Eindruck, und man möchte fast wünschen, er wäre in der Fülle der Kraft — etwa nach „Bleak House" — vom gütigen Geschick weggenommen worden: sein Bild würde als ein harmonischeres, heitreres vor uns schweben; und doch selbst in diesen Jahren abnehmender Schöpfungskraft und zunehmender Unsicherheit erscheint er uns als Mensch, „wie jemand, zu dem man Zutrauen haben und zu dem man aufblicken kann wie zu einem Führer mitten in einer großen Gefahr." (Sir Arthur Helps.) „Nie war jemand so beliebt noch so betrauert," durfte Dr. Jewett von ihm in seiner schönen Leichenrede in Westminster Abbey sagen; und wir fügen hinzu, daß trotz aller vorübergehenden Verfinsterungen nie jemand ein größeres Recht hatte, so von seinem Land und seiner Generation geliebt und betrauert zu werden, als „der gute, der milde, der hochbegabte, der immer freundliche, edle Dickens — jeder Zoll ein Ehrenmann." (Thomas Carlyle.)

XX.

Brighton.

Die Fabel der Nibelungen, wie der Edda, reizt immer und immer wieder die modernen Dichter; aber sie ist wie Brunhilde selber: sie läßt sich nicht zwingen, es sei denn Sigurd, der Göttersohn, der Genius, lege die Hand an sie. Noch war die nordische Sage zu Goethe's und Schiller's Zeiten der deutschen Nation nicht hinlänglich vermittelt, als daß einer der Beiden an das Wagestück hätte denken sollen. Selbst heute ist sie uns noch viel fremder als die hellenische, trotz aller Bemühungen der Gelehrten, der Volkserzieher, der Dichter, trotz des immer lebhafter erwachten Nationalgefühls. Und es ist nur natürlich, daß dem so sei. Der Stoff an sich ist spröder, als der der griechischen Mythologie und Heldensage. Kein Homer hat ihn mit dem sicheren Instincte der Kunstwahl gesichtet, mit leichtem Meißel in heiter-schönen Umrissen hingestellt, kein Aeschylos oder Sophokles haben darin die Tiefe einer gereifteren Weltanschauung, die Weisheit einer milderen Bildung niedergelegt. Und selbst aus diesem Stoffe, der uns auf solche Weise soviel näher gebracht worden, ist es im Grunde nur Einem gelungen, einen Bruchtheil dem

modernen Bewußtsein ganz anzueignen: Goethen in der „Iphigenie“.

Was heißt das aber, eine alte Sage dem modernen Bewußtsein aneignen? Heißt's den ahnungsvollen Sinn derselben in abstracte Formeln bringen? Heißt's die Gestalten der Vorzeit handeln und reden lassen, wie wir heute handeln und reden? Heißt's das Wunderbare abstreifen oder auf natürliche Weise erklären, wie die rationalistischen Theologen die Wunder Jesu? Nichts von Alledem. Eine alte oder fremde Sage ist unserm Bewußtsein angeeignet, wenn es uns der Dichter ermöglicht, in ihr sofort unsere eigene Weltanschauung herauszufühlen und sie dabei doch so beläßt, daß jenes Geschlecht, welches sie erzeugt, wenn es wieder erstände, sie und sich selber sofort darin wiedererkennen müßte. Das hat Aeschylos mit dem Prometheus, Sophokles mit dem Oedipus, Goethe mit der Iphigenie gethan. Dazu aber gehört dreierlei: das Genie, die feinste künstlerische Ausbildung und ein vollständiges Durchdrungensein von dem Geiste der sittlichen, religiösen und politischen Weltanschauung der eigenen Zeit.

Es gibt gewisse Gedanken oder, wenn man lieber will, Ahnungen und Gefühle, welche unter verschiedensten Gestalten, in allen Religionen und Heldensagen den Kern bilden: sie sind der Religion und Sage so wesentlich, daß Beide aufhören würden zu sein, wenn jene verschwänden. So wäre z. B. eine Religion ohne „unbekannte höhere Wesen, die wir ahnen“, gar nicht denkbar; aber die Formen, die der Mensch diesen Wesen leiht, sind mannichfaltig ins Unendliche. Der Dichter, der sich eines alten oder fremden Stoffes bemächtigt, verändert nun dessen Form nicht, wie

der Philosoph; aber er läßt uns in Zeus, in Odin jene selbigen „höheren Wesen" errathen, die wir unter anderen Gestalten uns heute vorzustellen gewohnt sind. So ist's mit der Idee des Schicksals, der Erbsünde, der Buße, der Gnadenwahl und vielen anderen Ideen, welche von einer wahren volksthümlichen Religion fast unzertrennlich sind. So sehr auch der Name und die Form dieser Ideen je nach Land und Zeit wechseln mögen, so abgeschwächt heutzutage das Gefühl derselben sein mag, sie bleiben in ihrem Wesen stets die nämlichen. Ob das Fatum den Oedipus verfolge, oder ob Wallenstein sich „eine Mauer aus seinen eigenen Werken aufgebaut": Beide unterliegen dem Schicksal. Ob der sonderbare Held der „Andacht am Kreuze" gerettet ist, trotz aller Verbrechen, weil ihn der Gekreuzigte beschützt, oder ob Tom Jones trotz aller Peccadillen für uns ein edler Mensch bleibt: der Eine wie der Andere sind es durch Gnadenwahl. Will ein moderner Dichter uns einen Oedipus geben, der uns ganz verständlich sei, und an dem doch auch den gläubigen Hellenen Nichts befremden sollte, so mag er wohl die Sage im Einzelnen ändern, aber er muß sie im Wesentlichen bestehen lassen: er muß das Schicksal so darzustellen wissen, daß es, je nach dem Standpunkte des Beschauers, als ein unerklärliches, beinahe zufälliges, oder auch als ein selbstverschuldetes, nothwendiges erscheine. So würde unzweifelhaft Goethe's Iphigenie keinem Hellenen fremd vorkommen, wenn auch der Dichter einzelne Nebenpunkte der Fabel geändert: ja, die eigene Sage dürfte ihm durch sie näher gerückt, bedeutsamer werden; während der deutsche Zuschauer sich durch Nichts unangenehm berührt fühlt, wie es ihm doch sicher mehr als einmal, selbst bei

der Oresteia und der Antigone, ergeht. Dies hohe Ziel hat aber Goethe einzig dadurch erreicht, daß er die griechische Fabel seinen Landsleuten und Zeitgenossen dichterisch deutete, wie der Künstler uns die Natur deutet. Was wir abstract den Sieg der Gesittung über die Barbarei, der Wahrheit über die List, was wir den beruhigenden Einfluß der Schwesterliebe, die civilisatorische Macht des Weiblichen, was wir die ererbte blinde Leidenschaft und Bewältigung derselben durch Selbstüberwindung u. s. w. nennen würden, tritt hier concret, nicht allegorisch, vor uns hin, aber mit einer Deutlichkeit, die wir bei dem Euripides durchaus vermissen; und daran ist nicht so sehr das überlegene Genie des Deutschen, als die uns nähere Bildung seines Zeitalters und Landes die Ursache.

Der junge Dichter, dessen Drama ich eben gelesen*), hat offenbar etwas Aehnliches angestrebt, und, wenn es ihm auch nicht vollständig gelungen ist, die Aufgabe zu lösen, so will es mich doch bedünken, er ist wenigstens dieser Lösung in Bezug auf die germanische Sage näher gekommen, als irgend einer seiner Vorgänger, Hebbel nicht ausgenommen. Seine Charaktere sind noch etwas allgemein; sie dürften etwas individueller sein. Manches Unschöne und Rohe der Fabel ist nicht hinlänglich gemildert. Der Sinn der Sage ist hier und da zu abstract und zugleich zu greifbar vorangestellt. Auch fehlts, wenigstens dem ersten Stücke des Doppeldrama's, an theatralischer Kürze: so schön sie auch sein mögen, sind die Reden zu lange und machen uns um so ungeduldiger, je lebhafter das Interesse,

*) The Charm and the Curse. A Tale dramatized from the Edda. By Charles Grant. Jena and London 1873.

das uns der Dichter an der Handlung und an einzelnen Personen — wie Brunhild im ersten, Atli im zweiten Drama — einzuflößen gewußt hat.

Nicht genug dagegen ist die Sprache zu loben: man sieht, wie sehr sich Herr Grant das Studium Shakespeare's und Milton's hat angelegen sein lassen. Die Diction ist stets edel, ohne je auf Stelzen zu gehen, poetisch bei großer Knappheit und Einfachheit, die wiederum ihrerseits nie in Nüchternheit ausartet, und man wird an die goldene Zeit des englischen Verses erinnert, ohne daß je durch Archaismen in Ausdruck oder Wortstellung künstlich daran gemahnt würde. Nach der affektirten Kinder- und Salonsprache, der halsbrechenden Syntax und prunkenden Wortmalerei, der künstlichen Ueberfülle und dem gesuchten Miltonisiren der neuesten englischen Dichtung, ist diese Einfachheit eine wahre Wohlthat. Es ist, als ob die Poesie wieder in ihr gutes, altes Recht eintrete, das Erfassen des Gedankens durch Ausdruck und Tonfall zu erleichtern, anstatt es, wie die fashionable Dichterschule Englands, zu erschweren oder gar die Abwesenheit von Gedanken und Anschauungen durch das Getöse mit sesquipedalibus verbis zu verhüllen. Ist man doch oft versucht, selbst bei den Meistern und Tonangebern, an die wohl hauptsächlich Victor Hugo geltenden Worte Mérimée's zu erinnern: pour nos poètes, la rime d'abord, puis le bon sens, s'il y a place dans le vers. Nicht zufällig ist diese Coïncidenz des europäischen Geschmackes in allen Künsten und der Dichtkunst zumal: Theophile Gautier's und Baudelaire's Beispiel ist, in Deutschland und Italien so gut wie in England, in der Musik, Malerei und Bildhauerkunst so gut wie in der Poesie, nicht aus

Nachahmung, sondern aus Zeitbedürfniß, befolgt worden: Sinnlichkeit und Ueberfülle im Gedanken und Bilde, wie im Ausdruck und der Gestalt, Anhäufung der Mittel die Form als Selbstzweck, herrschen überall vor; und der mäßigende beschränkende Verstand, wie die reine und keusche Anschauung, fehlen unsern Modekünstlern meist gleicherweise.

Denn zu diesem Farbenreichthum, der sich in der Kostümmalerei so wohl fühlt; zu dieser, trotz der unendlichen Amplification der wenigen Gedanken, immer undurchdringlicheren Dunkelheit des Ausdrucks; zu dieser bernineskèn Bewegtheit der Formen gesellt sich und gehört nothwendig auch das absichtliche Concretseinwollen einer abstract gebildeten Zeit, ein gewisses ungesundes Behagen am Wollüstigen, ein Heidenthum ohne Naivetät, das mit der unbefangenen Freude der Alten am Nackten so wenig gemein hat, als gewisse orakelhaft symbolische Reimerei mit Aeschylos' granitnen Versen, oder ein gewisser blendender Colorismus, man verzeihe das Wort, mit Paul Veronese's heiterer Fülle.

Nirgends war dem so in höherem Grade als in England, und daß ein englischer Dichter wieder eine so natürliche und kräftige, klare und einfache Sprache anstimmt, wie Herr Grant, ist, nächst dem Wiederaufnehmen des lange Zeit so vernachlässigten Byron, schon als ein Zeichen wiederkehrender literarischer Gesundheit zu bewillkommnen: es ist schon dafür gesorgt, daß man von dem aufgefrischten Drydenthum nicht sofort wieder in einen erneuten Popeismus verfalle.

Nun ist aber hier nicht allein über die Sprache, sondern über die ganze Denk- und Fühlweise ein seltener

poetischer Reiz ausgegossen, und auch an dramatischer Wirkung fehlt es nicht: einzelne Scenen sind sogar vom höchsten tragischen Effect. Die Weise, wie der Dichter, den Shakespeare'schen Vorgang benutzend und erweiternd, aus den Gesprächen der ungenannten Lords oder Mädchen, die als „Erstes, Zweites, Drittes" u. s. w. auftreten, eine Art Chor im antiken Sinne gemacht hat, ist äußerst glücklich. Die eingestreuten allgemeinen Gedanken sind selten, aber immer zutreffend, oft tief, durchaus motivirt und wie geboten durch die Handlung. Doch genug des literarischen Urtheils. Wer darauf Werth legt, wird sich durch das Gesagte schon hinlänglich bewogen fühlen, das bedeutende Gedicht in die Hand zu nehmen, das trotz mancher mißlungenen Partien gewiß eine lohnende Lectüre sein wird. Ob es sich auch in der Aufführung bewähren würde, ist eine Frage, die ich nicht so ohne Weiteres bejahend zu beantworten wage. Dagegen erlaube man mir noch einige Bemerkungen über die Weise, wie unser Dichter jene oben angedeutete Aufgabe: einen uns fremd gewordenen Stoff unserm modernen Bewußtsein näher zu bringen, verstanden und gelöst hat.

Daß Herr Grant diese versucht, daß er nicht — wie es wohl auch Dichter ersten Ranges, Racine unter Andern, gethan — sich damit hat begnügen wollen, den Stoff als Mittel zu benutzen, um Leidenschaften zu schildern oder dramatische Spannung zu erzeugen: daß er, wie die deutschen Dramatiker, die sich desselben Gegenstands bemächtigt, ihn wirklich in seiner transcendentalen Bedeutung dichterisch auszulegen sich vorgenommen hat, liegt auf der Hand. Ist es ihm aber auch gelungen?

Der Charakter der Sage ist mit großer Treue und poetischem Gefühl wiedergegeben. Die Aenderungen, die der Dichter vorgenommen, sind unbedeutend und meist zu billigen. Dahin gehört auch die Ersetzung der skandinavischen Namen des Originals durch die uns bekannteren mittelhochdeutschen. Hogni wird Hagen, Guttorm Giselher, Gunar Gunther, wodurch freilich, wenigstens für den deutschen Leser, die Nibelungentradition diejenige der Edda manchmal störend durchkreuzt; doch scheint der Verfasser dabei durch Rücksicht auf die Bühnenvorstellung geleitet worden zu sein. Eine ähnliche Rücksicht hat ihn bewogen, verschiedene materielle Einzelheiten durch andere zu ersetzen: wie z. B. die Flamme um Brunhildens Schloß durch einen Kampf mit der Walküre. Daß an Stelle des Bades, bei dem sich die beiden Heldinnen streiten, der Tempel Odins gesetzt wird, daß im zweiten Theile die Scene mit Hogni's Herz, sowie mit den als Speise für den Vater aufgetragenen Söhnen Atli's, einfach in den Tod des Helden und in die Vorzeigung der kleinen Leichname umgeändert worden, ist zum Theil wohl auch der Vorstellbarkeit wegen geschehen, zum Theil wohl aber auch, um unser Zartgefühl nicht zu verletzen:

> Segnius irritant animos demissa per aures,
> Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus et quae
> Ipse sibi tradit spectator.

Nicht genug zu loben ist die Umwandlung der Sage in Bezug auf Guttorm (Giselher), der nicht von Sigurd's Hand fällt, sondern von Atli's und so das Geschick des Hauses Giuki's bis zu Ende theilt, und die Härte des einen Bruders, die Schwäche des andern, durch seine edle, jugend-

lich reine Gestalt wohlthätig mildert. Andere unerhebliche Aenderungen lasse ich unerwähnt. Es genügt festzustellen, daß in ihrem Wesen die Fabel der Edda unversehrt beibehalten ist. Ebenso ist der allgemeine Charakter derselben bewahrt, und die locale Farbe, die über das Ganze ausgebreitet ist, bildet vielleicht das größte poetische Verdienst des Gedichtes. Doch liegt gerade hier wieder in anderer Hinsicht auch ein Nachtheil. Die Handlungen der Männer sind zu groß: unsere Begriffe von List und Grausamkeit würden sich mit weit Wenigerem begnügen. Ebenso scheint mir die Motivirung im Einzelnen bald übertrieben, bald unzureichend. Der Haß Atli's gegen Gudrun's Brüder wird nicht genügend erklärt durch die Entehrung der Schwester noch durch das Brunhilden zugefügte Unrecht. Die Episode mit Herkya, der Beischläferin Atli's, könnte als unnöthig bei Seite gelassen werden, und das Gottesgericht der Feuerprobe vor unseren Augen ist eine zu starke Zumuthung für unsere moderne Fähigkeit des Wunderglaubens. Doch kommen wir zur Grundidee des Ganzen und deren Vermittlung durch den Dichter.

Der Untergang eines Heldengeschlechtes ist der Gegenstand der Edda wie der Ilias, der Nibelungen und der Chanson de Roland. Bedeutsam knüpft die scandinavische Sage daran den Untergang einer Götterwelt. Zauberei und Fluch — a charm and a curse — führen diesen Ruin herbei. Es galt uns Modernen in der sinnlichen Liebe die Zauberei, in der wilden Leidenschaft den Fluch des Menschen zu vergegenwärtigen, in der Zerstörung eines Geschlechts und seiner Götter aber den Sieg einer höheren Weltanschauung über eine rohere. Der Abfall von dem,

was einst die Berechtigung jener alten Weltordnung ausgemacht, mußte die Nothwendigkeit dieses Sieges uns klar machen. Das ist nun Alles unserem Dichter sehr ungleich gelungen. Der nahende Triumph des Christenthums — sehr einfach und schön am Schlusse des ersten Theiles angedeutet — wird, wenn auch nicht auf die plumpe Weise Hebbels, so doch immer noch gewaltsam und unvermittelt genug durch die Christensclavin des zweiten Theiles hereingezogen; während die Rohheit der heidnisch-barbarischen Weltordnung und die Nothwendigkeit ihres Untergangs auf's Anschaulichste und Natürlichste dargelegt ist. Sigurd's Vergessen der Brunhilde, seiner ersten Geliebten, ist ganz äußerlich durch den Zaubertrank der Mutter Gudrun's herbeigeführt. Herr Grant hätte in Wagner's „Tristan und Isolde" lernen können, wie ein solches Motiv verinnerlicht werden kann, ohne im geringsten abstract zu werden. Sehr schön dagegen und durchaus verständlich will mir der Fluch, der auf dem ganzen Geschlecht ruht, durch die Schuld und die blinde Leidenschaft Aller erklärt scheinen, und das Opfer des Unschuldigen wird, wie in der antiken Sage, zu einem tieftragischen Motive mehr. In dieser Hinsicht ist das Gedicht ganz modern trotz aller Bestimmtheit des historisch-lokalen Tones. Die ganze selbstherbeigeführte Verwicklung ist dabei in klaren Umrissen gezeichnet, so daß selbst der mit der Sage völlig Unbekannte sich leicht darin zurechtfindet.

Nicht so verständlich, unserm Gefühle nicht so nahe gebracht, ist das übertriebene Pflichtgefühl der Vasallentreue. Hier hätte der Dichter des XIX. Jahrhunderts mildern müssen. Es ist unserer sittlichen Anschauungsweise geradezu

unbegreiflich, daß Sigurd aus Treue und geschworner Eide halber eine Feigheit begehe, wie die Bezwingung Brunhilden's in ihrem Schlafgemach, oder daß Dietrich von Bern die drei Brüder der von ihm so geehrten Gudrun hundert gegen einen angreifen sollte, um sich Atli'n treu und dankbar zu erweisen. Beides würde uns nur dann erträglich erscheinen, wenn dort Gunther, hier Atli ohne die Hülfe Sigurd's und Dietrich's untergehen müßten. In dem Drama aber, wie in der Sage, ist davon gar nicht die Rede. Sigurd thut das Unedle, nicht um seine Freunde aus Lebensgefahr zu retten oder vor Entehrung zu wahren, sondern um sein Wort einzulösen — so loyal sind wir nicht mehr. Von Dietrich's Dazwischenkunft ist gar, wenn ich nicht irre, in der Edda die Rede nicht: sie ist ganz müßiger Weise erfunden, wie überhaupt Dietrich füglich aus dem ganzen Drama hätte wegbleiben können.

Diesen allzu feudalmittelaltrigen Gefühlen der Treue gegenüber ist wiederum das Liebesverhältniß Oddrun's und Gunther's ein allzu neumodisches, und der Dichter hat nicht genug betont, wie das Verbrechen desselben auf der Illegitimität einerseits, auf der Unzartheit andererseits beruht, mit welcher die Geliebte in dem Geliebten den Schänder ihrer Freundin und Milchschwester Brunhilde vergißt. Dafür, daß Herr Grant im Kampfe Brunhilden's und Sigurd's, nicht wie Hebbel*) den Kampf zwischen den beiden Geschlechtern gesehen, kann ich ihm nur Dank wissen. Nichts, durchaus Nichts berechtigt zur Unterschiebung einer so

*) — — in dir und mir
Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
Den Kampf ums Vorrecht ausgekämpft.

modernen Idee unter die alte Sage, des abstracten, modernen und geschmacklosen Ausdruckes ganz zu geschweigen. Ueberhaupt sind die Gestalten, die Gedanken, die Gefühle, die Worte bei dem englischen Dichter viel unbewußter, naiver als beim deutschen.

Auch daß er die Eddasage lieber als die Nibelungensage zum Gegenstand gewählt, beweist viel größeren poetischen Takt. Eine Chriemhild und ihre langathmige Rachsucht ist es unmöglich, uns dramatisch schön erscheinen zu lassen; eine Gudrun, die ohne Vorbedacht im Augenblicke der schnödesten Herausforderung die Medeathat vollbringt, ist wohl eine Gestalt, die den Dichter reizen kann. Auch ist die ganze Nibelungensage schon durch das Christenthum verdorben, ihres wahren innerlichen Zusammenhanges beraubt. In der Edda besteht noch ein Verhältniß zwischen der Götterwelt und dem Hause Giuki's, wie in der hellenischen Sage zwischen dem Olymp und den Tantaliden: die ganze Anschauung der Blutrache ist eine heidnische: der ganze Codex von Moral ist ein heidnischer. Das Münster zu Worms mit seinem Glockenklang hat mir immer die Nibelungensage verdorben. Wo bleibt da die innere Einheit der Sage? Auf dieser Einheit aber beruht alle große Poesie, sei es unbewußt, sei es bewußt. Aufgabe des modernen Dichters ist es, bewußt den Zusammenhang darzulegen zwischen Natur und Mensch, zwischen Schicksal und Charakter, zwischen Zufall und Leidenschaft, zwischen Ahnung und Wirklichkeit, Glaube und That, Sitte und Individuum. Er geht eben auf die Wiederherstellung des Zusammenhanges, wie der Mann der Wissenschaft auf die Auflösung desselben geht: er sucht das Ganze, wie Jener die Theile,

er knüpft die unsichtbaren Fäden immer wieder an, die Jener immer wieder zu zerschneiden nicht müde wird. Einen solchen Zusammenhang in der Eddasage gesehen zu haben verräth schon einen dichterischen Blick: ihn, wenn auch nicht immer mit gleichem Glück, uns aufgedeckt zu haben, beweist kein gewöhnliches dichterisches Können. Hoffen wir, daß Herr Grant hier nicht stehen bleibt.

II.

Französische Studien

englischer Zeitgenossen.

I.

Pariser Zustände im Lichte des englischen Romans.

1.

Liest man die englischen Zeitungen und Zeitschriften mit einiger Regelmäßigkeit, so kann Einem die auffallende Thatsache nicht entgehen, daß die französischen Verhältnisse darin einen weit größeren und hervorragenderen Platz einnehmen, als die des ganzen übrigen Festlandes. Man fragt sich dann wohl, worin dieses lebhaftere Interesse an Frankreich seinen Grund hat, da doch das ewige Einerlei der französischen Geschichte seit nahezu einem Jahrhundert so ganz dazu angethan scheint, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu ermüden, die Engländer aber weder durch Blutsverwandtschaft, noch durch Gemeinsamkeit der Interessen, noch auch im Grunde durch besonders lebhafte Sympathie mit Charakter oder Temperament ihrer Nachbarn jenseits des Kanals auf diese hingewiesen sind. Wie kommt's, daß „Times", „Daily News" und „Pall Mall Gazette" —

um nur die drei vornehmsten Organe der Tagespresse zu nennen — allmorgentlich lange Spalten mit telegraphischen Berichten über die Versailler Kammersitzungen, ja, über Pariser Leitartikel bringen, während z. B. die gesetzgeberische Umwandlung Deutschlands von 1867—1873, vielleicht eine der bedeutendsten Evolutionen der Weltgeschichte, nirgends eingehend besprochen, ja kaum vorübergehend erwähnt worden?

Denkt man jedoch einen Augenblick über die Sache nach, so wird man bald eine Menge von Erklärungsgründen entdecken, deren Einer schon hinreichte und welche zusammengenommen die auffallende Erscheinung als eine ganz natürliche hinstellen. Und da müssen wir denn, um gerecht zu sein, vor Allem die Natur selber des französischen Geistes und Wesens nennen und mit Julian Schmidt wiederholen: „Es ist wahrlich nicht schwer, die Fehler dieser liebenswürdigen Nation herauszufinden; schwer ist es aber, sie nicht zu lieben, wenn man sich etwas ernstlicher mit ihr beschäftigt." Auch können die feineren Formen, mit welchen Naturanlage den Franzosen ausgestattet und die ein alter Wohlstand ihm zu pflegen erlaubt hat, dem so streng auf äußere Sitte haltenden Briten nur wohlthuend sein, wenn sie auch seinem undemonstrativen Sinne manchmal etwas übertrieben, ja sogar ein klein wenig lächerlich vorkommen mögen. Der dramatische Charakter der französischen Zeitgeschichte, die stets nur vierte Aufzüge zu haben scheint und, gleich gewissen modernen Schauspielen, gerade wenn die Lösung unabwendbar scheint, den Knoten immer wieder von Neuem schürzt, die Kunst der Inscenirung und die schöne Diction der Spieler, welche nie fehlen und dem gerade aufgeführten Stücke, so verbraucht auch Gegen=

stand, Grundgedanke, ja Situationen sein mögen, stets neue Anziehungskraft leihen; die verwandte, leichtverständliche Sprache, die geographische Nähe — ist doch Paris so nahe als Edinburgh — Alles das trägt dazu bei, die Neugierde des englischen Publikums für französische Dinge rege zu halten.

Dazu kommt aber noch ein Anderes, mächtig Bestimmendes: England und Frankreich sind seit fast einem Jahrtausend in ununterbrochener Beziehung zu einander geblieben. Krieg und Besitz führte den Inselbewohner Jahrhunderte lang in das schöne Land. Sprache, Literatur, Staatsleben standen, wenigstens was die Form anlangt, unter vorwiegend französischem Einfluß seit ihrem Entstehen. Auch später noch, nach dem endlichen Sieg des sächsischen Elementes im Inselreich, dauerte der bald feindliche, bald freundliche Verkehr fort. Die Dynastien beider Länder waren im XVII. Jahrhundert enge verschwägert, und man weiß, wie tonangebend, tiefgreifend damals das Beispiel der Höfe war. Wiederum, wie zu Chaucer's Zeiten, hatte die französische Dichtkunst einen großen Vorsprung: auch die Männer, welche unter Königin Anna die englische Literatur erneuerten und reinigten, waren von ganz französischer Bildung, überzeugte Bewunderer der französischen Muster. Und wiederum, wenn Addison und Pope ihren Styl nach diesen Mustern bildeten, französische Poetik als unantastbar gelten ließen, so verschlang das französische Publikum Robinson und Tristram Shandy; stellte Rousseau die Clarissa Harlowe neben die Odyssee. Nicht anders war es mit der philosophischen Bildung. Die englischen Denker standen in innigem Zusammenhang mit Frankreich:

die Wechselwirkung war eine ununterbrochene. Malebranche und Gassendi waren so gelesen in England als in Frankreich selber: und wiederum Hobbes, Locke, Hume, so vieler Anderer nicht zu gedenken, gaben der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts den Anstoß. Die englische und französische Aufklärung sind enge Verbündete. Die Wirkung von Voltaire's englischen Briefen war so tief und anhaltend als die von Gibbon's Verfall. Montesquieu's Ideen sind von dem englischen Verfassungsleben eingegeben, wie später die Guizot's und der Doctrinäre. So lehnte in unserm Jahrhundert Victor Cousin vor Allem an die Schotten an; während John Stuart Mill und seine Schule an Comte anknüpften. Und jene Reigenführer des vorigen Jahrhunderts, Montesquieu, Voltaire, wenden nicht nur ihre Blicke, sondern auch ihre Schritte nach England, verweilen dort Jahre lang, selbst Rousseau verschmäht es nicht, dort ein Asyl zu suchen, — freilich in anderer Gesinnung und mit weniger Nutzen als einst Saint-Evremond. Wie Bolingbroke, Chesterfield, Walpole hinwiederum sich zu halben Parisern machten; wie Bentham's Schriften zuerst in französischer Sprache erschienen, wie dann Mill in Frankreich, Guizot in England die ausgebreitetsten Verbindungen hatten, wie so der gesellschaftliche Verkehr mit dem literarischen und wissenschaftlichen Hand in Hand ging, wie die politische Feindschaft an der Scheide beider Jahrhunderte England gleichsam dazu zwang, sein unwillig Auge stets auf Frankreich geheftet zu halten, — Alles das ist ja Jedem gegenwärtig; Alles das aber macht jene Gemeinsamkeit der Cultur, jenen Vorsprung namentlich der Cultur aus, welche beide Länder vor dem Reste Europas

voraus haben; denn was war zu jener Zeit der Zustand des übrigen Europa, staatlich, gesellschaftlich, literarisch, im Vergleich mit dem der beiden Westländer, wenn nicht eitel Barbarei oder todähnliche Lähmung? In andern Worten, während des XVIII. Jahrhunderts war der Schauplatz der Weltgeschichte in Frankreich und England, wie er einst in Griechenland und Rom, in Italien und Deutschland, in Spanien und den Niederlanden gewesen. Heute ist er freilich nicht mehr dort; aber es braucht mehr als Jahrzehnte, um eine so große Thatsache, wie diese Bühnenveränderung, zu begreifen, in sich aufzunehmen: sah doch Frankreich noch bis auf Corneille, ja bis auf Molière, nach Spanien und Italien hinüber. Unsere ganze europäische Cultur von heute ruht im Grunde noch auf der vereinten Arbeit Frankreichs und Englands im vorigen Jahrhundert, wie die der kommenden Periode wahrscheinlich der Hauptsache nach auf der Arbeit Deutschlands von Herder und Kant bis auf Schopenhauer ruhen wird.

Merkwürdig bleibt die Verschiedenheit der Beurtheilung und Auffassung französischen Wesens in den verschiedenen Classen der englischen Gesellschaft, den verschiedenen Parteien, den verschiedenen Zeiten. Wie natürlich, steht die elegante Welt, vor Allem der Hof, beinahe ausnahmsweise dem eleganten Frankreich bewundernd gegenüber, während die Mittelclassen im Allgemeinen den leichten Nachbarn bald Mißtrauen und Neid, bald Haß und Verachtung entgegenbringen. Je nachdem nun bei dem vorwiegend politisch-gestimmten Inselvolke die höfisch-vornehmen Kreise oder die puritanisch-bürgerlichen Elemente vorherrschen, tritt die eine oder die andere Anschauungsweise in den

Vordergrund. Shakespeare unter der protestantischen Elisabeth behandelt die Franzosen immer nur als große Kinder, mit der selbstbewußten Ueberlegenheit des Mannes; etwa wie der Angelsachse später vom Irländer oder Hindu redet. Unter dem Commonwealth erreicht die nationale Antipathie ihren Höhepunkt: man sieht im Franzosen nur noch den Vertreter des Papismus, den abergläubischen, herrschsüchtigen, gewissenlosen Jesuiten, wie man hundertfünfzig Jahre später in ihm nur den Sans Culotte, den „Halbaffen, Halbtiger“ Voltaire's sehen will. Mit ganz anderen Augen sieht das England der Stuarts das Geburtsland Henriettens, der Mutter, das Adoptiv-Vaterland Henriettens, der Tochter, die Heimath des Chevalier de Grammont an: die französische Herkunft allein genügt schon als wirksamster Empfehlungsbrief; sie ist der Stempel, der einem Menschen, einem Werke, einem Gedanken, wie dem Kleide, erst Werth und Anerkennung verschafft. Der Franzose wird als Lehrmeister, als Muster, als Ideal alles Dessen angesehen, was das Leben lebenswerth macht, diesem Ideal nahe zu kommen als der höchste Ehrgeiz; während die mittleren Schichten in religiös-sittlicher Strenge und Kurzsichtigkeit ganz Frankreich für ein Land von Roué's und Atheisten halten, das niedere Volk aber bei seinem schon gar frühe ausgebildeten Typus des schäbigen, beweglichen, überhöflichen, harmlos-eitlen französischen Haarkräuslers und Tanzmeisters bleibt, der auch allen Versuchen des Demagogen, ihn durch den Revolutionshelden in der Blouse zu ersetzen, widerstanden hat. Nicht viel anders aber war es unter der Königin Anna und noch unter Georg IV.: nicht viel anders ist es heute, wo der antifranzösischen Strömung der vierziger

Jahre in der Politik schon längst, seit einem Jahrzehnt auch, durch den Hof der Zukunft begünstigt, in der Gesellschaft, eine entgegengesetzte Richtung gefolgt ist. Zugleich hat sich — vielleicht zum ersten Male in so auffallender Weise — in den Mittelclassen eine entschiedene Reaction zu Gunsten Frankreichs und der französischen Ideen geregt. Die erste Erscheinung ist leichter zu erklären, als die zweite; doch sind beide im Grunde gleich natürlich.

Zwei Männer, und zwar — o Ironie des Schicksals — der Neffe des großen Feindes von Albion, und der letzte Träger der traditionellen europäischen Politik Großbritanniens, bewerkstelligten jenen großen Umschwung in der englischen Politik und Gesellschaft. Napoleon III. war es vorbehalten, jene entente cordiale der beiden Nationen zu verwirklichen, welche Palmerston so lange angestrebt und Louis Philipp's Unaufrichtigkeit und kleinliche Selbstsucht allein verhindert hatten. Das Bündniß gegen Rußland, der Pariser Frieden, der Handelsvertrag von 1860 waren die mächtigen Werkzeuge, die gegenseitigen Besuche der Souveräne die amtliche Aeußerung jenes Umschwungs. Die dem Prinz-Consorten, mit Recht oder Unrecht, beigemessene anti-englische Haltung während des Krimkrieges trug nicht wenig dazu bei, die hohe Gesellschaft Englands den deutschen Einflüssen ab-, den französischen zuzuwenden. Auch auf das Bürgerthum verfehlte die, nicht einmal erwiesene, Thatsache ihren Eindruck nicht; doch war hier ebenfalls der Hauptbeweggrund der Umwandlung ein anderer, wenn auch nicht jener, der äußeren Politik entnommene. Recht im Gegentheil waren es die Streitpunkte der inneren Politik, welche die Sympathien der Mittelclassen mehr nach Frankreich lenkten.

Die rationalistische und demokratische Bewegung, welche seit etwa fünfzehn bis 20 Jahren in England gegen Staatsreligion und Aristokratie ankämpft und, halb unbewußt, das unterbrochene Werk der Puritaner des XVII. Jahrhunderts wieder aufgenommen und fortgesetzt hat, fand ihre Doctrin am reinsten dargestellt, am vollständigsten verwirklicht in Frankreich. Man schloß die Augen vor der Thatsache des französischen Katholicismus: man wollte in der Napoleonischen Monarchie nur ein vorübergehendes Accidens sehen und bestand darauf, den wahren Glauben Frankreichs nur in der demokratischen und rationalistischen Lehre der französischen Republikaner zu sehen, die Civilordnung, die Justiz, die Verwaltung Frankreichs als die, wenigstens annähernde, Verwirklichung des Gleichheits- und Laienstaats, der vaterländischen Aristokratie und Staatskirche entgegenzustellen. Die Anwesenheit vieler Häupter der republikanischen Partei, welche die Verbannung nach London geführt, bestärkte noch den Wahn. Die Form, welche der französische Radicalismus im XIX. Jahrhundert hie und da angenommen — die philosophische Doctrine A. Comte's und die politische E. Laboulaye's — war übrigens ganz dazu angethan, die ernsten, überzeugten, leichtgläubigen Engländer, welche die Form dieses Radicalismus im vorigen Jahrhundert abgeschreckt hatte, jetzt mit demselben zu versöhnen. Zugleich forderte sie der in Deutschland immer mehr auf die Spitze getriebene Historismus — man erlaube mir das ungefüge Wort — und die dort noch blühende metaphysische Speculation zu immer entschiedenerem Widerspruche heraus. Freilich fand auch die deutsche Idee im englischen Gelehrtenstand einen genialen

Vorkämpfer; aber wie vereinzelt steht doch Carlyle neben einem John Stuart Mill, um den sich eine zahllose Schaar von Jüngern drängte und dessen Einfluß sich noch immer in Presse und Parlament fühlbar macht!

Dazu kommt endlich eine nicht unbedeutende Anzahl Solcher, die der politischen Doctrin ferne stehen, wie z. B. Dickens, aber durch Lebensgewohnheit im heiteren Frankreich und verführt durch die Liebenswürdigkeit des französischen Privatmenschen, auch wohl, ohne sich's zu gestehen, durch die Bequemlichkeit einer für Alle sorgenden Staatsordnung verwöhnt, eine sehr natürliche Vorliebe für die Nation und ihre Zustände gewonnen haben. Die Abnahme des, oft etwas strengen und derben, aber kräftigen und gesunden sittlichen Gefühls und Urtheils, welches einst die Nation kennzeichnete, trat besonders auffällig während des Krieges von 1870 in der weibisch-nervösen Parteinahme für den Unterliegenden hervor, dessen Unrecht man doch mit unzerstörbarem Wahrheitssinn zugab. Indeß, wer mag sich unterfangen zu entscheiden, welche Tugend die höhere sei, die herbe der Gerechtigkeit oder die Milde des Mitleidens?

Nun ist es aber nicht selten, daß der Insulaner noch weiter geht, Partei ergreift in den innern Angelegenheiten des Nachbarn, sich leidenschaftlich für oder gegen die Regierung Frankreichs erklärt, und diese seine Gesinnung im Vaterlande zu verbreiten sucht. Nirgends, kaum in Frankreich selber, hat Napoleon III. heftigere Feinde und ergebnere Freunde gehabt als in England. Die Einen sahen in ihm nicht nur, mit echt englischem Gefühl für Rechtlichkeit und Sittlichkeit, den Eidbrüchigen und Sitten-

losen, sondern vor Allem den Vertreter eines Regierungs-systems, das eben nicht geeignet war, ihrem demokratischen Ideale — unter dem es doch wiederum allein möglich — Anhänger zu erwerben; die Andern rühmten den modernen Menschen auf dem Throne, den Kenner des Auslandes, vor Allem Großbritanniens, an der Spitze Frankreichs, den vorurtheilslosen Stifter des westländischen Bündnisses und des Freihandels, den überzeugten Freund Englands. Wie wenig die französischen Republikaner an öffentlicher und privater Sittlichkeit der kaiserlichen Regierung nachgaben, sah der an der Oberfläche haftende Blick der voreingenommenen Gegner des Kaisers nicht, die mit englischer Naivetät und englischem Wahrheitsglauben die ganze sittliche Phraseologie der französischen Republikaner für baare Münze nahmen. Wie geringe Widerstandskraft aber am Ende die gutmüthig wohlwollende Natur des Kaisers den napoleonischen Ueberlieferungen seiner Umgebung entgegenzusetzen hatte, wollten die Bewunderer des Mannes ihrerseits nicht einsehen, weil sie noch immer bei ihm einen Rest jener Energie voraussetzten, die einst so Kühnes gewagt und vollbracht.

Es steht uns frei, beide Strömungen in der schönen oder der politischen Literatur zu verfolgen. Wenn wir die Erstere vorziehen, so ist es nicht allein weil, nach Aristoteles' oft angeführtem Ausspruch, die Poesie mehr Wahrheit, jedenfalls eine höhere Wahrheit enthält, als die thatsächliche Geschichte, sondern vor Allem, weil sie die Leidenschaft weniger anregt und herausfordert und uns in ruhigere Sphären versetzt, als diejenigen sind, in denen die politischen Schriftsteller Englands sich bewegen, welche sich in den

letzten Jahren mit Frankreich beschäftigt und meist auf's Heftigste nicht nur für die Besiegten gegen die Sieger von Sedan, sondern auch für die Republik, ja die Commune gegen das Kaiserreich Partei ergriffen. Aber auch die englischen Dichter und Romanschriftsteller haben sich vielfach mit dem Nachbarlande abgegeben. Am besten kannte, liebte und durchschaute es Thackeray; mehr auf der Oberfläche blieb, seiner Gewohnheit gemäß, Charles Dickens, dessen Beobachtung weniger auf den Grundcharakter und die Weltanschauung der Menschen, als auf ihre Sitten und Eigenheiten (oddities) zu gehen pflegte. Beide reichen aber schon in frühere Jahre zurück. Unter den jetzt lebenden Romanschriftstellern hat der — oder vielmehr die — Vielgelesenste, wenn auch nicht Höchstgeschätzte, vielfach Frankreich zum Schauplatz, die Franzosen zu Helden ihrer phantastischen Erzählungen gewählt; doch beruht das Alles eben nur auf Phantasie, die Beobachtung hat damit gar nichts zu thun. Vielleicht auch hat die ungemessene Bewunderung alles Französischen die Augen der fruchtbaren fashionablen Schriftstellerin geblendet, aber ihr Frankreich hat mit dem wirklichen absolut Nichts gemein und kann deshalb füglich hier unberücksichtigt bleiben. Dagegen liegen vor uns zwei Werke, die, beide voll der wärmsten Sympathie für Frankreich und mit der genauesten Kenntniß der Verhältnisse, jene zwei Richtungen der englischen Meinung in Bezug auf das Nachbarland klar veranschaulichen. Eins der drei nachgelassenen Werke Bulwer's, „the Parisians“, gibt uns eine Schilderung der Politischen und socialen Zustände Frankreichs unmittelbar vor Ausbruch des Krieges. Herr Trois-Etoiles, — ein Pseudonym Grenville-Murray's, des

geistreichen Schilderers deutscher und französischer Dinge in der „Pall Mall Gazette“, — führt uns in die fünfziger Jahre zurück. Sein Roman, der im Ton und der anti-imperialistischen Parteistellung Kinglake's Geschichtswerke ähnelt, schließt sich also auch der Zeit nach dem berühmten „Krimkriege“ an.

„The Member for Paris“ ist das Werk eines äußerst begabten Schriftstellers und eines schärferen Beobachters, eines Sachkundigeren, als Bulwer, der hingegen die höhere Bildung, den weiteren Gesichtskreis, die humanere Gesinnung für sich hat. Der alte Idealist führt uns unzählige Typen der Pariser Gesellschaft vor, die trotz ihrer idealen Allgemeinheit voller Wahrheit sind; der junge Realist stellt uns, mit leichter Namensveränderung, Herrn Billault und Paul de Cassagnac, Herrn Thiers und Arsène Houssaye, Jules Favre und Villemessant, ja selbst Herrn Worth, den Damenschneider, vor, und zeichnet Porträts, deren Aehnlichkeit Nichts zu wünschen übrig läßt, wenn auch die Kunst des Malers nicht immer vollendet zu nennen ist. Während Bulwer den Strömungen der öffentlichen Meinung und den Ideen nachgeht und die herrschenden Gesinnungen der verschiedenen Classen schildert, bringt uns Trois-Etoiles von dem Polizeilocal in's Gefängniß, aus dem Vorzimmer des Ministers in den Salon des Financiers, aus der Zeitungsredaction in's Palais de Justice, aus dem gesetzgebenden Körper auf den fashionabeln Maskenball, von einer Deputirtenwahl zu einem Demonstrationsbegräbniß — kurz, obschon der Knoten des Romans bei ihm fester geschlungen ist als bei dem Novellisten von Fach, beruhen seine Schilderungen doch ausschließlicher auf

wirklicher Beobachtung als die seines berühmten Nebenbuhlers. Beide Werke aber: das des philosophischen Dichters und das des satirischen Photographen, geben zusammengehalten ein recht treues Bild, weniger Frankreichs unterm zweiten Kaiserreiche, als der Gestalt, welche dieses Frankreich in den besten Köpfen Englands einnahm.

Die Engländer haben zwar im Allgemeinen die beneidenswerthe Gewohnheit nichts zu generalisiren, sondern das Einzelne als Einzelnes zu betrachten und gelten zu lassen. Hier sind aber denn doch beinahe alle Figuren als Typen, beinahe alle Verhältnisse als die normalen anzunehmen, und es lohnt sich wohl der Mühe, den beiden geistreichen Romanschreibern zu folgen, nicht um ihre Erzählungen zu analysiren, noch weniger sie ästhetisch zu würdigen, sondern um die dichterische Erzählung gleichsam in eine historische Studie umzusetzen. Der gelehrteste Geschichtsschreiber des französischen Staates kann etwas von den englischen Zeugen lernen.

2.

In wenig Ländern sind die Stände geschiedener als in dem gelobten Lande demokratischer Gleichheit; „und jede Classe ist“, wie Bulwer's Zeitungsschreiber meint, „nicht nur bereit anzuerkennen, daß alle anderen verderbt sind, sondern auch zuzugeben, daß in ihr selber Alles nicht ganz gesund sein könne, so lange die andern nicht reformirt würden.“ Die Ereignisse aber haben dieser natürlichen Trennung noch die unnatürliche Trennung in politische Parteien hinzugefügt,

welche freilich hin und wieder mit den Ständen zusammenfallen. Doch würde man sich den gröbsten Mißgriffen aussetzen, wollte man ohne Weiteres den alten Adel als legitimistisch, die Finanz und Armee als bonapartistisch, den wohlhabenderen und angeseheneren Theil der Bourgeoisie, der Literatur und der Advokaten als orleanistisch, Kleinbürger und studirte Leute als gemäßigte Republikaner, die Arbeiter endlich als Radicale und Communisten, ansehen. Solche Coincidenzen der socialen und politischen Gruppen der Nation dürfen nur mit größter Vorsicht und als eine ganz allgemeine Orientirung im Labyrinthe der französischen Gesellschaft festgehalten werden.

Die mächtige und einflußreiche, vielbeneidete Stellung des reichen Adels in Frankreich ist, selbst nach achtzig Jahren der Revolution, eine Thatsache, welche der Fremde, der nur in Paris, und da nur in den politischen, literarischen oder finanziellen Kreisen lebt, leicht übersieht. Nicht so der unbefangene Beobachter, dem die Gelegenheit geworden, dem französischen Leben wirklich näher zu treten. Er kennt mehr als ein Städtchen Hautbourg, das die Blicke nicht von dem Herrenschlosse wegwendet, wo der Duc von Hautbourg und Clairefontaine seinen Hof hält, und das Füllhorn seines durch die Mitgift irgend einer Miß Guineaman wiederhergestellten Reichthumes über die dankbare Gegend ausschüttet. Seine Equipagen, seine Meute, seine Treib- und Hetzjagden, seine Gäste und seine Dienerschaft sind der Lieblingsgegenstand aller Unterhaltungen, und kömmt der Wahltag, nun so vermag der republikanische Winkeladvokat und sein Freund, der Doctor, nichts, der Unterpräfect und Maire wenig, gegen den Herrn

Herzog, seine Vettern, Lieferanten und Pfarrer, wenn er anders überhaupt sich dazu herablassen will, im gesetzgebenden Körper eines Bonaparte zu sitzen oder gar die Unterstützung des kaiserlichen Herrn Unterpräfects und des Herrn Maire von Hautbourg anzunehmen.

In Paris freilich dient manches hôtel entre cour et jardin jetzt einem Wechselagenten oder einer Feuerversicherungsgesellschaft als Wohnsitz; aber wenn der junge verarmte Marquis de Rochebriant auch nur noch als Miether einer Dachstube in den Palast seiner Väter ziehen kann, so braucht er nur seine Blicke auf das Hôtel de Vandemar gegenüber zu richten, wo das Familienwappen der Vandemar noch prangt, aus dessen Thorweg eben seine Vettern auf fehlerlosen englischen Vollblutpferden heraus reiten, in dessen hohen getäfelten Räumen sein Onkel, der alte Graf Vandemar, ihn als Familienglied nicht verleugnen wird. Freilich, ein Voltairianer ist der alte Graf Bulwer's ebenso wenig, als seine Söhne sich durch ein von ihnen commanditirtes Lädchen ihr Taschengeld vermehren, oder als Trois-Etoiles' rechtmäßiger Herzog von Hautbourg Republikaner und Advokat ist. Von dem freien Gedanken, der die französische Aristokratie des vorigen Jahrhunderts ehrte und adelte, ist keine Spur mehr vorhanden; und mit der Laterne des Diogenes dürfte man vergebens im ganzen Fauburg Saint Germain nach irreligiösen Spöttern suchen. Auch an's Geldmachen denkt noch gar mancher hohe Herr; aber er zieht sicherlich eine reiche Heirath mit Herrn Poirier's Tochter, eine Börsenspeculation oder eine recette générale (Obersteuereinnahmestelle) dem mageren Verdienste eines Lädchens oder der harten Arbeit des Forums vor.

Und gar ein Republikaner von sechzehn Ahnen, mit Schloß und Park, ist eine Erscheinung, die moralisch durchaus unmöglich ist: man sieht, selbst die bestunterrichteten Engländer lassen sich von den frühe empfangenen Eindrücken, namentlich von den Erinnerungen an das Frankreich des XVIII. Jahrhunderts, irre führen.

Schöne Tugenden hat sich deshalb der alte französische Adel doch bewahrt. Neben viel conventioneller Kirchengeherei und Fasterei begegnet man wohl auch noch öfter hier als in irgend einer andern Classe der aufrichtigen, warmen, hülfreichen Frömmigkeit eines jungen Raoul de Vandemar; neben dem verlebten Spieler und dem berechnenden Rennpferdezüchter des Jockey-Clubs dem ritterlichen Ehrgefühl und hohen Sinne eines Enguerrand; neben dem weiten Gewissen des kaiserlichen Generalpächters der loyalen Vasallentreue Alain's de Rochebriant; neben der Nimrodsrohheit und Ignoranz der Mehrzahl dem politischen Verstande und den ausgesuchten Formen eines Vicomte de Mauléon; vor allem aber und beinahe ausnahmslos dem Muth und Patriotismus, der in der Stunde der Gefahr die Gewohnheiten des Wohllebens, wie die anerzogenen Vorurtheile zu vergessen weiß, um nur dem Vaterlande zu dienen. Kein Stand hat sich 1870 aufopfernder, heldenmüthiger, parteiloser gezeigt, als der alte Adel. „Ihre Söhne waren die Ersten unter jenen Soldaten, die nie einen Führer verläumdeten, nie vor dem Feinde flohen; ihre Frauen waren unter den eifrigsten und sorglichsten Wärterinnen der Ambulancen, die sie gestiftet hatten und bedienten; ihre Häuser hatten sich weit geöffnet den Vertriebenen der Vorstädte, wie den Kranken

und Verwundeten. Die Hülfe, die sie aus ihren, durch die Ereignisse beschränkten, Mitteln ohne Scheu gespendet, als der Hunger begann, würde unglaublich scheinen, wollte man sie berechnen.“ Freilich in Friedenszeiten hält sich derselbe Adel meist für verpflichtet, abseits vom öffentlichen Leben der Nation zu stehen. „So lange Heinrich V. lebt,“ sagt Raoul de Vandemar zu seinem Vetter Alain, beim Heimkehren aus dem warmen Boudoir und der warmen Gesellschaft einer frommen Freundin und ihres Vertrauten, des trefflichen Abbé de Vertpré, „so lange Heinrich V. lebt, können wir keine thätigen Bürger, müssen wir trauernde Zuschauer sein.“ So ist denn die Enttäuschung und Entsagung des legitimistischen Adels nur allzu natürlich. Vielfache Beziehungen zum bürgerlichen Großgrundbesitz, der keinerlei politische Fahne hat, erwecken dann wohl den Gedanken an die Hoffnungslosigkeit der Partei, und lieber, als sie sich mit den verwandten Thronräubern von 1830 verständigen, wenden sie sich dem Kaiser zu, der einmal im Besitze ist und nur das in den Koth gefallene Scepter Frankreichs aufgerafft, nicht es den Händen des legitimen Fürsten entwunden hat; ja, selbst jetzt, wo wiederum die Aussichten ihres Oberhauptes verschwinden, schließen sie sich in ihrer Rancüne gegen den jüngeren Zweig der Familie und in der, allen Besitzenden gemeinsamen, Furcht vor dem Gambettismus wieder der kaiserlichen Partei an. Die Armee, in deren Officiercorps zwanzig Jahre lang kein loyaler Name zu lesen war, füllte sich seit 1860 mit Söhnen legitimistischer Familien. Wie mächtig noch immer der Einfluß dieses Adels, beweisen die Wahlen zum Frieden (Februar 1871); aber so mächtig ist eben kein Einfluß,

daß er die Revolution ungeschehen, Heinrich V. möglich machen könnte, so lang er selbst sich als ein „Ufer“ betrachtet, an welches das Wrack Frankreichs doch am Ende antreiben müsse, anstatt wie ein muthiger Schiffer den Nachen zu besteigen und zur Rettung der Schiffbrüchigen die Hand zu bieten. Was Wunder, wenn sich die Blicke selbst der Treuesten nach jenen Abenteurern wenden, die wenigstens nie — die Hände in den Taschen behalten?

Auffallender Weise schien und scheint der reiche napoleonische Adel viel weniger geneigt, das verwegene Schiff der Bonaparte zu besteigen, als der Altfrankreichs. Bulwer's Herzogin von Tarascon, die trefflich mit der Finanz, wie mit dem legitimistischen Faubourg steht, Trois-Etoile's Fürst von Arcola, der sich sogar zum Oppositions-Candidaten hergibt, sind ganz aus dem Leben gegriffen. Eher wären ihre Tendenzen orleanistisch; vergessen sie doch nicht, daß sie unter Ludwig Philipp zuerst wieder angefangen Figur zu machen. Ebenso zeigten der parlamentarische Adel (noblesse de robe) und die altansässige gediegene Finanz, wenn auch keine Feindseligkeit, doch eine würdevolle Zurückhaltung unter dem zweiten Kaiserreich. Diese Kreise nun schildern unsere Engländer durchaus nicht, hauptsächlich wohl, weil sie dem Romanschriftsteller wenig Stoff bieten. Les peuples heureux n'ont pas d'histoire, sagt der Franzose; man könnte das Wort variiren: ruhige Leute haben keine Romane. Doch ist dies eine empfindliche Lücke. Liest man unsre beiden Gewährsmänner, so sollte man glauben, es gäbe in Frankreich nur politisirende Advokaten, servile Richter, versimpelte Notare und schwindelnde Finanzmänner; während, im Gegentheil, die Mehrzahl in

diesen Ständen dem Berufsgeschäft mit unermüdlichem Eifer, gewissenhafter Ordnung, vorwurfsfreiester Redlichkeit obliegt. Langweilig mögen diese Kreise sein; aber sie machen doch immer ein Hauptbestandtheil der Pariser Gesellschaft aus: sie vertreten im Familienleben wie im Berufsleben den unverwüstlichen, gesunden Kern Frankreichs, um den herum sich immer wieder nach den furchtbarsten Stürmen und Zerstörungen neues Leben ansetzt. Auch sind sie — was die Engländer nicht sehen — die treuesten Bewahrer der großen literarischen Ueberlieferungen ihres Vaterlandes, welche die Tages-Literaten nur allzuoft zu vernichten drohen. Freilich haben sich schon seit geraumer Zeit viele unreine Elemente zugedrängt, oft gesinnungstüchtige Republikaner, wie Bulwer's Banquier Louvier, oder Liberale aus Louis Philippe's Zeit, in denen noch der Haß des bürgerlichen Erwerbers adliger Nationalgüter lebt, und der demokratische Neid des Parvenü mehr als Genußsucht und ostentatorische Eitelkeit die Habgier stachelt, meist aber moderne Gründer, von denen Mr. Grenville Murray in der Person M. Macrobe's ein so sprechendes Bild gezeichnet, weit ähnlicher jedenfalls als Bulwer's genialer und makelloser, kaiserlich gesinnter Speculant M. Duplessis.

„M. Macrobe hatte die Idee des Crédit Parisien in einem glücklichen Augenblick empfangen und verwirklicht. Am Tage nach dem Staatsstreich von 1851 gab es eine zahlreiche und höchst interessante Classe von Leuten, die früher nie einen Centime besessen, nun aber plötzlich zu Ehren und einträglichen Würden gelangt waren. Diese Leute, welche eine factiöse Opposition als Abenteurer bezeichnete, die aber die unparteiischere Geschichte einfach

Bonapartisten nennt, hatten mehr Ergebenheit als Münze und waren natürlich vom lebhaftesten Wunsche beseelt, ihre Privatmittel so bald als möglich auf das Niveau ihrer öffentlichen Stellung zu heben. M. Macrobe erschien und zeigte den Weg. Da er mit den meisten Würdenträgern auf vertrautem Fuße stand — war er doch mit mehr als Einem die schattigen Pfade der Bohême (des finanziellen, künstlerischen und literarisch-journalistischen Zigeunerthums) gewandelt —, so konnte er in der vertrauten Sprache der Freundschaft andeuten, was für ein überflüssiges Ding Capital ist, wenn man ein so treffliches Ersatzmittel wie eine Stelle und die besonderen Informationen besitzt, zu denen eine Stelle verhilft. Was er sonst noch hinzufügte, welche lockende Aussichten er hungrigen Augen vorzauberte — das sind Geheimnisse, in welche kein Ungeweihter dringen kann; aber die Folge war, daß eines schönen Morgens der Crédit Parisien wie ein Stern im Osten aufstieg und daß es ihm sofort wohl erging. Denn die Gesellschaft kaufte Grund und Boden in Paris und, siehe da, Dank einem merkwürdigen Zufall, sollte bald nachher ein neues Boulevard an der Stelle gebaut werden und den Preis des Bodens verfünffachen; sie kaufte Schiffe, und, o Wunder, die neue Packetlinie war kaum organisirt, so erhielt sie auch schon von der Regierung den Auftrag, die Post zu übernehmen, Truppen zu transportiren, unterseeische Telegraphentaue zu legen; sie kaufte Häuser, und sofort fand die Regierung es nothwendig, sie um den doppelten oder dreifachen Preis der Ankaufssumme zu expropriiren, weil der Platz gut für eine Kaserne, ein Theater, eine Kirche schien. Es mag vielleicht bemerkt

werden, daß diese Art Geld zu machen eine etwas verdächtige Familienähnlichkeit mit dem veralteten Gewinnmittel falscher Würfel hat; aber auf solche simple Einwürfe genügt es zu antworten, daß der Zufall gar oft ein seltsam Ding ist: daß Männer im Amt immer Gegenstand der Verläumdung sind und daß, wenn wirklich ein paar hohe Beamte, die in Verbindung mit dem Crédit Parisien sein sollten, in einer überraschend kurzen Zeit ganz unerklärlich reich wurden, an diesem Umstande wahrlich Nichts ist, das nicht ein Werk des Zufalls sein könnte."

In der That war es das Bündniß schwindelnder Börsenspekulanten und glücklicher Stellenjäger, welche des Kaisers Gutmüthigkeit und unbeschränkte moralische Toleranz, wie das um keinen Preis zu theuer befriedigte Ruhebedürfniß der Nation, ausbeutete, um sich die Taschen zu füllen und sich's gut sein zu lassen. Zum großen Theil nun gehörte der officielle Verbündete des Gründers dem armen Kleinadel an. Zu stolz zum „redlichen Gewinn", oft talentvoll, meist nach französischer Art mit guter Gymnasialbildung ausgestattet, beinahe immer kühn, ja tollkühn, bald Novellist, bald Feuilletonist, heute Theaterdirektor, morgen Herausgeber einer kurzlebigen Zeitschrift, war er gewohnt, sich nach der Decke zu strecken, meist aber in jenen Kreisen zu verkehren, wo das Taschengeld sich höher zu belaufen pflegt, als Miethe und Haushalt, und war nicht unwillig, sein „Von" um den fixen Gehalt und die hohe Würde eines Unterpräfecten oder gar eines Präfecten anzubieten. Hier hauptsächlich recrutirte sich im Beginne des neuen Régimes die Verwaltung, wie die Staatsanwaltschaft aus den ehrgeizigen Familien des reichgewordenen kleinen Bürger=

standes, welcher durch diese Pforte in den so angesehenen Richterstand, der von jeher die zweithöchste Stellung in der französischen Gesellschaft einnahm, zu dringen hoffte. War der heruntergekommene Edelmann aus sehr vornehmem Hause oder hatte er selber sein Vermögen in den höchsten Kreisen durchgebracht, gebot der juristische Parvenü über sehr viel Geld, gesellte sich das nöthige Glück, die hervorragende Begabung, die Energie des Charakters zur Scrupellosigkeit, dem Ehrgeize oder der Genußsucht, so brachte man's auch wohl weiter als bis zum Präfecten und Oberstaatsanwalt. Bulwer hat im Vorübergehen ein ganzes Schock jener Leute gezeichnet, die erst in Salons, dann in fashionable Clubs zu dringen gewußt, durch Heirath Millionärs, durch Madame's Liebhaber Gesandte geworden; oder solcher, die, einst socialistische Advokaten, sich bei Zeiten bekehrten und, als officielle Candidaten in den gesetzgebenden Körper geschickt, hohe Verwaltungsstellen erlangten; und Trois-Etoiles hat in seinem M. Gribaud den Typus des gewesenen procureur général, jetzigen kaiserlichen Ministers, treffend geschildert, dem er als Seitenstück den Typus der andern Klasse, wie er sich in Morny am Vollendetsten ausgeprägt, wohl hätte gegenüberstellen können.

Eine Abart des französischen Adels, zu dem auch der müßige Rentier bürgerlichen Ursprungs, aber ererbten Vermögens gezählt werden muß, ist der bescheiden bemittelte, aber unabhängige, angebildete Salonsmann, der, wie Bulwer's Graf Passy, sechsmal seine politischen Ueberzeugungen wechselt, nicht etwa aus Geldinteresse, sondern aus Mode und weil er stets der Strömung folgt; vielleicht

auch, weil er instinctiv immer für die bestehende Regierung Partei ergreift, gerade wie sein Gegenstück, der Vicomte de Brézé, mit jeder bestehenden Regierung unzufrieden sein zu müssen wähnt: „Ich glaube," so spottet etwas schwerfällig der englische Freund dieses ewigen Pariser Frondeurs, „wenn der Erzengel Gabriel auf Paris herabsteigen und die beste Regierung für Frankreich bilden dürfte, so die Weisheit der Seraphim erfinden könnte, es würden keine zwei Jahre, keine sechs Monate vergehen, so würde sich in diesem Paris, diesem foyer des idées eine mächtige Partei bilden, darunter Sie selber und andere hommes de plume, zu Gunsten einer Revolution im Interesse des guten Herrn Satan und ce cher petit Beelzebub."

3.

Ein wichtiger Umstand gab der Pariser Fronde unter dem Kaiserreich besondere Bedeutung und Gefährlichkeit. Nie war der Bruch zwischen der intellectuellen und politischen Welt vollständiger gewesen. Kaum ein Name, dessen die französische Literatur des Jahrhunderts sich rühmt, wurde je in den glänzenden Empfangssälen der kaiserlichen Minister gehört — vor 1870, wo dann freilich, nicht zum Heile des Kaiserreichs, die ganze gelehrte Opposition eindrang und die alten Fehler lustig von Neuem beging. Ein Mérimée, ein Sainte-Beuve, die im Senate zu sitzen geruhten, sind Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen: denn selbst ihr Ruhm, ihre Gelehrsamkeit, ihr Geist, die Unbestechlichkeit ihres Charakters, schützte sie nicht vor rohester

Verleumdung seitens des gebildeten Pöbels, nicht vor dem Ostracismus der literarisch-akademischen Aristokratie. Es ist eine große Lücke in Grenville Murray's Schilderung Pariser Zustände, daß die Kreise der höheren Gelehrsamkeit, wie die noch unzufriedeneren des in Frankreich so compact organisirten Gymnasiallehrerkorps, nicht dargestellt sind; die Advokaten- und Journalistenopposition dagegen mehr als billig betont ist. Doch kennt er, und kennzeichnet er ihn wohl in wenig Worten, diesen Krebsschaden des zweiten Kaiserreichs: die Trennung zwischen geistigem und politischem Leben. Auch Bulwer hat jene Seite nur flüchtig, aber freilich mit meisterhafter Hand, berührt. Diesmal ist es nicht sein tragischer Chor, der englische Gentleman, der die Gefahren dieser Trennung andeutet, sondern ein deutscher Graf, den übrigens sein französischer Freund mit Recht für einen ganz unleidlichen Pedanten erklärt: „Des Kaisers Lob ist von keinem großen Dichter gesungen worden. Die Berühmtheiten einer früheren Zeit stehen abseits oder ziehen das Exil einer gezwungenen Unterwerfung vor, ja, bekämpfen ihn aus dem Asyle an fremdem Gestade mit stets erneuerten Geschossen. Seine Regierung ist unfruchtbar an neuen Berühmtheiten. Die wenigen, die auftauchen, stellen sich in die Reihen seiner Gegner. Sollte er je wagen, der Presse und der Gesetzgebung volle Freiheit zu geben, die so unterdrückte oder so feindliche Intelligenz würde in gedrängter Masse gegen ihn anstürmen. Seine Anhänger sind nicht dazu angethan noch geübt, solchen Angreifern zu begegnen. Sie werden eben so schwach sein, wie sie zweifelsohne heftig sein werden. Und das Schlimmste ist, daß die so massenweise gegen ihn aufstehende Intelligenz verkrüppelt

und verrenkt sein wird, gleich Gefangenen, die, lange in Ketten gehalten und plötzlich frei geworden, ihre Glieder in heftigen Sprüngen ohne bestimmten Zweck üben. Die Leiter der emancipirten Meinung können auf diese Weise furchtbare Feinde für den Kaiser werden; aber auch gar schädliche und unzuverlässige Rathgeber für Frankreich."

Bulwer sieht überhaupt sehr klar, trotz seiner Vorliebe für Alles, was französisch ist, den geistigen, hoffentlich nicht unwiderruflichen, Verfall des begabten Volkes, das so lange den Reigen der Civilisation geführt — und er sieht ihn überall. „Ich beklage nicht so sehr, daß der französische Geschmack weniger wählerisch ist als früher; wohl aber, daß die französische Intelligenz heruntergekommen ist. Der Fall von „Polyeucte" auf „Ruy=Blas" ist tief, nicht so sehr in der Poesie der Form, als in dem Werthe des Gedankens; aber der Fall von „Ruy=Blas" zum besten Drama des Kaiserreiches bringt uns vollständig aus aller Poesie hinaus ... Die Theatervorstellungen, denen ich beiwohnte, beweisen nur, daß das französische Volk verkümmert (is becoming dwarfed). Die Komödien, die ihm gefallen, sind nur unterhaltende Zerrbilder kleiner Mäkel einer verderbten Gesellschaft. Sie bringen keine großen Typen der menschlichen Natur mehr; ihr Witz erleuchtet nicht mehr wie mit Blitzesklarheit tiefe und allgemeine Wahrheiten; ihre Empfindsamkeit ist nicht rein noch edel — es ist ein kränkliches und falsches Verkehren des Unreinen und Unedlen in Travestien des Reinen und Edlen ... Alles, was wirklich noch übrig bleibt vom alten französischen Genius, ist das Vaudeville."

In einer so treffenden Bemerkung wie die letzte erkennt man sofort den klaren, ungetrübten Blick des wirklich

Gebildeten, und solcher Bemerkungen sind viele in den „Parisians"; während die Charakterzeichnung Bulwer's leicht etwas Abstractes an sich hat, das sie unwahr macht. Seine Schilderung der Journalisten, — eines alten, wohlwollenden Kritikers, eines scrupellosen, aber genialen und charaktervollen Ehrgeizigen und eines jungen, eiteln und ehrsüchtigen Absynthtrinkers, — ist wahrheitsgetreu, und doch leben die Leute nicht; während uns Grenville Murray sofort unter alte Bekannte führt, wenn er uns die Zeitungsschreiber der verschiedensten, ja feindseligsten, Parteien als gute Freunde beim Souper, als heitere Collegen im sehr erträglichen Gefängniß zeigt. Der Feuilletonist Rameau, der „nie etwas gelesen hat, das des Studiums verlohnte und hochmüthig im Verhältniß zu seiner Unwissenheit ist", ist ohne Zweifel ein ganz gewöhnlicher Schlag; aber die Roches, Tartines, Delormays, Tampons, Kerjous sind mehr als ein Schlag — es sind die Leute selbst; und, wenn auch unabsichtlich, ist schon die Thatsache, sie als numerus darzustellen, ein glücklicher Griff. Es ist ein durchgehender Zug des Pariser Lebens, zugleich ein Beweis des tiefen Skepticismus, der den Grundton bildet, aber auch der feinen Formen, der veredelten Geselligkeit, die der Franzose von den Vätern ererbt und als ein schönes Bedürfniß empfindet, ein Beweis auch der gründlichen Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, die unter der anscheinenden Leidenschaft schlummert, daß die Vertreter aller Parteien in der Presse, nachdem sie sich den Morgen, die Feder in der Hand, zur höchsten Heftigkeit hinaufgeschraubt, sobald das Manuscript im Druck ist, ihre Feindschaft vergessen und wie Bulwer's alter Savarin — ein sehr schönes und ausdrucksvolles Exemplar des

friedlichen, bürgerlichen, häuslich=geselligen Journalisten aus Louis Philippe's Zeit, — und sein absynthverzehrter junger Rameau, ebenso friedlich und freundschaftlich mit einander verkehren, als Grenville Murray's legitimistische und republikanische Journalisten. Nur der rothe Republikaner Albi — Blanqui? — macht eine Ausnahme: da die ganze Politik seiner Partei ja nur auf Haß und Neid fußt, so kann er sie auch nicht wohl im Privatleben ablegen, — ein feiner Zug bei dem sonst so parteiisch für die Republikaner eingenommenen Verfasser des „Member for Paris“.

Die Elemente, aus denen die Partei zusammengesetzt, erkennt aber Bulwer doch besser heraus als sein jüngerer Nebenbuhler: der Arzt, der es zu keiner Praxis bringen kann, der atheistische Schriftsteller, der nichtgelesene Bände über Mathematik und Elektrizität geschrieben, der belgische Internationalist, der polnische Vagabund, der italienische Geheimbündler, der junge, vor der Zeit sittlich und körperlich verderbte Pariser Feuilletonist und Winkelpoet, vor Allen der ehrliche, ritterliche, irregeleitete Arbeiter, dem die schaal=plausibeln Ideen des politischen Nationalismus den Kopf verdreht — Alle zusammengehalten, geführt, ausgebeutet von dem „Revolutionsmacher, den alle Demokratien, alte wie neue, kennen, und der die Hebel der Volksleidenschaften um so gewissenloser in Bewegung setzt, als er den Pöbel souveräner verachtet“.

Neben diese mehr oder minder unreinen Elemente der Revolution, die auch er vorübergehend als die wahren Schuldigen an dem immer wiederkehrenden Despotismus brandmarkt, stellt nun Grenville Murray die honette republikanische Partei, die Partei, um Namen zu nennen,

der Jules Favre und Carnot, der Garnier Pagès und Cavaignac. Der practische Engländer läßt sich freilich nicht von seiner Sympathie und Bewunderung der Persönlichkeiten zur Gutheißung ihrer Theorien, oder gar zur Theilung ihrer Illusionen, fortreißen. Der Muster-Republikaner, „einer der geachtetsten Führer seiner Partei, dessen anspruchslose Redlichkeit und schlichte, unbeirrbare Principientreue ihm bei Freund und Feind gleichermaßen den Namen „des ehrlichen Gerold" eingetragen hatte", der Vater des Helden, hat einen politischen Glauben, dessen Naivetät dem englischen Realisten durchaus nicht entgeht. „Die Republik, wie er sie träumte, wäre ein gar schönes Ding gewesen; leider hatte sie den Nachtheil, daß sie nicht eingerichtet werden konnte, ehe Jedermann die letzte Hefe vom Uebel von sich ausgeworfen hatte und in einen aufgeklärten Menschenfreund verwandelt war. Ich glaube, in des würdigen Herrn republikanischen Verfassungsplänen war von Zuchthäusern gar nicht die Rede, noch weniger von solchen Beamten wie Henker, Gensdarmen und Gefängnißwärter. Er hatte eine Art über Schulen zu sprechen, welche Einem zu verstehen gab, daß das Verbrechen nur die Folge der Unwissenheit sei, und daß, wenn die Menschen nur erst einmal lesen, schreiben und rechnen könnten, auch die Nothwendigkeit für Zwangsanstalten vermieden würde." Das Portrait des „ehrlichen Gerold" ist ein Meisterstück, und die Ironie, mit der der Maler des so treffenden Portraits über die politische Befähigung seines Mannes lächelt, thut der Verehrung, die er ihm zollt, keinen Eintrag. Doch scheint er mir Eines nicht recht eingesehen und in's Licht gesetzt zu haben, das in Frankreich nie

fehlt, und namentlich in dieser Partei und bei dieser Art Charaktere nie fehlt, die, oft unbewußte, oft auch recht bewußte, theatralische „Pose“, — wir haben kein deutsches Wort für die undeutsche Sache. Man sieht — auch bei Bulwer, der seinerseits die ganze Phraseologie der Legitimisten für ebensoviel Gefühle und Gedanken nimmt — daß die Engländer im Begriffe sind von einem Extrem zum andern zu gehen.

Früher erschien den ruhigen, würdevollen, schlichten, schweigsamen Insulanern die lebhafte Gesticulation, die rednerische und überfließende Sprache, die expansive Zurschaustellung des Enthusiasmus, des Gefühls, der Verachtung bei den lebhaften Franzosen als eitel Komödie; heute nehmen sie das Alles für baare Münze und, weit entfernt einen Mangel an Würde in der ostensiblen Weise ihrer Nachbarn zu sehen, vermeinen sie, Alles sei der unwillkürliche Ausdruck des innern Menschen. Nun ist aber in der That weder das Eine noch das Andere ganz wahr: es gibt unendlich viele absichtliche, überlegte Rollenspieler in Frankreich, von denen alle Eingeweihte wissen, daß sie Rollen spielen, die aber, da sie Consequenz, Ausdauer und Geschmack in ihrem Spiel zeigen, anerkannt werden.

Ich könnte da, wären die Eigennamen nicht so unliebsam, eine nicht mehr unter den Lebenden weilende, angesehene Persönlichkeit der legitimistischen Partei und einen noch immer einflußreichen Führer der republikanischen Partei nennen, die sogleich die Sache veranschaulichen würden. Denn die Programme dieser zwei Parteien, im Vorübergehen sei's gesagt, eignen sich natürlich am Besten zur scenischen Aufführung und Declamation. Daneben gibt's

indeß noch eine Unzahl ganz vulgärer Komödianten, vor Allem aber eine große Menge solcher, die, ohne es zu wollen und zu wissen, sich von der Rhetorik und dem Spiel fortreißen lassen. Der beste Franzose, wenn er kein Skeptiker ist — welche ich, als die wenigen zugleich Ehrlichen und Einsichtigen, stets ausnehme, da sie im Parterre sitzen, nicht auf der Bühne sich breit machen, — der beste Franzose ist bei aller seiner Aufrichtigkeit immer ein wenig Schauspieler. Er kann's nicht lassen: er muß jedem seiner Gedanken, seiner Gefühle, seiner Handlungen gleich ein Publikum verschaffen, und er muß sie diesem Auditorium sofort in schöner Fassung zeigen. Jenes Bedürfniß des Gesehenwerdens und dieser Instinkt für den schönen Schein machen ja gerade den Reiz des Franzosen aus. Wenn er uns „tausendmal seiner Freundschaft" versichert, so lügt er nicht, wie der unbiegsame Engländer vergangener Zeiten, der nur das „Ja, ja, nein, nein" gelten ließ, früher wohl glauben mochte; er sagt aber auch nicht die ganz ungeschminkte Wahrheit. Es ist ein erfreuliches Zeichen der fortgeschrittenen Duldung und eines unbefangneren sittlichen Urtheils bei den Engländern, daß sie nicht mehr jeden demonstrativen Franzosen ohne Weiteres für einen Schelm oder Narren erklären; aber man schießt doch auch über's Ziel, wenn man nur lauteren Enthusiasmus, gediegene Gesinnung, tiefgefühlte Regungen hinter jedem freundlichen oder begeisterten Worte des Franzosen sieht. Seine Lebhaftigkeit darf nicht über die Natur seiner Spontaneität täuschen, welche weit seltener aus innerstem, durchwärmendem Feuer hervorgeht, als aus einer gewissen Nervenerregbarkeit (impulsiveness, würde der Engländer sagen)

und einer Art Kopffieber, oft auch aus dem äußerst unschuldigen Wunsch zu gefallen, was denn der Fremde Alles leicht für etwas ganz Anderes nimmt. Die Principienreiterei nun gar, namentlich in der republikanischen, zum Theil auch in der legitimistischen Partei, beruht meist auf etwas noch weniger Bewundernswerthem: Enge und Steifheit der Intelligenz, Furcht vor dem qu'en dira-t-on und die Sucht, durch catonische Festigkeit zu imponiren. Dabei vergessen unsere englischen Beobachter in ihrer Nachsicht gänzlich die praktische Gefährlichkeit jener schönen Selbsttäuschungen und „Principien“: die Gerold haben noch stets den Weg gebahnt für die Albi.

In die seitwärts stehenden Kreise der Akademie, wie in die bittere und permanente, obschon nur halblaute Opposition der „Université“, führen uns, wie gesagt, beide Engländer nicht ein; vielleicht, weil sie sie weniger kennen gelernt; vielleicht auch, weil sie in ihnen keine lebendigen Theile Frankreichs sehen, was freilich kein geringer Irrthum sein würde. Die unterirdische Arbeit schlechtbezahlter, versauerter Gymnasiallehrer, deren gesellschaftliche Stellung und pecuniäre Lage ganz außer allem Verhältnisse zu ihrer geistigen Bildung stehen, ist noch gefährlicher für das zweite Kaiserreich gewesen, als der elegante Krieg, den die vornehmen literarischen und nichtantastbaren Kreise auf der Oberfläche und wie spielend mit den Waffen des Witzes, der Anspielung und der aristokratischen Geringschätzung gegen es führten. Ueberhaupt sehen unsere beiden britischen Gewährsmänner das Geistesleben Frankreichs viel mehr in der Feuilletonliteratur des „Figaro“ und „Gaulois“, im Roman und Theater, als da, wo es wirklich pulsirt.

In der That kommen wir, bei Bulwer wie bei Trois-Etoiles, nur gar zuviel mit dem jeune Paris zusammen, das durch Baudelaire, P. de Saint Victor, Théophile Gautier bis an die jeune France der dreißiger Jahre hinaufreicht oder sich doch an sie anzuschließen behauptet. Die ganze leichte Literatur der extemporirten Schriftsteller, die „Tribus der Absynthtrinker“, die im Abiturientenexamen durchgefallenen Witzbolde, welche die Hauptstadt mit skandalösen Anecdoten und Kalauern versorgen, werden vor Allen der Reihe nach vorgeführt; und wer wollte leugnen, daß diesem ätzenden Elemente eine große Mitschuld an dem Unglücke Frankreichs beizumessen ist: daß ein witziger Stadtschreiber, ohne alle Schulbildung, vom Estaminet und Billard in die „literarische Presse“, von da in die Politik und endlich gar in den gesetzgebenden Körper, ja, in die Regierung kommen sollte, ist freilich charakteristisch; aber um es begreiflich zu machen, mußten die Geschichtsschreiber dieses tollen Vorkommnisses auch die Waffe zeigen, mittelst deren so Unglaubliches möglich ward: der Witz. Hier haben wir sechs Bände über Frankreich, denen ich leicht noch zwanzig andere, aus englischen Federn geflossene, beifügen könnte, und von der französischsten aller französischen Eigenthümlichkeiten, dem Witze, ist auch nicht eine Spur wahrzunehmen, — wie es dem aufmerksamsten und gescheidtesten französischen Beobachter Englands nie gelingen will, den Humor zu entdecken, geschweige denn zu verstehen und wiederzugeben.

Der aller kräftigen und gesunden Speise entwöhnte, fastidiöse Gaumen des Lesers, dem ein Band, ein Essay, ja ein Leitartikel schon zu viel, und dem nur noch mit

kurzathmigen Paragräphlein gedient ist, die Scandalsucht, die so gerne hinter die Coulissen sieht, erklären freilich viel; doch würde man nie die ungeheure Anzahl von literarischen Hofnarren und Possenreißern, noch weniger ihren Erfolg begreifen, brächte man nicht das unbesiegbare Bedürfniß des Pariser Publikums nach Witz und die Virtuosität besagter Clowns in der Production der verlangten Waare mit in Anschlag. Von diesem, meist platten, Witze findet man nun bei unsern Engländern ebensowenig als von dem raffinirten und geschmackvollen Witze der Geistesaristokratie. Man sollte glauben, liest man die britischen Schilderungen, ganz Frankreich habe zwanzig Jahre lang nur im gröbsten Luxus gelebt: das high life mit seinen Maskenbällen und Pferderennen, mit seinem modischen Gefallen am bric à brac und seinen ebenso fashionablen Fastenpredigern, war doch immer nur ein Auswuchs. Daneben und darunter lebte noch die ächte Pariser Gesellschaft mit ihren höheren Interessen und ihren feineren Formen. Mehr als ein dritter, ja vierter Stock öffnete sich noch allwöchentlich der Elite Frankreichs; und Staatsmänner, welche das Land regiert, Akademiker, welche die Wissenschaft erneuert, Edelleute, welche mit ihrem Namen und Reichthum auch die schönen Geschmacksüberlieferungen der Väter ererbt, große Künstler, deren Namen leben werden, wenn die aller gepriesenen Zeitungsschreiber des Tages längst verhallt sind, ließen sich's nicht verdrießen, ein paar hundert Stufen hinaufzusteigen, um ein paar Worte mit Ebenbürtigen zu wechseln. Ja sogar die Besseren unter den Regierungsfreunden suchten und erhielten Zutritt zu diesen letzten Zufluchtsstätten der französischen

Geister. „Wie kommen Sie hierher?" fragt Horace Gerold eine Mme. de Margauld, die zum Kaiser hält, und die er bei Herrn Tiré trifft — freilich nicht in einem vierten Stock, wenn wir anders den Namen T—h—i—e—r—s buchstabiren dürfen. „Oh, ich komme hierher wegen der angenehmen Gesellschaft. Wenn man Leute von wahrem Werth in Kunst, Literatur oder Politik (?) sehen will, muß man sie in den Oppositionssalons aufsuchen." Das sind aber nur flüchtige Andeutungen: diese Seite verdiente sorgfältig ausgeführt zu werden in einem Gesammtbilde der Pariser Gesellschaft unter Napoleon III.

4.

In der Darstellung der französischen Zustände kann man nie zu viel Gewicht auf den schon von der „Gesellschaft" getrennten Mittelstand legen, aus welchem Heer, Lehrerstand, niederes Beamtenthum sich hauptsächlich ergänzen und aus dem, wie überall und immer, der Industrielle, Gutsbesitzer und Großhändler nach gewissen Umwandlungen hervorgeht. Ich hob schon hervor, daß der im Stillen sehr einflußreiche Lehrerstand unseren Briten ganz entgangen ist. Auch der Beamte (l'employé), eine höchst achtbare, freilich durch den französischen Staatsmechanismus ganz zur Maschine herabgedrückte und von keiner wissenschaftlichen Bildung getragene Classe, scheint ihnen unbekannt geblieben zu sein. Dagegen hat der englische Satiriker die militärischen Gewohnheiten und Attitüden der Zeit in seinem imperialistischen Zuavenofficier äußerst lebendig geschildert.

Unter der Restauration und der Julireigerung hatte sich der Typus des bramarbasirenden Galants in Epauletten, wie er unterm ersten Kaiserreich geglänzt, Redouten und Weiberherzen erobert, einigermaßen verloren oder war doch in den Hintergrund getreten vor dem gebildeten, fleißigen Officier aus wohlhabender und guter Familie, der in den wohlunterrichteten und wohlerzogenen Prinzen des jüngeren Königshauses seine Muster sah. Der gewesene Unterofficier kam aber nach dem Staatsstreiche wieder auf die Oberfläche, und selbst der élève de Saint Cyr nahm den Ton und die Manieren der heraufgekommenen Kameraden an. Oefter beim Absynth als beim Studium anzutreffen, stets bereit, den Kaiser mit dem Degen in der Hand gegen jeden „Péquin" zu vertheidigen, nöthigenfalls besagten Péquin herauszufordern, stets von seinen Heldenthaten vor Sebastopol renommirend, stolz auf seinen bürgerlichen Ursprung, als Zeichen des Verdienstes, das ihn allein so weit gebracht, bis in „die Elite der Nation"*), ist er natürlich fest überzeugt, keine junge Frau könne ihn ansehen, ohne sich sterblich in ihn zu verlieben, und theilt er seinen Tag zwischen dem Kaffeehaus und dem Wohnzimmer seiner Cousine, die unbegreiflicher Weise ihren bourgeois de mari viel interessanter findet, als den selbstgefälligen Eisenfresser, der eine so bedenkliche Familienähnlichkeit mit dem Polizeidiener hat.

*) Worte des Kaisers, die aber ganz der nationalen Anschauung entsprechen. Ich erinnere mich, einst den Brief eines Oberlieutenants an seine Schwester gelesen zu haben, in dem er ihr eine Kammerjungfer empfahl, weil sie die Schwester eines seiner Kameraden sei, der den Krimfeldzug mitgemacht, „qui a porté si haut la gloire de la France."

Wie gesagt, gehört dieser moderne Landsknecht meist den niederen Mittelklassen an, die unsre beiden Gewährsmänner, namentlich Bulwer, sonst etwas stiefmütterlich behandelt haben. Doch ist der gute Pochemolle im „Member for Paris" ein sehr treuer Vertreter dieser liebenswürdigen Schichte des französischen Volkes. Ein andrer Engländer, Dickens, der „Unnachahmliche", hat in seinen Briefen aus Boulogne einem solchen trefflichen französischen Bourgeois, dessen Landhäuschen, mit Park, Springbrunnen, Teich, Wäldchen, Felsen, Treibhaus, Alles in einem halben Morgen, er zwei Sommer über bewohnte, dem immer heitern Beaucourt, einen unvergänglichen Denkstein gesetzt. In diese Kreise hat sich all' die liebenswürdige Gutmüthigkeit (Bonhomie) geflüchtet, die einst der Grundzug des französischen Charakters war. Zufrieden mit Wenigem, von unerschöpflicher Gefälligkeit und makelloser Ehrlichkeit; überstolz, wenn ein Strahl von der Sonne irgend eines berühmten, oder nur genannten, ja nur decorirten, Bekannten auf ihn fällt; selbstgefällig, wenn er im Stadtrath oder auf der Geschwornenbank seine Stimme abgegeben; eitel, aber von jener harmlosen Eitelkeit, die Andere weder verwundet, noch ihnen sich allzuläftig aufdrängt, nicht von jener in sich selbst grübelnden an sich selbst bildenden, wie sie der deutsche Individualismus und Ich-Cultus unter uns entwickelt hat; noch von der concentrirten, verschämten und verbitterten Eitelkeit, welche der politische und literarische Mißerfolg so vieler aus ihrem Gleise gezogenen Mittelmäßigkeiten im revolutionären Frankreich gesäet hat; immer heiter zu Scherz und Calembour aufgelegt — könnten ein Beaucourt, ein Pochemolle die sicherste Grundlage eines kräftigen Staatsbaues sein, wie sie die

feste Basis des französischen Wohlstandes sind, wenn sie sich dazu verstehen wollten, das Jahr über etwas weniger, am Entscheidungstage etwas mehr, Politik zu treiben.

Wollte Gott, sie wären so gut conservativ gesinnt, wie Mr. Grenville-Murray seinen Pariser Handelsmann darstellt. Dem ist aber leider nicht so. Der Pariser Ladenbesitzer (Paul de Kock's boutiquier), der sich, wie Herr Pochemolle, am Lebensabend in sein Gartenhäuschen zu Meudon zurückzieht, kann's Politisiren nun einmal nicht lassen; er liest seine Zeitung allmorgentlich, hat seine Meinung über alle Tagesfragen, kurz er ist das Ideal des modernen demokratischen Bürgers voller Gemeinsinn, öffentlichem Interesse, nationalem Pflichtgefühl und wie die Modephrasen alle lauten. Nun will er doch auch seine politische Weisheit zeigen, der Regierung gute Lehren geben und sofort. So schickt er denn unfehlbar — und in den größeren Provinzstädten fängt er an, genau dasselbe zu thun — die Herren Jules Favre und Carnot in die Deputirtenkammer, die wieder ebenso unfehlbar Herrn Ledru Rollin und Gambetta und endlich Herrn Delescluze und Vermorel nach sich ziehen. Nun wird's unserm guten Pochemolle doch etwas zu heiß: er verkauft Nichts mehr, die Fremden bleiben aus, der Arbeiter wird trotzig, der Aufruhr tobt auf der Straße. Jetzt sollte er seinen Bürgermuth zeigen, sein Gewehr schultern und auf den Platz eilen: seine Gegenwart würde genügen, die Canaille einzuschrecken; aber so versteht der brave Patriot der Rue Saint-Denis die Bürgerpflicht keineswegs; das ist Sache der Polizei, dieses verachteten Gesindels von mouchards, agents provocateurs, Tyrannenschergen und verkauften

Sbirren, gegen die er so oft in tugendhaftem Freimuth gedonnert: die soll ihm die Straße säubern: wozu wäre sie denn sonst da? Sie reicht aber nicht mehr hin: es gehören auch Cuirassire und Artilleristen dazu, vor Allem aber Jemand, der sie commandirt, und eines schönen Tages ist „die Aera der Revolutionen geschlossen", der Aufruhr besiegt, freilich auch die Freiheit, und Herr Pochemolle braucht wieder zehn Jahre bis er sich von seinem Schreck erholt, wieder anfängt sich für's öffentliche Wohl zu interessiren und — den alten Kreislauf von Neuem zu beginnen. Im alten Frankreich hatte diese Neigung und Gewohnheit nicht viel zu sagen: da begnügte sich der witzige Bürger bei seiner chanson; heute hat er eine Stimme.

Bulwer hat die allgemeine Fahnenflucht der Bourgeoisie am 18. März 1871 lebendig gemalt, wie ihm denn überhaupt die Schilderung der Ereignisse und Stimmungen weit besser geglückt ist, als die der Charaktere. Doch ist ihm ein Portrait: das des ehrlichen, halbgebildeten, fanatisirten Arbeiters, vortrefflich gelungen. Dieses Chaos von Atheismus und Aberglauben, von Ritterlichkeit und Abstraction, von künstlich hinaufgeschraubtem Haß gegen die Besitzenden, während er doch, der seine 15 Frcs. täglich verdient, dem Fabrikarbeiter gegenüber der wahre Besitzende ist; der allmähliche Uebergang von der regelmäßigen Arbeit zur politischen Bummelei unter dem Eindruck der plausibeln Gemeinplätze der Volkslehrer: das Verhältniß zu der abgehärmten illegitimen Lebensgefährtin — Alles das ist meisterhaft entwickelt und es veranschaulicht auf's Lebendigste jenen ächtfranzösischen, ebenso beklagenswerthen als gefährlichen Typus, dem glücklicher Weise noch der ebenso ächt-

französische Typus des blind-conservativen Bauern gegenübersteht, ohne — den bei der Zerstörungswuth der niederen Stadtbevölkerung, der abwechselnden Aufgeregtheit und Feigheit der Mittelclassen, der Theorienreiterei oder Witzelei der Gebildeten, dem Skepticismus der Redlichen und Einsichtigen — Frankreich längst verloren wäre. Hier in diesen beschränkten ruraux, die Nichts kennen als ihre unmittelbarsten materiellen Interessen, deren ganzes geistiges Dasein in die Bande des Katholicismus geschlagen ist, liegt der Ballast, der das steuerlose Schiff immer wieder vom Umschlagen rettet. Auch diese Seite haben die beiden Engländer, die freilich nur Paris schildern wollten, vernachlässigt, und es ist nicht die einzige Lücke. So entgeht, wenigstens dem Verfasser des „Member for Paris“, die Existenz einer wahren, tiefen, innigen Frömmigkeit in dem frivolen Paris neben der Mode- oder Conventions-Religion, die freilich die Regel ist, und die er sehr geistreich analysirt und vergegenwärtigt. Bulwer sieht schon tiefer hier, Dank seinem Dichterauge, und malt mit Liebe und Genauigkeit jene von der englischen Weise so abweichende, milde und weiche, katholische Religiosität, die der Entwicklung des Geistes und der Kräftigung des Willens schädlicher sein mag als die protestantische, Herz und Phantasie aber nicht, wie jene, erkältet, sondern wohlthuend erwärmt. Ein Punkt endlich, und zwar ein Hauptpunkt, wo Beide sich in ihrer Unkenntniß oder ihrem Nichtverstehen Frankreichs begegnen, ist das weibliche Element in Staat und Gesellschaft.

Bulwer hat zwar versucht, aus George Sand und Daniel Stern eine femme de lettre ersten Ranges und hoher Geburt zusammenzusetzen, aber weder Baronne Dude-

vant, noch Comtesse d'Agoult würden sich in Madame de Grantmesnil erkennen wollen. Seine gutmüthige, stets Heirathen stiftende Madame Savarin ist schon mehr aus dem Leben gegriffen: ebenso ist die fromme, wohlthätige Dame aus der Rue St. Dominique nicht ohne Vorbild; aber beide sind nur flüchtig skizzirt. Dagegen sind weder seine verliebte Lorette, noch seine Financierstochter, weder Grenville-Murray's Georgette, noch dessen Mademoiselle Macrobe französische Frauen; es sind sammt und sonders englische Mädchen, die nie aus ihrem Eilande herausgekommen. Umsonst suchen wir nach einer wirklichen grande dame, jenem einzigen Erzeugnisse der französischen Geschichte und Cultur, einer Mischung von Grazie und Würde, von Freiheit und Sitte, Eleganz und Natürlichkeit, der man wohl noch begegnet, und die hier ihre Stelle finden mußte, da sie das Ideal dieser Gesellschaft ist. Umsonst auch sehen wir uns nach jenem häufigeren liebenswürdigen Typus der Gesprächsvirtuosin um, die, gleich gewandt in Erzählung und Erwiderung, Ironie und Malice, im sous-entendu und in der prägnanten Schärfe des Ausdrucks, der französischen Unterhaltung noch immer ihren eigenthümlichen Reiz gibt. Nun gar die Kokette sans phrase, die banale sowohl, die den Gedanken kaum erträgt, nicht Allen zu gefallen, vom Fürsten bis zum Schuster, als auch jene andere schlimmere, die nur Einem rücksichtslos und mit souveräner Verachtung aller Anderen nachstellt; die Attituden-Künstlerin, der Blaustrumpf, die Modepuppe, die einzig und ausschließlich in ihrer Toilette lebt; die solliciteuse, die unablässig ihres Mannes Ehrgeiz stachelt und es übernimmt, ihm die Schritte zur Be-

friedigung desselben zu ersparen; die einst Vergnügungs-süchtige, jetzt Intriguante, morgen Fromme; die steiftugendhafte, correcte, aber stets elegante Mutter wohlerzogener Töchter; das schon ganz durchtriebene Pensionatfrüchtchen, das von zukünftigen Siegen träumt; die treffliche Hausfrau, der keiner ansieht, wenn sie den Abend an einfach eleganter Tafel empfängt — von der sie nie aufzustehen braucht, wie die deutsche Schwester — daß sie den ganzen Morgen über in Küche und Keller gewirthschaftet; der weibliche Buchhalter, Obercommis, und maire de palais des Ladenkönigs; die sammtgekleidete, schmuckbedeckte Lorette in ihrem Daumont, die vielleicht beim Nachhausekommen ihren Herzensgeliebten, den entlassenen Sträfling, findet, der sie prügelt und ihr ihr Geld abnimmt; die muntere Grisette und die verschmitzte Zofe, — hundert andere Gestalten der französischen Frauenwelt glänzen durch ihre Abwesenheit. Man ist versucht zu denken, daß unsern beiden Sittenmalern doch ein großes Stück des Volkes, das sie studirt, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben: daß weder der Seherblick des denkenden Dichters, noch das forschende Auge des Beobachters weiter gedrungen sind, als in's öffentliche Leben.

Das öffentliche Leben Frankreichs ist wohl in der That nie eingehender und mit mehr Verständniß dargelegt worden, als von dem englischen Aristokraten und dem englischen Republikaner, die uns zu Führern gedient haben auf dieser Reise durch Paris. Wer wissen will, wie Frankreich regiert wurde unterm zweiten Kaiserreich — wie es im Grunde immer, auch unter Herrn Guizot und General Cavaignac, regiert wurde, — der lese Grenville-

Murray: kein Geschichtsschreiber wird ihm bessere und zuverlässigere Auskunft geben können über die Weise, wie ein napoleonischer Minister die Stellen besetzte, die Polizei gebrauchte, die Wahlen inscenirte, die Presse beeinflußte, den gesetzgebenden Körper beherrschte, die Finanzen ausbeutete. Wer aber die Geschichte des „liberalen Kaiserreichs", die Vor- und Nachgeschichte des großen Krieges kennen will, der erwarte sie nicht von Herrn Ollivier's Enthüllungen, suche sie nicht in Benedetti's und Gramont's Indiscretionen, glaube sie nicht in Jules Favre's und Trochu's Apologien zu lesen; der nehme Bulwer's „Parisians" zur Hand. Da wird er die steigende Fluth sehen, die unaufhaltsam vorwärts drang seit den 1860er Concessionen, seit Mexiko, drohender und gebieterischer seit Sadowa: er wird fühlen, wie jenes unsagbare Etwas, die Bewegung (l'agitation) sich der großen Stadt bemächtigt, das Individuum Nichts mehr ist, die nationale Leidenschaft wie losgelöst erscheint vom Einzelwillen: da wird er die Mitschuld der ganzen Nation, aller Parteien, aller Classen mit Händen greifen; und wer sie ihm zeigt, ist nicht verdächtig, er ist ein Freund, ein Bewunderer, ein Kenner der Nation, wie's immer nur wenige im Auslande geben kann. Gerade diese Verwickeltheit der Fäden, dieses Durcheinanderfließen der Strömungen war ja das Eigenthümliche der Lage, macht es noch heute möglich, daß jede Partei, ohne grobe Unwahrheit, die andere anklagen kann. Der Dichter aber steht drüber; mit sichrer Hand zaubert er den lebendigen Organismus im Spiegel der Kunst vor uns herauf, zeigt uns, was Charakter, Geist, Temperament, Geschichte der Nation, was die Einzelnen, was der Zufall gethan, gibt uns zu ver-

stehen, wie und warum das hochbegabte Volk, der Selbstregierung unfähig, doch die besten Regierenden nicht gewähren lassen kann, wie es die Düpe seines eignen Witzes wird, und wie die Schuld der Väter sich rächt an Kind und Kindeskindern. Wird es je anders werden? „Gewisse moralisirende Zeitungen sagen uns," so spricht Bulwer's Frédéric Lemercier, ein ächter Stammgast der Boulevards, „die Pariser, ernüchtert durch das Unglück, seien auf dem Punkte, eine neue Existenz zu beginnen, fleißig und bedächtig zu werden, Vergnügen und Luxus zu verachten und wie deutsche Professoren zu leben. Glauben Sie kein Wort davon. Meine Ueberzeugung ist, daß, was man auch über unsere Frivolität, unseren Leichtsinn u. s. w. unterm Kaiserreich sagen mag, wir unter jeder anderen Regierungsform dieselben sein werden: — die muthigsten, feigsten, grausamsten, gutmüthigsten, vernünftigsten, gescheidtesten, widerspruchsvollsten, consequentesten Wesen, die Jupiter auf den Rath der Venus und der Grazien, des Mars und der Furien, je zum Vergnügen und Schrecken der Welt schuf; in einem Wort, Pariser."

Man sieht, dem politischen Instinct und der politischen Einsicht gebildeter Engländer entgeht, bei aller Sympathie, das tieferliegende Uebel nicht, das die französische Nation nicht dazu kommen läßt, eine gesunde und lebensfähige freie Regierung aufzurichten. Nichts kann sie darüber täuschen, wenn sie auch die Schuld der Herrscher noch so streng zu beurtheilen gewillt sind. Sie kennen heute ihr Nachbarland besser als je, sind gerechter gegen es als je; und doch denken im Grunde ihrer Herzen die Gerechtesten und Unterrichtetsten noch ebenso über den politischen Charakter

der Nation, als der Volksinstinct es vor Jahrhunderten that. Die Idee, welche unsre beiden ausgezeichneten Gewährsmänner von der politischen Befähigung der Franzosen und von dem Werthe ihrer staatlichen Einrichtungen und Anschauungen geben, ist keine schmeichelhafte. Im Grunde sind sie eben, trotz aller Sympathien für Frankreich, doch Engländer, deren politischer Menschenverstand sich durch keine vorgefaßten Theorien beirren läßt, und die sich, sobald sie die Sache nur einmal wirklich aus eigner Beobachtung, nicht wie Mill's Schüler aus Büchern und von Hörensagen kennen, durch keinen schönen Schein täuschen lassen. Sie sind aber auch Engländer im Muth und der Redlichkeit, mit der sie die Wahrheit auszusprechen wagen, selbst wenn sie mit ihren Neigungen collidirt, ihre Systeme stört.

Auch der französische Geist beginnt, wie man sieht, in immer weiteren Kreisen Englands nach seinen Vorzügen und Nachtheilen gewürdigt zu werden, wenn schon das intellectuelle Organ der Engländer weniger Verständniß für das geistige als für das politische Leben andrer Völker mitbringt. Die ganze philosophisch-religiöse, gesellschaftliche und sittliche Weltanschauung dagegen, welche dem politischen wie dem geistigen Leben zu Grunde liegt, ist selbst den schärfsten Augen jenseits des Kanals noch unerreicht geblieben. Man tastet auf der Oberfläche herum und meint, man berühre die Lebensquelle selber. Dazu gehört eben noch etwas Anderes als des Gelehrten Studien, des Beobachters helle Augen, ja als des Dichters Seherblick; es gehört dazu nicht nur in, sondern mit der Nation gelebt zu haben, in ihren Ideenkreis eingedrungen, ihre Leidenschaften mitempfunden, in ihr den Kampf um's Dasein gefochten

zu haben, den Jeder auf seine Art ausfechten muß, d. h. mit ihr in steter Berührung der Interessen wie in praktischer Mitarbeit, in Liebe wie in Haß gelebt zu haben. Nur Einer hat je alle diese Bedingungen in sich vereinigt und nur diesem Einen ist es gelungen, die innere Seele Frankreichs zu malen, und ein eben so sprechend getreues als vollständiges, ebenso lebendiges als poetisches Gemälde des gesammten französischen Volkslebens im 19. Jahrhundert zu geben. Dieser Eine war Balzac, denn er war Bulwer und Grenville-Murray, Idealist und Realist in einer Person; aber er hatte das französische Leben nicht nur, wie die beiden Engländer, beobachtet und belauscht, er hatte es gelebt.

II.

Englische Beobachtungen über französisches Familienleben.

1.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht so lange her — wo der Engländer mit einem Gemisch von Verachtung und Mißtrauen auf den „foreigner“ herabsah, und im Grund seines Herzens den Zweifel nicht zu unterdrücken vermochte, ob der Festländer wohl wirklich zu derselben Species gehöre, die Gott der Herr zum Meister über das Weltall eingesetzt, und deren unzweifelhafte Nachkommen in ihrer ursprünglichen Reinheit und Kraft doch eigentlich nur in Großbritannien noch zu finden seien. Kaum vermochte er sich den Franzosen anders als in verschabtem oder grell buntem Kleide vorzustellen, dazu bestimmt, der Welt ihre Köche, Perrückenmacher, Tanzmeister, zum höchsten ihre Possenreißer zu liefern; während der Italiener in seinen Augen ausschließlich den Beruf eines Tenors, Ballettänzers,

Briganten, Sbirren, Facchino oder Lazzarone haben konnte, der Deutsche ihm aber gar als ein harmloses, zu Prügeln prädestinirtes Geschöpf erschien, besonders geeignet zu Kanonenfutter, metaphysischer Speculation und Kammerherrendienst verwendet zu werden. Selbst der wohlhabendere Insulaner, der sein Eiland in der Jugend verlassen, um den „grand tour“ zu machen, oder aber der Billigkeit, des Klimas und der Landschaft wegen seine Zeit auf dem Festlande verlebte, brachte sich fast ausnahmslos sein Stück England mit, und auch wenn er den Opfermuth so weit trieb auf seinen Morgenthee mit „buttered toast“ zu verzichten, so wäre es ihm doch nie eingefallen, seine geistige Nahrung anderswoher als aus seinem Vaterland zu beziehen. Seine Kenntnisse über die Vergangenheit des von ihm bewohnten Landes gingen wenig über das hinaus, was er in seinem Murray fand, und über die Gegenwart desselben wurde er ja hinreichend, wenn auch auf einem kleinen Umwege, durch seine „Times“ unterrichtet. Wer von uns hat nicht solche alte Engländer gekannt, die ein Menschenalter in einer Stadt Frankreichs, Deutschlands oder Italiens geweilt, ohne ein Sterbenswörtchen von der Sprache der Eingebornen zu erlernen und ohne zu ahnen, wie wohl der Minister heißen möge, der gerade jetzt die Geschicke dieses Landes lenkte?

Dem ist ganz anders geworden seit einem Vierteljahrhundert etwa; ja, die Sucht das Fremde kennen zu lernen, ihm gerecht zu werden, es zu bewundern und über die Heimath zu stellen, ist auf dem besten Weg, Altengland um einen guten Theil seiner schönsten sittlichen und geistigen Ueberlieferungen zu bringen. Ich sage „der schönsten“, ohne mir zu verhehlen, wie eng begrenzt der sittliche und geistige

Horizont der Nation nach mancher Seite hin war; aber wer sagt „Ueberlieferung", und sei es die humanste, weiteste, sagt auch in einem gewissen Sinn „Schranke"; und die Schranke ist eben so oft zum Heil als zum Uebel derer da, die vor ihr stillstehen. Der Engländer, der geläufig mehrere Sprachen spricht, Büchner und Taine gelesen hat, sich für Wagner'sche Musik und Dorè'sche Gemälde begeistert, in Baudelaire und Scheffel die französische und deutsche Dichtung zu finden meint, ist durchaus nicht mehr selten, und ich kenne mehr als einen, der diesen Cultus für das Festländische so weit treibt, daß er alles Heimische dagegen herabsetzt und von sich abzuthun sucht, um ganz vorurtheilsfreier Festländer zu werden. Nur daß ihm dies glücklicherweise nicht so leicht gelingen will. Der brave, honette, aufrichtige Engländer blickt denn doch immer durch alle Oeffnungen des fremden Gewandes durch, das er sich angelegt. Er trägt es weder mit der Grazie des einen, noch mit der Sorglosigkeit des andern, noch mit der theatralischen Kunst des dritten, und zwar eben weil er nur das Gewand entlehnt, den darunter sich bewegenden Körper nicht in seiner innern Eigenthümlichkeit erkennt, geschweige denn sich ihm in seinem Wesen assimilirt hätte. Daher eine gewisse ernst- und gewissenhafte Oberflächlichkeit im Urtheil der Engländer über fremde Völker, welche eng mit jener geistigen und sittlichen Steifigkeit zusammenhängt, die eine der lobenswerthesten Eigenschaften des englischen Charakters ist. Da sie fast immer wahr und durchgängig ernst sind, so meinen sie, die andern seien es auch in derselben fast ausnahmslosen Weise: der Theil von Komödie, Phraseologie und Leichtsinn, welcher z. B. in unseren continentalen politischen Parteien steckt, entgeht

ihnen ganz, und sie reden von einem italienischen, deutschen oder französischen Demokraten genau als ob sie es mit britischen Puritanern zu thun hätten. Sie sind eben doch Engländer geblieben, und wie der französische Radicalismus bei ihnen die nüchterne, utilitarische, aber zähe und tüchtige Gestalt angenommen, die wir seit einem Jahrzehnt kennen gelernt, so beurtheilen sie nun uns Festländer nach sich selber. Dabei ist ihre Kenntniß des Auslandes oft eine rein statistische, welche da à la Buckle meint das Wesen zu haben, wenn sie hundertfache Notizen und Zahlen schwarz auf weiß besitzt; während es doch bei begabten und belebten Nationen immer ein Etwas gibt, das sich der statistischen Kenntniß durchaus entzieht, wie ein edler Wein die Natur seines Aromas auch der sorgfältigsten chemischen Analyse zu verrathen weigert. Nun ist es aber gerade dies, was die englischen Studien über das Ausland so oft kennzeichnet: wir erfahren genau wie viel Selbstmorde, wie viel Wahnsinnsfälle jährlich in einem Lande vorkommen, wie viel Wein oder Branntwein, Fleisch oder Brod, Bücher oder Zeitungen consumirt werden; selten wie eine fremde Nation denkt und fühlt. Freilich gibt es hier vielfache Ausnahmen, wie es deren denn immer welche gegeben, vor allem die Dichter, als welche, kraft ihrer künstlerischen Intuition, sofort das innerste Wesen der Dinge erkannten und erkennen. Wer ist tiefer in Goethe eingedrungen als Byron, wer hat den Geist und die innerste Natur der italienischen Nationalbewegung besser verstanden als er?

Es wäre schwer einen sachkundigeren Berichterstatter über französische Zustände, einen gewissenhafteren, feineren und genaueren Beobachter zu finden als Hrn. Fr. Mar=

shall, der Frankreich fünfundzwanzig Jahre lang bewohnt und uns mit einer an Bewunderung streifenden Sympathie das französische Familienleben geschildert hat.*) Und doch läßt sich auch hier nicht verkennen, daß die englische Gewohnheit jedem aufs Wort zu glauben, wie man beansprucht, daß einem aufs Wort geglaubt werden soll, ihn oft verhindert hat, durch den „schönen Schein“ hindurch ins Innere der Verhältnisse zu dringen. Das „quod videri vis esto“ läßt sich nun einmal auf französische Dinge nicht anwenden. Hier genügt es nicht, im Schlimmen ebenso wenig wie im Guten, die Worte wörtlich zu nehmen. Hr. Marshall hat alles aufmerksam beobachtet, jede Bewegung, jedes Mienenspiel des Franzosen, den Bissen, welchen er zu Munde führt, den Stuhl, auf dem er sich niederläßt; aber er hat dies alles für das „Ding an sich“ genommen — um Hegelisch zu reden: hat sich mit der Erscheinungswelt begnügt, ohne nach jener ihr zu Grunde liegenden, oft mehr von ihr verborgenen als geoffenbarten, Welt „an sich“ zu erforschen. Daher denn oft die Extreme harten, unverdienten Tadels und ebenso unverdienten Lobes sich begegnen. Doch herrscht im Ganzen durchaus der Ton des Optimismus vor.

Eine andere echt englische Eigenschaft — ich war auf dem Punkte zu sagen Untugend — die aber mit jener eben gerügten eng zusammenhängt, ist die merkwürdige Unfähigkeit oder Ungeschicktheit zu generalisiren. In jedem Einzelnen zeigt uns der Verfasser, der ein sehr gescheidter und offener Kopf ist, wie der Franzose, trotz

*) French Home Life. Edinburgh & London, 1873.

seiner Erregbarkeit, Leidenschaftlichkeit und, in mancher Hinsicht, Leichtfertigkeit, jede Handlung, auch die kleinste, seines Lebens zu berechnen pflegt; nicht nur jede Ausgabe, sondern auch jede Verwendung seiner Kräfte, wie die Hausfrau jedes Atom der auf dem Familientisch aufgetragenen Gerichte verwerthet hat, wie sie jedes Fetzchen zu nützlichem Gebrauch in ihrer Toilette zu verwenden weiß, wie der Mann seine Bekanntschaften, seine geselligen Vergnügungen auch nutzbringend zu machen versteht, wie Ehe und Kindererzeugen nach wohlüberdachtem Plane sich vollziehen u. s. w.: Herr Marshall übertreibt sogar die Sache in etwas; aber es fällt ihm nie auf, was einen deutschen Dichter, wie Heine, der Frankreich doch ebenso viele Sympathien entgegentrug, zu allervörderst frappirte: daß alle diese Einzelheiten, die sonst ja nur einen ganz zufälligen Werth haben, in dem einen Keime der französischen Natur wurzeln, dessen Entwicklung ihre moderne Geschichte so ganz besonders begünstigt hat: daß das moderne Frankreich in seinem durchgängig conventionellen Wesen eben den organisirten Rationalismus darstellt, woraus allein seine großen Vorzüge wie seine Gebrechen zu erklären sind. Dagegen mag nun freilich Herr Marshall einwenden, daß er es dem Leser überlasse diese Folgerung zu ziehen, daß er sich begnüge die Thatsachen zu sammeln und an die Hand zu geben; aber der Einwand ist doch nicht ganz stichhaltig: man fühlt eben nicht durch, daß diese Auffassung des inneren Zusammenhanges dem Verfasser vorgeschwebt hat, und seine Mittheilungen erhalten dadurch etwas Atomistisches, Zufälliges, das dem trefflichen Buch immerhin Eintrag thut.

Ist nun aber Herr Marshall kein philosophischer Geist zu nennen, so sind dagegen seine Vorurtheilslosigkeit und Unparteilichkeit nicht genug anzuerkennen, und die erstere dieser beiden Eigenschaften ist eben keine alltägliche bei Engländern. Ja, Herr Marshall hat nicht nur selber keine Vorurtheile, er bekämpft auch die Vorurtheile seiner Landsleute auf's eifrigste und erfolgreichste, und man thäte ihm sehr Unrecht, wenn man glaubte, er habe sich bei seinem Urtheil der vorgefaßten englischen Meinungen nicht zu entschlagen gewußt. Dasselbe ist im Gegentheil durchaus auf eigene Beobachtung gegründet und weicht vielfach und entschieden von der in England gang und gäben Beurtheilung ab. Er trifft auch meist das Richtige; oft jedoch läßt er sich beirren: sei es nun, wie eben ausgeführt, durch die täuschende Außenseite, sei es durch die Fülle und Einzelheit der Beobachtung, welche ihm den Blick verwirrt — mit anderen Worten: er sieht oft vor lauter Bäumen den Wald nicht. Dieses Uebermaß in der Beobachtung des Einzelnen, des unendlich Kleinen, der darauf gelegte übertriebene Werth, die Unfähigkeit sich mit einer knappen Auswahl des Charakteristischen zu begnügen, der Ernst, mit dem Kleinigkeiten vorgetragen werden, die nur mit Heiterkeit, Laune und Leichtigkeit zu behandeln wären — das sind alles echt englische Fehler. Hier kommt nur leider hinzu, daß der Detailmaler kein Künstler ist, wie die großen Romanschreiber Englands, denen wir so herrliche Genrebilder verdanken, daß er das „Schreiben" nicht erlernt. An Klarheit fehlt es zwar seinem Style nicht, auch nicht an Fluß, oft hat er sogar Farbe; aber er ist breit, wiederholt sich, läßt den Hammer immer und

immer wieder auf denselben längst eingetriebenen Nagelkopf fallen, und ermüdet dadurch oft. Wie dem indeß auch sei, das Buch bleibt ein werthvoller Beitrag zur Sittenschilderung Frankreichs, und es gibt ein außerordentlich lebendiges und getreues Bild des französischen Familienlebens, wie es sich dem unbefangenen und wohlwollenden Zuschauer darstellt, der eben nicht zu sehr in die Tiefe einzudringen begehrt. Es enthält eine unglaubliche Fülle des Materials, und es wäre wohl der Mühe werth es in's Deutsche zu übersetzen — oder, da ja heutzutage jeder gebildete Deutsche das Englische liest, ihm durch eine deutsche Ausgabe größere Verbreitung zu geben. Namentlich die deutschen Hausfrauen wird die Lectüre ansprechen und, ich wage hinzuzusetzen, belehren: der Küche und der Toilette sind nämlich darin umfassende, höchst genaue und in's Einzelne gehende Studien gewidmet, und es wird ja noch nicht als ein Mangel an Patriotismus oder gar an Galanterie gegen unsere deutschen Schwestern vermerkt werden, wenn man dem Tisch und dem Anzug der Französinnen die Palme über die anderer Europäerinnen zuerkennt.

Damit nun könnte ich von dem trefflichen Werk Abschied nehmen, wenn mich nicht die Versuchung ankäme, einmal hier eine kleine Studie auf dem Wege der Rückschlüsse anzustellen, und indem ich suche, was dem Engländer in den französischen Sitten besonders bemerkenswerth dünkt, zu errathen, wie man in England von dergleichen Gewohnheiten oder Anschauungen denkt. Es sind dieses unwillkürliche, freilich nur negative Geständnisse, aber sie werfen immerhin Licht auf mehr als einen Punkt des englischen Lebens; und sie erlauben uns die unverwüstliche

moralische Eigenart des Engländers, die ihm selbst in einem Vierteljahrhundert des Aufenthalts in der Fremde und bei aller Bewunderung dieser Fremde nicht abhanden kommt, zu erkennen und zu würdigen. Diese Eigenart besteht aber nicht etwa allein, wie der oberflächliche Beobachter zu glauben versucht sein könnte, in dem strengen Conventionalismus, der ängstlichen Wahrung des Decorum der pharisäischen Schätzung der Respectabilität, welche dem Fremden zuerst in England auffallen, sondern vielmehr in der Hochhaltung der noblen Gesinnung als dem Letzten und Hauptsächlichsten, worauf es am Ende ankommt, und das, noch weit mehr als jener äußere Anstand, durch den Idealbegriff „Gentleman“ bezeichnet wird. Selbst Herr Marshall, der überzeugte Panegyriker der französischen Zweckmäßigkeitsmoral, kommt doch am Ende zu dem echt englischen Standpunkte seiner Jugend zurück, von dem aus betrachtet edle und unwillkürliche Regungen, Kraft und Muth den Mann mehr zieren und ehren als kluge und überlegte Betragenspläne. Oder sollte Herr Marshall vielleicht sein Capitel über den französischen Jugendunterricht erst nach dem Kriege geschrieben haben, als sich so plötzlich und uns allen unerwartet die eben nicht schöne und vor allem nicht würdige Kehrseite jener beneidenswerthen Civilisation Frankreichs offenbarte? Nach einzelnen Bemerkungen wäre man versucht es zu glauben.

Ist es doch dem Schreiber dieses ähnlich ergangen. Der unbegreifliche Umschlag, der sich nach dem vierten August — Weißenburg — in der Nation vollzog, die sich bis dahin nur leichtsinnig und trunken, keineswegs gehässig gezeigt hatte, rüttelte Alle, die wie Herr Marshall Frank-

reich aus fünfundzwanzigjährigem Aufenthalte zu kennen glaubten, höchst unsanft aus ihrer Bewunderung auf; und sie sind dann wohl auf Augenblicke zu bitter und hart in ihrem Urtheil geworden. Jener Ausbruch von Rohheit und jene Würdelosigkeit, welche als etwas ganz unmöglich Geglaubtes, eben im Verhältniß zur Bewunderung und Liebe, die man für die Nation hegte, die Bitterkeit des Zuschauers erregen mußten, erschienen dann als das wahre Wesen der französischen Natur, welches unter dem dichten Firniß geschlummert hatte: eine Anschauung, welche, ich will nicht sagen ungerecht, aber jedenfalls einseitig ist. Auch der edelste, klügste und beste Mensch kann im Augenblick eines furchtbaren Schmerzes einem augenblicklichen Wahnsinn zur Beute werden: das beweist gegen die Stärke seines Geistes und Charakters, nicht gegen seine Feinheit und Güte.

2.

Herr Fred. Marshall verbreitet sich sehr ausführlich über die französische Küche und über die Damentoilette, um zu beweisen, nicht nur wie viel sparsamer der Franzose ist als der Engländer, sondern auch wie viel besser er den Zweck erreicht, den er sich vorgesetzt, als der Insulaner es thut: die Speisen des Franzosen sind nahrhafter als die des Engländers, seine Kleidung ist geschmackvoller und angemessener, wenigstens die Frauenkleidung. Dadurch tritt nun der Verfasser sofort allen möglichen Vorurtheilen entgegen, denen zufolge die Kochkunst des Franzosen darin besteht, durch die Schmackhaftigkeit der Speise über ihre

Inhaltslosigkeit zu täuschen, und die Toilette der Französin sich durch leichten und kostspieligen Flitter auszeichnet. Aber die auf Facta gegründete Beweisführung Herrn Marshalls vom Gegentheil, die wir hier natürlich nicht wiedergeben können, will uns unwiderleglich scheinen, und selbst wenn wir es nicht aus eigener Beobachtung wüßten, würden wir nach der Lectüre des englischen Werkes zugeben müssen: die Französin versteht es, mit weniger Ausgabe nahrhaftere und schmackhaftere Speisen zu bereiten, dauerhaftere und geschmackvollere Kleidung herzustellen, als die Engländerin. Freilich, um zu diesem Resultat zu gelangen, muß sie thun, wozu sich keine Engländerin verstünde: sie muß eine Zeit, ein Nachdenken und namentlich ein Interesse darauf verwenden, das nirgends sonst auf diese Gegenstände verwandt wird. Dies gibt Hr. Marshall selber zu; nur meint er: die Sache sei in unsern Tagen wirklich solcher Sorgfalt werth. „Die Damentoilette ist in den letzten Jahren eine der großen Zeitfragen geworden: sie kann auf eine Stufe mit dem Pauperismus, der Auswanderung, der Trennung von Kirche und Staat, dem allgemeinen Stimmrecht gestellt werden. Sie hat noch nicht, wie diese Gegenstände, den Charakter politischer oder nationaler Probleme angenommen: die Regierungen haben sie noch nicht direct in die Hand genommen; aber ihre Wirkungen sind ungeheuer, ihr Einfluß hat sich auf alles erstreckt: ihre Bedeutung ist in Wirklichkeit wichtiger als die einer Menge Gesetze, welche uns beschäftigen. Der absolute Ausschluß der männlichen Hälfte der Gesellschaft von aller unmittelbaren Theilnahme an äußerem Schmuck hat die Männer dahin geführt, ihre Eitelkeit und ihren Geschmack am

Schönen durch den übertriebenen Putz ihrer Frauen zu befriedigen. . . . Welches übrigens auch die Formen und Folgen dieser Erscheinung sein mögen, ihre Wirkung offenbart sich überall. Kaum würde man eine Französin finden die ihr entgeht. Auf die eine oder die andere Weise ist die Toilette im Allgemeinen ihr Hauptinteresse geworden." Aber während die Gefallsucht, diese Quelle der ganzen Toilettenleidenschaft, „in England die niedersten Classen mit einer merkwürdigen Heftigkeit und traurigen Resultaten ergriffen hat, hat sie sich in Frankreich namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft geoffenbart."

Die natürliche Anlage kommt der Französin dabei noch besonders zu Hülfe: „Die Französin hat ein Gefühl für Formen und Farben, ihre Anwendung und Vermannichfaltigung, welches ihr eigenthümlich ist und zu dem die Frauen anderer Racen nur in seltenen Ausnahmen gelangen . . . Dazu kommt eine Geschicklichkeit, eine Gewandtheit der Hand, welche ebenfalls der Race angehören und die Verwirklichung der abenteuerlichsten Gebilde der Phantasie möglich machen." Man liest zwischen den Zeilen, wie selten der Verfasser alle diese Eigenschaften bei seinen englischen Schwestern gefunden hat. „Auch würde man keine Engländerin unter hunderttausend finden, die fähig wäre, ihre Nationalität durch Anlegung fremder Kleidung zu verbergen . . . sie können es versuchen, aber es gelingt ihnen nicht; man erkennt sie sofort. Die einfache Thatsache dieser Nachahmungsversuche schließt aber das Geständniß von der Ueberlegenheit des französischen Typus ein; wir ahmen nur nach, was uns gefällt." Da nun überdies die Engländerinnen „als Nation nicht den ge=

ringsten Begriff von Toilette haben," so wenden sie sich natürlich jenem höheren Typus zu. „In Frankreich existirt das Muster, nicht bei den lärmenden Personen, die sich einen so wenig beneidenswerthen Ruf gemacht haben, sondern in einer andern und zahlreicheren Classe wirklicher Damen, welche die Toilette als ein legitimes Mittel zu gefallen und als einen natürlichen Ausdruck ihres persönlichen Kunstsinnes ansehen. Das sind die Frauen, die man (in England) betrachten und denen man nacheifern sollte; denn obschon sie die Chiffons lieben, und obgleich sie einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit und ihrer Gedanken darauf verwenden, sie zu discutiren, und die Toilette auf die Höhe einer großen Frage erheben, so thun sie es doch auf eine treffliche und vernünftige Weise, in einer Form und mit Ergebnissen, welche andere Frauen stolz sein können nachzuahmen."

Wir folgen Herrn Marshall in seiner Geschichte der Damentoilette unter dem zweiten Kaiserreich nicht, noch weniger in seiner analytischen Studie der verschiedenen Arten von Toilette. Uns genügt es hier nur festzustellen, um welchen Preis die Französin ihre Ueberlegenheit in dieser Beziehung erkauft, und fragen uns, ob die Landsmänninnen Herrn Marshall's bereit wären denselben Preis daran zu wenden. Eine Französin des Mittelstandes — und Herr Marshall beschränkt mit Recht seine Schilderungen auf diese, und kann nicht genug wiederholen, wie albern es ist ganz Frankreich nach den paar hundert extravaganten Stutzerinnen beurtheilen zu wollen, die man für tonangebend hält, weil sie sich vor allen anderen hören und sehen lassen — eine Französin des Mittelstandes macht einen voll-

ständigen und genauen Voranschlag über die ihr im Jahre für ihre Kleidung zu Gebote stehende Summe, und nachdem sie alle möglichen Vorkommnisse erwogen, alle Stoffe, Farben und Schnitte verglichen, stellt sie sich endlich, Dank der ausdauerndsten und sichersten Combinationsgabe, ein Ganzes an Garderobe zusammen, welches in der Quantität außerordentlich beschränkt erscheint und doch allen Anforderungen genügt, Wohlfeilheit, Dauerbarkeit, Einfachheit und Eleganz vereinigt; wobei es als eine erprobte Maxime der Sparsamkeit gilt, daß sehr theure Waare erster Qualität am Ende immer viel billiger zu stehen kommt als leichte Waare, die man zu einem Spottpreise haben kann. Es braucht Wochen bis der ganze Plan festgestellt ist, alles noch Brauchbare der früheren Jahre seinen Platz angewiesen bekommen hat, Hut, Kleid, Ueberwurf und Sonnenschirm in Uebereinstimmung gebracht sind, namentlich aber alles und jedes den Umständen angepaßt ist: eben so viele bis alles verfertigt ist; denn das meiste wird zu Hause gearbeitet. Und dabei hat es sein Bewenden nicht; denn nun kommt noch die Sorgfalt in der Benutzung. Nie darf das Kleid, das bei Besuchen oder kleinen Gesellschaften dienen soll, gebraucht werden, wenn man zu Fuß ausgeht: stets muß der Stadtanzug bis auf die Schuhe abgelegt und gegen Hauskleider vertauscht werden, sobald man nur heimkommt; jeder gefährliche Regentropfen, jeder indiscrete Sonnenstrahl muß vermieden werden: kurz, es ist eine wahre Knechtschaft oder, wenn man will, eine Kunst und Wissenschaft, welche die Engländerin durchaus keine Lust hat, mit so viel Zeitaufwand und Sorgfalt zu pflegen. Dazu endlich der keineswegs unwichtige Umstand, daß die

Französin mit ihrer Schönheit ebensogut hauszuhalten weiß, als mit ihrem Wissen, ihrer Kleidung, ihrer Küche: eine vierzigjährige Französin scheint und ist jünger als eine Engländerin von dreißig. Es wird ihr nicht einfallen in rauhem Wetter auszugehen, sich kalt zu waschen, sich den Sonnenstrahlen auszusetzen, ihre Kinder selbst zn nähren. Sie wird, was sie nur Vortheilhaftes besitzt, zu verwerthen, was sie Nachtheiliges hat, zu verbergen wissen; vor Allem sie wird ihre Toilette ihren körperlichen Ressourcen, wie ihren Haushalt ihren pecuniären Verhältnissen anzupassen nie versäumen.

Und ganz ähnlich ist es mit der Küche bewandt: nichts geht verloren, und alles, selbst das scheinbar Zufälligste, Launenhafteste, ist berechnet, worüber Herr Marshall die interessantesten und eingehensten Berichte, die nur ein berufsmäßiger Topfgucker liefern kann, zum Besten gibt.

Nur der Hausrath macht bei alledem eine Ausnahme. Der diesem mangelnde Comfort hat offenbar hier dem Engländer einen ganz besondern Eindruck gemacht. Dieser ist flitterhaft, glänzend, prunkend, unbequem und unsolid gegen die englischen Möbel gehalten (obgleich unendlich viel gediegener und geschmackvoller als es die deutsche Armuth bis jetzt uns erlaubte). Herr Marshall meint: der Wunsch, die Männer und Söhne zu Hause zu halten, trage mit zu dieser glänzenden Ausstattung bei; er täuscht sich aber offenbar, denn die vergoldeten Sessel und Stühle, wie überhaupt „der Salon“, werden ja nur gebraucht, wenn Fremde kommen, und das eigentliche Familienleben pflegt sich nicht in diesem Prunkgemache, sondern in der bescheidensten Umgebung abzuspielen. Hier ist doch wohl nur die liebe Eitel-

keit und das Bedürfniß es den Reicheren nachzuthun, das bestimmte Motiv. Auch verlangt die Befriedigung des Geschmacks, der Bequemlichkeit und der Gediegenheit in diesen Gegenständen fast Reichthum und bis zu einem gewissen Grad eine künstlerische Erziehung oder wenigstens Gewohnheit, die dem französischen Mittelstand abgeht. In allem andern aber ist eine wohlberechnete Sparsamkeit, das Bestreben sich mit wenigem zu begnügen, das wenige aber so gut als möglich zu haben, das Vermeiden namentlich alles nicht durchaus Nothwendigen oder doch Nützlichen, die vorherrschende Sitte.

Damit vergleiche man nun die Englische improvidence. Was da nicht alles verschleudert wird! Wie achtlos man die Dinge braucht und mißbraucht! Wie viel mehr Raum der Laune und der Begierde gelassen ist! In England dienen eben die Dinge dem Menschen, in Frankreich dient der Mensch den Dingen. Das eine kann so gut übertrieben werden wie das andere. Der englische Leichtsinn, die englische Verschwendung, das Leben von der Hand in den Mund beim Lord und beim Kaufmann, der eine halbe Million jährlich einnimmt, wie beim Arbeiter, der 20 Mark die Woche verdient, der Ueberfluß immer und überall ist ein Zeichen der Maßlosigkeit ebensowohl als der Fülle. Dagegen ist jenes durchgehende Berechnen aller Lebensumstände gerade das, was der Franzose bon sens, der Engländer common sense nennt und, wie schon Bulwer in seinem „England and the English“ vor vierzig Jahren bemerkte, so sicher zu besitzen glaubt und so gar nicht besitzt. Dieser Menschenverstand, die rasche und richtige Beurtheilung der Verhältnisse und die demgemäße Einrichtung des Lebens

und Handelns ist die hervorragende Tugend des französischen Privatlebens: sie bringt Maß und Geschmack in alles; sie lehrt nicht allein die Uebertreibung meiden, sie ist auch direct nutzbringend; ja man kann sagen: sie bringt Methode in den Egoismus, indem sie ihn auf das Nothwendige und Nützliche beschränkt. Der englische, naturwüchsige, etwas rohe und rücksichtslose Egoismus mag gesünder sein; der geregelte Egoismus der Franzosen, der auf seine Befriedigung ausgeht ohne dem Egoismus anderer schroff entgegenzutreten, macht offenbar das Leben leichter, angenehmer und geschmackvoller. Die grellen Gegensätze, das grobe An=den=Tag=legen des Hochmuthes, der Gewinnsucht, der Sinnlichkeit, dann wieder das ungeschickte Verstecken und Leugnen dieser und der andern Todsünden, welches in bare Heuchelei ausartet, machen sich überall breit im englischen Leben und finden ihren Hemmschuh nicht, wie in Frankreich, im mäßigenden Verstand, sondern in der Langsamkeit des Temperaments, das uns Germanen allen von der Natur zutheil geworden. Daher denn auch die vielen nationalen Vorurtheile. Man verwechselt eben fortwährend Temperament mit Charakter und Geist. Die Franzosen haben ein außerordentlich erregbares nervöses Temperament, das aber sehr wohl einen ganz klaren Verstand und ein recht kaltes Gemüth neben sich zuläßt. Es kann Augenblicke geben, wo das Temperament durchaus den ganzen Menschen fortreißt, wie wir es ja bei Jähzornigen und Hypochondern oft sehen, und wie wir es bei den Franzosen nach den Niederlagen von 1870 erlebt; aber das sind Ausnahmen; im allgemeinen zeigt es sich nur als Epidermalerregung, welche sich in den ganz unbedeutenden, die Handlungen

begleitenden Formen — Bewegungen, Physiognomie, Sprache — nicht in der Handlungsweise selber, kundgibt. Diese äußere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, welche dem Engländer als Mangel an Würde erscheint, gilt ihm auch als sicheres Anzeichen innerer Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, und so entsteht das falsche Vorurtheil, so erhält es sich.

Wenige Menschen sind im Grunde unbiegsamer, unfähiger im Aufnehmen neuer Gedanken, im Einnehmen verschiedener Standpunkte, als die Franzosen. Mit dreißig Jahren ist ihre sittliche und geistige, politische und religiöse Weltanschauung meist fix und fertig (leur siège est fait), und es wird dann kein Jota mehr daran geändert, welches auch die späteren Erfahrungen sein mögen. Alle Nüancen, Paradoxien und Veränderungen beschränken sich auf die Ausdrucksweise; daher denn auch in keinem Lande mehr als in Frankreich Entwickelung und Sinnesänderung als Abfall betrachtet und getadelt wird. Gerade das Gegentheil findet in England statt, wo die Menschen es nicht verschmähen, bis in das Greisenalter zu lernen, oft noch spät ihre ganze Anschauung zu ändern, und dies mit edler Offenheit — der Franzose würde sagen: mit cynischer Schamlosigkeit — zu bekennen. Ein Canning, ein Peel, ein Gladstone würden in Frankreich einfach wie ein Baroche oder Billault angesehen werden, die aus persönlichem Interesse zu dem bestzahlenden Führer übergehen. Dagegen würde es wieder einem Engländer nicht leicht möglich sein, sich gesprächsweise in heiterem Scherz über das zu ergehen, was ihm ehrwürdig und heilig dünkt, wie der gläubigste Kirchengänger und treueste Gatte in Frankreich es über Pfäfflein und unglückliche Ehemänner zu thun

liebt. So ist es denn kein Wunder, wenn der im Grund äußerst verständige Franzose dem innerlich viel beweglicheren Engländer bald als frivol, bald als unstät erscheint, und daß der lernbegierige, theilnehmende, ganze Engländer dem früh blasirten Franzosen den Eindruck eines naiven und unbeholfenen Menschen macht. „Il croit que c'est arrivé“ (er glaubt, daß sich die Sache wirklich zugetragen hat, wie das Kind von dem erzählten Märchen), sagt er von dem Insulaner, der sich wirklich für eine Sache interessirt, ohne davon einen weltlichen Vortheil zu erhoffen. Nicht als ob Exemplare solcher ganz uneigennützigen Theilnehmer nicht auch in Frankreich zahlreich vorkämen; aber im allgemeinen ist doch dort, mehr als in England, die Aussicht auf ein Bändchen, eine Stelle, eine Namensnennung in der Zeitung, eine zu erlangende örtliche Wichtigkeit mit jenem interesselosen Interesse verbunden.

Mit der leichten Erregbarkeit des nervösen Franzosen hängt aber auch seine liebenswürdigste Eigenschaft zusammen — eine Eigenschaft, die dem Germanen, und zwar dem Engländer mehr noch als dem Deutschen, so sehr abgeht: jenes allgemeine humane Wohlwollen, das eben mit dem stark ausgesprochenen Individualismus des Germanen unverträglich ist und selbst bei unseren keltischen Nachbarn eingestandenermaßen oft in Banalität ausartet. Alles, das Freudige wie das Schmerzliche, bewegt sofort die Oberfläche, und dieser Affect findet unmittelbar seinen Ausdruck in einem Wort oder einer Geberde der Theilnahme; während es bei dem Engländer schon etwas sehr starkes sein muß, wenn es die träge Natur zum Mitleiden

oder zum Mitfreuen aufrütteln soll, freilich dann aber auch den ganzen Menschen mit all' seinem Wollen und seiner ganzen Leidenschaft, nicht nur die Oberfläche, in Bewegung setzt, namentlich aber in Bewegung erhält. Auch die leichte Begeisterung, die ebenso leichte Entrüstung der Franzosen, muß durch ihr Temperament, nicht durch ihre Leidenschaft erklärt werden. Kein Volk hat wie die Franzosen für Griechenland und Polen geschwärmt, keines heftiger und beredter gegen moskowitische und neapolitanische Tyrannei protestirt: aber das Contingent, das Frankreich zu den Philhellenen gestellt, war ein geringes im Vergleich mit dem Englands und Deutschlands; wie wenige Franzosen kämpften in den polnischen Ebenen und den sicilianischen Bergen — wie schnell war Garibaldi ihnen ein Gegenstand des Spottes. Kaum hat sich eben die momentane Aufregung beruhigt, so tritt der helle bon-sens wieder in seine Rechte. Wer weiß, ob es zu allen den Revolutionen und Aufständen gekommen wäre, welche Paris seit nahezu einem Jahrhundert gesehen hat, wenn die Herausforderung oder Versuchung dazu nicht an Ort und Stelle stattgefunden? Der gründliche Katzenjammer, der sich sofort nach der Ernüchterung einzustellen nie verfehlt hat, beweist zur Genüge, daß die Aufregung, die dazu getrieben, selten eine tiefgehende, noch weniger eine anhaltende Leidenschaft war.

3.

„Die Franzosen sind überzeugt, daß sie ein glückliches Volk sind. Und sie sind es wirklich, wenn die

Heiterkeit und das gegenseitige Wohlwollen hinreichen, es zu beweisen.“ Die Quelle dieses Glückes sieht Herr Marshall in dem „Ehesystem, auf dem sich ihr häusliches Leben aufbaut, und welches ihrem Charakter und ihren Bedürfnissen angemessen ist, eben weil es Heiterkeit mit sich bringt.“ Warum aber verwirklicht die französische Ehe das französische Ideal von Glück? fragt nun unser Engländer, und meint: weil der Franzose es durch seine Anstrengungen und Klugheit erwerbend verdiene. Wie er die Ehe nicht leichtsinnig aus Leidenschaft oder Laune schließe, sondern nach kühler Berechnung aller Vortheile und Nachtheile, aller Aussichten, welche Familie, Stellung und Charakter der Auserwählten eröffnen, so überlasse er es auch nicht dem Zufall, ob ihm dieses Glück erhalten bleibe. Er (und sie, die Französin) sehe ein, daß unsere Neigungen, unsere Bedürfnisse, wie unsere Phantasie, mit der Zeit, dem Alter und der Stellung sich ändern, und daß folglich auch „unsere Versuche, sie zu befriedigen, je nach dem zu verfolgenden Gegenstand, eine andere Gestalt annehmen müssen.“ Demgemäß beginnt der französische Ehemann — wenn wir Herrn Marshall's Angaben buchstäblich nehmen wollten, was wir uns diesmal jedoch erlauben nicht zu thun — schon am Tage nach der Hochzeit seiner jungen Frau auseinanderzusetzen, wie wenig dauerhaft die schönen Gefühle sind, die sie beide jetzt gegen einander hegen, und wie das Glück seiner Natur nach nur etwas vorübergehendes ist. Freilich sind auch unserm Gewährsmann zufolge nicht alle Franzosen auf dieser Höhe der Lebensweisheit angelangt; aber Herr Marshall sagt uns: „in den höchsten Schichten der französischen Gesellschaft

gebe es Männer, welche verdienten, Professoren in der Wissenschaft des Glücks genannt zu werden, die mit gewandtem Finger und forschendem Auge die Elemente desselben analysirt haben; die, wie geschickte Aerzte, bei jeder Störung des häuslichen Lebens sofort ein Heilmittel anzuwenden wissen; bei denen die Praxis der Theorie würdig sei, und die es beweisen, indem sie im Herzen ihrer Frau, wie in ihrem eigenen Herzen, stets ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit und der Liebe wach erhalten."

Wenn es erlaubt, ja geboten ist, eine Nation in ihrem Ideal und in denen zu studiren, die diesem Ideal am nächsten kommen, so ist diese übertrieben scheinende Schilderung des französischen Ehemannes freilich eine durchaus richtige. Wie sonderbar muß aber das alles dem Engländer vorkommen, der derlei zum erstenmal hört, ihm, der meist nur zwei Arten kennt, eine Ehe zu schließen und ein eheliches Leben zu führen: die leidenschaftlich oder innig, stürmisch oder ruhig Geliebte heimzuführen, oder geradezu cynisch ein Vermögen, eine Stellung zu erheirathen; einfach und ohne alle Kunst und Nachhülfe glücklich in unbefangen erwiederter Liebe, oder aber im Gegentheil mit dem Gefühl eines verfehlten Lebensglücks weiterzuleben. Noch sonderbarer muß es ihm vorkommen, daß diese französischen Eheglückskünstler so sehr äußerer Anregung und anderer Leute bedürfen, um ihren Lebensplan erfolgreich durchzuführen. Die geselligen Beziehungen üben in der That einen sehr großen Einfluß auf die französische Ehe aus. „Das Leben der Französinnen ist so ganz frei von all' den Einschränkungen und Hemmnissen, die wir Engländer uns selbst auferlegen; es besteht überhaupt eine

solche Freiheit und Leichtigkeit, sich zu jeder Stunde des Tages und des Abends zu besuchen, daß die Berührung der Bekannten zu einem Grad von Häufigkeit gelangt, von dem wir uns keinen Begriff machen.“ Mit Ausnahme der höheren Classen, wo das Clubgehen eingerissen ist, „leben die Männer gewöhnlich ganz mit ihren Frauen, begleiten sie, so oft sie nur immer können, theilen ihre Freundschaften und Zerstreuungen.“ In der That gehen in Frankreich Mann und Frau stets zusammen aus und — sie gehen fast alle Abende aus, wäre es auch nur, um eine Whist- oder Klatschpartie bei Freunden zu machen. Dem scheint in England anders zu sein, und wirklich stimmen meine, allerdings sehr oberflächlichen, Beobachtungen damit zusammen: auch mir hat es scheinen wollen, daß der Engländer seinen Abend entweder im Club oder zu Hause zuzubringen pflegt, und daß jenes gemeinschaftliche Ausgehen am Abend, welches die Regel in Frankreich ist, dort nur selten vorkommt. „Die Franzosen betrachten eben die Ehe nicht,“ sagt Herr Marshall treffend, „als einen Zustand, in dem nur zwei Personen verbunden sind, sondern als eine Association, welche in keiner Weise die gewohnten Beziehungen jedes Theiles mit der Außenwelt angreift.“ Das gerade Gegentheil dürfte von der englischen Ehe gesagt werden. Dort hört mit der Gründung eines neuen Hausstandes die Beziehung zur Stammfamilie thatsächlich auf, oder sie wird doch eine einfach freundschaftliche. In Frankreich heirathet der junge Mann zugleich Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen, Vettern und Basen, und umgekehrt. Die Familie steht eben dort über der Ehe, während in England die Ehe über der Familie im

weitesten Sinne steht — auch dies wieder eine Folge der individualistischen Natur des Engländers, der socialen des Franzosen.

Bis dahin findet unser englischer Beobachter alles schön und gut in der französischen Familie, und er läßt es sich angelegen sein zu beweisen, daß diese nach der Eheschließung fortdauernde Geselligkeit der Sorgfalt für das Hauswesen nicht den geringsten Abbruch thut; doch gibt es einen Punkt, und zwar einen Hauptpunkt, wo ihm denn doch die englische Ehe als das höhere Verhältniß erscheint: ich meine in Bezug auf die durch sie ermöglichte, ja geförderte geistige Bildung und Entwicklung der Gatten. „Der Gedanke, daß Mann und Frau sich in dieser Hinsicht gegenseitig fördern könnten, fällt ihnen (den Franzosen) gar nicht bei; ausgenommen in den Fällen, wo die Erwerbung von Kenntnissen und die Verbreitung derselben an andere ihren Lebensberuf ausmachen (d. h. bei Lehrern und Lehrerinnen). Wenn die Franzosen einmal die Schule verlassen haben, studiren sie nicht mehr. . . . In einer Menge französischer Salons sieht man nie ein offenes Buch; in einigen sind sogar die Zeitungen eine Ausnahme.“ Bücher und Zeitungen sind eben in das Arbeitszimmer des Mannes gebannt, was Herr Marshall anzugeben vergißt; denn der Franzose liest, wenn die Französin es nicht thut. Wie ganz anders freilich sieht es in einem englischen Wohnzimmer aus! Wie häufig ist der Fall, daß eine Engländerin sich selbst an den strengwissenschaftlichen Arbeiten ihres Mannes betheiligt; wie durchgängig, fast ausnahmlos, daß alle Erholungslectüre, womit ich keineswegs nur das Romanlesen meine, zwischen beiden Gatten gemeinschaftlich ist, und die langen Winterabende am

summenden Theekessel traulich ausfüllt. Daß nun diese Gemeinsamkeit der geistigen Interessen einen großen Reiz des ehelichen Lebens ausmacht, sieht auch Herr Marshall wohl ein: „Das Gefühl," sagt er, „findet seine volle Befriedigung in der Mehrzahl der französischen Ehen, die häuslichen Pflichten werden mit Aufmerksamkeit, ja Eifer erfüllt; das Haus ist, soweit es die Börse erlaubt, geschmückt, Dank dem klugen Ehrgeiz der Frauen, es so anziehend als möglich zu machen; aber der Geist wird wenig gepflegt, und das Vergnügen, welches diese Pflege in der Ehe hervorzubringen vermag, ist fast unbekannt."

Indeß hat unser englischer Zuschauer manche Nüancen hier doch übersehen. So meint er: die französische Frau, Herrscherin in ihrem Salon, übe gar keinen Einfluß nach außen; denn sie habe keine politischen Meinungen u. s. w. Er vergißt, daß sie auch ohne Meinungen Interessen haben kann und hat, und daß sie dieselben sehr wohl nach außen zu vertreten und zu vertheidigen weiß. Die Wahrheit ist, daß gerade der Einfluß der Frauen nach außen, den Herr Marshall bestreitet, in Frankreich ein ungemessener ist: kaum wird eine Stelle vergeben, von einer Botschaft herab bis zu einem Tabaksladen, die nicht wenigstens durch Mithülfe eines Fraueneinflusses erlangt wird. Freilich sind die Französinnen meist ganz gleichgültig in ihren politischen Ueberzeugungen — die wenigen Legitimistinnen und Republikanerinnen ausgenommen — aber gerade diese Gleichgültigkeit kommt ihnen zu statten, wenn es z. B. gilt, unter dem Kaiserreich eine Beförderung ihres unter der Julireregierung angestellten Gatten zu erbitten und zu erwirken.

Gerade zu diesen Erfolgen muß denn auch die Kokletterie der Französin dienen, von der Herr Marshall ein so reizendes und doch keineswegs zu geschmeicheltes Bild entwirft. Er zeigt, wie diese Gefallsucht, welche nur äußerst selten zur ehelichen Untreue führt, den Höhepunkt der Kunst erreicht, wie sie eine zweite Natur geworden, und wie diese raffinirte Kunst nothwendig ist, um die Häuslichkeit zu retten. „Niemand, der nur die geringste Kenntniß von der Gestalt hat, welche das moderne Leben annimmt, kann läugnen, daß in allen Ländern Europas die Männer immer weniger in Gesellschaft gehen und ihre Befriedigung mehr und mehr fern von den Salons suchen. Dies ist ebenso wahr von England als von Frankreich; aber die französischen Frauen kämpfen entschlossener als die unsrigen gegen diese wachsende Gefahr an." Instinctiv mag dies in der That ein Beweggrund mehr zur Uebung jener Kunst sein, der einzige ist es sicherlich nicht, und die liebe Eitelkeit, die sich in alles Menschliche drängt, wird wohl auch hier das erste Bestimmende sein. Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß jene Kunst für die Engländerinnen offenbar eine vollständige terra incognita ist: nicht als ob sie nicht auch mit ihrer Dosis natürlicher Gefallsucht geboren würden, ja, sie üben sie meist viel directer und aggressiver als die Französinnen; aber sie üben sie kunstlos, fast unbewußt, wie M. Jourdain Prosa sprach, und nach dem von der Natur selbst vorgezeichneten Ziele: die Neigung eines Mannes zu gewinnen, der ihnen selbst eine Neigung einflößt. Die allgemeine, fast gegenstandlose, beinahe uneigennützige Gefallsucht der Französin aber ist ihnen kaum bekannt, noch weniger die Vervollkommnung dieser Naturanlage zur höchsten

Kunst, die stillschweigende Beredtsamkeit jeder Bewegung, jedes Mienenspiels, die Gewandtheit der Rede, das schelmische Versteckenspielen des Gesprächs, welches die Französin auszeichnet, und welches ihrem Umgang einen so großen Reiz verleiht. Bis zu welchem Punkte diese Kunst ausgebildet, muß man bei Herrn Marshall nachlesen, der in der That nichts übertrieben hat, und dessen Conclusion wenigstens mir erlaubt sei, hier wörtlich anzuführen, sei es auch nur, um zu zeigen, was in England eine unerhörte Seltenheit zu sein scheint.

„Sie (die Französinnen) sind im allgemeinen angenehm, oft etwas manierirt und prätentiös, oft auch sehr einfach und unaffectirt, selten schüchtern und linkisch. Eine vollständige Kaltblütigkeit, eine ruhige Gleichgültigkeit, welche ganz wie das Resultat einer langen Lebenserfahrung erscheint, aber meist nur das Ergebniß der Gewohnheit ist, von ihrer Kindheit an Fremde zu sehen — das sind ihre Hauptcharaktere. Sie kommen in ein Zimmer voller Menschen, verlassen es, empfangen ein Dutzend Unbekannte, sprechen, lachen mit einer anscheinenden Unbefangenheit, welche es schwer macht zu glauben, daß sie kokettiren; und doch spielen viele unter ihnen eine kleine Rolle ohne irgend einen anderen besonderen Grund, als den unbestimmten Wunsch zu gefallen. Das Bedürfniß anzuziehen steckt einmal im gallischen Blute: es kann von dem tiefen Gefühl einer gebieterischen Pflicht im Zaum gehalten werden, es kann für Augenblicke durch andere, dringendere Bedürfnisse zurückgedrängt oder in seinem Ausdruck durch die tausend Umstände der Stellung modificirt sein; aber es ist im Grunde der Herzen aller Französinnen, obgleich es sich in so vielen Gestalten offen-

bart, daß es nicht immer leicht ist, es zu erkennen."

Nun liegt offenbar eine feine Schmeichelei für die Männer in dem Gedanken, daß eine Frau ihnen gefallen will; die Französin aber, „die sich oft der Sache nur halb bewußt ist, gibt dem Manne gern zu verstehen, daß es ihr angenehm sein würde, wenn man ihr den Hof macht, theils als Zeitvertreib, theils als eine Huldigung, die man ihr schulde. Der Mann weiß, neunzehnmal auf zwanzig, daß er vergessen sein wird, sobald er nur den Rücken gedreht hat, und daß ein anderer seinen Platz genau mit demselben Erfolg einnehmen wird; aber diese Gewißheit hält ihn nicht ab, zu thun, was man von ihm erwartet während der Viertelstunde, die er hier zubringt. So gehen die beiden weiter, ohne irgend etwas übles zu denken, und nach einer Woche sagt die eine: Herr X. ist ein angenehmer Mann, und der andere: Madame Z. ist reizend. In diesen Grenzen — und in der ungeheuren Mehrheit der Fälle hat alles dabei sein Bewenden — hat das französische System große Vortheile: es befördert die Anmuth der Rede, es bringt Höflichkeit und schöne Manier hervor, und es bietet eine mächtige Gegendose gegen die Gifte, welche die Gemüther der Männer in andrer Richtung erregen."

Alles recht gut und schön: daß aber ein so anmuthig reizender, jedoch stets in den Grenzen der Klugheit gehaltener Verkehr eben bei der heftigen Leidenschaft und der kräftigen Sinnlichkeit der Engländer rein unmöglich wäre, liegt auf der Hand. Hier, wie bei allen andern Fleischessünden, die Dante bekanntlich durch einen tiefen Abgrund von den Gesinnungssünden trennt, ist zweifelsohne die französische Gestalt die anmuthigere, angenehmere; sie erspart uns den

Anblick der rohen Excesse, die wir in England so oft sehen und meist nur durch die steife Fessel conventionellen Zwanges oder aber durch eine ganz idealistische, oft puritanische Lebensauffassung, zurückgehalten finden; aber diese Gestalt, welche das Geschlechtsverhältniß annimmt, kann eben doch nur da aufkommen, wo die geringere Achtung vor dem Gefühl der Liebe es erlaubt, mit demselben zu spielen, und läßt deßhalb, trotz der reizenden, stets erneuten Anregung des Augenblicks, nicht jene Unbefangenheit und Freiheit zu, die der freundschaftlich-kameradschaftliche Verkehr mit den weniger anmuthigen Engländerinnen gewährt, solange Eros sich nicht hineinmischt, oder wenigstens, wenn er sich doch patzig mit Pfeil und Böglein eindrängt, offen bekannt werden kann. Freilich muß zur Steuer der Wahrheit hinzugefügt werden, daß der Dreiste sich in England rascher und öfter als in Frankreich da einmischen soll, wo man ihn gern ferngehalten hätte. Gerade weil das Gefühl (l'affection) und die Aeußerung dieses Gefühls, wie Herr Marshall oft wiederholt und doch wahrscheinlich dem englischen Vorurtheil gegenüber nicht genug wiederholen kann; gerade weil die Empfindsamkeit in unsinnlichen Verhältnissen, als dem zwischen Mutter und Tochter, Schwester und Bruder u. s. w., in Frankreich so übertrieben entwickelt und verausgabt wird — also schon wenn auch nicht verbraucht, so doch ohne den Reiz der Neuheit ist, wenn das Geschlechtsverhältniß anfängt — so bleibt dieses oft die Arena des kühlen Witzes und Witzgeplänkels, die bekanntlich weit weniger gleitend ist als der Boden der Sentimentalität, und weniger verrätherisch als das schluchtenvolle und zerklüftete Terrain der Leidenschaft. Sobald aber die Engländerin jenen freieren Ton der Fran-

zösinnen nachahmen will, in dem sich der „lose Bube“ nicht, oder doch nur von ganz ferne hören läßt, verfällt sie nur allzuleicht in Geschmacklosigkeit und, so hart es auch klingen mag, in Rohheit, die natürlich nur abstoßend auf die Männer wirken kann, nie aber jenes reizende Verhältniß erleichtert, das Labruyère so schön definirt hat, und worin die Geschlechtsverschiedenheit, ohne die Leidenschaft zu entfesseln, den freundschaftlichen Verkehr verfeinert, veredelt und erhebt.

4.

Die französische Mädchenerziehung in dem höheren Mittelstande hat etwas ungemein bestechendes, und unser Engländer, wie die meisten seiner Landsleute die nach Frankreich kommen, ist geneigt sie der englischen bei weitem vorzuziehen, namenltich seit das Kloster und das Pensionat beinahe ganz außer Mode gekommen sind und die meisten Mädchen der gebildeten Classe in der Familie erzogen werden. Es ist nicht zu läugnen: das französische System hat einen großen Reiz, und ich begreife sehr wohl, daß die großen Gefahren, denen das englische Mädchen in seiner Freiheit ausgesetzt ist, die unweibliche Selbstständigkeit und ungraciöse Vordringlichkeit, welche jene Freiheit oft mit sich führt, dem Engländer bedenklicher und meidenswerther scheinen als die Nachtheile der französischen Unfreiheit, deren hauptsächlichster geistige und sittliche Beschränktheit ist. Doch muß man jene Gefahren auch nicht allzu hoch anschlagen, und nichts spricht gerade beredter für die relative Reinheit und Noblesse des englischen Gentleman, als der so seltene

Mißbrauch, dem die weibliche Freiheit und Schwäche seinerseits ausgesetzt ist. Viel mag dabei auch auf Rechnung des langsameren Temperaments, des geringeren Unternehmungsgeistes kommen; in der Hauptsache ist es aber doch die germanische Achtung des Weibes, wie sie schon Tacitus bewundert, welche der Schirm der Jungfräulichkeit ist. Ungleich häufiger schon ist die Gefahr des „Sichverplemperns“: d. h. unbedachter Verlobungen. Jedenfalls hat die französische Weise, die Mädchen zu Hause zu halten, ihre sehr guten Seiten und trefflichen Ergebnisse. Sicher und unbefangen, rein und anmuthig, weiblich und thätig sind die meisten französischen Mädchen, die sich nie von ihrer Mutter getrennt, nur mit ihr ausgehen, sie bei ihrem Unterricht und ihrer Arbeit immer neben sich sehen, nur mit ihrer Mutter denken und fühlen; aber wie trostlos eng ist ihr Gesichtskreis, welche Bigotterie, welcher Conventionalismus, welche systematische Ertödtung der Phantasie und der erwachenden natürlichen Triebe! An das alles denkt Herr Marshall wohl nicht, wenn er das französische System durchaus in England eingeführt sehen möchte; oder wenn er daran denkt, so hält er es für das geringere Uebel: ja, er ist fast auf dem Punkte, diese Beschränktheit zu bewundern; denn er nennt „die französischen Frauen unbestreitbar den Männern sehr überlegen.... Die höchsten sittlichen Tugenden, die entschlossene Pflichterfüllung, die Hingebung und der Opfersinn, das Festhalten an Grundsätzen und der religiöse Glaube, der die Grundlage alles übrigen ist, finden sich überall bei den Französinnen, während sie bei den Männern äußerst selten sind.“

Aber muß Herr Marshall andrerseits nicht auch selber zugeben, daß man, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, in keinem Land einen Unterschied im Denken und Interesse zwischen den Geschlechtern findet wie in Frankreich? Man sieht bald, daß „obschon Mann und Frau, Brüder und Schwestern in bewundernswerthester Harmonie mit einander leben, sie in ihrer Lebensanschauung und in der Auffassung der Lebenspflichten weit von einander abweichen.“ Was heißt das anderes als: die Frauen werden in einem so engen geistigen Gesichtskreis gehalten, daß sie alle höheren Gebiete den Männern allein überlassen müssen? Und welches Licht wirft dies wieder auf das Verhältniß, von dem wir oben geredet? Und kann die Frau auf dieser Stufe eine andere und höhere Rolle beanspruchen als die der Bettgenossin, Amme, Wirthschafterin, Wahrerin der gemeinsamen Interessen, wenn's hoch kommt, treuen Beratherin in den praktischen Lebensfragen? Ist denn das Theilen oder Austauschen der religiösen und sittlichen, politischen und literarischen Ueberzeugungen so ganz werthlos? Glücklicherweise erleidet Herrn Marshall's Beobachtung vielfache Ausnahmen. Die Mittheilsamkeit des Franzosen, die rasche Auffassungsgabe der Französin bringen in vielen Fällen eine Nacherziehung zuwege, welche in wenigen Jahren die letztere auch zur geistigen Genossin des ersteren macht.

Uebrigens ist diese systematische Beschränkung des jungfräulichen Horizonts nicht der einzige Punkt, welchen der Engländer rügt. So erzählt er uns namentlich über die herrschende Verwöhnung der Mädchen herrliche Anekdoten, die gewiß ebenso wahr als lebendig sind. Vielleicht hätte

er hinzufügen können, daß auch diese Erscheinung in der Natur der französischen Ehe ihren Grund hat: daß bei der englischen Ehe, wo der Gatte die Hauptperson ist, das Kind nur die zweite Stelle haben kann; daß in den meist zahlreichen Familien der Engländer ein solches Verziehen nicht so leicht um sich greift, als wenn nur ein oder zwei Kinder da sind; daß bei der englischen Sitte die Kinder in die nursery zu bannen, die Gelegenheit sie zu verwöhnen sich so viel seltener bietet. Jedenfalls ist dieses Laster — das Wort ist stark, aber ich ziehe es nicht zurück — jedenfalls ist dieses Laster des Kinderverziehens in keinem Lande so selten als in England, und es erklärt dieser Umstand allein ein gutes Theil der englischen Charaktertüchtigkeit. Kein Zweifel, die französische Innigkeit des Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter, wie überhaupt das Vorherrschen des Gefühls in den Beziehungen zwischen Kindern und Eltern, hat etwas sehr Bestechendes, Rührendes und Anmuthiges. Tüchtige Menschen aber erzieht man nicht mit dieser frühzeitigen Entwicklung der Sentimentalität, wie denn auch die Franzosen früherer Zeiten nicht in dieser weichlichen Atmosphäre aufwuchsen. Indeß, welches auch immer die Nachtheile der allzu großen Verzärtelung sein mögen, welche die Erziehung der französischen Mädchen so oft verdirbt, im allgemeinen, meint der Engländer, sei das Resultat dieser Erziehung „reizende junge Frauen hervorzubringen; etwas unwissend, voller Vorurtheile, tiefer Empfindungen und starker Liebe fähig, neugierig selber das Leben kennen zu lernen, sehr begierig zu gefallen, Bewunderung und Zuneigung zu gewinnen, aber in neun Fällen auf zehn zurückgehalten durch einen tief wurzelnden religiösen Glauben und ein hohes

Pflichtgefühl. Wenn wir zugeben, daß die Hauptfunction der Frau die ist, Freude um sich zu verbreiten, unser Leben zu verschönern und ihre Töchter zu lehren ihrem Beispiel zu folgen, so müssen wir anerkennen, daß das französische System seinen Zweck erreicht. Aber wenn wir behaupten: eine Mutter habe eine noch höhere Aufgabe, und ihre höchste Pflicht sei die, aus ihren Söhnen Männer zu machen, so müssen wir eingestehen, die französischen Mütter erfüllen sie nicht."

Herr Marshall, der die französische Mädchenerziehung, namentlich die dadurch systematisch entwickelte Gefühlsäußerung so sehr bewundert, kann keine Ausdrücke finden, die stark genug seien, die Knabenerziehung der Franzosen zu tadeln; und hier dürften denn doch die englischen Vorurtheile den freien Blick etwas mehr als gut ist beschränken. Der Werth, welchen der Engländer auf Unabhängigkeitssinn, Muth und männliche Kraft bei den Knaben legt, thut oft anderen Erfordernissen der Erziehung Eintrag. Die englischen Schulen sind weder dazu angethan, den Knaben die Gewohnheit der Zucht beizubringen, noch ihnen viele und gediegene Kenntnisse auf den Lebensweg mitzugeben; und, was man auch zum Gegentheil sagen mag, sittliche Laster herrschen auch dort, vor allem die Sucht nach Rang und vornehmen Beziehungen, der schnöde Mißbrauch der Gewalt, der sich in der Unterdrückung und Mißhandlung der Schwachen kundgiebt, und die frühe Befriedigung der Genußsucht mit ihren Folgen von Schulden, Ingnoranz, Rohheit und oft gefährdeter Gesundheit. Wenn man Herrn Marshall glauben dürfte, so wären alle jungen Franzosen heimtückische Schleicher (sneaks) ohne eine Spur von Muth (pluck), schwächlich und

weibisch, ohne wahres Ehrgefühl. Dies alles ist sehr übertrieben, obschon ein Körnchen Wahrheit in der Sache ist; nur vergißt Herr Marshall die Ursache da zu suchen, wo sie ist: in dem System des Internats, und wird dadurch ungerecht gegen den Charakter der Nation. Jedenfalls ist es etwas sehr englisch, wenn er behauptet: „Die Masse der männlichen Jugend jenseits des Kanals erscheint in einem sehr traurigen Lichte, wenn man sie nach den Begriffen beurtheilt, die wir von dem Ideal eines Knaben haben." Die „animal spirits" und die Musculartugend sind doch wahrlich auch nicht das höchste Kriterium der Männlichkeit.

„Die einzigen Knaben in Frankreich," fährt unser Autor fort — und hier kann ihm Schreiber dieser Zeilen, der den französischen Landadel durchaus für den gesündesten Theil der Nation hält, nur beistimmen — „die einzigen Knaben in Frankreich, die unsere Begriffe von Muth, Männlichkeit und Ehre verwirklichen, sind die Kinder der Landedelleute, deren Zahl leider sehr gering ist. Sie lernen reiten, jagen, in der freien Luft leben und sich als Männer betragen." (Man sieht, wie das Ohrläppchen des Engländers immer unter der angenommenen Maske des Franzosen hervorguckt.) „Die ungeheure Mehrheit der französischen Knaben sind zweifelsohne kleine Kläffer, poseurs, Angeber und Feiglinge. . . . Durch gegenseitigen Unterricht scheinen sie in der Schule die niederen Begriffe zu erwerben, die so allgemein bei ihnen sind. Sie schneiden Gesichter gegen einander, geben sich Fußtritte oder Stöße; aber wer hätte je gehört, daß sie sich wirklich prügelten, einen Ehrenpunkt vertheidigten oder jene etwas derben Spiele spielten, die Kraft und Gewandheit erfordern? Im Gymnasium bringt

man ihnen die Kenntniß der Bücher bei, im Hause die Zärtlichkeit. Sie können Gelehrte und Liebende werden; aber sie kommen sicherlich nicht zu dem, was wir Männlichkeit nennen. Das ganze französische Leben ist anders als das englische. Der Reichthum ist in Frankreich mit einer gewissen Gleichheit vertheilt; man findet wenige große Vermögen. Die Knaben werden fast ausschließlich für gewisse Professionen erzogen, für den Handel, die Industrie, die öffentlichen Aemter, mit der Aussicht ihr ganzes Leben mit einem ungenügenden Einkommen leben zu müssen und nie kostspielige Vergnügen zu genießen. Die Erziehung, deren unsere Kinder bedürfen, um im Stande zu sein, den meist energischen Beschäftigungen und den Vergnügungen ihres zukünftigen Lebens nachhängen zu können, ist unnütz und unbekannt in Frankreich. Wir können uns Reisen und Pferde, Cricket und Ballspiel bezahlen — alles Dinge die Geld und Muße erfordern. Die Franzosen haben weder das eine noch das andere, oder die Ausnahmen sind doch äußerst selten, so daß, da sie das Bedürfniß nicht empfinden, sich eine Vorbereitung zu geben, welche die Männer kräftig, aufgeweckt und zu allem bereit macht, sie dieselbe nicht erhalten. Ihre Erziehung hat einen andern Zweck, und dieser andere Zweck, welche Vortheile er auch haben mag, steht auf einem niedrigeren Niveau als der unserer Erziehung. Außerdem erhalten die Knaben in Frankreich nicht einmal die ganze Frucht der ihnen gegebenen Erziehung. Zwei Dinge lehrt man sie besonders, ihre Mütter wenigstens thun es: die Familie zu lieben und an Gott zu glauben. Sie lernen beinahe immer ersteres, selten das andere. . . . .
Bei Besprechung der Ursachen von Frankreichs Niederlage

hat man in Europa den Wirkungen der Knabenerziehung nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt: der vollständigen Abwesenheit hartnäckigen Muthes, die sie charakterisirt, und der Leichtigkeit, mit der die höchsten sittlichen Lehren verschwinden, sobald die reifere Jugend herannaht. . . . . Die Knaben sind weibisch . . . . obgleich das Wort nicht einmal recht zutreffend ist; denn die Knaben haben Fehler, welche die Mädchen nicht haben. Diese sind wenigstens offen und natürlich . . . . . die Knaben im Gegentheil sind kleinlich, neckisch und geradezu feig in dem Sinne, den wir dem Worte bei einem Kinde geben. Bis sie geändert werden können, und zwar durchaus geändert, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß Frankreich seinen Rang unter den Nationen wieder einnehme. Es wird seine Schulden zahlen, es wird wieder reich werden; aber solange seine Knaben nicht Muth, Redlichkeit und Offenheit lernen, werden sie nie Männer werden, welche die höchsten Pflichten fühlen und erfüllen können. Viele unter ihnen können Männer werden, die erstaunlich viel besser sind als ihre Jugend es versprach . . . . . aber diese Fälle sind nicht die Regel, und der Mangel an religiösem Glauben, an politischer Ueberzeugung, an entschlossenem Willen, an Hingebung an eine Sache, wird fortfahren, die Bevölkerung Frankreichs auf eine klägliche Weise zu kennzeichnen, solang' ihre Jugend bleibt was sie ist. Doch ist es angenehm mit ihnen zu verkehren. Sie haben im allgemeinen gute Lebensart (darin sind sie uns überlegen); sie sind beinahe immer zärtlich und liebend; sie sind sogar ziemlich gehorsam (?), und wenn man sie nur nach dem Aeußeren beurtheilte, könnte man glauben sie versprächen viel. Sie sind ergebene Söhne und treue Brüder;

sie arbeiten mit Eifer; solange sie klein sind, sagen sie ihre Gebete. Die Disciplin (?) macht sie tapfer, wenn sie Soldaten werden; die Ueberlieferung hat dieselbe Wirkung bei den hoch Gebornen; aber es ist zu verwundern, daß diese Knaben auch noch das geringste Theilchen verborgenen Muthes bewahren, denn ihre ganze erste Erziehung scheint darauf angelegt, jede Spur davon auszurotten. . . . ."

Ich habe diese langen und zahlreichen Stellen angeführt, und widerstehe nur mit Mühe der Versuchung, das Capitel vollständig wiederzugeben. Aber, wie gesagt, ich suche in diesen Studien über Frankreich mehr was England, als was Frankreich charakterisirt, und jeder Leser wird sofort herausgefühlt haben, wie einseitig der englische Standpunkt hier ist, der alle nachtheiligen Folgen der französischen Erziehung in der Abwesenheit der Religion und der Leibesübungen begründet glaubt!

Auch der demokratische Charakter der französischen Schulen, gegenüber dem aristokratischen der englischen Anstalten, genügt nicht ganz, um die Uebel der französischen Erziehung zu erklären. Man vergleiche unsere deutschen Verhältnisse: unsere Gesellschaft ist in einem noch viel höheren Grade demokratisch als die französische: herrscht dort Gleichheit in der Mittelmäßigkeit des Wohlstandes, so herrscht sie bei uns in der Armuth. Unsere Gymnasien gleichen in nichts den englischen Schulen: sie sind in Städten anstatt auf dem Lande; die Leibesübungen spielen eine untergeordnete Rolle; fashionable, kostspielige Zerstreuungen sind unbekannt; die Selfpolice der vornehmen Knaben, welche das Selfgovernment der vornehmen Männer in England vorbereitet, existirt nicht — trotz alledem bringen unsere Gymnasien

keine Weichlinge hervor. Der Grund ist einfach der, daß unsere Gymnasien keine Kostgängerschulen sind, welche den Knaben der Familie entfremden, sondern Tagesschulen, wo die Beziehung zur wirklichen Gesellschaft immer aufrecht erhalten bleibt; vor allem aber ist im Geist unserer Erziehung viel mehr als in unserem Turnen, das freilich sehr heilsam für uns war und ist, die Ueberlegenheit zu suchen. Die französische Erziehung wird durch Ueberwachung, Strafe und Belohnung geübt, die deutsche durch Entwicklung des Gewissens, des Pflichtgefühls und des Interesses. Nicht der Ehrgeiz, die Furcht oder die Hoffnung halten unsere Knaben zur Arbeit und zum Gehorsam an. In Frankreich wird der Knabe bei der Arbeit (l'étude), dem Spaziergang, der Erholung (récréation), der Mahlzeit, dem Schlaf überwacht, was unseren Knaben absolut unbekannt ist. Hier und hier allein, nicht in etwas mehr oder weniger Leibesübung oder Religionsunterricht, liegt der Grund, warum die deutsche Erziehung Männer bildet, die französische gefügige Werkzeuge in der Hand der Gebieter oder leidenschaftliche Rebellen gegen die Obrigkeit. Falsche verfrühte Ehrbegriffe erhalten die französischen Knaben wohl, aber keinen Begriff von der Ehre des freiwilligen und bewußten Gehorsams, von Freiheit und Unabhängigkeit, wie sie Kenntnisse erlangen, ohne daß ihr kritischer Forschungssinn entwickelt würde.

Wohl ist die nationale Erziehung — die der Mädchen sowohl als die der Knaben — die Quelle großen Unheils für die Nation — aber wer hat die Quelle vergiftet? Herr Marshall stellt sich diese Frage nie. Es ist der alte Fluch Frankreichs: der jesuitische Katholicismus. Die Revolution

und das erste Kaiserreich haben zeitweise andere Dogmen begünstigen können als die ihrigen; ihre Methode ist geblieben, und solange die Nation dies nicht einsieht, mag man noch so viele Leibesübungen und Religionsunterricht in die Schulen einführen, Geist und Charakter der Nation werden gleicherweise entmannt bleiben.

Uebrigens, wenn auch Herrn Marshall's Erklärungen der Erscheinung etwas zu sehr die englische Farbe tragen, das factische Ergebniß seiner Beobachtungen bleibt leider trotzdem fast ganz unanfechtbar, und darum mag es hier wörtlich, wenn auch sehr abgekürzt, wie alle vorhergehenden Citationen, seine Stelle finden.

„Die Ziele, welche man sich in Frankreich steckt, sind keine hohen, und wir haben selber erlebt, wie die Annahme und Anwendung eines niederen Typus sittlicher Erziehung die Nation in ihrer Gesammtheit gebrochen hat. Ihr Betragen während des Krieges wechselte zwischen mürrischer Ueberreiztheit und nervöser Niedergeschlagenheit. Mit Ausnahme einiger tapferen Männer, die ihre Pflicht während und nach dem Kriege nobel erfüllten, haben die Franzosen sich wie eine Schaar ihrer eigenen Schuljungen aufgeführt, die nicht wissen wie man gute Schläge ertheilt, und noch weniger wie man sie hinnimmt. . . . Was hilft's, sich gegen das Kaiserreich zu wenden und Injurien auf Napoleon III., als den Urheber der Schmach Frankreichs, zu häufen? Alles das ist nur Zufall, Einzelheit im Ganzen. Wenn Frankreich nur im Kampfe geschlagen worden wäre, so würde es in fünf Jahren wieder hergestellt sein, denn seine materielle Elasticität ist wunderbar und seine Macht sich wieder aufzurichten beinahe ohne Grenzen. Aber seine Krankheit ist

viel bedenklicher als seine Niederlage — sie steckt im Blute des Volkes. Sie haben sich dem Jagen nach Geld und einer leichten vergnügten Existenz ergeben. Sie haben kleine Dinge und kleine Ziele verfolgt und sind unfähig geworden für große. Sie sind plötzlich überschwemmt worden von einem unerwarteten Unglück, und sie wissen weder es mit Kaltblütigkeit anzuschauen, noch die rechten Wege einzuschlagen, um herauszukommen. Eine seit zwei Generationen verfehlte Erziehung hat sie auf diesen Punkt gebracht, ohne daß sie selber eine Ahnung davon haben. . . . Wenn Frankreich seinen Platz als Großmacht wieder erlangen will; wenn es die Achtung der Welt wieder zu gewinnen wünscht, anstatt um ihre Sympathie zu betteln; wenn es lieber herrschen als unterhalten und gefallen will: so muß der Anfang seiner Anstrengungen die vollständige Wiederherstellung der Kindererziehung sein. Wie diese jetzt beschaffen ist, können die Franzosen reizende Gesellschafter, glänzende Gesprächskünstler, liebende Gatten und zärtliche Väter werden, voll wärmster Gefühle und überfließender Erregung; aber sie haben klar bewiesen, daß sie vollständig unfähig sind, weise Bürger und starke Männer zu werden.“ Und von wem hofft der Engländer eine Reform? Von den Frauen allein. Bis jetzt „strengen sich die Mütter freilich nur an, gute Söhne, nicht gute Bürger“ aus ihren Kindern zu machen; aber ohne römische Matronen zu sein, sind sie den Vätern doch unendlich überlegen: denn dasselbe Erziehungssystem das die Männer verweichlicht, macht die Frauen besser und edler. „Der erste Schritt, um Frankreich aus dem Moraste zu ziehen, in den es gesunken, muß von den Müttern gemacht werden.“

5.

Es ist hundertmal gesagt worden, das Französische sei die vollkommenste Unterhaltungssprache, und auch unser englischer Schilderer französischer Dinge wiederholt den Gemeinplatz, der indeß nicht an Wahrheit verliert, weil er ein Gemeinplatz ist. Nur scheint uns Herr Marshall auch diesen Punkt allzu äußerlich aufgefaßt zu haben. Nicht eine gewisse Anzahl Wörter, die der einen oder der andern Sprache fehlen, nicht einmal gewisse grammatische Formen und syntaktische Regeln, machen eine Sprache mehr oder minder geeignet, als Gesellschaftssprache zu dienen; ihr Geist ist es, und der von ihr gemachte Gebrauch, der ihr diesen Stempel aufdrückt. Das Englische hat eine ebenso logische Satzbildung, wie das Französische, ist ebenso knapp und genau wie dieses im Ausdruck, hat einen größeren Wortschatz, der dem größeren Formenreichthum des Französischen die Wage hält; und doch ist es nie zu einer Unterhaltungssprache in dem Sinne geworden, den wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen. Alles das ist in noch höherem Grade mit dem Italienischen der Fall, welches nicht allein ein reichhaltigeres Vocabularium, sondern auch eine mindestens ebenso reiche Grammatik wie das Französische besitzt; aber auch das Italienische ist keine Conversationssprache geworden. Der gallische Geist ist's, dem des Irländers sehr verwandt, rasch in der Auffassung und ebenso rasch in der angemessenen Wiedergabe des Aufgefaßten, der seine Sprache ausgebildet und ihr seinen Charakter aufgedrückt hat; während der irische Kelte sich einer von Germanen ausgebildeten und bestimmten Sprache bedienen muß, also nie dazu gelangt, sich so seinem Geist adäquat auszudrücken wie der Franzose.

Zu diesem Geiste der Sprache kommt die feste, gesellschaftliche und literarische Ueberlieferung. Auch Italien kannte im XVI. Jahrhundert eine ähnliche Gesellschaftsvirtuosität wie Frankreich, das selber bei ihm (und bei Spanien) zur Lehre ging; aber es hatte die Einheit des Hofes nicht, der in Frankreich und Spanien bestimmend wirkte, wie denn letzteres auch eine Gesellschaftssprache im höheren Sinne besitzt. Hier wie dort trugen die höfischen Schriftsteller unendlich viel dazu bei, dieser Umgangssprache einen höheren Ton zu geben, und es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Literaturperiode der „wits" Königin Anna's ein halbes Jahrhundert gedauert hätte, anstatt zwei Lustren, England heute eine solche Sprache besitzen würde.

Was man aber mit einer Unterhaltungs- oder Gesellschaftssprache eigentlich meint, hat Herr Marshall gar nicht definirt. Ich würde sagen: sie ist erkennbar an ihrer beweglichen Festigkeit. Sie muß allgemein, traditionell, conventionell, aber doch nicht so kristallisirt sein, daß sie dem Individuellen keine Freiheit der Bewegung ließe. Unsere Sprachen sind alle noch zu flüssig, zu biegsam; das Individuum kann mit ihnen machen, was es will, sich Wörter bilden, wenn es keine findet für seine Gedanken und Eindrücke, oder für die Nüancen seiner Gedanken und Eindrücke; es ist ihm erlaubt, der Satzbildung und Wortstellung Gewalt anzuthun, um seiner Leidenschaft angemessenen Ausdruck zu geben. Nicht so im Französischen. Hier ist das fertige Material; es sind zubehauene Steine — Blöcke wie Edelsteine — am Sprachkünstler ist es, diese je nach Bedürfniß rasch zusammenzufügen, sei's zu einem Gebäude, sei's zu einer Mosaik; er hat keinen Steinbruch zur Ver-

fügung, um sich anderes Material zu holen und demselben die ihm nöthige Form zu geben; noch weniger darf er die ihm gegebenen Stücke nach Belieben behauen. Daher das etwas Mathematische der französischen Sprache, daher aber auch ihre allgemeine Verständlichkeit. Nichts muthet Einen fremd an; jeder erkennt sofort in den zusammengefügten, bekannten Formen den Zweck und die Absicht des Künstlers. Die Schwierigkeit ist natürlich ungleich größer, sich in einer solchen Sprache schnell und angemessen, dabei auch noch geschmackvoll auszudrücken; aber eben diese Schwierigkeit fordert zur Uebung auf, und die Uebung macht den Meister — zumal wenn die Naturanlage noch hinzukommt, wie bei den Franzosen.

Auf den ersten Blick hat die französische Rede, wie die französische Literatur, etwas Einförmiges, Allgemeines, Abstractes; man muß tief in die Sprache eingedrungen sein, um die Individualitäten zu unterscheiden — aber welch ein Reiz ist dann auch in diesem Durchscheinen der Individualität durch den harten Marmorstoff! Ein Reiz, den weder der gefügige Thon noch der schnell erkaltende Gyps wiedergeben können. Daher uns denn auch die Rohheit der modernen französischen Schriftsteller, welche dieses spröde Material so willkürlich behandeln und damit umspringen, als wäre es noch eine flüssige Masse, als zerbräche es nicht unter ihren dreisten Fingern, nur die Unbeholfenheit und künstlerische Inferiorität der Leute beweist, keineswegs ihre Kühnheit oder gar Originalität. Ein Voltaire wußte seine Eigenthümlichkeit auch in der Sprache Bossuets und Pascals zu zeigen, ohne ihr Gewalt anzuthun, und ein Thiers, ein Mérimée, ein Renan, brauchen weder Neologismen noch

Archaismen, weder Ellipsen noch Inversionen, um ihre Individualität in den alten, schönen, bestimmten Formen auf's klarste darzustellen.

Diese Seite nun der französischen Sprache hat unser Engländer gar nicht berührt; obschon sie doch die hauptsächlichste ist. Es ist dies ziemlich natürlich, da ja auch die englische Prosa und Unterhaltungssprache sich in dieser Allgemeinheit und Gemeingültigkeit dem Französischen mehr nähern als beispielsweise das Deutsche oder Italienische; ihm fallen naturgemäß andere, mehr äußerliche, Charaktere des Französischen auf: so die Urbanität desselben, die freilich das Englische in seiner Kürze und knappen Ausdrucksweise, mit seinem „Ja, ja" und „Nein, nein," nicht kennt, und die das Deutsche und Italienische mit ihrem umständlichen Formelwesen noch weniger aufkommen lassen. Wahre Urbanität ist allgemein und leicht: Monsieur kann man jedem sagen, und es ist schnell abgethan; wenn man sich erst besinnen muß, ob man mit einem geehrten oder hochgeehrten Herrn, einem Wohlgebornen oder einem Hochwohlgebornen, einem Illustrissimo, Pregiatissimo, Stimatissimo, Chiarissimo oder Onorevole zu thun hat, so oft man jemandem schreiben will; wenn man Namen und Titel wissen muß, um ihn anzureden, wenn man, statt des simplen pardon, merci, eine große Umschreibung anzuwenden hat, so ist es aus mit der Allgemeinheit wie mit der Leichtigkeit des Verkehrs.

Eben weil unser Engländer jenen oben von uns bezeichneten Charakter der französischen Sprache nicht ganz erfaßt hat, ist er auch so verlegen, wenn es gilt, den anscheinenden Widerspruch eines sehr genauen Idioms mit der

Lust am absichtlich Dunklen, am Unterschieben, am Insinuiren, am Zuverstehengeben, am halben Verhüllen und Errathenlassen zu erklären. Er meint: es sei eine Folge der Unterhaltungslust, dadurch werde das Gespräch und mit ihm das Vergnügen verlängert. So raffinirt ist aber weder der Geist eines Volkes noch der seiner Sprache; während die unbestreitbare Thatsache, die dem französischen Gespräch einen so großen Reiz verleiht, sich zur Genüge daraus erklärt: daß eben der Einzelne seinen Witz, seine Feinheit gerade durch die spröden Formen hindurch, die er doch achten und ehren will, gern zeigen möchte. Es ist die den Franzosen eigenthümliche Achtung vor der Tradition, die oft bis zur Routine ausartet, und die ihm ebenso eigenthümliche Eitelkeit: die erste nivellirt, die zweite sondert aus; der Kampf beider bringt jene verschleierte Zweideutigkeit hervor, die dem Fremden, wenn er sie anders in dem raschen Federballspiel des Gespräches zu erhaschen versteht, so sehr gefällt. Weiter ist der Franzose eben Künstler, d. h. er hat seine Freude an der Form an und für sich (hier die Sprache, der Ausdruck), abgesehen von dem Stoff (Gedanken und Gefühl), um den es sich eigentlich handelt: so wird der Gesprächsgegenstand zur Nebensache, die Kunst der Wortwahl und Wortzusammenstellung zur Hauptsache. Vor allem gilt es aber wieder, das fast unmöglich Scheinende zu leisten, mit Zeichen gewisser Begriffe ganz heterogene Begriffe hervorzurufen, und was des heiteren Spieles mehr ist, für das man eben seine Künstlerfreude an der Form haben muß. Der directe Engländer, dem es nur darum zu thun ist, seinen Gedanken oder sein Gefühl auf die geradeste, einfachste, schnellste Weise mitzutheilen, der beim Gespräch

ganz im Stoff aufgeht, kann sich natürlich nur schwer von dieser Art des Redeturnierens Rechenschaft ablegen, obschon seine mehr dichterischen Vorfahren aus Shakespeare's Zeit gerade darin eine besondere Virtuosität erlangt hatten, folglich wohl auch sich darin gefielen.

Dazu kommt dann noch das Gefallen der Franzosen und Französinnen an Natürlichkeiten. Kommen diese einfach als Natürlichkeiten vor, so werden sie auch im Gespräch so behandelt, und das Kind wird einfach bei seinem Namen genannt. Man findet es eben, wie mir scheint mit Recht, weit keuscher und unbefangener, von einer Dame zu sagen: elle est grosse, als elle est dans une position intéressante (in the family way, guter Hoffnung, und andere abgeschmackte Umschreibungen). Stellen sich aber solche Gegenstände von ihrer komischen Seite dar, so gibt ihnen die Verhüllung und Doppelsinnigkeit der Sprache, wie die Maske in der Faschingszeit, eine Art Freibrief der Heiterkeit und der Ausgelassenheit, der diese verhindert, in ursprünglicher nackter Rohheit aufzutreten. Die moderne englische Prüderie ist nun freilich das gerade Gegentheil dieser zarten und pikanten Behandlung des Natürlichen; daher ihr dasselbe auch so leicht unanständig oder gar corrupt vorkommt, während es doch nur naiv und heiter ist.

Von der Abwesenheit gewisser Wörter, wie Herr Marshall und viele vor ihm gethan, auf die Abwesenheit gewisser Ideen und Gefühle zu schließen, ist ein trügerisches Spiel, das meist irre führt. Geben wir zu, daß die Franzosen kein Wort für listener (Zuhörer, Aufhorcher) oder für sober (nüchtern, im Sinne von „nicht betrunken") haben, weil sie nicht zu hören verstehen und weil die Nüchternheit

bei ihnen selbstverständlich ist. Aber daß die Franzosen keine Lehrer haben sollen, weil sie das Wort nicht besitzen; daß die französischen Backfische nicht wie die englischen ihre Köpfe zusammenstecken und kichern sollen, weil das Wort giggle im Französischen kein genaues Aequivalent hat; daß die Franzosen keine Reiternation seien, weil sie sonst ja ein einziges Wort für „reiten" hätten — das hieße behaupten: wir Deutschen putzen uns die Nase nicht, wüschen uns nicht, tafelten nicht, weil wir keine Wörter für Schnupftuch, Handtuch, Tischtuch (mouchoir, serviette, nappe) haben, hieße, den Engländern vorwerfen, daß sie keiner dauernden Eindrücke fähig sind, weil sie das Wort „unvergeßlich" nicht besitzen. Wer ist „impulsiver" als die Franzosen, die das Wort „impulsiveness" nicht kennen, wer angeregter als sie, denen das Wort „Anregung" abgeht? Machen die Franzosen keinen Unterschied zwischen Blume und Blüthe, weil sie, wie Herr Marshall richtig bemerkt, nur ein Wort für beides haben? Gibt ein Franzose nie einen Fußtritt, weil er fünf Worte braucht, die Handlung auszudrücken — er, der eine eigene Wissenschaft der Fußtritte (la savate) hat? Kennt der Italiener, kannte der Grieche etwa die blaue Farbe nicht, weil der italienischen und griechischen Sprache die specielle Bezeichnung derselben fehlt?

Auch hier hat der Engländer nur das vereinzelte, zufällige Detail gesehen, anstatt das, freilich noch immer Ausnahmen unterworfene, Gesetz. Die Wahrheit ist, daß die Sprache des Franzosen, so wenig wie seine Natur, eine sinnliche ist. Wie in ihrer Kunst und in ihrem Leben das abstracte, ordnende Verstandesprincip über das intuitive, spontane, concrete vorherrscht, so in der Sprache; sie drückt

jede Art von Gedanken und Gefühlsschattirungen auf eine wunderbar mannigfaltige Weise aus: an Bezeichnungen der Schall- und Lichtwirkungen z. B. ist sie spottarm. Man versuche einmal Goethe's „Hochzeitlied" in's Französische zu übersetzen:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt's

oder:

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal.

oder auch nur die täglich von uns gebrauchten Nüancen von „schimmern, schillern, glitzern, glittern, glänzen, leuchten, flimmern" u. s. w. auf französisch wiederzugeben. Daher denn auch die Armuth der Franzosen an Onomatopöen: seit Jahrhunderten wiederholen sie den einen, ihnen einzig geltenden, Vers des Orestes:

Pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes;

und wenn ihre Sprache nicht ist

Like our harsh northern whistling, grunting guttural,
Which we're obliged to hiss, and spit, and sputter all;

so können wir uns damit trösten, daß ihrem abgeschliffnen Idiom auch die sinnliche Macht abgeht, die sich in solchen Zeilen bekundet.

An Zärtlichkeitsausdrücken (endearing terms) ist das Französische nicht sehr reich, meint Herr Marshall, und wir können ihm nicht Unrecht geben, obschon es uns kein Mangel dünken will, daß die Franzosen das fade, läppische darling nicht haben; nur möchten wir dem Engländer zu bemerken geben, wie gerade er mit so viel Nachdruck — und ich füge hinzu mit so viel Recht — betont hat: daß die Franzosen

in ihren häuslichen Lebensbeziehungen das zärtlichste und expansivste Volk der Welt sind; die Abwesenheit der besonderen Ausdrücke bewiese also nicht viel. Wo ich nun aber gar nicht mit Herr Marshall übereinstimmen kann, das ist in der Bewunderung des französischen tu, das keineswegs eine so große Zärtlichkeit und Herzlichkeit enthält, wie das Deutsche Du z. B. Der Engländer wird ganz dithyrambisch, wenn er die Innigkeit des tu dem armen Landsmann beschreiben will, der nur sein einziges you kennt. Leider ist das französische tu aber vielmehr ein Zeichen der Kameradschaftlichkeit, als der Zärtlichkeit, und wer ein tiefes Gefühl der französischen Sprache hat, wird es als eine verletzende Profanation empfinden, daß die Ehegatten anfangen sich vor Leuten zu dutzen, die Kinder tu statt vous zu ihren Eltern zu sagen — doch auch dies nur in den Mittelständen; in den höheren, wie in den niederen, bleibt das achtungsvolle und keusche vous die Regel in diesem Falle, wie ehedem. Man verwechsle doch ja das französische Dutzen nicht mit dem deutschen und italienischen. Bei uns thut es der Würde des Kaisers keinen Eintrag, wenn er am Abend von Sédan die Kaiserin telegraphisch mit Du anredet; alle italienischen Staatsmänner dutzen sich gegenseitig; in Frankreich würde das erste zu sehr an den Alcoven, das zweite an das Schulzimmer erinnern. Unser Schiller selber — Heinrich Heine machte mich auf diese Feinheit aufmerksam — läßt Wallenstein Sie zur Herzogin sagen, während er die Gräfin Terzky, zu der er in einer Art kameradschaftlichen Verhältnisses steht, mit Du anredet. Doch ist, wie gesagt, diese Redeweise im Deutschen weniger choquant als im Französischen, weniger obsolet als im Englischen, und die

Sache erklärt sich leicht. Das deutsche Sie ist ja nicht Ihr, es setzt voraus: „Ew. Gnaden“, wie das italienische Lei auch nicht vous bedeutet, sondern Vostra Signoria, das spanische Usted ebenfalls Vuestra Merced sagen soll. Dies bringt unbewußt etwas Förmliches, Ceremonielles in die Umgangssprache, wenn auch der Ursprung und die Elision längst vergessen sind. Das französische vous und das englische you erinnern an nichts dergleichen: eine Frau kann ihren Mann, ein Kind seinen Vater vous oder you nennen, ohne daß sie ihn deshalb als „Herrn“ anzureden scheinen. Auch hier verräth sich die ältere, einheitlichere Gesellschaftstradition Frankreichs und Englands. Wie Kaiserin und Königin nur „Madame“ sind, nicht mehr noch minder als die Bürgersfrau, so ist auch das vous und you die allgemeine Münze einer lange geeinten Civilisation: es dient für alle Verhältnisse. Es wird noch lange Jahre brauchen, ehe es so in Deutschland und Italien werden wird: doch sind wir auf dem Wege der Vereinfachung — das Er und Ihr sind schon beinahe verschwunden, und der Gebrauch des voi nimmt stark ab. Auch das Du und tu wird dadurch immer mehr den Charakter inniger Zärtlichkeit verlieren, um nur den der ungenirten Geselligkeit zu behalten, den es schon jetzt, wenn auch nicht so ausschließlich wie das französische tu, hat.

Ich wäre noch lange nicht fertig mit Herrn Marshall's Buch; aber ich denke die Leser haben genug, wenigstens von meinen Bemerkungen über des Engländers Werk, wenn nicht von diesem Werk selber, das ich allen Freunden der „Völkerpsychologie“ auf das wärmste empfohlen haben will: sie werden nicht viele aufrichtigere, gewissenhaftere, fleißigere und

billigere Beobachter finden, und da hier Geist, Geschmack, Scharfsinn und Scharfblick, sowie eine außerordentlich reiche Erfahrung hinzukommen, und der Verfasser, echt englisch, mehr bei Thatsachen als Raisonnements verweilt, so kann man sehr Vieles und Wissenswerthes von ihm lernen.

294

III.

John Morley's Studien über das 18. Jahrhundert in Frankreich.

Voltaire, by John Morley. — London, Chapman and Hall, 1872. Ein Band in 8⁰.
Rousseau, by John Morley. Ib. 1873. Zwei Bände in 8⁰.
Diderot, Essays in der „Fortnightly Review". 1875.*)

1.

Ein merkwürdiges Buch ließe sich über die Geschichte der Popularität Voltaire's schreiben, in welchem die Bibliographie wohl keine untergeordnete Rolle spielen dürfte. Als alle Schriften Dante's und alle seit dem Quattrocento zu Tage geförderten Ausgaben der Divina Commedia aufgezählt wurden, fand es sich, daß dieses trockene Namenregister dem Scharfsehenden mehr Aufschluß gab über die wahren Ursachen des politischen und literarischen Verfalls in Italien während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts,

---

*) Offenbar Kapitel eines zu veröffentlichenden Werkes.

als die Geschichte sämmtlicher politischer Thatsachen vor oder nach 1800 zu liefern vermochte. Die Popularität Voltaire's ist zu keiner Zeit größer gewesen, als während der Restauration, da das gebildete Frankreich, im Wahne „die Revolutionsperiode“ ein für allemal hinter sich zu haben, der Reaction und „den Vorurtheilen“ ungestraft trotzen zu dürfen meinte. Das unvernünftige Bündniß der conservativen Interessen mit der katholischen Kirche veranlaßte stets von Neuem die nicht minder gefährliche und absurde Coalition der Liberalen mit dem Bonapartismus. Man war in der Opposition naiv genug, den Unterzeichner des Concordats für den Vertreter und Vollstrecker Voltaire'scher Ideen zu halten; und die Hülfe des Geistes, der das Leben und die Bewegung selbst gewesen war, wurde angerufen für den „modernen Staat“, der sich in den Einrichtungen des Consulats versteinert. Es wimmelte von Gesammtausgaben (sowohl Volks- als Luxusausgaben); täglich erschien eine neue Studie oder ein neuer Essay über Voltaire. Ganz wie zu Lebzeiten Fréron's gerieth man in Eifer für und wider den Patriarchen von Ferney. Vorzüglich mundete jene mittlere Philosophie Voltaire's dem Mittelstande, der noch nicht daran dachte, wie die eingeschüchterte Bourgeoisie von heute, sie mit dem Materialismus revolutionärer Atheisten in einen Topf zu werfen. Die gegen 1830 in's Leben getretene Generation — eine der feinsinnigsten, aber auch schwächsten, die Frankreich hervorgebracht hat — verhält sich Voltaire gegenüber äußerst zurückhaltend, wenn sie ihn überhaupt mehr als dem Namen nach kennt; und unter den seltenen Lesern, die er noch heute zählt, verläugnet ihn mehr als Einer, der Geschmack an ihm findet. Der Mehrzahl ist er

ungenießbar; denn die vielen aufeinanderfolgenden Revolutionen, durch die Frankreich in den letzten fünfzig Jahren heimgesucht worden ist, haben schließlich mit den Furchtsamen zusammen auch jene feineren skeptischen Geister in die conservative Partei hineingetrieben, denen überall und zu allen Zeiten antirevolutionäre Instinkte innewohnen, und die gern auch den geringsten Vorwand ergreifen, um sich solchen geheimen Neigungen mit Anstand hinzugeben.

Im Auslande ist es aber nicht so. In der öffentlichen Meinung Deutschlands behielt das Interesse des Fortschritts das Uebergewicht über das Interesse der Erhaltung, selbst nach der Episode von 1848. Die aufgeklärten Classen befanden sich gegenüber Friedrich Wilhelm dem Vierten, ja sogar gegenüber Wilhelm dem Ersten bis zu seinem Bruche mit der legitimistischen Partei im Jahre 1866, genau in der Lage, in der die französische Bourgeoisie gegenüber der Regierung der Restauration stand. Der Socialismus war noch zu schwach oder zu entfernt, um ein Gegengewicht zu bilden. So neigte man sich, vermöge einer natürlichen Reaction gegen den speculativen und historischen Geist, der schließlich die religiöse und politische Bewegung des Landes in's Stocken gebracht hatte, wieder auf die Seite des Rationalismus und gemeinen Menschenverstandes, „lequel est né français“, wiewohl er zeitweise aus seinem Vaterlande verbannt zu sein scheint. Nie, seit Wieland's Zeit, hat man in Deutschland mehr Freunde und Lobredner des französischen achtzehnten Jahrhunderts, besonders aber Voltaire's auftauchen gesehen, als gerade in den Jahren, die unmittelbar dem verhängnißvollen Kriege von 1870 vorangingen.

In England — wo, allem Scheine des Gegentheils zum Trotze, bewundernswürdige aber irrationelle und veraltete Einrichtungen noch größeren Widerstand leisten, als ihn die Kraft des Angriffs verlangt — ist der politische und philosophische Rationalismus, — das was man früher „französische Ideen" nannte — Mode geworden nicht allein bei der Menge, sondern auch unter den vorzüglichsten Köpfen und in der höheren Gesellschaft. Hier hat die Furcht den Blick noch nicht so getrübt, daß man überall das rothe Gespenst zu sehen vermeint. Sollte indeß jemals eine vierzehntägige Commüne alle diese fashionablen Voltairianer in das entgegengesetzte Extrem treiben, Herr John Morley folgte ihnen sicher nicht. Er kennt seinen Voltaire zu gut, um ihm je revolutionäre Einflüsse auf die Massen zuzuschreiben. Würden die Werke dieses großen Chirurgen, der aus dem socialen Leibe so viele Krebsschäden mit der Wurzel herausgeschnitten hat, ohne je ein Lebensorgan zu verletzen, von dem jetzigen Geschlecht Frankreichs mit der Liebe und dem Verständniß gelesen, das Herr Morley hinzubringt, so würde es sich vielleicht doch besinnen, ehe es sich in die Arme der Kirche würfe, unter dem Vorwande, der Commüne zu entgehen. Herr Morley hat vortrefflich eingesehen, daß, bei der gegebenen Geschichte, dem Temperament und dem Geist Frankreichs, Voltaire das für sein Vaterland gewesen ist, was die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts für Deutschland und England waren: nämlich Schöpfer einer neuen, nicht Zerstörer jeder Religion. Uebrigens, was auch eine vereinzelte Stimme hie und da sagen mag, und ungeachtet aller Heucheleien oder panischen Schrecken, ist der Deismus, wie er von Voltaire aufgefaßt

wurde, die lauwarme Religion der Mehrzahl gebildeter Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts. Vielleicht würde der Gesellschaft wie den wohlverstandenen conservativen Interessen ein größerer Dienst damit geleistet, hielte man diese Fahne aufrecht und vertheidigte man sie energisch gegen die Angriffe von rechts und links, als indem man sie in die Tasche steckt und sich unter die Standarte des Syllabus flüchtet, wie es heute unter den französischen Conservativen Mode geworden.

2.

Niemand ist berechtigter von Voltaire zu sprechen, als Herr Morley. Er gehört zu den seltenen Schriftstellern des Auslands, die ihren Schriftsteller nicht lesen um ein Buch darüber zu schreiben, sondern die ein Buch schreiben weil sie einen großen Schriftsteller gelesen und wieder gelesen, über ihn nachgedacht und abermals nachgedacht haben und weil sie das Bedürfniß empfinden, ihre Gefühle über den Gegenstand ihres Nachdenkens auszudrücken. Da er sich mit den Ueberbleibseln des alten Régimes, welche noch in seinem Vaterlande bestehen, in Opposition befindet, hat es auf den ersten Blick den Anschein, als wäre Herr Morley im Grunde ein Rationalist französischer Schule. Er ist aber hinlänglich Mann seines Zeitalters, um die Dinge von ferne anzuschauen, um vergessen zu können, daß er dabei betheiligt ist, und das Für und Wider zu sehen. Er ist es vielleicht zu sehr. Die festländische Eigenschaft geistiger Weite thut der wesentlich englischen gesunder Beschränktheit immer=

hin Eintrag. Weder Denker noch Schriftsteller hat seinen Vortheil dabei. Diesem fehlt es an gehöriger Concentration, während Jener zu abstrakt wird. Der neue Geschichtschreiber Voltaire's, so gründlich auch seine klassischen Studien sein mögen, entbehrt jener Unmittelbarkeit, jener Lebendigkeit und robustezza der englischen Autoren der alten Schule, die sich wenig um Theorien und Grundsätze kümmerten, die Welt ohne Arg anschauten und darstellten und sich ehrfurchtsvoll vor den bestehenden Mächten beugten, so in der Gesellschaft kraft des Rechts der Geschichte walten. Eher scheint Herr Morley jener utilitarisch-demokratischen Strömung anzugehören, die seit Franklin und Bentham nicht aufhört, die Hälfte Englands mit sich fortzureißen. Man fühlt eben, daß er Comte gelesen hat, und daß Hegel ihm nicht fremd geblieben ist. Durch die Gewohnheit der Speculation wird der etwas prosaische common-sense jener Partei fast erstickt; während die Sucht Jedem gerecht zu werden die positive Unbefangenheit der traditionellen Schule ein wenig trübt.

In der That hat Herr Morley einen Fehler, den man manchem Anderen wünschen möchte: den, allzu gerecht zu sein und die Dinge von zu vielen Seiten anzuschauen. Man ist zuweilen versucht, ihm etwas mehr Beschränktheit zu wünschen. Er hat eine Fülle von neuen und scharfsinnigen, oft sogar tiefen, Ansichten; man merkt, daß er über die Wechselfälle des menschlichen Thuns und Denkens nachgedacht hat; allein „die Braut ist zu schön". Alle diese persönlichen Anschauungen, welche zum Nachdenken anregen, verwischen die Umrisse und trüben die Farbe des Bildes. Daher, wenn auch Herrn Morley's Standpunkt bisweilen an den Taine's erinnert, sind doch beide Schrift-

steller in ihrer Art zu verfahren vollkommene Gegenfüßler. Taine — ohne sich vielleicht darüber Rechenschaft zu geben — gebraucht ein philosophisches System als einen Rahmen, innerhalb dessen er die üppigsten, lebensvollsten Bilder malt; während Morley uns, unter dem Vorwande eines Bildes, eine Philosophie der Geschichte liefert. Wenn aber der französische Kritiker ernstlich meint, der Rahmen sei die Hauptsache und seine Bilder wären von untergeordneter Bedeutung, so scheint der englische Biograph denn doch zu ahnen, daß seine Arbeit eher eine Darstellung der Idee Voltaire's, eine Studie über die Entstehung und Wirkung dieser Idee genannt zu werden verdiente, als eine Lebensbeschreibung oder ein eigentliches Portrait.

Nicht nur dem Stoff, sondern auch der Form nach, entfernt sich Herr Morley von der englischen Tradition. Ueberall in seinem Style stößt man auf Spuren des Auslandes und moderner Formeln. Gewiß hätte man Unrecht, von einem englischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts die Sprache eines Addison oder eines Fielding zu fordern; allein es gibt doch Mittel und Wege, einer Stylüberlieferung treu zu bleiben, indem man sie den Bedürfnissen des neuen Gedankens anpaßt. Die rhetorische Phrase eines Macaulay, die Ironie eines Thackeray, die Familiarität eines Dickens, zählen ihre Vorfahren in der englischen Literatur des vorigen Jahrhunderts; Herrn Morley's Schreibart aber ist dem englischen Geiste ebenso fremd, wie der Styl Carlyle's, nur in einer anderen Weise; er ist weniger ursprünglich und dichterisch, aber reiner und natürlicher. Man fühlt ihm wohl die Gewohnheit an, sich im Kreise der Ideen zu bewegen, die in Deutschland umgehen; allein

die wünschenswerthe Gewandtheit, dieselben in seiner Muttersprache wiederzugeben, geht ihm ab. Es ist eben nicht Jedermanns Sache, Gedanken zu handhaben, die seiner Zeit und seinem Vaterlande neu sind — wie es z. B. Renan thut — ohne jemals dem Geiste und der Gefälligkeit der eigenen Sprache Gewalt anzuthun.

Herrn Morley's abstrakte, obgleich glänzende, zugleich kühne und ernste Schreibart zeigt vortrefflich die große Veränderung, die unter dem Einflusse einer Schule junger, aus der Veste des altenglischen Geistes selber, aus Oxford, hervorgegangener Schriftsteller eben mit der englischen Literatur vorgeht. Die abstrakten Geistesgewohnheiten und die vorgefaßten Meinungen, mit denen diese Neuerer die Alten gelesen haben, verrathen sich in ihrem Styl ebensowohl als in ihren Gedanken. Dem englischen Geist — der unter Allen sich am meisten dem antiken nähert — sind luftige Verallgemeinerungen verhaßt. Diesem Volke, das ein so beträchtliches Stück Geschichte geschaffen, und vortrefflich geschaffen hat, ist alle Philosophie der Geschichte zuwider. Im Buche Herrn Morley's aber findet man kaum etwas anderes als Allgemeinheiten und Geschichtsphilosophie; glänzende und bewundernswürdige Allgemeinheiten wohl, aber doch immer Allgemeinheiten. Man sehnt sich von Zeit zu Zeit nach einer Anekdote, nach einem Detail, und das Talent, welches der Verfasser in den wenigen Stellen offenbart, wo er sich herabläßt, Thatsachen zu erzählen, ist ganz dazu angethan, unser Bedauern darüber zu vermehren, daß er es nicht öfter thut. Herrn Morley sind alle großen Schriftwerke des achtzehnten Jahrhunderts genau bekannt, und er ist nicht weniger in der staatlichen Geschichte dieser Periode bewandert; er begnügt

sich aber damit, philosophische Schlüsse aus dieser Literatur und Geschichte zu ziehen. In früheren Zeiten fühlte man stets hinter jedem englischen Schriftsteller den Staatsmann, den Reisenden, den Dichter, den Denker, oder mindestens den Fachgelehrten, hier ahnt man den Literaten ex professo, der die Stadt nie verlassen hat, der die Welt nur aus Büchern kennt und sie nur durch das Medium der Reflexion und des Systems anschaut.

Herr Morley gibt selbst eine vorzügliche Definition jener vagen, vielfarbigen Gattung, die man „Literatur" zu nennen pflegt; dahin gehört aber auch sein Buch: es ist sogar ein sehr schönes Beispiel davon. Es ist sehr wahr, daß zwischen dem Literaten des achtzehnten Jahrhunderts, wie ihn Herr Morley so glücklich charakterisirt, und dem Literaten des gegenwärtigen, ein großer Unterschied herrscht. „Der moderne Literat entspricht dem antiken Sophisten, dessen Rolle die war, laufende Vorurtheile zu bestätigen, auszuschmücken und weiter zu verbreiten. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aber hieß Schriftsteller in Frankreich zu sein so viel, als ein officieller Gegner der laufenden Vorurtheile und der sophistischen Vertheidiger dieser Vorurtheile in Kirche und Parlament zu sein." Nichts kann richtiger sein; beeilen wir uns hinzuzufügen, daß Herr Morley selbst ein solcher Literat ist, der sich aus dem vorigen Jahrhundert, dem er offenbar angehört, in das unsrige verirrt hat. Aus vielen Zügen sieht man, daß er auch uns angehört — besonders durch die augenscheinliche Besorgniß um die gehörige Entwicklung seiner eignen Ideen an Stellen, wo er eher die Ideen seines Helden darstellen, dessen Züge malen, dessen Handlungen erzählen müßte; durch

seine Unabhängigkeit aber, durch seinen Muth, wie durch seine Freiheit von Vorurtheilen, ist er ein directer Abkömmling der Tapferen aus jener Phalanx streitender Schriftsteller, welche der Ruhm des vorigen Jahrhunderts sind. Diese Kühnheit, vereint mit einer warmen, wiewohl durchaus nicht blinden, Verehrung für den großen Mann von dem er spricht, mit einer ausgedehnten Gelehrsamkeit, einer großen Gerechtigkeitsliebe und einer gediegenen festen Denkweise ist es aber auch, was das Werk zu einem der bemerkenswerthesten stempelt, die überhaupt über Voltaire erschienen sind.

Eine andere Eigenschaft zeichnet das neueste Werk des geistreichen Engländers vor ähnlichen Werken der Art vortheilhaft aus: es enthält keine unnütze Aesthetik und keine allzunützlichen Analysen und Citate ꝛc. — Freilich setzt es bei dem Leser eine vollständige Bekanntschaft mit Voltaire's Leben und Schriften voraus. Niemand soll es zur Hand nehmen, um daraus biographische Thatsachen zu erfahren, oder gar sich die Lectüre von „Candide“ oder dem „Essai sur les mœurs“ zu ersparen. Für Letzteres kann man Herrn Morley nicht dankbar genug sein; denn es ist hohe Zeit, dem Mißbrauche Einhalt zu thun, der durch die Ueberschwemmung mit Literaturgeschichte die ganze Bildung der europäischen Gesellschaft zu unterwühlen droht. Man kann Niemandem zumuthen, heutzutage Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott“ oder auch nur Klopstock's „Messiade“ zu lesen. Man gebe immerhin Abrisse von Wolff's, ja von Leibniz' philosophischen Werken; aber, wie es Sitte ist, dem Ausländer „Faust im Auszuge“, dem Deutschen eine „Analyse der göttlichen Comödie“ zu bieten, darin liegt im Keime

der Ruin aller wahren Bildung. Weit besser, unendlich besser ist es, gewisse Werke vollständig zu ignoriren, als ihr Inhaltsverzeichniß auswendig zu lernen. Handelt es sich doch bei wahrer Bildung nicht um die Quantität der aufgestapelten Kenntnisse — und welcher Kenntnisse: von Capitel-Ueberschriften, Namen, Daten, Formeln! — sondern um die Entwicklung und Erweiterung der Gedanken- und Gefühlswelt. Wohl gibt es Dinge in der Literatur jedes Volkes, die nur eine historische Bedeutung haben: solche mögen immerhin zusammengefaßt und analysirt werden, wenn diese Bedeutung wirklich so groß ist, daß man nicht einfach daran vorbeigehen kann; wo aber neben dem historischen und über dem historischen Werthe ein künstlerischer fortlebt, da sollte doch nur die Wahl zwischen offener, aufrichtiger Unkenntniß und wirklicher Kenntniß sein. Künstlerische aber nenne ich im weitesten Sinne alle Erzeugnisse, in denen die Form sich vom ausgesprochenen Gedanken oder Gefühle nicht trennen läßt, ohne daß dieser Gedanke oder dieses Gefühl ihren Eindruck auf den Leser, Zuschauer oder Zuhörer verfehlen. Nun ist Voltaire's Form nicht allein im reizend leichten, klarfließenden Style, in der Erfindung seiner unterhaltenden Erzählungen zu suchen, sondern auch und speciell im Witze, in der Antithese, in der scheinbaren Paradoxie, im Einzelnen. Keine Analyse — wäre sie selbst von D. Fr. Strauß entworfen — kann uns Voltaire's Wirkung auf das achtzehnte Jahrhundert veranschaulichen, geschweige denn uns den Genuß ersetzen, mit dem wir noch heute bei der Lectüre eines „Mikromegas" über die Schwächen der Menschennatur, unsere Vorurtheile und Eitelkeiten lächeln.

Herr Morley wendet sich aber nicht an die „Gebildeten", welche Voltaire nur vom Hörensagen kennen; er schreibt für die, welche ihn gelesen haben, sucht ihnen die Genesis seiner Ideen zu zeigen, das Verfahren seines Talentes darzulegen, die Grundanschauung und den Grundcharakter des streitbaren Denkers zu ermitteln, seine Wirkung nachzuweisen. Ueber mehr als Einen Punkt erlaubt sich der Schreiber dieser Zeilen das Urtheil Herrn Morley's nicht zu theilen; doch würde es ihn zu weit führen, auch nur den zehnten Theil des inhaltsvollen, gedankenschweren Buches durchzugehen. Herr Morley zeigt sich darin weit subjectiver, als in seiner so bedeutenden Schrift über Burke, und das neue Werk hat dadurch an Fülle gewonnen, was es an künstlerischem Werthe verloren hat. Der Chor spricht so viel mit, daß er die Haupt-Acteurs oft nicht zum Worte kommen läßt — allein er hat so viel Neues, Originelles, Tiefes, Anregendes zu sagen, daß man ihm nicht böse werden kann; nur wird's schwer, ihm in den engen Grenzen eines Essays in alle Winkel seiner geistigen Schatzkammer zu folgen.

3.

Herrn Morley's Buch besteht aus sieben Kapiteln von gleich großem, obgleich sehr verschiedenartigem Interesse. Müßte ich unter so vielen interessanten, tief gedachten Seiten irgend welche als besonderer Aufmerksamkeit würdig nennen, so würden es vielleicht die sein, welche von den Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire, und der von

Voltaire vorgeschlagenen — annähernden — Lösung der philosophischen Probleme handeln. Ich wiederhole aber, daß das ganze Buch sorgfältig gelesen zu werden verdient, und bin sogar überzeugt, daß eine getreue, vollständige Uebersetzung auf dem Festland großen Beifall finden würde. Selbst die oben angedeuteten Fehler, — wenn eine gänzliche Befreiung von allen vaterländischen Vorurtheilen und Traditionen überhaupt zu den Fehlern eines Schriftstellers gerechnet zu werden verdienen, und hierauf lassen sich doch alle meine Bemerkungen schließlich zurückführen — selbst diese problematischen Fehler verschwänden in der Uebersetzung. Das was in Betreff des Styls und der Gedanken den englischen Leser nothwendig stutzen macht, würde den deutschen oder französischen keineswegs verletzen. Ja, Letzterer käme sogar in Versuchung, diesen Ausländer, der Frankreich so gründlich kennt, es so richtig wie gerecht beurtheilt, für einen sehr freisinnigen, seltsam kühnen Landsmann zu halten. Man vergleiche nur das Morley'sche mit dem Strauß'schen Werke, und das Charakteristische bei dem englischen Schriftsteller wird sogleich in's Auge fallen. Der deutsche Biograph in der That, trotz einer beinahe unbedingten Verehrung für Voltaire, hört nicht auf, wesentlich deutsch und protestantisch zu sein, auch möchte ich bezweifeln, daß sein Buch die Uebersetzungsprobe glücklich bestehen würde; während der englische Verfasser vielleicht in der Fremde auf größeres Verständniß und mithin auf mehr Beifall rechnen dürfte, als im eignen Vaterlande.

Nicht als ob er in seiner Studie England etwa unglimpflich behandelt hätte. Vielmehr widmet er der Schilderung der Macht, welche „englische Einflüsse" auf Voltaire's Leben

und Werke ausgeübt haben, ein besonderes Kapitel. Es war auch nicht wohl anders möglich: man kann nicht zu viel Gewicht legen auf dergleichen geistige Beziehungen zwischen verschiedenen Völkern, besonders zu Zeiten, wo sie leicht unterschätzt und politischen Interessen und Leidenschaften aufgeopfert werden. Als Voltaire und Montesquieu England besuchten, war es soeben aus einem langen Kampfe mit Frankreich und zwar als Sieger hervorgegangen. Bald sollte der Krieg zwischen den Erbfeinden von Neuem ausbrechen und Frankreich bei dem Pariser Frieden noch mehr einbüßen, als bei dem Utrechter. Schon damals brannte der alte Nationalhaß des hundertjährigen Krieges in den unteren Schichten beider Völker mit fast gleicher Lebhaftigkeit, wie unter Revolution und Kaiserreich; die gebildeten Geister aber, — ein Umstand, der wohl bemerkt zu werden verdient — hatten Muth und Adel der Gesinnung genug bewahrt, um gegen den Strom zu schwimmen, der die Mehrzahl mit sich fortriß. So fiel es weder Montesquieu noch Voltaire ein, sich durch das Studium Locke's und Newton's gedemüthigt zu wähnen, weil sie Landsleute von Marlborough waren!

Noch soll man mir hierauf etwa erwidern: Voltaire sei unempfindlich gewesen gegen die Niederlagen von Höchstädt und Malplaquet oder unberührt geblieben von dem Roßbacher Schlage; denn Herr Morley hat die patriotische und politische Seite seines Helden zu vortrefflich darzustellen verstanden, um dergleichen Anklagen Raum zu gestatten. Er gehörte vielmehr zu jener Gattung bedeutender Männer, die selbst bei blutendem Herzen die Interessen der Menschheit über den Nationalhaß zu stellen wissen, die sich nie

dazu hergeben, ewige Ideen vorübergehender Leidenschaft aufzuopfern. In ähnlichem Sinne weigerte sich ja unser Goethe, als uns der Jenaer Schlag getroffen hatte und er bereit war, seinen Herzog ins Exil zu begleiten, die Rolle eines Tyrtäus zu spielen, Wissenschaft und Kunst zu Dienern des Hasses herabzuwürdigen, indem er es den Staatsmännern und Kriegern überließ, für die Vergeltung zu sorgen.

Villemain hatte bereits die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß der Aufenthalt in England für Voltaire entscheidend wirkte: nun beweist es uns Herr Morley bis zur Evidenz; merkwürdig ist es aber, daß Voltaire, der die englische Philosophie so vortrefflich verstand, von englischer Politik wenig oder gar nichts begriffen zu haben scheint. Er hatte bald eingesehen, daß die im XVI. Jahrhundert von den Händen Italiens in die Spaniens übergegangene geistige Hegemonie, im XVII. von Spanien nach England gewandert war; während Frankreich, berauscht von einer ganz äußerlichen Größe und stolz auf die feine Form, in die es die Gedanken der Vergangenheit einzukleiden wußte, noch immer auf den alten katholischen Irrwegen fortgeschlendert war, die es von Spanien überkommen hatte. Von Bacon bis Hume hatte England eine Reihe von Denkern hervorgebracht, durch welche die wissenschaftliche Welt verjüngt worden war. Voltaire gebührt nun das außerordentliche Verdienst, sein Vaterland mit dieser ihm fremden Welt bekannt gemacht zu haben; ja, es gebührt ihm das noch weit größere, diese Bewegung weiter fortgesetzt und die Leitung derselben von England nach Frankreich verlegt zu haben. Die Encyclopädisten, ja, sogar Rousseau, sind einzig und allein durch diese Uebertragung englischer Ideen nach Frank-

reich zu erklären; wie man sich auch von Goethe und Schiller keine richtige Vorstellung machen kann, wenn man Wieland und Herder vergißt, welche die französischen Ideen des XVIII. Jahrhunderts bei uns einbürgerten, indem sie dieselben den Anforderungen ihres Vaterlandes anzupassen verstanden.

Das Schlimmste, was einem Volke begegnen kann, — davon liefert Spanien im XVII. Jahrhundert das Beispiel — ist, daß es sich allen ausländischen Einflüssen in der Ueberzeugung eigner Vortrefflichkeit entziehe und sich darauf steife, alles Fremde zu ignoriren. Das Vortheilhafteste aber was ein Volk thun kann — dies beweist Deutschland im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts — ist, daß es alle geistigen Fortschritte des Auslandes sorgfältig studire und sich anzueignen bemühe. Dies that aber Voltaire für sein Vaterland: daher „es kaum einen Franzosen von einiger Auszeichnung während der zwei Generationen zwischen dem Tode Ludwigs des Vierzehnten und der Revolution gab, der nicht nach England ging oder wenigstens die englische Sprache lernte. Viele thaten Beides.“ *)

4.

Voltaire wurde durch seinen Aufenthalt in England noch kampflustiger als zuvor. Die Wirkung der Presse, der Einfluß der Denker auf den Gang der dortigen Ereignisse machten ihm begreiflich, daß das Licht nicht dazu

*) Worte Buckle's in seiner „Geschichte der Civilisation“.

da sei, um unter den Scheffel gestellt zu werden, und daß Wahrheit verkündigen und Lüge bekämpfen zu den Pflichten des Schriftstellers gehöre.

Was ihm in England zunächst auffiel, war „die sociale und politische Bedeutung der Literaten und die Thatsache, daß diese Macht eine allgemein anerkannte war..... Der Dichter, den man ins Gefängniß werfen ließ, weil er die von dem Bedienten eines Edelmanns erhaltenen Stockschläge übelgenommen hatte, befand sich in einem Lande, wo Newton und Locke durch einträgliche Posten in der Staatsverwaltung belohnt wurden, Prior und Gay bedeutende Gesandtschaftsstellen bekleideten, und Addison Staatssecretär war."

Nur zu groß sollte in der Folge die Umwälzung der Dinge in Frankreich sein, und es war Voltaire, der jene Federherrschaft eigentlich begründete, die seither das Unglück Frankreichs gewesen, und nicht weniger wirklich ist, weil dort die Schriftsteller mehr nach Aemtern trachten als sie einnehmen. „Die Leiden Frankreichs (und seine Geschichte seit der Revolution ist wesentlich eine Leidensgeschichte) rühren, mehr als von irgend einem anderen Umstande, von der Vorherrschaft her, zu welcher die Schriftsteller in diesem Lande gelangt sind: und diese unheilvolle Vorherrschaft wurde, wiewohl ohne Absicht, von Voltaire zuerst begründet." Wenn England aber von diesem Uebel weniger zu leiden hatte, so kam es daher, daß die englischen Schriftsteller weniger Systematiker waren als die französischen, das englische Volk weniger Anlage zu abstrakten Schwärmereien hat, und vor Allem, weil die Abnahme des Einflusses der Schriftsteller auf die staatsmännischen Kreise in directem Verhältniß

stand zu der Zunahme des Einflusses, den die Literatur auf die Menge ausübte.

Der Gegensatz zwischen englischer Freiheit und französischer Abhängigkeit fiel Voltaire sehr auf; aber er sah die Ursachen nicht: den Protestantismus und das Selfgovernment. Er meinte, dieselben socialen Erfolge ließen sich durch eine Philosophie des gemeinen Menschenverstands wie durch einen aufgeklärten Glauben an die Offenbarung erreichen, und ein Aufheben aller Hemmungen der Bewegungsfreiheit der Bürger müsse genügen, den freien Staat zu begründen. „Niemals erhob er sich," sagt Herr Morley, „über die einfache politische Vorstellung des morgenländischen Märchens: ein guter Despot unterstützt von einem weisen Vezier."

Im Gegentheil, das, wodurch dieses von aristokratischen Coterien und einem feilen Parlamente regierte England damals schon zu einem freien Lande geworden war, entging Voltaire sowohl wie Montesquieu, welcher das Geheimniß der englischen Freiheit in der Trennung und dem Gleichgewicht der Gewalten entdeckt zu haben glaubte. „Von jeher schlossen französische Staatsmänner und Publicisten systematisch ihre Augen gegen die große Wahrheit: daß es keine königliche Straße gibt für nationale Wohlfahrt, und daß die Völker absichtlich das Glück von sich stoßen, so lange es ihnen nicht auf eine gewisse Art entgegenkommt."

Heute ist es Mode, im entgegengesetzten Sinne zu übertreiben — mit Worten, versteht sich. In der Wirklichkeit ist nicht dasjenige Land das freie, wo Jedermann in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift, und die Nichttheilnahme sollte in normalen Zeiten die normale Stellung

der Bürger bleiben. Unsere Clienten, Kranken, Schüler, Kunden, Gemeinde haben doch das erste Recht auf uns, und, was man auch einwenden mag, der Staat kommt nur in zweiter Reihe in Betracht, so lange die Existenz des Staates selbst nicht bedroht wird. Das Land der Freiheit wäre also das, wo Jeder das Recht hat, sich an der öffentlichen Sache zu betheiligen und in kritischen Momenten von diesem Rechte Gebrauch macht. Jeder wohlgeordnete Staat wird von Leuten regiert, die das Regieren zum Studium und zur Erfahrung ihres Lebens gemacht haben; Bürger, welche sich selbst direct regieren, etwa in ihren Mußestunden, wenn sie mit Schuhmachen und Felderpflügen fertig sind, sind eine ebenso utopische Vorstellung, wie die von weisen Despoten, die alles selbst besorgen. Vielleicht dürfte sogar das Beispiel New-Yorks als ein Beweis gelten, daß selbst locales Selfgovernment mehr Nachtheile als Vortheile bietet, sobald die Localität eine gewisse Ausdehnung erreicht.

Was nothwendig ist, um zu verhindern, daß diejenigen, welche mit der Staatsverwaltung beauftragt werden — mögen sie nun Beamte oder Aristokraten, Abgeordnete oder Bureaukraten sein — das allgemeine Interesse vernachlässigen, ist die Oberaufsicht, die Controle, nicht die Mitwirkung der Bürger: es ist vor Allem die Möglichkeit für den Herrscher — das Volk — sein Veto einzulegen. Dies hatte aber England schon zu Voltaire's Zeit, und der Muth, die Mannhaftigkeit, mit der englische Bürger diese Controle anzuwenden, dieses Veto einzulegen wußten, war der Ursprung und die erste Bedingung der Freiheit, wie sie bei unsern Vettern verstanden und geübt wird.

Es lag nicht an Voltaire, wenn dergleichen männliche Gewohnheiten nicht auch nach Frankreich verpflanzt wurden, selbst ohne daß er sich klare Rechenschaft darüber gegeben hätte. Voltaire war groß in vieler Hinsicht; aber seine bewundernswertheste Größe war der Muth. Niemand in Frankreich, weder vor noch nach Voltaire, hat den Muth gehabt, sich über die öffentliche Meinung und das qu'en dira-t-on? hinwegzusetzen wie er, oder, wie er, beglaubigte Ideen, Schlendrian und intellectuelle Abhängigkeit anzugreifen. Dadurch wurde eben dieser durchaus nicht revolutionäre, keineswegs absprechende und absolute, gar nicht neuernde oder paradoxale Geist zum Befreier Frankreichs und der Welt. Wenn dieses Land wieder einmal einen Mann von gleich großem Geist findet, der den Muth hat, laut zu sagen, was er für die Wahrheit hält, selbst auf die Gefahr hin, für einen Sonderling, einen Menschen ohne Lebensart, einen Freund der Paradoxieen, einen Böswilligen oder gar einen Landesverräther zu gelten — dann wird es auch die Führerhand gefunden haben, die es aus dem Chaos leitet.

5.

Eines der interessantesten Kapitel in diesem interessanten, so tief und originell, so unabhängig und vorurtheilsfrei gedachten Buche ist das vierte (Berlin), an das man mir erlauben möge noch einige kurze Bemerkungen anzuknüpfen.

Natürlich wird man bei einem Denker und Geschichts-Philosophen, wie Herr Morley, nicht die platte, unwürdige, ja rohe Auffassung der Persönlichkeit Friedrich's zu befürchten haben, die uns bei dem Rhetoriker Macaulay verletzt. Herr Morley läßt sich nicht einen Augenblick durch die sogenannten moralischen Untugenden des Königs den Blick für die Größe des Staatsmannes und Feldherrn trüben. Doch will es uns bedünken, daß auch er noch der landläufigen Meinung über Friedrich's Privat-Charakter zu große Zugeständnisse macht. Es ist immer eine mißliche Sache, so den Privat-Charakter vom öffentlichen zu trennen; bei einer echten Persönlichkeit — und die war Friedrich doch wohl — verschmelzen beide so innig, daß es schwer ist, zu sagen, wo der eine anfängt und der andere aufhört. Nun kann man nicht umhin, ein wenig betroffen zu sein, wenn man bei einem Schriftsteller wie Morley Sätze liest, wie diesen: „Die Leute, die von ihrem Helden Reinheit, Gemüth (sensibility), Großmuth, Ehrgefühl oder männliche Achtung für die menschliche Natur verlangen, werden keinen Zug zu Friedrich empfinden.“ Auch von der „seichten Gefühligkeit seiner Jugend“ redet Morley und behauptet: daß „kein Cyniker so hart und gefühllos sei, als der Mann, der einmal sentimental war“ — eine Behauptung, die ein Blick auf Wieland's Leben hinreichend widerlegt. Lassen wir die „Reinheit und das Gemüth“, zwei gar relative Begriffe: gibt es doch Leute, die Goethen Beides absprechen, wenn wir in ihm das Ideal der „Reinheit und des Gemüthes“ in unserem Sinne sehen. Doch selbst wenn man den schönen Jugend-Enthusiasmus Friedrich's nur für Phrasenhaftigkeit nehmen will, —

wozu man durchaus kein Recht hat, denn alle jugendliche Posabegeisterung ist ja rednerisch — wie kann man dem Fürsten Großmuth absprechen, der nie daran dachte, sich an den Verfolgern seiner Jugend zu rächen, und der, als achtundzwanzigjähriger König, nicht der Feinde, sondern nur der Freunde seiner schlimmen Tage sich erinnern wollte? Wie kann man von Mangel an Ehrgefühl bei dem Könige reden, der kurz vor Roßbach, als Alles verloren schien, dem Grafen Fink die denkwürdigen Worte schrieb: Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, verbiete ich, die geringste Rücksicht auf meine Person zu nehmen, oder irgend in Betracht zu ziehen, was ich in meiner Gefangenschaft schreiben könnte. Wenn mir dies Unheil widerführe, so will ich mich für den Staat aufopfern, und verlange, daß man meinem Bruder gehorche, welcher, sowie meine Minister und Generale, mir mit dem Kopfe dafür haftet, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich bietet, und daß man den Krieg fortsetzt, als ob ich nie existirt hätte.“ Wer hatte da ein echteres Gefühl von high honour, der Skeptiker von Sanssouci, oder der „ritterliche“ Valois in Madrid? Daß Friedrich keine hohe Achtung für die Menschheit gehabt, ist freilich wahr; doch ist's wahrlich eine starke Zumuthung der Optimisten, Jemandem daraus ein Verbrechen machen zu wollen. Man braucht eben nicht so weit wie Schopenhauer zu gehen und in der Welt vom sittlichen Standpunkte aus eine Diebeshöhle, vom geistigen ein Tollhaus zu erblicken; aber das Recht, seine Mitmenschen zu verachten, kann man doch wahrlich Niemandem bestreiten, am wenigsten dem Fürsten, der,

christlicher, als er es selbst zugeben wollte, die Menschen, die er verachtete, deßhalb nicht weniger liebte. Oder beruht etwa das ganze Christenthum nicht auf dem Pessimismus und der Charitas? Gründet es sich vielleicht wirklich auf den Optimismus unserer modernen Menschheits-Bewunderer? Hat Friedrich sich etwa nicht für den Fortschritt der Menschheit interessirt? Hat er sich nicht um ihr Wohlergehen gekümmert? Hat er nicht ein ganzes langes Heldenleben dem Dienste der Menschheit gewidmet? Hat er nicht gewissenhaft die Stelle ausgefüllt, die er angestrebt: die eines procureur des pauvres? Es ist Friedrich mit seiner Menschenliebe gegangen wie mit seinem Patriotismus. Wie man von ihm hat sagen können, daß er französisch gedacht, aber deutsch gehandelt hat, so kann man auch von ihm sagen, daß er als Misanthrop und Skeptiker gesprochen, aber als Philanthrop und Gläubiger gewirkt hat. Der Glaube Friedrichs, wie des ganzen Jahrhunderts, war freilich nicht was man heute unter Glauben versteht, der Glaube an die sichtbare Kirche und die Offenbarung; wenn man aber Wärme und Ganzheit der Ueberzeugung, Opfermuth und Ausdauer für ideale Zwecke, wenn man das Hingeben an und für das Unpersönliche Glauben nennt, so hatten Friedrich und das Jahrhundert ihn gewiß — so große fanfarons de vices sie übrigens auch in Worten sein mochten.

Ohne dem Heroen-Cultus zu opfern, erkennt Herr Morley mehr, als es heute zu geschehen pflegt, die Bedeutung großer Persönlichkeiten in der Geschichte an, und seine Seiten über die Sendung Voltaire's und Friedrich's gehören zum Besten, was er geschrieben. „Voltaire und

Friedrich waren die zwei Führer der beiden Hauptbewegungen jener Zeit in dem großen Werke der Umgestaltung des alten Europa in das neue . . . . . Voltaire's Werk war es, die Thätigkeit des menschlichen Verstandes zu schärfen, seine Freiheit zu verkünden, sowie die Herrschaft der alten geistigen Ordnung zu zerstören. Friedrich's Werk war es, die alte politische Ordnung umzustoßen. Die Summe ihrer Anstrengungen war der bestimmte Anfang jener Revolution im Gedanken und der politischen Gestalt des Westens, worin die große örtliche Umwälzung in Frankreich . . . . nur als eine secundäre Phase betrachtet werden darf . . . . . Friedrich ertheilte dem Deutschen Reiche, Voltaire der katholischen Kirche den Todesstoß." Nichts kann genauer und unanfechtbarer sein, als diese Definition; nur haben alle solche Definitionen etwas zu Bestimmtes, dem sich die lebendige Geschichte nicht gerne unterwirft. Voltaire's Werk knüpft so enge an Locke und die englischen Freidenker an, diese wieder mittelbar an Bacon, daß von einem Anfang nicht gut die Rede sein kann, wie es schwer hält, von einem Ende der geistigen und politischen Bewegung zu reden, welche den Gegenstand von Herrn Morley's Werk bildet. Um seine Behauptung auf Friedrich anzuwenden, muß er sogar der Geschichte Gewalt anthun. Die Kriege zwischen dem Westfälischen und dem Utrechter Frieden haben in seinen Augen gar keine geschichtliche Bedeutung: kein höheres Interesse, keine Idee wurde darin verfochten, es waren nur Kriege persönlicher Laune und zufälliger Verwicklungen. Daß der Kampf Frankreichs gegen das Haus Habsburg schon ein Act jener Zerstörung des Römischen Reiches

deutscher Nation war, die Friedrich vollbringen sollte; daß der alte Todesstreit zwischen dem protestantischen Holland und dem katholischen Spanien sich in dem Kampfe Wilhelm's III. und Ludwig's XIV., Englands und Frankreichs, fortsetzte; daß es sich mittelbar handelte um Newton oder Bossuet — das will Herr Morley durchaus nicht zugeben: „es war ein Jahrhundert eines rein künstlichen Kampfes“; es waren „zwecklose und blutige Erschütterungen, die über Europa hinwütheten und der Menschen Leben zu Staub zermalmten in der rothen Schlachtenmühle.“ Man braucht nur des Jahres 1689 zu gedenken (des Widerrufes des Edictes von Nantes und des Ausbruches des Orleanischen Krieges), um sich zu überzeugen, wie willkürlich Herrn Morley's Behauptung ist. Im Uebrigen indeß ist seine Schilderung der Folgen, seine Würdigung der historischen Bedeutung des Siebenjährigen Krieges eine vollendete zu nennen; auch was er über den „neuen Typus der Monarchie“ sagt, die Friedrich in Preußen verwirklichte, ist trefflich und für England neu.

Ich sagte schon oben, Herr Morley bekenne sich nicht gerade zum Heroen-Cultus. Wie alle Schriftsteller seiner Schule — Herr Morley kann den Positivisten nicht verleugnen — hat er ein heimlich Grauen vor großen Persönlichkeiten. Er meint, solche Persönlichkeiten zu bewundern, dazu gehöre, daß dieselben selbst sich über die Tragweite ihres Handelns Rechenschaft abgelegt. Man sieht, es guckt doch die mechanische, rationalistische Anschauung an unbewachten Ecken heraus. Was der Gläubige des Heroen-Cultus bewundert, ist eben durchaus nicht das bewußte Handeln; im Gegentheile möchte man versucht sein, gerade

das unbewußte Handeln als den Gegenstand seiner Bewunderung aufzustellen. Ebensowenig ist's ihm um den Erfolg zu thun: er sieht die Welt metaphysisch an; das Maß hat in seinen Augen keinen Werth: er sieht ja die Größe nicht in der Quantität, sondern in der Qualität; ob sie Gutes oder Böses stiftet, sittlich oder unsittlich handelt, ist ihm einerlei. Die bittere Verstimmung, die Herr Morley z. B. gegen Napoleon zeigt, ist ihm fremd: er wird den schnellen und umfassenden Blick, die Gewalt oder den Zauber der Persönlichkeit, die Unbeugsamkeit des Willens — kurz Alles, was die menschliche Größe ausmacht, beim wilden Häuptling eines geschichtslosen Stammes ebenso bewundern, als beim Leiter eines unserer alten Culturstaaten. Hätte auch Napoleon nicht das Gebäude aufgerichtet, an dem die Nation nun schon siebzig Jahre vergeblich rüttelt, er wäre doch eine der größten menschlichen Erscheinungen gewesen, welche die Geschichte kennt.

Bei Voltaire freilich kann sich auch unser Engländer seinen nüchternen, moralischen Standpunkt nicht bewahren. Unwillkürlich muß er ihn bewundern, den Mann, der gewiß auch gar manche Kleinlichkeiten an sich hatte und weder als ein Muster der Tugend, noch als ein Bewunderer der Menschheit gelten kann. Die Größe übermannt ihn. Er vergißt die Schatten und blickt nur auf zu dem Geisteshelden, dem Europa, mehr als irgend einem Anderen, seine geistige Freiheit verdankt, dem Repräsentanten einer geistreichen, höchstgebildeten, um die Menschheit hoch verdienten Nation in dem Augenblicke ihrer schönsten Blüthe, dem Vertreter des französischen Genius im XVIII. Jahrhundert.

6.

Das Werk des ausgezeichneten Herausgebers der „Fortnightly Review“ über Rousseau schließt sich als eine Ergänzung dem früheren über Voltaire würdig an. Wir begegnen darin denselben eingehenden und umfangreichen Studien, derselben Sicherheit des Wissens, derselben Vorurtheilslosigkeit und Kühnheit gegenüber der englischen Convention. Freilich sind auch manche Fehler des ersten Werkes hier in potenzirter Gestalt anzutreffen, und ist der neue Fehler einer etwas zu breiten Behandlung des Gegenstandes hinzugekommen. Der moderne Styl, welcher der englischen Sprache Dinge zumuthet, die sie nicht leisten kann, und welcher dadurch ihren eigenthümlichen Charakter beeinträchtigt, macht sich's hier viel bequemer als im „Voltaire“ oder gar im „Burke“ desselben Verfassers. Die Klarheit, Knappheit, Einfachheit und Kraft, die wir an der englischen Prosa des XVIII. Jahrhunderts so hoch schätzen, wird auf diesem Wege ganz verloren gehen, wie der englische Vers unter den Händen der modernen Euphuisten ganz von den Traditionen abgekommen ist, die Byron z. B. trotz aller Wagnisse noch pietätsvoll achtete.

Herr Morley gehört überhaupt ganz seiner, unserer, Generation an, nicht allein in der Form, auch in der ganzen Anschauungsweise und in der Natur seiner Befähigungen: und zwar unserer Generation in ihrer englischen Abart. Er ist gewissenhaft in der Erforschung und Darstellung der Thatsachen und glaubt deshalb objectiv zu sein. Er ist gerecht gegen alle Personen, Dinge und Ansichten, selbst die widerstrebendsten, und verliert sich selbst

gar oft über dieser allseitigen Gerechtigkeit. Er hat über alles nachgedacht, und kann sich's nicht versagen seine Weisheit auszukramen, selbst da wo wir keine Zeit haben auf sie zu hören. Er ist, wie beinahe alle bedeutenderen Schriftsteller dieser Generation, immer besorgt: der Leser möchte voraussetzen, er, der Autor, habe gewisse Seiten seines Gegenstandes nicht gesehen; und so eilt er sich, ihn zu enttäuschen, indem er ihm die allseitigsten, feinsten, tiefsten Bemerkungen, die Früchte aufmerksamer Beobachtung und reifen Nachdenkens über Menschen und Dinge mittheilt; es trifft sich aber, daß der Leser es vorzieht, nicht durch alle Fenster nacheinander zu blicken, sondern einen Aussichtspunkt, von dem aus das Charakteristischste am deutlichsten und schönsten hervortritt, festzuhalten. Dieses Virtuosenthum im Verständniß gibt dem ganzen Geschlecht, das jetzt im frischen Mannesalter steht, seine eigenthümliche Signatur. Es stempelt sie alle, die vielseitigen Versteher, zu Advocaten — um nicht den so oft mißverstandenen Namen der Sophisten zu gebrauchen — welche jeder Sache und jedem Clienten eine gute Seite abzugewinnen wissen und, indem sie allen persönlichen und historischen Umständen Rechnung tragen, vor lauter Verständniß Gefahr laufen, den Sinn für das schlechthin Gute und Schlechte zu verlieren. Soweit geht's nun bei Herrn Morley nicht: dazu ist er zu sehr Engländer. Ein Engländer ist nun einmal in einer Atmosphäre geboren und herangewachsen, von der er sich nie ganz frei machen könnte, selbst wenn er noch so „historisch" zu sein suchte. Auch braucht man nur eine Seite von Herrn Morley zu lesen, und z. B. mit J. Burckhardt, C. Justi, Renan oder Bonghi zu vergleichen, um sofort von dem absoluten Ton

frappirt zu werden, in dem hier die Sache der Relativität vertheidigt wird, die der Festländer stets, wie sich gebührt, als Künstler, Beschauer, Philosoph, nie als Apostel führt.

Auch das Ausführen, wo das Andeuten, Anregen, Zuverstehengeben ausreicht, gehört zu den Angewohnheiten unserer Generation. Wollte man in frühern Zeiten seine aphoristischen Gedanken über Welt und Weltlauf mittheilen, so wählte man die Form der Maximen, Betrachtungen u. s. w.; wollte man eine Theorie auseinandersetzen, besprechen, bekämpfen, die der Abhandlung, des Essay; heute wird dies alles „historisch“ bewerkstelligt: wir nehmen uns einen Mann, eine Epoche, ein Ereigniß, und benützen dies, um bei dieser Gelegenheit unsere eigenen Gedanken an den Mann zu bringen. Niemand springt über seinen Schatten, und so meinen wir denn auch Herrn Morley gar keinen Vorwurf mit dieser unserer Bemerkung machen zu wollen, fühlen wir uns doch selber der Angewöhnung so gut wie andere schuldig. Was wir gesagt, soll eben nur zur Charakteristik dieser unserer Generation dienen.

Bei unserm Autor kommt nun, wie gesagt, noch der Engländer hinzu, und es ist interessant zu sehen, wie er sich gerade einem Franzosen gegenüber benimmt und ausnimmt. Gab es je einen anti-englischen Geist und Charakter, so war's Rousseau. Seine Rhetorik, seine Allgemeinheit und Apriorität, seine Gewissenlosigkeit in Fest- und Aufstellung von Thatsachen, sein ewiges sich selbst Belügen und Belügen anderer, das durchweg Ungentlemanische, wie das Unpraktische in seinem Wesen, die ganze Unreinlichkeit seiner Natur, müssen es dem Engländer absonderlich schwer machen, gegen ihn gerecht zu sein, und Herr Morley ist mehr als

gerecht: es will uns sogar manchmal bedünken, daß er im Entschuldigen und Beschönigen eben so weit geht, wie weiland der witzige Schulmeister St. Marc Girardin in seiner systematischen Verketzerung des „Bürgers von Genf".*) Aber er wendet das System auf echt englische Art an, d. h. mit Ueberzeugung und Gewissenhaftigkeit. Ein Franzose, wenn er allen Schwächen eines historischen Charakters gerecht wird, hat entweder an seinem künstlerischen Sinn oder an seinem Skepticismus einen trefflichen Hülfsgenossen. Der Engländer aber ist weder Künstler noch Skeptiker: er ist immer Realist und Protestant. Daher ist er auch so arglos und so ungelenk. Er bewegt sich immer „tout d'une pièce", wie die Franzosen sagen. Gewiß kann man nicht einen heftigeren Gegner des englischen „cant" und der englischen conventionellen Frömmigkeit, sowie der englischen Socialvorurtheile finden, als Herrn Morley: es ist ein wahres Vergnügen, ihn von der „grotesque luxury of religions unction" oder von den Bischöfen, katholisch oder protestantisch, reden zu hören, welche „ihre todten und verwesenden Ideen mit geschwollener bombastischer Phrase verhüllen". Namentlich ist ihm die specifisch englische protestantische Heuchelei ein Dorn im Auge — freilich ein widerwärtiges Laster, das nirgends so schamlos auftritt wie in England, gerade wegen jener Ungelenkigkeit, die macht, daß ein Engländer nur ganz wahr oder ganz verlogen sein kann, daß ihm jenes

*) Diese pedantische Kleinmeisterei und der reactionäre Ton des Philisters, der in Rousseau den Demokraten nicht vergessen kann, sind in den Essays der „Revue des Deux Mondes" sehr abgeschwächt, ja ausgemerzt worden, während sie in der ersten Form (den Vorlesungen in der Sorbonne) auf's verletzendste hervortraten.

Schweben zwischen Wahrheit und Unwahrheit, das die allgemeine Atmosphäre der lateinischen Nationen ausmacht, nicht nur unmöglich, sondern auch unbegreiflich ist. Aber ein unbiegsamer Rundkopf ist Herr Morley deshalb doch: er vertheidigt Demokratie und Rationalismus gegen Toryismus und anerkannte Kirche genau in derselben Weise wie der Puritaner des XVII. Jahrhunderts Gospel gegen Popery vertheidigte. Die Strenge eines Franzosen gegen Rousseau ist im Grunde milder als die Milde des Engländers; denn diese beruht auf einem edlen Irrthum, und würde sich, das fühlt man, in unbarmherzige Strenge verwandeln, wenn der Irrthum zerstört würde. Eine außerordentliche Naivetät und Unkenntniß continentaler Sinnesweise ist in der That die Grundlage jener Milde und gereicht dem Verfasser, wie der Nation der er angehört, zur höchsten Ehre. Er möchte gern, im Gegensatz zu den intoleranten Priestern und moralischen Humbugs seines Vaterlandes, entschuldigen, wo zu entschuldigen ist; aber seine Entschuldigungen sind immer die eines durch und durch ehrlichen, rechtlichen, rein gesinnten Mannes, der eine ähnliche sittliche Basis wenigstens annähernd bei dem zu Entschuldigenden voraussetzt. Mit ein wenig mehr Cynismus hätte Herr Morley sicherlich die Dinge etwas anders gesehen, als er sie sieht. So setzt er z. B. voraus, um Rousseau's Zusammenleben mit der geistig und sittlich ganz untergeordneten Therese zu erklären, der Sonderling habe vielleicht „ein excentrisches Vergnügen daran gefunden, der Welt zu beweisen, daß er Verdienste an einem Weibe zu finden wisse, das für jedermann ein elendes Geschöpf (desperate) war!“ Die nächste, einfachste, Erklärung des Räthsels

entgeht dem rein und streng gesinnten Manne ganz, der seinen Rousseau nicht für fähig halten mag, durch Gewohnheit und Bequemlichkeit sich fesseln zu lassen, wie so viele andere. Nicht als ob Herr Morley immer für Rousseau Partei nähme; er weiß vorkommenden Falles recht streng zu sein, wenn auch immer, und zwar mit vollem Recht, die allgemeine Entschuldigung des unglücklichen Philosophen durch seinen krankhaften Zustand im Hintergrund und gleichsam in der Luft des ganzen Buches schwebt; aber er ist immer zu hoch, hier wie überall: ein bischen Leben in den literarischen Kreisen Frankreichs würde ihn da besser belehren als alle Bücherstudien.*)

Mit diesem Mangel aber an etwas heilsamem Skepticismus, den wir durch hundert andere Stellen belegen könnten, verbindet sich die abstracte Natur seines Talents, um Herrn Morley gar oft irre zu leiten. Wäre er etwas mehr Künstler und etwas weniger Gelehrter gewesen, eine Ungeheuerlichkeit wie der Vergleich zwischen Manon Lescaut und Madame de Warens hätte ihm nicht entschlüpfen können. Wie man die Sachen doch lesen kann! Uns wollte es bedünken, daß nie zwei lebendigere, gelungenere Porträts gezeichnet worden als jenes der leichtsinnigen, leidenschaftlichen, beweglichen, jungen Geliebten des Chevalier des Grieux, und dieses der passiven, neutralen, sanft sinnlichen, fast phlegmatischen Herrin der Charmettes; und hier kommt

---

*) Sehr charakteristisch ist eine Citation aus George Sand, worin dieser idealistischste aller französischen Dichter Rousseau für berechtigt erklärt, die Kinder Theresens auszusetzen, da er Grund gehabt habe sie nicht für die seinigen zu halten. Die ganze französische Moral steckt da in nuce.

ein gescheidter feiner Kopf und findet eine frappante Aehnlichkeit heraus zwischen diesen beiden reizenden Geschöpfen künstlerischer Darstellung. Man wagt kaum mehr sich selber zu trauen nach einer solchen Erfahrung. Und etwas weiter tönt gar des Herrn Pastors gestrenge Stimme recht störend durch: Mme. de Larnage, die liebenswürdige Reisegefährtin Jean Jaques' nach Montpellier, eine charmante Philine, die kein Leser der Confessions je vergessen hat, wird einfach „an obscene woman", und damit ist sie abgethan. Noch schlimmer fährt die liebe kleine Zanetta mit ihrem pikirten guten Rath in echtestem, zierlichstem Venetianisch: der Engländer sieht in der ganzen Sache nur einen Beweis, „wie ein Zug sympathetischer Phantasie jemanden besser als eine ethische Vorschrift vor der Sünde bewahren kann!"

Nun hat's freilich Herr Morley nicht auf eine einfache biographische Erzählung abgesehen; er hat Tact genug besessen um zu begreifen, daß niemand nacherzählen darf, was die „Confessions" erzählt haben. Wollte Gott, man hätte „Wahrheit und Dichtung" gegenüber immer dieselbe Zurückhaltung bewiesen — aber dann, wozu überhaupt derlei unbedeutende Thatsachen, wie z. B. die einzige Fußreise von Chambéry nach Turin, erwähnen, die ja an sich gar keinen Werth haben, und nur durch die unnachahmliche Kunst des Erzählers geworden sind was sie sind. Herrn Morley's Talent ist, wie gesagt, ein durchaus abstractes, und wenn die erste Bedingung eines wirksamen Schriftstellerthums ist, zu wissen

Quid valeant humeri, quid ferre recusent,

so kann man die Selbsterkenntniß nur billigen, mit der er

sich von einem Gebiete fern gehalten, auf dem er sich nicht zu Hause wußte. Er hat also gar kein plastisches Bild seines Helden oder seiner Zeit zu entwerfen gesucht. Seine Absicht ist offenbar nur, die individuelle und historische Genesis der Ideen Rousseau's zu schildern und daran die Darstellung ihrer Wirkungen und Folgen zu knüpfen. Man thäte ihm demnach Unrecht, wenn man eine fortgesetzte zusammenhängende Erzählung von ihm fordern oder nur erwarten wollte. Ihm ist's darum zu thun, Rousseau's Charakter und Genius zu studiren und zu erklären; das ist ihm nun, mit wenigen Ausnahmen, trefflich gelungen: er wollte zeigen, wie dieser Genius und dieser Charakter, verbunden mit der allgemeinen Stimmung der Zeit, dieser sich anschließend oder gegen sie reagirend, unter den besondern Umständen eines bewegten Lebens die Früchte getragen, welche die Welt kennt. Und auch hier wieder ist's ihm nur um die Ideen zu thun, welche Rousseau in die Weltgeschichte eingeführt, durchaus nicht um die künstlerische Form, in die er sie gekleidet, oder um die Gestalten, die seine Phantasie geschaffen. Die „Confessions“, eines der wunderbarsten Kunstwerke, die je geschrieben worden, werden nirgends besonders besprochen, während jedem andern Werke des Philosophen ein eigenes Capitel gewidmet ist; nur des literarischen Werthes der „Rêveries“ wird einmal vorübergehend mit der ihnen gebührenden Bewunderung gedacht. Die „Nouvelle Héloise“ wird als Reaction der Sentimentalität und des Deismus gegen Rationalismus und Atheismus richtig hervorgehoben: der Roman (wir meinen das herrliche erste Buch, mit dem der Roman eigentlich fertig ist, da die fünf übrigen Bücher gar nicht mehr in die Rubrik der

Phantasiewerke gehören) wird durchaus nicht ästhetisch gewürdigt. Sollten wir die nicht eben glückliche Form näher bezeichnen, die Herr Morley für seine Ausführungen gewählt, so würden wir sagen: es ist die eines fortlaufenden Commentars zu den „Bekenntnissen". Die von Rousseau erzählten Thatsachen werden kurz erwähnt, dann in Bezug auf ihre Authenticität kritisch geprüft, endlich die Consequenzen nachgewiesen, die sie für die Charakterbildung und den Ideengang des Mannes gehabt. Kommt er zu einem der Werke Rousseau's, so wird wiederum genau untersucht, wie es entstanden, dann analysirt, mit den vorher oder gleichzeitig herrschenden Ideen verglichen, den Wirkungen desselben bis auf die Gegenwart herab nachgegangen. Endlich ergreift der Verfasser die Gelegenheit, seine eigenen Ansichten über die betreffenden Punkte (den Werth der Civilisation, die Ungleichheit unter den Menschen, Ehe, Theater, Selbstmord, Erziehung, vor allem die Theorien vom Staate) darzulegen. Es lohnt wohl die Mühe, ihm in jener Kritik und diesen Auseinandersetzungen zu folgen, und der Leser wird die darauf verwandte Zeit nicht bereuen.

7.

Niemand kann Rousseau gerecht werden, der nicht die Warnung Goethe's beherzigt — eine Warnung, die er uns bei der Würdigung Herders, unsers deutschen Rousseau, zuruft — nicht jedermann zu beurtheilen als ob er gesund wäre. Herr Morley scheint uns nur allzu viel auf die Krankheit des Sonderlings schieben zu wollen. Vieles muß

auch durch seine Erziehung, das Meiste natürlich aus seiner angeborenen Natur erklärt werden. Rousseau's Unverträglichkeit, sein Mißtrauen, seine Verfolgungsmanie sind offenbare Symptome der Geisteskrankheit, unter welcher der Aermste gewiß mehr litt als er Andern Leiden verursachte; weshalb wir's einem Grimm, Diderot oder Hume nichtsdestoweniger nicht verdenken können, wenn sie endlich die Geduld verloren, um so mehr als die Geisteskrankheit Rousseau's durchaus nicht ärztlich constatirt oder nur allgemein anerkannt war, seine monströsen Verdächtigungen gegen diese aufopfernden Freunde also Glauben finden und ihnen unendlich gefährlich werden konnten: Vornehme und reiche Leute, wie der Marschall v. Luxemburg und Mr. Davenport, mächtige Souveräne, wie Friedrich II., mochten sich über Rousseau's Verleumdungen und seinen beispiellosen Undank leicht hinwegsetzen: ihre Lage ihm und der Welt gegenüber war eine ganz andere als die seiner literarischen Kameraden: jene konnten die Vorwürfe des Kranken gar nicht berühren, weder in den Augen der Menschen noch in ihrem eigenen Wirkungskreise; diesen wurde das Leben in ihrer Gesellschaft, ja ihre schriftstellerische Thätigkeit dadurch verbittert, gehemmt, gelähmt.

Rousseau's Indelicatesse, seine Tactlosigkeit, sein falscher Stolz und seine absolute Würdelosigkeit, gewisse Gemeinheiten — das Wort ist nicht zu hart — haben wohl ihren Grund in den frühen Gewohnheiten der Gesindestube. Niemand, sagt Herr Morley mit Recht, verstand das Volk besser als Rousseau, der wirklich mit und in dem Volke gelebt hatte; aber alles hat seine zwei Seiten: Rousseau ist ohne classische Bildung, ja überhaupt beinahe

ohne alle Bildung, einer der größten Schriftsteller seiner Nation geworden; als Gesellschaftsmensch ist er immer ein „gemeiner Mann“ geblieben, so viel er auch mit vornehmen Herren und Damen verkehren mochte: auch fühlte er sich unter diesen nie ganz wohl. Selbst als er an Mad. d'Houdetot, seinen Freund und Wohlthäter Saint-Lambert verrathend, glühende Liebesbriefe schrieb, war es ihm doch behaglicher in Theresens Bett und Küche. Seine Rohheiten gegen Mad. d'Epinay und Mad. de Francqueville sind nur bei einem Ex-Lakaien zu erklären und zu entschuldigen. Solange man ihm schmeichelte, behagte es ihm freilich selbst bei den hohen Herrschaften; denn Burke hat trotz der Uebertreibung nicht so ganz Unrecht, wenn er von ihm sagt: „Er hatte kein anderes Princip, das sein Gemüth beeinflußt, seinen Verstand geleitet hätte, als die Eitelkeit.“ Bei den kleinen Leuten aus dem unbelesenen Stande dagegen war's ihm stets wohl, weil alle zu ihm aufschauten, und er sich gehen lassen konnte. Auch im rohesten Volke sind Tugenden anzutreffen, denen man nur selten in höheren Ständen begegnet, und sie sind um so rührender, als sie spontaner sind, keinerlei conventionellen Beigeschmack haben, durch Erziehung, Gewohnheit und Noth erschwert werden. Diese wußte Rousseau zu schätzen; daß es aber auch ein Ganzes von — meinetwegen künstlicher — Sittlichkeit gibt, welche das Resultat der gesellschaftlichen Bildung ist, und sich nicht nur in sogenannten schönen Manieren, sondern auch in Schonung, Tact, Rücksicht, Selbstbeherrschung, Maß, ja in den ganz conventionellen Begriffen der Ehre und des Anstands darthut, soll uns niemand läugnen wollen, und diese Sittlichkeit blieb Rousseau

zeitlebens eine terra incognita. Wir danken dieser vollständigen Ignoranz der gesellschaftlichen Moral die einzige Idylle der Charmettes; ein Gentleman, in des Wortes moralischer Bedeutung, hätte sich lieber die Hand abhauen lassen, als daß er eine Jugendgeliebte, eine Wohlthäterin prostituirt hätte. Die Tugend des Sichselbstvergessens, wenn es sich um die Ehre andrer handelt, war eben eine Tugend, die Rousseau sehr wohl von jener von ihm so verachteten, von Herrn Morley so streng beurtheilten vornehmen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts hätte lernen können. Ja, in diesem Sinne tugendhaft war wohl nie eine Gesellschaft in so hohem Grad, als jenes in anderer Beziehung so verderbte und so laxe Geschlecht.

Dagegen hat nun Rousseau freilich, wie die Rohheiten und Geschmacklosigkeiten des gemeinen Mannes, so auch eine Lebhaftigkeit und Frische der Empfindungen, die in dem Maße nur dem von der gesellschaftlichen Bildung Unberührten vergönnt sind. Rousseau's Natursinn und seine Leidenschaft sind die des Hirten, der sein Leben hinvegetirt, nur daß sie bei diesem keinen Ausdruck finden. Die Einzigkeit von Rousseau's Erscheinung in der Literatur ist gerade, daß bei ihm jene dunkeln Empfindungen eine Stimme fanden, was weder vor noch nach ihm dagewesen ist. Selbst Goethe, trotz aller Naivetät, genießt die Natur als ein Gebildeter, wie er auch die Liebe empfindet als ein Gebildeter: er legt seine Gedanken in die Natur, vermenschlicht sie, indem er mit seiner Zauberhand die geheimen Bezüge zwischen Menschenschicksal und Naturwandlungen aufdeckt. Rousseau fühlt wie der Bauer, und ein Gott gab ihm zu sagen wie er fühlte. Ihm bereiten die warme

Sonne und der frische Quell, der Erdgeruch und der würzige Walddduft ein sinnliches Wohlbehagen, das ihn exaltirt; aber es fällt ihm nicht ein, in „des Mondes Blick des Freundes Auge mild“, in „der eilenden Welle die wechselnde Lust“, in „Sturm und Regen“ die Ruh- und Rastlosigkeit der Liebe zu sehen. Ihm ist die Natur kein „Gleichniß“, ihm ist sie „Ereigniß“, und so läßt er sie uns in seiner Wundersprache nachempfinden. Man muß sich nicht durch Rousseau's Rhetorik darin irre machen lassen: diese gehört eben auch ins Capitel der Geschmack-losigkeit. Für jeden Ungebildeten, Halbgebildeten, Jugend-lichen hat die Rhetorik einen Reiz, dem sie nicht leicht widerstehen. Rousseau hat die Rhetorik am Ende über-wunden: in den „Confessions“ gibt er seinen Gefühlen, den edeln wie den unedeln, den ganz adäquaten knappen Ausdruck, unter dem sie am plastischsten hervortreten; aber auch diese vollendete Kunst dankt er keinen Vorbildern und Lehrern, sondern nur sich selbst — auch in der Sprache war Rousseau bestimmt, der größte aller Autodidakten zu sein.

Unter den vielen Eigenschaften des gemeinen Mannes, die Rousseau geblieben, ist wohl die liebenswürdigste sein Vagabundensinn. Da ist nichts Gemachtes, Gewolltes, wie beim Künstler-Zigeuner, kein Bedürfniß nach Auf-regung, wie beim Abenteurer — nein, er fühlt die Lust des freien Wanderns genau wie der Handwerksbursche. Er will nicht pittoresk noch absonderlich sein, noch gewaltigen Naturschönheiten nachjagen; er fühlt sich glücklich und heiter in der bescheidensten Landschaft, fern von den Menschen, allein mit seiner Phantasie unterm freien Himmel, ohne Zweck dahinschlendernd. „Der Mann lebte,“ sagt Herr

Morley treffend, „ohne irgendeine geistige Richtschnur, bestimmt von einer Reminiscenz, einer vorübergehenden Laune, einer zufällig angetroffenen Person, von Allem, außer bleibenden Zielen und bestimmten Gegenständen; jeden Augenblick bereit, den reiflichst erwogenen Plan stetiger Anstrengung für den Zauber eines Schlummers in üppiger Landschaft aufzugeben.“ Rousseau war durchaus keine Einsiedler-Natur: er floh das Leben in der sogenannten Gesellschaft nur, weil er sich keinerlei Zwang aufzuerlegen wußte; aber die Umgebung kleiner Leute konnte er kaum entbehren. Nichts kann seine Schilderungen der Wonne übertreffen, die er in der relativen Einsamkeit von Montmorency und auf der Sanct-Peter-Insel genoß. In dieser praktischen Misanthropie, welche dem theoretischen Philanthropen so übel ansteht, war Rousseau das rechte Gegentheil seiner großen Zeitgenossen und speciellen Antipathien, Friedrich's II. und Voltaire's, welche wohl theoretisch die Menschen verachten mochten, und recht grimmig über sie schimpfen konnten, factisch aber ihr Leben im Dienste der Menschheit hinbrachten. „Der Anblick des Elends und des Bösen in der Welt brachte Voltaire dazu, mit seinem Gotte zu hadern; während es Rousseau nur dazu brachte, sich mit seinen Freunden zu zanken,“ sagt Herr Morley witzig. „Rousseau“ — um noch eine feinsinnige Stelle aus dem trefflichen Kapitel anzuführen — „liebte die Menschen am meisten, wenn er sie am wenigsten sah. So schlimm dies auch war, berechtigt es uns doch nicht, seine Menschenliebe als etwas Erkünsteltes darzustellen. Es war eine Seite idealer Exaltation, welche die Tiefen seines Geistes mit eben so echter Gewalt aufstörte, als es

die ist, welche in Naturen einer andern Art die Sympathie mit dem Realen und Concreten . . . entzündet.“

Doch, erkünstelt oder nicht, jene abstracte Menschenliebe wird für uns nie den Werth des spontanen Mitleidens edler Naturen haben. Rousseau hat eigentlich nie einen wirklichen Menschen lieb gehabt, trotz aller seiner Sentimentalität, oder bewundert, trotz alles seines Enthusiasmus — höchstens wenn sie todt waren, wie der Abbé de Saint-Pierre — dazu war er zu ausschließlich mit sich selbst beschäftigt (wrapt up in himself, würde der Engländer sagen). Außer dem trefflichen Keith hat niemand, der ihn näher zu kennen die Gelegenheit gehabt, von seiner Güte zu erzählen gewußt; und Keith war eben doch ein zu vornehmer Herr, um, bei aller scheinbaren Intimität, die Gelegenheit zu haben, Rousseau näher zu kennen, d. h. da, wo seine persönlichen Interessen und Leidenschaften mit denen Anderer in Collision kamen. Rousseau war, wie alle Träumer es in einer Hinsicht sind, Egoist im vollsten Sinne des Wortes; aber er war noch überdies ein nervöser Träumer, und so begnügte sich sein Egoismus nicht damit, nichts für Andere zu thun, sondern er konnte auch bei der leisesten Berührung Andern recht viel Uebles zufügen. Es liegt in dem Wesen solcher Naturen, Alles von Andern zu verlangen und sich nie für Anderer Schuldner zu halten, und es hat wohl Niemand diese Lebensmethode weiter getrieben als Rousseau. Indeß wir wollen hier ja keine Charakteristik Rousseau's geben, und beeilen uns kurz die Punkte anzuführen, in denen Herr Morley uns Neues zu bringen, sowie diejenigen, in denen er uns das Richtige verfehlt zu haben scheint.

Herr Morley legt mit Recht ein besonderes Gewicht auf Rousseau als Wiedererwecker der Religiosität und Sentimentalität im Zeitalter des Rationalismus; und er zeigt sehr schön, wie gerade jene außerordentliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche ihn zum sinnlichsten und selbstischsten aller Menschen machte, ihn auch mehr als alle Andern zu dieser seiner weltgeschichtlichen Rolle befähigte. Vielleicht betont er nicht hinreichend das Priesterliche in Rousseau's Persönlichkeit; denn etwas Pfäffisch-Genüßliches in Hamann's Art, mit dem er überhaupt viel Aehnlichkeit hat, ist doch bei Rousseau nicht zu verkennen. Nicht einmal die kleine Dosis Heuchelei, die dazu gehört, fehlte: die salbungsvollen Ermahnungen an Madame d'Houdetot über ihr sündliches Verhältniß zu Saint-Lambert, um dessen Nachfolge er sich bewarb, sind Tartüffe's würdig; seine Beräucherung Voltaire's, den er haßte, würde jedem Kirchenfürsten einer verabscheuten weltlichen Obrigkeit gegenüber Ehre gemacht haben; seine sittlichen Distinctionen erinnern an die unreinlichsten Seiten des Muckerthums; der heilige Eifer, mit dem er in Bossuets Fußstapfen trat, um das profane Vergnügen des Theaters zu verpönen, gab schon Voltaire die Frage ein: ob denn Jean Jacques ein Kirchenvater geworden? Sein affectirtes Musikabschreiben mahnt bedenklich an den fadenscheinigen Rock gewisser demüthigen Gottesdiener. Für beinahe alles dies hat Herr Morley ein entschuldigendes Wort: durchgehends glaubt er an die Aufrichtigkeit seines Helden, ja sogar seine Feigheit (man denke an die Flucht aus Genf, an die Anschuldigung des Mädchens in Turin) entschuldigt er. Es ist immer schwer bei solchen retrospectiven psychologischen Untersuchungen, das Wahre vom Falschen zu

unterscheiden; aber nach dem Eindruck zu urtheilen, will es immer bedünken, als schraubte sich Rousseau hinauf zum Glauben, wie zur Liebe und zum Gefühl. Es klingt wie ein unlösbarer Widerspruch; aber der Mann, der das Gefühl dem Verstand gegenüber wieder in sein Recht gesetzt und die Frömmigkeit wieder zu Ehren gebracht hat, war eine durchaus rationalistische Natur. Wahres Gemüth und wahre Frömmigkeit waren ihm ganz fremd; äußerste sinnliche Reizbarkeit und eine gewisse fieberhafte Kopfphantasie vertraten deren Stelle bei ihm. Sein Phantasiren, wie sein Denken, war in der That immer ein Irrereden — man erinnere sich nur der Inspiration seines Erstlingswerkes auf dem Wege nach Vincennes — und wehe dem, der ihn daraus weckte. „Jean Jacques ist ein Verrückter von Geist," sagte d'Alembert sehr weise, „aber er hat nur Geist, wenn er im Fieber ist; drum ist's besser ihn weder zu heilen noch zu schimpfen."

Sehr gelungen sind gerade die Seiten des Werkes, das wir hier empfehlen, wo Herr Morley auseinandersetzt, daß und warum Rousseau kein eigentlicher Denker war, und wie ihm dazu beinahe alles fehlte. War er doch ganz und gar Laune, der genialste „Humorist" im französischen und eigentlichen Sinne des Wortes, der je gelebt. Alle seine Themen, wie seine „Meinungen", „Ueberzeugungen" u. s. w. sind nur Einfälle, die der Rhetor und Sophist auf's glänzendste behandelt, indem er sich selbst und andere glauben macht, es seien Resultate langer Forschungen und Grundlagen eines vollständigen Systems. Wo wir uns von Herrn Morley durchaus trennen müssen, ist, wenn er meint, Rousseau habe diese seine Ansichten sehr zu Herzen

genommen; wie denn überhaupt, wir haben es schon früher gesagt, Herr Morley gar nicht genug Gewicht auf den Künstler in Jean Jacques legt. Freilich, selbst wenn er kein Künstler gewesen wäre, seine Persönlichkeit war so ausgezeichnet, und sie stand jedesmal so ganz hinter jedem seiner Einfälle, die er hernach als Künstler ausführte, daß sie immer, selbst noch so sorglos ausgeführt, ihren Eindruck nicht verfehlt hätten.

Alles was Herr Morley über das Verhältniß von Rousseau's Optimismus zu dem des Jahrhunderts, über die allgemeine Richtung dieses Jahrhunderts nach Vereinfachung der Religion, der Gesellschaft, der Kunst sagt, ist trefflich, und wohl noch nicht so folgerichtig und vollständig dargelegt worden. Ebenso kann die Vorgeschichte der politischen Ideen Rousseau's, namentlich in England, der Einfluß Locke's auf den Genfer Philosophen, die Analyse und Kritik dieser Ideen, sowie die Geschichte ihrer Einflüsse, nicht genug gelobt werden. Sehr schön ist auch der Nachweis geführt, wie durchaus unanwendbar Rousseau's politische Ansichten sind, sehr überzeugend ihr ganz mechanischer, ja arithmetischer Charakter hervorgestellt, und man kann dem Engländer nur dankbar sein, wenn er sich ein für allemal gegen die absoluten Redensarten vom Machen oder Werden der Staatsverfassungen ausspricht, indem er erklärt: die Wahrheit liege in der Mitte, indem „Einrichtungen ihr Dasein und ihre Entwicklung vorsätzlicher menschlicher Anstrengung verdanken, welche in Verbindung mit den, natürlich im menschlichen Charakter und seinem Felde der Thätigkeit begründeten, Umständen wirken." Wohin die Rousseau'sche Staatsweisheit führen mußte, zeigt der Verfasser am Jaco=

binismus Saint Just's und Robespierre's. — Rousseau's Einfluß in Deutschland hat Herr Morley vielleicht nicht ganz richtig gefaßt. Die Umwandlung seiner Ideen von social=politischen zu literarischen, wie Hettner sie so meister=haft dargestellt, ist ihm entgangen. Weit mehr als in Karl Moor, der sich gegen die gesellschaftliche Ordnung auflehnt, ist ja doch die Rousseau'sche Idee in Herder zu finden, der sie auf die Poesie anwandte.

Was indeß auch die kleinen Ausstellungen sein mögen, die wir an dem bedeutenden Werke des Engländers zu machen hätten, wie vielfach wir uns auch von dem Ver=fasser in seinen Grundansichten trennen müssen, eines können wir nicht genug an ihm anerkennen: er ist stets gerecht und billig. Obgleich ein überzeugter Demokrat der neuen Schule und somit ein entschiedener Gegner der jacobinischen Demokratie, die Rousseau zu ihrem geistigen Vater hat, verkennt er nie die historischen Verdienste, welche jene glänzenden Paradoxien um die Befreiung der Menschheit gehabt haben. Sein Buch über Voltaire hatte uns schon bewiesen, daß er auch die Verdienste des aufgeklärten Despotismus zu würdigen weiß, eine Vorurtheilslosigkeit, die man bei Leuten seiner politischen Farbe gar selten findet. Ob sein Gerechtigkeitssinn noch weiter gehen und auch die Verdienste einer wohlgefügten Aristokratie aner=kennen würde? Es ist erlaubt daran zu zweifeln. Die innere Auflehnung gegen die überlieferten englischen Zustände läuft wie ein Grundton durch alle Schriften des geistreichen Engländers; und wer ist nicht solcher Schwäche schuldig? Wer hat nicht ein schärferes Auge für die Fehler seiner unmittelbaren Umgebung als für die der Fernestehenden?

III.

Zur Literatur- und Sittengeschichte

des achtzehnten Jahrhunderts.

Defoë und Robinson Crusoe.*)

Es gibt wohl Wenige, denen Robinson Crusoe ein unbekanntes Buch geblieben wäre; allein wir pflegen es in jener glücklichen Lebensperiode zu lesen, wo uns Dichtung für Wahrheit gilt und wir uns nicht sonderlich um die Ursachen, denen ein Geisteserzeugniß seine Entstehung verdankt, um die Umgebung, in der es an's Licht trat, um die allgemeinen Ideen, welche etwa verborgen darin liegen mögen, oder gar um die Absichten des Verfassers bekümmern.

So wiederholt sich in der Kindheit jedes Einzelnen die der Völker: die Namen der Dichter aller unserer großen Volksepen sind ja nur darum unbekannt geblieben, weil das Interesse der Erzählung für die jugendliche Einbildungskraft so groß war, daß man dabei den Erzähler völlig aus den Augen verlor. Gibt es nun irgend ein Werk von dem man dies sagen kann, so ist es gewiß „Robinson Crusoe". Es existirt wohl kaum ein Kind, welches den Namen Defoë kennt oder dem es darum zu thun wäre, ihn zu kennen;

*) Mit Benutzung von H. Hettner's, Thackeray's, Ph. Chasles' und Taine's einschlägigen Arbeiten.

ja, wie viel Erwachsene wird es geben, denen es bekannt wäre, daß der Verfasser des Robinson eine bedeutende politische Rolle gespielt hat, daß er ein Wohlthäter der Menschheit, ein Märtyrer der Freiheit war, daß er fast allein und ohne andere Hülfe die Vereinigung Schottlands mit England bewirkte, daß er der eigentliche Stifter der Banken, Sparkassen und Versicherungsgesellschaften war, und daß er den Muth, mit dem er gegen die Religionstyrannei angekämpft hatte, am Pranger büßen mußte?

I.

Daniel Defoë wurde im Jahre 1661 zu London geboren, wo sein Vater Metzger war. Er selbst entschied sich, nachdem er vorübergehend an den geistlichen Stand gedacht hatte, für den Kleinhandel, und ward Strumpfwaarenhändler. Er gehörte also entschieden jener „höheren Stufe der niederen Klassen" an,*) deren Lobpreisung er dem Vater des Robinson in den Mund legt, an der Stelle, wo er durch die Schilderung der Vortheile des bürgerlichen Lebens den jungen Seefahrer von seinen abenteuerlichen Neigungen abzuwenden sucht. Bis an sein Ende blieb er der überzeugte Vertreter jener Mittelklassen, welche die Kraft und die Größe Englands ausmachten: ja, der getreue Typus jener Volksschichte, welche, der Ansicht Horace Walpole's zufolge, im achtzehnten Jahrhundert England allein besaß. Schließlich gehörte er einer Fraction seiner Nation an, welche, trotz ihrer geistigen Beschränktheit

*) The upper station of the lower life.

und ungeachtet mancher äußeren Lächerlichkeiten, diesem glücklichen Lande zugleich die religiöse Freiheit und den Glaubenseifer zu bewahren wußte: er war dissenter.

Daß die Reaction unter Karl dem Zweiten die dissenters keineswegs sanft behandelte, ist wohlbekannt; daher sich Daniel berufen fühlte deren Sache zu vertheidigen, als er kaum die Feder zu halten vermochte. Schon in seinem siebzehnten Jahre gab er eine beißende Satire gegen die Hochkirche und deren Tyrannei heraus: das „Speculum Crapegownorum“. Einige Jahre später, als der schöne Monmouth seinem Bruder, dem des Kryptokatholicismus beschuldigten Jakob II., den Thron Englands streitig machte, ließ sich der jugendliche Defoë unter seiner Fahne anwerben und kämpfte tapfer für den Vertheidiger der religiösen Freiheit. Nach dem Mißlingen dieses Unternehmens war auch er genöthigt das Vaterland zu verlassen, und durchreiste Frankreich, Italien und Deutschland um endlich nach England zurückzukehren, wo er sein Geschäft wieder aufnahm. Es gelang ihm aber nicht, sich von seinem lebhaften Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten loszureißen, und Dinge, welche einige der berühmtesten Staatsmänner entweder nicht sahen oder nicht sehen wollten, entgingen dem scharfen Blicke des Londoner Strumpfwaarenhändlers nicht: wie, zum Beispiel, daß die dissenters nur deshalb von der Politik Jakobs des Zweiten geschont wurden, weil man dadurch einen Zwiespalt in dem protestantischen Lager herbeizuführen und somit die Rückkehr zum Katholicismus anzubahnen hoffte. Defoë verfaßte zwei Flugschriften, wovon die eine an die Hochkirche, die andere aber an die puritanischen Sekten gerichtet war, und

in denen er Alle beschwor, angesichts des gemeinschaftlichen Feindes ihren Zwisten zu entsagen und einig zu bleiben.

Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, wurde er von den Einen wie von den Andern als ein Verräther angesehen: er theilte das Schicksal, das alle wirklich bedeutenden Männer, die sich mit den Weltangelegenheiten befassen, in gewissen Augenblicken trifft — er blieb allein. Zum Glück stand man damals am Vorabend der Herrschaft der unbeschränkten religiösen Freiheit und war es Defoë beschieden, den Parteigänger, nach dem er sich in allen Volksklassen vergeblich umgesehen hatte, endlich auf dem Throne selbst anzutreffen. War die Handlungsweise Wilhelms des Dritten von ritterlichem Standpunkte aus keine untadelhafte, so leistete dieser Monarch dem Reiche, das er seinem Schwiegervater soeben gewaltsam entrissen hatte, doch den unschätzbaren Dienst, die Ansichten Defoë's in Bezug auf religiöse Toleranz in größtem Maßstabe zu verwirklichen. Wie er aber selbst sich irgendwo geäußert hat, „hilft das Talent leider nicht immer im gewöhnlichen Leben. Das Quecksilber läßt sich nicht in laufende Münze verwandeln. Während es sich als vorzüglich geeignet erweist, Gold aus der Mischung zu sondern, wird es unbrauchbar, sobald man es in eine feste, gediegene Gestalt bringen will."

Defoë's Geschäfte verwirrten sich immer mehr, so daß er sich genöthigt sah, seine Zahlungen gerade zu der Zeit einzustellen, wo seine Ideen zur Geltung gelangten. Er wurde bankerott, und mußte sich auf eine Zeitlang nach Bristol flüchten, wo er nur geistiger Arbeit nachging und ihm die Furcht vor den Gläubigern nur Sonntags

auszugehen gestattete, der bekanntlich ein Tag der Ruhe und Sicherheit für englische Schuldner ist. Diesem Umstand verdankte er auch die Benennung „Sunday gentleman“, welche dem Herrn im schwarzen, wohlgebürsteten Fracke, mit der sauberen Perücke, mit der untadelhaften Krause und Manschetten, den man alle Sonntage in den öffentlichen Gärten spazieren gehen sah, von den Bewohnern jener Stadt beigelegt wurde. Während dieser Verbannung wurden die ersten Hefte seines „Essay on Projects“ verfaßt, worin er ökonomische Maßregeln, welche heutzutage allgemein anerkannt und angewandt sind, zum ersten Male anempfahl, wodurch denn auch die Aufmerksamkeit des Königs auf den Verfasser gelenkt wurde. Wilhelm ließ sich den verkannten Colbert vorstellen und belohnte ihn königlich, was jedoch zur Besserung der finanziellen Lage Defoë's nicht sonderlich beitrug; da er, allen Gewohnheiten seiner Zeit zum Trotze, es für gut fand, seine Gläubiger, die er mit viel weniger hätte abfinden können, bis auf den letzten Heller zu bezahlen. Seinen Lebensunterhalt erwartete er fortan lediglich von seiner Feder.

Die ungerechten, wiewohl — was auch Lord Macaulay sagen mag — sehr erklärlichen Angriffe, denen der ausländische König während seiner ganzen Regierungszeit ausgesetzt war, sind wohlbekannt. Defoë wurde der eifrige Vertheidiger seines Gönners, indem er, in einer von unerhörtem Erfolge gekrönten Flugschrift,*) den Engländern zu beweisen suchte, selbst der beste Patriot habe gewiß nicht weniger normännisches, sächsisches, dänisches und römisches,

---

*) The true-born Englishman.

als britisches Blut in den Adern: somit das Blut allein die Nationalität nicht ausmache. Wir geben zu, daß der Beweis kein nnwiderleglicher ist; allein er hatte deshalb nicht geringeren Erfolg, wie dies ja vorkommt; und der Verfasser der populären Schrift schloß von nun an mit dem königlichen Beschützer eine aufrichtige, ja beinahe innige Freundschaft, deren er sich jedoch nicht lange erfreuen sollte, da Wilhelm schon im nächsten Jahre starb.

Ein Jubelschrei der Erlösung ertönte in der Hochkirche, der die Nothwendigkeit der Toleranz als eine Knechtschaft erschienen war. Die Königin Anna bewahrte im Herzen stets eine Schwäche für die Tories, wenn sie auch, in Folge der Marlborough'schen Siege, so lange ein Whig=Ministerium dulden mußte, und sie erwies sich diesem Wiedererwachen des hochkirchlichen Despotismus durchaus günstig. Von Neuem sah sich unser Pamphletär genöthigt, die Offensive zu ergreifen. Die Wirkung seiner nächsten Flugschrift*) war eine außerordentliche. Damals war nur er im Stande die gefährliche Waffe der Satire so mächtig zu schwingen.

„Es wäre Sünde," sagte der Verfasser, „mit einer so erregten Sache fernerhin noch Scherz zu treiben. Wir werden uns keines ungestörten Volksfriedens je erfreuen können, so lange wir nicht den Geist des Whiggismus und des religiösen Schisma vernichtet haben werden. Wir haben in diesem Augenblicke die Gelegenheit, die Feinde der Kirche bis auf den letzten Mann auszurotten; ich sage nicht gerade=zu, man solle sie mit Feuer und Schwert vertilgen: aber ich sage: delenda est Carthago. Nicht Geld= und Gefängnißstrafen muß man ihnen auferlegen; hier können nur noch Galgen und Galeeren wirksam sein. Die Zeit der Märtyrer ist nunmehr vorbei. Sie müssen durch

*) The shortest way with the dissenters. 1703.

Gewalt zu unserer Kirche zurückgeführt werden. Zwischen Kirche und Galgen werden sie schon nicht schwanken."

Die Gegner ließen sich zwar anfänglich fangen; ein Mitglied der Hochkirche empfahl sogar das Buch seinen Getreuen als die erbaulichste Lektüre nächst der Heiligen Schrift. Aber es währte nicht lange, so fühlten andere, weniger naive Leute als der Theolog von Cambridge die ganze Tragweite dieses Buches, und Defoë mußte sich verstecken. Darauf wurden Verleger und Drucker verhaftet: ein unfehlbares Mittel den Aufenthalt des Verfassers zu erfahren, da ihm der Gedanke unerträglich sein mußte, Andere die Strafe für etwas erleiden zu sehen, was er allein verbrochen hatte. So stellte er sich denn aus freien Stücken. Zu einer bedeutenden Geldstrafe, sieben Jahren Gefängniß und drei Tagen Pranger verurtheilt, machte er seinen Kerker zu einer Rednerbühne, seinen Pranger zum Piedestal des Siegers. Die Londoner Bevölkerung — damals leidenschaftlich liberal gesinnt, wie sie fünf Jahre später leidenschaftlich unduldsam wurde — strömte durch blumengeschmückte Straßen nach dem Denkmal der Schande; Männer und Frauen, Kinder und Greise drängten sich bis zum Verurtheilten und legten Kränze zu seinen Füßen nieder; der Pöbel riß sich um „die Hymne an den Pranger, verfaßt von Daniel Defoë" welche die Zeitungsverkäufer mit lauter Stimme feilboten. Andere Satiren, andere Flugschriften gingen aus jenem Gefängniß hervor, welche die Entrüstung des Volkes nährten; ja, es wurde zur eigentlichen Geburtsstätte des modernen Journalismus. Die Zeitschrift, welche Defoë während seiner Gefangenschaft (anno 1704)

stiftete,*) war die Mutter des „Tatler," des „Spectator," des „Guardian" und des „Englishman."

Der damalige Chef des Ministeriums, Harley, später Lord Oxford, wußte aber den Werth des Mannes wie des Schriftstellers anzuerkennen; er erlangte dessen Begnadigung trotz des Widerstandes der Königin und gebrauchte ihn sowohl zum Heile Englands wie zum eignen Vortheile. Unter anderen schwierigen Missionen, mit welchen Defoë beauftragt wurde, war die, eine Vereinigung Schottlands und Englands vorzubereiten. Der anspruchslose Gesandte fand anfangs in Edinburg nur schlechten Empfang; allein der moralische Einfluß seines Charakters, der Zauber seines sympathischen Wesens, die überzeugende Kraft seiner Rede — kurz, die Ueberlegenheit seiner genialen Persönlichkeit müssen so bedeutend gewesen sein, daß sie hinreichten, um alle Hindernisse zu überwinden und die ebenso wichtige wie heikle Aufgabe, deren vortrefflicher, bescheidener Geschichtschreiber er werden sollte,**) innerhalb eines Jahres glücklich zu lösen.

Dieser Moment war der Höhepunkt seines Glückes wie seiner Popularität. Tausend Anekdoten, von denen die Mehrzahl allgemein bekannt sind, legen davon Zeugniß ab. Indeß sollten weder sein Glück noch seine Popularität lange dauern; während er sich der zweiten entzog, entging ihm das erste. Er hatte sich nach dem Norden von England zurückgezogen, um eine „Allgemeine Geschichte des Handels" zu schreiben als, bei dem Sturze des Whig-Cabinets, die Tories, welche von der Königin öffentlich und heimlich be-

*) The Review.

**) The History of the Union, etc. 1709.

günstigt wurden, eine Rückkehr der Stuarts befürchten ließen. Dergleichen jakobitische Umtriebe waren stets ein Schlachtruf für den Sohn der Rundköpfe. Er hätte wohl eine Meinung verhehlen können, um die ihn Niemand fragte; allein „derjenige,“ sagte er, „welcher die Wahrheit auf seiner Seite hat, ist sowohl ein Narr als ein Feigling, wenn er Angst hat, sie zu bekennen.“ Er eilt also nach London, wo er Schlag auf Schlag drei feurige Flugschriften zu Gunsten des Hauses Hannover herausgibt, unter anderen das berühmte „Jure divino“, das er Seiner Majestät, dem gesunden Menschenverstande, widmete. Keine Verfolgungen hielten ihn zurück:

„Steinerne Mauern,“ ruft er aus, „sind kein Gefängniß, eiserne Gitter sind kein Käfig; unter Gittern und Steinblöcken bleibt eine unschuldige Seele frei und findet eine friedliche Einsiedelei.“

Wirklich ließ das Gefängniß nicht auf sich warten; und wenn auch die Thronbesteigung Georgs des Ersten ihn bald befreite, so that doch der neue König — der so viele verfolgte Staatsmänner, welche seinetwegen drei Jahre Märtyrerthums in ihren Londoner Palästen und Landschlössern erduldet hatten, mit Ehren überhäufte — nicht das Geringste für den armen Soldaten, der stets auf der Bresche gestanden. Mit fünfundfünfzig Jahren, krank, ohne Mittel, sah er sich genöthigt auf die streitende Laufbahn zu verzichten, aber nicht ohne Herzzerreißen vermochte sich der alte Krieger von seinen Waffen zu trennen; man muß seine letzte politische Schrift, sein Glaubensbekenntniß, den „Aufruf an die Ehre und an die Gerechtigkeit“ lesen, um zu fühlen, was er dabei litt:

„Ich habe zu viel gelebt und zu viel von der Welt gesehen, um Großes von ihrer Ehrlichkeit zu erwarten. Man hat mich

schändlich behandelt, und selbst die dissenters, die ich mit Lebensgefahr vertheidigt habe, konnten mir meine Ehrlichkeit und Ehrbarkeit nie verzeihen. Aber ich bin ein Stoiker. Möge denn der Pöbel seinen Haß nicht verschwenden auf einen Lebensmüden, der gegen Belohnung, wie gegen Strafe, gleichgültig ist. Mein Leben ist nur durch ein Wunder gerettet worden; die Armuth hat sich an meine Schritte geheftet, ohne mich je tödten zu können. Ich habe mehr Philosophie in der Schule des Lebens als auf den Schulbänken gelernt. Ich lernte die Herrlichkeit und das Entsetzen der Welt kennen; denn ich ging aus einem Kerker in das Cabinet eines Königs. Ich habe Vermögen und Ansehen geopfert, um meine Ehre und meine Grundsätze zu retten; und ich bereue es nicht. Jetzt lebe ich arm und verachtet; aber ich verachte diese Verachtung. Freude und Friede erfüllen mein Herz. Meine ersten Schicksalsschläge, eine zahlreiche Familie, meine körperlichen Leiden, die Undankbarkeit meiner Mitbürger, die Angriffe der Neider, die Drohungen der Regierung, die Erinnerung an Alles, was ich gelitten habe, verhindern mich nicht eine reine, ruhige Seele, ein festes entsagendes Herz zu haben."

Von nun an beginnt ein neues Leben für Defoë. Gelähmt und in äußerste Armuth verfallen, zieht er sich auf's Land zurück, um sein mühevolles Schriftstellerleben fortzusetzen. Hat er aber auf den Kampf, so hat er doch keineswegs auf die Ideen, um die er kämpfte, verzichtet: aus dem leidenschaftlichen Streiter für die Toleranz ist ein Weiser geworden, den die Enttäuschungen nicht bitter gemacht haben. Den politischen Flugschriften folgen nun Werke der Moral, ich möchte fast sagen der Erbauung, dann erfundene Erzählungen: der „Family Instructor", „Religious Courtship", endlich im Jahre 1719 „Robinson Crusoe". Anfangs wollte es ihm nicht gelingen einen Verleger zu finden, bis ihm endlich ein Buchhändler, Namens Taylor, zehn Guineen für jene Bände gab, welche bestimmt waren, den colossalsten Erfolg zu erleben, der je einem Buche zu

Theile ward. Eine Auflage nach der anderen verbreiteten es bald in allen Familien Englands; es währte nicht lange, so las man es in St. Petersburg wie in Paris, in Madrid wie in Berlin, in unzähligen Uebersetzungen: selbst die Araber erzählten sich die „Perle des Oceans“. Die Nachahmungen wurden noch zahlreicher als die Uebersetzungen; es gab Robinsons aller Nationalitäten: Schweizer, Spanier, Böhmen, Italiener; aller Professionen: einen Arzt Robinson, einen Buchhändler Robinson; aller Geschlechter: denn es gab auch ein „Fräulein Robinson“, ja sogar einen ‚unsichtbaren‘ Robinson — in Deutschland allein erschienen von 1729 bis 1760 nicht weniger als sechzig Robinsone. Defoë ahmte sich sogar selbst nach; seine unermüdliche Feder — man zählt 210 Schriften von ihm — brachte innerhalb zehn Jahren das „Leben und die Abenteuer des Capitän Singleton“, „Glück und Unglück von Moll Flanders“, „Leben und Abenteuer des Obersten James“, „Roxana“, „die neue Reise um die Welt“, „der englische Kaufmann“, „das Leben des Capitän Carleton“ und im geschichtlichen Genre „die Memoiren eines Cavaliers“ und das „Tagebuch der Pest zu London im Jahre 1666“; eine zahlreiche Liste von Büchern, unter welchen mehrere werthvoll sind und die alle den besonderen Charakter der Genauigkeit und Wahrscheinlichkeit tragen, den wir im Robinson so sehr bewundern. Bei der Lektüre des „Tagebuchs von der Pest zu London“ glaubte Jedermann in der That es sei ein gleichzeitiges Manuscript aufgefunden worden, und selbst Lord Chatham hielt die „Memoiren eines Cavaliers“ für ein geschichtliches Dokument. Im Ganzen jedoch fehlte es diesen langen Erzählungen, welche eher zur Unterhaltung

als zur Erhebung des Geistes gemacht sind, und in denen uns kein herrschender, großer Gedanke über die Unvollkommenheit der Form hinweghilft, an allgemein menschlichem Interesse.

Es gibt Menschen, welche zum Unglücke bestimmt scheinen. Das Ende Defoë's sollte nicht weniger tragisch als sein Leben sein; noch war seine Familie ihm erkenntlicher als sein Volk. Er hatte ein kleines Vermögen zurückgelegt, welches ihm ein sorgenfreies Alter zusichern sollte; da er aber seiner eignen Fähigkeit in Geldgeschäften nicht traute, hatte er dasselbe schon zu seinen Lebzeiten seinem Sohne übergeben, welcher so herzlos war, seinen Eltern die ihnen zukommende, von ihm auf's Ehrenwort versprochene Rente nicht auszuzahlen. Man kann nichts Herzzerreißenderes lesen als den letzten Brief des Siebzigjährigen an seinen Schwiegersohn, in welchem er denselben um die Unterstützung anfleht, die ihm sein eignes Kind verweigert. Unter Anderem heißt es darin:

„..... Ach! Ich bin auf die Klage angewiesen, ich, der ich mich mitten im größten Trübsale nie beklagte. Daß mich ein verächtlicher, verrätherischer Feind ins Gefängniß werfen ließe, wäre begreiflich und würde mich nicht wundern; meine Tochter weiß wohl, daß ich schon größeres Unglück als dieses erlebt habe, ohne daß meine Seele davon gebeugt worden wäre. Was mir das Herz aber bricht, ist die Ungerechtigkeit, die Undankbarkeit, die Unmenschlichkeit meines eigenen Sohnes; diese Wunde will durchaus nicht heilen. Er hat nicht nur seine Familie ruinirt, sondern auch seinen Vater umgebracht. Ich kranke an einem Leiden, das ich für sehr bedenklich halte; ich habe Fieber, vielleicht lebe ich nicht mehr lange. Ich kann nicht umhin meine Schmerzen Solchen anzuvertrauen, die unfähig sind, davon Mißbrauch zu machen. Seit ich lebe hat noch nichts meinen Muth dämpfen können; dies war nöthig um mich zu überwinden!....

Ich rechnete auf ihn, ich baute auf ihn; ich habe meine beiden armen Kinder ohne Vermögen in seinen Händen gelassen: er kennt kein Erbarmen. Er läßt ihre sterbende Mutter vor seiner Thüre betteln — und er ist reich! ... Entschuldige meine Schwäche; ich kann nichts mehr sagen, mein Herz ist allzuvoll. Ich bitte Dich sterbend nur noch um Eines: wenn ich verschieden sein werde, beschütze meine Kinder; laß sie nicht länger von seiner Ungerechigkeit und seinem Verbrechen leiden; werde Du ihr Vater, und wenn Du mir irgend etwas schuldig zu sein glaubst, mir, der ich Dir das Theuerste, was ich auf der Welt besaß, übergab, erlaube nicht, daß meine Kinder mit Füßen getreten werden...... Meine Einsamkeit ist die vollständigste: die Advokaten verfolgen mich.... aber ich bin dem Ende meiner Reise so nahe, daß ich mich mit dem Gedanken an den nahen Frieden tröste. Ich nähere mich mit raschen Schritten dem Orte, wo die Bösen uns nicht mehr beunruhigen und die müden Seelen ausruhen. Ich weiß nicht ob die Ueberfahrt eine stürmische, die Reise eine beschwerliche sein wird; Gott möge mich unterstützen, damit ich in dieser Ergebenheit, von nun an meinem einzigen Besitz, mein Leben beschließe. Ich werde viel gelitten haben, und es gibt jenseits eine Gerechtigkeit!"

Bald darauf verschied er, den 24. April 1731, von seinem Volke, für das er gelebt hatte, vergessen, den Tausenden von Lesern, welche sich um sein Werk rissen ohne an den Verfasser zu denken, eine fast unbekannte Persönlichkeit.

Derart war das Leben des Letzten der eifrigen Puritaner, welche unter Karl dem Ersten und Jakob dem Zweiten um den Glauben gestritten hatten: der erste und rührendste unter den Verkündigern der Ideen der Menschlichkeit und Duldung, welche die Ehre des vorigen Jahrhunderts waren. Ein ächt englischer Charakter, vermöge des herrschenden Zugs rauher Willensenergie; aber Defoë gebrauchte diesen unbezwingbaren Willen nicht, wie Jonathan Swift, im Dienste des Ich und des Hochmuths, sondern in der heiligen

Sache der religiösen Freiheit. Im Streite unermüdlich, aber gern unerkannt, suchte er niemals sich zu erheben oder zu bereichern, indem er für das allgemeine Wohl arbeitete. Ein auffallender Typus jener großen angelsächsischen Bürger, welche, wie Penn oder Franklin, Republiken zu gründen und zu erhalten wußten, ohne sich mit der poetischen Aureole der Helden zu schmücken und indem sie schlichte, ehrliche Bürger blieben. Nein, viel Poesie ist nicht in dieser dunkle Mittelmäßigkeit liebenden Gestalt und doch, ist es nicht als wären die von Göthe an den Bruder-Dichter, den er in der Blüthe des Mannesalters verloren, gerichteten Verse für Defoë geschrieben?

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.“

II.

Die Begebenheit, welche Defoë den ersten Gedanken seines Robinson eingab, ist eine wohlbekannte. Ein schottischer Seemann, Alexander Seldcraig, (oder Selkirk, wie er sich selbst nannte, um wohlbegründeten Nachstellungen leichter zu entgehen) hatte Dampier nach der Südsee begleitet. Da er wegen Verletzungen der Disciplin bestraft wurde, versteckte er sich in der Insel Juan Fernandez, wo sein Schiff

angelegt hatte und brachte dort vier Jahre und vier Monate zu. Im Jahre 1709 wurde er von dem Capitän Rogers aufgefunden und nach Bristol zurückgebracht, wo er im Jahre 1711 anlangte: beiläufig gesagt, ein mehr als hinreichender Beweis, daß Defoë ihm nicht, wie man es behauptete, sein Tagebuch während des Bristoler Aufenthaltes entwendete, indem der Verfasser des Robinson seit dem Jahre 1691 nicht nach dieser Stadt zurückgekehrt ist. Uebrigens hatten die Capitäne Cook und Rogers bereits im Jahre 1712 Bericht geliefert über Selkirk's Abenteuer, Steele hatte desselben im „Englishman“ Erwähnung gethan, und Robinson erschien 1719. Es versteht sich auch von selbst, daß ein gänzlich verwildertes Wesen, wie dieser Selkirk uns von den Zeitgenossen geschildert wird, absolut unfähig gewesen wäre, ein Kunstwerk wie das in Rede stehende hervorzubringen.

Ist es übrigens nöthig, die Eingebung Defoë's so weit herzuholen? Schwärmte nicht vielmehr die ganze Epoche, in der er lebte, für die abenteuerlichen Erzählungen der outlaws, der Bürgerkriege, der kühnen Weltumsegler, welche unbekannte Meere nach neuen Entdeckungen durchschifften, der muthigen Colonisten, welche alteuropäische Cultur nach jungfräulichen Ländern hinübertrugen? War es nicht die Zeit, wo es einem französischen Abenteurer, unter dem Namen Psalmanazar, gelingen konnte, ganz England während fünfzehn Jahren zu betrügen, indem er ein ausführliches Bild, das er mit Karten und Kupferstichen belegte, von seiner Inselheimath, der erdichteten Formosa, entwarf? Floß das Geld von ganz Europa nicht in die Hände dieses unverschämten Betrügers, der klug genug war, sich zum Christen-

thum bekehren zu lassen und den Katechismus in eine erdichtete Sprache zu übersetzen auf besondere Aufforderung des Bischofs von London, der die kostbare Uebersetzung sorgfältig in seiner berühmten Bibliothek aufbewahrte.*) Doch enthielten dergleichen Erzählungen à la mode kaum mehr als romantische oder Wunderabenteuer, die wohl eine augenblickliche Unterhaltung gewähren aber keineswegs die Ueberzeugung einflößen konnten, welche der Geist allein von der Wirklichkeit erhält, und die ihre Zeit nicht überlebten, weil sie keine allgemeinen Ideen enthielten, und die allgemeinen Ideen es sind, welche einem literarischen Werke Leben verleihen. Im Robinson sollte man zugleich Idee und Wirklichkeit finden.

Gewiß ist die Sprache des Robinson eine vulgäre, jedenfalls eine unbeholfene, ja ungeschlachte, im Vergleich mit dem präcisen, feinen, eleganten Style des Zeitgenossen Swift. Ueberall guckt der Autodidakt, the self-taught man, daraus hervor. Das Geheimniß des Styls wird nur solchen Geistern zu Theil, die eine kräftige, klassische Bildung geschult und geschliffen hat. Wenn Madame de Sévigné und Lady Montague, Georges Sand und George Eliot die literarische Vollendung auch ohne diesen Bildungsgang erlangen konnten, so kommt es wohl daher, daß die Ueberlegenheit, welche eine klassische Erziehung verleiht, vornehmlich in dem Gefühl der Formschönheit besteht: ein Gefühl, welches den Frauen angeboren, ja ein innewohnender Zug der weiblichen Natur ist; während wir Männer es uns mühsam aneignen müssen. Keine noch so treue Uebersetzung vermag

---

*) Siehe Hettner u. A.

daher die bei Defoë vorkommenden groben technischen Ausdrücke, häufigen Wiederholungen, stets wiederkehrenden Nachlässigkeiten, verwickelten Sätze ganz wiederzugeben; weil alle sich unwillkürlich bestreben, seinen Styl zu verschönern und zu verdeutlichen. Nehmen wir als Beispiel den ersten besten jener Sätze: den, wo Robinson seine Gefühle schildert, als er sich aus dem Schiffbruch gerettet sieht:

„Ich halte es für unmöglich, die Extasen und das Entzücken lebhaft auszudrücken, welche die Seele empfindet, wenn sie so zu sagen vom Grabe gerettet wird, und ich wundere mich nicht mehr über die Sitte, nämlich daß wenn ein Missethäter, der schon den Strick um den Hals hat, am Pfeiler angebunden ist und auf dem Punkte in die Luft geschleudert zu werden und man ihm seine Begnadigung bringt, ich sage, daß ich mich nicht wundere, daß man ihm zugleich einen Chirurgen mitbringt, um ihn zur Ader zu lassen im Augenblick wo man sie ihm mittheilt, damit die Ueberraschung nicht die Lebensgeister aus seinem Herzen verjage und ihn überwältige."

Alle diese Nachlässigkeiten sind, nächst den technischen Ausdrücken, hier charakteristisch: sie bilden die Sprache eines Mannes aus dem Volke wie Robinson, und erhöhen beträchtlich die Wahrscheinlichkeit, deren jedes andere Kunstwerk entbehren kann, vorausgesetzt daß die Wahrheit nicht geopfert werde, die aber hier wesentlich ist, um eine beinahe unmögliche Voraussetzung annehmbar zu machen.

Dasselbe möchte ich auch von der Composition behaupten, welche in diesem rahmenlosen, planlosen Buche, ohne Anfang, Mitte, Ende, Kapitel und Alinea total abwesend ist. Der Künstler will uns das Tagebuch eines Seefahrers geben, und Alles trägt dazu bei, die vollständigste Illusion bei dem Leser hervorzurufen. Die Einzelheiten sind so massenweise angehäuft, daß sie fast langweilig werden.

Man fragt sich mit Herrn Taine, ob der Verfasser sich wohl die Mühe gegeben hätte, alle diese Merkwürdigkeiten zu erzählen, wenn sie nicht wahr gewesen wären. Wozu die umständliche Aufzählung seiner Schrotkörner; wozu die genaue Beschreibung der Form so vieler improvisirten Werkzeuge; wozu die Angabe der Breiten- und Längengrade, wenn das Alles erfunden wäre?

Aber es ist nicht bloß die Schilderung der Einzelheiten, selbst der gleichgültigsten, nicht allein der Gendarmen-Protokoll-Styl, die umständlichen, legalisirten Inventarien, die unglaubliche Genauigkeit, die keine geographische oder klimatische Angabe wegläßt — kurzum, es ist nicht die Abwesenheit aller Kunst, die hier zur vollendetsten Kunst wird, die Art positiver Phantasie, welche die wunderbare Wahrscheinlichkeit dieser Erzählung hervorbringen; sondern es ist noch weit mehr und ganz besonders die Feinheit der psychologischen Beobachtung und der ernsthafte Ton. Als Robinson wieder zu sich selbst kommt und nach dem heftigen Fieberanfall, der seine Tage in Gefahr gebracht hatte:

„mußte es nothwendig, nach der Sonne, drei Uhr Nachmittags des folgenden Tages sein; ich bin jetzt sogar fest überzeugt, daß ich den ganzen folgenden Tag und die Nacht darauf geschlafen haben muß bis ungefähr drei Uhr des übernächsten Tags; sonst wüßte ich nicht wie ich in meiner Berechnung der Wochentage einen Tag hätte verlieren können: denn hätte ich ihn bei der Herüber- und Hinüberfahrt verloren, so müßte es mehr als ein Tag gewesen sein; sicher aber ist es, daß ich einen Tag in meiner Berechnung verlor und nie gewußt habe wie."

Das psychologische Studium der Gefühle der Gemüthsbewegungen und der Gedanken trägt noch mehr als dieser unverwüstliche Ernst dazu bei, den Leser zu überzeugen, daß

es sich hier um Wirklichkeit, nicht um Erdichtung handle. Ich spreche hier nicht von den meisterhaft, in großen Umrissen gezeichneten, untergeordneten Charakteren — dem naiven, guten Freitag, welcher alle die guten und schlechten Eigenschaften eines Kindes besitzt, den ceremoniellen, feierlichen Spaniern, dem rohen englischen Matrosen, Will Atkins — sondern ich weise hauptsächlich auf den unnachahmlichen Charakter des Helden selbst und, in demselben, auf die Entwickelung hin, die mit ihm in der Einsamkeit stattfindet. Bis dahin ist Robinson wohl ein lebendes Wesen, was nicht jeder Romanschreiber von seinem Helden sagen kann. Er ist uns von Anfang an sympathisch, trotz seines Eigensinns, seiner Unbändigkeit, seiner Unzartheit, sogar trotz der Art von Fatalität, welche ihn treibt und, bei jedem andern als Defoë, ihn mit der Freiheit zugleich seiner Individualität beraubt haben würde. Aber die scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit beginnt als Robinson allein ist. Wie sollen dramatische Empfindungen erregt werden unter so einfachen Umständen? Wie sollen Gefühle analysirt werden, die aus einer Lage entstehen, welche der Schriftsteller unmöglich selbst erfahren haben kann? Defoë ist nichtsdestoweniger das Eine wie das Andere vollkommen gelungen: er hat, in der Einsamkeit, in die er seinen Robinson verbannte, ein Drama geschaffen und wahre Situationen geschildert. Alles setzt sich in Bewegung, wie vom Zauber gerührt. Die Nothwendigkeit führt von Erfindung zu Erfindung; die Begebenheiten beleben sich und greifen in einander; eine Handlung voll Interesse fesselt unsere Aufmerksamkeit. Bald ist es die Angst vor wilden Thieren, die Freundschaft, die ihn mit

einem Papagei verbindet, der Kampf mit den Elementen; bald eine Krankheit, die er ohne Beistand eines Nebenmenschen durchzumachen hat, die Gefahren einer Seereise, ein Erdbeben, das ihm Entsetzen erregt, oder aber ein Getreidesamen, der zufällig auf den Boden fällt, unmittelbar befruchtet wird und ihn mit Dankbarkeit erfüllt; das Erblicken eines Fußtapfens im Sande endlich: Alles das verkettet sich auf's Engste; des Lesers Herz bebt mit Besorgniß für den armen Teufel, der sich schon von den Wilden verzehrt sieht. Wie ist diese Wirkung der Einbildung fein beobachtet und glücklich wiedergegeben! Bis dahin hatte Robinson zufrieden und fast sorglos dahin gelebt; wie der Anblick des Samens, welcher unter seinen Füßen Frucht treibt, zum ersten Male in seiner Seele den Begriff Gottes erweckte, der bis dahin durchaus abwesend war, so stürzt ihn der Anblick dieser Spur menschlichen Daseins in alle Schrecken einer einsamen Einbildungskraft. Von diesem Augenblicke an schläft er nicht mehr, er, der seit sieben Jahren neben dieser selben Gefahr gelebt hatte ohne daran zu denken; der Gedanke läßt ihn nicht mehr los in den langen, schlaflosen Nächten: er vergrößert ihn über die Maßen, er wird ihm zur immerwährenden Präoccupation. „There is nothing good or evil", sagt Hamlet, „but thinking makes it so;" so wie für Hamlet Dänemark, soll für Robinson seine Insel fernerhin ein Gefängniß sein.

Doch sind dies am Ende Gemüthsbewegungen, welche unter gleichen Bedingungen wohl ein Jeder durchmachen würde; was aus Robinson eine Individualität macht, ist sein persönlicher Charakter, der wahre Typus des unerschrockenen Angel-Sachsen, der sich die Wüsten unterwirft und in alle

Weltgegenden den Samen unserer alten Civilisation streut. Er besitzt dessen unabschreckbare, rauhe Energie, dessen unermüdliche Geduld, dessen Muth unbezwingbarer Hartnäckigkeit. Derselbe Drang nach neuen Empfindungen, der Capitän Spence nach den Nilquellen treibt und den jungen Lord Seymour in der Umarmung eines indischen Bären sterben heißt, hat auch Robinson die Lust nach Abenteuern eingegeben. Kaum gerettet, führt sie ihn stets zu neuen Prüfungen; einmal allein, da er seiner sich selbst zugezogenen Lage auf keine Weise entkommen kann, weiß er sich ihr anzubequemen: der unermüdliche, methodische Fleiß, welcher seiner Raçe eigen ist, kommt ihm zu Hülfe, und allein, ohne Beistand, bezwingt er die Welt. Wie jene kühnen Pioniere der Cultur in der neuen Welt, eignet er sich von Neuem, eine nach der anderen, alle menschlichen Erfindungen an; eins nach dem anderen, lernt er alle Gewerbe: wird Ackersmann, Schneider, Zimmermann, Tischler, Töpfer — gebt ihm Menschen dazu, so wird er eine Colonie gründen! Philarète Chasles berichtet von einem squatter, der erzählt wie er, in seinem log-house an den Ufern des Ohio, „nachdem er oft zwanzig Monate lang kein menschliches Antlitz gesehen und von schlechter gekochter Gerste statt Brod sich genährt, von den Indianern und von den Raubthieren des Urwalds verfolgt, gezwungen sich beständig mit einer wilden Völkerschaft herumzuschlagen, erschöpft nach Hause kehrte und beim Lichte seines in Biberfett getauchten Rohrlichts jenes göttliche Buch las, welches, mit der Bibel, sein Trost und seine Stütze war.

„Ich fühlte,“ setzt der Pflanzer hinzu, „daß ich Alles thun könnte, was Crusoe gethan hatte; die Einfachheit seiner Erzählung brachte

Ueberzeugung in meinen Geist und Muth in meine Seele. Ich schlief ruhig ein, meinen Hund, den ich Freitag genannt, zur Seite, und den folgenden Morgen schon um vier Uhr früh, nachdem ich diesen Band, der für mich kostbarer als Gold war, eingeschlossen, nahm ich von Neuem meine Axt und fing wieder an zu arbeiten, indem ich Gott segnete wegen der Macht und der großen, tröstenden Kraft, die er einem Menschen über seines Gleichen gegeben hat."

Das Eigenthümliche darin, wie es Taine vortrefflich bemerkt, ist die Methode in dieser Energie. Es ist kein stoßweises Arbeiten, es ist ein systematisches, regelmäßiges, stets gleichmäßiges Schaffen: ein canalisirter Bergstrom. Als ächter Engländer, baut Robinson niemals Luftschlösser; er macht es mit der Civilisation wie Lord Palmerston mit der Politik, Tag für Tag, stufenweise, je nach dem was Noth thut, je nach der Angelegenheit die sich darbietet. Vielleicht kommt die Solidität der englischen Colonie, welche eben so groß ist wie die der englischen Verfassung, daher, daß Theorie und allgemeine Idee bei ihnen erst hinterher zum Vorschein kommen. Große Principien, wie abstrakte Reflexionen, scheinen dem Robinson ebenso überflüssig wie eitle Reue und Hoffnung. „Es war unnütz, mich dabei aufzuhalten, herbeizuwünschen was nicht zu haben war; und dieser Gedanke war es, der mich zur Arbeit trieb."

Im Schaffen sucht er jede Befriedigung und jede Erholung; er ist nur glücklich, wenn er überarbeitet und erschöpft ist. Bald macht er sich auch ein home, wo er sich mit allem comfort versieht, den er sich verschaffen kann; als ächter Engländer, besitzt er binnen Kurzem auch einen Landsitz (country seat), wo er die Feier- und Festtage zubringt — denn er hat auch seinen Tag der Ruhe, seinen Sonntag; sonst wäre er kein Engländer. Alles ist geregelt, für Alles

wird gesorgt, selbst für die Andacht; hier handelt es sich aber nicht um jene glühende, mystische Schwärmerei nach dem Uebernatürlichen, welche die Inbrunst des Katholicismus und die Beschaulichkeit des deutschen Pietismus erzeugt hat: dazu ist er nicht Träumer genug, und das würde ihn ja auch vom Arbeiten abhalten. Der Engländer ist überhaupt kein Freund des Idealen und der Abstraktion, weder in der Religion noch in der Politik. Gewiß hat auch Robinson seine inneren Kämpfe zu bestehen, die Frömmigkeit entwickelt sich erst spät in ihm, und die Seiten des Buchs, wo die Stimme der Gottheit sich stets deutlicher vernehmen läßt im Herzen des armen Einsiedlers, gehören sicher zu den schönsten dieses wunderbaren Werkes. Kaum aber hat er seinen Gott gefunden, als er sein Verhältniß zu ihm zu regeln anfängt. Seine Andacht darf ihn nicht stürmisch aufregen: seine Religion, ganz rationalistisch als Dogma, ist ganz positiver Art und äußerst verständig für das Leben, welches sie ihm vorschreibt. Er weiß, daß Gott über ihn wacht und das genügt ihm; von nun an ergibt er sich in sein Schicksal, ja er zieht es seinem früheren Leben vor, wo er sich mitten in der Welt, aber von Gott verlassen befunden hatte:

„Ich betete sogar nicht darum, aus meinem einsamen Leben erlöst zu werden, von so geringer Bedeutung erschien mir dasselbe. Alles war Nichts, verglichen mit dem Einen: einen Gott wiedergefunden zu haben.“

III.

Indeß, hätte es sich im Robinson nur um einen braven, englischen Protestanten im Streite mit den Schwierig-

keiten einer exceptionellen Lage gehandelt, würde das ganze achtzehnte Jahrhundert dieses Buch bewundert und aus ihm ein Laien-Evangelium gemacht haben? Hätte Rousseau von ihm gesagt:

„Wenn man denn durchaus Bücher haben muß, so gibt es eins welches, meiner Ansicht nach, die glücklichste Abhandlung über natürliche Erziehung bietet. Dieses Buch wird das erste sein, welches von meinem Emil gelesen wird: es soll lange Zeit allein seine ausschließliche Bibliothek bilden, soll stets eine besondere Stelle darin behaupten. Es soll der Text sein, zu dem alle seine Gespräche über Naturwissenschaft nur den Commentar bilden sollen. Es soll dem Stande unseres Urtheils während unserer Fortschritte als Probirstein dienen; und, so lange unser Geschmack unverdorben bleibt, wird uns diese Lektüre stets gefallen. Welches ist nun aber dieses wunderbare Buch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Büffon? Nein, es ist Robinson Crusoe.“

Was mir diese Schwärmerei des Jean Jacques, sowohl als die außerordentliche Popularität des Robinson in ganz Europa, zu erklären scheint, ist, daß das Buch eine ganze Philosophie der rationalistischen Geschichte in seiner, bei aller Vulgarität, ergreifenden Form enthält. Jedes Zeitalter hat seine Philosophie der Geschichte: hat Bossuet die des siebzehnten Jahrhunderts gegeben, Hegel, die des neunzehnten, so wird man im Robinson die des achtzehnten finden.

Sie geht von dem Ausgangspunkte des Contrat social aus, so weit es einem Werke der Dichtung möglich ist. Der Mensch sieht sich ungefähr auf seine natürlichen Kräfte angewiesen, gegenüber einer Natur die er nun sich unterwerfen soll. In der Lebensgeschichte eines einzelnen Individuums finden sich hier alle Phasen, durch welche die Menschheit durchgehen mußte, vom Naturzustande und der

Einsamkeit an bis zur Bildung des Staats, geschildert. Von diesem Standpunkte aus war es ein Meisterstück von Defoë, daß er aus seinem Robinson weder einen bedeutenden Mann, noch einen Specialisten machte. Letzterer hätte sich nur für die Sachen, die ihn als Individuum berührten, interessirt und nicht für Dinge, die das allgemein Menschliche angehen. Ersterer hätte seine Erfindungen und Errungenschaften auf Rechnung seiner persönlichen Ueberlegenheit schreiben können. Robinson ist aber ein Mensch von mittelmäßiger Intelligenz und mittelmäßigem Charakter, ganz besonders dazu geeignet den Durchschnitt der Menschheit darzustellen. Was er thut, scheint es, könnte Jeder von uns, hätte Jeder von uns an seiner Stelle gethan; die Nothwendigkeit allein führt ihn von Erfindung zu Erfindung: die Noth allein, nicht seine Begabung, macht ihn zum Begründer der Herrschaft des Menschen über die Natur. Wie der erste Mensch, ist er, nach der Theorie des achtzehnten Jahrhunderts, zuerst Troglodyt und Ichthyophag. Er ißt die ihm gebotenen Früchte vom Baume weg, nährt sich vom Fleische der Thiere, welche er erschlägt und deren Fell ihm als Kleidung dient. Bald wird jedoch der Jäger die Möglichkeit gewahr, die Thiere, die er verfolgt, zu zähmen und somit sich den Kampf und die Ermüdung zu ersparen, indem er sich zugleich einige Nahrungsmittel mehr: Milch, Butter, Käse, verschafft. Es entgeht ihm nicht lange, daß er den Samen, den er mühsam auflieſt, über eine bestimmte, begrenzte Gegend säen kann, um dieselbe je nach seinen Bedürfnissen auch zu vermehren: der Hirt wird Ackersmann. Aber bald macht sich der Mangel an Werkzeugen fühlbar, sei es für den Ackerbau, sei es für die Einrichtung seiner Wohnung.

So führt ihn die Noth von einer Vervollkommnung zur anderen, seine Lehrzeit rückt langsam aber um so sicherer vorwärts. Nach einer gewissen Zeit gelingt es ihm den Thongefäßen, die er ein Jahr zuvor kaum in unförmlicher Weise zu Stande brachte, eine gefällige Form zu geben. Von da an entsteht erst die Industrie, dann die Kunst. Da ihm durch die Industrie Instrumente zu Gebote stehen, fängt er kühn an, ein Boot zu bauen; dann wagt er sich hinaus auf den weiten Ocean, mitten unter tausend Gefahren, nach einer Nachbarinsel; und sollte sich sein Urzustand noch weiter verlängern, so würde gewiß bald der Industrielle zum Kaufmann werden.

Dieser Entwickelung der materiellen Cultur folgt mit gleichem Schritte die moralische Cultur. Die schlummernde Seele des Menschen im Streite mit der Natur erwacht beim Anblick des gestirnten Himmels, bei der Beobachtung der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten, des wohlthuenden Einflusses des Himmels, des undurchdringlichen Geheimnisses der treibenden Saat. Eine natürliche Religion, die einfach ist, weil sie von keiner Kirche eingeengt wird, füllt sein Herz mit milder Befriedigung, und sobald einer seiner Mitmenschen sich einfindet, wird er ihm diese innere Zufriedenheit, deren er sich selbst erfreut, auch mittheilen wollen. Freitag, das Naturkind, gesellt sich zu ihm; es ist wie der erste Versuch einer civilisirten Gesellschaft, gegen die Wilden gebildet, welche die unschätzbaren, mühsam eroberten Errungenschaften der Intelligenz und der Industrie bedrohen. Bald werden auch noch Andere hinzukommen; man sieht die menschliche Republik bereits entstehen. Wilde,

outlaws, Abenteurer werden den ersten unförmlichen Versuch eines Staats bilden. Die Leidenschaften werden entfesselt: der Neid, der Ehrgeiz, die Wollust. Sie drohen Alles zu zerstören, denn der Romulus dieser Gesellschaft ist verschwunden; doch der Numa läßt nicht lange auf sich warten: der Geistliche erscheint — nicht der fanatische Proselytenmacher, sondern der humane Geistliche, der Priester der natürlichen Religion, der Apostel der Toleranz, das Ideal von Defoë selbst. Man sieht, ich leihe ihm nichts: sein Priester sagt buchstäblich, daß er nicht suche „was die verschiedenen Religionen trennt, sondern was sie vereinigt: den Glauben an das höchste Wesen und die Liebe zum Nächsten.“

Rührend ist es, daß der alte Patriot und dissenter, der so viele Lanzen gegen das Papstthum gebrochen, diese Rolle des Priesters, der Alles um sich her beruhigt, heiligt und reinigt, wem? — einem Katholiken, einem Franzosen, gibt. „Alles mußte gegen ihn einnehmen,“ sagt er naiv; „denn erstens war er Papist, zweitens papistischer Priester, drittens französischer, papistischer Priester.“ In den Mund seines Glaubensgegners legt er gerade die erhabenen Worte der Toleranz, welche sein Buch schließen:*) eine Art Laien-Evangelium, ganz und gar auf den absoluten Glauben an die Güte der menschlichen Natur gegründet, welcher die Seele des achtzehnten Jahrhunderts war, in seinem Kampfe

*) Man weiß, daß Defoë den unverzeihlichen Fehler beging eine Fortsetzung seines Robinson zu schreiben. Es versteht sich von selbst, daß das allgemeine und menschliche Interesse, welches den hohen Ideen des ersten Theiles anhaftet, dieser Erzählung der Abenteuer Crusoe's in China und der Tartarei ganz abgeht.

gegen das Fundamental-Dogma des Christenthums: die Verdorbenheit der menschlichen Natur. Jeder Lebenstag Defoë's war jenem Glauben gewidmet und jede Seite des Robinson athmet diese kindliche Ueberzeugung des Jahrhunderts der Aufklärung.

Fielding's Tom Jones.

1.

Die Romane Henry Fielding's waren die etwas lebhafte Antwort, welche die fade Empfindsamkeit und das verständige Moralisiren des tugendhaften Richardson dem ungeduldig gewordenen merry old England entrissen. Was war dieses heitere Altengland? „Tom Jones“ selber sagt es uns. Keinem meiner Zuhörer ist dies lebensvolle Gemälde unbekannt, dessen Ausführung so absolut vollkommen ist, daß die Rolle des Kritikers sich auf stumme Bewunderung zu beschränken hätte, wäre es mürrischen Sittenrichtern nicht gelungen, in den meisten englischen Bibliotheken dies unvergleichliche Buch an einen Ort zu verbannen, ähnlich dem des Museo borbonico, an welchen der selige König von Neapel die herrlichen Nacktheiten der alten Kunst verwiesen hatte.

Man weiß wie selten man bei englischen Werken jenes glückliche Verhältniß der Theile und jene Harmonie des Ganzen antrifft, welche uns bei den meisten classischen Schriften der Franzosen bewundernswürdig scheinen. Hier

aber haben wir es mit einer glänzenden Ausnahme zu thun; Tom Jones ist in der That ein wahres Meisterstück in Bezug auf Composition. Nichts kann breiter angelegt, großartiger sein, als der Prolog und die Einleitung, durch welche wir mitten in die Umgebung versetzt werden, in der das Drama vor sich gehen soll; nichts wunderbarer als die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten und Situationen, aus denen es besteht. Und doch wie natürlich, wie leicht gestaltet sich das alles! Wie genau greift Eins ins Andre! Wie nothwendig geht jede Thatsache aus der vorhergehenden hervor! So schreitet die Erzählung ruhigen, unmerklich beschleunigten Schritts vorwärts, wie ein mächtiger Strom, der seinem Falle naht. Die Neugierde des Lesers wird durch eine geschickte Verzögerung des Ausgangs stets von Neuem erregt, bis sie schließlich in athemlose Spannung übergeht. Am Ziele angelangt, löst sich Alles auf, und beim Zurückblicken wird man mit Vergnügen gewahr, daß Nichts verloren ist, daß die Ereignisse sammt und sonders ebenso nothwendig als wahrscheinlich, daß in diesem Gedränge von Einzelheiten nichts, absolut gar nichts überflüssig war, und daß in diesem Complex, ja scheinbaren Chaos von Begebenheiten und Personen die symmetrischste Regelmäßigkeit herrscht.

Ebenso leicht und natürlich wie der Plan, ist aber auch die Sprache in diesem Meisterwerke. Nichts Erzwungenes. Es ist als müßte Jedermann mit dieser Klarheit, dieser Lebendigkeit, diesem Farbenreichthum schreiben können. Und doch, welche hohe Kunst liegt nicht unter dieser scheinbaren Leichtigkeit verborgen! Wie fühlt man bei diesem extemporirten Schriftsteller von vierzig Jahren aus jeder Zeile die vor=

bereitende Weihe einer kräftigen, classischen Bildung heraus! Was mich an diesem Style, außer seiner eleganten Sauberkeit, besonders frappirt, ist seine Mannigfaltigkeit und die durchgängige Ironie. Gewöhnlich wird uns der einfachste sermo pedestris geboten, den man sich vorstellen kann; fällt es aber einmal dem Verfasser ein, zeigen zu wollen, „was er im Erhabenen leisten kann", wie bei Sophien's Auftreten, so erreicht er mit Leichtigkeit eine Höhe der Poesie, deren Reiz um so mächtiger wirkt, als er sie stets durch eine feine, anmuthige Ironie zu mäßigen versteht. Die zarteste, duftigste Sprache, die kaum ihren Gegenstand berührt, schildert das Geheimniß erwachender Liebe in der jungfräulichen Brust der Heldin. Fielding steht das homerische, zugleich familiäre und erhabene Gleichniß ebenso zu Gebote, wie der Unterhaltungston der Gevatterin. Gewiß würde man nicht leicht in der ganzen englischen Literatur ein Seitenstück auftreiben zu dem epischen Style, in dem die Schlacht zwischen den Straßenjungen und der schönen Molly Seagrim erzählt wird. Wie weit ist das von der trockenen, kalten Correctheit eines Swift, der seine Späße mit dem Ernst eines Mathematikers zum Besten gibt, von der realistischen Vulgarität eines Defoë, von der weitschweifigen, wässrigen, flachen Prosa eines Richardson! Selbst der so gerühmte Addison'sche Styl, wie farblos erscheint er neben der funkelnden Lebendigkeit, welche die Fielding'sche Sprache beseelt!

Und doch herrscht in all dieser Mannigfaltigkeit ein und derselbe Grundton: eben jener Ton der Ironie, der allen Launen des Styls ihre Einheit gibt. Dieser Umstand ist von Taine nicht genügend beachtet worden: er hat den durchweg sarkastischen Cynismus Fielding's viel zu ernst

aufgefaßt. Es ist nicht eine Zeile in „Tom Jones“, in der das unscheinbare Lächeln, das um des Erzählers Lippen spielt, nicht bemerkbar wäre. Sogar jenes Urbild des von hoher Intelligenz erleuchteten Wohlwollens, Mr. Allworthy, stellt uns der Verfasser wie ein Weltmann vor, dem es nicht entgeht, daß sein Schützling eine etwas linkische Rolle in den Londoner eleganten Salons spielen würde. Dabei herrscht ein beständiger Wechsel in dem Charakter dieser Ironie selbst. Bald trifft sie als milde, wohlwollende, bald als scharfe, ja unbarmherzige Satire die Dinge dieser Welt: höhere und niedere Volksklassen, Politik und Theologie, Aerzte und Juristen, Vorurtheile und Albernheiten, Literatur und Moral; hier wird sie eine besondere, dort eine allgemeine; einmal erhebt sie sich bis zur milden Höhe einer sokratischen Ironie; ein anderes Mal läßt sie ihr derbes Lachen erschallen, als ob wir in der Schenke säßen. Keine Verdrehtheit des Geistes und Herzens, der Sitten und des Geschmacks entgeht dieser scharfen Geißel. Fielding handhabt eben die Ironie, wie den Styl, als vollendeter Meister. Niemand gelingt es wie ihm, die Lumpen, in die sich die Eitelkeit zu hüllen liebt, unbarmherzig wegzureißen, ohne nur desgleichen zu thun. Sein Geist ist wie eine Blendlaterne, die auf die verborgensten Winkel der menschlichen Natur ihr plötzliches Licht wirft und ihre höchsten und niedrigsten Regungen aufdeckt, ebenso plötzlich aber sich umkehrt und die sich in Sicherheit wähnenden Lacher selbst grell beleuchtet.

Niemals jedoch artet seine Ironie in das höhnische Grinsen Swift's oder in das erzwungene Lächeln Sterne's

aus. Man fühlt sofort die Güte, das Wohlwollen heraus, die Allem, selbst seinem grimmigen Haß gegen alle Heuchelei — denn es ist ja vielmehr Liebe zur Redlichkeit als Abscheu der Lüge — zu Grunde liegen; und dann, diese Ironie ist stets ebenso unmittelbar wie maßvoll. Fielding ist viel zu sehr Künstler, um sich in der Uebertreibung zu gefallen; wie er sich einerseits nicht auf sein hohes Roß zu setzen braucht, um die Erhabenheit zu erreichen, hat er andererseits nicht nöthig Gesichter zu schneiden, um das Gelächter der Zuschauer hervorzurufen. Sein Roman ist daher wohl komisch im höchsten Sinne, aber niemals burlesk. Er sagt selbst in der Vorrede zu „Joseph Andrews': „Zwei grundverschiedenere Gattungen, als die des Komischen und Burlesken, kann es nicht geben. Während Letzteres stets nur das Absurde, Unnatürliche darstellt, muß Ersteres innerhalb der Grenze „der Bescheidenheit der Natur" bleiben. Die einzige Unterhaltungsquelle, die wir dem überhaupt hierfür empfänglichen Leser anzubieten vermögen, soll die getreue Nachahmung der Natur sein."

Fielding ist aber eigentlich auch ebensowenig humoristisch als burlesk. Der Humorist sieht die ganze Welt so wie sie sich in seiner eigenen Individualität abspiegelt, anstatt sie zu sehen wie sie wirklich ist. Der Humorist weint oder lacht nicht, weil die Gegenstände an sich lächerlich oder beklagenswerth sind, sondern der jedesmaligen Gemüthsstimmung gemäß, in der er sich gerade ihnen gegenüber befindet. Seine Laune, seine Stimmung, sein humour ist der Maßstab, wonach Alles gemessen wird; während für den eigentlichen Komiker dieser Maßstab im Gesetz des gesunden

Menschenverstandes liegt, dem sichersten, universellsten aller moralischen Kriterien.*)

Man findet daher bei Fielding niemals eine Uebertreibung in den Charakteren, Dank eben seiner wahren Künstlerehrfurcht „vor der Bescheidenheit der Natur"; ebensowenig aber verlieren seine Charaktere an Deutlichkeit der Umrisse, weil er sie stets im Auge behält, genau wie er sie von Anfang skizzirt:

> . . . . servatur ad imum
> Qualis ab incepto processerit et sibi constet.,

anstatt sie immer wieder, je nach seinen persönlichen Einfällen, umzugestalten. Es ist dies um so wichtiger, als Fielding selbst gesteht, daß er seine ganze Poesie in der Charakterschilderung suche. Daß die Kunst der Charakteristik zu den Hauptverdiensten englischer Schriftsteller gerechnet werden muß, wird Jedem einleuchten, der sich viel mit ihnen abgibt; um so größer aber ist der Ruhm Fielding's, auch hierin neben Shakespeare den ersten Platz einzunehmen. Wenn die Menge der in seinem Werke vorkommenden Personen eine wahrhaft erstaunliche zu nennen ist, so dünkt uns doch noch erstaunlicher und bewundernswürdiger die beständige Wahrheit inmitten solcher Fülle. Unter Hunderten von Charakteren von lebendigster Individualität gibt es keinen, welcher die Grenzen der Natur überschreitet; nichts wird auf die Spitze getrieben; nirgends ist ein Uebermaß, sei es der Tugend, sei es des Lasters, zu finden; Alles ist menschlich. Von Caricatur keine Spur, weder in einem noch dem anderen Sinne. Alle hat er selbst gesehen, selbst

---

*) S. unten, S. 412, eine nähere Charakteristik des Humors.

beobachtet: Alle haben wirklich gelebt. Uns ist als hätten wir sie persönlich gekannt, als hätten wir gestern mit Squire Western gejagt und als sollten wir morgen mit dem braven Pastor Supple zu Mittag essen. Fielding ist wesentlich Realist, obwohl nicht im Sinne, der heutzutage von französischen Künstlern diesem Worte beigelegt wird, und in dem ich es soeben selbst gebraucht habe, sondern in der deutschen göthe'schen Bedeutung desselben. Er trägt nicht irgend eine allgemeine, abstracte Vorstellung in seinem Kopfe, als da sind Geiz, Ehrsucht, Heuchelei, für die er in der Geschichte oder im Leben eine passende Verkörperung sucht; nein, er findet in seiner unmittelbarsten Umgebung concrete Wesen, denen Allen er eine ewige, allgemeine, ideale Seite abzugewinnen versteht. Seine Personen sind daher auch keine mit Namen bekleidete herumwandelnde Abstraktionen, sie sind nicht verkörperte Laster oder Tugenden, wie die Richardson's, sondern lebende, wirkliche Wesen, deren Tracht zwar ihrer Zeit angehört, deren Grundcharakter aber ewig ist, wie die menschliche Natur.

Was den Hauptreiz aller Charaktere in „Tom Jones" ausmacht, ist ihre Naivetät. Der Verfasser gefällt sich besonders darin, die keimende Leidenschaft und deren allmähliges Heranreifen zu belauschen; er thut es mit unendlicher Kunst, eher indem er die Symptome leise andeutet, als indem er sich auf eine Besprechung des allgemeinen Charakters der Leidenschaft einläßt. Die handelnden Personen selbst spielen Alle ihre Rolle unbewußt; sie leben in den Tag hinein, in der unmittelbaren Gegenwart, ohne krankhaft zu grübeln, ohne eine andere Leitung als die des Instinkts. Die Gesundheit, meines Erachtens der charakteristische Zug von

Fielding's Natur, ist zugleich das Charakteristische der Welt, in die Tom Jones uns versetzt. Fielding's Moral steht in grellstem Widerspruch mit der Richardson's, und wenn sie auch nirgends gepredigt wird, so wird sie doch auf jeder Seite des „Tom Jones" gelehrt: das Wahre allein ist das Gute, das Falsche allein das Schlechte. Dies das Wesen dieser Moral des Instinkts; daher die herzliche Sympathie mit offenen, loyalen, leichtsinnigen, unüberlegten, von Leben strotzenden Naturen, wie die des Helden; daher die Antipathie gegen alle Heuchelei, gegen Hinterlist, Schlauheit, Feigheit und Verstellung aller und jeder Art.

Man hat an dieser, allerdings etwas bequemen, Moral viel zu mäkeln gefunden; gedenken wir nur des gleichzeitigen Neid- und Empfindlichkeitsgeschreis von Richardson. Es gehört sogar noch heute zum guten Ton in England, auf Fielding den Stein zu werfen. Dieser unerträgliche cant geht sogar zu dem Punkte, daß der erste Romanschriftsteller unserer Zeit, der Verfasser des „Pendennis", sich genöthigt glaubt, wenn er sich an seine zimperlichen britischen Leser wendet, die Moralität von „Tom Jones" anzugreifen; dabei scheinbar seines eignen, generösen, zärtlichen, aber auch schwachen, eiteln und egoistischen Helden ganz zu vergessen, der doch der ächte Tom Jones des XIX. Jahrhunderts ist, und den das darauffolgende möglicherweise auch nicht ganz tadellos finden wird. Denn wie es Coleridge in Bezug auf „Tom Jones" vortrefflich sagt: „Die Sitten verändern sich von einer Generation zur anderen, und es scheint fast, als ob die Moral sich mit ihnen änderte; für einige Wenige thut sie es auch, obgleich sie sich für Alle außer den Bösewichtern nur scheinbar ändert. Ein junger Mann, der sich

heutigen Tags so benähme, wie man berechtigt ist anzunehmen, daß es Tom Jones mit Lady Bellaston zu Upton und an anderen Orten gethan habe, wäre eben kein Tom Jones mehr; der heutige Tom Jones, wenn auch vielleicht im Grunde nicht viel sittlicher, würde eher sterben als er sich dazu hergäbe, sich von einer alten Coquette unterhalten zu lassen."

Man ist allzusehr geneigt, diese Verschiedenheit der Zeitalter außer Acht zu lassen; man denkt nicht daran, daß es in unseren Tagen auch einem Chevalier des Grieux kaum gelingen würde einen Tiberge zu finden, der ihm die Hand drückte, die soeben beim Kartenspiel betrog. Dagegen übersieht man viel zu sehr das Wesen der durchaus gesunden, offenen, loyalen Natur Tom's, dessen „helles Lachen die Luft reinigt", um mich der Worte Charles Lamb's zu bedienen. Ist nicht auch das Wesen von Manon's Liebhaber edel, trotz aller Verirrungen? Entspringen diese nicht selbst aus einem im Grunde edlen, uneigennützigen Gefühl? — Uebrigens ist die dichterische Gerechtigkeit, sowohl im englischen wie im französischen Roman, durchaus nicht abwesend. Hier wie dort büßt der Held schwer genug alle seine Fehler; da aber diese nie den Charakter erniedrigen, ist es natürlich, daß der Dichter ihn nicht in jene malebolge verweist, wo Dante Laster straft, die aus dem Mißbrauch der Intelligenz herrühren, um sie desto klarer von solchen zu unterscheiden, welche ihre Quelle in der Schwachheit des Fleisches haben und daher die Sympathie des Dichters, wie der Menschheit, nicht verscherzen.

2.

In welche Gattung von Romanen soll „Tom Jones“ gezählt werden? Offenbar weder zu den historischen Romanen mit Charakterschilderungen im Sinne Walter Scott's, noch zu denen ohne diese Beimischung, wie die Alexandre Dumas'. Trotz des durchgehend ironischen Grundtons ist er auf den ersten Blick von dem eigentlichen satirischen Roman, von „Gulliver“ zum Beispiel, zu unterscheiden; auch wird man ihn, ungeachtet des in ihm enthaltenen Moralsystems, doch nie für einen moralisirenden Roman, wie die „Pamela“ von Richardson, halten wollen. Ebensowenig aber dürfte er in die Kategorie des Familienromans gesetzt werden, dessen unvergleichliches Muster uns Goldsmith in seinem „Vicar of Wakefield“ geliefert hat, und der sich heutzutage besonderer Pflege erfreut. Zu den Socialromanen — weder in der etwas krankhaften Art Bulwer's und Sue's, noch von der Bedeutung und Tiefe der Thackeray'schen und Balzac'schen Werke — darf man ihn gewiß nicht rechnen. Kann man ihn wohl einen philosophischen, didaktischen, oder gar einen Schelmen-Roman nennen? Gewiß nicht. Wenn er aber in keiner dieser Kategorien untergebracht werden kann, was ist denn „Tom Jones“? Ich liebe in der Regel solche engen Schulclassificationen nicht, welche freie Geisteserzeugnisse willkürlich einkerkern; gibt es aber moderne Schriften, die sich absolut der bestimmten Classification entziehen und keiner Rubrik einzureihen sind, obschon, oder weil, sie von allen etwas haben, so sind es Romane wie „Don Quixote“, „Wilhelm Meister“ und „Tom Jones“. Will man aus diesen dreien eine besondere Gattung machen,

so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wir könnten sie wohl zur Unterscheidung von allen anderen National-romane nennen; immer aber müßten wir zugeben, daß es dem Genie allein gebührt, diese besondere Gattung zu pflegen, wie auch daß sie jedenfalls die höchste und umfassendste ist, in der sich der moderne Dichter zu versuchen vermag. Schon Goethe sagte in solchem Sinne: „Der Roman ist eine subjective Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das Andere wird sich schon finden."

Unter epischer Dichtung versteht die moderne Kritik bekanntlich nicht etwa die „Italia liberata" des Trissino, noch die „Henriade" Voltaire's, sondern die wahre Volksdichtung, wie Ilias und Odyssee, das Nibelungenlied, die Edda, das Rolandslied und das Poëma del Cid. Worin aber besteht die Eigenthümlichkeit dieser Dichtungen? Ist es nicht zunächst darin, daß sie uns ein vollständiges poetisches Bild des gesammten Lebens eines gegebenen Volks zu einer gegebenen Epoche seiner Geschichte liefern? Was den eigenthümlichen Charakter einer Nation ausmacht, ihre gesammte Cultur, ihre Ueberlieferungen und ihr Glaube, ist darin von Dichters Hand niedergelegt für alle Ewigkeit. Die Ilias war bekanntlich zugleich die älteste historische Urkunde, das Gesetzbuch und die Heilige Schrift der Griechen. Aber Homer's Gedichte wurden nicht allein von den griechischen Theologen — oder besser: Mythologen und Geschichtsschreibern — als eine Hauptautorität betrachtet; auch die Philosophen, Staatsmänner, Krieger, Künstler, Geographen, ja sogar die Gewerbtreibenden und Kaufleute beriefen sich darauf

wie auf eine unfehlbare Autorität. In der That sind sie der vollständigste und getreueste Ausdruck des griechischen Geistes bei seinem ersten Erwachen und in allen seinen Aeußerungen.

Ist eine Epopöe in diesem Sinne heutzutage wohl noch möglich? Ich glaube nicht; denn es gehörte dazu ein bis auf die äußeren Formen poetisches, d. h. natürliches Leben und große gemeinsame Thaten; die vollständigste Solidarität mußte zwischen allen Theilen der Nation obwalten; eine gewisse Gemeinschaft und Gleichheit der Bildung und des materiellen Lebens zwischen dem König und dem letzten der Bürger, zwischen Odysseus und Thersites war nothwendig; vor Allem aber mußte ein gemeinschaftlicher nationaler Schwung das gesammte Volk erfassen und fortreißen. Daher sehen wir die Epopöe nur zu Zeiten jugendlichen Aufschwunges, wie in Griechenland und im Mittelalter, entstehen; oder aber in einem Moment der höchsten Kraftentfaltung und des tragischen Endes eines ganzen Volkes, wie in Portugal im XVI. Jahrhundert.

Unser modernes Leben ist zu positiv, unsere Civilisation zu verfeinert, unsere Thätigkeit zu getheilt; vor Allem fehlt es uns an jener Einheit der Elemente, welche primitive Zeitalter auszeichnet, um eine Darstellung des Nationallebens unter gleichen Bedingungen hervorzubringen wie die Alten oder die Menschen des XI. Jahrhunderts.

Große Spaltungen sind in unserer Gesellschaft durch die Bildung entstanden; wir finden uns wie durch Klüfte von einander getrennt; der Abstand einer Volksklasse von der anderen ist bei uns fast unüberspringbar geworden; jede spricht sogar ihre eigene Sprache. Heutzutage gehört weder

Feldherr, Staatsmann, Richter noch Dichter mehr zum eigentlichen Volke; zwischen einem Achilles und dem Tagelöhner, dessen Schicksal er mitten unter den Ehren des Elysiums beneidet, waren weit mehr Berührungspunkte als zwischen dem Handwerker unserer Zeit und dem Manne, der eine höhere Bildung erhalten hat. Einerseits ist unsere Vergangenheit zu groß, sie dehnt sich zu weit aus um sich umfassen zu lassen, und zu große Zwischenräume trennen uns von ihr, als daß sie die Menge ergreifen könnte. In der durch das Schriftthum geschwächten Erinnerung des Volks, in der lebendigen Ueberlieferung — wenn überhaupt noch eine da ist — stehen uns ein Condé und Wallenstein eben so fern, sie sind eben so verschollen in unserem Gedächtniß, wie Pharamund oder Marbod; oder besser gesagt: sie existiren gar nicht mehr für uns. Hierzu füge man die Zersplitterung unserer Thätigkeit. Wir haben keine Nestore mehr, die Herrscher, Weiser, Feldherr und Redner in einer Person wären; ja, die Zeit liegt uns schon fast eben so fern, wo ein Thukydides sich zugleich als Admiral und General, als Arzt und Staatsmann, als Historiker und Philosoph auszeichnen konnte. Wir werden durch unsere Beschäftigungen eben so von einander getrennt, wie durch unsere Vorurtheile und Erziehung: wir sind Alle Fachmänner. Wie selten endlich ist inmitten unserer modernen, rein politischen Kriege ein wahrhaft volksthümliches, unmittelbares Unternehmen, wie der trojanische Krieg oder der erste Kreuzzug?

Wäre demnach bei uns eine genau im Sinne der Alten gedachte Epopöe kaum möglich, so könnte doch vielleicht noch jetzt etwas dem Aehnliches entstehen, wenn sich

eines jener großen Genies dazu fände, dessen sicherer, ruhiger Blick das ganze Leben seiner Zeit überschaute; und dabei denke ich eben an einen National-Roman im Genre des Don Quixote und des Tom Jones, der sich schon durch die Form — die Prosa und das Wegfallen der Maschinerie — besser zur Darstellung des modernen Lebens eignet und sich leichter der bunten Mannigfaltigkeit unserer Civilisation anbequemt. Dieses Genre scheint mir sich am Besten als Rahmen zur poetischen Schilderung unseres National-Charakters und unseres modernen Lebens zu eignen. Dies war es auch, irre ich nicht, was Fielding damit sagen wollte, als er seinen „Tom Jones" wiederholt „ein episches Gedicht in Prosa" nannte. In der That sollte der Schriftsteller, der zwanzig Jahre vor Lessing der Poetik Boileau's und Addison's den Krieg erklärte,*) — sein großer Vorfahr, Michel Cervantes, hatte nicht einmal die Geburt dieser großen Theoretiker abgewartet, um ihre Theorien zu zerstören**) — in der That sollte Fielding auch die wahre Natur des Epos fünfzig Jahre vor Fr. Aug. Wolf ahnen und kennzeichnen; und er beansprucht mehr als einmal in „Tom Jones" die Ehre der Erfindung dieser Gattung, obgleich die Worte, durch die er „Joseph Andrews" auf dem Titelblatt als eine „Nachahmung des Cervantes" bezeichnet, eher auf einen Nebengedanken an Don Quixote, die erste jener drei Prosa-Epopöen, die ich eben anführte, hinzuweisen scheint.

Cervantes, in einem Sinne das bedeutendste Genie der modernen Zeit nach Dante und Shakespeare, ja Goethe'n

---

*) S. Tom Jones. V. Kap. 1.

**) S. Don Cristoval de Lugo, Prolog.

selbst an Unmittelbarkeit und Schöpfungskraft fast überragend, Cervantes war es gelungen, im Moment wo die Monarchie Philipps des Zweiten im Begriffe stand, nach blendendem Glanze vor der Zeit unterzugehen, alle Strahlen dieses erlöschenden Lebens noch einmal in einen einzigen leuchtenden Brennpunkt zu sammeln, welcher mehr Licht auf die Geschichte Spaniens wirft als sämmtliche Chroniker und Geschichtsbücher, die im Staube der Bibliotheken begraben liegen mögen. Man hätte keinen glücklicheren Augenblick für ein solches Unternehmen wählen können. Ganz waren die ritterlichen Traditionen noch nicht erloschen. Der Dichter selbst hatte im Laufe seines wechselvollen Lebens an jenem letzten Kreuzzuge theilgenommen, dem die Schlacht von Lepanto ihren Glanz verlieh; er hatte unter Verbrechern Sclavenfesseln getragen, hatte im eignen Vaterland Ungnade und höchstes Elend erdulden müssen. Diese Epoche, in der die großen Nationalkämpfe mit den Mauren noch in der Erinnerung Aller lebten, in der der Spanier sich mit gerechtfertigtem Stolz als Beherrscher der ganzen Neuen, und der halben Alten Welt fühlen konnte; diese Epoche, in der das längst begonnene Werk der Inquisition und des Despotismus seine tödtlichsten Früchte noch nicht hervorgetrieben hatte, wiewohl sie sich bereits ahnen ließen, und über welche gerade diese Ahnung einen melancholischen Zauber verbreitete; diese ganze Epoche ersteht vor unserem innern Auge in der Geschichte des sinnreichen Hidalgo de la Mancha.

Vom stolzen Granden bis zum schlichten Mauleseltreiber, vom gelehrten Baccalaureus bis zum prächtigen Kirchenfürsten, Bürger und Bauern, Schauspieler und

Soldaten, Ziegenhirten und Mönche, alle und jede Klasse der damaligen spanischen Gesellschaft stehen vor uns. Wer glaubt nicht, wenn er Don Quixote liest, er kenne das Spanien des XVI. Jahrhunderts ebenso gut wie das eigne Vaterland? Wer durchwandert nicht Castiliens Kastanienwälder mit dem Ritter von der traurigen Gestalt und seinem getreuen Knappen? Wer von uns steigt nicht mit ihnen ab in den gastfreien und knoblauchduftenden posadas, wo es so viel Prügel regnet und so wenig Polizei zu sehen ist? Wer hat sich nicht mit ihnen niedergelassen an jenen großartigen herrschaftlichen Festen, wo das ganze Volk in nationalem Jubel an der öffentlichen Freude sein Theil nimmt? Für die Ewigkeit hat der Dichter dieses große Gemälde entworfen. Sämmtliche Geschichtswerke mögen untergehen; es genügt ein einziges übriggebliebenes Exemplar des Don Quixote, um uns mit dem Spanien Philipps des Zweiten so vertraut zu machen, wie wir es mit dem Lande sind, das wir bewohnen.

Hierbei fällt mir eine Bemerkung ein, die ich nicht unterdrücken will, weil ich daraus einen Schluß zu ziehen gedenke. Offenbar ist die Thatsache, auf die ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, eine zufällige, deshalb aber nicht minder bemerkenswerth. Welches war das Ziel, welches Cervantes vor Augen hatte, indem er seinen unsterblichen Don Quixote verfaßte? Welches die erste Absicht Goethe's, als er sich Wilhelm Meister zum Gegenstand nahm? Welchen unmittelbaren Zweck hatte Fielding, als er Tom Jones schrieb? Es waren rein zufällige Umstände, Absichten literarischer Polemik, welche diese drei großen, modernen Epopöen in's Leben riefen.

Cervantes nahm sich vor, eine Satire auf die schlechten Ritterromane zu schreiben: er entfaltete das Bild seines ganzen Zeitalters, seines ganzen Volks, ja einer ganzen Civilisation mit unnachahmlicher Farbenpracht, und er gab uns zugleich die Tragödie der Idee.

Goethe sah Lessing's Bestrebungen, ein National-Theater in Deutschland zu gründen, scheitern; er war Augenzeuge der Streitigkeiten zwischen entgegengesetzten Schulen gewesen, von denen die eine nur bei Shakespeare, die zweite nur bei Racine und die dritte nur bei Diderot schwur. Ihm war darum zu thun, mitzusprechen und verständlich zu machen, wie nothwendig es sei, daß die zu schaffende Bühne vor Allem deutsch sein müsse; er war bemüht, die Theater-Zustände in Deutschland zu untersuchen und darzustellen, nachzuforschen welche Vortheile das Vaterland aus diesem oder jenem Vorbilde gewinnen könne, und den Weg anzudeuten, den man befolgen müsse. Er wollte demnach einen Lehrroman schreiben, und sieh da! unter seiner Feder wird daraus eine Nationaldichtung, ein Epos, dem auch nicht einmal die Maschinerie fehlt. Ehe noch das alte germanische Kaiserreich vom Strome der Revolution erfaßt wird, die in mächtig unaufhaltsamer Fluth bald die Kronen und Gebietsgrenzen fortzureißen, die Stände mit einander zu vermischen, uralte Einrichtungen umzustürzen droht, malt der Dichter fast unbewußt, jedenfalls unbedacht, diese gesellschaftlichen Zustände, welche bestimmt sind kurz darauf unterzugehen, und überläßt dem Deutschland des XIX. Jahrhunderts als Vermächtniß das unvergleichliche Bild des XVIII.

Und in der That steht hier das ganze deutsche XVIII. Jahrhundert vor uns: biedere Kaufleute aus der

großen Reichsstadt, von Vorurtheilen, Ueberlieferungen, Monopolen und Gilden eingehegt; alter Reichs-Adel, der Versailles spielt, sich zwar nicht gerade gewandt bewegt im französischen Frack, aber voll ist von den humanen Ideen jener Zeit; die großen Heere und kleinen Militärexecutionen; die unzähligen Gebietsgrenzen mit ihren nicht minder zahlreichen Zollämtern; die ernsten Magistrate der kleinen Städte; die herumziehenden, stets dürftigen Schauspieler niederen Ranges, wie die vornehmen Liebhabertheater; der Pietismus der Herrenhuter und die dogmenfreie Frömmigkeit; die Illuminaten und die Freimaurer-Feierlichkeiten; die philanthropischen und spiritistischen Vereine; der mystische Rausch, der sich dieser Gesellschaft bemächtigt, die doch so stolz auf ihre Aufklärung ist; — diese ganze seltsame Welt, wir finden sie im „Wilhelm Meister" wieder, und dies ist sicherlich nicht sein geringstes Verdienst.

Fielding, der Richardson'schen Empfindsamkeit überdrüssig, müde immer und überall von den tugendhaften Kammerjungfern und unmöglichen Liebhabern Clarissa's und Clementina's zu hören, möchte den verlassenen Weg der Natur wieder aufsuchen: er möchte die falsche Sentimentalität entlarven, Engel und Teufel aus der Literatur verbannen, um wieder den Menschen einzuführen, den Menschen mit seinen Schwächen und seiner Größe, und er schreibt jenes Meisterwerk von Natur, Schwung und Poesie, welches uns hier beschäftigt. Fern lag ihm der Gedanke, das Gemälde seiner Zeit und seines Vaterlandes für immer auf die Leinwand zu werfen; aber es fand sich, als er nun die Gestalten des guten Mr. Allworthy und des braven Squire Western gezeichnet, den Philosophen Square und den Theo-

logen Thwackum, den Wildhüter Black George und den Schulmeister Partridge, die willige Molly und die keusche Sophia, Mistreß Blifil und Lady Bellaston, den armen Lieutenant und den reichen Lord geschaffen; als er Stadt und Land, die endlosen Mahlzeiten und halsbrecherischen Jagdpartien, die Landstraßen und die alten Gasthäuser, die Bürger und die Zigeuner, die Postwagen und die Straßenräuber, die Salons und die Kaffeehäuser, die Politik und die Literatur geschildert hatte — es fand sich, sage ich, daß er ein vollständiges Bild des merry old England, von dem ich vorhin sprach, geliefert hatte.

Die drei mit einander hier verglichenen Romane wurden indeß nicht nur deshalb nationale und populäre Bücher bei den drei Völkern, weil jeder die Gesellschaft desselben zu einer bestimmten Zeit schildert, sondern auch weil in jedem der drei die Darstellung des Nationalcharakters selber zugleich mit der Individualität eines großen Dichters in der Persönlichkeit ihrer Helden enthalten ist. Diese zwei Dinge aber stehen in engster Verbindung mit einander, da ja das Dichtergenie stets der höchste Ausdruck seines Volks ist, und somit Cervantes, Fielding und Goethe als ideale Typen der drei Nationalitäten gelten können.

Ist es schwer, in dem Ritter von der traurigen Gestalt den ruhmreichen Kreuzfahrer von Lepanto zu erkennen, den letzten fahrenden Ritter Spaniens, das größte Genie, das sein an großen Dichtern so reiches Vaterland hervorgebracht hat, um ihn dann zu verkennen, verhöhnen, verachten und verfolgen? Ist es schwer, in dem kühnen, stolzen Hidalgo, der unter seinem zerrissenen Mantel ein Heldenherz und ein unbeflecktes Gewissen verbirgt, den großen Dichter, den

großen Patrioten, den großen Christen herauszufinden, der sein Lebelang die alte Chimäre von der Zerstörung des Islams im Herzen hegte?

Ich hatte einmal Gelegenheit zu bemerken, daß kein Dichter wohl je alle Seiten des Nationalcharakters vollständiger in sich begriffen hat als Goethe. In ihm ist in der That sowohl der deutsche Träumer, wie der deutsche Philosoph und Künstler, ja sogar der vorzügliche Geschäftsmann wiederzufinden, dessen Ausdauer und Ordnungsliebe alle Handelsstädte in der Welt nach und nach zu deutschen Colonien umgestaltet. Und so erscheint uns auch Wilhelm: voller Poesie und Reinheit, begierig zu lernen, stets bemüht sich Systeme über Alles und Jedes aufzubauen, zum Dociren geneigt, mehr eigensinnig als energisch, zugleich sparsam und fähig den Werth des Geldes zu schätzen; nie ohne irgend eine sentimentale Neigung im Herzen und irgend eine schöne Abstraction im Kopfe; aus weichem Teige geknetet, den zwei schöne Augen gleich schmelzen, ohne der Reinheit und Naivetät seines Gemüths Eintrag zu thun; Italien träumend wie jeder Deutsche und wie jeder Deutsche damit endigend, daß er ein guter, braver Philister wird, und noch in den Dämpfen seiner Tabakspfeife das Ideal, das seine Jugendjahre erleuchtete, hegt und pflegt.

Um aber zu unserem liebenswürdigen Helden zurückzukehren, ist denn Tom Jones nicht jener vortreffliche Harry Fielding wie er leibt und lebt, mit allen schönen, gesunden Eigenschaften des echten Engländers ausgestattet, wie auch mit den Lastern des Briten, nicht seinen künstlichen: dem cant, der Heuchelei, der jüdischen Ehrfurcht vor der Form; sondern mit den natürlichen: dem Uebermuth, der Rohheit

und der Sinnlichkeit? Ja wohl ist er Fielding; aber er ist noch mehr, er ist John Bull selbst, dieser brave, nicht allzu zarte, nicht allzu feine aber hochherzige und muthvolle Tom, treu bis an sein Ende, obgleich unbeständig wie ein Kind; immer bereit mit den Fäusten darein zu schlagen, zuweilen betrunken, oftmals roh, nie gemein oder unedel. Wie wird Einem so wohl bei seiner lauten Heiterkeit, welches Gefühl der Sicherheit gewährt nicht sein Händedruck! Welche Redlichkeit, welche Gesundheit, welche kräftige Frische, welche Offenherzigkeit liegt nicht in dieser goldenen Natur, und ungeachtet mancher Schwäche, welch unverwüstlicher Schatz von Zärtlichkeit und Herzensfeinheit!

Allerdings darf man bei ihm den Idealismus des Don Quixote nicht suchen, ja, nicht einmal den des Wilhelm Meister. Tom ist der echte Engländer, dem nur das augenblicklich Gegenwärtige Sorge macht, der sich nicht um das Ideal kümmert; er ist vor Allem praktisch und zwar ist er es so sehr, er ist dermaßen in dem Genuß und der Ausnutzung der Wirklichkeit befangen, daß er darüber gern jene Grundsätze und vagen Strebungen vergißt, die allein für den tapferen, stets von der Begeisterung in die höheren Sphären der Phantasie hinaufgetragenen Ritter von der Mancha existiren. Wilhelm aber braucht nicht einmal aus der Wirklichkeit hinauszutreten, um seinen Idealismus zu bewahren. Bis in die Mittelmäßigkeit und Einfachheit seines engen Lebens bewährt und nährt er die Flamme des Ideals.

Auch wird der Don Quixote immer das Lieblingsbuch des enttäuschten, in seinem Glauben verletzten Mannes sein, der sich mit einem bitteren Lächeln und einer melancholischen

Ironie für die Leiden rächt, die ihm die Gesellschaft verursacht hat; während Tom Jones dem Skeptiker und Epicuräer, in dieser Worte edelstem und höchstem Sinne, als Begleiter dienen wird: der Gefährte dessen, dem nichts imponirt, der sich entschließt die Welt so hinzunehmen, wie er sie findet, das Beste daraus zu machen, was sich daraus machen läßt, sie zu genießen, so lange es dem Nächsten nicht schadet, und der Vorsehung wie dem nothwendigen Lauf der Dinge die Sorge um den menschlichen Fortschritt überläßt; Wilhelm Meister ist und bleibt das Laienbrevier aller derjenigen, die das gemeinsame Leben Aller theilen wollen, ohne auf die sittliche Ausbildung ihres Ich's zu verzichten; aller derjenigen, die tief im Herzen den Glauben an die Fähigkeit des Menschen, sich zu vervollkommnen, hegen; aller derjenigen, welche Nachsicht haben mit den Verirrungen und Schwächen ihrer Nebenmenschen, aber aufrichtig und inbrünstig darnach trachten, sich zu bessern. So wird, je nach der Richtung seiner Natur und Ansichten, Jeder in einem dieser drei Werke eine tiefe, unerschöpfliche Schatzgrube der Weisheit finden. Denn, indem sie — und hierin liegt ihre Bedeutung — das getreue Abbild einer gegebenen Epoche und eines gegebenen Landes bieten, ist in jedem eine moralische Idee enthalten und entwickelt, deren Wesen ewig ist, wie die Menschheit. Möge der Ausgangspunkt immerhin eine literarische Polemik gewesen, möge die Satire immerhin unter der Hand des Dichters zu einer Nationalepopöe umgebildet worden sein; jeder dieser Romane hat nichtsdestoweniger zugleich seine allgemeine, menschliche Bedeutung, und diese ist es, die ihre allgemeine Popularität erklärt.

Ohne mich auf eine weitere Erörterung einzulassen, bemerkte ich vorhin, daß Don Quixote unter der Form einer komischen Epopöe in Wahrheit eine Tragödie der Idee sei. Es liegt in der That eine abstrakte Wahrheit, — ich hätte beinahe gesagt: Allegorie — unter der so concreten, so bestimmten Form dieser wunderbaren Schöpfung verborgen. Sind wir nicht alle gerührt worden durch die Redlichkeit, die Güte, den Heroismus und die erhabene Einfalt des Ritters? Ist man immer zum Lachen aufgelegt, kommen Einem nicht oft auch die Thränen in die Augen, wie Heine sagt, wenn wir einen elenden Barbier über den edlen Hidalgo triumphiren sehen, und wenn dieser sich am Ende noch einmal zusammenrafft und ausruft: „Das Leben könnt Ihr mir nehmen, aber niemals werdet Ihr von mir erlangen, daß ich aufhöre die Dulcinea del Toboso für die Schönste und Tugendhafteste ihres Geschlechts zu erklären!“ Was ist aber schließlich diese Dulcinea, diese Dame seines Herzens? Ist sie nicht das Ideal, das sich dieser seltsame, erhabene Schwärmer selbst geschaffen hat? Chateaubriand hat irgendwo gesagt: Don Quixote sei der tugendhafteste, tapferste, wenigst verrückte Mensch, von dem er je gehört habe; und Heine, daß für den wahren Weisen Don Quixote nie verrückt war. Er ist es ja auch nur in den Augen des unverschämten Gesindels und vornehmen Pöbels, die der Dichter auftreten läßt, des Pöbels, der Alles verhöhnt und verachtet, was sich aus dem gewöhnlichen Gleise entfernt, und sich über Alles empört, was sich von dem socialen Typus, den er sich einmal geschaffen, oder an den er sich gewöhnt hat, abschweift; wahnsinnig ist er nur für gemeine, positive Geister, die nicht verstehen,

wie man sich für Dinge begeistern kann, die keinen Nutzen tragen; er ist es für diejenigen, die sich für die Auserwählten im Reiche des Verstandes halten, weil sie immer klug genug waren, den Hieben zu entgehen und sich mit guter Art aus dem Spiele zu ziehen. In den Augen des unbequemen, zurückgestoßenen Apostels aber, in denen des verhöhnten, verspotteten Dichters ist Don Quixote keineswegs verrückt; er ist es sogar nicht einmal in denen der Menge, deren derber gesunder Menschenverstand die tiefe Wahrheit herausfühlt, die unter diesem hochherzigen Wahnsinn verborgen ist, und deren noch unverfälschte Einbildungskraft immer bereit ist, sich für die dichterische Größe des Ritters zu begeistern. Denn — wie Heine es mit gewohnter Feinheit bemerkt — das Volk begleitet ihn; es flucht wohl ein wenig von Zeit zu Zeit; es beklagt sich auch über die Schläge, die ihm die hohen Verheißungen des Herrn eintragen; manchmal lacht es auch wohl mitunter ob seiner naiven Illusionen; folgt ihm aber doch, begleitet ihn bis an's Ende; Sancho Pança verläßt Don Quixote nicht; haben wir doch Alle Gelegenheit gehabt, es mit Augen zu sehen, vor etwa fünf Jahren, als er zu Marsala seine Auferstehung feierte.*)

Ob Cervantes das lange Märtyrerthum der Begeisterung und die schmerzlichste Art desselben, das Märtyrerthum der Lächerlichkeit, zu schildern beabsichtigt hatte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er es gethan hat. Und sind denn aufrichtiger Enthusiasmus, reine, ideale Liebe, Schwärmerei für das, was in der Welt für Chimäre gilt; sind denn

*) Gesprochen im Jahre 1865.

Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Hoffnung auf Fortschritt, Glaube an ein vergangenes oder zukünftiges goldenes Zeitalter, Ruhmescultus, Vertrauen in die Gerechtigkeit, — sind sie nicht alle mit dem Namen Wahnsinn gebrandmarkt worden, jedesmal wo sie im Strudel der Welt unbefangen ihr Haupt emporhoben? Wann und wo durften sie sich je ungestraft zeigen? Stand nicht jederzeit der Scheiterhaufen oder der Hohn für sie bereit? Wurde nicht von jeher der uneigennützige, ritterliche Glaube vom positiven, auf den Nutzen berechneten Egoismus, von der Trägheit des Schlendrians, vom bequemen Genuß, vom armseligen Trieb Glück zu machen — wohl zu unterscheiden vom edlen Ehrgeize, der Quelle alles wahrhaft Großen hienieden — ja wollen wir Alles sagen, vom praktischen Verstande selbst als persönlicher Feind angesehen? Sind jene großen Anstrengungen, jene erhabene Sehnsucht, die uns über den wirklichen Stand der Dinge erheben, nicht zu allen Zeiten als Wahn bezeichnet worden?

Wenn je ein Dichter von seinem Jahrhundert durchdrungen war, so ist es gewiß Goethe; doch lassen sich alle die Grundsätze, die das Unserige mit Vorliebe vertheidigt, und deren Eigenthümlichkeit in der Achtung vor der Wirklichkeit und deren Rechtfertigung besteht, auf jeder Seite des Wilhelm Meister ahnen. Mich bestimmter auszudrücken: der Grundgedanke des Wilhelm Meister, abgesehen von allen Nebenbetrachtungen und Zufälligkeiten, scheint mir dieser zu sein: echte Dichtung stammt nicht aus den Wolken, sie hat ihre ewig frische Quelle in der Wirlichkeit; die Wahrheit ist nicht in der trügerischen Symmetrie logischer Abstractionen zu suchen, sondern in der unmittelbaren An-

schauung, welche die zufällige Hülle der Vorfälle durchdringt und das Wesen der Dinge erfaßt; die Weisheit läßt sich aus keinem Moralgesetzbuch oder Katechismus lernen, das Leben allein gibt sie; durch das Leben allein geschieht die Erziehung des Menschen; keine Lehre vermag die Erfahrung zu ersetzen; und diese kann Niemand für uns erwerben, wir müssen sie uns nothgedrungen selbst erringen. Mit dem Kopf voll Theorien und schönen Träumen, muß Wilhelm, obgleich es ihm keineswegs an praktischem Verstande fehlt, doch gar vielen Illusionen entsagen; durch wie viele Irrthümer muß er hindurch, ehe er sich der Wahrheit nähern darf! Wie viele Mal geräth er nicht auf Abwege, ehe er auf die rechte Straße gelangt! Mehr als ein Abgott wird verabscheut, nachdem er angebetet worden; allein nach allen diesen Irrthümern, diesen bitteren Erfahrungen gelangt er zu einem Ergebnisse, das ebenso entfernt ist dem Geiste, der sich mit dem engen Wirklichkeitshorizont zufriedenstellt, als der alle und jede Grenzen mißachtenden Einbildungskraft Recht zu geben. Sollte in der That der Schluß nicht etwa so heißen: ein wirklich ideales Leben ist ohne praktische nützliche Thätigkeit unmöglich; wahre Nützlichkeit aber, im höheren Sinne des Wortes, ist ohne Grundsätze und ein Ideal im Herzen zu haben ebenso unmöglich?

Der Grundgedanke des Tom Jones ist dagegen ein sehr verschiedener; trotz allen scheinbaren Realismus begeistert er sich für die Hauptidee des XVIII. Jahrhunderts — dieses Don Quixotes unter den Jahrhunderten — für den Glauben an die unveränderliche Güte der menschlichen Natur, im Gegensatze zur Grundidee des Christenthums — der Ueberzeugung von der angebornen Verwerflichkeit

des Menschengeschlechts. Fielding macht kein Hehl daraus; er erklärt beständig: sein Gegenstand sei die menschliche Natur (human nature) wie sie eben ist, mit allen Schwächen und Größen. Sie ist es, die von ihm in Schutz genommen wird, wenn er die unmittelbare Liebe der Jugend der berechneten Neigung des reiferen Alters entgegenstellt (there is a great difference, sagt er, mit der ihm eigenthümlichen bezaubernden Ironie, between the reasonable passion which women at a certain age conceive towards men, and the idle and childish liking of a girl to a boy etc.); wenn er Tom's gute Regungen und die moralischen Theorien Blifil's in Conflict bringt; wenn er die Unzulänglichkeit des Verstandes und die Allmacht des Instinkts und Temperaments darthut. In diesem Punkte jedoch entfernt er sich gänzlich von der Idee des XVIII. Jahrhunderts, wie sie in Frankreich formulirt wurde, wo zu allen Zeiten und in allen Dingen die Oberherrschaft des Verstandes und die Freiheit des Willens postulirt wurde. Fielding gehört wesentlich dem germanischen Stamme an, der das Dogma der Prädestination und die Hobbes'sche und Schopenhauer'sche Philosophie erzeugt hat. Indem er in Tom Jones eine durchaus redliche, gesunde, gute Natur schilderte, die alle Laster seiner Zeit befleckt haben ohne deren innersten Kern anzugreifen, in Blifil dagegen einen natürlich schwachen, unwahren Charakter, den keine moralische Theorie zu adeln vermag, wird Fielding beinahe zum Fatalisten.

Als ächter Engländer — ich rede hier von dem Engländer wie ihn die Natur schafft, nicht wie ihn die Gesellschaft entstellt hat — stellt Fielding die unwandelbare

Sittlichkeit des Gewissens hoch über alle sociale und conventionelle Moral. Sein Held geräth häufig auf Abwege, indem er sich von der Natur führen läßt, und wir können ihn doch nicht anders als herzlich lieb haben, weil er bei allen Verirrungen der Sinnlichkeit ein großmüthiges Herz, einen gesunden Verstand, kurz eine frische, unmittelbare, durchaus liebenswürdige Natur bewahrt, die uns stets Pascal's Worte zu wiederholen scheint: Gebt Acht, daß Ihr nicht Thiere werdet, indem Ihr nach dem Engel strebt.

Ist demnach die Idee des Don Quixote eine wesentlich spanische; gehört sie durchaus dem XVI. Jahrhundert an; ist sie in Wahrheit das tragische Verscheiden des Mittelalters, das sich nur noch in Spanien erhalten und überlebt hatte; ist der Grundgedanke Wilhelm Meisters nichts anderes als die Idee, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Deutschland beherrschte und dessen Kraft und Schwäche ausmachte: die Idee, die unserem ganzen so hochgepriesenen geschichtlichen Geiste zu Grunde liegt und die Hegel in den Worten: „Alles was ist, ist vernünftig", zusammenfaßte, — so ist dagegen die Idee des Tom Jones: die Protestation gegen die Verderbtheit des Menschengeschlechts einerseits, und die Verklärung des natürlichen Instinktes andererseits, eine wesentlich englische, die dem vorigen Jahrhundert angehört, dessen Philosophie bekanntlich ihre Geburtsstätte in England hatte. Ohne diese ideale Bedeutung aber hätte Tom Jones schwerlich seine Zeit überlebt, und wäre er ein noch so vollendetes Kunstwerk in der Form gewesen; noch hätte Gibbon, indem er auf die Verwandtschaft der Fielding'schen Familie mit dem Habsburgischen Kaiserhause anspielte, sagen können:

„Die Nachfolger Karl's des Fünften mögen auf ihre englischen Brüder herabsehen; doch wird der Roman Tom Jones, diese köstliche Schilderung menschlicher Sitten, den Palast des Escurial wie den kaiserlichen Adler Oesterreichs wohl überleben.“

Lawrence Sterne.

1.

Gab es je einen Schriftsteller, bei dem eine genaue Kenntniß des Lebens und Charakters zur richtigen Werthschätzung seiner Schriften Noth that, so war es Sterne, dessen Persönlichkeit mit seinen Werken so innig verwebt ist, daß es durchaus unmöglich wird, sie von einander zu trennen. Alles bei ihm beruht auf persönlicher Beobachtung: in seinem Roman sind die dramatis personae sowohl als die Begebenheiten der Erinnerung entlehnt, und es begegnen uns in demselben fortwährend Anspielungen auf die geringsten Erfahrungen seines täglichen Lebens; seine Predigten sind Monologe, veranlaßt durch die jedesmalige Stimmung, in der sich der Prediger eben befand; und in der „empfindsamen Reise" spielt die Erfindung eine noch weit bescheidenere Rolle. Seine Werke lassen sich übrigens, besser als durch alle Commentare der Kritiker, durch die Ungleichheit der Stimmungen des Kränkelnden, durch dessen launenhafte, von den unmerklichsten atmosphärischen Einflüssen abhängigen Natur, welche man für die einer nervösen Frau halten sollte, durch seine Anfälle tollster Ausgelassenheit, die mit Perioden der Verstimmung abwechselten, und seinen un-

verbesserlichen, fast immer mit nachfolgender finsterer Melancholie gebüßten Leichtsinn erklären. Leider scheinen über seine Lebensgeschichte keine weiteren Urkunden vorhanden zu sein, als die er uns selbst gegeben hat. Will man sein Bildniß haben, so muß man sich wiederum an ihn selbst wenden: -- „Er war," sagt er mit Beziehung auf Yorick, bei dem er sich selbst zu malen gedachte:

„Er war ein Wesen so quecksilberner, hyperraffinirter Art, ein in allen seinen Abstufungen so heteroclytes Geschöpf, mit soviel Feuer und Leben und Herzensfröhlichkeit in seiner Art zu sein, daß auch der mildeste Himmel kein solches zweites Exemplar zu erzeugen oder zusammenzusetzen vermocht hätte. Bei allen Segeln trug der arme Yorick kein Loth Ballast. Er war ohne einen Schimmer von praktischem Sinn in weltlichen Dingen, und verstand mit sechsundzwanzig Jahren sein Fahrzeug gerade so gut zu lenken, wie ein kleines, leichtsinniges, übermüthiges Mädchen von dreizehn; daher ihn, bei seinem ersten Ausflug in die Welt, der frische Wind seiner Laune, wie es leicht zu denken ist, zehnmal am Tage in das Tauwerk Anderer trieb; und da sich meist ernste, gemessene Geister auf seinem Wege befanden, ist es ebenso leicht sich vorzustellen, daß er das Unglück hatte, meistentheils mit solchen in Verwickelung zu gerathen. — Eine kleine Beimischung von Tactlosigkeit mochte sich auch wohl bei dergleichen Conflicten entdecken lassen, — denn — die Wahrheit zu gestehen — Yorick hegte eine unüberwindliche Abneigung und einen rechten Widerwillen gegen den Ernst, nicht gegen den Ernst an sich — denn da wo es Noth that, konnte er Tage- ja Wochenlang der ernsteste Mensch von der Welt sein" — ich fürchte der gute Yorick täuscht sich hier ein klein wenig über sich selbst — „aber er war der Feind des affectirten Ernstes, und erklärte ihm nur dann offen Krieg, wenn er ihm als Deckmantel der Unwissenheit oder Dummheit vorkam; dann aber, wo er ihn auf seinem Wege antraf, was ihm auch als Schutz oder Herberge dienen mochte, ließ er ihm keine Gnade widerfahren . . . . Um Euch die Wahrheit zu sagen, er war ein Jüngling, der die Welt nicht gebraucht, (?) den die Welt nicht

verbraucht (??) hatte. Ebenso unvorsichtig und unbedacht war er über alle anderen Gegenstände der Unterhaltung, bei denen Klugheit verlangt, daß man sich einige Zurückhaltung eindrücke." (Ich versuche wie's eben gehen will, das schlechte Wortspiel wiederzugeben, wie ich mich bemühe den verwickelten und verworrenen Styl des Verfassers wiederzugeben.) „Yorick aber hatte keine anderen Eindrücke als die, welche ihm die Natur der Thatsache einflößte, von der die Rede war, welche Eindrücke er in einfaches, biederes Englisch zu übersetzen pflegte, ohne irgend welche Umrede, und allzuoft auch ohne Ansehung der Person, der Zeit und des Orts; daher wenn eine elende oder unedle Handlungsweise erwähnt wurde, er sich nie die Zeit nahm einen Augenblick nachzudenken, wer der Thäter derselben, welches dessen Stellung war, noch wie weit sich dessen Macht ihm zu schaden erstreckte; nein, war die That eine garstige, so war der Thäter ein garstiger Mann, ohne weitere Umrede; und so mit Allem. Da nun seine Commentare in der Regel das Unglück hatten mit einem Witzworte zu endigen, oder von etwas Scherzhaftem im Ausdrucke belebt zu werden, so verlieh dieses den Unvorsichtigkeiten Yorick's Flügel. Mit einem Worte, obgleich er nie die Gelegenheit suchte, aber sie auch nicht vermied, das zu sagen was ihm eben durch den Kopf ging, so gerieth er nur allzuoft in seinem Leben in Versuchung, seinen Geist und sein Leben, seine Hiebe und Witze zu verschwenden. Es fehlte nicht an Leuten die sie auflasen."

Es verlangt vor Allem Gerechtigkeit oder doch Billigkeit: zwei Dinge, die fast allen Beurtheilern Sterne's gefehlt haben, um nicht allzustrenge zu sein gegen diesen „lüderlichen Gesellen", wie Warburton ihn nannte, der trotz aller Fehler eine so liebenswürdige sympathische Natur war. Man muß bedenken, wie Goethe es eindringlich anempfiehlt: „daß er Lebensgenosse eben jenes Warburton gewesen. . . . . Um Sterne zu begreifen, darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen."

Die Lebensgeschichte des fröhlichen Pfarrers von Sutton, der sich weder durch seine Gemeindepflichten, seine Schwindsucht, noch seine Ehehälfte daran hindern ließ, bis zu seinem letzten Tage das Leben zu genießen, ist in ihren allgemeinen Umrissen bekannt. Der Sohn eines armen Officiers, der in Jamaica an den Folgen einer Verwundung gestorben war, die er in einem Duell in Gibraltar erhalten hatte, führte Sterne in seiner frühesten Jugend das Wanderleben eines Soldatenkindes, und bewahrte davon, wie alle Leser des „Tristram Shandy“ wohl wissen, die lebhafteste Erinnerung. Ein wohlhabender, in Yorkshire ansässiger Vetter interessirte sich für den Jungen und sandte ihn in die Schule nach Halifax, später auf die Universität Cambridge. Er arbeitete weder hier noch dort; ging jedoch daraus hervor „mit den nöthigen Diplomen, und am 20. August 1738 wurde der lange, fünfundzwanzigjährige, hagere, brustleidende, schlechtgewachsene Junge, mit losen, herabhängenden Puppenarmen, einer Nase wie ein Kreuz-Aß, schwarzen Augen, die von geistvollem, wiewohl ganz weltlichem Lichte strahlten, und einem Munde um welchen Voltaires's Lächeln spielte, — the Reverend Lawrence Sterne.“*) Seit zwei Jahren — eine lange Zeit für Yorick — war er in eine sehr unbedeutende junge Dame verliebt, die jedoch damals wohl eine Art beauté du diable besessen zu haben scheint, von der sie leider in späteren Jahren keine Spur behielt. In der Zwischenzeit, bis er sie heirathen konnte, wechselte er mit ihr die pedantischsten,

*) Worte P. Stapfer's in seinem trefflichen Buche Lawrence Sterne, sa personne et ses ouvrages. Paris 1870.

sentimentalsten Briefe, die ein Gymnasiast wohl jemals seiner Schönen geschrieben hat. Kaum hatte er seine Anstellung in Sutton erhalten und seine „liebe Lumley“ geheirathet, als sich der Ton seiner Briefe merklich änderte; es gab nämlich auch dann immer noch Briefe: man mußte sich schreiben, da der Gemahl, der wenig Anlage zur Häuslichkeit hatte, jede Gelegenheit ergriff, um den heimischen Herd zu verlassen. Auch scheint er sich bei späterem Alter und trotz aller Gewohnheit mit den ruhigen Freuden der Häuslichkeit niemals recht versöhnt zu haben. „Nescio quid est materia con me; sed sum fatigatus et ægrotus de mea uxore plus quam unquam“, schreibt er seinem Freunde Stevenson nach zwanzigjähriger Ehe, und in einer jener mittheilsamen Stunden, die man bei einem Ehemanne weniger häufig sehen möchte. Nichtsdestoweniger, wirft man einen Blick auf Mrs. Sterne's Profil in der Federzeichnung, welche Herr Stapfer seinem Bande beigefügt hat, so ist es nicht schwer, sich die Unbeständigkeit des Reverend zu erklären. Uebrigens war er niemals rücksichtslos gegen Diejenige, welche seinen Namen trug, und wenn man in seinen Briefen vergebens nach Liebe sucht, so begegnet man darin wenigstens einer großen Fürsorge und Freigebigkeit. Einer seiner Freunde, ein Herr Tallot, begegnete ihm nach langer Trennung in Toulouse im Jahre 1764, „wo er sich gut amüsirt hätte ohne seine Frau, die ihm überall nachlief und an Allem theilnehmen wollte. Dieses Benehmen der guten Frau verursachte ihm manche schlimme Stunde; aber er erträgt alle diese Unannehmlichkeiten mit einer Engelsgeduld.“

Sterne gehörte übrigens zu denjenigen Naturen, welche Goethe frauenhafte nennt; er konnte nicht gut ohne

irgend einen weiblichen Gegenstand seiner Gedanken leben: „Ich muß immer irgend eine Dulcinea im Kopfe tragen,“ sagt er; „für mich ist das eine Bedingung der moralischen Harmonie.“ Anderswo heißt es: „Ich bin fest überzeugt daß, wenn ich je einer schlechten Handlung schuldig werde, es nur in der Zeit zwischen einer und der anderen Leidenschaft sein wird.“ Er wünscht auch seinen Freunden dieses für ihn unentbehrliche Gefühl. „Ich freue mich zu wissen, daß Du verliebt bist,“ schreibt er dem Einen; „es wird Dich wenigstens vom „spleen“ befreien, welcher für Männer wie für Frauen gleich schlechte Folgen hat.“ Darauf erzählt er mit Wohlgefallen, wie er es anfängt, um sich selbst und die Gegenstände seiner Neigung davon zu überzeugen, daß er verliebt ist: „Zuerst bemühe ich mich die Dame, oder vielmehr ich fange damit an, mich selbst glauben zu machen, ich sei wirklich verliebt; dann führe ich meine Sache ganz à la française, das heißt: auf sentimentale Art. Die Liebe ist Nichts ohne Empfindsamkeit, sagen die Franzosen. Und doch, obgleich sie so viel Wesens um das Wort machen, denken sie sich dabei nichts Bestimmtes. So viel über den Gegenstand genannt Liebe.“

Die Erzählung der zahlreichen Liebschaften Sterne's ist sehr unterhaltend und sogar, trotz des Anscheins, sehr rührend. Man ist insgemein in der Welt übereingekommen, sich nur von großen Leidenschaften und tiefen Gefühlen rühren zu lassen; ich, für meinen Theil, sehe nicht ein, warum man nicht auch ein wenig Sympathie solchen empfindsamen, aber wenig ausschließlichen Seelen entgegentragen sollte, deren Gefühle, eben weil sie der Oberfläche näher liegen, leichter zu erregen sind, deren unersättliches

Bedürfniß zu lieben sich stets von Neuem zu befriedigen sehnt, und da es sich ohne wirkliche Gegenwart nicht helfen kann, sich ganz aufrichtig auf alle die liebenswürdigen Gegenstände wirft, die sich ihm der Reihe nach darbieten. Unter seinen vielen Abenteuern befindet sich indeß auch eine Liebschaft unseres Clergyman, welche nicht den naiven, einfachen Charakter der übrigen trägt. Es liegt etwas unsagbar Krankhaftes in dieser Leidenschaft zweier Schwindsüchtigen, die Beide verheirathet sind, und von denen der Eine wenigstens sehr ungeduldig ist, Wittwer zu werden. Eliza Draper scheint einen wirklich begründeten Ruf von Schönheit und von Geist gehabt zu haben. Sie war in Indien geboren, und der Abbé Raynal in seiner berühmten Histoire philosophique du commerce des Indes widmet ihr enthusiastische Seiten:

„Gebiet von Anjinga, du bist nichts! aber du hast Eliza hervorgebracht. Der Tag wird kommen, wo die Handelsniederlagen nicht mehr bestehen, welche die Europäer auf den asiatischen Küsten gestiftet haben. Das Gras wird sie bedecken, oder der gerächte Indier wird auf ihren Trümmern gebaut haben .... Aber wenn meine Schriften einige Dauer haben, wird der Name Anjinga im Gedächtniß der Menschen bleiben. Die, so mich lesen werden, die welche der Wind nach diesen Ufern weht, werden sich sagen: hier wurde Eliza Draper geboren, und wenn es unter ihnen einen Briten gibt, wird er sich beeilen stolz hinzuzufügen: und geboren von englischen Eltern."

Sterne trägt kein Bedenken, der schönen Indierin seine Hand anzubieten. „Ich fange an wirklich zu glauben, daß Sie ebensoviele Tugenden besitzen, wie die Wittwe meines Onkels Toby," schreibt er ihr, indem er sogleich mit seiner gewohnten Leichtfertigkeit und durch einen seltsamen Ueber=

gang hinzufügt: „Da wir von Wittwen reden, bitte ich Sie, Eliza, wenn Sie jemals eine werden sollten, nicht daran zu denken, sich irgend einem reichen Nabob zu verschenken, da ich selbst darauf reflectire Sie zu heirathen. Meine Frau kann nicht mehr lange leben, und ich kenne Niemand den ich lieber an ihrer Stelle wüßte wie Sie. Allerdings bin ich fünfundneunzig Jahre alt an Gesundheit und Sie nur fünfundzwanzig; aber was mir an Jugend fehlt, soll durch Geist und gute Laune ersetzt werden. Swift hat seine Stella, Scarron seine Maintenon, und Waller seine Sacharissa nicht so geliebt. Sagen Sie mir, in Anwort auf diesen, daß Sie mein Anerbieten billigen und darauf eingehen." Es war dies, — um von dem Zartgefühl solcher Zukunftsträume nicht zu reden — ein etwas schnelles Verfahren, auch machte Sterne seine Rechnung gänzlich ohne den Wirth; denn Mrs. Sterne fand es für gut, ihn lange zu überleben. Uebrigens hätte Eliza diesem seltsamen Vorschlage keine Folge leisten können, indem ihr Mann sie selbst für sich beanspruchte.

„Das Schiff, welches sie zurückbrachte, war bereits drei Wochen unterwegs, als eines Nachmittags gegen Mitte April Sterne in ein Kaffeehaus eintrat, einen Bogen Brief=papier mit Goldschnitt verlangte, und — in domo coffeatoria — an eine hohe Londoner Schönheit schrieb: „Schöne Frau, welchen Waschlappen hast Du aus meiner Seele gemacht! u. s. w." Die Dame, an die er diese Liebes=erklärung richtete, war Lady Percy, Tochter des Ex=Ministers, Lord Bute, eine Schönheit, die mehr Bewunderung fand und sie weniger unlieb annahm, als ihr Mann gewünscht hätte, der sich schließlich von ihr auch scheiden ließ." (Stapfer a. a. O.)

Inmitten aller dieser flirtations — denn es wäre ein Irrthum diese Liebschaften Sterne's für liaisons zu halten — hegte er im Herzen ein Gefühl ernsterer, beständigerer Art: die väterliche Liebe. So viel falsche Sentimentalität wir in Sterne's Liebesbriefen finden, so wahr und rührend ist dagegen der Ton seiner Briefe an seine Tochter Lydia. Er ist fortwährend um sie beschäftigt, und seine letzten Worte auf dem Sterbebette sollten an sie gerichtet werden.

Im Leben des Vicars von Sutton und Stillington scheint die Tafel eine fast ebenso große, ja vielleicht noch größere Rolle gespielt zu haben, als die Liebe, bei der immer ein wenig Affectation mit im Spiele war. Sterne spielte eben doch immer ein wenig das mauvais sujet. Es war damals in Altengland jene Zeit der langen und üppigen Trinkgelage, von denen uns Fielding eine so lebhafte Schilderung hinterlassen hat. Wenn ihn kein Besuch bei einer schönen Dame, kein Abendessen in einem Café nach York rief, so pflegte Sterne sich in ein Schloß der Umgegend zu begeben, wo lebenslustige Freunde die Gemeinde der zwölf Mönche von Medmenham unter Anrufung der Devise, welche Rabelais einst über die Abtei von Thélème schrieb: Fay ce que vouldras, gegründet hatten. Diese lustige Brüderschaft scheint in Wahrheit den nicht allzustrengen Gelübden ihres Ordens mehr als gewissenhaft nachgekommen zu sein; doch darf man nicht gar zu eilig über den Verfasser des „Tristam Shandy“ den Stab brechen wegen seiner Theilnahme an diesen Liebesmahlen, die manchmal in Orgien ausgeartet zu sein scheinen; denn sie waren allgemeine Sitte in dem Jahrhundert und im Lande, dessen feinster Kopf, Addison, sich täglich zu betrinken, dessen

lauterstes Herz, Goldsmith, die Nächte an der Tafel zuzubringen pflegte. Die Sitten unserer Zeit und anderer Länder geben dem Leben Sterne's einen roheren Anschein, als es in Wirklichkeit hatte. Sterne war ein feiner, empfindlicher Epicuräer, — so sehr, wie es überhaupt ein Engländer der Zeit sein konnte — er war kein gemeiner Lebemann. Er pflegte feinere, ja sogar ausgesuchte Genüsse. Die Stunden, die er nicht der Liebe und der Tafel widmete, wurden nicht allein auf Jagd und Fischfang zugebracht, sondern auch mit Malerei, Musik und Lectüre ausgefüllt. Freilich muß ich hinzufügen, daß wenn die Bücher, an denen er sich erfreute, niemals geistlos waren, sie sich nicht gerade immer durch Anständigkeit auszeichneten. Neben Cervantes und Montaigne waren es zunächst Rabelais, Brantôme und die crazy tales seines Freundes Stevenson, die seine Mußestunden erfreuten. Tristram Shandy ist voll von Reminiscenzen solcher Lectüre, und selbst die Predigten Sterne's sind nicht frei davon.

Erst im Alter von sechsundvierzig Jahren ergriff Sterne die Feder, und zwar um die zwei ersten Bände seines Tristram zu schreiben. Selten hat ein Werk größeres Aufsehen erregt. Die Empörung und Bewunderung, die es hervorrief, waren gleich übertrieben; Letztere behielt jedoch die Oberhand. Das Buch wurde in alle Sprachen übersetzt; die Auflagen vermehrten sich rasch und füllten immer von Neuem die stets leeren Taschen des Verfassers. Neue Bände folgten den beiden ersten und wurden von den Verlegern mit Gold aufgewägt. Die Subscriptionsliste für die Predigten, die Sterne — wie man sieht, a rising man — organisirte, indem er geschickt die Fluth zu benutzen wußte,

erreichte unerhörte Ziffern. Trotz des Scandals, den ein so sittenloser Roman wie „Tristram Shandy“ nothwendig hervorrufen mußte, verschaffte er dennoch seinem Verfasser eine neue und dritte Pfründe, die Pfarrei von Coxwold. Von nun an bringt er alle seine Winter in London zu, wo er sein rasch verdientes Geld auf die tollste Weise ausgibt und bald der „lion“ — im englischen Sinne des Worts — der Gesellschaft wird.

„Alle wollten ihn sehen,“ schreibt Stapfer; „die elegante Welt wollte ihn besitzen. Zehn dem Geburts- oder Geistesadel angehörige Personagen hatten ihn bereits zu Tische eingeladen, und so groß war die Ueberschwemmung von Einladungen dieser Art, daß die Letzteingeschriebenen sich genöthigt sahen, wegen der langen Reihe von früheren Engagements ihr Fest auf zwei, man sagt sogar auf drei Monate, aufzuschieben. Ein neuer Salat, ein neues Kartenspiel und einige Rennpferde wurden nach Tristram Shandy benannt. Alle Frauen wollten den Modescandal unter dem Kopfkissen haben; nach und nach, je nachdem sie mehr Muth faßten, legten sie ihn sogar auf ihre Salontische. Hunderte von Nachahmungen, Nachdrucken und Flugschriften erschienen. Reynolds malte des Verfassers Bild; Hogarth zeichnete ein Titelblatt für das Buch; Warburton, Bischof von Gloucester und ein Theolog von Bedeutung, empfahl die zwei kleinen Bände auf's Wärmste seinen Collegen den Bischöfen, indem er laut verkündigte: der Vicar von Sutton sei der Rabelais Englands, und mehrere Bischöfe sandten dem neuen Rabelais ihre Complimente.“

Das Londoner Treiben frommte Sterne's Gesundheit ebensowenig wie seinem Geldbeutel. Freilich nahm er die

eine wie den andern nicht sehr in Acht. Als das Geld auszugehen anfing, sagte er heiter: „Ich werde schreiben mein Lebelang, und nächsten Winter, meine Herren (die Verleger), werde ich von Neuem kommen und Sie am Barte zupfen, wenn mich dieser garstige Husten bis dahin nicht getödtet.“ Es fehlte aber wenig daran, daß er von dem garstigen Husten weggerafft wurde, und er sah sich genöthigt, einen milderen Himmel als den Londons aufzusuchen. Er reiste also nach Paris ab, wo er 1762 ankam und wo die Londoner Huldigungen von Neuem anfingen. Diderot, Crébillon, Suard stritten sich um ihn. Er wurde bei Hofe vorgestellt, predigte in der Gesandtschaft vor dem damaligen tout Paris, ließ sich bei allen Modedamen sehen. Seine Person hatte noch mehr Erfolg als sein Buch: man war an einen solchen Grad von Originalität in Paris nicht gewöhnt. „Was Einen überzeugt,“ sagt ein Gleichzeitiger, „daß Alles in diesem Engländer wahr sei, ist, daß er sich überall und immer gleich bleibt; er wird niemals durch Vorurtheil bestimmt, sondern läßt sich stets von seinen Eindrücken fortreißen. In unseren Theatern, in unseren Salons, auf unseren Brücken, immer ist er die Beute der Gegenstände und der Personen, immer bereit fromm oder verliebt, verrückt oder erhaben zu sein.“

Daß ein solches Régime seiner Gesundheit nicht besonders zuträglich war, läßt sich leicht begreifen, noch kann man sich wundern, daß ihn ein Blutsturz nach sechsmonatlichem Pariser Aufenthalte mahnte, seine Koffer zu packen und den Süden aufzusuchen. Er läßt also seine Frau und seine geliebte Tochter kommen, um sich mit ihnen auf den Weg nach Toulouse zu machen; dann geht's nach Aix,

Montpellier und Marseille: überall langweilt es ihn in der Provinz. Endlich hält er es nicht länger aus, und da seine Frau darauf beharrt im Süden zu bleiben, kehrt er direct nach Paris zurück nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Provinz. Amor sucht ihn natürlich auch in Paris auf und hält ihn dort zwei Monate gefangen. „Ich war acht Wochen lang," schreibt er seinem Freunde Stevenson, „unter dem Joch der zärtlichsten Leidenschaft, deren Herrschaft je ein zärtliches Herz gefühlt hat." Eine neue Mahnung aber, in Form eines Bruchs von Blutgefäßen in der Brust, kam, um ihn daran zu erinnern, daß er der Ruhe bedürfe, und er reiste wieder ab nach Coxwold. Sein Geldbeutel hatte diesen Rückzug eben so nöthig wie seine Brust. Obgleich er erklärte, „er sei nie glücklicher, als wenn er keinen Shilling mehr in der Tasche habe, — denn wenn er einen hatte, konnte er nie sagen, daß er ihm gehöre" —, mußte er doch „von Neuem dem Publikum eine Steuer auflegen." So wie er sich etwas erholt hatte, sowohl in Bezug auf Geld als auf Gesundheit, machte er sich wieder auf den Weg nach Frankreich und drang diesmal bis nach Italien vor. Bei seiner Rückkehr gelang es ihm erst nach langen Nachforschungen seine Frau und Tochter aufzufinden; auch bemühte er sich vergebens, sie zu bewegen, mit ihm nach England zu gehen, „indem er versprach, ihnen die Sommer in Coxwold und die Winter in York so angenehm als möglich zu machen." Er vermochte nicht den Eigensinn von Mrs. Sterne zu besiegen, und ging nach London, um dort in einer Miethwohnung einsam zu sterben. Ich habe schon gesagt, daß sein letzter Gedanke für seine Tochter war, die er seinem Freund auf's Wärmste anempfahl.

Seine Leiche wurde aus dem Kirchhof von jenen Dieben, die man die Leute der Auferstehung genannt hat, entführt und dem Professor der Anatomie zu Cambridge verkauft. „Unter den (zur Section) Eingeladenen befand sich ein alter Freund Sterne's. Da dieser der letzte Ankömmling und verspätet war, konnte er nur mit Mühe in den Saal hineindringen. Er erkannte sogleich die Leiche, schrie laut auf und wurde ohnmächtig vor Entsetzen; allein die Section hatte bereits stattgefunden." — Sterne hatte sein fünfundfünfzigstes Jahr erreicht.

2.

Mit Recht gilt Sterne für den Typus des Humoristen. Aber was ist Humor? Sterne's letzter Biograph, Herr Stapfer, hat die Meinungen Verschiedener über diesen Punkt, als die von Taine und Montégut, Carlyle und Thackeray, Hegel und Jean Paul, endlich auch noch die von Dumont und Büchner, gesammelt; leider aber die der Wahrheit am Nächsten kommende Definition H. Hettner's vergessen. Er selbst scheint mit keiner unter diesen Definitionen einverstanden zu sein; dagegen ist die seinige eine ganz ebenso vage, und mir scheint es, daß sie wenig oder gar nichts bestimmt. In seinen Augen ist der Humorist „der tragikomische Maler, nicht einer Kategorie von Menschen und Narrheiten, sondern des Menschen überhaupt und der menschlichen Narrheit." Von diesem Standpunkte aus jedoch wäre es schwer einen komischen Dichter aufzutreiben, der nicht Humorist wäre. Molière selbst, so weit entfernt er ist von

dem was der Engländer Humor nennt, müßte in diese Dichtergattung eingereiht werden; denn man erräth bei ihm wohl, wie bei Aristophanes, Machiavelli und Terenz, hinter dem Lächeln die Thräne, die ihm in das Auge steigt beim Anblick des menschlichen Treibens. Mich dünkt, es sei kaum nöthig, eine Definition so weit herzuholen, die sich Dem von selbst bietet, der die Dinge unbefangen anschaut.

Das Wort Humor hat mehr als einen Sinn im Englischen; jeder von ihnen aber entspricht mehr oder weniger seiner Etymologie. Im gewöhnlichsten Sinne versteht der Engländer unter humour einen gewissen heiteren Uebermuth, einen übersprudelnden Witz ohne Schärfe noch Bitterkeit, die Gabe, die Dinge von der heiteren, eher als von der lächerlichen Seite anzuschauen, die Ruhe des praktischen Philosophen, eine Art wohlwollender Ironie, die sich wohl hütet sarkastisch zu werden, weil sie sonst verletzen könnte — mit einem Worte, die schlichte Heiterkeit eines Menschen, der guter Laune ist, oder die Launigkeit. Früher wurde das Wort in einem quasi-pathologischen Sinne gebraucht, den es aber jetzt beinahe ganz verloren hat. „Wenn eine besondere Eigenschaft," sagt der alte Ben Johnson, „sich dermaßen eines Menschen bemächtigt, daß sie alle seine Neigungen, Kräfte, allen Geist in eine Richtung treibt, so nennt man sie mit Recht humour." Man sagt ja auch im Französischen „il a de l'humeur" von Einem, der sich von einem Gegenstand so absorbiren läßt, daß er davon unzufrieden und verbittert wird; im Deutschen: er ist „launisch".

Es gibt aber noch einen anderen Sinn für das Wort, den ich den literarischen nennen möchte; und ich gestehe,

daß ich nie begriffen habe, warum man nicht die Worte Laune und launenhaft anwendet, anstatt Humor und humoristisch. Was ist denn am Ende Humor anders, als die gute oder böse Laune des Individuums? Auf die Literatur angewandt, was ist es anders als die persönliche Stimmung, die Rührung des Augenblicks oder der momentane Eindruck, den man an die Stelle der Kunst setzt? Wenn ein Schriftsteller seine eigne Persönlichkeit über jeden Grundsatz, jede Regel erhebt; wenn er sich über jede geistige Disciplin hinwegsetzt, weder Plan noch Ordnung irgendwelcher Art im Auge, sich ohne vorgefaßten Gedanken, ohne bestimmten Gegenstand hinsetzt, um zu schreiben; wenn er, ohne sich an irgendwelche überkommene Form zu halten, eine Erzählung anfängt und durch Gespräche oder Betrachtungen je nach dem Zufalle seiner Einbildungskraft unterbricht; wenn er einen Gegenstand ohne Weiteres aufnimmt und dann wieder fallen läßt, nur weil ein anderer hinzugekommen ist, der ihn mehr anzieht; wenn er von dieser neuen Abschweifung wiederum zu einer frischen Parenthese übergeht, je nach den verschiedenen Gegenständen, die ihm der Zufall vor die Augen rückt, oder die Gedankenverkettung seinem Geiste vorführt; wenn er lacht und weint, gerade wie ihm selbst zu Muthe ist, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, ob das, wovon er spricht, allgemein trübe oder heitere Gefühle erregt; — wenn, um mich kurz zu fassen, ein Schriftsteller sich lediglich von seiner Laune führen läßt, so ist er ein Humorist. Wenn ich zu Deutschen redete, so würde ich den subjectiven Schriftsteller eigentlich den humoristischen nennen, im Gegensatz zum objectiven oder klassischen. Mit anderen Worten, wenn die Persönlichkeit

des Verfassers in einem Werke gar nicht zum Vorschein kommt, wie in der Ilias oder im Britannicus, so ist das Werk ein klassisches; sieht man dagegen nichts außer der Persönlichkeit, wie in Tristram Shandy, so ist es ein humoristisches. Es gibt aber zahlreiche Zwischennüancen zwischen diesen zwei Extremen: die Divina Commedia, Faust, Don Quixote, Timon von Athen, René, gehören einer Reihe von Geisteserzeugnissen an, die, da sie das Charakteristische beider an sich tragen und zugleich persönlich und unpersönlich sind, dem modernen Geschmack näher liegen, weil moderne Zeiten der Individualität eine Stelle eingeräumt haben, die ihr von den Alten nicht gegönnt wurde. In diesem Sinne verstehe ich auch die Worte Goethe's: „Der Humor ist eines der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben: er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt."

Bei Sterne nun waltet der Humor vor. Er macht auch selbst gar kein Hehl daraus. „In Wahrheit beherrscht mich meine Feder, ich nicht sie," sagt er irgendwo, und er gibt uns hundert Varianten dieses Bekenntnisses. Er prahlt damit, daß er ein Original sei, der nur seiner Inspiration folgt und sich allen augenblicklichen Stimmungen überläßt; und er schreibt die große Anzahl englischer Humoristen „der Unregelmäßigkeit und Unbeständigkeit des englischen Klimas zu." Die Abwesenheit irgend welchen Plans, die veränderliche Laune Sterne's, seine heftigen Ausfälle, sind Herrn Stapfer nicht entgangen; denn er sagt von ihm, daß „er sich wohl hüte sich vergessen zu lassen; er fordert uns ganz besonders zur Bewunderung seines Talents, seines Geistes und der Anmuth seiner Person auf. Er wünscht, wir

sollen wissen, daß er allein ein wirkliches Dasein habe; die kleine Vorstellung, die soeben stattfinden wird, sei an sich ganz und gar nichts, aber Er gebe sie."

Es ist nicht meine Absicht, mich hier auf die Frage einzulassen, woher es kommt, daß die Alten und die Franzosen so arm, England und Deutschland dagegen so reich an Humoristen sind. Noch weniger kann es mein Wunsch sein, eine erschöpfende Würdigung Sterne's zu geben; wohl aber liegt mir daran noch einmal festzustellen, wie nothwendig es ist, daß der Literarhistoriker die Persönlichkeit der Schriftsteller gehörig studire, namentlich wenn es sich um Humoristen handelt. Es ist erlaubt, die Person des komischen Dichters bei einem Aristophanes, einem Molière oder einem Fielding zu vergessen; während man keinen Augenblick die Individualität, ja nur das Temperament eines Swift, eines Jean Paul oder eines Sterne aus den Augen verlieren darf. Es mag uns wenig daran gelegen sein, zu wissen, ob Homer einen finsteren oder heiteren Charakter hatte, ob Racine reizbar oder empfindsam; Swift wäre aber geradezu unverständlich, wenn man nicht wüßte, daß er an Galle litt, Sterne, wäre seine Nervosität nicht bekannt.

Auch die „Predigten" Sterne's, an deren Aufrichtigkeit, trotz des seltsamen Tons der darin herrscht und der noch seltsameren Lebensweise des Predigers, nicht zu zweifeln ist, tragen einen wesentlich psychologischen Charakter und gehen sämmtlich von dem am Schluß des Jahrhunderts herrschenden Optimismus aus. Allerdings vermag sich der fremde und heutige Leser nur schwer einer großen Verwunderung über die durchaus weltliche Färbung dieser

Kanzelberedtsamkeit zu erwehren. Unwillkürlich denkt man dabei an die istruzioni der italienischen Mönche — den Unterschied, der zwischen beiden Religionen und Völkern liegt, natürlich abgerechnet —; gewiß weniger lebhaft und mäßiger gefärbt, versteht sich auch glatter in der Form und im Gefühl zarter, bleibt der Grundton dieser volksthümlichen Unterhaltungen der nämliche vertrauliche, vernachlässigte, gar wenig religiöse. Sicher ist es, daß wenn man unter den Kirchenrednern einen Verwandten für Sterne suchen müßte, Einem weder Bossuet, Bourdaloue noch Massillon einfallen würden, sondern Abraham a Santa Clara, aber ein Abraham a Santa Clara, der Montaigne gelesen und Voltaire studirt hätte.

Alles ist auch nicht unbedingt zu bewundern in Sterne's Roman. Die Bewunderer „Tristram Shandy's" sind, wie mich dünkt, gewöhnlich allzu nachsichtig gegen die vielen Plagiate des Verfassers. Die Stellen aus Rabelais, Daubigné, Burton, denen man bei Schritt und Tritt darin begegnet, sind nicht etwa mit dem Texte verschmolzen, es sind auch nicht vage Reminiscenzen, noch weniger Ideenkeime, die Sterne entwickelt hätte; nein, es sind geradezu wörtliche Entlehnungen, fremde Federn, mit denen sich der Romanschreiber schmückt, indem er auf die Unwissenheit der Leser seiner Zeit und seines Landes in Bezug auf solche ältere Schriftsteller rechnet. Uebrigens kann man nicht genug darauf hinweisen, wie künstlich und wie manierirt nicht nur seine Form, sondern auch seine Denkweise ist. Seine Methode, den letzten Keimen menschlicher Handlungen nachzuspüren, bis auf die zartesten Fäserchen der Charaktere zu zerlegen, seine berechnete Empfindsamkeit, seine leichtfließende

Thräne, die außerordentliche Erregbarkeit (man möchte sagen der Epidermis), die ihn dahin bringt, daß er sich selbst schließlich täuscht, wie ein Schauspieler, der sich so in seine Rolle hineindenkt, daß er sich am Ende einbildet, er empfinde die Gefühle die er spielt; der hyperraffinirte Charakter dieser Affekte, der verschwenderische Mißbrauch der Rührung, die Abwesenheit von Lebensfrische, die Possenreißerei, die häufig das Komische vertreten muß, die beständige Sucht nach Originalität in Ausdruck und Gedanken, die absichtliche Excentricität, endlich aber und vor Allem die krankhafte Zügellosigkeit Sterne's, jene lüderliche Ausgelassenheit, aus der keine ächte Leidenschaft, keine wahre Sinnlichkeit, ja sogar nicht einmal eine wahre Rohheit, sondern (man gönne mir den Ausdruck) einfache Polissonnerie spricht, das Alles wird gar zu leicht außer Acht gelassen von den lobpreisenden Kritikern des Romanschreibers, ja von Goethe selber, der sogar seine Lüsternheit „zierlich und sinnig" findet.

Ist nun aber die Behauptung Stapfer's begründet, daß „der Einfluß, den Sterne auf sein Jahrhundert oder sein Jahrhundert auf ihn hat ausüben können, ein sehr geringer war?" Sehr gering? Was man nicht Alles zu hören bekommt! Wäre Sterne wohl in irgend einem anderen Jahrhunderte, in irgend einem anderen Lande denkbar, als in dem der „Sonderlinge"? Und die Predigten, Tristram Shandy, die Sentimentale Reise, wären die ohne Swift und Addison, ohne Tillotson und Shaftesbury möglich gewesen? Ich habe bereits den Erfolg erzählt, den Tristram in London und Paris hatte. Dieser Erfolg war aber durchaus nicht flüchtiger Art. Wir wissen ja daß das servum imitatorum pecus nie ausbleibt und daß Frank=

reich, England und Deutschland eine ganze Nachkommenschaft von Yoricks und Tobys erlebte. Sterne's Roman war nach Robinson und Clarissa das populärste englische Buch in Frankreich: es wurde mehrere Male in's Französische übersetzt, und die ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller, Diderot voran, begeisterten sich für Tristram und die Reise. Die Thräne des Engels, der Tod Lefèvres wurden sprichwörtlich, man fing an über unglückliche Esel und verunglückte Wagen zu weinen: mit einem Worte, die Sentimentalität der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hat ihren Ursprung mehr in Sterne als in irgend einem anderen Schriftsteller; doch war die Wirkung Sterne's in Deutschland am allermächtigsten. Als Lessing im Jahre 1768 den Tod Winkelmann's erfuhr, sagte er: „Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte.“ Der erste war Sterne gewesen. Jean Paul wußte die Sentimentale Reise auswendig und hätte, ohne den englischen Humoristen, Siebenkäs und die Flegeljahre nie zu schreiben gewagt. Herder machte 1771 zu Straßburg eine wahre Propaganda für Sterne; der junge Goethe nannte ihn „den schönsten Geist der je gewirkt habe,“ und hielt dieses übertreibende Urtheil bis an's Lebensende fest; noch in seinem achtzigsten Jahre wiederholte er: „Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwicklung auf mich gewirkt haben,“ und nicht nur von sich selber, von der Menschheit spricht Goethe, wenn er sagt: „noch heute solle Jeder, der auf Bildung Anspruch mache, von Zeit zu Zeit seinen Sterne wieder vorsuchen, damit auch das XIX. Jahrhundert wisse, was ihm das XVIII.

schuldete und was wir ihm noch in Zukunft verdanken können." Hätte der jüngste Biograph Sterne's ein wenig um seinen Gegenstand herumblicken wollen, er hätte sicherlich nicht geschrieben: „die Wirkung, welche Sterne auf seine Zeit gehabt, oder welche seine Zeit auf ihn gehabt, sei eine ganz unbedeutende."

Druckerei der „Straßburger Neuesten Nachrichten", A.-G., vorm. H. L. Kayser.

Karl Hillebrand

Profile

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Vierter Band.

Profile.

Dritte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner
1907.

Profile

von

Karl Hillebrand.

Dritte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner
1907.

Druck von Georg Reimer in Berlin.

Frau Enole Mendelssohn

geb. Biarnès

in treuer Gesinnung und alter Verehrung

dargereicht

vom Verfasser.

Inhalt.

Statt des Vorwortes.

Ein Wort über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung.

Seit vor nun vierzig Jahren Börne und Varnhagen auch in Deutschland die Sitte eingeführt, ihre zerstreuten Aufsätze zu sammeln, hat die Kritik nicht aufgehört, solche Sammelwerke anzugreifen und streng zu verdammen. Nun begnügen sich aber gemeiniglich die herbsten Tadler, in einem solchen Falle die Vorrede und die Inhaltsauszüge des betreffenden Bandes zu lesen und, anstatt des Verfassers Ansichten und Behauptungen durch Beweise oder Tatsachen zu bekämpfen und womöglich zu widerlegen, ihm Irrtümer nachzuweisen, ihn auf Stilfehler aufmerksam zu machen — lauter Bemerkungen, die ein Schriftsteller, dem es ernst um seine Sache ist, immer mit Dank aufnehmen wird —, fangen sie meist damit an, die Tatsache selber einer Sammlung heterogener Aufsätze als eine Art Vergehen gegen das Publikum darzustellen. Diese Art von Kritik scheint mir eine durchaus unberechtigte: sind die gesammelten Aufsätze eines Autors nicht wert, aufbewahrt zu werden, so sage man es aufrichtig: quod licet Jovi, non licet .... nun, man kennt ja den Reim: was Rosenkranz und Zeller erlaubt ist, dürfen Treitschke und Sybel nicht tun; was man H. Grimm oder Gottfried Kinkel nachsieht, kann einem J. Scherr und einem L. Steub nicht gestattet werden; Börnes Theater- und Varnhagens Bücheranzeigen

hatten ein Recht auf Sammlung, selbst wenn es nur ein Dutzend eilig hingeworfene Zeilen waren; K. Frenzels oder P. Lindaus Besprechungen müssen in den rückständigen Jahrgängen der „National-Zeitung“ und der „Gegenwart“ vergraben liegen, und zwar weil wir der Meinung sind, daß jene einen bleibenden Wert haben, diese aber nicht. So verfährt die französische und die englische Kritik nicht mit dergleichen Bänden. Sie prüft die Aufsätze nach ihrem innern Gehalt und ihrer Form, aber es fällt ihr nicht bei, einen Band Aufsätze von Max Müller, H. Reeve oder Froude, von E. Scherer, Renan oder Taine einfach beiseite zu werfen oder ein „Sammelsurium“ zu nennen, weil sie früher schon in Zeitschriften, vielleicht gar in Zeitungen erschienen, oder weil sie verschiedene Gegenstände behandeln.

Es hängt diese auffallende Erscheinung wohl auch mit dem gewaltigen Respekt vor dem „Buch“ und der Geringachtung der Tagespresse zusammen, die noch vielfach im deutschen Publikum spuken. Ist diese Geringschätzung, ist jener Respekt auch durchweg berechtigt? Stehen unsere großen Zeitungen wirklich so tief unter einer „Times“ oder einem „Journal des Débats“, als man es danach annehmen sollte? Lassen sich angesehene und achtungswerte Schriftsteller in Deutschland noch immer nicht dazu herab, in Zeitungen zu schreiben, wie sie es in England und Frankreich tun? Oder, wenn sie hineinschreiben, sammeln sie sich nicht, arbeiten sie nicht so gewissenhaft und sorgfältig, wie ihre westlichen Kollegen? Muß alles, was in einem Tageblatt steht, auch Tagesarbeit sein? Wir glauben alle diese Fragen verneinen zu können: ein Blick auf das Feuilleton unserer

Blätter von altem Ruf beweist, daß die gute deutsche Presse vollberechtigt mit der guten englischen und französischen Presse in dieser Beziehung wetteifern kann, und es handelt sich hier ja nur um die gute Presse. Ganz ähnlich ist es mit den Zeitschriften. Wer nur immer eine gewisse Anzahl Essays in der „Revue des deux Mondes" oder der „Fortnightly Review" veröffentlicht hat, sammelt sie nach einer Weile und bietet sie dem Publikum in Form eines oder mehrerer Bände. Warum sollte dies den Mitarbeitern an den „Preußischen Jahrbüchern" oder der „Deutschen Rundschau" verboten sein?

Es liegt hier offenbar eine gröbliche Verkennung der Produktions- und Konsumbedingungen der Epoche vor. Unsere Zeit hat keine Zeit, und nur wenigen ist es heutzutage vergönnt, langatmige Bücher durchzulesen. Natürlich sprechen wir nicht von den Gelehrten, für welche eben die in Rede stehende Literatur nicht bestimmt ist. Die Muße ist ein Luxus, den sich keiner mehr gönnen kann. Wir alle arbeiten und haben wohl die Zeit, je nach der Natur unserer Arbeit einen Essay von dreißig Seiten oder einen Aufsatz von vier Spalten zu lesen; aber das Buch sparen wir für unsere freien Tage auf. Selbst dann wollen wir es nicht allzulang, nicht beschwert mit Anmerkungen, gefällig und fließend geschrieben, und bei mehrbändigen Werken lesen wir jeden Band bei seinem Erscheinen, weil wir den Mut nicht haben, ein Buch von fünf oder sechs fertigen Bänden in Angriff zu nehmen, wenn eben nicht, wie bei Gelehrten, das Bücherlesen die Facharbeit ist. Wenn nun Männer wie Macaulay oder Treitschke sich dazu hergeben, solche kleine

Kunstwerke zu schaffen, so wissen sie wohl, warum sie es tun, und glauben ihrer Würde nichts zu vergeben, weil sie sich an ein gebildetes, aber auf anderem Gebiet arbeitendes Publikum wenden. Sie suchen deshalb keineswegs die Wissenschaft zu vulgarisieren; sie wenden sich an philosophisch oder politisch, jedenfalls klassisch gebildete Menschen, und sie suchen die feinsten Gedanken in edelster Sprache auf Grund tüchtigsten Nachdenkens oder gründlichster Studien in diese zierlichen Schmuckkästlein einzuschließen, die dadurch oft gehaltvoller werden als manche dicke Bände von solchen, die nie Schillers Kunst des „weisen Verschweigens" gelernt.

Auch den höchsten Forderungen der Kunst suchen solche Essay-Schriftsteller, wenn sie anders den Namen verdienen, gerecht zu werden. Die Kritik spricht viel von der Einheit, welche ein Buch haben müsse. Das heißt mit Worten spielen. Ein Gemälde muß Einheit haben, nicht eine Gemäldesammlung. Warum nicht das Allerverschiedenartigste in einem Band zusammengedruckt sein könnte wie in einer Zeitschrift, ist durchaus nicht einzusehen. Jeder einzelne Aufsatz, und hätte er nur vier Seiten, soll komponiert sein, Anfang, Mitte und Ende haben, in schönem, abgerundetem Gleichgewicht alle Seiten des Gegenstandes je nach ihrer Wichtigkeit erschöpfend behandeln — aber daß das Buch — der Band — Plan und Gleichgewicht haben sollte, das ist eine Forderung, die nur von der Oberflächlichkeit und dem ganz äußerlichen Sinne dessen Zeugnis ablegt, der sie stellt. Auch hier ist also die Frage wieder nach dem Werte jedes einzelnen Aufsatzes, nicht nach der zufälligen Form einer Sammlung, und fast möchte man sagen, wenn man z. B.

an Sainte-Beuves 800 in dreißig Bände zerstreute Artikel denkt: je ungleichartiger, desto besser. Übrigens wollen wir damit weder das Bestreben derer entschuldigen, die durch den einheitlichen Titel eines Buches dem heterogenen Inhalt eine Einheit zu geben vermeinen, noch das Verfahren jener preisen, die durch anspruchsvolle Aufschriften das Publikum locken zu müssen glauben, anstatt ihre Sammlungen einfach und schmucklos „vermischte Schriften" oder „gesammelte Aufsätze" zu nennen, obschon man selbst bei diesen nicht weiß, ob sie sich nicht vielleicht gegen ihr besseres Wissen und Gewissen der ihnen von dem Verleger übermittelten Forderung des Publikums unterwerfen.

Man hat einem deutschen Schriftsteller vor kurzem seine naive Forderung: man solle seine Aufsätze lesen, wie sie geschrieben seien — stückweise — sehr übel genommen. Wir vermögen nicht recht einzusehen, was an dieser Forderung so Unerhörtes ist. Wird es irgend jemandem einfallen — si parva licet componere magnis — einen Band von Sainte-Beuves „Causeries du Lundi" oder Macaulays „Essays" von Anfang bis zu Ende in einem Zuge durchzulesen, von Montaignes oder Schopenhauers, Bacons und Humes Essays gar nicht zu reden? Man hat das Buch auf seinem Nachttisch, und liest heut einen Aufsatz über Bossuet, morgen über Warren Hastings, heut über Goethe, morgen über den heiligen Franziskus; man springt nicht sofort, nachdem man einen Aufsatz beendet, von Geschichte auf Philosophie, von Altertum auf Neuzeit, von Literatur auf Politik über; sondern man schlägt das Buch zu, denkt über das Gelesene nach, wenn es zum Nachdenken anregt, und schlägt

den Band andern Tages wieder bei einem andern Aufsatz auf: ein Aufsatz ist ja kein Kapitel.

Handelt es sich nun keineswegs darum, zu wissen, wo ein Aufsatz zuerst erschienen — niemandem ist es unbekannt, daß Sainte-Beuves unsterbliche Plaudereien, das unerreichte Muster dieser Gattung, Zeitungsartikel waren und allwöchentlich im „Constitutionnel" erschienen — sondern ob der Verfasser mit Ruhe und Überlegung geschrieben, und ob er etwas Aufbewahrenswertes geschrieben; ist es ganz einerlei, ob ein Band seine Einheit habe, wenn nur der jedesmalige Aufsatz sie hat, so ist es auch gleichgültig, welchen Vorwand der Verfasser benutzt hat, um seine Gedanken mitzuteilen, wenn nur die Gedanken wirklich die Mitteilung verdienten. Darum sollte man denn auch eigentliche Rezensionen nie sammeln, soweit sie nur speziell sind, und den besprochenen Schriftsteller oder sein Werk nicht unter allgemeine Gesichtspunkte stellen; ja man sollte sogar die kurze oder lange Analyse der Werke, welche zu einem Essay Gelegenheit geboten, in der Sammlung wo immer tunlich abschneiden; aber das Recht der Auseinandersetzung seiner Ansichten über Menschen, Ereignisse, Sitten usw. an die Anzeige irgendeines neuerschienenen Buches zu knüpfen, soll unbestritten bleiben, wie Macaulay (wenn ich nicht irre, in seinem Aufsatz über Machiavelli) es sich ganz unbefangen vindiziert, und wahrlich, es hat sich niemand darüber zu beklagen, daß ein mittelmäßiges Werk zu einem solchen Kunstgebilde den Vorwand gegeben. Auch hier also ist es immer wieder dieselbe Frage, welche sich der Kritiker aufzuwerfen hat: sind die mitgeteilten Ansichten originell, stichhaltig, anregend? nicht aber, hat

der Verfasser irgendeinen armen Büchertitel zur Etikette für seine Ware angenommen, ohne sich weiter viel um das Buch, das er anzeigt, zu bekümmern?

Weiter wird wohl eingewandt: wir hätten die Sachen ja erst vor kurzem in der Zeitung gelesen, oder wir könnten uns die Zeitungen, wo sie stehen, jeden Tag zusammensuchen. Nun ist das nicht gerade jedem bequem, und wenn die betreffenden Schriftsteller ehrlich in der Vorrede sagen, wie z. B. L. Ehlert und W. Ambros, H. Grimm und K. Frenzel: „Die Aufsätze sind da und dort erschienen", so hat sich auch der Käufer nicht zu beklagen, wenn er den Band kauft, anstatt sich mühsam die Blätter zusammenzusuchen, in denen Artikel des ihm liebgewordenen Schriftstellers stehen. Wer aber jene Aufsätze schon gelesen und sie nicht ein zweites Mal lesen will, braucht ja das Buch nicht zu erwerben. Auch hier wieder handelt es sich darum, den Leser zu befriedigen, ihm ein Wiederlesen der Arbeiten wünschenswert zu machen. Wer heute die Börneschen Pariser Briefe wieder liest, hat ein Recht, sich zu beklagen, weil eben jene Ergießungen demokratischer Galle heut absolut ungenießbar sind, während Heines in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte Briefe, obschon die politische Weltanschauung im Grunde dieselbe ist wie die Börnes, heute noch ebenso herrlich frischen Genuß gewähren als vor beinahe einem halben Jahrhundert.

Indes wir gehen noch weiter, selbst wenn Aufsätze nur eine einmalige Lektüre vertrügen, diese aber wirklich vertrügen, warum sollte der Verfasser dieselben nur den Abonnenten einer Zeitschrift oder Zeitung zukommen lassen? Warum sollte z. B. der Leserkreis der „Weser-

Zeitung" oder der „Kölnischen Zeitung" nicht auch gediegene Aufsätze der „Neuen Freien Presse" lesen und umgekehrt? Oder sollen sie sich deshalb auf alle die Blätter abonnieren, wo ein Schriftsteller, den sie schätzen, seine kleineren Arbeiten zu zerstreuen pflegt?

Wir kommen zu dem letzten heikelsten Punkte, dem Punkte des Interesses. Man klagt, namentlich in Aufsätzen, die freilich keinen Neudruck verdienten, die Essayisten gemeinen „Schachers" an, weil sie alles, was sie je in flüchtiger Stunde hingeworfen, ein zweites Mal verwerten wollen. Wenn aber Autoren anerkannterweise nur einen kleinen Teil ihrer periodischen Schriften auswählen, so können sie doch wahrlich nicht übertriebener Gewinnsucht beschuldigt werden, sondern höchstens schlechter Auswahl. Im übrigen hängt diese Anklage noch immer mit der alten Gewohnheitsansicht der Deutschen zusammen, derzufolge der Schriftsteller in einer so idealen Sphäre leben soll, daß das ärmliche Honorar und infolgedessen das Hungerleiden, zu seinen Ehrenpflichten gehört. „Der Priester lebt vom Altar", sagt der Franzose; und fast niemand gibt in London oder Paris einen Band heraus, der nicht erst stückweise in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen wäre, sei es, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Arbeit zu lenken, sei es, wie man mit liebenswürdigem Zynismus sagt, pour en avoir double mouture. Wir vermögen darin so wenig etwas Entehrendes zu sehen als darin, daß der vom Staate bezahlte Professor oder Physikus sich noch einmal von den Studenten und Kranken Kollegiengelder und Rechnungen zahlen läßt. Übrigens ist es Sache des Verlegers, zu entscheiden, ob er litera-

rische Erzeugnisse einer neuen Auflage wert hält oder nicht, denn im Grunde handelt es sich ja doch nur um eine neue Auflage in verändertem Format. Man erlaube uns ein Gleichnis: ein Juwelier kauft getragene Ringe und setzt aus den darin enthaltenen Steinen oder Perlen ein Halsband zusammen. Weder dem Käufer noch dem Verkäufer ist aus dieser veränderten Fassung irgendein Vorwurf zu machen; es handelt sich eben darum, und damit kommen wir ein letztes Mal auf unser caeterum censeo zurück, ob es echte oder falsche Juwelen waren, und wenn echt, von welchem Werte — es brauchen ja nicht immer Diamanten zu sein —; das übrige geht die Kritik nichts an.

Es wäre wirklich an der Zeit, dieser „gediegenen, tüchtigen, gründlichen" Kritik der Rezensenten, die wöchentlich zehn Bände anzuzeigen haben, die sie materiell nicht gelesen haben können, die Türe zu weisen, und die Kritik nur dann zu achten und zu beachten, wenn sie ehrlich und gewissenhaft zu Werke geht, d. h. eine Geistesarbeit nach ihrem Inhalt und ihrer Ausführung fragt, nicht nach dem Orte, wo sie steht oder gestanden hat. Hast du eigene Gedanken oder nicht? Hast du Kenntnisse erster oder zweiter Hand? Bist du Herr der Sprache und wie behandelst du sie? Sind deine Bilder lebendig? Sind deine Arbeiten extemporiert oder die Furcht der Lebenserfahrung, des Nachdenkens, des Studiums? Sind deine Gefühle und Eindrücke mitteilenswert, oder ist deine Persönlichkeit eine solche, deren Erlebnisse ganz uninteressant fürs Publikum sind? Bist du ein Händler in neu angestrichenen Gemeinplätzen oder gar ein speziöser Paradoxenjäger, der nur Effekt machen will? Widerstehen

deine Ideen auch einer tüchtigen Beweisführung der Gegner? Bist du Künstler, Gelehrter, Denker oder auch nur ein interessanter Mensch, oder bist du nichts von alledem? Bist du auch nur das, wofür du dich ausgibst, was es auch sein mag? Auf dies und nichts anderes hat der Kritiker das Recht, den Schriftsteller zu prüfen.

Eine solche Prüfung sollte sich jedoch, und zwar mit unerbittlicher Strenge, bei jedem einzelnen Artikel einer solchen Sammlung erneuern; denn nur allzuoft kommt es vor, daß der Herausgeber bei der Auswahl seiner Arbeiten nicht sorgfältig genug oder mit zu wenig Selbstkritik verfährt, und neben solchen, die ihres Gegenstandes oder der daran geknüpften Bemerkungen halber ein bleibendes Interesse haben, andere aufnimmt, die nur hic et nunc eine Bedeutung hatten und, als am Tage für den Tag geschrieben, in den Sammlungen, die wir hier im Auge haben, hätten ausgeschieden werden sollen. Für den Rezensenten freilich, wenn er diesen Unterschied machen wollte, welchen der Verfasser in seiner blinden Vaterliebe nicht zu machen gewußt, wäre es erforderlich, daß er den Band auch gelesen hätte, was er eben weder Zeit noch Lust hat zu tun. So fällt er denn gleich über den ganzen Band in Bausch und Bogen das Verdammungsurteil — oder, wenn er mit dem Verfasser befreundet ist, wohl auch das ebenso unterschiedslose Lobesurteil. Dies ist allerdings unendlich viel bequemer als die Analyse eines Buches zu geben und dem Publikum zu sagen, was es enthält, wie es gewissenhafte Organe der Kritik denn auch tun; — wir nennen nur „die Göttinger gelehrten Anzeigen", das „Literarische Zentralblatt", die „Revue Critique" und die „Academy". —

Aber wie viele solcher gewissenhaften Organe gibt es gegen die hunderte von literarischen Blättchen, welche allwöchentlich — man denke nur an das, was die „Saturday Review“ in diesem Fach leistet — in einem Aufsatze von zwei Spalten zwanzig bis dreißig neu erschienene Werke, jedes mit einem Dutzend Zeilen abtun! Doch berühren wir damit schon einen anderen Gegenstand, der vielleicht ein anderes Mal das Thema unserer Betrachtungen abgeben dürfte: das Thema vom Zustand unserer Wochen- und Monatspresse. Dezember 1875.

I.

X. Doudan.

Wer ist Herr Doudan? So fragte halb Paris, als im Sommer 1876 Graf d'Haussonville und S. de Sacy, denen sich der in orleanistischer Gesellschaft unvermeidliche Cuvillier-Fleury angeschlossen hatte, zwei Bände Aufsätze und Briefe der Öffentlichkeit übergaben, auf deren Titelblatt jener Name zu lesen war.[1] Wahrscheinlich hätte man nicht einmal jene Frage gestellt, geschweige denn das Buch aufgemacht, wäre nicht der feine und sichere Geschmack Sacys, der wohl was Gutes zu verkennen, aber nichts Schlechtes als gut anzuerkennen imstande ist, eine Bürgschaft gewesen, daß hier etwas Lesenswertes geboten würde. Auch versprach die Person des einführenden Grafen d'Haussonville dem Publikum sofort, daß der Vorgestellte aus bester Gesellschaft komme: denn Graf d'Haussonville ist bekanntlich der Schwiegersohn des Herzogs von Broglie und so zu sagen der geistige Testamentsvollstrecker des Hauptes der „Doctrine". Das öffnete gleich eine Türspalte in die Salons von Gurcy, Broglie, ja von Coppet, und verhieß etwelche Echos an Frau von Staël und Benjamin Constant, sowie die vollen Stimmen Royer-Collards oder Guizots. Mehr als alles

---

[1]) Ximenes Doudan. Mélanges et lettres, avec une introduction par M. le Comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy et Cuvillier-Fleury.

das wirkte ein früher kaum bemerktes Wort Sainte-Beuves, das in einer jener Einführungen des Unbekannten zitiert war. Der große Kritiker hatte irgendwo in einer Anmerkung mit der ihm eigenen wachsamen Klarsicht für alles Halbwahre, ein Urteil H. Rigaults gerügt, auch eine jener von der orleanistischen Gesellschaft in die Mode gebrachten Treibhauspflanzen, die der rauhen Luft der Öffentlichkeit nicht lange widerstehen. Dieser hatte von Chapelle, dem leichten und witzigen Freunde Lafontaines, gesprochen, „wie er von einem Tréville, Joubert oder Doudan sprechen würde, einem jener Geister „délicats nés sublimes" oder wenigstens geboren, alles zu verstehen, und denen allein die Kraft und die Geduld zur Ausführung fehlte, während Chapelle nur ein Faulpelz ohne Höhe und Ideal ist. Das allzu hoch gesteckte Ideal aber ist es ja gerade, was jene höchsten Feinschmecker entmutigt". Da Cuvillier-Fleury dies Lob des unerreichten Kenners in Erinnerung brachte, nicht ohne mit der ihm eigenen Schlichkeit hinzuzufügen: „Was Sainte-Beuve geschrieben hat, denke ich", so ward die Neugierde aller derer, welche nicht das Glück gehabt, in den dreißiger und vierziger Jahren im Hotel de Broglie aus- und einzugehen, nicht wenig gereizt; man öffnete die Bände, blätterte nicht ohne Enttäuschung in den Aufsätzen und las die 389 Briefe vom ersten bis zum letzten, ohne sie lassen zu können, wenn einen auch manchmal beim Lesen eine kleine Müdigkeit überschlich. Und so viele lasen diese Briefe, daß nach zwei Monaten eine neue Auflage nötig ward, ja daß die Freunde des gestern noch Unbekannten den Lesern zwei neue Bände mit nicht weniger als 320 weiteren Briefen bringen mußten.

Wer war Doudan? Ximenes Doudan, so sagen uns seine Freunde, war im Jahre 1800 geboren in Douai, dem flandrischen Athen, was sicherlich niemand geahnt hätte, der nur seine Briefe gelesen; denn etwas weniger Flämisches läßt sich nicht leicht denken. Wie jeder Provinziale, der sich fühlt, war er früh nach Paris gekommen und hatte freiwillig, wie so viele andere unbemittelte Jünglinge Frankreichs, das grausamste aller Martyrien auf sich genommen, ein Martyrium, das der gefeiertste lebende Dichter Frankreichs eigens besungen hat, das Deutschland so glücklich ist, nicht zu kennen, und gegen das Winckelmanns Prüfungszeit in Seehausen ein Paradies war: er bekleidete die Stelle eines Knabenaufsehers (vulgo pion, euphemistisch aber répétiteur genannt) am Gymnasium Henry IV. Es scheint eine harte und doch schöne Zeit gewesen zu sein, diese Zeit der Entbehrungen und der Jugendträume. Er verband sich eng mit den besten Gleichaltrigen, und einer der Überlebenden, S. de Sacy, schildert mit der behaglichen Wärme, die uns immer wieder mit ihm aussöhnt, wenn wir über die Enge seiner Urteile die Geduld zu verlieren im Begriffe sind, die Abende jener armen Jugend, so reich an geistigem Interesse, an Hoffnung, an ernster Arbeit. Ein glücklicher Zufall befreite Doudan aus dem Joche der Armut, ohne jenen inneren Reichtum zu beeinträchtigen. Gegen 1825 suchte der Herzog von Broglie einen Erzieher für das Kind seiner Schwiegermutter, Frau von Staël, aus ihrer späten Ehe mit Rocca. Man empfahl ihm den jungen Mann, und Doudan trat in das Haus ein, das er nicht mehr verlassen sollte: denn es fand sich, nach Beendigung seines Hauslehreramtes, daß er ein

Freund des Hausherrn geworden war; und als dieser erst Minister des Äußern, dann Ministerpräsident ward (1832—1836), folgte ihm der Schützling als Geheimsekretär und Kabinettschef. Nach dem Sturze der „Doctrinärs" trat er als maître de requêtes in den Staatsrat, den er indes auch bald wieder verließ, um ganz als Hausfreund der Familie de Broglie, sei es auf ihren Schlössern, sei es in Paris, zu leben. Obschon von zartester Gesundheit und stets über seine Gebrechen klagend, starb er doch als Zweiundsiebzigjähriger.

Man würde sich irren, sähe man in diesem einfachen Lebenslaufe eine Art verkappten Dienertums, in Doudan einen Hausabbé des vorigen Jahrhunderts. Der Insasse des Hotel de Broglie bewahrte seine vollste Unabhängigkeit. War zwischen dem reichbegüterten Erben eines glorreichen Namens und mächtigen Geschlechts und dem armen Privatgelehrten bescheidenster Abkunft keine volle Gleichheit möglich, so wußte der jüngere Mann doch die Überlegenheit in das Alter — Broglie zählte fünfzehn Jahre mehr als er —, den hohen Geist, die tiefe Bildung, die weite Welterfahrung des Herzogs zu setzen, als deren Anerkennung dem stolzgeborenen Menschen weniger kostet, denn die Anerkennung der Geburt, des Reichtums und der Macht, obschon Erbschaft und Erwerb ebenso bei den einen wie bei den andern Gütern ihre Rolle spielen. Ganz unbefangen stand er dagegen den Kindern seines Gönners — dem jetzigen Herzog de Broglie, dem Prinzen Paul, später Abbé de Broglie, der Gräfin d'Haussonville und deren Gatten — gegenüber. Die Briefe an den vielversprechenden Ältesten, der so wenig oder doch so ganz anderes gehalten hat, als er versprochen, gehören

zu den liebenswürdigsten der Sammlung: er behandelt den frühreifen jungen Mann, den er auch später noch fortfährt zu duzen, durchaus mit heiterer Laune, die indes die Mahnung so wenig ausschließt als das Urteil. „Ich finde Albert gar weltlich", schreibt er schon 1841 an die Schwester des damaligen Zwanzigjährigen. „Er ist immer bei den Großen. Er kommt nicht aus dem Ministerium des Äußern heraus, sagt man. Ich sehe, man mästet ihn, um einen Ministeriellen aus ihm zu machen. Ich bin nicht sicher, daß es gut ist, sich früh daran zu gewöhnen, der Regierung Recht zu geben. Es ist das eine jener Wahrheiten, die man erst anerkennen muß, nachdem die Erfahrung einen wieder und wieder darauf gestoßen."

Die Gesellschaft im Hause de Broglie, in Paris sowohl als in der Normandie und am Genfersee, war wohl in jedem Sinne die beste der Zeit zu nennen. Der Herzog selber war eben kein leichter Gesellschafter, und die Herzogin hatte nichts von der sprudelnden Lebendigkeit ihrer Mutter. Er vergaß nie, auch nicht an der Familientafel, was er sich als dem Chef der Doctrine schuldig war. Sie blieb bis zu ihrem Tode (1838), bei aller Güte und allem Verstande, die ungelenkige Methodistin, die sich nie recht im heiteren Frankreich zu akklimatisieren wußte. Heiter dagegen war das junge Volk, vor allem Graf d'Haussonville, der echte, muntere, stets zum Scherz aufgelegte Franzose. Jagden, Charaden, Liebhabertheater, bei denen Doudan natürlich den Souffleur abgab, waren an der Tagesordnung auf dem Schlosse Gurcy. Alle Schriftsteller und Politiker von Bedeutung, sofern sie nicht des Legitimismus und des Republikanismus verdächtig waren, ver-

kehrten bei dem Schwiegervater. Doch wehte ein gewisser Duft der Akademie und des Systems in den Salons, der die ganz freien, deren die französische Gesellschaft immer nur Wenige zählt, gleicherweise ferne hielt. Auch war man tugendhaft im Hotel de Broglie und dessen bewußt, vor allem aber fest überzeugt, daß niemand außerhalb seines Zauberkreises tugendhaft sein könne. Doudan selber scheint sich ein wenig in diese Auffassung hineingelebt zu haben, obschon er Biegsamkeit des Sinnes genug behielt, um z. B. einen Thiers zu verstehen und gern zu haben, auf den man in jener Atmosphäre mit Geringschätzung herabsah, weil er Kant nicht studiert hatte und kein Mann von „Gesinnung" war.

Eine freie, große, handelnde Persönlichkeit war Doudan darum doch nicht, wie man wohl aus dem Gesagten schon erraten haben wird. Dagegen war er treu, zartfühlend, taktvoll; obwohl kalt und zurückhaltend in der äußeren Erscheinung, wohl mit aus Schüchternheit. Seine Kreise im Umgange waren enge gezogen; er sprach wenig und nur mit den Vertrautesten, den Verstehenden; aber dann auch lebhaft, sagt man, und mit unwiderstehlichem Zauber. Gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten, zog er es doch vor, keine Pflichten und somit keine Verantwortlichkeit zu haben. Eine gewisse nervöse Ängstlichkeit geht durch sein ganzes Auftreten und offenbart sich in der peinlichen Sorgfalt für seine Gesundheit, die ihm von früh auf zu schaffen macht, wie in dem Schrecken, welchen ihm die deutschen Bomben und die Tollheiten der Kommune an seinem Lebensabend einflößen. Ja, gegen Ende wird der fein- und tiefangelegte Mann in politischen Dingen ein simpler trembleur — ein „Heuler",

wie man 1848 zu sagen pflegte, — der sich in nichts von dem letzten Gewürzkrämer unterschied, der für sein Lädchen zittert. Bei ihm kam alles zusammen: — Kränklichkeit, Feinheit des Geistes, Empfindlichkeit des Geschmackes, moralische Zartfühligkeit, natürliche Anlage zur Beschaulichkeit, ein auf die Elite der Nation beschränkter Umgang, — ihn vor aller Berührung mit der brutalen modernen Wirklichkeit zurückbeben zu lassen. „Wenn man keine eiserne Gesundheit hat, taugt man zu nichts", sagt er selbst. „Ich gebe ihnen mein Wort, wenn ich eine gute Gesundheit gehabt hätte, so würde ich ein ganz anständiges Geschöpf gewesen sein; aber nur Gott und ich wissen, wieviel Hemmnisse mir dieser elende kleine Organismus überall in den Weg legt. Ich möchte einmal alle die Leute sehen, die mir mit lauter Stimme sagen, ich befände mich vortrefflich, ich möchte sie einmal sehen, wenn sie genötigt wären, dieses kleine Netz von Spinnweben zu manövrieren, das meine Person ausmacht. Ich tue fast immer mein Bestes und gehe soweit meine körperlichen Kräfte es mir erlauben; aber wer kennt das Geheimnis der Kräfte seines Nachbars? Man betrachtet sich im Spiegel. Man findet, daß man volle Wangen, braune und belebte Farbe hat, man schlägt sich auf die Brust und es antwortet ein gleichmäßiger, voller Ton, der ein volles Leben verkündet, und man sagt sich: „Bah! Gibt's denn auch Kranke?"

Des armen Doudan Brust gab kein solches Echo, und kam ihm ein bischen Leben, so meint er, es sei „wie ein Lichtschimmer durch die zerbrochenen Scheiben eines kleinen, baufälligen und verlassenen Häuschens". Hier übertreibt er. Wie auch sein Leibeszustand sein mochte,

die klare Flamme seines Geistes ward nicht dadurch getrübt. Was sie nur beleuchte, Menschen, Taten, Werke, alles wird sonnenhell.

In Doudans Beschaulichkeit ist nichts vom Mystiker, aber auch nichts vom Skeptiker; dafür hat er zu viel Autoritätsglauben; denn er ist ein echter Träger der klassischen Tradition: der liebe Gott, die Moral, die Regierung, für ihn speziell die Julieregierung, die stehen unerschüttert und unbezweifelt über allem: was aber darunter vorgeht, das wird alles nach seinem wahren Werte geprüft und keine falsche Ware durchgelassen, dafür stehe ich. Es ist ein merkwürdiges Exemplar, dieser feine und durchdringende Doudan; mit seiner geschmackvollen und wohlwollenden Ironie, seiner Lebhaftigkeit und Allgemeinheit des Interesses, seiner Toleranz für alle Nuancen gesitteter Menschen und gesitteter Ansichten, mit seinem Ekel vor der Tagesliteratur und den Straßenpolitikern, der trotz seines Orleanismus aufatmet, wenn Louis Napoleon im Dezember 1848 wieder Beamte einsetzt, „die nicht die Gewohnheit haben, Spirituosen zu trinken, Pfeifen anzurauchen und sich mit Damen zu umgeben, die ihren Namen nicht nennen und die man nicht wiedergesehen hat" — es ist merkwürdig zu sehen, wie dieser weitaussehende und weitumsehende Mensch, so redlich dabei und so billig, der sich von nichts Unechtem täuschen läßt, das von außen hereinkäme, absolut alle Sicherheit verliert, wenn es sich um einen Freundeskreis handelt: große Namen wie die der herzoglichen Familie, große Worte wie die Guizots, große Berühmtheiten wie die A. W. Schlegels, den das Haus Broglie von Mme. de Staël geerbt, imponieren ihm so, daß er sich ganz

von ihnen blenden läßt und sein gesundes Urteil zu Hause läßt.

In der inneren, zumal aber der auswärtigen Politik hat der Mann seit 1848 nichts gelernt: die Welt ist ihm beim Ministerium Guizot stehen geblieben: der große Strom der Demokratie, der entfesselte Verkehr, die unwiderstehlichen Nationalitätsentfaltungen, die ganze moderne Politik, wie sie unterm zweiten Kaiserreiche die Weltgeschichte erobert, ist ihm unverständlich, eitel Ideologie; er bleibt auf dem Standpunkte der „spanischen Heiraten“ und meint, damit sei er der Tradition Richelieus getreu. Es wird ihm ganz unheimlich zu Mute, wenn die Cavours, Garibaldis, Bismarcks am Horizonte aufsteigen, und er zieht sich in den vornehm behaglichen Salon zurück, wo die gebildetsten und feinsten Geister Frankreichs in heiter witzigem Gespräche mit französischer Lebhaftigkeit, über Tisch, oder nach Tisch, am flackernden Kaminfeuer, literarische, religiöse, philosophische, vor allem psychologische Fragen fast leidenschaftlich erregt erörtern. Wie sollte er sich hinauswagen in die rauhe, kaltfeuchte Luft, wo's Hiebe setzt und nasse Füße? Auch die instinktive Furcht vor allem Übertriebenen in Meinung, Ausdruck und Gefühl hing vielleicht mit dieser angeborenen und allzusehr gepflegten Zurückhaltung zusammen, und jene Scheu mag ihn wohl auch zum Teil vom Schriftstellern abgehalten haben, doch nur zum Teil; denn was ihn, den Hochbegabten, den von so vielen bedeutenden Männern willig Anerkannten, hauptsächlich lich von jeder Veröffentlichung abhielt, war zweifelsohne eine gewisse ablehnende Vornehmheit, eine aristokratische Geringschätzung des Publikums, ein Ekel vor

seiner Roheit, seinem Lärmen. Indes kam immerhin eine gewisse Faulheit und eine gewisse Impotenz dazu. Der Mann, der selbst so vielen Berühmtheiten der Zeit vice cotis diente, wollte nicht gern selber etwas Mittelmäßiges geben; und er wußte, was mittelmäßig war, selbst wenn Er es geschrieben.

Denn mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe fühlte er, daß es ihm an der Macht des Schaffens fehlte, und doch hatte er nicht den Fleiß, nicht die unüberwindliche Liebe zur Darstellung, um, wie Lessing sagt: „Alles durch Druckwerk und Röhren aus sich heraufzupressen", und so die lebendige Quelle zu ersetzen, „die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt". Dies raubt denn auch den hier veröffentlichten Briefen einen großen Teil ihres Reizes, obschon der absolute Gehalt an Geist ungleich größer ist als in den meisten Briefsammlungen berühmter Männer. Denn mit etwas muß der Mensch zahlen, wenn er das Interesse seiner Mitmenschen in Anspruch nehmen will. Hat ein Mann durch seine Taten keine Spuren in der Geschichte zurückgelassen, so verlangen wir gegenwärtige Persönlichkeit oder bleibende Werke. Sonst entbehrt die witzigste Korrespondenz leicht des nachhaltigen Reizes. Hier liegt ja gerade der Unterschied zwischen der Leistung für die Öffentlichkeit und der Privatmitteilung: jene hat ihren Wert für sich, selbst abgelöst vom Individuellen, wenn schon dasselbe immerhin den Wert erhöht; diese braucht durchaus jene objektive Leistung zur Folie, sonst gewinnt sie keine allgemeine Bedeutung, und nur die lebendige Persönlichkeit kann einem diese Folie ersetzen. So hören wir einen

Dilettanten bewundernd in unserm Hause, wünschen, das Publikum könne dies Talent mitgenießen, und finden uns oft gewaltig enttäuscht, wenn der Freund, den Bitten nachgebend, in die Öffentlichkeit tritt und den erwarteten Beifall nicht erntet. Nun ist es freilich unmöglich, aus Doudans Briefen nicht die treue, aufrichtige, reinliche, sittliche Natur des Menschen herauszufühlen; aber es bleibt da doch immer ein Vermutetes, Abgezogenes, kein Gewisses, Lebendiges. Die Briefe müssen für die Freunde des Mannes, denen er gelebt, durch sein bloßes Dasein etwas gewesen ist, unschätzbar sein; dem Fremden sagen sie, trotz allen Geistes, nicht genug: er möchte wissen, was der witzige und feine Kopf Positives leisten konnte, und da fühlt er sich auf ein paar Essays angewiesen, die eben diese Forderung nicht befriedigend erfüllen.

Die Herausgeber der Briefe Doudans haben in der Tat ihrem Freunde keinen guten Dienst erwiesen, indem sie seiner Korrespondenz fünf kritische Aufsätze vorangeschickt, welche er zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Blättern veröffentlicht hatte. Nicht als ob die Sitte unserer Tage, vereinzelte Essays, selbst rein kritische, wieder zu drucken und zu sammeln, eine unberechtigte wäre: recht im Gegenteil ist ja der Essay die eigenste literarische Form unserer Zeit; aber er ist ein Genre, wo die Gefahr nahe liegt, entweder in den einfachen Bericht zu verfallen oder sich, im Halbbewußtsein der Vergänglichkeit des losen Blattes, auf dem man schreibt, und der Flüchtigkeit, mit welcher der Leser es durchlaufen wird, selber zu einer gewissen Flüchtigkeit verführen zu lassen. Hier ist also bei der Wahl strengste

Selbstkritik und, treffen die Freunde die Wahl, wie hier, strengste Freundeskritik notwendig. Ein Aufsatz, der uns so nach Jahren wieder vorgesetzt wird, muß ein eigenes Produkt sein; sonst können wir nichts damit anfangen. Es gibt aber viele Arten, produktiv zu sein, auch in einem kritischen Aufsatz, und selbst ohne die Macaulaysche Freiheit zu nehmen, bei Gelegenheit eines neuerschienenen Werkes seine eigenen Ansichten zu entwickeln, ein eigenes Werkchen über denselben Gegenstand zu schreiben. Auch die Sainte-Beuvesche Kritik ist produktiv und wir lesen seine zwanzig bis dreißig Bände kleiner Aufsätze stets mit Genuß und Vorteil wieder: er weiß eben mit so einziger Kunst jedem Autor sein bewußt oder unbewußt umgenommenes Kostüm abzustreifen und uns denselben in seiner nackten Gestalt zu zeigen, daß er etwas Positives leistet, das kaum einem Originalwerke an bleibendem Werte nachsteht. Oder aber, ein Lessing entwickelt an einem Werke, dessen Vorzüge und Fehler er analysiert, eine ganze Theorie der betreffenden Kunstform und produziert so ebenfalls das bleibendste in der flüchtigsten Erscheinung. Ja, selbst ein Varnhagen, der uns mit klarem Blick und sicherer Hand ein Werk resumiert und oft aus dem unwirtlichsten Chaos glückliche und fruchtbare Gedanken herausholt, um sie zu einem Ganzen zu ordnen, schafft in einem gewissen Sinne. Wenn aber Doudan, auch im fließendsten und geschmackvollsten Stile, mit schöngewählten, natürlichen Bildern und mit hellem Witze, einige Arabesken zu Rossi und Viktor Hugo, zu Kant und Reid hinwirft, aus denen wir weder die Personen noch die Gedanken Rossis und Viktor Hugos, Kants und Reids und noch weniger die Person und die

Gedanken Doudans voll heraustreten sehen, so ist das eben Champagnerschaum ohne Champagner, mit dem uns, in bezug auf Gedanken und Getränke höchst positiven, deutschen „Schwärmern" nicht gedient ist.

Das Wenige, was von Doudans eigener Weltanschauung in diesen losen Blättern zutage tritt, finden wir weit angenehmer, weil anspruchsloser, in den Briefen wieder. Der konventionelle philosophische Spiritualismus, dem wir begegnen, ist ganz der aller französischen Gymnasiallehrer, welche das Lehrerseminar von Paris seit Cousin geliefert hat, ohne des Meisters Beredtsamkeit, allerdings auch ohne die Beredtsamkeit des Meisters zu verwässern, wie so viele seiner Schüler; man glaubt eine Seite von Jouffroy zu lesen, aber ohne Jouffroys Temperament, das so angenehm über die Sterilität des Gedankens täuscht: kein Argument, keine These, die mit sicherer Hand ergriffen und festgehalten wäre: alles geht auf ungefähres hinaus, während man sich doch nicht wenig auf seine Präzision einbildet. Die Schärfe ist eben nur in der Form, nicht im Inhalt: die genauen Umrisse können uns nicht darüber täuschen, daß wir Ton, nicht Marmor vor uns haben. Der Grundgedanke dieses ganzen akademischen Spiritualismus, der sich ein so tiefsinniges Ansehen gibt und so vornehm auf Träumer wie auf Materialisten herabsieht, ist eigentlich der, daß die stillschweigende Konvention, der zufolge ein gescheidter Franzose des 19. Jahrhunderts doch nicht mehr an die Dreieinigkeit glauben kann, aber Anstands halber den lieben Gott und die unsterbliche Seele nicht über Bord werfen darf, „der Weisheit letzter Schluß" ist. Hier wird nur der consensus hominum unter dem Namen der

Phantasie und der Empfindung angerufen, um dem Verstand in seiner Not beizustehen; aber diese Phantasie und diese Empfindung stellen sich doch als nichts anderes heraus, denn als die uns von Jugend auf eingepfropften Begriffe und aufgezwungenen Gewohnheiten.

Ein ähnlicher Konventionalismus und — sagen wir's nur — eine ähnliche Denkfaulheit und Denkschüchternheit liegt auch den Ansichten zugrunde, die Doudan hier über das Prinzip des Strafrechts und über Poesie und Literatur, namentlich fremder Völker, äußert. Es sind die alten fadenscheinigen Reden über die deutsche Nebelhaftigkeit und die englische Regellosigkeit, genau wie alle professeurs de rhétorique Frankreichs sie seit sechzig oder siebzig Jahren ihren Schülern halten, nur mit mehr Geschmack und Originalität in der Sprache; man sollte glauben, die Leute hätten ihren Begriff von deutscher Poesie aus der Messiade geschöpft, so reden sie von Unklarheit des Ausdrucks und der Gestalten in unserer Dichtung, und ich habe Doudan wirklich in Verdacht, „Wallenstein" und „Iphigenie" nur in der Übersetzung oder aus Frau von Staëls „Deutschland" zu kennen, ja vielleicht gar dies Buch nur bis zu den Kapiteln über Klopstock und Herder gelesen zu haben: wie hätte sonst er, der klare, geschmackvolle Kopf, die unübertroffene Wirklichkeit Goethescher Gestalten und Schillerscher oder Lessingscher Sprache zu verkennen vermocht?

Natürlich fehlt dann das obligate selbstgefällige Spiegelbild des französischen Geistes mit seinem bon sens, seiner Klarheit, seiner Feinheit nicht, ein Geist, der bekanntlich im 17. Jahrhundert seinen vollendetsten Ausdruck gefunden. Schade nur, daß die heutigen Klassi-

zisten immer vergessen, wie kühn und eigenartig jene Klassiker zu sein wagten, über die sie sich nicht hinauszugehen getrauen, wie kühn und eigenartig im Gedanken ein Fénelon, wie kühn und eigenartig in der Sprache ein Bossuet, wie kühn und eigenartig in beidem, in Gedanken und der Sprache, ein Régnier, ein Pascal, ein Molière, ein Lafontaine, ein Larochefoucauld, zu sein wagten. Wie frei die großen Franzosen aus Ludwigs XIV. Zeiten in literarischen Dingen dachten, hätte doch einem Doudan nicht entgehen sollen, der sie nocturna manu und diurna zu durchblättern pflegte und dem sicherlich Pascals „Gedanken“ — auch die über den Stil — nicht unbekannt sein konnten. Aber vielleicht hätte er sich vor diesen ebenfalls bekreuzt, wie er es vor Fénelons Ketzereien in dem „Brief an die Akademie“ tut, der ihn fast ebensosehr entsetzt als V. Hugos literarisches Glaubensbekenntnis in der Vorrede zum „Cromwell“. Indes auch Männer des großen Jahrhunderts, die nicht wie Fénelon in der Einsamkeit ihren Sonderlingsideen nachhingen, selbst solche, die sich an der Versailler Sonne wärmten, wagten freier als die heutigen Klassizisten zu denken. Gehörte wohl auch Labruyère zu Doudans Vertrauten? Und wenn so, ist der Rigorist nie stutzig geworden, wenn er las: „Es gibt Künstler, deren Geist so weit ist als die Kunst, die sie üben. Sie geben ihr an Genie und Erfindung mit Wucher zurück, was sie von ihr und ihren Grundsätzen empfangen. Sie gehen über die Kunst hinaus, um sie zu adeln, entfernen sich von den Regeln, wenn diese nicht zum Großen und Erhabenen führen; sie gehen allein und ohne Gesellschaft, aber sie steigen hoch und dringen weit vor, immer ihrer

selbst sicher, immer durch den Erfolg in der Überzeugung befestigt, daß man oft Vorteile aus der Unregelmäßigkeit zieht. Les esprits justes, doux, modérés — ich fühle mich unfähig, diese Worte zu übersetzen — kommen ihnen nicht nur nicht nach, bewundern sie nicht nur nicht, sondern verstehen sie nicht einmal und möchten es ihnen noch weniger nachtun. Sie bleiben ruhig in den Grenzen ihrer Sphäre, gehen bis zu einem gewissen Punkte, welcher die Schranke ihrer Fähigkeit und ihrer Leuchte bildet; sie gehen aber nicht weiter, weil sie drüber hinaus nichts sehen. Sie können zum höchsten die Ersten einer zweiten Klasse sein und sich im Mittelmäßigen auszeichnen." Ich fürchte, das war ein wenig der Fall mit Doudan: und es sollte mich sehr wundern, wenn ein anonymes Wort Sainte-Beuves, das man in des Kritikers Heften fand, nicht auf den Freund der Broglieschen Familie ging: „Er hatte Feinheit (de la distinction); aber wie feine Geister, die fühlen, daß sie nicht viel Breite (étoffe) haben, hatte er sich früh enge gemacht."

Viel bedeutender als jene fünf Essais des ersten Bandes ist der Aufsatz, mit welchem der vierte Band der Briefsammlung schließt: eine in ihrer Art vortreffliche Abhandlung über die Umwälzungen im Geschmack; allein die Art hat eben selber von den Umwälzungen im Geschmack gelitten. Unsere Generation liest nur noch mit Ungeduld derlei akademisch-methodische Erörterungen über abstrakte literarästhetische Fragen. Sollte aber die Zeit wiederkommen, wo man die Abhandlung des Longinus über das Erhabene mit Leidenschaft liest, so wird sie auch Doudans Aufsatz über die Geschmacksstörungen und deren Ursachen gewiß eifrig zu Rate ziehen. Warum

die Herausgeber den versprochenen und viel angepriesenen Aufsatz über die Kompositionskunst nicht gegeben? Haben sie vielleicht selbst beim Wiederlesen gefunden, daß ihre Jugenderinnerungen ihnen einen Streich gespielt und daß die Zeit, von der ich eben geredet, noch nicht wiedergekommen ist?

Aber wir wären nicht nur ungerecht, wir wären perfid, wollten wir bei dem Schriftsteller Doudan verweilen und den Briefschreiber Doudan nur nebensächlich berühren. Noch einmal, es ist nicht seine Schuld, wenn er uns von allzu eifrigen Freunden als Schriftsteller vorgeführt wird. Er wollte es nie sein; und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht auch jene fünf Aufsätze, die der Briefsammlung vorausgehen, ihrer Zeit anonym in die Welt geschickt wurden, um guten Bekannten, die ein Buch verbrochen hatten, einen Liebesdienst zu leisten; jedenfalls schrieb er schon bei Übersendung seines ersten schriftstellerischen Versuches (1830) über die französische Romantik an Guizot: „Ich möchte gern den Namen des Verfassers verbergen. Sie werden finden, daß das nicht wenig der Prätention des guten Spießbürgers gleicht, den niemand kannte und der durchaus inkognito reisen wollte."

Also vom Briefschreiber Doudan sollte ich jetzt reden. Das ist aber leichter gesagt als getan. Wer beschreibt einen leichten und doch kräftigen Wein, feinster Blume und anregendsten Feuers? Ein Tropfen auf der Zunge würde mehr davon sagen als alle Analysen des Chemikers. Aber auch den darf ich nicht geben: denn ich müßte jede Zitation übersetzen, d. h. dem Wein alle seine Würze nehmen und Wasser dazu gießen. Auch wüßte man wirk-

lich nicht, wo anzufangen und wo aufzuhören, so sprudelt alles von frappanten und doch ganz ungesuchten Gedanken, Bildern, Eindrücken, Beobachtungen aller Art, und man überrascht sich alle Augenblicke auf dem Neid, sein eigenstes Gefühl auf diese Weise von einem andern ausgesprochen zu sehen, während man doch stolz darauf sein sollte, daß ein so eminenter Kopf dasselbe gedacht und ein so edles Gemüt dasselbe empfunden hat, was man allein gedacht und empfunden zu haben glaubte. Man muß die Briefe eben selber lesen, im Französischen lesen. Sie erinnern oft an die besten Seiten der Sévigné, namentlich in den lebendigen, gedrängten Schilderungen und Anekdoten; doch sind sie anspruchsloser, einfacher. Die Sprache ist unnachahmlich in ihrer Feinheit und Lebendigkeit. Es ist wie die lebhafte Plauderei eines geistreichen Menschen, die ein Stenograph im Nebenzimmer niedergeschrieben hätte. Alles funkelt von Witz und es ist kein Wortwitz, sondern echter Gedankenwitz. Dabei nie ein roher Ausdruck, noch weniger eine rohe Gesinnung. Alles ist reinlich drinnen und draußen. Eine gewisse vornehme Ironie ist über das Ganze ausgegossen, namentlich wo von der Politik und ihren plumpen Händen die Rede ist oder von literarischen Tagesmoden und moderner Ruhmfabrikation. „Sie gehen grosso modo zu Werke. Grosso modo ist das Geheimnis der Erfolge in dieser Welt. Man muß sprechen, verstehen, handeln Grosso modo .... Während Ihr bewegt und bebend einen Schmetterlingsflügel betrachtet, haben Euch die Zyklopen schon zehn gebratene Hühnerflügel verschlungen. Die Welt geht schnell und nimmts nicht allzu genau. Wenn ihre schwerfälligen, mit Walfischöl geschmierten Räder

den zarten und leichten, in den Diamant geschnittenen Räderchen begegnen, die sich schnell und geräuschlos auf geglätteter Achse drehen, so gibt's einen Stoß; aber die Räderchen sind doch von Diamant und brechen nicht."

Bei aller ablehnenden Zurückhaltung horcht der feinlächelnde Zuschauer indes doch auf alles, was vorgeht: auf jeder Seite hören wir das Echo einer bewegten Zeit: Bücher, Ereignisse, Menschen gehen an uns vorüber und auf alles fällt ein rascher Strahl seiner Blendlaterne. Wer glaubt nicht Thiers selber zu hören, den jungen Thiers, wenn er bei Tisch über Algier spricht: „Man sah in seinen Reden die Araber verhängten Zügels alle Hügel Afrikas herunterstürmen und das französische Fußvolk mit seinem abgemessenen Feuer den Sturm zerstreuen, der von den Bergen heruntertost; dann die Erinnerungen an die Armee von Ägypten und die gekrümmten Säbel, und die Turbane der Mameluken, und die Namen von Heliopolis und den Pyramiden, und die römische Legion gegen die numidischen Reiter." Ein alter Herr, der das alles mit anhört, nähert sich und spitzt die Ohren „wie Hiobs etwas mageres Pferd, das den Boden stampft beim Ton der Trompete", und ein anderer sagt: „Sonderbar; ich bin seiner Ansicht nicht, aber der kleine Mann gemahnt mich doch an die Art und die Handbewegung und die Lebhaftigkeit der Rede des Kaisers — an den Tagen, wo er ein wenig unvernünftig war."

Dann lese man wieder dies Urteil über Lamennais, dem das treffende Wort vorausgeht: „Wenn man nichts weiß, glaubt man nur allzu leicht, man habe neue Ideen." „A propos, man sagt, M. de la Mennais habe selber einen neuen Band gedacht. Was wiederholt er

wohl darin? Und wen will er auffressen? Ist es eine Abhandlung über die gebieterische Notwendigkeit, seine Feinde beim Lichte des Evangeliums zu erwürgen? Was für ein hübsches kleines Lämmchen, dieser Rhetor! Übrigens sind seine Bücher immer genau so eingerichtet, wie die Prozessionen bei den Autodafés. Höchst angenehme Gesänge, schöne Blumen, schöne Kerzen, herrliche Meßgewänder, die glänzen wie Schmetterlingsflügel, schöne Sprüche aus der heiligen Schrift von schönen Stimmen vorgetragen, unter einem schönen Himmel, und am äußersten Ende, in der Perspektive, ein schöner Scheiterhaufen von drei Klaftern Holz, schön angezündet, um darauf seinen Herrn oder seinen Diener zu verbrennen, je nach dem Geist der Zeiten! Der Teufel hole ihn!" Und nicht allein die Mitlebenden, Viktor Hugo, „ein Michel Angelo in Porzellan", George Sand, Lamartine und hundert andere, müssen dem Skizzenzeichner sitzen, auch historische Persönlichkeiten weiß er in wenig Strichen hinzuwerfen.

„Sie hat", sagt er von Frau von Maintenon, „ihren Weg gemacht, sachte, geräuschlos, mit einer unermüdlichen Sanftmut und einer unbesiegbaren Ausdauer. Sie hat erst alle möglichen guten Gefühle erheuchelt und sie am Ende wirklich empfunden. Im Gegensatz zu dem, was man gemeiniglich von ihr glaubt, bin ich sicher, daß sie mit sechzig Jahren besser war als mit dreißig. Zudem, da die Welt sich durchaus nicht für sie interessieren wollte, hatte sie sie gezwungen, sich schließlich unter ihren eigenen Schutz zu nehmen. Sobald sie ihr kleines königliches Glück gemacht gehabt, hat sie eingesehen, daß auch das nicht der Mühe lohnt und hat, ganz

aufrichtig, die Bahn der Entsagung betreten. Um zu entsagen, muß man sein Teil an der Welt gehabt haben. Sie hat damit angefangen, sich selber das Teil zu verschaffen, da man ihr nicht dabei half, und dann hat sie gesehen, daß sie ein Werk getan, das trügerisch ist, und als die vernünftige Person, die sie war, hat sie ihr Teil anderswo gesucht, etwas traurig und düster, wie ein Müder, der viel und unnütz gearbeitet."

Wie die Porträts, so die Schilderungen und Urteile, die meist wieder Schilderungen werden und in denen er stets auf feinste Weise den Menschen im Schriftsteller hervorkehrt, da ihn bei jedem Schriftwerke die Individualität des Autors viel mehr interessierte als der Gegenstand — wohl nicht immer mit Unrecht. Nachdem er Sainte-Beuves „Port Royal" gelesen, meint er: „Der treffliche Sainte-Beuve bediene sehr wohl die Messe M. de St. Cyrans. Er geht auf den Zehenspitzen in der stillen Kirche; er zündet die Kerzen an; er läutet die Glocken. Er geht bescheiden spazieren längs des Teiches von Port Royal; vorübergehend macht er der Mutter Angelika eine tiefe Verbeugung; denkt auch ein wenig an die Herzogin von Longueville; M. Nicole jedoch sagt von ihm, es sei ein Samenkorn, das auf ziemlich gute Erde gefallen, das aber die Vögel des Himmels vor der Zeit wegtragen." Reizend ist auch die Seite über den guten Abbé Bautain, dem sein Bischof auseinandersetzt, daß die Vernunft gar nicht so unvernünftig ist, als es behauptet wird, daß sie dem Glauben recht gute Dienste leisten kann, um zur Erkenntnis Gottes zu gelangen; ebenso über George Sands „Lettre d'un Voyageur" von deren falschem Pathos er sich nicht einen Augen-

blick überrumpeln läßt, wie wir andern es doch alle mehr oder weniger uns haben geschehen lassen. Überhaupt ist sein literarisches Urteil sehr sicher und fest, obschon auch es bisweilen verdunkelt wird, wie wenn er Edgar Quinets Rhetorik, die sicherlich der Lamennais' nichts nachgab, bewundert, oder wenn er von der pompe du langage in „Hermann und Dorothea" spricht, wenn er meint, man stehe bei Goethe nie auf dem festen Boden der Wahrheit, und wenn er bei Dante nur „energische und bizarre Karikaturen" findet. Hier kommt eben doch immer wieder der Stockfranzose heraus, dessen Eigentümlichkeit gerade in dieser Begrenzung liegt: „sobald er weiter will, sieht er nichts mehr", um La Bruyères Wort zu wiederholen und ohne zu vergessen, wie viele Geister Frankreich hervorgebracht, die keine Stockfranzosen waren. Aber innerhalb dieser Grenzen ist er anmutig, witzig, belebt, verständig, harmlos, geschmackvoll; das Ideal eines gesitteten und heiteren Gesellschafters, bei dem einem die Zeit nie lang wird.

Doudan selber fühlte sehr wohl diese nationalen Grenzen und hielt sich auch meist darin, wie er auch jene andere, ihm persönliche Grenze fühlte, die ihn vom tätigen Leben ausschließt. Liest man seine wohlgefällige Schilderung der kleinen Provinzialstädtchen mit ihrer Kapitelstraße — „in jeder Provinzstadt ist eine rue des chanoines" — und kommt dann zu der drastisch spöttischen Beschreibung eines Wahltages, wo der Schloßherr vors Tor geht und den aufgescheuchten Wählerhühnchen die Brosamen hinwirft, um sie anzulocken, so sieht man sofort, wohin sein Sinn stand. Und es war nicht nur nervöse Ängstlichkeit und Furcht vor derber Berührung,

es war wirklich eine weitere und tiefere Weltanschauung, welche ihn von der zufälligen Wirklichkeit mit ihren Leidenschaften und Vorurteilen und Augenblicksinteressen ab-, zur Betrachtung der ewigen Menschennatur und des eigenen Selbst hinwandte: „Was die Welt anlangt, so bin ich dies Jahr vollends zu einer Verachtung derselben gelangt, welche der Langeweile gleichkommt, die sie mir immer eingeflößt", schreibt er 1840. „Alle kleinen Fehler eines jeden unter uns werden Laster darin, durch eine Art Ansteckung, die in jeder großen Vereinigung von Menschen liegt, aus demselben Grunde, aus dem der Typhus in einem großen Spitale entsteht, in das jeder nur ein kleines unschädliches Fieber mitgebracht hatte. Ich könnte predigen über die Welt. Setzt einen Menschen in ein hübsches kleines Haus am Eingang irgend eines einsamen Tales, mit einem halben Dutzend guter Bücher, so wird er wohlwollend sein, milde, hilfreich für seine Nachbarn jenseits des Flusses; mit einer Wehmut (serrement de cœur), die ihm unerklärlich ist, wird er den Rauch betrachten, der aus den fernen Wohnungen aufsteigt, die Sonne, die untergeht, den Schnee, der fällt, oder die Blumen, die wachsen. Führt ihn sechs Wochen lang in einen Pariser Salon, und er wird ein Lästermaul werden, hart, hochmütig, wenn er der Stärkere ist; niedrig, wenn er der Schwächere ist; er wird bis in den Grund seiner Seele denken, was es Mode ist zu denken; er wird zehn Jahre Einsamkeit brauchen, um nur notdürftig wieder die Unabhängigkeit und den Frieden seines Geistes zu erlangen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Welt und der Teufel eins und dasselbe sind, auch habe ich die Welt langweilig

gefunden wie den Teufel.“ Moralisch hat Doudan immer in jenem friedlichen Tälchen gewohnt. Weder er noch seine Leser gewinnen dabei, wenn er es zuweilen verläßt, um „mitzutun“.

H. de Balzac.

I.

Der langerwartete Briefwechsel Balzacs scheint bei dem Publikum nicht die Gunst gefunden zu haben, auf welche die Freunde des Romanschreibers gerechnet hatten.[1]) Die Frage ist nur, an wem die Schuld dieser kalten Aufnahme liegt, an dem Autor, dem Herausgeber oder dem Publikum.

Der ungenannte Sammler dieser Briefe hat, so scheint es, keine Mühe gespart, die Sammlung so vollständig als möglich zu machen; mancher Leser dürfte sie vielleicht sogar allzu vollständig finden, indem auch viele unbedeutende Zettel mit aufgenommen sind, andere wichtigere Briefe oft dieselben Gegenstände in ähnlichen Worten behandeln. Indes sind jene stets von sehr geringem Umfange und immerhin bezeichnend für Balzac durch die Form, wenn nicht durch den Inhalt; bei diesen war die Wahl schwer, und es durfte füglich dem Leser überlassen werden, dieselbe zu treffen. Schlimmer ist es schon, daß wir nur die Stimme des einen Gesprächsführers vernehmen, nie die Antworten seiner Korrespondenten; aber die verhältnismäßig nahe Vergangen-

[1]) Correspondance de H. de Balzac. 1819—1850.

heit, die uns vorgeführt wird, und der ganz private Charakter von Balzacs meisten Freunden machten diese Zurückhaltung zur Pflicht. Übrigens ist der Text sorgfältig durchgesehen; die Anmerkungen sind stets genau und hinreichend, ohne je aufdringlich oder weitschweifig zu werden.

War nun aber Balzac als Mensch und Schriftsteller bedeutend genug, um es zu rechtfertigen, daß man ein Menschenalter nach seinem Tode dem Publikum sein geheimstes Leben aufdecke? Die Ansichten über Balzacs literarische Bedeutung gehen weit auseinander: zwei Dinge jedoch wird jeder Leser zugeben wollen, selbst der, welcher den bleibenden künstlerischen Wert der Balzacschen Romane nicht anerkennt; und zwar: einmal, daß keine literarischen Erzeugnisse der Zeit Louis Philippes charakteristischer für dieselbe sind als die Balzacs; dann, daß seine Werke durchgängig künstlerische Absicht verraten, was man von wenig so voluminösen Produkten jener an literarischen Industrie- und Modewaren reichen Zeit sagen kann. Was den Menschen anlangt, so müssen diese Briefe selber reden. Es wäre ein trauriges Zeichen für unsere Generation, wenn sie kein Verständnis und kein Interesse für solche Charaktere mitbrächte. Es ist ja recht gut und schön, daß man sich in unseren Tagen so lebhaft für Geschichte interessiert; aber man sollte doch auch nicht vergessen, daß die Geschichte von Menschen gemacht wird. Wir erfahren allerdings aus diesen Briefen wenig oder nichts über das politische, literarische oder gesellschaftliche Leben der dreißiger und vierziger Jahre in Paris; das darf nicht verhehlt werden; dagegen lernen wir einen bedeutenden Menschen mehr

kennen, den wir bis dahin nur ahnten, und das hat doch wohl auch seinen Wert, einen Menschen von stets arbeitender Phantasie, der mehr im Reich der Träume als in dem der Wirklichkeit lebte, obschon seine Träume gerne eine sehr realistische Gestalt annahmen, einen Menschen, der das Höchste in der Kunst gewollt, wenn er es auch nicht immer erreicht, der die fleckenloseste Ehrenhaftigkeit aus den schwierigsten Lebensverhältnissen herausgebracht, im erschöpfendsten Kampfe ums Dasein nie den Glauben an das Ideal verloren, in einer Lebenssphäre, wo hochgespannte Auffassung der Familien- und Geschlechtsverhältnisse wenig Anklang findet, den Seinigen und der Einzigerwählten rührende Treue bis in den Tod bewahrte. Wenn das dem Publikum kein Interesse einflößt, so mag das das Publikum mit sich selber ausmachen.

Man hat Balzac vorgeworfen, in dieser seiner Korrespondenz zu viel von sich selber zu reden, und seine Briefe, mit denen Doudans zusammengehalten, wo das Ich so wenig in den Vordergrund tritt. Solche Vergleichungen treffen aber doch nur äußerst selten den richtigen Fleck. Doudan saß sein liebes langes Leben über in einem gut gepolsterten Sperrsitze und flüsterte den befreundeten Nachbarn seine witzigen oder kritischen Bemerkungen über das, was auf der Bühne vorging, ins Ohr. Wie hätte er da viel von sich selber sprechen sollen, es sei denn, um dem Freunde mitzuteilen, daß er es zu heiß im Hause finde und Anwandlungen von Kopfweh spüre, welche persönliche Bemerkungen er sich denn auch keineswegs versagte. Balzac hockt in seiner Mansarde in unablässiger Arbeit, unaufhörlich beschäftigt, die

Gestalten seiner Phantasie heraufzubeschwören und jeden Augenblick aus seinen Gesichten geweckt von lästigen Gläubigern oder ungeduldigen Verlegern. Findet der arme Gehetzte einen Moment, um der Mutter, der Schwester, der Geliebten zu schreiben, so ist's wohl natürlich, daß er von seinen Peinigern redet, von seinen Plänen, ihnen zuvorzukommen oder zu begegnen, von seinen literarischen Entwürfen, seinen Zukunftsträumen, wo sich alle seine Teuren um ihn versammeln werden im schwereroberten Friedenstale. Was hat eine solche fieberhafte Utopisten- und Spekulantenexistenz gemein mit dem behäbigen Dasein des geistigen Epikuräers, dem das Morgen stets gesichert ist und den keine Ausgeburten eines stets überreizten Gehirns am Schlafen hindern? Wo Balzac zum Publikum redet, bringt er sich selber nie zum Vorschein: nicht einer seiner vierzig Bände enthält auch nur eine dem Unbekannten faßbare Anspielung auf sein eigenes, inneres oder äußeres Leben. Denn er war keineswegs der Ansicht Alfred de Mussets:

. . . que c'est ton métier, misérable poéte,
De faire de ton âme une prostituée.

Seine Muse war keusch wie sein Leben, obschon sie wie dieses, auch die Berührung des ekelsten Kotes nicht scheute. Man sehe einmal hinter die Kulissen bei Alfred de Musset — zwei neue Biographien erlauben es uns ja — und man frage sich, wer mehr Dichter im Gemüte war, der empfindsame Wertherianer der von idealem Weltschmerz und getäuschter Liebe verzehrt zu sein vorgibt, während er, ohne rechte Sinnlichkeit, noch heiteren Leichtsinn, nur aus Eitelkeit und Leerheit, von Genuß zu Genuß taumelt, um am Ende in der brutalsten Materie

unterzugehen, oder der objektive Realist, der eine Welt der Verderbtheit und des Materialismus fast wohlgefällig malt, während in seinem Busen die reine Flamme edelsten Idealismus unauslöschbar lodert. Wäre etwas an diesem Egotisten — man verzeihe mir, wenn ich versuche, diesen inhaltvollen Anglizismus bei uns einzubürgern —, wenn etwas an Balzac besonders zu rügen wäre, so ist es eine beinahe allzu große Zartheit des Gemütes, welche der Kunst oft Abbruch tut. Einer gewissen Selbstsucht bedarf der Künstler, der alles, auch seine Empfindung, dem Höchsten seines Lebens, der Kunst, zum Opfer bringt: in solchem Sinne war Goethe Egoist, als er sich von Friederiken trennte; in diesem Sinne — um schnell einige Stufen herab und wieder auf das Niveau zu steigen, auf dem Balzac steht — war George Sand Egoist, sie die ganz anders als dieser mit ihrem Talente und mit ihren Gefühlen, wie mit der Zeit und den irdischen Gütern Haus zu halten wußte. Der übertriebene Balzac setzte immer seine ganze Person ein; er nahm sich die Dinge viel zu sehr zu Herzen; auch seine Geisteskinder wurden ihm nicht gleichgültig genug, lösten sich nicht genugsam los von ihm, weil er nie die Nabelschnur zu zerschneiden über sich bringen konnte, und so zitterte alles in ihm mit, anstatt aus ihm herauszutreten. In diesem Sinne war auch er Egoist, oder vielmehr Egotist, und in diesem Sinne war sein Egoismus vom Übel; aber dieser Egoismus ist doch das gerade Gegenteil von der gemeinen Selbstsucht, die nur sich und ihre persönlichen Interessen bedenkt, wie er entfernt ist von dem höheren Selbstbewußtsein, das nur seine Mission und die ihm anvertrauten unpersönlichen Interessen im Auge hat: denn er besteht

darin, daß man die Welt zu seinem Ich erweitert, anstatt sie für sein Ich auszubeuten oder dies sein Ich gegen sie zu verteidigen.

Übrigens ist die Korrespondenz Balzacs keineswegs von ausschließlich persönlichem Interesse: neben reizenden und lebendigen Schilderungen von freilich meist fremden Sitten und Gegenden, Auftritten und Menschen begegnen wir den feinsten psychologischen Bemerkungen nicht nur über die eigene Person, sondern auch über die Charaktere anderer. So fern er sich auch von der militanten Politik und Literatur hält, sein politisches wie sein literarisches Glaubensbekenntnis fehlen nicht. Mehrere Male in seinem Leben, ehe er seine richtige Bahn als Schriftsteller und auf dieser den so heiß ersehnten Erfolg gefunden, gedachte er in der Politik seinen Weg zu machen, schrieb in Zeitungen, stellte sogar seine Kandidatur für das Haus der Abgeordneten auf, die natürlich keinen Anklang fand; aber auch dann blieb er außer aller Fühlung mit den Parteien, unberührt von den Tagesfragen, unbekannt mit den gegebenen Interessen, über den Dingen statt drinnen stehend. Auch blieben ihm, wie leicht vorauszusehen war, alle Wege verschlossen. Zum Glück für ihn. So gesund, so tief auch seine politischen Ansichten sein mochten, zum tätigen Politiker fehlte ihm so gut wie alles: pekuniäre Unabhängigkeit und Muße, gesellschaftliche Stellung oder Verbindungen, Erfahrung, Charakter, Temperament. Er sah die Politik, wie alles in der Welt, als Künstler an, nicht als Mann der Praxis; und da der Künstler das Wesen der Dinge besser zu durchschauen pflegt als der Praktiker, so sah auch der einsame Luftschlösserarchitekt

besser als mancher Rufer im Streit, was dem französischen Staate not tat. Was es war, haben die Ereignisse seitdem gelehrt — und während gewandte Staatsmänner und gelehrte Historiker im neuen Frankreich eine gemischte Staatsverfassung einzuführen suchten, ohne nur zu ahnen, daß alle Vorbedingungen dazu fehlten, sah der Romanschriftsteller in seinem Dachstübchen ganz klar, daß die Familie Orleans, die Pairie und die Deputiertenkammer nur dem Namen nach eine Dynastie, eine Aristokratie, einen herrschungsfähigen Mittelstand darstellten; und, trotz all seiner adeligen Sympathien begriff er sehr wohl, daß in unserem Jahrhundert eben nur der Mittelstand die herrschende Klasse sein könne, daß er es in England trotz der aristokratischen Sitten tatsächlich ist, daß aber die Herrschaft des Mittelstandes jedesmal in flacheste Demokratie ausarten muß, wenn derselbe wie in Frankreich kein Gegengewicht in einer mächtigen Tradition und in befestigten Interessen findet. Es genügte ihm deshalb nicht, daß es in Frankreich einen König und Adelige gebe, er wollte, daß jener im Glauben der Nation lebe, diese auf dem Fundamente ausgedehnten Grundbesitzes eine tatsächliche Macht besitze; aber, weil er meinte, daß dies herbeizuführen sei und herbeigeführt werden müsse, statt sich zu fragen, wie man Frankreich ohne diese beiden Faktoren am besten regieren könne, war er für die praktische Politik verdorben.

Auch in das Wesen der Geschichte hatte der Romanschreiber eine ganz andere Einsicht, als die demokratischen Fachhistoriker jener Zeit, für die z. B. Ludwig XIV. nur „ein kleiner Geist und ein kleiner König“ war, wie er es für alle „die mittelmäßigen Köpfe war, für die

Leute ohne Bildung oder die, welche, schlecht oder schief gebildet, nicht den Mut haben, selber die falsche Richtung, die man ihnen gegeben hat, zu ändern und die sich begnügen, die fertigen Urteile anzunehmen, ohne sich die Mühe zu geben, sie weiter zu prüfen und zu kontrollieren", eine Menschenklasse, die nirgends zahlreicher ist als in Frankreich. Gerade Balzacs Auffassung von Ludwigs XIV. wahrer Größe beweist einen seltenen historischen Sinn.

Die religiösen Überzeugungen Balzacs waren tiefe. Er war aufrichtig und warm katholisch — nicht prinzipiell oder streitbar wie die Klerikalen und die Neukatholiken jener Zeit; recht im Gegenteil war ihm der Lammenaissche christliche Demokratismus ebenso fern als die Logik jesuitischen Absolutismus; ihm machte die katholische Religion einen Teil der gesamten nationalen Überlieferung aus, und er faßte die Vergangenheit Frankreichs, seine Zivilisation und seinen Staat als ein Ganzes. Der Konventionalismus hatte damit ebensowenig zu tun als der Fanatismus: er glaubte an die katholische Religion wie ein loyaler Vasall an das Königtum: sie war ein von der Zeit Geheiligtes, das zu seinem Gemüte und zu seiner Phantasie sprach, während es zugleich seiner Auffassung vom Staate und der Gesellschaft unentbehrlich war. Man ist oft versucht, wenn man Balzacs Romane liest, ihn für einen ganz modernen Menschen zu halten: im Grunde war er ein Mann des 16. Jahrhunderts, der sich in unserer Welt nicht zurechtzufinden wußte und sich peinlich abmühte, sich selbst und andern in moderner Sprache seinen Standpunkt klar zu machen, wie er sich abmühte, mit den Mitteln moderner Gewerbtätig-

keit sich eine Art von Existenz zu gründen, die eben nur ererbt wird. Die Kunst ist dabei vielfach zu kurz gekommen; noch mehr die Börse.

Auch vom literarischen Treiben seinerzeit hielt sich Balzac ganz fern, ohne Hochmut jedoch. Das Koterienwesen widerstrebte ihm in innerster Seele; er verfolgte darum nicht minder, so viel es ihm seine unausgesetzte Arbeit erlaubte, die geistige Bewegung seiner Zeit. Seine Urteile sind stets sicher und die Mode hat keine Macht über ihn: was er über Barbier und Nodier sagt, ist, als wäre es heute geschrieben, wie denn auch die Beschreibung von Nodiers Tode, der als echter Franzose der alten Schule mit Geist, Anmut und kirchlichem Beistande endet, ein kleines anspruchsloses Meisterstück ist. Und wer hat besser als Balzac in diesen Briefen Scribes Talent charakterisiert? „Er kennt das Handwerk, aber ignoriert die Kunst. Er hat Talent, aber kein dramatisches Genie, und es fehlt ihm durchaus an Stil.“ Von Georges Sands Geist und Charakter hatte er eine sehr hohe Idee; aber von ihrer Rhetorik ließ er sich nicht überrumpeln: nie teilte er die Bewunderung für den Dithyrambenstil ihrer philosophisch sein sollenden Werke oder gar für die unerträgliche Affektion der Schlichtheit in ihren Dorfgeschichten, welche dem nicht von der Mode fortgerissenen ja unwahrer als Florians Schäferromane erscheinen müssen. Was aber wirklich großartig und einzig bei Sand ist, wie z. B. der erste Band von „Consuelo“, das würdigte Balzac nach Verdienst: „Wenn Sie die Geschichte (von Moulin-Joli in den „Lettres d'un Voyageur“) nicht kennen, lesen Sie sie; G. Sand hat nie etwas besser erzählt.“ Walter Scotts Romane gehen ihm jedoch

über alle anderen; aber selbst da behält er immer genug Kritik, um zu unterscheiden, auch bei Beyle, dessen „Chartreuse de Parme“ er mit Recht für ein Meisterstück hält, wußte er zu tadeln.

Einiges Tatsächliche erfahren wir übrigens doch auch über die Schriftstellerwelt — so nicht weniges, was Frau von Girardin zum Ruhme, Herrn von Girardin nicht gerade zur Ehre gereicht; ebenso werden uns einige politische Persönlichkeiten von Bedeutung nahegerückt, doch sind die Exkurse in die politische und literarische Mitwelt weder zahlreich, noch von besonderer Wichtigkeit. Einen größeren Platz nehmen die Beschreibungen fremder Länder — Rußlands, Deutschlands, Italiens — sowie die Schilderung häuslicher Szenen ein; Hauptgegenstand der Korrespondenz ist jedoch, das soll nicht geleugnet werden, der Briefschreiber selber. Dieser aber, ich kann es nicht oft genug wiederholen, ist eine selten edle und psychologisch interessante Natur, und um den Menschen Balzac den deutschen Lesern etwas näher zu bringen, empfehle ich ihnen gerade vorliegende Briefsammlung. Da ihr aber keine Lebensbeschreibung vorangeht, da überhaupt keine vollständige und zuverlässige Biographie Balzacs vorhanden ist, so will ich versuchen, diese Lücke auszufüllen, indem ich gelegentliche Notizen und zerstreute Anspielungen aus diesen Briefen selber zusammenstelle und sie durch die früher schon zugänglich gemachten Mitteilungen zu vervollständigen suche. Unter diesen nimmt das Buch seiner Schwester, der Frau L. Surville, „Balzac, sa vie et ses œuvres“ begreiflicherweise den ersten Rang ein, was die Jugendgeschichte anlangt, während das Büchlein für die spätere Periode ganz

lückenhaft und oberflächlich ist, was sich hinlänglich dadurch erklärt, daß die Verfasserin nach ihrer Verheiratung (1820) fast immer fern von ihrem Bruder lebte. L. Gozlans „Souvenirs de Jardies“, „Balzac en pantoufles“ und „Balzac chez lui“ füllen diese Lücke nur sehr unvollkommen aus; gar Frau von Girardins, A. Baschets, Lamartines und Werdets biographische Notizen enthalten nichts als allgemeine Betrachtungen, Ausrufungszeichen, zum Höchsten allerhand mehr oder minder verbürgte Atelieranekdoten ohne besonderen Wert. Immerhin findet man hier, wie bei Sainte-Beuve, Ph. Chasles (Memoiren) und A. Nettement, die ebenfalls Balzac persönlich gekannt, Einzelheiten, die, zusammengestellt, ein ausgeführtes Bildnis herzustellen erlauben würden.

Ich gebe im folgenden nur Sicheres als Canevas für den zukünftigen Biographen; und Charakteristisches, als Lockspeise, um dem im obigen gekennzeichneten Buche Leser, dem edlen Dichter vielleicht neue Freunde anzuwerben.

II.

Die Balzacsche Familie stammte aus dem Süden, wie die so vieler französischen Schriftsteller und Redner dieses Jahrhunderts. Der Vater Honorés war 1746 in Languedoc geboren und unter Ludwig XVI. avocat au Conseil. Die Hilfe, die er alten Gönnern bei ihrer Flucht aus Frankreich leistete, lenkte unter der Schreckensherrschaft eine gefährliche Aufmerksamkeit auf ihn und nur mit Mühe gelang es einem seiner Freunde, einem einflußreichen Konventmitgliede, ihn Robespierres Augen zu entziehen, indem er ihm im Norden Frankreichs eine

Stelle in der Militärintendantur verschaffte. Hier blieb er bis zum Jahre 1797, wo er sich, schon einundfünfzigjährig, mit der jungen, hübschen und reichen Tochter eines seiner Vorgesetzten verheiratete, um bald darauf als Direktor des städtischen Krankenhauses nach Tours berufen zu werden. Dort ward Honoré de Balzac im Jahre 1799 geboren. Der Vater, ein fleißiger Arbeiter, und trefflicher Verwalter, fühlte sich bald zu Hause in der neuen Heimat, nahm jedoch die Bürgermeisterstelle, die ihm nach etwa zehnjährigem Aufenthalte in der Stadt angeboten wurde, nicht an, weil er sich einer solchen Verdoppelung seiner Geschäfte nicht gewachsen fühlte. Er starb 83jährig (1829), ohne noch den Ruhm des Sohnes erlebt zu haben und ohne diesem ein unabhängiges Vermögen zu hinterlassen, weil er noch als Junggeselle all sein Kapital als Leibrente angelegt hatte, wodurch denn bei seinem Tode eine ganz gewaltige Lücke in die Jahreseinkünfte der Familie kam.

Die Mutter Honorés hatte, wie das ja vielen Müttern genialer Söhne nachgesagt wird, „eine große Lebhaftigkeit des Geistes und der Phantasie“ und „eine unermüdliche Tätigkeit“. Sie hing leidenschaftlich an ihren Kindern, verursachte aber diesen, namentlich dem Ältesten, durch ihre nervöse Reizbarkeit manche bittere Stunden. Es geht offenbar auf sie, wenn er einmal ausruft: „wen ich am meisten bedaure nach den Nervösen, ja fast mehr als sie, ist ihre Umgebung“. Noch kurz vor seinem Tode, den sie um einige Jahre überlebte, brachte ein Ausbruch ihrer Empfindlichkeit einen Mißton in das Liebeskonzert, welches das Ende seines vielgeplagten Lebens beruhigend erfüllte. Von den Geschwistern stand die Zweitgeborene,

Laure, Honoré am nächsten, wie in den Jahren so in der Gesinnung. Sie heiratete im Jahre 1820 einen Ingenieur, M. Surville, und zog mit diesem in die Normandie, blieb aber bis zu des Bruders Tode dessen Vertraute und eifrige Korrespondentin. Eine zweite Schwester, Laurence, heiratete im folgenden Jahre einen Herrn de Montzaigle, und Balzacs Beschreibung des Bräutigams und seiner Familie (Brief 13) gehört zum Besten der Sammlung. Wie viele dieser Jugendbriefe, ist er ganz außerhalb Balzacs bekannter Weise. Später, vor dem Publikum und auch bis zu einem gewissen Grade in seinen vertraulichen Briefen, wird Balzacs Humor, wenn er sich je noch dazu herbeiläßt, meist etwas schwerfällig und immer angespannt; hier im Jüngling sprudelt es von heiterem, harmlosem, echt französischem Witz. Doch tritt an gewissen feinen und tiefen psychologischen Bemerkungen schon der Seelenkenner zutage, den wir in den Werken des gereiften Mannes bewundern. Laurence starb schon nach wenigen Jahren der Ehe. Der jüngste Bruder, Henri, das Schoßkind der Mutter, verursachte dieser und dem Ältesten viele Sorgen. Balzacs Anstrengungen, Geld zu erwerben, waren nicht zum wenigsten durch den Leichtsinn des jüngeren Bruders bedingt, der endlich in die Kolonien zog, wo wir ihn aus den Augen verlieren.

Honoré de Balzac verfolgte in seiner ersten Jugend den üblichen französischen Studiengang, ohne irgendwelche Frühreife an den Tag zu legen. Ja in dem damals sehr angesehenen Gymnasium von Vendôme, wo er sieben Jahre nach französischem Brauch als Hausschüler zubrachte, galt er für eine langsame Intelligenz

und einen schlechten Arbeiter. Als er mit fünfzehn Jahren wegen seines beunruhigenden Gesundheitszustandes aus dieser Anstalt, in welcher Ferien unbekannt waren, von seinen Eltern nach Hause gerufen ward, stellte sich's heraus, daß er auf seine Weise studiert hatte. Seine Krankheit war in der Tat eine Art Gehirnkrankheit — une congestion d'idées —, welche er sich durch eifriges und unausgesetztes Lesen historischer, juristischer, philosophischer und theologischer Werke zugezogen. Der Junge war nämlich bald hinter die reiche Bibilothek der Oratorier gekommen, welche jene berühmte Anstalt gegründet, und hatte sich so einzurichten gewußt, daß er täglich wegen irgendeiner Unart oder Nachlässigkeit ins Karzer geschickt wurde, wo er dann alle seine Stunden mit Lesen von Büchern zubrachte, die weit über die Fassungskraft seines Alters zu gehen schienen. Frische Luft, körperliche Übungen und das Familienleben gaben dem Knaben bald sein geistiges und leibliches Gleichgewicht wieder. Als kurz darauf die Familie Balzac nach Paris übersiedelte, war Honoré wieder der alte heitere, lebendige Junge von früher.

Doch auch in Paris scheinen die Lehrer nicht viel von dem Jungen gehalten zu haben und er verließ bald die Schule, um durch Privatunterricht und Besuch der Vorlesungen in der Sorbonne die Lücken seiner Bildung auszufüllen; denn seine Mutter war so streng als liebend und mochte den Knaben nicht unbeschäftigt sehen. Aber auch hier wieder sehen wir ihn mehr in den öffentlichen Büchereien als hinter seinem lateinischen Aufsatz und seinen lateinischen Versen, und schon jetzt begann er auf dem langen Wege vom Hause nach der bibliothèque royale,

von da nach der Sorbonne den Grund zu seiner eigenen, nachmals so berühmt gewordenen Büchersammlung, zu legen, den Geschmack für seltene und schöne Drucke, der ihm sein Leben über blieb, auszubilden. Wie viele solcher Liebhabereien und solcher ausgewählter Privatsammlungen sind nicht an jenen Seinequais entstanden, auf denen die Antiquare ihre Ware auszulegen und die jungen wie die alten Bewohner des lateinischen Quartiers Spazier- und Arbeitsstunden zu verblättern pflegen! Man fühlt es Balzacs ganzer Geistesrichtung an, daß er sich der Université-Dressur zu entziehen gewußt: sein Gedanke hat eine Originalität, seine Gefühlsweise eine Zartheit, welche die gewöhnliche höhere Gymnasialbildung und Erziehung nicht duldet. Seiner Form andererseits mangelte es immer an dem Maße und dem Geschmack, die jene klassische Tradition ihren Nachfolgern einzuimpfen pflegt. Kein Wunder, wenn er wenig verstanden wurde. „Seine Eltern sahen in ihm wie seine Lehrer einen höchst gewöhnlichen Jungen, den man sogar treiben mußte, damit er seine lateinischen und griechischen Exerzitien mache. Seine Mutter, die sich besonders mit ihm abgab, ahnte so wenig, was ihr ältester Sohn schon war und was er einst werden würde, daß sie die scharfsinnigen Bemerkungen, die ihm manchmal entfuhren, dem Zufall zuschrieb. Du verstehst sicherlich nicht, was du sagst, Honoré, pflegte sie dann manchmal zu sagen. Er, statt aller Antwort, lächelte, mit jenem feinem, spöttischen, gutmütigen Lächeln, das ihm eigen war." (Mad. Surville.)

Auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, der keine Bildung für vollständig hielt, so lange sie nicht

mit gediegenen juristischen Kenntnissen verbunden, studierte Honoré Rechte, diesmal mit Eifer und Erfolg und indem er schon die Praxis mit der Theorie verband; denn er wohnte und arbeitete die drei Jahre über bei einem Notar, dem er denn auch viel von der Sicherheit und der fast übertriebenen Genauigkeit zu danken hatte, mit der er in seinen Romanen juristische Verwickelungen zu schildern weiß. Mit zwanzig Jahren hatte Balzac seine Prüfungen bestanden und konnte in die ihm vom Vater in landesüblicher Weise bereitete, behäbige und gesicherte Stellung eintreten. In der Tat war ein alter Freund des Vaters, der eine ausgedehnte Klientel als Anwalt besaß, bereit, den jungen Mann in seinem Geschäft zu assoziieren, ihm dasselbe in wenig Jahren gegen eine geringe Einlage ganz abzutreten. Eine gute Heirat in französischem Sinne sollte die Existenz des Jünglings noch glänzender gestalten. Der Vater war nicht wenig erstaunt, als sein Sohn sich entschieden weigerte, die ihm gebotene Stellung anzunehmen und ebenso entschieden erklärte, die schriftstellerische Laufbahn ergreifen zu wollen. Nach lebhaften Erörterungen gab indes der Alte doch nach, obschon er gerade jetzt Verluste erlitten und obschon er seinem Sohne nicht das mindeste Talent zutraute. Auch ward seine Nachgiebigkeit im Freundeskreise nicht wenig getadelt. Vielleicht hoffte er, Honoré würde, nach kurzer Prüfung und rascher Enttäuschung, für immer von aller Großmannssucht geheilt, ins Nest zurückkehren. Es wurden ihm 1500 Franken jährlich für zwei Jahre Probezeit in Paris bewilligt, während die Familie ihrer verminderten Mittel wegen die teure Hauptstadt verlassen mußte. So bezog denn der junge Mann im Frühling

1819 das Dachstübchen, aus welchem die ersten Briefe unserer Sammlung datiert sind. Seine ersten literarischen Versuche rechtfertigten alle schlimmen Prognostika der Familie. Ein Trauerspiel „Cromwell“, an dem er mit wahrer Begeisterung und unermüdlichem Fleiße gearbeitet, ward von dem befreundeten Auditorium, dem er es vorlas, mit beredtem Stillschweigen angehört; und als er es seinem Schwager mitteilte, war dieser aufrichtig genug, ihm zu erklären: „der Verfasser möge treiben, was er wolle, nur von der Literatur solle er lassen“. Honoré antwortete ruhig: „Das Trauerspiel ist mein Genre nicht, das ist alles“ und ergriff die Feder, um etwas anderes zu schreiben.

Indes verging die Zeit und mit ihr die Gesundheit des angehenden Schriftstellers. Schon im Jahre 1820 war man nicht reich in Paris mit 1500 Franken jährlich, insbesondere wenn man sich, wie der junge Balzac, sofort einen Diener mietete, um keinen Preis eine Aufführung des „Cinna“ im Théâtre français versäumen wollte und der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine Erstlingsmelone zu verspeisen oder einen schöngebundenen Lavater in seiner Mansarde aufzustellen; denn schon ist er der Mann, der, wie ein Zeitgenosse, Philarète Chasles, von ihm sagt: „sich in einer Marmorwanne badete, wenn er keine Stühle hatte, um sich und seine Freunde zu setzen, und in Meudon ein herrliches Haus baute, ohne Treppe“. Da galt's hernach, sich wochenlang krumm legen, den Magen zuschnüren und von Brot und Wasser leben, dabei angestrengt zu arbeiten, oft zwölf Stunden hintereinander; schon beginnt die fatale Notwendigkeit des schwarzen Kaffees, der ihm bekanntlich ein unent-

behrlicher, aber keineswegs unschädlicher Lebensgefährte werden sollte. Die Briefe an Schwester und Mutter bleiben indes immer heiter und zuversichtlich wie zuvor: „Ich habe die Hoffnung, jeden Monat einen Roman für 600 Franken zu verkaufen, genug um fertig zu werden, bis mein Vermögen gemacht ist, welches ich mit Euch teilen werde; denn ich werde es machen, daran zweifelt nicht.“ Dabei ist er stets zärtlich und liebevoll in den Briefen, wie es seine innerste Natur wollte, wenn auch die Mutter den Überarbeiteten oft unnütz genug reizte. Als diese aber den Zustand des Sohnes erfuhr, ließ sie ihm keine Ruhe mehr, bis er sich dazu verstand, zu den Seinigen nach dem benachbarten kleinen Städtchen Villeparisis zu ziehen, wo er dann drei Jahre lang, mitten unter der Unruhe des Familienlebens, zwanzig Bände schlechter Romane unter angenommenem Namen schrieb, die er später sämtlich verleugnete und die in der Tat untergegangen zu sein scheinen.

Es war vorauszusehen, daß eine Natur wie Balzac dies literarische Tagelöhnerleben auf die Dauer nicht ertragen konnte: ihm war die literarische Produktion ein Priestertum, wie sollte er sie lange zum Handwerk herabwürdigen? Und er hatte die Freiheit gekostet, die Freiheit in der Armut, die Freiheit des Dachstübchens, aber immerhin die Freiheit, die ihm mit allen ihren Sorgen und Qualen zuträglicher war als das Leben im summenden Familienkreise guter, gescheidter, liebevoller, aber reizbarer und unruhvoller Menschen. So entschloß er sich denn von neuem, in Paris sein Glück zu versuchen, diesmal selbst ohne die 1500 Franken, die ihm sein Vater beim Beginn seiner Laufbahn ausgesetzt. Er fühlte die

Notwendigkeit pekuniärer Sicherheit und Unabhängigkeit, welche für den Künstler vielleicht ebenso zwingend wie für den Politiker, der ja ohne dieselbe für die öffentliche Tätigkeit geradezu unfähig ist. Wie die meisten Berufenen, denen das Glück nicht schon in der Wiege gelächelt, dachte er anfangs, indem er einen Teil seines Lebens der Sklavenarbeit opferte, die Freiheit zu erobern, die ihm nötig war, um der Muse sein Leben in freiem Dienste zu widmen; und erst als alle seine Mühe fruchtlos blieb, verstand er sich dazu, aus dem Zwecke auch das Mittel zu machen, vom Altar zu leben wie der Priester. „Mit 1500 Franken Rente, die mir gesichert wären," meinte er in seinen naiven Anfängen, „könnte ich an meinem Ruhme arbeiten; aber für solche Arbeiten braucht's Zeit; und zuerst gilt's zu leben! Ich habe also nur dies ignoble Mittel, mich zu independentisieren. So laß denn die Presse seufzen, schlechter Autor! Nie ist das Wort so wahr gewesen. Schreiben, schreiben alle Tage, um eine Unabhängigkeit zu erobern, die man mir verweigert; versuchen, frei zu werden durch Romanschreiben! Und welche Romane! Ah Laure, was für ein Gesunkensein von meinen Ruhmesplänen!" Das konnte er nicht ertragen und, da seine Spielernatur sich nie verleugnete, so verfiel er nun auf den Gedanken, das nötige Befreiungskapital durch eine kühne Spekulation in einem Wurfe zu erlangen. Es war die erste jener utopistischen Unternehmungen, deren Folgen ihn sein Leben über lähmten; denn leserlicher als irgendwo steht das Gesetz, wonach des Menschen Natur sein Schicksal ist, unter dem Bildnisse dieses seltenen Mannes.

Wie die meisten späteren, war auch diese erste Unternehmung trefflich ausgedacht und wäre ohne Zweifel geglückt, wie sie und die folgenden in den Händen anderer wirklich glückten, hätte er nur das Wichtigste dazu mitgebracht: den Einsatz, den es zu verdoppeln und verdreifachen galt. Diesmal handelte es sich um eine jener Volksausgaben der französischen Klassiker, welche, damals noch unbekannt, seitdem so sehr vervielfältigt worden sind. Die Spekulation mißlang; er vermochte sich keine Publizität zu verschaffen, verkaufte keine zwanzig Exemplare und sah sich genötigt, um nur die Lagerkosten nicht bestreiten zu müssen, die ganze Auflage — es war ein Molière und ein Lafontaine — als Makulatur zu veräußern. Der Buchhändler, der sie ihm abnahm, ward reich bei dem Geschäft. So trat er denn, anstatt mit dem erhofften Vorschuß und Rückhalt, seine zweite literarische Karrière mit Schulden an. Diesen zu begegnen wollte er nun, wie einst Richardson, als Buchdrucker ein Vermögen machen: der Freund und Gläubiger, der ihm das Geld zu einem buchhändlerischen Unternehmen vorgeschossen, half ihm auch diesmal wieder, vielleicht in der Hoffnung, sein erstes Kapital wiederzuerlangen, indem er den Vater Balzacs zur Hergabe der Summe beredete. Ein Druckerpatent kostete 15 000 Franken unter Karl X., der Assozié verstand das Handwerk trefflich, war aber so wenig Geschäftsmann als Balzac selber; die jungen Leute übernahmen Arbeit für zahlungsunfähige Kunden; schon in Verlegenheit, glaubten sie durch vorteilhaften Ankauf einer Letterngießerei sich aus der Schlinge zu ziehen, die sie sich, wie vorauszusetzen gewesen war, nur noch enger um die Kehle schnürten. Umsonst halfen Balzacs

Eltern wieder und wieder; umsonst suchte der Sohn jetzt die Druckerei los zu werden, bis er endlich dieselbe um einen Spottpreis losschlagen mußte, der nicht hinreichte, die noch geschuldete Ankaufssumme der Gießerei, geschweige denn die früheren und die neu kontrahierten Schulden zu zahlen. Da nahm seine Mutter, der er schon soviel schuldete, alles übrige auf sich, indem sie den Rest ihres Vermögens opferte, wogegen er sich verpflichtete, ihr eine hinreichende jährliche Pension zu zahlen. Der einzige Gewinn, den er von seinem Wagnis einheimste, war die Bekanntschaft mit gewissen industriellen Verhältnissen: die Schilderung der Druckerei Davids in den „Illusions perdues“ danken wir diesen Versuchen, wie wir die „Interdiktion“ seinen früheren Notariatserfahrungen, den „César Birotteau“ aber den Erlebnissen danken, welche acht Jahre später den armen Balzac durch alle die quälenden Vorstadien einer unvermeidlichen Faillite führten.

Balzac war achtundzwanzig Jahre alt, tief verschuldet, allein auf seine Feder angewiesen, als Schriftsteller unbeachtet, oder schlimmer als das, ungeachtet, als er gegen Ende der Restauration seine eigentlich künstlerische Tätigkeit begann. Das große Werk schwebte ihm von Anfang an als ein Ganzes vor, wie wir es jetzt aus dieser seiner Korrespondenz erfahren, während man bislang geneigt war anzunehmen, er habe erst später mit einem gemeinsamen Titel System und Plan in die Gesamtheit seiner Romane zu bringen gesucht. Die „Comédie humaine“ sollte das ganze französische Leben des 19. Jahrhunderts schildern, das politische wie das militärische, das bureaukratische wie das literarische und künstlerische, das

industrielle wie das kommerzielle, den Richterstand und die Geistlichkeit, die Aristokratie, das Bürgertum, das niedere Volk, die Provinz wie die Hauptstadt, die gesellschaftlichen Verwickelungen und Leidenschaften, wie die geheimen Gedanken der Zeit. Soviel der Ästhetiker daran auszusetzen haben mag, der Philosoph, der Geschichtsforscher, der Soziolog, wie man heute zu sagen pflegt, müssen zugeben, daß die Aufgabe vollständig gelöst, daß vielleicht keine Zeit, kein Land nach einer besseren Quelle studiert werden kann, als Frankreich unter Louis Philipp, und daß kein Schriftsteller dieses Jahrhunderts die menschlichen Leidenschaften und das menschliche Verhängnis, welches in diesen Leidenschaften besteht, tiefer ergründet, vollständiger geschildert hat als er. Neben Balzac stand bei Beginn dieses Werkes, als seine Muse und Trösterin, eine Frau (Mme. de Berny), die wir nur nach ihrem Einfluß auf den Schriftsteller kennen, die aber durch ihren sicheren Geschmack, ihre Aufrichtigkeit, ihr lebhaftes Interesse für die Literatur, vor allem ihre aufopfernde Freundschaft für den Dichter, diesem eine Welt war. Ihr war er unbegrenzt ergeben, wie sie bis an ihren frühen Tod und während der fünf schwersten Jahre seines Daseins nur für den Jüngling-Mann gelebt zu haben scheint. Bis an sein Ende, und als längst eine andere, ihrer Würdige, ihre Stelle in seinem Herzen eingenommen hatte, blieb er ihrem Andenken treu und vergaß nie, was sie ihm gewesen. In seinem liebevollst gearbeiteten Werke, dem „Lys de la vallée“, hat er, wie wir jetzt erfahren, der Freundin in der Person der Heldin, Mme. de Mortsauf, ein rührendes und schönes Denkmal gesetzt.

Vor allem galt's, die Anerkennung des Publikums zu erobern. Das erste Werk der „Comédie humaine", das durchdrang, war die „Peau de chagrin" (1831). Die feineren Köpfe im Publikum, die doch am Ende immer das letzte Wort haben, wurden aufmerksam; scharfsichtige Verleger suchten den Vogel mit den goldenen Eiern in ihren Käfig einzufangen. Die liebe Geldnot zwang Balzac, seine zukünftige Arbeit unterm Preise zu verpfänden, um nur schnell bares in der Hand zu haben, und so begann die Sklavenarbeit von neuem, durchschnittlich nicht unter 16 Stunden täglich, oft 23 Stunden hintereinander, ohne die geringste Rücksicht auf Tag und Nacht, so im Wachen wie im Schlafen. Was tat's ihm? Hatte er doch seine Bahn gefunden; konnte er doch leben mit den Gestalten seiner Einbildung, sich dem hohen Ziele immer mehr nähern, das er sich vorgesetzt. Auch hielt mit der unermüdlichen Arbeitskraft die unerschöpfliche Hoffnungsfähigkeit Schritt: „Briefschreiben", heißt's in einem der Briefe an die Herzogin von Abrantès, welche ihm damals nach Mme. de Berny und der schönen Herzogin von Castries [1]) am nächsten stand, „Briefschreiben! ich kann's nicht. Die Ermüdung ist zu groß. Sie wissen nicht, was ich vor drei Jahren über mein Vermögen hinaus schuldete: ich hatte nur eine Feder, um zu leben,

[1]) Die Herzogin von Abrantès, die Witwe Junots, ist bekannt durch ihre Memoiren. Die Herzogin de Castries, deren Bekanntschaft Balzac auf eine höchst romanhafte Weise machte — sie schrieb ihm anonym nach dem Erfolg der Peau de chagrin — war, nach Philarète Chasles un demi-cadavre élégant geworden, infolge eines Falles vom Pferde, bei dem sie das Rückgrat gebrochen. Sie scheint, immer nach P. Chasles, der Typus der leichtsinnigen

und 120 000 Franken Schulden zu zahlen. In wenig Monaten werde ich alles bezahlt ..., meinen armen kleinen Haushalt eingerichtet haben; aber noch sechs Monate habe ich alle Qualen des Elends vor mir, und ich genieße sie als die letzten. Ich habe bei niemandem gebettelt, ich habe keine Hand ausgestreckt, um eine Zeile (lobender Kritik) oder um einen Heller; ich habe meine Kümmernisse, meine Wunden verborgen. Und Sie, die wissen können, ob man mit seiner Feder leicht Geld verdienen kann, Sie können mit ihrem Frauenblick den Abgrund ermessen, den ich Ihnen aufdecke und an dessen Rande ich gewandelt bin ohne hineinzustürzen. Ja, ich habe noch sechs gar schwere Monate durchzumachen, um so schwerer, als wie Napoleon des Krieges müde war, ich gestehen darf, daß der Kampf mit dem Unglück mich zu ermüden beginnt.“ Der arme Balzac! Die sechs Monate sollten neunzehn Jahre werden und nur der Tod ihn von dem „Kampf mit dem Unglück“ erlösen.

III.

Der ersten Katastrophe von 1827 folgte eine zweite im Jahre 1836, eine dritte im Jahre 1846, eine vierte endlich, dank der Februarrevolution, im Jahre 1848. Immer größer wurde, trotz der belgischen Nachdrücke, welche die Hälfte des Absatzes konfiszierten, die Einnahmen mit dem wachsenden Rufe des Schriftstellers,

und pikanten grande dame der Restauration gewesen zu sein, welche damals das 18. Jahrhundert neu aufzulegen versuchte. Sie war eine Maillé, d. h. vom vornehmsten legitimistischen Adel, verschwägert mit den Montmorency und Fitzjames. Sie saß Balzac später für eine seiner Herzoginnen.

immer gewaltiger schwoll aber auch die Schuldenlast an: „Die 150000 Franken, die ich in diesem Jahr verdient" (1840), schreibt er an eine Freundin, „haben mir die Ruhe nicht gegeben"; und sie zu erlangen, hatte er sechzehn Bände und zwanzig Akte schreiben müssen! Jeder Versuch aber, seiner Lage durch eine glänzende Spekulation, statt durch die Feder, Herr zu werden, stürzte ihn nur noch tiefer hinein, wie wenn er nach Sardinien reiste, um dort die metallhaltigen Schlacken der Bergwerke aus der Römerzeit auszubeuten. Ein großer Teil seines Honorars geht auf die Druckkosten, wie eine ungeheure Zeit auf die Korrekturen verloren; jeden Druckbogen sah er fünf- bis sechsmal durch, und in der sechsten Revision war oft kaum noch eine Silbe so, wie sie auf dem ursprünglichen Manuskript gewesen. Dabei ist er der unpraktischste Haushalter. Er meint zu sparen, indem er sich ein Landhaus baut. „War's eigentlich in Wahrheit eine Wohnung zu nennen?" fragt sich L. Gozlan, „dieses Schweizerhäuschen mit grünen Läden, in das nie der Schatten einer Kommode gekommen, nie eine Ahnung von einem Vorhang aufgehängt worden war?" Natürlich sah es drinnen nicht sehr gemütlich aus; da aber auch der Garten keinen Schatten hat, um darunter zu arbeiten, läßt er ausgewachsene Bäume hinverpflanzen, damals noch ein unerhörtes Unternehmen, und da er die Konstruktion des Hauses einem Architektendilettanten überlassen hat, ist's kein Wunder, daß es keine Fundamente hat, ihm fast über'm Kopf zusammenstürzt, und er froh sein muß, es zum zehnten Teil der Kosten los zu werden. „Sie fragen mich," schreibt er an Gräfin Hanska, seine spätere Gemahlin, „wie es kommt, daß

ich, der, wie Sie so nachsichtig sind zu sagen, alles kennt, alles beobachtet und durchschaut, so oft geprellt und getäuscht werde. . . . Wenn ein Mensch dazu kommt, ein Whistspieler ersten Ranges zu sein und bei der fünften ausgespielten Karte weiß, wo alle anderen Karten sind, glauben Sie nicht, daß er manchmal gerne seine Wissenschaft beiseite läßt, um zu sehen, wie das Spiel gehen wird, wenn er's den Gesetzen des Zufalles überläßt?" Doch hat er auch eine andere plausiblere Erklärung: „Wenn meine Kräfte und Fähigkeiten Tag und Nacht angespannt sind zu erfinden, zu schreiben, wiederzugeben, zu malen, mich zu erinnern, wenn ich, langsamen, oft verwundeten Flügels, daran bin, die geistigen Felder der literarischen Schöpfung zu durchziehen, wie kann ich da zugleich auf dem Boden der Materialitäten sein? Als Napoleon in Eßlingen war, war er nicht in Spanien. Um im Leben, in der Liebe, in der Freundschaft, in den Geschäften, in den Beziehungen jeder Art nicht betrogen zu werden, liebste, einsame und abgeschlossene Gräfin, muß man eben nur das Eine treiben; muß einfach Finanzier, Weltmann, Geschäftsmann sein. Gewiß sehe ich sehr gut, daß man mich betrügt, daß man mich betrügen wird, daß der oder jener mich verrät oder verraten wird, oder sich mit einem Büschel meiner Wolle fortmacht; aber im Augenblick, wo ich es vorausfühle, voraussehe, wo ich's weiß, muß ich mich sonstwo schlagen; ich sehe es, wenn ich von der Notwendigkeit des Augenblicks fortgerissen bin, durch ein Werk, das drängt, durch eine Arbeit, die verloren wäre, wenn ich sie nicht beendigte. Ich vollende oft eine Hütte bei dem Lichte eines meiner brennenden Häuser. Ich habe weder Freunde

noch Diener, alles flieht mich, ich weiß nicht warum, oder vielmehr, ich weiß es nur zu gut, weil man einen Mann nicht liebt und bedient, der Tag und Nacht arbeitet, der sich nicht für andere Leute zerstreut, der zu Hause bleibt, den man aufsuchen muß und dessen Macht — wenn er je welche haben sollte — erst in zwanzig Jahren zum Vorschein käme, weil der Mann die Persönlichkeit seiner Arbeiten hat, und jede Persönlichkeit verhaßt ist, wenn sie nicht zugleich eine Macht ist." Und anderswo: „Man verbringt die zweite Hälfte seines Lebens damit, das abzumähen, was man während der ersten Hälfte in seinem Herzen hat wachsen lassen; das nennt man ‚Erfahrung sammeln'!" ... „Schöne Seelen gelangen schwer dazu, an Bosheit, Verrat, Undank zu glauben. Wenn ihre Erziehung in der Hinsicht gemacht ist, erheben sie sich aber auch zu einer Nachsicht, die vielleicht der letzte Grad der Verachtung für die Menschheit ist." Man glaubt Leopardi zu hören.

Nicht alle seine Verrechnungen sind der Prellerei derer zuzuschreiben, mit denen er sich einließ. Er betrog sich ebenso oft selber, kaufte auf Spekulation Bilder großer Meister, seltene Gerätschaften, alte Möbel, teure Bücher, von denen er sich hernach nicht zu trennen vermochte; denn Balzac kann als der Vater der leidigen bric-à-brac-Manie unserer Zeit angesehen werden; nur war's bei ihm nicht Mode, sondern echtes künstlerisches Interesse. Die Rembrandtischen Salonbeschreibungen seiner Romane sind zum Teil nur Schilderungen seines eigenen großen Wohnzimmers in Chaillot, wo er, um dem Nationalgardendienst zu entgehen, unter dem Namen einer Witwe Durand wohnte. Durch eine unscheinbare

Haustüre, über eine baufällige Treppe und nach einem dunklen Vorzimmer gelangte man plötzlich in diesen prächtigen Raum, dessen vier Fenster ganz Paris beherrschten, und wo er im Dominikanergewand allein mit den Geschöpfen seiner Phantasie wie mit wirklichen Wesen lebte. Das Zimmer war ein wahres Museum von kostbaren Kunstgegenständen. (Nettement.) Noch großartiger trieb er's später in seinem unbewohnten Hause in der Nähe des Triumphbogens. Hier führte er in Wirklichkeit aus, was er in den Jardies sich begnügt hatte, mit Kreide auf die Wände zu schreiben: „Hier eine Bekleidung in parischem Marmor; hier ein Stylobat in Zedernholz; hier ein Plafond von Delacroix; hier ein Kamin von Cippolin-Marmor." (Gozlan.) Kein Wunder, wenn das schwerverdiente Geld schnell verschwand.

So gequält von Sorgen, geplagt von seinen Verlegern, den Gerichtsvollstrecker und den Druckerjungen vor der Türe, arbeitete er bei seiner Tasse Kaffee immer weiter an seiner imaginären Welt. „César Birotteau", eines seiner Meisterwerke, wurde in fünfundzwanzig Tagen geschrieben, „die Füße im Senf, wie die „Paysans", den Kopf im Opium", geschrieben wurden. Das merkt man nun freilich seinen Romanen stark an: es fehlt ihnen ausnahmslos an Ökonomie: die kann eben nur aus langem Mitsichherumtragen eines Gegenstandes und ruhiger Ausführung hervorgehen. An Gedanken, an Beobachtungen, an Charakteren haben wir die Fülle, und sie beruhen auf tiefster Weltanschauung und psychologischer Einsicht, die Anlage aber ist stets außer Gleichgewicht: die Exposition nimmt fast immer die Hälfte jedes Werkes ein; und die Auflösung ist ebenso oft über-

stürzt, wenn sich die Geschichte nicht im Sande verliert. Auch der Stil litt unsäglich unter dieser fiebernden Arbeit. Nie ist Balzacs Satzbau auch nur fließend; der Ausdruck ist nur zu oft gesucht, unnötigerweise neologistisch. Man sieht, er tastet nach dem richtigen Wort, ringt mit der Sprache, häuft Adjektive auf Adjektive und findet erst im letzten das richtige. Umsonst korrigiert er dann auf dem Druckbogen wieder und wieder herum: er erschwert sich dadurch nur die Arbeit ohne Gewinn für diese: im Gegenteil fühlt man überall die Flickerei: dem Stil fehlt es an Einheit.

Noch verderblicher als für die Werke waren die Folgen dieser Lebensführung natürlich für den Schöpfer dieser Werke. Oft fühlte er sich geistig erschöpft und physisch unterliegend. So nach seiner zweiten finanziellen Katastrophe, welche eintrat, als er gerade das heißersehnte Ziel erlangt zu haben glaubte, und welche mit dem Tode Mme. de Bernys koinzidierte. Man kann nichts Tragischeres lesen als den langen Brief (den 170. der Sammlung), den er im Oktober 1836 an diejenige schreibt, welche vierzehn Jahre später Mme. de Balzac werden sollte. „Ich bin niedergeschlagen, aber nicht überwältigt; mein Mut ist mir geblieben. Das Gefühl der Verlassenheit und der Einsamkeit, in der ich mich befinde, betrübt mich mehr als mein Unglück. In mir ist nichts Egoistisches; ich muß immer meine Gedanken, meine Anstrengungen, meine Gefühle auf ein Wesen beziehen, das nicht Ich ist; sonst habe ich keine Kraft. Ich möchte keine Krone, wenn ich niemanden hätte, zu dessen Füßen ich niederlegen könnte, was die Menschen auf mein Haupt gesetzt. Welch langes und trauriges Lebewohl habe ich diesen verlornen,

auf immer dahingegangenen Jahren gesagt! sie haben mir weder volles Glück noch volles Unglück gegeben, sie haben mich leben lassen, erfroren auf der einen Seite, verbrannt auf der andern, und da wäre ich nun, nur durch das Pflichtgefühl im Leben zurückgehalten. Ich bin in das Dachstübchen eingezogen, wo ich jetzt bin, mit der Überzeugung, daß ich darin arbeiten und erschöpft sterben werde; ich glaubte es besser zu ertragen als ich's tue. Seit mehr als einem Monat stehe ich um Mitternacht auf und gehe um 6 Uhr morgens zu Bette, habe mir genau das Maß von Nahrung auferlegt, das nötig ist, um nicht Hungers zu sterben, damit das Gehirn nicht auch die Ermüdung habe, welche aus der Verdauung entsteht; und doch fühle ich nicht nur Schwächezustände, die ich nicht beschreiben kann, sondern auch soviel Leben im Gehirn, daß ich sonderbare Störungen darin verspüre. Manchmal verliere ich das Gefühl der Senkrechtheit, welches im kleinen Gehirn ist; selbst im Bette kommt es mir vor, als ob mein Kopf nach rechts oder links falle und, wenn ich aufstehe, ist mir's, als ob ein furchtbares Gewicht im Kopf mich vorwärts treibe ..."

Immer mehr zog er sich, ohne gerade ein Menschenfeind zu werden, von der Welt zurück, die er „haßte, weil sie das Herz verletzt und den Geist einengt"; aber nur zu sehr blieb er in Interessenberührung mit ihr; doch auch diese vermochte seiner durchaus edlen Natur nichts anzuhaben. Würdiger, vornehmer als er, mitten in seinen Bedrängnissen, gegenüber den Verlegern und Zeitungsdirektionen war, konnte man nicht sein; so in seinem Verhältnisse zu Emile de Girardin, dessen Gemahlin, die ihm nahe befreundet war, er den feinsten Ablehnungsbrief

schreibt, der wohl je der geachteten Gattin eines wenig geachteten Mannes geschrieben worden; so gegen Buloz, den er sich zum Feinde machte, und dessen einflußreiche „Revue des deux Mondes“ er sich verschloß, weil er auf seinem Rechte bestand. „Einst wird man wissen,“ sagt er zur Gräfin Hanska, die die Verleumdungen, welche ja nie ausbleiben, ernster nahm als er, „einst wird man wissen, daß, wenn ich von meiner Feder gelebt habe, nie zwei Centimes in meine Börse gekommen sind, die ich nicht hart und mühsam verdient habe; daß Lob und Tadel mir höchst gleichgültig gewesen, daß ich meine Werke mitten unter dem Haßgeschrei, dem literarischen Musketenfeuer aufgebaut habe, und daß ich fester und unbeirrter Hand vorwärts ging.“

So ging der Mann auch an der höchsten und gesuchtesten Ehre, die einem Franzosen zuteil werden kann, an der Wahl in die Akademie ruhig vorüber. Balzac hatte ein unglaubliches Selbstgefühl, er spricht von sich selber wie von Napoleon, glaubt an seinen Ruhm bei der Nachwelt so sicher wie an einen vorausberechneten Kometen, aber er ist, wie ohne Hochmut, so ohne alle Eitelkeit. Er wußte die Akademie zu ehren als ein Stück der großen französischen Tradition, aber nie opferte er seine Würde, um diese Auszeichnung zu erbetteln, wie er nie sein literarisches Gewissen opferte, um Geld zu erlangen. Wohl wußte er, daß seine zerrütteten Vermögensverhältnisse ihm den Weg in die Akademie versperrten, welche auch in dieser Hinsicht die französische Respektabilität vertritt. „Wenn ich“, schrieb er dem väterlichen Freunde, der seine Wahl betrieb, „wegen der achtungswertesten Armut nicht in die Akademie gelangen

kann, so werde ich mich nie bewerben, wenn mir einst das Glück seine Gunst zuwenden wird." Und daß es ihm seine Gunst zuwenden werde, daran zweifelt er nie; denn er hat eine unbegrenzte Zuversicht zu sich selbst: „Nie ist der Strom, der mich fortzieht, reißender gewesen," schreibt er 1836 von seinem Bankerotte; „nie hat ein furchtbarer majestätisches Werk ein menschliches Gehirn in Bewegung gesetzt. Ich gehe und gehe zur Arbeit wie ein Spieler an's Spiel. Ich schlafe nur noch fünf Stunden; ich arbeite achtzehn, ich werde tot ankommen; aber Ihr Andenken erfrischt mich zuweilen. Ich kaufe die Grenadière (ein Landgut), zahle meine Schulden. Ich brauche noch so ziemlich ein Jahr, um zu einer vollständigen Liquidation zu gelangen; aber das Glück, nichts schuldig zu sein, das ich unmöglich glaubte, ist jetzt keine Chimäre mehr."

Man hat Balzac aus diesem hohen Selbstgefühle ein Verbrechen gemacht; die Kritiker namentlich haben ihm nie verziehen, daß er sie verachtete; aber man muß nicht vergessen, welcher Art die Kritik war, die damals das Mittelmäßigste in den Himmel hob und sich so unendlich überlegen glaubte, weil sie in dem großen Werke Balzacs die nur allzu leicht auffindbaren Fehler zu entdecken verstand. Wie groß der poetische Fond von Schöpfungen sein muß, die trotz so augenfälliger Mängel ihre Macht bewahrten, fiel ihnen nie ein. „Denke nicht so viel an die Kritiker", schreibt er schon früh an seine Schwester; „das sind gute Vorzeichen; die Mittelmäßigkeit diskutiert man nicht"; und später an seine Geliebte, welche ihn auf eine, von ihm wie gewöhnlich ignorierte, hämische Rezension aufmerksam machte: „Sie wissen ja, wie gleichgültig ich

für den Tadel wie das Lob der Leute bin, die nicht die Erwählten meines Herzens sind, namentlich aber für die Meinung des Journalismus und im allgemeinen dessen, was man das Publikum nennt." Er hatte neben seiner naiv unbändigen Ruhmsucht doch auch eine Art jungfräulicher Scheu vor der Publizität und vor allem einen Abscheu vor unrechten Mitteln, um zum Ruhm zu gelangen, die in dem damaligen Frankreich ganz einzig waren. Er wollte seinen Ruhm wirklich verdienen, nicht erschleichen: der innere, bleibende Wert seiner Werke sollte ihn ihm erobern, nicht die Kameraderie und die Reklame. Und wie vollständig gelang ihm dies! Während man in Frankreich noch seinen Wert in Frage stellte, war er schon in ganz Europa populär und lebte das Personal seiner Romane, die Rastignacs und die Maufrigneuse, schon als wirkliche Figuren, wie sie für ihn selber lebten, für die Gesellschaft von Venedig und St. Petersburg. Sainte Beuve erzählt, daß einst im innersten Rußland eine Dame beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als sie gehört, der große Balzac sei in Fleisch und Blut gegenwärtig. Der Grund dieser auswärtigen Berühmtheit liegt, wie bei Bulwer, wohl hauptsächlich darin, daß Balzac wie Bulwer, im Guten wie im Schlimmen, gewisse nationale Eigenschaften und Traditionen fehlten, welche man daheim nicht gerne mißt, die nach außen aber immer als Schranke wirken; zum Teil auch in der Eitelkeit der vornehmen Gesellschaft Osteuropas, welche doch immer noch nach den älteren westeuropäischen Salon-Damen und -Herren, als nach ihren Mustern blickt und diese in Balzacs Romanen getreu geschildert zu finden glaubte. Ihm war beides eine unendliche Genugtuung: der weit-

verbreitete Ruhm seines Namens und die Autorität als Kenner vornehmer und eleganter Kreise.

So mächtig übrigens auch seine Ruhmessucht war, sie trat vor seinem Liebesbedürfnis zurück. „Im Grunde", schreibt er 1844, als er schon, trotz der Kritik, seine literarische Stellung erobert hatte, an seine künftige Gattin, „ist das Spiel, das ich spiele, dies: vier Menschen werden in diesem halben Jahrhundert einen ungeheuren Einfluß ausgeübt haben: Napoleon, Cuvier, O'Connell. — Ich möchte der vierte werden. Der Erste hat vom Blute Europas gelebt ..., der Zweite hat sich dem Erdreich vermählt; der Dritte hat ein Volk in sich verkörpert; ich werde eine ganze Gesellschaft in meinem Kopfe getragen haben. Ist's nicht ebensogut so zu leben, als alle Abende zu sagen: Pique, Trumpf, Coeur ... oder nachzuforschen, warum Mme. So und so dieses oder jenes getan? Aber es lebt in mir auch ein anderes Wesen, das viel größer ist als der Schriftsteller und viel glücklicher als er; das ist Ihr Sklave. Mein Gefühl ist schöner, größer, vollständiger, als alle Befriedungen der Eitelkeit oder des Ruhmes. Ohne diese Fülle des Herzens hätte ich nicht den zehnten Teil meines Werkes vollendet, ich hätte den nötigen Mut dazu nicht gehabt." Der ganze Balzac ist in diesen Zeilen, sein kindischer Ehrgeiz und sein kindliches Gemüt; auch sein Schicksal des ewigen Hoffens und Jagens nach einem Ziel, das ihm immer wieder entgeht und das er erst im Tode erreichen sollte: äußere Unabhängigkeit, inneres Glück.

Von Jugend auf hatte er von einer hohen Liebe geträumt. „Mich dem Glück einer Frau zu widmen, ist mein ewiger Traum, und ich bin verzweifelt, ihn nicht

zu verwirklichen.“ „Aber“, fügte er charakteristisch hinzu, „ich begreife Ehe und Liebe nicht in der Armut“. Denn nur das vornehme, müßige Weib, das seinen Körper pflegen kann wie seinen Geist und sein Gemüt, war ihm Weib, obschon er reizende Frauencharaktere aus der niedern und Mittelklasse geschildert hat; in der Wirklichkeit aber hörte eine Frau mit verarbeiteten Händen auf, eine Frau für ihn zu sein. Diejenige, die er fand, verwirklichte auch in dieser Hinsicht seine kühnsten Träume; und die Bewunderung, die er ihrer hohen Geburt, ihrem vornehmen Wesen, ihrem Reichtum, ihren großartigen Lebensgewohnheiten zollt, wie sie nur von denen gezollt wird, die derlei stets nur aus der Ferne gesehen, diese Bewunderung war ein Stück seiner Liebe, und nur die werden ihm das verargen, welche von der Komplexität menschlicher Leidenschaften keinen Begriff haben.

Schon vor dem Tode der Freundin und Gönnerin seiner Jugend hatte er im Jahre 1833 die Frau kennen gelernt, die ihm mehr als Freundin und Schwester sein sollte und sein Herz bis zu seinem Tode ausfüllte. Gräfin Hanska war eine Polin aus altem, fast souveränem Geschlecht, von damals noch gewaltigem Reichtum, verheiratet an einen russischen Edelmann, dem Balzac selber noch befreundet war und den er hochschätzte. Erst nach dessen Tode nahm das Verhältnis einen mehr als freundschaftlichen Charakter an; doch versprach Gräfin Hanska nicht vorm Jahre 1846 dem drängenden Freunde ihre Hand, und die Ehe selbst ward erst wenige Monate vor Balzacs Tode im Frühling 1850 abgeschlossen: beide waren bereits Fünfziger, er schon der furchtbaren Krankheit anheimgefallen, die ihn wegraffen sollte; sie fast

unfähig, sich zu bewegen, kaum vermögend, mit ihrer zitternden Hand den Heiratskontrakt zu unterschreiben. Siebzehn Jahre lang sahen sich die alternden Geliebten nur von Zeit zu Zeit, in Italien, Deutschland, Rußland. Um ihre Gegenwart nur ein paar Tage zu genießen, schien ihm ja eine zehntägige Reise nicht zu beschwerlich, und die Tage, welche er auf der einsamen Insel „im Meere" — das Meer waren die Kornfelder, die Insel der Park, in dessen Mitte sich das fürstliche Schloß seiner Geliebten erhob — waren die glücklichsten seines Lebens. Ihr schrieb er täglich, und diese langen Briefe sind unstreitig die interessantesten der Sammlung. Leider fehlen wenigstens drei Viertel derselben, welche die Gräfin bei einem Brande ihres Schlosses einbüßte.

Das Verhältnis war ein merkwürdiges, im neuen Frankreich geradezu unerhörtes: es erinnert an die lange Liebe des Chevalier de Bouffleurs und Mme. de Sabrans, deren reizende Briefe uns vor nicht langer Zeit einen so schönen Einblick in die Gemütstiefe des vorigen Jahrhunderts erlaubt, dem ja zu allen seinen großen Reizen auch dieser nicht fehlte. Die Tochter Gräfin Hanskas, eine reizende jugendliche Erscheinung, und ihr Gatte, ein feiner, gebildeter junger Edelmann in des Wortes schönstem Sinne, hingen fast ebenso an Balzac wie die Mutter, und für ihn bildeten alle Drei im Rahmen des großartig vornehmen Schloßlebens im Herzen Rußlands ein Einziges. Jeder hatte einen Spitznamen. Balzac selber hieß Bilboquet in dieser Truppe der Saltimbanques (Seiltänzer), wie er sie nach einem damals unglaublich populären Boulevardstücke getauft hatte. Familienverhältnisse, vielleicht auch eine kleine Scheu vor der wirren

verschuldeten Lage Balzacs, schoben die eheliche Verbindung immer wieder hinaus, während Balzac Jahre lang liebevoll und wie immer, verschwenderisch an dem Neste baute, das in einem Winkel der Champs-Elysées seine Geliebte aufnehmen und alles Raffinement des abendländischen Luxus mit aller Fülle des morgenländischen vereinigen sollte. Derselbe Mann, der (in den Contes drolatiques) die rabelaissche Zote aufs kühnste erneuert, der (in der Fille aux yeux d'or, in der Cousine Bette) die abscheulichsten Verirrungen der Hyperzivilisation und verderbter Sinnlichkeit geschildert hat, erscheint uns hier, wie auch bei allen Zeitgenossen, die ihn persönlich gekannt, wie beseelt und ausgefüllt von reinster, fast mädchenhafter Liebe für eine Einzige, der er Altäre baut, ein Widerspruch, der tief durch die idealbedürftige, sinnlich erregbare Nation geht, schon im mittelalterlichen Rittertum und seiner Dichtung hervortritt, sich in Pascals, in Abbé de Rancés Leben bis zur Tragik steigert. Balzac hat ähnliche Gedanken, wie der merkwürdige Stifter des schweigenden Trappistenordens — eines Ordens, der nur in Frankreich Wurzel gefaßt hat —, man weiß, daß Rancé erst nach dem Tode seiner Geliebten auf immer dem weltlichen Leben entsagte. An seine erkrankte Geliebte schreibt Balzac im Jahre 1844: „Wenn die Hoffnung meines ganzen Lebens mir schwände, wenn ich Sie verlöre, würde ich mich nicht töten, würde ich kein Priester werden; aber ich ginge in einen unbekannten Winkel, in der Arriège oder den Pyrenäen, um dort langsam zu sterben, ohne mich weiter um irgend was in der Welt zu kümmern; alle zwei Jahre ginge ich zu Anna (Gräfin Hanskas Tochter) und spräche

von Ihnen. Ich schriebe auch nicht mehr. Wozu sollte ich schreiben? Sind Sie nicht die ganze Welt für mich?“ Nachdem er Lauzuns, des bekannten Wüstlings, Memoiren gelesen, ruft er aus: „Wie glücklich ist man doch, wenn man nur eine Frau liebt!“

Wer war französischer, Rabelais oder Pascal, Rancé oder Lauzun? Es sind zwei Seiten einer selben, dem Schreiber dieses trotz so langer Lebensgemeinschaft unbegreiflichen, unergründlichen Natur. „In Frankreich“, sagt Balzac selber in einem Briefe an die Freundin, „sind wir heiter und witzig und lieben; wir sind heiter und witzig und sterben; wir sind heiter und witzig und schaffen; wir sind heiter und witzig und dabei konstitutionell; wir sind heiter und witzig und vollbringen erhabene und tiefe Dinge. Wir hassen die Langeweile, aber wir haben darum nicht weniger Gemüt, wir gehen an alles heiter und witzig, frisiert, pomadiert, lächelnd ..... Man hält uns für ein leichtsinniges Volk. ... Wir leichtsinnig! unter der Herrschaft des 1000-Frankensackes und Sr. Maj. Louis Philipps. Sagen Sie Ihrer lieben Fürstin, daß Frankreich auch zu lieben weiß. Sagen Sie ihr, daß ich Sie seit 1833 kenne und daß ich im Jahre 1845 bereit bin, von Paris nach Dresden zu reisen (es gab noch keine Eisenbahn), um Sie einen Tag zu sehen!“ Und am 1. Januar 1846: „Ein Jahr mehr, Teuerste, und ich nehme es mit Freuden hin; denn diese Jahre, diese dreizehn Jahre, die im Februar voll sein werden, an dem glücklichen, tausendmal gebenedeiten Tage, wo ich jenen angebeteten Brief erhalten, der mir Glück und Hoffnung eröffnete, scheinen mir ewige, unzerbrechliche Bande. Das vierzehnte beginnt in zwei Monaten; und jeder Tag dieses

Jahres hat meine Bewunderung, meine Anhänglichkeit, meine Pudeltreue vermehrt.“ Und als er endlich den Preis errungen (November 1849), der Trauungstag festgesetzt ist, kann er seiner Schwester schreiben: „Das Geschenk ihrer Neigung erklärt mir alle meine Kümmernisse, meine Schmerzen, meine Mühen: ich bezahlte im voraus ans Unglück den Preis eines solchen Schatzes. ... Ich finde sogar, daß ich sehr wenig gezahlt habe. Was sind fünfundzwanzig Jahre Arbeit und Kampf, um eine so herrliche, so glänzende, so volle Liebe zu erobern? Seit vierzehn Monaten bin ich nun hier (auf dem Schlosse Mme. Hanskas) in dieser Wüste, denn es ist eine Wüste, und es kommt mir vor, als wären sie wie ein Traum verflogen, ohne eine Wolke, und das nach fünf Reisejahren und sechzehn Jahren beständiger Freundschaft.“

Endlich am 14. März 1850 fand die Trauung in der Dorfkirche von Vierzschovnia statt. „Diese Verbindung ist“, so schrieb er am nächsten Tage an eine seiner ältesten Freundinnen, „eine Belohnung, die Gott mir aufgespart hatte für so viel Widerwärtigkeiten, Arbeitsjahre und überstandene Qualen. Ich habe keine glückliche Jugend gehabt, keinen blühenden Frühling; aber ich werde den glänzendsten Sommer, den süßesten Herbst haben.“ Zwei Monate später verschied der Dichter in den Armen seiner Gemahlin, wenige Tage nachdem er mit ihr den schönen Freihof am Arc de l'Etoile erreicht, den er gebaut, sie und sein Glück zu beherbergen.

Gräfin d'Agoult.

(Daniel Stern.)

Daniel Stern hat George Sand nur um wenige Monate überlebt. Wie ihre große Rivalin hat auch Madame d'Agoult die Geschichte ihrer Jugend geschrieben;[1]) wie jene ist sie darin, sei es absichtlich, sei es vom Tode überrascht, an der Schwelle der Lebensepoche stehen geblieben, wo sie aus den geebneten Bahnen der Gesellschaft entgleiste, um sich bald darauf als Schriftstellerin zu entpuppen. Nicht Nélida, nicht die Arabella der „Lettres d'un Voyageur", nicht die Beatrix Honoré de Balzacs zeigt sich uns in diesen „Erinnerungen", sondern das schöne und kluge Töchterlein des Grafen Flavigny und Fräulein Bethmanns von Frankfurt am Main; die Pensionärin des Sacré Cœur und die Hofdame von Madame la Dauphine, der Tochter Ludwigs XVI. Allein wie in der Historie de ma vie schon die ganze Natur der Geliebten Alfred de Mussets und Chopins und der ganze Geist der Verfasserin von „Lelia" hervortritt, so ist es leicht, in Mes Souvenirs schon alle die Züge zu erkennen, welche aus der Freundin Liszts und der Geschichtschreiberin der Februarrevolution eine der hervorragendsten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft machten.

Wer diese Erscheinung einmal gesehen, wird sie nicht vergessen haben. Wie eine Überlebende aus verschollener Zeit ging sie um: aber die Zeit, die sie dem Beobachter heraufbeschwor, war nicht die Sturm- und Drangperiode

---

[1]) Mes Souvenirs. Paris 1887. Ein Band in 8vo.

der dreißiger Jahre; es war die klassische Zeit französischer Vornehmheit, wie wir sie uns unter Ludwig XIV. vorstellen. Niemand, dem die Vorgeschichte Madame d'Agoults unbekannt gewesen wäre, hätte in dieser ruhig edlen Erscheinung die Spuren vergangener Stürme herausgelesen. Sollten die Stürme vielleicht das ganze Wesen nicht so tief erschüttert haben, als sie es uns wohl glauben machen möchte? Jede Bewegung der Greisin war zugleich würdevoll und anmutig; ihre hohe Gestalt hatte das natürlich Königliche der Porphyrogeneten; unter den schneeweißen Haaren war die Schönheit des Antlitzes eine so reine, daß man sich fragte, ob sie unter den blonden Locken der Sechzehnjährigen harmonischer sein konnte. Ihre Unterhaltung hatte einen großen negativen Reiz: Madame d'Agoult war eine vollendete Hörerin, und die meisten Gesprächsliebhaber finden ja einen größeren Genuß am Gehörtwerden als am Hören. Sie selbst gesteht: „Mein Geist zeigte sich wenig in der Unterhaltung. Je n'ai jamais eu (man verzeihe das Nichtübersetzen des Unübersetzbaren) ni verve, ni trait, ni saillies, ni reparties;" noch auch Gedanken und eigene Eindrücke, möchte ich hinzufügen. Man ging um nichts reicher aus ihrer Unterhaltung heraus. Sie selbst erklärt dies aus „ihrem Ekel vor Gemeinplätzen und der Unmöglichkeit, den Geist anderer zu borgen". Hätte sie aber eigenen Geist gehabt, so hätte sie wohl nicht an das Borgen zu denken brauchen, und wäre sie nicht so sehr mit sich beschäftigt und mißtrauisch in sich selbst gewesen, so hätte sie sich auch nicht vor ein paar Gemeinplätzen gefürchtet. Sie dachte doch immer vorerst an den Eindruck, den sie machte, und diese Präokkupation lähmte

ihr Interesse an den Dingen und hemmte folglich ihre Mitteilung.

Daniel Stern — und hier liegt wohl das ganze Geheimnis ihres Geistes und Charakters — war keine ursprüngliche Natur. Sie war eine fast geniale Anempfinderin und Andenkerin; aber das eigene Leben stockte in ihr, kam nur durch Anregung von außen, vornehmlich aber durch den Wunsch, sich nach außen zu produzieren, in Fluß. Nicht allein ihre Bücher, auch ihre Unterhaltung machte diesen Eindruck; selbst ihre Lebensführung ist man versucht zu glauben, war weniger das Ergebnis rascher Impulse, als des Bedürfnisses, eine Rolle zu spielen. Ihre Begabung für Sprachen, Musik, vor allem für rasche Aneignung fremder Ideen war eine unglaubliche, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie wirklich oft für eigen hielt, was sie so schnell aufgefaßt und zum Ihrigen gemacht hatte. Alles in ihr war zusammengesetzt, aber mit einer so vollendeten Kunst, daß die Lötungen dem oberflächlichen Beschauer ganz verborgen blieben. Und wie ihr Leben und ihre Erscheinung bewußtes Kunstwerk waren, so auch ihre keineswegs verächtlichen Schriften, nur in geringerem Grade: sie sind immer höchst einsichtig komponiert; der Stil sorgfältig gefeilt, die ganze Anordnung und meist auch der Ausdruck geschmackvoll. Aber der Mangel an Unmittelbarkeit tritt hier noch fühlbarer hervor, als in ihrer Persönlichkeit. Sie sagt einmal in einer Anmerkung dieser ihrer Memoiren von George Sand das durchaus ungerechtfertigte Wort, das man geradezu umkehren könnte, „sie entlehne Jean Jacques Rousseau alles, was nicht spontan in seinem Stile sei“. Viel eher dürfte man bei Daniel Stern von Entlehnung

und Mangel an Spontaneität reden. Selbst ihre Einfachheit erscheint fast immer als eine gewollte.

Mir ist kein Zweifel, daß die Lorbeeren George Sands Daniel Stern am Schlafen verhinderten; nicht nur später, das erhellt aus jedem ihrer Werke, nicht am wenigsten aus diesen ihren Memoiren, nein — von Anfang an. Nachdem der alte Hof weggefegt, an dem ihr bei ihrer Schönheit, ihrer Geburt, ihrem Reichtum, der Gunst der Herzogin von Berry eine einzig glänzende Zukunft bevorstand, war es nur natürlich, daß die vornehme Dame, die sich nicht zur Verborgenheit resignieren konnte, und noch nicht mit einer Herzogin de Broglie an Gelehrtheit und Liberalismus wetteifern mochte, lieber als ein glänzendes Meteor im literarischen und künstlerischen Zigeunertum, denn als eine Herrscherin in den Bürgersalons vor den erstaunten Augen der Mitwelt vorübergehen wollte. Wie viele unverstandene, romanbedürftige weibliche Seelen George Sand auf dem Gewissen hat, ist unberechenbar. Man wird mir zutrauen, daß ich ihr daraus ebensowenig ein Verbrechen mache, wie Goethen aus seinen Werthernachahmern; wie aber von diesen nur der einzige Siegwart auf die Nachwelt gekommen ist, so wird von George Sands Opfern wohl nur Daniel Stern von unsern Enkeln noch genannt werden.

Alles das klingt vielleicht strenger als es gemeint ist. Die Eitelkeit, der Wunsch sich auszuzeichnen, bemerkt zu werden, die Neugierde, auch einmal zu kosten von der verbotenen Frucht, sind dem Ehrgeiz, dem Tatendurst, dem Bedürfnisse nach Bewegung so nahe verwandt, daß man sich besinnen muß, ehe man sie allzu hart verdammt. Sie werden erst hassenswert, wenn sie lästig werden,

anderes und andere nicht neben sich aufkommen lassen, das Gemüt verhärten, oder wenn sie den Werken oder Taten des Eitelen selber Eintrag tun, indem die Selbstbewunderung bis zur Selbstkritiklosigkeit gesteigert wird. Das war nun keineswegs der Fall bei Daniel Stern: fast nie hat sie aus Schwäche gegen sich selbst Gedanken und Worten ein Leben gegönnt, das dem künstlerischen Totaleindruck ihrer Werke hätte schaden können; nie hat sie sich andern ins Licht gestellt. Eher schon könnte man ihr vorwerfen, daß ihre Eitelkeit keine ganz naive, kindliche, harmlose war, wie die der meisten Franzosen; daß etwas Raffiniertes und Überlegtes darin zu verspüren ist. Da fühlt man schon den Einfluß des deutschen Blutes. In Deutschland wird die Eitelkeit auf äußere Vorzüge, wie Schönheit, Geburt, Reichtum, Eleganz, Berühmtheit, so streng beurteilt, daß, wenn ein Deutscher eitel ist, er seine Eitelkeit gern auf innere Vorzüge wendet und sie hier sogar verbirgt, wie auch der Neid des Deutschen weit mehr auf Charakter- und Geistesüberlegenheit als auf Rang und Erscheinung geht. Bei Daniel Stern nun streiten sich das deutsche und das französische Element, oder vielmehr sie haben einen Vertrag miteinander geschlossen, daß jedes seine Art Eitelkeit an den Tag legen darf, wenn es nur nicht das andere bei derselben Beschäftigung verhindern will. Hier muß aber gesagt werden, daß die französische Selbstgefälligkeit, mit der die alternde Verfasserin von ihrer Jugendschönheit, ihren Ahnen, ihrer vornehmen Gesellschaft spricht, geradezu liebenswürdig, weil unbefangen und natürlich, erscheint, während ihre Eingebildetheit auf ihre Tugenden — sie hat sie alle ohne Ausnahme — und ihren Geist, das

ewige Sichselbstanalysieren, manchmal recht fatal werden. Wie denn auch ihre Kindlichkeiten oft den Charakter verstimmender Absicht haben und man z. B. nicht umhin kann, zu denken, die kleine Marie de Flavigny sei nur eine so leidenschaftliche Zoologin gewesen, weil George Sand schon als Aurora Dupin eine so eifrige Botanikerin war, wie in späteren Jahren Mme. Sands lebhafte Parteiergreifung für die Bewegung von 1848 Mitursache gewesen sein mag, daß sich die Tochter des Faubourg St. Germain zeitweise zum Mittelpunkte einer Gesellschaft machte, die geistig und moralisch ins Faubourg St. Antoine gehörte. Die ganze Mittelmäßigkeit von 1848 sammelte sich damals um die übergelaufene Emigrantentochter, und erst gegen Ende des zweiten Kaiserreichs sollte es ihr gelingen, einen vielseitigen, toleranten, feinen, geschmack- und geistvollen Kreis aus Leuten aller Parteien, Ständen und Richtungen, mit Vorherrschen des liberalen Bonapartismus, um sich zu bilden.

Daniel Stern versichert, „das Vergnügen, von sich selbst zu reden, den meisten Leuten so angenehm, sei gar nicht im Spiel bei dem Entschluß, den sie gefaßt, ihre Memoiren zu schreiben. Mit Pascal habe sie das Ich immer hassenswert gefunden“. Ihr Schatten verzeihe mir, wenn ich ehrehrbietigst und höflichst zu bemerken wage, daß ich das wirklich nicht glauben kann. „Das Vergnügen, von sich selbst zu sprechen“, hat Madame d'Agoult nur zu oft verführt, die Menschen und Dinge zu vergessen, in denen sie aufgewachsen ist, um uns Studien über ihren eigenen Charakter und Geist zu geben und bei der Gelegenheit eine philosophische Gelehrsamkeit auszukramen, die manchmal recht lästig wird;

Überall, wo sie Verhältnisse und Personen schildert, ist sie unterhaltend und fein trotz der berühmtesten französischen Memoirenschreiber. Ihre Schilderungen des Bethmannschen Hauses in Frankfurt, des Schloßlebens in Mortier, des Klosterdaseins in Paris, der Höfe Ludwigs XVIII. und Karls X., der Salons der Restauration gehören zum Reizendsten, was über diese reizende Epoche geschrieben worden; wo sie Selbstpsychologie treibt, wird sie oft geradezu unerträglich. Und auch ihre Sprache, so einfach, si voisine des choses, wie Sainte-Beuve von der Sprache der Alten sagt, wenn sie ihre Zeitgenossen schildert, wird affektiert und anspruchsvoll, dabei unbestimmt und allgemein, sobald sie auf ihre Ansichten und Gefühle zu reden kommt: die Worte hören auf, die Zeichen von Dingen zu sein (verba sunt rerum notae, sagt Cicero), vielleicht weil die Dinge nicht oder doch nur schwach vorhanden sind. Sie hat zu viel Geschmack, zu gute Schule, einen zu guten Instinkt auch des Schicklichen und des Maßvollen, um, wie Madame Allart de Méritens, sich zu bogenlangen rhetorischen Ergüssen sogenannter poetischer Prosa hinreißen zu lassen; [1])

[1]) Mme. Allart, ebenfalls Romanschriftstellerin und Geschichtschreiberin, wie Daniel Stern, die nur wenige Jahre jünger war als sie, hat ebenfalls einen Band intimer Memoiren, unter dem sonderbaren Titel: „les enchantements de Prudence“ hinterlassen, worin sie mit größter Offenheit ihre verschiedenen Liebesverhältnisse erzählt. Zwei Drittel des Buches sind sentimental-schwärmerischer Gallimathias; der Rest aber äußerst interessant. Vor allem kommt die Persönlichkeit der Dame dabei als eine unwiderstehlich anmutige, reizende und naive heraus, an der bei aller Gründlichkeit der Studien auch nicht eine Spur des Blaustrumpfes zu entdecken ist.

aber diese unlesbaren Schwärmereien der schönen und leichtsinnigen Freundin Sir Henry Bulwers und Chateaubriands machen in ihrer Breite und Geschmacklosigkeit doch den Eindruck viel größerer Ursprünglichkeit als die knapper gehaltenen, aber auch unendlich viel prätentiöseren Erörterungen Madame d'Agoults über Tugend, Unsterblichkeit und geheimnisvolle Mächte. Auch hat Madame Allart, trotz ihrer für eine Frau seltenen Gelehrsamkeit, trotz der Anerkennung, welche ihre Schriften im Publikum wie bei den ausgezeichnetsten Zeitgenossen gefunden, in ihren Bekenntnissen nichts von dem unsagbar feierlichen Tone der Selbstschätzung, der in diesen Erinnerungen Madame d'Agoults herrscht. Goethe sagt einmal, jeder, auch der unbedeutendste Mensch, dürfe seine Memoiren schreiben; denn jeder, der etwas von sich zu sagen habe, sei interessant. In diesem Sinne hat Kügelgen von sich geredet und uns alle erfreut, ja entzückt. Hier aber geht durch die ganze Selbststudie, wenn auch unausgesprochen, das Bewußtsein einer großen literarhistorischen Bedeutung. Daniel Stern spricht immer ganz unbefangen von sich selbst, als ob sie Jean Jacques Rousseau oder Goethe, Alfieri oder George Sand wäre. Sie legt sich stillschweigend eine Wichtigkeit bei, die sie nun einmal doch nicht gehabt hat; und auf diese Weise tritt in ihr weder eine Individualität noch eine Zeitströmung zutage, wie das bei so vielen Schilderungen viel unscheinbarerer Existenzen oft der Fall ist. Daniel Stern hat eben doch trotz ihrer bedeutenden Eigenschaften keinerlei Einfluß auf die geistige oder politische Geschichte ihrer Zeit und ihres Landes ausgeübt; und sie wird keine sehr tiefen Spuren in dieser Geschichte zurücklassen. wie

sie auch bei Lebzeiten nie die Blicke der ganzen Nation auf sich gezogen. Dies ist sicherlich keine Rüge.

Das Beste und Feinste bleibt oft unbeachtet von der Mitwelt, selbst in Ländern wie Frankreich und England, wo die Anerkennung einer kleinen, stillen Gemeinde von wirklichen Kennern, Schätzern und Genießern des literarisch Guten sofort die Anerkennung des Publikums nach sich zieht. So ist Mérimée, so Beyle, so Musset erst spät aus dem Kreise der Feinschmecker in den der Vielesser übergegangen, während Lamartine und Hugo, Mme. Sand und Balzac von vornherein die ganze Nation mit sich beschäftigten. Daniel Stern hatte immer nur ganz vorübergehende Erfolge, und zwar succès d'estime und succès de curiosité. Letzterer Art war die nun schon längst vergessene „Nélida", in der sie wie später Mme. Sand in „Elle et Lui", und Mme. Colet in „Lui" ihre eigene Sache in einem berühmten Verhältnisse vor dem Publikum plaidierte. Es ist dies die einzige Episode in Daniel Sterns Leben, die durchaus unschön wirkt. Nicht weil der Roman schlecht ist, wie der Mme. Colets, während Mme. Sands moralisch unentschuldbares Werk wenigstens literarisch ein Meisterwerk ist; auch nicht allein, weil die Tat unedel ist: man verzeiht der Liebesleidenschaft viel, wenn sie sich in ihr Gegenteil verkehrt; nein, weil, wie in Frau v. Steins „Dido", der unerfahrenen, geschmacklosen Ausführung ein unschönes Gefühl, das der verletzten Eitelkeit und unkeuscher Rechthaberei zugrunde liegt. D. Stern aber hatte nicht die Entschuldigung Mme. Colets, welche ja nie weder gesellschaftliche, noch geistige, noch sittliche Vornehmheit gekannt hatte, und sie konnte nicht einmal, wie Mme.

Sand, den mildernden Umstand eines unbändigen Temperaments und heftiger Leidenschaft anrufen. Schön und taktvoll hat H. Balzac in seiner „Beatrix“ (Béatrix ou les amours forcés), welcher Mme. Sand als „Mlle. des Touches“ gegenübersteht, während Theophile Gautier, G. Planche, St. Beuve sich um sie bewegen, jenen Grundzug im Charakter Daniel Sterns hervortreten lassen, der in ihrem eigenen Romane eben nicht schön und taktvoll hervortritt.

Eine wirkliche Anerkennung ernteten und verdienten die Geschichte der Februarrevolution, Dante und Goethe, der Aufstand der Niederlande; namentlich das erstere, denn letztere beide gehören zur Kategorie der trefflichen aber unnötigen Bücher — subjektiv wie objektiv unnötig —, während ersteres eine wirkliche Lücke befriedigend ausfüllte, vieles enthält, was sonst nicht zu finden ist und aus innerem Drange heraus geschrieben ist. Doch auch hier war die Anerkennung nur eine kühle: dem großen Publikum boten diese Werke nicht genug Alkohol und Nahrung; dem delikaten nicht genug Blume und Eigenartigkeit. Es war saubere, gewissenhafte Arbeit, die bei der Mittelklasse der Leser viel Anklang fand. Das sind aber gerade die Arbeiten, von welchen die Nachwelt am wenigsten zu wissen pflegt.

Vielleicht das bleibendste aller ihrer Werke wird wohl noch dieser Band Memoiren sein. Nirgends wird man die Gesellschaft der Restauration treuer und lebendiger geschildert finden als hier; und fast hat man den Eindruck, als ob es recht schade wäre, daß Daniel Stern so viel über Goethe und Dante, über die Februarrevolution und den Abfall der vereinigten Niederlande geschrieben,

und so wenig über ihre Zeitgenossen. Nach dieser Seite hin lag offenbar ihr Talent, das sie vernachlässigt hat, weil sie nach höherem Lorbeer trachtete und es unter ihrer Würde fand, mit Geschmack, Feinheit und Scharfsichtigkeit zu — das Wort muß heraus — zu klatschen, wie es die Besten ihrer Landsleute nicht verschmäht haben zu tun. Wie reizend sind die Porträts des alten Tanzlehrers Abraham, der allein noch die großen Überlieferungen des vorigen, Jahrhunderts im Menuett und Bückling bewahrt hat, das des trefflichen Abbé Gallard, des guten toleranten Priesters jener noch von keinem Fanatismus umdüsterten Jahre, das Sophie Gays, der lärmenden Berühmtheit des Kaiserreichs. „Sie hatte noch den Gestus und den Akzent desselben, den Reim Gloire und Victoire; den Turban auch, den Mameluckenturban, mit Ossians Harfe, zu der man den „schönen Dunois" sang: ganz ein Generalstabsair, ein Schwadronenstaub, ein Säbelblitzen im Sonnenstrahl, etwas Unerhörtes und Unbeschreibliches!" Madame de Sévigné hätte es nicht besser machen können. Und solcher Federzeichnungen ist das Buch, namentlich die zweite Hälfte, voll. Die kurze Charakteristik der ganzen Epoche, die den einzelnen Schilderungen vorangeht, gehört zum Trefflichsten, was man in der Art lesen kann. Ein eigentümlicher Reiz der grande dame ruht auf dem Ganzen, aber einer grande dame, welche einmal den Bann gebrochen hat und mit allem, was unser Jahrhundert an bedeutenden Menschen hervorgebracht, in Berührung gekommen ist. Wie die alten Douairiéres des Faubourg St. Germain, wie die Salons, die Konzerte, die Theater jener Zeit vor einem aufleben! Und es war eine schöne Zeit.

Irgend ein Kritiker hat mir die Ehre angetan, des näheren nachzuweisen, wie ich heute schwarz, morgen weiß sage, weil ich einmal die Restaurationszeit als eine schöne beneidenswerte, dann als eine traurige und bedauernswürdige bezeichnet habe. Vielleicht hat der gestrenge Herr doch bei aller Genauigkeit nicht genau genug gelesen. Wohl war es eine schlimme Zeit für das politische und nationale Leben Deutschlands und Italiens, die goldene Zeit der Kongresse und der Zensur, der geheimen Verbindungen und der Zollhäuser, des Spielbergs und der Karlsbader Beschlüsse. Aber es war ein gesundes öffentliches Leben, wurde mit Geist und Feuer um die höchsten Interessen gestritten, für beide Länder sind die Jahre Royer-Collards und Cannings auch in politischer Beziehung die schönsten und ruhmreichsten Jahre des Jahrhunderts geblieben; und wohl hat ein Nachgeborner wie Renan das Recht, sich nach der „Heiterkeit" jener Tage zu sehnen, „wo die Hoffnung, die Freiheit, eine vornehme Herrscherfamilie alten guten und edlen Blutes über alle Dinge den weichen und warmen Strahl einer Frühlingssonne verbreiteten". Und so nüchtern kleinlich die Politik der deutschen und italienischen Regierungen jener Zeit auch sein mochte, selbst die unreifen, unklaren, unpraktischen Bestrebungen der Patrioten und Liberalen Deutschlands wie Italiens hatten etwas Idealisches an sich, das noch jetzt die Märtyrergeneration jener Zeit mit einem poetischen Heiligenscheine umgibt.

Dann aber: die Politik ist nicht alles: wer wird leugnen wollen, daß auch in Deutschland und Italien, geschweige denn in Frankreich und England, jene Zeit,

welche noch so manche Tradition aus dem vorigen Jahrhundert herübergerettet hatte, an religiöser Duldsamkeit und Innigkeit, an gesellschaftlicher Eleganz und Anmut, an poetischer Schöpfungskraft und philosophischer Forschung, daß sie namentlich an künstlerischem Leben reicher und frischer war als irgendeines der folgenden Jahrzehnte: die Zeit Wessenbergs und Hermes', Heines und Hegels, der Malibran und der Sontag, Rahels und Pücklers. Madame d'Agoult, selbst das Kind einer gemischten Ehe, wie sie damals in ganz Europa üblich waren, entwirft eine höchst treffende Charakteristik der religiösen Stimmung jener Tage und konstatiert ganz richtig, daß der fromme Eifer, der nach der Julirevolution in den vornehmen Kreisen Mode wurde und den sie mit ihrem ruhigen Witze unbarmherzig geißelt, dem Adel der Restaurationszeit ganz unbekannt war, und wie mächtig damals noch die Geistesgewohnheiten des 18. Jahrhunderts waren, trotz Bonald und J. de Maistre, Chateaubriand und Lamennais. Der heiter unbefangene, sichere Ton, der in dieser Gesellschaft herrschte, ist verschwunden wie die Steifheit und Starrheit, welche den Hof der Herzogin von Angoulême charakterisierte: der importierte Sport hat die höfische Eleganz, die Klubs haben den französischen Salon getötet, welche in Madame d'Agoults Jugend noch in voller Blüte standen, und welche sie meisterhaft heraufzubeschwören weiß, eben weil sie hier ganz ihre Bewußtheit und Befangenheit verloren hat. Weniger vernehmbar ist in ihren Aufzeichnungen das Echo der parlamentarischen Tribüne, der P. L. Courierschen Satire, der Bérangerschen Lieder, der Lamartineschen Klagegesänge, der ersten Oden V. Hugos.

Dagegen dringt schon die heitere Kohorte des Virtuosentums, die reichste, lebendigste, die je dagewesen, in die vornehmen Räume des Faubourg St. Germain ein, freilich noch als gesellschaftlich Untergeordnete, als die bezahlten Divertisseurs der vornehmen Herren und Damen. Aber Paganini führt den Bogen, das kleine Wunder, Franz Liszt, rührt die Tasten, Cherubini dirigiert das Konservatorium und Rossini schreibt den „Barbier", Rubini, Tamburini, Lablache sekundieren der Pasta, der Malibran, der Sontag; und schon hält man die Ausgezeichnetsten nach dem Gesange im gesellschaftlichen Kreise zurück. Etwas von dem unbeschreiblichen Reiz, den die lieblichste Sängerin aller Zeiten von sich strahlte, und der selbst heute nach fünfzig Jahren noch die Züge des hausbackensten alten Philisters wie mit einem heitern Frühlingsglanze erhellt, wenn er von der anmutigen Tochter des Andalusiers redet, etwas davon ergreift sogar die kühle Gräfin, wenn sie erzählt, wie die Sängerin, nach Beendigung des Konzertes, gerne nach den anderen Künstlern zurückblieb und sich bei der Unterhaltung belebte. Doch muß auch sie im Grunde herhalten, um dem Porträt ihrer Rivalin als Folie zu dienen. „Sie (die Malibran) war originell wie ihr Talent. Sie zeigte keine Spur von Prätention, und ich glaube, sie hatte keine. Ganz anders war Mlle. Sontag. Verdorben durch die Schmeicheleien Deutschlands, kapriziert auf Vornehmheit und schöne Manieren, durstig nach Lob, noch durstiger nach Geld und von wenig Geist, suchte sie die große Dame zu spielen und fing es ungeschickt an. War sie für ein Konzert engagiert, so kam sie am Ende an, entschuldigte sich kaum, sang launisch, und hatte für

ihre Bewunderer, wenn sie nicht Fürsten, Botschafter, Bankiers, Juden oder Direktoren der schönen Künste waren, nichts als Impertinenzen oder Schweigen."

Man sieht, es ist eine große Dame, die sich nicht zu stellen braucht, welche das Porträt gezeichnet. Und solcher knappen, geschmackvollen, bisweilen recht mechanten Zeichnungen haben wir die Fülle hier: wir glauben in jener goldenen Jugendzeit unseres Jahrhunderts zu atmen, und wir sind der Gräfin dankbar, uns nicht allein jene Zustände geschildert, sondern auch uns gezeigt zu haben, wie eine selten begabte, in den feinsten Lebensformen aufgewachsene, klug aufhorchend und scharf zusehende Weltdame zu Werke geht, um ein solches Bild zu entwerfen; am Ende des Bandes aber angekommen, vergessen wir, daß die schöne, heiterweltliche Hofdame von Madame la Dauphine einst die unglückliche Idee gehabt hat, im Leben wie in den Schriften die Rolle einer Titanide, dann einer Diotima zu spielen, und daß sie ihre wahre Bahn erst gefunden hat, als es schon zu spät war. Fast zu spät müßten wir sagen; denn wir wollen über unserm Bedauern und Vermissen dessen, was die geistige Frau uns hätte geben können, nicht vergessen, was sie uns in diesem ihrem letzten Vermächtnis gegeben hat: ein paar hundert Seiten ausgesuchtester Sittenschilderungen, voller Leben, Unbefangenheit, Anmut und seltener Intelligenz.

M. Buloz.

Paris ist wieder um einen hervorragenden Vertreter der „Generation von 1830“ ärmer geworden. Dieser war keiner der Himmelstürmer, welche die Gesetze des Parnaß oder des Staates umstürzen wollten, keiner der Apostel, die Religion und Gesellschaft zu erneuern unternahmen; er war kein Redner und kein Schriftsteller, kein Staatsmann und kein Priester, und doch wird er am Ende eine tiefere Spur zurückgelassen haben als alle die Romantiker, Saint-Simonisten, Neukatholiken und Parlamentarier von 1830. M. Buloz hat die „Revue des deux Mondes“ geschaffen.

Es ist schwer, die historische und nationale Bedeutung der „Revue des deux Mondes“, es ist unmöglich, die Verdienste M. Buloz' um Gründung und Erhaltung dieser Zeitschrift zu überschätzen. Die „Revue“ ist die permanente Literaturausstellung Frankreichs geworden, welche den Vorzug über den Kunstsalon hat, daß kein Parlament von Geschworenen, sondern ein aufgeklärter Despot über Aufnahme und Abweisung entscheidet, wodurch denn, da dieser Despot wirklich Despot ist, d. h. keinen Herrn über sich hat, weder in Gestalt eines Unterrichtsministers, noch einer Akademie, noch eines Verlegers, und da er seine Sache versteht, wie kein anderer, nicht leicht etwas Schlechtes zugelassen wird, um den Raum wegzunehmen, fast unmöglich etwas Gutes verweigert wird, das die Nation zu kennen ein Interesse hat. Daß bedeutende Leistungen vierzig Jahre lang, wie Schopenhauers Hauptwerk, zwanzig Jahre lang, wie Gottfried Kellers Novellen, der Nation im großen Ganzen unbekannt blieben, ist seit

dem Dasein der „Revue“, oder vielmehr seit dem Siege der „Revue“ im Kampf ums Dasein, geradezu eine Unmöglichkeit in Frankreich. Ich sage seit dem Siege; denn der Kampf war kein leichter: Buloz brauchte mehr als zehn Jahre, um die konkurrierenden Organe aus dem Felde zu schlagen; womit die Fach-, Lokal- oder Parteizeitschriften nicht gemeint sind, welche ja ihre volle Berechtigung haben, neben dem Zentralorgan; wie die Privatbanken neben der Bank von Frankreich, welche den ganzen Handel des Landes regelt, garantiert und beschleunigt. Wohl ward Buloz von den Umständen begünstigt: das ganze hochbegabte Stürmer- und Drängergeschlecht, das im „Globe“ seinen ersten Waffengang getan und seine bedenklichste Jugendtollheit ausgegohren hatte, trat zugleich mit der etwas älteren doktrinären Gruppe der „Revue française“ — Broglie, Guizot u. a. —, mit welcher sie die politische Lage verband, in das neue Unternehmen ein, sicherte ihm so einen Stock hervorragender Talente und gab ihm zugleich die Richtung, welche auf lange hin die ganze französische Bildung fortreißen sollte. Da es nun den französischen Schriftstellern vor allem darauf ankommt, gelesen zu werden, und das Bedürfnis einer hohen Zahlung erst in zweiter Linie in Rechnung gezogen wird, so ließen sich jene ersten Mitarbeiter auch später nicht durch die glänzendsten Anerbietungen weglocken. Die Mignet und Guizot, Thierry und Cousin, Villemain und St. Beuve, George Sand und A. de Musset, selbst der am Hungertuch nagende G. Planche, blieben bis zu ihrem letzten Atemzuge der „Revue“ getreu. Sie aber lockten wieder die Generation von 1860: die Renan, Taine, Montégut, Scherer, Réville,

welche es natürlich vorzogen, neben so bewährten Waffenbrüdern zu kämpfen. Die Zeitschriften zweiten Ranges, welche daneben aufzukommen suchten und meist ein kummervolles Leben fristeten, spielten von da ab die Rolle, die unsere kleinen Universitäten gegenüber Leipzig und Berlin spielen: junge Talente übten sich und zeigten sich, manche vielleicht, die Buloz erst abgewiesen hatte. Sah er sie aber gedruckt, so erspähte sie sein immer waches Falkenauge sofort, riß sie aus ihrer Dunkelheit, wo sie der Nation noch jahrelang hätten verborgen bleiben können, und stellte sie allen gebildeten Franzosen vor, indem er so beiden, den Lesern und den Verfassern, einen unschätzbaren Dienst leistete: denn dem Leser ersparte er den Zeitverlust des Wählens und Probierens, dem Schriftsteller gab er 100 000 Leser, und die gewähltesten Europas: gelang es ihm nicht, darunter sich ein Publikum zu erobern, so durfte er wohl nur sich selbst anklagen; ein deutscher Schriftsteller hat immer die Ressource, sich zu trösten: ja, wenn man mich kennte! Der Einfluß auf die Bildung der Nation, den die „Revue“ so gewonnen, ist ein außerordentlich großer und im ganzen heilsamer: die Traditionen des französischen Geschmacks werden aufrecht erhalten und doch die Zeitströmung mit ins alte Bett aufgenommen; durch die Zentralisierung und Beschleunigung des geistigen Umsatzes wird die Einheit der nationalen Kultur gewahrt und vor einem Herabsinken des Niveaus geschützt; vor allem wird die geistige Tätigkeit stets in Atem, die Verbindung der geistig Produzierenden mit den geistig Konsumierenden stets in Gang erhalten, was kein kleiner Vorteil ist, selbst wenn eine Zeit verhältnismäßiger Brache eintritt.

Denn eine Nation, so begabt und so tätig sie auch sein mag, bringt nicht alle Jahre vierundzwanzig Bände bleibender Literaturwerke hervor: ein großer Teil eines solchen Sammelbandes muß natürlich vorübergehender Natur sein: Unterhaltungs- und Tagesliteratur. Die augenblickliche Auskunft muß eine breite Stelle darin haben; die Mitteilung wenig bekannter Tatsachen, selbst wenn sie nicht in künstlerisch vollendeter Form geschieht, muß ein Hauptzweck bleiben; ja selbst die produzierende Mittelmäßigkeit, die auch ein Recht hat, ihre Ware an den Mann zu bringen, indem sie die Lücken ausfüllt, die aufnehmende Mittelmäßigkeit, welche auch ihre sauber zubereitete, nicht allzu saftige Kost verlangt, vor allem die gute Mittelmäßigkeit, soll ihr Feld haben, vorausgesetzt, sie verdrängt das Echte nicht. Es ist aber das Verdienst des Gründers und langjährigen Direktors der „Revue", ohne den sie nicht da wäre, oder doch nicht das wäre, was sie ist, allem dem gerecht geworden zu sein, soweit man in menschlichen Dingen verschiedenen, fast widerstreitenden Anforderungen gerecht werden kann. M. Buloz hat die französische Bildung des 19. Jahrhunderts in eine handliche Form geknetet und in hunderttausenden von schmackhaften Wecken ins ganze Bürgertum gebracht: heute verträgt der französische Gaumen und Magen kaum mehr eine andere Nahrung — und die Nahrung ist keineswegs eine schlechte, wenn auch manchmal eine etwas monotone.

Der unermüdliche Literaturhändler hatte als Korrektor in einer Druckerei begonnen, er ist das Ideal des Korrektoren geworden und eigentlich sein ganzes Leben über ein genialer Korrektor geblieben. Die „Revue des

deux Mondes", in der er bald, kraft seines Willens und seines Wissens, Alleinherrscher geworden, hatte im Jahre 1831 bescheiden begonnen: er hinterläßt sie als eine finanzielle, politische und literarische Großmacht, mit der jeder zählen muß, welcher irgendwie in Frankreich öffentlich zu wirken beansprucht. Wenn ich vom Wissen M. Buloz' spreche, so muß das ganz sachlich genommen werden: der Mann wußte nichts außerhalb seines Handwerks und, obschon er in seiner Eigenschaft als Korrektor seiner eigenen Zeitschrift, über vierzig Jahre lang jahraus jahrein zwölf dicke Bände über alle denkbaren Gegenstände des menschlichen Wissens sorgfältigst gelesen hatte, blieb er doch stets von jungfräulichster Unwissenheit. Dagegen verstand er sein Handwerk besser als vielleicht je einer das seine verstanden; und auch hier war es die Liebe zur Sache, welche ihm das Verständnis, das Verständnis, welches ihm die Liebe zu seiner Sache gab, wie es in allen Dingen der Fall zu sein pflegt, die man gut treibt. Worin nun bestand sein Handwerk, worin die Überlegenheit, mit der er es betrieb?

Vor allem war und blieb M. Buloz Zeit seines Lebens ein sparsamer Schweizer. Schon lange, nachdem er mehrfach Millionär geworden, lebte er in der frugalsten, bürgerlichen Weise, nahm keine Droschke, wo er gehen konnte und deckte seine breitschulterige Hausknechtgestalt mit einem verschossenen Sammetrocke, der nie seine Identität wechselte, wie oft er auch geflickt worden sein mochte. Seine Wohnung war schlicht und einfach möbliert: nur ein herrliches, leider nur halbvollendetes Ölporträtchen von George Sand in ihrer jugendlichen Männertracht von Delacroixs Hand leuchtete einem darin entgegen und

verriet, mit weß Geistes Kindern der Alte in seiner Jugend verkehrt. Seine Söhne hielt er knapp, und alles in seinem Haushalte atmete eine gewisse Enge und Beschränktheit. Er war zugleich Haupteigentümer und Chefredakteur der „Revue“: er handelte daher stets mit dem Instinkt des Eigentümers und des Publizisten zugleich, wo sonst der eine dem andern Dinge zumutet, die er nicht leisten kann. Buloz versöhnte diese scheinbar widerstreitenden Interessen in seiner Person; und der Eigentümer kam gewiß nicht zu kurz dabei. Was er umsonst haben konnte, zahlte er sicherlich nicht aus falschverstandener Generosität. So vor allem nicht den ersten Beitrag, den ein Schriftsteller, und wäre es Viktor Hugo selbst gewesen, in seiner „Revue“ veröffentlichte. Die Ehre, zum ersten Male in so illustrer Gesellschaft zu erscheinen, mußte genügen — und genügte tatsächlich allen bedeutenden Schriftstellern Frankreichs in diesem Jahrhundert. Auch die Zahlung, die nach diesem Noviziat erfolgte, war und blieb eine ärmliche; dieselbe für alle. Das Glück — und der Blick — des Mannes war eben gewesen, von Anfang an die künftigen Größen der französischen Literatur, so lange sie noch wolfeil zu haben waren, an sich zu ziehen, ihnen eine Öffentlichkeit zu bieten, die schon damals nirgends sonst zu finden war und so die Arbeit der einen mit der Gesellschaft der andern zahlen zu können. Die Sparsamkeit ging aber weiter: es durfte keine leere halbe Seite in dem Bande sein, und lieber fiel ein Absatz in dem Artikel unter seiner unbarmherzigen Schere, als daß er das Honorar für eine Seite gezahlt, die nicht vollgedruckt war.

Auch das ständige Redaktionspersonal war ein wenig zahlreiches, wenig kostspieliges, während die Zahl der

freien Mitarbeiter sich auf Hunderte bezifferte. Lange Jahre hatte er nur den unglücklichen Viktor de Mars als Leser und Sekretär. Der starb über der Strapaze. Es wurde ihm kaum ein Nachruf von zehn Zeilen gewidmet. Nun suchte er sich auszuhelfen, bis sein ältester Sohn herangebildet sei; auch der starb ihm, gerade als er ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo er der „Revue" hätte nützlich sein können. Man sagt, er beweinte noch bitterer das Los der „Revue" als das des Sohnes. War doch die „Revue" sein Alles: Geliebte und Gattin, Freundin und Tochter, sein einziger Gedanke bei Tag und Nacht. Kein Gang, kein Brief verdroß ihn, wenn's ihr Interesse galt. Noch in seinen späten Jahren — er ist vierundsiebzig alt geworden — machte der Mann zweimal im Monat die lange Reise von Savoyen, wo der zum Krösus gewordene Korrektor seine Güter hatte, nach Paris, am 29. und 13. jeden Monats. Da saß er dann und las alle Druckbogen von der ersten Zeile bis zur letzten, las, schnitt, strich, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, aß selbst nur eilig mit seiner Familie in der Arbeitsstube. Kein Druckfehler entging ihm, keine zweifelhafte Orthographie und, entgingen sie ihm, verursachte die Scham ihm schlaflose Nächte. Meist war noch der betreffende Verfasser dabei zugegen, und nun begann der hartnäckige verzweifelte Kampf zwischen dem Schriftsteller und dem Verleger, oft bis früh in die Morgenstunden. Und man glaube nicht, nur Anfänger hätten sich dieser Prokrustestortur unterwerfen müssen: selbst ein Guizot mußte sich die Lenden zur Verteidigung seines Stiles, seiner Komposition, ja seiner Gedanken gürten. Oft kam's zu heftigen Worten, die der grobe Greis dann aber bald gutmütig

wieder zurücknahm, und da der hartnäckige Alte zudem auch noch harte Ohren hatte, so hörte man oft das Kampfgeschrei bis unten in die Rue Bonaparte. Keiner, der nicht erschöpft und grollend aus diesem Streite geschieden wäre, keiner, der sich nicht geschworen hätte, das sei das letzte Mal — und wenige, die nicht nach sechs Monaten, wenn sie ihre Arbeit bei ruhigem Blute wieder lasen, gefunden hätten, daß die scharfe Gärtnerschere am richtigen Orte eingeschnitten und das Ganze dadurch gewonnen habe. Die Mittelmäßigkeiten vor allen zogen Vorteil aus der Prozedur; wenigstens für den Augenblick, obschon dieselbe auf die Dauer die Saftlosen zugrunde richtete und nur die mehr oder minder Markigen dabei gediehen. Aber für den Augenblick machte diese Kochkunst auch eine Wassersuppe ganz genießbar, bis der Leser merkte, daß das Zeug ihn doch eigentlich nicht recht nährte.

Der Mann hatte seine eigenen Ideen über literarische Form; und zur Form gehörte auch die Pagination, die rechte Verteilung der Absätze auf einer Seite, vor allem der Titel. Der Titel mußte gleich den eingeschlafenen Philister aufrütteln. Ich erinnere mich, ihm meinen ersten Aufsatz (über „Johanna die Wahnsinnige" nach Bergenroths Studien) unter einem unscheinbaren Titel gegeben zu haben. Wie ward mir, als ich das lachsrote Heft in die Hand nahm und sah „Une Enigme de l'histoire", was sich dann als mein anspruchsloser Essay herausstellte. Auch mußte stets irgendwelcher Vorwand angegeben werden, der zum Schreiben autorisiert hatte, neue Quellen, neue Bücher usw. Vor allem mußte die Sache „Aktualität" haben, und hatte sie sie nicht, so mußte man ihr künstlich eine schaffen. Dann verlangte er, daß jeder

Aufsatz in Kapitelchen eingeteilt werde, denen eine allgemeine Einleitung vorangehen mußte. Für manche ist diese Form eine Art Chrie geworden, die sie mechanisch ausfüllen. Es gibt gewisse Schriftsteller, die lebendige Revueartikelschreibmaschinen geworden sind; der Direktor schnitt die Stücke zu und die Nähmaschine fügte sie zusammen; man weiß genau bei der ersten Seite, was folgen wird und wie die Dinge sich folgen werden. Ebenso im Ausdruck. M. Buloz war kein Purist; aber er haßte Archaismen und Neologismen mit dem Instinkte der Selbsterhaltung; nur die langen Sätze konnten ihn noch heftiger in Harnisch bringen: er zerhackte sie sogleich in seinem Zorn. Er fand, der französische Stil käme sehr herunter: es gäbe heute gar keine Franzosen mehr, die französisch zu schreiben wüßten: es blieben nur noch zwei „Prussiens" übrig, die es verständen; der eine war Rudolf Lindau, der Name des anderen ist mir entfallen. Man sieht, er war kein Pedant und teilte das landläufige Vorurteil der Franzosen gegen die fremden Barbaren keineswegs. Er war schwer zugänglich; war man aber einmal „de la Revue", so verging auch kein Monat, wo kein Bettelbrief des Alten an einen kam, der dann ebenso geschmeidig wurde, als er unbiegsam war, wenn er einmal das Manuskript in Händen hatte. Auch liebte er nicht, daß man in ein anderes Blatt als seines schreibe: nur für das „Journal des Débats" machte er eine Ausnahme.

Seine „Revue" sollte vor allem, ja ausschließlich der Mittelklasse der Geister wie der Gesellschaft als Organ dienen. Wie in der Form, so sollte im Wesen ein gewisses Maß des „Juste-Milieu" herrschen; daher denn auch die Originale sich wohl einfanden, aber nicht recht in ihr zu

Hause fühlten. Sie wollte weder von Materialisten noch von Klerikalen, von Republikanern oder Legitimisten etwas wissen und war auch in der großen literarischen Fehde der dreißiger Jahre das Blatt der Mittelpartei. Hier nun liegt die schwache Seite des großen Organs der französischen Bourgeoisie: es hat einen neuen Klassizismus der schönen Literatur großgezogen, in dem aber, im Gegensatz zum Klassizismus des 17. Jahrhunderts, auch der Gedanke sich seiner Originalität begeben mußte wie die Form. Mr. Buloz hatte darin eine an Zynismus grenzende Offenheit: was liegt mir am Wert der Ware, wenn sie nur dem Käufer recht ist, sagte er geradezu. Und er kannte den Käufer und machte es dem Käufer recht. So ist es ihm gelungen, der Hoflieferant nicht nur der hohen geistigen Mittelklasse Frankreichs, sondern auch ganz Europas zu werden. Der „hohen" sage ich mit Absicht. Nur das gute Mittelmäßige, vor allem die literarische Falschmünzerei, welche sich den Schein des Echten gibt, hat diesen augenblicklichen Erfolg in der sogenannten guten Gesellschaft, die das schlechte Mittelmäßige nicht ertragen würde. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nicht auch wirklich Bedeutendes, Eigenes, Neues in die „Revue" gedrungen wäre, namentlich in den ersten Zeiten, als die Mérimée, Sainte-Beuve, Thierry noch tätige Mitarbeiter waren. Sie gehörten eben zu jener großen Schule französischer Schriftsteller, welche die Kühnheit der Gedanken und die Eigenartigkeit der Anschauung in der unscheinbarsten, maßvollsten Form der Tradition mitzuteilen wußten. Im allgemeinen aber, namentlich in den letzten dreißig Jahren, war auch der Gedanke zahm wie die Form. Die Epigonen des Cousinschen

Spiritualismus sprachen über Philosophie in einer Weise, die dem wohlanständigen Familienvater das Gefühl gab, daß er hoch über dem simplen Kirchgeher stehe und doch die „Grundlagen der Moral" nicht antaste. Sogar die Romane bewegten sich auf dem Terrain der untadelhaftesten Konvenienzmoral, die die gräulichen Laster unserer Gesellschaft nur schildert, damit man sich in seiner Tugendhaftigkeit vor ihnen bekreuzen könne und sehe, daß in dieser Welt am Ende doch immer das Gute siege, αἴλινον, das Gute siege!

Ebenso in der Politik, seit Eugène Forcade das Zeitliche gesegnet. So lange dieser französische Gentz unter der Drohung des Gerichtsvollstreckers, dessen Damoklesschwert Vater Buloz gnädig aufhielt, bis der betreffende Artikel fertig war, alle vierzehn Tage jene unerreichten politischen Übersichten schrieb, die sich alle unsere Diplomaten zum Vorbilde hätten nehmen dürfen, war auch Buloz' Zeitschrift „quelqu'un"; denn der alte Krämer wußte wohl, wen er gewähren lassen mußte. Seitdem ist die Politik der „Revue" etwas verschwommen geworden. Nur das heutzutage obligate Antideutschtum, wie früher das Antirussentum, bringt noch ein wenig Wärme und Leidenschaft in diese lymphatische Publizistik.

Doch gibt es immer noch eine große Rubrik, die Rubrik der objektiven Literatur — Reisebeschreibungen, nationalökonomische Studien, gemeinverständliche Mitteilungen wissenschaftlicher Ergebnisse, Aufsätze wie die Maxime du Camps über die Organe von Paris und deren Funktionen, — wo der Leser, der außerhalb der Geschmackskonventionen und der Nationalleidenschaften steht und gerne mühelos ein wahres Interesse und eine aufrichtige

Wißbegierde befriedigt, reichliche Nahrung findet. Und hier liegt die eigentliche kulturhistorische Bedeutung der „Revue des deux Mondes", deren Glanzperiode nicht zufällig mit der der großen beiden englischen Quarterlys zusammenfällt.

Es ist hart, es zu gestehen, namentlich für Leute, die selber Bücher schreiben: aber das Buch hat sich überlebt; nicht das Unterhaltungsbuch, nicht das Nachschlagebuch, nicht das gelehrte Buch, nicht das Schulbuch, aber das ernste Lesebuch der Gebildeten. Niemand hat dazu mehr Zeit in unserer eiligen Zeit und die Fülle des Wissenswerten wächst zu überwältigend an. Sollten wir aber deshalb ausgestoßen sein von den Erzeugnissen der geistigen Arbeit unserer Zeit, die auf einem anderen Felde als dem unseren hervorgebracht werden? Soll der Kaufmann, der abends vom Kontor kommt, durchaus zur seichtesten Zerstreuungslektüre oder zum Journalartikel mit seinen fertigen Urteilen verdammt sein? Soll der Historiker für immer aller Kenntnis dessen entsagen, was die wunderbare Entwicklung der Naturwissenschaften und der Mechanik in den letzten Jahrzehnten zutage gefördert? Soll der Naturforscher nicht die Gelegenheit haben, seine Gymnasialstudien bei der Leuchte der neuen Philologie und historischen Kritik zu revidieren? Soll der Militär gezwungen sein, den ganzen Darwin durchzustudieren, um zu wissen, wie er seine Hypothesen begründet? Man unterscheide doch zwischen einer kurzen kritischen Anzeige, die meist von Unberufenen verfertigt wird, welche die materielle Zeit nicht haben, die angezeigten Bücher alle zu lesen, und der eingehenden Arbeit eines Sachkundigen, der, schnell orientiert auf dem eigenen Terrain,

rasch sieht, was ein bedeutendes Werk wirklich neues bringt, oder, zurückschauend auf die Arbeit seiner jüngst vergangenen Jahre, die Hauptresultate derselben zusammenstellt. Welches ist der Gegenstand, vorausgesetzt, er ist gut gewählt und genau umschrieben, den man nicht in vierzig Druckseiten für den Laien erschöpfend behandeln kann? Welches ist das Originalwerk, von dem es nicht möglich wäre, dem in der Zeit beschränkten den ganzen Gedankengang, das Quellenwerk, von dem nicht tunlich wäre, ihm die wichtigsten Tatsachen in vierzig Druckseiten mitzuteilen? Das würde eine Sünde sein, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, sei's nun die „Divina Commedia“ oder der „Faust“, der „Peloponnesische Krieg“ oder der „Catilina“. Es wäre vermessen, wenn der Leser einer Auseinandersetzung der Darwinschen Theorie sich einbilden wollte, nun wisse er ebensoviel davon als der Zoologe vom Fach. Allein davon ist gar nicht die Rede in einer „Revue“, wie es die „Revue des deux Mondes“ war; wo es sich nur um die Belehrung des Laien handelte. Wer aber auf frühere Werke der Wissenschaft, nicht der Kunst, zurückblickt, der wird leicht sehen, wie wenig selbst von den epochemachendsten zurückbleibt. Welcher Deutsche der jungen Generation möchte ignorieren, was Hegel uns gewesen: aber wer wird seine dreißig Bände lesen, wie's noch viele von uns getan? Sie lesen eben eines oder zwei seiner Werke, meist die „Philosophie der Geschichte“ und die „Ästhetik“; im übrigen halten sie sich an irgend eine Geschichte der Philosophie und — wissen soviel, wie ihnen als Gebildeten, nicht als Philosophen vom Fache, zu wissen frommt. Die gebildeten Laien aber sind für die Fachwissenschaft

eine lebendige Nachwelt; sie verhalten sich zu ihr, wie unsere Söhne zu Hegel. Warum sollte ihnen die Gelegenheit, sich über ihnen ferner liegendes aufzuklären, unter dem Vorwande der Beförderung der Ungründlichkeit benommen sein?

Das Hauptverdienst aber Herrn Buloz' war das, in seiner Zeitschrift eine Tribüne hergestellt zu haben, welche seiner Nation als zentrale Sprechhalle diente. Es ist heute gar sehr die Mode, namentlich in Frankreich selber, gegen die Zentralisation zu predigen. Alles hat aber seine zwei Seiten. Es gibt geistige Leistungen, bei denen die Wirkung, das Echo notwendig ist; und damit ein solches in der Nation existiere, ist ein Resonanzboden notwendig. Ein solcher war und ist im höchsten Sinne und höchsten Grade die „Revue des deux Mondes“. Sie besorgte die Aufrechthaltung des geistigen Zusammenhanges in der Nation, als die politische Tribüne verstummte, die Salons nicht laut genug mehr redeten, um draußen vernommen zu werden. Sie pflegte die großen französischen Geschmackstraditionen ohne bedeutende originelle Talente auszuschließen, wenn sie sich nur halbwegs diesen Traditionen anbequemen wollten, und leistete so in erster Linie diesen Talenten einen großen Dienst; sie verhinderte die Zersplitterung der geistigen Kräfte der Nation und sie bot dem Produzenten wie dem Konsumenten einen stets offenen wohl versehenen Markt, wo jeder sich nach Bedürfnis versorgte. Wollte Gott, wir hätten was Ähnliches! Ist eine Stadt einmal Großstadt geworden, so kann sie nicht länger auf zwanzig Märktlein ihre Nahrung zusammenlesen.

Doch wohin hat uns der Nekrolog des alten Herausgebers der „Revue“ geführt! Der dachte wahrlich nicht

an alles das, was wir da eben auseinandergesetzt, als er dem Zeitgeiste und den Zeitbedürfnissen so entgegenkam, wie er's tat. Der leitete seine „Revue“ wie Herr Jourdan Prosa machte, sans le savoir. Sie war darum nicht schlechter.

M. Thiers.

Ein Rip van Winkel, der etwa am 31. Mai 1850 auf den Boulevards von Paris eingeschlafen und ebenda am 8. September 1877 wieder aufgewacht wäre, hätte wohl fortzuträumen gewähnt, wenn er, betroffen von der Bewegtheit der Straßen und der Menschen, in ein Kaffeehaus eingetreten wäre, den Kellner ausgefragt und die Morgenzeitungen durchflogen hätte. Nicht als ob er nicht schon vor seinem Schlafe Pariser Begräbnismanifestationen erlebt haben möchte; aber daß der populäre Mann, den man zugrabe trage, Herr Thiers sei, der einst „die feile Menge“ ihres Stimmrechts beraubt und den jetzt die Überlebenden der Junitransportierten, gleich dem aufs Roß gebundenen toten Cid, gegen die alliierten Heere dreier Dynastien ins Feld führten, das hätte ihn sicherlich in kein geringes Erstaunen versetzt. Noch verwunderter indes würde sich der Schläfer die Augen gerieben haben, hätte er vernommen, die Leidtragenden, die sich um diesen Sarg drängten, seien dieselben Altrepublikaner, welche der Minister vom 11. Oktober einst in der Rue Transnonain mit der Wucht seiner Kartätschen, im Palais Bourbon mit der Macht seines gesunden Menschenverstandes so unbarmherzig niedergeworfen; die

Männer aber, so die Schnüre des Trauerwagens hielten, seien dieselben Neuliberalen, welche seinerzeit den Geschichtsschreiber des Konsulats nur als den eigentlichen Feind französischer Freiheit und Selbstverwaltung, als den verstocktesten Anwalt der Zentralisation und des Konkordats, der stehenden Heere und der Schutzzölle zu brandmarken pflegten. Sollte wirklich einmal die Macht der Wahrheit gesiegt haben? Sind die Gegner bekehrt? oder haben sie nur

„Sein groß Verdienst unwillig anerkannt",

weil sie i h r e n Gegnern den Ruhm nicht gönnen wollten, diese nationale Größe als ausschließliches Eigentum ihrer Partei zu reklamieren und zu proklamieren? Aber wie? Die alten Parteigenossen selber stehen ja abseits: die Anhänger der Familie Bonaparte, wie die Getreuen des Hauses Orleans, die Männer der moralischen Ordnung, wie die Freunde des Vatikans haben kein Wort — oder haben gar nur Schmähworte — für den Epiker der Kaiserzeit, den Minister Louis Philipps, den „Burggrafen" der Rue de Poitiers, den Kämpen des weltlichen Papsttums, für den unermüdlichen Feldherrn, der einst ihnen Allen Stütze und Trost gewesen!

Es wäre wohl kaum allzu schwer nachzuweisen, daß nicht Thiers seine politische Religion gewechselt, wohl aber die Parteien um ihn her, unter dem Einfluß der von ihnen selbst geschaffenen Umstände, eine tiefe Wandelung erfahren, daß sie sämtlich, von dem äußersten linken bis zum äußersten rechten Flügel, sei's aus selbstsüchtigen Beweggründen, sei's aus Leidenschaft, Schwäche oder Furcht, das Wesentlichste ihrer Überzeugungen geopfert und so den Mann, der in einem achtzigjährigen

Dasein auch nicht eine seiner Jugendüberzeugungen aufgegeben, in eine Lage gedrängt haben, welche in so sonderbarem Widerspruche zu seiner ganzen Vergangenheit steht. Denn selten in der Geschichte bietet ein langes, tatenreiches Leben eine so vollkommene Einheit, wie sie das Leben des Mannes bietet, der seine Laufbahn unter dem Mißtrauen aller Parteien als stellungsloser Journalist und heißblütiger Verteidiger der Revolution begonnen, im Schoße einer sicher gegründeten Opulenz als einziger Bürge der Regierungsfähigkeit einer großen Partei beschlossen hat; eines Mannes, dessen Name bald gleichbedeutend mit gallischer Kriegslust, bald das Symbol des europäischen Friedens gewesen; der die Sache des Papsttumes am längsten verteidigt und nie einen Fuß in die Kirche gesetzt; der mehr als einer getan, die napoleonische Legende lebendig zu erhalten und von dem Erben seines Helden verbannt werden mußte; — des Jakobiners von 1825, des Juste-Milieu von 1835, des Reaktionärs von 1850, des Republikaners von 1875. Selten auch war eine so vielseitige Persönlichkeit in sich zusammenhängender als die des beweglichen Mannes, der gestern nur für Kunst, heute nur für tätige Politik zu leben schien; der bald ein ruhiger Forscher und Erzähler der Vergangenheit, bald ein schlagfertiger Kämpfer der Gegenwart zu sein wußte; der den Finanzfragen gleiches Interesse und gleiches Verständnis wie den Militärangelegenheiten entgegenbrachte; der als Redner, als Geschäftsmann, als Schriftsteller sich mit den Besten derjenigen Zeitgenossen messen durfte, welche nur eine dieser Tätigkeiten zum ausschließlichen Berufe ihres Lebens gemacht.

Diese Einheit darzutun, braucht's keine neue Biographie Herrn Thiers, und ich darf wohl auf sämtliche Zeitungen des Weltalls verweisen, welche am Tage nach dem Tode des alten Staatsmannes mit bewundernswerter Bereitschaft und noch bewundernswerterer Übereinstimmung in den Tatsachen, wenn nicht im Kommentar zu diesen Tatsachen, den Lebensgang des kaum Dahingeschiedenen erzählt haben.[1]) Auch ist's sicherlich nicht nötig, die Geschichte Frankreichs seit 1823 noch einmal zu erzählen, um den Einfluß des Mannes auf den Gang derselben ins rechte Licht zu stellen. Es genügt, die Meinungen Thiers von 1825 und 1850 zu vergleichen mit denen von 1875 und nachzuweisen, daß seine Handlungen stets im Einklang waren mit den Ansichten, welche er teils in seinen Reden, teils in seinen Geschichtswerken über Politik und Nationalökonomie, Philosophie und Moral niedergelgt, diese offiziellen Ansichten aber mit denen zusammenzustellen, die er im Leben, sei's gesprächsweise, sei's durch sein Tun, an den Tag legte. Eine solche Nachweisung des Zusammenhanges zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wie zwischen den verschiedenen Tätigkeiten und Fähigkeiten des Mannes wird dann von selbst ein Bild des Menschen, des Geschichtschreibers und des Staatsmannes ergeben, welches den Gegenstand von einer anderen Seite zeigen und so, ohne irgend welche Wiederholung, die Charakteristik ergänzen und bestätigen

---

[1]) Sollte man diese Zeitungen verlegt haben, so nehme man einfach das „Dictionnaire des Contemporains“ zur Hand, wobei man noch obendrein den Vorteil haben wird, den Schlüssel zu jener merkwürdigen Bereitschaft und Übereinstimmung der europäischen Tagespresse zu finden.

wird, die ich anderwärts von dem außerordentlichen Manne zu geben versucht habe.[1])

I.

Die bewegte Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert hat viele Männer in den Vordergrund gebracht, welche in einer oder der anderen Hinsicht bedeutender waren als Thiers; keinen, der mehr Franzose des 19. Jahrhunderts gewesen wäre. Und er war sich dessen vollkommen bewußt; nicht zufällig enthält sein politisches Testament, mit wie unsicherer Feder es sonst auch geschrieben sein mag, feste Worte der Selbstzufriedenheit und der Zuversicht über sein Jahrhundert und seine Nation. Was die große Revolution gewollt, was der erste Konsul verwirklicht, das hat Thiers sein Leben über verfochten, wie man nur seine eigene Sache verficht; denn er repräsentierte dieses neue Frankreich, wie ein König sein Land vertritt: er stand und fiel damit. Die Revolution und der erste Konsul hatten sich die Aufgabe gestellt, ein festgeordnetes Staatswesen herzurichten, in welchem das Gesetz unbedingt und für alle herrschte; wo dies Gesetz keinem Bürger Hindernisse in den Weg legte, wenn er sich Ansehen und Macht in Staat und Gesellschaft erobern wollte, die natürlichen Hindernisse jedoch, die den Kampf um's Dasein erschweren, ganz unberücksichtigt ließ. Aber die Revolution „war nicht die Freiheit und sollte

---

[1]) In meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870," sowie im ersten Band gegenwärtigen Sammelwerkes (unter dem besonderen Titel „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts"), wo ich, namentlich in der letzten Auflage, Herrn Thiers ein ausführliches Kapitel gewidmet.

nicht selber die Freiheit sein. Sie war ein großer Kampf gegen die alte Ordnung. Nachdem sie dieselbe in Frankreich besiegt, mußte sie sie in Europa besiegen; allein ein so heftiger Kampf ließ weder den Geist noch die Formen der Freiheit zu"; und Bonaparte „kam nicht, die Freiheit zu gründen, welche noch nicht existieren konnte, sondern die Revolution fortzusetzen unter monarchischen Formen" (Worte Thiers' am Schlusse der Revolutionsgeschichte, 1827). Sieht man sich nun die Revolution näher an, so wird man finden, daß ihr eigentlicher Zweck die Zerstörung der alten Ordnung und die Gründung einer neuen, das Heraufkommen des tiers-état war. Alles andere war ihr im Grunde gleichgültig: sie dachte nicht daran, eine lokale Selbstverwaltung wie in England, die freie Kirche wie in Amerika, ein Volksheer, wie Preußen es 1813 herstellte, einzuführen; so unhistorisch war sie keineswegs, was man auch über ihren Rationalismus und Radikalismus gesagt haben mag. Sie wollte durchaus die Überlieferungen Altfrankreichs nicht aufgeben, weder in der auswärtigen, noch in der inneren Politik. Der Inhalt dieser Politik, d. h. die Aufgabe des Staates, sollte dieselbe bleiben; aber die alten Formen sollten vereinfacht, systematisch geregelt werden, Ordnung, Rechtschaffenheit, vor allem Verdienst an die Stelle der Unordnung, der Korruption und der Gunst treten; keine der Funktionen des Staates sollten mehr von Privilegierten geleitet werden, alle jedem Bürgerlichen zugänglich sein; das Wort vom Marschallstabe in der Patrontasche des gemeinen Soldaten sollte überall im Staate gelten, jeder Franzose, wo ihn auch der Zufall habe geboren werden lassen, das Recht und die gesetzliche Mög-

lichkeit haben, es zum Oberrichter, zum Erzbischof, zum Präfekten, zum General, ja zum Minister zu bringen. Dies Ziel erreichten denn die Revolution und der erste Konsul auch vollständig, und ein solches Staatswesen, wenn schon augenblicklich etwas entstellt, fand der junge Thiers vor, als er, vierundzwanzigjährig, seine Laufbahn begann (1821). Vielleicht wäre er bei seiner Begabung und bei seinem Ehrgeiz auch unterm alten Regime durchgedrungen, wie Colbert durchdrang, ohne dem Waffen- oder Gerichtsadel, ja auch nur der hohen Finanz anzugehören; wahrscheinlicher wäre er Kommis, vielleicht Intendant geworden und hätte für einen vornehmen Minister gearbeitet, der sich mit dem Talent seines bürgerlichen Sekretärs gebrüstet hätte, wie der Erzbischof von Granada mit den Homilien Gil Blas'. Er hätte die Sache gehabt, aber nicht den Namen; und das französische Bürgertum wollte beides.

Thiers nannte sich gern mit einer gewissen Ostentation einen schlichten Bürgersmann, und ein schlichter Bürgersmann ist er in der Tat geblieben sein Leben lang. Welche Titel und Würden hätte er nicht haben können! Er aber wollte einfach M. Thiers bleiben, nicht einmal Thiers wie Lamartine, Berryer, V. Hugo, sondern M. Thiers. So auch war seine ganze Erscheinung und Lebensführung. Zeigte sich der kleine Mann mit der Brille auf dem feinen, aber vollen Gesichte, dem kleinen Bäuchlein, dem tadellosen Stadtanzuge, begleitet von seiner Ehehälfte, Schwiegermutter und Schwägerin in bescheidener Nachmittagstoilette, so dachte man weit eher an die Gesellschaft der Romane Paul de Kocks, als an die vornehmen Kreise, in die uns Balzac gern einführt. Sprach

er nun, lauschte man hingerissen seinem Redeflusse, so hatte man freilich den Eindruck, daß man's hier mit dem durchgebildetsten, idealsten aller Bourgeois zu tun hatte, aber immerhin mit einem Bourgeois, dessen Ton so weit von der Schwerfälligkeit des Gelehrten, als von der Höhe des Aristokraten entfernt war. Und obschon ganz Natur, war dieser Ton doch bei ihm gewollt, jedenfalls bewußt. Denn Thiers kannte sich selber vollständig, und das Geheimnis seiner Erfolge war, daß er nur wollte, wozu ihn sein Geist, sein Charakter, sein Temperament, seine Geburt befähigten. Nie hatte ein Emporkömmling weniger Klientensinn: ein Guizot sonnte sich in der Freundschaft eines Herzogs von Broglie und fühlte sich ein Größerer ob solcher Freundschaft; ein Cousin warf sich in die Brust und strahlte vor innerer Genugtuung, wenn er mit einem Großen der Erde verkehrte; niemand hätte auch nur eine Schattierung im Ton oder der Haltung M. Thiers' gefunden, ob er mit einem jungen Journalisten oder einem Löwen des Jockeyklubs sprach: es war stets dieselbe Unbefangenheit, ausgesuchte Höflichkeit, dieselbe Lebhaftigkeit. Nie auch affektierte er die geringste Feierlichkeit und würdevolle Vornehmheit:

„Es fehlten ihm
Die pathetischen Gebärden."

Er hörte sich gern reden, sprach auch gern von sich selbst, hatte ein besonderes Vergnügen, einem fühlbar zu machen, wie weit Herr Adolf Thiers Herrn von Bismarck, Fürst Gortschakaff, Lord Palmerston und gar Napoleon III, Herrn Rouher und Mr. Gladstone übersehe; aber diese Eitelkeit war eine durchaus harmlose, die nie lästig fiel, ihn nie von dem Gegenstande abbrachte, den er besprach,

wie er denn auch nicht, wie sonst derlei unversiegliche Sprecher zu tun pflegen, am Klange seiner Worte Gefallen fand, sondern an der geistigen Gymnastik, welche er entwickelte, indem er einen Gegenstand von allen Seiten beleuchtete. Denn seine Unterhaltung war immer sachlich, und wo das Persönliche ins Spiel kam, stets wohlwollend: die Anekdote, der Witz, namentlich der Witz auf Kosten guter Freunde, hatten wenig Platz in dieser fortschreitenden Darstellung der Dinge, der Personen oder der Gedanken. Dabei war er nie rhetorisch oder sentimental, weder im Ausdruck noch in der Sinnesweise. Umsonst hat geschmackloser Parteigeist versucht, dies anspruchslose Bild zu verwirren und die konventionale Theatermaske des hochherzigen Patrioten, des begeisterten Freiheitsapostels, des empfindsamen Volksfreundes an die Stelle zu setzen: in der Geschichte wie in dem Andenken der Zeitgenossen wird M. Thiers fortleben als der „petit bourgeois," der Vaterland, Freiheit und Volk geliebt hat „sans phrase." Freilich war ihm das Volk nicht gleichbedeutend mit „le peuple" der Straßen, gegen das er recht im Gegenteil einen gewissen Bürgerhochmut fühlte und oft heraushängte, der es ihm denn auch leicht machte, die notwendigste Tugend des Staatsmannes — die Gleichgültigkeit gegen Unpopularität — zu üben; doch übte er auch diese eher mit der Sorgfältigkeit eines Cavour, als mit dem herausfordernden Tone eines Guot oder Bismarck, und mehr dem Pöbel als, wie diese, den Mittelklassen gegenüber; denn es wird dem durch eine Kluft vom Volke getrennten Hochadligen leichter, sich mit dem niedersten Stand in ein freundschaftliches Verhältnis zu setzen, als dem Bürger, der immer fürchten muß,

die leichte Schranke, die ihn von der Menge trennt, möchte einbrechen; wie ja auch der Aristokrat der Bildung dem Volksinstinkt wohlwollender und verständnisvoller gegenübersteht, als der meist rationalistisch gebildete geistige Mittelstand.

Auch seine Lebensgewohnheiten waren die eines fleißigen Bürgersmannes, eines Städters von Geburt, Gewöhnung, Bedürfnis. Schon früh halb sechs pflegte, er zur Zeit, wo er der tätigen Politik fern blieb, wie jeder Kleinbürger Frankreichs von Bayonne bis Dünkirchen, seine Schale Kaffee und Milch zu trinken, um dann sechs Stunden ununterbrochen zu arbeiten. Ein kräftiges Mahl mitten am Tage, nach altfranzösischer Sitte, und ein mehrstündiger Mittagsschlaf stellten bald das Gleichgewicht in dem nervenlosen Körper her, und wenn M. Thiers um vier Uhr nachmittags, im dunkelgrünen, reinlich gebürsteten Röcklein und mit wohlrasiertem, lächelndem Antlitz auf den Boulevards spazierte oder den Abend im Salon verplauderte bis Mitternacht, so hätte ihm niemand angesehen, daß er sechs Stunden angestrengter Geistesarbeit hinter sich habe: war ihm ja doch die Arbeit die Grundlage seines ganzen Daseins; die regelmäßige, wohlgeordnete, stetige Arbeit des Bürgersmannes, dessen Leben sie ausfüllt, nicht die zufällige Arbeit des Edelmannes, den Langeweile, Ehrgeiz oder augenblickliches Interesse an das Pult führen. Denn wie seine Erziehung und Lebensweise, so war auch seine Sinnesweise die des reichen Bürgers. Thiers konnte nie in einem Sinne den Parvenu verleugnen: und er wollte ihn nie verleugnen: er war stolz auf den Titel, als solcher fühlte er sich, den Vertreter des ganzen französischen Bürgerstandes,

den die Revolution heraufgebracht. Der Vornehme mag darin eine Rüge sehen, wie der Bürgerliche ja auch gern mit der Bezeichnung „Aristokrat" einen nachteiligen Sinn verbindet: Thiers nahm die Bezeichnung als die richtige hin, als die Konstatierung einer Tatsache, welche des Guten mehr hat als des Schlimmen; denn er war nicht aus seinem Stand herausgetreten, um emporzukommen, wie etwa der zum Lord Beaconsfield gewordene Benjamin Disraëli, er war mit seinem Stande emporgekommen zu Reichtum, Macht und Einfluß. Aber Thiers war so wenig ein Parvenu, der die Träger ererbter Stellungen verachtete, als einer, der sie beneidete: er war von Anfang an im Privatleben wie als Politiker und Geschichtschreiber ein Mann der Wirklichkeit, der alles Seiende anerkannte. Wie er sich in keine vornehme Gevatterschaft eindrängen wollte, so kam es ihm auch nie in den Sinn, sie mit demokratischer Eifersucht niederziehen zu wollen; schon als zwanzigjähriger Jüngling gab er jedem, was ihm gemäß der Sitte oder dem Gesetz zukam, ohne zu feilschen; er selber aber verblieb in dem Stande, in welchem er geboren war, diesem wollte er Ehre machen.

Sein erstes Werk war bekanntlich für ihn zugleich das Mittel, durch welches er zu Ansehen, Ruhm und Einfluß zu gelangen gedachte, und die Rechtfertigung der großen Umwälzung, welche seinem Stande die Tore zur Herrschaft des Staates erschlossen. Eine Rechtfertigung der Umwälzung nicht der Männer, die sie durchgeführt, noch weniger der Mittel, durch welche sie durchgeführt worden. Dies erklärt den beispiellosen Erfolg des Buches und seines Verfassers, einen Erfolg, wie ihn nur Macaulay

fünfundzwanzig Jahre später wieder erleben sollte, und wie er in unserem zusammenhangslosen Vaterlande selbst für eine anerkannte Berühmtheit, geschweige denn für einen gestern noch unbekannten Jüngling, geradezu unmöglich wäre. Über 150 000 Exemplare wurden in wenig Jahren abgesetzt; man sprach eine Zeitlang von nichts anderem. Der wissenschaftliche und literarische Wert, auch wenn er größer gewesen wäre, als er in Wirklichkeit ist, genügt nicht, einen solchen Erfolg zu erklären. Die Sache war, das ganze Bürgertum Frankreichs, das noch eben erst die Milliarde Entschädigung an die Emigranten hatte zahlen müssen, das sich noch nicht im Besitze der Nationalgüter sicher fühlte, das das Kirchenfrevelgesetz hatte hinnehmen müssen, fühlte mit einem Schlage das tua res agitur und erkannte sofort in dem kühnen Jüngling seinen Verfechter. Zu dem großen Vorteile aber, den immer der Resonanzboden eines großen nationalen Mittelpunktes bietet — einem Vorteile, dessen ein deutscher Schriftsteller so ganz verlustig geht —, gesellte sich gerade damals noch die seitdem aufgelöste Koalition der studierten Leute und des reichen Bürgertums, die beide durch durch die Anstalten der Université in den revolutionären Vorurteilen und Leidenschaften aufgezogen worden und sich nun verbunden mit jugendlicher Begeisterung gegen Adel und Geistlichkeit wandten. Als der letzte Band (1827) erschien, war der dreißigjährige Thiers ein gemachter Mann. Doch fühlte er schon damals, daß die materielle Unabhängigkeit nötig sei, um eine solche Stellung dauernd zu behaupten, und suchte mit dem Instinkte des für das öffentliche Leben Geborenen sich ein Vermögen zu gründen: nicht um der Eitelkeit oder der Ge-

nußsucht zu fröhnen — niemand hatte geringere Bedürfnisse und strebte weniger nach äußerer Auszeichnung als Herr Thiers —, sondern um einen Rückhalt zu haben, eine competency, wie die Engländer sagen, die gar nicht begreifen, wie man ohne solchen Rückhalt tätige Politik treiben mag. Daß auch „die Frau" in dieser Karrière nicht fehlte, ist charakteristisch: Thiers wäre nur ein halber Franzose gewesen, wenn er unter dem Vorwande, ein Bürgersmann des neunzehnten Jahrhunderts, kein Adeliger des alten Régimes zu sein, diese Bundesgenossenschaft verschmäht hätte. Allein er brauchte noch mehr. Mitarbeiter, dann, Dank Talleyrands Unterstützung, Direktor des „Constitutionnel", war er doch nicht ganz Herr in diesem Blatte, das, wie alle Organe, welche die Zeit gehabt, tiefe und weitverbreitete Wurzeln zu schlagen, vielerlei Rücksichten zu bewahren hatte. So gründete er mit Carrel und Mignet den „National" als Angriffsbatterie gegen das Ministerium Polignac, dessen Triumph ihn auf immer von der tätigen Politik ausgeschlossen hätte. Nach dem Siege, den er mehr als irgend ein anderer vorbereitet, benutzte er die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, um sich Geschäftskenntnisse zu erwerben, und obschon er Laffitte vollständig übersah und schon jetzt zur konservativen Seite hinneigte, nahm er die Stelle des Unterstaatssekretärs für die Finanzen an, um Baron Louis' theoretischen Unterricht praktisch zu vervollständigen. Es blieb ihm nur noch ein Sitz in der Kammer zu erobern, um auf eigenen Füßen zu stehen, und mit gleichen Karten das Spiel um die Macht zu beginnen, das, wie er wohl ahnte, sein Lebenselement sein sollte. Einmal in der Kammer, fand er nach kurzem Tasten seine Tonart und

den Weg zu den Gemütern seiner Kollegen. Ende des Jahres 1831 war der vierunddreißigjährige Mann, der vor zehn Jahren seine Laufbahn in einer Mansarde begonnen hatte, einer der ministerfähigen Staatsmänner Frankreichs, und zwar einer der fünfe, welche auf die Premierschaft Anspruch machen konnten.

Nur dem frühzeitigen Realismus, mit dem er die Dinge und Menschen ansah und der keineswegs die Wärme noch die Redlichkeit der Gesinnung ausschloß, dankte er so raschen Erfolg. Dieser Sinn für Wirklichkeit, mehr noch als seine Gutmütigkeit und natürliche Billigkeit, bewahrte ihn auch von vornherein vor der heftigen Leidenschaft, welche das Benehmen und die Sprache so vieler französischer Politiker verunziert. Er hegte keinen Haß gegen seine politischen Gegner oder gegen die Nebenbuhler und Feinde seines Vaterlandes; so lebhaft er im Kampfe war, er ließ sich nie vom Zorne fortreißen; so untrüglich sein Gedächtnis war, er trug nie etwas nach, und er hatte kaum ein Verdienst dabei, er wußte nicht, was Nachtragen war: als er Präsident der Republik wurde im Jahre 1871, war eine seiner ersten Maßregeln, Herrn Lanfrey, der wenig Jahre vorher ihn aufs schonungsloseste und ohne irgend eine Herausforderung angegriffen und verspottet hatte, zum Gesandten in Bern zu ernennen. Auch in der Politik wollte er kein Nachtragen: unerbittlich sollten die Feinde der Ordnung niedergeschlagen werden, um jeden Preis der Obrigkeit Recht und Gewalt bleiben; war das aber erlangt, so sollte auch das Vergangene vergangen sein: schon im Juni 1871 wünschte er alle Verfolgungen gegen die Communards — mit Ausnahme der Mörder der Generale und der Geiseln — einzustellen,

eine allgemeine Amnestie zu verkünden; er scheiterte an dem Widerstande der Altrepublikaner, J. Favres, der der Racheströmung der öffentlichen Meinung nicht zu widerstehen wußte, J. Simons, der das Bedürfnis fühlte, der konservativen Mehrheit ein Pfand seiner eigenen konservativen Gesinnungen zu geben, Dufaures, dem seine „natürliche Härte" nicht erlaubte, Milde zu üben, Victor Lefrancs, der die Heiratsverbindungen seiner Kinder durch ein Nachgeben gefährdet glaubte. Thiers blieb allein mit seiner seltenen politischen Kunst des Vergessens.[1] Er nahm eben Menschen sowohl als Dinge, wie sie sich ihm darboten, ohne seinen persönlichen Gefühlen zu erlauben, ihn irrezuleiten. Gewiß haben wenige Staatsmänner ein lebhafteres Gefühl der französischen Größe und der Berechtigung französischen Einflusses gehabt; aber er fand eben so natürlich, daß England, Rußland, Preußen ähnliche Gesinnungen hätten, und sah herab auf die Schreier, welche die Herrschsucht Englands, die Ländergier Preußens, die Eroberungslust Rußlands brandmarkten, „als ob nicht alle Nationen sich ein gewisses territoriales Ziel setzten, ein mehr oder minder legitimes, ein mehr oder minder entferntes Ziel, nach welchem sie mit mehr oder minder Klugheit, Gewandtheit, Schonung für andere streben, die aber darum doch der bleibende Beweggrund ihrer Anstrengungen ist!" Immer suchte er zuerst die wirklichen Verhältnisse zu kennen, ehe er urteilte, und maß die menschlichen

---

[1]) Siehe E. Crawfords Mitteilungen im Novemberheft des Mac Millan Magazine. 1877. M. Thiers: a sketch from life by an English Pencil. Thiers, sagt die Dame, habe ihr gesagt, indem er ihr obiges und anderes mitteilte: „Je vous dis la vérité, comme si j'étais devant Dieu."

Dinge nie mit einem absoluten Maße: ein überzeugter Verfechter der Preßfreiheit, fand er doch Napoleons Maßregeln gegen dieselbe „ganz gesetzlich und, dank dem Geiste jener Zeit, beinahe unbedeutend; denn die Dinge haben nur durch den Geist, der herrscht, Bedeutung".

Aus diesem Anerkennen des Wirklichen, welches die Grundlage aller Billigkeit ist, entsprang denn auch die staatsmännische Mäßigung der Sprache, welche schon den enthusiastischen Jüngling auszeichnete und dem alten Talleyrand empfahl, der anfangs den Schützling Lafayettes und Manuels etwas mißtrauisch aufgenommen hatte, aber sofort durch des jungen Mannes realistische Beurteilung des spanischen Feldzuges (1823) beruhigt und gewonnen worden war. Der alte Diplomat fühlte sofort, wie die ganze Nation es bald fühlen sollte, daß dieser junge, lebhafte Südländer ganz Herr seiner Leidenschaft war, und diese Selbstbeherrschung war es, welche ihm erlaubte, trotz der schwierigen Anfänge in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen, was er erreichte. Nie, auch nicht als zwanzigjähriger, unverantwortlicher Journalist, geschweige denn als Parteichef oder Staatsoberhaupt von reifen Jahren, hat Thiers sich dazu hinreißen lassen, von „barbarischen Horden" und „Elenden" zu reden, wenn er von dem regelmäßigen Heere eines feindlichen Staates oder von einer Partei des eigenen Landes sprach, die zwanzig Jahre lang im Namen Frankreichs geredet, gehandelt und verhandelt hatte; und auch als der Schmerz um sein gedemütigtes Vaterland ihn zu überwältigen schien, redete er nur mit Würde und Achtung von dem Kaiser von Deutschland, seinem ersten Minister, seinen Heeren; ja, selbst in den letzten Jahren, da die Entrüstung

über das an ihm begangene Unrecht und über die Verleumdungen seiner Gegner wohl ein rauhes Wort entschuldigt hätte, sprach er doch immer nur von den Anhängern „de M. le prince Impérial". Er fühlte eben sehr wohl, und jeder Einsichtige fühlt es sofort mit ihm, daß die tribunizischen Maßlosigkeiten eines Léon Gambetta nicht nur Verstöße gegen den guten Geschmack sind, nicht nur schlechte Sprach- und Benehmensgewohnheiten verraten, daß sie vor allem eine Denk- und Gefühlsart beweisen, welche den, der sich ihnen hingibt, durchaus für die Staatsleitung unfähig machen, als worin die Verkennung und Mißachtung der Gegner ebenso gefährlich sind, wie im Kriege. Es mögen dies Fehler des Temperaments sein; aber es gibt eben Temperamente, die zur gesunden politischen Tätigkeit unfähig machen, wenn sie auch in Augenblicken revolutionärer Gärung einem Danton eine große, obschon nur ephemere Gewalt geben können. Ein gutes Geschick hatte Thiers vor einem solchen Temperamente bewahrt und dieser Ruhe des Gemütes die Einsicht eines klaren Verstandes zugesellt. Kein Franzose dieses Jahrhunderts kann sich rühmen, sein Vaterland inniger geliebt, die Größe, den Ruhm, den Einfluß desselben wärmer gewünscht zu haben, als Thiers; aber er wollte die Macht seines Vaterlandes nur um große, reale Preise eingesetzt sehen: als die Regierung Barrots wegen der Weigerung der Türkei, Kossuth auszuliefern, auf dem Punkte war, in einen bewaffneten Konflikt mit Rußland und Österreich zu geraten, wandte er das Unglück durch seinen klugen Rat ab, denn er war damals der Berater des Prinz-Präsidenten, dem er sein erstes Ministerium gebildet hatte: „Wenn es zu dem

Zwecke gewesen wäre," sagte er noch lange nachher, „die Österreicher aus Italien, die Russen aus Ungarn zu treiben, — meinetwegen! Aber Krieg für einen Hanswurst (polisson) wie Kossuth anzufangen! Nimmermehr!" [1]) Freilich behandelte er auch schon damals Louis Napoleons Versuchung, für Piemont in den Krieg zu ziehen, als idealistische Don Quichotterie und von seinem Standpunkte aus mit Recht. Denn alle unsere modernen Stichwörter, wie Nationalitätsprinzip, freie Kirche, Volksbewaffnung waren dem alten Realisten ebenso unverständlich als die Mazzini und Garibaldi, welche sie zu verwirklichen suchten. Stellte er sich doch 1849 an die Spitze der Bewegung, welche die römische Expedition, die Niederwerfung der Republik Rom, die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes zur Folge hatte.

Diese ungezierte Anerkennung dessen, was ist und war, trug dem Historiker frühzeitig den Ruf des Fatalisten, dem Politiker den des Renegaten ein. Tatsache ist, daß Thiers immer bestrebt war, das Bestehende zu halten so lange es haltbar war und wirklich bestand, und daß er stets bereit war, auf dem gegebenen Schlachtfelde den Kampf anzunehmen. Das einzige, was er nicht ertragen konnte, war, vom Kampfe ausgeschlossen zu sein, und nur weil er dies tatsächlich war, betrieb er unter der

---

[1]) So sagte er selbst zu Nassau W. Senior, dessen äußerst interessante Unterhaltungen mit Thiers (1852) im Oktober- und Novemberheft 1877 der Fortnightly Review veröffentlicht worden sind. Wer nur einmal mit Thiers gesprochen, kann an der Authentizität dieser Unterhaltungen nicht den geringsten Zweifel hegen, selbst wenn der Freund Tocquevilles nicht der wahrhaftige Mann gewesen,

Restauration den Umsturz des Bestehenden. Noch eifriger betrieb er freilich den Umsturz der Republik im Jahre 1848, eben weil sie tatsächlich nicht bestand und nur einen leeren Namen bot, aber einen Namen, der ihm, als dem echten Bürgersmann, wie allen seinen Standesgenossen in jener Zeit, das Schreckbild von 1793 heraufbeschwor, und den die unerfahrenen und leichtsinnigen Führer der siegreichen Partei eben nicht zu Ehren zu bringen sich berufen zeigten. Dazu kam, daß er bei seiner damaligen Unpopularität nicht hoffen durfte, selbst Chef dieser Republik werden zu können, und doppelte Ursache hatte, die Wiederherstellung einer Regierungsform zu wünschen, unter welcher er vollen Spielraum für Entfaltung aller seiner Kräfte gefunden hatte. „Das Régime, welches untergegangen, war so recht eigentlich das seine", schrieb Sainte-Beuve in seinem Tagebuche. „Er hatte es mitgegründet; er hatte die Gelegenheit nicht finden können, es zu heben und zu ehren, wie er es gewünscht hätte, durch eine etwas hochherzige und nationale Regierung; er hatte ein Recht, zu glauben, dieser schon zweimal verfehlte Augenblick werde endlich wiederkommen, und er werde seine Stunde haben. Diese Stunde entgeht ihm, und er sieht die Gesellschaft mit einem einzigen Ruck auf Abhänge gleiten, wo er mit seinen Geistesgewohnheiten und Ideenordnung nicht mehr hoffen kann, sie zu er-

---

der er war. Thiers hatte selbst das Ministerium nicht angenommen und sich die Rolle eines Vormundes bewahrt, weil L. Napoleon noch Präsident war und er als ehemaliger Premier eines anerkannten Königs es mit seiner Würde unverträglich hielt, das Ministerium offiziell zu präsidieren, ehe die Monarchie gesetzlich zugunsten L. Napoleons wiederhergestellt sei.

reichen".[1]) Daß die Dinge nicht bleiben könnten, wie sie im Frühjahre und Januar 1848 waren, lag auf der Hand. Ganz Frankreich war feindselig, die Ordnung in Paris gar nicht oder nur ganz gewaltsam aufrecht erhalten, die Regierenden durchaus unfähig. Daß Thiers unter solchen Verhältnissen „das Bestehende", welches sichtlich ein „Vergehendes" war, nicht zu halten suchte, bewies seine praktische Einsicht. Daß er nicht an die Herstellung der Dynastie Orléans dachte, welche „viele Sprößlinge, aber keine Wurzeln" hatte und schon vergessen schien, war sicher eine kluge Würdigung der Verhältnisse. Daß er die Wahl Louis Napoleons begünstigte, ist in jeder Weise erklärlich, da sie ihm um so mehr als eine Wiederherstellung der konstitutionellen Monarchie unter einer volkstümlichen Dynastie erscheinen mußte, als dem Kandidaten der Präsidentschaft der Ruf der Unbedeutendheit vorausging und er hoffen durfte, unter diesem Schattenkönige selber zu regieren. Darin irrte er sich; aber die Welt irrte mit ihm. Auch war es kein unberechtigter Ehrgeiz, denn er wollte nicht gegen die Gesetze und mit Gewalt, sondern unter der Herrschaft des Gesetzes durch die Überredung regieren, und war sich bewußt, unter welcher Dynastie es auch sein mochte, nur dem Vaterlande zu dienen.

---

[1]) So ganz unerwartet war die Katastrophe übrigens doch nicht für ihn gekommen; schon Ende Dezember 1847 sah er einen Kataklysmus und dessen Folgen voraus, hielt Frankreich für verloren, die sichere Beute des Nordens — allerdings Rußlands, nicht Deutschlands, das er für „fertig" hielt —, und begehrte für sich selber nur noch eine Rolle, die ihm das Geschick denn auch vorbehielt, die Rolle Philopömens, der sein untergehendes Vaterland verteidigt. (Les Cahiers de Sainte-Beuve, p. 66.)

Als er sah, daß der schweigsame neue Herrscher andere Wege einschlug, seiner zu entraten und mit ihm die parlamentarische Regierungsform aufzugeben entschlossen schien, wandte sich auch Thiers von ihm ab. Doch selbst nach dem Staatsstreiche, der ihn ins Gefängnis und in die Verbannung führte, den er aber dieserhalb durchaus nicht mit der sittlichen Strenge verdammte, mit der ihn andere, welche er verhindert hatte, selbst einen Staatsstreich auszuführen, verurteilten — selbst nach dem Staatsstreiche zeigte er sich geneigt, ein Ministerium zu bilden, wenn die Regierungsform eine parlamentarische sein würde; und erst als er darin gründlich enttäuscht worden war, wandte er seine ganze Tätigkeit wieder dem Studium der Vergangenheit zu. Kaum aber erscholl 1863 wieder die Fanfare, als er auch zu den altbekannten Fahnen eilte und seine zweite Jugend wieder fand. Als gar das ganze System von 1830 wieder aufzuleben schien unterm „liberalen Kaiserreich", war wiederum Thiers der erste, der ohne Groll, ohne Rekriminationen sein Idealregime annahm, welche Hand es auch bieten mochte, seine jüngeren Freunde (z. B. Prévost Paradol) zum Anschluß trieb, selber hoffnungsvoll in die Reihen trat. Denn voll atmete er nur in der parlamentarischen Arena, wo er seine berauschendsten Siege erfochten, wo er alle seine Kräfte einsetzen konnte; und so unparteiisch, so mäßig, so objektiv einer sein mag, das Persönliche wirkt immer ein auf die Gestaltung seiner Ideen und Systeme, und es soll darauf wirken. Wer weiß, ob Schopenhauer Pessimist geworden wäre, wenn er „den Lorbeer und die Gunst der Frauen" zeitig geerntet und nicht an der Leber gelitten hätte? Ob Thiers der überzeugte Parlamentarier gewesen, wenn der

Ehrgeiz nicht das treibende Prinzip seiner Natur, das Wort nicht seine natürliche Waffe gewesen wäre?

Denn ein Redner war der kleine Mann vom Wirbel bis zur Zehe; ganz er selbst war er nur auf dem Turnplatz des Wortes, im Parlamente. Wie das Streitroß im Buche Hiob wiehert beim ertönen der Trompete „und riecht den Streit von ferne“, so verjüngte sich Thiers um ein Menschenalter, als er 1863 nach zwölf Jahren Ausspannung wieder in die Rennbahn des Palais Bourbon trat. Aber auch als Redner, gerade als Redner, war's der schlichte, natürliche, lebhafte französische Bürgersmann, der sich nur selber zu geben brauchte, wie er war, um alle fortzureißen, und das schon als ganz junger Mann, gegen 1831, als er noch lange nicht die Autorität hatte, die Alter und eingenommene Würden ihm in den sechziger und siebziger Jahren verschafften. Schon damals war er, so scheint's, was wir ihn gesehen haben: keine Spur vom leidenschaftlichen Tribunen, aber auch nichts von falscher Senatorenwürde: weder commediante noch tragediante wie Pius VII. Napoleon den Großen abwechselnd nannte, sondern der unversiegliche Gesprächskünstler, der er daheim war im Wohnzimmer auf der Place St. George. Thiers schien alles gegen sich zu haben, wenn er mit einem Barrot, einem Guizot oder gar einem Berryer zu wetteifern versuchte. Erschien er auf der Tribüne, die ihm bis zur Brust reichte, nippte an seinem Glase Rotwein, das stets zu seiner Rechten stand, zog sein großes weißes Schnupftuch aus der Tasche, entfaltete es, putzte seine Brille, faltete es wieder sorgfältig zusammen und legte es auf seine Linke neben sich; begann er dann endlich, wenn alles ruhig war, mit seiner schnarrenden Stimme, indem er seine Ärmchen

bewegte und mit seiner Habichtsnase nickte, so konnte man sich wirklich des Gedankens an Freund Pulcinello nicht erwehren; aber es dauerte nicht lange, so war das alles vergessen, man folgte gefesselt diesem unwiderstehlichen Strome, dessen durchsichtige Fülle alles mit sich fortriß. Es war nicht Berryers pathetische Wärme, nicht Dufaures unentrinnbare Argumentation, nicht Guizots blendende Vornehmheit, des Ausdrucks mehr als des Gedankens; recht im Gegenteil blieb der kleine Mann stets beim schlichtesten sermo pedestris; seine Beweisführung ließ viel zu wünschen übrig, und seine Gedanken glichen oft recht abgetretenen Gemeinplätzen, die er mit großer Selbstzufriedenheit ausspann, als wären es die tiefsten und neuesten Offenbarungen. Und doch! Stundenlang konnte man, ohne je zu ermüden, seinen langen Auseinandersetzungen philosophischer oder finanzieller und wirtschaftlicher Fragen lauschen; er kam zu dem Niveau eines jeden herab, selbst auf die Gefahr hin, unter das Niveau der Mehrzahl seiner Hörer zu steigen; er wußte, daß „die Franzosen zu lernen lieben, was sie wissen", weil sie dann die Genugtuung haben, mit ihrem raschen Verständnis zufrieden zu sein, und er wußte, daß es Hunderte einfacher Dinge gibt, die jeder zu wissen glaubt oder zu wissen vorgibt, die er aber sehr erfreut ist, wirklich kennen zu lernen, z. B. die Weise, wie eine Eisenbahnverwaltung funktioniert, wie ein Etat festgestellt, wie eine Armee verproviantiert wird. So sprach er dann einen ganzen Nachmittag über, als stände er vor seinem Kamin, und man hörte und hörte, wie man liest und liest, wenn man seine endlosen Bände zur Hand nimmt: was er sprach, entstand eben vor einem, es war nichts Fertiges, Totes, das er

brachte, er dachte alle seine Gedanken laut wieder. Was bei ihm anzog, was an ihn fesselte, trotz der mangelnden Tiefe des Inhalts und der keineswegs fehlerlosen Form, war die Persönlichkeit, die er jedesmal und an jeder Stelle voll einsetzte, die allem Leben und Bewegung gab, auch dem Unbedeutendsten Bedeutung verlieh. Wieviel aber die Persönlichkeit vermag, wenn sie ganz in dem ist, was der Mensch tut, erinnere ich mich gesehen zu haben, als einst Thiers — es war noch vor der Wiederherstellung der Tribüne — von seiner Gesinnung sprach und ein Mitglied der äußersten Rechten, die ja auch ihre Gamins zählt, wie die äußerste Linke, ihm ironisch zurief: les convictions de M. Thiers! er sich aber weit vorbog, den Mann mit dem Blicke durch seine Brillengläser durchbohrte und mit schrillender Stimme rief: des convictions! oui Monsieur, des convictions! Totenstille breitete sich wie im Nu über die ganze Versammlung; alle Blicke wandten sich nach dem übelberatenen Unterbrecher, der verlegen und erbleichend zur Erde niedersah, als sei er auf einer bösen Tat ergriffen worden.

Die Ganzheit war Thiers' großes Geheimnis, wie das Geheimnis aller großen Persönlichkeiten. Er war nirgendwo halb, auch nicht beim Geringsten, und das Geringste interessierte ihn wie ein wißbegieriges Kind, das noch die Welt zu lernen hat; seine Blumen und seine Pferde nahmen seine Aufmerksamkeit ganz ebenso in Anspruch, als eine politische Maßregel, die zu ergreifen war, und jedes kleinste Naturphänomen erweckte seine Neugierde. An nichts ging er vorüber, ohne es zu bemerken und eine Erklärung zu verlangen; dieser Erklärung aber lauschte er, als ob es sich um ein Finanzgeschäft handle, von dem sein

Vermögen abhinge. So auch, wenn er selber redete und handelte, sei's, daß er im Verwaltungsrat der Kohlenwerkgesellschaft von Anzin für einen Tarifsatz, sei's, daß er im gesetzgebenden Körper für „die notwendigen Freiheiten" das Wort ergriff, sei's, daß er seine Vögel fütterte oder seine Kunstwerke für seine Sammlung auswählte: immer war er totus in illis.

Denn auch ein Kunstliebhaber war Herr Thiers, und für einen Kunstkenner hätte er gern gelten mögen. Schon als fünfundzwanzigjähriger Mann hatte er mit Aufsätzen über die Kunstausstellung von 1822 Aufsehen gemacht, wie elf Jahre früher Guizot mit einer Broschüre über den „Salon von 1810" vor's Publikum getreten war. Dieser kam natürlich mit seinen Theorien an die Kunst heran; Thiers war anschaulich gebildet. Schon als Student in Aix hatte er Gelegenheit gehabt, die nicht verächtlichen Kunstsammlungen einiger der altparlamentarischen Familien zu studieren und sein Auge zu bilden. Seine ersten Urteile waren von bemerkenswerter Freiheit; in der allgemeinen Eingenommenheit für die Klassik wußte er den Kopf oben zu behalten, und während in Frankreich wie in Italien und Deutschland noch alles bei der absoluten und permanenten Gültigkeit der Winckelmannschen Theorien und der Davidschen Praxis schwur, wußte er schon zu unterscheiden, daß das Verdienst dieser Schule vornehmlich ein historisches war, daß sie als eine Reaktion gegen den verderbten Geschmack des 18. Jahrhundert, nicht als die ewige Regel der Kunst anzusehen sei. Schon damals machte er auf Delacroix' Barke Dantes, welche die Orthodoxen der Akademie gern ins Feuer geworfen hätten, aufmerksam, als auf ein Werk, in dem

sich, trotz aller Einwendungen, die man dagegen erheben könne, eine bedeutende Individualität offenbare. Diese Einsicht in den Wert der Individualität bei Kunstwerken war es auch, welche ihn mehr zur Renaissance, als zum Altertum hinzog, deren abstrakte Typen ihm keine besondere Sympathie abgewinnen konnten. Ja, er trieb in späteren Jahren diesen Wert der Lebensquelle, der Entstehungsspuren in den Kunstwerken so weit, daß er fast in die puerile Anschauung verfiel, mit der Ungebildete die Kunst aufzufassen pflegen. Ging er doch so weit, allen Ernstes zu behaupten, das Radieren sei die höchste Form der Kunst, weil hier die Inspiration nicht die Zeit habe, zu erkalten, wie beim Maler und Bildhauer, die Strich um Strich, Schlag auf Schlag zu führen hätten! In dieser Absicht hatte er denn auch seine einzige Sammlung von Aquaforten angelegt, denen sich seine wundervollen Kupferstiche würdig anschlossen. Dasselbe dürfte kaum von seinen Gemälden und Skulpturen gesagt werden. Der Bourgeois verleugnete sich auch hier ebensowenig als das Kind des Museumsjahrhunderts. Er verstand es nicht, seine Sammlung wachsen zu lassen, sondern hatte beim Beginnen der Anlage seinen vorgefaßten Plan, nach welchem er kaufte und bestellte, wobei denn natürlich die Kopie der anerkannten Meisterwerke die Hauptrolle spielen mußte, ohne daß es dem Besteller einzufallen schien, daß es kein besseres Mittel gibt, ein Kunstwerk jenes einzigen Vorzuges der Individualität zu berauben, als es kopieren zu lassen, und daß der Hauptgrund, warum die Antike ihm so allgemein vorkam, eben der ist, daß wir meist nur Kopien haben, in denen jede Spur der Künstlerhand, welche das Gebilde schuf, verblaßt, ja verschwunden ist.

Dabei war Thiers auch in Kunstsachen der echte Franzose: was er nicht verstand, ließ er nicht gelten, und recht verstand er doch nur, was französisch war: die Colonnade des Louvre stellte er über den Tempel von Paestum, und Racine zog er dem Homer vor. Da blickte denn doch der Mangel einer gediegenen humanistischen Bildung durch, welche eben die Inferiorität der französischen Bildung des 19. Jahrhunderts gegen die des 17. ausmacht.

II.

Wie in der Lebensführung und der Erscheinung, in der Rede und in der Tat immer der ganze Mensch bei Thiers zutage trat, so im Geschichtschreiber. Es war dieselbe Fülle, dieselbe Schlichtheit, dasselbe Leben. So wenig die Tribüne, welche ja so leicht auf die Sprecher wirkt wie Helm und Toga auf den Schauspieler, den kleinen Bürgersmann dazu verleitete, sich auf den Kothurn zu stellen, so wenig glaubte er es der Würde der Geschichte schuldig zu sein, den pathetischen Ton anzustimmen. Nicht als ob er von vornherein die schlichte Weise getroffen hätte: in den zwei ersten Bänden seiner Revolutionsgeschichte (1823), wie in den ersten parlamentarischen Reden (1831), verriet sich noch der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts; aber der junge Mann sah mit raschem Takte ein, daß diese Rhetorik veraltet und wirkungslos war, daß die mächtigere und frischere Rhetorik des 17. Jahrhunderts außer seinem Bereiche lag, die leidenschaftlich bewegte seiner eigenen berühmtesten Altersgenossen seiner persönlichen Begabung und seiner realistischen Auffassung nicht entsprach, und fortan schrieb und

redete er im Konversationstone; je weiter er aber ging, desto ungezwungener ließ er die Worte von seiner Lippe und aus seiner Feder fließen. Die Revolutionsgeschichte, selbst in den letzten Teilen (1827), ist noch weit gehaltener, studierter in der Sprache, als das „Konsulat und das Kaiserreich", namentlich als die letzten Bücher dieses Riesenwerkes. Ein solcher Stil hat natürlich alle die Vorzüge und alle die Fehler des Gesprächstones, und nichts ist leichter als letztere aufzufinden. Eine gewisse Nachlässigkeit ist nicht zu verkennen, sowohl im Satzbau, der oft in lange Aufzählungen ausartet, und zwar nicht durch Unklarheit, wohl aber durch Überklarheit und Monotonie ermüdet, als auch in der Wortwahl, die nicht immer so genau ist, als man wünschen möchte. Oft hinken die Bilder, sind die Antithesen schielend, wird Ungleichartiges als Gleichartiges zusammengestellt. Man hat viel gelacht in Frankreich über seine „Prusse placée entre le Hannovre et l'honneur", und man könnte hundert solcher Ungereimtheiten anführen; denn die zahllosen Seiten seiner Kaisergeschichte wimmeln davon. Schlimmer noch ist die Breite der Rede: Thiers schenkt uns nichts; jeden seiner Gedanken teilt er bis in alle seine Deduktionen mit, und jede Tatsache wird bis in alle ihre Einzelheiten erklärt; ja, die Wiederholungen häufen sich oft auf's Lästigste. Hier erkennt man den Redner, der sich wiederholen muß, sei's mit denselben Worten, sei's in anderen, um sicher zu sein, daß der Zuhörer ganz in seinen Gedankengang eingeht. Wenn aber der Redner es an den Augen und der Haltung seiner Zuhörer absieht, wo und wann die Wiederholung nötig ist, fehlt dieser Regulator dem Schriftsteller, der also durch andere Mittel die Aufmerksamkeit und das

Verständnis des Lesers zwingen muß: das vergißt Thiers nur zu oft.

Was ist's denn aber nun, das den Leser trotz alledem fesselt, ihm nicht erlaubt, den Band niederzulegen, wenn er ihn einmal aufgenommen. Thiers verschmäht es, seinen Stil durch Witz zu beleben, obschon er hier und da durch eine leise Ironie wohl andeutet, daß er auch diese Pfeile in seinem Köcher hat; fast nie bekommen wir unterhaltende Anekdoten zu hören; selten auch hält er inne in seiner Erzählung, um uns ein lebendiges Porträt zu zeichnen, obschon er auch darin Meister sein könnte — man denke an die wundervolle Charakteristik Massénas im VI. Bande [1]) —; er ist eben kein Psycholog und kein Maler; ihn interessiert nur das fortschreitende, sich entwickelnde Leben. Mehr schon liebt er es, durch Sentenzen, in denen er seine Staatsweisheit oder seine zuweilen recht kindliche Philosophie niederlegt, dem Leser etwas zu imponieren; doch auch hier hütet er sich, zu blenden; er ist ein geschworener Feind aller Paradoxe wie aller überraschenden Ausdrücke oder Wortzusammenstellungen; manchmal erhebt er sich absichtlich zu einem gewissen Lyrismus und verläßt auf Augenblicke den gewohnten Soccus: nicht zu seinem Vorteil; der Leser lächelt oder überschlägt diese Seiten rhetorischer Ergüsse, welche so wenig zusammenstimmen mit der sachlichen Haltung des ganzen Werkes, denn diese gerade ist's, die, vorgetragen mit der Lebendigkeit des Südländers, uns anzieht und festhält. Ich sagte, sein Stil sei gesprochene Rede: darin

---

[1]) Ich muß leider das „Consulat et Empire“ nach der Brüsseler Ausgabe zitieren, die ich allein besitze.

liegt der Zauber; alles ist Leben und Fluß, und wie wir einem lebhaft erzählenden Freunde nicht jede Inkorrektion, jede Wiederholung, jede kleine Geschmacklosigkeit aufmutzen, so vergessen wir auch hier, im Strome fortgerissen, daß dieser Strom manch Unnützes, fast Störendes mitschleppt. Dazu gehört freilich, daß der Sprecher uns etwas zu sagen habe, und Thiers hat immer etwas zu sagen, nicht immer Neues, Erhabenes oder Tiefes, manchmal sogar wahre Lapalissaden, aber immer etwas; seine Rede ist nie hohl, und da er sich für das Kleinste interessiert, so teilt er immer dem Leser etwas von diesem seinem Interesse mit. Zugleich belehrt er uns auch hier oft über die einfachsten Gegenstände, die wir zu wissen glauben und jetzt eigentlich erst kennen lernen, und gewinnt so die Unwissenden für sich, welche ja stets die Mehrheit bilden. Dadurch regt er uns selber zu einer angenehmen, belebenden Geistestätigkeit an, wir sehen, wir begreifen, wie die Dinge, von denen wir lesen, sich in Wirklichkeit zutragen, und so erreicht der inkorrekte, prolixe, oft farblose Schriftsteller zuweilen, wie im 39. Buche (Torrès Vedras), oder im 43. (Passage du Nièmen) eine Wirkung, die nur mit der eines Xenophon oder Moltke [1]) zu vergleichen ist: wir sehen vor uns, wie eine große Armee operiert, und dadurch eben, daß uns der Erzähler keine Kleinigkeit schenkt, die Zahl der Karren, die Natur der verschiedenen Bedürfnisse an Lebensmitteln und Futter, an Lederzeug und Medikamenten, an Straßen und Depots klar macht, uns zeigt, was die Armee mit sich führen,

---

[1]) Ich denke hier nicht ans große Generalstabswerk, sondern an die Briefe vom kleinasiatischen Kriegsschauplatz 1839.

was sie je nach dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, der Jahreszeit, dem Kulturgrade der Bevölkerung von dem durchzogenen oder besetzten Lande erwarten kann, wie das Verhältnis der Kommandierenden zum Generalstab, des Generalstabes zu den anderen Offizieren, dieser zur Intendanz ist, — durch alles das gibt er uns zugleich eine klare Idee von der Schwierigkeit der militärischen Aufgabe, wie von den Eigenschaften des Charakters und des Geistes, welche ihre Lösung erfordert. Sobald er das Tatsächliche verläßt, um uns eine Art Philosophie des Krieges und der Kriegsgeschichte zu geben, wie in dem langen Resumé, das den Schluß des ganzen Werkes bildet, oder wenn er gar seine nicht eben neuen noch tiefen Theorien über die Notwendigkeit der Religion für den Menschen und des Kultus im Staate gibt, so mag er uns manchmal hausbacken, ja fast komisch vorkommen; aber auch darin verrät sich der Franzose und der Bourgeois, welchem eine gewisse verständige Übersicht und Einsicht ein notwendiges Geistesbedürfnis ist, Spekulation aber und historische Phantasie wie eitel Mystizismus und Schwärmerei erscheinen; und Thiers, der gar gern lehrte, hatte das seltene Verdienst und Talent, derlei Gemeinplätze oder aber ganz elementare Kenntnisse anspruchslos vorzutragen, ohne den unwissenden Leser seine eigene Lehrerüberlegenheit fühlen zu lassen — nicht die letzte Eigenschaft, durch die er sich die beispiellose Gunst zu erwerben wußte, deren er beim lesenden Publikum genoß.

Auch in der Komposition tragen Thiers' Geschichtswerke den Charakter des Gesprächs. Ein echtes, lebendiges Gespräch hat keinen Plan, es läßt sich vom Gegenstande und dem augenblicklichen Interesse leiten, anstatt

den Gegenstand in eine feste Ökonomie zu zwingen. Es hat weder Exordium noch Peroration wie die Kanzelrede. Es läßt die Erzählung fallen, je nach Willkür oder aber nach den Erfordernissen der Zeit und des Raumes. Als Thiers sein erstes Werk begann, nahm er sich vor, „in wenig Worten die Geschichte einer denkwürdigen Umwälzung zu schreiben, welche die Menschen tief bewegt hat und sie noch heute teilt". Aus den „wenig Worten" wurden zehn dicke Bände! Auch diese stehen ganz außer Verhältnis zueinander: die zwei ersten genügen, um die so vollen sechs Jahre von 1787 bis 1792 zu erzählen; die freilich auch nicht leeren, aber doch keineswegs bewegteren zwei Jahre 1793 und 1794 sollten demnach höchstens einen füllen, nehmen aber viere ein! Daß gar in einem Werke von zwanzig starken Bänden, wie das „Konsulat und Kaiserreich", an eine gegliederte Einheit nicht zu denken ist, daß hier nur Annalen, nicht Geschichte geboten werden konnten, versteht sich von selbst; aber auch in jedem einzelnen der zweiundsechzig Bücher ist wenig oder keine Komposition zu finden; der Erzähler hält sich ganz an die chronologische Folge, und obschon jedes dieser Bücher einen besonderen Namen trägt, der auf eine beabsichtigte Einheit hinzudeuten schien, vermißt man diese überall. Nicht nur die Ausdehnung, auch die Schnelligkeit der Arbeit hinderte den Geschichtschreiber an einer organischen Einteilung und Gliederung des Stoffes und führte ihn manchmal zu nicht unwichtigen Auslassungen, wie denn z. B. zwischen dem V. und VI. Bande höchst bedenkliche Lücken sind; man vergesse nicht, daß Thiers die zehn ersten Bände seines Kaiserreichs in wenig mehr als vier Jahren niederschrieb, daß die zehn letzten in

sieben Jahren vollendet wurden. Man mag einwerfen, daß er fünf Jahre (1840—1845) gehabt, sein Werk vorzubereiten, daß ihm Hilfsmittel aller Art die Arbeit erleichterten, daß er Sekretäre, Kopisten, Mitarbeiter in Fülle zu seiner Verfügung hatte, daß er nicht, wie der arme Deutsche in solchem Falle, mit einem mißtrauischen Publikum von Kritikern zu tun hatte, welches in den Noten die genaue Beglaubigung mit Zitation und Seitenzahl verlangt, ehe es dem Autor Glauben schenkt, daß er sich demnach begnügen konnte, durch die überzeugende Kraft seiner Darstellung dem Leser das Gefühl beizubringen, daß er es hier mit einer ernsten und gediegenen Arbeit zu tun habe; — immerhin bleibt die Aufnahme des selbst im voraus gesichteten Stoffes und das Niederschreiben allein in so kurzer Zeit und selbst mit Weglassung peinlich verifizierter Belegstellen etwas fast Rätselhaftes, das die unglaubliche Leichtigkeit der Auffassung, der Assimilation, der Wiedergabe, der Erfahrung, die Vorkenntnisse und die Vorstudien nicht genügen, zu erklären, und eben nur bei einer großen Vernachlässigung des Stils und der Komposition möglich war. Alles dies fehlte ihm überdies bei Ausarbeitung seiner Revolutionsgeschichte, die er 1823 als armer Journalist in seiner Dachstube begann und in vier Jahren vollendete, nicht ohne sich wiederholt über die „Langsamkeit“ zu entschuldigen, mit der er sein Werk vollendete. Dritthalb Bände im Jahr, und er bittet um Entschuldigung für die Langsamkeit!

Ist nun nach alledem kaum zu erwarten, daß Thiers' Annalen der Revolution und des Kaiserreichs als Kunstwerke leben werden, um so weniger, als in unserer raschen

Zeit selten jemand die Muße finden wird, die zwanzig Bände hintereinander zu lesen, die wir Mitlebenden von Jahr zu Jahr bei ihrem Erscheinen verschlangen, so wird das kolossale Werk darum noch keineswegs dem Untergang geweiht sein. Das geschichtliche Material schwillt immer mehr an und wird für das größere Publikum geradezu überwältigend. Wer sich über eine gewisse Frage — z. B. über den Abschluß des Konkordats, über die Abschaffung des Papiergeldes, die Wiederherstellung der Finanzen, die Gründung der Bank von Frankreich oder der Universität, wer sich über eine bestimmte Operation, wie die Boulogner Rüstung, über einen besonderen Feldzug, eine besondere Unterhandlung [1]) unterrichten will, wird immer wohl daran tun, zuerst zu Thiers zu greifen, dessen Planlosigkeit es eben erlaubt, jeden Abschnitt einfach herauszureißen und für sich zu lesen. Thiers hat solche Materialien zur Verfügung gehabt — unveröffentlichte Memoiren, mündliche Mitteilungen von Offizieren und Staatsmännern der Zeit, Kanzleien, Archive aller Ministerien —, wie sie so leicht einem anderen nicht zuteil werden dürften, und er wußte sie zu benutzen, ob er schon in keinem „historischen Seminare" die richtige Methode erlernt hatte. War er doch selbst Minister gewesen und wußte nur zu wohl, daß auch die Herren Generale und Gesandten Menschen sind, und daß ihre Berichte, so gut wie die anderer Zeugen, mit kritischem Auge geprüft sein wollen, weil auch hier Eile, Leidenschaft, Wunsch

---

[1]) Die diplomatischen Transaktionen sind übrigens die schwächste Seite der ersten Bände. Erst in den letzten Büchern wird auch diese politische Tätigkeit nach Gebühr gewürdigt.

zu gefallen oder gewisse Wirkungen hervorzubringen, Eitelkeit, Leichtgläubigkeit ihr Spiel treiben, weil auch hier die äußere Stellung nur eine Präsumtion, keine Bürgschaft für die Sicherheit des Berichteten gibt.

Dagegen hatte Thiers den Nachteil mit den meisten lebhaften Naturen gemein, daß er sich unbewußt von vorgefaßten Ansichten leiten ließ und doch immer zuerst und vorzüglich sah, was ihm in seinen Kram paßte. Als aufrichtiger und warmer Patriot griff der „historien national", wie ihn einst Napoleon III. bei feierlicher Gelegenheit nannte, mit Eifer alles auf, was die Überlegenheit seiner Nation in ein glänzendes Licht stellen konnte; ein geborener Advokat, ließ er die Darstellung leicht in Plaidoirie ausarten, und identifizierte sich so mit der Sache seines Klienten — bald der Revolution, bald Napoleons, immer Frankreichs —, daß er die Ansprüche der Gegenpartei ganz übersah. Weder Künstler noch wissenschaftlicher Forscher, sondern Geschäftsmann, durchstöberte er turmhohe Akten mit unermüdlichem Fleiße, schärfstem Blick und folglich auch mit dem selten ausbleibenden Jägerglück, überzeugt, allein die Wahrheit gesucht und sie gefunden zu haben, wie der redliche Anwalt, der keine schlechte Sache annimmt. Kein Wunder, wenn der Anwalt der Gegenpartei, kam er einmal zum Worte — und Thiers war nicht so bald fertig —, seine Sache ebenso einseitig verteidigte. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß diese Gegner weder die Kenntnisse noch die Begabung Herrn Thiers' hatten, daß ihre Sache keine so gute, ihre Überzeugung keine so lautere war, daß sie endlich Herrn Thiers nicht widerlegen konnten, ohne zugleich den Ruhm und die Größe ihres Vaterlandes zu verkleinern.

Schon in den fünfziger Jahren hatte unter den grollenden Feinden des zweiten Kaiserreiches, meist Literaten und Politikern, welchen das neue Regime ihre öffentliche Laufbahn geschlossen und die nicht, wie Thiers, die Muße mit uneigennütziger Tätigkeit auszufüllen wußten, weil ihnen die Universalität und Lebendigkeit des Interesses abging, mit der ein Thiers sich auf die Dinge zu werfen wußte — schon in den fünfziger Jahren begann innerhalb der liberalen Partei die Reaktion gegen den Napoleonismus, welcher zwanzig Jahre vorher gerade diese Partei so ausschließlich beseelt hatte. Lamartine schrieb in der Restaurationsgeschichte sein beredtes Requisitorium gegen Napoleon; der alte Villemain erzählte seine Erinnerungen aus der Kaiserzeit, nicht ohne indirekt die Schönfärberei Thiers' zu rügen; Graf d'Haussonville, der Schwiegersohn des Herzogs de Broglie, veröffentlichte in ähnlichem Sinn seine Studien über das Konkordat, die Verhandlungen, die ihm vorausgegangen, die Verwickelungen, die ihm gefolgt, und man fühlte sehr wohl das unausgesprochene Bestreben, jenes von Thiers so hochgepriesene Werk des ersten Konsuls herabzusetzen. Auch J. J. Ampères und Beulés retrospektive römische Kaisergeschichten gehören zu jenem Laufgrabenwerk, mit welchem die orleanistische Opposition den festgegründeten Ruhm des größten Feldherrn und Gesetzgebers aller Zeiten zu Falle zu bringen suchte. Plumper und direkter, freilich aber offenherziger, gingen die Republikaner zu Werke, sie, die wenige Jahre vorher am begeistertsten die Größe des „kleinen Korporals“ verherrlicht hatten. Ein Militär, der seine Karriere und seine Autorität mehr dem Mute dankte, mit dem er als zwanzigjähriger Poly-

techniker den Sturm gegen eine Kaserne geleitet, als den Beweisen von militärischer Begabung, die er im Kriege beigebracht, Oberst Charras, schrieb ein Werk über Waterloo, noch ehe Thiers' letzter Band erschienen war, um zu beweisen, daß Napoleon auch als Feldherr den Ruhm nicht verdiene, den ihm eine blöde Mit- und Nachwelt gezollt. Wenig Jahre darauf unternahm es gar ein ehemaliger Professor des Collège de France, Dichter und Philosoph, Geschichtsphilosoph insbesondere, Herr Edgar Quinet, die These von Napoleons militärischer Unfähigkeit, die Charras in seinem „Waterloo" zuerst aufgestellt, in einem eigenen Werke „La Campagne de 1815" zu verteidigen und seinen erstaunten Lesern darzutun, daß Grouchy und Ney nicht die mindeste Schuld am Verluste der Völkerschlacht gehabt, in der des großen Kaisers Stern für immer unterging. Klang es schon etwas sonderbar, Herrn Quinet mit Thiers wie mit einem Schulknaben umspringen zu sehen, so war es noch heiterer, einen braven Gymnasiallehrer, der bis dahin nur als schwerfälliger Übersetzer von Kants Werken bekannt war, ein eigenes Buch über Herrn Thiers, „Napoleon I. et son historien" schreiben und dem alten Herrn sein Exerzitium korrigieren zu sehen. Kein Zweifel, Herr Barni, ein gesinnungstüchtiger Republikaner „de la veille", ist seitdem einer der enthusiastischsten Bewunderer des großen „Befreiers" geworden. Am erfolgreichsten und methodischsten jedoch wurde die Reaktion gegen den Kaiserkultus und der Angriff gegen den Geschichtschreiber des ersten Kaiserreiches von zwei Romanschreibern und einem Publizisten betrieben, welche ihre ungewöhnlichen Talente ausschließlich dieser sonderbaren, selbstgewählten Aufgabe

mit einer Art von Begeisterung widmeten. Alljährlich kleideten die Herren Erckmann-Chatrian ihre fünf oder sechs Holzfigürchen in neue Elsässer Kleidchen nach dem Schnitte der Pariser Kostümiers und gruppierten sie auf demselben Theaterchen mit denselben Dekörchen zu wenig verschiedenen Schäferstückchen mit Kriegshintergrund, um handgreiflich darzutun, daß ein Volk nicht vom Ruhm und der Größe des Vaterlandes, sondern von Schinken und Sauerkraut leben soll, vornehmlich aber, um die Nation in dem nur allzu bequemen Wahn zu befestigen, alle Irrtümer, Unfälle und Ausschreitungen ihrer Geschichte seien die Fehler der Regierenden, alles dagegen, was gut getan sei und gelinge, des Volkes eigenstes Verdienst, und sie so gegen ihre pflichtvergessenen Vormünder aufzustacheln, — welche ja keine Stunde am Ruder geblieben wären, wenn Frankreich sie nicht gewollt hätte! Gleichzeitig schrieb P. Lanfrey zuerst einen ausführlichen Essay nicht über, sondern gegen Thiers' Hauptwerk, dann, den Tatbeweis zur Lehre gesellend, ein eigenes vielbändiges Werk über Napoleon, welches von Anfang bis zu Ende mit unermüdlicher Konsequenz den Zweck verfolgt, historisch darzutun, daß alles Gute. was Thiers Napoleon zugeschrieben, von anderen, meist vom Konvente, herrühre; daß der erste Konsul schon ein ebenso schlimmer Politiker gewesen sei als der Kaiser; daß seine gesetzgeberische Tätigkeit teils eine ganz aus der Luft gegriffene Legende, teils ein großes Unglück für Frankreich; daß auch der Verwalter und der Militär nicht viel besser als der Gesetzgeber und Politiker, daß seine Regierung eine Reihenfolge von Gewalttätigkeiten und Fehlern gewesen, und daß Frankreich alle Schäden, an denen sein

öffentliches Leben kranke, nur ihm zu verdanken habe.[1])

Frankreich aber ist nicht das Land, wo die Worte des Dichters oder des Pamphletisten spurlos verhallen. Hatten dreißig Jahre früher die Lieder Bérangers und die Oden V. Hugos aus der Vendômesäule das Mekka und Medina des Pariser Volkes gemacht und das Standbild der „redingote grise“ auf die Spitze gezaubert, so waren es desselben V. Hugo gereimte Invektiven, war es der systematische Feldzug der Orleanisten und Republikaner des zweiten Kaiserreichs, welche, in die Sprache des Pöbels übersetzt, im April 1871 die Niederreißung der Ruhmessäule Frankreichs bedeuteten.

Ich schreibe hier keine Apologie Thiers', noch weniger Napoleons, und der Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich jeden Punkt der Lanfreyschen Polemik einzeln beleuchten werde, obschon das Urteil Lanfreys heutzutage das Urteil fast aller Gebildeten und Freisinnigen Frankreichs ist. Es ist nicht im entferntesten wahrscheinlich, daß diese augenblickliche Strömung auch morgen noch vorhalte, und man überläßt es füglich den Söhnen der jetzigen Generation, die Urteile ihrer Väter zu revidieren. Hier möge es genügen, die zwei Hauptvorwürfe, welche gegen Thiers, den Geschichtschreiber des Kaiserreichs,

---

[1]) Ein keineswegs bonapartistischer, aber kaltblütiger Kritiker, der zugleich der erste lebende Kenner der Revolutions- und Kaisergeschichte Frankreichs ist, Herr Lot, hat (in der Revue critique) die Oberflächlichkeit, Willkür und Verdienste, aber auch die Kritiklosigkeit und Einseitigkeit des Lanfreyschen Werkes dokumentarisch dargetan. Jener erste heftige Angriff Lanfreys gegen Thiers (1861) blieb ohne Antwort.

erhoben worden, in wenig Worten zurückzuweisen. Lassen wir nämlich die harten Urteile der Neuliberalen und der Republikaner über den Stil, die Studien, die Parteilichkeit, die historische Unredlichkeit, die Armut der Anschauungsweise beiseite, so bleiben immer im Vordergrunde die zwei Anklagen, daß der Geschichtschreiber kein Gefühl für Recht und Moral habe und daß er im Laufe seiner Arbeit seine Ansicht gewechselt habe. Beide Vorwürfe sind in der Tat durchaus ungerechtfertigt und klingen doppelt befremdend, wenn sie von Männern einer Partei kommen, welche wie auf ein Kommandowort ihre ganze Ansicht über den großen Kaiser geändert, seit dessen Neffe ihnen das Heft aus den Händen gewunden; von Männern einer Partei, die jedem Gewaltstreich seit hundert Jahren zugejubelt, selbst dem leichtsinnigsten und verderblichsten von allen, dem 24. Februar, vorausgesetzt, er kam von der Straße, anstatt von den Tuilerien und — fiel zu ihrem Vorteil aus. Auch Thiers war durch eine Straßenrevolution der Weg zur Macht eröffnet worden; auch Thiers war von dem Erben seines Helden zu unfreiwilliger Muße verdammt worden; aber Billigkeit und Anerkennung der Tatsachen war zu sehr in seiner innersten Natur, als daß er zwei Maße und Gewichte hätte haben sollen, und ungesetzliche gewaltsame Handlungen, welche notwendig geworden, anders beurteilen sollte, wenn sie von unten als wenn sie von oben ausgingen; und die Überzeugungen Thiers', jene convictions, von denen ich vorhin sprach, waren zu tief gewurzelt, als daß er sie plötzlich hätte aufgeben sollen, weil die Umstände um ihn her sich geändert und er selber unsanft berührt ward von der zweiten Aufführung eines Dramas, das er einst beklatscht hatte.

Thiers war kein Moralist: er war Geschichtschreiber. Es bleibt niemandem unbenommen, die Schriftsteller vorzuziehen, welche, anstatt die Ereignisse zu erzählen und zu erklären, die Handelnden verdammen oder heilig sprechen; doch ist es wohl erlaubt, lieber bei jenen als bei diesen Belehrung zu suchen; und ich kenne mehr als einen unmoralischen Leser, welcher die Blätter umzuschlagen beginnt, sobald der Geschichtschreiber seine Erzählung unterbricht, um ihm seine Ansichten über den Wert oder Unwert der Handelnden auseinanderzusetzen. Daß ein Realist wie Thiers, der in seinem Leben bereit war, auch nach dem Staatsstreiche, der ihn verbannt, ein Portefeuille anzunehmen, vorausgesetzt, die neu eingerichtete Regierung werde eine parlamentarische sein, in der Geschichtschreibung keine Worte des Tadels für den 18. Brumaire findet, versteht sich wohl von selbst. Die heutigen Republikaner möchten uns wohl glauben machen, Frankreich wäre im Jahre 1799 so glücklich unter dem Direktorium gewesen, der Sieg von Zürich habe seine Grenzen so wirksam gesichert, daß es keines Regierungswechsels bedurft hätte; der Geschichtschreiber hat die Pflicht, uns zu zeigen, welches die wirkliche Lage und Stimmung des Landes war, wie Frankreich dem Manne des 18. Brumaire zujubelte, was er getan, nicht nur auf dem Schlachtfelde von Marengo, sondern auch im Staatsrat und Kabinett, um der Welt die Bewunderung abzuzwingen, seinem Vaterlande den glänzendsten Frieden und Einrichtungen zu geben, welche alle politischen Stürme überdauern, alle politischen Fehler, welche er selber oder die Nation in der Folge begehen möchten, unschädlich machen sollten. Am Geschichtschreiber ist es,

nicht über die von niemandem angezweifelte Illegalität des Aktes zu seufzen, sondern nachzuweisen, daß die Nation hinter dem Manne stand, der den Akt beging, daß sie diese Ungesetzlichkeit sehnlichst wünschte und, nachdem sie vollbracht, einmütig guthieß.

Und wie mit den wohltätigen Ungesetzlichkeiten, so mit den verhängnisvollen: es genügte Thiers, das am Herzoge von Enghien begangene Verbrechen in allen sicher festzustellenden Tatsachen vorzuführen, und er konnte uns ruhig das Urteil überlassen; vor Herrn Lanfrey war es auch niemandem in den Sinn gekommen, in dieser rein sachlichen Darstellung eine Beschönigung jenes Justizmordes zu sehen. Recht im Gegenteil benutzt Thiers die Gelegenheit, um dem Leser aufs eindringlichste die Wohltaten der gesetzlichen Prozeßformen zu Gemüte zu führen, „hundertmal die Langsamkeit der Gerichtspflege zu segnen, welche die Menschen vor derlei verhängnisvollen Schlüssen, welche sie so schnell aus einigen zufällig zusammentreffenden Umständen ziehen, zu bewahren". Denn freilich — und in diesem Sinne könnte man wohl sagen, Thiers plädiere „die mildernden Umstände" — glaubt er, daß der erste Konsul sowohl als die Offiziere, welche das Kriegsgericht bildeten, von der Schuld des Herzogs überzeugt waren, womit er jedoch keineswegs die Hintansetzung der gesetzlichen Formen entschuldigen kann noch will. Daß aber Thiers trotz seines sonderbaren Glaubens an die natürliche Gutmütigkeit Napoleons nicht blind für die Schattenseiten seines Helden ist, beweist unter anderen seine rückhaltlose Verurteilung der schmachvollen Tat von Bayonne.

Im allgemeinen bleibt es immerhin wahr, daß Thiers

selten eine lebhafte Entrüstung an den Tag legt und sich dabei bescheidet, die Dinge darzustellen, wie er glaubt, daß sie sich zugetragen haben; auch war von Anfang an der Vorwurf des Fatalismus derjenige, welcher am lautesten gegen ihn erhoben wurde, ein Vorwurf, der in Frankreich stets ein vielfältiges Echo hervorzurufen sicher ist. Nun ist aber Thiers keineswegs Fatalist im gewöhnlichen Sinne des Wortes und weiß sehr wohl einem jeden seine Verantwortlichkeit zuzuwälzen; in seiner Geschichtschreibung dagegen ist er es unleugbar bis zu einem gewissen Grade; denn er bemüht sich stets, die Notwendigkeit der wesentlichen Dinge nachzuweisen, und in diesem Sinne ist alle echte Geschichte im Grunde fatalistisch. Sie hat ja nicht zu sagen, was hätte kommen können, sondern was gekommen ist, und da nichts ohne Ursache kommt, diese Ursachen aufzusuchen und nachzuweisen. Die Hauptursache ist indes nur selten die Willkür des einzelnen, sondern die Notwendigkeit alles Voraufgegangenen: wenn verlangt wird, Napoleon hätte im Jahre 1799 eine englische Verfassung in Frankreich einführen sollen, wenn man glaubt, er hätte sie einführen können, wie es die neuliberale Schule zu glauben vorgibt, so ist das eben Negation aller Geschichte. Thiers aber anzuklagen, nur der Erfolg sei sein Maßstab, ist so unberechtigt als töricht. Thiers spricht ja nie von einem partiellen oder ephemeren Erfolg, sondern von einem allgemeinen und dauernden; und darin sieht er doch wohl mit Recht die Beglaubigung und Rechtfertigung politischer Handlungen, deren Verdienst in weiser und fester Benutzung der gegebenen, d. h. notwendigen, Umstände ist; denn er glaubt nicht, daß es Wunder in dieser Welt gebe: „es gibt keine

andere Ursache wirklicher Erfolge“, sagt er nach Marengo, „als die Einsicht (le bon sens), unterstützt von einem starken Willen“.

Wohl ist es wahr, daß Thiers zwischen der „gewöhnlichen Moral“ und der politischen Moral unterscheidet, daß er nicht ansteht, zu erklären, „die Throne seien etwas anderes als ein Privateigentum“. Aber wie sollte er nicht? Ist er doch doppelt dazu ermächtigt, diesen Unterschied zu machen: einmal als Staatsmann, der die Verantwortlichkeit für eine Nation getragen, und dann als Naturmensch, der sich sein unmittelbares Gefühl nie von abstrakten Spitzfindigkeiten hat verwirren lassen, der also subjektiv wie objektiv von der Unabweisbarkeit dieser Unterscheidung durchdrungen sein mußte. Sollte es wirklich noch nötig sein, diese fadenscheinige Maske abzureißen, mit der politische Pharisäer noch immer von Zeit zu Zeit sich und andere über die Bedingungen alles Staatslebens zu täuschen versuchen? Ist es wirklich notwendig, gegen diese puritanische Heuchelei Einrede zu erheben, welche, weit entfernt, sich auf ein natürliches Gefühl des Menschen zu gründen, nur das Erzeugnis einer gekünstelten Sophistenargumentation ist? Wie die Interessen der Nationen nicht nach dem Privatrechte, welches das Leben des einzelnen regelt, behandelt werden können, so können ja auch ihre Leidenschaften und Ideen nicht denen der Individuen assimiliert werden. Man denke nur an den Krieg und vergleiche ihn mit dem Kampfe einzelner. Selbst angenommen, der einzelne erkenne die Kompetenz der Gerichte nicht an und appelliere wie die Staaten an die Waffen, wird er sich in den Hinterhalt legen, um seinen Gegner zu überraschen und zu töten?

Wird er versuchen, sich mit anderen zu verbinden, um ihn durch die numerische Überlegenheit niederzuwerfen? Wird er ihn an seinem Eigentum schädigen? Ihm seinen Pachthof anzünden? Wird er Spione zu ihm senden, um den geheimen Gang ausfindig zu machen, auf dem man nächtens zu ihm schleichen kann, um ihn in seinem Schlafe zu überrumpeln? Wird das alles nicht von allen Ehrenmännern gebrandmarkt, und ist das alles nicht ganz erlaubt, wenn die zwei Feinde, statt einzelne zu sein, zwei Nationen sind? Würde ein General, der sich genötigt glaubte, alle Gesetze, die das Duell regeln, ängstlich zu beobachten, nicht heute wie vor tausend Jahren als ein Verrückter angesehen werden, der sich erlaubt, auf Kosten Tausender den Don Quichotte zu spielen? Ganz ebenso aber ist's im politischen Leben, und der Instinkt der Menschen hat sich nie darin geirrt, hat nie einen gemeinen Mörder und Beutelschneider auf dieselbe Stufe gesetzt mit einem Krieger und Eroberer; und es ist keine Gefahr, daß die modernen Tugendhelden der Politik das Gewissen der Menschheit je dazu bringen, in Alexander und Cäsar einen Schinderhannes und einen Troppmann zu sehen.

Sehr begründet ist der Vorwurf, den man gegen Thiers' Geschichtschreibung erhebt, wenn man rügt, daß er die sittlichen Mächte der Geschichte, vor allem das geistige Leben der Zeit, zu sehr außer acht gelassen. Es ist dies in der Tat eine große Lücke, die eben nur damit zu entschuldigen ist, daß Thiers nie ein Gesamtbild der Zeit geben wollte, sondern nur eine politische und militärische Geschichte; daß, wenn je eine Epoche in Frankreichs Geschichte diese anscheinend willkürliche Loslösung des äußeren Lebens der Nation vom inneren erlaubt,

es die der sechsundzwanzig Jahre ist, während welcher die literarische Tätigkeit der Nation stillzustehen schien; daß er endlich da, wo der Einfluß des inneren Lebens auf den Staat fühlbar war, demselben auch seine Aufmerksamkeit zuwandte; wie denn seine Schilderung der religiösen Stimmung Frankreichs zur Zeit des Konkordats eine sehr eingehende ist. Daß er bei seiner Auffassung der Aufgabe keine Kapitel über Laplace und Lavoisier, Lagrange und Cuvier geben konnte, liegt auf der Hand; daß er die liberalisierende Wirksamkeit des Staëlschen Kreises etwas unterschätzte und nicht genug berücksichtigte, soll nicht geleugnet werden, obschon er mit gutem Grunde die Opposition des Benjamin Constant und Genossen als eine neckende, kleinliche geißelt, „die weder Zweck, noch Opportunität, noch politische Einsicht" hatte; daß er endlich die nationalen Bewegungen, wo nicht in Spanien, so doch in Deutschland, nicht ins rechte Licht zu stellen weiß, ist nur allzu wahr, daß sie ihm aber nicht entgehen, beweist eben seine Würdigung des spanischen Aufstandes: „Ich bin kein Schmeichler der Menge, ich werde es nie sein. Ich habe mir im Gegenteil vorgenommen, ihrer tyrannischen Gewalt zu trotzen; denn es ist mir das Los geworden, zu einer Zeit zu leben, wo sie herrscht und die Welt verwirrt (geschrieben 1849). Doch lasse ich ihr Gerechtigkeit widerfahren; wenn sie nicht sieht, so fühlt sie doch, und in den äußerst seltenen Fällen, wo man die Augen schließen und seinem Gefühle gehorchen darf, ist sie nicht ein Ratgeber, den man anhören, wohl aber ein Strom, dem man folgen muß. Das spanische Volk, obgleich es einen guten Fürsten und gute Einrichtungen zurückwies, indem es das Königtum Josephs

zurückwies, war vielleicht besser inspiriert als die höheren Stände. Es handelte edel, indem es die Wohltat zurückwies, die ihm von fremder Hand geboten wurde, und ohne Augen sah es richtiger als die Gebildeten, indem es glaubte, man könne dem Eroberer widerstehen, welchem die mächtigsten Armeen und die größten Generale nicht zu widerstehen vermocht hatten.“ Dagegen wiederum übergeht er Fichtes und Arndts Wirksamkeit mit Stillschweigen; Steins und Scharnhorsts Reformwerk wird kaum berührt; Schills und Andreas Hofers Aufstände in keinerlei Beziehung zur Volksstimmung gebracht; der Tod Palms und die Aufregung, die er hervorgebracht, wird gar nicht erwähnt; der Mordversuch Staps' ganz außer allem Zusammenhang dargestellt, sein Ende im Dunkeln gelassen. Ich glaube nicht, daß dies absichtliche Auslassungen sind. Thiers hatte seinen Blick auf die Staaten und die Armeen geheftet; nur die Handlungen der Regierungen und der Generale beschäftigten ihn. Es fragt sich, ob eine solche Geschichtsauffassung berechtigt ist oder nicht; hat sich aber einmal ein Schriftsteller für diese Behandlungsweise entschieden, welche ja bis ins vorige Jahrhundert hinein die einzig bekannte war, so kann ihm kaum ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er sich damit begnüge, die Organisation, die Bewegungen und die Kämpfe der Armeen, die Gesetzgebung, Verwaltung und die internationalen Verhandlungen der Staatsmänner darzulegen und, statt den moralischen, den politischen Wert derselben zu beurteilen.

Etwas anderes ist es, ob man diesen Urteilen immer und überall beistimmt; und die Landsleute Herrn Thiers' waren sicherlich vollständig in ihrem Rechte, wenn sie diese

Urteile einer scharfen Kritik unterwarfen. Auch darin hatten sie von ihrem Standpunkte aus Recht, daß sie in der von Thiers so bewunderten gesetzgeberischen Tätigkeit Napoleons das Grundübel des modernen Frankreichs sahen, während wir von unserem Standpunkte aus, wie Thiers, darin das Heil des vielgeprüften Landes erblicken; aber ihre Kritik hört auf loyal zu sein, wenn sie Thiers vorwirft, seine Meinung über Napoleon und seine Handlungen gewechselt zu haben. Eine solche Palinodie überließ Thiers der republikanischen Partei, welche, nachdem sie über dreißig Jahre lang (1820—1850) Napoleon und seine Kriegs- und Friedenstaten in den Himmel erhoben, „anbetete, was sie verbrannt, und verbrannte, was sie angebetet“, als sie sich von der Erblassenschaft ausgeschlossen fand; welche zwanzig Jahre lang (1850—1872) Thiers als den Feind des allgemeinen Stimmrechts, den Fürstendiener, den brutalen Niederschmetterer aller Volksaufstände von 1831 bis 1871, als den Gegner des Freihandels, der Selbstverwaltung, der Dezentralisation, der Volksheere denunziert, um sich dann plötzlich um ihn als um ihren vergötterten Feldherrn zu scharen, sobald er, ohne auch nur eine einzige dieser seiner Taten und Überzeugungen abzuschwächen, sich gegen die Restauration verwirkter Throne aussprach. Ihr kam's ja immer nur auf die Form und die Etikette, ihm dagegen auf die Sache an. Nie hat Thiers seine Vergangenheit verleugnet, stets „für die Träume seiner Jugend“ Achtung getragen, als er Mann geworden. Noch im Jahre 1855 schrieb er: „Ich habe immer die wahre Größe geliebt, die, welche auf dem Möglichen beruht, und die wahre Freiheit, die, welche ver-

träglich ist mit der Gebrechlichkeit menschlicher Gesellschaften. Diese Gefühle sind mir angeboren, und ich werde sie noch bei meinem Tode hegen; ich habe nicht auf sie verzichtet, um die Geschichte Napoleons zu schreiben." Aber eine solche Begeisterung für Größe und Freiheit war von Anfang an begleitet von Billigkeit, denn er kannte die Menschen, und nichts, sagte er, „beruhigt und besänftigt die Leidenschaften wie diese Menschenkenntnis. Ich will nicht sagen, daß sie alle Strenge vernichtet, denn das wäre ein Unglück; aber wenn man die Menschheit und ihre Schwächen kennt, wenn man weiß, was sie beherrscht und fortreißt, so hat man, ohne das Übel weniger zu hassen, das Gute weniger zu lieben, mehr Nachsicht für den Menschen, der sich durch die tausend Versuchungen der Seele zum Übel hat verleiten lassen, und man bewundert nicht weniger den, der trotz aller niederen Verlockungen sein Herz gut und rein erhalten hat". Thiers hat von Anfang an und wiederholt — zu wiederholt, möchte ich sagen — Bonaparte als einen großen Feldherrn, trefflichen Organisator, großen Gesetzgeber und schlechten, ja abscheulichen Politiker dargestellt, seine Maßlosigkeit, seine Phantasterei, seine Unkenntnis oder Verachtung anderer Nationen, seine Prinzipienlosigkeit und Launenhaftigkeit in den Transaktionen mit fremden Staaten aufs strengste gerügt; er hat von Anfang an bedauert und mißbilligt, daß Frankreich seine Freiheit so vollständig einem Manne überantwortet habe; aber er hat nie aufgehört, auch nicht nach 1851, die Weise, in der Bonaparte — nicht Napoleon — seine despotische Gewalt gebraucht, als eine heilsame, wohltuende darzustellen. Es ist nicht des Geschichtschreibers Schuld, wenn

er nach 1851 eine Periode im Leben seines Helden zu schildern hatte, wo dieser schon dem Kaiserwahnsinn verfallen, und daß er vor 1851 nur die verhältnismäßig maßvolle Wirksamkeit des Mannes erzählte. Thiers hält den Frieden von Lunéville für ein Meisterwerk der Staatskunst; darüber kann man mit ihm rechten; aber er revozierte dies Urteil nicht, wenn er den Frieden von Preßburg tadelte. Er bewunderte das Konkordat und die Verhandlungen von 1801; mußte er deshalb auch die Kirchenpolitik des Jahres 1809 und die Gefangenschaft des Papstes billigen? Lange vor 1851 sprach er sich streng über die Annexion Genuas und über die Einmischung in Spanien aus; es war nur natürlich, daß er in dem nach 1851 behandelten Abschnitte über die Folgen dieser Gewalttaten noch strengere Worte für den Kaiser hatte. Kein Geschichtschreiber ist unnachsichtiger für Napoleons Weltherrschaftsplan gewesen als der praktische, mäßige Thiers, der immer nur den Nationalstaat Heinrichs IV. mit ausgedehntem Einflusse vor Augen hatte. Was er aber früher an Bonaparte gerühmt — seine Heeresverwaltung und Heeresführung, seine Politik der Kirche gegenüber zur Zeit des Konsulats, den Code Napoléon, die Reorganisation der Finanzen, die Einsetzung der Université und des Staatsrates, die neue Gerichts- und Verwaltungsordnung — das rühmte er auch noch, nachdem er längst in die Opposition gegen den Neffen des Kaisers gedrängt war.

Schon in seiner Revolutionsgeschichte tadelte er die mittelmäßigen Männer der Schreckensherrschaft, vor allem Robespierre, diesen „Frömmler ohne Leidenschaft“, wie er fünfzig Jahre später die noch mittelmäßigeren und

elenderen Männer der Kommune brandmarkte; aber auch spät noch gab er zu, was er früh ausgesprochen, daß der Konvent eine Entschuldigung vor der Geschichte habe, eine einzige: Frankreich vor der Invasion gerettet zu haben. Im Jahre 1827 wie im Jahre 1855 pries er die ersten Jahre des Jahrhunderts als die schönste Zeit Frankreichs; aber schon damals beklagte er, daß sein Vaterland so vollständig in die Hände eines einzigen Mannes, wie groß er auch immer gewesen sein möge, abgedankt habe. Schon damals warf er Bonaparte vor, daß er sich später von dieser seiner Allmacht habe berauschen lassen, daß er keiner Versuchung mehr habe widerstehen können, daß er endlich der Leidenschaft und Laune alle Herrschaft über sich gegeben. Die Kritiker der neuliberalen Schule haben es ihm freilich zum Vorwurfe gemacht — sie, die ihn des Fatalismus zeihen! —, daß er nicht gesehen habe, wie solche Allmacht fatal zu solchem Mißbrauche der Gewalt, zur Tyrannei führen müsse; als ob die zwei großen Staatsstreichler der Geschichte, welche dem ersten Napoleon seinen Weg vorgezeichnet, als ob Cäsar und Cromwell dem Kaiserwahnsinn verfallen wären, als ob sie nicht mit Billigkeit, Mäßigung und weisester Einsicht ihre unbeschränkte Macht zu brauchen gewußt hätten; als ob man dasselbe nicht auch von Bonaparte hätte erwarten und verlangen dürfen.[1])

[1]) Um nicht den Text mit unendlichen Zitationen auszufüllen, so stehen hier einige der unzähligen Stellen verzeichnet, wo Thiers sich über die Revolution und Bonaparte ausgesprochen, vor 1851: in der Révolution (erste Ausgabe), VIII, 74 u. 75, 571, 573; IX 396: X, 527—529. Consulat et Empire (Brüsseler Ausgabe) II, 129; III, 615, 620; IV, 467, 469; nach 1851: Consulat et Empire VI, 195; VII, 866, 895; IX, 1, 578, 607, 615; X, 346.

III.

Man mißverstehe mich nicht. Die Reaktion gegen das erste Kaiserreich und seine Schöpfungen, die Reaktion gegen die ganze zentralistische Strömung der französischen Geschichte und mithin auch gegen den überzeugtesten Bewunderer und Fürsprecher dieser Strömung in unserem Jahrhundert, gegen Thiers, war nicht nur eine berechtigte, sie war eine notwendige. Sie ging aus von ganz uneigennützigen Motiven und hohen Gesichtspunkten. Der erste Anreger der antizentralistischen Richtung, Tocqueville, stand sogar nicht an, der Minister eines Bonaparte unter einer ganz zentralistischen Verfassung zu werden. Auch bei seinem bedeutendsten Schüler, Laboulaye, dem unermüdlichen Vorkämpfer der Dezentralisation und der Selbstverwaltung, kam die Aktualität — d. h. die Opposition gegen das zweite Kaiserreich — erst in zweiter Linie. Schon weniger rein von solcher Beimischung war der Feldzug der sogenannten Schule von Nancy gegen die Einrichtungen des Konsulats; namentlich spielten hier schon kirchliche Interessen mit. Man war nach 1848 zur Einsicht gelangt, daß einerseits die wiederholten Revolutionen nichts Wesentliches am französischen Staate änderten, der aus der Revolution und dem Konsulat hervorgegangen war; und man überzeugte sich andererseits, daß das parlamentarische Regime in der Luft schwebte, so lange der Staat ein bureaukratischer blieb, daß die Exekutive stets sich zu einer persönlichen Regierung zuspitzen mußte, so lange sie im Zentrum über die ungeheure Macht verfügte, welche Armee und Beamtenheer ihr in die Hand gaben. Natürlich suchte man die Schuld an

diesem Zustand von der Nation ab- und auf einen Mann zu wälzen, wie es in Frankreich Sitte ist, wo alle Parteien die Nation durch Schmeichelei verwöhnen zu müssen glauben, wo der Glaube an die zufälligen Mächte, welche in der Geschichte wirken, so verbreitet ist, daß eine solche Exkulpation der Nation auf Kosten eines Menschen ganz natürlich scheint. Da die Nation impeccabel bleiben muß, so sollte nun der Kaiser das alles getan haben, und nachdem man kühnlich behauptet, Bonaparte habe nichts Neues eingeführt, überall sei ihm vorgearbeitet worden, er sei durchaus kein schöpferischer Genius gewesen, sondern habe sich nur alle Werke seiner Vorgänger, des Konvents und des Direktoriums, angeeignet, stellte man nun, da Thiers nachgewiesen, was alles Napoleon und Napoleon allein geschaffen, die entgegengesetzte Theorie auf: „Er richtete alles," sagt Lanfrey, „sogar die Gemeindeverfassung, nach dem Typus der Diktatur ein, so daß dieses Ausnahmeregime (sic!) sich ins Temperament der Nation einfraß und Fleisch von ihrem Fleische ward. Im Namen einer vorübergehenden Notwendigkeit (sic!) schuf er (sic!) jene verhängnisvolle Zentralisation, die ihn so lange überleben sollte; er grub sie so tief in den Boden ein, daß sie noch heute kaum entwurzelt werden kann; und der Geschichtschreiber (Thiers) hat nicht nur kein Wort des Protestes gegen ein solches Werk, das die ganze Zukunft kompromittiert, er billigt es sogar, lobt es, bewundert es als gut und vortrefflich an sich, zu allen Zeiten, an allen Orten, außerhalb der besonderen Umstände, für die es gemacht worden. Hier namentlich zeigt sich in ihrer ganzen Nacktheit die tiefe (sic!) Mittelmäßigkeit des Geistes, welche dies Werk inspiriert hat" usw. Wir brauchen

nicht zu fragen, wer historischer, in Auffassung und im Wissen, ist, der Geschichtschreiber, der in Bonapartes Werk von 1800 die Fortsetzung, ja Vollbringung der französischen Entwicklung seit dem Mittelalter sieht, oder sein Kritiker, der da meint, der erste Konsul habe plötzlich die ganze Nation aus der Bahn geworfen und auf einer tabula rasa willkürliche Einrichtungen geschaffen, die fast ein Jahrhundert unerschüttert gedauert und „Fleisch vom Fleische" der Nation geworden.

Wie dem auch sei, es bildete sich in den fünfziger Jahren aus den heterogensten Bestandteilen eine Schule, welche es unternahm, den Strom aufwärts laufen zu lassen und ernstlich daran dachte, das Übel an der Wurzel anzugreifen, Frankreich die örtliche Selbstverwaltung zu geben, welche in England die Basis des parlamentarischen Regimes ist. Damit traf denn die gegen die Allmacht des Staates gerichtete Strömung der fünfziger Jahre zusammen, in welcher mit mehr Logik als politischem Sinne die wirtschaftlichen Grundsätze A. Smiths auf den Staat angewandt wurden: man sprach nur noch von der Initiative des einzelnen, der freien Konkurrenz, dem laisser-faire laisser-passer, der freien Kirche, der Unterrichtsfreiheit usw. Zwei eng miteinander verbundene Mächte der französischen Gesellschaft verfehlten nicht, diese Stimmung auszubeuten und sich dem Feldzuge gegen den modernen Staat anzuschließen: der legitimistische Adel und die Kirche. Jener betonte die Notwendigkeit einer historischen Dynastie, die Notwendigkeit historischer Provinzial- und Gemeindeorganismen, die Notwendigkeit grundherrlicher Einflüsse durch Ausübung freiwilliger Ehrenämter; diese reagierte gegen das Kon-

kordat, gegen die letzten Reste des Gallikanismus, predigte Unterrichtsfreiheit, benutzte die schon eroberte zu ihren Zwecken: die mit Lamennais in den zwanziger Jahren eingeleitete staatsfeindliche Entwicklung der Kirche kam erst jetzt in ihr volles Fahrwasser. Und die Geistlichkeit war klüger wie mächtiger als der legitimistische Adel, der nicht einsah, daß sein Einfluß als Adel unwiederbringlich verloren war, daß sein Auftreten schon hinreichte, um neun Zehntel der Franzosen ins entgegengesetzte Lager zu treiben, daß Frankreich eine Demokratie geworden, in der kein Raum für Selfgovernment im englischen Sinne war. Immerhin war es ein nicht verächtliches Element in der großen Koalition gegen das Kaiserreich, welches unter dem Schilde der individuellen Freiheit gegen den Staat Sturm lief, und in ihrem Kern gebildet war aus den Literaten und Parlamentariern, denen 1851 ihr Laden geschlossen worden; aus den Frommen, welche mit Montalembert fürchteten, daß „eine neue gallikanische Kirche entstehen könne, die ein Werkzeug des Kaisers und seiner Minister werde"; aus den Republikanern endlich, welche sich von der jakobinischen Tradition emanzipiert hatten, die Mißerfolge ihrer Sache nur der imperialistischen Verfassung zuschrieben, welche der erste Konsul an Stelle der schönen Schöpfungen des Konvents und Direktoriums gesetzt, die Februarrevolution aber unter der republikanischen Etikette habe bestehen lassen, und die vermeinten, auch im demokratischen Staate wäre ohne Auflösung der nationalen Einheit und Zersplitterung der Kräfte die örtliche Selbstregierung möglich. Thiers war anderen Sinnes: er wußte, daß die Selbstregierung im englischen Sinne nur

da ohne Gefahr für die Einheit möglich ist, wo eine mächtige und zahlreiche Aristokratie von Jahrhunderte alter politischer Tradition, gegründet auf eine breite Basis von Landadel, gekrönt von einem nationalen und historischen Königtum, diese sogenannte Selbstverwaltung ausübt; daß aber im demokratischen Staate eine solche Selbstverwaltung der geschlossenen Einheit gefährlich werden und naturgemäß zum schweizer oder nordamerikanischen Föderalismus führen müsse; damit aber die traditionelle auswärtige Politik Frankreichs unmöglich sei. Seine Gegner nun — und es war die ganze neue Schule — gingen als echte Franzosen in ihrer Logik so weit, diese gesamte traditionelle Politik zu verleugnen, ja, als das Erzübel Frankreichs darzustellen. Man hatte das sonderbare Schauspiel, die französischen Republikaner auf einmal gerecht für andere Nationen werden und Thiers bitter vorwerfen zu sehen, daß er die Wohltaten gepriesen, welche Napoleon Italien und Deutschland erwiesen, indem er ihnen französische Gesetze gab. Das wäre nun als eine Bekehrung der französischen Liberalen zum Geltenlassen anderer Nationen recht schön gewesen: allein man brauchte nur näher zuzusehen, um zu entdecken, daß es eitel Parteigeist war, der es inspirierte; denn man beeilte sich, daraus eine besondere Angriffswaffe gegen das Kaiserreich und Thiers zu machen, als ob die königliche und republikanische Politik nicht genau dieselbe gewesen wäre, als ob dann nicht alle Altersgenossen von Thiers ausnahmslos hätten verdammt werden müssen. Denn es dürfte schwer gehalten haben, das Beispiel auch nur eines Franzosen vor 1851 aufzubringen, der darin anders gedacht hätte als Thiers. Es war demnach emi-

nent ungerecht, ihn als den einen auszulesen, dem die Schuld einer ganzen Nation aufzubürden sei, anstatt dieser ganzen Nation mutig die Wahrheit zu sagen. Diese Wahrheit aber — Sainte-Beuve hat sie schon 1844 ausgesprochen [1]) — ist, daß „der Wind des Jahrhunderts nach Napoleon hinwehte und die Feder Thiers' diejenige war, welche am besten im Winde des Jahrhunderts flog".

Wie sehr nur die augenblickliche Opposition gegen die Regierung Napoleons III. dieser ganzen neuen Auffassung zugrunde lag, trat grell zutage, als Napoleon III. wirklich von der traditionellen Politik Richelieus und Louvois', des Direktoriums und des Konsulats abwich und jene Bahn einschlug, welche die Gleichberechtigung aller europäischen Nationen zur Grundlage hatte. Die auswärtige Politik Napoleons III. war, theoretisch genommen, keineswegs verächtlich: nur ging's ihrem Erfinder damit, wie bei allen seinen Gedanken: seine Gewebe zerrissen an den scharfen Kanten der Wirklichkeit. Überzeugt durch eigene Anschauung, die allen Franzosen seinerzeit abging, daß die Einheit Italiens und Deutschlands sich früher oder später vollziehen müsse und daß keine Macht der Erde unternehmen könne, sie aufzuhalten, ohne daran zu zerschellen, dachte er, beide Nationen, deren Macht dadurch so sehr wachsen mußte, sich im voraus zu Freunden zu machen, indem er sie in ihren Einheitsbestrebungen unterstützte, und er kannte beide Länder genugsam, um zu wissen, daß nur Piemont und Preußen den soliden Kern der neuen Bildungen abgeben könnten. Zugleich aber sollte Frankreich selbst nicht unbezahlt aus diesem

---

[1]) Chroniques parisiennes, p. 267.

Prozesse hervorgehen und durch Gewinnung seiner natürlichen Grenzen und seiner noch draußenlebenden Sprachgenossen sich abrunden und im Verhältnis zu den entstehenden Mächten kräftigen. Der ganze Plan schien auch gelingen zu wollen: Italien ward ein ergebener Bundesgenosse, Nizza und Savoyen brachten den immer lauernden Neid der französischen Patrioten zum Schweigen. Warum sollte nicht auch der zweite Teil des Programms auszufüllen sein? Warum sollte das zu einigende Deutschland den französischen Kaiser nicht gewähren lassen, wenn er sich des wallonischen, d. h. des französischen, Teiles von Belgien als Kompensation bemächtigte? Die Geschichte sagt nicht, woran der Plan scheiterte, doch wird man nicht sehr fehl gehen, wenn man die Klippe jenseits des Kanals sucht. Wie dem auch sei, das Programm blieb unausgefüllt, und jene Republikaner, welche vorher die Ablenkung von der traditionellen Politik Frankreich gepredigt, waren nun die ersten, diese Ablenkung aufs heftigste zu tadeln. Thiers war sich treu geblieben; er hatte von Anfang an die neunapoleonische Politik getadelt, sie schon 1859, als sie mit Garibaldi und der Revolution ging, aufs strengste verurteilt, und er führte 1866 und 1870 nur dieselbe Sprache, die er sein Leben über geführt. Damit aber kommen wir auf unseren Ausgangspunkt zurück. Daß die Tadler Thiers' seine politischen Ansichten nicht teilen, daß sie seinen sogenannten Fatalismus, der alles gutheiße, was Erfolg gehabt habe, mißbilligen, das soll ihnen unbenommen bleiben; aber die Anklage der Inkonsequenz, des Meinungswechsels ist rein aus der Luft gegriffen und durch nichts gerechtfertigt. Recht im Gegenteil ist wohl selten ein Mann

der Horazischen Vorschrift für dramatische Charaktere so getreu geblieben, als Thiers:

. . . . servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit et sibi constet.

Als Schriftsteller wie als Politiker finden wir ihn am Ende seiner Laufbahn genau als denselben wieder, als den wir ihn beim Beginne derselben kennen gelernt. Ein aufrichtiger und warmer Bewunderer der „Prinzipien von 1789", überzeugt von der Notwendigkeit und der Größe der Revolution und ihres Testamentsvollstreckers Napoleon, nicht der Mittel, welche die Revolutionäre und der große Kaiser angewandt, um jene Grundsätze zu verwirklichen, ist er zugleich immer ein Vorkämpfer der traditionellen Politik Frankreichs dem Auslande gegenüber geblieben und hat dieselbe nur in den Punkten aufgegeben, wo sein gesunder Sinn für das Tatsächliche und Mögliche ihn zwang, sie aufzugeben. Ja, selbst in dem Grundirrtume seines Lebens — denn er war nicht unfehlbar — ist er fast bis an sein Ende befangen geblieben und hat ihn erst ganz zuletzt, auch dann immer tatsächlich, nicht prinzipiell und sozusagen ohne es selbst zu wissen, aufgegeben: in den zwei Jahren von 1871—1873, während welcher er dann auch das Größte seines Lebens geleistet hat. Dieser Grundirrtum seines Lebens war aber, daß er vermeinte, der von ihm bewunderte demokratische Staat, wie ihn Napoleon unerschütterlich gegründet, lasse Freiheit und Selbstregierung zu. Da er aber doch ein untrügliches geheimes Gefühl hatte, daß durch solche Freiheit und Selbstregierung die feste Einheit des Staates, die er über alles stellte, gelockert zu werden die Gefahr laufe, meinte er, es genüge, diese

Freiheit und Selbstregierung auf den Mittelpunkt zu beschränken, in den Gliedern aber die bureaukratische Vormundschaft aufrecht erhalten zu können. Er war der entschiedenste Gegner der Kommunal- und Provinzialfreiheit, wie er bis an sein Ende die Handels- und Kirchenfreiheit bekämpfte; selbst in der Militärfrage wechselte er nie. Und es ward ihm leicht, sich treu zu bleiben; seine Überzeugungen waren ja keine abstrakten, von außen hergenommenen Theorien, sie waren er selber; er brauchte sich nur darzuleben, um seine Absichten und Ansichten zu entwickeln, weil diese Absichten und Ansichten seine Natur waren. Darum hat Thiers auch nie weder intrigiert noch konspiriert, um zu seinen Zielen zu gelangen: er hatte eine tiefe Abneigung gegen beides; was er für sich, für sein Land wünschte, war der offene, aber unblutige Kampf auf der parlamentarischen Wahlstatt, wo er alle seine Kräfte entfalten konnte und deren Zugänglichkeit für alle Franzosen seiner Klasse und Bildung eine Lebensfrage für ihn war. Niemand hat darum auch je weniger die Menschen zu täuschen gesucht und getäuscht, mit Ausnahme derer, die ihn eben nicht zu lesen wußten. Denn

> Dies über alles: Bleib dir selber treu
> Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
> Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.

Stets wollte er die Herrschaft des allgemeinen nationalen Interesses über die besonderen lokalen Interessen; nur sollte die Zentralregierung, welche das allgemeine Interesse wahrte, keine absolute, sondern eine beschränkte, überwachte sein, und sie sollte aus der freien Wahl der Nation hervorgehen, nicht durch Gewalt aufgezwungen, noch eine durch Geburt überkommene sein. Mit anderen

Worten ein bureaukratischer Gleichheitsstaat mit einer parlamentarischen Leitung, in deren Hand die ganze Beamtenmaschine sich bewegen sollte, wie früher in der Hand des erblichen Monarchen oder des Diktators; denn: le Roi régne et M. Thiers gouverne war von Anbeginn sein Ideal. Und diese untätige, erbliche Autorität in einem Staate, der nicht länger über eine mit der Nation selber gewordene und gewachsene Dynastie verfügte, wie früher! aus dem die Erblichkeit durchaus verbannt war, in welchem Oberhaus, Kirche, Justiz die wechselnden Launen der öffentlichen Meinung statt überlieferte Interessen und Ideen vertraten! Dieser Wahn seines Lebens aber war auch der Wahn seines Jahrhunderts, seiner Nation und seiner Gesellschaftsklasse; daher die große Bedeutung des Mannes, obschon er selbst zweimal an der Verwirklichung dieses Wahnes scheiterte (1836 und 1840), ein drittes Mal endlich (1871—1873) denselben tatsächlich aufgeben mußte. Die Regierung Thiers' während der zwei Jahre vom Abschluß des Frankfurter Friedens bis zum 25. Mai 1873 war eine Diktatur mit Kriegsgerichten, Belagerungszustand, Ausnahmegesetzen, Beschränkung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes, eine Diktatur, die Herr Gambetta und die Seinen bekanntlich ebenso heftig angriffen als später diejenige Mac Mahons. Daß der Diktator ein Zivilist statt eines Militärs war, änderte durchaus nichts an der Sache. Daß er die Machtmittel, welche in seine Hand gegeben waren, nicht anwenden wollte, um sich die Diktatur zu sichern und zu bewahren, sondern dieselbe vor einem Majoritätsvotum der Volksvertretung resignierte, war nur höchste Folgerichtigkeit, freiwilliges Anerkennen eingesehener Not-

wendigkeit. Auch Karl X. hatte sich nicht gegen die Mehrheit der Volksvertretung erhalten können; Louis Philipp fiel, als er eine künstliche Majorität der wirklichen Majorität entgegensetzen zu können vermeinte; Napoleon III. war schon beunruhigt, als nur fünf Oppositionsmitglieder im gesetzgebenden Körper saßen; eine Stimme Mehrheit gegen seine Regierung hätte ihn gestürzt. Frankreich ist eben seit einem Jahrhundert eine tatsächliche Republik, d. h. es wird von einem verantwortlichen Staatsoberhaupt regiert; dies zuerst eingesehen und laut verkündigt zu haben, ist Napoleons III. großes Verdienst. Er wollte nie wie Karl X. oder Louis Philipp seine persönliche Regierung hinter verantwortliche Minister verstecken, sondern beanspruchte, wie Thiers nach ihm, die volle Verantwortlichkeit für sich selber.

Niemand, der die Geschichte dieses Jahrhunderts kennt, wird leugnen wollen, daß sämtliche Herrscher Frankreichs von dem ersten Konsul bis zum Marschall Mac Mahon persönliche Herrscher gewesen und daß jeder Minister, der sie dazu zwingen wollte, die konstitutionelle Fiktion des unverantwortlichen Staatsoberhauptes innezuhalten, hieß dieser Minister nun Martignac oder Thiers, Barrot oder Dufaure, Marcère oder Jules Simon, ohne weiteres beseitigt wurde. Daß dies, die persönliche Regierung, kein Zufall, keine Willkür der Herrscher, daß es eine Notwendigkeit des französischen Staatswesens ist, wie es aus der Revolution und dem Konsulat hervorgegangen, das sah Thiers erst als sechsundsiebzigjähriger Greis ein, als man ihn selber zu einem unverantwortlichen konstitutionellen Herrscher mit einem verantwortlichen Ministerium machen und aus dem Parlamente verbannen wollte. Er

wies die Zumutung heftig zurück, wie einst Bonaparte getan, nur mit gewählteren Worten. Dies aber war die einzige Palinodie dieses langen, reichen Lebens, und es ist gewiß kein kleines Lob, das wir dem Manne spenden, wenn wir anerkennen, welcher Freimut, welche Aufrichtigkeit, welche Abwesenheit von kleinlicher Eitelkeit dazu gehörte, daß ein Mann am späten Lebensabend öffentlich eingestand, daß er in einem so wichtigen Punkte stets geirrt habe und daß die Republik, d. h. die Königslosigkeit oder die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes, die einzig mögliche Form des modernen französischen Staates war; eine Form, die selbst in Amerika, bei einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Beamten, welche von der Exekutive abhängen, sich aufgedrängt, die aber bei der bureaukratischen Organisation Frankreichs sich als eine durchaus notwendige erwiesen hat.

Wir sahen, es gibt eine Schule in Frankreich, welche diese Organisation selber bekämpft und an die Stelle der bewährten Verwaltung, welche die Nation durch so viele Stürme hindurch immer vom Felsen gehalten hat, örtliche und provinzielle Selbstverwaltung durch gewählte Obrigkeiten nach amerikanischem Muster einsetzen und die straffe Zentralisation des französischen Staates lockern möchte. Thiers gehörte nicht zu dieser: er war nicht der Mann dazu, irgendeine der großen Traditionen seines Vaterlandes aufgeben zu wollen, und ich glaube, die Nation teilt seine Denk- und Gefühlsweise. Auch ist sie in ihrer aufgeklärten Mehrheit republikanisch geworden, wie Thiers, in dem Sinn, daß sie gesetzlich zu regeln wünscht, was seit nahezu hundert Jahren tatsächlich stattfindet, die Verantwortlichkeit und den Wechsel des Staatsober-

hauptes. Es ist die große geschichtliche Bedeutung Thiers', nicht nur sein Leben über der getreue Vertreter seines Jahrhunderts, seiner Nation und seiner Gesellschaftsklasse gewesen zu sein, in ihren Fehlern und ihren Vorurteilen sowohl als in ihren Tugenden, in ihren Ansichten wie in ihren Gefühlen; sondern auch noch vor seinem Ende und vor dem Ende des vielbewegten Jahrhunderts gleichzeitig mit seinen Landes-, Standes- und Zeitgenossen zur Einsicht gekommen zu sein, daß die bureaukratisch organisierte demokratische Republik, d. h. die gemäßigte und durch gesetzliche Periodizität geregelte Diktatur, die definitive Staatsform ist, welche die Revolution von 1789 unklar voraussah, aber sicher angestrebt hat, und welche nach fast hundertjährigen Erschütterungen und Kämpfen endlich auf dem Punkte ist, bewußt verwirklicht zu werden.

Wird Frankreich dabei glücklicher sein, als es seit 1789 gewesen? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln. Es hat ja seit einem Jahrhundert daheim und draußen nicht an Leuten gefehlt, die „das unglückliche, vielgeprüfte Land" in der ganzen Skala rhetorischen Mitleidens bedauert haben. Schauen wir aber zurück auf diese neunzig Jahre, wie wir zurückblicken auf die nicht minder bewegten großen Jahrhunderte anderer Nationen, das fünfte Jahrhundert Griechenlands, das zweite Roms, das fünfzehnte Italiens, das sechzehnte Deutschlands, das achtzehnte Englands, und machen wir die Bilanz, wie sie dort gemacht worden, so werden die großen Unglücksdaten von 1793, 1815, 1848 und 1871 nur als Episoden erscheinen in einer lebensvollen, reichen Entwicklungszeit, in der zum ersten Male die Staatseinrichtungen auf der Grundlage vernünftiger und gerechter Grundsätze verwirklicht worden, wo die volle

Gleichheit vor dem Gesetze zur Wahrheit geworden, alle willkürlichen Schranken zwischen den Menschen beseitigt, vollständigste Freiheit des Verkehrs bei nie dagewesener Ordnung durchgeführt, wo eine fleckenlose, rasche und wohlfeile Justiz, eine aufopferungsvolle und unermüdliche Polizei, eine arbeitsame, unbestechliche und intelligente Verwaltung, ein wohlgeordnetes Finanzwesen den einzelnen schützen, das Interesse des Ganzen wahren, wo sich der Reichtum, das Wohlsein, die Bildung des Landes fortwährend und bis zu nie geahnter Höhe entwickelt haben, wo die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und des religiösen Bekenntnisses unbeschränkter als je zuvor gewaltet.

Wohl lebt eine Nation nicht nur von Brot, noch soll es ihr genügen, dies Brot in Ruhe genießen zu können: Nationen mehr noch als einzelne brauchen des Idealen, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen; das ideale Leben aber eines Volkes ist der Ruhm, und wahrlich, wenn Frankreich zurückschaut auf dieses Jahrhundert, kann es klagen, daß es dürftiger ausgegangen als irgendein anderes vor ihm? Hat es nicht dreimal die Ehre gehabt, die europäische Menschheit auf den Weg der Befreiung zu führen? Hat es nicht ein Staatswesen und ein Gesetz gegründet, welche das Muster der modernen Staatsordnung geblieben und nicht nur von den lateinischen Schwesternationen, sondern auch von den germanischen Völkern nachgeahmt wird? Ist der Waffenruhm von Rivoli und Marengo, von Jena und Austerlitz, von Constantine und Isly, von Sebastopol und Solferino nichts, weil das tapfere Heer, wie das jeder Nation und jeder Zeit, auch schlimme Tage erlebt, wie einst das Heer

Condés und Turennes? Und wenn Frankreich eine alte Eroberung hat herausgeben müssen, hat es nicht eine andere Provinz erworben, welche Sprachgenossenschaft und Naturbeschaffenheit ihm längst zugewiesen und ihm als sicheres Besitztum für alle Zeiten verbürgen? Welches Jahrhundert der französischen Geschichte, außer dem Jahrhundert Ludwigs XIV., hat Größeres geleistet in der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur? Nur ein so undankbares Volk als das französische — das undankbarste, das die Welt gesehen, seit Athen — kann auf seine großen Männer und ihre Gaben so schnöde herabsehen. Wir Draußenstehenden können und müssen sagen, daß kein Land ein reicheres geistiges und politisches Leben aufzuweisen hat als Frankreich, auf das die Augen der Welt seit so vielen Jahren geheftet sind; daß keine Periode und keine Nation mehr und größere Redner, edlere Kämpfe um die höchsten Fragen gesehen, als das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts. Wer aber die Geschichte dieses Jahrhunderts übersieht, sei's von dem Mittelpunkt, sei's von außen, wird stets in der ersten Reihe der Kämpfenden den Mann erblicken, in dem der bürgerliche Franzose des neunzehnten Jahrhunderts von Anfang an seinen Sprecher und Führer erkannt hat: M. Thiers.

II.

E. Renan als Philosoph.

I.

Unter den Schriftstellern des zweiten Kaiserreiches ist keiner, dessen Name mehr in den Mund der Menschen gekommen wäre als der Renans.[1] Hier hat einmal die vox populi, gegen ihre Gewohnheit, Recht gehabt, obschon sie auch hier gemäß ihrer Gewohnheit mehr von Zufall und Leidenschaft als von Einsicht geleitet ward. Hätte Renan nicht in einem seiner Werke — und bezeichnenderweise in dem wenigst tadellosen seiner Werke — an eine Lebens- und Brotfrage des Klerus gerührt, so daß dieser, gegen dessen Publikum ja das eines Goethe und Shakespeare ist wie das Häuflein der Athener gegen die Scharen der Perser, Alarm rief, — der Name des aristokratischsten aller Schriftsteller wäre nie in so weite Kreise, nie in so tiefe Schichten gedrungen. In den höchstgebildeten Regionen seiner Nation wäre er deshalb nicht minder bekannt geworden und war es schon vor 1863, als das „Leben Jesu" erschien.

Was seine gelehrten Werke über die semitischen Sprachen, über die griechischen Studien im Mittelalter, über Averroës ihm nicht erworben hatten, eroberten ihm seine kritischen Aufsätze der „Revue des deux Mondes"

[1]) S. im Anhang zum ersten Bande dieser Sammlung (Frankreich und die Franzosen) meinen Essay über Renan als Politiker.

und des „Journal des Débats“ im Sturm: die Aufmerksamkeit, teilweise auch den Beifall der vergleichungsweise sehr zahlreichen Geisteselite Frankreichs, welche freilich „ein Titel schon vertraulich“ gemacht hatte: Renan war bereits im Jahre 1856 als Nachfolger Augustin Thierrys in die „Académie des Inscriptions et belles Lettres“ berufen worden, welche bekanntlich der solidesten, wenn auch nicht der lautesten, Autorität unter den fünf Akademien genießt. Da jene Aufsätze nun keineswegs zu dem guten Mittelmäßigen gehörten, dem allein der augenblickliche Erfolg ganz unfehlbar gesichert zu sein pflegt, da sie in der Tat das Beste sind, was die französische Literatur überhaupt in dieser Gattung aufzuweisen hat, so ist die unmittelbare Anerkennung, die bei wirklich guten Werken ja so oft auf sich warten läßt, hier nur dadurch zu erklären, daß jene Aufsätze — wie z. B. Götz und Werther, um geläufige Beispiele zu nennen — neben ihrem absoluten und folglich dauernden Werte, auch den relativen und vorübergehenden Vorteil besaßen, einer gerade in der Nation beginnenden Geistesströmung Ausdruck zu geben.

Man kann sagen, die historische Kritik der Franzosen datiert erst vom zweiten Kaiserreich, obwohl Sainte-Beuve schon unter Louis Philipp, Villemain gar unter der Restauration geschrieben hatten; dieser hatte doch die Tradition der dogmatischen Kritik nie ganz überwunden, jener ging von der Partei und von der nationalen, wenn auch unabhängigen Bildung aus, er übte die historische Kritik, aber ohne sie als ein System zu bekennen und langte endlich bei der rein psychologischen Behandlung an. Die historische Kritik, welche über aller Partei steht,

Nationen, wie Religionen und Literaturen als vorübergehende Formen und Phasen auffaßt, ihnen ihren Platz in der Entwicklung der Menschheit anzuweisen sucht, anstatt sie nach gewissen Regeln zu beurteilen, tritt bewußt erst unterm zweiten Kaiserreich auf und Renan war ihr Verkünder. Da nun diese bewußte historische Kritik vor allem eine Reaktion gegen die dogmatische Kritik akademischer Überlieferung war, diese aber sich in die „Université" als in ihre Zitadelle zurückgezogen hatte, so war es kein Zufall, daß ihr Verkünder nicht, wie die meisten anerkannten Schriftsteller seiner Generation — ich erinnere nur an Taine und Sarcey, Prévost-Paradol und J. J. Weiß, About und Assollant, Caro und Janet, Martha und Mézières — aus der Pflanzschule der Universität hervorging, sondern aus dem geistlichen Seminar von Saint Sulpice, und sich vornehmlich mit deutscher Bildung genährt hatte, wie denn auch die beiden Kritiker, welche Renan im Standpunkt, wenn nicht in der Manier, am nächsten sind und nach ihm am meisten zur Verbreitung der historischen Auffassung beigetragen, E. Scherer und E. Montégut, ebenfalls außerhalb der französischen Tradition wurzeln: sie sind beide literarisch, wenn nicht wissenschaftlich, von England ausgegangen. Alle drei aber stehen, mittelbar oder unmittelbar, unter der Herrschaft des deutschen Gedankens, wie er am Anfang dieses Jahrhunderts formuliert ward. Das Naturell der drei Kritiker ist allerdings so verschieden, wie die Form, die sie gewählt, wie die Folgerungen, zu denen sie gelangt, sind; ihre Bedeutung in der französischen Geistesgeschichte ist darum nicht minder die Vermittlung des deutschen Gedankens in ihrem Vaterlande und durch es, dessen Sprache noch

immer das mächtigste Bindemittel der modernen Kultur ist, in Europa.

Es ist hier nicht der Ort, eine ausgeführte Charakteristik E. Renans zu geben. Sein Talent ist ein so bedeutendes, seine Tätigkeit eine so vielseitige, sein Einfluß ein so gewaltiger, daß man die Schranken eines Aufsatzes überschreiten müßte, wenn man ihm gerecht werden wollte. Dabei ist Renan der Vertreter des besten Teiles seiner ganzen Generation; und ein eingehendes Studium seiner schriftstellerischen Persönlichkeit würde an sich schon ein umfassendes Kapitel französischer Literaturgeschichte bilden. Seine Zeit- und Landesgenossen wollen das freilich nicht Wort haben und können nicht genug an ihm kritteln: dem ist seine Redeweise zu manieriert, seine Denkweise zu schlaff, seine Gefühlsweise zu süßlich; jener klagt über Inkonsequenz und Paradoxie; ein Dritter meint, er sei zu sehr Literat in der Wissenschaft, zu sehr Gelehrter in der Literatur; die einen sehen in ihm einen Religionsverächter, während er den andern zu mystisch ist; fast allen ist sein mutiger Aristokratismus zum Gräuel. Und doch ist Renan im eminentesten Sinne der Mann seiner Zeit, geben seine Werke der Stimmung dieser Zeit den treuesten und schönsten Ausdruck; denn eine Zeit hat ihre geschichtliche Bedeutung nicht so sehr in den politischen und religiösen, literarischen und sittlichen Glaubenssätzen, die sie laut bekennt, als in der innersten Stimmung, welche ihr Handeln bestimmt; und wer dieses Innerste herauskehrt, mag seine Landsleute und Altersgenossen durch diese seine indiskrete Aufdeckung verletzen, der Geschichte sind seine Spiegelbilder wertvoller als alle schmeichelhaften und von jedermann anerkannten Schil-

derungen der Oberfläche. Mehr als das: eine Generation kann noch im Strome fortschwimmen, den die vorhergehende in Bewegung gesetzt, sie wird doch in der Geschichte nach denen benannt und beurteilt werden, welche, wenn auch noch so gering an Zahl, die Gegenströmung eingeleitet, die erst unbewußt, dann bewußt, vielleicht erst lange nachher, die Masse ergreift und mit sich fortreißt: so schien im deutschen Publikum Wieland noch der unbestrittene Alleinherrscher, als sich schon an zwanzig Orten eine stürmende und drängende Jugend gegen diese Herrschaft auflehnte, und Herder erkennen wir als den Repräsentanten der Generation von 1770 an, nicht Wieland, dessen gelesenste und vollendetste Werke vom Agathon und der Musarion bis auf die Abderiten und den Oberon, doch erst gerade in jene Periode fielen, die wir von Herders Fragmenten zu datieren gewohnt sind.

Kein größerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen dem geistig-robusten Geschlechte von 1830 und der Generation von 1860: jenes naiv, voller Illusionen und Begeisterung, zum Handeln und Schaffen drängend, leidenschaftlich, beschränkt; diese enttäuscht und entmutigt, skeptisch-billig, offenen Blickes, biegsamen Geistes, verständnisvoll, aber zeugungsschwach, der Kritik zugewandt. Es gibt kaum ein Wort, das öfters als das Wort nuance, keine Wendung, die mehr als die Wendung „in einem Sinne" bei Renane vorkomme: die Leute von 1830 wußten kaum, was eine Nuance war und begriffen wohl noch weniger, daß es einen anderen Sinn geben könne als ihren. Die Generation — ich spreche immer nur von denen, die für ihre Zeitgenossen denken, nicht vom numerus —, deren reifere Jugend in die Katzenjammerzeit fiel,

welche auf den Rausch von 1830 folgte, deren Jünglingsalter die geistlose Orgie von 1848 und die brutale Eklipse vom 2. Dezember sah, war alt vor der Zeit im Guten wie im Schlimmen, schwach im Hasse und der Liebe, einsichtig, nachsichtig, vorsichtig. Wenig aufgelegt zum Handeln, lähmte sie sich noch durch die allzu vielseitige Betrachtung der Dinge; suchte allem und jedem gerecht zu werden; und so ward „der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt". Eine solche Hamletstimmung aber ist immer bewußt: wo alles Objekt der Betrachtung wird, anstatt Motiv zum Handeln oder Schaffen zu sein, wird auch das eigene Selbst ein gerne angeschautes Objekt; und da kann die Unzufriedenheit nicht ausbleiben. Da nun aber der Mensch immer Mensch bleibt, so tritt auch beim aufrichtigsten der Menschen diese Selbstunzufriedenheit als Unzufriedenheit mit der Zeit auf, der man angehört, die unser erweitertes, aber weniger empfindliches Selbst ist. Jede Zeit hat ihre Unzufriedenen; neu ist nur, daß die Unzufriedenen von heute doch auch die Berechtigung der Dinge einsehen, mit denen sie unzufrieden sind, und dieselben weder im Namen eines entgegengesetzten Prinzips leidenschaftlich zu bekämpfen, noch auch in ruhiger Verachtung an sich vorübergehen zu lassen sich entschließen können. Keiner von ihnen hat die Entrüstung und den Mut eines Rousseau gegen die Verbildung seiner Zeit, eines J. de Maistre gegen die Plattheit der revolutionären Überlieferung; keiner auch die vornehme Ironie eines Mignet oder Mérimée, die sich als kälteste Objektivität gibt. Sie sehen die Sache fatalistisch an, suchen die Kausalität zu begreifen, warum alles so kommen mußte, wie

eines die Folge des andern ist: „Die universelle Kritik ist der einzige Charakter, sagt Renan selber, den man dem zarten, gleitenden, unfaßbaren Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts“ — sollte heißen der zweiten Hälfte desselben — „zuschreiben kann“; er fügt freilich hinzu: „Alles verstehen heißt nicht alles freisprechen“; obschon gerade bei ihm dieses Verstehen aller Dinge im Grunde doch auf ein Rechtfertigen aller Dinge, im Hegelschen Sinne, hinausläuft: alles, was ist, ist vernünftig.

Ein Mensch wie Renan begreift alles: die Vergangenheit wie die Gegenwart, die politische wie die kirchliche Reaktion, den Idealismus wie den Materialismus: alles hat in seinen Augen eine Berechtigung, aber auch das Berechtigtste hat seine schwache Seite, die er durchschaut. Darum hat er aber doch seine Sympathien und Antipathien. So besitzt er eine kleine Schwäche für alles, was vornehm ist, in des Wortes edelster Bedeutung, und eine grenzenlose Verachtung für alles Spießbürgerliche im Sinne der geistigen und sittlichen Mittelmäßigkeit; ein tiefgefühltes Wohlwollen für die Einfältigen an Geist und Niederen an Rang, deren kindliches Gemüt erkennt, „was kein Verstand der Verständigen sieht“; eine gewisse Vorliebe nach Art der Künstler für die Starken, welche das Handeln übernehmen, damit die Erwählten des Geistes ruhig denken und ungestört schaffen können. Denn Grundgesetz alles Menschendaseins bleibt ihm doch immer, daß die Millionen da sind, den happy few als Dünger zu dienen, und daß ein Genius, der mitten unter der Ignoranz der Millionen eine göttliche Komödie schafft, mehr für die menschliche Bildung tut als tausend Realschulen, welche ihr Petroleumlicht in jede Bauern- und

Arbeiterstube tragen. Damit verletzt der Künstler natürlich nicht wenig die Hunderttausende seiner Zeitgenossen, die auf der Höhe der Menschheit zu stehen glauben, weil sie ihre Realschule absolviert; aber er streichelt damit auch äußerst wohltuend alle die feineren geistigen Organisationen, welche das Höchste zu genießen wissen, ohne selber zum Leisten berufen zu sein, welche in dem rohen Steeplechase des Lebens nicht mitrennen können noch mögen, aber das Gefühl haben, daß sie die Renner überschauen und deren Urteil am Ende doch von jenen Rennern, die keine Zeit haben, sich selber ein Urteil zu bilden, auf Treu und Glauben angenommen werden wird.

Renan aber hat nicht nur diese Stimmung der Besten seiner Zeit tiefer als irgendein anderer durchempfunden; er hat sie auch getreuer als irgendein anderer zum Ausdruck gebracht. Renan ist unbestritten der größte französische Schriftsteller der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Bei den Franzosen mehr als bei irgendeiner anderen Nation spitzt sich der Stil eines jeden Zeitalters und einer jeden Richtung in einem Schriftsteller typisch zu. So wird jeder Fénelon und Bossuet, Voltaire und Rousseau, M. Thiers und Mme. Sand als vollendetste Typen verschiedener Stilepochen und Stilgattungen anerkennen; und in diesem Sinne darf Renans Stil als der Repräsentativstil der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts angesehen werden, wo beide Strömungen der französischen Prosa zusammenfließen: klar und durchsichtig die eine, dichterisch-schwungvoll und musikalischer Kadenz die andere: nur die Kraft und die Unmittelbarkeit fehlen, welche beide charakterisierten, und sie fehlen, weil sie der Zeit abgehen. Eine gewisse Weichheit und Unbe-

stimmtheit geht durch alles durch; vor lauter Schattierungen verschwinden die bestimmten Linien der Zeichnung: wie bei der weiblichen Schönheit sind Knochengerüste und Muskelbänder vom zartschwellenden Fleische verhüllt, das mehr die Sinne reizt als den Sinn befriedigt. So auch ist der Gedanke, ist die Leidenschaft, ist das Gefühl nie direkt, sondern stets durch die Reflexion vermittelt, wodurch eine gewisse bläßliche Morbidezza eintritt, die den überreizten Geschmack einer vorgeschrittenen Zeit mehr anzieht als gesunde Rubenssche Farbenpracht. Niemand springt eben über seinen Schatten: die Generation Renans war und ist eine konzeptive; und sie ist eine früh gealterte, keine jugendliche: wer an diesem modernen Geistesleben teilnimmt, bleibt modern: nur indem er die Zeitgenossen ignoriert, ausschließlich mit der Natur, dem niedern Volk, der alten Kunst, den wenigen von der Menschheit ausgesichteten Schriftstellern aller Zeiten lebt, vermag ein Denker und Künstler auch heute noch antik zu sein. Anders mit den Handelnden, daß deren auch unsere Zeit noch hervorbringen kann, welche keinem Helden der Vergangenheit an Naivetät nachstehen, haben wir ja alle seit dreißig Jahren bewundernd miterlebt.

Nach allem Gesagten wird es nur natürlich scheinen, daß der begabte Wortführer seiner Generation die Religionsgeschichte zu seinem besonderen Fache erwählt und sein Höchstes in den unerreichten Essays über griechischen Polytheismus, über Judentum und Islam geleistet, seine größte Kraft auf die Geschichte der Entstehung des Christentums verwandt habe. Die Religion gibt sich ja am liebsten als das Absolute und Ewige: nirgends also ist die Versuchung größer, die Ironie, welche aller geschichtlichen

Weltanschauung zugrunde liegt, anzuwenden und gerade hier zu zeigen, wie vergänglich und wie zahlreich die Formen sind, unter denen das Ewige dem idealbedürftigen Sinne der Menschheit geboten wird. Daher erklärt sich auch, daß Renan oft und gern die Politik berührt, wo ähnliche Hinfälligkeit sich unter ähnlicher Prätention zu bergen liebt; während er, der Künstler und Denker, so selten Kunst und Philosophie zum Gegenstand seiner Erörterungen gemacht: Kunst und Philosophie suchen eben das Wesen der Dinge zu fassen — wahre Philosophie und Kunst fassen es auch —, die Historie aber hat es nur mit deren vorübergehenden Gestalten zu tun, hinter denen sie ihr Wesen nur erraten läßt. Doch hat Renan darum nicht minder philosophiert, und er bietet uns gerade jetzt in einem Bande alle Fragmente seines Philosophierens von 1860 bis heute: indes ist es leicht zu sehen, daß er auch hier sich und der Historie treu geblieben ist und mehr nach dem Werden fragt als nach dem Sein.[1])

---

[1]) Dialogues et fragments philosophiques. Paris, Calman Lévy, 1876.

Die gesammelten philosophischen Aufsätze Renans sind weder chronologisch, noch systematisch geordnet. Ich würde dem, der eine richtige Einsicht in Renans Gedankengang gewinnen will, raten, mit dem Briefe an Guéroult (1862) anzufangen, der den Standpunkt des Verfassers feststellt, dann zu dem Sendschreiben an Berthelot (1863) überzugehen, worin die Vergangenheit des Universums von der bewußten Staatengeschichte bis zur atomistischen, nur von der Mechanik beherrschten Phase zurück verfolgt wird. Dem würde sich die Hauptschrift der Sammlung, die „Dialogues philosophiques“ (1871) anreihen, welche die Zukunft des Weltalls von dem Bewußtsein des Menschen bis zum Bewußtwerden des Universums selber in „Gewißheiten, Wahrscheinlichkeiten und Träumen“

II.

Die neue Sammlung, zumal das Hauptstück, die Dialoge, zeigt Renan den Schriftsteller wiederum im glänzendsten Lichte. Nie seit seinen Aufsätzen über die Religionen des Altertums und über Lamennais war seine Sprache so poetisch-anziehend, so anmutig fließend, so vornehm maßvoll. Kristallhell und belebt, aber nicht farb- und geschmacklos wie das seichte Wasser eines Waldbächleins, mahnt uns recht im Gegenteil seine verlockende und bewegte Tiefe an die grünblaue Salzflut, die eine Welt in sich birgt, eine andere in sich spiegelt. Renan wird sichtlich strenger mit sich, je weiter er in Jahren vorrückt; mit Sorgfalt — aber mit einer Sorgfalt, deren der lauernde Beobachter nur durch das Ergebnis gewahr wird — vermeidet oder beschneidet er alle zur Manier gewordenen Redensarten, jedes unnütze oder unbestimmte Eigenschaftswort, jeden abstrakten Ausdruck, bei dem sich nichts oder zuviel denken läßt; sucht er seinen Satzbau so korrekt und einfach zu bilden als möglich, ohne daß die Knappheit in Steifheit, die Bescheidenheit in Nüchternheit ausarte. Mehr als je greift er zum Mittel der Ironie, das er so sicher und taktvoll zu handhaben weiß: seine

---

zu durchdringen suchen. Die ganze Lektüre würde ich schließen mit dem vortrefflichen Aufsatze über die Zukunft der Metaphysik (1860), welcher — daran ist wohl kein Zweifel — der letzte Ausdruck der Überzeugungen Renans ist, wenn er aufs Träumen und Vermuten verzichtet, die Überzeugung, daß die Philosophie aufhören wird, eine besondere Wissenschaft zu sein, aber alle Wissenschaften begleiten und durchdringen muß, wenn diese einen anderen als einen rein utilitarischen Wert behalten sollen.

Argumentation gegen das Wunder und die gesetzhemmende Wirkung des Gebetes, seine Schilderung der demokratischen Selbstzufriedenheit sind wahrhaft platonisch, wie auch seine Gleichnisse und Allegorien an die Platos, durch die fast prosaische Genauigkeit erinnern, welche doch dem dichterischen Schwunge so gar keinen Eintrag tut.

Auch in der Wahl der Form lehnt er sich an Plato an. Mit Unrecht deucht mir. Der Dialog ist von allen konventionellen Kunstformen die widernatürlichste. Griechenland hat uns im Grunde alle literarischen Formen gegeben, die wir besitzen, alle hergenommen von seinen Lebensformen: aber so verändert auch diese Lebensformen sein mögen, etwas ist überall und immer geblieben von dem, was die Formen des Epos, der Lyrik, des Dramas bestimmt; die sokratische Unterhaltung dagegen existiert nicht mehr, sie hat Griechenland nicht überlebt. Weil sich einmal ein Wundermann gefunden, der in einer wenig schreibenden Zeit, er selber das Gegenteil eines Schreibemenschen, die vor ihm schon lange und viel gepflegte Kunst des philosophischen Gespräches zur Vollendung brachte, die höchsten Probleme kontradiktorisch in der Unterhaltung behandelte, einen Schüler fand, der, noch mehr Dichter als Denker, jene kleinen Dramen künstlerisch fixierte und der Nachwelt vermachte — darum ist noch keineswegs gesagt, daß selbst der größte Dichter unserer indirekten Zeit, wo die persönliche und gegenwärtige Wechselwirkung auf ihr Minimum zurückgeführt ist, ähnliches tun könne. Schon ein Cato und ein Laelius des Cicero sind Advokaten, verglichen mit Platos Sokrates; und gar unsere modernen Gesprächführer, mit einziger Ausnahme von

Rameaus Neffen bei Diderot,[1]) sind Kanzel-, Katheder- oder Tribünenredner, d. h. Monologisten, während dem athenischen Geburtshelfer, sei es nun, daß er sich unterm Schatten der Platane am Ufer des Ilissus lagert, sei es, daß er in des Hippias Säulenhalle auf- und abwandelt, immer lebendige Menschen zur Seite sind, die keinen Shakespeareschen Personen an Individualität etwas nachgeben, ein Phädros oder ein Alkibiades, ein Polos und ein Kallikles, kein Herr A., B. und C., wie die Personen der Renanschen Gespräche sich füglich hätten nennen können, anstatt die symbolischen Griechennamen anzunehmen, welche die Abstraktion nur noch abstrakter erscheinen lassen. Wie die Personen aber, ist auch die Sprache die der Exposition, nicht die der Unterhaltung, und die Inszenierung ist so gut wie abwesend.

Doch genug von der Form; kommen wir zum Inhalt. Auch hier wieder Renans alter, nie abgeschwächter Reiz: die Fülle der Anregung. Ich kenne wenig Bücher, die mehr s u g g e s t i v wären, um den englischen Ausdruck zu gebrauchen, als diese philosophischen Träumereien. Überall öffnen sich überraschende Aussichten: hier reizt ein keckes Wort in seiner neckischen Halbwahrheit zum Widerspruch, dort ladet eine tiefsinnige Anspielung zum Verfolgen eines Gedankens ein. Auf Gott und Welt, Staat und Kirche, Schule und Gesellschaft, Kunst und

---

[1]) Am nächsten kommt vielleicht noch Fénelon in seinen Dialogen über die Beredsamkeit, obschon gerade er es verschmäht, seinen Gesprächführern Namen zu geben. Wenn ich hier Lucians und Leopardis unerreichte Gespräche nicht berücksichtigte, so ist's, weil sie eben keine systematischen Abhandlungen in Gesprächsform sind, um die allein es sich hier handelt.

Wissenschaft, Krieg und Gewerbstätigkeit fallen erhellende Streiflichter und wir folgen, manchmal kopfschüttelnd, aber immer wieder nachgezogen, den geistreichen Phantasien des Künstlers auf dem melodischen Instrumente, das er so meisterhaft zu handhaben weiß. Vor allem anregend aber ist der Dichter-Philosoph für die so zahlreiche Kategorie unserer Zeitgenossen, die sich dem Lichte der modernen Wissenschaft nicht verschließen wollen, doch aber nicht gern aus dem Halbdunkel der Tradition herauszugehen wagen, die, nachdem sie staunend und wie überrumpelt der mechanischen Erklärung des Weltprozesses und Denkprozesses gefolgt sind, doch das Göttliche und Seelische retten möchten und froh sind, einen Philosophen zu finden, der ihnen das Irreduktible im einen wie im andern mit den schönen Namen des Ideals, des Göttlichen behängt, anstatt ihnen rund heraus zu erklären, daß sie hier vor einem Fragezeichen stehen, das stets ein Fragezeichen bleiben muß, weil der Mensch aus den Kategorien nicht heraus kann, welche die Gesetze seines Denkens sind.

Nie war wohl ein Denker im Grunde seines Wesens skeptischer als dieser unser Philosoph; aber keiner hat sich und andern den Abgrund des Skeptizismus anmutiger unter Blumen und wohlriechendem Laubwerk zu verdecken gewußt. Er selbst nennt's einmal ganz naiv „le parterre charmant de la variété de mes pensées“, Nun ergehen sich mit ihm im schönblühenden Garten und unter den Klängen wohllautender Rede die zarten Gemüter und neugierigen Geisterlein, die mit Fechner die Sterne verfolgen und mit Darwin über die Jahrtausende disponieren wollen, schopenhauerisch die Welt-

prellerei ironisieren und dabei den Gedanken nicht aufgeben mögen, daß dem Menschen denn doch noch ein apartes Reich Gottes bereitet sei; träumen von den Welten, die in der Welt kreisen, und könnens doch nicht vergessen, daß unser Herrgott einmal expreß für sie heruntergestiegen ist auf diesen Maulwurfshügel; gucken durchs Mikroskop und durch das Teleskop und sind doch froh, wenn sie die Welt wieder durch gemalte Kirchenfenster ansehen können; schwelgen vor allem in dem Vollgenuß, den platten Materialisten und Atheisten, wie den beschränkten Orthodoxen und den hölzernen Deisten gleicherweise tief unter sich zu fühlen. Auch Schreiber dieses — er gesteht es — möchte gerne solche Pfade wandeln, denn er gehört seiner Zeit an; zuweilen besinnt er sich aber doch, fragt sich recht nüchtern prosaisch, was denn eigentlich der positive Gehalt ist, den man aus allem dem ziehen könnte, und da kommt er eben nicht zu reichen Resultaten.

Der Ausgangspunkt Renans ist rein kantisch. Die Natur ist nur Erscheinung; seiend ist nur das Ding an sich; Gott wird nur erwiesen durch das sittliche Gewissen. „Dieser Gott nun handelt nicht durch besondere Willensakte“ — das unzähligemale in diesem Bande wiederholte Wort ist von Malebranche —; denn die wahre Gottheit ist nicht verschieden von der beständigen Ordnung der Gesetze des Weltalls. Auf diesen Standpunkt kommt Renan auch immer wieder zurück; aber er verläßt ihn nur allzuoft, ohne es selber zu bemerken; sein mythologisches Bedürfnis, in allem, was je geglaubt worden, das Gleichnis einer Wahrheit zu sehen, läßt ihn jeden Augenblick wieder auf den Anthropomorphismus ausgleiten: kaum hat er

sich dagegen verwahrt, Gott menschliche Attribute beizulegen, so nennt er ihn schon auf der nächsten Seite „weise, gerecht und gut". Dann heißt es wieder: „Alles geht aus der Materie hervor; aber die Idee ist's, die alles belebt, die, indem sie sich zu verwirklichen strebt, zum Sein treibt. Das ist Gott. Es gibt kein Gebäude ohne Steine; es gibt keine Musik ohne Saiten und Kupfer, keine Gedanken ohne Nervenmasse; aber die Steine sind nicht das Gebäude; die Geigen sind nicht die Musik; das Gehirn ist nicht der Gedanke: es sind die Bedingungen, ohne welche Gebäude, Musik und Gedanken nicht sein könnten. Eine Sonate Beethovens auf dem Papier existiert nur im posse. Was sie sein macht, ist die Schwingung, eine meßbare physische Tatsache, so daß das Konzert, eine unmeßbare moralische Tatsache, sich aus zwei Dingen ergibt: dem Gedanken des Komponisten und der materiellen Tatsache der Schwingung."

So geht es ihm auch mit der Freiheit. Seiner ganzen Theorie nach dürfte sein Mensch so wenig frei sein wie sein Gott, der durch keine besonderen Willensakte handeln kann, als die unbelebte Welt, „in der jemand, der allwissend genug dazu wäre, alles im voraus verkünden könnte". Diese Konsequenz aber des Kausalitätsgesetzes wagt er nicht zu ziehen, und als eingefleischter Franzose, der er ist, hat er Angst vor Jansenismus und Kalvinismus; der Mensch bleibt ihm frei. Und zwar meint er damit keineswegs die metaphysische Freiheit des intelligiblen Menschen, für den das Gesetz der Kausalität nicht mehr existiert, sondern die Freiheit des empirischen Menschen, der Wälder abholzt und Sümpfe entwässert. Aber nicht allein die Kausalität, auch Zeit und Raum

werden dem französischen Schüler Kants unter der Hand wieder zu Wirklichkeiten, ja zu der einzigen Wirklichkeit. Renans Gott ist nicht, er wird; folglich ist die Zeit auch „der allgemeine Faktor, der große Koeffizient des ewigen Werdens". Die Welt ist schon unendlich mehr Gott als sie es war, sie wird es aber noch viel mehr werden. Die moderne Wissenschaft ist von der Geschichte zur Mythologie aufgestiegen, von der Mythologie zur Linguistik, von ihr zur Anthropologie; dann einen Schritt weiter zurück zur Geologie, von dieser zur Astronomie; aber auch das Werden der astronomischen Objekte, welche das Ewige, Anfanglose selber schienen, hat die Chemie erklärt, und die mechanische Physik reicht noch weiter hinauf als diese, bis in eine atomistische Periode. So hat die Wissenschaft, vor der Renan einen gewaltigen Laienrespekt hat, uns die fortschreitende Vervollkommnung der Welt vom Anorganischen zum Organischen, vom Selbstbeweglichen zum Intelligenten und bis zum Bewußten nachgewiesen. In dieser kolossalen Geschichte der Vergangenheit, welche nach Millionen von Jahren zählt, nimmt die sogenannte geschichtliche Periode, seit der Mensch die ersten Schritte zur Zivilisation getan, nur einige Jahrtausende, die Periode gar, seit der Mensch seinen Planeten kennt, nur einige Jahrhunderte ein. Diese Entwicklung aber hat sich von innen aus vollzogen, nicht mittels Descartes' archimedischer Forderung des vielberufenen Nasenstübers:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße?
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?

Das klingt nach Spinozismus; aber schon sind wir auf andern Wegen. „Eine Art innerster Feder, die alles zum Leben drängt und zu einem immer entwickelteren

Leben, das ist die notwendige Hypothese." Da hätten wir also Schopenhauers „Willen zum Leben" als primum movens, wie wir als Gesetz, nach dem dieser Wille zum Leben sich betätigt, die Darwinsche Morphologie und seinen Kampf ums Leben haben — schon im Jahre 1863, was die Schnelligkeit der Renanschen Divinations- und Assimilationskraft beweist, die sich ja auch aus Fechner wie aus Fichte und Hegel alles ihm Kongeniale mit wunderbarem Instinkte angeeignet hat. Der Hegelianismus liegt auch der Weiterführung seiner geschichtlichen Hypothese zugrunde: wenn Gott überall ist, aber nur im Menschen zum Bewußtsein kommt, so ist das Renansche Gottwerden des Universums notwendigerweise ein Menschwerden: denn „der Fortschritt zum Bewußtsein ist ja das allgemeinste Gesetz der Welt". Wie aber wird die Welt in Zukunft zum Bewußtsein vorschreiten, in anderen Worten, wie wird sich das Menschenbewußtsein erweitern?

Sehen wir, ehe wir uns unseren Hypothesen und Träumen überlassen, was wir sicher wissen. Wir wissen, daß kein intelligentes selbstbewußtes Wesen außer dem Menschen selber eine Wirkung auf die Erde ausübt; d. h. es gibt keine Wunder, welche den Lauf der uns bekannten Gesetze durchbrechen. Existieren auf einem anderen Planeten intelligente und selbstbewußte Wesen wie der Mensch, so gelangt ihre Wirkung nicht bis zu uns, wie unsere ja auch nicht bis zu ihnen gelangt. Die erste Gewißheit ist also, daß die Weltgesetze absolut sind. Die zweite — ist Renan auch sicher, daß es eine Gewißheit ist oder spielt ihm das jedem Franzosen, selbst Pascal, eingeborene Bedürfnis der Zweckmäßigkeit einen Streich? — Gewißheit wäre, daß ein Trieb in der Natur ist, der nach

einem Ziele hintreibt; dies Ziel aber ist nicht einfach das Leben selber wie bei Schopenhauer (bei dem übrigens kaum von einem Ziel, sondern nur von einer Richtung geredet werden kann), sondern ein Ideal, zu dem uns der seiner noch unbewußte Gott hintreibt, indem er uns auf alle mögliche Weise täuscht und uns glauben macht, wir verfolgten eigene Ziele, während wir doch nur seinen Willen ausführen. Man sieht, wie sich hier zu obigem Finalitätsbedürfnis des Franzosen das besondere Renansche Gleichnisbedürfnis gesellt, um ihm Fallen zu stellen. Renan ist freilich so sehr Poet, daß man nie recht weiß, ob er figurativ oder eigentlich spricht; lassen wir ihm aber, wie Schopenhauern, dem diese ganze Auffassung ursprünglich angehört, das Benefiz der bildlichen Redeweise. Gott-Natur, der „große Egoist", der so bestimmte Absichten hat, so mephistophelisch zu Werke geht, bleibe ein Unpersönliches. Vergessen wir auch, daß ein Gott, der die Tugend will, der den Trieb dazu (den kategorischen Imperativ) in uns einpflanzt, der eigentlich nur durch die Anwesenheit dieses Triebes in uns erwiesen werden kann, doch selber keine so untugendhaften, lügnerischen Wege gehen sollte. Denn manchmal sollte man wirklich glauben, ihm sei die Natur wie dem Leopardi:

. . . . . il brutto
Poter che, ascoso, a comun danno impera.

Nehmen wir an, Gott-Natur verfolge bestimmte Ziele mit uns, handle wie der Instinkt der Tiere, der ja auch unbewußt gewisse Ziele verfolgt. Wo aber ist der Beweis, daß dieser unbewußte Gott nach einem andern Ziele als das Tier, d. h. nach einem idealen Gute, anstatt nach dem Leben und der Erhaltung des Lebens strebe?

Das ist reine Vermutung; wie kommt sie unter die Gewißheiten? Warum bleibt Renan nicht wie Schopenhauer bei dem Sichbescheiden stehen, bei der Einsicht, daß dies Ziel ein dem Menschen mit seinem Denkorganismus unerkennliches ist, d. h. bei der Notwendigkeit der Ignoranz? Die Vermutung Renans aber ist nicht nur keine Gewißheit, sie ist auch eine äußerst willkürliche Vermutung. Er selbst sagt: „jenes Ziel entgehe uns ganz" (un but qui nous dépasse complètement): woher will er denn nun wissen, daß dieser Zweck „die Moralität des Individums" ist? Vermöge der Beweisführung Kants in der praktischen Vernunft, wird man denken; aber das genügt dem französischen Denker nicht, er ruft auch noch eine äußere Autorität an, die herrschende Sitte und Anschauung, die Meinung, denn „die Meinung, wenn sie tief, hartnäckig ist, ist die Natur selber". Ist je etwas Französischeres geschrieben worden? Kein Wunder, daß Renan nicht die Schopenhauersche Folgerung zieht, sondern bei einem Optimismus stehen bleibt, gegen den der Leibnizsche Kinderspiel ist. Der natürlich gute Mensch empfindet nach Renan das Bedürfnis, sich aufzuopfern, etwa wie der Vogel sein Nest, der Biber sein Haus baut, wie der Fuchs alle raffiniertesten Listen anwendet, um sein Leben zu retten: diese Opferlust hat der „instinktive Macchiavellismus" der Gott=Natur in ihn gelegt, damit ihr Ziel der Moralität erreicht werde: „das genügt, um den Theismus zu begründen und zu beweisen, daß die Tugend einen Sinn hat". Und diese Gott=Natur wird überdies erst vom dunklen Trieb der niederen Wesen und vom bewußten Streben des Menschen nach dem Ideal geschaffen! Kein Wunder, wenn ihre Ziele ebenso menschlich sind als ihre Attribute.

Nach den Gewißheiten kommen wir zu den Wahrscheinlichkeiten. Die Welt strebt nach Selbstbewußtsein, nach Vernunft. Der beste Weg dazu ist die Wissenschaft. Wird sie aber auch immer fortschreiten? Läuft die Menschheit nicht Gefahr, geistig zugrunde zu gehen, wenn unser Demokratismus fortdauert, physisch, wenn ihr die Steinkohle ausgeht? Kann die Erde nicht absterben, wie andere Himmelskörper? Wohl, aber andere Welten können uns ähnliche Wesen besitzen, welche ihrerseits an der Gottwerdung arbeiten. Die ganze Natur ist so verschwenderisch in ihrem Verfahren, daß sie, wie es ihr nicht darauf ankommt, Millionen Eicheln verderben zu lassen, damit eine Eiche erwachse, so auch Millionen Welten, jede mit ihrer Kultur, untergehen lassen kann: es genügt, daß eine gerettet werde. Wie aber wäre es, wenn die verschiedenen Menschheiten — oder bestimmter zu sprechen, die verschiedenen Bewußtseine — sich in Verbindung setzen, ihr erworbenes Kapital vereinigen und vereint die Arbeit fortsetzen könnten? Wie schwindelnd schnell würde es dann nicht gehen. Denn ist einmal das Bewußtsein so erweitert, und zwar durch die Wissenschaft, nicht durch die Moral oder die Kunst — diese wird ja nach Renan ganz aufhören —, so wird es das große Werk in die Hand nehmen und Gott organisieren: denn dieses Bewußtsein ist nichts anderes als die Wissenschaft selber, die höchste Wissenschaft. „Eine Zeit wird kommen, wo ein großer Künstler, ein tugendhafter Mensch" — kurz vorher nannte er den einen Tröster, den andern Krankenwärter — „veraltete, fast unnütze Dinge sein werden: der Mann der Wissenschaft dagegen wird immer mehr gelten." Und warum steht die Wissenschaft so hoch über der Kunst?

Der Priester verrät es und verrät sich: weil sie „die Macht" gibt.

Was aber meint Renan mit der Erweiterung des Bewußtseins? Wir erfahren es in den Träumen. Gibt es nicht Städte wie Athen, Venedig, Nationen wie Frankreich, England, Deutschland, die sich als eines empfanden, als Kollektivpersönlichkeit? Wie das Leben der Pflanzen und Tiere nur das Ergebnis unzähliger anderer Leben ist, wie verschiedene Zellen sich zusammenschließen, ein animalisches Bewußtsein zu bilden, so schließen sich viele menschliche Bewußtseine zusammen, ein Städte-, Nationen-, Kirchenbewußtsein zu bilden. Verfolgen unsere Staaten nicht schon ideale Ziele? Haben sie nicht schon individuellen Charakter? „Zeigt uns die Monarchie nicht schon eine Nation in einem Individuum konzentriert, oder wenn man will, in einer Familie? Erreicht die Nation dadurch nicht den höchsten Grad des Nationalbewußtseins, da kein Bewußtsein jenem gleichkommen kann, welches aus einem selbst mittelmäßigen Gehirn resultiert?"

Welche Form nun wird dies Kollektivbewußtsein, das höchste, das Weltall umfassende Bewußtsein annehmen? Eine demokratische, oligarchische oder monarchische? Renan, der der Überzeugung ist, der Zweck der Menschheit sei, große Menschen hervorzubringen, entscheidet sich natürlich für die aristokratische Form. Seine Aristokraten aber sind die Gelehrten — ich kann mir nicht helfen, ich sehe immer das Ohrläppchen des Priesters, der alles Wissen besitzt. Die Wissenschaft wird sich aber nicht einmal dabei begnügen: sie ist schon auf dem Wege zu entdecken, wie das Geschlecht der zu zeugenden Tiere plan-

mäßig vorherbestimmt werden könne; warum sollte sie es nicht auf dem Wege methodischer Zuchtwahl bis zur systematischen Produktion des Genies bringen, wie man es ja schon zur Produktion von Rennpferden gebracht? Man könnte dann ja etwa im Innern Asiens so eine Art Geniegestüt einrichten, ein Asgaard, aus dem die Asen, die Dewas hervorgingen, welche nur der Fortentwicklung der Welt lebten, wozu sie natürlich alle anderen organischen Tätigkeiten, auch die der Zeugung, der Gehirntätigkeit zum Opfer brächten. Alle niedern Funktionen würden der Masse der Einfältigen überlassen; die Asenherrscher würden im Zölibat leben wie der Priester der katholischen Kirche und den Niedriggepflanzten das Weib gönnen, „damit sie ein Motiv hätten, zu leben". Die Weise aber, wie die Genies die Welt beherrschen werden, würde die Anwendung der Hölle sein, nicht einer eingebildeten, sondern der wahren. Die Aristokratie, von der Renan träumt, ist ja „die Fleischwerdung der Vernunft, ein wirklich unfehlbares Papsttum", warum sollte sie nicht auch die Grausamkeit, den Terrorismus, die Drohung mit der Planetenvernichtung anwenden, um der Welt das ewige Gut des Ideals zu sichern? Glücklicherweise ist Aussicht vorhanden, daß sich am Ende alle diese Asen in eine einzige Gottheit, „den himmlischen Vater" konzentrieren. „Das Weltall würde dann in einem einzigen organisierten Wesen aufgehen, in dessen Unendlichkeit sich Dezillionen von Dezillionen vergangener und zugleich gegenwärtiger Leben resumierten, denn ein allwissendes und allmächtiges Wesen kann das letzte Ende der gottschaffenden Entwicklung sein, sei es nun, daß man es wie im Traume der christlichen Mystik, als durch alle

genießend, wie alle durch es genießen, auffasse; sei es, daß man es wie eine Individualität denke, die zur höchsten Kraft gelangt; sei es, daß man es wie das Resultat von Milliarden von Wesen ansehe, wie die Harmonie, der Einklang des Universums." In diesem Gotte nun wird der Mensch auch seine Unsterblichkeit haben und auch ihm nichts mehr fehlen. Was aber ein Bewußtsein ohne Grenze, was eine Unsterblichkeit ohne Persönlichkeit ist, sagt uns Renan nicht, obwohl er selbst weiß, welch ein Widerspruch in seinen Worten ist. Bei dieser Antinomie angekommen, greift er einfach seine Zuflucht zum — Erwachen. Die Träume fliehen, der böse Alpdruck der wissenschaftlichen Hölle, wie das schöne Sichwiegen in der Harmonie der Sphären hören auf; übrig bleibt nur das Pflichtgefühl, das irreduktible, unfehlbare, dessen Stimme in jeder Menschenbrust vernehmlich genug redet. „Danken wir Theoktiste (dem Gottbesitzer), daß er uns seine Träume mitgeteilt", sagt Eudoxe. „Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bischen anderen Worten", meint er selber. „Nur die oberflächlichen Geister entgehen der Verfolgung dieser Rätsel. Sie schließen sich in einen Keller ein und leugnen den Himmel. Die Leute hätten zu Kolumbus gesagt, als er den Horizont des Meeres gen Westen anstarrte: Armer Narr, siehst du denn nicht, daß nichts jenseits ist?" Nur sollten Kolumbus etwas mehr als Träume oder Wahrscheinlichkeiten, soll ihn mathematische Gewißheit nach Westen getrieben haben.

Doch nehmen wir es nicht so genau mit dem Dichter; danken wir ihm, daß er den Mut gehabt, sich ganz zu zeigen, die geheimste Unterhaltung, welche die verschie-

denen Departements seines Kopfes miteinander gehalten, uns mitzuteilen; selbst wenn wir davon nichts anderes lernten, als zu welchen Ausgeburten der Menschengeist gelangen kann, wenn er, verführt durch naturwissenschaftliche Halbkenntnisse, über die Säulen des Herkules hinausgeht, welche Kant der menschlichen Erkenntnis gesetzt. Vor allem aber vergessen wir nicht, daß der geistvolle Schriftsteller nicht immer im Haschischrausche befangen ist und daß, wenn er nüchtern ist, er uns „den zarten, gleitenden, unfaßbaren Gedanken" seines Jahrhunderts zu schönerem Ausdrucke gebracht hat als irgendein anderer. Wer sich davon überzeugen will, der lese den letzten Aufsatz dieser Sammlung. Nirgends ist die Unübersteiglichkeit der kantischen Antinomien klarer dargestellt worden als in diesem Aufsatze über die Zukunft der Metaphysik, der wie eine Antwort des wachen Renan auf die Träume des schlafenden Renan ist. „Der Ruhm der Philosophie ist nicht, die Aufgabe zu lösen, sondern sie zu stellen; denn sie stellen heißt beweisen, daß sie wirklich ist; und das ist alles, was der Mensch auf einem Gebiete vermag, wo er, der Natur des Gegenstandes selber nach, nur Bruchstücke von Wahrheit besitzen kann."

---

4. Taine als Historiker.

I.

Der unermüdliche Forscher, Denker und Schriftsteller, der seinem Vaterlande seit fünfundzwanzig Jahren wohl fünfundzwanzig Bände literar- und kunsthistorischen, philosophischen und humoristischen Inhalts gegeben, hat es

jetzt unternommen, die politische und wirtschaftliche Entstehungsgeschichte des heutigen Frankreich zu erzählen, ohne übrigens dabei die geistige und sittliche Seite irgendwie außer acht zu lassen, welche ihn früher, vornehmlich bei seinen Studien über England, besonders zu interessieren schien. Der erste Band gibt ein Bild der Zustände vor 1789, der zweite soll die große Umgestaltung, der französischen Gesellschaft mehr noch als des französischen Staates, von 1789 bis 1815, der dritte das heutige Frankreich schildern, wie es, trotz vier Staatsumwälzungen, seit mehr als zwei Menschenaltern unverändert fortbesteht.[1])

Der Gegenstand des ersten Bandes ist bekanntlich schon von Tocqueville behandelt worden, und in gewissem Sinne könnte man Taines Werk einen Kommentar zu dem seines großen Vorgängers nennen. Der Verfasser würde es freilich nicht Wort haben wollen: denn da er viel selbst gedacht hat, da seine betreffenden Studien alle durchaus erster Hand sind, da der Rahmen des Bildes vielfach erweitert worden ist, auch die Methode der Behandlung sich, wenigstens äußerlich, als eine neue gibt, so wird er wohl nicht gern auf den Anspruch verzichten, ein Originalwerk geliefert zu haben. Der Leser aber kann nicht vergessen, daß alle Grundgedanken des neuen Buches schon im früheren enthalten sind, und daß Tocqueville der

---

[1]) H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Tome I: l'Ancien régime. Paris, Hachette & Co. 1876. Ein Band von VIII und 553 S. Deutsch unter dem Titel: Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisierte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Erster Band: Das vorrevolutionäre Frankreich. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1877.

eigentliche Pfadfinder in dem Gestrüppe und dem Schutte war, welche unseren Vätern die Quellen des neuen Frankreich verbargen.

Taine hat, wenn man so will, die Gegenprobe zu den Behauptungen Tocquevilles geliefert, indem er nicht nur, wie dieser, die Archive, sondern auch die Denkwürdigkeiten, Korrespondenzen, literarischen und künstlerischen Erzeugnisse der Zeit befragte; die Ergebnisse aber sind genau dieselben: 1. die große Zentralisation der französischen Verwaltung und die Teilung des Bodens unter eine große Anzahl von Kleingrundbesitzern, welche man vor Tocqueville für Folgen der Revolution hielt, gehören in Wirklichkeit der vorrevolutionären Zeit an; 2. Hauptursachen der Revolution waren: die privilegierte Stellung des Adels und der Geistlichkeit bei deren absoluter Teilnahmlosigkeit an Staats- und Lokalregierung, welche meistens sogar in Abwesenheit von ihren Gütern ausartete, die dadurch immer drückender gewordene Last, welche auf dem niederen Volke lag, das Gleichheitsgefühl der Mittelklassen bei wachsendem Wohlstand und wachsender Bildung, endlich die Natur dieser Bildung; 3. der Hauptcharakter der Revolution war sozial und politisch, nicht antireligiös, wie man wohl früher glaubte.

Diese wichtigen Resultate der Tocquevilleschen Forschungen bestätigt Taines Werk nun vollauf, und ich sehe nicht, welches andere bedeutende Ergebnis sein Bienenfleiß zutage gefördert hätte, außer etwa den geistreich durchgeführten Satz, daß die revolutionäre Doktrin aus der Verbindung der wissenschaftlichen Errungenschaften der Newtonschen Zeit mit dem klassischen Geiste der französischen Literatur unter Ludwig XIV. entstanden ist,

einen Satz, den zu beleuchten ich noch Gelegenheit finden werde. Auch darf nicht vergessen werden, daß Taine der politisch-ökonomischen Geschichte ein ausführliches Sittengemälde und ein Kapitel eingehender Literaturgeschichte hinzugefügt hat.

Die Ansichten über den Charakter der französischen Revolution haben in diesem Jahrhundert vielerlei Wandlungen erfahren. Wenn ich aber hier von Ansichten über die Revolution spreche, so meine ich damit nicht die der verschiedenen Parteien, welche dieselbe gepriesen oder geschmäht haben, je nachdem ihre Interessen und Leidenschaften von ihr verletzt oder gefördert worden, sondern die unparteiische Geschichtsbehandlung, welche sich über die Ursachen und Folgen jenes ungeheuren Komplexes von Ereignissen Rechenschaft zu geben sucht, ohne über den sittlichen Wert der Handelnden und der Handlungen in einem oder dem anderen Sinne abzusprechen. Unbefangene Geschichtschreiber nun haben die Revolution bald als ein menschheitliches, bald als ein rein französisches Ereignis angesehen; sie meinten gestern, sie sei nur eine politische Umwälzung gewesen, heute, sie habe bloß ökonomische Folgen gehabt; für viele war sie das Erzeugnis der idealen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts, für ebensoviele allein das des materiellen Notstandes. Alle diese Urteile haben miteinander den Fehler gemein, zu absolut und ausschließlich zu sein.

Wie der staatliche und gesellschaftliche Zustand, der sich aus dem Feudalwesen des Mittelalters und der absoluten Monarchie des 16. und 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte, überall in Europa, wo nicht derselbe, so doch ein gleichartiger war, so war auch die Umwandlung

der Gesellschaft und des Staates, die sich um die Scheide der beiden Jahrhunderte vollzog, eine unvermeidbare überall in Europa. In Frankreich allein war die Heftigkeit, mit der sie sich vollzog, eine Notwendigkeit; in Frankreich allein — diese Moral können wir aus Taines Schilderungen ziehen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, daß unser Urteil von neuem revidiert werde — lagen die Dinge so, daß an eine friedliche und gesetzliche Umwandlung, wie sie etwa seit 1750 allerorten in Europa unter der Leitung erleuchteter Fürsten und Staatsmänner begonnen hatte, nicht zu denken war. Dort mußte es zum gewaltsamen Bruch kommen; und in diesem Sinne dürfen wir die große Revolution eine örtliche nennen. Dadurch aber, daß dieser gewaltsame Bruch die schon begonnene Umwälzung in ganz Europa beschleunigte, vielleicht um ein volles Jahrhundert früher und ohne jeden Übergang ins Werk setzte, bekam die Revolution den Charakter eines allgemeinen, menschheitlichen Geschichtsereignisses. „Wenn sie nicht stattgefunden hätte," sagt schon Tocqueville, „würde das alte gesellschaftliche Gebäude nichtsdestoweniger überall zerfallen sein, hier früher, dort später; nur hätte es fortgefahren, Stück für Stück zusammenzusinken, anstatt mit einem Schlage einzustürzen. Die Revolution hat plötzlich, mit einem konvulsiven und schmerzlichen Ruck, ohne Übergang, ohne Vorsichtsmaßregel, ohne Rücksichten vollbracht, was sich nach und nach von selbst und langsam vollzogen hätte." Was sie so vollbrachte, war aber in Frankreich nichts anderes als was überall sonst in Europa eintrat, d. h. die Ersetzung der alten sogenannten Feudalzustände durch „eine einförmigere und einfachere politische und gesellschaftliche Ordnung, welche

die Gleichheit der Stände zur Grundlage haben sollte.“ Es ist das große Verdienst Taines, gezeigt zu haben, warum der Bruch in Frankreich ein gewaltsamer sein mußte; warum Turgot nicht gelingen konnte, was Peter Leopold glückte; warum hier weder Königtum noch Aristokratie, noch Bürgerstand in der Lage waren, jene notwendige Umwälzung friedlich ins Werk zu setzen.

Was nun aber den zweiten Punkt anlangt, so hat der glänzende Nachfolger Tocquevilles auch tatsächlich nichts Neues zu dem hinzugefügt, was wir schon durch seinen weniger lauten Vorgänger erfahren: nämlich, daß die Zerstückelung des Grundeigentums, welche man früher wohl dem Verkaufe der Nationalgüter zuzuschreiben pflegte im ganzen schon im Jahre 1788 eine vollendete Tatsache war, wie daß damals die Zentralverwaltung schon überall in Frankreich an Stelle der Lokalverwaltung getreten war; das politische Hauptresultat der Revolution also einfach das war, die Zentralverwaltung einem größeren Kreise von Staatsbürgern zugänglich zu machen. Und hier muß denn nochmals hervorgehoben werden, daß Taines Schilderung diesen Punkt keineswegs klarer macht als Tocquevilles Darstellung. Die vielen Wiederholungen von Tatsachen und Thesen tun nichts, um so weniger, als Taine mehr denn einmal sich in die bedenklichsten Widersprüche verwickelt, um nur diese seine Thesen zu verteidigen. Seine Widersprüche aber sind nicht theoretischer Natur — in der Theorie fügt sich bei ihm alles sehr hübsch ineinander — sondern tatsächlicher. Dies nun passiert ihm nicht nur bei wirtschaftlichen und finanziellen Fragen, wo die Einkünfte des Königs, die Zahl der Grund-

eigentümer, die der bürgerlichen Beamten bald höher, bald niederer angegeben werden, sondern auch bei den Schilderungen der Sitten und der Charaktere, wo wir die vornehmen Herren und Damen auf der einen Seite als die unermüdlichsten Kentauren und Amazonen, zwanzig Seiten weiter als verweichlichte Salonkreaturen figurieren sehen, welche kaum noch zu gehen, geschweige zu fechten, reiten und jagen wissen. Hier wird der Hof dargestellt, als ob Neid und Ehrgeiz dort kaum bekannt wären, da jeder seinen Platz angewiesen, niemand also ein Recht gehabt habe, das verletzt werden könnte; dort wird man an alle Kleinlichkeiten Saint-Simonscher Empfindlichkeit und Eitelkeit erinnert. Jeden Augenblick hören wir, der bewußte Wille des Menschen schaffe keine Staatseinrichtungen oder Staatsgebiete, während doch der ganze zweite Band notgezwungen wird dartun müssen, daß die Einrichtungen des napoleonischen Rationalismus vollste Lebenskraft gewonnen, daß die willkürlich ausgeschnittenen Departements der Revolution heute ebenso bestimmte Individualitäten sind, als es nur je die historischen Provinzen sein konnten. Tocqeville sucht weniger zu beweisen; das wenige aber beweist er auch.

Dazu kommt, daß Tocqueville wirklich von Jugend auf praktisch und theoretisch mit volkswirtschaftlichen Fragen vertraut ist und sich folglich nicht wie der Professor der klassischen Literatur, der sich spät an die Nationalökonomie heranmacht, durch allerhand Schilderungen der Volkszustände imponieren läßt, die Taine manchmal gar weit führen, wie wenn er, nach fleißigen und umfassenden Forschungen, die Lage des Bauernstandes im vorigen Jahrhundert schildern will. Offenbar war das Los

desselben nicht ganz so schlimm, als Taine auf Treu und Glauben nach zufälligen zeitgenössischen Äußerungen angenommen hat. Auch erfüllen den verwöhnten französischen Städter gewisse Dinge, die wir in Deutschland oder Italien heute noch täglich sehen, mit einem unverhältnismäßigen Mitleid, wie, daß die Bauern statt Weizenbrot Roggen- und Gersten-, Kastanien- und Maisbrot (castagnaccio, polenta usw.) aßen, kein Fleisch genossen, außer höchstens das eine Schwein, das sie jährlich schlachteten; daß sie nie Wein bei Tische tranken; daß sie Strohdächer und keine Fensterscheiben hatten; barfuß gingen usw.; alles ja schlimm genug, aber alles doch Dinge, denen wir noch heute außerhalb Frankreichs auf Schritt und Tritt begegnen, ohne daß sie eine Revolution nach sich ziehen. Vortrefflich dagegen hatte Taine den von Tocqueville[1]) nur angedeuteten, von Buckle so übertriebenen, von Sybel vielleicht allzuwenig berücksichtigten Einfluß der Ideen des Jahrhunderts ins rechte Licht gestellt, ohne deshalb das materielle Elend des Volkes, das so viel zum Ausbruch beigetragen, außer Augen zu lassen.

Hier bliebe indes noch immer zu untersuchen — wenn es uns der Raum eines Essays erlaubte, wenn die Frage nicht eingehende Sonderstudien voraussetzte —, warum sich die Dinge in England und Deutschland, in Spanien und Italien anders entwickelt, obschon nicht nur im 16. Jahrhundert, sondern noch um die Scheide des 17. und

[1]) In seinem Kapitel „Comment, vers le milieu du dix-huitième siècle, les hommes de lettres devinrent les principaux hommes politiques du pays, et des effets qui en résultèrent.“

18. Jahrhunderts, d. h. in dem Momente, wo in Frankreich die Keime der großen Revolution gesät wurden, die Verhältnisse ganz ähnliche waren. Es bliebe zu zeigen, welchen Einfluß Reform und Papsttum auf die Entwicklung in Italien und Deutschland ausgeübt, wie und warum die englische Aristokratie den Lockungen der Stuarts und ihres Hofes zu widerstehen wußte, anstatt ihnen nach dem Beispiele der französischen Aristokratie nachzugeben; wie die preußische Monarchie die unter Friedrich I. eingeschlagene Bahn des französischen Königtums verließ, den Adel im Staats- und Kriegsdienst, statt am Hofe zu verwenden, die Zentralgewalt im Interesse des Volkes, anstatt ausschließlich zum Glanze des Hofes zu gebrauchen verstand; wie in Österreich, in Toskana, in Neapel, in Schweden und Dänemark spät, doch nicht zu spät, dem Beispiel Preußens gefolgt und so der Stoß abgeschwächt wurde; wie dagegen in Mittel- und Süddeutschland die Revolution fast überall dieselben Verhältnisse vorfand wie in Frankreich, und darum wie in Frankreich verheerend wirken mußte, obschon auch das „Reich" seine kleinen Turgots hatte, so gut wie das große Frankreich; wie die Kirche in Spanien die Monarchie unter ihre Vormundschaft nahm und durch hermetische Verschließung des Landes gegen den Geist des Jahrhunderts die leblose Mumie aufrecht erhielt, bis die fremden Heere und mit ihnen das grelle Tageslicht hereindrangen und das Phantom in Staub zerfiel. Dies vergleichende Studium der europäischen Zustände im vorigen Jahrhundert würde erst Taines Werk vervollständigen, indem es den eigentümlichen Charakter der französischen Revolution noch bestimmter hervortreten ließe; erst deutlicher zeigte, was die

Welt, was das außerpreußische Deutschland insbesondere Frankreich zu danken hat, welches eine notwendig gewordene Operation beschleunigt und den schmerzlichsten Teil derselben an sich selber vollzogen hat. Mit Ungeduld erwarten wir Taines zweiten und dritten Band, wo wir sehen werden, wie Frankreich und sein großer Kaiser sich noch das andere, nicht minder gewichtige Verdienst um die Menschheit erwarben, neue, lebensfähige Staatseinrichtungen in kürzester Zeit herzustellen, die — was man auch zum Gegenteil sagen und im einzelnen anders wünschen mag, wie sehr auch ihre Tätigkeit der Überwachung durch die Öffentlichkeit bedarf, wie notwendig es vor allem ist, daß sie sich um die permanente, nie erschütterte Achse einer mit der Geschichte der Nation verkörperten Dynastie drehen — im großen ganzen doch die Formen sind, in denen sich die festländischen Staaten im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Entwicklung, kraft ihrer Vergangenheit, zu bewegen haben, und in denen die Bedürfnisse und Gedanken der neueren Zeit am besten zur Befriedigung und zum Ausdruck gelangen.[1])

II.

So viel über den Inhalt von Taines historischem Erstlingswerk. Was nun die Form desselben und die Auffassung des Gegenstandes anlangt, so wird, obschon Tocqeville seines Zeichens Jurist und Staatsmann war, Taine

---

[1]) Wir lassen hier die ganze kritische Analyse des Taineschen Werkes aus, welche eine gute Hälfte unseres Essays bei seiner ersten Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau“ bildete, hier aber nicht durchaus notwendig ist.

dagegen Philosoph und Literat von Fach ist, der Unbefangene und im Urteil Sichere doch nicht anstehen, das Werk des Politikers für das literarisch vollkommenere und philosophisch tiefere zu erklären. Tocquevilles Buch ist ebenso klar im Stil als in der Komposition; es gibt zwar stets nur die Ergebnisse der Forschungen, läßt jedoch immer den Weg erraten, auf dem es zu denselben gelangt ist; hält die ganze Darstellung durchaus auf der Höhe der Vogelperspektive, ohne sich vom einzelnen verwirren zu lassen, aber auch ohne es dermaßen aus den Augen zu verlieren, daß die allgemeinen Linien sich zu Verstandesabstraktionen verflüchtigten. Nicht so Taine. Wohl hält auch er, wie alle Besseren unter seinen Landsleuten, stets den Ariadnefaden fest in der Hand; ja, er geht manchmal nur allzudirekt auf sein Ziel los, als ob es keinen anderen Weg gäbe, als den des Kompasses; da kommt es denn freilich oft vor, daß wir durch weite Sandflächen oder üppiges Dickicht, über unfruchtbaren Morast oder auch durch liebliche, aber reißende Bächlein mitten durchgeführt werden und keuchend am Ziele anlangen, das wir auf der weiteren, aber gebahnten Straße mit weniger Ermüdung schneller erreicht hätten. Taine hat das sehr moderne Gebrechen, nichts für sich behalten zu können; wo eine Tatsache, eine Zitation genügte, um eine Behauptung zu begründen, schüttelt er seinen ganzen Vorrat aus; wo eine richtig gewählte und richtig gestellte Andeutung dem verständigen Leser — und der rechte Schriftsteller schreibt immer, als habe er nur den vor sich — genügt, um die ganze aufsteigende und absteigende Gedankenreihe zu erhellen, beleuchtet er alle Seiten eines Gegenstandes, zieht er alle letzten und allerletzten

Deduktionen und Deduktiönchen aus seinen Grundgedanken. Dadurch erspart er denn dem modernen — d. h. gemeiniglich faulen — Leser viel Mühe, raubt dagegen dem gern selbsttätigen auch ein Hauptvergnügen, das Vergnügen, einen Gedanken selbst weiter zu denken: in einem Worte, er läßt ihm nichts zu tun übrig, und das Tun ist doch gerade der Hauptspaß beim Lesen, weshalb man denn auch diesen geistreichen und gelehrten Schriftsteller nicht leicht wieder liest, ohne viele Seiten zu überschlagen, indem man sich bei jedem neuen Aussichtspunkte, den er eröffnet, sagt: danke, jetzt kann ich allein weiter sehen. Sagt er z. B. von Rousseau: „er zeigte Leuten, die nie vor Mittag aufgestanden waren, den Sonnenaufgang", so ist das nicht nur wahr, sondern auch sehr schön gesagt und von der größten Wirkung, diese Wirkung aber zerstört Taine sofort, indem er hinzufügt: „er zeigte Augen, welche nur auf Salons und Palästen geruht hatten, die Landschaft, Menschen, die nur zwischen geschorenen Hecken und rechtwinkligen Beeten spaziert waren, den natürlichen Garten; er zeigte das Land, die Einsamkeit, die Familie, das Volk, die einfachen Freuden gegenseitiger Zuneigung; Städtern, welche durch die Gemütsdürre der Gesellschaft, die Ausschreitungen und Künstlichkeiten des Luxus, die einförmige Komödie, die sie selbst allabendlich beim Scheine von hundert Wachskerzen zu Hause oder bei anderen spielen, ermüdet waren" usw.

Oft artet die wohlfeile Amplifikationsgewohnheit sogar in schiere Tautologie aus, die uns zwar augenblicklich blenden kann, uns aber keinerlei dauernde Erleuchtung bringt. Daß er aber hierin nur einer Schwäche nachgibt — einer Schwäche, die uns Bände verschafft, welche eine

klug angewandte Schere auf Kapitel reduzieren könnte, in denen nichts Wesentliches fehlte —, daß Taine sehr wohl weiß, warum der überlegene Schriftsteller nicht alles sagt, was er sagen könnte, geht unter anderem aus seiner trefflichen Charakteristik von Montesquieus Stil hervor, der in aller und jeder Beziehung als das Gegenteil vom Taineschen bezeichnet werden könnte: „Die Ordnung ist streng bei ihm, aber sie ist verborgen, und seine abgebrochenen Sätze gehen nacheinander an uns vorüber (einzeln), wie ebensoviele Schatullen (oder Schmuckkästchen), bald einfach (und nackt) anzusehen, bald prächtig geschmückt (und ziseliert), aber immer voll. Macht sie auf: jedes von ihnen ist ein Schatz. Er hat im engsten Raum eine (endlose) Fülle von Reflexionen, Eindrücken, Entdeckungen darein niedergelegt, und unser Genuß ist um so lebhafter, als wir alles das (in einem Augenblicke ergriffen) leichtlich in unserer hohlen Hand halten.“ Warum sucht nun Taine diesem Vorbilde nicht nachzuahmen? Warum schneidet er nicht auch alle Gedankenentwicklungen ab, deren er sich selbst in einem solchen Urteil schuldig macht? Denn das geht nun so weiter beinahe zwei Seiten lang, die ich abgeschnitten, weil wir im obigen den ganzen Gedanken haben, wie ich bei der Anführung die pleonasmenartigen Wiederholungen durch Klammern angedeutet habe — man verzeihe mir die Pedanterie: es soll nicht wieder geschehen; aber manchmal ist es gut, an greifbaren Beispielen zu zeigen, was es denn eigentlich ist, was einen bei solch einem brillanten und üppigen Stilkünstler so ermüdet; es ist um so angezeigter, es zu tun, als eben gerade darin, wie schon oben angedeutet, mit das Geheimnis des „Modernen“ beruht.

Auch resultiert aus dieser Unenthaltsamkeit eine gewisse Unklarheit. Der Gedanken und der Worte, wie der Tatsachen und der Zitationen sind zu viele: sie drängen einander, lassen sich gegenseitig nicht zu ihrem Rechte kommen; aus dem Mosaikboden, auf dem sich die Zeichnung noch leicht herauserkennt, wird ein bunter türkischer Teppich, in dem alles verschwimmt; um so mehr, als Taine gern die gute, alte, festgeschlossene französische Satzkonstruktion gegen die neumodisch elliptische, zerbröckelte Syntax nach Michelets Vorbild aufgibt, in der bekanntlich der Seele alles Stils, dem Verbum, ein unerbittlicher Krieg erklärt wird. Die Personen, die Orte treten gar nicht mehr hervor in diesen endlosen Aufzählungen, weil immer eines dem anderen im Lichte steht. „Zu viel Leim hält nicht fest", sagt das Sprichwort. Mindestens drei Viertel von alle dem dürfte füglich in den Anmerkungen stehen, wenn es durchaus mitgeteilt werden mußte; denn noch viel besser wäre es ja, die Stellen da zu lesen, wo sie hergenommen sind. Eine Anekdote, ein witziges Wort verlieren immer, wenn wir sie aus ihrem Zusammenhange reißen; ja die unterhaltendste Stelle aus „Gil Blas" oder den „Confessions", aus Casanovas oder Mme. Campans Memoiren kann langweilig werden, wenn wir sie als einen zehnten Beleg nach neun ähnlichen für diese oder jene Behauptung aufgetischt erhalten. In seinem Wunsche, recht konkret zu sein, für alles Tatsachen anzuführen, wird demzufolge unser Autor am Ende fast abstrakter als ein „Handbuch für Studierende", ohne darum die Klarheit eines solchen zu erreichen; denn sein Eifer, uns alle drei Schritte ins Gedächtnis zu rufen, in welcher Abteilung, auf welcher Linie wir uns befinden,

entschädigt uns nicht für das mangelnde Licht: das Sagen tut's nicht, wir wollen sehen. Alle Klarheit setzt immer eine gewisse Sparsamkeit der Gedanken und Tatsachen voraus; und diese Einsicht, diese Gewöhnung, die uns Fremde oft als eine Art „jejunitas“ berührt, macht gerade einen Hauptzug des französischen Geistes aus, den allzu großer Reichtum ängstigt, weil er Maß und Geschmack dadurch beeinträchtigt zu sehen fürchtet; und gerade darin ist Taine nicht Franzose genug.

Aber was wollen Sie denn eigentlich? wird mich vielleicht ein oder der andere Leser fragen, der sich zufällig erinnert, wie ich vor ein paar Wochen einem anderen Franzosen vorgeworfen, daß er allzu französisch sei. Die Antwort ist nicht schwer. Ein Schriftsteller soll eben mit seinen Wurzeln ganz in der heimischen Erde stecken, mit seiner Krone aber die ihn umgebende Vegetation überragen, so daß er noch von den fernsten Betrachtern erblickt und erkannt werden könne, wie er ja auch in seiner Zeit wurzeln und sie doch übersehen soll. So verleugnen Goethe und Lessing nie ihren deutschen Ursprung, obschon sie der Welt gehören, wie Voltaire oder Montesquieu stets echte Franzosen geblieben sind, obschon sie zu ganz Europa redeten, von ganz Europa verstanden wurden. Was aus einem Schriftsteller wird, der sich aller Nationalität entäußert, kann man aus dem in Gedanken und Sprache, wenn nicht in Gesinnung, so undeutschen Börne sehen, dem es doch sicherlich nicht an Begabung fehlte; was einem Schriftsteller widerfährt, der ganz im Nationalen befangen bleibt, haben wir z. B. an Jean Paul erfahren. Die nationalen Geistesüberlieferungen der Franzosen sind freilich etwas enge, aber sie haben den

Vorteil, scharf und bestimmt zu sein: wer sich in diesen engen Linien sicher zu bewegen, mit den ihm zu Gebote stehenden schmalen Mitteln alle seine Gedanken, auch die tiefsten und neuesten, auszudrücken weiß, der bringt eben Vollendetes. Daß dies auch heutzutage noch möglich ist, beweisen Schriftsteller wie Mérimée, Augustin Thierry, Mignet, die sich füglich den größten Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts anreihen; beweist vor allem Tocqueville selbst, der nicht allein die Zustände fremder Länder (Amerikas, Deutschlands) richtig sieht und unbefangen beurteilt, der auch über den Vorurteilen seines eigenen Landes und seiner eigenen Generation steht; der, eindringlicher und verständiger als irgendein Engländer oder Deutscher, seiner Nation die englische Idee des Individualismus, die deutsche des historischen Werdens auseinandersetzt, der nie aufgehört, gegen den in seinem Vaterlande herrschenden politischen und philosophischen Rationalismus anzukämpfen, dabei aber stets Franzose geblieben ist: kunstvoll und klar in der Komposition, einfach in der Syntax, genau im Ausdruck. Er bedarf keiner neuen oder fremden Wörter, keiner unerwarteten Satzbildungen, keiner Fülle von Bildern, um jede, auch die zarteste Schattierung des Gedankens wiederzugeben, Leben und Wärme in seine Darstellung zu bringen. So ist er, als echter Franzose, immer karg im Ausgeben, aber nicht aus Armut, sondern nur, weil er ein guter Haushalter ist, der jeden unnützen Aufwand vermeidet; so hält er sich stets in einer mittleren Sphäre des gesunden Menschenverstandes, nicht, weil er nicht darüber hinaussehe, sondern weil sie allein jedem Verständigen zugänglich ist; so faßt er gern die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte, wie es in der Natur

des französischen Geistes liegt, aber nie aus Ungeduld und mit Ungeduld, weil ihn das Einzelne und Konkrete langweilte, sondern eben aus jenem französischen Bedürfnisse, sich alles sofort übersichtlich zu machen.

Hat nun Taine nicht jene Tugenden der großen französischen Tradition, so hat er auch nicht ihre Nachteile, wie sie sich bei den meisten andern, gleich ihm selber, aus dem Lehrerseminar der Rue d'Ulm hervorgegangenen Schriftstellern fühlbar machen, einer Schule, welche bekanntlich die ganze neuere Geschichtschreibung und Philosophie gepachtet zu haben vermeinte; daher denn auch sein beispielloser, ich fürchte nur, ephemerer Erfolg. An solche Fülle des Ausdrucks, solchen Reichtum der Gedanken, solche Gründlichkeit und Allseitigkeit der Kenntnisse war man nicht gewöhnt, als er erschien: es war wie ein philosophisch-historischer Karnevalsschmaus nach wochenlangem Fastentisch: die ganze Lesewelt stürzte sich darüber her; freilich — doch ich will das Bild nicht weiter ausführen. Lieber möchte ich versuchen, von dem wirklich großen Verdienste des Mannes eine Idee zu geben, der vor nun fünfundzwanzig Jahren als Apostel der Herderschen „Ideen" in Frankreich auftrat, seinen Landsleuten so viele Fenster, wenn auch etwas geräuschvoll, öffnete, und sie fast gewaltsam, auch hinauszuschauen zwang. Dabei werden wir uns denn zugleich über den dritten Punkt, auf den es bei dem Historiker ankommt, aufklären, indem wir nach kurzer Prüfung des Inhaltes und der Form nun auch die Methode in Betracht ziehen, welche unser Geschichtschreiber befolgt oder doch zu befolgen versucht hat.

III.

Taine begann seine Laufbahn mit drei Werken, welche auf anscheinend paradoxe Weise die ganze herrschende Anschauung auf den Kopf stellten: Livius, Lafontaine, und die französische Philosophie dieses Jahrhunderts waren die Gegenstände, an denen er sein neues System, seine „Methode" zuerst versuchte. Sie bestand darin, in jeder geschichtlichen Erscheinung das Ergebnis der Rasse, der Klima- und Bodenverhältnisse, der Zeitumstände zu sehen und, nach Aufsuchen der Haupteigenschaft (faculté maîtresse) eines jeden, aus dieser den ganzen Menschen zu deduzieren. Zu dieser etwas mechanischen Methode brachte er aber nicht nur eine wahrhaft einzige Belesenheit und ein wunderbares, allgegenwärtiges Gedächtnis mit, sondern auch einen durchaus freien, durch kein Nationalvorurteil eingeengten Blick, eine an Naivetät grenzende Unbefangenheit, ein großes und lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl und eine gleichmäßige Neugierde für alle Erscheinungen der Geschichte; stellte sich dabei, was in Frankreich ganz unerhört war, auf einen Standpunkt außerhalb der religiösen und politischen Parteien und betätigte vor allem ein ungemeines künstlerisches Talent. Seine Anschauung war eben durchaus nicht mechanisch wie seine Methode, wie denn auch seine Kunst, sein Gedächtnis nicht mechanischer Art waren. Alles, was er in sich aufnahm, drang in seinen Organismus und bereicherte ihn; was er schilderte, war als ganzes wiedergegeben, nicht mühsam zusammengesetzt: er sah eben die Dinge mit synthetischen, nicht mit analytischen Augen: die Analyse kam erst nachher.

Denn die Natur hatte ihn zum Künstler, nicht zum Manne der Wissenschaft bestimmt; und, wie sehr er sich auch anstrengte, mit ihren Mitteln nach ihren Zielen hin zu arbeiten, unversehens trat immer wieder der natürliche Beruf in seine Rechte ein, und die induktive Argumentation ward ihm unter der Hand zu einer Reihe von Gemälden, die unsere Anschauung, nicht unseren Verstand überzeugen. Und mit welcher Leichtigkeit die Rede von seiner Lippe floß, wie Bild an Bild sich ungesucht reihte und er über alles das farbenreiche, golddurchwirkte Gewand seines prunkenden Stiles zu werfen wußte! Die Wahrheit zu gestehen, das philosophische System war nur der Rahmen, in den die vielleicht etwas allzu üppigen, aber stets lebensvollen Schildereien von Menschen und Zeiten gefaßt waren. Schade nur, daß in des Künstlers Augen der Rahmen — wie gesagt, einfach Herders alte, für Frankreich aber immer noch neue „Ideen" — wichtiger war als die Gemälde, diese nur um des Rahmens willen da sein sollten. Das focht nun freilich den gescheidten Leser nicht an: gab ihm Taine nur ein tief koloriertes, fest gezeichnetes Bild des angelsächsischen Lebens, so konnte es ihm ja einerlei sein, ob der Autor damit beweisen wollte, daß die zukünftige englische Literatur ein Ergebnis dieser Lebensweise, dieses Klimas, dieser Naturanlage sei. Leider aber nahm von Jahr zu Jahr der Rahmen mehr Platz ein, oder vielmehr verwandte der Künstler mehr und mehr Sorgfalt auf den Rahmen, weniger und weniger auf das Gemälde, bis er denn in diesem letzten Werke seine Rubriken einfach mit dem fast unverarbeiteten Materiale — Tausenden von Zitationen — ausfüllt.

Man weiß, daß Taine unter der Hand auch zwei dicke Bände über den „Verstand" (de l'intelligence) geschrieben, in denen er ganz positivistisch — ich hätte fast gesagt naturhistorisch — vorgeht. Diese selbe naturhistorische Methode hat er nun immer konsequenter auch auf die Literatur-, Kunst- und Staatsgeschichte angewandt, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob sie auch auf diese Wissenschaften anwendbar ist, ob hier der Einfluß einzelner auf die „race moutonnière" der Menschen alle streng wissenschaftlichen, d. h. sicheren Schlüsse nicht unmöglich macht. Der Einfluß Englands, der, seit Darwin, Buckle, John Stuart Mill und Al. Bain, immer entschiedener an die Stelle der deutschen Kultur in der geistigen Hegemonie Europas getreten ist,[1]) der englische Einfluß hat auf niemanden stärker gewirkt als auf Taine, dem die Geschichte immer mehr eine Beobachtungswissenschaft geworden ist. Nur jener angeborene Malersinn, den er nicht ganz in sich zu ertöten vermocht hat, bewahrt ihn vor Thomas Buckles grauer Abstraktion und selbstgewisser Statistik; denn die äußere Form seines letzten Bandes ist wie gesagt schon ganz die einer induktiven Beweisführung; jedes Kapitel könnte mit „also" beginnen. Daher denn auch bei aller aufrichtig angestrebten Objektivität, die Wirkung des quod erat demonstrandum immer sehr fühlbar ist: der aufgeweckte Leser wird keinen Augenblick zweifeln, daß dem Geschichtschreiber schon alle Folgerungen feststanden, als er daran ging, aus

---

[1]) Eine Tatsache, die ich, man verzeihe mir die selbstgefällige Bemerkung, schon vor fünfzehn Jahren voraussagte, als ich 1862 in Bordeaux meine Vorlesungen über Goethe und seinen Einfluß begann.

dem reichen Schatze seines Wissens Belegstellen dafür zu sammeln. Daraus entstände denn natürlich, wenn es durchgeführt wäre, nur, was ich Rubrikgeschichte nennen möchte.

Die Geschichte ist nun einmal nicht nur Wissenschaft, sie ist auch und vor allem Kunst, allerdings eine unfreie Kunst, d. h. eine, die nach wenigen bestimmten, unbeugsamen und doch zugleich unvollständigen Linien des darzustellenden Gegenstandes arbeiten muß, also nicht einmal die Sicherheit des Porträts hat, sondern höchstens der Arbeit des Bildhauers verglichen werden kann, der nach einer verblichenen Photographie, oder gar nur nach einer Silhouette, die Büste eines Verstorbenen überzeugend herstellen sollte. Wissenschaft ist sie nur, sofern sie den Wert ihres Materials bestimmen muß, wie die Malerei auch eine Wissenschaft ist, so lange es sich um das Technische handelt — um Anatomie, Perspektive, Farbenlehre usw., welche wir doch nur als Hilfe, nicht als Wesen der künstlerischen Tätigkeit anzusehen berechtigt sind. Nicht aber, weil die Historie stets unsicher bleiben muß, ist sie keine rechte Wissenschaft — auch die Volkswirtschaft, die Jurisprudenz, die Philosophie sind keine exakten Wissenschaften und bleiben doch Wissenschaften —, sondern weil sie keine allgemeinen Gesetze aufsucht, noch aufstellt, was ja eigentlich erst das Wesen aller Wissenschaft ausmacht; läßt sich aber der Historiker dazu verführen, so bleibt er eben Geschichtsforscher; oder aber er wird sofort Geschichtsphilosoph; jedenfalls hört er auf, Geschichtschreiber zu sein.

Denn die Kunst geht auf die Totalität der Erscheinungen, die Wissenschaft auf die Totalität der Begriffe;

letztere sondert deshalb die Lebensbestandteile voneinander ab, um sie nach ihrem allgemeinen Charakter zu gruppieren, erstere sucht im Gegenteil den Zusammenhang jener Bestandteile zu erkennen und zu zeigen; denn es ist eben ihr Wesen, die konkrete Einheit durch organische Verbindung verschiedenartiger Teile herzustellen, wie es das Wesen der Wissenschaft ist, die abstrakte Einheit durch anorganische Zusammenstellung gleichartiger Teile herzustellen. Während diese also die Erscheinung ihrer Individualität entkleidet, sucht jene das Allgemeine als Individuelles zu fassen und ist um so größer, je näher sie dem kommt. So bereichert die Wissenschaft unser Wissen um's Unbelebte, die Kunst unser Kennen des Lebens; dadurch tötet erstere — bis in die Sprachforschung und Vivisektion hinein — stets alles Lebendige, das sie anrührt; denn sie muß es auseinandernehmen, aber das Leben beruht auf dem Zusammenwirken, nicht auf der Absonderung seiner Organe und ihrer Tätigkeiten, und ewig, selbst für die geistvollste Wissenschaft, wird das Wort Mephistos gelten:

> Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben.

Wo aber die Wissenschaft einen Schritt weiter tun will, und das Leben selber erkennen, verläßt sie ihr Terrain und muß die Anschauung, d. h. die künstlerische Tätigkeit zu Hilfe rufen, weil die eigene Tätigkeit der Beobachtung und rationellen Abstrahierung nicht mehr ausreicht. Die Kunst dagegen hat so recht eigentlich das Leben selber begreiflich oder vielmehr anschaulich zu machen; das Leben aber ist immer individuell; und die Kunst, um ihr Ziel zu erreichen, muß dem Unlebendigen

den Schein des Lebens geben, genau wie umgekehrt die Wissenschaft das wirkliche Leben erst töten muß, um ihr Ziel zu erreichen. Das tut nun aber die Kunst, nicht etwa indem sie die Natur nachahmte und täuschende Wirklichkeit zu schaffen suchte — Wachspräparate sind keine Kunstwerke —, sondern indem sie mit ihren Mitteln und nach ihrem Verfahren Wesen schafft, die denen analog sind, welche die Natur mit ihren Mitteln und auf ihrem Wege schafft. Hat sie ein solches Wesen geschaffen — sei's nun Bild oder Statue, ein Gebäude oder eine Sonate —, so ist das Ziel erreicht, und zwar nicht als eine Staffel für andere zur Erreichung weiterer Ziele,[1]) sondern als Selbstzweck. Denn die künstlerische Tätigkeit ist immer ein Individuelles; sie hört auf mit dem Künstlerindividuum, und die künstlerische Erkenntnis läßt sich nicht vererben wie die wissenschaftliche.

Die Wissenschaft ist darum auch eine Kollektivarbeit, die der Nachfolger fortsetzt, wo der Vorgänger sie gelassen hat, und die kein Ende hat; die Kunst ist ganz Werk des einzelnen und nach Erreichung eines gewissen Gipfels keines Fortschrittes fähig. Daher denn auch das Kunstwerk als solches seinen Wert behält, das wissenschaftliche Werk nur durch die in ihm enthaltenen Resultate bleibenden Wert hat. Wir lesen noch immer Thukydides und Sallust und würden sie lesen, selbst wenn die Geschichtsforschung sie als unzuverlässig erwiesen hätte: niemand liest mehr Newtons Prinzipien, weil es eben auf die darin niedergelegten Entdeckungen, nicht auf die Darstellung Newtons, auf die von ihm aufgefundenen Gesetze, nicht

---

*) Immer die Technik beiseite gelassen.

auf das Bild ankommt, das er uns vom Universum gegeben; oder, um nähere Beispiele, und zwar auf einem und demselben Felde zu wählen: Mommsens unteritalische Dialekte werden veralten — sollen sogar schon zum Teil überholt sein, weil es wissenschaftliche Forschungen sind; seine römische Geschichte — da, wo sie Geschichte ist — ist noch so frisch als am ersten Tage und wird noch in Jahrhunderten gelesen werden, weil sie ein auf Grundlage historischer Forschung aufgebautes Kunstwerk ist. Sie ist aber ein Kunstwerk, weil er die gesammelten Daten nicht nach den Gesetzen gefragt hat, die sich aus ihnen ergeben, sondern nach dem Leben, von dem sie Symptome sind. So sieht denn auch der Landschaftsmaler die Natur auf ganz etwas anderes hin an, als der Geolog und Botaniker; beide haben ihre Berechtigung; aber darf deshalb der Naturhistoriker sich unter die Maler, der Maler unter die Naturhistoriker rechnen, zumal wenn er so unverkennbar zum Maler geboren, wie Taine es ist? Und auf die Verwechselung dieser beiden so verschiedenen Tätigkeiten — hier des Geschichtsphilosophen und des Geschichtschreibers — läßt sich ja der Grundirrtum Buckles, des eigentlichen Begründers der Schule, zurückführen.

Es beruht aber diese ganze Anschauung von der Geschichtswissenschaft auf der unserer Zeit eigentümlichen Vorherrschaft der wissenschaftlichen Tätigkeit über die künstlerische, religiöse oder andere Geistestätigkeiten. Sie zieht ganz naturgemäß ein Übergreifen der Wissenschaft über ihre Grenzen nach sich. Wie einst die vorherrschend religiöse Tätigkeit alles mit den Organen der Religion anfaßte, zu einer andern Zeit das Kunstinteresse alle

andern Interessen zurückdrängte: wie einst Kaiser Karl V. bei der Bologneser Zusammenkunft alle Politik vergaß, weil ihn des Papstes kunstvolle Agraffe aus der Hand Benvenuto Cellinis ganz in Anspruch nahm, so ist im Gegenteil heute ein „Kunstliebhaber" so sehr mit der Konstatierung des Datums und der Provenienz seines Gemäldes beschäftigt, daß er nicht zum Genuß des Kunstwertes gelangen kann. Wie die Geschichte wird ja auch die Heil k u n s t — die stets und überall den Menschen eine Kunst war — heute gern als eine reine Wissenschaft behandelt, weil die Physiologie dem Arzte unter den Millionen auf den leiblichen Menschen einwirkenden Ursachen und ihren tausendfältigen Wirkungen einige wenige mehr aufgedeckt hat. Der Arzt bedarf deshalb nicht minder des Blickes, d. h. der Intuition, welche diese spärlichen Daten miteinander verbindet, die ungeheuren Lücken ausfüllt, genau wie der Geschichtschreiber solchen divinatorischen Blickes bedarf.

Jene wenigen Daten freilich, über die er verfügt, sollten stets mit strengster Kritik geprüft und gesichtet sein; sie sollten sich vor allem nie widersprechen, wie es bei Taine nur allzuoft der Fall ist, der eben um jeden Preis b e w e i s e n will und folglich systematisch und fast prüfungslos jedes Wort und jede Tatsache annimmt, die diese oder jene Behauptung rechtfertigen, ohne viel nach der Quelle zu fragen, aus der er schöpft, wenn sie nur jener Zeit entsprungen ist. Dabei vergißt er ganz, daß seine Tatsachen meist nicht wissenschaftlichen, sondern künstlerischen Charakter haben, daß sie nur schildern, nichts beweisen, daß sie statistisch ganz wertlos sind, weil sie unsicher und, so zahlreich sie auch sein mögen, nicht um-

fassend genug sind; denn erst, wenn die Statistik ganz sicher wäre und alle Ursachen und Wirkungen, die in der menschlichen Gesellschaft durcheinander spielen, umfassen könnte, würde sie die Geschichtskunst entthronen und die Geschichtswissenschaft an ihre Stelle setzen. Allein auch künstlerisch kann ein solches Herbarium systematisch geordneter Anekdoten und Notizen, selbst wenn sie sorgfältiger gesichtet wären, doch nie das lebendige Bild einer geschichtlichen Flora vor uns heraufbeschwören, das ein Gang durch den Garten von Versailles, ein Blick ins kleine markgräfliche Theater von Bayreuth, ein Kapitel aus Manon Lescaut in uns hervorzaubern. Es ist eben immer ein Übertragen des wissenschaftlichen Verfahrens auf das künstlerische Gebiet, wie sich's ja ähnlich in unserm Museenwesen und Kunsthistorientreiben geltend macht. Auch das hat sein Gutes, nur muß man nicht dabei stehen bleiben; die eigentliche Geschichtschreibung beginnt erst, wenn diese Sammlung und Ordnung der Materialien beendigt ist; und wer in der Geschichte nur eine Wissenschaft sieht, gar eine exakte Wissenschaft — als ob je eine geschichtliche Einzelheit auch nur mit der Sicherheit eines Kriminalfalles von gestern, für den der Richter über hundert Zeugen verfügt, geschweige denn mit der Gewißheit eines naturhistorischen Faktums oder einer mathematischen Lösung, festgestellt werden könnte! — dem gegenüber gilt das Wort des Aristoteles, daß die Poesie mehr wert ist als die Geschichte. Walter Scotts „Waverley" wäre ja unendlich viel lehrreicher, als eine aktenmäßige Darstellung der Unternehmung des Prätendenten es sein würde, wenn der Historiker wirklich auf alle nachhelfende Phantasie verzichtete. Auf diese hat nun Taine, Gott sei Dank, durch-

aus nicht verzichtet; und sein neuestes Werk enthält Seiten, welche eines guten Romanschreibers würdig wären. So oft er sich dazu versteht, die Vorstellung wiederzugeben, welche seine Studien in seinem Geiste zurückgelassen haben, anstatt uns Bruchstücke dieser Studien selber zu bieten, ist er eben, wozu er geboren ward, ein großer Historiker. Dies tut er nun, wenn auch nicht oft genug, doch immer noch hinreichend, um uns zu fesseln, und es liegt mir fern, das Buch als eine unnütze Amplifikation alter Gedanken und eine geistlose Aufzählung von Anekdoten hinstellen zu wollen. Wäre dies der Eindruck dieser Zeilen, so hätte mich, wie die Franzosen schön sagen, meine Feder verraten, und ich würde aufrichtig bedauern, sie geschrieben zu haben. Taines frühes Werk über „die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts“, das bleibendste, das er geschrieben, sowie sein spätes Buch über „die Intelligenz“ beweisen zur Genüge, daß er, außer seinem malerischen Talent, noch ein ungemein scharfes wissenschaftliches Organ besitzt und auch in dieser Richtung bedeutendes leisten kann, wenn er dasselbe an Gegenstände wendet, die eine rein wissenschaftliche Behandlung zulassen, anstatt an Geschichte oder Kunstphilosophie (philosophie de l’Art), wo eine solche Behandlungsweise doch nur bedingt zulässig ist. Mir war es hier nur darum zu tun, einerseits wenigstens anzudeuten, was sich gegen das Prinzip dieser Art von Geschichtsbehandlung einwenden ließe, andererseits zu zeigen, auf welch abschüssigem Wege sich Taines außerordentliches Talent hinuntergleiten läßt. Noch ist die Fülle an wissenswerten Notizen, an Gedanken, an schönen Schilderungen so groß, daß wir gern einige allzu üppige Aus-

wüchse mit in Kauf nehmen. Die Fehler, die hier gerügt worden, sind ja alle Fehler des Reichtums, nicht der Armut; ja selbst da, wo man nicht einig mit ihm ist, muß man ihm doch immer dankbar sein für die Anregung und Belehrung, die er uns in diesem steckensvollen Repertorium geboten hat, und es gibt mehr als eine Stelle in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, die Taine hier zuerst, wenn auch mit etwas grellem Lichte, beleuchtet hat.

III.

Die gefürsteten Mediceer.

Wer zum ersten Male die breiten Treppen hinaufgestiegen, welche zu den Sälen und Galerien der Uffizien führen, pflegt unwillkürlich in dem kleinen Vorraume zu verweilen, der ihn noch von den Schätzen der Antike und der Renaissance trennt, über denen er bald jenes erste Vestibül vergessen wird. Jetzt haftet sein Blick an den Porträtbüsten der sieben Mediceerfürsten, welche genau zwei Jahrhunderte lang (1537—1737)[1]) das Land

---

[1]) Geschichte Toskanas seit dem Ende des florentinischen Freistaates, von A. von Reumont. Zwei Bände. Gotha 1876—1877.

Das Werk des gründlichsten aller lebenden Italienkenner, das wir anzeigen, füllt eine sehr empfindliche Lücke auf die in jeder Beziehung befriedigendste Weise aus. Die Geschichte des florentinischen Freistaates ist von Zeitgenossen und Nachlebenden, von Italienern und Fremden, oft genug erzählt worden; am letzten, vielleicht noch am besten, von Capponi, der kurz nach Vollendung dieses seines Lebenswerkes als der letzte Sprosse eines an politischem und literarischem Ruhme reichen Geschlechtes ins Grab gestiegen ist. (Siehe weiter unten den Aufsatz über G. Capponi. Es ist seitdem noch eine neue Geschichte der Republik hinzugekommen, aus der Feder des Franzosen Perrens, welche in drei Oktavbänden diese Geschichte bis auf Dantes Zeit bringt. Capponis umfangreiches Werk verwendet nur 160 (von 1300) Seiten auf diese Epoche. Man sieht, daß, wenn Herr Perrens in diesen Verhältnissen fortführe, sein Werk, selbst wenn er es nur bis zum Falle der Republik (1530)

beherrscht, das so viel kleiner in der Weltgeschichte geworden, seit es, unter dem ersten dieser Fürsten, so viel größer an Umfang geworden, als es zur Zeit seiner Größe war.

---

brächte, etwa vierundzwanzig Bände betragen müßte: quod Deus avertat. Die Geschichte von Florenz und Toskana seit dem Falle der Republik (1530) ist meines Wissens noch nicht irgendwie befriedigend erzählt worden, denn Delecluzes Florence et ses vicissitudes ist in seinem zweiten Teile nur eine Art Kompendium, überdies ganz unvollständig; und die sich aneinander anschließenden Werke Galuzzis und Zobis, welche die Geschichte Toskanas von 1530 bis 1737 und von 1738 bis 1848 behandeln, sind schon veraltet und schwer lesbar, wäre es auch nur, weil jedes von beiden nicht weniger als fünf Bände umfaßt. Die zwei letzten Teile von Napiers Florentinischer Geschichte, die ich nicht kenne, sollen, dem Urteile kompetenter Richter zufolge, Arbeiten zweiter Hand und ziemlich unvollständig sein. Diese beiden Vorwürfe kann man sicherlich der neuesten „Geschichte Toskanas" nicht machen.

Niemand war berufener als A. von Reumont, der mehr als dreißig Jahre Italien bewohnt, lange beim Papst und beim Großherzog von Toskana als Vertreter Preußens beglaubigt war und zu seiner Geschäftserfahrung, seiner Ortskenntnis, seinen ausgedehnten persönlichen Bekanntschaften eine Vertrautheit mit der historischen Literatur Italiens gesellt, die einzig genannt werden kann. Ein seltenes Gedächtnis kam von Jugend auf seinem Bienenfleiß zuhilfe, und niemand, der sich mit italienischer Kunst-, Literatur- und Staatengeschichte eingehender beschäftigt hat, wird mich der Übertreibung zeihen wollen, weil ich Reumont eben als den gründlichsten der lebenden Italienkenner bezeichnet habe. Seine Bücher sind Fundgruben der authentischsten Notizen über die Vergangenheit und Gegenwart Italiens, die man anderswo vergeblich suchen würde, und sie sind meist so trefflich angeordnet — zum Teil auch mit Registern versehen —, daß der Nachschlagende leicht die Antwort auf jede Frage finden kann. Reumonts Werke, namentlich die letzten, sind darum keineswegs sogenannte Nachschlagebücher. Sie sind anregend und belebt geschrieben und von angenehmer Lektüre.

Wie mächtig und lebendig ist noch der Kopf dieses ersten, mit dem weitgeöffneten, ausdrucksvollen Auge, der freien, wenn auch strengen Stirne, dem verächtlichen, halb-

---

Ja, der Verfasser bietet uns das seltene Beispiel eines Schriftstellers, der bei zunehmendem Alter frischer und knapper wird, als er es in seiner Jugend gewesen, und dabei doch die Milde und Parteilosigkeit gewonnen hat, welche die Frucht späterer Jahre zu sein pflegt. Die „Geschichte Toskanas" liest sich noch fließender als der „Lorenzo il Magnifico", der ihr um zwei Jahre vorausgegangen ist. Der Stil bekommt immer mehr Farbe, ohne von seiner Anspruchslosigkeit zu verlieren; der früher etwas verwickelte, mit Inzidenzsätzen überladene Satzbau ist hier gelichtet und beschleunigt. Gewissen störenden Angewohnheiten Rankescher Darstellungsweise begegnet man freilich noch immer; sie könnten und sollten verschwinden: so das leidige Perfektum statt des Imperfektum, das ermüdende „so — wie", das auf jeder Seite mehrere Male vorkommt.

Im allgemeinen ist Reumont glücklicher in der Schilderung von Zuständen als in der Erzählung von Ereignissen, und sein Gegenstand, der wenig dramatische Begebenheiten darbietet, erlaubt ihm diesmal, ganz seiner Neigung und der Natur seiner Begabung zu folgen. Als sehr gelungen sind auch die meisten Porträts zu bezeichnen, und die wohlwollende Billigkeit des Urteils, welche sie wie die ganze Darstellung erwärmt, wirkt sehr wohltuend. Man sieht, man hat es mit keinem leidenschaftlichen Parteimanne zu tun, sondern mit einem einsichtigen, welterfahrenen Manne, der die menschlichen Dinge menschlich ansieht, ohne sich übermäßig dafür zu ereifern. Zuweilen möchte man ihm wohl etwas mehr von den haines vigoureuses wünschen, welche nach Alceste die Schlechtigkeit den tüchtigen Seelen einflößen sollte; und wenn Reumont ganz gelassen von dem „in der Behandlung der Galileischen Angelegenheit in Rom begangenen Irrtum" redet, wie er von Galileis „Irrtum" spricht, so ist diese gleichmäßig auf Opferer und Opfer verteilte Milde den doch etwas gar zu tolerant.

Die Komposition dieses neuesten Werkes von Reumont scheint uns abgerundeter und bequemer als die seines „Lorenzo". Sie

geöffneten Munde; wie flach, niedrigsinnlich, geistes- und willensschwach erscheint der in seiner Allongeperücke fast vergrabene Kopf des letzten Mediceers, Johann Gastons,

---

ordnet die Dinge mehr nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, als äußerlich-chronologisch, und auch das Gleichgewicht der Teile ist mehr von der Bedeutung der Epochen als von ihrer zeitlichen Ausdehnung bestimmt. So umfaßt das erste Buch nur vierundvierzig Jahre, während das zweite die Geschichte von hundertdreiundsechzig Jahren erzählt; aber jene vierundvierzig Jahre haben den Untergang der Republik, die Entstehung des erblichen Fürstentums, die Konstituierung des toskanischen Staatsgebietes gesehen und diesem Staate auf drei Jahrhunderte hin seine Signatur gegeben, während die sechs darauffolgenden Medizeer-Regierungen weder in die Geschichte Italiens, geschweige denn Europas, eingriffen, noch außergewöhnlich interessante Persönlichkeiten oder bewegte Ereignisse aufzuweisen haben. Besonders empfehlenswert und ganz neu sind die ausgedehnten Kapitel, welche der Kunst- und Literaturgeschichte sowie den ökonomischen und administrativen, den kirchlichen und gesellschaftlichen Zuständen gewidmet sind. Wir empfehlen in dieser Beziehung ganz besonders Kapitel V und X des ersten Buches, welche von der Verwaltung Cosimos I. und der geistigen Richtung, „so des Mannes wie der Zeit" handeln, um die Sprache des Autors zu reden. Brachte uns der „Lorenzo" eine sehr lebendige und sehr vollständige Darstellung der Frührenaissance, so haben wir hier eine nicht minder unterrichtende und fesselnde Schilderung der Spätrenaissance und des Seizentismus, die eben bis jetzt noch nicht gemacht war. Von selbst versteht sich, daß die Geschichte der Naturwissenschaften, welche in den Zeiten Galileis und der Accademia del Cimento in Florenz zu einer so hohen Blüte gelangt waren, hier nicht vernachlässigt ist. Überhaupt gibt es keinen bedeutenden Mann, kein irgendwie bemerkenswertes Buch, Kunstwerk, Denkmal von Florenz, über die wir nicht im Laufe der Erzählung Aufschluß bekommen, und für den Besucher dieser einzigen Stadt kann es wohl keine bessere Vorbereitung geben als die Lektüre dieses und des vorhergehenden Werkes.

und wie verfolgt man von Stufe zu Stufe diese Abnahme physischer und moralischer Kraft in dem berühmten Geschlechte; wie begleitet man schon im Kostüm den Fort-

---

So schließt denn diese Geschichte des Großherzogtums Toskana würdig der oben erwähnten Geschichte des florentinischen Freistaates an, die wir der Feder des alten Gastfreundes von Reumont, Gino Capponi, verdanken und die auch in deutscher Übersetzung erschienen ist. Es ist dieselbe Behandlungsweise, derselbe Standpunkt, ja auch dieselben Proportionen, denen wir bei Capponi begegnen. Vielleicht ist das Werk des Florentiners, in seinem zweiten Teile wenigstens, dem des Deutschen als Kunstwerk überlegen, dagegen hat dieses wieder den Vorteil einer sicherern Gelehrsamkeit und methodischern Kritik vor dem italienischen Buche voraus. Sehr deutlich tragen beide Werke das Gepräge weltmännischer Bildung und praktischer Erfahrung: man sieht ihnen sofort an, es sind keine Professorenbücher. Das würde nur in den Augen derer, welche in unserm Vaterlande die Wissenschaft gepachtet zu haben glauben — und ihre Zahl ist Legion — keine besondere Empfehlung sein. Scheint ihnen doch alles, was außerhalb der Universitäten zutage gefördert wird, als eitel Dilettantismus: Macaulay ein Dilettant, Grote ein Dilettant, Mahon, Cornwall-Lewis, Derby Dilettanten; Ticknor, Motley, Bancroft, Prescott Dilettanten; gar die Franzosen, wie Mignet und Thierry, Erzdilettanten; diese Stiefkinder der Wissenschaft haben ja nie auf einem Katheder gestanden. Es soll nun durchaus nicht geleugnet werden, daß das Lehren wirklich einen sehr guten Einfluß auf die Wissenschaft hat: es macht Bestimmtheit der Einzelheiten und klare Einteilung des Stoffs zur Pflicht; es gewöhnt an Methode, da es ja dem einsichtigen Lehrer mehr um Beibringung dieser als um Mitteilung von Kenntnissen zu tun sein muß; es macht vor allem dem Lehrenden seinen Gegenstand mehr zum Eigentum: niemand ist so Herr über sein Wissen, lernt so sicher, was wichtig, was unwichtig ist, erhält so viel, ich möchte sagen inspiriertes Licht über gewisse Seiten seines Gegenstandes als der Lehrer. Allein die Sache hat auch ihre Kehrseite. Der Universitätsprofessor bleibt dem praktischen Leben fern, er liest wohl über Politik

schritt der freien Natürlichkeit der Renaissance zu dem die Individualität so leicht erstickenden Konventionalismus der Zeit Ludwigs XIV. In allen, aber auch im

---

in der Zeitung, aber er trifft nie mit den Leuten zusammen, welche die Politik machen, geschweige, daß er sie selber mache; er studiert Nationalökonomie, hat aber meist nie ein Gut verwaltet, ein Handelsgeschäft abgeschlossen, eine Fabrik geleitet. Das Lesen von Depeschen und das Vergleichen von Statistiken tut's nicht allein: aus keiner Depesche kann ein Mann lernen, wie diplomatische Unterhandlungen eingeleitet werden; aus keiner Tabelle kann er ersehen, wie gewisse Interessen von gewissen Maßregeln berührt werden. Daher denn auch in den meisten Professorenbüchern jenes Schablonen- und Rubrikwesen, welches ja ein Erfordernis alles Lehrens ist, der Darstellung aber notwendigerweise immer das Gepräge der Abstraktion aufdrücken muß. Ideen stehen da gegen Ideen, Ziffern gegen Ziffern, während der Einfluß des Persönlichen in den menschlichen Dingen fast nie recht zutage tritt. Damit hängt denn auch das übertriebene Gewicht zusammen, das hier auf die Methode gelegt wird: beim Lehren ist die Methode freilich, wie schon bemerkt, die Hauptsache; da handelt es sich ja nicht um die Kenntnisse selber — die kann und muß ein jeder für sich selber erwerben — da handelt es sich um die sicherste Art, Kenntnisse zu erwerben: mit andern Worten, beim Lehren ist die Methode Zweck, während sie bei der wissenschaftlichen Forschung nur Mittel zum Zweck ist, ein Mittel, das bei der Darstellung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung sogar verborgen werden muß, wie das Gerüste abgenommen wird, sobald ein Gebäude bezogen wird. Dazu kommt, daß der Universitätslehrer seine Gegenstände periodisch immer wieder behandelt, wodurch seine Darstellung natürlich mit der Zeit eine mechanische wird, die Frische verliert, welche die Begleiterin des werdenden, sich in Worten herausarbeitenden Denkens und Anschauens ist, und es hat seinen sehr guten Grund, wenn wir im täglichen Sprachgebrauch von einem Menschen, der so seine ganz fertigen Gedanken und Tatsachen vorbringt, sagen: er doziert. Es kommt dazu, daß der Lehrer sich nicht wie der Schriftsteller an Gleichgestellte, oft sogar an Richter wendet, sondern an

ersten, tritt schon ein gewisser fürstlicher Dünkel zutage, von dem nichts zu spüren ist in jener Häßlichkeit Lorenzos des Erlauchten, des einzigen vom alten Zweige, dessen Büste hier bei denen der mediceischen Großherzöge einen Platz gefunden.

Sie gehörten alle dem jüngeren Zweige an, der von Lorenzos Großoheim, dem Bruder Cosimos, des Vaters des Vaterlandes, abstammte. Der alte Zweig, der sich mit der Herrschaft begnügt, ohne den Titel zu begehren, war in der fünften Generation ausgestorben. Der letzte unter ihnen hinterließ nur eine legitime Tochter, Katharina, die als Königin von Frankreich eine einflußreichere Rolle gespielt als alle männlichen Sprößlinge des Hauses, welche des kantonischen Thron einnahmen. Katha-

---

unter ihm Stehende, an Schüler, für die er eine Autorität ist, was ihm dann meist nicht nur einen autoritativen Ton, sondern auch eine autoritative Gesinnung gibt: er meint auf alle, die er anredet, herabsehen zu können und gelangt am Ende wohl zu einem ganz naiven Glauben in seine eigene Unfehlbarkeit, was er dann bescheiden die Unfehlbarkeit der Methode zu nennen beliebt. Diese Art von Selbstzufriedenheit aber wird noch von dem Zunftgeiste unterstützt, der sich bei jeder Klasse bildet, sobald sie sich nur in einer Kategorie des Lebens bewegt — man denke an die Diplomatie —, noch mehr, wenn sie nur mit einer Tätigkeit des Geistes operiert und sich endlich noch gar in festen Genossenschaften konzentriert, wie man das aus der Geschichte der französischen und italienischen Akademien zur Genüge kennt. Von solchen Nachteilen nun ist ein außerhalb der Schule stehender Schriftsteller meist frei, und bringt er, wie A. von Reumont, auch noch ausgedehnteste und genaueste Kenntnisse mit, welche mit strengster Kritik gesichert worden, baut er, mit andern Worten, auf der festen Grundlage einer sicheren Methode und mit gewissenhaftem Fleiße, so können wir seine Werke mit Vertrauen in die Hand nehmen, wie wir sie mit Vergnügen zu Ende lesen.

rinens illegitimer Bruder Alessandro war der erste und einzige von der Nachkommenschaft des alten Cosimo, der die Fürstenkrone trug (1532 bis 1537), mit wenig Ruhm. Seine bürgerlichen Ahnen hatten „einen Staat geschaffen, dessen politischer Einfluß weit über seine materielle Macht hinausgegangen ist". Schon unter dem jungen Wüstling, der seinen Herzogtitel der Gnade Kaiser Karls V. dankte und seine Herrschaft mit der Proskription aller ausgezeichneten Florentiner der republikanischen Zeit antrat, begann jener politische Einfluß fast ganz zu verschwinden. Und wenn es nur der politische gewesen wäre, aber auch der geistige Einfluß von Florenz begann zu schwinden. „Die Belagerung von 1530 und ihre nächsten Folgen hatten für Florenz fast gleich verderblich gewirkt wie für Rom die bourbonische Plünderung. Jene wie diese hat die rechte Blüte abgestreift. Eine andere Zeit brach an, als die Freiheit verloren war. Michel Angelo ließ die Mediceergräber unvollendet, an denen er in den Tagen der fieberhaften Trauer gearbeitet hatte, der jüngere San Gallo baute die Feste, welche Florenz zu knebeln bestimmt war. Beides bildet gewissermaßen die Signatur der Epoche." Was indes auch die Schuld Alessandros und seiner Nachfolger gewesen sein mag — und sie war nicht klein, vornehmlich die Alessandros —, die Verminderung des politischen und künstlerischen Einflusses von Florenz gehörte nicht zu ihrer Schuld. Sie war einesteils die unausbleibliche Folge der Bildung der großen Nationalstaaten im vorhergehenden Jahrhundert und der Bühnenveränderung, welche damit und mit der Entdeckung Amerikas im Schauspiele der Weltgeschichte vorgegangen war; sie war andernteils die natürliche Entwicklung,

welche in allen menschlichen Dingen der höchsten Blüte ein rasches Welken folgen läßt. Selbst ein politisches Genie und ein künstlerischer Sinn wie der Lorenzos des Erlauchten hätte weder das eine noch das andere aufhalten können. Es war das Verdienst der gefürsteten Mediceer, mit sicherster und raschester Einsicht im politischen und geistigen Leben die Tätigkeit ergriffen und gefördert zu haben, welche die veränderten Umstände allein erlaubten: die innere Verwaltung des Landes, das keine auswärtige Politik mehr haben konnte, und die positiven Wissenschaften, deren Herrschaft nach der Entthronung der Kunst, gerade damals in Europa begann. Während in Frankreich und Deutschland die bureaukratische Staatsverwaltung systematisch und rationell durchgeführt wurde, geschah dasselbe im kleinen Maßstabe in Toskana; und die Zeit Descartes' und Pascals, Bacons und Harveys, Newtons und Leibnizens hatte auch in Florenz eine Werkstätte und Arbeiter, die es denen von London und Paris nicht nachgaben: Galilei wie Torricelli, Vesale wie Redi, Castelli wie Magalotti waren Schützlinge der mediceischen Großherzoge.

Die Regierung Alessandros war nur ein letztes Kapitel der sterbenden Republik, sie trägt noch ganz den Charakter der Tyrannei, selbst das gewaltsame Ende des Herrschers erinnert daran: die Regierung Cosimos, des ersten aus dem jüngeren Zweige des Hauses, welcher an die Spitze des Gemeinwesens berufen ward, ist schon ganz die eines legitimen Monarchen im Sinne des darauffolgenden Jahrhunderts. Seine Sinnesweise aber ist noch die des Cinquecento: vom Kopf bis zu der Zehe ist er ein Mensch der Renaissance, eine jener gewaltigen

Individualitäten, wie sie Italien nicht wieder gesehen hat. „Cosimo war ein schöner Jüngling. Er war von hoher Statur, schlank, aber kräftig gebaut, mit breiter Brust, hellbraunes gelocktes Haar, freie Stirn, lebendiges Auge, durchdringender Blick, länglich ovales Gesicht, blühende Farbe, in späteren Jahren dichter Kinnbart. Seine Stimme war wohlklingend, obgleich nicht voll; von Jugend an hatte er in seiner Haltung etwas Vornehmes. Sein Vater hatte einst das Schicksal des Kindes auf seltsame Weise erproben wollen: unter einem Fenster stehend, hatte er sich den Kleinen aus demselben zuwerfen lassen und sah im glücklichen Auffangen dessen Zukunft. Ein Kriegsmann wurde der Sohn des tapferen Feldherrn nun freilich nicht, aber in allen Leibesübungen war er tüchtig, im Reiten, Fechten, Schwimmen, Ballschlagen, Fischen, Jagen. An allem vergnügte er sich und war bis zu vorrückenden Jahren nicht zu ermüden. Seine Muskelkraft war groß, und er wetteiferte mit jedem im Aufheben von Lasten. Mehrere Tage hindurch ritt er, weite Strecken im Panzer zurücklegend. So war in äußerer Erscheinung derjenige, welchen, ohne ihn zu kennen, Florenz sich am 9. Januar 1537 zum Herrn gab und bald als Herrn erkennen sollte." Denn der körperlichen Kraft entsprach die geistige.

Das merkwürdigste an Cosimo, wie an Lorenzo und Karl V., an Melanchthon und Tasso, ist mir immer die Frühreife gewesen, welche diesen Menschenpflanzen jenes Jahrhunderts eigentümlich war. Cosimo, der ohne sorgfältige, noch regelmäßige Bildung, meist auf dem Lande, in ärmlichen Verhältnissen, freilich an der Seite einer

pflicht- und selbstbewußten Mutter aufgewachsen war, zählte keine achtzehn Jahre, als er die Zügel in die Hand nahm (1537), und er führte sie von Anfang an so fest als sicher. Er selbst leitete alle Maßregeln, um dem drohenden Einfall der Verbannten zu begegnen, welche den Augenblick zur Wiederherstellung der Republik gekommen glaubten. Als Baccio Valori und Filippo Strozzi bei Montemurlo aufs Haupt geschlagen und gefangen worden, erschienen sie „im kläglichsten Aufzug, staubbedeckt, zum Teil in zerrissenen Kleidern, mit Schimpf und Hohn vom Pöbel empfangen, der ihnen, wären sie Sieger gewesen, entgegengejubelt haben würde. Vor dem mediceischen Palaste stiegen sie ab und wurden die Treppe hinaufgeführt. Cosimo, seine Mutter neben sich, ließ sie vor. Der Worte waren wenige; die so tief Gefallenen waren zu erregt; der Glückliche zeigte sich ruhig, gemessen, nicht unfreundlich". Aber „Cosimos Ruhe barg nur den Entschluß, kein Erbarmen zu üben". Wie der Achtzehnjährige, so der Vierzigjährige, nachdem er sich Siena unterworfen und die stolze Republik seinem Großherzogtum einverleibt hatte. Und er stand ganz auf sich selbst, faßte seine Beschlüsse allein, wie er allein die Umstände prüfte, allein die Ausführung, wenn auch oft aus der Ferne, leitete. Als Vasari ihn, umgeben von seinen Ministern, malen wollte, schrieb er ihm: „Der Kranz und Umstand jener Räte, die Ihr bei der Beratung über den Siener Krieg um Uns stellen wollt, ist nicht nötig: denn Wir waren allein: besser könnte man das Schweigen mit irgend einer andern Tugend darauf darstellen, welche den Platz der Räte einnähme." Mit vollem Rechte nennt ihn Reumont „das Musterbild des Fürsten des 16. Jahrhunderts mit

seinen Tugenden und Sünden. Das Glück hat ihn gehoben, aber er hat sich das Glück dienstbar gemacht. Mit Scharfsinn, Klarheit, Festigkeit, mit unermüdeter Tätigkeit ist er seinem Ziele zugeschritten, dem Ziele, welches mehr als einem seines begabten Geschlechtes vorgeschwebt hat, aber in nebelhafter Ferne, während er ihm greifbare Gestalt gab. Dies Ziel war die Bildung eines ganz Toskana umfassenden, auf sich gestellten, unabhängigen Staates."

Dieses Ziel erreichte Cosimo und, wie entartet auch seine Nachfolger sein mochten, alle bis auf den letzten hatten das Gefühl und die klare Einsicht geerbt, daß die Berechtigung ihrer Herrschaft auf der Aufrechterhaltung dieses „auf sich gestellten, unabhängigen Staates" beruhte. Noch Johann Gaston suchte die Unabhängigkeit Toskanas nach seinem Tode zu sichern, und es ist rührend, wie er, gleich seinem Vater, nur daran denkt, nach dem voraussichtlichen Erlöschen seiner Familie den Freistaat wieder ins Leben zu rufen, um seinem Volke die Fremdherrschaft zu ersparen. Es sollte ihm nicht gelingen. Zwei Jahrhunderte hatte Toskana, nachdem es aufgehört, einen Einfluß auf die große Politik Europas auszuüben, fortgefahren, wenigstens seine Selbständigkeit mit Klugheit und Vorsicht zu wahren. Nach dem Tode des letzten Mediceer (1737) ward es, an das Haus Habsburg gebunden, eine österreichische Provinz, auch als solche noch hervorragend durch schöne Vorzüge, ein Vorbild der Staatsverwaltung, wie sie das vorige Jahrhundert auffaßte, ein Vorläuferin der aufgeklärten Gesetzgebung des heutigen Europa.

Nicht nur für die materielle Unabhängigkeit ihres Landes hatten die späteren Mediceer ein lebhaftes Gefühl:

schwach wie sie waren, fühlten sie sich doch alle stets als Florentiner auch in geistigen Dingen, d. h. als Athener gegenüber dem Makedonier und Römer. Sie verstehen sich bei halbem Worte mit den Ihrigen. Die Fremden, die Nordländer namentlich, sprechen eine andere Sprache; die Worte mögen dieselben sein, der Sinn ist ein verschiedener. Schon Cosimos I. Gemahlin, Eleonore von Toledo, bleibt eine Fremde im heiteren Florenz; ihre Frömmigkeit, ihr Stolz sind anderer Art als die der Frauen italienischer Bildung. Die österreichischen und lothringischen Schwiegertöchter finden sich noch weniger in die florentinische Sinnesweise, werden nie heimisch darin, gewinnen weder die Liebe ihrer Gatten, noch die ihrer Untertanen. Gar die Französinnen und Deutschen, welche in das Haus Medici heiraten, halten es nicht aus in Florenz, wie man sie dort nicht aushält; Luise von Orléans läßt sich von Cosimo III. scheiden und eilt nach Paris zurück; Anna Maria von Sachsen-Lauenburg zwingt anfangs ihren Gatten, Johann Gaston, mit ihr in Deutschland zu leben, bis es ihm zu arg wird und er durchgeht. „Sie nach Florenz zu bringen, schreibt er an den Vater, ist unmöglich. Abgesehen davon, daß sie ihre Besitzungen nicht verlassen kann, haßt sie Italien und die Italiener. Ehe sie mich nahm, erklärte sie, nie werde ein Franzose oder ein Italiener ihr Haus betreten. Hätten wir sie in Florenz, so mürrisch und widerwärtiger Laune, wie sie gegenwärtig ist, so würde dies zum Teil auch Ew. Hoheit und unseren Familiengliedern zur Last fallen, zumeist aber mir, der ich am Morgen, Mittag und Abend diesen Genuß hätte. Jetzt kann sie wenigstens auf ihre Güter gehen, wo ich dann ein wenig Ruhe habe. Im entgegengesetzten Falle

aber würde ich mich genötigt sehen, anderwärts Luft zu schöpfen, denn sie ist eine Speise, die man zwölf Monate des Jahres hindurch nicht verträgt.“ Übrigens hütete er sich wohl, sich mit dieser einzigen Speise zu begnügen: auch darin ein echter Medici, wenn schon er nur ein Schatten der vollkräftigen Figuren seiner Ahnen ist. Exemplarische Ehemänner aber waren sie alle nicht; schon Lorenzo gab seine Freundin nicht auf, als er Clarice Orsini heiratete, und selbst seine Freundin herrschte nicht unumschränkt und allein in seinem Herzen. Auch die Prälaten des Hauses nahmen es mit dem Keuschheitsgelübde nicht allzu genau. Gar der erste Herzog, Alessandro, war ein ausgesprochener Wüstling, aber ohne mediceische Grazie. Cosimo I. gab durch sein späteres Verhältnis zu Camilla Martelli Anstoß. Francescos Verbindung mit Bianca Capello ist ihrer dramatischen Zwischenfälle wegen im Gedächtnis der Menschen geblieben. Erbaulich war das eheliche Leben keines der Mediceer, und das florentinische Volk war nicht strenge.

In solchen Dingen war es nie strenge gewesen; jetzt kam die allgemeine Erschlaffung hinzu. Die tiefe Umwandlung des florentinischen Volkscharakters ist in diesen zwei Jahrhunderten der mediceischen Großherzoge vollzogen worden. Cosimo brach seinen Trotz. Seine helle Freudigkeit erstickt in dem Luftmangel der folgenden Jahrzehnte; aus der Kunst ist naturgemäß das frische Leben gewichen; sie ist alt geworden. In die Literatur ist mit den Formen des Altertums und der Akademien ein Geist des Pedantismus gedrungen, der niemandem fremder war als dem Florentiner des Quattrocento; hier wie dort überwuchert das Virtuosentum den wahren Kunstsinn.

Die Inquisition bringt eine Enge und Ängstlichkeit in die religiösen Dinge, welche weder die heiteren Skeptiker aus Lorenzos Kreise noch die begeisterten Anhänger Savonarolas kannten, man verdammte den Decameron und paßte auf, wer in die Kirche ging, die ehemals auch der keckste Freidenker freiwillig besuchte, weil sie ihm zur leichten Gewohnheit geworden. Auch die weltliche Regierung nahm, schon unter Cosimo, das Spionieren und Überwachen in ihre Gewohnheiten auf, und die Öffentlichkeit des ganzen politischen Lebens machte lautloser Heimlichkeit Platz. Die besoldeten Bureaus mit ihrer Schreiberei traten an die Stelle der Versammlungen und freiwilligen Ehrenämter; wenn auch im Verkehr der Stände immer noch viel von der alten Vertraulichkeit demokratischer Sitten blieb, so ließen sich die alten städtischen Patrizierfamilien doch schon Marchesen- und Grafentitel geben, um sich zu unterscheiden — ich glaube, nur die Peruzzi, Frescobaldi und Pazzi hatten genug Adelsgefühl, um jeden Henkel für ihren Namen zu verschmähen. Nach außen fühlte man sich machtlos, und so flößte auch die zeitgenössische Geschichte nur noch ein Zuschauerinteresse ein. Es war nicht leicht, bei solcher Umwandlung aller Dinge das eigene Selbst zu retten: und doch geschah's: wie unter dem spanischen Kostüm, das unter Eleonorens Sohn allgemein wurde, derselbe feinknochige Körperschlag fortlebte, den wir auf Ghirlandajos Fresken unter dem alten Lucco herausfühlen, so auch der florentinische Geist. Man unterwarf sich den Umständen und im Unterwerfen büßte man die Frische und Energie des Charakters ein, die dem republikanischen Florentiner eigentümlich waren; der Geist war zäher, biegsamer; auch in der neuen Form

blieb das alte Wesen, wenn schon Geist und Charakter sich nicht so scharf trennen lassen, jener sich diesem anbequemt; Dantes Hoheit und Petrarcas Keuschheit, Boccaccios Derbheit und Pulcis Freimut fanden keine Lebensluft mehr: eine gewisse Greisenhaftigkeit, vorsichtig, zaghaft, mißtrauisch, skeptisch, nimmt dem Handeln wie der Rede des Florentiners den Schwung früherer Zeit, läßt ihn verschmitzter erscheinen, als er in Wirklichkeit ist; im Wesen ist er doch noch der Alte: fein, verständig, maßvoll, etwas nüchtern, aber voll einfacher Anmut im Ausdruck, zur Satire hinneigend, aller Allgemeinheit abhold, mehr dem Räsonnement als der Spekulation zugewandt, bequem in der Lebenspraxis. So blieb er nicht nur im letzten Jahrhundert der mediceischen Herrschaft: so blieb er auch unter den Lothringern, so ist er noch heute; wenig verstanden von den anderen Völkern Italiens, ihnen noch unbehaglicher als unverständlich; der Geist eines Volkes, das schon eine eigene Kultur hatte, als Rom noch im Entstehen war.

Ein fürstlicher Reformer des 18. Jahrhunderts.

Ein volles Menschenalter hindurch (1737—1765) wurde Toskana tatsächlich von Fremden beherrscht und empfand dies schlimmste aller Geschicke tiefer, als man es von dem scheinbar passiven und gleichgültigen Volke hätte erwarten mögen. Sein nomineller Beherrscher verließ es nach kaum dreimonatlichem Besuche, um es nicht wieder zu betreten. Während Franz Stephan von Lothringen als Mitregent seiner Gemahlin Maria Theresia in den habs-

burgischen Erblanden, dann als Nachfolger seines kaiserlichen Schwiegervaters im Deutschen Reiche herrschte, war die Verwaltung seines italienischen Großherzogtums in den Händen seiner lothringer Landsleute. Fürst von Craon übernahm von der Fürstenrolle die Repräsentation, Graf Richecourt die Regierung: keine verächtlichen Männer, aber Fremde, die nicht verstanden, ihren fremden Ursprung in Vergessenheit zu bringen. Und sie blieben nicht allein: „Florenz füllte sich mit Lothringern," sagt Gino Capponi; „sie waren bedürftig und den Einheimischen verhaßt, die sich nach ihren Bürgerherrschern sehnten." Dazu behandelten sie, wenn man dem Präsidenten de Brosses glauben darf, der gerade damals Florenz besuchte, in dem aber freilich die alte Eifersucht des Burgunders gegen den Lothringer Nachbarn nicht ganz überwunden war, „die Bewohner mit Härte und, was schlimmer ist, mit Geringschätzung. ... Die Lothringer scheinen Toskana nur wie ein Durchzugsland zu betrachten, aus dem man alles, dessen man habhaft werden kann, wegschnappen darf, ohne sich um die Zukunft zu kümmern". Doch war auch diese lange Prüfungszeit nicht ohne gute Früchte für das unter der Erschlaffung der letzten Medici heruntergekommene Land. Richecourt war es, der den leopoldinischen Reformen den Boden bereitete, indem er, dem Geiste der sechziger Jahre vorgreifend, auf manche Weise die Macht des Staates zu erweitern und zu sichern, die der Autokratie und der Geistlichkeit zu brechen suchte. Hätte er durch seine Maßregeln das Terrain nicht geebnet, die Fundamente nicht gelegt, auf denen sich Leopolds kühner Bau erhob, dieser hätte wohl nicht den Stürmen widerstanden, die ihn fast im Augenblicke seiner beeilten Vollendung bedrohten. Die

Regentschaft griff das noch herrschende Feudalsystem an der Wurzel an, indem sie die Gerichtsbarkeit des Adels einschränkte, fast vernichtete, ihn zu allen öffentlichen Lasten herbeizog, ihm jeden Einfluß auf Gemeindeverwaltung usw. benahm. Gleichzeitig wurde gegen die Macht des Klerus vorgegangen, dem Anwachsen der toten Hand ein Ziel gesetzt, die teilweise Umwandlung derselben in Erbpacht angeordnet; den Übergriffen der Inquisition ein Ende gemacht. Demungeachtet blieb dem dritten Sohne Maria Theresiens, unter dem das Land wieder, freilich als Sekundogenitur des Hauses Habsburg, eine gewisse Unabhängigkeit erlangte, noch genug zu tun übrig.

Leopold I. (1765—1790) war von allen vorrevolutionären Reformern des vorigen Jahrhunderts — und es gab deren überall auf dem Festlande von Petersburg und Stockholm bis nach Hessen-Darmstadt und Lippe-Detmold — der Glücklichste. Das Glück aber ist nichts Zufälliges. Leopold war achtzehn Jahre alt, wie der Gründer des toskanischen Großherzogtums Cosimo I., als er den Thron bestieg, und wie der Mediceer wußte er von Anfang an, was er wollte. Nur war seine Aufgabe eine andere, dankbarere, größere als die des ersten Großherzogs: es galt nicht die Gründung eines beschränkten, nie ganz selbständigen Staatswesens, es galt der Menschheit an einer Stelle zu zeigen, was eine selbst schwache Staatsgewalt für geistige und leibliche Wohlfahrt der Menschen zu tun imstande ist, wenn sie sich ihrer Pflichten bewußt ist. Diese Aufgabe hat Leopold auf das glänzendste gelöst und er hat sie gelöst, weil er, ungleich seinem Bruder Joseph, der, nach Friedrichs des Großen Urteil, immer den zweiten Schritt tun wollte, ehe er den ersten getan,

stets umsichtig und langsam vorwärts ging. Die meisten seiner Reformen, denen, wie gesagt, die Regentschaft bereits vorgearbeitet hatte, wurden bald nach seiner Thronbesteigung begonnen, aber erst gegen Ende seiner Regierung vollendet, d. h. sie nahmen einen Zeitraum von nahezu fünfundzwanzig Jahren ein. Es war eine „Zeit großer Tätigkeit, mancher Irrtümer, aber entschiedenen Fortschrittes“; und immer und immer wieder drängt sich dem Geschichtsbetrachter die Frage auf, wie die Dinge gekommen sein würden, wenn Ludwigs XVI. Eifersucht und Schwäche Turgot hätte gewähren lassen, so vielleicht den Ausbruch der Revolution verhindert und das überall, allüberall begonnene Reformwerk des achtzehnten Jahrhunderts sich friedlich hätte vollziehen lassen. Die materielle Macht und das überlieferte Ansehen der fürstlichen Reformer und ihrer Minister, die relative Geschäftskenntnis und Erfahrung, die geistigen Fähigkeiten, die Energie des Charakters, vor allem aber die selbstlose Hingabe an das große Werk, sind ja zu keiner Zeit der Geschichte so groß gewesen als im goldenen Zeitalter des aufgeklärten Despotismus; sind doch die positiven Schöpfungen der französischen Revolution selber nicht von den Danton und Robespierres, sondern von den Portalis und Tronchet, d. h. den überlebenden Meinungs- und Zeitgenossen Turgots und Malesherbes ins Werk gesetzt worden, nachdem ein eiserner Arm ihnen die nötige Ruhe und Sicherheit verschafft.

Der junge Großherzog fand sein Land in traurigem Zustande, als er (1765) von Wien kommend in Florenz eintraf. Seuchen und Hungersnot hatten furchtbar gewütet; das Elend war allgemein; die Staatskassen leer

und eine erkleckliche Summe mußte sofort aufgetrieben werden, um den drängenden Bruder abzufertigen, der sein Teil von dem Allodialgut des Vaters verlangte. Leopold begann sofort mit einer Reform des großherzoglichen Haushaltes, den er fast auf den eines wohlhabenden Privatmannes reduzierte, wessen ihm, wie's zu gehen pflegt, niemand Dank wußte, wie man auch, und zwar nicht nur im müßigen Adel, seine unermüdete Arbeitsamkeit als eine unfürstliche Gewohnheit, statt als Pflichterfüllung empfand. Das eigentliche Reformwerk des jungen Fürsten ward mit einer Neuordnung der Finanzen inauguriert, deren Verwaltung er vereinfachte, indem er die Steuerpacht ablöste, die Schuldentilgung systematisch ins Werk setzte, die Grundsteuer auf eine einzige gleichmäßige zurückführte, die Finanzverwaltung von der Krongutsverwaltung trennte. Es schlug schon 1789, als er diese letzte Verfügung traf, und er hatte auch hier die Ehre, der großen Revolution zuvorgekommen zu sein. Weit wichtiger war die Reform der Gemeindeverwaltung, welche die mediceischen Großherzöge wie die Regentschaft ganz so buntscheckig belassen hatten, wie sie unter der Herrschaft der Republik gewesen, welche ja in athenischer und römischer Weise die unterthänigen Ortschaften auf die verschiedenste Weise administrierte oder sich administrieren ließ. Es galt vor allem, wie später in Frankreich und Deutschland, diesen Schutt wegzuräumen, dann eine neue rationellere, einförmigere und liberalere Verwaltung an die Stelle zu setzen. Bürgermeister wie Magistrat gingen fortan überall aus der Wahl aller steuerzahlenden Gemeindemitglieder hervor, ohne daß sie der Bestätigung des Fürsten bedurft hätten. Nur die alten Namen und

die Wahlmoden blieben: der Bürgermeister hieß Gonfaloniere, der Magistrat Prioren; die Wahl fand statt durchs Los. Die Regierung war nur durch die sogenannten Gemeindekanzler vertreten, welche die Vermittlung mit der Zentralverwaltung besorgten und deren gesetzliche Befugnisse wenig ausgedehnt waren, die aber freilich durch ihr Verbleiben im Amt bei jährlichem Wechsel der gewählten Behörden, an Geschäftskenntnis und somit an Einfluß diese selber tatsächlich überragten. Auch diese Reform wurde höchst vorsichtig begonnen und ins Werk gesetzt. Im Jahre 1769 wurden die drei alten Magisträte der Hauptstadt abgeschafft und durch die neuen Behörden ersetzt. Im Jahre 1772 ward es mit den Gemeinden von Volteria und Arezzo versucht, dann gings an San Giovanni di Val d'Arno usw., und erst im Jahre 1783 ward das Ganze mit Grosseto abgeschlossen. Zugleich wurde die Verwaltung der so wohlhabenden und zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten den Bischofskurien entzogen und sei's den Gemeinden, sei's der Zentralregierung übermacht.

Mit der Reform der Gemeindeverfassung, welche freilich den zweifelhaften Resten politischer Unabhängigkeit der toskanischen Munizipien ein Ende machte, aber „dem Volke maßgebenden Anteil an der Besorgung der eigenen Angelegenheiten und die Wahrung seiner ökonomischen Interessen zugleich mit der bis dahin unbekannten Gleichmäßigkeit von Rechten und Lasten sicherte", ging die Umgestaltung der Justiz Hand in Hand. Auch hier sah es bunt genug aus; alle Befugnisse waren vermischt; die Richter, meist durchs Los aus den Bürgern gewählt, durch rechtskundige Supplenten vertreten: jetzt wurden 83 Zivil-

tribunale und 46 Kriminalgerichte, ein Obertribunal in der Hauptstadt, eine Kronanwaltschaft eingerichtet. Auch das Gerichtsverfahren wurde beschleunigt, wohlfeiler gemacht und durch Einführung der Verteidiger ex officio im Sinn moderner Rechtsauffassung verbessert. Dann erfolgte die berühmte Reform der Kriminalgesetzgebung, welche noch heute in Toskana besteht und nicht am wenigsten dazu beiträgt, die Einführung eines allgemeinen Strafgesetzbuches für das Königreich Italien unmöglich zu machen, weil die Toskaner nicht darauf verzichten wollen, die Piemontesen und Lombarden sie zu „vorgeschritten" finden. Es war die Zeit Beccarías — man sage doch ja nicht Beccária, wie man es immer in Deutschland hört: der Akzent ist auf dem i —, dessen Buch über „die Vergehen und Strafen" (1764) ganz Europa fast noch tiefer erregt hatte als drei Jahre vorher Rousseaus „Emile": die Tortur, die Güterkonfiskation, sogar die Todesstrafe wurden abgeschafft; die Fälle der Majestätsverbrechen auf ein Minimum reduziert. Die Marterwerkzeuge wurden feierlich verbrannt, die schauerlichen Gefängnisse des Mittelalters vermauert, die Gefangenen nach der Natur ihrer Verbrechen voneinander getrennt. Die Wirkung schien anfänglich die heilsamste zu sein. Einmal sollen im Jahre 1778 sämtliche Gefängnisse zweiundzwanzig Tage lang leer gestanden sein: freilich wagte jemand, Leopolden, der sich dessen rühmte, zu antworten: „Die Gefängnisse sind leer, aber die Schurken spazieren auf den Straßen umher." In der Tat zählte man im selben Jahre noch 338 schwere Verbrechen, während im Jahre 1768 deren nur 263 konstatiert wurden. Im ganzen indes hat die leopoldinische Kriminaljustiz wohltätig gewirkt.

Noch mehr als in den finanziellen, administrativen und gerichtlichen Reformen eilte Leopold in den nationalökonomischen der Zeit voraus, und zwar merkwürdigerweise trat er, der in lebhaftem Briefwechsel mit dem Physiokraten Mirabeau (l'ami des hommes) stand, hier als Vertreter des Individualismus gegen die Staatsmacht auf, nicht immer zum Vorteil des allgemeinen Interesses, wie z. B. in Freigebung der Holzung und des Bergbaus: die Entwaldung der toskanischen Hügel und die Rutschungen, Überschwemmungen, Niveaustörungen, welche sie im Gefolge hatte, stammt aus Leopolds Zeit; — was die heutigen Toskaner nicht abhält, noch jetzt im italienischen Parlamente der Freiheit des Holzschlages das Wort zu reden. Während Frankreich noch siebzig Jahre nach der großen Revolution am Protektionssystem festhielt, führte Leopold schon zwanzig Jahre vor der Revolution, zehn Jahre vor Adam Smiths „Wealth of nations“ den vollständigsten Freihandel für Getreide ein, und das zu einer Zeit, wo das Land an den Folgen von Mißernten litt und der Bauer in der freien Einfuhr des Kornes eine Erschwerung statt einer Erleichterung seiner Lage zu sehen glaubte: aber auch hier gingen Leopold und sein Minister Pompeo Neri nur schrittweise vorwärts und hüteten sich, durch Überstürzung der Dinge achtungswerte Interessen zu schädigen. Erst im Jahre 1783 war die Verkehrsfreiheit auf dem Gebiete des Getreide- und Viehhandels eine vollständige, während die Abschaffung der Binnenzölle und der Zunftgerichtsbarkeit dem gesamten Verkehr des Landes zugute kam. Gleichzeitig wurde die vollständige Befreiung der liegenden Güter eifrig betrieben.

Die Reform der toten Hand, welche unter der Regentschaft begonnen worden, ward fortgesetzt, die Ablösung der Erbpacht erleichtert, erst die Auflösung aller teilbaren Fideikommisse, dann die aller Fideikommisse ohne Ausnahme (wohlweislich erst für die Enkel der lebenden Inhaber) verordnet. Die Abschaffung der Fronden wie überhaupt aller Ruralservituten stand damit in Verbindung. Aber nicht allein negativ, durch Befreiung von lästigen Fesseln, auch positiv durch schöpferische Werke kam Leopold dem Ackerbau, dieser ersten, wir möchten fast wünschen, einzigen Industrie Italiens zu Hilfe. Leopold war es, der die kolossalen Arbeiten, welche Cosimo III. im Chianatal begonnen, vollendete, wie siebzig Jahre später sein Enkel, Leopold II., die Maremmarbeiten mit Ausdauer und Eifer durchführte. Der Lauf der Chiana, welche sich in den Tiber ergoß, ward durch Kanalisation nach dem Ozean, der Schlamm der Bergströme auf die sumpfigen Niederungen geleitet und hier befestigt, so das Niveau zum Abfluß des Wassers hergestellt und zugleich mit fruchtbarer Erde gesunde Luft in diese pestilenziösen Einöden gebracht, die heute zu den wohlhabendsten und gesundesten Gegenden Italiens gehören. „Torricelli hatte gesagt, die Verwendung des schlammigen Gewässers zum Behufe der Bodenerhöhung werde die Mythen vom Goldsande des Pactolus und des Tago zur Wahrheit machen.“ Er war kein falscher Prophet. Der Mann aber, der diese Alluvienverwertung erst theoretisch begründete und praktisch durchführte, war Vittorio Fossombroni, der spätere Premierminister, der das Werk unter dem Sohne Leopolds vollendete und unter dessen Enkel auch die Bonifizierung der Maremmen anordnete, die

dem Großvater, so ernstlich er sie auch in die Hand genommen, nicht hatte glücken wollen. Daß es an Straßenbauten nicht fehlte, läßt sich denken; unter anderen stammt auch die große Gebirgschaussee, welche über die Apenninen und durch den größten Wald Italiens (Bosco lungo) von Florenz nach Modena führt, von Leopold. Nicht weniger eifrig war er für Volksunterricht bemüht, der den Mann des achtzehnten Jahrhunderts weit mehr interessierte als Kunst und Wissenschaft, die das Hauptinteresse aristokratischer Zeiten gewesen. Nur die Naturwissenschaften suchte Leopold zu begünstigen; aber ihre Blüte war vorbei und Pisa sank unter dem Lothringer; mehr noch Florenz selber und die schönen Künste, wie die schöne Literatur, die Leopold vernachlässigte, ja beeinträchtigte. Seine Aufhebung der Accademia della Crusca hat ihm mehr und gefährlichere Feinde gemacht als seine kühnsten politischen Neuerungen. Das sind eben Dinge, an die es gefährlicher ist zu rühren als an staatliche Institutionen, und mit Recht bemerkte Renan schon vor zwanzig Jahren, mit Anspielung auf Napoleons III. unumschränkte Macht, so allmächtig auch eine französische Regierung sein möge, sie würde sich nicht erlauben können, auch nur an die Zahl der Quarante de l'Académie française zu rühren.

Hatte der aufgeklärte Fürst bei allen diesen Verbesserungen gegen den heftigen Widerstand der wirklichen oder vermeinten Interessen zu kämpfen — ich erinnere nur daran, wie die Wollhändler ihn einmal wirklich zwangen, zeitweilig und für ihre Ware zum Schutzzollsystem zurückzukommen —, hatte er vor allem den Schlendrian, die Vorurteile und die Leidenschaften eines am Alten hängenden Volkes zu bekämpfen, so galt dies in noch viel

höherem Grade auf dem kirchlichen Gebiete, wo er ebenfalls den Staat gegen zudringliche Vormünder zu schützen suchte, indem er zugleich die Kirche von innen aus zu reformieren trachtete. Es galt die Geistlichkeit vom päpstlichen Despotismus zu befreien und zugleich durch größere Bildung dieser neuen Freiheit würdiger zu machen. Hier war ihm Scipione Ricci, der kühne Bischof von Pistoja, was ihm dort Pompeo Neri und Fossombroni gewesen, ein intelligentes und energisches Werkzeug. Schon im Jahre 1769 wurde das Exequatur für alle päpstlichen Akte eingeführt, die geistlichen Gerichte wie die Klostergefängnisse abgeschafft. Dann wurden die Bischöfe zur Eidesleistung gegen das Staatsoberhaupt wie in Frankreich verpflichtet. Darauf folgte die gänzliche Unterdrückung der unter der Regentschaft schon beschränkten Inquisition, nicht etwa auf dem Wege des Konkordats, sondern „aus der Fülle unserer höchsten und absoluten Autorität". Zugleich wurden die bischöflichen Seminare reorganisiert, der Besuch derselben obligatorisch gemacht, strenge Prüfungen eingeführt, um die Zulassung zum geistlichen Amte zu erschweren, die Disziplin unter den Pfarrern verschärft. Leopold bezweckte damit zugleich die Verminderung der Kleriker, deren ja so viele ganz ohne allen Beruf diese bequeme Laufbahn zu erwählen pflegten. Noch entschiedener ging er gegen die Klöster vor. Sie wurden samt und sonders der bischöflichen Autorität unterstellt und selbst die Ernennungen und Verfügungen der Ordensgenerale dem staatlichen Exequatur unterworfen. Die Einkeidung der Novizen und die Profession wurden hinausgerückt. Ebenso schritt er streng gegen die Bettelorden und die Eremiten ein. Dann ging's

an ein Aufheben der überflüssigen Klöster: „in dem einzigen Jahr 1783 sind fünfzehn Franziskanerklöster aufgehoben worden“. Den Zisterziensern, Cölestinern, Dominikanern folgten die Jesuiten, welche des Landes verwiesen wurden. Am durchgreifendsten aber wurden die Nonnenklöster reformiert, und sie bedurften es, wie's scheint. Ein skandalöser Prozeß gegen Pistojeser Klosterfrauen aus vornehmsten Familien führte sogar zu lärmenden Auftritten, welche niedergeschlagen werden mußten.

Leider meinte Leopold in seinem Eifer auch gegen die frommen Laienbrüderschaften vorgehen zu müssen, welche er, mit Ausnahme der altberühmten Misericordia, sämtlich aufhob, wodurch er das Volk nicht wenig verletzte, und zwar in seinen achtungswertesten Gewohnheiten und Anschauungen. „Kleine quälerische und völlig überflüssige, bis in die Sakristeien eindringende Polizeimaßregeln sind es gewesen, was die Menge am meisten erbittert hat. Unbegreiflicherweise hat ein so scharfsinniger, von den wichtigsten Reformen in Anspruch genommener Herrscher sich gerade mit derartigen Dingen vorzugsweise zu schaffen gemacht und sein persönliches Ansehen geschmälert, während er arge Verstimmung erweckte. Gegen Reliquien, die bis dahin vom frommen Volksglauben für echt gehalten worden, gegen Madonnen- und Heiligenbilder wurde eingeschritten. ... Das ganze Verfahren wurde um so offensiver, da die Polizeiwerkzeuge meist schlimmster Art waren. Kein Wunder, daß die Gärung immer mehr um sich griff.“ Namentlich im Pistojeser Sprengel, wo teils auf Riccis Anstiften, teils in Übertreibung seiner Anweisungen Maßregeln getroffen wurden, welche das Volk auf das heftigste reizen mußten;

die Polizei verordnete, daß die Leichen ohne Kreuz, ohne Licht, ohne Priester im Ornat bestattet würden; schloß 22 von 28 Klöstern auf einmal. Schon begann man die Messe in italienischer Sprache zu lesen; und bald verbreitete sich das Gerücht, die Cintola von Prato (der Gürtel der h. Jungfrau) solle entfernt werden. Dies gab das Zeichen zum Prateser Aufstand (20. November 1787), der gewaltsam unterdrückt werden mußte. Die Unzufriedenheit steigerte sich noch in den letzten Jahren, und als Leopold (1790) Toskana verließ, um die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, war er, der das kleine Land zum Musterstaate Europas umgeschaffen, vielleicht der unpopulärste Mann in eben diesem Lande; und gleich hinter seinem Rücken begann die volkstümliche Reaktion ihr Haupt zu erheben; glücklicherweise ohne dauernden Erfolg, denn die französische Invasion schwemmte sie bald wieder weg. Nicht zugleich die Schöpfungen Leopolds.

„Das neuere Toskana ist sein Werk"; und, kann ich aus eigener Erfahrung hinzufügen, es lebt kein Toskaner, der nicht mit Stolz auf jene Zeit und die Tätigkeit Leopolds zurücksähe. Ja man scheint ganz vergessen zu haben, wie wenig die Nation ihm entgegenkam und rechnet sich heute zur Ehre an, was gegen den Willen und unter lebhaftem Widerstande des Adels, der Geistlichkeit, des Volkes geschehen war. Denn „trotz der vielen Vorteile, die er dem Lande gebracht, war er bei Lebzeiten nicht beliebt in Toskana", so sagt einer der wenigen freisinnigen Patrioten unserer Zeit, die, obschon selbst dieser Partei angehörig, doch der Parteileidenschaft keine Macht über sich lassen, in einer Sprache, die ich kaum zu übersetzen wage: „Hier war einmal ein starkes Heimatsgefühl, ein großer

Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden, ein heiteres Leben in engem, aber von altem Glanze erhelltem Felde, wenig Bedürfnisse und eine Sinnesart, die neuen Versprechungen nicht besonders leichtgläubig entgegenkam." (Quivi erano inclinazioni casalinghe, una gran voglia die essere lasciati stare, allegro il vivere in campo angusto, ma lumeggiato d'antichi splendori, scarso lo stimolo del bisogno, il genio incredulo a nuove promesse. G. Capponi.)

Auf die Frage, wie weit Leopold an seiner eigenen Unpopularität mitschuldig war, kann nun freilich die Antwort nur lauten, daß Leopold nicht ganz schuldlos daran war.

Ich bin nicht der Ansicht Reumonts, daß er zu rücksichtslos, manchmal zu rasch vorgegangen; es ist gerade der Vorteil der unumschränkten Gewalt, daß sie rücksichtsloser und rascher vorgehen kann und darf als irgend eine repräsentative Regierung es wagen könnte: auch war der Mittelstand nicht ganz so unzufrieden als Adel und Geistlichkeit, deren Interessen und Vorurteile, als das niedere Volk, dessen blinde Leidenschaften und achtenswerte Anhänglichkeit an die Überlieferung er eben verletzen mußte, wenn er seine großen Ideen zum Besten des Volkes verwirklichen wollte; aber es ist nun einmal der Fluch des Despotismus, daß sich auch seine Wohltaten gegen den Wohltäter kehren, weil der Mangel an Licht und Luft die Nation verhindert, zu sehen, warum man sie aus ihrem gewohnten Gleise bringen, wohin man sie führen will, vor allem aber weil der Despotismus ohne die größte und sicherste Macht in allen Lebensverhältnissen, ohne den Kredit, zu operieren gezwungen ist. Das Mißtrauen,

welches das Kind der Alleinherrschaft ist, hat auch Leopolden, wie allen großen despotischen Reformern, die Freude am Schaffen verdorben, seinem Werke selbst in der Gegenwart wie in der Zukunft unendlich geschadet. In der Tat war „des ersten Cosimo Spürergeist in seinem späten Nachfolger wieder aufgelebt". Schon von dem zweiundzwanzigjährigen Bruder schrieb Joseph II. an die Mutter: „Leopold ist sehr mißtrauisch und sucht alle seine Handlungen zu verbergen und in ein gewisses Geheimnis zu hüllen", und fünf Jahre später an den Bruder selber: „Schaffe Dir diese geheimen Angebereien vom Halse, die bei Dir gegen das ganze Menschengeschlecht Mißtrauen wecken; laß Dich lieber ein wenig täuschen, statt Dich vergeblich zu quälen, um es ganz zu vermeiden." Die brüderlichen Vorstellungen halfen, was alle Vorstellungen im allgemeinen gegen Charakter und Verhältnisse helfen; ja der mahnende Bruder selber war nicht der letzte, gegen den der Fürst sein Mißtrauen kehrte: „Ich bin", schrieb er kurz vor dessen Tode an seine Schwester, „dermaßen von Vertrauten der Umgebungen des Kaisers umringt und ausgekundschaftet, daß ich keinen Schritt zu tun wage, um mir nicht irgend eine Geschichte auf den Hals zu laden." „Er traute den Kurieren nicht mehr, argwöhnte, man öffne seine Briefe, schrieb mit Zitronensaft, wechselte auch diesen, da er fürchtete, daß man das Geheimnis entdeckt habe. Es war wie eine Umnachtung des Geistes, Folge eigener Fehler." „Selten vielleicht ist das Spionieren so umfassend und verderblich, selten in solchem Maße unter persönlicher Teilnahme eines Fürsten betrieben worden." Die Polizei ward in der Tat die Hauptregierungsbehörde unter Leopold, der den Geschäftskreis der-

selben immer mehr ausdehnte. Ihre Herrschaft ward fast unbequemer und vor allem demoralisierender als die geistliche Inquisition es gewesen. Leopold und sein Polizeidirektor waren nicht wählerisch in den Personen, die sie zu diesem schnöden Dienste heranzogen. Bald wurde die Polizei eine kleine Armee, die der Fürst ebenso sehr begünstigte, als er das Militär vernachlässigte; denn er war als Friedensfürst und Mann des Fortschrittes ein geschworener Feind alles Militarismus. Löste er doch selbst die Florentiner Bürgermiliz auf, weil er den soldatischen Geist dadurch gefördert glaubte! Die Armee war am Ende nur noch eine Strafanstalt für Landstreicher und Verbrecher. Manchmal kam es sogar zu blutigem Kampfe zwischen Militär und Polizei. Noch heute lebt etwas von dem unkriegerischen Geiste, den Leopold nährte, im Florentiner Volke, noch heute herrscht in Toskana mehr als irgendwo sonst das kontinentale Vorurteil gegen die Polizei, welches in freien Staaten, wo sie nicht ihren edlen opferheischenden Beruf überschreitet, gänzlich unbekannt ist.

Manchmal sah Leopold selber mit dem großen Scharfsinn, der ihm eigen, wo die schwache Seite seiner Rüstung war. Er hatte nicht nur eine ganz klare Idee vom Charakter der modernen Monarchie, er fühlte auch, daß eine Beteiligung des Landes an der Regierung seine Reformen tiefer eindringen lassen und mehr befestigen würde. „Der Gedanke,“ so schrieb er selber, „den Souverän der Nation über Zustand und Verwaltung ihrer Finanzen Rechenschaft ablegen zu lassen, dünkt mich rühmenswert, gerecht und nützlich, denn die Finanzen gehören wie alles übrige dem Volke, und der Souverän ist nur deren Verwalter,

somit zur Rechenschaft verpflichtet, während er Auslagen nur gemäß den Absichten seines Auftraggebers machen darf, nämlich zum größtmöglichen Vorteil und Wohl des Staates und aller seiner Individuen." Und an seine Schwester schrieb er, als sein Bruder Joseph mit den belgischen Ständen in Konflikt geriet: „Es ist ein Glück, wenn ein Land Stände und eine Konstitution besitzt, an denen das Volk hängt. In einem solchen Lande bestehen zwischen Herrscher und Volk gegenseitige Verbindlichkeiten, die nur durch Übereinkommen abgeändert werden können." In seinem Glaubensbekenntnisse endlich: „Ich glaube, daß der Souverän, wenn auch ein erblicher, nur ein Delegierter und Beauftragter des Volkes ist, für welches er da ist; daß er ihm alle seine Sorge und Arbeit widmen muß, daß jedes Land eines Grundgesetzes oder Vertrags zwischen Volk und Souverän bedarf, wodurch Autorität und Macht des letzteren beschränkt werden; daß, wenn der Souverän diesen Vertrag verletzt, er tatsächlich auf seine Stellung verzichtet, die ihm nur unter dieser Bedingung zuerkannt worden ist, und daß man ihm nicht mehr zu gehorchen verpflichtet ist; daß die ausübende Gewalt dem Souverän, die gesetzgebende dem Volke und dessen Vertretern zusteht, daß das Volk bei jedem Wechsel der Person neue Bedingungen vorschreiben kann."

Er selbst glaubte gegen Ende seiner Regierung den Augenblick gekommen, einen solchen Vertrag mit seinem Volke abzuschließen. Demgemäß arbeitete er selbst ein Verfassungsprojekt aus, das auch heute noch für sehr „liberal" gelten würde. Nur die Niederlegung der großherzoglichen Krone, um die deutsche und österreichisch-

ungarische Krone aufzusetzen, der Einbruch der französischen Revolution, der frühe Tod endlich — Leopold starb bekanntlich erst fünfundvierzig Jahre alt — verhinderten ihn, das entworfene Grundgesetz zu verkündigen oder von seinem Sohne verkündigen zu lassen, das indes Toskana vor der drohenden Überschwemmung nicht bewahrt hätte; denn die Tage des Kleinstaates waren gezählt; obschon er noch siebzehn Jahre lang nach Leopolds Abzug ein Scheinleben fristete, dann im Jahre 1814 sogar noch einmal für anderthalb Menschenalter formal hergestellt wurde. Selbst das ehemals so kräftige Geistesleben verkümmerte. Präsident de Brosse hatte noch anfangs der vierziger Jahre ein reges geistiges Leben gefunden. Im letzten Viertel des Jahrhunderts blieben davon nur noch wenige Spuren. Es war das goldene Zeitalter des Sigisbeismo und was damit zusammenhängt. Nicht nur Leopold selbst klagte über die Gesellschaft, die er freilich so wenig wie das Volk durch Entgegenkommen zu gewinnen wußte, auch die Fremden, Alfieri, Sir Horace Mann, Sir Gilbert Eliot, Winckelmann, Miot de Melito fanden die Nation geistig und sittlich sehr heruntergekommen: „Einige partielle Bewegung in kritischen Momenten ausgenommen“, sagt Miot, „war der vorherrschende Zug bei allen Klassen jener der Indolenz. Dem Mangel an werktätigem Patriotismus gesellte sich der an exaktem wissenschaftlichen Interesse zu. Beinahe überall sah ich nur Leute, durch den Reiz eines glücklichen Himmelsstriches verwöhnt, mit den Details eines einförmigen Lebens beschäftigt, im Genuß einer friedlichen Existenz vegetierend. Bei den Frauen ein Gemisch von Galanterie und Devotion, im allgemeinen eine Sittenerschlaffung, die das Ergebnis eines überall

akzeptierten geselligen Übereinkommens war, so daß sie der Kritik keinen Anhaltspunkt darbot."

„Schon unter Leopold I.," sagt Gino Capponi, in seiner sinnigen Weise die Dinge hinnehmend wie sie sind, „schon unter Leopold I. hatte sich das geistige Niveau etwas gesenkt, und auch nach ihm kam kein rechter Schwung mehr in die Geister (crebbe ardire agli ingegni); in jeder Hinsicht vermochten hochgespannte (superlative) Ideen nicht Fuß zu fassen (allignare) in dem Volke, das nach Brauch und Mißbrauch vieler Dinge und unter Enttäuschungen aller Art seine Bahn durchlaufen hatte und demzufolge mehr aufs Verstehen als aufs Handeln gerichtet war." [1])

Gino Capponi.

I.

Florenz erlitt einen herben Verlust, als Gino Capponi am 3. Februar 1876 unerwartet von den Lebenden schied: und diesen Verlust fühlten auch diejenigen, welche den Verstorbenen nicht persönlich gekannt hatten. Empfand

[1]) Wir halten inne und begleiten weder die Fürsten noch das Volk Toskanas in die neue Zeit, die nun heranbricht. Denn das Ländchen wird jetzt hineingerissen in die europäische Bewegung; seine Geschichte ist die hundert anderer Gebiete und Gebietchen, welche von der großen Flut überschwemmt worden; und selbst als diese sich zurückgezogen, erlangt es seine rechte Individualität nicht wieder. Den Anschein derselben, den es gerettet, ernstlich bedroht im Jahre 1849, verliert es vollends im Jahre 1859, womit Reumonts Werk schließt. Vielleicht hat er diese Seite der Ereignisse nicht genugsam gewürdigt, denn sein viertes und letztes Buch, welches die Ge-

doch ein jeder das bloße Dasein dieses Mannes wie die Gegenwart eines guten Geistes, der über der Stadt schwebte; war es doch jedem, welcher Sinn für den Zusammenhang der Dinge und der Menschen hat, ein wohltuendes Bewußtsein, mit solchem Mann in demselben Weichbilde zu leben, solch einen Vertreter einer anderen und besseren Generation in denselben Mauern zu wissen, in ihm gewissermaßen die Bürgschaft für die Wirklichkeit einer Vergangenheit zu haben, die schon so ferne scheint. Wieviel tiefer mußten die Freunde, die Nahestehenden,

---

schichte dieser sechzig Jahre umfaßt, läßt keinen befriedigenden Eindruck. Die Größe wie die Berechtigung der Völkerbewegungen, welche Europa umgewandelt, scheint ihm zu entgehen. Er steht noch immer auf dem Standpunkt der Spezialgeschichte, wo diese längst aufgehört hat, ein Interesse zu bieten. Das Toskana Lorenzos, Cosimos I., Leopolds I. hat seine Bedeutung in sich; das Toskana Ferdinands III. und Leopolds II. interessiert uns nur in seinem Verhalten zur europäischen Revolution und Restauration und später zum italienischen Nationalgedanken. Wir wollen den mächtigen Wellenschlag des Ozeans auch in der Bewegung dieser kleinen Bucht noch wiedererkennen. Und gerade diese Seite scheint uns Reumont, soll ich sagen, vernachlässigt oder verkannt zu haben. Daher denn auch der ganzen Darstellung in diesem vierten und letzten Buche des Werkes die Klarheit der Umrisse abgeht, die in den drei ersten Bänden so bestimmt hervortreten. Wir sehen weder dominierende Persönlichkeiten noch dominierende Ideen. Das Charakteristische der Gesellschaft wie der geistigen Bewegung tritt ebensowenig hervor wie das der politischen Entwicklung. Der Abschnitt ist vollständig, fast zu vollständig, aber er ist oft mehr Aufzählung als Schilderung. Auch das Urteil, das in den früheren Teilen so hoch über den Parteien schwebte, wird hier befangen. Man fühlt zu oft, daß hier von Freunden des Verfassers oder von Gegnern seiner Freunde die Rede ist; daß die Erinnerung miterlebter Greuel und Kindereien mehr als billig die großen Linien der Geschichte verrückt, daß selbst da,

den Verlust des Mannes empfinden, an dessen hohem Geist und edlem Charakter sie so oft und so gern Erhebung über das kleinliche und aufregend-hastige Getreibe der Zeit gesucht und gefunden. Aber auch ganz Toskana, ja ganz Italien fühlte den Schlag. Denn ohne große Taten verrichtet zu haben, ja ohne, wenigstens bis kurz vor seinem Tode, bedeutende Werke vollendet zu haben, übte Gino Capponi jenen tiefgehenden Einfluß und genoß jene ehrfurchtsvolle Popularität, von denen wir uns in unserer Bücher- und Kammerredenzeit, zumal im Norden,

---

wo er von vor seiner Zeit liegenden Dingen redet, die Analogie mit jenem Selbsterlebten ihn verwirrt. Nicht, als ob er sich nicht aufrichtig bestrebte, auch hier gerecht und parteilos zu sein — er tadelt unbedingt die Unterdrückung der Nuova Antologia im Jahre 1833 und mißbilligt entschieden die Aufhebung der Verfassung im Jahre 1852, wie er denn überhaupt zugibt, daß sich in der Gesinnung des Großherzogs seit 1848 eine Wandlung im reaktionären Sinne vollzogen —; aber im ganzen ist der Ton doch recht bitter, wenn er von den revolutionären Neuerern redet, eine Bitterkeit, die um so unbehaglicher empfunden wird, als er sich auch für die Größe des friedlichen Neuerers, dessen gewaltige Tätigkeit ich hier in wenig Strichen zu schildern versucht habe, nicht recht zu erwärmen weiß. Es zeugt keineswegs von der psychologischen Einsicht, die der Verfasser sonst doch an den Tag legt, wenn er in Guerrazzi nur einen Egoisten, in Montanelli nur den Komödianten der Geradheit und Empfindsamkeit sieht. Sein Blick trübt sich eben in der Nähe, wie der des Weitsichtigen; der Zusammenhang, auf den ja alles ankommt in der Geschichte, entschwindet ihm, und so gelingt ihm kein anschauliches Bild, wie kein billiges Urteil. Beides wird erst dem möglich sein, der uns eine Geschichte der nationalliberalen Bewegung des 19. Jahrhunderts in Italien gibt, die ja auch Toskana durchzittert hat und von der eine Geschichte der toskanischen Regierungsakte der letzten siebzig Jahre durchaus keinen Begriff geben kann.

der das Leben hinter der Haustüre abzuspielen pflegt, nur einen unvollkommenen Begriff machen; es ist doch ein Einfluß und eine Popularität, welche, gleich denen der großen Alten, durch die lebendig wirkende Persönlichkeit allein erworben und festgehalten wird.

Die Persönlichkeit Gino Capponis war in der Tat eine seltene. Schon die äußere Erscheinung des Mannes war eine bedeutende, und ich erinnere mich noch lebhaft des gewaltigen Eindrucks, den er mir machte, als ich ihn zum erstenmal sah — eines Eindrucks, den der häufige und lebhafte Verkehr vieler Jahre keineswegs abzuschwächen vermocht hat. Es mögen nahezu zwanzig Jahre sein, als ich zum erstenmal Florenz betrat, und das Bild des alten Patriziers war eines der ersten, das sich mir darbot. Ich hatte gerade meinen Empfehlungsbrief bei dem gleich alten, vielleicht noch älteren, Vertreter der hohen Aristokratie eines anderen Landes abgegeben und war eben erst von dem alten Herrn im blauseidenen Schlafrock und der pechschwarzen Perücke in einem kleinen, warmen, atlasausgeschlagenen Boudoir aufs höflichste empfangen worden, als ich in die weiten Hallen des großen Palastes Capponi trat und von ein paar alten Dienern — ohne Livree, mehr Klienten als Bediente — die vielen Stufen hinauf in die hohen leeren Säle geführt wurde, in denen einige gebräunte Ölgemälde in unscheinbaren Rahmen und Handzeichnungen zur „Divina Commedia" über alten schwerfälligen Lederstühlen den einzigen Zierat bildeten. In dem noch einfacher aussehenden hellen Studierzimmer empfing mich die hohe imponierende Gestalt des blinden Greises in schlichtem Überrock mit derbem Händedruck und tiefer Baßstimme,

das wahre Bild des alten städtischen Aristokraten, wie jener den Höfling aus Ludwigs XV. Zeiten darstellte. Mögen die Medici oder die Lothringer immerhin den Nachkommen Gino und Pier Capponis einen Marchesentitel angehängt haben, dieser letzte der ruhm- und güterreichen Familie trug unverkennbar das Gepräge jenes republikanischen Stadtadels, der jahrhunderte lang die kleine Stadt beherrscht und sie zu einer Großmacht in Italien erhoben hatte. Dabei erinnerte diese ganze äußere Erscheinung doch wieder an gewisse vornehme englische Gestalten: die Würde, Ruhe und Einfachheit der Urbanität sowohl als das edle, großgezeichnete Profil des schönen Kopfes. Auch zog ihn eine gewisse Wahlverwandtschaft zu allem Englischen hin; von keinem Lande sprach er lieber; aus keinem hatte er lebhaftere Jugenderinnerungen zurückgebracht; die englische Freiheit war sein politisches Ideal; aber hier erschien der Engländer gemildert durch die demokratischen Gewohnheiten des Südens, und insbesondere der Stadt, die selbst unter dem Prinzipat nie aufgehört hatte, in den gesellschaftlichen Formen wenigstens eine Demokratie zu bleiben.

Ginos Unterhaltung war auch für den Fremden interessant; denn sie war immer sachlich, von wahrer Teilnahme an den Gegenständen belebt, reich an Gedanken: aber nur der Vertrautere konnte den ganzen Reichtum dieses Geistes kennen, dem ein wunderbares Gedächtnis zu Hilfe kam. Denn bei ihm entsprach der Lebhaftigkeit des Interesses die Vielseitigkeit desselben: er war auf fast allen Gebieten zu Hause und hatte sich in keinem damit begnügt, nur an der Oberfläche herumzutasten. Eine seltene Offenheit und Biegsamkeit des Geistes hatte er

sich bis an sein Ende bewahrt — und er ist 83jährig gestorben. In einer Zeit, wo die meisten Menschen mit dreißig Jahren fertig sind, für neue Gedanken unzugänglich, einer Änderung ihrer Grundansichten unfähig, war der alte Florentiner ein immer Werdender, immer sich Entwickelnder. Noch wenige Tage vor seinem Ende sprach der in den englischen Ideen der absoluten individuellen Freiheit aufgewachsene aufs unbefangenste mit mir von dem gerade damals in Italien tobenden Streite zwischen den sogenannten Liberisten und den Anhängern einer starken und überall eingreifenden Staatsgewalt; und er betonte mit großer Billigkeit und in seiner scharfsinnigen Weise die Berechtigung des letzteren moderneren Standpunktes, der in Italien (nicht in Florenz) von den Jüngeren, mehr deutsch Gebildeten, vertreten wird. Und ähnlich pflegte er sich über die unerwartete, vielleicht nicht ganz so von ihm gewünschte Entwicklung Italiens auszudrücken, ohne Bitterkeit, ohne gegen die Geschichte Recht haben zu wollen, immer sich und seine Urteile zu berichtigen bereit. Und doch war dieser Natur nichts fremder als jene Beweglichkeit des Geistes, die in der Unsicherheit der Überzeugungen ihren Grund hat. Langsam hatte er sich seine allgemeine Weltanschauung wie seine besonderen Ansichten gebildet, und er gab sie nicht leichtsinnig auf: aber er scheute darum nicht, wie die Geistesträgheit es wohl gern tut, indem sie sich in den Mantel der Gesinnungstüchtigkeit und Konsequenz hüllt, vor der Revision seiner Ansichten zurück. Entwicklung war für ihn nicht Abfall, Änderung nicht Wechsel.

Sein Gedächtnis und die Mannigfaltigkeit seiner Erlebnisse gaben seiner Unterhaltung einen besonderen Reiz.

Gino Capponi war der Freund Balbos und Niccolinis, Leopardis und Giustis, Foscolos und Tommaseos gewesen. Um ihn in Florenz sammelte sich in den dreißiger Jahren die italienisch nationale Opposition gemäßigten Charakters, um ihn die damals neu aufstrebende Literatur. Die edlen Piemontesen, die sich zuerst als Italiener fühlten, die Collegno und Mass. d' Azeglio, die neapolitanischen Verbannten, der Geschichtschreiber Colletta wie der zukünftige Märtyrer Poerio, die patriotisch gesinnten Literaten der Herzogtümer und der Lombardei, darunter der letzte Stilkünstler akademischer Tradition, P. Giordani, und der erste, schüchterne Romantiker, A. Manzoni, — die alle waren eng mit Gino verbunden in jenen Tagen heimlicher Gärung. Er hatte in seiner Jugend in Deutschland, England und Frankreich gereist, war in der Londoner Whig-Gesellschaft der Restaurationszeit ein gern gesehener Gast, mit Lord Melbourne namentlich eng befreundet. Auch in Rom verkehrte er viel in bedeutenden einflußreichen Kreisen: Leo XII. und Pius VIII. wollten ihm besonders wohl, und Capaccini hatte großes Gefallen an dem intelligenten jungen Mann, mit dem sicheren Urteil ohne Skepsis, mit der gehobenen Gesinnung ohne Schwärmerei. Kein Italiener der späteren Generation, welche die Epochen von 1848 und 1859 ins Werk gesetzt, war ihm unbekannt, und keiner wäre durch Florenz gekommen, ohne im Palast der Via San Sebastiano anzuklopfen.

Und Gino Capponi erinnerte sich gern: seine Schilderungen des römischen und des Londoner Lebens vor 1830 in den höchsten staatsmännischen und priesterlichen Kreisen werde ich nie vergessen, so lebhaft bis ins einzelne hinein wußte er jene Zeit im Gespräch heraufzubeschwören.

Auch seine Reisen in Deutschland erzählte er gern: noch wenig Wochen vor seinem Scheiden hörte ich von ihm die lebendige Schilderung seiner Fahrt von Frankfurt nach Mannheim im Jahre 1820, um der Hinrichtung Karl Sands beizuwohnen, und der ganze Gegensatz des hellen Rheinlandes und der trüben Reaktionszeit schien in den Worten des Alten wieder aufzuleben. Vor allem liebte er das Porträt bedeutender Zeitgenossen, mit denen er in Verbindung gewesen, und eine leichte Satire in der Zeichnung dieser gesprochenen Bildnisse verriet, daß ihn Freundschaft und Parteigeist nie blind machten, während das Wohlwollen, die freudige Anerkennung menschlichen Wertes mit dem Verständnisse Hand in Hand gingen und den Gedanken an Mißgunst nicht aufkommen ließen. Wie es aber seine Kunst war, jedem in der Unterhaltung das Beste zu entlocken, ihn zu beleben, ihn in ein vorteilhaftes Licht zu stellen, ihm zuzuhören, von ihm zu lernen, aber dabei doch sich nicht überrumpeln zu lassen, so behandelte er auch die Abwesenden: es war, als ob er die herzliche und feinsinnige Gastfreiheit, die er uns Lebenden bewies auch den Toten gegenüber an den Tag legen wollte.

Gino Capponi war ein gläubiger Katholik, aber er wußte dabei, wie sein Freund Manzoni, ein guter Patriot zu sein, und er wurde nie, wie der Lombarde, ein Betbruder. Er war für die Italianisierung Roms und den Sturz der weltlichen Macht des Papstes; aber er hätte nicht gern die Hauptstadt in Rom gesehen, mehr noch, weil er für das junge Königreich, als weil er für das alte Papsttum fürchtete. „Sie werden uns erobern, nicht wir sie," pflegte er in vorahnendem Geiste von den römischen Mächten zu sagen. Doch auch hierin wußte er der Not-

wendigkeit Recht zu geben. In seiner religiösen Stimmung wie in seinem ganzen Wesen war er doch eben ein echter Toskaner: gemäßigt, zu Kompromissen geneigt, geschmackvoll, fein; dabei mehr aufs Ideale gerichtet als die jüngere Generation seiner Vaterstadt. Daher denn auch die beispiellose Verehrung des Mannes in allen Kreisen dieser Stadt, vom höchsten Adel bis herab zu der Familie des bescheidensten Popolano. Das instinktive Gefühl, daß noch lange nach dem Schluß einer bedeutenden geschichtlichen Entwicklung die florentinische Nationalität und der Geist des Frühlings unsers Jahrhunderts in diesem Manne verkörpert fortlebten und die unwiderstehliche Macht wahrer Humanität, die sich in allen Lebensbeziehungen des vornehm schlichten Florentiners kundgab — sie waren es, nicht aber die Gelehrsamkeit des Historikers, nicht die Erinnerung an den Ministerpräsidenten von 1848, nicht der Ruhm und der Reichtum seines Hauses, welche dem Dahingegangenen die wirklich einzige Stellung erworben hatten, die er in seiner Vaterstadt einnahm und die bei der tiefgehenden Umwandlung der Verhältnisse unserer Zeit wohl nicht so leicht ein anderer wieder einnehmen wird.

II.

Gino Capponis florentinische Geschichte, das Werk seines Lebens, erschien bekanntlich erst am Vorabende des Todes, der ihn in seinem vierundachtzigsten Jahre ereilte.[1]) Sie hatte den Nachteil, zu laut vorausverkün-

[1]) Wir haben jetzt sämtliche Schriften des letzten Florentiners in fünf handlichen, schön ausgestatteten und wohlfeilen Bänden zusammen, von denen die drei ersten die „Geschichte der florentini-

digt und zu lange erwartet worden zu sein; den größeren, mit Posaunenstößen empfangen zu werden, die niemanden unangenehmer berührten als den Autor, dem das μηδὲν ἄγαν aus Temperament, Gewöhnung und Einsicht zugleich zur Lebensregel geworden war. Dazu kam, daß der Vorhof, wenn ich so sagen darf, durch welchen man in das eigentliche Gebäude eintrat, gerade das wenigst Gelungene am ganzen Werke war: mit anderen Worten, das erste Buch, welches die Anfänge von Florenz bis zur Geburt Dantes erzählt, befriedigt die Ansprüche nicht, welche unsere Zeit an geschichtliche Forschungen stellt, während doch der Wunsch, vorsichtig und mit Kritik zu Werke zu gehen, dem körperlich Erblindeten nicht erlaubte, sich unbefangen auf seinen rückwärts gekehrten Seherblick zu verlassen und statt mühevoller Einzeluntersuchungen ein allgemeines Bild jener primitiven Epoche zu entwerfen, wie es sich seinem inneren Auge darbot. Vielleicht auch ging ihm wirklich die Gabe schöpferischer Kombination ab, mit welcher ein Niebuhr, ein Otfried Müller, ein Augustin Thierry aus sparsamen Notizen und lebendigen Analogien frühe und dunkle Volkszustände heraufzuzaubern verstanden. Erst nachdem der helle Tag der Geschichte für Florenz angebrochen, ist der Geschichtschreiber wieder ganz

---

schen Republik" enthalten, der vierte verschiedene kleine Aufsätze geschichtlichen Inhalts, welche früher schon in Zeitschriften erschienen; der letzte endlich den ausgewählten handschriftlichen Nachlaß des alten Patriziers. Man erlaube mir, mich besonders bei diesem letzten Band aufzuhalten als dem einzigen, der nur Neues bringt und in welchem die Persönlichkeit des ausgezeichneten Mannes, der ja doch hauptsächlich durch die Persönlichkeit, nicht durch die Schrift gewirkt, mehr hervortritt,. um daran einige Bemerkungen zu knüpfen.

er selber; denn auch in den folgenden Büchern des ersten Bandes fühlen wir noch, daß er sich nicht recht frei bewegt, außer in den Kapiteln über Dante, Petrarca und Boccaccio, wo er die Krücken der Gelehrsamkeit, die er doch stets nur unbeholfen handhabt, vertrauensvoll beiseite wirft. Man fühlt, die Dichter jener Zeit sind ihm ins Blut gedrungen, und nie wird ein Fremder, selbst ein Italiener einer anderen Provinz, dies innige Verständnis jener Florentiner haben können. Man möchte dasselbe von seinen der Kunst gewidmeten Kapiteln sagen können; aber hier vermag er uns doch nur leidige konventionelle Urteile zu bieten, diese selbst aus einer Zeit, deren Konventionen schon neuen Konventionen Platz gemacht. Gino fehlte so das innere wie das äußere Organ, mit welchem die bildende Kunst erfaßt wird: alles wird bei ihm gleich ins Rationelle, das Moralische, im besten Falle das Historische gezogen: und selbst das Urteil über die historische Bedeutung der Quattrocentisten ist ein schiefes; worauf es eigentlich bei der ganzen Sache ankommt, hat der ausgezeichnete Mann nicht gesehen.

Auf dem staatlichen Gebiete atmet man freier in seinem Buche, sobald man die Schwelle des 15. Jahrhunderts übertritt, wo die Quellen reichlicher und klarer fließen, ohne doch noch durch ihre Übermasse bedrohlich zu werden, wie's bei neuester Geschichte so leicht eintritt. Hier fühlt sich der Mann zu Hause; es ist, als ob er noch selber seinen großen Ahnen zugehört, wenn sie jene bewegten Zeiten unterm hohen Kamine oder an dem glimmenden Kaldano sitzend, dem letzten ihres Geschlechts erzählten. Man muß in Florenz gelebt haben, um den Reiz dieser Geschichte ganz zu genießen, um zu verstehen, welchen Unterschied

es macht, ob die Zeit und die Menschen von einem gelehrten Deutschen, einem modernen französischen Demokraten, einem englischen Politiker oder einem Altflorentiner geschildert werden. Es sind seine Landsleute, seine Standesgenossen, die er uns vorführt: er ist auf dem Schauplatze geboren und hat da gelebt sein Leben lang; er hat im Palazzo Vecchio in denselben Zimmern als erster Minister gearbeitet, wo seine Vorfahren gearbeitet, in denselben Sälen unter den Volksvertretern gesessen; alle die Paläste, die wir als Merkwürdigkeiten beschauen, hat er von Jugend auf besucht und durchschwärmt, mit den Abkömmlingen derselben Familien, die sie einst erbaut und mit Werken ihrer genialen Mitbürger geziert, die sich darin an Plato und Dante erfreut, darin den Sturz ihrer herrschenden Gegner geplant und vorbereitet. Ganz Florenz hat eine Kontinuität, die keine Stadt der Welt im selben Grade besitzt: und sie war noch viel ausgesprochener in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts als seit 1850 und namentlich seit 1870: Gino aber war siebenundfünfzig Jahre alt im Jahre 1850, als er sich Glück dazu wünschte, sein Augenlicht verloren zu haben, um den Einzug der Tedeschi in seine geliebte Vaterstadt nicht ansehen zu müssen.

Der ganze Ton dieser Geschichte des 15. Jahrhunderts hat, nicht nur in der unerreichten Sprache, etwas Anheimelndes und zugleich, ich möchte fast sagen Hausbackenes, um den doppelten Sinn des Wortes casalingo wiederzugeben, welches die Politik und das Privatleben wie die Kunst und Dichtung jenes größten florentinischen Jahrhunderts am anschaulichsten bezeichnet. Alle die herrlichen Porträts florentinischer Staatsmänner in Ginos

Geschichte erinnern in der Tat aufs lebhafteste an die Porträtköpfe Ghirlandajos in dem Chore von Santa Maria Novella oder an die Masaccios in der Kapelle der Brancacci im Carmine, gar nicht an die blonden Helden- und Erzengelgestalten Peruginos im Cambio. Das sind keine aristokratischen, luxusgewöhnten Staatsmänner englischen oder auch nur venetianischen Schlages, die Großgrundbesitz oder ein weitverbreitetes Kolonialreich hinter sich haben: es sind wohlhabende, aber schlichte Bürger — auch die Capponis selber sind vom Stadtadel, nicht vom Land- und Waffenadel — popolani grassi, die sich gegenseitig kennen, sich und ihren Ursprung, ohne rotes oder goldenes Buch. Sprechen sie noch heute voneinander, wie z. B. Capponi hier in seinem „Siebzig Tage Ministerium", so sollte man glauben, die Corsinis, Ridolfis, Serristoris wären gar keine Fürsten, Marchesen und Grafen, sondern einfache Bürgerliche, so wenig sind in das demokratische Florenz die Titel eingedrungen, die ein Saint-Simon z. B. sich wohl hütet auszulassen, wenn er von seinen Standesgenossen redet. In Florenz herrschte eben immer, selbst zur Zeit der Optimaten, eine absolute gesellschaftliche Gleichheit unter den Vornehmen, und auch ihr Betragen gegen das niedere Volk wie gegen Gelehrte und Künstler hatte durchaus nichts von Leutseligkeit und Herablassung: man lebte unbefangen untereinander, ohne daß diese Vertraulichkeit je dahin führte, daß der eine oder der andere Teil die Grenze vergessen konnte, die zwischen den Herrschenden und Beherrschten gezeichnet war.

Diese Bescheidenheit und Natürlichkeit des Lebens innerhalb der mittelgroßen Stadt, wo sich alles persön-

lich kannte, gibt Gino Capponi wunderbar schön wieder, und auch die bequeme, etwas archaisierende, gemütlich ruhige Sprache trägt dazu bei, den Eindruck zu erhöhen. Man wirft der reizenden florentinischen Sprache gern vor, daß sie sich zur Wiedergabe moderner Ideen, Gefühle und Dinge nicht eigne, und mir deucht, der Vorwurf ist sehr gerechtfertigt. Wird nun aber eine Zeit geschildert, die sich in unmodernen Gedanken, Gefühlen und Zuständen bewegte, so ist das von großem Vorteil: freilich ist's dann keine moderne Geschichtsschreibung mehr, in welcher die Vergangenheit ja stets im Lichte der neuen Zeit zu betrachten ist. Jene tote Sprache ist aber, das darf man nicht vergessen, keine ciceronianische, in der Art Boccaccios; sie ist stets ganz vertraulich, wenn auch manchmal etwas allzu gelassen; sie ist auch nicht französisch elegant; sie ist bürgerlich bescheiden, aber von einer Sicherheit der Umrisse, welche wiederum an jene Maler erinnert, die im 15. Jahrhundert mit unbeirrbarer Bestimmtheit die Form erfaßten, mit unerreichbarer Kunst wiedergaben.

Dabei endlich die Natur des Mannes, der aus Billigkeit, Menschenkenntnis, einem gewissen praktischen Skeptizismus, vornehmer Selbstsicherheit, einem ausgesprochenen Sinn der Pietät, einem anspruchslos innigen Patriotismus, die weltlichen Dinge ansieht und beurteilt. Man könnte sagen: alles, was an Gino Capponi, dem Geschichtschreiber und dem Staatsmanne, nicht ganz befriedigt, ist von außen her in ihn hineingetragen worden. Das klingt freilich ein wenig wie ein truism, insofern, als jeder Mensch, genial oder einfach an Geist, immer dann sein Bestes leistet, wenn er sich selbst treu bleibt und seine

eigenste Natur am vollsten entfaltet. Hier aber war die Tatsache auffallender als sie gewöhnlich zu sein pflegt, weil das Hinzugekommene nur lose anhing und ganz leicht vom Angeborenen getrennt werden konnte, nicht wie bei den meisten modernen Bildungsmenschen das Angeborene verfälscht oder verwischt hatte. Die deutsche Gelehrsamkeit, die politisch-ökonomischen Theorien des englischen Radikalismus, die parlamentarischen Begriffe der Franzosen, der neumodische liberale Katholizismus hatten sich wie schlechte Litanien, die wir schon auswendig wissen, wenn wir nur das erste Wort hören, auf wertvolle Palimpseste, so auf die schöne geistige und sittliche Natur des Mannes breit niedergelegt. Darunter aber stand unversehrt der alte unvergängliche Text: ein aufrichtiges, allgemeines und lebhaftes Interesse für die Menschen und Dinge, eine naive Vaterstadtsliebe ohne Kirchturmseitelkeit, ein klarer praktischer Sinn für das Mögliche, eine große Antipathie gegen Abstraktionen, namentlich politische, und eine einfache Frömmigkeit, ohne Eifer wie ohne hohen Schwung, vor allem aber eine Redlichkeit der Gesinnung, wie sie mir so rührend unbefangen nicht ein zweites Mal vorgekommen; soweit von der Rhetorik des sittlichen Ernstes als von der Losigkeit banaler Nachsicht entfernt: alles Schlechte, Gemeine war ihm einfach unsympathisch wie alles Übertriebene; alles Edlen, Schönen bemächtigte er sich aber sofort als eines rechtmäßig ihm Zukommenden. Die Ironie, ohne die es keine wahre Intelligenz gibt, fehlte ihm deshalb keineswegs; aber sie bewegte nur leise seine Lippen, sie verzerrte seine Züge nie; denn auch in der Ironie gibt's ein Maß, das man nicht überschreitet, ohne die richtige Beleuchtung der Dinge zu verrücken.

So finden wir ihn denn auch in seinen „Denkwürdigkeiten“ wieder, welche einen guten Teil des letzten Bandes füllen.[1]) Leider sind sie äußerst fragmentarisch, da der Tod den alten Herrn überraschte, als er gerade ernstlich mit dem Gedanken umging, die Lücken auszufüllen und die Erzählung ununterbrochen wenigstens bis 1830 zu führen. Sein Gedächtnis war trotz seines Alters ein wunderbar frisches und bei aller Genauigkeit durchaus nicht von der mechanischen Art gewisser Daten- und Namensgedächtnisse, welche mit der seelenlosesten Mnemotechnik wetteifern. Wie oft habe ich nicht seinen Erzählungen gelauscht: seine Pariser Schilderungen von der Restaurationszeit, seine Londoner Erinnerungen, seine römischen Priesterskizzen, seine Reisen in Deutschland, seine Silhouetten von Landsleuten, näheren und ferneren, meist erster Rollen aus dem italienischen Drama, stehen mir noch heute vor der Seele wie am Tage, wo er sie in seiner etwas feierlichen Weise hinwarf, — einer gemütlichen Art von Feierlichkeit, hinter der der Schalk wohl hervorlugte. Wie oft habe ich nicht in ihn gedrungen, namentlich als er nach Vollendung seiner „Geschichte“ seine Vormittage etwas lang zu finden anfing, sie auszufüllen mit Niederschreibung seiner Erinnerungen.

Es ist nur weniges, wie's scheint, zu dem schon früher Niedergeschriebenen hinzugekommen: immerhin ist, was uns geboten wird, von großem Reize. Höchst unterhaltend

[1]) Etwa 200 Seiten. Das übrige nehmen zerstreute Gedanken, eine Einleitung zu einer Geschichte der Päpste und lange Bruchstücke einer „Geschichte Peter Leopolds“ ein. Letztere sind höchst wertvoll und flößen dem Leser das lebhafteste Bedauern ein, daß das Werk unvollendet geblieben.

ist die Erzählung von General Montrichards Besuch bei der Mutter, wo der Knabe, der von den Franzosen nur als Pendulediében reden gehört, schnell seine Uhrkette verbirgt; von dem Abzug des republikanischen Heeres aus Florenz und wie alle Einwohner beim ersten Glockenschlage vor Palazzo Vecchio zu Knie fallen, um dem Himmel für die Erlösung von den Befreiern zu danken, während das Bild des Großherzogs in feierlicher Prozession zurückgebracht wird. Die Knabenjahre in Wien, wohin die siegreiche Revolution den Vater treibt; die Sendung Ginos zu Napoleon 1814 und sein kurzes, aber bei aller Kürze so ungemein charakteristisches Gespräch mit dem Gewaltigen, dessen Stern schon am Erbleichen war; seine Beziehungen zu dem zweideutigen Prinzen von Carignan, dem späteren Carlo Alberto, der auch als König seine Zweideutigkeit nicht verleugnete; die nationalen Bewegungen nach der Julirevolution, die siebenzig Tage seines Ministeriums im Jahre 1848 und die beginnende Reaktion von 1849 — sind zwar nur ebensoviele Bruchstücke, aber wie tritt der ganze Mensch, der redliche, wahrhaftige, kluge, wohlmeinende Mensch, darin vor uns hin, wie die Zeiten, die er durchlebt; wie das Volk, dem er angehört! Selbst das sonderbare Gefühl, das einen überschleicht, wenn man so einen Zeitgenossen, der noch eben von Herrn Marco Minghetti und Quintino Sella und dem Parlamente in Monte Citorio geredet, auf einmal von Metastasio und Klopstock als von in der Kaiserstadt hochgefeierten Zeitgenossen sprechen hört — man wußte dort von Schiller und Goethe so gut wie nichts —: es erhöht den Reiz. Lebte doch in Wien zur Zeit von Marengo noch das Ancien Régime weiter, als ob nichts

vorgefallen wäre: „alle die Fürsten und Kardinäle waren noch dieselben, die in den friedlichen Zeiten, da die Völker ruhig litten, viel und ernsthaft über einen Vortritt stritten, und wenn sie dem Adel eine Abendunterhaltung gegeben, andern Tages in der Gazetta lasen, daß der Herr Fürst seine Hochherzigkeit in der Fülle der Erfrischungen an den Tag gelegt".

Schon im pedantischen Wien jener Tage wurde wohl der Grund zur heimlichen Antipathie Ginos gegen das Deutschtum gelegt: die Ungeduld des Patrioten, der die Fremdherrschaft haßte und hörte, wie deutsche Liberale in Frankfurt die Etsch als deutschen Grenzfluß forderten, hatte ihr gutes Teil daran; viel auch die Unbehaglichkeit, welche ihm der deutsche Gedanke einflößte: er fühlte wohl, daß etwas dahinter war, aber auch, daß er es nicht fassen konnte, und daß dies Etwas der Religiosität im lateinischen Sinne des Wortes gefährlicher war als Voltaires Witz: so vereinigte sich die kleine Demütigung der Eigenliebe mit der Ängstlichkeit für den Glauben, an dem er nicht gern rüttelte, und bestimmten ihn, unbewußt, wie viele gescheite Franzosen zu tun pflegen, den ganzen deutschen Gedanken als eitel Nebelhaftigkeit von sich zu weisen. Das meiste jedoch zu dieser Antipathie, welche er im Umgange nie auch nur im entferntesten an den Tag legte, trug der herausfordernde Hochmut mancher deutschen Gelehrten bei. „Heute, wenn man gewisse Prätentionen der Deutschen hört, sollte man wirklich glauben, sie allein hätten alle Kultur gegründet und den andern Völkern das heutige Leben und alles andere gewiesen." Doch sah er wohl, daß diese Art von nationalem Hochmute eigentlich nicht in der deutschen Nation, sondern nur im

„gelehrten Kreise (nel ceto de' letterati) Kurs hatte, da freilich in höchstem Grade (molto eccessive). Schon früher schien es mir ein starkes Stück, daß sie sich zu Schöpfern der Munizipalverfassungen machen wollten, sie, die vollständig ignorierten, was eine Stadt war, ehe sie, fast noch Nomaden, unsere Städte angriffen, und die ältesten Städte, die sie besitzen, sind römische Kolonien. Da kommt jetzt ein Biedermann und sagt uns, seine Deutschen hätten uns im 15. Jahrhundert Lateinisch gelehrt; ein Glück nur, daß wir von ihnen nicht noch die Aussprache angenommen!" Das verhinderte ihn aber durchaus nicht, auch das wissenschaftliche Verdienst der Deutschen anzuerkennen und die schwachen Seiten französischer Gelehrten zu sehen: so nennt er Legendre und Delambre „ausgezeichnete Männer; aber solche Gelehrte einer Wissenschaft, welche von den Dingen nur eine Eigenschaft sieht, finden sich oft gar kurz, wenn es gilt, einen ganzen Menschen zu verstehen und über die Taten der Menschlichkeit ein Urteil abzugeben".

Gino kam noch früh genug nach Florenz zurück (1803), um Alfieri sterben zu sehen, und besuchte, nachdem er herangewachsen, die Witwe Karl Eduards, die des Misogallen Leben so ausgefüllt, ziemlich oft in ihrem Palast am Lung-Arno: „Ich glaube nicht, daß sie je besonders schön war: plump (massiccia) in den Formen, und auch im Geiste, wenn ich so sagen darf, etwas materiell (materialotta); doch gebildet und verständig, ein wenig derb (duretta), aber nicht übelwollend; gar nichts Poetisches; gekleidet wie eine Magd, hielt sie ein Haus wie eine Fürstin." Sie erzählte Gino, wenn Alfieri noch länger gelebt, würde er mit dem Rosenkranz in der Hand ge-

storben sein, wozu der Alte die Bemerkung macht: „sie liebte ihn eben seit mehreren Jahren nicht mehr, und gewisse Sachen verstand sie nicht". Sie war eben doch eine Deutsche, und wie es gewisse Sachen an uns gibt, die die Romanen nicht verstehen, so gibt's sicherlich auch solche an ihnen, die wir nicht verstehen, darunter vor allen den Rosenkranz in der Hand Alfieris, Manzonis oder Capponis. Übrigens verhinderte der Rosenkranz unsern alten Marchese ebensowenig wie Alfieri oder Manzoni, die zeitliche Macht des Papstes (quel profano accompagnamento) als das Grundübel Italiens zu betrachten. Nur die innere Freiheit ist ihnen ja unbehaglich.

Sehr schön in ihrer Kürze ist die Charakteristik Napoleons, in dem, meinte er, doch immer der Abenteurer vorherrschte; vortrefflich vor allem die Schilderung der Umtriebe von 1830 und 1831 unter den Liberalen und Patrioten Italiens. Trotz allen toskanischen Stolzes wußte der Alte doch, daß es aus war mit Toskana, „einer Lampe, die zu lange gebrannt und die ein wenig trocken geblieben; ich glaube, ein kleiner Zufluß, der sie belebte, täte ihr fortan gut". [1]) Auch daß die Piemontesen, mit denen er sonst nicht sonderlich sympathisierte, dies neue Öl liefern müßten, sah der kluge Mann wohl ein: „aus jenen subalpinischen Naturen zieht man heute mehr als aus uns Apenninern". Das Unglück hat gewollt, daß Italien sich allzu schnell von der Vormundschaft dieser braven Schweizer ihrer Halbinsel emanzipiert.

---

[1]) Das reizende Wort ist bescheiden in einer Anmerkung vergraben.

Es ist schwer, ja unmöglich, in kurzen Strichen einen richtigen Begriff davon zu geben, was Gino Capponi uns in diesen schon sehr kurzen Kapiteln gibt; die unausgesprochene Freimaurerei, die alle Edlen Italiens miteinander verbindet, der verhaltene Haß und die verhaltene Begeisterung, die alte, nie ganz erloschene Freude an der Verschwörung, die wenigen Losungsworte, die von einem Ende der Halbinsel zum andern lautlos vernommen werden; das unsichtbare Band, das wie zwischen 1807 und 1813 in Deutschland alle freien Seelen miteinander verbindet; die flüchtigen und verstohlenen Besuche der Hoffenden, die hochherzigen Illusionen, die leichten Herzens gebrachten Opfer; die Allgegenwart des Liberalismus und des Patriotismus, die sich bis in die Grammatiken drängen, die Höfe selber und die Kanzeln ergreifen.

Auch hier wieder zeichnet sich der Schreiber, ohne in den Spiegel zu blicken, ohne zu wissen, daß er sich zeichnet, aufs klarste hin unter die erregten Gestalten der Freunde, die von Palermo und Turin, von Venedig und Neapel sich im alten Palaste der Via S. Sebastiano einfanden. Von Anfang an kennt er seine Grenzen; weiß, was seiner Natur gemäß ist, was nicht, weist alles ab, wo krumme Wege nötig sind. Von Revolutionen will der Mann, dem alle Heftigkeit zuwider ist, nichts wissen; er liebt das Volk zu sehr, um es gerne, auch nur auf Augenblicke, wie ein verzogenes Kind herrschen zu lassen. Aber auch von Geheimbünden will er nichts wissen; am wenigsten von Verrat. Gegen Mazzini ist er besonders streng und zerschneidet, nicht ganz billig, die bunten Lappen seiner Theorien mit der unerbittlichen Schere seines gesunden Menschenverstandes (im Aufsatze über die lombardischen

Freiwilligen). Der Bedeutung der Persönlichkeit Mazzinis, die so hoch über seinen Theorien stand, wird er nicht ganz gerecht. Immer will er, daß an das Bestehende angeknüpft werde; Maß, Anerkennung aller Rechte, Loyalität, im Sinne des englischen fair play, waren ihm die höchsten Gesetze des politischen Lebens. Man kann sich denken, daß er damit nicht immer ausgereicht hätte: er wußte es und darum hielt er sich ferne mit der Hand, wenn auch nicht mit dem Herzen, das wärmer schlug als das irgend eines Patrioten. Und es gehörte Mut dazu, sich nicht von den leidenschaftlichen Freunden pressen zu lassen: aber er hatte diesen Mut und wußte, daß auch er eine Bürgertugend ist: denn „in den Gewalttätigkeiten der Parteien und in den Irrtümern der Regierungen, welche selber noch Parteien sind, ist kaum zu sagen, welche Rolle die Furcht spielt, da viele Furcht sich unter dem Mantel des falschen Eifers birgt und andere mit Absicht zu unrechten Zwecken hervorgekehrt wird". So kam es, daß er fünfundfünfzigjährig, schon erblindet, das Ministerpräsidium in Toskana übernahm, als ein Naiver, soweit es ein Italiener sein kann, und ohne je vorher öffentliche Geschäfte besorgt zu haben.

„Ich nahm das Ministerium in den ersten Tagen des August 1848 zu leicht an und ich will sagen, wieviel Bagage ich aus meinem vergangenen Leben mitbrachte. Ich hatte viel gelesen und gedacht, geredet mit vielen, war aber mit wenigen umgegangen und hatte mich durchaus nie mit Staatsgeschäften befaßt. Immer zog ich dem Befehlen das Freileben und Anderefreilassen vor; aber wenn ich an Italien dachte, so kam es mir weit mehr auf andere Dinge als auf die Freiheit an. Bei alledem

hatte ich einen großen Ruf als Liberaler, ein Ruf, der in Wahrheit ein wenig erschlichen (scroccata) war; nicht als ob meine Neigungen und meine Natur nicht derart gewesen wären, aber wegen der Abwesenheit irgend einer Tat und weil das Einverständnis zwischen den Liberalen und mir nicht bestand: auf diese Weise war ich eine Art Liberaler in partibus, rein von geheimen Gesellschaften und Konventikeln (combriccole) wie ein unreifes Mägdlein (come impubere verginella). Die Regierung mißfiel mir, weil unter ihr die moralischen Mächte des Landes, die mir alles sind, auseinander zu gehen schienen; aber ich gehörte nicht zu denen, welche gegen die täglichen Handlungen der Regierungen zeterten, eher noch entschuldigte ich sie; im Grunde kümmerte ich mich wenig darum; das Land kannte ich nicht; und nie, wenn ich vor Palazzo Vecchio vorbeiging, fiel es mir ein, hinaufzugehen: der Ehrgeiz lockte mich nicht ... So lebte ich lange Jahre, erst sturmvoll-müßig, dann ganz in gewissen Studien vergraben, und als der Name Pio Nonos die italienische Sache volkstümlich zu machen begann und eine wunderbare Übereinstimmung die Willen aller Naturen und Arten von Menschen in einem vernünftigen Gedanken zu vereinigen schien, und als dieser Gedanke die Sekten zum Schweigen brachte und eine sittliche Wiederauferstehung die staatliche Befreiung verhieß, da, obschon sich ein lebhafter Glaube in mir regte und mir dann, dann zuerst, die Zeit zu handeln gekommen erschien — da war es schon zu spät für mich und Gott hatte mir schon das Verbot auf die Stirne gedrückt."

Nur siebzig Tage hielt der Erblindete im heftigen Sturme das Ruder in der Hand; dann kehrte er zu seinen

geliebten Studien zurück. Seine Aufzeichnungen hören auf mit den letzten Wellenbewegungen jenes großen Orkans. Es folgte ein Menschenalter der Ruhe, nicht für die Welt, nicht für Italien, aber für den alten Weisen. Diese Ruhe war indes kein Stillstand, und das Durchgehen durch die harte, laute Wirklichkeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen; ich zweifle, ob er geworden wäre, was er wurde, wenn er nicht auch einmal im Leben im Vordertreffen gestanden. Diese Welt lag nun klarer vor ihm, und es war ihm keine Bitterkeit davon zurückgeblieben; Duldung bei höchster Klarsicht, Universalität des Anteils bei weisester Beschränkung, Lebhaftigkeit der geistigen Interessen ohne „Willen zum Leben" waren die seltenen Tugenden, die dieses edle Greisenalter bis zum letzten Atemzuge schmückten. Ob solche Menschen in solcher Stellung in unsern unsteten Lebensformen und bei unserm noch unsteteren Lebenssinn je wieder erstehen können? Ich zweifle daran und preise mich glücklich, noch einige wenige solcher Menschen gekannt zu haben.

IV.

N. Macchiavelli.[1])

Die Tatsache, daß Macchiavelli die Staatskunst zum Hauptgegenstande seines Nachdenkens und seiner Schriften gemacht, auch so vielfach im praktischen Staatsdienste verwandt wurde, und es doch nie zu einer äußerlich angesehenen Stellung, geschweige denn zu einer leitenden Macht in der Republik brachte, wie z. B. Guicciardini oder auch nur wie sein eigener Vorgesetzter, Marcello Virgilio, wirft ein helles Licht auf ihn selbst. Wem nicht Geburt, Reichtum, einflußreiche Verbindungen den Weg

---

[1]) Dieser Aufsatz ward veranlaßt durch das Werk P. Villaris, Niccolo Macchiavelli und seine Zeit. Durch neue Dokumente beleuchtet. In zwei Bänden. Mit des Verfassers Erlaubnis übersetzt von Bernhard Mangold. Band I. (Leipzig, H. Hartung u. Sohn, 1877.)

Schon seit Jahren wußte die gelehrte Welt Italiens, daß der Verfasser des „Savonarola" mit einer Lebensgeschichte Macchiavellis beschäftigt war, deren Erscheinen jedoch durch die politische Tätigkeit und die Berufspflichten Herrn Villaris stets hinausgerückt wurde. Heute endlich, nachdem „Gott ihm die Muße gegeben", d. h. in moderne Sprache und Anschauung übersetzt, nachdem das souveräne Volk ihn nicht wieder zu seinem Vertreter gewählt, haben wir den Vorteil davon, indem wir das so lange und so ungeduldig erwartete Werk endlich in Hände halten. Villari aber ist nicht nur nächst Amori der angesehenste und populärste Historiker Italiens, er ist auch weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt,

zu hoher Weltstellung eröffnen, dem helfen auch Talente und Kenntnisse nicht dazu, wenn sie nicht, sei's vom Glück oder der Intrige, sei's von der Energie des Cha-

---

was nur wenigen Italienern seiner Generation zuteil geworden. Sein „Savonarola" ist ins Deutsche, ins Französische, ins Englische übersetzt und namentlich bei unsern Vettern an der Themse außerordentlich beliebt geworden: wozu der Gegenstand wohl ebensoviel beigetragen haben mag, als die Behandlungsweise desselben; die strenge und enge Natur Savonarolas, der sich vermaß, aus den heiteren Florentinern des Quattrocento eine Art puritanischer Rundköpfe zu machen, hat eine wahlverwandtschaftliche Anziehungskraft für die Nachkommen der Independenten; und Villaris Anschauungs- und Behandlungsweise verrät auf den ersten Blick die moderne englische Schule.

Auch das neueste Werk des keineswegs schreibseligen Verfassers erscheint zu gleicher Zeit im Original und in englischer wie deutscher Übersetzung. Herr Villari kann von Glück sagen: er hat die seltene Perle eines trefflichen Übersetzers gefunden. Wer selbst übersetzt hat oder selbst übersetzt worden ist, kennt die unsäglichen Schwierigkeiten dieser bescheidenen und lange nicht hoch genug geschätzten Tätigkeit. Herr Mangold versteht das Italienische aus dem Grunde, was die erste Voraussetzung ist, und er schreibt Deutsch, was als die höchste, aber auch seltenste Kunst des Übersetzens angesehen werden darf. Er hat sich keineswegs die Freiheit genommen, „frei" zu sein in seiner „Bearbeitung", was gewöhnlich darauf hinausläuft, daß der Übersetzer sich dem Verfasser substituiert, er hat sich aber auch nicht begnügt, ein peinliches Wort für Wort zu geben: es ist ihm gelungen, sich so mit dem Geiste und der Form des Originals zu durchdringen, daß er dessen Eigentümlichkeiten auch im fremden Gewand deutlich hervortreten läßt, ohne daß der Stoff dieses Gewandes zu Falten gezwungen wird, die nicht in seiner Natur sind.

Villari nennt sein Buch „N. Macchiavelli und seine Zeit", und in der Tat bilden die zwei ersten Drittel des vorliegenden ersten Bandes eine Einleitung, welche die politische und literarische Geschichte Italiens im 15. Jahrhundert behandelt; und selbst das letzte

rakters oder einer gewissen natürlichen oder angenommenen äußeren Haltung, unterstützt werden. Letztere nun können manche Menschen — und nicht immer die schlechte-

---

Drittel, das die ersten Jahre von Macchiavellis politischer Tätigkeit umfaßt, ist mehr eine Geschichte Italiens während dieser neun Jahre, als eine Biographie Macchiavellis. Und es konnte nicht wohl anders sein. Von Macchiavellis dreißig Jugendjahren bis zu seinem Eintritt in sein öffentliches Amt wissen wir so gut wie gar nichts. Von da ab aber bis ins zweiundvierzigste Jahr geht sein ganzes Leben in der Politik auf; auch hier beginnt er erst am Schlusse des von Villari behandelten Zeitraums (1507) einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Der folgende Band wird dagegen ein individuelleres Gepräge tragen müssen, da Macchiavellis Gestalt fortan etwas mehr in den Vordergrund des Staatslebens tritt; und später die gezwungene und ungeduldig ertragene Muße (von 1512—1521) gerade die Zeit ist, wo er die meisten und die einflußreichsten seiner Werke geschrieben und wo die Zeitgenossen dem damals schon vielgenannten Manne auch als Menschen viel größere Aufmerksamkeit schenkten, als sie es dem obskuren Jüngling gegenüber getan, und wir so, dank namentlich der zahlreichen uns erhaltenen Briefe, besser über sein Privatleben unterrichtet sind.

Die Gewissenhaftigkeit, der Umfang, die Kritik von Villaris gelehrten Forschungen sind zu bekannt und anerkannt, als daß es nötig wäre, noch einmal daran zu erinnern. Er geht stets auf die Quellen zurück. Auch dieses Buch, wie der „Savonarola", beruht ganz auf Studien erster Hand, und zwar auf ungemein ausgedehnten und tiefgehenden Studien. In bezug auf Vollständigkeit wie Sicherheit läßt das Werk so gut wie nichts zu wünschen übrig. Dabei ist die Form eine äußerst gefällige; der Stil ist warm ohne Rhetorik, einfach ohne Steifheit, fließend und doch sorgfältig. Der Fortschritt seit dem „Savonarola", der Fortschritt zur Keuschheit und Klarheit der Sprache ist unverkennbar. Auch die ganze Anlage und Einteilung des Stoffes ist klar und übersichtlich.

Wenn die Ereignisse nicht immer dramatisch, die Gestalten nicht immer plastisch hervortreten, so hängt das sowohl mit der Eigenart

sten — denen sie nicht angeboren ist, durchaus nicht über sich bringen, anzunehmen, weil sie darin eine Art Zugeständnis an die Weltlüge sehen, gegen das sich ihr Wahr-

---

des Verfassers als mit dem Begriff zusammen, den er sich von der Geschichte macht; diese ist ihm Wissenschaft, nicht Kunst; und sein Geist hat weniger beschauliche als analytische Gewohnheiten. Auch im Urteil fühlt man, daß man es mehr mit einem Moralisten als mit einem Künstler zu tun hat. So tritt denn bei aller gewollten und auch erreichten Unparteilichkeit doch eine gewisse Strenge zutage, die den Schwächen der menschlichen Natur manchmal recht unnachsichtig gegenübersteht. So in dem Urteile über Aeneas Sylvius, über Alphons und Ferrante von Neapel, über Petrarca, den alten Cosimo, Lorenzo vor allen, dessen Poesie er nicht einmal recht will gelten lassen: er vermißt eben darin den idealen Schillerschen Schwung; und er ist nicht Künstler genug, um zu fühlen, daß das höchste künstlerische Ideal gerade in der Art von Realismus liegt, den wir überall im 15. Jahrhundert finden, bei Filippino Lippi und Botticelli ganz ebenso wie bei Lorenzo und Ariosto. Villari gehört eben durchaus zu den Italienern seiner Generation, bei der die Reaktion gegen die Zeit des Sigisbeismus, des Klienten- und Schmarotzertums der letzten Jahrhunderte, den Charakter etwas ängstlicher Sittenstrenge, namentlich aber eines übertrieben empfindlichen Würdegefühls annimmt: so erwärmt er sich unter anderem zu einer wahren retrospektiven Entrüstung, wenn Poliziano „sich so sehr vor seinem Beschützer erniedrigt, daß er ihn selbst um abgelegte Kleider bittet". Daß derlei Verhältnisse, selbst in dem Vaterlande moralischer Würde, in England, noch bis ins vorige Jahrhundert gedauert, scheint er ganz zu vergessen; und in diesem Sinne wünschte ich, er wäre etwas mehr Historiker. Auch hat er noch wie viele seiner Landsleute unbewußt gewisse kindliche Vorstellungen aus dem klassischen Schulunterricht mit in die Wissenschaft gebracht, welche wir Ultramontanen — Franzosen, Deutsche und Engländer — uns doch schon seit geraumer Zeit abgewöhnt haben: er zeiht z. B. Lorenzon bewußter Absichten der Volkskorruption, an die dieser große Mann sicherlich nie gedacht hat: er meint, derselbe habe „das Volk durch

heitsgefühl sträubt. So unser Lessing, der Zeit seines Lebens ein stellungsloser Literat blieb; denn auch sein letztes Amt war eine Versorgung und eine Gelegenheit

---

den Sinnenrausch einschläfern w o l l e n"; er habe die Feste und Maskeraden geleitet, „um die Sittenverderbnis mittels der Eleganz des Geschmackes noch tiefer eindringen zu lassen". Das erinnert fast an die Freudenmädchen, welche Pariser Politiker während der Belagerung von 1870 gegen die belagernden Deutschen loslassen wollten. Dagegen imponiert Villarin das Aposteltum der Volksverbesserer so, daß er bei Savonarola sogar „wunderbar gesunden politischen Verstand" zu entdecken vermag, eine Eigenschaft, die ein so guter Richter in derlei Dingen wie Macchiavelli selber nie bei dem Mönche zu finden wußte. Es liegt darin eine ganze Weltanschauung — ich möchte sie die englische nennen — wonach Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion sich Zwecke angewandter Moral setzen, wogegen der Historiker und Künstler in unserm Sinne und auch im Sinne der italienischen Renaissance, die Moralität dieser Tätigkeiten einzig darin sieht, daß sie anstatt individueller Zwecke allgemeine und unpersönliche verfolgen, wie wir den Wert der Mildtätigkeit nicht im gelinderten Leiden des Unglücklichen, sondern in dem menschlichen Gefühle des Wohltäters sehen. Um so anerkennenswerter ist die Mühe, die sich Villari gibt, allen Erscheinungen einer Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren innerstes Wesen ihm so antipathisch sein mußte: denn es war eine Zeit, welche rein unterm künstlerischen Prinzipe stand, im Staate wie in der Religion, in der Wissenschaft wie in der Kunst selber, was selbstverständlich zu sein scheint, heutzutage aber doch fast nirgends und nie der Fall ist. Der moralische Wert der Handlungen, die moralische Anwendung der Theorien kamen für die Renaissance nicht in Betracht. Villari ist eben ein gewissenhafter Schriftsteller und eine hervorragende Intelligenz: Ehrlichkeit und Verstand reichen aber weit: sie retten selbst den vor der Einseitigkeit, der sich willentlich und wissentlich auf einen beschränkten Standpunkt gestellt. Und so lesen wir, selbst nach Voigt, Burckhardt und Reumont, gern die geistreichen und hellen Seiten, die der Italiener der Geschichte des Humanismus in seinem Vaterlande

zur Lieblingstätigkeit, keine gesellschaftliche Stellung. Und Lessing begnügte sich dabei, keine Rolle in der großen Lebenskomödie anzunehmen; Macchiavelli ging weiter in

---

gewidmet. Seine Darstellung der politischen Zustände und Verwicklungen Italiens im 15. Jahrhundert ist von seltener Belebtheit und Klarheit. Geistreiche und tiefe Bemerkungen, welche sowohl den originellen Denker, als den erfahrenen Menschen der Tat und der Beobachtung verraten, sind in Fülle über das ganze Buch ausgestreut und machen die Lektüre desselben, die schon so lehrreich ist, auch zu einer der angenehmsten, die man finden kann. (Wir lassen hier die ziemlich ausführliche Besprechung des ausgezeichneten Werkes aus und fügen nur das Ende dieser Rezension hinzu, welches den Übergang zu unserer eigenen Beurteilung Macchiavellis bildet.) Was das Urteil Villaris über Macchiavelli selber anlangt, so wird es sich erst aus dem zweiten Bande ergeben. Noch ist der Verfasser nicht an die Satiren und Komödien, den Fürsten und die „Discorsi", die Florentiner Geschichten und die „Kriegskunst" gekommen, noch hat er Macchiavellis hervorragende politische Tätigkeit nicht in Betrachtung gezogen; noch hat er seine Ungnade, seine Leiden, die Weise, wie er beides ertrug, nicht zu schildern die Gelegenheit gehabt; er versichert uns, er werde seines Helden Leben und seine Schriften nur studieren, „um zu versuchen, ihn kennen zu lernen und ihn zu beschreiben, wie er in Wirklichkeit war, mit allen seinen Vorzügen und Gebrechen, Lastern und Tugenden". Doch sieht man schon jetzt deutlich, wohin der Verfasser steuert und welches seine Lösung des vielverschlungenen Rätsels sein wird: eine Lösung, die, so erscheint es mir, wenn nicht alle Knoten, so doch viele löst: Villari sieht offenbar in Macchiavelli den Mann der historischen Wissenschaft, der im Sinne seiner Zeit die tatsächliche Wirklichkeit des Staatslebens, das sich ihm darbot, studierte, indem er die moralische Seite ganz außer acht ließ, etwa wie der Botaniker die Flora, ohne sich zu entrüsten, wenn er auf eine Giftpflanze stößt, ohne in Begeisterung zu geraten, wenn er einem Heilkraut begegnet. Diese bis jetzt noch kaum ausgesprochene, aber leicht herauszulesende Auffassung scheint mir in der Tat von den unzähligen Urteilen, die über Macchiavelli gefällt

der Unvorsichtigkeit: er sprach aus, was er darüber dachte, etwa wie der große französische Literarhistoriker Sainte-Beuve, der auch nie eine Wahrheit für sich behalten konnte, wie schiefen Urteilen er sich auch bewußt war, sich dadurch auszusetzen; denn dies Aussprechen der geheimsten Gedanken war in der, trotz so vieler Treulosigkeiten, Verrätereien und Lügen, im Grunde wahren Zeit Macchiavellis nicht so schlimm als in unserem goldenen Alter der Konvention und der Heuchelei. Diese mag immerhin, wie das Sprichwort will, als eine Huldigung angesehen werden, welche das Laster der Tugend darbringt; Men-

---

werden, dasjenige zu sein, das der Wahrheit am nächsten kommt; ganz erschöpft es auch nicht die Frage, die auch wohl nie ganz genügend beantwortet werden wird; denn in dem widerspruchsvollsten aller Zeitalter ist Macchiavelli wohl der widerspruchsvollste aller Menschen gewesen. Mit einer einfachen These bewältigt man eine so komplexe Erscheinung nicht, und die maitresse faculté ist nicht der Schlüssel, der alle Kammern dieses psychologischen Labyrinthes aufschließt. Auch Schreiber dieses, der in jüngeren Jahren den Werken Macchiavellis ein besonderes Studium gewidmet, hat einen Lösungsversuch auf dem Gewissen (Études italiennes, p. 316 bis 385), und er gesteht heute gern, daß seine damalige Anschauung eine einseitige war, die nur insofern berechtigt ist, als man sie von anderen Gesichtspunkten aus ergänzt. Dies und nicht mehr, ja dies nur sehr fragmentarisch, wird in dem Obenstehenden versucht: wobei heute die Komödien, welche mir damals als Ausgangspunkt dienten, außer acht gelassen werden, obschon ich heute wieder in dieser einseitigen Skizze des vielseitigen Macchiavelli mehr das Leben und die Schriften des Segretario nach 1507 in Betracht gezogen, als die in Villaris Werke besprochenen, weil erst dann, namentlich während der neun Jahre politischer Untätigkeit und schriftstellerischer Wirksamkeit, Macchiavellis eigentümlicher Charakter bestimmter hervortritt.

schen, die zugleich naiv und gescheit sind, wie Macchiavelli und jedes andere Genie, ist sie stets unerträglich gewesen. Der Segretario mußte alles heraussagen, was er für wahr befunden, und wäre es im direktesten Widerspruch mit allem dem gewesen, was uns durch die allgemeine Konvention zur zweiten Natur geworden; daher seine Worte immer wirkten und noch wirken, wie wenn sie plötzlich einen Schleier durchschnitten, der um die Dinge liegt, und sie uns von Angesicht zu Angesicht schauen ließen, was überhaupt die Tätigkeit des Genies und seine Beglaubigung bei den Menschen ist; denn das Genie wiederholt unaufhörlich die Parabel vom Ei des Kolumbus (oder des Brunelleschi, wie die Italiener sagen). Doch selbst für jene Zeit war Macchiavellis Zynismus zu schroff: schon Giuliano de' Ricci klagte, sein Großvater sei „sowohl im Tadel hochstehender Personen der Kirche oder des Staats, als auch in der Zurückführung aller Dinge auf natürliche oder zufällige Ursachen viel zu frei gewesen".

Wenn er zu sagen wagte, die allermeisten Menschen hätten lieber bekannte Verbrecher zu Vorfahren als niemanden, oder sie verschmerzten schneller den Mord ihres Vaters als den Verlust ihres Vermögens, so hatte er unstreitig recht; aber seine Zeitgenossen und Mitbürger hatten ebenfalls recht, wenn sie dachten, daß ein Mann, der so das innerste Wesen der Menschennatur aussprach, auch das des Staates so ausplaudern könnte; und er versagte sich's in der Tat nicht, wie männiglich bekannt ist. Der Staat aber bedarf wie die Kirche, wie der einzelne Priester und Staatsmann des Scheines; er darf nicht erlauben, daß man der Masse seine innerste Natur

offenbare: denn nur vor dem Nichtgekannten hat die Masse Ehrfurcht. Dabei konnte Machiavelli sich durchaus nicht entschließen, seine Person mit diesem Schein, d. h. der äußerlichen Würde, Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit zu umgeben, die man von öffentlichen Männern verlangt, weil man ihn — meist mit Recht, zuweilen aber doch auch mit Unrecht — für ein Zeichen der inneren Würde und der Festigkeit des Charakters ansieht. Diese Festigkeit nun scheint Machiavelli durchaus gefehlt zu haben. Das notwendigste Erfordernis, um in der Welt vorwärts zu kommen, die kluge, stetige Lebensführung, war nicht in seiner Natur: der Geist der Ordnung, die Regelmäßigkeit des geschulten, professionellen und traditionellen Staatsmannes, die z. B. Guicciardini im höchsten Grade besaß, gingen ihm ab. Auch hatte er nicht den rechten Willen, und da er als ein Denker, der die Nichtigkeit der weltlichen Dinge durchschaut, ohne eigentlichen Ehrgeiz war, so bedurfte er auch der Konsequenz des Betragens nicht, der rastlosen Verfolgung eines Zieles, das man nur so erreicht. Eine zum Herrschen und Befehlen geborene Natur hatte er aber noch weniger. Nicht nur legte er sich selber nicht die große Wichtigkeit bei, die Männer im Amte sich beizumessen pflegen, er ließ sich sogar absichtliche Zurücksetzung gefallen, teils weil er vergaß, daß nur die Selbstachtung die Achtung der Welt erzwingt, teils weil er wirklich nicht nach Glanz und Stellung geizte. Er ließ sich nicht nur vieles geschehen, er stieg auch — freilich nie zur Intrige — wohl aber bis zur Ämterbettelei bei seinen Verfolgern, den Medici herab, eben weil's ihm aufs Äußere gar nicht ankam, selbst da, wo dieses Äußere die Bedingung erfolgreichen Wirkens war,

sondern nur auf die Sache oder was er als solche ansah: hier also die Gelegenheit, seine Lieblingstätigkeit auszuüben, und das bischen Geld, das er zu seinem Amüsement brauchte. Denn das Unglück wollte, wie er selbst sagte, daß er „weder über die Seide- noch über die Wollindustrie zu reden wußte, und da er sich nicht über Verlust und Gewinn unterhalten konnte, ihm nichts übrig blieb als zu schweigen oder zu politisieren". Und Macchiavelli war ein heiterer Lebemensch: liebte gute Tafel und munteren Scherz, nahm wohl auch die Würfel zur Hand, und selbst als Familienvater und Gatte konnte er den Schönen nicht entsagen; kurz Mona Marietta hätte so nachsichtig als Frau Schwerdtlein sein müssen, wenn sie nicht manchmal ein wenig geklagt hätte. Kaum ist er dem Kerker und der Tortur entronnen, so finden wir ihn schon wieder, „um sich zu erholen", in mehr als munterer Gesellschaft (in casa qualche fanciulla per riaver le forze) oder gar auf dem Lande mit den Kärrnern spielend, oft auch auf der Vogeljagd, nur die Nacht allein in der erlauchten Gesellschaft der alten Schriftsteller. „Wir ahmen darin", schreibt er seinem Freund Vettori, „der Natur nach; sie ist veränderlich, seien wir veränderlich wie sie. Wenn man ihr nachahmt, kann man nie fehlgehen." Die ganze Renaissance ist in dem Wort.

Selbstverständlich blieben auch die Geldverlegenheiten nicht aus und was sie im Gefolge führen: so daß der große Mann uns manchmal fast wie ein italienischer Kapitän Booth vorkommt, leichtsinnig, schwach, sinnlich wie Fieldings Held, aber wie dieser nie unedel. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Macchiavelli nordische Feinheit und Zartheit des Gemütes besessen; dagegen

hatte er, was ihn zur Leistung des Größten befähigt hat, leidenschaftliche Liebe für zwei außerpersönliche Dinge: das Vaterland und die Wissenschaft; die einzigen, die er wirklich ernst nahm im Leben. Wissenschaft aber ist Erforschung der Wahrheit. Eben weil alle seine Energie auf die Erforschung der Wahrheit, des wirklichen Zusammenhanges der Dinge, ihrer natürlichen Ursächlichkeit gerichtet war, nicht auf die Erlangung einer Weltstellung, erreichte er erstere, während letztere ihm entging: denn die Welt erlaubt den praktischen Skeptizismus nicht, der an ihrem Werte zweifelt und Macchiavellis unüberwindliche Wahrheitsliebe gestattete ihm nicht, sich zu stellen, als ob er die Welttätigkeit und ihre fable convenue für bare Münze nähme. Seine große Folgerichtigkeit und Energie in der wissenschaftlichen Erkenntnis war somit schuld, daß er im praktischen Leben als schwach und inkonsequent erschien.

Ein Lebemann, der den Schein verachtet, sehr klar sieht und stets seine innersten Gedanken ausspricht, dabei imstande, die beste Gelegenheit zum Karrieremachen zu versäumen, weil ein gutes Essen unter geistreichen Freunden oder ein wissenschaftliches Problem ihn gerade lockt; ein Politiker, der selbst inmitten der Geschäfte weniger an das Gelingen dieser seiner Geschäfte als an die Beobachtungen der Menschennatur und die Auffindung der Gesetze staatlichen Lebens denkt; der überdies nicht allzu praktisch ist, und wenn er selbst leiten soll, sich entweder zu „Phantastereien“ verführen läßt — wie Guicciardini seine Arno-Abgrabung nannte, mittels welcher er das belagerte Pisa zur Übergabe zu zwingen gedachte —, oder aber keine 3000 Mann der von ihm selber geschaffenen

Miliz nach der von ihm selber erdachten Weise manövrieren lassen kann, ohne alles in Verwirrung zu bringen, — ein solcher Mann kann um so weniger „vorwärts kommen“ im Leben, wenn er wie Macchiavelli es nicht unterlassen kann, sich selbst mit einer gewissen Ironie zu beobachten. Aus diesem geheimen Gefühl seiner praktischen Unfähigkeit und seines Mangels an Charakter entsprang denn auch nicht nur seine Bewunderung — eine Bewunderung, die übrigens nie bis zur Sympathie ging — für einen Mann der rücksichtslosen Tat, wie Cesare Borgia, sondern auch seine ganze Theorie von der Energie (virtù) als dem staatenschaffenden und staatenerhaltenden Prinzip. Nichts imponiert dem nicht eitlen Menschen so sehr als das Schauspiel einer Geistes-, Charakter- oder auch nur Körpereigenschaft, die ihm selber abgeht, und Cesare Borgia war in allem das gerade Gegenteil des florentinischen Gelehrten und Denkers. In allen Leibesübungen Meister, unermüdlichen Körpers und Geistes, vor keiner Gewalttat zurückschaudernd, immer sich selbst beherrschend, ein Lügner mit eherner Stimme, in höchster Lebensstellung, zum Befehlen geboren und ans Befehlen gewöhnt, ohne eine Spur abstrakter und theoretischer Studien oder Gedankengewohnheiten, tapfer, grausam, düster in dem Lebensgenuß — wieviel mehr fiel das bei einem Macchiavelli ins Gewicht als alle die Vorzüge feinerer Art, die er selbst besaß oder bei Studiengenossen fand!

Auch gründet man mit Herzensgüte, Rücksicht, Zartgefühl keine Staaten, sondern mit Energie allein, und nur an Eines dachte Macchiavelli, wenn er nicht seiner wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze des gesellschaftlichen Lebens und der Staatenbildung nachging; dieses

Eine war die Gründung eines italienischen Nationalstaates, gleich denen, welche jetzt eben in Spanien, Frankreich und England gegründet worden, und um dazu zu gelangen, die Zerstörung der weltlichen Macht der Päpste. „Wir haben eine große Verpflichtung gegen die Kirche," sagt er in den „Discorsi" mit der ihm eigenen bitteren Ironie, „denn wir danken ihr unseren Ruin; sie hielt und hält noch immer Italien geteilt; und wahrlich war nie ein Land glücklich und einig, wenn es sich nicht ganz einem Fürsten oder einer Republik unterwarf, wie es in Frankreich und Spanien geschehen." Ein Nationalstaat also muß vor allem gegründet werden, was auch andere, wie Guicciardini, zugunsten der Kleinstaaterei und der Dezentralisation sagen mochten; denn nur ein solcher Nationalstaat könnte das Land von der Fremdherrschaft befreien, die zum Himmel stinkt, wie er shakespearisch sagt (ad oguno puzza questo barbaro dominio). Zu diesem Zwecke ruft er den „Erlöser" an, den „vom Himmel Geliebten", einen Moses, einen Theseus, einen Cyrus; alle „Nationenbefreier", deren aller Sache weniger gerecht war als der Krieg zu Vertreibung der Fremden und zur Einigung Italiens. Gegenüber einem solchen Zweck kommt die Moral für ihn gar nicht in Betracht: „jeder notwendige Krieg ist gerecht", ruft er mit Überzeugung. Er trennt nicht allein durchweg „das politische Phänomen vom moralischen" und „die Kunst des Staatsmannes von dem individuellen oder privaten Charakter dessen, der sie ausübte", wie Villari sehr richtig bemerkt; er erhob sich nicht nur nicht, um ein anderes Wort seines neuesten Biographen anzuführen, bis zu dem Gedanken, daß das Staatsoberhaupt das Gewissen des Volkes dar-

stellen soll, — er legt überhaupt auf die Moral, wie wir sie begreifen, keinen großen Wert: Achtung des Lebens und des Eigentums der Mitmenschen, Treue, sei es eheliche, sei es dienstliche, Dankbarkeit, Wahrhaftigkeit, soweit es das praktische Leben angeht, hatten für ihn wie für seine Zeitgenossen teils aufgehört, teils noch nicht angefangen als gebieterische Sittengesetze zu gelten; die mittelalterliche Moral war untergegangen, die moderne war noch nicht begründet. Es war ein Interregnum, währenddessen die italienische Menschheit nur zwei Gottheiten anerkannte und verehrte: die Schönheit und die Wahrheit, daher auch eine Zeit der Kunst und der Wissenschaft, die der größte Dichter des Jahrhunderts, Angelo Poliziano, unabsichtlich in einem Worte kennzeichnete, als er an Marsilio Ficino schrieb: „Du suchst das Wahre, ich aber das Schöne in den Schriften der Alten; unsere Werke ergänzen sich wechselweise und sind wie die zwei Teile eines und desselben Ganzen."

Im praktischen Leben ließ man die entfesselten Kräfte der menschlichen Natur sich bekämpfen, wie sie sich im Tierreich bekämpfen. „Ahmen wir der Natur nach, so können wir nicht fehlgehen." Wie die Frauen, selbst die besten und höchstgebildeten, von allen menschlichen Natürlichkeiten unbefangen redeten, wie sie Macchiavellis „Mandragola" oder Kardinal Bibbienas „Calandra" anhörten, ohne zu erröten, wie noch eine Margarete von Navarra, Franz' I. literatenfreundliche Schwester, Rabelais' unflätigste Zoten mit Wohlgefallen las, so bewunderten die Männer ganz laut die List und Härte eines Ludwigs XI., die Heuchelei und Gewandtheit eines Ferdinand des Katholischen, wenn sie nur ihren Zweck

erreichten. Alle Fürsten und Staatsmänner jener Zeit aber würden heutzutage als die verabscheuungswürdigsten Verbrecher gelten, und es ist auch nicht eine einzige Ausnahme zu machen: Ferrante von Neapel, Julius II. und Leo X., Lodovico il Moro, selbst Lorenzo der Erlauchte, Heinrich VII. und Heinrich VIII. von England, Karl V., ja auch der „gute“ Ludwig XII. und der „ritterliche“ Franz I., aller kleinen Tyrannen und Demagogen Italiens nicht zu gedenken, handelten auf dieselbe Weise. Und wie der Kannibale keine Gewissensbisse hat, wenn er seine Feinde verzehrt, so hatten Fürsten und Staatsmänner jener Zeit keine Ahnung von der Verwerflichkeit ihrer Handlungen: einen unbequemen Nebenbuhler mit List zu fangen, sich seiner durch Gift oder Dolch zu entledigen, einem Bundesgenossen die Treue brechen, galt für nicht schlimmer als heutzutage irgend ein parlamentarisches Manöver, wie Koalition feindlicher Fraktionen, geheime Gunstversprechungen, Eisenbahnkonzessionen usw. Soweit Macchiavelli auch sein Zeitalter überragte, ein damals unbekanntes moralisches Gefühl vermochte auch er nicht zu hegen. Erst die Reform und damit zusammenhängend die Neugestaltung des Katholizismus erweckten wieder jenes zeitweise vollständig verfinsterte moralische Bewußtsein.

Macchiavelli kannte nur eine praktische Tugend, die virtù κατ᾽ ἐξοχήν, vermöge deren erst Assyrer, dann Meder, Perser, Griechen, Mazedonier, Römer die Welt beherrscht hätten und welche Italien wiederfinden müsse; er sucht sie im Volke wiederzuerwecken, indem er die Volksbewaffnung in Scharnhorsts Sinne predigt; er sucht sie bei den Mächtigen wachzurufen, indem er ihren Ehrgeiz

erweckt. Daß die wahre, dauerhafte Macht, die staatliche wie die individuelle, auf der Sittlichkeit beruht, d. h. auf der Selbstentäußerung, mit welcher die einzelnen einem Höheren sich hingeben, und auf der Mäßigung, die sie ihren Begierden und Leidenschaften aufzuerlegen wissen, daran dachte er nicht, konnte er nicht denken; und hier ist seine Grenze. Kein Denker vor oder nach ihm hat die Natur des gesellschaftlichen Menschen und des Staates, wie sie waren und zum Teil noch sind, besser durchschaut als Macchiavelli; was sie sein sollten und könnten, hat er nicht gesehen.

Ist aber Macchiavelli noch heute in diesem unserem modernen Italien, das, theoretisch wenigstens, so ganz anderen Grundsätzen huldigt, noch so populär, so ist's, weil niemand dem italienischen Patriotismus eine beredtere Stimme geliehen hat als er, der Patriotismus aber, in Italien mehr noch als in anderen Ländern Europas, das stärkste Gefühl des 19. Jahrhunderts ist, ein Gefühl, von dem selbst der Priester mit fortgerissen ist, wie es der Jesuitenpater Curci erst neulich treffend dargetan. „Dies Land scheint dazu bestimmt zu sein, die toten Dinge wieder zu erwecken, wie wir es an der Poesie, der Malerei und der Skulptur sehen", ruft der alte Colonna in jenem herrlichen Werke über die Kriegskunst, das in der Form an Ciceros de Amicitia und de Senectute erinnert, sie aber an Schwung und Tiefe weit hinter sich läßt; und jene Worte des greisen Kriegers, der die römische Heereseinrichtung wiederhergestellt wissen möchte, wiederholt sich noch heute im Innersten seines Herzens jeder Italiener, zu welcher Partei er auch gehören mag. Mehr als je aber träumten sie in der Zeit, da sie ohnmächtig

darniederlagen, von ihrer einstigen Größe, und wie Cosimo Ruccellais Vater, der, „da er die Tugenden der Alten nicht üben konnte, wenigstens die Bäume pflegte, welche das Altertum am meisten liebte“, — so versenkten sie sich in die Erinnerung ihrer großen Vergangenheit, stets eingedenk, daß Italien es war, welches die drei universellsten Mächte der Weltgeschichte geschaffen: das römische Reich, das römische Recht, die römische Kirche.

In allem diesen fühlt jeder moderne Italiener noch heute wie Macchiavelli; nicht so in der Gleichgültigkeit gegen öffentliche Moral, wo er im Gegenteil eine höchst empfindliche, ja empfindsame Gewissenhaftigkeit, wenn nicht immer übt, so doch stets im Munde führt. Leider teilt er auch in einem anderen Punkte Macchiavellis Ansichten nicht: niemand hatte ein stärkeres Staatsgefühl als Macchiavelli, der stets predigte, „man müsse den besonderen Vorteil dem Staatswohl zum Opfer bringen“. Heute gehört es zum Credo des italienischen Liberalismus, das Staatsinteresse für vogelfrei zu erklären, das Einzelinteresse aber unter dem pomphaften Namen der individuellen Freiheit als schrankenlos anzuerkennen. Dahin hat J. Stuarts Mills Anwendung unbestreitbarer Grundsätze der Nationalökonomie auf die Politik geführt; denn die herrschenden politischen Ideen des heutigen Italiens sind durchaus die des englischen Radikalismus.

So viel für heute. Macchiavelli hat den Reiz der Sphinx; man wird nicht müde, sich mit ihm zu beschäftigen. Was ließe sich nicht noch alles vom Dichter und vom Geschichtschreiber sagen, was vom Schriftsteller und

dem Patrioten, welche Aussichten auf seine Zeit, den Humanismus, das Altertum, Religion, Kunst, Wissenschaft, politische und Kirchengeschichte eröffnen seine Schriften nicht; aber wir wollen ja zu den hundert Werken über Machiavelli kein hundertunderstes fügen, wir hätten um so weniger Entschuldigung dafür, als das neueste dieser hundert Werke, das von uns angezeigte Buch Villaris, zugleich das umfassendste, gründlichste und fesselndste, von allen ist und ihm wenig oder nichts hinzuzufügen wäre, als ganz individuelle Gedanken, wie sie Machiavelli immer und immer wieder bei denkenden Lesern anregen wird.

François Rabelais.

I.

Schreiber dieses ist in einer ungünstigen Lage, um von Rabelais zu reden: er mag ihn nicht recht, und auch nach wiederholten Versuchen, ihm näher zu kommen, hat er ihm keinen besonderen Geschmack abgewinnen können. Ein Bewunderer des Pfarrers von Meudon würde demnach nicht so ganz unrecht haben, wenn er mein Urteil perhorreszierte und mir entgegenhielte, daß ich eben noch immer nicht hinter den wahren Wert des berühmten Satirikers gekommen, weil ich ihn nicht verstehe; man verstehe doch nur, was man liebe. Dagegen möchte ich

nun einerseits die absolute Wahrheit dieses Axioms in Zweifel ziehen, andererseits auf die Gefahr hin, unbescheiden und vordringlich zu erscheinen, um die Erlaubnis bitten, einmal ganz subjektiv verfahren, das heißt, meine persönlichen Eindrücke mitteilen zu dürfen und mich zum Vertreter einer ganzen Klasse von Lesern aufzuwerfen.[1])

Die Franzosen — wie übrigens die Deutschen auch in ähnlichen Fällen — sind gleich bei der Hand, wenn

---

[1]) Rabelais, la Renaissance et la Réforme. Par Émile Gebhart, prof. de litt. étrangère à la Faculté des Lettres de Nancy. Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris, Hachette 1877. X, 300 S. 8⁰.

Rabelais et ses œuvres. Par Jean Fleury, lecteur en langue française à l'Université impériale de Saint-Petersbourg. Paris, Didier 1877. Zwei Bände. XX, 456 u. 581 S. 8⁰.

Das Buch des Herrn Gebhart über Rabelais ist eines jener Werke, durch welche die besseren unter den französischen Fakultätsprofessoren von Zeit zu Zeit das Publikum an ihre Existenz und Existenzberechtigung erinnern zu müssen glauben. Es sind dies meist trefflich angeordnete und komponierte Bücher, elegant, aber mit Maß in der Eleganz, geschrieben, oft von einem kleinen rhetorischen Anklang, der sich dadurch erklärt, daß solche Bücher gewöhnlich aus Vorlesungen hervorgehen und die französischen Fakultätsvorlesungen einmal wöchentlich vor einem gemischten Publikum gehaltene „gemeinverständliche Vorträge" zu sein pflegen. Solche Bücher sind fast immer, auch was den Inhalt anlangt, sorgfältig gearbeitet, doch pflegt derselbe meist, was Gedanken und Fakten anlangt, nicht durch allzu große Originalität zu sündigen. Es sind gefällige, zahme, ziemlich erschöpfende Bücher, welche dem Lesepublikum — wie in erster Gestalt dem Hörerpublikum — die Mühe ersparen, Aristophanes und Lukretius, Dante oder Shakespeare selber zu lesen, und ihm doch erlauben sollen, einen Begriff davon zu haben und vorkommenden Falles ein Urteil darüber auszusprechen. Das scheint

einer ihrer angesehenen Schriftsteller dem Fremden nicht gefällt, diesem entgegenzuhalten, er verstände ihn eben nicht, dazu müsse man Franzose sein. Nun ist das immer-

---

auch bei keinem Schriftsteller so gerechtfertigt als bei Rabelais, den die Jugend, die Damen und viele Männer nicht imstande sind zu lesen, ohne jeden Augenblick aufs empfindlichste berührt zu werden, wozu dann noch die etwas veraltete Sprache und der in hundert Schnörkeln vermummte Sinn ihre Schwierigkeiten hinzufügen. Herrn Gebharts Buch ist eine Preisschrift, und die Akademie, welche den Eloge Rabelais' auszuschreiben gewagt, hätte sich keinen besseren Bewerber wünschen können. Herr Gebhart hat die erlauchte und delikate Versammlung nicht kompromittiert und doch den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet, und ohne viel zu moralisieren, die Skrupel wohlerzogener Leser geschont.

Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte, deren erster den Menschen, der zweite den Schriftsteller, der dritte das Werk Rabelais' behandelt. Im ersten Abschnitte wird erst, nach Ratherys trefflichen Forschungen, die Lebensgeschichte Rabelais' kurz erzählt und zugleich die Sagen mitgeteilt, die sich sofort in Volksmunde über den „Pfarrer von Meudon" bildeten. Dann zeigt Herr Gebhart, welcher Art das Verhältnis seines Helden zur Renaissance war, deren künstlerische und ästhetische Seite ihm so ziemlich entging, während er an der wissenschaftlichen Befreiungstat jener welthistorischen Epoche seinen vollen Anteil hatte. Daß Rabelais wirklich Aristoteliker gewesen, wie Herr Gebhart behauptet, scheint mir nicht erwiesen. Zur Reformation stellte sich (immer nach Herrn Gebhart, dessen bezügliche Untersuchungen so scharfsinnig und neu als überzeugend erscheinen) Rabelais anfangs in eine Art Bundesgenossenschaft, wandte sich ihr aber bald wieder ab, um bei dem Gallikanismus stehen zu bleiben. Der zweite Abschnitt bringt wenig Neues, und wir vermissen darin eine Entstehungsgeschichte des Werkes. Herr Gebhart hätte die Frage nach der Authentizität des 5., erst zehn Jahre nach Rabelais' Tode veröffentlichten Buches gründlicher untersuchen müssen; um so mehr, als er fortwährend dieses 5. Buch zitiert, wozu er nach dem Stande der Kritik nicht berechtigt ist. Ebenso nimmt er

hin schon das Zugeben einer Inferiorität. An einem Homer und Virgil, Dante und Cervantes, Shakespeare und Molière bleibt noch immer sehr viel, selbst wenn die

---

an, das erste Buch des Pantagruel sei nach dem Gargantua abgefaßt worden, während es literarhistorisch ausgemacht scheint, daß das Gegenteil stattgefunden. Eine solche Behauptung hätte wenigstens erwiesen werden müssen. Das Kapitel über die Sprache und den Stil ist höchst beredt geschrieben; aber es ist rein ästhetisch und bereichert die französische Philologie um nichts. Was wir über die literarischen Ahnen Frère Jeans und Panurges, Grandgousiers und Gargantuas erfahren, ist nach der Natur des Buches — einer akademischen Preisschrift — hinreichend; was über die geistige Nachkommenschaft derselben, namentlich über die Panurges gesagt wird, ist des Guten fast zu viel; nicht nur Sganarelle und Scapin, Gil Blas und Figaro, sogar der Doktor Pangloß werden zu Urenkeln des Reinecke gemacht; das scheint uns denn doch etwas bei den Haaren herbeigezogen, wie denn auch das ganze letzte Kapitel (le groupe de Rabelais) hätte wegbleiben können, wenn es nicht eben zum akademischen Genre gehörte. Fing Herr Gebhart einmal an, Rabelais mit Aristophanes, Cervantes und Swift zu vergleichen, so hätte er noch hundert andere wie Mendoza, Scarron, Smollet u. a. hereinbringen können. In einer Anmerkung (S. 282—283) entschuldigt er sich, Sterne nicht mit Rabelais verglichen zu haben; seine Entschuldigungsgründe beweisen aber nur, daß im Vikar von Sutton mindestens ebensoviel mit dem Curé de Meudon zu vergleichen gewesen wäre als in Cervantes. Kapitel III des 3. Abschnittes handelt von Rabelais' Erziehungstheorie, der Herr Gebhart, wie Herr Fleury, wie früher die Herren Burgaud des Marets und Rathery, vor allem aber Herr Arnstädt und anschließend an diesen Herr A. Réville (Revue des deux Mondes, 15. Okt. 1872) viel zu viel Bedeutung beigemessen haben. Was Herr Gebhart über Rabelais' Verhältnis in dieser Frage zu Montaigne, Locke und Rousseau sagt, ist meist dem Buche unseres Landsmannes entlehnt, das er übrigens auch zitiert, während er Ratherys Notiz und Ausgabe unerwähnt läßt. Auch hat Herr Gebhart die Resultate über Arnstädts Forschungen

Harmonie und Kraft der Ursprache sich dem Fremden nicht offenbart; der allgemein menschliche Gehalt, der von der Form unabhängige innere Wert müssen doch

---

ganz selbständig verwertet. Wohl getan hätte er, wenn er von seinem deutschen Vorgänger auch das Kapitel über Fischart benutzt hätte. Es ist mehr als sonderbar, einen ganzen Band über Rabelais zu lesen und kein Wort über seinen deutschen Nachahmer zu finden. — Trotz all dieser kleinen Ausstellungen bleibt übrigens Herrn Gebharts Werk ein sehr lesbares, unterrichtendes und in kleinem Raume ganz erschöpfendes Buch, das ich allen denen empfohlen haben möchte — und sie sind zahlreich in Deutschland —, welche Rabelais selber zu lesen die Geduld nicht haben. Die wenigen aber, die wohl Lust und Zeit dazu hätten, aber vor der ungeheuren Masse Unrat zurückbebten, den sie zu durchwaten hätten, um zu den Schönheiten und Wahrheiten des „Pantagruel“ zu gelangen, empfehle ich recht angelegentlich das zweite Werk, dessen Titel ich oben verzeichnet.

Die Petersburger Universität kann sich zu einem Lektor wie Herrn Fleury Glück wünschen; und ich zweifle, ob viele Professoren der französischen Literatur an den Fakultäten Frankreichs imstande wären, ein wissenschaftlich so gediegenes Werk wie diesen Rabelais zu liefern. Den Kern der ausgezeichneten Arbeit bilden zwölf Kapitel, welche einfach eine eingehende Analyse des Gargantua und Pantagruel geben, und zwar, soweit es für keusche oder einfach appetitliche Ohren erträglich ist, mit Rabelais' eigenen Worten. Die ausgelassenen Stellen, welche natürlich in der Mehrzahl sind, werden resümiert und die angeführten dem Verständnis durch eine diskrete Annäherung an das moderne Französisch erleichtert. Die Erklärungen sind in philologischer wie historischer Hinsicht gleich lobenswert, denn sie sind vollständig und genau, vor allem aber erklären sie nicht zu viel. Herr Fleury, wie übrigens auch Herr Gebhart, will nicht in jedem Worte eine Anspielung sehen; er weist die ganze alte Erklärung, wonach die Helden des großen Romans bald Ludwig XII. und Franz I., bald Jean d'Albret und Antoine de Bourbon sein sollten, ins Fabelreich und sieht mit Recht in dem ganzen Werk eine allgemeine Satire gegen die Zeit und ihre vorübergehenden Schwä-

etwas geringer sein, wenn sie dem nicht mit der Sprache vertrauten Ausländer so ganz unfindbar sind. Ist man aber, wie Schreiber dieses und viele seiner Landsleute,

---

chen, wie gegen die Menschheit und ihre permanenten Schwächen. Er unternimmt z. B. nicht alle fanfreluches antidotées — was übrigens keineswegs antidatées bedeutet, wie Herr Fleury meint — zu erklären, sondern sieht darin nur Rabelais' Gefallen, sich im allgemeinen über die Astrologen, Weissager usw. seiner Zeit lustig zu machen und sie zu persiflieren. War es aber auch nötig, uns bei der Gelegenheit zwei Seiten von Nostradamus mit Anwendung auf Napoleon I. und Napoleon III. zu geben? Und damit komme ich auf den, ich hätte fast gesagt einzigen, Fehler dieser Analyse: Herr Fleury hat sein XVI. Jahrhundert so wohl studiert, daß er in die Manie der damals modischen rapprochements verfallen ist, die ermüdendste Manie der Welt. Dadurch wird sein Buch doppelt so lang als es nötig wäre: er zitiert uns, mitten in der Analyse, ganze Bruchstücke aus Plutarch, Lucian, Racine, Fénelon, Saint-Simon, Boileau und sogar endlose Seiten von Viktor Hugos schwerfälligem Humor; ja einmal sogar eine ganze Seite des Herrn Perrot über den Wert der Morgenarbeit!

Vielleicht geht auch Herr Fleury allzu weit in dem Aufsuchen des Planes (de l'enchainement rigoureux) des großen Phantasten; jedenfalls klingt es mehr als sonderbar, wenn er meint — und darauf beruht ja seiner Ansicht nach der ganze Plan und Gehalt des Werkes — die Frage Panurges nach dem, was ihm in der Ehe bevorstehe, sei die Frage, ob man die Zukunft voraussehen könne; ob es fixe Gesetze in der Natur gebe, welche die Bestimmung des Menschen auf Erden sei, usw.? Daran hat Rabelais sicherlich nicht gedacht. Diese Entdeckung des Plans erlaubt ihm denn auch, ohne uns zu überzeugen, die Echtheit des 5. Buches zu statuieren. Wie dem auch sei, diese Analyse ist als eine Ausgabe Rabelais' zum Gebrauch der Jugend und des schönen Geschlechts zu betrachten; und man ist erstaunt, wieviel künstlerisch und philosophisch Bedeutendes übrig bleibt, wenn man den schmutzigen Mönch so gewaschen vor sich sieht. Der Gelehrte seinerseits, vor allem aber der Lernbegierige

der französischen Sprache so ziemlich Herr, hat man offenen Sinn auch für das wenigst Deutsche in der französischen Literatur, genießt man mit Lust den derben Regnier wie den feinen Racine, den verständigen Boileau und den schelmischen Lafontaine, hat man vollends für die großen Prosaiker Frankreichs, selbst wenn sie wie Bossuet oder Saint-Evremont dem deutschen Sinne am fernsten stehen, eine aufrichtige, fast allzu ausschließliche Bewunderung, hegt man überhaupt eine ausgesprochene Sympathie für französischen Geist und Geschmack —

---

erhält über alle und jede Frage, welche die Lektüre Rabelais' anregt, bestimmte, erschöpfende und immer interessante Auskunft.

Der großen Analyse geht ein einleitendes Kapitel über „Rabelais und sein Jahrhundert" und zwei Kapitel Lebensbeschreibung und über die „verschiedenen Schriften" vorauf, erstere ebenfalls nach Rathery; auf die Analyse folgen fünf Kapitel über die „Doktrinen Rabelais'" — auch Herr Fleury macht aus Rabelais keinen Ungläubigen; aber auch er übertreibt die Bedeutung von Rabelais' Erziehungstheorie — über die „Kunst Rabelais'", ein Kapitel, das Schreiber dieses leider nicht unterzeichnen könnte, denn er ist nicht imstande, diese große Kunst zu entdecken; über den „Stil, die Sprache und die Grammatik", das Beste, was meines Wissens noch darüber geschrieben worden, über die „Vorgänger und Nachfolger Rabelais'" und über den „Ruf Rabelais'". In letzterem vermisse ich verschiedene Urteile deutscher Schriftsteller; ersteres ist ein geistreiches und feines Kapitel Literaturgeschichte, das freilich noch etwas vollständiger sein könnte. Man denke nur, daß auch hier Fischart fehlt oder doch nur im Vorübergehen nach Arnstädt angeführt wird! Die Sprache ist durchgehends einfach, anspruchslos, dabei belebt und geschmackvoll. Eine sehr vollständige und genaue Liste der benutzten Bücher steht an der Spitze des Werkes. Die Druckfehler sind leider sehr zahlreich, oft geradezu sinnstörend; die löschpapierne Ausstattung aber eines deutschen Verlegers von 1825 würdig.

so muß doch wirklich noch ein tieferer Grund vorhanden sein, wenn man an einem Schriftsteller, in gewisser Hinsicht dem nationalsten Frankreichs, keinen Gefallen finden kann. Und dabei ist es nicht einmal notwendig, nur an diejenigen Seiten zu denken, welche einen Labruyère oder Lamartine, die doch wohl Franzosen genug waren, um den Schlüssel zu Meister Rabelais zu haben, mehr als streng gegen ihren Landsmann machten.

Der Archaismus der Sprache ist sicherlich nicht das Hindernis, welches den gebildeten Deutschen abschreckt; kommt ihm doch die Kenntnis des Lateinischen zu Hilfe und pflegt er doch den nicht viel jüngeren Montaigne mit ungestörtem Genusse zu lesen. Was aber die Anspielungen anbelangt, so haben wir ja treffliche Ausgaben mit Anmerkungen, die alles Notwendige geben, oft viel mehr als das Notwendige. Auch sind die Anspielungen Rabelais' meist sehr allgemeiner Natur, und obschon er selbst den Lesern in jenem herrlichen Prologe, der dem ganzen Werke voraufgeht, dringend anempfiehlt, „d'interprêter a plus hault sens ce que par adventure ils cuidoient dict par gayeté de cœur", so hat man doch längst darauf verzichtet, in Gargantua und Pantagruel Ludwig XII. und Franz I. oder Heinrich von Albret und Anton von Bourbon zu sehen. Wer seine Geschichte der Renaissance gut kennt — und diese Kenntnis ist doch unendlich viel verbreiteter als beispielsweise die der Scholastik und der italienischen Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts, welche zum Verständnisse Dantes erfordert wird —, der begegnet gewiß bei Rabelais nicht der Schwierigkeit, welche sich ihm bei dem

Italiener entgegenstellt, sobald es gilt, die Lehre aufzufinden

che s' asconde
Sotto 'l velame de' versi strani.

Natürlich, wer von Plato und Aristoteles nichts weiß, als die Namen und keine Ahnung von dem hat, was Sorbonne oder Parlamente sind, der versteht nicht viel von Rabelais; aber ein solcher Ignorant könnte wohl auch, wenn er Franzose wäre, Maître François nicht sonderlich goutieren; er müßte sich denn, wie es in der Tat vielfach geschieht, an andere „Schönheiten" seines Autors halten. Diese sind aber gerade derart, die für uns nichts Einladendes hat.

Nicht der letzte Grund unserer Antipathie ist in der Tat wohl der Ekel, den uns — ich spreche hier immer im Namen einer ganzen Menschenklasse — der unflätige Schmutz einflößt, mit dem Rabelais alle Zugänge zu seinem großen Werke besudelt hat. Mehr als einmal ist es mir vorgekommen, daß die Anführung irgend einer herrlichen Stelle aus dem „Pantagruel" in einem modernen Schriftsteller oder der Anblick von Gustav Dorés Zeichnungen mich verlockte, das Buch, das solche Perlen enthielt, das solch ein Kunstwerk inspirieren konnte,[1])

---

[1]) Gustav Dorés Erstlingswerk, die Illustrationen zu Rabelais, ist auch sein später nicht wieder von ihm erreichtes Meisterwerk geblieben. Der damals noch blutjunge und unbekannte Zeichner fand nur mit Mühe einen Verleger, und seine Skizzen erschienen 1854 bei Brye (nicht bei Barré, wie Fleury sagt) auf Löschpapier, überall durchbrochen durch den Druck der anderen Seite. Doch ist seitdem eine neue Ausgabe davon erschienen, welche freilich wieder in anderer Hinsicht zu wünschen läßt.

noch einmal ernstlich vorzunehmen; aber wo ich es auch anfaßte, sei's beim ersten, sei's beim dritten oder vierten Buche, immer mußte ich nach wenigen Seiten, mir die Nase zuhaltend, in frische Luft flüchten. Ich bin wahrlich nicht zimperlich und bin der Meinung:

Ein Zötlein in Ehren
Soll niemand verwehren.

Nicht allein Falstaffs Witze und Sanchos Inkongruitäten, selbst Lafontaines und Bandellos Nacktheiten schüchtern mich nicht ein, obschon sie mit demselben Rechte — oder Unrechte? — wie Rabelais schrieben, „um unter Männern gelesen zu werden", und ich nicht gern die Frauen misse, wenn laut gelesen wird; aber hier ist denn doch auch für manche Männernerven des üblen Geruches zu viel, und man braucht wahrlich keine atlasbeschuhte Dame zu sein, um zu fordern, daß man nicht in Unrat zu treten brauche, wenn man ein vielgepriesenes Denkmal der Vergangenheit bewundern möchte. Nun weiß ich freilich, namentlich seit ich Herrn Jean Fleurys Buch gelesen habe, welches eine ausführliche Analyse des großen Werkes mit langen Zitationen und Weglassung alles Anstößigen enthält, wieviel bei Rabelais noch übrig bleibt, wenn dieser Unrat weggeräumt worden, und bin der Sanitätspolizei dankbar dafür; aber es ist doch eben nicht Rabelais mehr, und das Monument verliert nicht nur von seinem Charakter, es verliert auch von seinem Werte, was eigentlich eine Tautologie sein sollte.

Denn es ist eitel Heuchelei, zu sagen, die Verehrer Rabelais, nähmen die Unanständigkeiten mit in Kauf um

anderer Schönheiten willen. Für die echten Rabelaisianer gilt das „nicht quoique, sondern parceque“. Gerade die anstößigen Stellen sind diejenigen, welche sie am besten kennen, am liebsten anführen und nicht mit Unrecht, denn der Alte entwickelt darin eine unglaubliche Genialität und Virtuosität, am aufrichtigsten bewundern. Und da muß denn gesagt werden, was auch Guizot schon an seinen Landsleuten gerügt hat, daß wohl in keiner andern Nation so viele Männer hoher Bildung und reifer Jahre sind, welche an der Zote um der Zote willen Gefallen finden, als in Frankreich. Das mag für solche, welche nicht ganz mit dem französischen Leben vertraut sind, wohl etwas befremdend klingen, da ja keine Nation mehr Geschick im verblümten Ausdrucke und mehr Freude daran an den Tag legt, als gerade der Franzose im Salon, wo ihn der Fremde zumeist sieht. Ist man aber unter Männern und brennt die Zigarre, so kann der Franzose von heute, so gut wie der des sechzehnten Jahrhunderts, für den allein nach Herrn Fleury Rabelais sein Buch geschrieben haben soll, so rabelaisisch werden, daß einem Fremden Hören und Sehen vergeht. Und man sage doch ja nicht, es sei honneter, die Dinge beim Namen zu nennen, als sie witzig zu umschreiben oder durch Anspielung und Zweideutigkeit dem Hörer ein Lächeln abzugewinnen; der Einwand trifft nur scheinbar zu; in Wirklichkeit wird eine unanständige Natürlichkeit dadurch, daß ich einen durchsichtigen Vorhang davor ziehe, ein Spiel des Witzes und verliert somit ihre Materialität; es ist schon eine künstlerische Operation, meinetwegen die niederste, immerhin eine künstlerische. Wohl hatte Saint-Beuve recht, wenn er zur Zeit seines grünsten Roman-

tismus [1]) behauptete, „die Prüderie sei etwas Verderbliches in der Literatur, die Kunst heilige und reinige alles, was sie berühre, selbst die Obszönität"; aber wenn nun die Kunst ausbleibt?

Auch das Reden von Rabelais' Gesundheit in der Derbheit ist nicht recht stichhaltig. Niemand, der den alten Satiriker von mehr als Hörensagen kennt, wird leugnen wollen, daß er eine durchaus gesunde Natur ist, daß in seiner Sinnlichkeit nichts Greisenhaftes, Korruptes ist; ja daß in seinem ganzen Buche nichts vorkommt, das unser moralisches Gefühl in Geschlechtsverhältnissen verletze. Das genügt aber künstlerisch keineswegs, und wir möchten ihm immer zurufen: seien Sie etwas weniger unverdorben und waschen Sie sich etwas mehr. Freilich wenn die Korruption, die sittliche und die künstlerische, womit ich den Mangel an Naivetät bezeichnet haben will, wenn gar die Mittelmäßigkeit des Talentes auch noch zu dem Mangel an Anstand hinzukäme, wie bei unseren Baudelaire und Stecchetti, dann freilich wäre es noch weniger auszuhalten; aber wenn ein Bibbiena oder Macchiavelli, die sicherlich verderbter waren als Rabelais und in ihren Komödien Abgründe sittlicher Verworfenheit auftun, von denen der Autor des „Pantagruel" vielleicht nichts ahnt, so haben sie ihre Gegenstände doch durch die Kunst in eine Sphäre gehoben, wo sie uns nicht mehr verletzen, während Rabelais mit Courbetschem „Realismus", wenn auch mit unvergleichlicher angeborener Genialität, uns so recht absichtlich drunten hält; bei aller Ge-

---

[1]) In der Vorrede zu seinem „Tableau de la poésie française au XVIe siècle".

sundheit und Genialität kann man ja recht vulgär sein. Das aber ist Rabelais, vulgärer selbst als Smollet; er ist „Volk“ und fühlt sich „Volk“; wir aber, die Gebildeten des neunzehnten Jahrhunderts — es wäre Affektation, es zu leugnen — sind nicht mehr „Volk“. Wir fühlen uns keineswegs wohl im Kuhstall oder in der dumpfigen Schnapskneipe; wir leben in einer gereinigten — wenn auch künstlich gereinigten — Atmosphäre. Vom Volk hat nur das Menschliche, das wir mit ihm gemein haben, ein Interesse für uns, insofern es unmittelbarer und frischer bei ihm als bei uns, den Gebildeten, immer ein wenig Verbildeten, zutage tritt, wir uns selber darin unverdorbener wiedererkennen; das Menschliche, sage ich, aber nicht das Tierische: dies gehört der Naturwissenschaft an; die Kunst läßt

. . . im Staub die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.

Stößt man aber aus Rabelais „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ aus, wäscht man den Pfarrer von Meudon — eine wahre Augiasarbeit und am Ende doch immer eine Mohrenwäsche — so verschwindet eben, wie gesagt, auch der beste Teil dessen, was Rabelais zu Rabelais macht: der Humor und die Poesie, die bei ihm gerade in jenen Regionen am üppigsten und ungezwungensten wuchern. Denn es gibt auch eine Poesie des Schmutzes, wer wollte es leugnen? Doch wird es erlaubt sein, zu erklären, daß man zu der Menschenkategorie gehört, welche dieselbe nicht goutiert. Überschlage ich doch auch die allzu parfümierten Kapitel des „Simplizissimus“, wie ich die Straßen vermeide, in welchen gewisse nächtliche Operationen von etwas zu beleidigendem Realismus vor sich gehen.

Übrigens ist's bei Rabelais noch lange nicht getan mit dieser Reinigung. Es ist bei ihm auch noch eine solche Masse nicht unreinlichen aber lästigen Gerölles und Gesträuches über und um den schönen Kern seines Gebäudes angehäuft — denn ein solcher Kern ist unbestreitbar da —, daß es die mühseligste und langweiligste Arbeit der Welt ist, durchzudringen. Die Aufzählungen, Wiederholungen, haarspaltenden Schattierungen, eingeschachtelten Parenthesen nehmen so „naupengeheuerliche" Verhältnisse bei ihm an, daß selbst der unerschrockenste Leser davor zurückbeben oder darin stecken bleiben muß. Bald sind's 214 verschiedene Spiele, bald 100 verschiedene Gerichte und Getränke, dann wieder seitenlange selbsterfundene Genealogien und wahre Rottenfeuer schlechtester Kalauer; oder es werden lange Reden gehalten, die mit unendlichen Zitationen gespickt sind — man denke nur an des Advokaten Bridoye unmögliche Gelehrsamkeit oder an die Pyromantie, Hydromantie, Katoptromantie und andere hundert Mantien Herrn Trippas, des Astrologen — oder aber es werden einem Menschen, wie beispielsweise dem Hofnarren Franz' I. Triboulet, nicht weniger als 210 Epitheta beigelegt; Quaremesprenants Anatomie nimmt mehrere Kapitel ein, und die Beschreibung aller Tugenden des Pantagruelion (Hanfs) ist fast noch länger. Solcher atemraubender Listen und Litaneien aber enthält der Roman Hunderte, die natürlich auch von den devotesten Rabelaisianern überschlagen werden, immerhin aber den Weg verlegen. Dergleichen kommt auch bei größeren Schriftstellern vor, aber sie wissen immer Leben und Gliederung in solche Anhäufungen zu bringen, sie in Zusammenhang mit der Erzählung zu setzen, ihnen, indem sie sie in den

Mund ihrer Personen legen, eine individuelle Farbe zu geben. Man vergleiche nur Sancho Pansas und Sganarelles (im „Festin de Pierre“) Sprichwörter mit der Reihe von siebzig Idiotismen, mit denen Rabelais gleich am Anfang des ersten Buches die Gewohnheiten des kleinen Gargantua aufzählt und wie dort überall Zusammenhang der Redeweisen unter sich und mit dem Voraus- und Nachhergehenden ist, während hier alle ganz zufällig aufeinandergehäuft sind. Dabei ist auch oft recht viel Geschmacklosigkeit, Schwerfälligkeit oder Puerilität des Witzes, eine ermüdende Pedanterie und Breite selbst in dem, was nach Streichung von alledem noch übrig bliebe. Ja, auch wenn der redselige Pfaffe einmal einen guten Witz macht, so läßt er ihn sicherlich nicht los, bis er ihn zu Tode gehetzt , wie den Hirsch im Gleichnis; daraus entsteht denn wiederum bald nach jeder hellen Lache eine unbezwingliche Schläfrigkeit, und da die Fabel als Fabel keinerlei dramatische Neugierde, geschweige denn Spannung hervorbringt, die Personen meist eitel Abstraktionen ohne alle Individualität sind, denen wir kein Interesse abgewinnen können, so wachen wir so bald nicht wieder auf.

Wohl stoßen wir oft auf herrliche, lebensvolle Schilderungen, tiefe Gedanken, wahre Poesie, aber auch sie werden uns immer wieder durch jene Auswüchse verdorben. Wer wollte die mächtige Genialität des Mannes leugnen? Die ciceronianische Kadenz gewisser Perioden, namentlich in den Prologen; jenes anmutige Schaukeln der Sätze mit ihrem Parallelismus der Glieder, der an die attischen Redner erinnert; die Kühnheit der aristophanischen Wortbildung — wo sie nicht die Grenzen überschreitet? Denn oft begnügt sich Rabelais nicht, halbe Zeilen lange Worte

zu bilden, sondern drei Zeilen lange, und zwar unverständliche, sinnlose, während Aristophanes' Komposita immer einen klaren Sinn darbieten. Wer bewunderte nicht die Rubensschen farbenreichen Bilder, die er vor uns heraufzaubert, sei es, daß er uns Grandgousiers Stilleben vor dem flackernden Kamin (devant un beau, grand et clair feu) schildert, sei es, daß er die Peripetien des großen Sturmes erzählt, in dem Frère Jean sich so mutig-tätig, Panurge so furchtsam-erbärmlich, Pantagruel so ruhig-vornehm zeigen? Wer wollte nichtzugeben, daß es wenig Szenen von größerer Komik gibt, als die der Trauerfreude Gargantuas über die Geburt seines Söhnleins Pantagruel und den Tod seiner Frau Badebec, qui était la plus cecy, la plus cela qui fust au monde; daß wenig eindringlichere Satiren geschrieben worden, als die gegen Pikrocholes Höflinge und Schmeichler; daß neben den allegorisch allgemeinen Figuren eines Ponokrates, eines Epistemon und so vieler anderer die lebensvollen Porträts der freilich nicht zahlreichen Hauptfiguren, vor allem Frère Jeans und Panurges, sich mit wunderbarem Relief von der Leinwand abheben? Aber alles das ist zu teuer erkauft! Ein gewisses Verhältnis muß doch bestehen zwischen der Mühe und der Zeit, welche das Aufmachen einer Nuß mit allen ihren schmutzenden, zähnezerbrechenden und klebrigen Schalen erfordert, und dem Kerne, der drin steckt, oder gar dem Tropfen, den man aus diesem Kerne gewinnen kann. Und hier sieht man erst, was die französische Literatur jenem siebzehnten Jahrhundert schuldet, über dessen Pedantismus und Akademismus heutzutage so viel gejammert wird, gleich als habe es den französischen Genius entmannt, während es ihn doch gerdde durch

Auferlegung einer weisen Disziplin und eines mäßigen Regimes verhindert hat, sich durch Ausschweifungen vor der Zeit zu erschöpfen, und so erst in den Stand gesetzt, lebensfähige, unsterblichen Lebens fähige Werke zu zeugen.

II.

Das sechzehnte Jahrhundert war auch in Frankreich eine Zeit der Gärung; ja sie hatte mehr als irgendwo sonst den chaotischen Charakter einer Sturm- und Drangperiode. Die Renaissance aber, wie wir sie bei Rabelais und selbst noch bis zu einem gewissen Grade bei Montaigne und Regnier sehen, war, es ist hundertmal gesagt worden, eine Emanzipation des Fleisches zugleich und der Vernunft von den Banden der kirchlichen Satzung, welche beide geknechtet hatte. Bei Rabelais nun ist der Ausbruch des befreiten Sklaven am lautesten und scheinbar auch am keckſten; man fühlt sofort, aus ihm spricht nicht nur die Zeit, sondern die eigene persönliche Erfahrung: der Mönch, der unter der leib- und geisttötenden Regel des Klosters geschmachtet, den ganzen Abgrund von Ignoranz und Schlechtigkeit ermessen, zu dem der Bruch mit der Natur am Ende hatte führen müssen; man fühlt die Wollust, mit welcher er das Kind mit dem Bade ausschüttet, alle äußeren Konventionen und Traditionen zugleich mit Füßen tritt, wie in wilder Orgie den Sinnen und bis zu einem gewissen Grade auch der Vernunft die Zügel schießen läßt. Keine Autorität ist ihm heilig, sofern sie nicht die Macht hinter sich hat: die Dekretalen, welche seinem Geiste zu gebieten sich vermessen, so wenig wie

die Umgangsformen, die seinen Trieben Schranken auferlegen wollen; er freut sich seiner Freiheit wie ein losgelassenes Füllen im Grünen, schlägt Purzelbäume wie der Knabe, der aus der Schule kommt, schneidet Gesichter, streckt die Zunge heraus, macht unanständige Geberden wie ein Clown auf dem Jahrmarkt; vor allem aber reizt ihn die verbotene Frucht. Alles will er genießen, bis zur Hefe genießen, und von allen seinen Genüssen will er reden; alles will er wissen, von Grund aus wissen; alles aber, was er weiß, muß heraus: ein Faust eben, der Mönch gewesen anstatt Professor. Daher die unvergleichliche Fülle: er läßt nichts ungesagt, was in ihm gärt, ist eine Welt voll strotzender Kraft. In seinem Roman erscheint die Renaissance wie der bacchische Triumphzug der Natur, die zum Himmel jauchzt, der wilde Siegesgesang des Geistes, der dem Besiegten kein Quartier zu geben droht — nur droht. Vor nichts steht er still: Kunst, Religion, Wissenschaft, alle Wissenschaften, der Staat selber sollten erneuert, zur Quelle, zur Natur zurückgeführt werden. Die Alten leuchteten voran auf diesem Wege, und ihre Leuchte war kein täuschendes Irrlicht. Ihren Spuren folgend, glaubte man alles ergründen, alles sich aneignen zu können. Rabelais selber, ein plebejischer Pico della Mirandola, besaß alles Wißbare seiner Zeit — Philosophie, Theologie, Medizin, Philologie, Astronomie, Mechanik, Geschichte, Geographie — und das alles wollte er zeigen, freute sich daran wie ein Kind. Aber auch der Sinne wollte er sich freuen: nicht mehr hinter den Klostermauern und versteckt, offen vor der ganzen Welt sollten die Gläser klirren, der Wein fließen, die vollbusige Schöne auf seinem Schoße die drallen Arme um

seinen feisten Hals schlingen; ein Jordaënssches Bild: was die Natur tut, das ist wohlgetan; sie ist die Unfehlbare, und alles Natürliche ist schön. Das sollte bald anders werden.

Wohl setzte das siebzehnte Jahrhundert die geistige Bewegung der Renaissance fort, und mit Bacon und Galilei gab es Newton und Leibniz die Hand; aber es tat es mit Methode, wo das sechzehnte Jahrhundert planlos vorwärtsgestürmt war; und die Notwendigkeit des Gesetzes schien ihm eine so dringende, daß es alles, auch die Triebe des Menschen, seiner Herrschaft unterwerfen wollte: die Absolutie des Gesetzes, die man staunend im Weltall gefunden hatte, sollte auch die Gesellschaft und das Gewissen des einzelnen regeln. Ebenso in der Kunst, der Poesie. Molière und Racine reagierten keineswegs gegen die literarische Bewegung des vorigen Jahrhunderts, sie setzten sie fort, gerade wie Descartes und Pascal die wissenschaftliche Bewegung fortsetzten; aber auch sie verfuhren nach Methode, suchten die Autorität wiederherzustellen, frei zu sein unterm Gesetze. Descartes wie Pascal, wie Newton und Leibniz sind freilich keine Campanella und Giordano Bruno, sie sind aber darum noch keine Scholastiker: sie unterwerfen sich dem positiven Glauben, aber sie lassen sich nicht von ihm hemmen in der Erforschung der Wahrheit. So in der Literatur. Die Alten wurden Autorität, aber man fühlte sich ihnen nur zu freiem Dienste verpflichtet; Maß und Geschmack waren fortan die Gesetze, aber Gesetze, ohne welche die Kunst an Plethora zugrunde gegangen wäre.

Es heißt die Dinge ganz äußerlich auffassen, wenn man sagt, diese ganze Revolution sei von den Damen,

insbesondere vom Hotel Rambouillet, ausgegangen, welche jetzt erst zu lesen angefangen und deshalb Dezenz gefordert hätten. Ich will gewiß den Einfluß des Hotel Rambouillet nicht unterschätzen, weil er wie jede Reaktion zu weit gegangen ist und durch seine Übertreibung dann die Satire Molières herausgefordert hat; aber er war doch nur ein Alliierter unter Hunderten, und er muß auch nicht überschätzt werden. Lange vor der Marquise v. Rambouillet lasen in Italien Isabella von Gonzaga, in Frankreich Margarete von Navarra und beschützten Poesie und Poeten; doch die Geschichte berichtet nicht, daß sie Dezenz forderten. Es ist eine Tatsache, daß, wie Rabelais nicht für die Frauen geschrieben, er sie auch nicht in sein Buch eingeführt (mit Ausnahme von Panurges Edeldame in Paris); aber das geschah keineswegs aus Schonung für das zarte Geschlecht, sondern weil der Mönch „es weder kannte, noch achtete", wie Herr Fleury selber zugibt. Aber wäre es ihm auch in den Sinn gekommen, „bei edlen Frauen anzufragen, um zu wissen, was sich ziemte", ich fürchte, die edlen Frauen seiner Zeit und seines Landes hätten ihn weniger gut berichtet, als Eleonore von Este den armen Tasso. Die Revolution, welche den Anstand in die Sitten einführte, drang in Frankreich erst ein halbes Jahrhundert später als in Italien durch; aber sie war hier so wenig wie dort eine Folge der Frauenemanzipation, sondern fand bei beiden Geschlechtern zugleich statt. Die Wahrheit ist, man war nachgerade der Zügellosigkeit und Anarchie der Natur ebenso überdrüssig wie der Lizenz des Geistes, und so legte man ihr den Zaum an und suchte sie zu dressieren. Will man sich aber überzeugen, was die französische Literatur dabei

gewonnen, was sie dabei eingebüßt hat, so vergleiche man, was Lafontaine, Molière, Racine (in den „Plaideurs“) dem Rabelais entlehnt, und was sie aus dem Entlehnten gemacht haben, mit dem, was Rabelais selber gegeben, und dann sage man noch, die Zucht verderbe die Natur! Nicht etwa, weil Rabelais wirklich reicher wäre als Lafontaine, Molière und Racine, finden wir bei ihm einen solchen Überfluß an Einfällen und Wortbildungen, an Farben und Arabesken, sondern weil er mit seinem Reichtum nicht hauszuhalten wußte, wie seine Nachfolger. Nicht die poetischen Einfälle machen den großen Dichter, sondern das Festhalten, die poetische Vertiefung, die künstlerische Verwertung des Einfalls.

Sind aber Rabelais' Konzeptionen wirklich so tief und neu, sind sie wirklich mit so viel Kunst dargelegt, als gewisse Bewunderer es uns glauben machen möchten? Was den großen Plan anlangt, so muß ich gestehen, daß der neueste Kommentar mich nicht überzeugt hat. Wir wissen fast mit absoluter Sicherheit, daß Rabelais zuerst das Buch des Pantagruel schrieb, welches jetzt die zweite Stelle einnimmt, dann den Gargantua, der eine Art Wiederholung jenes Buches ist, wenn es auch für gelungener und reicher erklärt werden muß als das Original. Erst gegen Ende des dritten Buches (des zweiten des Pantagruel) kommt die Rede auf Panurges Heirat und seine Aussichten, welche nach Herrn Fleury den allegorischen Kern des Ganzen bilden; und erst im vierten Buche fängt die methodische Orakelbefragung an. Das vierte Buch ist aber auch das letzte authentische, denn vom fünften sind erwiesenermaßen nur einige Episoden von Rabelais. Der ganze vielgepriesene Plan existiert

also im Grunde nur in einem Buche des Romans, und nicht im poetisch gelungensten. Die Wahrheit ist, daß Rabelais ein Humorist im vollen Sinne des Wortes war — der größte, ich hätte fast gesagt der einzige Humorist der französischen Literatur — und daß er keinen anderen Führer kannte als diesen Humor, die Laune. Der dünne Faden seiner Erzählung wird alle Augenblicke fallen gelassen oder bricht einfach ab; der Dichter bummelt sorglos in den belebten Straßen seiner Zeit herum, tritt heute in einen Laden und schäkert mit einem Ladenmädchen, morgen in eine Kneipe und kneift die Kellnerin in die Wange; dann wieder geht's in eine Bücherei — Gott bewahre uns, mit ihm hineinzugehen; von der Bibliothek St. Viktor schenkt er uns keinen Büchertitel — oder aber in einen Hörsaal der Sorbonne, um einer Vorlesung oder einer Disputation beizuwohnen und darüber seine Witze loszulassen, manchmal sogar ins Hospital und die Anatomie, denn der Bummler ist auch Mediziner, und er ist nicht der Mann dazu, mit seinen Kenntnissen hinterm Schild zu halten. Auch in Klöstern, Kirchen, Schlössern spricht der Spaziergänger ein, wenn er gerade daran vorüberkommt; aber daß er ein Programm hätte für seinen Nachmittagsspaziergang und ein Ziel, das macht man mich nicht glauben, und die Tatsache, daß er zufällig einem Abenteuer oder einem Problem einmal ein paar Tage hintereinander nachgeht, beweist so gut wie gar nichts.

Ist nun dieses Problem wirklich ein so tiefes, als man oft behauptet, und birgt der wörtliche Sinn einen allegorischen? Daß alle die verschiedenen Inselbewohner, bei denen Panurge sich Rats erholt, allegorisch gemeint

sind, daran ist kein Zweifel; denn die Allegorie ist so durchsichtig, daß man meist nur die Namen zu übersetzen braucht, um den Schleier zu lüften; daß aber die Frage, welche Panurge an die verschiedenen Orakel stellt, die Frage, ob er Hahnrei werden wird oder nicht, in Wirklichkeit die Frage nach dem Menschengeschicke bedeute, nach der Existenz unumstoßbarer Gesetze, welche auch das Menschengeschick regeln und voraussagen lassen, daran hat Maître François sicherlich nie gedacht. Eher schon ist der endgültige Bescheid, den Panurge von der „göttlichen Flasche" erhält, und zwar charakteristischerweise in der Muttersprache der Trinker, im Deutschen, erhält — eher schon ist der gute Rat: „Trink!" in allegorischem Sinne gemeint. Zerbrich dir nicht den Kopf über die Zukunft und genieße den Augenblick: Trink! das ist das Wort Rabelais' und der Renaissance, wie Rabelais sie auffaßte — das uralte Wort Sardanapals. Auch eine so wenig neue Wahrheit darf und kann der Dichter illustrieren; aber dann eben so, daß sie, dank seiner Kunst, neu erscheine, was bei Rabelais nun einmal nicht der Fall ist. Ganz anders ist es mit den anderen Einfällen des Dichters, welche unendlich viel mehr Wert haben als dieser so laut ausposaunte „Grundgedanke" des Romans. Rabelais hat sich amüsieren wollen auf Kosten der Pedanten, der Pfaffen, der Charlatane, der Weissager, der Höflinge und Lanzknechte, er hat sich über Scholastik und Astrologie, über Medizin und modische Poesie lustig gemacht und überall den gesunden Menschenverstand verteidigt gegen verknöcherte Überlieferung oder phantastische Schwärmerei; darin liegt seine individuelle wie seine nationale Bedeutung, nicht in tiefen und originellen Gedanken,

denn er ist bei aller Extravaganz viel zu sehr Franzose, um an Paradoxen sein Gefallen zu finden oder sich zu erlauben, Gedanken auszusprechen, die als Paradoxe erscheinen könnten.

Auch die berühmte Erziehungstheorie Rabelais', der Herr Guizot ein ganzes Kapitel, und ein Deutscher, Herr Arnstädt, ein ganzes Buch gewidmet, ist im Grunde weder besonders tief noch irgendwie originell. Es ist einfach, was der gesunde Menschenverstand einem jeden sagt: nämlich, daß man nicht den Geist auf Kosten des Körpers ausbilden soll, daß Leibesübungen in der Erziehung ebenso nötig sind als Geistesübungen, daß man einem wachsenden Knaben Speise und Trank nicht zu knapp bemessen darf; daß man die Zeit wahrnehmen solle und „Ordnung nur lehre Zeit gewinnen"; daß es nicht aufs Wissen, sondern aufs Lernen ankomme; daß das Beobachtungsvermögen und das Gedächtnis zuerst, dann das Nachdenken geübt werden müsse; daß das mechanische Sichaneignen von Kenntnissen keinerlei Wert habe; daß alles von der Methode abhänge, diese aber auf ein Turnen des Verstandes hinauslaufen müsse; daß die alten Sprachen die besten Instrumente seien, den Verstand daran zu üben, die alten Schriftsteller die größten Lehrmeister, wenn man zur Wahrheit gelangen wolle usw. Das sind nun doch alles Dinge, die sich jeder Verständige und Freie von selbst sagt, wenn er über die Frage nachdenkt, und es heißt wirklich von Gargantuas und Pantagruels Erziehungsplan — wenn er überhaupt für Nichtmillionäre und in Tagen von weniger als hundert Stunden ausführbar wäre — allzuviel sagen, wenn man behauptet, Rousseau, Pestalozzi, Basedow und wer nur je über Er-

ziehung geschrieben, habe hier seine Anregung erhalten, hier seine Mutterideen geschöpft. Nein, wenn der Ideenreichtum eines Romanschreibers nach den in seinem Buche niedergelegten allgemeinen Gedanken und nicht vielmehr nach der ganzen Weltauffassung sowie der Schilderung, der Zustände, der Personen und ihrer Handlungen geschätzt werden müßte, so wäre das Gepäck Rabelais' eben nicht so absonderlich groß. Ja, selbst das Ideal des Lebens, welches dem Pfäfflein vorschwebt, die Abtei von Thélème, ist am Ende doch nur ein rechtes Pfaffenideal, ein Schlaraffenland, wo man „tun kann, was man will", zum Beispiel seine heidnischen Autoren lesen, ohne Furcht, vom Prior gehänselt zu werden; nicht gezwungen ist, um vier Uhr morgens aufzustehen und halb ausgeschlafen leere Gebete zu murmeln; wo man tagsüber — o, wie sympathisiere ich hier von Grund meiner Seele mit Rabelais! — nicht vom ewigen Glockengeläute gepeinigt wird; gut ißt und trinkt, im Notfall auch ein wenig liebelt (denn es ist auch ein Nonnenkloster in Thélème), aber unter der Bedingung, zu heiraten und dann — die Abtei zu verlassen. Es handelt sich weder um ein beschauliches Einsiedlerleben noch um ein tätiges Mitarbeiten an dem großen Werke der befreienden Wissenschaft, oder an Unterricht und Volksbildung, oder auch nur an Vermehrung des Nationalreichtums durch Gewerbe oder Ackerbau. Wer gewisse reiche Klöster Italiens besucht, z. B. die Karthause bei Florenz, wo zwölf reiche Mönche, jeder mit einer kleinen Wohnung von vier Zimmerchen nebst Gärtchen und prachtvoller Aussicht, bedient von Hunderten von armen Brüdern, ihre unfruchtbare Existenz zusammen führten, braucht diese hocharistokratischen Forde-

rungen nur in jedem Sinn zu verzehnfachen, und er wird das Ideal Rabelais' haben: eine Gesellschaft reicher Junggesellen, die von der Stiftung und von dem, was ihre Familien ihnen mitgeben, flott leben, jagen, fischen, schwimmen, Karten und Komödie spielen, auch lesen und studieren, wenn sie gerade Lust dazu haben, umgeben von einem Heer von Schneidern, Schustern, Haarkräuslern, Goldschmieden, Tapezierern, Musikanten und anderen dienstbaren Geistern, das ist das Ideal Rabelais', wie er es aus mittelalterlichen Überlieferungen, Reminiszenzen des klassischen Altertums und persönlichen Gewohnheiten zusammengebaut: ein Ideal, an dem aber doch blitzwenig Ideales ist, sei's daß man's mit der wahren Klosteridee des Katholizismus, sei's daß man's mit den Träumereien der St. Simonisten und Fourieristen vergleicht, und dies bringt uns auf den letzten Punkt, der zu erwägen wäre.

Ist nämlich so der Ideengehalt des Romans, wenn auch sicherlich nicht ärmlich, so doch auch keineswegs von so überwältigenderem Reichtum, als beispielsweise der Ideengehalt des „Don Quixote" oder der Montaigne-schen „Essays", so hat andererseits auch die hinter dem Werke stehende Individualität des Verfassers nichts von dem unwiderstehlichen, obgleich so ganz verschiedenartigen Zauber, der Cervantes und Montaignes Personen umgibt. Rabelais ist gesund, sagt man, und hat nichts Korruptes an sich, und ich habe die Wahrheit dieser Bemerkung schon zugegeben; aber ich muß auch von dem Menschen wiederholen, was ich von seiner Poesie gesagt: es fehlt ihm durchaus an Noblesse. Die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, Frère Jean wie Panurge, geben sich in bezug auf Roheit wenig heraus, und daß die beiden

zusammen des Pfarrers von Meudon Selbstporträt, von vorne und von der Seite gesehen, ausmachen, daran ist kaum zu zweifeln, wenn man die Liebe sieht, mit der er sie ausmalt: so genau kennt man nur sich selber, und die Art von Schwäche, die Rabelais für die beiden, namentlich für Panurge hat, sieht ganz aus wie eine Vaterschwäche für den ungeratenen Sohn. Selbst die brutale Weise, in der fast alle practical jokes des Lustigmachers endigen — die Gefoppten büßen meist noch obendrein ihr Leben dabei ein — scheint den guten Papa nicht besonders zu erregen; er meint, das gehört dazu, und hat keine Ahnung, wie solche Tragik einem die Komik verdirbt. Wie human und fein sind dagegen Shakespeares derbste Scherze mit Falstaff oder Malvolio! Wie zartfühlend sind selbst ein Lazarillo de Tormes und ein Gil Blas im Vergleich mit diesem ihrem Vetter Panurge! Es versteht sich wohl von selbst, daß ich mit dieser Familienähnlichkeit zwischen Rabelais und seinen Personen nicht sagen will, Rabelais habe gestohlen, gelogen und betrogen wie Panurge, Händel gesucht, geprügelt und gekneipt wie Frère Jean; aber etwas von der polternden Klopffechterei des einen und der Furchtsamkeit des andern, der derben Gemütlichkeit beider war in ihm. Man verfolge Rabelais' Lebenslauf, man lese sein Buch mit Aufmerksamkeit, und man wird die Züge seiner zwei Freunde leicht wiederfinden. Manchmal möchte er dem Ideal, wie er's von weitem sieht — eben kein hohes Ideal, immerhin ein Ideal — manchmal möchte er Gargantua und Pantagruel nacheifern; aber da regt sich die Bequemlichkeit und die Lust am ungestörten Lebensgenuß, da regt sich vor allem die Furcht, und der Idealist wird auf einmal

wieder ein recht kluger und umsichtiger Realist. Er hat die Kutte abgeworfen, aber ganz aus der Kirche zu springen, wie Dr Martin Luther, wagt er doch nicht; er läßt sich eine fette kleine Pfründe geben. Er schielt anfangs nach Calvin hinüber, aber unterwegs kehrt er um und küßt dem Papst den Pantoffel; denn er fühlt sich nun einmal nicht zum Blutzeugen geboren, er ist Freidenker jusques au fagot exclusivè. Er geißelt die Großen, ihre Verschwendung und Willkür, ist aber recht zufrieden, wenn ihn ein solcher Großer und keineswegs der Besten einer in seine Dienste nimmt und vor den Folgen seiner losen Zunge schützt.

Und es wird ihm leicht, so zurückzugehen, weil er im Grunde doch keine recht warmen Überzeugungen hat; die Schranke, die er im Ausdrucke nicht kennt, hat er im Grunde seiner Seele: Rabelais ist nicht ganz befreit; in der innersten Falte seines Herzens trägt er noch die Spuren der Kette, hegt er die Furcht vor neuer Gefangenschaft. Der so maßlos Scheinende ist im wesentlichsten eigentlich fast gemäßigt; er vertritt darin eine ganze Klasse seiner Landsleute, deren Glaubensbekenntnis nicht viel über einen gütlichen Vertrag zwischen Konvention und gesundem Menschenverstand hinausgeht. Er hat, wie sie, eine gewaltige Antipathie gegen alles, was nach Metaphysik schmeckt; man hat aus ihm bald einen Peripatetiker, bald einen Akademiker machen wollen, während er doch von Aristoteles und Plato nur annahm, was ihm in seinen kleinen eklektischen Kram paßte, in dem der einfache liebe Gott der Tradition unbestritten herrschte. Das Papstgötzentum war dem Erfinder des Papimanenlandes ein Greuel; aber sollte er darum mit der Kirche brechen,

deren höchste Obrigkeit in Rom saß? Da war der Gallikanismus doch viel bequemer; man blieb Katholik und konnte doch noch Franzose bleiben; man verlängerte die Kette, ohne sie zu brechen, wie die Herren Lutheraner. Die Wissenschaft ist ihm wie vielen und nicht den schlechtesten seiner Landsleute ebenfalls kein Priestertum im Dienste der Wahrheit. Rabelais ist so wenig Forscher, wie er ein Denker ist; er ist ein Neugieriger (un curieux), der von allem nascht, sich keineswegs bei Halbkenntnissen oder unbestimmtem Wissen um die Dinge begnügt, sondern was seine Neugierde reizt, auch ganz zu erkennen sucht; aber nicht, um es als organisches Glied einzuordnen in ein wissenschaftliches System oder um es als Staffel zu brauchen, um weitere Sprossen nach dem Wahrheitsziele zu erklettern, sondern um es als ein Stück mehr in seiner Raritätensammlung aufzuheben; neun Zehntel der gebildeten Franzosen sind noch heute Collectionneurs und Connaisseurs.

Auch im Staat fand Maître Rabelais nicht alles zum besten bestellt; aber er kam früh zur Einsicht, daß man dergleichen besser den Leuten überläßt, deren Amt es ist, was ihn nicht hinderte, von Zeit zu Zeit einzusprechen und seinen guten Rat anzubieten, vor allem aber alle, die im Amt sitzen, echt französisch für Spitzbuben oder Schwachköpfe zu erklären, faktisch aber sie gewähren zu lassen. So kann er sich weder dazu entschließen, das „Weltwirrwesen“ zu belachen, noch es zu verachten, noch es zu bekämpfen, noch eine Rolle darin zu übernehmen, noch es einfach zu beschauen und am „farbigen Abglanz“ seine Freude zu finden — er möchte gern alles das zugleich tun, und so will ihm keines recht gelingen: es fehlt

ihm eben an Charakter und an der Zucht, die den Charakter ersetzt; es bleibt also nur das Temperament, das gesunde, kräftige, überreiche, lebensvolle Temperament. Mit diesem allein, möchte man sagen, hat er sein Werk geschrieben, das strotzt von Leben und Fülle, die des äußeren Maßes wie der inneren Seelenwärme entbehrt. Diese Vitalität ist sein großer Wert, diesen — und den historischen Wert als Denkmal des Jahrhunderts — wird es immer behalten; aber das genügt nicht allen, und wer den höchsten Ausdruck der Renaissance zu kennen wünscht, wird wohl tun, ihn anderswo zu suchen; was er hier findet, ist nur eine Seite der Renaissance.

In jener schönen Vorrede zum „Gargantua", die am Eingange des großen Werkes steht, ruft Rabelais dem Leser zu: „Habt Ihr je einen Hund gesehen, der einen markigen Knochen erblickt? Habt Ihr ihn gesehen, so habt Ihr bemerken können, mit welcher Andacht er ihn belauert, mit welcher Sorgfalt er ihn überwacht, mit welcher Inbrunst er ihn festhält, mit welcher Vorsicht er ihn angreift, mit welcher Liebe er ihn zerbricht und mit welchem Fleiß er ihn aussaugt. ... Nach seinem Beispiele nun sollt Ihr klug sein im Spüren, Riechen und Schätzen dieser schönen Bücher hohen Fettes (de haulte gresse), sollt leicht sein im Geschäft (au prochaz) und keck im Zugreifen; dann durch wißbegieriges Lesen und häufiges Nachdenken den Knochen zerbrechen und das substantive Mark daraus saugen, mit der sicheren Zuversicht, scharfsichtig und mutig bei besagtem Lesen zu werden; denn in selbigem werdet Ihr ganz anderen Geschmack finden und verborgenere Lehre, welche Euch gar hohe Sakramente und furchtbare Mysterien offenbaren wird,

sowohl in dem, was unsere Religion, als was den Staat und die Wirtschaft anlangt.“ Ich und mit mir viele, in deren Namen ich reden zu dürfen glaube, haben gefunden, daß das „schöne Fett“, das zweifelsohne drinnen steckt, nicht reichlich, nicht wohlschmeckend, nicht nahrhaft genug ist, um uns die Hände mit dem Knochen zu beschmutzen und die Zähne daran auszubeißen. Anderen sei es unbenommen, anders darüber zu denken.

Torquato Tasso.

„Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,“ sagt Leonore von Sanvitale über Florenz, „Ferrara ward durch seine Fürsten groß.“

Die echte Fürstenstadt in der Tat, und die erste: ein Stuttgart, ein Karlsruhe des 15. Jahrhunderts; ein Palast, um den sich eine Stadt baut, wie in Versailles, aber ein Palast, den wuchtige Tore verschließen, hohe dicke Türme verteidigen, tiefe Gräben umziehen. Die Idee der modernen Monarchie ist hier unter Gefahren entstanden, ist hier kämpfend gewachsen, hat sich hier trotz mächtiger Feinde zur schönen Blüte entfaltet; freilich barg die Blüte auch das Gift und reifte nie zu der Frucht, welche sich anderwärts aus ihr entwickelte, der Frucht des modernen Nationalstaates.

Von allen Fürstenhäusern Italiens war das der Este das einzige, welches alle Bedingungen einer nationalen und legitimen Dynastie in sich vereinigte: es war das älteste aller regierenden Häuser, es war italienischen Ur-

sprungs, es war aus dem Feudaladel hervorgegangen. In allen übrigen monarchischen Staaten Italiens stammten die Fürstenfamilien von fremden Eroberern, bürgerlichen Emporkömmlingen oder glücklichen Abenteurern her; und dieser ihr Ursprung ging meist nicht über das 15. Jahrhundert zurück, das heißt er war zur Zeit der Renaissance noch ein Selbsterlebtes für die meisten Italiener. Alle tragen den Charakter der Tyrannis; für legitim galten nur die Regierungen des Papstes, die überlebenden Republiken und — das Herzogtum Ferrara. Früh hatten die Este, ähnlich wie die Kapetinger, durch Gewalt und List, Erbschaft und Heirat, klugen Geiz und klügere Verschwendung ihre Macht erweitert, ihr Ansehen befestigt, die Meinung bestochen. Von Petrarca bis auf Ariosto, von Guarino dem Humanisten bis auf Guarini den Dichter, von Bojardo bis auf Bembo hatten die ausgewählten Geister dieses Jahrhunderts sich an der Sonne von Ferrara erwärmt, ihren Glanz gepriesen. Auch das Verhältnis des dienenden Adels zum Fürsten war hier schon hundert Jahre vor Tasso ein ganz ausgebildetes. So ward der kleine Hof von Ferrara erst das Vorbild aller übrigen Höfe Italiens; dann empfing Madrid mittelbar, über Neapel, den Einfluß und suchte das spanische Ideal nationaler und religiöser Einheit mittels der in Italien ausgebildeten Organisation zu verwirklichen. In St. Germain und Versailles wird nun dieses monarchische Ideal, dessen Wesen spanisch, dessen Gestalt italienisch ist, ein selbstbewußtes, durchdachtes, das man systematisch durchzuführen unternimmt. Nur hier gelingt es ganz; die Übersetzungen ins Englische und Deutsche, welche Karl II. und Königin Anna, Friedrich I. und August der

Starke, welche hundert andere versuchen, bleiben hinter dem Original zurück, obschon in allen noch die Familienähnlichkeit mit den Ahnen in Ferrara lebt. Der größte Dichter der neuen Zeit schaut die letzte Blüte der dem Untergang geweihten Flora; er entwirft ein Bild davon, das treuer und lebendiger nicht gedacht werden konnte, und gibt ihm die heimische Erde von Ferrara zum Schauplatz: ich meine Goethe und seinen Tasso.

Man ist wohl davon zurückgekommen, Goethe Mangel an historischem Sinn vorzuwerfen; allein man ist noch nicht dazu gelangt, ihn als den deutschen Dichter anzuerkennen, der mehr als alle andern den rückwärts gekehrten Seherblick des Historikers besaß. Kaum in Götz und Egmont aber ist die klare historische Anschauung und objektive Wiedergabe wunderbarer als in Tasso. „Trägt der Dichter nicht die ganze Menschheit mit allen ihren Verhältnissen in seiner Brust?" fragt Klingers Dichter auf des Weltmanns Zweifel an seinem Verständnis des öffentlichen Lebens, und wer hätte sie vollständiger in sich getragen als Goethe? Man hat gesagt, er habe Weimar mit italienischen Namen geschildert: das ist nun insofern wahr, als eben in Weimar das Wesen des ferraresischen Hofes noch einmal auflebte; die ganze Gestalt dieses Lebens aber gehört Italien, gehört dem 16. Jahrhundert an. Nicht allein das Kostüm, die zufälligen Tatsachen, die verteilten Rollen, die Zeichnung der ganzen politischen Lage der Halbinsel sind von seltener historischer Genauigkeit (man denke nur an Antonios Schilderung des römischen Treibens), auch die Gefühle und Gedanken sind die eines Jahrhunderts, wo die Kunst die höchste, alles durchdringende Tätigkeit ist, einer Nation, in der aufbrausende

Leidenschaftlichkeit und reizbarste Empfindlichkeit stets mit natürlicher Anmut und stillschweigender Anerkennung der gezogenen Gesellschaftslinien wie des gegebenen Glaubens Hand in Hand gehen: ja der ganze Sigisbeismus des folgenden Jahrhunderts ist schon in seinem edelsten Kerne hier im voraus angedeutet. Wenn das alles nicht den schärfsten Sinn bekundet für die Geschichte und was sie bewegt, so wüßte ich wahrlich nicht zu verstehen, was man unter Geschichte verstanden wissen will.

Als Torquato Tasso, ein einundzwanzigjähriger Jüngling (1565), an den Hof von Ferrara kam, war dieser schon in seiner Nachblüte. Die Sitten waren milder als zur Zeit Ariosts; die Hand fuhr nicht mehr so rasch nach dem Dolche; die feine wie die grobe Zote, an der sich noch des ersten Alfonsos Schwester, die geistreiche Isabella Gonzaga und ihr geistlicher Bruder, Kardinal Hippolyt, so gerne erfreut, wäre von den Schwestern Alfonsos II., Lukrezien und vornehmlich Eleonoren, nicht mehr geduldet, geschweige denn genossen worden; die gesetzgeberische Tätigkeit der Akademien hatte schon begonnen und ihre Wirkung auf Sprache, auf Gedanken nicht verfehlt. Auch in geistlichen Dingen verstand man keinen Spaß mehr, wie zu den Zeiten Messer Lodovicos; Reform und Tridentinum hatten bitteren Ernst in die Religion gebracht; die Macht des Fürsten endlich war eine unumschränktere geworden, seit die letzten Reste des Vasallentums unterdrückt waren; selbst die Willkür- und Gewalttat des Monarchen — und Alfonso II. ließ es an solchen nicht fehlen — nahm den Charakter der Gesetzlichkeit an: eine gefällige Justiz räumte die Unbequemen weg, welche ein Jahrhundert früher vom Bravo aus der Welt geschafft wurden.

In solchen Zuständen war nichts, das Tasso hätte verletzen können. Sohn eines alten Höflings und von reinstem Adel, brachte er die zwei ersten Erfordernisse zum ehrenvollen Hofdienste mit auf die Welt. Eine sorgfältige, durchaus klassische Bildung hätte es ihm möglich gemacht, den ersten Platz in der strengsten Akademie einzunehmen. Von enthusiastischer Frömmigkeit, war er doch der alten Kirche durchaus treu, und keineswegs zum Grübeln über ihre Satzungen aufgelegt, brauchte er das Los Renatens von Frankreich nicht zu befürchten, welche weder das Andenken des mächtigen Vaters noch das des Gatten vor der Verbannung durch den eigenen Sohn schützte, da sie der neuen Lehre huldigte. Eine hochgespannte Natur, welche Liebe und Freundschaft gleich der Dichtkunst nur als reine hohe Flamme zu empfinden vermochte, fühlte sich der junge Tasso in Gesellschaft der schon reifen Lukretia und der kränkelnden Eleonore, der „Schülerin des Plato", in einer Region, wo alles Gemeine schwand; anerkennungsbedürftig schlürfte er hier den vollen Becher feinsten und berauschendsten Lobes, kredenzt von zartesten Händen. Und doch ging er zugrunde. Das Ausschlaggebende für das Glück des Menschen ist eben weder Geist, nicht einmal immer der Charakter, noch weniger die Umstände, sondern das Temperament. Und furchtbar hatte das Geschick den armen Tasso heimgesucht. Welches auch das Unrecht Alfonsos gewesen sein mag — und es war groß —, wie viel auch die Höflinge und Nebenbuhler am Dichter verbrochen haben mögen: die letzte Ursache seines furchtbaren Schicksals war sein Temperament. Auch Ariosto hatte mit Neidern zu tun, auch er diente einem unzuverlässigen

Fürsten; auch er liebte die Freiheit; aber er wußte, wo und wie man sie genießt, als er sich jenes bescheidene Häuschen baute, das an Goethes Gartenwohnung gemahnt:

Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non Sordida,
parta meo sed tamen aere domus.

Auch Leonardo da Vinci, der Goethe des 15. Jahrhunderts, wußte Fürstengunst und Freiheit des Sinnes miteinander zu vereinen, Tassos Herdernatur wäre überall unglücklich gewesen. Er wird uns darum nicht minder rühren: die Selbstverschuldung des Unglücks ist ja eher ein Grund mehr zum Mitleiden in den Augen derer, die im Wesen des Menschen sein Verhängnis erblicken: aber einsehen muß man, daß das Unglück selbstverschuldet ist, damit man nicht ungerecht werde gegen die Umgebung des Unglücklichen. Goethe hat ihn uns allen vertraut gemacht, uns gelehrt, ihn zu bedauern, zu lieben, zu bewundern. Die Dichtkunst keines Volkes bietet ein Bildnis von so entsprechender Ähnlichkeit und Individualität bei so allgemeiner Gültigkeit: und es wäre mehr als dreist, neben ein solches Gemälde noch eine magere Handzeichnung stellen zu wollen, die doch ihr Bestes von dort entlehnen müßte. Nur über die Menschen und Dinge, welche vor und nach jener von Goethe zum Vorwurf genommenen Krise in Tassos Leben eingriffen, dürften wenige Worte am Platze sein, welche in der Geschichte jener Spätrenaissance und in den italienischen Charakter einige Ausblicke eröffnen.[1])

---

[1]) Die historische Literatur Neuitaliens ist reich an Monographien und Dokumentensammlungen, welche von gelehrten Forschern für gelehrte Forscher bestimmt sind; reich auch an erneuerten Variationen über die anerkannten nationalen Größen des Mittelalters

Italien ist das Land, das 16. Jahrhundert die Zeit der Gegensätze. Neben würdelosester Servilität begegnet man auf Schritt und Tritt selbst heute noch dem empfind-

---

und der Renaissance, einer Gattung von rhetorischen Ergüssen, die heutzutage, selbst im Vaterlande der Akademien, nur noch von den Autoren selber gelesen werden; arm aber ist in Italien die historische Literatur der Gegenwart an durchgearbeiteten Werken, welche dem gebildeten Leser Vorteil und Unterhaltung zugleich bieten. Nehmen wir Villaris „Savonarola" und Gino Capponis „Geschichte der florentinischen Republik" aus, so bleibt uns so gut wie nichts aus den achtzehn ersten Lebensjahren des Königreichs; denn Comparettis ausgezeichnetes, ebenso anregendes als belehrendes Werk über „Virgil im Mittelalter" gehört schon nicht mehr der eigentlichen historischen Literatur an, und Amaris „Sizilianische Vesper", Ricottis „Compagnie di Ventura" wurden schon in den vierziger Jahren veröffentlicht. Ja, auch Villari und vollends G. Capponi gehören ganz der voreinheitlichen Zeit an oder verdanken derselben ihre Bildung. Der Nachwuchs aber, der es versucht, jene Lücke auszufüllen, legt hier, wie in allen anderen Literaturgebieten, leider eine Unreife an den Tag, die uns seine wohlgemeinten Erzeugnisse etwas schwer genießbar macht.

Es ist nicht leicht, dieser Jugend, von welcher der Verfasser des vorliegenden Werks ein sehr charakteristisches Exemplar ist, ganz gerecht zu werden. (Torquato Tasso e la Vita italiana nel Secolo XVI di Pier Leopoldo Cecchi.) Es ist so viel guter Wille da, so redliche Gesinnung, so schöne Illusionen, dabei so treffliche Kenntnisse und so viel Fleiß, daß man gern nur loben möchte, wäre nicht eben jener Grundfehler der Jugend, der das alles verhinderte, den rechten Ausdruck zu treffen. Nun sagt das Sprichwort allerdings, jenen Fehler lege man alle Tage ab, und das Sprichwort möchte recht haben, wenn die Jugend nur die Tage ruhig wollte gewähren lassen. Das tut sie aber nicht, und wir haben mehr als einen gekannt, der noch in seinem fünfzigsten Jahre in jenem Sinne jung geblieben war. Nichts aber befestigt den Menschen mehr in der Jugend als das frühe Hervortreten in die Öffentlichkeit. Wer die

lichen Ehrgefühl eines Bernardo Tasso, der auch nicht eine Gunst annimmt, die er nicht zurückzahlen könnte, stolz wie ein spanischer Hidalgo unter seinen Lumpen —

Welt ganz erfahrungs- und voraussetzungslos mit zwanzig Jahren abgeurteilt, tritt nicht so leicht wieder aus dem Gesichtskreise heraus, aus dem er jene Urteile gefällt: denn das geschriebene Wort bindet den Schreiber nicht nur dem Publikum, es bindet ihn auch sich selber gegenüber. Ich möchte jedem talentvollen jungen Manne, der den Beruf zum Schriftsteller in sich fühlt, wünschen, daß er doch ja vor seinem fünfunddreißigsten Jahre keinen Verleger fände, während im Gegenteil der zum Handeln berufene Mensch und das Genie, wo und wie es sich auch immer betätigen möge, wohl nie zu früh zum Tun und Schaffen kommen können. Ein talentvoller Mensch, der einen guten Schatz von eigenen Gedanken und Eindrücken, Welt- und Bücherkenntnis angesammelt, dazu seinen Geist wie seine Feder gehörig geschult hat, kann, nach einer schweigsamen Jugend, ungestraft sogar ein Vielschreiber werden: er wird sich schon nicht so bald ausschreiben. Wer aber sein Getreide schon grün verzehrt, dem bleibt nichts für den Sommer.

Bessere Belege für diesen meinen guten Rat könnte ich nirgends finden, als in der italienischen Literatur der letzten zwanzig Jahre, Roman und Schauspiel, wie Geschichte und Kritik kommen hier nicht aus der „Jugendeselei" heraus, die der größte Dichter des Jahrhunderts als seinen einstigen Zustand bezeichnet hat, in der aber niemand weniger verharrte als er; die Leutchen hier dagegen fahren munter fort, mit vierzig Jahren zu denken und zu schreiben, wie sie mit zwanzig Jahren dachten und schrieben; nur der Ton wechselt. An die Stelle der Empfindsamkeit des lieben Ich tritt die Empfindlichkeit desselben; man geißelt seine Gegner mit Filelfoscher Heftigkeit, wie man früher seine Freunde mit Gleimscher Zärtlichkeit streichelte; das Ich aber bleibt doch immer die Hauptperson, und die Welt steht diesem Ich noch ebenso allgemein gegenüber wie vormals, da sie noch voll guter Karle und böser Heinriche war; alle menschlichen Handlungen haben noch dieselben ganz einfachen Beweggründe; gewisse Menschenklassen, wie Pfaffen und Aristokraten, sind

muß er doch manchmal den Morgen über im Bette bleiben, um sein einziges Paar Strümpfe selbst zu flicken — und gleich Horatio

„ . . . so gut vermischt,
Daß er Fortunen nie zur Pfeife diente,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger griff.“

So Bernardos Weib, die schöne Portia, fast noch ein Kind, als sie dem Fünfzigjährigen die Hand reicht; wie

---

noch immer der Inbegriff aller Schlechtigkeit; Glück und Unglück hat nicht aufgehört, etwas ganz Zufälliges zu sein; Staatseinrichtungen sind mehr als je die Quelle alles Guten und Schlechten, das die Nationen befällt; und die Abstraktionen des Jugendgeistes sind noch immer die einzigen Realitäten. Wie sehr dieser Jugendgeist aber unter der Herrschaft der Worte steht, bemerkt er selbst natürlich nicht.

Zu all dieser Naivetät der Weltbetrachtung nun gesellt sich oft noch gar eine gewisse vordringliche Naivetät des Persönlichen, welche ja recht rührend und schön sein mag, den Leser aber durchaus nichts angeht. Die Herren scheinen eben zu glauben, das Recht des Sichselbstinszenesetzens gelte nicht nur für den lyrischen Dichter, dessen Objekt freilich immer sein eigenes Subjekt sein darf, sondern auch für den Geschichtschreiber und den Gelehrten. Hier z. B. bringt der junge Verfasser ganz unverblümt in der Widmung an zwei Professoren nicht nur seine Gefühle der Dankbarkeit gegen die Lehrer, sondern auch seine eigene Jugendgeschichte, seine Familie, seine Kommilitonen vor das Publikum. Viel öfter aber geschieht's, daß die hoffnungsvollen Schriftsteller, weniger unmittelbar, dergleichen Persönliches in den Werken selber, und zwar kaum verdeckt, einführen, so daß der Leser gleich erfährt, mit welch trefflichem Sohne, Bruder oder Ehegatten er zu tun hat; man denkt an gewisse Genrebilder neuesten Stiles, in denen es dem Maler auch mehr um das Dartun seines Familiensinnes als um ein freies Wiederschaffen der Natur zu tun ist. Vielleicht dürfen oder müssen wir in dieser Kindlichkeit und Sentimentalität solcher jungen Italiener eine Reaktion gegen die Sittenverderbnis früherer Zeiten, einen Widerstand gegen den

verschieden ist sie von den gelehrten Damen Bolognas, den prachtliebenden Courtisanen von Rom, den vornehmen Prinzessinnen von Ferrara, den etwas hausbackenen

---

vielfach noch herrschenden Skeptizismus der Landsleute sehen, und wir würden es gern tun, wenn die Empfindlichkeit nicht eben ganz epidermaler Beschaffenheit wäre und all dieser Naivetät denn doch die wahre Unmittelbarkeit fehlte, wie sie heutzutage der Jugend oft fehlt und erst durch ein Abkratzen des Frühangelernten und durch ein Vertiefen des Gedankens wiedererlangt wird. Interessierten sich die Leutchen etwas lebhafter für die Dinge, so würden sie nicht so viel mit sich selber beschäftigt sein; und hörte ihre Selbstbeschäftigung wenigstens nicht gerade da auf, wo sie fruchtbar werden könnte, d. h. an dem Punkte, wo die Wirkung nach außen nicht mehr in Betracht kommt, so würde uns auch ihre Persönlichkeit zu interessieren anfangen.

Übrigens bleibt die Kindlichkeit nicht bei der Anschauungsweise und der Vordringlichkeit des Ichleins stehen, sondern spricht sich auch im Ausdruck aus, wodurch dann alle diese Werke — ich nehme auch sehr berühmte Novellen und Theaterstücke nicht aus — uns immer als gute Primanerarbeiten erscheinen, welchen der Lehrer eine lobende Zensur nicht verweigern kann. Das Publikum aber, das kein Lehrer ist, hat das Recht, sich zu wundern, wenn junge Leute, die so intim mit Macchiavellis Diskursen und Tassos Briefen, mit Manzonis Verlobten und Leopardis Dialogen zu sein vorgeben, daraus so gar nicht gelernt haben, worauf es im Schriftstellern ankommt, wie wir denn auch im Vaterlande der Kunst täglich Bilder, Statuen und Gebäude entstehen sehen müssen, deren Urheber ebensogut in Chicago hätten aufwachsen können als am Arno oder Tiber: so spurlos ist das sie stets umgebende Schauspiel des Höchsten, was Malerei, Skulptur und Baukunst hervorgebracht, an ihnen vorübergegangen. In der Schreibart der neuen Schule nun herrscht vor allem jener Mißbrauch des unbestimmten Adjektivum und jene Rhetorik nichtssagender Abstraktionen, welche stets die sichersten Kennzeichen des verfallenen, nicht einmal des verfallenden Stiles sind. Wie gesagt, ist unser junger Autor durchaus nicht der einzige, noch der schlimmste dieser modernen Stilkünstler, und ich führe ihn nur

Florentinerinnen. Eines indes hat auch sie mit allen Frauen der Zeit gemein: die tiefe und ausgedehnte Bildung, welche nie der weiblichen Anmut den geringsten

---

an, weil mir gerade seine Schrift, deren Gegenstand zu interessieren versprach, unter die Hände gekommen und weil seine Manier die so vieler ist: da ist Portia, die Mutter Torquato Tassos, die könnte Figur am Hofe machen; aber es ist ihr nicht darum zu tun: „Ihre Freude ist das Haus, der Gatte; ihr glühender Wunsch, Kinder zu bekommen, um die unendlichen Freuden der Familie zu genießen." Auch der Vater Bernardo genießt — und zwar im selben Satze — „die unsagbaren Freuden dieses Kindes", seine alte Seele verjüngt sich und, wenn er, der Hofdichter, von seiner Frau spricht, wird er „einfach, wie das Herz des Weibes, ideal wie dessen liebender Blick", und sieht der Alte den zukünftigen großen Mann in seinem Söhnchen, weil es der Mutter nachschlägt, so ist das „eine wahre Intuition, weil geliefert vom Herzen einer tugendhaften Frau!" Die Worte Intuition, Ideal, Synthese, Äquation, Faktor, Exponent, mit dem Zubehör vom Ewigen, Schönen, Göttlichen sind die Hauptingredienzien dieser neuen, nämlich philosophisch sein sollenden, Rhetorik, in welcher leider der über Frankreich vermittelte deutsche Einfluß nicht verkannt werden darf.

Der deutsche Gedanke, die deutsche Gründlichkeit, die deutsche Wissenschaft genießen in der Tat in den romanischen Ländern eines sagenhaften Ansehens, und trägt nur etwas die deutsche Fabrikmarke, so ist man schon überzeugt, ohne weiter viel zu prüfen, etwas wunderbar Solides in Händen zu haben. Und da wir leider ebenfalls eine große Anzahl von Schriftstellern haben, die mehr mit volltönenden Worten als gediegenen Gedanken handeln, so meint man nur allzuoft, auch hier müsse doch ein Begriff bei den Worten sein. In Frankreich bildet wenigstens die angeborene Antipathie für alles Unklare immer noch ein heilsames Gegengewicht; auch läßt sich der Franzose nie so ganz überrumpeln wie der Italiener, den gewisse fremde „Berühmtheiten" vollständig verblüffen.

Bei dem Studium der fremden Literaturen nämlich ist, wie es nicht wohl anders erwartet werden darf, der dem Italiener eigen-

Eintrag tut. Dagegen treten die Scheu vor allem gesell-schaftlichen Treiben, der Sinn für Haus und Familie,

---

tümliche Mangel an Sinn für Verhältnis und Perspektive, welcher ihn den Namen eines Verdi im selben Atem mit dem eines Cherubini aussprechen läßt, und dem Archäologen Canina eine Grabstätte in Santa Croce neben Michelangelo und Galilei bereitet, noch viel auffallender, wenn auch erklärlicher, als in seinen eigenen Dingen. So ein junger Italiener spricht euch von gewiß sehr anerkennenswerten Männern, wie die „illustri“ M . . . und L . . . genau wie er von Augustin Thierry und Ranke reden könnte. Von seinen ausländischen Vorbildern nun, unter denen der Hauptschuldige an dieser ganzen Rhetorik, Edgar Quinet, natürlich einen hervorragenden Platz einnimmt, hat der Italiener neuer Schule nicht nur die Gewohnheit wesenloser Worte, sondern auch die des Ausfüllens und Ausmalens angenommen, welche den Ton des Romans, und zwar des schlechten Romans, in die Sprache der Geschichte einführen möchte und leider oft wirklich einführt. So meint der brave Jüngling, dessen Büchlein uns den Anlaß zu diesem Ergusse der Ungeduld gibt und der offenbar fürchtet, besagtes Büchlein könne zu mager ausfallen, er müsse uns beweisen, daß sein Held Torquato Tasso wirklich ein berühmter Mann sei, der es verdiene, daß man von ihm rede, und braucht vier volle Seiten dazu; in der Lebensbeschreibung selber aber ist er gut genug, uns immer zu sagen, was „wohl“ die Gefühle seiner Personen in jeder Lage gewesen sein mögen, ja er glaubt sogar, uns seine Vermutung mitteilen zu müssen, Torquato werde „in den Windeln wohl wie alle Kinder gewesen sein; verwundert beim Anblick der Welt, wird er sie erstaunt angesehen haben; den Küssen, den tausend Gesten der in ihn verliebten Mama (sic!) wird er mit der Beredsamkeit der Bewegungen geantwortet haben, welche immer voll hoher Bedeutung für die Eltern sind. Portia nährte ihn selber und lehrte ihn mit ihrem Lächeln die unsagbare Melodie der Liebe verstehen“. Als Tasso Eleonoren zum ersten Male erblickt, „fühlt er sich gerührt von jenem, ich weiß nicht was, welches jedes innere Gefühl aufregt, das Gesicht in Blässe färbt, die Augen niederschlagen und seufzen macht. Leonore muß

die schwärmerische Auffassung der Mutterpflichten, die wir bei Portia finden, wie es in der Natur solcher Tugenden

---

es bemerkt haben; sie wird es für Schüchternheit gehalten haben; doch ist's unmöglich, daß sie nicht etwas Ungewohntes und Unbegreifliches empfand. Alles wird man verbergen können, außer dem stillschweigenden Worte, welches aus dem Herzen kommt und zum Herzen niedersteigt". Als der berauschte Torquato sein Ferrara in den Himmel hebt, „wird wohl auch Bernardo, sich Illusionen hingebend, ausgerufen haben: Glücklich du, der du im Eden lebst, um rasch ins Empyreum zu fliegen!" Und so Seiten lang immer im Futurum, wie die Erzählung immer im Präsens ist: das ehrliche schlichte Perfektum und Imperfektum unserer Väter ist ja längst aus der Mode.

Ich wiederhole es, der junge Mann, der dieses Buch geschrieben hat, besitzt schöne und genaue Kenntnisse, und er hat Talent. Selbst Kenner des 16. Jahrhunderts werden viel Neues bei ihm lernen, das Alte von überall her mit Fleiß zusammengestellt finden, wenn auch mit viel unnützem phraseologischem Beiwerk ausgestattet. Seine Porträts wie seine Schilderungen von Zuständen, wo er sie nicht allzu sehr ausführt (z. B. das Porträt Bernardo Tassos, das Franz Marias von Urbino, das Alfonsos II., die Schilderung der Universität Padua) sind sehr gelungen; allein es fehlt dem Verfasser an Geschmack, an Klarheit, an Maß, er müßte lernen, nur dann zu schreiben, wenn er wirklich eine Idee, einen Eindruck, eine Tatsache zu melden hat, nichts mehr, als diese Ideen, Eindrücke und Tatsachen, sie aber einfach und schmucklos, in dem Gewande mitzuteilen, das sie am bestimmtesten hervortreten ließe und sie endlich so zu ordnen, daß man dem Gange der Gedanken und Ereignisse leicht folgen könne. Wollte er noch dazu die Urteile über den Wert oder Unwert der Personen und Dinge dem Leser überlassen, so würde er, anstatt eines schwer lesbaren Buches von 300 Seiten, einen Essay von 50 Seiten geliefert haben, der so lehrreich als angenehm gewesen wäre, und er wäre der Gefahr entgangen, als Spezimen einer ganzen Gattung herhalten zu müssen, während er doch im Grunde alles Zeug in sich hat, um über dieser Gattung zu stehen.

liegt, seltener zutage; sie sind darum nicht minder italienisch; ja ein gewisser Idealismus der Keuschheit, der von der Konvention ganz unabhängig ist und den uns Shakespeares Imogen so reizend verkörpert, wird vielleicht nirgends öfter angetroffen als in dem Lande, dessen Weiber nicht mit Unrecht als die leidenschaftlich-sinnlichsten dargestellt werden; und er behält hier auch in der Ehe ein mädchenhaft anmutiges Wesen, das bei den transalpinischen Frauen mit dem Gürtel und dem Schleier meist zu verschwinden pflegt. Das Eigentümliche des italienischen Charakters ist eben immer die unverwüstliche Natürlichkeit und Anmut bei höchster Zivilisation, oft sogar bis in die Korruption hinein.

Am auffallendsten vereinigt Alfonso II., als ein rechter Vertreter seiner Zeit, die schroffsten Widersprüche in sich. Obschon bezähmt, lebt doch auch in ihm die Bestie noch, deren Losbrechen die Tage der ersten Renaissance mit solchem Schrecken erfüllt hatte. Manchmal erinnert er an die Borgia selber; aber er hat, was die Borgia nicht hatten: ein hohes Bewußtsein seiner Pflichten als Herrscher, ein feines Gefühl für Kunstschönheit, Sinn für Maß im Luxus; er ist vor allem schon viel konventioneller als die Menschen vom Ende des vorhergehenden Jahrhunderts, und hier liegt der Hauptunterschied zwischen 1580 und 1480. Die Renaissance war eine Befreiung von den Banden des Mittelalters, den geistigen wie den sittlichen, je nach der Natur eines jeden kam in dieser Freiheit das Lieblichste und das Furchtbarste des Menschen in gleicher Naivetät ans Sonnenlicht. Der Masse der Menschen aber bangte vor dieser Freiheit der Starken an Geist oder Charakter; und sachte nahmen sie die alte Arbeit

wieder auf, das alte unsichtbare und doch so feste Gespinnst, mit dem die Schwachen die Starken umspinnen, und welches so recht eigentlich die Arbeit und der Zweck aller Zivilisation ist: ganz leise wurden die positiven Satzungen der Religion wiederhergestellt und durch eine straffere Organisation ihrer Dienerschaft in Sicherheit gebracht; ganz leise knüpfte der Staat seine augenblicklich gelockerten und zerrissenen Fäden wieder fester zusammen, richtete die Gesellschaft ihre zeitweilig umgeworfenen Wälle wieder auf; ganz leise ward Kunst und Poesie wieder unter Regeln und Gesetze gebannt, die sie strenger binden sollten als die ritualistischen Fesseln des Mittelalters. Nur die Wissenschaft entging der gewandten und schlauen Hand der Konvention, die auch sie unterbinden wollte, und rettete so die reine Flamme des von keiner weltlichen Rücksicht gebundenen, nur dem Befehle der Wahrheit gehorchenden, nur die Erkenntnis der Natur verfolgenden Menschengeistes: Galilei reicht Newton die Leuchte, die er von Kopernikus erhalten: vitai lampada tradunt. Für alle die aber, welche nicht der Wissenschaft dienen und doch ihre Persönlichkeit nicht aufgeben wollen, gilt es nun, ihre Kraft in den Banden des Gesetzes, oft des irrationellsten, zu betätigen; es gilt für den Staatsmann zu zeigen, daß er auch ohne Gewalt und unter Achtung der Verträge die ihm gestellte Aufgabe, die Macht und Größe seines Staates zu erweitern, erfüllen kann; für den Priester auch unter der Last starren Dogmatismus die Innigkeit des Glaubens und die Milde des Tuns zu bewahren; für den Künstler, für den Dichter sich den Formen anzubequemen, die ihm mit Recht oder Unrecht eine despotische Gesetzgebung auferlegt, wie der

Mensch fortan die Aufgabe hat, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen sich die reine Menschlichkeit zu wahren, ohne gegen die Sitte zu verstoßen. „Denn das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Es ist das Tragische und Charakteristische in Tasso, daß er, der im Staate, in der Religion, in der Dichtkunst vor allem, das Gesetz so unbedingt anerkannte, sich ihm so unbedingt unterwarf, dem gesellschaftlichen Gesetze sich nicht unterzuordnen vermochte. Nie fällt es ihm ein, weder an dem Rechte des fürstlichen Absolutismus zu zweifeln noch an den Satzungen der Kirche zu rütteln; korrekter, klassischer, akademischer war wohl kein großer Dichter mit Ausnahme Racines; und wie herrlich gelang es ihm, in diesen Grenzen sein ganzes Genie zu entfalten. Scheint es doch, als habe er durch diese engen Schranken mehr gewonnen als verloren. Wie klar und durchsichtig ist sein Satzbau, der jede Inversion verschmäht, wie tadellos die Versifikation, die doch nie dem Reime und dem Tonfall zuliebe dem Gedanken ein Opfer auferlegt; wie keusch, fast nüchtern ist sein Ausdruck: gegen die Kühnheit Dantes gehalten, meint man fast Virgil neben Homer zu lesen; und doch welche Macht des Affekts, welche Kraft der Erscheinung weiß der Dichter mit diesen anscheinend so verbrauchten Mitteln hervorzubringen: er braucht sich eben den Ausdruck nicht erst zu schaffen, wie Homer und Dante, und er vermißt sich nicht, eine neue Sprache sich zu schaffen, wo eine fertige Sprache zu seinen Diensten ist: nur Dichter des Verfalls glauben im Ausdruck innovieren zu müssen, eben weil sie die ihnen abgehende Originalität durch eine erzwungene zu ersetzen das Bedürfnis fühlen.

Neben diese Korrektheit der Werke Tassos halte man die Abenteuerlichkeit seines Lebens. Der frühreife Knabe, der mit sieben Jahren einer der Ersten in der obersten Klasse des Jesuitengymnasiums zu Neapel war, muß schon zehnjährig Schwester und Mutter verlassen; er ist zwölf Jahre alt, als er diese verliert, und nun beginnt das unstäte Wandern sein Leben lang, von Rom, wo sein Vater Dienste genommen, nach dessen Vaterstadt Bergamo, von Bergamo an den Hof des Herzogs von Urbino, dessen Erstgeborener sein Spielgefährte wird, von Urbino nach Venedig; dann als Student nach Padua, wo er fünfzehnjährig sein großes Heldengedicht Rinaldo veröffentlichte. Von Padua geht's an die Universität Bologna und von da zurück nach Padua, dann zum ersten Male an den Hof von Ferrara, an den von Paris und Fontainebleau und wiederum nach Ferrara. Hier bleibt er am längsten; denn er lebt eigentlich voll nur im Frauenumgang, und hier hat er jede Art desselben wie Goethe in Weimar; und auch er läßt sich's nicht entgehen, bei aller hohen Liebe für Eleonoren, mit allen anmutigen Hoffräuleins zu „miseln", um den Weimarer Kunstausdruck zu gebrauchen. Das Unglück will nur, daß er seine hohe Liebe allzu hoch, bis auf die Stufen des Thrones, bringt und rasche Gegenliebe fordert. Was Wunder, wenn der Boden auch hier bald zu heiß für ihn wird und es ihn auch in Ferrara nicht recht mehr duldete; wiederholt geht er nach Venedig und Padua, flüchtet endlich zu seiner Schwester nach Sorrento; hält's aber auch hier nicht lange aus, kehrt bald, wie der Schmetterling, zur Flamme von Ferrara zurück. Von neuem versengt, entflieht er von neuem, diesmal weniger weit,

erst nach Urbino, dann nach Turin; von dort ausgeliefert, wird er auf Alfonsos Befehl ins Hospital gebracht, wo er jetzt endlich sieben Jahre lang gezwungene Ruhe haben sollte.

Tasso war vierunddreißig Jahre alt, als die furchtbare Zeit für ihn begann, wo nunmehr der Geist statt des Körpers die irre Wanderung fortsetzen sollte. Auch nach Cecchis Untersuchungen bleibt das wahre Motiv der Verfolgung Tassos unklar. Mit einer einfachen Tyrannenlaune erklärt sich die Handlungsweise des einst so vom Dichter eingenommenen Fürsten nicht. Es ist möglich, daß er ihn dem Medici, mit dem er zerfallen, nicht gönnte, seine bitterböse Satire fürchtete, — wahrscheinlicher, daß er den oft Gestörten wirklich für wahnsinnig hielt, daß er vielleicht fürchtete, er möchte ihm selber in einem solchen Anfalle nach dem Leben trachten. Jene Zeit aber kannte keine andere Behandlung des Wahnsinns, als die Haft. Übrigens darf auch diese nicht nach dem furchtbaren Verließe beurteilt werden, das man in Ferrara dem Reisenden als den Kerker Tassos zeigt — the cave which is my lair, wie Byron singt. Daß Tasso in einem solchen, fast luft- und lichtlosen Raume keine Freunde hätte empfangen, keine neuen und alten Bücher lesen, nicht unzählige Briefe empfangen und schreiben, noch seine Dialoge und seine polemischen Schriften gegen die Crusca verfassen können, liegt auf der Hand; und da kein Zweifel sein kann, daß er die sieben Jahre seiner Haft im Spital von Santa Anna zubrachte, so steht es frei, an andere Räume dieses großen Krankenhauses zu denken; jedenfalls muß man sich das Gefängnis des Dichters nicht wie

die administrativen Kasernengefängnisse und Irrenhäuser von heute vorstellen.

Als er endlich, man kann sagen auf die Fürsprache Italiens, aus der langen Haft entlassen wird, fängt das rastlose Reisen von neuem an. Kaum ist irgend ein Mensch unserer Eisenbahnzeit so viel unterwegs gewesen, als Tasso zu Fuß, zu Pferd, zu Schiff, immer fast ganz mittellos. Unausgesetzt wandert er neun Jahre lang von Ferrara nach Bergamo, dann wieder nach Ancona und Loreto, nach Rom, nach Neapel. Kaum glaubt man ihn in Florenz auf dem lieblichen Hügel von Montoliveto glücklich eingerichtet, so ist er auch schon wieder in Rom. Hier eröffnet sich ihm eine Aussicht auf dauernde Stellung, aber in der Furcht, sich zu binden, eilt er nach Mantua und so geht's bis an sein Ende; wohl sieben Mal pilgert er in den letzten Jahren von Rom nach Neapel, von Neapel nach Rom. Hier wartet seiner die höchste, schönste Ehre, die er sein Leben über geträumt: wie Petrarca soll er gekrönt werden auf dem Kapitol. Da bricht er endlich zusammen, noch ehe seine Hand den ersehnten Kranz berühren kann. Jeder Reisende kennt das reizende Klostergärtchen von San Onofrio, wo sein gehetzter Körper, sein rastloses Gemüt endlich die Ruhe fanden. Nur der Tod konnte diese wilde Seele bändigen, die nicht Reichtum und Ehre, nicht Armut noch Strafe, nicht Liebe noch Freundschaft hatten zähmen können: die Freiheit, die Tasso suchte, ist nicht von dieser Welt, und den, der ohne diese Freiheit nicht leben kann, zermalmt die Welt langsam aber sicher mit ihrem unwiderstehlichen Räderwerk. Wohl ihm und wohl der Menschheit, daß der Dichter zuweilen dem furchtbar ungleichen Kampfe entging und in die friedlichen Regionen seiner geträumten

Welt flüchtete, aus der er uns jene süßen Gesänge zurückbrachte, welche die Ohren und die Gemüter der Menschen beglücken werden, so lange jene noch dem Wohllaut der Sprache, diese noch der Zartheit des Gefühles zugänglich sind.

John Milton.

Die Mitte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in der unter heftigen Wehen der moderne Engländer geboren wurde, wie sich der Nationalcharakter und die Weltanschauung des Italieners in der ersten Hälfte des 16., die des Franzosen am Anfange des 17. Jahrhunderts, die des Deutschen zwischen 1775 und 1825 unterm sich kreuzenden Doppelstrome unserer klassischen Literatur und der Befreiungskriege, dauernd festgesetzt haben. Nicht als ob jede dieser vier Nationen nicht auch vorher schon eine bestimmte Physiognomie und eine bestimmte Lebensbetrachtung besessen hätten; aber in den bezeichneten Epochen ist eine gänzliche Umwälzung darin vorgegangen: die Grundzüge sind wohl geblieben, aber die ganze Richtung ist verändert worden. Man denke an das Italien Pulcis und Lorenzos und vergleiche es mit dem Italien Tassos und Alfonsos II.; man frage sich, ob ein Franzose von 1877 in seinen politischen, religiösen und sittlichen Begriffen nicht mehr mit seinem Vorfahren von 1650 gemein hat, als dieser mit seinem eignen Vater, der vielleicht noch die Religionskriege unter Heinrich IV. mitgemacht hatte;

man vergegenwärtige sich, was den Deutschen noch zur Zeit Franckes, ja Klopstocks bewegte, und wie er heute zu Religion und Staat steht.

Nirgends aber war diese Umwälzung tiefer als bei der englischen Nation. Das heitere Altengland der elisabethischen Zeit war wie weggeschwemmt nach der „großen Rebellion und der ruhmreichen Revolution“. Noch heute gilt dem rechten Engländer das Theater als eine Erfindung des Satans. Kaum daß man sich heute noch vorstellen kann, daß Shakespeare wirklich ein Engländer gewesen. Heinen wunderte das bekanntlich noch mehr als seinen Hamburger Freund die fatale Tatsache, daß unser Heiland ein Jude war. Und es ist nicht zu leugnen, die englische Revolution mag dem Staate und dem „zoon politikon“ sehr förderlich gewesen sein, der Kunst und dem Menschen war sie's nicht. Der Engländer ist starrer, enger, unliebenswürdiger daraus hervorgegangen. Die englische Religion, deren charakteristische Eigenschaft die Langweiligkeit ist, hat auch ihrem Bekenner etwas von dieser ihrer Eigenschaft mitgeteilt. Der Puritanismus hat nicht nur die dem anglikanischen Protestantismus des 16. Jahrhunderts völlig unbekannte Heuchelei in die freie, wahrheitsliebende Nation eingeführt; er hat auch den falschen Begriff eingebürgert, der Shakespeares Zeit ganz fremd war, daß der Ernst (earnest) das ganze Leben durchziehen müsse, während es doch hunderte von Verhältnissen gibt, in denen er geradezu vom Übel ist und über die nur die Heiterkeit und der Leichtsinn hinaushelfen. Ist ja doch in einem Sinne die ganze menschliche Existenz auf letzteren gegründet, ohne ihn undenkbar: wer möchte nur eine Stunde weiter leben, das Leben ge-

nießen und handelnd ins Leben eingreifen, wenn er nicht den Tod vergäße, der ihn und seine Liebsten stündlich ereilen, alle seine Unternehmungen vereiteln kann, wenn er nicht vor allem die Augen vor den Leiden, dem Elend, den Sorgen verschlösse, welche unausgesetzt und überall, nicht allein die Mitmenschen, sondern auch alle fühlenden Wesen foltern? Der heilsame, fruchtbringende Ernst ist gerade das Gegenteil vom unterschiedslosen Gewohnheitsernst; er besteht darin, nichts leichtsinnig zu unternehmen, ganz und mit voller Seele bei ihm zu sein, was man unternommen, dabei die höchsten Anforderungen an sich zu stellen; keineswegs aber immer an Tod, Sünde und Leiden zu denken.

Dabei ist noch überdies der englische Ernst immer mürrisch und hart: ihm liegt ja nicht das Mitleiden, sondern das Pflichtgefühl zugrunde. Selbst die Schönheitsbedürftigen unter den Engländern, welche, wie Laud unter Karl I. oder Dr. Pusey unter Königin Viktoria, die Religion gern auch den Sinnen gefälliger und einschmeichelnder machen möchten, gehen immer mit einer gewissen verständigen und methodischen Härte zuwege, die wieder ihr ganzes Unternehmen verdirbt. Denn alles tritt bei der Nation sofort in den Verstand und wird vom Willen ergriffen: das reine, willenlose Anschauen eines Shakespeare ist ihr durchaus fremd, ja unverständlich geworden; daher auch die ganz äußerliche rubrikenhafte oder aber stofflich-utilitarische Art ihrer Kunstauffassung, welche einen armen Italienbewohner, so sagt man, bisweilen schier zur Verzweiflung bringen kann. Überhaupt darf man vielleicht sagen, daß der Protestantismus, selbst unser reicherer lutherischer, den Verstand wohl emanzipiere, den

Charakter stähle, aber auch oft den künstlerischen Sinn ersticke, ja sogar manchmal das Gemüt — die Charitas — verdörre, recht im Gegenteil vom Katholizismus, wenigstens dem nichtjesuitischen, der so recht die liebenswürdigen Tugenden und Untugenden der menschlichen Natur, freilich meist auf Kosten fürs tätige Leben wichtigerer Tätigkeiten, fördert und entwickelt. Am schlimmsten aber von allen Protestantismen ist in der Hinsicht der englische: ich sage der englische, als ob's nur einen Protestantismus in England gäbe. Der Puritanismus hat eben allen Sekten des Inselreiches, selbst der hochkirchlichen, seinen herben und traurigen Charakter aufgedrückt.

An niemand hat diese trockenste aller Religionen, welche im 17. Jahrhundert dort zur Herrschaft kam, mehr verbrochen als an Milton, dem Dichter.[1]) Seine ganze

---

[1]) Milton und seine Zeit von Alfred Stern. Erster Teil 1608—1649. Leipzig 1877. Duncker und Humblot. Ein Band von XIV und 848 S.

Wie der Titel besagt, haben wir es hier eigentlich mit zwei Werken zu tun, deren eines das Leben und die Werke Miltons, das andere die Geschichte seiner Zeit erzählt. Beide sind gleich sorgfältig gearbeitet; aber der literarische Wert leider ist darum noch keineswegs derselbe. Wo Herr Stern die Entstehung und den Fortgang der „großen Rebellion“ darstellt, darf er sich mit den ersten Meistern heutiger Geschichtsschreibung messen: er fesselt uns, indem er uns belehrt, und wir haben überall das Gefühl, daß wir auf festen Boden treten. Wo er dagegen die Privatverhältnisse Miltons, dessen persönliche Beziehungen und Studien, Erlebnisse und Werke schildert, ist es uns oft recht schwer, ihm zu folgen, und trotz, ich dürfte wohl auch sagen wegen, der Masse des angehäuften Materials, gelangen wir zu keinem recht klaren Bild der Menschen und der Dinge. Die natürliche Anlage und was damit verbunden zu sein pflegt, die Neigung des Schriftstellers, welche ihn mehr aufs allgemeine als

Bildung war noch die der Renaissance gewesen. Er selbst war in seiner Jugend von seltener Vorurteilslosigkeit und Unabhängigkeit des Geistes, jedem Eindruck offen, geneigt

---

aufs besondere in der Geschichte hinweisen, in der Geschichte ihm aber das Politische näher legen als das Literarische und Psychologische, mögen dabei im Spiele sein; der Hauptgrund dieser Verschiedenheit scheint mir jedoch in der Methode zu liegen: Herr Stern hat sich in der Lebensbeschreibung Miltons als Quellenforscher zeigen wollen, in der Darstellung der öffentlichen Ereignisse hat er keinen Anspruch der Art erhoben, obschon derselbe ganz ebenso gerechtfertigt gewesen wäre. So hat er sich denn hier, nach langen, eingehenden Studien und vollständiger Durchdringung seines Gegenstandes, einfach auf seine Eindrücke, sein Gedächtnis, die gewonnenen und ihm feststehenden Anschauungen verlassen, und so aus dem Vollen schöpfend ist es ihm gelungen, eine wirklich meisterhafte Geschichte Englands im 17. Jahrhundert zu geben, während er für alles, was Milton anging, seine Notizen sorgfältig aufbewahrt hatte und dieselben nun mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aneinanderreihte, ohne daß es ihm geglückt wäre, die Nähte zu verbergen. Hätte er doch wenigstens diese seine Notizen, wenn er den Mut nicht hatte, sie, nachdem er sich ganz mit ihnen durchdrungen, samt und sonders zu verbrennen, unter die Seite in die Anmerkungen verbannt oder dieselben nebst den dazu gehörigen kritischen Disquisitionen, nach altem, gutem, leider aus der Mode gekommenem Gebrauch, als Exkurse in den Anhang relegiert. Allein das wäre wiederum seine Sache nicht gewesen: es gilt ja heute, den Büchern ihr pedantisches Aussehen zu benehmen, indem man den schwerfälligen Apparat von Anmerkungen unterdrückt, der die Bücher unserer Väter verunstaltete. Wenn man nur auch die Sache unterdrückte! In Wahrheit aber steckt man sie in den Text, wo sie freilich dem Auge weniger störend sein mag, dem Sinne aber viel unerträglicher wird. Es ist, wie wenn ein Speisewirt aus Furcht, die Gäste durch die zu augenfällig gelegene Küche abzuschrecken, dieselbe ganz abschaffte und im Eßzimmer kochen ließe.

Diese Bemerkungen sind durchaus nicht ausschließlich gegen Herrn Stern gerichtet, der ja nur einer weitverbreiteten Sitte huldigt

jede Form anzunehmen und gewandt in ihrer Behandlung: bald sollte es sich zeigen, nur allzu zugänglich den Strömungen der Zeit. Das Altertum, die gerade damals

---

und die angesehensten Autoritäten unserer Zeit für diese seine Methode anrufen kann. Deshalb auch bestehen wir an dieser Stelle auf dieser Rüge: es handelt sich um eine unserer Ansicht nach falsche Richtung, welche die neuere deutsche Geschichtsschreibung eingeschlagen hat und vor der gerade die Jüngeren gewarnt werden müssen. Man hat angefangen einzusehen, daß gediegene Bücher nicht auch durchaus unlesbar sein müssen, und hat sich mit Erfolg daran gemacht, nach dem Muster der Engländer und Franzosen elegante und angenehme Geschichtswerke zu schreiben; allein man hat es doch nicht über sich bringen können, ganz auf den Ruhm deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu verzichten. Anstatt nun aber dem Fachgelehrten zu überlassen, die Festigkeit dieser Grundlage von Forschungen zu prüfen, beziehungsweise sie dem Publikum gegenüber zu bezeugen, so meint der Schriftsteller, er könnte das selber übernehmen. Allein auch das tut er nicht, indem er sich begnügt, in einer Fachzeitschrift oder in einem ausschließlich gelehrten Werke oder mindestens im Anhange seines für die Leser bestimmten Buches über seine gelehrten Forschungen und Untersuchungen Rechenschaft abzulegen; er glaubt beides miteinander verbinden zu können, indem er bald seitenlang in schönem Flusse erzählt, darstellt oder auseinandersetzt und dann wieder ebensoviel Seiten lang über Daten und Pünktchen auf dem i herumargumentiert. Wie z. B. Herr Gregorovius — man sieht, ich wähle meine Beispiele nicht unter den verächtlichsten Autoren unserer Zeit — jeden Augenblick seine spannende Erzählung oder geistreiche Schilderung unterbricht, um uns im Texte alle seine archivalischen Entdeckungen über die Heiratskontrakte der Cousinen und Kammerjungfern seiner Heldin nebst den Namen aller dabei anwesenden Zeugen mitzuteilen, so schenkt uns auch Herr Stern keine seiner, an sich ja sehr lobenswerten, Untersuchungen über die Vorfahren Miltons, über ihre und seine Wohnungen, über die Pachtkontrakte von Miltons Schwiegervater, über dessen Schulden und die Namen seiner Gläubiger, ja endlich über das ganze

zu ihrem großen Aufschwung ansetzende Naturwissenschaft, Italien hatten seine Jugend begeistert; an Spenser und Shakespeare hatte er sich gelabt und herangebildet. Wenn

---

Inventar seiner verkauften oder sequestrierten Besitztümer! Als ob es nicht ganz genug wäre, zu wissen, daß der Mann seinem künftigen Schwiegersohne Geld schuldete, daß er, der Royalist, durch den Bürgerkrieg ruiniert ward und endlich mit der ganzen Familie ein zeitweiliges Asyl bei dem Sohne seiner Tochter suchen mußte. Ein Geschichtswerk ist ja keine akademische Lehrstunde, bei der es weniger auf das Resultat ankommt, als auf die Weise, wie es gewonnen wird. Hier im Gegenteil ist das Ergebnis die Hauptsache. Alles, was den Schriftsteller interessiert, interessiert deshalb noch nicht den Leser: nicht jedes neuaufgefundene Datum, nicht jede Entdeckung einer neuen Tatsache ist mitteilenswert; und der Forscher muß, sobald er Schriftsteller wird, sich sofort klar machen, daß gewisse Funde, die ihn vielleicht am meisten erfreuen, welche oft die Frucht langer, mühevoller Jagd gewesen sind, für den Leser gar keinen Wert haben: und die Bücher sind der Leser wegen, nicht die Leser der Bücher wegen da.

Auch darin folgt unser Verfasser berühmten und anerkannten Vorbildern, daß er, wo und wann bestimmte Angaben fehlen, der lieben Vollständigkeit wegen uns gern mitteilt, was sein Held „wohl", „vielleicht", „offenbar", „ohne Zweifel" getan habe, und uns zu wissen tut, wie „wir uns denken können", wie „man vermuten darf", wie „es nahe liegt vorauszusetzen", daß er seine Zeit verbracht. Ebenso vollständig pflegt man in der Aufzählung aller der Namen zu sein, mit deren Trägern der Gegenstand einer Biographie je zusammengetroffen, oder der Titel aller Bücher, die er nachweislich gelesen hat. Auch das kann von Interesse sein, wie C. Justi in seinem „Winckelmann" bewiesen hat. Alle diese Charakterköpfe uns vordem selbst dem Namen nach unbekannter römischer Prälaten aus der Zeit Lambertinis leben, wir glauben sie persönlich gekannt zu haben, und mit ihnen lebt die ganze Zeit vor unserm innern Auge auf. Die Namen der florentinischen Freunde Miltons, über die wir erst gestern gelesen, haben wir heute schon

er sich auch schon als Jüngling mit einer gewissen mädchenhaften Hoheit und Reinheit von dem etwas wüsten Treiben der lärmenden Universitätsgenossen abwandte, so nahm

---

vergessen: es sind eben Namen geblieben. Die Natur von Herrn Sterns Talent mag, wie schon bemerkt, dazu beigetragen haben, diese Partien seines sonst so ausgezeichneten Werkes weniger anregend zu machen; die künstlerische Gestaltungskraft, die lebendige Darstellung des einzelnen Menschen und des einzelnen Ereignisses scheint nicht seine Sache zu sein; selbst von seinem Milton gewinnt man keine recht klare Anschauung, geschweige denn von den Deuteragonisten und Tritagonisten. Dagegen ist er ganz zu Hause und glückt es ihm ungemein, wenn er den ursächlichen Zusammenhang in der Geschichte aufdeckt, die allgemeinen Strömungen in derselben verfolgt, die Nachwirkungen der Ereignisse darstellt, den Gesamtcharakter einer Epoche, eines Landes, einer Partei schildert. Vielleicht führt ihn auch hier bisweilen der Wunsch, Milton zu rechtfertigen, weiter, als es die Tatsachen erlauben. (So wenn er sich durch einzelne, von den Independenten geradezu verleugnete Neuerer, wie Roger Williams und Hugh Peters, dazu verleiten läßt, den Independentismus als die Vertretung der Gewissensfreiheit darzustellen. In Wahrheit gaben die „Heiligen" den Papisten, Bischöflichen und Presbyterianern nichts nach an Intoleranz und Engherzigkeit des religiösen Standpunktes.) Im allgemeinen jedoch scheinen uns Sterns historische Würdigungen auf gesundester politischer Einsicht zu beruhen. Auch wirkt seine Darstellung, trotz des Vielen und Vortrefflichen, was die angesehensten Historiker unserer Zeit über die englische Geschichte des 17. Jahrhunderts geschrieben haben, als eine frische, neue; und sie hat das Verdienst, ebenso klar als lebendig zu sein, wie denn auch die Schreibart Sterns nicht nur warm und anregend, sondern auch von größter Deutlichkeit und Einfachheit ist. Nie stelzt er auf dem Kothurne einher, den gewisse Schriftsteller heutzutage wieder in Mode gebracht, aber er schlendert deshalb auch keineswegs, wie eine andere Kategorie beliebter Historiker, in Pantoffeln und Schlafrock herum.

diese Sittenstrenge doch noch nicht das rauhe Gewand an, das sie später trug. „Ich bestärkte mich", sagt er selber, „in der Ansicht, daß, wer es nicht vergeblich unternehmen

---

Unser Verfasser hat leider in der Literaturgeschichte der Miltonischen Zeit nicht dieselbe Methode verfolgt wie in der politischen Geschichte. Er hat auch hier, wie in der Biographie, sowohl seinem Talente Zwang angetan, als den Punkt verkannt, auf den es ankam. Er kann sich nicht dazu verstehen, uns mit Eigennamen, Daten und Analysen höchst uninteressanter Bücher zu verschonen. Daß er aber auch über die Erscheinungen auf diesem Gebiete nachgedacht, daß er tiefe und eigentümliche Ansichten darüber besitzt, hat er zur Genüge bewiesen, und gewisse Charakteristiken der Geistesrichtungen jener Zeit dürfen dem Besten angereiht werden, was in der Literaturgeschichte geleistet worden; nur schade, daß sie in solchem katalogischen Apparate vergraben sind. Auf welche Leser rechnet denn Herr Stern? Und, ich wiederhole es, Herr Stern ist mir nur der Repräsentant einer ganzen Gattung, und zwar der Besten einer, wie es denn immer angezeigt ist, sich beim Ankämpfen wider eine falsche Richtung gegen die Zugführer, nicht gegen die Gregarier zu wenden. Für wen schreibt man derartige Bücher? Für solche, die wieder ein Werk über dasselbe Thema schreiben wollen, vielleicht auch schon geschrieben haben, jedenfalls den Lebensberuf haben, den Schriftstellern in irgendeinem gelehrten Anzeiger die Druckfehler zu korrigieren! Oder aber für gebildete Menschen, welche angeregt und belehrt sein wollen, denen es aber keineswegs darum zu tun ist, zehn Seiten über das Datum von Miltons Skizzen- und Notizenbuch oder über die Quellen des „Comus" zu lesen. Nicht als ob gerade diese Untersuchung nicht meisterhaft geführt wäre: recht im Gegenteil; aber non erat hic locus. In einer Zeitschrift für literarhistorische Forschungen oder in einer Appendix würde sie ganz an ihrer Stelle und von großem Werte sein. Hier, im Texte einer Biographie, unterbricht sie die Darstellung und läßt kein rechtes Gesamtbild aufkommen. Wieviel besser hätte Herr Stern getan, uns den „Comus" selber in guter Übersetzung, statt all dieser seitenlangen Untersuchungen und Analysen zu geben. Und wenn ihm der „Comus" zu lang war — er hätte

will, hohe Dinge würdig zu besingen, selbst vorher ein wahres Gedicht sein müsse, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge.“ Aber an Platos Idealismus suchte sich damals sein Geist zu diesem hohen Ziele zu erheben; sein Dichtersinn gefiel sich in den hellen Bildern des Hellenentums und liebte es, dessen Gestalten heraufzubeschwören; seine Jugendgedichte bewegen sich noch ganz in den sinnlichschönen Vorstellungen des griechischen Heidentums. Er plante ein Heldengedicht in Tassos Sinne, das in der Person König Arthurs und der Ritter seiner Tafelrunde Vaterland und Christentum verherrlichen sollte, ohne die Heiterkeit der antiken Fabel zu

---

übrigens Auszüge daraus mitteilen können — so gilt das weder für den „Allegro“ noch für den „Penseroso“, am wenigsten aber für einzelne Sonette, oft die wichtigsten, deren Analyse zuweilen ebensoviel Platz einnimmt, als der Text eingenommen haben würde. Daß Herr Stern, wenn er seine Notizen im Pulte läßt und nur seinen Kopf zu Rate zieht, auch im Literarhistorischen, obschon er es nicht so sehr wie das Politische beherrscht und durchdringt, Glänzendes leisten kann, beweisen seine Urteile über Ben Jonson, über Spenser, über Miltons Platonismus und so vieles andere, was uns ja unendlich viel interessanter ist als alle die alten Cambridgefellows, die sich einander aufs Haar gleichen und von denen wir doch nur die Namen, oft auch diese nicht, im Gedächtnis behalten.

Doch diese Kritik soll kein Buch werden. Verweilten wir so lange bei den weniger anziehenden Partien des angezeigten Werkes, so war es gewiß nicht, um den Leser davon abzuschrecken. Er braucht nur von den vierzehn Kapiteln des Buches die fünf auszuwählen, welche eine zusammenhängende Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karls I. bilden (1649), und bei den neun übrigen die kritischen Untersuchungen zu überspringen, so hat er eine der anregendsten und belehrendsten Lektüren, welche der Büchermarkt des Jahres 1877 uns bietet.

verleugnen. Da kam der Sturm, der diese Welt verwehte, und der schon zum Priester jenes holden Evangeliums der Schönheit Geweihte stand nicht an, den Stein auf die Ideale seiner Jugend zu werfen, die leuchtende hellenische Bildung auf dem Altar des finstern, alttestamentlichen Judengottes zu opfern, ja die Blasphemie auszustoßen, Homer und Sophokles hätten nur von Palästina ihre Inspiration erhalten und fast ungeschickt nachgelallt:

„That rather Greece from us (Hebräer) these arts derived,
Ill imitadet, while they loudest sing
The vices of their deities and their own
In fable, hymn or song, so personating
Their gods ridiculous and themselves past shame.
Remove their swelling epithets, thick laid
As varnish on a harlot's cheek; the rest,
Thin sown with aught of profit or delight,
Will far be found unworthy to compare
With Sion's songs, to all true taste excelling."
(Paradise Regained, IV.)

Gerade die unnachahmliche Schönheit solcher gotteslästerlicher Verse zeigt am beredtesten und eindrücklichsten, was der Puritanismus hier im Keim vernichtet hat. „Welch' edler Geist ward hier zerstört", möchte man mit Ophelia rufen; denn es ist nicht etwa ein Dichter zweiten Ranges, ein Byron, ein Heine oder ein Musset, es ist einer der wenigen Hochbegnadeten der Menschheit, deren die Weltgeschichte kaum einen in einem Jahrhunderte verzeichnet, der hier von seinem rechten Wege abgelenkt und in die Wüste der protestantischen Scholastik geführt worden ist: dazu einer, der zum Genius die klassische Bildung mitbrachte und durch sie die Sicherheit des

Geschmackes, die den meisten seiner Landsleute abgeht. Nie ist Milton von der echtenglischen Krankheit des Euphuismus angesteckt worden, der selbst ein Shakespeare seinen Tribut zahlen mußte und die, keineswegs von den Italienern oder Spaniern entlehnt — denn lange vor Kavalier Marini und selbst vor Gongora blühte der Marinismus und Kulterianismus in England —, von Lily bis auf Dryden und von Dryden bis auf Swinburne die englische Poesie infizierte. Kein englischer Dichter, auch selbst Shakespeare nicht, handhabte den Vers meisterhafter als der Sänger des „Verlorenen Paradieses", keiner hatte den Alten das Geheimnis der Komposition, das den Werken der englischen Muse so ganz abgeht, besser abgelauscht als er. Und diesen angeborenen und erworbenen Beruf zum Nationaldichter hieß ihn die „neue Lehre" aufgeben, indem sie ihn in ihren Sklavendienst preßte!

Tantum religio potuit suadere malorum!

Selbst die Gräuel der Albigenserkriege und der Bartholomäusnacht, die irischen Metzeleien und die anglikanischen Verfolgungen, so viele andere Verirrungen frommen Eifers, die dem wirklich Frommen manchmal alle positive Religion als ein Werk des Bösen vorkommen lassen, erscheinen fast weniger empörend als solcher Geniemord: denn sie haben wenigstens nur die Leiber, höchstens solche Geister getötet, die doch nie ein nationales Epos gedichtet hätten.

Man mißverstehe mich nicht. Niemand, Herr Stern selber nicht, kann das „Verlorene Paradies" aufrichtiger bewundern, als Schreiber dieses, der sicherlich nicht zu denen gehört, so da dem Apfel vorwerfen, kein Pfirsich zu sein. Hier aber ist auf den edlen Pfirsichbaum ein

ärmlich Apfelreis gepfropft worden und gerade die wundervollen Gesänge, in denen die menschlichen Freuden der ersten Eltern, die menschlichen Leidenschaften des Fürsten der Hölle geschildert werden, lassen einen bedauern, daß nicht auch die übrigen Teile, statt theologischer Argumentationen über die Prädestination und die göttliche Natur des Sohnes, ebenfalls die Schönheit der irdischen Natur und die Bewegungen des menschlichen Gemütes besingen. Sehr richtig sagt Herr Stern: „Man bemerkt, wie der jugendliche Milton gleichsam auf der Grenzscheide von zwei Zeitaltern steht. Abgestoßen von der Frivolität und Manieriertheit der Modedichter, flüchtet er sich zurück zu jenen reinen Gebilden der Renaissancezeit, wie sie Spensers Hand vorzüglich geschaffen hatte. Er fühlt sich durch die Gemeinsamkeit des Enthusiasmus für das sittlich Schöne und die schöne Sittlichkeit besonders zu ihm hingezogen; aber dieser Enthusiasmus erscheint eben nicht mehr in der vollen Freiheit der früheren Epoche. Die Kraft der puritanischen Ideen, dem Entscheidungskampf mit den feindlichen Mächten nahe, droht ihn von großen Gebieten ganz abzulenken und ausschließlich auf das der didaktisch-religiösen Dichtung hinüberzuleiten. Es bedurfte nur einer lebhaften Teilnahme an den gewaltigen Kämpfen, die sich vorbereiteten, einer stärkeren Durchdringung mit den biblischen Vorstellungen, um Milton aus dem letzten Dichter der englischen Renaissance zum ersten, zum größten des Puritanismus zu machen.“ Allein der Puritanismus ist eben seinem Wesen nach unkünstlerisch, und es ist durchaus nicht einerlei, ob man der Dichter der Renaissance oder des Puritanismus ist, ob man die Artussage oder den

Sündenfall bringt. Die gestaltlosen Religionen Moses' und Mohammeds werden nie einem epischen oder dramatischen Dichter sein können, was die gestaltenreichen Mythologien des Altertums und des Mittelalters ihm sind. Jene sind ihrer Natur nach abstrakt und subjektiv, während die Anschauungen dieser konkret und objektiv sind.

Nicht alles an Miltons schwächeren Seiten soll darum dem Puritanismus zugeschrieben werden. Wie schon oben gesagt, hat die Revolution den englischen Geist nur gewaltsam und ausschließlich in eine Richtung geworfen, nach der er schon immer hinübergeschielt. Wäre es nicht in ihm gewesen, nie hätte die Revolution ein solches Resultat zuwege gebracht, denn man ändert so wenig einen Volkscharakter, als einen individuellen, es müßte denn sein, daß neues Blut hinzukommt, eine Kreuzung stattfindet. Ein Zug tiefer Melancholie geht durch die englische Poesie vom ersten Tage an, ist schon im Beowulf fühlbar; ebenso jenes wunderbare Gefallen an personifizierten Abstraktionen, welches so recht das Kennzeichen verständig angelegter Naturen ist. Schon im Mittelalter bewegen sich W. Langlands Dowell, Dobetter und Dobest in ähnlichen Formen wie zu Miltons Zeiten Bunyans Christian und Faithful; selbst der Dichter der Renaissance kat' exochen hat in seiner „Feenkönigin" zahlreiche Figuren, die an Miltons Sin und Death erinnern. Aber diese Tendenz wird fortan vorherrschend, ja despotisch, und reißt selbst solche Genien mit sich fort, die, wie Milton, anders angelegt waren und an lebendigen Gestalten ihre Freude gehabt hätten. Ein Blick auf seine Jugendgedichte beweist das ja zur Genüge. Milton

war, so parador das auch klingen mag, weich und biegsam wie Wachs, wo es sich um Annahme poetischer Formen handelte: in Italien machte er italienische Sonette, in Cambridge Elegien, in Horton Schäfergedichte; und er wußte selbst in dieser willkürlichen Kunstform, welche trotz ihrer Künstlichkeit ganz Europa über zwei Jahrhunderte lang beherrschte, das Größte zu leisten. Es ist kein Zweifel, daß nur die Strömung der Zeit ihn auf jenes undankbare Gebiet der biblischen Poesie fortriß: und ich wiederhole, England, die Welt hat dabei unendlich viel eingebüßt.

Aber selbst vom politischen Standpunkte aus, was hat die Welt, was hat England dabei gewonnen, daß Milton zum republikanischen Puritanismus übergetreten? (das Wort ist ganz gerechtfertigt: Milton war Presbyterianer und Monarchist gewesen); seine unsterbliche Flugschrift für die Preßfreiheit hätte er auch ohne diesen Übertritt schreiben können und seine Verteidigung des englischen Volkes gegen die Anklage des Königsmordes hätte auch jeder andere „Rédacteur aux affaires étrangères“ — denn das etwa war sein Amt unter Cromwell — anzufertigen vermocht. Ich muß gestehen, obschon ich sehr wohl weiß, welcher Mißdeutung ich mich dadurch aussetze, daß ich Miltons Leben nicht anders denn als ein verfehltes ansehen kann. Er war für den Journalismus und den Staatsdienst so wenig als für die Ehe und die Familie gemacht.

Eine nervöse, erregbare Künstlernatur wie Milton mußte allein leben. In ihm war nichts von Shakespeares und Goethes olympischer Heiterkeit; und doch umgingen auch diese, in höherer Einsicht der Bedingungen wahrer

Künstlerexistenz, die Ehe im gewöhnlichen Sinne, der eine, indem er mit beiden Füßen heraussprang, der andere, indem er sich in antiker Weise eine schöne Sklavin zugesellte. Milton machte seine drei Ehefrauen — und hinterher noch seine eigenen Töchter — alle mehr oder minder unglücklich, ohne doch selber irgend etwas davon zu haben. Ebenso hatte er zur öffentlichen Tätigkeit viel zu viel Leidenschaft und Reizbarkeit und zu wenig wirklichen Mut. Wir müssen uns nicht durch Macaulays Phantasiemilton verwirren lassen: ein Mann, der in der Blüte der Jahre (33), unabhängig in seinen Vermögensverhältnissen, noch unverheiratet, in allen Leibesübungen ausgezeichnet, zu Hause bleibt, wenn die ganze Nation zu den Waffen eilt, um ein großes Freiwilligenheer zu bilden, und es vorzieht, mit der Feder zu fechten und die Gegner aufs heftigste mit Worten anzugreifen, dann aber, sobald die Gefahr herannaht, die Fahne des Pamphletisten in die Tasche steckt und den Dichter herauskehrt, der wie Pindar von den Kämpfern verschont zu werden bittet, weil er über ihren rohen Zielen stehe; ein politischer Schriftsteller, der nur dann die Feder ergreift, um ein staatliches oder juristisches Prinzip zu verteidigen, wenn er sein persönliches Interesse verletzt sieht, dem es erst einfällt, gegen die Unlösbarkeit der Ehe zu schreiben, als ihm seine Ehe unerträglich geworden, erst dann die Zensur bekämpft, als sie an seine Schriften rührt, den dann eine frühe Erblindung auch körperlich zur öffentlichen Tätigkeit unfähig macht, ein solcher Mann, der dem Staate nur kleine Dienste, der Muse die höchsten zu leisten vermochte, hätte offenbar besser dieser gelebt als jenem. Man soll ihm daraus aus jener nervösen Scheu vor roher Gefahr und jener Reiz-

barkeit für alles, was die Person anging, so wenig ein Verbrechen machen als aus seiner Blindheit; auch Goethe blieb zu Hause als die Nation an den Rhein zog, und auch Schopenhauer baute, wie fast alle Menschen, seine Weltanschauung auf seine persönlichen Stimmungen; — aber sie hatten Selbsterkenntnis genug, sich vom Schlachtfelde des öffentlichen Lebens fernzuhalten und keine Kriegshymnen zu singen: ein Tyrtäus muß an der Spitze des Vordertreffens schreiten; und wer für die Freiheit reden will, muß nicht nur den Mund öffnen, um pro domo zu sprechen.

Auch als Privatmensch mag Milton nicht sehr behaglich gewesen sein und zu jenen großen Unausstehlichen gehört haben, die wie Michel Angelo mit niemandem auskommen können und stets auf die Umstände und Umgebung schieben, was in ihnen selber liegt. Es ist derselbe hochgespannte Idealismus, das Bewußtsein, nur Großes zu wollen, die Verachtung der Kunstgenossen, die aus ihrem Priestertum ein Handwerk und einen Gelderwerb machen; dieselbe hehre Einsamkeit auch, zu der sie die Schwingen ihres Genius tragen und zu der ihnen niemand folgen kann. Miltons Charakter ist eigentlich kein in England gewöhnlicher. Zwischen den zwei Strömungen, welche in fast allen englischen Dichtwerken fühlbar sind und als deren edelste Vertreter in der Literaturgeschichte wir Fielding und Richardson ansehen, zwischen dem gesunden, lebenslustigen, humoristischen, sinnlichen, zur raschen Tat aufgelegten, klassisch gebildeten Engländer, und dem ernsten, trockenen, verständigen, tugendhaften und langweiligen „Selfmade", wandelt der hohe reine Idealist Milton wie ein Fremdling, ein Beethoven der

Poesie, der mit seiner Umgebung nichts zu tun hat, nichts von ihrem Treiben versteht. Anstatt aber wie Beethoven dieser Umgebung den Rücken zu kehren und vornehm allein in der Welt seines eigenen Innern zu leben, läßt er sich verführen, teilzunehmen an dieser Gesellschaft und an den Leidenschaften, die sie bewegen. Weder er noch seine Kunst haben dabei gewonnen.

Karl Hillebrand

Aus dem Jahrhundert der Revolution

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Fünfter Band.

Aus dem Jahrhundert der Revolution.

Dritte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1902.

Aus dem
Jahrhundert der Revolution

von

Karl Hillebrand.

> Nunc fit Catonis illud certius,
> nec temporis unius nec hominis
> esse constitutionem reipublicae.
> Cicero (de rep. II. 21).

Dritte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1902.

Seinem lieben

Adolph Hildebrand

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet

vom Verfasser.

Vorbemerkung.

Den freundlichen Gönnern, welche in dieser neuen Folge gesammelter Essays viele Aufsätze — darunter wohl auch manche, die sie bei der ersten Veröffentlichung gerade am meisten angesprochen — vermissen sollten, sei zur Erklärung gesagt, daß der Verfasser in diesen Band nur solche Arbeiten aufgenommen wissen wollte, welche die Lebens- und Sinnesweise der Menschen vor und nach der französischen Revolution mittelbar oder unmittelbar zu beleuchten geeignet schienen. Der in Vorbereitung befindliche VI. Band soll dann unter dem Titel „Zeitgenossen und Zeitgenössisches", Charakteristiken bedeutender Menschen, (Sainte-Beuve's, Guizot's, Settembrini's u. A.), sowie Studien über die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände verschiedener Länder, z. B. Belgien's und Sicilien's, oder auch über gewisse Tageserscheinungen, als Halbbildung, Presse u. s. w., bringen.

K. H.

Inhalt.

I.

Montesquieu.[1])

Wie fast alle Provinzen Altfrankreichs, mehr als die meisten, hatte die Guyenne im vorigen Jahrhundert noch ihre Sonderexistenz gewahrt. Das Land war erst spät an das Königreich gekommen, und die Spuren der langjährigen englischen Herrschaft hatten sich vor zweihundert Jahren, als Montesquieu geboren ward, haben sich heute noch nicht ganz verwischt. Obschon ihm die weise Politik

[1]) Dieser Essay wurde durch ein neues Werk (Histoire de Montesquieu, d'après des documents nouveaux et inédits par Louis Vian; préface d'Ed. Laboulaye. Paris 1878) veranlaßt, das der Essayist an einer anderen Stelle einer eingehenden Rezension unterzogen, und dessen Verdienste er gegenüber einer ungerecht abfälligen Kritik besonders hervorgehoben hatte. Jedenfalls bietet es die erste vollständige Sammlung so vieler zerstreuter Notizen über Montesquieu's Leben und Wirken. Nur die Pensées diverses seines Autors hätte Herr Vian vielleicht besser benutzen können. Ein langjähriger Aufenthalt in Montesquieu's Heimath und wiederholte Besuche in La Brède haben bei dem Schreiber Dieses Eindrücke hinterlassen, die vielleicht dem Verständnisse der Persönlichkeit nicht unnütz waren; und hier handelt sich's ja um die Persönlichkeit, nicht um die Werke des Mannes, von dem die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgegangen — wovon man ausgeht, dem dreht man ja wohl auch den Rücken zu — und zu welchem die erste Hälfte des unseren so reuig zurückgekehrt ist.

der französischen Monarchie jeden Rest staatlicher Unabhängigkeit genommen hatte, war es doch in jeder andern Beziehung ein Reich für sich: seine Statthalterei glich einem Hofe, namentlich wenn der königliche Gouverneur, wie in Montesquieu's Jugend, ein natürlicher Sohn Jakob's II. war; es hatte seinen eigenen Adel, sein Parlament, das erste des Königreiches nach dem hauptstädtischen, seine Akademie, die älteste nach denen von Paris und Caen; seine literarische Überlieferung, wie später seine eigene rednerische Schule: ja im häuslichen Verkehr hatte man noch bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts seine eigene Sprache; und — Paris war weit.

Das Leben war ein heiteres in diesem gesegneten Lande: die Nähe des Weltmeers, zu dem der breite Strom bequem hinunterführte, wahrte die weite Aussicht, wirkte abgeschlossenem Provinzialismus entgegen, erinnerte den Bordelesen an das, was der Pariser so gerne vergißt, daß es auch außer Frankreich noch Land und Leute giebt. Ein alter, verbreiteter Wohlstand, gegründet auf den unmittelbaren Umgang des Menschen mit der Natur, d. h. auf Reichthum des Bodens und überseeischen Handel; ein mildes und doch belebtes Klima; eine anmuthige mannigfaltige Landschaft; eine reiche Auswahl edelster und kräftigster Bodenerzeugnisse; ein leichter Verkehr zu Wasser und auf ebenen oder doch mäßig steigenden Landstraßen — all' Das erlaubte Fülle des Lebensgenusses, indem es zugleich erkünstelte Bedürfnisse wie künstliche Befriedigung derselben entbehrlich machte. Das Temperament des Gascogners ist lebhaft, ohne leidenschaftlich zu sein; sein Verstand klarer als tief; sein Witz hat mehr Körper und Farbe als der des Nord-

Franzosen; die ihm angeborne Leichtigkeit des Sichaneignens und Wiedererzeugens, die man Talent nennt, verleitet ihn nicht so oft zur Trägheit oder Nachlässigkeit als den Südländer, weil ihm der französische amour-propre die Wage hält, welcher nicht gerne sieht, daß eine Leistung unter dem Können bleibe. Die Gascogne rühmt sich keines Metaphysikers noch eines jener Dichter, welche die zartesten und tiefstliegenden Saiten des Herzens berühren: aber der liebenswürdigste Lebensweise und Geistes-epikuräer, Michel de Montaigne, ist ein Kind der Garonne, und der Gelegenheits-Dichter, der Redner, der Publizisten zählt Bordeaux mehr als irgend eine Stadt Frankreichs.

Der größte dieser Publizisten, Montesquieu, gehörte, wie Montaigne und dessen Freund La Boëtie, dem Parlamente von Bordeaux an. Die französischen Parlamente waren thatsächlich das Correctiv des Absolutismus in Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts; und wenn Montesquieu von der Monarchie spricht, unter der das Gesetz herrscht, im Gegensatze zum Despotismus, wo nur die Laune des Staatsoberhauptes gilt, so hat er stets die französischen Parlamente im Sinne. Der Gerichtsadel (la noblesse de robe) ergänzte sich seit dem Mittelalter meist aus dem reichgewordenen Bürgerstand, aus dem er hervorgegangen, und der Waffenadel sah — und sieht — nicht ohne Hochmuth auf die Robins herab, selbst wenn sie wie die Pasquier, die Molé schon im 16. Jahrhundert die Robe mit Ruhm getragen. Auch Montesquieu's Adel reichte ins 16. Jahrhundert zurück, und seine zwei Großväter wie sein Onkel waren sogar Präsidenten à mortier — und das Parlament von

Bordeaux hatte nur zwei Présidents à mortier,[1]) einen Premier président und neun Räthe, ohne die „stehenden" Mitglieder zu rechnen. Montesquieu selber ward Rath mit fünfundzwanzig, Präsident mit siebenundzwanzig Jahren: denn die Stellen waren erblich. Er hatte, wie die meisten seiner Standesgenossen, einen sehr ausgesprochenen Adelsstolz, aber wie die meisten seiner Standesgenossen auch ein sehr lebhaftes Gefühl dessen, was er seiner Würde schuldig war. Nicht nur äußerlich trug er dafür Sorge, daß sein Name nicht aussterbe oder die, welche ihn tragen würden, nicht in unangemessene Dürftigkeit sänken; auch in der eigenen Erziehung, wie in der seines Sohnes, in der Unbescholtenheit des Lebens, der Erfüllung seiner Pflichten als Richter und als Großgrundbesitzer, in dem Verkehr mit den vornehmsten Geistern des Alterthums, in der Gewohnheit höheren Interessen zu leben, bethätigte er das „noblesse oblige". Und wenn die Individualitäten von Montesquieu's Schlage nicht gerade nach Dutzenden zählen, der Typus wenigstens lebt noch heute in Hunderten von Exemplaren in Frankreich.

Die französische Magistratur ist jetzt eben in einer tiefen Umwandlung begriffen. Von allen Fehlern und Versündigungen, welche das zweite Kaiserreich begangen, ist wohl nicht die geringste die, diese Umwandlung herbeigeführt zu haben. Man erkennt darin ganz den unhistorischen Geist des dritten Napoleon, so ungleich seinem Oheim, der recht im Gegentheil Alles gethan, um der französischen Magistratur, nachdem er sie jeder politischen Macht entkleidet, das gesellschaftliche Ansehen zu sichern,

[1]) So genannt von der mörserförmigen Mütze, welche sie trugen und noch tragen.

das nur die Tradition giebt. Mit diesem Ansehen hatte sich auch die Unabhängigkeit auf den Richterstand der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vererbt. Jene Tradition ist aber abgebrochen worden durch die willkürliche Versetzung der Richter von einer Gegend in die andere und durch das massenhafte Eindringen bedürftiger und somit gefügiger Neulinge, welche persönlicher Ehrgeiz, nicht Standesehrgeiz treibt: was ist ihnen der Stand, in dem sie selber als Fremdlinge angesehen werden? Die rohe Hand der seit dem Sturze der konservativen Republikaner (1879) an's Ruder gekommenen demokratischen Republikaner hat denn das Zerstörungswerk in wenig Monaten rücksichtsloser „Epuration" mächtig gefördert. Die kommende Generation wird den altfranzösischen Richterstand nur noch von Hörensagen kennen. Noch vor dreißig Jahren, wie zur Zeit Montesquieu's, gehörten die Richter einer Provinz fast ausschließlich dieser Provinz an; wie damals, wenn auch nicht mehr erkauft, noch ererbt, sondern erdient, blieben die Stellen in gewissen Familien; nur wer in solche Familien hineinheirathete oder aus angesehenem Bürgerhause ansehnliches Vermögen als Bürgschaft seiner Unabhängigkeit mitbrachte, füllte die nach und nach entstehenden Lücken. Heute rekrutiert sich der Richterstand fast wie die Verwaltung, aus Kreaturen der Regierung. Die alte Überlieferung von Selbständigkeit, klassischer Bildung, innerer Würde verliert sich immer mehr, und die äußere Würde, welche der Stand noch immer um sich hängen zu müssen glaubt, ist ein schlechter Ersatz dafür. Was früher unbewußt angenommene, von den Voreltern überkommene Haltung war, wird mehr und mehr bewußte Heuchelei. In dem Richter hatte sich so zu sagen das

französische Wesen getheilt: die kindliche Heiterkeit hatte ihr Theil gesondert vom männlichen Ernste. Hier strengste, würdevolle Haltung, dort anmuthiges Sich-gehenlassen. Fast kein Magistrat — so nennen die Franzosen nicht die Stadtbehörde, sondern die Gerichts-beamten — der nicht sein Madrigal zu machen, beim Nachtisch ein Liedchen zu singen, im Salon einer Schönen mit Witz und Keckheit den Hof zu machen gewußt. Sobald er aber den rothen Talar (die robe) angelegt, machte der Privatmensch dem öffentlichen, der Einzelne der Obrigkeit Platz. So ist's nun freilich auch heute noch; namentlich gilt das libertin comme un robin in unseren Tagen wohl noch mehr als in denen Montesquieu's; aber man fühlt jetzt den Widerspruch, man schämt sich desselben, man sucht ihn zu verbergen, wo man in früheren Zeiten ganz unbefangen, fast ungewollt, vor der Öffentlichkeit das Standesgefühl und die Standeswürde herauskehrte, daheim und unter Freunden nur Mensch, ganz Mensch war im Sinne des menschlichen Jahrhunderts. So berührt uns denn auch jener Widerspruch nie verletzend: wir finden ganz natürlich, daß Präsident Hénault Mme. du Deffand's Geist und Liebe genieße, daß Präsident de Brosses seiner unver-wüstlichen guten Laune in Venedig und Florenz den Zügel schießen lasse, wie Präsident de Montesquieu seine gutmüthige, aber keineswegs unverfängliche Satire in den Lettres persanes über die französische Gesellschaft und ihre Sitte ausgießt; nie kommt es uns in den Sinn, darum ihre richterliche Unbestechlichkeit, Kaltblütigkeit, Besonnenheit, Menschen-, Geschäfts- und Gesetzeskenntnis in Zweifel zu ziehen.

Montesquieu war zweiunddreißig Jahre alt und seit sechs Jahren verheirathet, seit fünfen Präsident, als er, natürlich anonym und in Holland, jedoch unter Mitwissen aller Bekannten, seine Lettres persanes veröffentlichte (1721). Sein Leben war bis dahin ganz das normale Dasein eines jungen Mannes aus dem Gerichtsadel der Provinz gewesen; erst einige Jahre nach der Veröffentlichung seiner Erstlingsschrift gestaltete sich dieses Leben als ein größeres, weiteres, ward der Schauplatz desselben verlegt. Obschon er seine Gymnasialbildung im Norden in der berühmten Oratorieranstalt von Juilly bei Meaux, erhalten hatte, wo er nahezu elf Jahre verweilt (1700 bis 1711), so lebte er sich doch wieder in der Heimath ein, deren Aussprache er nie ablegen sollte, weil er, wie d'Argenson meinte, „es so zu sagen unter seiner Würde fand, sich darin zu korrigieren“. „Montesquiou“ — so nannte er sich stets selber — studierte seine Rechte in Bordeaux, das er bis an sein Ende „Bourdeaux“ schrieb, machte dort den Damen den Hof, verheirathete sich „standesgemäß“, ohne indessen jene leichtere Beschäftigung aufzugeben, dichtete schlechte Sonette, machte naturwissenschaftliche Forschungen und Mittheilungen, die zur Voraussetzung berechtigen, daß Newtons Entdeckungen noch nicht bis an die Ufer der Garonne gedrungen waren, las die alten Römer und wachte über seine Weinberge, sprach Recht und hielt schöne Mercurialen (Inauguralreden), deren eine bis zum Ausbruch der großen Revolution alljährlich wiedergedruckt wurde; vor allem aber bemühte er sich um die Akademie von Bordeaux, die zeitlebens sein Schoßkind blieb. Er stiftete Preise, die sie zu vertheilen hatte, verwandte sich für ihre Interessen, wo die-

selben bedroht waren, schrieb zahlreiche Aufsätze für sie, bald historischen, bald juristischen Inhalts, oft auch naturwissenschaftliche Abhandlungen, oder was der Provinzialdilettant für naturwissenschaftlich hielt.

Fortan aber, und bald nach dem großen Erfolg der Lettres persanes, den er in den Pariser Salons in vollen Zügen genossen und noch durch seinen, eben auch nicht sehr tugendhaften, Temple de Gnide vermehrt hatte, duldete es ihn nicht länger in der Hauptstadt der Guyenne, und trotz seiner schönen Freundinnen und seiner Familie, die er wohl liebte, wie er selbst sagte, aber indem „er sich in den Kleinigkeiten des täglichen Lebens freihielt",[1]) trotz so vieler gelehrter und witziger Freunde, trotz seiner geliebten Akademie sogar, siedelte er nach Paris über, wo er fortan den Winter zubrachte, während er im Sommer in seinem Schlosse bei Bordeaux verweilte. Die Beweggründe waren verschiedener Art: er war des Richteramtes müde, das ihm viele Zeit raubte und ihm nicht gestattete, an dem schon in's Auge gefaßten Hauptwerke seines Lebens zu arbeiten; er hatte sich in der Hauptstadt einem Kreise ausgezeichneter Männer angeschlossen, welche im Hotel des Präsidenten Hénault jene unter dem Namen des Club de l'entresol bekannte Gesellschaft gebildet hatte, die später der Académie des sciences morales et politiques zum Muster diente; er war wieder einmal verliebt und diesmal ernstlicher denn gewöhnlich; seine nicht eben spröde Geliebte aber bewohnte das Hotel Soubise und war keine andere als

---

[1]) „J'ai aimé ma famille pour faire ce qui allait au bien dans les choses essentielles; mais je me suis affranchi des menus détails."

die schöne Enkelin des großen Condé, die vielberufene Mlle. de Clermont, für welche er den Temple de Gnide gedichtet hatte; endlich, last not least, man hatte ihn nicht in die Académie française aufnehmen wollen, weil er nicht Paris bewohnte, und Montesquieu war zu sehr Franzose, als daß er hätte ruhig schlafen können, ohne diese höchste Auszeichnung zu erlangen. So verkaufte er denn seine Stelle, richtete sich in einem Zwischenstock der rue St. Dominique, nicht weit von Mme. du Deffand's St. Joseph — dem heutigen Kriegsministerium — ein und ward mit siebenunddreißig Jahren Pariser (1726).

Doch nur zum Theil; denn die Hälfte seines Daseins gehörte von nun an seiner geliebten la Brède, wo er geboren und aufgewachsen, deren Namen er bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre getragen, wohin er seinen größten Schatz, seine Büchersammlung, geflüchtet, deren Garten er in den ersten englischen Park Frankreichs umwandelte, deren Ertragsgüter er auszudehnen, vor allem aber durch verbesserte Bewirthschaftung ergiebiger zu machen nicht müde ward. Und wer das mittelaltrige Schloß gesehen hat — es stammt aus dem 13. Jahrhundert — mit seinem breiten Graben, seinem massiven Thurm, seinem herrlichen luftigen Büchersaal, seinem dichten Gehölz, seinen üppigen Wiesen, seinen lachenden Durchblicken, kann's ihm nicht verdenken, wenn er am liebsten dort verweilte unter seinen Büchern und seinen Bauern; selber fast ein Bauer, wie ihn einst zwei neugierige Engländer dort antrafen, im Kittel, einen Rebpfahl auf dem Rücken, die Schlafmütze auf dem Kopfe. Drei Tage lang hielt er sie bei sich, drei Tage lang gefesselt durch seine unversiegbare, lebendige, ideenreiche

Unterhaltung, in der sich der Bauer gar bald als der feinste Geistesaristokrat entpuppte.

War schon diese Existenz eines reichen Landedelmannes im vorigen Jahrhundert etwas Seltenes in Frankreich, so war's noch mehr das Reisen eines französischen Aristokraten, und gar das Reisen, nicht um sich zu amüsiren wie der Präsident de Brosses, sondern um etwas von den Fremden zu lernen. Montesquieu verließ im Frühjahr 1728 Paris, wo er den Winter zugebracht, und reiste mit Lord Waldegrave, dem britischen Gesandten, der sich auf seinen neuen Posten nach Wien begab, in kleinen Tagereisen durch Deutschland, nach Oesterreich und Ungarn. Von dort ging's, diesmal in Begleitung Lord Chesterfield's, nach Venedig und Florenz, wo ihm, wie er meinte, zuerst die Augen über das wahre Wesen der Kunst aufgingen. Der Ort wäre wohl dazu angethan gewesen; ob aber Montesquieu nicht, wie sein College de Brosses vor ihm und Wolfgang Goethe nach ihm, etwas ganz anderes in Florenz bewunderte, als was wir dort genießen, erscheint zweifelhaft. Auch ist es erfreulich zu erfahren, daß Montesquieu sich am Arno nicht auf Kunststudien beschränkt, sondern der schönen Marchesa Ferroni, die damals den Scepter der florentinischen Gesellschaft hielt,[1]) eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Mehr noch fesselte ihn Rom. Montesquieu hatte stets eine

[1]) Für Florenzkenner sei hinzugefügt, daß die Ferroni damals den Palazzo Spini am Ponte S. Trinità bewohnten, wo jetzt Vieusseux' bekanntes Lesekabinet und der Circolo filologico untergebracht sind. Doch hatten sie noch einen Palast jenseits des Arno, in Via de'Serragli.

geheime wahlverwandtschaftliche Vorliebe für die Vaterstadt der Rechtswissenschaft und das Muster des Aristokratenstaates gehabt. In Rom selbst war es, wo der Plan zu seinen Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains in ihm reifte. „Ehe er Rom verließ, verabschiedete er sich vom heiligen Vater. Benedict XIII. sagte ihm: „Lieber Präsident, Sie sollen ein Andenken an meine Freundschaft mit sich nehmen, Ich erlasse Ihnen und Ihrer ganzen Familie auf lebenslang das Fasten.“ Montesquieu dankt dem Papste und verläßt ihn. Am folgenden Tage bringt man ihm die Dispensbulle und die Rechnung der Dateriakosten. Der stets sparsame Gascogner gab dem Überbringer das Patent zurück und fügte hinzu: „Der Papst ist ein braver Mann; sein Wort genügt mir und ich hoffe auch dem lieben Gott.“

Von Italien wandte sich Montesquieu über Turin, den Rhein entlang durch Holland nach England, wo er bei Lord Chesterfield abstieg und im Ganzen anderthalb Jahre verweilte. Bald kannte er die ganze Aristokratie — auch Lord Marlborough's Schwiegersohn, der ihm einen höchst unzarten Studentenstreich spielte (er übergoß ihm den Kopf mit einem Eimer kalten Wassers), ohne daß der Präsident es übel genommen hätte, — und viele schöne Damen, bei denen er sein Englisch versuchte, das dem gutmüthigen Franzosen noch mehr Gelächter zugezogen zu haben scheint, als der brutale Scherz, ein echt englischer practical joke, mit dem ihn sein edler Wirth bewillkommnet hatte. Auch am Hofe wurde der Autor der Lettres persanes empfangen, die Royal Society machte ihn zum Ehrenmitgliede, wie früher die Akademie von Cortona, auf den Ruf seiner Abhandlungen für die

Académie de Bordeaux hin. Er sah noch Swift und Pope, ging viel mit dem allmächtigen Walpole um, besuchte das Parlament recht fleißig und trotz aller seiner Bewunderung für das Regierungssystem Englands, sah er sehr wohl, „daß die Minister an nichts dachten, als über ihre Feinde zu siegen, und daß sie ihr Land verkaufen würden, um zu diesem Ziele zu gelangen.“ Immerhin war der Aufenthalt in England entscheidend für Montesquieu, wie er es für Buffon gewesen war, wie er's für Voltaire werden sollte. Keiner aber hat das Wesen Englands besser erfaßt, als Montesquieu, der mütterlicherseits englisches Blut in den Adern hatte und in einem einst englisch verwalteten Lande geboren und erzogen war. Eben weil er das Wesen des englischen Staates so richtig aufgefaßt, ist Montesquieu's Lehre in Frankreich, trotz so vieler Schüler, nie über die Epidermis eingedrungen. Man nahm die Theorie der Trennung der drei Gewalten an, das unverantwortliche Königthum, die parlamentarische Gesetzgebung, die zwei Kammern sogar, aber man vergaß oder man wollte nicht hören, daß Alles das nur lebensfähig sei, wo eine bevorrechtete Aristokratie besteht: „Schafft in einer Monarchie die Vorrechte der Herren, des Klerus, des Adels und der Städte ab, und Ihr werdet entweder einen Volksstaat oder eine Despotie haben.“ Letzteres hat man denn auch reichlich gehabt in Frankreich, ersteres versucht man gerade jetzt; die Liberalen und die Doktrinäre aber, die eine englische Verfassung ohne englische Verhältnisse geträumt, haben die Wahrheit des Montesquieu'schen Satzes schmerzlich genug erfahren müssen.

Nach drei Jahren Abwesenheit (1731) kehrte Montes-

quieu in seine geliebte la Brède zurück. Fragte man ihn, wie er's da draußen gehalten habe, so antwortete er: „Wie die Leute selber: in Frankreich schließe ich mit Jedermann Freundschaft; in England mit Niemand; in Italien mache ich Allen Komplimente und in Deutschland trinke ich mit Jedermann.“ Wenn man ihn aber fragte, wo er am liebsten sein möchte, so erwiderte er: „Deutschland sei zum Reisen gemacht, Italien zum Aufenthalt, England zum Denken und Frankreich zum Leben.“

Die übrigen vierundzwanzig Jahre Montesquieu's bis zu seinem Tode (1755) waren ausgefüllt durch geselligen Verkehr, in dem er ein Meister war, Bewirthschaftung seiner Güter, was er auch nicht übel verstanden zu haben scheint, und Abfassung seiner zwei unsterblichen Werke, der „Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer“ und des „Geistes der Gesetze“.

Montesquieu war in die Freundschaft vernarrt (je suis amoureux de l'amitié, sagt er) und er liebte die Unterhaltung, wie sie nur liebt, wer darin glänzt oder darin Nahrung findet. Er that beides. In zahlreicher Gesellschaft war er wie alle andern, wenn man Lord Chesterfield Glauben schenken darf; aber „im gewählten Kreise war niemand liebenswürdiger, geistreicher, gab sich niemand mehr“ (personne n'était ... plus tout à tous). Er belebte sich ungemein, die Witzworte sprudelten aus seinem Munde und sein Witz war nie verletzend wie der Voltaire's. Die Damen fanden großes Gefallen an seinem Gespräch und, obwohl sie in jenen Tagen schon etwas Derbes vertrugen, war Montesquieu's Scherz nie gemein. Seine Harmlosigkeit machte, daß er niemandem im Wege war, wenn er glänzte; aber er wußte auch sich

zurückzuziehen, andere gelten zu lassen; verstand zu hören und hörte gern. „Der Mann," sagte die Herzogin von Chaulnes mit jener unsagbaren Nuance des hohen Hofadels gegen den Gerichtsadel, „der Mann kam in Gesellschaft, um sein Buch zu machen: er behielt alles, was sich darauf bezog." Als jene Engländer ihn in seiner Einsamkeit von la Brède aufsuchten, wurde er nicht müde, sie über ihre Reisen, namentlich über den Orient auszufragen, und so sein Leben über; von Allem suchte er zu lernen; selbst aus schlechten Romanen und schlechten Gedichten, obwohl der alte Fuchs, der sich viel und nicht glücklich im Dichten versucht hatte, eine große Verachtung für die Verse herauszuhängen liebte.

Selten war ein Mensch durch Naturanlage und Verhältnisse mehr zum edelsten Epikuräismus befähigt als der Präsident; und er war ein bewährter Epikuräer. Er kannte sich selbst und bildete sein Genußtalent zur Virtuosität aus. Arbeit und Mildthätigkeit aber waren ihm so hohe Genüsse als geistreiche Unterhaltung, anregende Lektüre und feine Tafel. „Meine Maschine ist so glücklich zusammengesetzt," sagt er selber, „daß ich von allen Gegenständen lebhaft genug ergriffen werde um sie zu genießen, nicht lebhaft genug um darunter zu leiden." Und wie jedem echten Genußkünstler waren ihm die einfachsten, ersten Gaben der Natur auch die Gegenstände des lebhaftesten Genusses. Der Heitere nahm stets, wie die Alten, die Gegenwart, das Seiende als das Selbstverständliche, zu Genießende, verdarb sich nie das Leben mit Wünschen nach dem Unerreichbaren, mit Gram ums Unabänderliche. „Ich erwarte den Morgen mit einer inneren Freude, das Licht zu sehen; ich sehe das Licht

mit einer Art Entzücken und bin den ganzen übrigen Tag zufrieden." Auch gemeinnützige Thätigkeit war ihm ein Genuß; aber ehrgeizig war er nicht und es lag ihm ferne sich für einen Helden der Bürgertugend auszugeben. „Ich bin ein guter Bürger, schreibt er einmal, aber in welchem Lande ich auch geboren wäre, wäre ich's ebenso gewesen. Ich bin ein guter Bürger, weil ich immer zufrieden mit dem Zustande gewesen bin, in dem ich mich befand." Doch war diese Zufriedenheit nicht nur eine passive Tugend; sie war auch Verdienst, Ergebnis weiser Selbstbeschränkung und wahrer Bescheidenheit. „Ich danke dem Himmel dafür, daß er, der mich in allem mittelmäßig angelegt hat, meiner Seele ein wenig Mäßigung hat verleihen wollen." [1])

Man hat von Montesquieu gesagt: er habe einen englischen Charakter und einen französischen Geist gehabt. Solche bestimmte Rubriken in psychologischen Dingen sind immer und nothwendig ungenau. In Montesquieu insbesondere waren „die Elemente so gemischt", um mit Shakespeare zu reden, daß es schwer ist, sie auseinanderzuhalten. Doch herrscht der Franzose, speziell der Gascogner, durchaus vor in seinem Wesen; das Englische an ihm ist mehr das Zufällige, Äußere: die Lebensstellung, allerdings auch die Lebensführung, welche indeß mehr dem in England herrschenden Stande, als England angehört; die Sympathie freilich auch mit englischen Ideen. Allein er ist ganz Franzose in der Sorgfalt, mit der er die Form bearbeitet, die er diesen Ideen

[1]) „Je rends grace au ciel de ce qu'ayant mis en moi de la médiocrité en tout, il a bien voulu mettre de la modération dans mon âme"

giebt, in der Lust am Generalisiren oft nach unzureichenden Thatsachen; in der Lebendigkeit des Temperaments, in der Schlagfertigkeit des Witzes, in der unentwurzelbaren Achtung vor der Sitte, — einer Achtung, die dem Engländer stets etwas Überwindung kostet, dem Franzosen aber leicht ist wie eine zweite Natur. Montesquieu verheirathet sich, wie's die Sitte will, stirbt im Schoße der Religion, wie's die Sitte will, unterwirft sich der weltlichen wie der geistlichen Autorität ohne Zaudern und Murren, wo's nöthig ist um eine äußerliche Ehre, die zur Stellung gehört, zu erhalten: und das alles hindert ihn nicht, sich über Ehe und Kirche, weltliche und geistliche Obrigkeit lustig zu machen, „wo es sich geziemt," d. h. wo es am Platze ist: denn der Takt verläßt ihn nie. Montesquieu hat eine Abhandlung über Konsideration und Reputation geschrieben, die leider verloren scheint, von der aber viele und ausgedehnte Citationen in einem Blatte der Zeit, welches eine Rezension der Schrift gab, erhalten sind. Darin sagt er ganz offen: „Ein Ding, das uns mehr als alle Laster die Konsideration entzieht, ist die Lächerlichkeit. Eine gewisse linkische Weise entehrt eine Frau weit mehr als eine Galanterie." Das spricht der Franzose; der Philosoph fügt hinzu: „Da die Laster fast allgemein sind, ist man übereingekommen, das Kriegsrecht gegen sie zu wahren (de se faire bonne guerre); aber da jede Lächerlichkeit persönlich ist, giebt man ihr kein Quartier." Wie sehr es ihm aber um die Konsideration zu thun ist, gesteht er eben so unumwunden: „Ein Mann aus gebildeten Kreisen (so übersetze ich das honnête homme Altfrankreichs), der in der Gesellschaft angesehen ist, ist im

glücklichsten Zustande, in dem man sein kann. Die Konsideration trägt viel mehr zu unserem Glücke bei, als Geburt, Reichthum, Ämter, Würden ..." Wer ihrer theilhaftig ist, „genießt alle Augenblicke die Rücksichten derer, die ihn umgeben: er begegnet in der geringsten Bewegung einem Zeichen der allgemeinen Achtung, seine Seele ist aufs wohlthuendste (délicieusement) in jener Befriedigung erhalten, welche die Befriedigungen fühlbarer macht und in jenem Vergnügen, das die Vergnügen selbst erheitert." Auch versäumt er, als echter Franzose, nicht so leicht etwas, das ihm jene „wohlthuende" Empfindung verschaffen könnte; was thut er nicht, um in die Akademie zu kommen! Wie bemüht er sich, seine Baronie zu einem Marquisate erheben zu lassen! Aber er ist konsequenter als die meisten seiner Landsleute: er rühmt die Gleichheit nicht; er preist die Auszeichnungen.

Dabei hat seine Eitelkeit nichts Verletzendes für andere. Montesquieu war nicht neidisch, wie z. B. Voltaire, dem der hochgeborene „konsiderirte", Montesquieu und sein Ruhm zeitlebens ein Dorn im Auge war; der die Lettres persanes „leichte Waare, ein ärmlich Buch" (c'est du frétin, c'est un piètre livre) nannte; die „Größe und den Verfall" wie den „Geist der Gesetze" hämisch kritisierte, ohne sie nur recht gelesen zu haben. „Voltaire hat zu viel Geist, um mich zu verstehen, meinte Montesquieu. Alle Bücher, die er liest, macht er sich selber; worauf er billigt oder mißbilligt, was er gemacht hat." In der Privatunterhaltung entschlüpfte es ihm allerdings zu sagen: „Voltaire ist vielleicht der Mensch, der die meisten Lügen in der kürzest möglichen Zeit sagt." Doch griff er nie Voltaire's Werke an, wie

er sich überhaupt auf Kritik nicht einließ. Das hätte ihn in mißliebige Zänkereien hineingezogen, und er liebte zu sehr seine Ruhe, war zu vornehm, um wie der beweglich bissige Emporkömmling an solchem Witzspiel mit scharfer Waffe sein Gefallen zu finden. Montesquieu ließ stets den Knopf am Fleurett.

Die Gutmüthigkeit und der Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden, waren zwei hervorstechende Züge im Wesen des Präsidenten. „Ich verlange ja nichts von dieser Welt, sagte er, als daß sie sich ruhig um ihre Achse drehe.“ Freilich, wenn man ihn nicht in Ruhe ließ, wußte er zu antworten, so namentlich, wenn man ihn in seiner geliebten La Brède belästigte, wie's wohl zu Zeiten kommen mochte, wenn unbequeme Nachbarn, oder übereifrige Regierungsbeamten ihm etwas vorschreiben wollten. So klagte der Intendant dem Generalcontrolleur — wir würden sagen der Oberpräsident dem Minister — der Sieur de Montesquieu pflanze Weinstöcke, wo es nicht erlaubt sei und vertheidige sein Recht durch impertinente Denkschriften: „Da es Herrn von Montesquieu nicht an Witz fehlt, geniert er sich nicht, Paradoxe aufzutischen, und schmeichelt sich, es werde ihm ein Leichtes sein, mit ein paar glänzenden Argumenten die albernsten Dinge zu beweisen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, nicht auf seine Denkschrift zu antworten und nicht in die Schranken gegen ihn zu treten: Er hat nichts zu thun, als Gelegenheiten auszuspüren, um seinen Witz zu üben. Ich habe ernstere Dinge, die mich beschäftigen.“ Montesquieu gewann auch diesen Prozeß wie fast alle und als echter Gascogner verkaufte er seinen guten englischen Freunden alljährlich das Gewächs,

das er so vermehrt hatte. Denn Montesquieu war ein so trefflicher Hauswirth, als er ein thätiger und einsichtiger Landwirth war. Am Ende seines Lebens hatte er seine Einkünfte nahezu verdoppelt. Seine Ordnung war sprüchwörtlich, und er schenkte nicht so leicht einen Heller, auf den er ein Recht hatte. Dabei war er — auch darin ein echter Franzose — die Mäßigkeit selber: frühstückte mit einem Glas Wein und einem Stückchen trocknen Brots und soll auch seine Kutschenpferde nicht viel fetter gehalten haben als Harpagon die seinen hielt, wenn man anders Molière Glauben schenken darf. Seine Kleidung war beinahe ärmlich. Auch konnte er nie Ausdrücke finden, die stark genug waren, seinen Gefühlen über das Laster der Verschwendung Ausdruck zu geben; und wenn die in Amerika reichgewordenen Bordelesen an dem Strand der Garonne ihre Schätze aushängten, meinte er, „sie hängten ihre Dummheit aus".

Allein man würde weit fehl gehen, wenn man glaubte Montesquieu sei geizig gewesen. Herr Vian erzählt uns vier vollständig beglaubigte Anekdoten über seine Liberalität, deren eine bewunderungswürdiger ist als die andere: vor allem war er gegen seine Bauern die Güte selbst, verlangte nur geringe Pacht und, obschon er in der Theorie und in der Unterhaltung die größte Strenge gegen die Wilddiebe predigte, drückte er in der Praxis gar oft ein Auge zu. So war er auch unbarmherzig in Worten gegen die Projektenmacher; aber er unterstützte mit klingender Münze den armen Erfinder eines Chronometers, der ihm in den Wurf kam. Als er einst erfuhr, die Bauern auf einem seiner entfernten Güter litten an Hungersnoth, weil der Krieg die Ge-

treideeinfuhr gehindert, reiste der alte Herr mitten im Winter hin, versammelte die vier Pfarrer der Ortschaften, übergab ihnen alles Getreide in seinen Lagern zur Vertheilung — für mehr als 6000 Livres — und nachdem sie ihm das Geheimnis versprochen, machte er sich wieder davon. Im allgemeinen liebte er nicht bedankt zu werden. Es giebt eine Geschichte aus seinem Leben, die auch dramatisch behandelt worden ist, wie er einem armen Jungen, von dem er zufällig erfahren, sein Vater schmachte als Sklave in Tetuan, diesem seinen Vater losgekauft, ohne daß der Freigelassene noch sein Knabe je den Namen des Wohlthäters hätte erfahren können; und Herr Vian, der gern seine christlichen Gefühle an den Tag legt, meint, St. Vincenz von Paula wäre gewiß zartfühlender gewesen, hätte sich dem Danke nicht entzogen. Auch der keineswegs christliche Sainte-Beuve macht seine Vorbehalte gegen diese Art von Wohlthätigkeit. „Ehren wir, achten wir die natürliche und verständige Freigebigkeit; aber erkennen wir doch an, daß dieser Güte und dieser Mildthätigkeit eine gewisse Flamme fehlt, wie diesem ganzen Geist und dieser Gesellschaftskunst des 18. Jahrhunderts eine Blüthe der Phantasie und Poesie fehlt. Nie sieht man in der Ferne das Blau des Himmels noch den Schimmer der Sterne.“ So unbestreitbar die zweite Hälfte dieses Satzes, so zweifelhaft ist die erste Hälfte: es sind die zartesten Seelen, welche in der Furcht, ihrer Bewegungen nicht Meister sein zu können, sich zu verbergen suchen, wenn die Thräne quillt, oder sie mit einem Scherz weglachen, und wenn Montesquieu mit seiner Unempfindlichkeit renommierte: „Ich war der Freund aller Geister und der Feind aller Herzen,“

so geschah es offenbar nur, um sich gegen die Weinerlichkeit seiner Zeit zu wehren: denn das 18. Jahrhundert war vielleicht nur deshalb so unkünstlerisch, weil seine Empfindsamkeit eine zu wirkliche war, das Subjekt zu sehr beherrschte, um ihm zu erlauben, sie künstlerisch zu objektieren. Erst Goethen war es gegeben, dieser Empfindsamkeit Herr zu werden, und ihm ist es denn auch gelungen, sie dichterisch darzustellen.

Das 18. Jahrhundert war ein wenig wie Montesquieu; gar strenge in der Theorie, in der Praxis gerne nachsichtig: in der Form war alles Konvention; im Wesen war oft das Menschliche allein giltig. Es ging mit fast allem wie mit Montesquieu's Heirath. Die Gesetze erklärten die gemischten Ehen für Konkubinate, die daraus entsprossenen Kinder für Bastarde, verwiesen die Leichen der so Verheiratheten auf den Schindanger; in Wirklichkeit heirathete ein Präsident des Parlaments von Bordeaux, der mit Anwendung solcher Gesetze betraut war, eine Protestantin und die es blieb. Heute würde Montesquieu in Bordeaux keinen Priester finden, der ihn traute[1]) und begnügte er sich mit der Civilehe, so würde Mme. de Montesquieu nicht in der Gesellschaft empfangen werden. Ich will nicht sagen, daß es nicht besser wäre, gesetzliche Freiheit zu haben als gesellschaftliche: ich will nur daran erinnern, daß die letztere größer war im 18. Jahrhundert als heute. Von jenem gilt wirklich das Wort von den „schlechten Gesetzen, welche der Mißbrauch korrigiert“. Man denke an die Akademie:

---

[1]) Verspräche er die Kinder katholisch zu erziehen, so würde sich einer vielleicht herablassen, die Ehe zu segnen, auch dann nicht einmal in der Kirche, sondern höchstens in der Sakristei.

und was einer dem ersten Gelehrten Frankreichs, Herrn Littré, vor zehn Jahren zugestoßen ist, als es dem Bischof Dupanloup und Herrn Guizot gelang, ihn von der erlauchten Versammlung fern zu halten, weil er ein Freidenker sei. Wie anders Kardinal Fleury mit Montesquieu! Der hatte auch seinen Dupanloup, den Vater Tournemine, der die Lettres persanes denunzierte, welche gerade das Anrecht des Präsidenten auf die akademische Ehre ausmachten. Und in Wahrheit, die beiden Perser Montesquieu's waren nicht glimpflich mit den Mönchen und dem „Zauberer von Rom, der glauben machen will, drei mache eins," umgesprungen. Fleury, der als regierender Minister sein Veto zu geben hatte, erhob keinen Einspruch, wie er ja auch Voltaire's „Mahomet" gegen die Eiferer in Schutz genommen hatte. Es genügte, daß Montesquieu an den verfänglichen Stellen des dem Kardinal bestimmten Exemplars unverfängliche Kartons einschieben ließ. Der Minister wußte wohl um den Sachverhalt, aber er drückte ein Auge zu, damit nicht gesagt werden könne, der größte Schriftsteller der Zeit sei von der Akademie ausgeschlossen worden. Man weiß, daß Voltaire selber eine Zierde jener Akademie war, von der heute H. Taine ausgeschlossen wird, weil er ein Feind des Christenthums ist[1]). Montesquieu rächte sich auf seine Weise am Denunzianten, der seine Aufnahme verzögert. Vater Tournemine hielt gar viel auf seine Berühmtheit: so oft nun Montesquieu in der Folge seinen Namen aussprechen hörte, rief er stets: „Vater Tournemine! Was ist das, Vater Tournemine? Ich habe nie von ihm reden gehört!"

---

[1]) Ist seit dem Tode M. Dupanloup's doch aufgenommen worden.

Dieser Widerspruch des Gesetzestextes und der Praxis geht durch's ganze Jahrhundert, und Montesquieu's Leben bietet der Beweise die Fülle. Freilich gehörte er zu den Privilegierten, aber der symbolische Akt, der seinen Eintritt in's Leben wie den anderer Privilegierten begleitete, schien nicht umsonst vollzogen: wie Montaigne und Buffon wurde auch Montesquieu von einem armen Bettler aus der Taufe gehoben, „damit sein Pathe ihn sein ganzes Leben über daran erinnere, daß die Armen seine Brüder sind." Jedenfalls vergaß Montesquieu nie, daß seine Privilegien ihn zu Gegenleistungen verpflichteten. Zu Hülfe kamen ihm seine Privilegien immerhin selbst da, wo er sie nicht direkt anrufen konnte. Auch Nichtbevorrechtete, wie Voltaire, Diderot, Beaumarchais, wußten über die Gesetze, insbesondere über die Censur, zu triumphieren, aber nur um den Preis langer Kämpfe. Montesquieu überwand sie wie spielend. Überwunden wurden sie immer: wie hätten wir sonst jene einzige Literatur des 18. Jahrhunderts, der wir unsere Freiheit danken.

Wohl mußten alle Werke Montesquieu's, auch die, welche Kirche und Staat angriffen, anonym und im Auslande veröffentlicht werden; auch wurde ihre Einfuhr in Frankreich verboten, aber die Anonymität war so durchsichtig, daß der Verfasser auf seine nicht unterzeichneten Schriften hin in die Akademie gewählt wurde; ein Pfäfflein hatte die Güte, nach Amsterdam zu reisen und den Druck der Lettres persanes zu besorgen; ein befreundeter Jesuit sah dem Präsidenten die Druckbogen durch; und die Grenze war so lässig überwacht, daß in einem Jahre (1721) nicht weniger als acht Auflagen von dem Buche in Frankreich abgesetzt wurden. Nicht

ganz so leicht ging's mit dem doch so viel gemäßigteren „Geist der Gesetze". Zwar verweigerte die Censur diesmal die Einführung in Frankreich nicht, aber sie vermochte Montesquieu, der sich übrigens nicht lange bitten ließ, einige anstößige Stellen — es waren im ganzen vierzehn — durch Kartons zu ersetzen; allein die Obrigkeit verbot es nachträglich (1749), doch nur für kurze Zeit. Kaum hatte Malesherbes die Direktion des Buchhandels im Ministerium übernommen (1750), so hob er auch die Hindernisse der Zirkulation.

Ähnlich ging's in Rom, wo man das Werk auf den Index setzen wollte, trotz aller Kartons, trotz des französischen Gesandten, trotz des heiligen Vaters selber — es war der gutmüthige Lambertini, der acht Jahre vorher die Widmung des „Mahomet" so gnädig aufgenommen. Ein Eiferer hat schon gleich nach dem Erscheinen des Werkes es der Versammlung der französischen Geistlichkeit, welche alle fünf Jahre tagte, denunziert; diese aber hatte abgelehnt, sich damit abzugeben. Die Sorbonne war weiter gegangen: sie hatte eine vollständige Censur aller ketzerischen Stellen entworfen; doch blieb's bei dem Entwurfe, da Montesquieu sie auf eine verbesserte, zweite Auflage vertröstete. In Rom dauerten die Unterhandlungen vier Jahre lang und, obschon der einflußreiche Kardinal Passionei — derselbe, von dem C. Justi uns in seinem „Winkelmann" ein so herrliches Porträt gegeben und der auch früher als Mittelsmann zwischen dem Papste und Voltaire gedient — sich eifrig bei den Berichterstattern der Kongregation verwandt, wurde die erste Auflage, sowie die italienische Übersetzung des Buches doch 1752 auf den Index gestellt, wie ge-

wöhnlich donec corrigantur, und überdies wurde, wohl auf Benedict's XIV. Veranlassung, das Dekret geheim gehalten, d. h. unwirksam gemacht. Man sieht, selbst in Rom waren schon vor Ganganelli „avec le ciel des accommodements“. Freilich hatte Montesquieu in diesen vier Jahren, in Rom wie in Paris, eine Gewandtheit, eine Beredtsamkeit, eine Thätigkeit entwickelt, die jedem Diplomaten, Advokaten und Geschäftsmanne Ehre gemacht hätten. Seine Denkschriften, seine Korrekturen, seine Privatbriefe waren kleine Meisterwerke an Feinheit, und die Hauptschrift, zu der diese Vertheidigung seines Buches Anlaß gab, die Défense de l'esprit des Lois, ist vielleicht das vollendetste Kunstwerk Montesquieu's geblieben.

Bezeichnender Weise hatte der „Geist der Gesetze“ anfangs und vornehmlich bei den Freunden wenig Erfolg; Präsident Hénault meinte, das Buch sei nur ein Entwurf; Silhouette rieth, es zu verbrennen; selbst Crébillon und Fontenelle riethen vom Druck ab; Helvetius und Saurin warfen ihm vor, zu nachsichtig für die kirchlichen und adeligen Vorurtheile zu sein. „Unser Freund Montesquieu, sagte Helvetius mit komischem Mitleiden, wird seinen Namen eines Weisen und Gesetzgebers einbüßen und nur noch ein Magistrat, ein Edelmann, und ein Mann von Witz sein. Das betrübt mich, für ihn wie für die Menschheit, der er besser hätte dienen können.“ Auch Mme. du Deffand sagte in ihrer pikanten Weise, „der Geist der Gesetze“ sei „Geist über die Gesetze“. Die satirischen Verse über diesen „Fall“ des berühmten Verfassers der lettres persanes regneten; die Priester vor Allem die Jansenisten, die das den Jesuiten gezollte Lob nicht schlucken konnten, nannten das Buch einen

„Skandal", ein Kind der Verfassung Unigentius. Vor Allem war es die Theorie vom Einflusse des Klimas und Bodens, die unser Herder hernach so beredt weiter entwickelt, welche den Witz der Satiriker und die Einwände der Kritiker hervorrief. Montesquieu nahm sich den Erfolg nicht zu Herzen. „Ich höre ein Paar Bremsen um mich summen; aber wenn die Bienen nur ein wenig Honig darin finden, so genügt es mir." Ein Mann wie Montesquieu rechnet eben, so angenehm ihm auch die Anerkennung der Zeitgenossen sein würde, nur auf die Anerkennung der Nachgeborenen: denn er weiß, daß, wenn die Nachwelt nichts Mittelmäßiges hinübernimmt, die Mitwelt oft auch das Werthloseste bewundert, sobald es ihrer Laune oder ihrem Tagesgeschmack entspricht.

Die Anerkennung kam vom Ausland, das man ja eine zeitgenössische Nachwelt genannt hat. „Das Buch wird in Frankreich eine Umwälzung in den Geistern hervorbringen," sagte man in Turin, und in Potsdam schrieb der große König seine Glossen dazu, die Montesquieu errathen zu können glaubte.[1] In der Schweiz und in England war die Bewunderung eine ungetheilte. Hume bot sich an, das Werk zu übersetzen. Chesterfield las es dreimal hintereinander; eine Engländerin meinte, als sie hörte, das Buch werde in Frankreich heftig ge-

---

[1]) Herr Vian hat einen anderen Kommentar Friedrichs II., den zu den Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains — d. h. die Randbemerkungen Friedrichs II. auf seinem Exemplar — entdeckt und verspricht sie zu veröffentlichen. Was er jetzt im Anhang seines Buches davon giebt, ist vom allerhöchsten Interesse und wir möchten den glücklichen Entdecker dringend bitten, doch ja nicht mit der Herausgabe zu zögern.

tadelt: „Warum hat er's nicht hier geschrieben? Man würde ihm ein Standbild errichtet haben.“ Bald besann man sich auch in Montesquieu's Vaterland eines Bessern und als er bald darauf (1755) ein Sechsundsechziger in Paris starb, bezeichnender Weise umgeben von toleranten Priestern und zwei aufgeklärten Freundinnen, der Herzogin von Aiguillon und Mme. Dupré de Saint-Maur, von der er einst gerühmt hatte: „sie ist gleich gut zur Geliebten, zur Frau und zur Freundin,“ und die ihm jetzt die Augen zudrückte — als Montesquieu das Zeitliche segnete, war der „Geist der Gesetze“ in ganz Frankreich wie im Auslande als das bedeutendste Werk anerkannt, das die Literatur des 18. Jahrhunderts bis dahin hervorgebracht.

So ganz ungerecht waren die ersten Urtheile der Zeitgenossen darum doch nicht. Ich versage mir hier und heute von den Ideen Montequieu's und ihrem Einflusse auf die Geschichte zu reden; doch dürfte ein Wort über den schriftstellerischen Werth des „Geistes der Gesetze“ doch am Platze sein, da es die Persönlichkeit des Mannes vervollständigt. Montesquieu bietet in der That das seltene Beispiel eines mächtigen Geistes, der aus Schüchternheit des Temperaments, aus Rücksichtnahme auf alles Bestehende, aus übertriebener Sorgfalt für die Form, den Gedanken, die ihm am meisten am Herzen lagen, dauernden Eintrag gethan hat. Wie neu, wie muthig, wie zeitgemäß diese Gedanken, selbst in dieser etwas lähmenden Gestalt sein mochten, beweist ihre Wirkung, eine Wirkung, die noch heute dauert, noch lange dauern wird. Immerhin darf gesagt werden, daß der Stil des „Geistes der Gesetze“ gewaltig abfällt gegen den der Lettres

persanes; die Komposition gegen die der Grandeur et décadence. Die Leichtigkeit, der Fluß, die Ungezwungenheit, welche die Briefe Usbec's und Rica's auszeichnen, haben einer gewissen, sententiösen Concision Platz gemacht, die oft an Dunkelheit grenzt, und die antithetische Schaukel des Satzbaues wird manchmal recht ermüdend. Selbst Chesterfield mußte gestehen, „daß sich sein Freund nicht klar genug ausgedrückt; nur meinte er, es wäre eine Folge der mangelnden Freiheit; in England würde er verständlicher geschrieben haben." Keineswegs. Montesquieu war immer von einer peinlichen Ängstlichkeit im Stil gewesen. Viele Stellen seiner lettres persanes waren vier-, fünfmal ausgestrichen und selbst seine Liebesbriefe waren über und über korrigiert, ehe sie abgeschrieben wurden. Während er aber in seiner Jugend alle diese Sorgfalt darauf verwandte, um seinen Gedanken den anspruchslosesten und zugleich getreuesten, bestimmtesten und faßbarsten Ausdruck zu geben, so bemühte er sich später hauptsächlich kurz zu sein und durch seine Tiefe zu imponieren. Jeder Satz sollte das Ergebnis einer ganzen Gedankenentwickelung wie in einer Nuß bieten. Hier war denn doch seine ausschließlich römische Bildung sehr fühlbar, mehr als gut war: schon Saint-Beuve hat angemerkt, daß Montesquieu „nie das erste, einfache, natürliche, naive Alterthum recht gekannt: sein Alterthum ist die zweite, überlegtere, bearbeitetere, lateinischere Epoche." Ich denke mir, Sallust muß sein Mann gewesen sein, was die Form anlangt, wie Cicero, was den Inhalt betrifft.

Die mühsame Arbeit nun des Nußknackens, die Montesquieu seinen Lesern zumuthete, suchte er ihnen

wieder auf andre Weise zu erleichtern, indem er ihnen häufige Ruhepunkte gewährte. Die Kapitel, ja die Bücher des „Geistes der Gesetze“ sind meist sehr klein und laden dadurch zum Pausieren und Nachdenken ein: doch wird der Zweck auch damit nicht ganz erreicht. Wie man auf den Stil Montesquieu's in seinem Hauptwerke Kant's Wort anwenden kann, daß „er viel kürzer sein würde, wenn er nicht so kurz wäre,“ so kann man mit unserem Philosophen auch von der Komposition des „Geistes der Gesetze“ sagen: „Manches Buch wäre viel deutlicher geworden, wenn es nicht so gar deutlich hätte werden sollen.“ Nicht daß Montesquieu „die Artikulation oder den Gliederbau des Systems durch seine hellen Farben verklebt und unkenntlich gemacht“ hätte, wie Kant es gewissen Schriftstellern vorwirft: nein, das Skelett selbst ist nicht organisch. Vom 12. Buche an ist die Ordnung nur noch eine lose Aneinanderreihung: von einer systematischen Gliederung ist nichts mehr zu spüren, und am Ende haben wir gar einfache Anhänge, die in keinerlei Zusammenhang mit dem philosophischen Gedankengange des Werkes stehen.

Man wird mir zutrauen, daß diese Ausstellungen mich nicht verhindern, auch die Form des „Geistes der Gesetze“ nach Gebühr zu würdigen, vor allem die unerreichte Eleganz des Ausdrucks, die wiegende Harmonie des Satzbaues, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Tones, die reizende Ironie, welche stets dem drohenden Pathos Einhalt gebietet,[1]) die überraschenden und er-

[1]) Wie z. B. im herrlichen Kapitel über die Schande der Sklaverei. „Ceux dont il s'agit sont noirs depuis les pieds jusqu'à la tête, et ils ont le nez si écrasé qu'il est presque

hellenden Durchblicke, die der große Meister der Sprache so oft im dunkelsten Dickicht seiner gewundenen Gänge zu eröffnen weiß: ich habe nur andeuten wollen, was zu den ungünstigen Urtheilen der Lands- und Zeitgenossen Veranlassung gegeben haben mag; denn nur auf eine Studie der Zeit und des Landes an einem ihrer charakteristischsten Vertreter kam es mir heute an, nicht auf eine literarische, noch weniger auf eine philosophisch-politische Prüfung der Werke Montesquieu's.

---

impossible de les plaindre." — „On ne peut se mettre dans l'esprit que Dieu, qui est un être très-sage, ait mis une âme, surtout une âme bonne, dans un corps tout noir." — „Une preuve que les nègres n'ont pas le sens commun, c'est qu'ils font plus de cas d'un collier de verre que de l'or qui, chez les nations policées est d'une si grande conséquence."

II.

England im achtzehnten Jahrhundert.

„Es lebt heute wohl Niemand, der sich nicht Glück dazu wünschte, daß es sein Loos nicht ist, im achtzehnten Jahrhundert zu leben. Ist es doch, unter allgemeiner Zustimmung, zu einem Gegenstand des Spottes und Hohnes geworden. Selbst seine Kleidung und Sitten haben Etwas an sich, das unwiderstehlich zum Lächeln reizt. Seine Literatur steht — mit wenigen edlen Ausnahmen — vernachlässigt auf unseren Bücherbänken. Seine Dichtung hat alle Macht verloren über uns. Seine Wissenschaft ist verurtheilt (exploded); sein Geschmack verdammt; seine kirchlichen Schöpfungen in die Winde zerstreut; seine religiösen Gedanken überlebt und auf raschem Wege zu vollständiger, vielleicht nicht einmal ganz verdienter Verachtung.“ [1])

Es bedurfte all' des Überlegenheitsbewußtseins, welches das geistliche Gewand seinem Träger zu geben pflegt, um solche Worte über das menschlichste und fruchtbarste aller Jahrhunderte vor den Vertretern der englischen Wissenschaft in der alma mater der englischen Bildung auszusprechen. Im Grunde aber ist es doch

---

[1]) G. H. Curteis: Dissent in its relations to the Church of England. Eight lectures preached before the University of Oxford in the year 1871. p. 289.

nur die priesterliche Übertreibung eines Gefühls, das im heutigen England ziemlich allgemein ist. Ich weiß nicht, ob Herr Curteis, wohl noch ein junger Mann, als er jene kecken Worte sprach und erst beim Altkatholizismus angekommen — es war im Jahre 1871 — Rom seitdem um ein Beträchtliches näher gerückt ist; auch kömmt es auf's Persönliche hier gar nicht an. Ein solches Urtheil über das achtzehnte Jahrhundert, an solchem Ort vor solchem Publikum ausgesprochen, hat nur insofern ein Interesse, als es eine Seite der Reaktion gegen jenes Jahrhundert grell beleuchtet, welche der aufmerksame Beobachter als einen charakteristischen Zug der ganzen geistigen Bewegung Englands seit dreißig bis vierzig Jahren zu erkennen keine Mühe haben wird. Neben der großen Geringschätzung, welche die Radikalen Mill'scher Schule für eine Zeit an den Tag legen, wo England noch in den Banden der Aristokratie schmachtete, noch thöricht und ungerecht genug war, europäische Politik zu treiben und sich noch mit Philosophie abgab, hat sich auch der Widerwille einer Art Romantik gegen „die lange Herrschaft der Prosa" geregt, wie Leute, welche Poesie in einem Chorhemd mehr zu erblicken vermögen, die Zeit Fielding's und Goldsmith's zu nennen wagen.

Nichts gleicht in der That unserer Romantik von 1800 mehr als die sonderbare Bewegung der Geister in gewissen Kreisen Englands seit 1840 etwa. Es ist dieselbe Absichtlichkeit, derselbe Mangel an Unmittelbarkeit, dasselbe Gefallen an sogenannt poetischen Äußerlichkeiten, und, bei weniger historischem Sinn für Vergangenheit, dieselbe ganz unhistorische Sucht, die Gegenwart zurückzwängen zu wollen: Alles freilich in englischer Fassung und

Weise. Die feste Geschlossenheit einer alten Gesellschaft voll starrer Konventionen erlaubt den englischen Romantikern die tollen Freiheiten nicht, die sich unsere Romantiker mit der Sitte nahmen; ein nationaler Staat und eine nationale Kirche stellen sich dem Spielen mit Staats- und Religionsfragen, in dem sich unsere christlich-germanischen Apostel gefielen, hindernd entgegen; die ungesunde, von der Blässe des Gedankens angekränkelte Sinnlichkeit unserer lüsternen Pedanten entwickelt sich nicht in der kräftigen Atmosphäre englischer Jugenderziehung und englischer Öffentlichkeit. Dagegen fehlt den englischen Romantikern auch die wunderbare Bieg- und Schmiegsamkeit unserer Romantiker, ihre philosophische Durchbildung, die Ironie namentlich, die ein Friedrich Schlegel ja fast als den Kern der neuen Lehre hinzustellen pflegte. Der Engländer ist zu sehr aus einem Stück, zu ernstgewissenhaft auch und steifwürdevoll, dabei viel zu realistisch gestimmt, als daß er's zu jener Virtuosität der Anempfindung brächte, seine Bestrebungen philosophisch durchgeistigte oder sich gar zu einer Schwärmerei verleiten ließe, welche das ganze gesellschaftliche Gebäude bedrohen könnte. Die Schwärmerei, die ja natürlich in England ebensowenig fehlen kann, als in irgend einem anderen Volke, wirft sich bei ihm immer auf's Religiöse und bleibt beinahe ausschließlich in den der höheren Bildung fremden Kreisen des Volkes. Jene modischen Romantiker aber sind gerade die Auserwählten der Bildung. Die ganze Bewegung ging ja von Oxford aus; und sie findet besonderen Anklang in den höchsten Sphären. In der Kirche begann sie unter dem Namen des Tractarianismus, der dann sich im Puseyismus und

endlich im Ritualismus bestimmter als eine katholisirende Reaktion gestaltete. Sie ist ebenso gegen die Herrnhuter Schwärmerei als gegen die kirchliche Indifferenz des vorigen Jahrhunderts gerichtet. Sie sucht Befriedigung für das künstlerisch-sinnliche Bedürfnis und sucht es im Äußerlichsten: Priestergewändern, Kerzen, Gesang u. s. w. Die Wenigen, bei denen es tiefer geht, thun denn auch den Schritt des Schiller'schen Mortimer: sie werfen sich, wie Dr. Newman selber, in den Schoß Roms.

Neben dieser kirchlichen Richtung aber ist auch eine heidnische im Gang, welche ebensosehr wie jene gegen den Geist des achtzehnten Jahrhunderts gerichtet ist und welche, obgleich scheinbar im Gegensatze zur religiösen Reaktion, oder jedenfalls gleichgültig gegen dieselbe, im Grunde doch auf demselben Bedürfnis nach sinnlich-reicheren Lebensformen beruht und auch wie diese sich beim Äußerlichsten begnügt. Ihr Ideal ist die italienische Renaissance und deren anscheinende Gleichgültigkeit gegen Stoff und Inhalt, deren Schwelgen in Formen und Farben. So hat sich eine Poesie, eine Malerei, eine Aesthetik und eine Geschichtsschreibung herausgebildet, welche ebenso hohl und äußerlich ist, als jene kirchliche Bewegung und doch in dem Lande allmächtiger Fashion eine ebenso weite Herrschaft erlangt hat, als diese. Indessen thäte man sehr Unrecht, die kulturhistorische Thätigkeit und Bedeutung des heutigen England hier zu suchen. Diese liegt durchaus in der Darwin'schen Lehre, wie sie von ausgezeichneten Männern — ich nenne vor Allem Huxley, W. Bagehot und, obschon er selbst es sich nicht bewußt sein mag, L. Stephen — tiefer begründet, weiter entwickelt und auf andere Gebiete angewandt worden.

Diese Männer sind es, welche bestimmend auf den europäischen Gedanken einwirkten, wie einst Bacon und Newton, Voltaire und Rousseau, Herder und Kant. Der ganze Chorhemdschwindel hat nur eine örtliche und vorübergehende Bedeutung; der Positivismus aber, der eine Zeitlang grassirt hat, ist schon fast überwunden. Beide werden darum doch mittelbare Spuren hinterlassen.

Es tritt nämlich die merkwürdige Erscheinung ein, welche auch die deutsche Romantik im Gefolge gehabt hat, daß selbst die klaren Köpfe rationalistischer Bildung und Neigung sich diesem Einflusse nicht ganz entziehen können, davon aber doch nur das Berechtigte annehmen und, es vertiefend und klärend zugleich, anwenden. So entsteht eine historische Literatur — historisch im weitesten Sinne des Wortes — welche viele Ähnlichkeit mit unserer historischen Schule aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat und einen ähnlichen Reichthum wie diese zu entfalten verspricht. Der Positivismus seinerseits, von dem ein großer Theil der jetzt im reifen Mannesalter stehenden Generation Englands ausgegangen ist, wollte nur das thatsächliche Allgemeine in der Geschichte gelten lassen, dies aber wissenschaftlich behandelt wissen, d. h. unter Gesetze gebracht sehen; während er doch wieder die Philosophie der Geschichte, als einen Zweig der Metaphysik, verwarf. Das ward dann auch eine Zeitlang so getrieben und Buckle's Werk schien bestimmt, das Muster aller Geschichtsschreibung zu werden. Es dauerte aber nicht lange, so fühlte man, daß eine solche Geschichtsbehandlung womöglich noch blassere, wesenlosere Abstraktion ergab, als die aprioristischen Konstruktionen der berufenen Geschichtsphilosophie; und man suchte das

Band zwischen der Geschichte als Wissenschaft und der Geschichte als Leben da, wo es allein zu finden ist, in der Persönlichkeit. Jenes in der Neuromantik zum Ausdruck kommende Bedürfnis der Phantasie, mitzureden und mitzuhandeln gesellte sich dazu; und wir danken diesem Bestreben auf der Grundlage wissenschaftlicher Factenforschung den Einfluß der geschichtlichen Persönlichkeit der Anschauung concret faßbar zu machen, eine Reihe ganz ausgezeichneter historischer, namentlich literarhistorischer Werke, deren einige gerade das vielgeschmähte achtzehnte Jahrhundert zu ihrem Gegenstande machen.[1]) Ich möchte heute, an der Hand so trefflicher Führer, wenn auch manchmal im Gegensatz zu ihren Schlußfolgerungen, zeigen, wie die staatliche, religiöse und literarische Entwickelung Englands nie lebendiger, und folglich nie fruchtbarer war, als gerade während jenes Jahrhunderts anscheinenden Schlummers, wie vornehmlich die politische, poetische und kirchliche Blüte der achtziger und neunziger Jahre unendlich reicher und ursprünglicher

---

[1]) History of English Thought in the eighteenth Century, by Leslie Stephen. — A History of England in the eighteenth Century by William Eduard Hartpole Lecky. — The English Church in the Eighteenth Century by Charles J. Abbey and John H. Overton. — Religion in England under Queen Ann and the Georges, 1702—1800, by John Stoughton D. D. — English Men of Letters, edited by John Morley: 1) Daniel Defoe by W. Minto. 2) S. Johnson by L. Stephen. 3) Hume by Prof. Huxley. 4) Goldsmith by W. Black. 5) Gibbon by J. C. Morison. 6) Burke by J. Morley. 7) R. Burns by Principal Shairpe. Der Verfasser hat alle diese Schriften im Halle'schen „Deutschen Literaturblatt" einzeln und kritisch rezensirt.

war, als die gewollte Renaissance, welche in neueren Tagen vermeint, den Staat durch eine „kaiserliche" Politik, die Kirche durch einen prunkenden Gottesdienst, die Poesie und Kunst durch einen schwülstigsinnlichen Stil verjüngt zu haben.

I.

Wer die englische Verfassungsgeschichte von 1688 bis 1786 etwa im Einzelnen betrachtet, wird vielleicht versucht sein, sich unwillig, ja fast mit Ekel abzuwenden, wie's unser guter Schlosser gethan. Die schlimmsten Ränke gewissenloser Aristokraten, ein gehässiger Kampf um Macht und Geld, eine Gesinnungslosigkeit, welche es den Staatsmännern erlaubt, ohne Anstand ihre Farbe zu wechseln, so oft es ihr Interesse erheischt; Bestechung überall und crasseste Selbstsucht der Regierenden bei anscheinender Lethargie der Regierten: dies ist das Schauspiel, das sich dem Betrachtenden darbietet, ohne daß das Mikroskop, durch das er die Dinge betrachtet, nur besonders stark zu sein brauchte. Selbst die Protagonisten dieses Schauspiels haben des Menschlichen fast mehr als die irgend einer anderen Zeit und eines anderen Volkes. Ein Wilhelm III. mag ein großer Politiker gewesen sein; dem Menschen gegenüber kann man sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren; und die Weise, wie er sich des Thrones bemächtigte, wie er in Irland verfuhr, gehen selbst über die weiteren Schranken politischer Moral hinaus. Seine Nachfolgerin ist eine schwache, und wie alle Schwachen eigensinnige, dabei launische und beschränkte Person, die echte Tochter Jakob's II. Keiner der drei George flößt Einem Interesse oder auch nur

Achtung für seine Persönlichkeit ein; der einzige Mann der ganzen Familie, ist Königin Caroline, wie sie die einzige Persönlichkeit ist, die uns menschlich anspricht, und sie starb früh. Ein Godolphin, ein Marlborough, ein Bolingbroke, ein R. Walpole sind wenig achtbare Charaktere und, mit Ausnahme des Letzteren, sehr mittelmäßige Staatsmänner, trotz aller ihrer sonstigen Begabung. Erst mit dem älteren Pitt und Burke kommt etwas mehr Schwung und sittlicher Ernst in die Staatsleitung, aber nur um den Preis höchst unenglischer, theatralischer „Pose", von der die Vorgänger ganz frei waren. Nie waren die Männer, welche den Großen als Dolmetscher mit der Nation dienten, geistig begabter; aber vom moralischen Standpunkt, welche verbitterte Gehässigkeit bei Swift, welche Würdelosigkeit bei Defoe, der den Sold jeder Partei ohne Erröthen einstreicht; welche Heftigkeit und Persönlichkeit bei Junius, welche Gemeinheit bei Wilkes. Selbst Burke ist von einer Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit, welche es uns äußerst schwer macht, uns mit dem großen Seher persönlich zu befreunden.

Wenden wir aber die Blicke weg vom Einzelnen und sehen nur die allgemeine Entwickelung der Dinge und die Ergebnisse derselben, so ändert sich der Eindruck gänzlich. Selten in der Geschichte tritt die Macht der bewegenden allgemeinen Gedanken, Gefühle und Interessen, sowie der Druck des schon durch viele Nebenflüsse angeschwellten Hauptstromes der geschichtlichen Vergangenheit auffallender zu Tage als in diesem Jahrhundert des englischen Staatslebens. Es ist als ob die Persönlichkeit wirklich alle ihre Bedeutung verloren hätte, wie die Positivisten glauben; oder daß sie doch nur da sei, die

allgemeine Strömung zu fördern, nie sie zu hemmen oder gar in ein anderes Bett zu leiten. Alles entwickelt sich mit der Gesetzlichkeit eines Naturvorganges. Die Einzelnen verschwinden dem Auge des Überschauenden, wie in der Aufeinanderfolge der Jahreszeiten ein warmer Wintertag oder eine kalte Sommernacht dem Rückwärtsblickenden verschwinden vor der stetigen Erwärmung und Abkühlung der Temperatur. Die öffentliche und private Moral verfeinert und veredelt sich zusehends in diesem Jahrhundert, wo die Immoralität sich im öffentlichen wie im privaten Leben breit macht. Das wirkt die 1688 eroberte Öffentlichkeit der Controle und Unabhängigkeit der Gerichte. Die Krone, deren Wille noch durchaus maßgebend ist unter Wilhelm III., muß unter Georg III., trotz aller Hartnäckigkeit und Herrschsucht ihres Trägers, sich unbedingt dem Willen des Parlaments fügen. Das ist die natürliche, wenn auch späte Folge der Einrichtung des Vertragskönigthums an Stelle des Königthums göttlicher Einsetzung als Ausflusses der Souveränität. Ebenso wird die Aristokratie, die noch am Anfang der Periode die entscheidende Macht ist — sie, nicht der Mittelstand, setzt Wilhelm zum König ein — immer ohnmächtiger. Sie stützt sich gegen die Staatskirche auf die Dissidenten, gegen den Kleinadel (Gentry), der von den Hannoveranern Nichts wissen will, auf den Handel: Beide wachsen ihm über den Kopf und am Ende des Jahrhunderts sind die Rollen fast vertauscht und die Beschützten sind die Beschützer geworden: es ist der Handel und der Dissent, welche die whiggistische Aristokratie gegen König Georg III. vertheidigen, als er sich im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern an die Spitze der Gentry und der Staats-

kirche stellt. Das ist die Folge der „feigen“ Friedens-politik der beiden ersten George und ihrer Minister, welche es dem Handel erlaubt hat, Reichthum und durch Reichthum Macht zu erwerben. Die Staatskirche ist noch so populär und so lebensvoll unter Königin Anna, daß es ihr fast gelingt, der thatsächlichen Duldung des Dissents ein Ende zu machen; aber die Toleranzakte selber bleibt eine unantastbare Errungenschaft; sie wirkt im Stillen und am Ende des Jahrhunderts ist die Sache der Dissidenten moralisch, wenn nicht faktisch gewonnen; ja, der Dissent ist, als „evangelische Bewegung“ in die Staatskirche selber gedrungen. Das Unterhaus spielt so lange das gefügige, aber unwiderstehliche Werkzeug der Krone, daß es seiner Bedeutung immer mehr inne wird und am Ende der Krone seine Bedingungen auf-zwingt; und es konnte nicht anders sein; sobald es durch die bill of right der Krone unmöglich gemacht war, Geld ohne Zustimmung des Unterhauses zu erheben, mußte die, wenn auch späte Folge davon sein, daß die Krone in der Wahl ihrer verantwortlichen Räthe vom Unterhaus abhängig wurde.

Dies war keineswegs der Fall im Anfange des Jahrhunderts. „Es erregte noch nicht die .geringste Überraschung, wenn die Königin Einen oder alle ihre Minister trotz einer parlamentarischen Mehrheit entließ.“ (Minto, Defoe.) Der erste und wichtigste Schritt zu einer thatsächlichen, nicht geschriebenen, Änderung der Verfassung war die Bildung eines rein whiggistischen Kabinets bei Georgs I. Thronbesteigung, und die un-umschränkte Herrschaft des Premiers in diesem Kabinet. Bis dahin war jeder Minister nur für sein Departement

und nur dem Könige verantwortlich. Von nun ab war das Kabinet homogen und hing vom Premier ab, dessen Willen der König sich fügen mußte, wenn er nicht ein ganzes Ministerium wechseln wollte, was er wiederum nur thun konnte, wenn er sich gänzlich in die Arme eines anderen parlamentarischen Chefs warf, der ihm einen gleichen vollständigen Generalstab und zugleich mit demselben das stärkere parlamentarische Heer entgegenbrachte. Was Wunder, wenn Georg II. gegen Ende seiner langen Regierung sich dazu verstehen mußte, sich einen Parlamentschef — den älteren Pitt — aufzwingen zu lassen, der ihm persönlich unausstehlich war und der sich soweit vergessen hatte, sein hannöversches Haus laut und grob zu insultieren. Ob eine ähnliche unserer Tage im preußischen Staatsministerium vollzogene Revolution wohl je zu ähnlichen Extremen führen wird?

Auch jener nie vergessene ausländische Ursprung der königlichen Familie trug unmittelbar zur Beschränkung der Kronrechte bei. Der König wußte, oder sein Minister wußte für ihn, daß der Theil der Nation, welcher so recht die englische Überlieferung vertrat, ihm nicht gewogen war und bis tief in's Jahrhundert hinein Sympathien für das alte einheimische oder doch längst einheimisch gewordene Königshaus hegte. Nirgends hat das Mißtrauen gegen die Fremden eine größere Rolle gespielt als in England. Wir sehen italienische Minister wie Mazarin und Alberoni in Frankreich und Spanien, ausländische Könige, wie Philipp V. in Madrid, Bernadotte in Stockholm, so viele hohe Beamte in Rußland, Dänemark, Oesterreich, aus dem Auslande geholt: das Volk murrte wohl ein wenig in Toscana gegen die Lothringer,

in Preußen gegen die Franzosen, aber der kosmopolitische Geist des Jahrhunderts war zu mächtig auf dem Festlande, als daß die Opposition über ein Murren hinausgegangen wäre. In England verdächtigte man den großen Holländer, der Englands Freiheit und Größe begründete, den trefflichen Deutschen, der in unsern Tagen einen so heilsamen Einfluß auf das englische Leben ausgeübt, genau ebenso wie Squire Western gegen die „verfluchten“ Hannoveraner tobte, wenn seine Schwester Politik sprach. Und es waren nicht allein die Squire Western, der ganze Stand zu dem er gehörte, die Gentry, welche so recht Altengland darstellte, die Staatskirche, ja das niedere Volk theilten dieses Vorurtheil, das Defoe in seinem trueborn Englishman, mit mehr gesundem Menschenverstand als Witz und Poesie, satirisierte und so ganz besonders lächerlich bei einem Volke fand, das, zusammengesetzt aus britischen, römischen, angelsächsischen, dänischen und normannischen Bestandtheilen, fast in allen Völkern Europas Vettern sehen mußte. Wie dem auch sei, die Hannoveraner mußten so gut wie Wilhelm III. mit diesem Mißtrauen rechnen und bei dem Parlamente Schutz suchen. Auf's Oberhaus konnten sie zählen; dort war die whiggistische Aristokratie in der Mehrheit; das hatte sie noch kurz vorher bewiesen, als sie die Sache der Toleranz siegreich gegen das Unterhaus vertheidigt hatte, das die Dissidenten durch Untersagung gelegentlicher Theilnahme am anglikanischen Gottesdienste von allen öffentlichen Ämtern ausschließen wollte. Das Unterhaus also galt's zu gewinnen. Es wurden neue Wahlen angeordnet, bei denen die Regierung alle Hebel in Bewegung setzte und, Dank der Organisationslosigkeit der Tories, den Sieg

davon trug: gebot doch die Krone allein über siebenzig boroughs, die großen Whigfamilien über die doppelte Anzahl, ward doch das Geld, wurden doch die Versprechungen nicht gespart; und die Krone verfügte damals noch über eine große Anzahl von Stellen, die sie heute nicht mehr zu vergeben hat. So kamen, angesichts der jacobitischen Schilderhebung von 1715, der sich der halb jacobitisch, aber auch ganz protestantisch gesinnte Theil der Nation nicht anzuschließen wagte, Wahlen zu Stande, wie die unter Louis Philipp und Napoleon III. Sobald man aber die gewünschte Mehrheit hatte, setzte man, freudigst unterstützt von den Gewählten, die Westminster sehr angenehm fanden und die Kosten einer Neuwahl fürchteten, den Septennial Act durch, welcher dem Könige und seinen Ministern sieben Jahre Zeit gab sich fester einzuwurzeln, neue Interessen zu schaffen, alte an sich zu fesseln. Dieses Gesetz, welches Anfangs als ein Akt der Reaktion betrachtet und noch lange so dargestellt wurde, erwies sich als ein der parlamentarischen Obmacht außerordentlich günstiges. Natürlich stieg der Preis der Sitze, je länger man der Ehre sie einzunehmen sicher war; und es war dem reichen Kaufmannsstand ein Leichtes, verschuldete Junker aus dem Felde zu schlagen, wo es nur auf Geld ankam. Die Junker selber verschmähten die königlichen Jahresgehalte nicht so leicht, wenn sie ihren Sitz auf sieben Jahre gesichert sahen. Das Unterhaus schützte denn auch die Krone, bis alle Gefahr vorüber, der letzte Angriff der Jacobiten (1745) abgeschlagen war; allein es war nur natürlich, daß der Schützling an Ansehen einbüßte, was der Beschützer gewann. Und auch bei den Gegnern verlor der König,

der sich zu einem Parteiwerkzeug hergab, von seinem Ansehen, während die Thatsache, daß die Krone ausdrücklich ihres göttlichen Rechtes entkleidet wurde, dieselbe sogar im Ansehen der Menge schwächen mußte.

Allein auch die Aristokratie konnte ihre Macht nur einbüßen, je mehr sie sich dem Landadel und der Kirche entfremdete. Ihr gesellschaftlicher Einfluß blieb groß und ist bis heute groß geblieben, wie auch das gesellschaftliche Ansehen der Krone fast ungemindert geblieben ist. Ja selbst auf die Politik blieb die Einwirkung beider mittelbar noch sehr merklich; nur der Aristokratie war es zu danken, wenn Männer wie der ältere Pitt, wie Burke, wie Canning, wie Macaulay in's Parlament kamen, Schriftsteller wie Addison, Hume, Gibbon einträgliche Staatsämter erhielten. Aber Einfluß ist nicht Herrschaft: diese entging dem hohen Adel immer mehr, oder er mußte sie doch theilen. Das vielgerühmte Gleichgewicht der drei Faktoren bestand eigentlich nur eine ganz kurze Zeit. Beim Beginne des Jahrhunderts war die Krone noch ausschlaggebend, obschon sie ihre Existenz der Aristokratie verdankte; bis in die sechziger Jahre war die Mehrheit beider Häuser ganz in den Händen der großen Whigfamilien; aber schon am Ende des Jahrhunderts hatte das Gewicht des Unterhauses die beiden anderen Schalen in die Luft geschnellt. Und das Unterhaus war nicht mehr, was es früher war. Seine Mehrheit bestand noch immer aus Männern der Gentry; aber der große Aufschwung des Handels und der Industrie hatte das flüssige Kapital bedeutend vermehrt und die Besitzer dieses Kapitals traten immer mehr in den Vordergrund. Selbst wenn sie, wie die meist wohlhabenden

Dissidenten, nicht in's Parlament dringen konnten, weil die Testacte ihnen den Eintritt verwehrte, so war ihr Interesse doch maßgebend, und die Plutokratie theilte sich mehr und mehr in die Herrschaft mit der Aristokratie. Es ist, bei allen Mißständen, doch immer der große Vorzug eines lauten, öffentlichen Lebens, daß, wo es besteht, die Wahlversammlung, welches auch immer das Wahlgesetz sei, stets die Nation in ihrer Gesammtheit vertritt; ja, man könnte fast sagen, dies laute öffentliche Leben sei die nothwendige Lebensluft jeder Repräsentativverfassung. Walpole hatte die große Tugend der Unempfindlichkeit gegen persönliche Angriffe. Während die Preßprozesse, und in Folge derselben die härtesten Strafen für Preßvergehen, unter den torystischen wie unter den whiggistischen Ministerien der Königin Anna, noch regelmäßig auf der Tagesordnung standen, so hörte man von keinerlei gerichtlichen Verfolgungen der Art unter den beiden ersten Georgen. Je sittlich achtbarer aber, je geistig überlegener, je materiell mächtiger die ausgeschlossenen Gesellschaftsklassen waren, desto größer das Gewicht ihrer Stimme. Eine öffentliche Meinung, welche nur die Meinung der besitzlosen Literaten in Will's Kaffeehaus gewesen wäre, hätte vielleicht Mühe gehabt, sich Gehör zu verschaffen; eine öffentliche Meinung, von der man wußte, sie vertrete den Fleiß, die Ordnungsliebe, die Sparsamkeit, und in Folge dessen den eigentlichen Reichthum des Landes, konnte man nicht ungestraft ignorieren. Die Interessen von Liverpool und Manchester waren, schon ehe diese Städte Abgeordnete wählen durften, so gut und besser in der englischen Politik gewahrt, als nach den beiden großen Wahlreformen unseres Jahrhunderts.

Niemand aber von allen englischen Staatsmännern hatte ein schärferes Ohr für diese unvertretene Meinung als Robert Walpole, der, mit allen seinen Fehlern und Tugenden der echte Typus des aristokratischen Staatsmannes war.

Es ist der Vortheil der Oligarchien, wie sie Rom, Venedig, England in ihren besten Zeiten gekannt, daß sie nicht wie Demokratien und Despotien überlegener, ja genialer Staatsmänner bedürfen, daß sie auch mit dem Talent, ja nöthigenfalls der Mittelmäßigkeit, ganz gut fahren. Sie haben Das mit den bureaukratischen Regierungen gemein, welche ebenfalls halbe Jahrhunderte lang — wer denkt dabei nicht an die preußische Entwickelung von 1815 bis 1862? — genialer Männer entrathen können, ohne daß der Staat darüber versumpfe oder auf Klippen gerathe. Auch im oligarchischen wie im bureaukratischen Gemeinwesen findet der staatsmännische Genius Mittel und Gelegenheit, seine wohlthuende Kraft zu entfalten, von Zeit zu Zeit das Ganze mit einem plötzlichen Ruck vorwärts zu bringen, so Anstöße zu geben, die dann halbe Jahrhunderte fortwirken in geebneten Betten. Der Corpsgeist und die Überlieferung machen sich dann als Collectivtugend und Collectivweisheit geltend, und leisten manchmal mehr, wenn auch geräuschlos und glanzlos, als große Despoten und Volksmänner, deren Schöpfungen oft ihren Schöpfer nicht überdauern, weil jener stätigwirkende Organismus nicht da ist, sie zu wahren und auszuarbeiten. Nie hat England größere Fortschritte gemacht als in dem halben Jahrhundert von 1714—1760. Das Land ward reich, die Bevölkerung nahm rasch zu, auch das geistige Leben stand, wie wir sehen werden, nicht still; selbst sittlich

war der Fortschritt groß, trotz der persönlichen Unsittlichkeit Walpole's und seiner Werkzeuge. Zum größten Theile allerdings war dieser Fortschritt dem wachsenden Einflusse des fleißigen und tüchtigen Mittelstandes zu danken. Indes auch dem leitenden Minister und seinen Leuten kam ein Verdienst dabei zu. War doch jene Controle der Öffentlichkeit, welche die Immoralität immerhin in gewissen Grenzen hielt, die direkte Folge von Walpole's „Dickhäutigkeit“, welche, wie Thiers' „alter Regenschirm“, Alles über sich ergehen ließ; vor Allem aber, Walpole war ein Feind alles cant. War Niemand dem großen deutschen Landjunker unseres Jahrhunderts unähnlicher in Bezug auf moralische Laxheit wie, leider! auch in jener Gleichgiltigkeit gegen das Kläffen der Presse, als der englische Landjunker des vorigen Jahrhunderts, so glich er ihm doch ungemein in dieser Verachtung des Scheins, der Komödie, der konventionellen Lüge, auch der anscheinend unschuldigsten. Die pompöse Tugend nennt das freilich Cynismus, damals wie heute; aber diesem Cynismus, der es verschmähte, der Tugend jene Huldigung darzubringen, die, so sagt man, in der Heuchelei besteht, dankte es England doch, daß die Wahrheit und mit ihr eine höhere Sittlichkeit in's politische Leben drang.

Auch hatte Walpole als Staatsmann große negative Tugenden. „Es ist der Fehler vieler Geschichtsschreiber,“ bemerkt Lecky sehr fein, „und das Unglück vieler Staatsmänner, daß diese oft beinahe ausschließlich nach den Maßregeln beurtheilt werden, die sie durchgesetzt haben, und gar nicht nach den Übeln, die sie abgewandt.“ Und Walpole verhinderte nicht nur viel Übel. Getreu

dem Grundsatze quieta non movere ließ er die Dinge sich ruhig entwickeln, ohne durch vorzeitige Reformen in diese Entwickelung einzugreifen oder sie durch Repression zu hemmen. Er unterdrückte Niemand und Nichts, und, mit Ausnahme eines Krieges, den er im Handelsinteresse Englands zuließ, wußte er dem Lande den Frieden zu erhalten, ohne dessen europäische Stellung zu vermindern. Als seine und seiner Nachfolger, der Pelhams, Regierung ein Ende nahm, war das Land mutatis mutandis ungefähr in der Lage, in welcher es sich 1874 befand, als die liberale Regierung Gladstones der konservativen Lord Beaconsfields Platz machte; ganz Europa und ganz England selber sprachen von dem Niedergange der englischen Größe u. s. w.; aber bei alledem hatte die Welt das Gefühl, wenn nicht das Bewußtsein, daß sich in dieser Zeit der Zurückhaltung Kräfte angesammelt hatten, die ein ungeheures Gewicht in die Wagschale werfen würden, wenn sich England je entschließen sollte, aus dieser Zurückhaltung herauszutreten. Die heutigen Engländer demokratischer Schule lassen sich hier leicht durch sittliche Bedenken oder Parteirücksichten beirren. Weil Walpole's innere Regierung eine unmoralische und eine aristokratische war, weil es ihr namentlich an allem Schwung fehlte, meinen sie auch seine äußere Politik verurtheilen zu müssen, welche doch so recht eigentlich ihre eigene ist. Ist doch die unter ihnen herrschende Reaktion gegen Wilhelm's III. europäische Politik, wie gegen seinen panegyristischen Geschichtsschreiber Macaulay so groß, daß ein Schriftsteller von J. Morley's Bedeutung den spanischen Erbfolgekrieg den „unsinnigsten aller englischen Kriege“ zu nennen nicht ansteht und ein

Geschichtsschreiber wie Lecky, wenn auch mit mehr Mäßigung derselben Meinung huldigt. Ja, Ersterer bezeichnet sogar kurzweg die Jahre, in die der andere große Kampf Großbritanniens gegen Frankreich fällt, als Jahre einer „verruchten Mißregierung (odious misgovernment).“ Danach sollte man meinen, sie müßten den Inhalt wenigstens, wo nicht die Form, der Walpole'schen Friedenspolitik billigen; aber Morley, sowohl als Lecky, ja sogar der ungleich weniger im modernen Parteistandpunkte befangene L. Stephen lassen sich von dem Gerede der Zeitgenossen, namentlich Friedrichs des Großen, Josephs II., Katharinas II., bestimmen, welche Englands Ende schon gekommen sahen, und schildern den Zustand ihres Vaterlandes bei der Thronbesteigung Georgs III., d. h. im Augenblick, wo die Früchte der fünfzigjährigen Whigregierung zu Tage traten, als einen traurigen und wenig beneidenswerthen. Wieviel richtiger sieht nicht unser Hettner, der doch der politischen Geschichtsschreibung wie dem politischen Leben so viel ferner steht, als jene Engländer! Ihm erlaubt eben die deutsche historisch-philosophische Weltanschauung, die Dinge in den richtigen Sehwinkel zu stellen.

Noch einmal, um jenen fünfzig Jahren englischer Geschichte gerecht zu werden, muß man die Ergebnisse derselben nicht aus den Augen verlieren und sich in Betrachtung der Dinge und Menschen während dieser Zeit immer auf dem Standpunkte der Vogelperspective halten. Wohl war das Unterhaus, mittelst dessen Walpole und die Pelham's regierten, käuflich und tyrannisch zugleich. Die Regierung verfügte noch über zahlreiche Stellen, die ihr erlaubten, wie unter Louis

Philipp das Haus mit ihren Kreaturen zu füllen; sie stand nicht an, gegnerische Stimmen zu kaufen, wo es nur anging. Das Haus wachte eifersüchtig über seine Vorrechte; suchte die Preßfreiheit zu beschränken, wo es konnte — hat es doch den Stempel erst vor fünfzehn Jahren abgeschafft! — und zeigte sich ihr gegenüber unendlich empfindlicher als die Regierung. Es sträubte sich, wie Napoleons III. gesetzgebender Körper, ungue et rostro gegen die Veröffentlichung seiner Debatten und Abstimmungen, die es am Ende doch zugeben mußte, was dem Bestechungsverfahren den ersten empfindlichen Stoß versetzte. Es mißbrauchte das Recht der Wahlprüfung fast ebenso sehr als 1878 die republikanische Kammer in Versailles, um die konservative Minderheit auszuschließen. Gewiß war die Parteiregierung, so oft sie selbst in der äußeren Politik das Parteiinteresse über das Landesinteresse stellte, höchst gefährlich; gewiß war die übertriebene Bedeutung, welche die Beredsamkeit in Anspruch nahm, nicht immer zum Besten des Staates: im Ganzen genommen war der Gewinn für das Land ein beträchtlicher. Es war eben eine Durchgangsperiode, in der sich die endgültige Verfassung Englands aus dem aristokratischen Gemeinwesen herausbildete, wie unsere Zeit für Deutschland die Periode ist, in welcher sich eine neue Verfassung aus dem bureaukratischen Regime herausbildet; und es steht zu hoffen, daß wir soviel von diesem bureaukratischen Charakter hinüberretten werden, als die Engländer von ihrem aristokratischen hinübergerettet haben in den modernen Freiheitsstaat. Die heutigen Engländer sind freilich sehr vergeßlicher Natur: sie können nicht begreifen, daß kaum hundert Jahre sie

von einem politischen Zustande trennen, der mit dem Heutigen Deutschlands gar viel Ähnlichkeit hat: Obmacht der Krone und des herrschenden Standes, hier des Beamtenstandes, dort des hohen Adels; Auseinandersetzung mit der römischen Kirche als der Feindin des nationalen Staates; mühsame Emanzipation und Lehrzeit der Presse u. s. w., daß wir beschäftigt sind in einem Worte den politischen Vorsprung Englands nachzuholen, wie England beschäftigt ist, den administrativen Vorsprung Deutschlands einzuholen. Die verstocktesten Patrioten Großbritanniens werden zugeben, daß in sittlicher Hinsicht unser öffentliches Leben nicht auf der Stufe der Walpole'schen Zeit steht und dem heutigen England in Nichts untergeordnet ist. Welches die Verfassung sein wird, die sich aus unseren gesellschaftlichen und historischen Verhältnissen entwickeln wird, kann niemand voraussagen: aber bis jetzt war unsere staatliche Entwickelung so normal und gesund, daß wahrlich an der Zukunft nicht zu zweifeln oder gar zu verzweifeln ist.

II.

Die englische Nation, sahen wir, erlangte während des 18. Jahrhunderts ihren noch von Niemandem auf dem Festlande eingeholten Vorsprung im politischen Leben. Das Schauspiel dieser Entwickelung machte einen gewaltigen Eindruck auf die fremden Zeitgenossen und Montesquieu brachte dies seltene Naturerzeugnis von einem gemischten Staate, von dem schon die Alten geträumt, in eine Theorie, stellte es der Welt nicht nur als nachahmungswerth, sondern auch als nachahmbar dar. Man weiß von welcher Tragweite diese seine That

war; aber es scheint uns nur natürlich, daß die besten Köpfe Englands, insoweit sie dem Kampf um die Macht ferne standen, die Dinge anders anschauten. Sie sahen die korrupte, selbstische und anscheinend thatenlose Parteiregierung ihres Vaterlandes in der Nähe und verglichen sie mit dem Festlande, wodurch sie dann fast so kontinental wurden, als die fremden Bewunderer Englands englisch wurden. Nicht nur Hume und Gibbon, fast alle bedeutenden Denker Englands waren überzeugte Anhänger des „aufgeklärten Absolutismus", der gerade jetzt überall in Europa Wunder verrichtete; ja, Hume meinte, derselbe würde auch das Loos Englands sein, wenn die demokratische Evolution vollendet sein würde, „der leichteste Tod, die wahre Euthanasie der britischen Verfassung". Und es konnte nicht wohl anders sein, wenn sie, die am lauten Treiben und Kämpfen des öffentlichen Lebens kein Gefallen fanden, das Festland aus der Ferne betrachteten und Fürsten wie Friedrich II. und Peter Leopold, Minister wie Aranda und Turgot, am Werke sahen, welche nie an sich, sondern immer nur an den Staat dachten, sich mit demselben identifizierten, das Beispiel der Sparsamkeit, des Fleißes und der Selbstaufopferung gaben; wenn sie überall rationelle Gesetzbücher eingeführt, die Rechtspflege vereinfacht, verwohlfeilt und namentlich gemildert, große öffentliche Bauten, Straßen und Kanäle im allgemeinen Interesse ausgeführt, überall Staatsschulen und Krankenhäuser eingerichtet und überwacht sahen; wenn sie damit die verwahrlosten Schulen, die damals gerade sehr darniederliegenden Universitäten, den Zustand der öffentlichen Sicherheit und der Gefängnisse, die schwerfällige

oder leichtsinnige Laienjustiz[1]), die Eheverhältnisse und die Heereseinrichtungen in ihrem eigenen Lande verglichen. Was war natürlicher, als daß sie über dem Anblicke dieses administrativen Vorsprungs des Festlandes, dessen politischen Rückstand vergaßen, zumal sie aus der Ferne kaum die Schattenseiten jenes beneideten Regimes entdeckten, während die des heimischen Regimes, namentlich das mit dem Parlamentarismus fast unzertrennliche Bestechungswesen, ihnen nur allzusehr in die Augen sprangen. Selbst alte Parlamentarier, wie Horace Walpole, wurden „aus warmen Anhängern der Freiheit ergebene Freunde der Regierungen," nicht weil sie „eine gute Stelle oder eine Gratifikation" bekommen, als welche „in England die Beweggründe solcher Bekehrungen zu sein pflegen," sondern aus Bewunderung für „die beiden menschlichen, tugendhaften und ausgezeichneten Minister" Ludwigs XVI., Turgot und Malesherbes. Auch verlangten diese englischen Bewunderer des „aufgeklärten Absolutismus" so wenig wie ein Voltaire oder Diderot, eine Willkürherrschaft, sondern nur die absolute Monarchie, als welche ebenso gut Regierung nach Gesetzen ist, wie das parlamentarische Königthum oder die Republik; denn sie wußten sehr wohl, was ihre Landsleute von heute durchaus nicht begreifen wollen, daß ein deutscher bezahlter Beamter ganz ebenso gesetzlich handelt und handeln muß, als ein englischer „Magistrate". Montesquieu selber theilt bekanntlich die Regierungen ein in republikanische,

[1]) Man werfe nur einen Blick in die Romane des vorigen Jahrhunderts, in „Joseph Andrews" z. B. oder „Amelia", um sich einen Begriff von der Wirthschaft zu machen, welche die vornehmen Herrn Friedensrichter mit den ihnen anvertrauten Pflichten trieben.

monarchische und despotische und nennt „monarchisch“ nicht nur die gemischte englische Staatsverfassung, sondern auch die absolute, d. h. bureaukratische, und setzt den Unterschied eben darin, daß diese von den Gesetzen, jene, die despotische, von der Laune geleitet wird. Wo die englischen Freunde des Absolutismus Unrecht hatten, war, wenn sie dieses festländische Regime für England anempfohlen, wie ihre Nachkommen Unrecht haben, uns zur Annahme ihres Insular-Regimes zu rathen, ehe wir die Vorbedingungen dazu erlangt haben. Es wäre wirklich an der Zeit, man hörte endlich auf, den englischen Parlamentstaat oder den deutschen Beamtenstaat als Universalrock anzupreisen, der auf jeden Rücken passe, soviel sie auch von einander entlehnen können. Die Isle of Man wird von einem Club von Gentlemen regiert, der sich beim Tode oder Austritt eines Mitgliedes selbst ergänzt durch Zuziehung neuer Gentlemen im Wege der Kugelung. Man sagt, diese Verfassung bewähre sich ganz vortrefflich und man könnte auch zur Noth eine ganz plausible allgemeine Theorie dieser Regierungsform aufstellen. Ich denke aber doch, es wird Niemandem so leicht einfallen, dieselbe in Italien oder Rußland einführen zu wollen. Und wieviel komplizierter, einziger in ihrer Art, wieviel weniger allgemein gültig ist doch die britische Verfassung, die man uns allenthalben zur Nachahmung empfiehlt und wonach, wenn man den Schülern Montesquieu's folgen darf, „eine Regierung als ein großes Ballet betrachtet werden sollte, in welchem, wie in einem anderen Ballet, Alles von der Disposition der Figuren abhänge.“ (Delolme, citirt von L. Stephen.)

Diese Betrachtungsweise, welche bei Montesquieu nur erst im Keime vorhanden war, wurde immer allgemeiner im vorigen Jahrhundert und, selbst wenn diese konstitutionelle Mechanik auch König, Königin, Läufer, Springer und Thurm wegließ, um nur Bauern gelten zu lassen, wie in Rousseau's „gesellschaftlichem Vertrage“, ihrem Wesen nach blieb sie immer dieselbe; und sie hat ihre Wirkung bis tief in unser Jahrhundert erstreckt. Was sind Mr. Hare's und J. St. Mill's Kombinationen für Vertretung der Minderheiten anders als die Enkel jener Verfassungen mit direktem und indirektem Wahlrecht, Vertretung der Kapazitäten, jährlichen Parlamenten, Theilung der Gewalten, absolutem Veto, suspensivem Veto u. s. w.? Alle betrachteten und betrachten die Menschen wie mathematische Einer, anstatt sie als lebendige Organismen aufzufassen. Die praktischen Politiker Englands, deren Thätigkeit die Theoretiker der Staatsrechtslehre so in Systeme faßten, waren darum nicht minder große Politiker; ließen sich auch in keinerlei Weise auf jene Konstitutionsausklügelei ein; und der konservative Geist der englischen Verfassung bei all' ihrer Elastizität, der gerade politische Sinn des englischen Volkes, seine Vorurtheile auch, seine matter-of-fact Gewohnheiten, ja jene „Stockdummheit“, welche den Radikalen Englands so unerträglich ist, machten, daß die Theorien der Verfassungskünstler nie eindrangen, wie in dem abstraktionslustigen Frankreich und dem spekulativen Deutschland.

Bald auch sollte dem unklaren Widerstreben, das sich im Schoße der Nation gegen die mechanisch-rationalistische Staatsrechtslehre und ihre praktischen

Forderungen regte, ein großer Sprecher erstehen, der das Wort für den dunklen Drang zu finden wußte. Burke gehörte durch seine Geburt der Lessing'schen Generation an — er war 1729 geboren —; durch den Gedanken, den er vertrat, war er ein Genosse Herder's; mehr als ein Genosse, er war für England und die politischen Theorien genau, was Herder für Deutschland und die literarischen Theorien: der Verkünder des historischen Prinzips, das die Weltanschauung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beherrschen sollte, der Herold, der das Zeichen zum Angriff gegen den Rationalismus und Mechanismus des vorigen Jahrhunderts gab. So hoch sich auch ein Montesquieu, ein Lessing über die platten Rationalisten ihrer Zeit erhoben, so vielfach sie auch Kraft ihres Genies das sahen, was die folgende Generation als den Kern aller Dinge darstellen sollte: sie wurzelten immerhin im Boden des Rationalismus; die Verständigkeit des common sense hatte in ihnen ihren höchsten Ausdruck gefunden, hatte sich in ihnen bis zum Genie gesteigert; war so über sich selbst hinausgegangen. Burke und Herder dagegen machen Front gegen dieselbe. Man vergleiche Lessing's und Herder's Untersuchungen über die Fabel, Hume's Essay über die „Politik als Wissenschaft" und Burke's „Reflections", so fühlt man sofort, daß hier zweierlei Sprachen geredet werden. Und Burke wie Herder sprachen den Grundgedanken ihrer Lehren schon in ihren ersten Jugendschriften aus. Man hat oft Burke als einen Politiker dargestellt, der seine Partei verrathen, oder doch mindestens, als er schon über die Lebensmitte hinaus war, seine Überzeugungen plötzlich gewechselt habe.

Namentlich hat sich unser Schlosser, mit der, vielen „Tüchtigen“ eigenthümlichen Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, wiederholt an Burke schnöde versündigt. Herr Morley und vor ihm Herr L. Stephen haben auf's schlagendste nachgewiesen, wie Burke sich im Grunde nie untreu wurde; Herr Morley hat noch überdies den Beweis geliefert, daß Burke's persönliche Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit und Herzensgüte über allen Zweifel erhaben sind — und Herr Morley ist doch auch ein politischer Moralist wie Schlosser, wenn schon ein höflicherer und, was mehr ist, er gehört als Radikaler zu den geschwornen Feinden der Burke'schen Anschauungsweise. Burke's erste Schrift erschien zehn Jahre vor Herder's „Fragmenten“ freilich ohne den allgemeinen und erobernden Eindruck zu machen, den die Erstlingsschrift unseres Täufers machte. Es war eine Parodie Bolingbroke's und seiner Manier. Den Ruf dieses „britischen Alcibiades“, den man gewagt hat, mit Mirabeau zu vergleichen und in welchem selbst Herr Lecky noch einen großen Staatsmann sehen will, war noch unangetastet, als der jugendliche Burke ihn auf diese Weise persiflierte. „Wer, geboren in den letzten vierzig Jahren .... hat Bolingbroke gelesen?“ mochte er einunddreißig Jahre selbst ausrufen. Im Jahre 1756, als Burke seine Vindication of Natural Society schrieb, wandte er sich noch an eine Generation, die nicht höher schwur, als bei Bolingbroke. Und welches war der Grundgedanke dieser kühnen Schrift, wenn nicht der, daß nicht ein bewußter vernunftgemäßer Vertrag, sondern Verjährung den „sichersten (most solid) aller Rechtsansprüche nicht nur auf's Eigenthum, sondern auf das, was das Eigenthum sichert, den Staat, ausmacht?“

Daß die Welt zerfallen würde „wenn die Übung aller moralischen Pflichten und die Grundlagen der Gesellschaft darauf beruhten, daß ihre Gründe jedem Einzelnen klar und nachweisbar gemacht würden?" Daß die Verfassung „ein Kleid ist, welches sich dem Körper anpaßt", nicht ein Mantel, der für alle Schultern gerecht ist?

Und Burke war, wie Herder, ganz von diesem einen Gedanken beseelt und ausgefüllt; seine ganze Lebensthätigkeit war eine Auseinandersetzung, Entwickelung, Variation dieses Gedankens. Seneca hatte einen gewaltigen Respekt vor einem Manne, der nur ein Buch zu lesen pflegte; wieviel größer ist die Macht eines Mannes, der nur einen Gedanken hegt! Das Geheimnis von Burke's gewaltiger Wirksamkeit, bei so vielen Nachtheilen der Stellung, der Bildung und des Temperaments, liegt hier. Immer und immer wieder kam er darauf zurück, daß von der Geschichte mehr politische Weisheit zu lernen sei, als von der philosophischen Spekulation: „gelernt, wohlverstanden als Gewohnheit, nicht als Vorschrift, als eine Übung, den Geist zu stärken, nicht als ein Repertorium von Fällen und Antecedentien für einen Advokaten." Immer und überall erhebt er sich gegen die allgemeine Abstraktion für die concrete Besonderheit, für individuelles organisches Leben. Seine Bekämpfung der demokratischen Vaterlandslosigkeit, hundert Jahre, ehe sie sich in der französischen Commune und der deutschen Sozialdemokratie ganz nackt und schamlos zeigte, war wie eine Vorahnung der Wichtigkeit, der übertriebenen Wichtigkeit, welche unser Jahrhundert dem Nationalitätsprinzip geben sollte. Ähnlich seine Auffassung der Aristokratie als der Trägerin der politischen Tradition

gegenüber der ephemeren Existenz einzelner Politiker, wie er selber einer war. Damit wiederum hängt seine Bewunderung für den englischen Landjunker zusammen, der so recht eigentlich den Kern der Nation als historischer Einheit ausmachte und mit dem er persönlich ebenso wenig gemein hatte als mit der Aristokratie, wie es denn überhaupt bedeutenden Menschen oft begegnet, daß sie das am höchsten schätzen, was ihnen selbst abgeht. Die wahre Aristokratie, und gar die wahren Landjunker wissen wenig, was sie im Staate bedeuten: es bedarf erst der Eintagsfliege eines irischen Literaten, um ihnen ihre Bedeutung zum Bewußtsein und in eine Theorie zu bringen. Dazu gehört freilich Burke's wunderbare Fähigkeit zu generalisieren, ohne die Thatsachen aus den Augen zu verlieren, und „seine Weite des Blickes bei seiner Lebendigkeit der Sympathie“ (L. Stephen). Gerade dadurch nun überlebt am Ende doch die süße Frucht, „die mit dem Sommer stirbt“ und mit der er sich vergleicht, alle „die vielhundertjährigen Eichen, unter deren Schatten sie gereift.“

Auch die anscheinende Inkonsequenz in seiner politischen Laufbahn erklärt sich aus dieser historischen Grundansicht vom natürlichen Wachsthum, dem organischen Werden eines gesunden Gemeinwesens. Er war nur ein Gegner des Umsturzes, der diesen Werdeprozeß unterbrach, um die Schöpfungen des willkürlichen Verstandes an dessen Stelle zu setzen; nicht der Reformen, die ihn erleichterten und förderten. „Wenn der Grund alter Einrichtungen dahingegangen, so ist es absurd, Nichts als ihre Last zu bewahren. Das heißt abergläubisch eine Leiche balsamieren, welche nicht eine Unze der Körner werth ist, die man daran wendet, sie zu erhalten.“

Daher denn auch seine liberalen Reformvorschläge, welche Abstellungen von Mißbräuchen bezweckten, den Einfluß und die Bestechungsmacht der Krone auf's Parlament beschränkten und im Grunde mehr zur Unabhängigkeit des Unterhauses und zur Wahrhaftigkeit des politischen Lebens beitrugen, als die beiden großen Wahlreformen unseres Jahrhunderts. Daher auch seine lebhafte Parteinahme für die Nordamerikaner. Der Unabhängigkeitskrieg war in der That, nach J. Morley's tiefer Bemerkung, ein zweiter englischer Bürgerkrieg und in diesem Bürgerkrieg stand Burke auf der Seite derer, die nicht — oder doch noch nicht — allgemeine Menschenrechte, sondern die geschriebenen und verbrieften Rechte britischer Unterthanen anriefen; und er stand hier fast ganz allein gegen die Nation, die leidenschaftlich den Krieg wollte. Erst als die französische Revolution ausbrach, begann er den Zusammenhang beider Bewegungen einzusehen. Und er zögerte nicht einen Augenblick. Vom ersten Tage an denunzierte er die Revolution als ein Werk des Verstandeshochmuths, der sich unterfange, die Geschichte von Neuem zu beginnen, in Wirklichkeit aber sich in die Dienste der rohesten Leidenschaft begeben hatte. Als noch ganz Europa für die hohen Gedanken der Revolution schwärmte, noch ehe die Bastille gestürmt war, sah dieser Prophet des Konservatismus die Quellen der Bewegung und die Extreme, zu denen sie führen mußte, mit derselben unerbittlichen Klarheit, mit welcher sie in unseren Tagen ein Tocqueville, ein Sybel, ein Taine, Dank den tiefsten und eindringendsten Forschungen, erkannt haben.

Burke war keineswegs der Aristokratendiener, als den man ihn darstellt; aber er hielt die Freiheit für

unmöglich ohne Aristokratie; das wenigstens sah selbst ein Mirabeau noch vor seinem Tode ein, daß die neue Verfassung Frankreichs einen Richelieu hätte entzücken müssen, da ihre gleiche Oberfläche die Ausübung der absoluten Gewalt so sehr erleichterte. Und obschon Burke keineswegs die Verachtung für die „großen bösen Männer“ von Richelieu's Art hegte, welche unsere Demokraten an den Tag legen, so war er doch der Überzeugung, daß eine ruhige organische Entwickelung solchen genialen Chirurgen vorzuziehen sei. Und er bestritt nicht nur die politische Befähigung der Advokatenversammlung von 1789 schon mit den thatsächlichen und logischen Beweisen, denen Taine erst in unsern Tagen einige Geltung hat verschaffen können; er zog auch die Nothwendigkeit selber einer gewaltsamen Revolution in Frage. Er hatte kurz vorher Frankreich bereist und sich überzeugt, daß die große Umwälzung nicht durch unerträgliche Leiden hervorgerufen sei.[1]) Das mag nun freilich eine recht oberflächliche Beobachtung gewesen sein; aber weil eine Umwälzung und eine schleunige Besserung der Umstände nothwendig war, so ergiebt sich noch nicht, daß die Greuel von 1789 oder gar die von 1792, 1793, 1794 unerläßlich waren, um einen besseren Zustand herbeizuführen. Sicherlich ist die Anschauung, welche meint, die Bewegung rechts oder links eines Generals oder eines Staatsmannes könnte den ganzen Strom der Geschichte in andre Betten leiten (eine Anschauung, die selbst ein Lecky manchmal zu theilen scheint) eine äußerst mechanische,

[1]) Ähnliche Bemerkungen finden wir in Dr. Rigby's jüngst veröffentlichten Reisebriefen aus Frankreich im Jahre 1789. Der einzig zuverlässige Beobachter indessen bleibt immer Young.

die selbst der indirekteste Schüler Hegel's nicht wird gelten lassen wollen; aber auch im andern Extrem kann man zu weit gehen. Wohl war die große Revolution nothwendig, das muß zugegeben werden, und keine Menschenkunst hätte sie aufhalten können; aber mußte sie wirklich so greuelhaft sein? Mußte wirklich all' dies Blut vergossen werden, um die neuen Zustände zu schaffen? Das Beispiel von P. Leopold's Wirksamkeit in Toscana dürfte das Gegentheil beweisen. Warum Männer wie Turgot und Malesherbes nicht Dasselbe hätten vollbringen sollen, wenn sie der schwache König nicht hätte fallen lassen, ist durchaus nicht abzusehen. Daher denn auch die Entrüstung der großen Katharina über diese Greuel keineswegs so inkonsequent ist, als sie Herr Morley darstellt. Wohl hatte sie Voltaire und Diderot persönlich geehrt und geschätzt, ihre Ideale zu den Ihrigen gemacht; aber würden nicht auch Voltaire und Diderot ihre Entrüstung getheilt haben, wenn sie ihre Ideale auf solche Weise verwirklicht gesehen hätten? Und Burke sah weiter als sie: er sah was dem Ideale selber mangelte und wie es nothwendig zu jenem Triumphe — nicht etwa der Interessen und Gefühle der Armen an Gut und Geist, die überall die ungeheure Mehrheit des Volkes sind, — sondern der Mittelmäßigkeit der Bildung, der Gesellschaft, des Geistes und des Charakters führen mußte, dem wir heute beiwohnen und der der ganzen Natur eines Voltaire hätte widerstreben müssen. Burke's leidenschaftliche Erbitterung, die über alles Ziel hinausschoß und ihn sich soweit vergessen ließ, daß er zu den geschmack- und maßlosesten Insulten griff, muß uns über die ersten Beweggründe seiner Haltung so

wenig täuschen, als Herder's verbitterte und gehässige Stimmungen uns an seinem edlen Streben irre machen. „Tu te fâches, donc tu as tort," sagt das französische Sprüchwort und Burke selbst meint irgendwo: „die schwächsten Räsonnements machen mir die größte Angst, weil sie die stärkste Leidenschaft verrathen." Auch er „räsonnirte" am Ende nur noch sehr schwach und tobte wie ein Wahnwitziger. Darum war der Krieg, den er führte, doch in der ganzen Richtung des Menschen von Anfang an gegeben. Jene sheer stupidity, welche die Radikalen J. St. Mill'schen Bekenntnisses im englischen Torysmus sehen, erblickte er in der Unfähigkeit seiner Zeitgenossen, die Leere und Unfruchtbarkeit des rationellen Staatsprinzipes einzusehen: nichts aber ist häufiger als Menschen von gemäßigten Ansichten in blinden Zorn gerathen zu sehen, wenn sie gewisse Wahrheiten, die ihnen sonnenklar vor der Seele stehen, ehrlichen und sonst gescheidten Leuten durchaus nicht begreiflich machen können. Wenn man sich nun erinnert, welche Wichtigkeit selbst die größten Denker jener Zeit den äußerlichsten Regierungsformen beilegten, so kann man sich auch vorstellen, welche Anstrengung es erforderte, Burke's Gedanken, nicht nur den Interessen und Gefühlen — die waren zum größten Theil auf seiner Seite — sondern auch dem Verständnisse der Zeit nahe zu bringen.

Nicht nur Männer wie Paine predigten auch in England, alle Könige und Priester seien Betrüger, Loyalismus müsse so gut verschwinden, wie Aberglaube, Demokratie und Naturreligion in Rousseau's Sinne seien die einzigen Wahrheiten; auch Priestley sprach in ähnlichem Sinne; auch Bentham ignorierte noch vollständig die

historische Methode in der Politik und war „fast den überlieferten Religionen und Einrichtungen so feindlich als Rousseau, wenn schon er seine Abneigung in einem sehr verschiedenen Dialekt aussprach.“ (L. Stephen.) Meinte doch selbst ein Hume, Gesetze und Einrichtungen wären „ganz unabhängig von den Launen und dem Temperament der Menschen,“ wo Burke behauptete, „Gesetze reichten nicht weit; wie man auch die Regierung einrichte, der bei Weitem größte Theil derselben hänge von der Weise ab, wie die Gewalt ausgeübt werde. Aber die Klugheit und Ehrlichkeit der Staatsdiener, auf welchen aller Nutzen und alle Macht der Gesetze beruhe, würde im (künstlich hergestellten) Gemeinwesen nichts besseres sein als ein Plan auf Papier, nicht eine lebendige, wirkende, entscheidende Verfassung.“ Fox und Sheridan, möchte ich, John Morley's Worte variierend, sagen, bewunderten die konstituierende Nationalversammlung auf Grund rationeller Staatsrechtslehre; Burke verurtheilte sie auf Grund historischer Staatsrechtslehre. Und diese Lehre hatte er lange vor 1790 gepredigt. Er war nur konsequent, wenn er jetzt die Eingriffe des Volkes in die geschichtliche Entwickelung ebenso streng beurtheilte als früher die Eingriffe der Könige in dieselbe. Wohl hatte er selbst früher behauptet, man müsse einen Schleier über alle Ursprünge der Regierungen werfen, und damit die innerste Nothwendigkeit alles Staatslebens ausgesprochen, während er jetzt den Schleier von dem in Geburtswehen liegenden Frankreich unbarmherzig abriß. Aber jene Forderung bezog sich nur auf die Vergangenheit, nicht auf die Gegenwart. Erst nach Verjährung sollten Staatseinrichtungen dieses Benefiz haben, daß man ihren

Ursprung nicht in Frage ziehe; so lange noch was zu hindern, so lange noch möglich war, das Alte zu erhalten und friedlich noch umzugestalten, durfte, mußte er gegen die gewaltsame Operation protestieren, die sich unterfing, die Macht zu erschüttern,

„Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit fest gegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt."

So sehr er übrigens auch der Leidenschaft erlaubte, seiner Herr zu werden, Burke blieb doch immer ein echter Britte im Geltenlassen des Thatsächlichen. Wohl verfiel er selbst einmal aus Leidenschaft in das Extrem, das er bekämpfte, und wurde selber so mechanisch, als es nur ein Mably oder Sieyès sein konnte, wenn er die ganze Revolution als ein planmäßig angelegtes Werk, als das „Ergebnis eines Komplottes" ansah; aber in seiner Theorie ging er doch nie bis zu der Absurdität, zu welcher französische Logik einen Joseph de Maistre brachte, wenn er als letzte Instanz der geheimnisvoll wirkenden geschichtlichen Mächte das Papstthum angesehen wissen wollte!

So untergeordnet Burke als Schriftsteller auch einem Montesquieu und Hume gegenüber erscheint, in der Einsicht in das wahre Wesen der britischen Verfassung ist er doch Beiden überlegen. Er ist auch hier wieder das Verhältnis Herder's zu Lessing. Burke war so wenig Staatsmann als Herder Dichter und, wie Lessing „mit Röhren und Pumpen" am Ende doch größere positive Leistungen hervorbrachte, als Herder mit all' seiner Inspiration, so blieb auch Burke als thätiger Politiker weit hinter dem zurück, was seine Zeitgenossen

von ihm erwarteten. Obschon durchaus rednerisch angelegt wie Herder, war er doch kein großer Redner, nicht einmal ein großer Schriftsteller — Herr Morley wird mir die Ketzerei verzeihen, aber Burke's Stil ist kaum noch genießbar, trotz (oder wegen?) all' seines Feuers —, er war ein politischer Pamphletär von Genie und da das Pamphlet damals war, was heute ein Leitartikel ist, ein politischer Journalist ersten Ranges, wie Herder ein literarischer Journalist ersten Ranges war; immerhin ein Journalist, der die Hand in den Geschäften gehabt hatte, nicht wie die Unsern nur über Politik reden konnte, sondern Politik gemacht hatte. Dies ist seine Überlegenheit, nicht die Buchgelehrsamkeit, wie sein neuester Biograph es gern möchte. In der That, meint Herr Morley, Burke's Beispiel beweise, daß Bücher eine bessere Vorbereitung für den Staatsmann seien, als frühe Praxis; meiner Ansicht nach beweist es gerade das Gegentheil. Seine Überlegenheit als Denker über einen Pitt oder Fox mag Burke mit aus den Büchern geschöpft haben; seine staatsmännische Unfähigkeit wurde nicht dadurch gemindert. Diese Unfähigkeit lag eben nicht nur in seinem ersten Bildungsgang, noch in seinem reizbaren Temperament allein, sondern auch in seiner Geistesanlage selber: er war ein Prophet, ein Anreger und als solcher hat er Großes gewirkt; zum praktischen Staatsmann fehlte ihm so gut wie Alles. Seine Wirksamkeit war darum doch nicht nur auf die Gedankenwelt beschränkt. Nicht alle seine Vorschläge zur Reform des Unterhauses und der Krongüterverwaltung setzte er durch; es gelang ihm nicht, den nordamerikanischen Krieg zu verhindern; W. Hastings, den er so unerschrocken verklagte, wurde

freigesprochen: aber die Verhältnisse der Krone zum Parlament, Englands zu Nordamerika, des Mutterlandes zu Indien gestalteten sich doch, wie er es gewünscht und weil er es so gewünscht, alle seine Kraft an die Verwirklichung dieses seines Wunsches gesetzt hatte.

Ich will hier nicht länger bei Burke verweilen, trotz seiner bedeutenden Stellung in der Geschichte der englischen Weltanschauung, noch die Parallele mit Herder allzuweit ausspinnen; sonst könnte ich der Vergleichungspunkte noch viele hervorheben, in seinem Mangel an Humor, in seinen moralisch-ästhetischen Urtheilen — er spricht von „Tom Jones“ etwa wie Herder von „Gott und der Bajadere“ — in seiner Stellung gegen die Atheisten und Freidenker —, wie er denn auch sehr viel zu dem modernen Vorurtheil beigetragen hat, daß politischer und religiöser Konservatismus zusammengehen müssen, während doch aller höhere Konservatismus wenigstens so viel Skepsis voraussetzt, als zur Toleranz nöthig ist, — und in vielen anderen Eigenthümlichkeiten. Es muß genügen, wenigstens angedeutet zu haben, daß die Reaktion des Werdeprinzips gegen das Macheprinzip in staatlichen Fragen von Burke ausgeht, wie es in literarischen von Herder ausgeht. Beide aber sollten ihren Rückschlag auf's gegenseitige Gebiet ausüben. Die Reaktion der Savigny'schen und Raumer'schen Schule geht ebenso auf Herder zurück, wie Burns und W. Scott auf Burke zurückdeuten.

III.

Ob die Johnsons und Goldsmiths, die Garrick's und Reynold's, die allabendlich mit Burke im Kaffeehaus

saßen, ihren Freund wirklich ganz verstanden? Wohl hat Goldsmith schöne anerkennende Worte von dem „guten Edmund“ gesprochen,

whose genius was such,
We scarcely can praise it or blame it too much;

aber er fügt doch noch hinzu, daß dieser große Genius,

too deep for his hearers, still went on refining
And thought of convincing, while they thought of dining.

Es ist wahrscheinlich, daß selbst der stramme Konservative, Johnson, der das Scepter in jenen Versammlungen hielt, seinen Freund, den Deuteragonisten in diesen Unterhaltungstournieren „zu tief“ fand, wenn er das innerste Wesen alles Konservatismus aneinandersetzte. Es war doch eine andere Welt, in der sie sich Alle bewegten: die Welt Hobbes' und Locke's, Pope's und Addison's. Der Einzige der Gesellschaft, der auf dem Grunde dieser rationalistischen Weltanschauung, Kunstwerke ersten Ranges hervorgebracht und damit, thatsächlich, wenn nicht theoretisch, die Lehre Burke's von der Allmacht der organisch wirkenden Kräfte dargelegt, Fielding war schon nicht mehr in London, als Burke herüberkam und starb fern in Lissabon, zwei Jahre ehe die Erstlingsschrift des Propheten erschien. Wohl war Johnson durchaus konservativ gestimmt, aber er war's aus ganz anderen Gründen als Burke; wohl hatte Goldsmith ein gewisses poetisches Naturgefühl, das schon die literarische Reaktion ankündigt, aber das menschlich-psychologische, ja soziale Interesse steht doch immer im Vordergrund, so im „Traveller“ wie im „Vicar of Wakefield“. Alle diese Leute waren ja Erzstädter und Literaten vom Handwerk, im Gegensatz zu dem vornehmen Dilettantenthum

der Bolingbroke's und Shaftesbury's der Addison'schen Zeit. „Nur ein Esel (blockhead) kann schreiben, wenn er nicht bezahlt wird“, meinte der gute Johnson. Und auch die Leser waren meist Städter: das Publikum der vorhergehenden Zeit bestand aus Aristokraten und Gelehrten; jetzt begann der wohlhabende Kaufmann, der Advokat, der Arzt, begannen sogar die Frauen des Mittelstandes zu lesen; und die Rückwirkung ließ nicht auf sich warten: noch heute bildet der general reader Englands jenen wunderbaren Resonanzboden, dem Nichts auf dem Festlande gleichkommt, der auch der leisesten Berührung antwortet, oft gellend, oft dumpf und stumpf, oft entstellend, aber immer antwortet.

Bis dahin war das Landleben das tonangebende der englischen Gesellschaft gewesen; es war, was es heute zwar noch in der Regel, aber nicht mehr ausschließlich ist, die eigentliche Existenz des Gentleman. Bereits unter Anna hatte sich dagegen die sogenannte „Stadt“ als herrschende Gesellschaft gebildet; schon Addison sprach von town and country ganz wie Molière und Labruyère von la cour et la ville. Die „Stadt“ aber, im Gegensatz zu den Landjunkern und dem Hofe, meinte die literarischen und finanziellen Kreise der Hauptstadt, die sich für die Nation hielten und denen „Tempelbar der Mittelpunkt der Welt war“. (Stephen.) So viel Goldsmith auch von dem schönen „verlassenen Dorfe“ und seinen Reizen erzählen mag, ganz wohl fühlte er sich doch nur im Londoner Kaffeehaus. Johnson gar sah keinen anderen Unterschied zwischen der romantischen Natur von Wales und der friedlichen Landschaft Englands, als daß „statt kahler und unfruchtbarer Hügel hier grüne und

fruchtbare" seien; und er zog sein Leben über die Reize von Fleetstreet denen von Greenwich Park vor. Wohl starb in der großen Masse der Nation die alte Lust am Landleben nie aus, aber es war die Freude der Jäger und Landwirthe, nicht die der gefühlvollen Naturschwärmer, wie auch die nie aussterbende Liebe zur Vergangenheit stets aus einem antiquarischen und moralischen, nie aus einem künstlerischen Interesse entsprang, weshalb doch beide Gefühle nicht wenig dazu beitrugen, die nüchterne Verständigkeit des 18. Jahrhunderts in England merklich zu mäßigen. Auch ging England in der landschaftlichen Gartenkunst wie in der Fürsorge für Erhaltung alter Monumente dem Festlande um ein Menschenalter voraus. Der starkausgeprägte Sinn der Engländer für Individualität trug ebenfalls zu dieser Milderung bei, indem er sie vor den äußersten Excessen kahler Allgemeinheit bewahrte. Die Kunst der Charakteristik und das Gefallen daran blieb selbst in jener Periode literarischer Abstraktionen das Erbgut der englischen Dichter und Romanschriftsteller. Dieser Sinn für psychologische und künstlerische Charakteristik, nicht die Eitelkeit der Vornehmen, wie Lecky annimmt, erklärt auch die Blüthe des Porträts, welche in England den Verfall der heimischen wie der festländischen Kunst so lange überlebte. Und, wie das Porträt so die Schauspielkunst. Garrick wußte zu individualisieren wie Reynolds und durch diese Individualisation brachte er Shakespeare wieder zu Ehren, den eine Zeit, die nur an Darstellung der Leidenschaften in abstracto Gefallen fand, nicht hatte verstehen können.

Auch Reynolds und Garrick gehörten zu jenem historisch gewordenen Unterhaltungsclub, an dessen Spitze

Dr. Johnson saß. Die Ausländer, die Johnson im „Rasselas“ in den Biographien der Dichter, im Shakespearekommentar suchen, haben Mühe, die hervorragende Stellung zu begreifen, welche „der Doctor“ in der englischen Literaturgeschichte einnahm und noch immer einnimmt. Seine Bedeutung lag offenbar ganz in der Persönlichkeit und die Persönlichkeit ist uns in dem wunderbaren Buche seines Eckermann-Boswell so lebendig erhalten, daß wir den Mann vor uns zu sehen glauben. Selbst die Werke eines Rousseau, welche die Welt berauschten, könnten uns keinen Begriff von Rousseau's Wirkung geben, hätten wir nicht die „Bekenntnisse“, die uns die Genialität des Menschen nahe bringen; wie viel mehr ist's bei Johnson's blasser schriftstellerischer Produktion nothwendig, den Menschen kennen zu lernen, um zu begreifen, wie und warum ein Richardson, ein Goldsmith, ein Burke, ein Reynolds zu ihm hinauffsahen. Johnson war eben nicht nur ein selten guter, ein selten wahrhaftiger und selten gescheidter Mann; er war auch einer der größten Gesprächskünstler seiner Zeit, die im Gespräche oder im Briefe, das ein geschriebenes Gespräch ist, lebte und dachte, wie Unsre in der Zeitung. Aber wie ganz anders war dies englische Gespräch als das französische; wie viel derber, humoristischer, thatsächlicher; und wer hätte es an Derbheit, Humor und Thatsächlichkeit mit Johnson aufgenommen?

Es waren in eminentem Sinne Männerunterhaltungen, diese Kaffeehausgespräche, wo die Herren Stunden lang angenagelt saßen um ihren Stammgasttisch; während die französische Unterhaltung im Salon und in dem unausgesprochenen Wettkampf um Frauen-

gunst unter immer wechselnden Rollen und bei immer wechselnden Sitzen, leicht und urban über die Sachen und Personen wegglitt. Wohl war es dieselbe heitere Moral, welche „die Tugend in allen ihren natürlichen und verführerischen Reizen sah und sich ihr unbefangen, zutraulich und liebevoll nahte, sie ihres düsteren Gewandes entkleidete, womit sie viele Theologen und Philosophen sie behängt, um Nichts zu Tage treten zu lassen als ihre Milde, Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, Leutseligkeit, ja, in passenden Augenblicken auch Spiel, Scherz und Ausgelassenheit“ (Hume); aber selbst diese sittliche Heiterkeit gab sich doch hauptsächlich nur in Männerkreisen freien Lauf. Die Frauen, welche noch unter Königin Anna einen so großen Einfluß auf Staat, Literatur und Gesellschaft übten, und, wenn man Defoe glauben darf, „keine Muße hatten zu leben, wenig Zeit zu essen und schlafen, und gar keine ihre Gebete zu sagen“, so sehr „waren alle Regierungs-, Staats- und Kriegssachen die Provinz der Damen geworden“, — die Frauen waren verbannt aus jenen Zusammenkünften der sechziger Jahre und in den Salons, wo sie zu finden waren, füllte das leidenschaftliche Hazardspielen alle ihre Stunden aus. Johnson graute ein wenig vor den politischen Weibern, und gar dem unparteiischen billigen Goldsmith war die pétroleuse zuwider, die in jeder Frauennatur zu schlummern scheint und geweckt wird, sobald sie in politischen und religiösen Kämpfen Partei ergreift. Auch ist die Engländerin wohl weniger für die Gesellschaft geschaffen als die Französin: ist sie frei, so überschreitet sie leicht die Grenze, wo die Freiheit unschön und unweiblich wird, eine Grenze, welche die Französin selten überspringt.

Als der moralisch sehr strenge Burke Madame du Barry neben Ludwig XV. in der Kirche sah, fand er, daß „das Laster selber die Hälfte seines Übels verliere, indem es alle seine Rohheit verliere“. Hat die Engländerin geistige Interessen, so verleugnet sie gern die Natur, strebt geschlechtslos zu sein und wird oft reizlos; denn was der Unterhaltung einer Frau Reiz verleiht, ist ja weniger der Inhalt dessen, was sie sagt, als daß es den Stempel ihres Geschlechtes trägt. In England lebt die gesellschaftliche Weiblichkeit eigentlich nur in den jungen Mädchen: und junge Mädchen waren eben im „Türkenkopf“ nicht an ihrer Stelle.

Hier aber gab sich das Bedürfnis, allgemeine Gedanken und Urtheile mitzutheilen, freien Lauf und ward das Gespräch bis zu einer wahren Gymnastik getrieben. Es waren Tourniere, in welchen Jeder nicht nur zu glänzen, sondern auch zu siegen wünschte und Johnson stand nicht an, „wenn seine Pistole versagte, Einen mit dem Kolben niederzuschlagen“, wie Goldsmith sagte. Aber er verlangte würdige Gegner: „Erst wenn man einem Mann im Gespräch auf den Leib rückt“, sagt er selber, „kann man entdecken, was sein wahrer Werth ist.“ Alles Monologisieren vom Katheder, der Kanzel, der Advokatenbank oder dem Deputiertensitze sei leicht und unfruchtbar; erst der Dialog bringe alle Kräfte heraus; und er schätzte Burke namentlich deshalb so sehr, weil er das Talent hatte, ihn dermaßen anzuregen, daß er alle seine Kräfte aufbieten mußte, um ihm ebenbürtig zu begegnen. Denn, nächst Johnson selber, „für den man nur die Klingel zu ziehen hatte“, um sich ein Verdienst um die Gesellschaft zu erwerben, war Burke

der gewandteste. Doch fehlte es ihm an Witz. Goldsmith hätte Den wohl gehabt, nur kam er meist zu spät zum Vorschein, es war der esprit de l'escalier des armen Teufels, der aus seiner langen Armuth und niederen Lage die Schwäche mitgebracht hatte, sich leicht von den Selbstgewissen verblüffen zu lassen, wogegen sein Landsmann Burke ein sehr seltenes Talent hatte, seine demüthigen Lebensanfänge ganz zu vergessen.

Es war ein echt englischer Kreis, der sich da zusammenfand, obschon die Irländer darin eine so große Rolle spielten und obschon wir ihn vornehmlich durch den Schotten Boswell kennen; und es ist interessant, zu beobachten, wie sehr es England in diesem Jahrhundert gelang, die fremden Kräfte zu assimilieren und die fremden Einflüsse zu verarbeiten, weit mehr als früher und seitdem. Selbst Hume, welcher mit ganzer Seele an seiner schottischen Heimath hing, dort den größten Theil seines Lebens zubrachte, England haßte, wie man nur die Fremdherrschaft haßt, war nicht nur durch die Sprache, sondern auch in der Methode, in der Lebensanschauung ein echter Engländer. Und ähnlich, wenn schon in anderem Sinne, der große Ire Swift. Auch Swift's Landsmann, Goldsmith, war intellektuell, wenn nicht von Charakter, ganz Engländer und seine literarische Thätigkeit stand noch durchaus unterm Einfluß der Reaktion Addison's gegen den neuenglischen Seicentismus der Dryden'schen Zeit. Wohl kannte er das Festland trefflich, aber er wurde nie wie Gibbon zu „einem kontinentalen Europäer, statt eines insularen Engländers" (Morison). So auch Adam Smith und mehr noch die späteren Schotten, wie Robertson und Dugald Steward,

Erskine und Blair, dann Burns, W. Scott, Jeffrey; sie mochten sehr unenglisch in Anlage und Charakter sein; sie lebten darum doch das ganze englische Geistesleben mit, als ob sie selber Engländer wären.

Man pflegt in England diese Jahre der englischen Literaturgeschichte als eine Pause anzusehen: Nichts scheint mir unberechtigter. Jedenfalls füllt Goldsmith befriedigend genug die kurze Spanne Zeit zwischen Fielding und Sterne, zwischen Pope und Cowper aus, um nur den Roman uud das Gedicht zu erwähnen; und auch in der Komödie hat die vorhergehende und folgende Zeit Nichts hervorgebracht, das den Good natured man und She stoops to Conquest überträfe. Essaysm aber und literarische Kritik, Philosophie und Geschichtsschreibung waren nie blühender als zwischen 1750 und 1780. Dazu bereitete sich in jener Zeit schon der Umschwung vor, der gegen Ende des Jahrhunderts eintreten sollte. Ja, schon in Richardson, der die von Defoe geschaffene Form des Romans weiter entwickelte, sind die Ansätze zu jener Bewegung. Die Schilderung der unmittelbaren Gegenwart in persönlicher Erzählung oder Briefform, die psychologische Entwickelung der Charaktere, die sein großer Gegner Fielding dann zur Vollendung führte; die Empfindsamkeit, welche Rousseau auf dem Festlande in die Mode brachte, finden sich sämmtlich schon in Richardson. Größeres that Fielding durch seinen genialen Realismus, um der poetischen Produktion wieder den Boden zu geben, den sie fast unter den Füßen verloren hatte; Sterne durch seine kecke Befreiung der subjektiven Laune — Nietzsche nennt ihn mit Recht den freiesten aller Schriftsteller. Ja, Johnson selber trug auf seine

Weise zur Reaktion der achtziger und neunziger Jahre bei. So sehr er auch Shaftesbury's Antipathie gegen die Schwärmer und Enthusiasten theilte, welche der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts den Ton gab, so wenig konnte er sich mit des „Virtuoso" Optimismus und Kosmopolitismus befreunden. Obwohl ganz ein Mann der common sense Schule, ja in einem Sinne ihr letzter und höchster Ausdruck war er doch kein Freund der Deisten, die ihm an seine englische Kirche rührten; in einer Zeit, wo alle Talente, selbst die eines Burke, sich in den Dienst der Whigs begeben hatten, war er ein Stocktory; denn obschon er ein Verstandesmensch war, der einen Shakespeare nach abstrakten Regeln beurtheilte, so wollte er im Staat doch nur die Praxis und die Tradition gelten lassen und die britische Verfassung war ihm eine Musterverfassung, weil sie lebte und geworden war, nicht weil sie alle theoretischen Bedingungen des „fancyful" Montesquieu erfüllte. Während Alle für Frankreich schwärmten, alle nationalen Schranken verwarfen, wollte er nur Engländer sein und empfand es fast als eine Impertinenz, wenn die Schotten auch eine Nation sein wollten. Vor Allem, während es Mode war, Alles zum Besten in der Besten der Welten zu finden, war er es, der gegen diesen Glückseligkeitstaumel reagierte; und zwar was charakteristisch ist, nicht durch plumpe Satire wie Mandeville in der Bienenfabel, noch durch feinen Spott wie Voltaire, im „Candide", sondern mit einer Art Melancholie, die tief in seinem Wesen lag, und indem er der Welt die dunkle Seite der Natur wie der Gesellschaft zeigte. Die Young'schen „Nachtgedanken" sind fast gleichzeitig mit Johnson's „Rasselas"

Wie Percy's, Lowth's, Wood's Bemühungen sich wiederum an Young's „Originalkomposition“ anschlossen, ist ein in Deutschland oft behandeltes, in England sonderbarer Weise sehr vernachlässigtes Thema; wie Macpherson's und Chatterton's Fälschungen aus jenem dunkeln Drange nach Wiederanknüpfung der historischen Fäden entsprangen; wie endlich die langsam reifende dichterische Reaktion aus den Tiefen der Volksseele siegreich jubelnd hervorbrach in R. Burns' Liedern, das ist uns, Allen eine wohlbekannte, ja vertraute Geschichte; denn sie ist der begleitende Pedalton unserer eigenen Geistesgeschichte. Der Gedanke, der bei uns wissenschaftlich und dichterisch entwickelt und bis in seine äußersten Konsequenzen verfolgt ward; der Gedanke, welcher unserer ganzen modernen Nationalbildung und Weltanschauung zu Grunde liegt, der Gedanke, der durch uns auf mehr denn ein halbes Jahrhundert hinaus der herrschende in der höheren Geistessphäre Europas geworden ist — wir erkennen ihn wieder bei unseren germanischen Vettern, und die Form, die er dort annimmt, stört uns nicht, hindert uns nicht, ihn als den Bundesgenossen in dem Kampfe gegen den Mechanismus der vorhergehenden Zeit anzuerkennen, den zu stürzen so recht eigentlich unsere literarische Sendung war. Weniger bekannt ist bei uns die Bewegung, welche sich gleichzeitig im Schoße der englischen Kirche vollzog und der halb Entschlafenen neues Leben und neue Kraft gab, die auflösend wirkenden Elemente ausschied.

Sehr schön führt Herr L. Stephen aus, wie jene ganze schöne Literatur des 18. Jahrhunderts eigentlich nur der symbolische und sinnliche (emotional) Ausdruck

der Gedankenbewegung dieses Jahrhunderts ist, wenn sie auch gleichzeitig, wie's wohl nicht anders sein kann, den permanenten Charakter des englischen Geistes darstellt. Alle, noch immer in der englischen Nation so unvermittelt nebeneinander lebenden Gegensätze muthigster Wahrhaftigkeit und direktester Heuchelei, cynischen Egoismus und edelster Generosität, toller Verschwendung und harter Habsucht, roher Grausamkeit und lebhaften Mitleids, leben vor uns in den literarischen Denkmalen jener Zeit und doch spiegeln sich darin fortwährend Gefühle, Typen und Sitten, welche längst aufgehört haben zu existieren; vor allem aber jene Gedankenwelt, gegen welche die oben geschilderte Reaktion sich wandte und welche wir mit dem Namen des theologischen Rationalismus zu bezeichnen pflegen. Damit ist denn auch der Grundmangel jener Literatur charakterisiert: eine so kalte und mechanische Weltanschauung wie der Deismus, von dem die ganze philosophische Bewegung ausging, konnte der Phantasie nur mageren Boden bieten. Wie viel reicher noch als die leblose Gottheit dieser Zeit war selbst die strenge biblische Welt Milton's, und gar die gestaltenreiche Romantik von Spenser's und Shakespeare's Zeit, als Fee Abunde noch die Welt regierte!

IV.

Wohlthätiger, wenn nicht vertiefender und verinnerlichender, war der Einfluß der großen, von Hobbes und Locke ausgehenden, philosophisch-kritischen Bewegung und der Newton'schen Naturphilosophie auf das religiöse Leben, und die politische Windstille der Walpole'schen Zeit war dieser philosophisch-theologischen Thätigkeit sehr

günstig. Newton selber freilich hatte keine Ahnung von der Tragweite seiner Entdeckungen für die religiösen Fragen und „beugte seinen mächtigen Geist immer weiter zu jener Thätigkeit des Räthsellösens, die er Prophetendeutung nannte“ (L. Stephen); aber Hobbes wußte sehr wohl was er that. Man unterschätzt oft Hobbes' Einfluß. Freilich hatte er nur wenig Schüler und seine Staatsrechtslehre wurde thatsächlich für immer beseitigt durch die Revolution von 1688. Allein, — Herr L. Stephen thut wohl daran, es uns in's Gedächtnis zu rufen — ein Schriftsteller, der eine Reaktion hervorruft und zahlreiche Widersacher zählt, thut ebensoviel für die Ideenerzeugung als der, welcher seine eigenen Gedanken verbreitet. Und dann: die Folgerungen, welche Hobbes aus seinen Prämissen zog, mögen von den folgenden Geschlechtern mit Entrüstung verworfen worden sein, die Prämissen selber bilden doch die Unterströmung der ganzen Gedankenbewegung des vorigen Jahrhunderts. Wenn er behauptet, daß die Bibel nach der Methode historischer Kritik geprüft werden müsse, so ließ sich Bayle das wohl gesagt sein. Was er in Bezug auf die Verschiedenheit der Moral je nach Ort und Zeit sagte, ward das Credo Voltaire's, wenn er auch nicht so weit ging wie Hobbes, die positiven Gesetze jeden Landes mit den Moralgesetzen zu identifizieren. Rousseau's Theorie der Souveränetät und des Gesellschaftsvertrages ist im Grund die von Hobbes', nur daß der Souverän ein verschiedener ist. Wenn Locke die eingeborenen Ideen von Sittlichkeit leugnet, steht er nicht auf Hobbes' Schultern?

Praktisch freilich in Bezug auf's Leben war Locke's Thätigkeit eine Reaktion gegen die Hobbes'. Er ward

der Kirchenvater des Konstitutionalismus, wie jener der des Absolutismus gewesen war; er ward der Stifter der Nützlichkeitsmoral, die im ganzen vorigen Jahrhundert herrschte, obschon erst Bentham sie in ein vollständiges System brachte; er ward vor Allem der Prophet der kirchlichen Toleranz, welche der schönste Zug in der Zeitphysiognomie ist. Auch die Locke'sche Philosophie war ein echtes Kind Englands und seines gesunden Sinnes für's Thatsächliche, seiner Abgeneigtheit gegen Systeme, seiner Ehrfurcht für gegebene Einrichtungen und Vorurtheile, seiner Neigung zu Kompromissen mit dem Bestehenden: daher denn auch der Erzengländer Johnson, obschon im gegnerischen politischen Lager, in seinem Mißtrauen gegen spekulative und skeptische Philosophie ganz Lockianer war. Daß Locke's Philosophie in ihren Consequenzen doch zu Hume's Skeptizismus führen mußte, darf uns nicht irre machen. Er wollte stehen bleiben, die Offenbarung nicht antasten, Gott und Unsterblichkeit nicht in Frage ziehen; aber der spekulative Schotte — die Schotten, die den Deutschen in sehr Vielem ähneln, scheinen auch den Sinn für Spekulation mit den Deutschen zu theilen — Hume blieb nicht stehen. Wohl erklärte er, „unsere heiligste Religion beruhe auf dem Glauben, nicht auf der Vernunft, und es sei der sicherste Weg sie zu gefährden, wenn man sie einer Untersuchung unterwürfe, die sie nicht vertrüge"; das hinderte ihn aber nicht, die philosophischen Grundlagen der Religion vor's Gericht der Vernunft zu ziehen und ihnen den Prozeß zu machen. Er vollendete erst den von Locke begonnenen Sieg über die Weltanschauung des 17. Jahrhunderts und ward der Vorläufer, der heute,

bewußt oder unbewußt, von allen wahren Denkern zur Voraussetzung genommenen Lehre Kant's.

Ebenso mächtig als auf die philosophische Entwickelung war der Einfluß Locke's auf Staat und Kirche. Nicht nur die Praktiker des Whiggismus, auch die Theoretiker desselben, die R. Walpole so gut, wie die Montesquieu, gingen von ihm aus; und seine Vertheidigung der kirchlichen Toleranz trug sofort die schönsten Früchte. Noch ein Mal war unter Königin Anna der hochkirchliche Fanatismus gegen Wilhelms III., von Locke philosophisch exponirten, Tolerantismus ausgebrochen; dann aber trat Dieser unbestritten in seine Rechte. Während Bossuet aus der unendlichen Verschiedenheit der religiösen Meinungen auf die Nothwendigkeit der Einheit und die Unterdrückung der Ketzerei, folglich blinde Unterwerfung unter die Autorität und Verfolgung der Andersglaubenden schloß, leitete Locke aus dieser Verschiedenheit die Nothwendigkeit der Duldung und der Verstandsrechte, d. h. des Rationalismus ab. Denn Locke's „Vernünftigkeit des Christenthums" war so recht eigentlich der Ausgangspunkt des ganzen theologischen Rationalismus, der unter dem Namen des englischen Deismus in der Geschichte bekannt ist. Der Deismus war aber im Grunde Nichts als eine Art Naturreligion, wie später Rousseau's Gesellschaftsvertrag, der ganz ähnlich konstruiert war, ein sogenannter Naturstaat sein sollte. Und dieser Deismus ward trotz so talentvoller und gelehrter Gegner wie Butler und Bentley, bald nicht nur das Credo aller intelligenten Dissidenten, die sich unterm Namen der Unitarier gegen die Lehre von der Dreieinigkeit erhoben, er ward auch die Über-

zeugung aller gebildeten Anglikaner selber, da er ja nicht wie in Frankreich, wo er sich dem Katholizismus gegenüber fand und wo ihm die französische Logik nicht erlaubte, halbwegs stille zu stehen, in eine Bekämpfung des Christenthums selber ausartete.

Von der Mystik freilich, wie von der Symbolik des Christenthums blieb wenig übrig: das Ganze war ein gar prosaisches Moralsystem und die höchst nüchterne Metaphysik vom allgütigen Uhrmacher; der Gottesdienst magerte immer mehr zur leeren Form ab; die Predigten waren einfache Essays über Moral, wie Addison sie hätte in den Spectator schreiben können; ja am Ende, unter Sterne's genialfrecher Hand, werden sie zu kleinen humoristischen Vorträgen über alles Mögliche außer Christus und der Erlösung. Dabei zieht man denn doch immer noch seinen Hut ab vorm Christentume, wenn man zufällig daran vorüberstreift, selbst wenn man Hume heißt. Erst Gibbon griff es unehrerbietig und von vorne an; aber Gibbon war eigentlich kaum mehr ein Engländer zu nennen, in Bezug auf seine philosophische Weltanschauung wenigstens, die er sich ganz auf dem Festlande gebildet. Am Ende des Jahrhunderts aber hatte jener Rationalismus so weit um sich gegriffen, daß ein Paine und Priestley seine Sprache auch zum Volke redeten, weil „der Glaube, welcher die Gebildeten schon lange nicht mehr befriedigte, auch den Instinkten des rohen common-sense nicht mehr genügte". (L. Stephen.) Selbst die konservativen Theologen, welche gleichzeitig gegen Freidenker und Orthodoxe Front machten, predigten eine Moral, die auf Nichts als Empfindsamkeit oder einfache Klugheit hinauslief. Sie hatten zwar noch die

theologische Sprache beibehalten, aber gebrauchten dieselbe in so unbestimmter Weise, daß man Alles darunter verstehen konnte, was man wollte. Sie sprachen von Harmonie, Einheit der besten der Welten u. s. w., fanden Gott in der Natur, aber ohne seine Persönlichkeit zu betonen. Wohl habe sich Gott einmal auch greifbar den Menschen gezeigt, das sei aber schon lange her und in einem fernen Wunderlande; seitdem unterbreche der hohe Herr die Naturordnung nicht mehr; kurz Gottvater ward zu einer Art „übernatürlichen Oberrichters, dessen Wahrsprüche in einer außernatürlichen Welt ausgeführt wurden, der aber (für diese natürliche Welt) ein konstitutioneller Monarch war, einen Gesellschaftsvertrag unterzeichnet, und sich von der thätigen Regierung zurückgezogen hatte." Auch war die Polemik zwischen ihnen und den Deisten, wenn man die des pugilistischen Warburton ausnimmt, eine sehr laue, wie's nicht wohl anders sein konnte, da Diese ja im Grunde nicht die Religion, Jene nicht die Toleranz vernichten wollten.

Nichts glich in der That weniger der heutigen englischen Kirche, als die des vorigen Jahrhunderts. Während heute die noch immer sehr zahlreiche broad-church kaum zum Worte kommt, zwischen der aristokratisch-katholizisierenden high-church und der puritanisch-demokratischen low-church, so war sie damals fast alleinherrschend, ausschlaggebend und was Alles sagt, in der Mode: denn die heutige low-church und high-church sind eigentlich erst die Ergebnisse der Wesleyanischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts, der Tractarianischen unseres Jahrhunderts.

Die englische Kirche war dem englischen Charakter

und Geist, sowie den historischen Verhältnissen Englands wunderbar angemessen. Sie hatte den Vortheil, eine nationale Kirche zu sein; sie war des einzigen gefährlichen Gegners ledig, und erstreckte ihre Toleranz nicht bis auf diesen, der ja, „nie als eine einfache Religion angesehen werden kann“ (ich glaube Herr Lecky ist der einzige lebende englische Schriftsteller, der sich zu dieser unbefangenen Beurtheilung des Katholizismus aufzuschwingen vermag); sie hatte sich überdies der vernunftwidrigsten Dogmen des Katholizismus entledigt; sie war ein Kompromiß zwischen zwei Extremen; sie hatte eine monarchisch-aristokratische Verfassung, sie war durch die Priesterehe innig mit der Gesellschaft verbunden und hatte doch, als auf der Nachfolge beruhend, die den Engländern so liebe historische Überlieferung nicht aufgegeben. Zu gleicher Zeit aber war ihr politischer Einfluß, den die Laien mit mißtrauischer Eifersucht betrachteten, immer schwächer geworden, war selbst im Oberhaus bedeutend herabgemindert worden. Dazu kam, daß seit William III. und seinem Burnet die hohen Kirchenstellen immer mehr an Latitudinarier vergeben wurden. Es war eine Epoche, die der Blütezeit unseres Hermesianismus nicht unähnlich war, mit dem großen Vortheil, daß der Chef dieser Kirche eben doch das Staatsoberhaupt war. Überhaupt erinnert jene Zeit in kirchlichen Dingen viel an die gute Zeit unseres Friedrich Wilhelms III., ehe noch die künstliche Wiederbelebung des kirchlichen Interesses begonnen hatte, — der künstlichen sage ich, denn selbst damals war in jenem lauen Kirchenthum der Engländer doch immer mehr Wahrheit als in unserem *kirchlichen* Leben, während im Gegentheil das *religiöse*

Leben selbst heute noch bei uns wahrer und tiefer sein dürfte als in England. Zwar schlug Williams III. Versuch einer evangelischen Union fehl, wie ja auch der preußische thatsächlich nicht gelungen ist; aber es war doch ein Waffenstillstand zwischen Kirche und Dissent. Nach jenem kurzen Kampfe unter Königin Anna hatte die von den Bischöfen vertretene Toleranz den Sieg. Die Synode (oder Convocation), in welcher der noch immer etwas intolerante niedere Clerus ausschlaggebend war, bestand seit 1717 thatsächlich nicht mehr, denn sie wurde nicht mehr einberufen, und bald ahmten auch die Untergebenen ihren Vorgesetzten nach, von denen sie fortan ohne Berufung abhingen. Um die Mitte des Jahrhunderts war innerhalb der Kirche der Indifferentismus so groß geworden, daß Hume sagen konnte, „die Nation habe sich in religiösen Dingen in die kühlste Gleichgiltigkeit festgesetzt, die man bei irgend einer Nation der Welt finden könnte.“ Das war nun freilich nur halb wahr, und dem vornehmen Geiste, der auf den Gipfeln der Kultur wohnte, entging die Bewegung, die tief unten im Thal unter den arbeitenden Ameisen der Menschheit schon begonnen hatte. Auf die Staatskirche beschränkt ist dagegen sein Urteil ganz gerechtfertigt.

Schon um die Mitte der vierziger Jahre regte sich die Reaktion des religiösen Gefühls. Der Pietismus, der fünfzig Jahre vorher unser religiöses Leben wieder auf ein Jahrhundert hin, verjüngt hatte, lebte auch in England auf. Schade nur — und von der größten Tragweite — daß die große philosophische Bewegung Englands von Bacon auf Hume, nicht wie die unsere von Kant bis Feuerbach, nach, sondern vor der religiösen

Wiedergeburt eintrat, das neue religiöse Leben also nicht philosophisch geläutert und durchgeistigt wurde, sondern die größere Hälfte der Nation der modernen Kultur entfremdete, ja ihr feindlich entgegenstellte.

Die Dissidenten waren nur noch wenig zahlreich am Anfang des Jahrhunderts, etwa 1 zu 22 gegen die Angehörigen der Staatskirche. Die Independenten oder Congregationalisten, welche gern die Landeskirche in eine Masse kleiner, vom Staate unabhängiger Freistaaten aufgelöst hätten, streng calvinistisch in ihren Dogmen, namentlich in dem der Prädestination, waren, nach großer Machtentfaltung, fast der Reaktion erlegen: der politische Sinn der Engländer sträubte sich gegen eine Kirche, welche nur eine unsichtbare geistige Gemeinschaft der über die Welt zerstreuten Erwählten sein sollte. Die Wiedertäufer, welche die Religion innerlich zu reinigen bestrebt waren und das Admissionsritual vernunftgemäßer einrichten wollten, hatten sich, wie die Quäker, welche allen äußeren Ritus aufgegeben wissen wollten, versteinert; sie lebten noch fort und verloren wenige Anhänger, aber sie gewannen auch keine neuen. Nur die neue Sekte der Unitarier, so recht ein Erzeugnis des vorigen Jahrhunderts, gelangte zu großer Blüte, war aber ihrer Natur nach ein Bekenntnis Gebildeter, konnte nie eine Volksreligion werden, selbst im Jahrhundert der Aufklärung nicht; denn sie verlangte die volle Freiheit der Kirche, wollte alle Verpflichtungen aufheben, welche die Lehren der Geistlichen irgendwie binden könnten: Religion aber, Volksreligion, will Gebundensein, meint Gebundensein. Anders der Wesleyanismus, der sich anfangs durchaus nicht als Dissent gab, sondern nur

die anglikanische Religion durch's Gefühl, durch die innerliche Wiedergeburt erneuern wollte, wie unser Pietismus dem Luthertum neues Leben einzuhauchen gesucht hatte. Er bildete aber Gesellschaften und Vereine der Laien im Schoße der Kirche, verlangte sichtliche Bekehrung, persönliche Empfängnis der Offenbarung bei jedem Einzelnen, ja führte schon Herrnhuter Einrichtungen ein; Wesley stand ja mit den Brüdern in persönlicher Beziehung. Dabei wollte er doch noch immer in der Landeskirche verharren, was freilich auf die Dauer nicht gehen konnte; doch mußte er sozusagen bei den Schultern hinausgedrängt werden. Noch lange nachdem er und sein Apostel Whitefield ihre Wirksamkeit aus den Kirchen, aus denen sie vertrieben worden, auf's freie Feld verlegt, erklärten sie sich für treue Anhänger der Landesreligion. Erst gegen 1785, bestimmter 1795, ward die bis dahin „evangelische“ Bewegung zur Methodistensekte, als welche sie jetzt in England allein eine Million (nach Anderen 2,400,000), in Amerika zwei Millionen Mitglieder zählt. Nichtsdestoweniger trat sie von da an in ihr abnehmendes Stadium, denn, „obschon mächtige religiöse Bewegungen immer von den Ständen ausgehen, die der philosophischen Bildung unzugänglich sind, so sind sie doch zur Unfruchtbarkeit verdammt, wenn sie kein philosophisches Element zu assimilieren verstehen“ (L. Stephen). Diese Unfruchtbarkeit darf aber nur von dem Methodismus als Sekte verstanden werden; der Wesleyanismus als historische That war von höchster Fruchtbarkeit. Er that auf dem Gebiete der Religion, was unser Sturm und Drang auf dem der Literatur that: Wesley war ein religiöser Rousseau, welcher dem

herrschenden Konventionalismus gegenüber das Gefühl wieder in seine Rechte einsetzte, ein Werther, der das innere Leben allein für werthvoll hielt und seine Jünger oft zu krankhaftem Selbstgrübeln verleitete, aber auch der echt germanischen Lutheridee in England wieder Eingang verschaffte: daß, was ein Mensch ist, wichtiger ist, als was er thut oder denkt. Er zuerst gab der Idee der „Sünde", als Ausflusses einer unbegnadeten Natur, wieder neues Leben. Freilich hatte die „evangelische" Bewegung, wie man den Wesleyanismus zu nennen pflegte, keinen unmittelbaren Einfluß auf die englische Kultur. Die vornehmen Klassen ignorierten ihn; die Gebildeten spotteten seiner; mittelbar aber wirkte er doch, reinigend und beengend zugleich auf die Moralität, ähnlich dem Puritanismus; belebend und verinnerlichend auf die Poesie; anregend, ja provozierend auf das religiöse Interesse. Er gab der Staatskirche neues Leben, indem er sie zum Widerstande herausforderte, ihr ihre eigenen Schwächen entdeckte. Solche vom Gefühl ausgehende Bewegungen wirken eben in letzter Instanz immer reaktionär, wie sich ja das auch im deutschen Pietismus gezeigt hat, während umgekehrt rationalistische Bewegungen immer in fortschrittlichem Sinne wirken müssen; der Tractarianismus, der Puseyismus, der Ritualismus dieses Jahrhunderts, welche ohne den Wesley'schen Anstoß nimmermehr in's Leben getreten wären, sind durchaus reaktionärer Natur.

So hat denn dies vielverleumdete 18. Jahrhundert, das auf dem Festlande so schöne Blüten und so herrliche Früchte getrieben, auch in England tiefe und im

Ganzen wohlthuende Spuren hinterlassen. Es hat befreiend im Staate, belebend in der Literatur, verinnerlichend in der Religion gewirkt. Das sollten die Radikalen, die Neuheiden und die Hochkirchler dankbar einsehen, anstatt hochmüthig auf ihre Großväter herabzublicken. Ein Jahrhundert, in dem England zweimal, am Beginn und am Ende, die europäische Unabhängigkeit gegen die Pläne der Universalmonarchie verteidigt und seine innere Verfassung ausgebaut und vollendet hat, in welchem es vom „Gulliver“ bis zum „Halloween“ eine Reihe von Meisterwerken hinterlassen, wie sie kein anderes Volk der Welt besitzt; in welchem es die vollständigste kirchliche Duldung durchgeführt, die je existiert hat, ohne in religiösen Marasmus zu verfallen — ein solches Jahrhundert darf sich selbst in der reichen englischen Geschichte mit jedem andern messen.

III.

Fr. Albergati, ein vornehmer Dilettant des 18. Jahrhunderts.[1])

Marchese Francesco Albergati ward geboren im Jahre 1728 und zwar als Einer der Vierzig die fünfzig waren, um mit Casanova zu reden, d. h. aus einer der hochadligen Familien Bolognas, welche damals noch alle Ehrenämter der Stadt unter der Oberhoheit des Papstes und der Oberaufsicht seines Legaten bekleideten.

[1]) Der Name Francesco Albergati's, der bei Lebzeiten neben dem Goldoni's als der eines Ebenbürtigen, ja Überlegenen ausgesprochen, dessen Lustspiele in fast alle Kultursprachen übersetzt wurden, ist heute im Auslande so gut wie unbekannt, in Italien fast verschollen. Klein hat zwar in seiner („Geschichte des Dramas" betitelten) Excerptensammlung auch Albergati's eingehende Erwähnung gethan und nach seiner Gewohnheit zwei Komödien desselben analysiert; aber wo hätte das deutsche Publikum jetzt Zeit und Muße, um jenes langathmige Werk zu lesen; wenn es aber daraus Auskunft über das Leben des Bologneser Patriziers und Theaterliebhabers schöpfen wollte, so würde diese eben so unzuverlässig, so ganz aus der Luft gegriffen sein, daß es besser wäre, der Leser bliebe in seiner vorhergehenden Unwissenheit. Anders mit Herrn Masi's Monographie über Albergati und seine Zeit; einem in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Buche (la vita, i tempi, gli amici di Francesco Albergati, commediografo del secolo XVIII. Bologna 1878.) Es ist hier nicht der Ort, die großen Verdienste dieses Buches ausführlich zu besprechen; aber wir können

Er selber war fünfundzwanzig Jahre alt, als er zum ersten Male Gonfaloniere der Stadt wurde, ein Amt, das, wie das gleichnamige in Florenz, alle zwei Monate seinen Titular wechselte und, wie alle andern Stadtämter ausschließlich mit Optimaten besetzt wurde. Der Kirchenstaat hatte nämlich die gesammte republikanische Verfassung, sowie Namen, Abzeichen, Ceremonien u. s. w. bestehen lassen, genau in der Form, in der sie zur Zeit der Annexion noch bestanden; nur hatte er sie aller und jeder Macht entkleidet. „Wir haben viele Leute, schrieb Albergati im Modetone des Jahrhunderts an einen echten Abbé des Jahrhunderts, wir haben viele Leute, die uns barmherzig die Last des Regierens leicht machen.

---

den Leser versichern, daß er auch nach der Lektüre von Goldoni's, Gozzi's und Alfieri's Memoiren noch unendlich viel Neues über das Italien des vorigen Jahrhunderts darin finden wird. Fast Alles, was wir im Texte geben, ist aus Masi's Werk geschöpft; nur vervollständigen wir seine Notizen durch einige Citationen aus Cesarotti's Briefwechsel und Casanova's Denkwürdigkeiten. Goldoni's Autobiographie bietet merkwürdiger Weise sehr wenig über seine Verhältnisse zum vornehmen Freunde und Nebenbuhler. Masi's Buch eröffnet uns einen klaren und höchst interessanten Einblick in die Literatur- und Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts und beruht auf den gediegensten Studien erster Hand, was man eben von Klein nicht immer sagen kann, der sich bekanntlich meist damit begnügt, Theaterstücke, die sonst Niemand gelesen zu haben pflegt, zu analysieren; und es muß in der That weit gekommen sein mit der Angewöhnung unserer Zeit, Werke über die Literaturerzeugnisse, anstatt diese selber zu lesen, wenn so einfache Arbeit als ein Verdienst angestaunt wird. Herr Masi bringt glücklicher Weise auch Kritik, Wahl, Kenntnis der Umgebung hinzu und er ist weder geschmacklos, noch schwerfällig, was doch auch nicht zu verschmähen ist und in italienischen Büchern dieser Art nur selten gefunden wird.

Zuerst, in der Entfernung von 300 Meilen, giebt's in Rom einen weißgekleideten Priester, der als Souverän unserer Stadt der Erste ist, welcher dem Gonfaloniere die öffentlichen Sorgen abnimmt. Dann sendet uns der weißgekleidete Priester alle sechs oder neun Jahre einen rothgekleideten Priester, der viele schwarzgekleidete Priester unter sich hat, welche einen Weltlichen unter sich haben, ausgezeichnet durch eine schöne Medaille, die ihm vom Hals herabhängt; der hat fünfzig oder sechzig Personen unter sich, welche trotz eines furchtbaren Apparats von bewaffneter Grausamkeit die höflichsten und wohlwollendsten Leute der Welt sind und immer suchen ihren Nächsten zu umarmen und ihn unter Dach und Fach zu bringen gegen die Unbilden der Jahreszeiten und zwar an einem ganz sicheren Orte, wo er keine Miete zu zahlen hat. Da nun der Gonfaloniere so unterstützt wird vom weißen Priester, dem roten Priester, den schwarzen Priestern, dem Weltlichen mit der Medaille, den fünfzig bis sechzig höflichen und wohlwollenden Leuten, so theilen sich diese, je nach ihren verschiedenen Befugnissen, in die verschiedenen Theile der öffentlichen Verwaltung."

Der rote Priester in Albergati's Jugendzeit war kein Geringerer als der alte Alberoni, der das Regieren nicht lassen konnte, und nachdem er Spanien reformiert und tyrannisiert hatte, nun die grassa Bologna zu reformieren und tyrannisieren suchte; das war aber nicht so leicht, und er mußte sich und seinem Herrn, dem wohlwollendenden Benedict XIV. bald gestehen, daß „die Lage der Päpste der Art ist, daß Alle sich ihnen widersetzen, wenn sie Gutes thun wollen, Alle ihnen helfen, wenn sie Übel zu thun suchen;" und daß in diesem

besonderen Falle Se. Heiligkeit „weder den Mut noch die Beständigkeit hatte, die ein solches Unternehmen erforderte.“ Der gutmütige Lambertini scheint dem Kardinal seine „lombardische Aufrichtigkeit“ nicht übel genommen zu haben; aber er that auch nichts Rechtes um ihn Lügen zu strafen. Vierzig Jahre später fanden sich schon ein Papst und ein Legat, die den nötigen Mut hatten: aber die Reform Pius' VI. und Buoncompagni's beschränkte sich darauf, eines schönen Morgens ein Edikt zu erlassen, wonach alle Finanzangelegenheiten der Stadt, ohne irgend eine Erwähnung des Senates und der städtischen Obrigkeiten, von dem Legaten im Namen Seiner Heiligkeit geordnet werden sollten (1780). Damit war die Komödie der Autonomie zu Ende. Finis Bononiae. Man sieht, die Pariser Niveleurs von 1789 hatten selbst im Kirchenstaate würdige Vorgänger.

Albergati hatte jene Komödie nie recht ernst genommen oder war doch des Treibens bald müde geworden. Er hatte Durst nach höheren Interessen und da die politischen Zustände Italiens nicht der Art waren, daß er diese Interessen im Staatsleben hätte finden können, so suchte er sie im literarischen. Auch war seiner stark ausgeprägten Eitelkeit nicht damit gedient, an den kollectiven Ehren und Auszeichnungen Theil zu nehmen, die ihm als Patrizier zukamen, wie es denn immer im hohen Adel Leute gegeben hat, die sich, nicht so sehr aus wirklichem geistigen Antheile, noch aus Unabhängigkeitssinn oder Vorurtheilslosigkeit, als weil sie ungern ihr Persönliches hinter dem Stande zurücktreten sehen, von ihren Standesgenossen abgesondert haben, um sich individuelle Auszeichnungen zu erwerben. Es scheint

eben ein Naturgesetz zu sein, daß Der, welcher seine Stellung in der Welt durch persönliches Verdienst erobert, Den beneidet, welcher seine Stellung von den Vätern ererbt, während Der, welcher seinen Rang der Geburt allein verdankt, auf das persönliche Verdienst einen, in weltlichem Sinne unverhältnismäßigen, Werth legt. Albergati ging darin so weit man nur gehen konnte, ohne doch die Geburtsstellung zu verlieren: das Ideal des hochgeborenen Dilettanten scheint der Emporkömmling Voltaire gewesen zu sein, wie auch aus den schwerfälligen Scherzen seiner Briefe die Bestrebung hervorlugt, dem größten Briefschreiber seiner und aller Zeiten nachzueifern, während Voltaire wieder, wenn man Casanova's Bericht trauen darf, eine höchst übertriebene Meinung von dem Bologneser Patrizier hatte, eine Meinung, die der venetianische Abenteurer sich angelegen sein ließ zu berichtigen; indem er von ihm nur als von „seiner Nichtigkeit“ — son rien — sprach. Der populäre Marquis, der mit allen Literaten auf gleichem Fuße verkehrte, scheint eben doch dem eleganten Eindringling gegenüber so recht den Marquis herausgehängt zu haben. Übrigens fühlte Albergati mehr als der Alte von Ferney in seinen literarischen Beziehungen das halbbewußte Satellitenbedürfnis, von anderen Gestirnen etwas Glanz zu borgen. Überall machte er sich an bedeutende Schriftsteller heran, heute an Voltaire selber, morgen an Alfieri, bald an Goldoni, bald an Gozzi, obschon er in seiner literarischen Tendenz ganz für den Ersteren Partei ergriffen hatte; er umgab sich mit allen freigeistigen Abbés und literarischen Journalisten, die ihm in den Wurf kamen und ihm einen Namen machen

konnten; unterhielt einen halböffentlichen Briefwechsel nach der Sitte des Jahrhunderts mit allen Halbberühmtheiten; konkurrierte für alle akademischen Preise; übersetzte fremde Tragödien, schrieb selber Komödien; errichtete ein Liebhabertheater, worauf er selbst immer die Hauptrollen spielte, machte sich einen großen Ruf als Schauspieler, übte Gastfreundschaft an Allen, die nur den geringsten literarischen Namen hatten; machte aus seinem Gute Zola eine Art Ferney; brachte es dahin, daß er, wie Voltaire von Friedrich von Preußen, so von Stanislaus von Polen zum Kammerherrn, ja sogar zum Generaladjutanten in partibus ernannt wurde, was ihm Alles viel schmeichelhafter dünkte, als seine ererbte Marquisstellung. Man sieht deutlich an ihm, wie schon vor der großen Revolution der demokratische Individualismus, der sich in unserem Jahrhundert zu entfalten begonnen, sich in der alten Ordnung keimend regt.

Auch in dieser Hinsicht pflegt man der französischen Revolution eine viel größere Bedeutung beizulegen, als ihr zukommt. Diese war, näher besehen, eigentlich nur eine Scene im großen Drama der Umwälzung, welche allüberall gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann und gegen die Mitte unsers Jahrhunderts thatsächlich vollendet worden ist. Denn in Wirklichkeit hat diese Bewegung nicht nur lange vor 1789 angefangen, die alte Ordnung hat auch noch lange nach der Revolution fortgedauert; sie ist seitdem auch zerstört worden in Ländern wie England, wo die französische Revolution gar nicht hingedrungen ist. Man lese in K. Maria von Weber's Biographie, wie es am sächsischen Hofe in den Zwanziger Jahren zuging, in den „Memoiren einer

Idealistin“ die Schilderungen des Treibens in Kassel in den Dreißiger Jahren, in Stendhal's „Chartreuse de Parme“ die Darstellung der italienischen Zustände unter der Restauration, so vieler anderer Länder und Länderchen nicht zu gedenken, wo noch die ganze vorrevolutionäre Zeit bis in unsere Jugend hinein lebte. Was diese alte Zeit in Europa zerstört hat, was ihre letzten Reste noch zerstören wird, bis wir bei nordamerikanischen Zuständen angelangt sind, ist die Entfesselung des Individualismus durch die Mobilisirung des Kapitals und die rationalistische Philosophie, von der die französische Revolution nur eine Wirkung und ein Zwischenfall war und der die Verkehrserleichterung, welche seit einem Menschenalter eingetreten ist, so unerwarteten Vorschub geleistet.

Schon zu Albergati's Zeit begannen Einzelne aus den höchsten Ständen es müde zu werden, das örtliche Ansehen mit dem hohen Preise ihrer persönlichen Freiheit zu bezahlen. Dieser Trieb aber hat sich ununterbrochen weiterentwickelt seit der Regentschaft bis zu der Mitte unseres Jahrhunderts und hätte es gethan auch ohne die Revolution. Man verzichtete eben lieber auf Macht und Einfluß, als daß man sie mit lästigen Pflichten und schwerer Verantwortlichkeit erkaufte: doch hinderte die Schwierigkeit der Bewegung bis gegen 1850 noch immer die volle Verwirklichung dieses Individualismus. Man mußte noch ein home haben, an das man gefesselt war, ein bürgerliches oder ein fürstliches, ein ländliches oder ein städtisches, ein home immer, das Einem tausenderlei Rücksichten und Verbindlichkeiten auferlegte: es war dem Reichen noch nicht möglich, sein eigener Herr zu sein, wie heutzutage, jeder Laune nachzugehen, sein ganzes

Vermögen in Papieren zu haben, und heute in Rom, morgen in Paris, übermorgen in einem Schweizer Hotel, nie auf seiner eigenen Scholle, an seinem eigenen Herde zu wohnen, ohne Bande und Verpflichtungen gegen irgend Jemand. Und wir haben das Ende dieser atomistischen Bewegung noch lange nicht gesehen, ja, sie hat selbst in Amerika, wo der Einzelne schon ganz losgelöst erscheint und nur seine persönlichen Wünsche als Gebote anerkennt, ihren Zielpunkt noch nicht erreicht. Man nenne die Triebfeder Egoismus, Scheu vor Verantwortlichkeit, Impietät oder aber Unabhängigkeitssinn, Freiheitsbedürfnis, Vorurtheilslosigkeit, — sie ist zu stark in der Menschennatur, als daß man sie zerstören könnte. Nicht die Kleinstaaten, nicht die Gesetze — quid leges sine moribus? —, nicht einmal die Tugenden unserer Väter haben die alten Zustände aufrecht erhalten, sondern die verhältnismäßige Unbedeutendheit des flüssigen Vermögens gegenüber dem Grundbesitz und der Schwierigkeit der Lokomotion.[1])

[1]) Ähnlich ist es mit den örtlichen Festen und den überlieferten Vergnügungen. Man hat ja auch versucht, den Carneval künstlich zu erhalten, sogar in Paris den Boeuf gras galvanisch in's Leben zurückzurufen, aber sie siechen hin und werden verschwinden mit den Jahrmärkten, den Messen, dem Lord Mayor's show und den unendlichen Ceremonien aus Albergati's Zeit; verschwinden, um nicht wiederzukommen. Denn der Bürger, der sich jeden Sonnabend eine kürzere, jeden Sommer eine längere Reise gönnen kann, braucht die Zerstreuung und Abwechslung nicht mehr mühselig daheim zu organisieren; jeder Laden eines Kleinstädters giebt ja dem Bauer heute größere Auswahl und bessere Gelegenheit sich zu versorgen, als ehedem der bunteste Jahrmarkt.

Doch zurück zu unserem Albergati und seinen Freunden, die wohl mit ihren Wünschen und Bestrebungen schon unserem Jahrhundert angehören mochten, mit allen ihren Verbindungen aber noch ganz in der alten Zeit wurzelten, und vielleicht wäre das Freiheitsbedürfnis gerade bei unserem Bolognesen nicht so ausgesprochen gewesen, hätte in seinem Falle der Vertreter der Familientradition nicht seine Autorität so rücksichtslos geübt.

Albergati war nämlich neunzehn Jahre alt, als ihm sein Herr Vater eine kleine reiche Patrizierin zur Gemahlin gab: invito invitam. „Die Gewißheit, so die Freiheit zu erlangen, welche mir durch eine strenge Erziehung benommen war, bestimmte mich, nachzugeben und eine Braut, die mir gleichgültig, ein Band, das mir auf's Äußerste verhaßt war, anzunehmen", so schreibt er an eine spätere Geliebte, den schönen Blaustrumpf Bettina Caminer. „Anderthalb Jahre blieben wir Verlobte; und in der Zeit hatte ich Gelegenheit, sie mir geneigt und auch wieder abgeneigt zu machen, so daß wir zum Altar gingen mit den Thränen in den Augen und mit gegenseitigem Abscheu im Herzen. Als Frau ist sie zwei Jahre in meinem Hause gewesen; wirklich zusammengelebt haben wir nicht einmal einen Monat. Ihr Betragen konnte nicht schlimmer sein; ich bin nicht sehr geduldig; lösen konnte ich das Verhältnis nicht, weil meine Eltern mich im Zaume hielten." Endlich machten die Eltern der Frau selber den Ehescheidungsprozeß anhängig, über dem Albergati's Vater starb. So fühlte er sich frei nach Rom zu eilen und selbst seine Sache bei dem heiligen Vater zu vertheidigen; denn die Gegenpartei suchte ihm das Recht der Wiederverheiratung abzusprechen, welches

sie der Frau zuerkannt wissen wollte. Der Papst, eben jener gute, joviale Lambertini, der so trefflich Zötchen zu erzählen und anzuhören wußte, dabei aber selber das musterhafteste Leben führte — der Papst war bald für den jungen Mann gewonnen und entschied in dessen Sinne: die Geschiedene kam in's Kloster. „Ich habe noch nicht dran gedacht Mönch zu werden“, schließt Albergati seinen Bericht und Benedikt XIV. schrieb mit nicht viel mehr Empfindsamkeit für die arme kleine Marquisin: „Gräfin Laura Mariscotto, eine Bologneser Dame von viel Geist, die hier in Rom vor langen Jahren starb, pflegte zu sagen, jede Frau solle einen Mann nehmen, nur um sich nicht in die Unmöglichkeit zu versetzen, des schönen Looses theilhaftig zu werden, Wittwe zu bleiben. Wenn man von den Männern dasselbe sagen könnte, was die Dame von den Frauen gesagt, so möchten wir dasselbe Wort auf Ihre Person anwenden, welche im Wittwerstande, in dem sie sich befindet, jene Ruhe genießt, die Sie, nach dem, was Sie uns schreiben, nicht genossen hatten, so lange Sie eine Frau hatten. Bleiben Sie Uns gewogen und grüßen Sie die Marchesa Ihre Mutter in Unserem Namen, womit Wir Ihnen Beiden Unseren Apostolischen Segen geben“.

Eifriger als je warf Albergati sich jetzt auf's Theater, veranstaltete große Aufführungen, in denen er selber auftrat und zu denen er die Adligen nicht einlud, was dieselben natürlich sehr übel empfanden; übersetzte Tragödien und Komödien und begann bald auch selber welche zu schreiben, die so mittelmäßig sie auch sein mögen, uns historisch höchst interessante Aufschlüsse über das Italien des Cicisbeismus geben. Der Verkehr mit

Casanova, der natürlich auch nach Bologna verschlagen wurde und dort wie überall in wenig ehrenvolle Händel verwickelt wurde, datiert von dieser Epoche. Auch fallen in diese freie Wittwerzeit — um mit dem Papste zu reden — die meisten der literarischen Verbindungen Albergati's und sein interessanter, zum größten Theile inedierter Briefwechsel mit Voltaire, Goldoni, Baretti. Dieser ausgezeichnete Mann von seltener Unabhängigkeit des Geistes und Charakters schrieb ihm stets englisch. Auch Albergati hatte diese Sprache erlernt und sein Freund, Abbé Taruffi, wollte ihn gar zu Klopstock und Geßner bekehren. Es war in jener Zeit ein reges, munteres Treiben unter den Literaten Bolognas, obschon die alte Universität gerade damals recht heruntergekommen war; dagegen blühten die Akademien, die Zusammenkünfte beim Buchhändler, im Kaffeehause, beim Apotheker — auch die Crusca ist bekanntlich aus einer Apotheke hervorgegangen. Man ließ Satiren, Sonette, burleske Gedichte umgehen, erzählte sich wohl auch anstößige Geschichtchen, führte literarische Fehden und lachte der steifen Konversation der Adligen, wo die Damen, nach Josephs II. böser Bemerkung, mit ihren geistlichen Räthen Karten spielten. Von jenen literarischen Fehden ist die zwischen Goldoni und Gozzi die bekannteste geblieben und sie verdiente es. Albergati nahm lebhaften Antheil an Goldoni's Reform des Theaters, die auch schon Maffei in einer besonderen Schrift anempfohlen hatte, und erst, als er in Venedig persönlich mit dem impönitenten Reaktionär, der die überlieferten Masken gegen alle Reformatoren vertheidigte, zusammentraf, ward er etwas lauer. Doch sind seine Lustspiele sämmtlich Goldoni, wenn nicht gar

Chiari und Diderot nachgeahmt. Auch seine Novelletten und seine lettere capricciose, welche er im Verein mit einem wunderlichen Heiligen, dem Abbé Zacchiroli, herausgab, sind Nachahmungen. Die Originalität war eben nicht Albergati's Sache und die Zeit, wie jede Zeit, ließ sich eine Weile von der äußerlichen Ähnlichkeit täuschen. Die sichtende Nachwelt hat das Alles unbarmherzig als Spreu den Winden der Vergessenheit preisgegeben.

Obgleich Albergati geschworen hatte, sich nicht ein zweites Mal in den Ehekäfig einfangen zu lassen, so sollte er doch noch verschiedene Male auf dem Punkte sein, in's Netz zu gehen, ja noch zweimal in aller Form Rechtens „das gefahrvolle Schiff" besteigen, das er so fürchtete; sein fast eheliches Verhältnis zur schönen Gräfin Orinzia gar nicht zu rechnen, das jahrelang und ganz öffentlich dauerte, wie es damals in Italien Sitte war, ohne daß Jemand, am wenigsten der Gatte, den geringsten Anstoß daran genommen hätte. Solche Verhältnisse waren dermaßen allgemein und acceptiert, daß die Untreue, welche im konventionellen Ehestand so leicht verziehen wurde, in dieser zweiten Neigungsverbindung streng verpönt war. Auch wurde die Sache, und nicht nur in Bologna viel besprochen, als die Gräfin Albergati's müde ward und ihm seinen Abschied gab. „Ich habe immer geglaubt, tröstete ihn einer seiner galanten geistlichen Freunde, Abbé Cesarotti, die einzige menschliche Glückseligkeit bestehe in der Liebe und ich bin doch immer nur durch sie unglücklich geworden." Albergati selber verschwor alle Liebe und rächte sich, indem er die Geschichte dramasierte und als „l'Amor finto e l'amor vero" auf die Bühne brachte

zur großen Freude seiner Parasiten, aber auch seiner wahren und unabhängigen Freunde, wie des trefflichen Baretti, des Redakteurs der von der venetianischen Regierung verfehmten „Frusta letteraria“, und Goldoni's, der ihm indeß einen baldigen Rückfall weissagte. Doch zog er sich auf einige Zeit nach Verona zurück, um dem Gerede in Bologna aus dem Wege zu gehen. Auch diesen Schritt billigten die Freunde höchlich und ein Anderer seiner Hofabbés, derjenige dem er seine polnischen Titel und Würden dankte, schrieb ihm aus Warschau in italo-polnischem Französisch: „En quelque endroit que vous portiez vos pas, il est constant que vous y trouverez toujours une patrie et des admirateurs. Sans compter la naissance qui est toujours un grand avantage, les agréments de l'esprit vous suivront partout et la noblesse de vos manières intéressera tous les coeurs sensibles au vrai mérite. . . . En respirant l'air natal de Catulle et de Fracastor, votre imagination électrisée brulera d'un nouveau feu poétique; Vitruve et Paul fortifieront votre goût pour les beaux-arts; Nepos, Pline et Maffei et tant d'autres illustres Veronais anciens et modernes porteront le flambeau de l'érudition et de l'élégance dans les récès de votre génie.“

Goldoni hatte sich nicht getäuscht: bald brannte Albergati's Herz wieder einmal lichterloh, diesmal für die reizende Venetianerin Bettina Caminer, der er, nach seiner Gewohnheit, mit seinem Herzen auch seine Hand anbot, obschon sie aus kleinbürgerlicher Familie war und er durch eine solche Mißheirath seine Adelsprivilegien eingebüßt hätte. Denn der italienische Adel glich in seiner Ausschließlichkeit mehr dem deutschen, als dem

englischen und selbst dem französischen, bei dem die Verheirathung mit Bürgerlichen gar nichts Ungewöhnliches war: man denke nur an die Choiseul's, Montmorency's, die Bouillon's sogar, die gar nicht anstanden, sich mit den Töchtern von Emporkömmlingen — freilich von reichgewordenen Emporkömmlingen — zu verbinden. Übrigens besann sich Albergati noch zur rechten Zeit, aber nur um in die Netze einer Tänzerin zu fallen, über die er in Händel mit dem päpstlichen Vicelegaten Monsignor Buoncompagni gerieth, welcher der Schönen ebenfalls den Hof machte; es bedurfte hoher Fürsprache, um ihn aus dem unangenehmen Handel zu ziehen. Eine dritte Dame, deren Bekanntschaft er ebenfalls in Venedig machte, wohin er seit 1760 gezogen war, wußte ihn dauernder zu fesseln. Auch sie war eine Bürgerliche, und es brauchte Muth, ihr seinen Namen zu geben: doch zögerte er nicht und Cattina Boccabadati ward seine Frau — nicht ohne ihn dem Hohne seiner Standesgenossen auszusetzen. Albergati suchte ihre Vorurtheile lächerlich zu machen, indem er sie zum Gegenstande einer Komödie nahm, und brachte sie dadurch nur noch mehr in Harnisch. Doch gelang es ihm — die Großen hatten inzwischen auch den letzten Rest ihrer Herrschaft eingebüßt — seinem ältesten Sohne den bestrittenen Marquistitel zu erhalten, indem er sich direkt an Pius VI. wandte und sein Gesuch vom König Stanislaus unterstützen ließ. Die anfangs glückliche Ehe endete äußerst tragisch. Die Frau, die ein heimliches Liebesverhältnis hatte, glaubte sich verrathen und machte ihrem Leben selbst ein Ende. Albergati ward durch seine adligen Feinde des Mordes beschuldigt und auf höchst unsanfte Weise in den Kerker

geworfen (1786). Doch lebte er glücklicher Weise im Italien des vorigen Jahrhunderts, nicht im heutigen, in dem er nicht unter zwei Jahren Untersuchungshaft davon gekommen wäre. In zwei Monaten war der ganze Prozeß fertig und er wurde glänzend freigesprochen. Auch die vielbesprochene Folter des 18. Jahrhunderts war nicht angewandt worden: sie war in Bologna wie in dem inquisitorialen Venedig schon vor Beccaria abgeschafft worden; daß auch in Frankreich dazu die Revolution überflüssig war, beweist Malesherbes' Abolitionsedikt.

Kaum waren drei Jahre seit jener Tragödie in Zola verflossen, so war der sechzigjährige Marchese schon wieder auf Freiersfüßen: diesmal war's wirklich eine Tänzerin, der das Glück zu Theil wurde, nachdem sie eine Zierde der Bühne des Schlosses Zola gewesen, dessen Herrscherin zu werden. Aber diesmal war Papst Braschi nicht so nachsichtig. Möglich, daß die französische Revolution, in der er die Folge der Nichtbeachtung alter Sitte sehen mußte, ihn mißstimmt hatte; jedenfalls schrieb er sehr bestimmt an den Senat von Bologna: „si quando contingat aliquem ex Ordine Vestro adeo se dejicere ut uxorem scenicam . . . sibi adjungere non pudeat“, denselben sofort aus ihrem Kreise auszustoßen.

Allein schon klopfte die Revolution, die man ferne zu halten hoffte, an die Thüre. Bald hatte Bologna aufgehört päpstlich zu sein. Albergati begrüßte die Umwälzung mit Unwillen. Ihm, wie Cesarotti, wie Alfieri, wie allen vornehmen Freisinnigen Italiens, die sich mit der trügerischen Hoffnung genährt, der Menschheitsfrühling sei im Anzug ohne Frühlingsstürme, erschien sie wie ein höchst beklagenswerthes Ereignis, das die Befreiung,

die sie angestrebt, auf lange hin hemmen, Bildung und Aufklärung des Jahrhunderts vielleicht ersticken würde. Die Ungerechtigkeit, welche ein nothwendiger Zug solcher fast elementarer Ereignisse ist, empörte diese Freunde des Rechts. Sie verstanden die Dinge nicht. „Was soll das heißen? Man begreift's nicht," schrieb Albergati an einen seiner Freunde. „Sehen wir nicht von gleichem oder fast gleichem Schicksal ergriffen einen König von Schweden, der sich so hohen Geistes, so großen Muthes, so reiner Vaterlandsliebe rühmen konnte . . . und die zwei gekrönten Häupter eines stumpfsinnigen Claudius und einer . . . Messalina." Das Wort über Marie Antoinette ist mehr als ungerecht; das über Ludwig XVI. übertrieben, wie auch das Lob des leichten, oberflächlichen Gustav: etwas Wahres ist immerhin darin; man muß nur des Marquis Superlativ auf den einfachen Positiv herunterschrauben. Schon 1790 schrieb der Jahrs zuvor so hoffnungsvolle Cesarotti: „Mein Abscheu vor diesen raisonnierenden Masanielli kann nicht weiter gehen und ich tröste mich nur in der Hoffnung, ja der Gewißheit, daß das unförmliche Gebäude ihnen nothwendig auf den Kopf fallen muß und ihre Namen der Execration der Jahrhunderte geweiht sein werden". Auch Alfieri schrieb aus Paris an Albergati — letztere Briefe sind ungedruckt — am 16. Juni 1792, also vier Tage vor dem ersten Tuileriensturm, er verliere die Geduld beim Anblicke der „Tyrannei, welche sich ein stupides Volk unter dem Namen der Freiheit gefallen ließe . . . Wenn ich, der ich die Freiheit anbete, seit ich auf der Welt bin, jetzt nicht etwa den Grundsätzen, aber der Verwirklichung dieser Grundsätze durch diese ungeheuer-

liche Regierung feindlich geworden bin, einer Regierung, welche Übel aller Regierungen in sich vereinigt, so muß wohl hier entweder gar keine Freiheit oder ich ein Ochse geworden sein. Glauben Sie von Beiden was Ihnen wohl dünkt."

Noch hielt man sich für halbwegs sicher in Italien. Alfieri selbst hoffte, das Übel werde sich nicht bis über die Alpen ausdehnen. Das italienische Volk war nicht erregt. Ein Aufstandsversuch einiger Schwärmer fand gar keinen Anklang und sie büßten ihren Befreiungsversuch mit dem Tode, ohne daß sich eine Stimme für sie erhoben hätte. Immerhin war die Fahne des einigen und freien Italiens zum ersten Male erhoben worden.[1]) Als die Heere Frankreichs das benachbarte Savoyen überschwemmten (22. September 1792), meinte der Senat von Bologna Vorbereitungsmaßregeln zur Vertheidigung treffen zu müssen und wies dem Gonfalonier 120 (sage hundert und zwanzig) Lire an zu diesem patriotischen Zwecke. Der hohe Magistratsherr verwandte die Summe auf's Angemessenste, indem er jedem der drei angesehensten Klöster der Stadt je 30 Lire übermachte, um die Hilfe Gottes zu erflehen. Aber immer näher brauste der Sturm. Als man sich am sichersten glaubte, das Heer des Direktoriums vernichtet schien, nahte sich der junge Bonaparte. Siegreich warf er die piemontesischen, sieg-

---

[1]) Siehe über diese wenig gekannte Episode, welche von größter Wichtigkeit für die Geschichte Italiens in unserem Jahrhundert ist: A. Aglebert, I primi martiri della libertà italiana e l'origine della bandiera tricolore, o Congiura di L. Zamboni e G. B. de Rolandis in Bologna, tratta da documenti autentici. Bologna, Mattiuzzi, 1880.

reich die österreichischen Heere vor sich nieder: am 19. Juni 1796 erschien er in Bologna, setzte alle politischen Gefangnen in Freiheit und am nächsten Morgen kündigte er dem Kardinallegaten das Ende seiner Regierung an. Bald war die cispadanische Republik eingerichtet, um nach wenigen Monaten eine Provinz der der cisalpinischen zu werden; dann nach kurzem Triumph der Reaktion in Folge der Schlacht bei Novi, ward die Republik von Neuem hergestellt.

Albergati hielt sich von Allem fern; nur als man auch das Theater republikanisieren wollte, fand der alte Theatermonomane den Muth, gegen einen Vandalismus zu protestieren, der Molière und Racine proscribierte, weil sie Könige und Marquis auf die Bühne gebracht. Als Bonaparte Frankreich und der Welt die Ordnung zurückgeben zu wollen schien, wußte Albergati nicht besser als alle Andern dem Zauber des großen Wiederherstellers zu widerstehen und nahm das Amt eines Büchercensors und Theaterinspektors an. Ein einziger Akt der Unabhängigkeit in diesen heiklen Befugnissen genügte, um ihm die Ungnade der neuen Regierung und den Verlust seines Amtes zuzuziehen, wohl auch seine Begeisterung für den „korsischen Helden“ etwas abzukühlen. Seinen Eifer für's Theater vermochte weder Enttäuschung, Krankheit noch Alter abzukühlen; noch in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre gab er eine Reihe von Vorstellungen auf seinem Schlosse, worin nicht nur Frau, Kinder und Diener, sondern er selbst auftrat. Kurze Zeit darauf starb er, noch ehe Bonaparte die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt (März 1804).

IV.

Katharina II. und Grimm.

I.

Schade, daß die Briefe der Kaiserin nicht in zwei oder drei handlichen Bänden erschienen sind[1].) Sie

[1]) Pisma Imperatrizi Ekaterini II k Grimmou (1774 bis 1796) und Pisma Grimmou k Imperatrizi Ekaterini, isdannia J. Grota. (Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm (1774—1796) und Briefe Grimm's an Katharina II. herausgegeben von J. Grot. — St. Petersburg, 1878 und 1880. Zwei Großoctavbände von 734 und 439 Seiten.

Herr Grot hat vor zwei Jahren im 23. Bande der großen Sammlung der K. Russischen historischen Gesellschaft 273 Briefe Katharina's II. an Grimm veröffentlicht und bietet uns jetzt als ziemlich werthlose Vervollständigung dieser werthvollen Korrespondenz 45 Briefe Grimm's an die Kaiserin. „Welch' unberechenbare Massen von Grimm's Blättern mögen noch in der Petersburger Bibliothek schlummern, welche darauf warten erweckt und fallen gelassen zu werden, fragte sich Carlyle schon vor bald fünfzig Jahren; und in der That, das ist das Einzige, was wir mit diesen endlosen Episteln des redseligen Schwätzers thun können, während wir die Antworten seiner kaiserlichen Korrespondentin mit stets wachsendem Interesse lesen. Der Briefwechsel erstreckt sich über zweiundzwanzig Jahre (1774 bis 1796); die Briefe Grimm's sind fast ausschließlich aus der Zeit vom Juli 1780 bis August 1781 und vom August 1790 bis Mai 1791. Die ganze Korrespondenz ist zum größten Theile in französischer Sprache geschrieben, die nur ausnahmsweise mit der deutschen, der Muttersprache beider Korrespondenten, abwechselt.

bilden ein Buch zum Blättern, Aufnehmen und Nachschlagen, nicht zum Durchlesen, trotz, vielleicht auch wegen, der bunten Fülle von Geist, Witz, Weisheit und merkwürdigen Facten, die es enthält. Es ermüdet in fortgesetzter Lektüre und doch will es ganz gelesen sein. Der erste Eindruck ist kein angenehmer: je weiter man aber liest, desto lebhafter drängt sich Einem die gewaltige Persönlichkeit der großen Frau auf. Entwickelt sie sich selber immer weiter fort von Jahr zu Jahr? Läßt sie sich mehr und mehr gehen? Giebt sie sich selber immer unbefangener? Muß man sich an ihren Ton gewöhnen? Es ist schwer zu antworten. Sicher ist, die ersten fünfzig Briefe haben etwas Forcirtes, das nicht angenehm berührt: die Sprache erscheint absichtlich derb; die Schreiberin

---

Vorrede, wie Anmerkungen und Register sind leider in russischer Sprache abgefaßt, was den Gebrauch des Buches für Ausländer sehr erschwert. Der zweite Band bringt statt der Anmerkungen eine fortlaufende russische Übersetzung unterm Text. Es soll daraus dem Herausgeber kein Vorwurf gemacht werden. Eine kaiserl. russische Gesellschaft, welche die Briefe einer russischen Kaiserin veröffentlicht, muß wohl die Landessprache gebrauchen, selbst wenn der Text kein einziges russisches Wort enthält; und einmal muß doch der Anfang gemacht werden mit der strengen Einführung dieser Landessprache. Auch eine Ausgabe der Werke Friedrichs II. mit deutschen Anmerkungen wäre vor hundert Jahren den Ausländern ein wenig unbequem gewesen. Vielleicht kommt die Zeit, wo die Gelehrten Europas auch das Russische werden verstehen müssen, wie sie heute das Deutsche zu lesen gezwungen sind; einstweilen aber ist's recht lästig, wenn man alle diese 1200 Großoctavseiten durchblättern muß um zu finden, was man sucht, und wenn man in den Anmerkungen gar keine Hilfe findet. Jedenfalls hätte der Herausgeber das Namenregister wenigstens mit lateinischen Buchstaben drucken lassen können, da ja doch im Texte

hascht etwas gar zu sehr nach Witz; eine gewisse unweibliche Trockenheit des Herzens wird geradezu herausgehängt und durch Alles spielt die liebe Eitelkeit mehr als gut ist durch. Dieser Eindruck macht dem ganz entgegengesetzten Platz, wenn man sich in das merkwürdige Buch hineinliest, das uns jedenfalls die bedeutende Frau besser als alle Frühererschienenen vor die Augen führt. Hier ist's die etwas spätgereifte, selbstgewisse, in ihrer Bedeutung anerkannte, in ihrer Thätigkeit erfolgreiche Fürstin, die sich uns in der ganzen Fülle ihrer reichen Natur zeigt, aber abgeklärt, mit gedämpfter Sinnlichkeit, allgegenwärtig mit ihrem Geiste, wo nur irgend etwas des Interesses Werthes sich in Europa regte. Die vor etwa zwanzig Jahren von Herzen veröffentlichten Memoiren dagegen zeigten sie uns in ihrer

---

alle Eigennamen mit solchen Lettern gedruckt sind. Franzosen und Engländer, sowie Russen selber, sind den gelehrten Herausgebern der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" gewiß sehr dankbar, daß sie das Register — wie übrigens selbst den Text der deutschen Briefe — in lateinischen Lettern haben drucken lassen. Wie dem auch sei, Herr Grot wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihm nicht dasselbe Lob wie Herrn Dr. Reinhold Koser spenden kann, dessen anspruchslose Anmerkungen nicht nur einen gewaltigen Schatz sichersten Wissens verrathen, sondern auch die Benutzung der werthvollen Sammlung so außerordentlich erleichtern: ich weiß eben nicht, was in Herrn Grot's Anmerkungen steht. Übrigens sind gar viele wenig bekannte Namen und Anspielungen da, bei welchen überhaupt keine Anmerkung gegeben ist. Der Text ist sehr korrekt, sowohl in den deutschen Stellen als im Französischen. Eine kleine Pedanterie muß uns der Herausgeber schon zu Gute halten: er druckt konsequent G u i m é n é anstatt G u é m é n é e, wie der Name der in Rede stehenden Linie der Rohan's lautet.

Jugendzeit vom 14. bis 30. Jahre, in abhängiger Stellung, eingepuppten Geistes, ohne höhere Interessen politischer oder literarischer Art, ganz beherrscht von dem Gefühle des unleidlichen Druckes, des Hasses gegen den unwürdigen, rohen Gemahl, des Bedürfnisses nach Betäubung und Genuß. Sie zeigten uns die halb-asiatische Welt, in welche die kleine lutherische Prinzessin plötzlich versetzt worden, in greifbaren Umrissen; sie zeigten uns diese Prinzessin selber noch im moralischen Chaos, aus dem sich ihr Geist und ihr Charakter herauszuringen hatten und siegreich herausrangen.[1])

---

[1]) Ich halte nämlich diese Memoiren weder für durchaus unächt wie Bernhardi, noch für durchaus ächt wie Sybel und Rambaud. Gegen erstere Annahme spricht der Umstand, daß da Dinge berichtet werden, welche nur die Großfürstin selber wissen konnte, die aber dermaßen das Gepräge der Wahrheit tragen, so mit allen Andern zusammenpassen, daß man sie nicht für erfunden halten kann; gegen die letztere Annahme gilt zwar nicht durchaus Bernhardi's Erwägung, daß „nach manchen Nebenumständen" — er denkt wohl an die Erwähnung von Beniowsky's Flucht aus Sibirien — „Katharina diese Denkwürdigkeiten nicht vor dem Jahre 1780 geschrieben haben könnte. Sie wären demnach ein Werk der Zeit, in der sich ihr Geist zur vollen Reife entfaltet hatte. Da müßten sie doch jedenfalls das Werk einer eminent gescheidten Frau sein. Das sind sie nun aber ganz und gar nicht. Sie sind vielmehr das Produkt eines sehr dürftigen Geistes, dessen Schwingen weder sehr hoch noch sehr weit tragen." Dies ist viel zu viel gesagt. In den Denkwürdigkeiten zeigt sich hin und wieder ein großes Darstellungs- und Erzählungstalent, freilich keine tiefen Gedanken, Urtheile, Witzworte, aber oft ein außerordentliches Leben, viel Humor und Leichtigkeit, manchmal scheint die Leidenschaft selbst die Feder geführt zu haben. Das kann sie nur in ihrer wilden Zeit geschrieben haben, da Liebe und Haß noch frisch waren. Jedenfalls würde die fünfzigjährige Katharina ihre Geschichte nicht so geschrieben haben; denn

Unser Briefwechsel beginnt 1774, d. h. als die Kaiserin bereits fünfundvierzig Lebens- und zwölf Regierungsjahre zählte. Der sechs Jahre ältere Grimm war damals schon längst nicht mehr der arme Teufel, den Rousseau als Secretär des Grafen Friesen gekannt. Schon seit Jahren war er, noch ehe er eine amtliche diplomatische Stellung einnahm, „der Ministerresident und Chargé d'affaires der (europäischen) Mächte bei der französischen Meinung und dem französischen Geiste, und zugleich der Dolmetscher und Secretär des französischen Geistes bei den Mächten". So Sainte-Beuve und er

---

sie liebte damals die Dinge von oben zu besehen und zu beurtheilen, allgemeine Sentenzen aufzustellen, die Ereignisse unter weite Gesichtspunkte zu bringen; das politische Interesse herrschte durchaus vor, der Groll gegen den Gemahl war längst verraucht und sie war durchaus keine nachtragende Natur. Mehr fällt deshalb Bernhardi's Einwurf in's Gewicht, daß man nicht wohl begreifen könne, „was eine so kluge Frau, die doch sonst Maß zu halten weiß, bewogen haben sollte, gerade in Beziehung auf die Geburt ihres Sohnes so rücksichtslos wahrhaft zu sein, ohne zu bedenken, welche Gefahren sie dadurch heraufbeschwören könnte;" und dasselbe läßt sich von vielen anderen Angaben sagen. Auch würde das beste Gedächtnis nicht ausgereicht haben, um sich nach dreißig Jahren so genau aller Umstände und Daten zu erinnern; das schlechteste nicht, um gewisse Anachronismen zn begehen, die hier mitunterlaufen. Dazu kommt endlich, daß die Kaiserin in vorliegender langer Korrespondenz mit Grimm, in welcher sie ihrem Vertrauten alles mittheilt, was sie thut und schreibt — Komödien und Gesetzesentwürfe, ihre „Geschichte Rußlands" und ihr Wörterbuch von 200 Sprachen — nie von diesen Denkwürdigkeiten spricht, außer einmal und dann um die Sache auf's Entschiedenste zu verneinen: „Ich weiß nicht, schreibt sie am 22. Juni 1790, was Didot mit meinen Memoiren meint; aber sicher ist, daß ich keine geschrieben habe und daß, wenn es eine Sünde ist, es nicht

fügt hinzu, was wir nicht so ganz unterschreiben können: „Er füllte diese doppelte Mission sehr würdevoll aus.“ Rousseau und Duclos, freilich seine Busenfeinde, urtheilen anders; aber auch unser Mozart hat wenig Gutes von ihm zu berichten; selbst seine Geliebte, Mme. d'Epinay, hatte ihn am Ende durchschaut; ja sogar sein eigener Secretär, der ihn höchlich bewunderte, meinte, „er habe damals schon viel von jener Natürlichkeit und Einfachheit verloren, welche ihm der liebe Gott ertheilt“ und habe sich, „sobald er Titel und Bändchen gehabt, nicht mehr vor der Eingebildetheit (infatuation) zu hüten

---

gethan zu haben, ich mich zu derselben bekennen muß.“ Dagegen scheint mir unzweifelhaft, daß die junge Großfürstin ein äußerst lückenhaftes Tagebuch hielt, Rückblicke auf das in der Woche oder dem Monat Geschehene und daß eine nicht sehr intelligente, noch wohlwollende Hand die Aufzeichnungen ihrer Sturm- und Drangperiode aneinandergereiht, böswillig und ungeschickt vervollständigt und überarbeitet hat, wobei dann jene groben Irrthümer entstanden sind, deren Katharina sich gewiß nicht schuldig gemacht hätte. Es ist dies der Vorgang, durch den die meisten sogenannten Fälschungen entstanden sind, und so lange wir nicht erfahren, wie die Memoiren in Herzens Hände gekommen, müssen wir annehmen, daß der berühmte Agitator das Opfer eines solchen Halbbetrugs war.

Wie dem auch sei, die uns heute gebotenen Briefe sind von unzweifelhafter Ächtheit und vervollständigen auf's Willkommenste die schon früher herausgegebenen und nicht weniger authentischen an Fr. von Bielke. Auch ihres Geheimsecretär's (Krapowitsky) Tagebuchblätter lassen die Kaiserin ganz reden, als ob sie unbehorcht wäre, wenn wir anders Herrn Rambaud's Analyse des merkwürdigen Buches (in der Revue politique et littéraire vom 16. Oct. 1880) glauben dürfen. Die politische Korrespondenz der Kaiserin mit Joseph II., wie sie das „Russische Archiv“ und Arneth mittheilen, dient zwar auch dazu, den Charakter Katharinen's aufzuklären, doch nur, wenn man sie mit diesen vertraulichen Ergüssen

gewußt.“ Katharinen war der Mann sehr nützlich: er war ihr Agent in Westeuropa, kaufte Bilder und Statuen, Bibliotheken und Medaillen für sie ein, zahlte die Pensionen aus, die sie gar manchen armen Teufeln verabreichte, und legte ihr über seine Geschäfte Bericht ab. Einige dieser Berichte, welche ganz anderer Natur sind als die Correspondance littéraire, die er ihr wie seinen

---

vergleicht und durch dieselben kontrolliert. Die Denkwürdigkeiten Ségur's, der so lange an ihrem Hofe beglaubigt war und auch in diesen Briefen einen großen Platz einnimmt, die Aufzeichnungen Fürst de Ligne's, dem Katharina so wohlwollte, daß sie ihn sogar zum russischen Feldmarschall ernannte, und die Auszüge aus den Berichten der französischen und englischen Botschafter (La Cour de Russie il y a cent ans. Berlin, Schneider 1858) bringen uns die Eindrücke und Beobachtungen von bedeutenden Menschen, die ihr nahe kamen, und es muß gesagt werden, daß ihre eignen Briefe die Auffassung dieser Beobachter fast durchgängig bestätigen; denn eine Heuchlerin war Katharina sicherlich nicht; das geht aus jeder Zeile dieses höchst interessanten Buches hervor.

Ich habe schon gesagt, daß der zweite Band, der Grimm's Briefe an die Kaiserin enthält, weit weniger interessant ist. Immerhin wird man mit Belehrung und Antheil die Briefe lesen, welche die Auflösung des 18. Jahrhunderts durch die Revolution äußerst drastisch schildern. Man sieht die ganze Welt vor sich auseinanderstäuben, und auch Grimm selber in sein Nichts zurücksinken. Von höchstem Interesse sind die Fragmente aus Prinz Heinrich's von Preußen Briefen an Grimm (S. 373—403). Man sieht daraus, wie sehr Friedrich's des Großen Bruder, — dessen knappes, lebhaftes Französisch, beiläufig gesagt, sich sehr wohlthuend abhebt von Grimm's fahler Phraseologie — den Krieg gegen Frankreich mißbilligte und wie jämmerlich ihm überhaupt die europäische Politik im Allgemeinen, die Hertzberg's insbesondere, erschien. (Das Wort s a r m a t e p. 382, welches dem Herausgeber nicht recht erklärlich scheint, bezieht sich einfach auf die Mischung des Polenthums mit dem Deutschthum, seit 1772.)

anderen Abonnenten schickte, haben wir hier vor uns. Sie enthalten Nichts als verbrämte Rechnungsablagen, in den letzten Jahren auch wohl obligate Heulereien über die Revolution und „die Höhle der 1200 Advokatenkönige“, Mirabeau's „Jargon“ und Condorcet's „Höllengeist“, vor Allem aber die fadesten, überschwänglichsten, eintönigsten Lobeserhebungen der Kaiserin, der Minerva des Nordens ꝛc. Und diese Speichelleckerei ist nicht nur unwürdig und langweilig, sie ist auch geschmacklos im höchsten Grad. Selbst Katharinen, die eine aufrichtige Freundschaft für ihn hegte, wurden manchmal seine Höflingsschwächen und mehr noch diese seine Schmeicheleien lästig: sie lachte über ihren Souffredouleur — es war dies sein Spitzname, denn wer mit ihr in Berührung kam, erhielt einen Spitznamen — „der in jeden Schafskopf (pécore) von deutscher Fürstin verliebt sei“; ja bereits zwölf Jahre vorher schreibt sie ihm einmal: „Ich weiß schon lange, daß Sie nie glücklicher sind, als wenn Sie bei, nahe, neben, vor oder hinter einer deutschen Hoheit sind und Gott weiß, wo Sie sie alle ausgraben“. Er aber schwelgt in ihrer Gunst wie eine Katze in der Sonne: „wenn er sich von ihr reißen will, ist's ihm als risse er sich vom Dasein los“; er bittet sie „ihn unter ihren Hunden zu behalten“. Ihre Korrespondenz wird für ihn „das einzige Gut, der einzige Schmuck seines Lebens, die Angel seines Glückes, so wesentlich zu seiner Existenz als das Athemholen“. Empfängt er einen Brief von ihr, so will er zu seiner „unsterblichen Herrin hineilen, ihre Kniee küssen und sie mit Thränen der Freude und des Dankes benetzen“, oder seine Augen „verwandeln sich in zwei strömende

Quellen und er zerschmilzt in Thränen, er küßt tausendmal die geheiligten Buchstaben, gezeichnet von jener hehren Hand, auf der er ersterben möchte vor Rührung und Dank". Bekommt er keinen Brief, so lebt er von dem Letzten, so lange er kann: „Lorsque je fus à sec, je me dis: du armes Blümlein, du mußt nun verwelken, denn deine himmlische Gärtnerin hat Deiner vergessen". Nicht er allein, alle seine Freunde haben die „Katharinensucht, oder, nach Anderen, die Nord-Minervenkrankheit, er als ihr Leibmedikus hat einen harten Stand" ... Und so fort 400 Seiten lang; es ist zum Übelwerden. Das sind nicht mehr die konventionellen Formen des Jahrhunderts, das ist bewußte Augendienerei, bei der der Fuchs seinen Vortheil wohl wahrzunehmen weiß — sucht er der „unsterblichen Herrin" ja sogar die Diamanten seiner Geliebten, der d'Epinay, aufzuschwatzen. Manchmal muß sie sich denn auch seine Schmeicheleien rund verbitten. So als er ihr ein Büchlein „Katharina in ihren Thaten" widmet: „Hören Sie mal, Souffredouleur, es ist nicht erlaubt die Leute so unmäßig (à toute outrance) zu loben ohne für einen argen Schmeichler zu gelten und es sieht ganz danach aus. So wäre ich denn in meinen alten Tagen noch das Muster der Könige geworden! O, mein Gott! was für ein schlechtes Muster, wenn man all das Übel glauben darf, das man von ihr gesagt hat und noch sagt. Wissen Sie wohl, daß nicht die Lobeserhebungen mir wohlgethan haben; aber wenn man Übles von mir sagte, dann sprach ich zu mir selbst mit edler Zuversicht und indem ich mich über die Schwätzer lustig machte: Rächen wir uns! Strafen wir sie Lügen! Aber eine Kyrielle von

Lobeserhebungen wie die da, wozu ist das wohl gut? Das ist lang und langweilig und weiter Nichts“. Als er gar die Augendienerei so weit treibt, ihr den Panegyricus als Lektüre für den Enkel (Alexander I.) anzurathen, bricht sie los: „Ah, diesmal, Souffredouleur, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich wirklich keinen gesunden Menschenverstand mehr hätte haben müssen, wenn ich M. Alexander ein Buch gegeben hätte, worin nur von mir und in faden Lobeserhebungen meiner Person die Rede ist. Was hätte er von mir gedacht? Er, der die Bescheidenheit in Person ist?“ — Grimm fragt sich einmal wohlgefällig in einem seiner Briefe, was wohl die Nachwelt dazu sagen würde, wenn sie diese vertrauliche Korrespondenz zwischen der mächtigen Kaiserin und dem kleinen Literaten zu sehen bekäme. Die Antwort dürfte wohl die einstimmige Rückfrage sein, wie eine gescheidte Frau diese „allerunterthänigsten Vorträge des thönernen Gefäßes ihrer Schöpfung“, die wahrlich das übrigens recht schlechte Papier nicht werth sind, auf welchem sie gedruckt stehen, nur hat durchlesen können; wenn sie dieselben anders durchlas, woran ich zweifeln möchte. Er bediente sie prompt und genau: da wird sie die ewigen Bücklinge des Factotums resigniert mit in Kauf genommen haben.

Wohl blieben ihm, wie man oft gesagt hat, alle Freunde, außer Rousseau und Duclos, ihr Leben lang treu: der leidenschaftliche Diderot, an den, als „den deutschesten Franzosen, der französischste Deutsche“ sich eng angeschlossen hatte — das Wort ist von Sainte-Beuve —, Saint-Lambert, d'Holbach, Helvetius, vor Allem aber Mme. d'Epinay. Es soll auch nicht geleugnet

werden, daß Rousseau's Anschuldigungen in den Thatsachen ganz unbegründet sind — aegri somnia vana —, im Wesen mochte der arme Wahnsinnige doch Recht haben: Grimm macht den Eindruck eines vollendeten Komödianten, den die feinen Franzosen nicht leicht durchschauten — Verschiedenheit der Nationalität ist, wie Geschlechtsverschiedenheit, ein trefflicher Schirm für Komödianten: man schreibt das Zweideutige der Fremdheit zu, während es doch ganz dem Menschlichen angehört. Er selbst sprach sich „ein deutsches Herz und einen französischen Geist" zu. Das klingt ja recht schön, man sollte meinen, es heiße Etwas, es heißt aber doch Nichts. Grimm war ganz ein Mann solider deutscher Bildung, was ihm eine große relative Überlegenheit über die französischen „Philosophen" gab; er hatte sich die französische Form ganz angeeignet, was in Deutschland imponierte; war gewandt und eitel — er schminkte sich sogar weiß — aber die Gewandtheit war größer als die Eitelkeit: nie opferte er einen reellen Vortheil für eine Genugthuung der Eigenliebe. Kühl bis an's Herz hinan wußte er auch seine Freundschaften zu wählen. Er war sicher im Verkehr, wie ein guter Geschäftsmann; dienstfertig dabei; doch konnte er auch das Gegentheil sein. Die Franzosen bewunderten die Objektivität seiner Kritik; und in der That ward es ihm, als einem Fremden, leichter als ihnen, sich über den litterarischen Parteien zu halten und er war Einer der Menschen, die es verstehen, sich nie Feinde zu machen; hatte er aber einmal Einen, so schonte er ihn auch nicht. Ich kenne nichts Hämischeres als seine Analyse der „Confessions" in der „Gazette littéraire" von 1787, wie überhaupt seinen Ton, so oft er

von Rousseau spricht. Wahr, Rousseau hatte ihn grausam mitgenommen, aber Rousseau war seit neun Jahren todt; der Wahnsinn und die Krankheit sprachen unverkennbar aus jeder Zeile seiner Anklage. Grimm dagegen war bei ganz kaltem Blute, hatte überhaupt eine wohl äquilibrirte Natur und, wenn er auch nicht der unfehlbare Kritiker war, den die Franzosen heute aus ihm machen, so war er doch hinlänglich mit der antiken Literatur genährt, um das wirklich Schöne sofort zu erkennen und zu würdigen. Wie konnte er die Stimmung finden, um eines der größten Meisterwerke aller Zeiten, den ersten Band der Confessions, nur vom moralischen und persönlichen Standpunkte aus gehässig zu persifflieren, ohne auch nur ein Wort der Anerkennung für das Anerkennenswerthe? Ja selbst das Porträt Mme. d'Epinays, mit der er so lange Jahre verbunden gewesen (Gaz. litt. 1783) verräth nicht den Geliebten, der seine Freundin verloren; der hätte geschwiegen oder andere Worte gefunden. Doch lassen wir die Confessions und die Gazette littéraire und kommen wir zu unserem Briefwechsel zurück, worin freilich wenig von jenem „Geschmack" Grimm's zu finden ist, wenn auch hier und da ein witziges Wort mit unterläuft, wie wenn er sagt „in einem gewissen Alter müsse man in seinem Kopfe lesen, und wenn man nichts darin fände, den Laden schließen und vegetieren". Aber solche Gedanken sind selten; der gescheidte Mann hebt sie offenbar für die Correspondance littéraire auf, wo er sie bezahlt bekommt.

Grimm hatte schon längst seine literarischen Berichte an alle deutschen Höfe und auch an Katharina geschickt, als er 1773 im Gefolge der großen Landgräfin nach

St. Petersburg ging, um dort der Kaiserin persönlich vorgestellt zu werden. Auch Merck befand sich in der Gesellschaft; und sonderbar! soviel mir bekannt, erwähnt der Kriegsrath nie den Herrn Hofrath und vice versa. Auch scheint Merck weder Grimm noch der Kaiserin je ein Wort von seinen Freunden Goethe und Herder gesagt zu haben.[1]) Merkwürdig, die Kaiserin kennt unser deutsches Unterrichtswesen aus dem Grunde, bewundert und beneidet die Organisation unserer Volksschulen, Gymnasien und Universitäten; sie spricht auch oft von deutscher Literatur, sie ist ganz entzückt von der Weise, wie man die deutsche Sprache handhabt — „wer hätte je geglaubt, daß diese harte Sprache solcher Annehmlichkeit fähig wäre?“ — aber es sind immer die Nicolai und Thümmel, die sie bewundert — stellt sie doch Ersteren neben Fielding und Voltaire! — höchstens finden auch noch Zimmermann, Mme. de la Roche und Lavater

---

[1]) Vielleicht wird in dem mir leider unzugänglichen „Briefwechsel der großen Landgräfin“ (herausgeg. v. Walther, Wien 1877) Näheres über diese Reise mitgetheilt. Ich habe das Buch bei seinem Erscheinen gerade nur gesehen und flüchtig durchblättert, und verweise die Glücklichen darauf, welchen deutsche Bibliotheken erreichbar sind. Auch enthält ein früherer Band der Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft die Denkschrift, welche Grimm über den Ursprung seines Verhältnisses zur Kaiserin geschrieben, sowie Briefe Katharinens an Frau von Bielke in Hamburg. Da mir dieser Band ebenfalls nicht zur Hand ist, so entnehme ich zwei charakteristische Citate aus demselben dem Aufsatz A. Rambaud's über die Korrespondenten Katharinas (in der »Revue des Deux Mondes« vom 15. Januar 1877), indem ich jedoch bemerke, daß jene Denkschrift etwa dreißig Jahre nach der Petersburger Reise geschrieben worden sein muß, was Herr Rambaud anzumerken vergessen hat, obschon es Vieles erklärt

Gnade vor ihren Augen. Wieland's „Abderiten" erwähnt sie einmal; Lessing nennt sie nie, freut sich aber so über die Schläge, welche Pastor Götz (Goetze) erhält, daß sie ihn wohl gelesen haben muß, ohne seinen Namen zu beachten; aber, obschon die Korrespondenz bis zum Jahre 1796 reicht, ist nie von Herder, der doch in ihren Staaten seine „Fragmente" geschrieben, geschweige denn von Goethe und Schiller die Rede; vielleicht weil die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die sie mit aufmerksamster Bewunderung las, ihre Hauptquelle war und Nicolai bekanntlich darin die junge Schule sehr von oben herab behandelte, obschon Merck darin den „Werther" höchlich gepriesen hatte. Und dabei spricht sie mit großem Bedauern von Friedrich II., weil er diese entstehende deutsche Literatur nicht kenne oder verachte. Als seine Schrift über dieselbe herauskam, sagte sie: „Was wollen sie? Er hat einmal den Bug (il a pris son pli); er sieht wenig Leute, und wenn er welche sieht, spricht er und die Andern horchen; Niemand hat ein Interesse daran, ihm zu widersprechen und man fürchtet ihn. Das sind Quellen genug, die dazu beitragen, daß er gar Manches nicht erfährt. Dazu das Alter. Im Jahre 1740 waren wir jung und wir sind's nicht mehr." Ja, sie meint die Franzosen — sie nennt sie seit Voltaire's Tod nur „die armen Leute" — wären ganz aus dem Feld geschlagen durch Sebaldus Nothanker, Wilhelmine, Spitzbart u. s. w. „Die armen Leute (diese Citation ist deutsch im Text) haben nicht ein einzig Büchlein aufzuweisen, was diesen beikommt, seit mein Meister todt ist. Elende Versspinner und weise Quäckler mit Tausendkünstlern, die nichts aus dem Grunde studiert haben, und dennoch ihre diverse

Kindereien für's non plus ultra ausgeben, der haben sie die Menge!" Auch Grimm, an dem Duclos (nach Mme. d'Epinay's Memoiren) schon 1754 kein anderes Talent fand, als daß er „die monstruösen Schönheiten der deutschen Literatur" in Frankreich zur Geltung brachte, hatte einen hohen Begriff von seinen Landsleuten: er meinte, es sei „nicht zu leugnen, daß der erlauchte Herr Verfasser (Friedrich II.) seiner Materie nicht gewachsen sei und von der deutschen Sprache ohngefähr wie ein Blinder von der Farbe urtheile", — aber auch er spricht weder von den „kritischen Wäldern" noch von der „Dramaturgie", weder von „Götz" noch von den „Räubern".

Der eigentliche Briefwechsel beginnt sofort nach jener Reise und zwar mit einer Anspielung auf den Tod der großen Landgräfin, der kurz nach ihrer Rückkehr nach Darmstadt erfolgt war (März 1774). „Diese Landgräfin war eine einzige Person, schreibt die Kaiserin im ersten Brief. Wie sie zu sterben gewußt hat! Wenn die Reihe an mich kommt, werde ich ihr nachzuahmen suchen und, wie sie, alle Weiner von meinem Bette jagen." Man weiß, daß Friedrich ebenso von der Freundin Moser's dachte und ihr eine Marmorurne mit der Inschrift: „Sexu femina, ingenio vir" setzen ließ; die Großen des Geistes aber, Goethe und Wieland, Herder und Merck, blieben in ihrer Bewunderung nicht hinter den Großen der That zurück. — Der Briefwechsel zwischen Grimm und der Kaiserin ward noch lebhafter und namentlich vertrauter, nach einem zweiten Aufenthalte des Literaten in Rußland (Sept. 1776 — Aug. 1777) und danach mit kurzen Unterbrechungen bis zum Tode der Kaiserin

(Oct. 1796). Die längsten dieser Unterbrechungen währten nur 4—5 Monate und waren verursacht, einmal durch die historisch so wichtige Reise Josephs II. an den Hof der Kaiserin, das andere Mal durch den Tod ihres Günstlings Lanskoi, der sie auf Monate hin niederschlug und betäubte. Grimm erhielt von Katharinen einen Jahrgehalt von 2000 Rubel und, nachdem er in der Revolution Vieles eingebüßt und im Sommer 1791 Frankreich hatte verlassen müssen, machte sie ihm verschiedene Freundschaftsgeschenke, die sich auf etwa 50—60,000 Rubel belaufen zu haben scheinen. Kurz vor ihrem Tode ernannte sie ihn noch zum russischen Ministerresidenten in Hamburg. Geadelt war er schon geraume Zeit und seine hohen Orden zählte er gar nicht mehr. Man weiß, daß er 1807 als ein Vierundachtzigjähriger in Gotha starb.

Diese lange Unterhaltung zweier Deutschen in einer fremden Sprache ist so recht ein Stück des 18. Jahrhunderts. Nie war der Kosmopolitismus in geistigen Dingen größer als in der Zeit Horace Walpole's und Gibbon's, Galiani's und Diderot's, während doch im Staatlichen die nationalen Individualitäten sich immer bestimmter ausbildeten. Freilich waren Katharina und Grimm auch durch ihr Leben im Auslande der Heimath mehr als andere Humanitarier der Zeit entfremdet worden: Grimm lebte von seinem 24. bis fast zu seinem 70. Jahre in Paris und Italien; Katharina gar kam vierzehnjährig nach Rußland und sah ihr Vaterland nie wieder. Ihr Deutsch ist darum doch, wenn auch weniger korrekt als das Grimm's, weit deutscher als seins. Es erinnert, wie auch ihre Gedanken, oft an Frau Rath.

Sie braucht es selten und nur in Parenthesen, aber bei allen altfränkischen Wendungen, grammatischen Fehlern und Vulgaritäten des Ausdrucks ist ein sehr richtiges Sprachgefühl darin und zwar ein bewußtes Sprachgefühl: „Cela vous fera manquer le débotter à Petersburg, schreibt sie ihm einmal, car ce débotter sera sur les confins de 1775; und im übrigen tausendmal wie niemals; der Herr wird thun was ihm beliebt und kann schaffen wie er's versteht. Voilà de l'allemand comme on pourrait en produire à Vienne; j'ai un goût décidé pour ce mot „schaffen": il me semble qu'en droite ligne il tient à la création; j'ai toujours trouvé cette création une jolie chose." Oder: „Nun habe ich die .. und werde sie schon durchhecheln als Flachs durch den Kamm. Ist dieses nicht wahrlich eine so schön ausgesonnene Vergleichung als selbst der ehrwürdige Homerus sie hätte dermalen aussinnen können?" Die „Prüfungen" des Herrn Pastor Wagner waren nicht verloren, mit denen das Prinzeßchen in ihrer Jugend gequält worden: ihr Deutsch hat von dieser lutherischen Erziehung etwas Biblisches behalten, das Einem sehr wohl thut und gegen ihre volksthümliche Derbheit fällt Grimm's Gottschedische Prosa gar sehr ab. Ähnlich im Französischen welches Beider wahres Werkzeug ist. Seine Sprache ist feiner, geschliffener, macht sich auch nie eines wirklichen Schnitzers schuldig, wie Katharine, die sich vorkommenden Falles wohl einen groben Germanism erlaubt (wie z. B. ce qui me manque — was mir fehlt — statt ce que j'ai); auch hütet er sich, wie's in seiner Stellung allerdings natürlich war, vor dem familiären Ton der Kaiserin, die stets mit einem kleinen Fluche bei der Hand ist, und

sich manchmal gar zu sehr gehen läßt; aber hier ist im Grunde die Sprache empfundener als bei dem Schriftsteller vom Handwerk; manchmal fast rabelaisisch in ihrer Willkür: „Laissez les galvauder: ils galvauderont comme galvaudeux de profession et en sortira galvauderie parfaite,“ sagt sie einmal von gewissen deutschen Herren. Man sieht, sie spricht nur die Wahrheit, wenn sie sagt, sie verstehe nur die Altfranzosen, M. Régnier oder Molière. „Ich bin eine Gauloise des Nordens,“ sagte sie einmal zu Fürst Ligne. „Ich begreife nur das alte Französisch. Ich verstehe das Neue gar nicht. Ich habe Eure Gelehrten in iste (die Encyclopädisten) versucht, habe Einige herkommen lassen; ich schrieb ihnen auch gelegentlich. Sie haben mich zu Tode gelangweilt, und haben mich nie verstanden. Es gab eben nur meinen guten Beschützer Voltaire ... Wissen Sie, daß es Voltaire war, der mich in die Mode gebracht hat?“ Ganz anders ist denn auch ihr Briefwechsel mit Voltaire: da nimmt sie sich zusammen; wir wissen, daß sie die Briefe an den Patriarchen von Ferney oft dreimal aufsetzte. Da wollte sie sich nichts vergeben; sie sah in ihm einen Potentaten; in Grimm sah sie nur ihre „Sache“, das „Nichts ihrer Majestät“, wie er selber sich demüthig nannte. „Hier sind zwei Ihrer Briefe vor mir, schreibt sie einmal, Nr. 14 und 15, die auf Antwort warten. Freilich sind da auch zwei vom König von Preußen, drei vom König von Schweden, zwei von Voltaire, dreimal soviele von Gott weiß wem, alle älteren Datums, und vor Ihren angekommen; aber da sie mich nicht amüsieren, weil ich sie schreiben muß, und ich mit Ihnen plaudere, nicht schreibe (merken sie sich das, das

ist neu), so ziehe ich vor, mich zu amüsieren, und meine Hand, meine Feder und meinen Kopf gehen zu lassen, wohin's ihnen beliebt." „Faselen wir ein wenig, da wir doch einmal von Ammen gesprochen," schreibt sie ein andermal. „Wissen Sie, warum ich den Besuch der Könige fürchte? Weil sie gewöhnlich langweilige, abgeschmackte Personen sind und man sich steif und gerade halten muß mit ihnen. Auch berühmte Leute halten meine Natürlichkeit im Respekt; ich will witzig sein comme quatre; und oft brauche ich diesen Witz comme quatre sie anzuhören und da ich zu schwätzen liebe langweilt mich's zu schweigen." Mit Grimm ließ sie sich eben ganz gehen.

Der sachliche Inhalt dieser Briefe, namentlich der Grimm'schen ist freilich etwas mager oder vielmehr, er ist zerstückelt und zuviel an sich Unwichtiges nimmt einen zu breiten Platz darin ein. Der Ton ist meist heiter und humoristisch; aber man sieht, er ist nicht dazu gemacht, lebendig gedruckt zu werden, wie sie denn auch ihren Korrespondenten hundertmal bittet, alle diese Briefe mit ihrem Klatsch und Geplauder sofort zu verbrennen, damit sie ja nie veröffentlicht würden. Sie schont die Leute nicht, mit denen sie in Berührung kommt; namentlich kommen Mama (Marie Theresie) und Brüder Ge und Gu (George III. und Gustav III.) sehr übel weg; die Politik nimmt fast ebensoviel Raum ein als die Genealogie Sir Thomas Anderson's, ihres Hundes, und seiner zahlreichen Nachkommenschaft; viel auch die Beschreibung der Reisen oder Feste, der Landgüter, die Rechenschaft über ihre Beschäftigungen vor Allem und ihre Lektüre. Gegen Ende freilich wird die Politik, die

im Grunde doch ihr oberstes Interesse war, immer wieder zum Hauptgegenstand der Unterhaltung. Ein fortlaufender Kommentar über die Verhältnisse der inneren Politik, sowie über die Personen wäre durchaus nothwendig, um das werthvolle Buch in ein größeres Publikum einzuführen: doch könnte man mit geschickten Scheeren, wenigen Anmerkungen und einer eingehenden ganz thatsächlich gehaltenen Einleitung aus dem schwerfälligen Bande ein Büchlein machen, das es mit den interessantesten Briefsammlungen des vorigen Jahrhunderts aufnehmen dürfte.

II.

Nicht Katharinens Politik, wohl aber ihre Persönlichkeit tritt uns aus ihren Briefen an Grimm sehr deutlich entgegen und manche Seiten derselben, die bis jetzt im Schatten geblieben, werden hier zum ersten Male voll beleuchtet. Das Menschliche an ihr soll denn auch der Vorwurf dieser kleinen Studie sein. Da ich aber wohl weiß, wie schwer es ist, den Staatsmann vom Menschen zu trennen, vor allem bei Katharinen, wo Dieser ganz in Jenem aufging, so werde ich diese Trennung auch nicht einmal versuchen. Katharina war in der That jeder Zoll ein Staatsmann und zwar ein großer Staatsmann, wie andere Frauen vor und nach ihr, denn die Staatskunst ist eine der wenigen männlichen Künste, worin die Frauen ihrer Naturanlage nach vortheilhaft mit uns konkurrieren können. Den Politiker darf man also bei ihr nie vergessen, wenn man der Person gerecht werden will: Aber den Inhalt ihrer Politik darf ich doch wohl als bekannt voraussetzen. Was sie darin geleistet,

hat Sybel in seiner trefflichen Charakteristik der Kaiserin (Kl. hist. Schriften Bd. I. 3. Auflage, Stuttgart 1880) so bestimmt hervorgehoben, er hat in wenig Worten die thatsächlichen Erfolge ihrer inneren und äußeren Politik in so schlagender Weise zusammengestellt, er hat so klar dargelegt wie noch heute sich keine brennende Frage in Deutschland erhebt, „wo wir nicht den Spuren von Katharinas Politik begegnen“, — daß ein langer Panegyrikus sie viel weniger gelobt haben könnte. Allein um Lob handelte sich's ja auch dort so wenig wie hier. Man wünscht eine solche Persönlichkeit nach allen ihren Seiten zu kennen, und man kennt sie nicht, wenn man vergißt, welche Rolle die Politik in ihrem Leben spielte: denn bei ihr beherrschte und bestimmte das Staatsinteresse alles Andere oder ging doch allem Anderen voran — darin gehört sie ganz zu jener edlen Fürstengeneration des 18. Jahrhunderts, die ihren Vortheil und Ruhm allein im wohl- oder übelverstandenen Interesse ihrer Unterthanen sehen wollten. Ward aber Katharinens Politik von Privatgefühlen nie beeinflußt, so gingen diese doch oft, gleicher Weise unbeeinflußt von der politischen Thätigkeit neben dieser her, bis es, da eine völlige Parallele doch nicht möglich ist, zu einem Zusammenstoße kam, wo dann immer das Staatsinteresse den Ausschlag gab.

Wie die bedeutendsten Zeitgenossen, wie unser Merck z. B., über die Kaiserin urtheilte, wie Diderot, Marmontel, wie Voltaire, das wissen wir. Dieser hatte, zum großen Skandal von Mme. de Choiseul, die nicht begreifen konnte, wie man ein „monstre“ bewundern konnte, welches so lieblose Gesinnungen gegen den Eheherrn

gehegt uud an den Tag gelegt hatte, — Voltaire hatte von ihr gesagt (1767): „Es giebt eine Frau, die sich einen großen Ruf erworben hat. Das ist die Semiramis des Nordens, welche 50,000 Mann marschieren läßt, um in Polen die Toleranz und Gewissensfreiheit herzustellen. Es ist das ein einziges Ereignis in der Weltgeschichte und ich stehe Ihnen dafür, das wird weit gehen. Ich darf mich vor Ihnen wohl rühmen, daß ich ein wenig in ihrer Gnade stehe: ich bin ihr Ritter gegen und wider Alle. Ich weiß wohl, man wirft ihr einige Kleinigkeiten gegen ihren Mann vor; aber das sind Familienangelegenheiten, in die ich mich nicht mische; übrigens ist es auch recht gut, wenn man ein Übel wieder gut zu machen hat; das legt es Einem nahe, große Anstrengungen zu machen, um sich die Achtung und Bewunderung des Publikums zu erzwingen; und sicher hätte ihr gräulicher Mann nicht eines der großen Dinge verrichtet, welche meine Katharina alle Tage ausführt."

Voltaire hat hier in seiner feinen tiefen Weise, die Alles sagt, ohne daß sie nur an die Dinge zu rühren scheint, auch die Schwächen „seiner" Katharina, wie gewisse Triebfedern ihrer großen Handlungen angedeutet. Nicht zufällig hat er die zweischneidige Vergleichung mit der asiatischen Königin eingeführt, und wieviel die Ruhmsucht, Katharinas stärkste Leidenschaft, zu ihrer großartigen Thätigkeit beitrug, ist nicht vergessen. Auch die Erwähnung des „gräulichen Mannes" ist nicht zwecklos: Peter III. erklärt eine ganze Seite von Katharinen. An die Mitschuld der Kaiserin bei seinem Morde glaubt Voltaire sowenig wie irgend ein Zeitgenosse, der sie persönlich kannte, — selbst Rulhière nicht — und alle

ernsthaften Historiker unserer Zeit sprechen sich im selben Sinne aus. Nur die Fernerstehenden, wie der klatschesfrohe H. Walpole, glaubten ohne Prüfung, wie sie später an Alexanders Mitschuld beim Morde seines Vaters glaubten. Die Denkwürdigkeiten der Fürstin Daschkoff, die ja die Hauptrolle in der Palastrevolution spielte, durch welche Peter gestürzt und Katharina auf den Thron erhoben wurde, sprechen sie ganz frei von aller Mitwissenschaft, und die Fürstin Daschkoff schrieb ihre Memoiren, als sie längst die Gnade ihrer Herrin verscherzt hatte. Dagegen geben diese Aufzeichnungen der Jugendfreundin, geben Katharinens eigene Tagebuchnotizen, von denen ich oben sprach und welche drei Jahre vor der Zeit aufhören, wo die der Fürstin beginnen, ein Bild Peters, welches das ganze Verhalten Katharinens gegen ihn erklärt und entschuldigt, wenn auch nicht durchaus rechtfertigt. Ich meine nicht nur seine Thronenthebung; die war eine Art legitimer Selbstvertheidigung, denn er ging damit um, sich ihrer zu entledigen und eine seiner Geliebten zu heirathen, und man durfte sich wohl eines Schlimmeren als der Verstoßung von ihm gewärtigen; ich spreche von ihrem ersten Unrecht gegen ihn. Man denke sich das vierzehnjährige Prinzeßchen, obschon belle et grande pour son âge et toute faite, wie Friedrich II. an Kaiserin Elisabeth schrieb[1]), — immerhin ein Kind, das in den strengsten sittlichen und religiösen Grundsätzen und den bescheidensten,

[1]) Polit. Corresp. (II. 459, vgl. 495.) Friedrich hatte sie als Braut vorgeschlagen, nachdem er seine eigene Schwester in weiser Selbstbeschränkung verweigert hatte. S. ebend. II. 268. Übrigens scheint Elisabeth, die dem Andenken ihres frühverstorbenen

fast bürgerlichen Verhältnissen herangewachsen, nun mitten in diesen halbasiatischen Hof versetzt wird, wo sich ein verschwenderischer Luxus, wüsteste Sitten, Intriguen aller Art breit machen; eine launische, jeder Wollust fröhnende Herrscherin, feile Diener, zerrüttete Familienverhältnisse rings um sie her; die Ehescheidung so alltäglich, daß die Frau univira noch seltener war als zur Zeit Cäsar's; das Liebhaberwesen im vollsten Flor; dazu nun einen vor der Zeit verderbten Bräutigam, kaum dem Knabenalter entwachsen, der seiner kleinen Braut alle seine Liebesabenteuer anvertraut, dann, nachdem er sie anderthalb Jahr später, noch immer als ein Kind, geheirathet, seine vielfachen Verhältnisse offen fortsetzt, selten aus der Trunkenheit herauskommt, die Pfeife nicht aus dem Munde läßt, seine Meute Jagdhunde im Schlafzimmer hält, seine junge Frau roh anfährt, sobald sie ihm eine Vorstellung macht, halbe Tage auf der Wachtstube zubringt oder mit Puppen spielt. „Ich bedaure die arme Königin von Dänemark," schrieb sie viele Jahre später an Fr. von Bielke, „daß man so wenig aus ihr macht. Es giebt nichts Schlimmeres als ein Kind zum Manne zu haben. Ich weiß, was die Elle davon werth ist und ich gehöre zu den Frauen, die glauben, daß es immer die Schuld des Mannes ist, wenn er nicht geliebt wird; denn wahrhaftig, ich hätte Meinen sehr geliebt, wenn er nur die Güte gehabt hätte, es zu wollen." Ein Wunder, wie die lebhafte junge

---

Bräutigams Karl von Holstein, trotz ihrer vielen Liebesintriguen, eine romantische Verehrung bewahrt hatte, sich für dessen Familie und insbesondere seine Nichte, die kleine Sophie Friederike, die einst Katharina II. sein sollte, interessiert zu haben.

Frau, gereizt durch ein unerträgliches Spioniersystem, selbst der Korrespondenz mit ihrer Familie beraubt, zu tödtlicher Langweile oder ewigem Taumel verdammt, jeder Versuchung ausgesetzt, umgeben von dienstfertigen Werkzeugen und Verführern, fast von der Kaiserin dazu gedrängt auf eine oder die andere Weise für einen Nachfolger zu sorgen, nur so lange ihre Treue wahrte. Wie sie als 23jährige Frau, nach neun Jahren an jenem Hofe, endlich der Versuchung unterlag, hat sie höchst naiv in ihrem Tagebuche (Mem. 331 und 332) erzählt: „Ich gefiel, und folglich war der halbe Weg zur Verführung zurückgelegt; und es ist in solchem Falle im Wesen der menschlichen Natur, daß die andere Hälfte unfehlbar folgt: denn Verführen und Verführtwerden liegen gar nahe beieinander und, trotz der schönsten moralischen Maximen, die man seinem Kopfe eingeprägt, mischt sich doch immer das Gefühl (la sensibilité) hinein; sobald aber das zum Vorschein kommt, ist man schon unendlich viel weiter als man glaubt und ich weiß bis jetzt noch nicht, wie man es verhindern kann zum Vorschein zu kommen. Vielleicht könnte uns die Flucht dagegen helfen; aber es giebt Fälle, Lagen, Umstände, wo die Flucht unmöglich ist; denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken wenden, an einem Hofe? Das selbst würde Gerede machen. Wenn man aber nicht flieht, giebt's nichts Schwereres als Dem zu entgehen, was Einem im Grunde gefällt. Alles was man zum Gegentheil sagen mag ist nur prüdes Geschwätz, welches nicht vom menschlichen Herzen abgenommen ist; und Niemand hält sein Herz in der Hand und drückt es zu oder läßt es los, indem er je nach Gutdünken die Faust

ballt oder öffnet." Allerdings, nachdem sie einmal in diese Bahn eingelenkt, blieb sie nicht halben Weges stehen; die Befriedigung der Sinnlichkeit wurde zur Gewohnheit; und sie ward am Ende nicht viel wählerischer als Männer in dieser Beziehung zu sein pflegen: denn da der Unterschied in der Anschauung solcher Verhältnisse nicht in der verschiedenen Natur beider Geschlechter, sondern nur in der Erziehung und Gesellschaft begründet ist, so handeln bekanntlich die Frauen, welche einmal die inneren und äußeren Schranken, die ihr Geschlecht umzäunen, niedergerissen haben, genau wie die Männer, wovon die Geschichte ja der Beispiele genug aufweist. Auch ihre Unterhaltung war ganz die eines Mannes: als Diderot, der immer vergaß, mit wem er zu thun hatte und ihr immer in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung „die Kniee blau und schwarz schlug", einmal selber vor seiner Derbheit erschrak, rief sie ihm zu: „Allons, entre hommes tout est permis." Und die Frauengesellschaft floh sie wie die Pest. „Ich weiß nicht, ist es Gewohnheit oder Neigung, sagte sie einmal, aber ich kann mich nur mit Männern unterhalten. Es giebt nur zwei Frauen in der Welt, mit denen ich eine halbe Stunde hintereinander reden könnte."

Was noch wunderbarer ist, als der lange Widerstand ihrer ersten Erziehung gegen die sittliche Fäulnis, mit der sie so früh in Berührung kam, ist, daß das geistige Interesse, das in ihrer Kindheit nicht geweckt worden, in solcher Umgebung erwachen konnte. Denn die russische Gesellschaft hatte damals noch nicht einmal den Firnis abendländischer Geistesbildung, den sie heute trägt. Nur das Kostüm und die Sprache waren fran-

zösisch: alles Andere war noch halb-barbarisch. Im Grunde ganz leer, scheinen die Leute Alle an einer chronischen Langweile zu laborieren. Sie ist der große Feind, den sie von früh bis spät bekämpfen, gegen den sie überall Hilfe suchen: im Wein, im Spiel, in der Wollust; denn was anderswo Befriedigung überströmender Sinnlichkeit ist, wird hier zum Ausfüllen der ewigen inneren Leere gebraucht; und das Rennen und Jagen nach Geld und Gunst und Macht hat keinen anderen Zweck als den, sich die Mittel zu jenem betäubenden Genuß zu verschaffen. Dabei eine naive Geringschätzung der Standesunterschiede, der konventionellen Bande und der gesellschaftlichen Vorurtheile, die uns anfangs fast angenehm berührt, bis wir dahinter kommen, daß es nicht so sehr das Gefühl des rein Menschlichen, als Leichtsinn und Frivolität sind, welche dieser Mißachtung zu Grunde liegen. Diderot ist ganz im Recht, wenn er von Fürst Galitzin, demselben der auch Grimm's Beziehungen mit der Kaiserin vermittelt, sagt, was noch heute von fast allen vornehmen Russen gilt: „er glaube an die Gleichheit der Stände aus Instinkt, was mehr werth sei als aus Nachdenken daran zu glauben;“ nur hätte er hinzufügen dürfen, daß der Instinkt geleitet sein will, wenn er nicht ausarten soll.

In dem wüsten Rausch dieses wirbelnden Lebens, mitten in dieser zum System ausgebildeten Gedankenlosigkeit und Scheinkultur, in diesem Gefängnis ohne Einsamkeit, erwacht Katharinens Interesse für das Höhere, Bessere. Das erste Jahr ihrer Ehe hatte sie nur Romane gelesen; die fingen aber an sie zu langweilen. Da fielen ihr zufällig Mme. de Sévigné's Briefe in

die Hände. Die Lektüre sprach sie an und sie hatte die Bände bald verschlungen. Dann sah sie sich nach ähnlichem um und verfiel auf Voltaire. Von da an brachte sie mehr Wahl in ihr Lesen: Montesquieu, Tacitus, Platon wurden gelesen und wiedergelesen: doch ihr Meister und Lehrer, ihr Orakel blieb Voltaire. Man sieht, sie war schon weit entfernt von der Zeit, wo es sie soviel Überwindung kostete, ihren Glauben aufzugeben um die griechische Religion anzunehmen [1]). „Der Religionswechsel“, hatte damals (1744) der preußische Gesandte an Friedrich geschrieben, „macht freilich der Prinzessin große Angst und ihre Thränen fließen in Strömen, wenn sie allein ist mit Leuten, die ihr nicht verdächtig sind. Indeß, fügte er klug hinzu, der Ehrgeiz gewinnt am Ende doch die Oberhand.“ — Sie sprach davon späterhin freilich sehr lose. Als ihre künftige Schwiegertochter erwartet wird, meint sie: „Sobald wir sie haben, machen wir uns an die Bekehrung. Um sie zu überzeugen wird's wohl vierzehn Tage brauchen, denke ich; wie viel es brauchen wird, ihr beizubringen, das Glaubensbekenntnis deutlich und richtig auf russisch zu lesen, weiß ich nicht.“ So leicht hatte sie's doch nicht genommen, dreißig Jahre vorher, als sie fast direkt aus dem Katechismus Pastor Wagners, der strengen Zucht ihres Herrn Papas und der Aufsicht von Mlle. Cardel „in Greifenheims Hause auf dem Marienkirchhof“

[1]) Vgl. darüber die äußerst interessante und inhaltsreiche kleine Schrift von F. Siebigk „Katharina der Zweiten Brautreise nach Rußland“ (Dessau, 1873), S. 57. Dieselbe ist zum größten Theil auf Studien in dem Anhalt-Zerbstischen Hausarchive begründet und giebt viele Inedita vom höchsten Interesse.

zu Stettin, herausgekommen war. Welchen Eindruck dieses Kinderleben hinterlassen, sieht man aus vielen vorliegender Briefe an Grimm.

Der alte Fürst war „Lutheraner, wie man's in den Zeiten der Reform war", sagte Friedrich II.; seine Lehren und sein Beispiel hatten sich tief eingeprägt in Katharinens jungen Sinn und es erforderte nicht wenig Anstrengung ihr und dem Vater die Überzeugung beizubringen, daß eigentlich das lutherische und griechische Glaubensbekenntnis ein und dasselbe wären, sich nur in Äußerlichkeiten unterschieden. „Der Vater war etwas halsstarrig," schrieb Friedrich II. an die große Landgräfin. „Ich hatte viel Mühe seine Scrupel zu besiegen; auf alle meine Vorstellungen antwortete er: Meine Tochter nicht griechisch werden. Aber ein Pfarrer, den ich zu gewinnen wußte, war gefällig genug, ihn zu überreden, daß der griechische Ritus dem Lutheranischen gleich wäre und er wiederholte nun unausgesetzt: Lutherisch-griechisch, griechisch-lutherisch, das geht an." Leichteren Stand als mit Vater und Tochter hatte man mit der jugendlichen Mutter: „Der schmeichelhafte Gedanke, schrieb der preußische Gesandte aus Petersburg, einst sagen zu können „die Kaiserin" wie man sagt „mein Bruder", benimmt ihr jedes Bedenken und hilft ihr die Tochter zu beruhigen." Daß die Aussicht auf die Kaiserkrone nicht auch ein großes Überredungsmittel gewesen, will ich nicht sagen. „Elle se plait aux grandeurs qui l'environnent, schrieb ihre Mutter an Friedrich II., und in einem Briefe an ihren Mann meinte sie „Figgen" — die kleine Braut trug noch ihren protestantischen Namen Friederike, — „Figgen southeniert

die tatige besser als ich, doch findt wir beyde Gottlob wohl, der regiere und führe uns Ferner." Und Katharina selber in ihren Memoiren (p. 17), wo sie von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Thronfolger spricht: „Er war mir beinahe gleichgültig; aber die Krone von Rußland war es mir nicht" . . . .

Wie dem auch sei, die Bekehrung war gründlich und die kleine Lutheranerin ward die impönitenteste Heidin, die je auf einem Thron gesessen: selbst ihr Idol Voltaire konnte nicht unehrerbietiger von dem „Flegel" (rustre) Luther, nicht dreister über das heilige Oel der griechischen Kirche scherzen, als seine hohe Schülerin. Letzteres sollte alle möglichen Übel durch seine Wunderkraft heilen, sie schickt es aber dem leidenden Grimm doch nicht: „Je ne suis pas en état de vous faire parvenir le présent d'huiles saintes fricassées en ma présence, car elles sont devenues puantes, sauf le respect qui leur est dû"[1]). Man sieht, die Bekehrung war nicht so sehr das Werk des Archimandriten Theodorsky als der Herren „Philosophen" in Paris, vor Allem des Erzfeindes Voltaire. Der war schon seit ihrem 16. Jahre ihr einziger Lehrer und Tröster. Sie, die nicht leicht empfindsam wird, strömt über, wenn sie von dem Manne spricht, dem sie ihr geistiges Leben verdankt, ohne ihn je persönlich gesehen zu haben. Als sie von seinem Tod und von der Verweigerung des

[1]) Die Briefe Katharinens sind alle französisch geschrieben; meine Citationen daraus sind übersetzt; nur wo mir die Übersetzung unmöglich gewesen ist, gebe ich den französischen Text. Katharinens eigenes Deutsch, das man überdies sofort herauserkennen wird, ist immer in Sperrschrift gedruckt.

Begräbnisses hört, ruft sie aus: „Man wagt einen solchen Mann nicht zu begraben, den ersten der Nation!“ Und zwei Monate später: „Seit Voltaire todt ist, kommt es mir vor, als habe die gute Laune ihre Ehre verloren. Er war die Gottheit der Heiterkeit (agrément). Verschaffen Sie mir doch gleich ein recht vollständiges Exemplar seiner Werke, um meine natürliche Anlage zum Lachen zu erneuern und zu stärken; denn, wenn Sie mir sie nicht bald schicken, bekommen Sie von mir nur noch Elegien.“ Und wiederum zwei Monate später: „Schon lange reflektiere ich in meinen Handlungen auf zwei Dinge nicht mehr: den Dank der Menschen und die Geschichte. Ich thue das Gute um's Gute zu thun, nichts weiter; und das hat mich wieder aus der Muthlosigkeit und Gleichgiltigkeit für alle Dinge dieser Welt aufgerichtet, die mich bei der Nachricht von Voltaire's Tod überkommen hatten. Denn er ist mein Lehrer; er oder vielmehr seine Werke haben meinen Geist und Kopf gebildet. Ich glaube es Ihnen schon oft gesagt zu haben, ich bin seine Schülerin; als ich noch jünger war, wünschte ich ihm zu gefallen; hatte ich Etwas gethan, so mußte es, um mir zu gefallen, werth sein, ihm mitgetheilt zu werden; und sogleich erfuhr er es. Er war so daran gewöhnt, daß er mich zankte, wenn ich ihm keine Nachricht gab und er sie von anderswoher erfuhr.“ „Geben Sie mir hundert Exemplare der Werke meines Meisters, damit ich sie überall niederlege. Sie sollen zum Beispiel dienen; man soll sie studieren, auswendig lernen, ich will, daß die Geister sich daran nähren ... Die Werke sollen chronologisch geordnet werden, nach den Jahren, in denen sie geschrieben. Ich bin eine Pedantin, die den Geistes-

gang des Autors in seinen Werken verfolgen will.“ Sie will sich eine casa santa wie die von Loreto vom Hause in Ferney machen lassen. „Hören Sie doch, wenn wirklich die Kraft, Tiefe und Anmuth (die Grimm gerühmt hatte) in meinen Briefen und meiner Ausdrucksweise ist, so danke ich alles Voltaire: denn lange lasen, studierten und lasen wir wieder Alles, was aus seiner Feder kam und ich darf sagen, ich habe ein so feines Gefühl dafür erlangt, daß ich mich nie über Das getäuscht habe, was von ihm war oder nicht; die Klaue des Löwen hat eine Weise anzupacken (empoignure), die noch kein Mensch bis jetzt nachgeahmt hat.“

III.

Diese Begeisterung für die Philosophen, die übrigens im Grade sehr verschieden war, die Gastfreundschaft, die sie Diderot und Grimm angedeihen ließ, das Anerbieten, das sie bei ihrem Regierungsantritt schon d'Alembert machte, die in Frankreich bedrohte Encyklopädie in ihren Staaten weiter zu veröffentlichen, ihre Übersetzung des in Frankreich verbotenen „Belisar“ von Marmontel — Alles Das mag zum Theil Berechnung gewesen sein, aber doch nur zum Theil. Wir wissen, sie war nicht ohne Eitelkeit. Wie sie gar sehr zu hören liebte, daß ihr Profil dem Alexanders des Großen glich, so war es ihr wohlthuend, von den Gebietern der öffentlichen Meinung als die große Herrscherin des Ostens, die Vorkämpferin der Civilisation gepriesen zu werden und sie hatte eine gute Dosis von Selbstbewußtsein. Alle die ihr nahe kamen und uns von ihr berichtet haben, Ségur, de Ligne, der englische Geschäftsträger Gunning, bezeichnen die Ruhm-

sucht als ihre herrschende Leidenschaft und das Hauptmotiv ihrer Handlungen. Sie selbst giebt die Intonation an, in welcher sie gelobt zu werden wünscht. Als Grimm den Frieden von Teschen und den Ruhm der Friedensstifter in den Himmel erhebt, schreibt sie ihm: „In meinem Leben habe ich in den gepriesensten Thatsachen wenig Ruhmreiches gesehen. Jeder preist oder preist nicht, je nach seinen Interessen. Das ist meine Sache nicht. Der Ruhm, der mir zusagt, ist oft der, welchen man am Wenigsten preist; das ist der, welcher nicht nur das Gute in der Gegenwart hervorbringt, sondern das Wohl zukünftiger Geschlechter, unzähliger Menschen unzählige Güter; er ist oft nur das Ergebnis eines Wortes, das gesät, einer Zeile, die hinzu gefügt worden; die werden die Gelehrten suchen mit der Laterne in der Hand, und werden mit der Nase drauf stoßen und Nichts davon begreifen, wenn es ihnen an dem Genie dazu fehlt! Ach, lieber Herr, ein Scheffel solchen Nachruhmes wiegt alle Rühmchen auf, von denen sie mir soviel vorreden.“ Das war der einzige Idealismus dieser großen Realistin. Sie machte sich zwar gerne über die Idealisten lustig, namentlich über Diderot: „Sie vergessen“, will sie ihm, nach Ségur, gesagt haben, „in allen ihren Reformplänen den Unterschied unserer Lagen: Sie arbeiten nur auf dem Papier, das Alles duldet; es legt ihrer Phantasie und ihrer Feder keinerlei Hindernisse in den Weg; aber eine arme Kaiserin wie ich, arbeitet auf dem Menschenfell; das ist ganz anders reizbar und kitzlich.“ Allein sie glaubte an den Fortschritt und sie glaubte, wie das ganze Jahrhundert, an die unbeschränkte Wirksamkeit der Gesetzgebung. Sie Alle — der große Geschichtsschreiber

Ludwigs XIV. nicht weniger als die hohe Verfasserin der Geschichte Rußlands — hatten ja nur ein sehr beschränktes Verständnis, und folglich auch eine nur sehr beschränkte Achtung für das geschichtliche Werden: Rußland krankt noch heute an den beiden Experimenten — Peters und Katharinens — eine Kultur ohne die Vorarbeit der Jahrhunderte begründen zu wollen. Grimm freilich will das nicht Wort haben. Er meinte (in einem Briefe an Mad. Necker, den Herr O. d'Haussonville unter vielen Andern aus dem Nachlasse seiner Urur-großmutter in der Revue des Deux Mondes am 1. März 1880 mitgetheilt hat) — Grimm meinte, der Zweck von Katharinens ganzer Staatskunst sei gewesen, Rußland für die Selbstregierung zu erziehen, „die Grundlagen des Despotismus zu untergraben und ihren Völkern mit der Zeit das Gefühl der Freiheit zu geben" — und er vergleicht natürlich ihr Regierungssystem mit dem Necker's, obschon Katharina diese politische Incapacität von vornherein durchschaut und ihrem Freund denuntiirt hatte; der konnte es aber nun einmal nicht lassen, seinen reichen Gönnern angenehme Dinge zu sagen. Wie dem auch sei, Katharinens Zweck mag die Vorbereitung der staatlichen Freiheit und Ordnung gewesen sein: ihre Mittel waren, wie bei Joseph II., dessen Bruder Leopold und allen Anderen der Zeit, Gesetze, Decrete, Regulative, mittelst deren die politische Kultur erzwungen werden sollte. Daher ihre „Legislomanie", wie sie es nannte; daher ihr fester Glaube an die Zukunft Rußlands Dank dieser ihrer „Legislomanie": die russische Literatur wird einst alle anderen überflügeln und „der russische Staat kann nicht zerstört werden; denn wir lieben und suchen

und finden und stellen die Ordnung her; sie schlägt Wurzeln und Niemand wird sie wieder vernichten.“ „Ich liebe die noch nicht urbar gemachten Länder; glauben Sie mir, es sind die besten. Ich hab's Ihnen tausendmal gesagt; ich tauge nur in Rußland was; merken Sie sich das. Anderswo sieht man die Sancta Natura nicht mehr; Alles ist so entstellt und manierirt.“

In der That war die Rastlose unausgesetzt mit den Angelegenheiten des ihr anvertrauten Reiches beschäftigt; bald auf Reisen, bald im Kabinet, heute mit Plänen der auswärtigen Politik, morgen mit Reformen aller Art, und wenn sie Muße findet, so wird auch diese noch auf ihr Adoptivvaterland verwendet, indem sie eine ausführliche Geschichte Rußlands, nach eingehenden Studien im Reichsarchiv, plant, vorbereitet und niederschreibt. „Wie soll ich mich langweilen,“ schreibt sie einmal, „ich bin ja fortwährend beschäftigt.“ „Ich arbeite wie ein Pferd,“ schreibt sie ein anderes Mal, „und meine Secretäre, vier an der Zahl, reichen nicht mehr hin; ich muß noch einige dazu nehmen. Ich bin ganz Schreiberei geworden und meine Gedanken lösen sich in Tinte auf. Mein Lebetag habe ich nicht soviel geschrieben. (Die Worte in Sperrschrift sind deutsch im Text.) Im Anfange des Krieges wollte ich Nichts sehen und hören als Krieg und jetzt muß ich alles das nachholen, was ich habe liegen lassen, um wieder vor dem Frühjahre das courente zu gewinnen; das ist ein sehr scharfer Lauf.“ Selbst die Krankheit unterbricht ihre Thätigkeit nicht. „Nichtsdestoweniger,“ schreibt sie nach einem kurzen Bericht über ihr Unwohlsein, „veröffentliche ich diesen Monat

wieder drei Regulativen, wovon eine schon ausgefertigt, die andere eben abgeschrieben wird, die dritte durch das Fegefeuer meiner Secretäre geht und so bekommen die Dinge nach und nach eine Gestalt; und dann spricht man nicht mehr davon viel; wenn es einmal in Gang gekommen ist, so scheint es einem Jeden, es kann nicht anders sein; und es ist nicht anders und da es keinen drückt, so fühlet es keiner auch nicht." Als man ihr bei ihrem zwanzigsten Regierungsjahre von einer Feier spricht, sagt sie: „Die Feste langweilen mich... und ich liebe es gar nicht, mich selbst zu feiern. Wenn ich irgend eine gute Regulative gegeben habe, so ist das mein Fest und ich genieße es." Wir lächeln über diese Regulativenwuth der „Universalnormalschulmeisterin", wie Grimm sie nennt; aber einerseits ist sie selbst die Erste, welche über ihre „Legislomanie" scherzt; andrerseits sollte man doch nicht vergessen, welche Gesinnung solcher naiven Weltverbesserungssucht zu Grunde lag. Auch handelt es sich ja hier keineswegs nur um pedantische Kleinigkeitskrämerei, ist es ja kein Bureaugeist, der aus ihrer Arbeit athmet. Hatte sie doch in ihrer „Instruktion für das Gesetzbuch" „Montesquieu geplündert", wie sie behauptete, und sie bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er in Frankreich verboten worden sein sollte. Sie hat immer leitende Ideen, faßt die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte, verliert nie den Zusammenhang aus dem Auge, was sie selber auch zum Gegentheil sagen mag. „Die Legislomanie geht hinkenden Fußes (clopin-clopant); doch finde ich hie und da noch Gedanken, aber kein Ganzes; dieses Ganze, worin alles Einzelne von selbst seinen Platz ein=

nahm, das Eine mit der Spitze nach oben, das Andere mit der Spitze nach unten, so daß Alles klappte und wunderbar schön in denselben Rahmen ging, ohne je darüber hinauszureichen, das ist gänzlich verloren und davon ist seit sehr geraumer Zeit keine Spur."

Kein Wunder, wenn die Philosophen die Weltbeglückerin bewunderten. Nimmt man ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr vollständiges Sichgehenlassen, ihren nie versiegenden Witz, ihre Aufmerksamkeiten für die Fürsten des Geistes, ihre hohe Stellung in Betracht, so ist's wohl kaum zu verwundern, daß sie die Eroberung aller Freidenker und Menschheitsapostel machte. Selbst ihre äußere Politik ward als die einer Iphigenie betrachtet, welche die Civilisation nach Tauris brachte. Wir sind so gewöhnt von dem „Verbrechen" der Theilung Polens, von der „Eroberungssucht" Rußlands in der Türkei reden zu hören, daß wir ganz vergessen, wie die Zeitgenossen die Sachen anschauten: Voltaire, Diderot, d'Alembert und tutti quanti, König Stanislaus selber, wie wir aus seinen Briefen an Mme. Geoffrin ersehen, sahen in Polen und der Türkei nur zwei Brutstätten des religiösen Fanatismus und willkürlicher Adelsherrschaft, Heerde der Fäulnis und des wirthschaftlichen Verfalles: in ihren Augen war Katharina die Vorkämpferin der Toleranz, der Aufklärung, der Ordnung und Gerechtigkeit. Die Polen waren jener Zeit ebenso verkommene Barbaren als die Türken. Das Nationalitätsgefühl unseres Jahrhunderts war ja noch nicht erwacht und der Katholizismus hatte noch nicht jene Macht über die Gemüther zurückerobert, welche Polen in der Meinung der Welt seitdem so sehr zu Gute ge-

kommen ist. Auch war das Ende Polens in den Augen aller Zeitgenossen ein selbstverschuldetes. „Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, die polnische Nation zu annullieren; sie arbeitet selber daran," schreibt Katharina im Januar 1789 an Grimm. „Ihre tolle Nullität wird sie von einer Extravaganz zur andern führen und der Augenblick wird kommen, wo sie sich gar dumm und reuig fühlen wird. Sie sind in Wahrheit ein großer Politikus," fährt sie in ihrer franken, neckischen Weise fort; „Sie durchlaufen ganz Europa in zwei Seiten; da es aber nur geschieht, um mir zu sagen, daß ich nur zu thun habe, was in meinem Interesse ist, so bin ich Ihnen sehr verbunden und ich versichere Sie, ich werde es nicht daran fehlen lassen." Wie wohlthuend diese ächt friedericianische Offenheit — die tugendhaften Journalisten unseres Jahrhunderts nennen es Cynismus — absticht gegen den politischen Cant, der seit der Revolution Mode ward!

Ein anderes Mal (September 1795), im Augenblicke der dritten Theilung Polens, sucht sie ihrem Korrespondenten an der Hand der Geschichte zu beweisen, daß sie „keinen Zoll von Polen" in Besitz genommen, daß der ganze russische Antheil schon früher Rußland gehört, und sie schließt: „Übrigens, wenn diese Nation auch selbst ihren Namen verloren hätte, so könnte sie, will mich dünken, es wohl verdient haben; denn sie hat selber alle Verträge gebrochen, welche ihr Dasein sicherten, sie hat nie Vernunft anhören wollen, und jedes Band der Gemeinsamkeit verloren, da nie zwei Individuen über irgend etwas einig waren. Feil, verderbt, leichtsinnig, wortreich, Unterdrücker und Projektenmacher, ließen sie ihre Privatwirthschaft von den Juden besorgen, die ihre Unter-

thanen aussaugten und ihnen selbst sehr wenig gaben: so sind die Polen leibhaftig (voilà en un mot les Polonais tout crachés). Mich wollen sie zur Königin von Polen. Vorher baten sie mich um meinen Enkel, den König von Preußen um seinen Sohn, den Wiener Hof um einen Erzherzog, Alles zugleich; den Kurfürsten von Sachsen um seine Tochter, den König von Spanien um einen Infanten, das Haus Bourbon um einen Prinzen und zu Hause machten sie das Gesetz, um einen Piasten zu haben. Alles Das geht ganz gut zusammen in einem polnischen Kopfe, obschon kein Menschenverstand drin ist."

Nicht minder billigte die „öffentliche Meinung" des vorigen Jahrhunderts die türkische Politik Katharinens. Noch war das Andenken der großen Eroberungszüge der Ottomanen lebendig; noch sprach man mit Bewunderung von Sobieski und Prinz Eugen; noch war das europäische Interesse nicht entdeckt, welches erforderte, daß das glücklichst gelegene Land der Welt unter türkischer Mißregierung stehe. Laut predigte Voltaire die Verjagung der Türken und die Unterwerfung der Polen, — die Beiden werden in einem Athem genannt, wenn von den Feinden der Civilisation gesprochen wird. „Seien Sie sicher," schreibt er der Kaiserin schon 1769, „daß Niemand einen größeren Namen als Sie in der Geschichte haben wird; aber die Türken müssen Sie schlagen, um's Himmelswillen, trotz des päpstlichen Nuntius in Polen, der so gut mit ihnen steht:

De tous les préjugés destructrice brillante
Qui du vrai, dant tout genre, embrassez le parti,
  Soyez à la fois triomphante
  Et du Saint-Père et du Mufti.

Wie kann man Leute in Europa dulden, welche die Verse nicht lieben, nicht in die Komödie gehen und kein Französisch verstehen?" Offen konnte Katharina die Bedeutung der Namen gestehen, die sie unter hunderten für ihre Enkel wählte, die Namen Alexanders, des Civilisators von Asien, und Constantins, des Gründers der christlichen Herrschaft in Byzanz. „Voyez-un peu ce que c'est que les prophéties prévoyantes et les commèreries des grandmères," schreibt sie bei der Geburt des Ersteren (December 1777) in einem Briefe, den ich lieber nicht übersetze. „Ne voila-t-il pas une preuve de perspicacité? Aber mein Gott, was wird aus dem Jungen werden? Je me console avec Bayle et le père de Tristram Shandy, qui était d'avis qu'un nom influait sur la chose; morgué, celui-ci est illustre; il y a eu des matadors qui le portaient, pourvu que les as ne soient pas passés à cette bande là." Und zwei Jahre später, als der Zweite kam: „Man hat mich gefragt, wer Pathe sein solle, und ich habe gesagt: ich weiß nur meinen besten Freund, Abdul Ahmed, der es sein könnte; aber da kein Christenkind von einem Türken getauft werden kann, erweisen wir ihm wenigstens die Ehre, ihn Constantin zu nennen. Sofort schrie Alles: Constantin! Und so ist er Constantin, gros comme le poing, und so wäre ich mit Alexander zur Rechten, Constantin zur Linken ... Aber Der (sti-ci)," fügt sie schelmisch hinzu, „ist zärter als der Ältere und sobald ihn die kalte Luft nur berührt, verbirgt er seinen Kopf in den Windeln; — will warm sein morgué — wir wissen, was wir wissen, aber — still — kein Dreifuß. — Ja, das heißt man wohl

mit der Thür in's Haus gefallen!“ Wir wissen aus der Korrespondenz der Kaiserin mit Joseph II. — hier wird er immer bei seinem Reisenamen Falkenstein genannt — wie nahe schon drei Jahre später diese Träume ihrer Erfüllung waren.

Man hört oft sagen, Katharina habe nach Ausbruch der großen französischen Revolution ihre Ideale abgeschworen und sich leidenschaftlich gegen die Nation gewandt, die sie so lange vergöttert und gegen die Schüler, welche die Lehren ihrer Meister angewendet. Ja, noch kürzlich hat Herr Rambaud behauptet, sie habe die Büste Voltaire's aus ihrem Zimmer entfernen lassen. Nichts könnte ungerechter und unbegründeter sein. Den Einen, dessen Ideen man zu verwirklichen suchte, Rousseau, hatte sie von Anfang an gehaßt und keineswegs aus Freundschaft für seinen Gegner Grimm; Rousseau's Art von Idealismus war ihr zuwider; auch haßte sie die Rhetorik und war geneigt, selbst das Beste zu verkennen, wo es sich mit Phrase umgab, wie nur zu oft bei Rousseau; alle Abstraktion war ihr ein Greuel und gar die abstrakte Gleichmacherei Rousseau's, sein Krieg gegen die Kultur schienen dieser Heldengötzendienerin und Vorkämpferin der Kultur gotteslästerliche Ketzerei gegen die Religion des Jahrhunderts. So meint sie denn auch schon 1790 mit vollem Rechte, dies sei eine Bewegung gegen den Geist Voltaire's und der „Philosophen“: „Was werden denn die Franzosen mit ihren besten Autoren anfangen? Fast Alle, Voltaire voran, sind Royalisten, Alle predigen Ordnung und Ruhe und das Gegentheil der 1200köpfigen Hydra (der Nationalversammlung). Wird man sie in's Feuer werfen? Wo

nicht, werden sie Maximen daraus schöpfen, die gegen ihr System laufen, wenn sie Eines haben.“ Und drei Jahre später: „Die französischen Philosophen, welche die französische Revolution vorbereitet haben sollen, haben sich vielleicht nur in Einem getäuscht, darin, daß sie glaubten, Leuten zu predigen, bei denen sie ein gutes Herz und guten Willen voraussetzten.“ Und wiederum: „Also scheint es wirklich am Ende des 18. Jahrhunderts ein Verdienst zu werden, wenn man die Leute mordet; und dann kommt man und sagt uns, Voltaire habe das gepredigt. So wagt man die Leute zu verleumden. Ich glaube, Voltaire zöge vor, zu bleiben, wo man ihn beerdigt hat, als sich in Gesellschaft Mirabeau's in Ste. Geneviève (Pantheon) zu befinden. Aber wird man denn endlich allen diesen Abscheulichkeiten ein Ziel setzen? Es ist sonderbar, daß alle Höfe in der Sache der Absicht und Leitung des Königs und der Königin von Frankreich folgen, die sich in ihrer ganzen Aufführung so schlecht aufgeführt haben (qui dans toute leur conduite n'ont montré qu'inconduite); ich weiß wohl, woher es kommt; aber da, da, Ursache und Motive mißfallen mir.“

Von Anfang an, schon 1787, hatte sie mit dem unfehlbaren Blick des großen Staatsmannes gesehen, daß Ludwig XVI. der Hauptschuldige war, wie denn heute für Niemanden, der die Geschichte wirklich kennt und unbefangen urtheilt, ein Zweifel mehr ist, daß ein Mann von Wilhelms III. Natur auf dem Throne Frankreichs die Dynastie und mit ihr die Einheit der nationalen Geschichte, die Verjährung der höchsten Gewalt, kurz, alles Das gerettet hätte, was eine freie und gesunde

staatliche Entwickelung in Frankreich würde möglich gemacht haben. „Man kann im Allgemeinen nicht sagen, daß man Ludwig XVI. schmeichle,“ schreibt Katharina im November 1787: „Man hat alles Mögliche gethan, um ihn zu überreden, sich unter Curatel zu stellen, und ihn zu überzeugen, daß er Nichts vom Geschäft versteht; und doch ist er fleißig, gut, hat gesunden Verstand, will das Rechte. Sehen wir, was der oder die Vormünder thun; der Anfang taugt gar Nichts; wenn man zurückgegangen ist, um besser zu springen, mag's hingehen, aber wenn man zurückgegangen ist und springt nicht ... oh, dann Adieu das Ansehen, das man seit zwei Jahrhunderten erworben und wer wird Denen glauben, die weder Willen, noch Kraft, noch Nerv haben? Nu, das wird denn doch nicht so armselig sein, daß, wenn sie einen Backenstreich vorlieb genommen, sie auch die andere herreichen; das ist zwar evangelisch, aber auch nicht königlich. Zu viel Demuth ist ungesund vor den Staat.“ Schon nach den Octobertagen sagte sie dem Könige vor Krapowitzky das Schicksal Karls I. voraus. Als er gute Miene zum bösen Spiel machte, warf sie ihm in einem Briefe an Zubof vor, daß er „zwei Willen habe, einen öffentlichen und einen geheimen.“ Und als er sich „discreditirt, erniedrigt, verächtlich und lächerlich macht“, indem er „die extravagante Verfassung (von 1790) unterzeichnet und sich beeifert, Eide zu leisten, die er keine Lust hat zu halten und die ihm Niemand abverlangt“, da ruft sie erzürnt mit dem Dichter:

„Renoncer aux Dieux que l'on croit dans son cœur
C'est le crime d'un lâche et non pas une erreur.“

Auch Grimm urtheilt ähnlich, wenn schon mit der Behutsamkeit im Ausdruck, die ihm allen Fürstlichkeiten gegenüber zur zweiten Natur geworden: „Ein einziger Franzose hätte dies Wunder (der Rettung Frankreichs) zwanzig Mal, hundert Mal, im Handumdrehen, verrichten können; aber er will es nicht. Der Franzose ist der König." Die Worte sind 1790 geschrieben. Es ist nicht die einzige Stelle der Art. Die Briefe Grimm's seit Beginn der Revolution sind voller Politik und bekommen dadurch ein Interesse, das den früheren ganz abgeht; wäre es auch nur, daß sie uns lebhaft die geistige und moralische Verwirrung zeigen, in welche jener „Philosophenkreis", der, ohne es zu wollen, soviel dazu gethan, die große Umwälzung herbeizuführen, durch das Ereignis versetzt wurde. Grimm ist fast der einzige Überlebende; aber man fühlt sehr wohl, Voltaire und Diderot, d'Holbach und Helvetius, d'Alembert, ja selbst Rousseau hätten ebenso gedacht, wenn sie dem Untergange ihrer Welt beigewohnt hätten. Doch kommt bei ihm der Deutsche hinzu, der sich trösten kann, daß er nicht ist „wie Dieser Einer". „Eins ist unzweifelhaft, schreibt er Ende 1790, die Wälschen sind noch immer Wälsche; Voltaire würde sie wiederfinden, wie er sie gelassen hat, wie sie seit 2000 Jahren gewesen; sie haben durch den Gebrauch, den sie von der Freiheit gemacht, bewiesen, daß sie dazu gemacht sind, wie die Kuh zum Seiltanzen und auf ihre jetzige Extravaganz kann nur der strengste Despotismus folgen" .... „Für das Ansehen der Kirche habe ich keine Angst, sagte ihm der scharfblickende Nuntius Caprara; wir sind vielleicht zu alt, Sie und ich, um sie aus ihrer Asche wiedererstehen zu sehen; aber sie wird

wiedererstehen: Ihre Jacobiner haben dies Wunder unfehlbar (immanquable) gemacht; und wenn sie fähig gewesen wären, diese Revolution mit Mäßigung und Klugheit zu führen, sie hätten ein großes Glück für die Menschheit daraus machen können.“ Daran knüpft Grimm nun sofort seine Klagen über den Verfall der Nation, ja selbst der Sprache, meint das Russische würde fortan die Hofsprache werden u. s. w., ergeht sich in Emigrantenphrasen über die Nacht vom 4. August, deren Größe dem Verstande dieses Menschen ja immer ein Räthsel bleiben mußte. Dagegen sind seine Bemerkungen wieder äußerst treffend, sobald er sich auf Beobachtung und Raisonnement beschränkt. Niemand springt über seinen Schatten: den Werth der Begeisterung im Leben der Nationen zu begreifen, müßte man eben nicht Grimm sein.

Die Kaiserin war von vornherein mißtrauischer gewesen, als ihr Korrespondent: der schwärmte für den reichen Necker und den vornehmen Herzog de Castries, bei denen er zu Mittag zu speisen pflegte; sie hat weder in Necker's noch in irgend eines Franzosen Staatsmannschaft Zutrauen. „Die Leute sind windig und Köpfchen ist schwindlig. Dès que chez vous j'entends parler de parlement, je détourne mon entendement. Tenez, voilà deux rimes, l'une allemande et l'autre française.“ Sie hatte, wie wir aus Krapowitzky's Aufzeichnungen wissen, für den amerikanischen Unabhängigkeitskampf geschwärmt, wenn ihr auch die Meister-Hämmerlein-Figur des tugendhaften Franklin leiblich und geistig nicht behagte; aber nicht einen Augenblick läßt sie sich von der europäischen Begeisterung des Jahres 1789 und des Bastillensturmes fortreißen; sie

ward auch nicht eine Stunde dem Glauben des aufgeklärten Despotismus — ihrer Religion, der Religion des Jahrhunderts — ungetreu. Vom ersten Tage an rief sie in Prosa, was Schiller in seine reichen Verse kleidete: „Wenn sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen. — — Weh' Denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihen! Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden und äschert Städt' und Länder ein." Alles für das Volk, Nichts durch das Volk, war ihre Devise, wie die fast aller „Philosophen". „Der Wille der Menge, schrieb Grimm 1790 an's Ende seiner Gazette littéraire, und die Interessen der Menge treffen nur selten zusammen." „Ich muß gestehen," schrieb ihm die Kaiserin im Herbst 1789, „ich liebe die Großkreuze nicht, die Nachtwächter werden, noch die Justiz ohne Justiz, noch die barbarischen Laternenhinrichtungen. Ich vermag auch nicht an das große Talent der Schuhflicker für Regierung und Gesetzgebung zu glauben. Lassen Sie nur einen Brief von tausend Personen schreiben, lassen Sie sie jeden Ausdruck wiederkäuen, und Sie sollen sehen, was draus wird." Und am Anfange des folgenden Jahres blickt sie zurück auf das „große Jahr" und fühlt sich überwältigt „par l'immensité des choses, der Wiedergeburten und Mißgeburten dieser Zeiten, wo man sich nicht mehr in der Welt erwärmt für Alles, das unrecht, mißbillig, grausam, gewaltig, und abscheulich vor diesem hieß, und wo die dummsten Klötze gedenken, die ersten Stellen eigenmächtig einzunehmen. Hier kann man mit Recht auf gut Holländisch sagen:

Ja wol, myn herr, als die käs nicht wär.“ Sie fürchtete, Frankreich werde sich nicht wieder erholen: „Quelle chute! Les ronces vont croître sur les grands chemins; Sully se réjouissait de ce que son cher Henry IV les avait fait disparaître; jamais je n'ai tant lu et relu la Henriade et tous les mémoires de ce temps là que pendant cet hiver. Il faudra que l'assemblée nationale fasse jeter au feu tous les meilleurs auteurs français et tout ce qui a répandu leur langue en Europe; car tout cela dépose contre l'abominable grabuge qu'ils font.“ „Das Ende dieses vielgerühmten Jahrhunderts beweist, daß es um keinen Heller besser ist als seine Vorgänger.“ „Diese schöne Bescheerung,“ rief sie bei der Hinrichtung Ludwigs XVI., „war dem 18. Jahrhundert aufgespart, welches sich rühmte, das mildeste, aufgeklärteste der Jahrhunderte zu sein und welches so furchtbare Seelen in der berühmtesten Stadt, die man je gekannt, geboren hat. — — Erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie mir sagten, Sie könnten von den Menschen nur Gutes sagen und ich Ihnen antwortete: Aber in welchem Kreise haben Sie denn gelebt?“ Bei alledem hielt sie den Republikaner Laharpe, der ihres Enkels Erzieher war, gegen den ganzen Hof bis 1794. Allein ihr Urtheil wird immer befangner. Ihre Entrüstung verblendet sie immer mehr; die Weitsichtige wird nach und nach ganz kurzsichtig: die lokale Bedeutung der Revolution beurtheilt sie noch so ziemlich richtig; — „Wissen Sie, was Sie in Frankreich sehen? sagte sie schon achtzig Jahre vor Fürst Bismarck (conf. Buschii II. 310). Es sind die Gallier, welche die Franken verjagen“ —; aber die allgemeine Bedeutung der Revolution

entgeht ihr, ja sie glaubt an eine Rückkehr zum alten Régime: „Sie werden die Franken zurückkommen sehen," meint sie. Schon im April 1791 hatte sie geglaubt, das Schlimmste wäre vorbei; und einen Monat später: „Nach Allem, was ich von Frankreich sehe und höre, halte ich es für geisteskrank; aber ihr leichter Sinn wird sie rascher über die Krankheit hinausbringen als andere Völker, welche die Epidemie bekommen; diese Krankheit scheint sie alle zweihundert Jahre zu befallen. Lesen Sie ihre Geschichte; wie lange dauerte sie die vorigen Male?" Dann wieder, am Anfang der unseligen Campagne von 1792, sieht sie wohl das Schicksal der Oesterreicher und Preußen richtig voraus: aber sie glaubt, die Emigranten würden jubelnd empfangen werden wenn nur, — „ja wenn sie nur die vier oder fünf kleinen Ingredienzien hätten, die ja so leicht aufzutreiben sind: Muth, Festigkeit, Großherzigkeit, Klugheit und das nöthige Urtheil, um Alles richtig zu gebrauchen." Sie hält große Stücke auf den Grafen von Artois, meint, Franz II. habe das Herz auf dem rechten Fleck! Sie arbeitet eine Note aus über die Nothwendigkeit einer Restauration in Frankreich, worin sie das ganze alte Wesen mit Ausnahme einiger Mißbräuche wiederherzustellen vorschlägt! In anderen Augenblicken sieht sie heller, sagt schon in klaren Worten Bonaparte, den Retter, voraus. So im Februar 1794, als noch die Schreckensherrschaft wüthete: „Wenn Frankreich da heraus kommt, wird es kräftiger sein als je; folgsam und sanft wie ein Lamm; aber es braucht einen überlegenen Mann, geschickt, muthig, der seine Zeitgenossen, ja das ganze Jahrhundert überrage. Ist er geboren? Ist er's nicht? Wird er

kommen? Davon hängt Alles ab." Und im folgenden Jahre: „Was die Contrerevolution anlangt, so verlassen Sie sich auf die Franzosen selber; sie werden das Geschäft besser besorgen, als alle Coalisierten zusammen. . . . Alles in Allem betrachtet, sind die Leute doch keine Klötze, sie lassen sich wie Lämmer führen, und nie ist ein Volk ruhiger, als wenn es, wie dieses, müde aus dem Trubel kommt." Merkwürdiger Weise scheint sie den „Retter" nicht zu erkennen, als er auftritt: der Briefwechsel geht bis zum Oktober 1796: die Frühlingssiege von Millesimo und Montenotte, die Sommersiege von Lodi und Castiglione werden nicht einmal erwähnt.

IV.

Katharina war nicht nachsichtiger gegen die Feinde der Revolution als gegen deren Freunde. Keiner kommt gut weg; am wenigsten natürlich Friedrich Wilhelm II. und seine Minister. Schon bei seiner Thronbesteigung schrieb sie: „Je viens de lire dans la Gazette de Berlin F. W. der Bewunderte. Voudriez-vous bien avoir la bonté de me dire en quoi? J'ai vû les commencements de cet autre (Friedr. II.) Sti-là évitait flatterie et forfanterie; sais-tu pourquoi? Parceque nous étions pétris de jugement. A bon entendeur salut," fügt sie mit feiner Abfertigung der ungeheuerlichen „Flagornerieen" Grimm's hinzu. Die Unzufriedenheit mit frère Gu konnte nach dem Frieden von Basel, der ja an allen Höfen als ein Abfall von der guten Sache empfunden worden, nur steigen. „Le roi de Prusse a négocié sous Varsovie," schrieb sie im April 1795, „tout comme à Bâle; aus dem einen

ist Dr... herausgekommen; aus dem anderen ist dasselbe zu erwarten.“ Viel härtere Worte noch entfallen ihr, wenn sie an die Zeiten Friedrichs denkt. Das waren andere Menschen. „La société a changé; ce n'est pas celle de l'année 1740, brillante, spirituelle, annonçant le héros par tous les bouts!“ Mme. de Sévigné könnte es nicht schöner sagen. Sie bewunderte nicht Alles an Friedrich, den sie oft auf ihrem Wege fand und sie vergaß zuweilen, daß sie dem alten Herodes, wie sie ihn zu nennen pflegte, Alles dankte; aber sie hatte ein lebhaftes Gefühl für große Persönlichkeit. Gegen die Schwachen und Unwahren ist sie unerbittlich. Was man ihr auch vorwerfen mag, sie wußte stets, was sie wollte, und sie war keine Heuchlerin. Dessen war sie sich bewußt und daher ihre Strenge, wo sie Kopflosigkeit und Unentschlossenheit oder Lüge zu sehen glaubte. Unbarmherzig und unablässig geißelt sie die kleinen deutschen Fürsten. „Aber was ist's denn mit diesen Don Quixoten Germaniens,“ ruft sie z. B., als sie Custine's Einzug in Mainz erfährt. „Das ruiniert sich mit Truppenhalten, schreit sich heiser sie einzuexerzieren; und wenn sich's drum handelt, sie zu brauchen, so machen sich Ihre Durchlauchten und Erlauchten aus dem Staube mit oder ohne Truppen. Bringen Sie doch ein wenig Ordnung da hinein, da Sie gerade in Ihrem Centrum sind“, fügt sie mit einem kleinen Seitenhieb auf Grimm's Fürstendienerei hinzu; „und sagen Sie ihnen doch, daß man im Kriege, wenn man nicht schlägt, geschlagen ist.“ „Was soll man mit die Leute machen,“ sagt sie ein andermal, „stolz im Glücke, Advokaten im Unglücke, schnacken,

wenn zu thun Zeit ist: halbe Worte und halbe Werke machen nicht Dinge, die ganz gethan sein müßten, sonsten würde in der Welt kein halb und kein ganz sein; nicht ganz ist Gänsegang, diese watscheln, ich liebe die Gänse nicht gebraten, nicht geräuchert, der Geschmack ist nicht angenehm.“ Noch härter ist sie mit der Unwahrheit: „Das ist ein König,“ sagt sie von Gustav III., „der glaubt, daß er durch Lügen und Betrügen viel Ehre erwerben wird; nichts, mein Herr, wird daraus werden; er wird zur Schande und der Spott der Nachwelt werden: mit Lügen und Trügen macht man sich keinen Ruhm und Ehre.“ „Was aber anbelangt die ehrwürdige liebe Frau Betschwester,“ sagt sie, noch immer in ihrem ungeschlachten Deutsch, von Maria Theresia, die immer über das Loos Polens weinte, so kann ich von ihr anders nichts sagen, als daß sie große Anfechtungen der Hab- und Herrschsucht leidet. Das Heulen ist ein Beweis der Reue, aber da sie immer behält und ganz vergißt, daß nicht mehr thun die beste Buße ist, so muß doch wohl was Verstocktes in ihrer Brust ruhen; ich befürchte, daß es des alten Adams Erbsünde sein müsse, die so eine verruchte Comédie spiele. Aber was fordert man mehr von einer Frau?“ setzt sie mit bitterer Anspielung auf ihren eigenen Ruf hinzu. „Wenn sie ihrem Mann getreu ist, so hat sie ja alle Tugenden und im Übrigen Nichts zu schaffen. Von Herrn Janus (Joseph II.) kann man wohl, ohne zu fehlen, muthmaßen, daß, wenn er nicht

zum großen Mann wird, so wird er sehr böse werden, und seine Bedürfnisse an Leib, Seele und Verstand auf Andere rechnen. Was soll das Gewissensgericht ausrichten, da wo in Worten und Geschäften beständige Bocksprünge hervorkommen?“ Doch urtheilt sie nicht immer so hart über die „Habsucht=Habsburg“. So sagt sie 1790 von Marie Antoinette: „Sie hat ganz die Art von Muth ihrer Mutter und die Unerschrockenheit der Familie; denn Joseph II. verdarb seine Sachen, wenn ich so sagen darf, eben durch diese Unerschrockenheit.“ Und wiederum von Joseph: „Ich kann noch immer meine Verwunderung nicht überwinden: gemacht, geboren und erzogen für seine Würde, voll Geist, Anlagen und Kenntnissen, wie er es angefangen hat, schlecht und erfolglos zu regieren.“

Im Ganzen jedoch ist ihr Urtheil über die Menschen richtiger im Allgemeinen als im Einzelnen und hier wieder sieht sie, wie's zu gehen pflegt, schärfer, wo sie haßt, als wo sie liebt. Das Charakteristische bei allen ihren Urtheilen ist der gesunde Menschenverstand, die vollständige Phrasenlosigkeit und Wahrhaftigkeit, der herrliche Realismus. Inmitten jener Zeit, wo schon mit Rousseau die falsche Empfindsamkeit und die Rhetorik ihre fast hundertjährige Herrschaft antraten, bleibt sie immer durchaus positiv, fragt die Dinge nach ihrem wahren Werth und Wesen, täuscht sich auch wohl manchmal, aber nimmt wenigstens nie Worte für Dinge oder Gedanken. Nicht einen Augenblick läßt sie sich vom modischen Cagliostroschwindel anstecken. Sie durchschaut den Charlatan am ersten Tage. Nie will sie von den Freimaurern, Rosenkränzern u. s. w. das Entfernteste

wissen. Nie auch klagt sie über die Umstände, den Mangel an Helfern u. s. w. „Chaque pays fournit toujours les gens nécessaires pour les choses und da Alles in der Welt menschlich ist, so können denn Menschen auch damit fertig werden.“ „Selon moi, aucun pays n'a disette d'hommes; ne s'agit pas de chercher, s'agit d'employer ce qu'on a sous sa patte ... N'y a pas disette d'hommes; y a multitude, mais faut faire aller: tout ira s'il y a cet autre faisant-aller. Comment fait ton cocher, souffre douleur, quand tu es emboité dans ton carosse?“ Als von den Notabeln die Rede ist, lacht sie über Necker's drei langweilige Bände: er sollte einfach den Leuten sagen, wie sie selber ihren berühmten Vertrauensmännern: „Hier sind meine Prinzipien; sagt mir Eure Beschwerden. Wo drückt Euch der Schuh? Gut: Machen wir's besser. Ich habe kein System; ich wünsche das allgemeine Wohl und das hat meines zur Folge. Allons, arbeitet, macht Entwürfe. Seht woran Ihr seid.“ „Ihr Herr Calonne und alle Ihre Herren mögen bleiben wo sie sind; der weiß zehnmal mehr als ich und handelt zehnmal schlimmer als ich und meine Beamten, die wir keine schönen Phrasen haben.“

Auch die größte Tugend des Jahrhunderts, die Toleranz, fehlt Katharinen nicht. Sie selbst nennt sich wohlgefällig, obschon mit höchst zweifelhafter Berechtigung eine „republikanische Seele.“ Eher hätte sie sagen dürfen, was Wenige von sich sagen können, daß sie wirklich allem Parteigeist fremd war: „Wo nur Der vergöttert oder geehrt wird, hat man nur die Tugend, welche gerade Mode ist; die anderen bleiben im Dunkeln und werden nicht mehr kultiviert: das ist gewiß das Mittel Leute zu

haben, wie man sie will; nicht aber das Mittel die große Art zu haben.“ Eine so absolute Despotin sie auch war und so ungerne sie „die Schuhflicker an der Regierung“ sah, so entschieden wollte sie die Freiheit der Bewegung und der Gedanken für Alle: „Ich fürchte die Monopole auf hundert Meilen; ich liebe nicht Alles zu regeln, noch weniger zu behindern. Ich bin wie Basile im „Barbier von Sevilla“, ich habe meine kleinen Maximen, an die ich mich halte und die ich,“ fügt sie weise hinzu, „in der Anwendung nur mit Variationen brauche.“

Und wie in der Politik, so sind ihre Urtheile in Fragen der Literatur, der Erziehung, der Psychologie und Moral, keineswegs immer unbestreitbare, aber stets eigene, oft auch tiefe. „Der ist ein Franzose, schreibt sie an Fr. von Bielke über Gustav III., und zwar bis zur Nagelspitze, ahmt in Allem den Franzosen nach. Nun bin ich aber beinahe das gerade Gegenpart; in meinem Leben habe ich das Nachahmen nicht ausstehen können und, um es gerade herauszusagen, ich bin ein ebenso großer Sonderling (aussi franc original) als es nur der eingefleischteste Engländer sein kann.“ Keine Berühmtheit imponiert ihr: „Wissen Sie wohl, daß der Roman comique von Scarron gar nicht unterhaltend ist; ich habe ihn lesen wollen, um zu sehen was es ist; aber mich dünkt, er taugt Nichts.“ Ebenso strenge urtheilt sie über Beaumarchais' „Figaro“, den es Mode war, in den Himmel zu heben. Die ganze französische Literatur der siebziger Jahre scheint ihr äußerst mittelmäßig: „Gott weiß, alle die jungen Leute wollen mehr wie sie können und ich liebe die Köpfe, die da ohne Wollen von selbsten laufen, ohne sich auf-

zuziehen. Quand on devient vieux, je crois qu'on devient trop difficile et que c'est là mon cas." Das mag wohl sein; doch beurtheilt sie auch ihre eigenen Altersgenossen höchst unbefangen: „In diesem Jahrhundert haben sich auch Kerle gefunden, die ohne Genie zu haben wie Voltaire schreiben wollten. Sie glaubten, dazu reiche es hin, elegante Phrasen zu drechseln oder auch dreist und keck über Alles in den Tag hineinzureden. Wenn ich das sehe, sage ich: Lieber Gott! Das ist's nicht, Das ist's nicht. Schreibt nicht stark, wenn Ihr keine starke Seele habt, schreibt nicht kühn, wenn Ihr weder Genie noch Anmuth habt." Fielding und Sterne sind ihre Lieblingsautoren, wie man's von ihr erwarten darf. Ihre Kunsturtheile sind weniger unabhängig: in der Malerei läßt sie sich ganz von Diderot leiten, in der Musik von Grimm. Sie kauft Bilder über Bilder, läßt Paësiello nach Petersburg kommen, um seine Opern zu dirigieren, Falconet um Peter's Statue auszuführen[1]); sie bewundert Angelica Kaufmann und Houdon, Mengs und Pigalle, das versteht sich von selbst; zieht gegen Gluck los, der seine Opern in Paris „brüllen" läßt —, ob Grimm das so durchaus gebilligt hätte, bezweifle ich — kurz, sie folgt dem Strom.

Wie ihre literarischen Urtheile, so ist ihr Stil stets originell, manchmal etwas sehr nachlässig, oft unkorrekt, nicht immer klar, sie mißbraucht das Recht der Anakoluthie auf's keckste, auch ist sie zuweilen derber als nöthig; aber welche Natürlichkeit, welches Leben! So ist z. B. ihr Brief über Cagliostro's Abenteuer in Rußland (9. Juli

[1]) Der 17. Band vorliegender Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft enthält ihre Korrespondenz mit Falconet.

1781) ein Muster der raschen, leichten Erzählung, das an Sévigné'sche Anekdoten erinnert, wenn auch sonst die Feinheit, Classicität, und das Malerische von Mme. de Sévigné nicht gerade Das ist, was Katharinas Briefe auszeichnet. Dagegen sind ihre Portraits meist sehr gelungen; ich erinnere nur an die Panin's und Orlofs, als sie den fast gleichzeitigen Tod der Beiden erfährt (20. April 1783). Vor Allem aber ist sie glücklich im Ausdruck allgemeiner Ergebnisse ihrer Lebenserfahrung und ihres Nachdenkens, im Hinwerfen bedeutender Anspielungen auf solche Ergebnisse. „Nein, mein Bruder G. schafft nicht, sagt sie von Gustavs III. Reformbestrebungen; er bringt kein Leben hervor; aus dem Miste entstehen die schönsten Blumen, wenn der Samen da ist ... (Ich überspringe eine Stelle, da die Kaiserin weniger zartfühlend in ihren Vergleichen ist, als unsere heikle Leserwelt.) Freilich ist auch da Geburt und Schöpfung, aber wie so viele Geburten und Schöpfungen gehet's vor sich, ohne daß man daran denkt." Ein andermal spricht sie von Ahnungen und Prophezeiungen: „Die, welche genialen Menschen wie durch höhere Eingebung zu Theil werden, sind gewöhnlich das Ergebnis sehr tiefer, längst gemachter Kombinationen; es sind Schlußfolgerungen, welche das Genie aus oder nach früheren Forschungen des Geistes, des Verstandes, der Erfahrung zieht." „Gott segne die mittelmäßigen Paßgänger, sagt sie von den ihr so verhaßten Menschen, die sich für und gegen Nichts erwärmen können. „Ihre Seele ist ruhig zwischen und unter allen Herrlichkeiten dieser Welt; ja sie sind glücklich; sie gehen sehr indifferent, so ganz gelassen herum; gut ist

gut und schlecht ist schlecht, immer einerlei und Alles nehmen sie vorlieb und lassen sich's gefallen, Alles ist gesehen und gethan in wenig Zeit, denn an Nichts verliert man sie" (die Zeit). Und über die Stolzen: „Ich weiß wie schwer es ist, dem Menschen Vernunft beizubringen, wenn der Himmel ihn mit Stolz straft oder beschenkt (punit ou munit); dann sind alle seine Organe geschlossen für Alles, das man ihm sagen könnte; was er sieht, imaginiert, meint und Alles was die anderen denken und sagen, und wär's das Beste in der Welt, ist nur eine Beleidigung gegen seinen Stolz; ein Stolzer ist berauscht von seinem Stolz; ich habe deren gesehen, ich male sie nach der Natur." Vielleicht auch ein wenig nach dem Spiegel?

Wie das ganze Jahrhundert hatte sie natürlich auch eine Schwäche für Pädagogie; sie erkundigt sich immer sehr eifrig nach dem Dessauer Philantropin, liest selbstverständlich Basedow, Pestalozzi, „Emile" und „Emilie" — Grimm's Busenfeind und Busenfreundin — vor Allem aber ist's die Erziehung ihrer eigenen Enkel, die sie beschäftigt und, was man auch von den Ergebnissen dieser ihrer Erziehung denken mag, die Grundsätze, nach denen sie dieselbe leitete, waren ausgezeichnet. Wenn die kaiserlichen Zöglinge, Alexander und Constantin, nicht die Hoffnungen ihrer Großmutter und Erzieherin rechtfertigten, so war's eben, weil die Natur stärker ist als die Erziehung. Die konnte zwar viel zu Wege bringen; den Charakter konnte sie nicht ändern. „Herrn Alexander überlassen sie nur sich selber. Warum soll er durchaus denken und wissen, wie man gedacht hat oder was man gewußt hat vor ihm? Lernen ist nicht

schwer; aber meiner Ansicht nach müssen der Kopf und die Kopfesfähigkeit eines Kindes entwickelt werden, ehe man es mit dem Plunder der Vergangenheit betäubt; und aus diesem Plunder muß man auch dann noch wohl erwägen, was man ihm bietet. Mein Gott, was die Natur nicht thut, kann kein Lernen nicht thun, aber lernen erstickt oft Mutterwitz. Et rien de pire que les gens frottés d'esprit et de science selon feue Mm. Geoffrin." Und über die Herrnhuter Erziehung: „Die Leute engen die Geister ein und haben außerdem auch die hohe Kunst, die Frauen furchtbar häßlich zu machen; nun ist es aber eines meiner Paradoxe, daß die Häßlichkeit des menschlichen Körpers, — weiblich oder männlich, einerlei — ein Erziehungsfehler ist und daß, wenn die Erziehung wirklich gut ist, Schönheit der Seele und Schönheit des Körpers Hand in Hand gehen, aus einander folgen." Schön wurden denn auch die Enkel, zumal der, den sie nicht mehr erziehen konnte, der kleine Nicolaus, der wenig Monate vor ihrem Tode auf die Welt kam. Sie zeigt seine Geburt sofort an: „Er hat eine Baßstimme, mit der er furchtbar schreit; er ist eine Arschine weniger zwei Verschoks lang und seine Hände sind beinahe so groß als meine; mein Lebtag hab' ich keinen solchen Ritter gesehen. Wenn er fortfährt wie er anfängt, werden seine Brüder Zwerge neben diesem Kolosse sein." „Ritter Nicolaus," kann sie zehn Tage später melden, „ißt schon seinen Brei seit drei Tagen, weil er immer essen will. Ich glaube nie hat ein achttägiges Kind ein solches Mahl gehalten. Es ist unerhört. Alle Bonnen sind überwältigt . . . Er mißt Euch alle Leute von

Oben bis Unten und hält und trägt seinen Kopf wie ich.“

Wie groß der Platz war, welchen die Enkel, namentlich Alexander, im Leben der Kaiserin einnahmen, geht aus jedem dieser Briefe hervor. Immer hat sie etwas Neues zu berichten, von den Einfällen, den kleinen Charakterzügen, den Anlagen des Knaben. Sie scheint so recht, was man in Norddeutschland ein Kinderlieb nennt, gewesen zu sein. „Vorgestern, am 9. Februar, schrieb sie im Jahre 1794, waren es fünfzig Jahre seit ich mit meiner Mutter in Moskau ankam; es war auch ein Donnerstag, und folglich hatte ich meine fünfzig Jahre hier in Rußland zugebracht, und von diesen fünfzig Jahren herrsche ich zweiunddreißig, Gott sei Dank!“ Und nun beginnt sie alle die Generationen aufzuzählen, die an ihr vorübergegangen sind, sowie die wenigen lebenden Ruinen, die sie als blühende Männer und Frauen empfangen hatten. „Das sind große Beweise des Alters, auch diese Erzählung verräth das Alter, nicht wahr, aber was ist zu machen, und trotz alledem liebe ich leidenschaftlich und wie ein fünfjähriges Kind zu sehen, wie man Blindekuh und alle möglichen Kinderspiele spielt. Die jungen Leute, sowie meine Enkel und Enkelinnen sagen, ich müßte dabei sein, sonst wären sie nicht lustig nach ihrer Art; und sie wären ausgelassener und freier, wenn ich dabei wäre, als ohne mich. Ich bin also ihr Lustigmacher.“

Auch eine gewisse Zärtlichkeit war der derben Matrone nicht fremd, sie liebte härter zu scheinen, als sie wirklich war, nur in der Politik verstand sie keinen Spaß. „Ich kann gut sein,“ sagt sie einmal, „ich bin

gewöhnlich sanft, aber mein Handwerk nöthigt mich, was ich will, gehörig zu wollen; und das ist ungefähr all mein Werth, nichts weiter; genug über mich selber." Sie, die bekanntlich kein Todesurtheil unter ihrer Regierung vollstrecken ließ, kann gar hart werden, wenn es sich um einen Staatsverbrecher handelt; so über Pugatschef: „Den biedern Spitzbuben hätten wir; er hat offenbar nicht viel Urtheil, da er sich schmeichelt, er könne seine Gnade erhalten; vielleicht auch kann der Mensch nur leben, so lange er hofft und sich schmeichelt." Ihr Stolz ließ sie auch oft herber erscheinen, als sie es im Grunde war; schon als junges Mädchen gesteht sie, „ich würde mich für erniedrigt gehalten haben, wenn man mir eine Freundschaft bezeugt hätte, die ich für Mitleiden hätte halten können". Und doch,

se il mondo sapesse, il cuor ch' *ella* ebbe,
assai *la* loda e più *la* loderebbe.

In der That finden wir hier kaum einen Brief, wo sie nicht Grimm mit Wohlthaten beauftragt, und zwar immer mit der dringenden Bitte, „daß es ja nicht in die Zeitungen komme;" oft auch, daß die Betheiligten nicht erführen, von welcher Seite ihnen geholfen würde. Es ist bekannt, daß sie Diderot otium cum dignitate sicherte; und er war nicht der einzige der „Philosophen", den sie unterstützte. Wie früher aber die Philosophen, so hatten später die Emigranten von ihrer verschwenderischen Großmuth zu sagen. Selbst die deutschen Schriftsteller, unter Anderen Sofie de la Roche, fanden an ihr einen Retter in der Noth. Und sie bezahlte nicht nur mit ihrer Börse, sondern auch mit ihrer Person. Rührend ist die werkthätige Güte, die sie der armen mißhandelten

Auguste von Braunschweig angedeihen ließ, und nie ermüdete sie, dieselbe gegen ihren brutalen Gemahl in Schutz zu nehmen. Hatte sie doch selber Ähnliches in ihrer Jugend erfahren.

Es ist wahr, sie spricht oft von ihren früheren Geliebten mit einer Gleichgültigkeit, die uns verletzt, obschon sie eben nicht die einzige Frau ist, welche solche Meisterschaft im Vergessen gewisser Intimitäten übt: man denke an Charlotte von Stein, George Sand, Daniel Stern, die jene Virtuosität so weit trieben, ihre ehemaligen Geliebten vor der Welt an den Pranger zu stellen. Was anfangs als das Ungeheuerste des Lebens erschien, wird ihnen, nachdem das Weihevoll-Fruchtbare überwunden ist, eine zum Verhältnis gehörige Nebensache, ohne alle ideale Bedeutung, und damit geht denn auch ganz natürlich jene achtungsvolle Scheu verloren, welche die Männer doch immer für den Gegenstand einer früheren Liebe zu bewahren pflegen. Indeß ist Katharinens Bewegung beim Tode Orloff's eine tiefe, obschon ihr Verhältnis zu ihm seit zehn Jahren aufgelöst und er seit drei Jahren geisteskrank hinsiechte. Auch Potemkin's Tod erschütterte sie gewaltig. Es war freilich mehr der Freund, der Mitarbeiter, den sie in ihm beweinte, als den Geliebten, denn schon lange hatte ein Andrer ihr ganzes Herz gewonnen. Es war dies der junge General Lanskoi — sie nannte ihn immer nur das Kind — und diese Herbstliebe der alternden Herrscherin scheint denn auch nächst der Liebe zu ihren Enkeln, das innigste Gefühl gewesen zu sein, das je Macht über sie gewann. Sein unerwarteter Tod war ein Schlag, den die Fünfundfünfzigjährige nicht wieder

überwand. — „Als ich diesen Brief anfing,“ schreibt sie am 2. Juli 1784, „war ich im Glück und der Freude und meine Tage vergingen so schnell, daß ich nicht wußte, was aus ihnen wurde. Dem ist nicht mehr so, tiefer Schmerz erfüllt mich, es ist aus mit meinem Glück, ich wäre beinahe selbst an dem unersetzlichen Verluste gestorben, den ich vor acht Tagen erlitten habe. Mein bester Freund ist nicht mehr, ich hoffte er würde die Stütze meines Alters werden, er gab sich Mühe, er gewann täglich, er hatte alle meine Neigungen angenommen, es war ein Jüngling, den ich erzog, der dankbar war, sanft und redlich, der all meinen Kummer theilte, wenn ich welchen hatte, und der sich über meine Freuden freute; in einem Wort schluchzend muß ich sagen, General Lanskoi lebt nicht mehr. Ein böses Fieber hat ihn in fünf Tagen in's Grab gebracht und mein Zimmer, sonst so angenehm für mich, ist eine leere Höhle geworden, in der ich Mühe habe, mich herumzuschleppen wie ein Schatten .... Doch bin ich seit gestern wieder aus dem Bette, aber schwach und so schmerzlich angegriffen, daß ich kein menschliches Gesicht sehen kann, ohne daß Schluchzen mich am Reden verhindert. Ich kann weder schlafen noch essen, das Lesen langweilt mich und das Schreiben geht über meine Kräfte. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, aber ich weiß, daß ich in meinem Leben niemals so unglücklich gewesen bin, als seit mein bester, lieber Freund mich so verlassen hat ...... Ich kann nicht weiter.“ Nach einer Pause von zwei Monaten erzählt sie Grimm, wie „à force de sensibilité j'étais devenue un être insensible à tout excepté à la seule douleur“, und

wie ihre Freunde sie aus diesem Zustande herausgerissen, doch fügt sie stolz hinzu, daß sie „trotz dieses schrecklichen Zustandes“ nicht die unbedeutendste ihrer Pflichten vernachlässigt habe. „Gestern war ich zum ersten Mal in der Messe und habe folglich zum ersten Mal Leute gesehen, und die Leute haben mich gesehen; aber es war eine solche Anstrengung, daß ich mich beim Zurückkommen in mein Zimmer so schwach fühlte, daß jede Andre in Ohnmacht gefallen wäre, etwas, was mir nie passiert ist.“ Einige Wochen später, „alles greift mich an und ich habe nie gerne Mitleiden erregt, offenbar ist ein solcher Zustand nicht tödtlich, denn ich bin am Leben und bin nur sechs Tage zu Bette gewesen .... Gestern waren es drei Monate seit der unglücklichen Katastrophe, die mich zu einem einsilbigen Wesen gemacht .... Wenn Sie genau meinen Zustand wissen wollen, so will ich Ihnen sagen, daß ich noch immer untröstlich bin; die einzige Besserung ist die, daß ich mich wieder daran gewöhnt habe, Menschengesichter zu sehen, aber mein Herz blutet noch immer, wie im ersten Augenblick. Ich thue meine Pflicht und suche sie gut zu thun, aber mein Schmerz ist so, wie ich nie einen in meinem Leben gefühlt habe.“ Ähnliche Stellen finden sich in allen Briefen der folgenden Jahre .. „Voriges Jahr um diesen Tag,“ schreibt sie in ihrem altfränkischen Deutsch, „waren wir todtkrank und fast ohne Hoffnung. Nach vierzehn Tagen zwischen Leben und Tod kommen uns Freunde zu Hilfe; diese halfen, aber ich konnte die Hilfe nicht leiden, kein Mensch war im Stande zu reden, zu denken nach unsrem Sinn; dieser war traurig und man wollte ihn wieder lustig haben, nach der Gewohnheit,

das war nicht das, Schritt für Schritt sollte man gehen und bei jedem Schritt war eine Bataille auszuhalten, eine zu geben, eine zu gewinnen, eine zu verlieren. Die Zeit blieb nicht stehen, sie verstrich, sie war lang und alles war zähe und langwierig; der Fürst aber (Potemkin) war sehr schlau, er schlich herum wie eine Katze, wenn ein Umstand nicht anging, so drehte er sich herum und hatte immer einen andren Anschlag fertig. Endlich wurde es etwas lustiger, dieses gefiel dem Herrn, er suchte es noch lustiger zu machen und so weckte er uns aus dem todten Schlaf auf."

Ich will wahrlich aus der großen Kaiserin keinen weiblichen Werther machen, aber daß neben dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht, welche die obersten Triebfedern ihres Lebens waren, auch ein hohes Pflichtgefühl ihre Schritte leitete, daß sie bei aller Sinnlichkeit und nicht abzusprechender Rohheit einer tiefen Empfindung fähig war, ist sicherlich nicht zu leugnen; daß an Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit des Geistes ihr wenige Staatsmänner gleich kommen, das lehrt ein jeder dieser gewiß nicht für die Nachwelt berechneten Briefe.

V.

Siebzehnhundert neun und achtzig.

I.

Einer der reizendsten Romane Voltaire's — man möchte ihn den Abschied des greisen Kämpen von seinem Jahrhundert nennen — erzählt uns, wie die Vernunft, welche sich während des Mittelalters in einen Brunnen geflüchtet, sich „obschon sie nicht für besonders weich gilt", doch vom Mitleid für die Menschen rühren ließ und mit ihrer dreisteren Tochter, der Wahrheit, die Welt zu besuchen entschloß. Sie wurden zwar recht übel aufgenommen, allein schon ihre Erscheinung genügte, die Menschheit zu erhellen und überall den Samen der Erkenntnis aufgehen zu lassen. In der That fanden sie sogar in Rom einen Papst, der seinen Marc Aurel las und sie auf's Herzlichste versicherte, daß, wenn er hätte ahnen können, die Damen wären auf der Erde, er ihnen den ersten Besuch gemacht hätte. Nachdem sie Clemens XIV. verlassen, „besuchten sie ganz Italien und waren überrascht, anstatt des Macchiavellismus, einen Wetteifer unter allen Fürsten und Republiken von Parma bis Turin zu finden, wer seine Unterthanen besser, reicher, glücklicher zu machen vermöchte". Deutschland, welches einst in sein eigenes Blut gebadet war, um genau zu wissen, „ob das Ding in, cum, sub oder nicht sei", sahen die hehren Frauen drei feindliche Religionen in

seinem Schoße aufnehmen, „und die Religionen selber schienen erstaunt, so friedlich bei einander zu leben.“ Die beiden Damen, welche auch bei Maria Theresia eingeführt und von ihr charmiert waren, „verliebten sich vollends in den Kaiser, ihren Sohn.“ Selbst in Schweden fanden sie nicht wenig zu bewundern. Beim Anblick Polens freilich hatten sie große Lust, sich wieder in den Brunnen zu flüchten: aber die Wunder, welche die Semiramis des Nordens im nahen Rußland verrichtete, Alles, was in England geschah, dessen „Glück nicht wie das der anderen Nationen gemacht war“, söhnte sie wieder mit Europa aus. Frankreich fanden sie im Jubel über die Thronbesteigung des tugendhaften Fürsten, von dem die Nation den Anfang einer besseren Zeit erwartete. Alle Mißbräuche sollen abgeschafft, die Kirche vom Staat getrennt, die Marterwerkzeuge verbrannt, die Gesetze reformiert werden. Überall lebt ein neuer Geist, ein Geist des Wohlwollens, des Fortschritts, der Aufklärung. Vernunft und Wahrheit finden das unendlich viel schöner, als die Räthsel, die sich Salomo und die Königin von Saba unter vier Augen aufgaben. „Ich sehe,“ sagte die Mutter, daß man sich in Europa seit zehn bis zwölf Jahren auf die Künste und die nothwendigen Tugenden verlegt hat, welche die Bitternisse des Lebens mildern . . . Man hat es gewagt, von den Gesetzen Gerechtigkeit gegen Gesetze zu verlangen, welche die Tugend verdammten, und zuweilen ist diese Gerechtigkeit erlangt worden, ja, man hat das Wort Duldung auszusprechen gewagt. So lass' uns denn, meine liebe Tochter, diese schönen Tage genießen; bleiben wir hier, wenn sie dauern, und wenn die Stürme wieder ausbrechen, lass' uns in unseren

Brunnen zurückkehren.“ Es dauerte keine zehn bis zwölf Jahre, so mußten sie Hals über Kopf in ihr Versteck flüchten. Der aber, der sie daraus heraufbeschworen, war so glücklich, die furchtbaren Stürme nicht zu erleben die seine Saat zu zerstören drohten.

Die Überzeugung von der Nothwendigkeit der großen französischen Revolution ist eine weitverbreitete und tiefgewurzelte nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa. Der Optimismus eines Voltaire und Schiller, die schon vor 1789 den neuen Tag angebrochen glaubten, ist vergessen oder wird belächelt. Wer bis jetzt die Nothwendigkeit oder gar die Nützlichkeit des großen Umsturzes bestritt, pflegte, wie die Bonald und J. de Maistre zur Zeit der Reaktion, ein Wortführer der Umkehr zu sein, ein Eiferer für die Wiederherstellung der Autorität in Staat, Kirche und Wissenschaft. Heute tritt ein Mann unseres Jahrhunderts auf, ein Philosoph der positiven Schule und offener Feind der gegebenen Religion, ein Anhänger der modernen Staatseinrichtungen, und erklärt nach eingehendem unparteiischem Prüfen der Thatsachen die große Revolution für eine Gruppe von historischen Thatsachen, in der die schlimmen Leidenschaften, die thörichten Gedanken und die unzweckmäßigen Handlungen bei weitem den Edelmuth, die Tiefe und die Verständigkeit überwiegen. Hatten bis jetzt moderne Menschen die große Revolution getadelt, so war's der Convent, dessen Schreckensherrschaft, dessen Gesetzgebung sie schwarz malten, um 1789 und die Constituante in ein recht helles Licht setzen zu können. Ja, der Glaube an die „Prinzipien von 1789“ ist ein so unschütterter gewesen, daß es fast als Frevel galt oder gilt, an ihrer Heiligkeit auch nur

zweifeln. Hier aber steht ein Mann auf, der nicht verdächtig ist, sich aber auch nicht genügen läßt an tausendmal wiederholten Worten, und erklärt: ich habe Alles selbst untersuchen wollen; ich habe nicht die Geschichtsschreiber gefragt, sondern die unbefangenen Augenzeugen und ich bin zur Überzeugung gekommen, daß das Hauptunheil schon 1789 angerichtet worden.

Wer nicht in Frankreich gelebt hat, wer den Götzendienst nicht kennt, der dort mit der Revolution von 1789 getrieben wird, wer nicht weiß, wie mächtig, wie einstimmig, wie unduldsam die öffentliche Meinung und das öffentliche Vorurtheil in jenem Lande zu sein pflegen, kann sich keinen rechten Begriff davon machen, welchen Muth es erforderte, mit einer solchen, wenn auch nur impliciten, Erklärung vor's Publikum zu treten. Es brauchte in der That die fleckenlose Unbescholtenheit eines Taine[1]), sein aller militanten Politik fern stehendes Leben, seinen Ruf wissenschaftlicher Gediegenheit und Gewissenhaftigkeit; es brauchte vor Allem seine Reputation als eines unabhängigen Denkers und unabhängigen Menschen, um sich eine solche Ketzerei erlauben zu können. Selbst so grenzt die Kühnheit noch an's Unglaubliche, aber Taine, der als zweiundzwanzigjähriger, unbemittelter und unbekannter Jüngling den Muth gehabt, sich nicht vor der Gewalt zu beugen, der als angehender Schriftsteller es gewagt, dem Oberpriester der Staatsphilosophie den Handschuh hinzuwerfen, hat auch als reifer Mann den Muth gefunden, der Popularität den Rücken zu kehren und sich gegen die siegreiche Demokratie so unabhängig

---

[1]) H. Taine. Les origines de la France contemporaine. La Révolution (Paris 1878.) Erster Band.

zu zeigen wie einst gegen den siegreichen Staatsstreich. Und zur Ehre Frankreichs sei's gesagt: er ist nicht der Einzige seiner vielgeschmähten Generation, einer Generation von Kritikern, wie man wohl verächtlich sagt, um anzudeuten, daß sie zur positiven Leistung wie zum positiven Handeln unfähig sei. Es ist der Augenblick, wo die Demokratie der Mittelmäßigkeit triumphiert, den auch Renan, der gläubige Freund des Fortschrittes, gewählt hat, um in der Vorrede zu seinen neuen „Mélanges" und in seinem „Caliban" auszusprechen, was er von dem Sieger hält;[1]) es ist der Augenblick, wo ein Maxime du Camp, der aus der republikanischen Partei hervorgegangen, das Schreckbild der Commune in all' seiner nackten Greulichkeit zeichnet; wo ein J. J. Weiß, der fünfzehn Jahre lang gegen die persönliche Regierung des Kaiserthums gekämpft, alle in höherem Sinne konservativen Männer seines Landes beschwört, sich nicht mehr um die Staatsform zu zanken, sondern innerhalb der gegebenen Form den Feind zu bekämpfen, der den letzten Rest von Altfrankreich zu zerstören droht. Und zum erstenmale sind die Gegner der Demokratie Feinde der Kirche.

Die Generation von 1860 — so nennen wir die von 1825 bis 1835 geborenen Franzosen — mag viele Fehler haben: sie ist nicht enthusiastisch, sie ist nicht sentimental, sie ist nicht poetisch; aber sie hat eine große Tugend, welche ihre Vorgänger und Nachfolger nicht haben: sie ist wahrhaftig. Sie haßt die hohlen Worte, sie fragt sie nach ihrem Sinn; sie prüft die Über-

---

[1]) Siehe Frankreich und die Franzosen (Band I von Zeiten, Völker und Menschen, Anhang) eine Studie über diverse Arbeiten Renans.

lieferungen; sie will Gedanken und Thatsachen, klingende Münze; sie begnügt sich nicht mit Formeln und Assignaten und kann sich nicht für unbestimmte Ideale erwärmen und begeistern. Sie ist weder legitimistisch noch orleanistisch, noch republikanisch; was sie wünscht für ihr Land, ist eine gute Regierung, welches auch ihre Etikette sei. Sie ist vorurtheilsfrei genug, sich von der Wirklichkeit überzeugen zu lassen; und dieselben Männer, welche der Anblick der republikanischen Unfähigkeit nach dem 4. September zu dem Kaiserreich bekehrt hatte, dem sie achtzehn Jahre lang feindlich gegenübergestanden — ich nenne nur Edgar Raoul Duval, den Enkel J. B. Say's — sind jetzt die Ersten, die Thatsache der demokratischen Republik anzuerkennen und ihr Bestes zu thun, um diese Thatsache so unschädlich zu machen, als sie es sein kann. Als Maxime du Camp gegen Mitte der sechziger Jahre seine Studien über Paris — die Post und die Verkehrsmittel, die Hospitäler und die Gefängnisse, die Prostitution und die Wohlthätigkeit — begann, theilte er alle landläufigen Vorurtheile gegen Regierung und Polizei, welche die Folge der leidigen festländischen Gewohnheit ist, alle Behörden nur vom politischen Standpunkte aus anzusehen. Es genügte ihm in die Wirklichkeit einzudringen, das Walten der Polizei auf Schritt und Tritt zu verfolgen, überall hin wo sie in Berührung tritt mit dem Elend und dem Verbrechen, um sofort alle diese Vorurtheile abzuschwören und, was mehr ist, auch öffentlich seine Meinung auszusprechen über die wohlthuende, unermüdliche, aufopferungsvolle, oft heldenmüthige Thätigkeit des geschmähtesten und nützlichsten aller Staatsverwaltungszweige. Es ward ihm die Gelegenheit geboten,

die inneren Triebfedern der Konspirations- und Aufrührerwelt anzuschauen und das war ihm genug, um sich unwillig abzuwenden von den „Kämpfern für Recht und Freiheit“, welche zwei Throne gestürzt und mit dem

„was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen“

ganze Generationen ihrer Landsleute berauscht und für die Erkenntnis „der Sachen und des Wesens“ unfähig gemacht hat. Er hatte aber auch den Muth laut zu sagen, mit welchen Elementen die Freiheitshelden der fortschrittlichen Opposition zu paktieren sich herbeiließen, um zur Herrschaft zu gelangen, und selbst die erfindungsreiche Phantasie des demokratischen Argwohns konnte dem ganz unabhängigen Manne, dem die Machthaber nec beneficio nec injuria cogniti waren, keine niederen Motive andichten. Ähnlich aber ist's mit der ganzen Gruppe von Leuten gegangen, welche ich die Schule Sainte Beuve's nennen möchte: Alles Leute, welche durch Geburt, Erziehung, Umgang dem demokratischen Lager angehörten und sich durch keinerlei menschliches Interesse, allein durch die Kenntnisnahme der Wirklichkeit und aus Wahrheitsliebe, zur Sache, nicht des Kaisers oder der Republik, sondern der Regierung bekehrten, d. h. der das Bestehende gegen die systematischen Umstürzler schützenden Macht. Das wenigstens wird dem Geschlechte von 1860 angerechnet werden in der Geschichte; und, ist die Folge seines Beispiels eine allgemeine Abwendung der Nation vom Phrasenkultus und blinder Leidenschaftlichkeit zur Prüfung und Billigkeit, so werden gerade diese der Politik so fernstehenden Leute auch unter den Wohlthätern der Nation eine Stelle finden. Doch es ist

Zeit, diese Parenthese zu schließen und zu unserem Verfasser der „Ursprünge des neuen Frankreichs" zurückzukehren.

Vom künstlerischen Standpunkte wäre wohl auch gegen diesen zweiten Band des bedeutenden Werkes Manches einzuwenden. Taine betäubt uns oft unter der Last seiner Beweise, die monoton niederfallen wie der Hammer auf den Nagel. Die allzugroße Anhäufung von Thatsachen schwächt den Eindruck, indem sie gegen das Greuelhafte wie gegen das Absurde abstumpft. Der Schriftsteller ermüdet uns durch das ewige Präsens, wo sich's doch um die Vergangenheit handelt und wo man ordentlich lechzt nach einem ehrlichen Perfektum und Imperfektum, an dem man sich ausruhen könne. Auch wird der Stil abstrakter, als er sonst wohl gewesen und als es die Natur von Taine's Talent mit sich bringt; oder, wenn er sich noch auf eine Metapher einläßt, wird sie Seiten lang ausgesponnen, wie in dem Schlußbilde, das uns das Entstehen, Wachsthum und den Ausbruch des Säuferwahnsinns bei einem Arbeiter der Vorstädte darstellt, um an diesem Gleichnisse den Zustand der französischen Volksseele in den Revolutionsjahren zu erläutern, oder, in dem Vergleiche Frankreichs mit einem Schiffe, in dem sich die Mannschaft empört und wo ein paar Advokaten sich der Autorität bemächtigt, aber den Kapitän und Steuermann nicht abgesetzt haben, während unterm Deck über die beste Methode der Schifffahrt disputirt wird. Das geht so fort bis in die Taue, Segel, Ballast, Leck u. s. w.

Dagegen aber welche Fortschritte in anderer Hinsicht! Nie ist das Quellenstudium Taine's eingehender,

schärfer und doch ausgedehnter gewesen, nie war seine Beweisführung zwingender, nie hat er eine größere Fülle von tiefen und neuen Gedanken über ein Werk ausgegossen, und was mehr zu bewundern ist bei einem Manne der Studierstube, der nie an der Geschichte theilgenommen, seine Urtheile sind von einem praktischen Sinne, einem gesunden Menschenverstand, welche man nur äußerst selten bei abstrakten Denkern findet; denn man darf nicht vergessen, daß Taine seines Zeichens Philosoph ist, daß sein Hauptwerk (de l'intelligence) eine rein philosophische Arbeit in Herbart-Bain'schem Stile ist, daß seine literarisch vollendetste Schrift die Geschichte der französischen Philosophie im 19. Jahrhundert behandelt, daß selbst alle seine literarischen Arbeiten im philosophischen Geiste durchdacht sind. Was er hier über die Erfordernisse einer guten Gesetzgebung und Verwaltung, was er über die Nützlichkeit einer unbevorrechteten Aristokratie und moralischer Körperschaften für den Staat sagt, scheint von einem praktischen Politiker geschrieben, nicht von einem französischen Ex-Professor. Dazu die schöne Milde und Gerechtigkeit, die aus jeder Zeile spricht. Taine ist bekanntlich die Lieblingszielscheibe des katholischen Zelotismus in Frankreich. Er gehört in erster Reihe zu den von Msgr. Dupanloup's fanatischer Unduldsamkeit denuntiierten Feinden aller Sittlichkeit. Wie ruhig und mit welcher historischen Erhabenheit über alles Persönliche und Parteiliche spricht hier der Geschichtschreiber über die katholische Kirche und über die rohe und stupide Ungerechtigkeit der Revolution gegen diese Kirche. Das sind denn doch Alles so große Vorzüge, daß man schon über einige Fehler wegsehen mag.

Ich habe anderswo[1]) meine Bedenken gegen Taine's Behandlungsweise der Geschichte auseinander gesetzt und will hier nicht darauf zurückkommen. Hat man sich aber einmal mit der Methode ausgesöhnt, wonach die Aufgabe des Geschichtschreibers nicht die epische Erzählung, sondern die wissenschaftliche Classification der Thatsachen ist, so läßt sich eben weiter nichts einwenden. Taine, den sein angeborenes Talent zum Künstler bestimmt zu haben schien, leistet in dieser Art von Geschichtswissenschaft geradezu Vollendetes. Wohl hat man ihm vorgeworfen, sein Werk halte nicht, was der Titel versprochen; aber das scheint mir denn doch nur ein Wortgefecht. Taine hat eine Geschichte der Regierung Neufrankreichs versprochen. Dieselbe soll drei Theile haben: das alte Wesen, die Umwälzung und den Wiederaufbau durch Bonaparte. Vor uns haben wir die erste Hälfte des zweiten Theiles, welche 1789—1792 behandelt. Um die Anfänge des neuen Frankreich zu zeigen, mußte der Verfasser doch wohl Altfrankreich und in ihm nicht nur die Keime der Zukunft, sondern auch die zerstörenden Prinzipien darlegen. Ebenso gehört die Zerstörung selber zu den Anfängen Neufrankreichs. Die Zerstörung aber schildert er uns hier; und ein Hauptverdienst seines Buches ist es gerade, darzuthun, wie außerordentlich wenig Positives, Schöpferisches 1789 geleistet hat. Doch giebt er zu, daß die Constituante „durch mehrere Gesetze, namentlich solche, welche das Privatleben betreffen, durch die Einrichtung des Civilstandes, das Strafgesetzbuch und das Landgesetzbuch (code rural), durch die ersten Anfänge und das

---

[1]) Profile (Bd. IV. von Zeiten, Völker und Menschen S. 220–236).

Versprechen eines einheitlichen Privatrechtes, durch Aufstellung einzelner einfacher Regeln in Steuerprocedur- und Verwaltungsfragen, gute Keime gesät hat." Mehr hat sie eben nicht gethan. Denn die politischen Theorien, wie sie in den „Cahiers" niedergelegt worden, sind entweder ganz negativer Natur gewesen oder aber sie huldigten den abstraktesten oder sterilsten Staatstheorien. Selbst die von vonherein überstimmten gemäßigten Konstitutionellen von Malouet's Schule und Lehre, welche später von Mme. de Staël, Benj. Constant und Royer-Collard ausgebildet wurde, hatten doch nur eine sehr äußerliche Auffassung des staatlichen Problems; ihre Conceptionen wurden 1814 und 1830 zum Theil verwirklicht; vermochten aber keinen Boden zu fassen; sie sind spurlos an Frankreich vorübergegangen, während Bonaparte's Schöpfungen auf der tabula rasa der Constituante noch heute die Grundlage Neufrankreichs bilden. Übrigens hat Taine auch den ephemeren Schöpfungen der Nationalversammlung eine eingehende Darstellung gewidmet: seine Schuld ist es nicht, wenn glücklicher Weise von alledem so gut wie gar nichts übrig geblieben ist: seine betreffenden Untersuchungen lassen darüber keinen Zweifel.

Welches sind nun die Ergebnisse dieser seiner Untersuchungen? Vor allem doch wohl die Bestätigung dessen, was ich Anfangs dieses Aufsatzes angedeutet, was ich schon so oft, bei Besprechung des aufgeklärten Despotismus des vorigen Jahrhunderts ausgeführt habe, nämlich, daß zu keiner Zeit der Weltgeschichte mehr guter Wille und mehr Einsicht in den regierenden Kreisen vorhanden gewesen als zu der Zeit Peter Leopolds und Josephs II., Friedrichs des Großen und Katharinas, Gustavs III.

und Struensee's, Aranda's und Tanucci's, bis hinunter zu unseren Fürsten von Dessau und Lippe-Detmold, mit ihren unerschrockenen und unermüdlichen Ministern. Und oft waren die Kleinsten die Größten: wer weiß, was ein Du Tillot und ein Moser geleistet hätten, wenn sie in Wien und Paris statt in Parma und Hessen-Darmstadt gewirkt. Daß übrigens auch in Frankreich ein solcher Geist der Neuerung herrschte, beweisen die Namen Turgots und Malesherbes'; und es wird Taine nicht schwer, darzuthun, wie versöhnlich entgegenkommend der Adel, ja selbst die Geistlichkeit waren, ehe sie durch die tolle Volkswuth zur Verzweiflung getrieben wurden. Ich finde freilich, daß Taine nicht streng genug gegen Ludwig XVI. ist, der Turgot und Malesherbes so schnöde fallen ließ, Mirabeau's Hand nicht entschlossen zu erfassen wußte, heute sich in Necker's Arme warf, morgen in die Calonne's, der vor Allem im rechten Augenblick nicht zu widerstehen vermochte, und so endlich von Schwäche zu Schwäche bis zum Verrath getrieben wurde: denn verrathen hat er seiu Vaterland, das kann nicht wegentschuldigt werden; und diesen Verrath hätte er sich ersparen können, wenn er nicht so feige gewesen wäre, sich den Rebellen zu unterwerfen. Es soll hier sicherlich die Enthauptung Ludwigs XVI. nicht entschuldigt werden, aber vergessen darf man nicht, daß er wie Karl I. die Ordnung der Dinge angenommen hatte, gegen die er dann konspirierte, daß er wie Karl I. eine doppelte Rolle spielte. Das entschuldigt keineswegs die Revolution. Fast alles unwiderbringliche Unheil war schon angestellt vor den Oktobertagen, geschweige denn vor der Eidleistung des

Königs auf die unmögliche Verfassung, welche die Nationalversammlung entworfen hatte. Die Frage also, ob Frankreich nicht ohne Umsturz alles Bestehenden auf dem Wege friedlicher Gesetzgebung zur Herstellung besserer und vernunftgemäßerer Zustände hätte kommen können, bleibt dadurch unbeantwortet, ja unberührt; und somit auch die andere Frage, ob die durch die Revolution vielleicht um ein halbes Jahrhundert beschleunigte Herstellung moderner Zustände nicht allzutheuer erkauft worden ist durch fünfundzwanzig Jahre abwechselnder Anarchie und Tyrannei, Mord und Krieg, Zerrüttung aller Vermögensverhältnisse, Mitfüßentreten aller Gerechtigkeit und Lähmung aller administrativen Freiheit.

Indeß so unabweislich diese Fragen sind, so müßig sind sie, und Taine ist Historiker genug, sie nicht aufzuwerfen. Genug, das neue Frankreich, wie es im Anfange dieses Jahrhunderts hergestellt worden, war nur möglich nach radikaler Zerstörung des alten Frankreich, wie es vor 1789 existiert, und er hat uns zu erzählen, wie diese Zerstörung vor sich gegangen. Er hat dieses Bild gezeichnet, sagt er uns selbst, „ohne sich um die gegenwärtigen Streitigkeiten zu kümmern. Ich habe geschrieben, als ob ich die Revolutionen von Florenz oder Athen zum Gegenstande genommen hätte. Hier gebe ich Geschichte, nichts mehr, und, um Alles zu sagen, ich hatte einen zu hohen Begriff von meinem historischen Handwerk, um daneben und versteckt ein anderes zu treiben“.

II.

„Für die Zeitgenossen, schreibt Tocqueville, war die Einnahme der Bastille der Sieg der Revolution. Für

uns ist es die erste thatsächliche Offenbarung der Dictatur von Paris: eine Dictatur, welche die Mutter aller zukünftigen Revolutionen ist." Doch auch Zeitgenossen gab es, die die Thatsache richtig beurtheilten. „Für jeden Unparteiischen, meint schon Malouet, datiert die Schreckensherrschaft vom 14. Juli 1789." Die Anarchie beginnt im vorhergehenden Winter: die Einnahme der Bastille bezeichnet nur ihren Sieg. Von dem Augenblicke an besteht keine Regierung mehr und, wie Taine sagt, „so schlecht eine Regierung sein mag, es giebt etwas Schlimmeres und das ist die Abwesenheit aller Regierung." Die zwei bestimmenden Ursachen aber, welche die Anarchie hervorbrachten, war die Hungersnoth einerseits, die Aussicht auf Hilfe andererseits. Bis dahin herrschte im darbenden Volke die Resignation gegenüber dem unüberwindlichen Schicksal der Nothwendigkeit. Hie und da wohl einmal ein Auflauf, aber stets vereinzelt und rasch unterdrückt. Die Masse des Volkes ergiebt sich in ihr Geschick: „Wenn eine Mauer gar zu hoch ist, denkt man nicht einmal daran, sie zu erklettern." Jetzt aber, 1787, 1788, wird Abschaffung des Mißstandes versprochen, überall sogar der Anfang gemacht: es ist also doch möglich zu reagieren! Sofort beginnt man thatsächlich zu reagieren, ohne Plan, ohne irgend eine Kenntnis der allgemeinen Lebensbedingungen einer Nation. Von März bis Juli 1789 giebt's nicht weniger als 300 Aufstände in Frankreich; in den vierzehn Tagen der Wahlperiode nicht weniger als 40—50; denn die Politik mischt sich hinein und erregt die schon erregten Gemüther noch mehr. „Man zieht aus um Brot zu haben; mit Mord und Brand hört man

auf.“ Und der Aufstand wird ein sozialer, denn „er wendet sich gegen alle die, welche bei der bestehenden Ordnung der Dinge einen Vortheil oder etwas zu befehlen haben.“

Am schlimmsten ist's natürlich in Paris, wo die Regierung schon „um die Arbeiter zu beschäftigen“ unnütze Erdarbeiten muß ausführen lassen. Allein die Arbeiter sind nur darum so gefährlich hier, weil sie Werkzeuge in der Hand der gewissenlosen und eitlen, halbstudierten Abenteurer sind, die in der großen Stadt ihr Lager, im Palais Royal ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben und dem armen enterbten Volk glänzende Beute versprechen, wie einst die Condottieri ihren Landsknechten: „Vierzig tausend Paläste und Schlösser, ruft Camille Desmoulins, zwei Fünftel der Güter Frankreichs werden der Preis der Tapferkeit sein“. Und schon beginnen die Greuelthaten blinder Leidenschaft gegen unschuldige Unvorsichtige, die nicht einstimmen in den Ausbruch der Wuth und der Gier. Das Bündnis des Janhagels mit den Intriguanten ist geschlossen und bei der Ohnmacht der Behörden unwiderstehlich: denn auch die Armee ist ganz unzuverlässig; schon Anfang September haben sich in Paris 16,000 Deserteure von Versailles der Pöbelmasse angeschlossen; und die Milde, die Menschlichkeit, die Rücksichtnahme der Offiziere gegen die Aufrührer macht das Übel nur noch größer. Die tollsten Erfindungen der Volksvertheidiger von 1870, die furchtbarsten Vandalismen von 1871 haben schon ihre Antezedentien in jenem Jahre der „edlen Volkserhebung“. Die Einnahme der Bastille endigt mit dem Mord de Launay's, dessen Kopf unter Jauchzen und Scherzen auf der Pike herumgetragen, dreimal vor der Statue

Heinrichs IV. geneigt wird, um „seinen Herrn zu begrüßen“. Es ist das Vorspiel zu der, acht Tage darauf folgenden Ermordung Foulon's und Berthier's, zweier Männer des Fortschrittes und der Aufklärung, die ihre Zeit, ihre Arbeit, ihr Vermögen der Verbesserung der Volkszustände gewidmet hatten. Auch ihre Köpfe kommen auf die Pike, während die Gassenjungen ihrerseits einigen Katzen die Köpfe abschlagen und auf Stangen stecken, mit denen sie in den Straßen herumstolzieren.

Von da ab wird die Anarchie der normale Zustand der Hauptstadt und der Provinzen; Plünderungen, Brandstiftungen, Mordthaten werden das tägliche Brod. „Überall derselbe Instinkt der Zerstörung, eine Art neidischer Wuth gegen die, welche besitzen, befehlen oder genießen.“ Man muß im Einzelnen alle diese Greuel und Thorheiten nachlesen, um sich einen annähernden Begriff von dem zu machen, dessen der Mensch fähig ist, sobald das Thier in ihm nicht mehr durch die hundert unsichtbaren Bande des Staates gefesselt ist. Das gesittete Frankreich des 18. Jahrhunderts gleicht einem Schwarm wüthender Huronen; und das Schlimmste ist, hinter diesen Wilden steht, sie hetzend und treibend, die Klasse der Advokaten, Prokuratoren, Journalisten, welche die Proscription der „Aristokraten“ systematisch betreibt. Fremde Beobachter, welche nicht im Strome fortgerissen waren, hatten das schon lange kommen sehen. Sie scheinen zu glauben, meint Horace Walpole bereits 1776, „sie könnten die Welt nach einem neuen Plane ummodeln; sie halten dafür, daß weder Grausamkeiten noch Ungerechtigkeiten bei einem solchen Experiment in Betracht zu ziehen seien.“

Man sehe sich diese Helden aber einmal in der Nähe an. „C. Desmoulins ist neunundzwanzig, Loustalot siebenundzwanzig Jahre alt und ihr ganzer Ballast von Wissen besteht aus Gymnasialreminiscenzen, Erinnerungen aus den juristischen Vorlesungen, Gemeinplätzen, die sie bei Raynal und Genossen zusammengelesen. Brissot gar und Marat, emphatische Menschheitsfreunde, haben Frankreich und die Fremde nur durch das Guckfensterchen ihrer Dachstube gesehen, durch die Brillen ihrer Utopien . . . Keine politische Idee in den unerfahrenen oder hohlen Köpfen; keinerlei Kompetenz; keinerlei praktische Erfahrung . . ." „Die gründliche Kenntnis der Geschichte mangelte ihnen gänzlich," sagte Renan schon vor fünfundzwanzig Jahren; „eine gewisse geschmacklose Emphase verwirrte ihnen das Gehirn und versetzte sie in jenen dem französischen Geiste eigenthümlichen Zustand des Rausches, worin man oft große Dinge verrichtet, der aber jede Voraussicht der Zukunft und jede etwas weite politische Anschauung unmöglich macht." Was aber waren diese Leiter der öffentlichen Meinung ihrer gesellschaftlichen Stellung nach bei Ausbruch der Revolution? „Desmoulins, ein Advokat ohne Klienten, in einem möblirten Zimmer, von schreienden Schulden lebend . . . Loustalot, noch unbekannter, eben in Paris gelandet, um Carrière zu machen . . . Danton, ebenfalls ein Advokat zweiten Ranges, dessen Haushalt sich mit dem Louisd'or fristet, den ihm wöchentlich sein Schwiegervater, der Kaffeewirth schenkt . . . Brisson, ein wandernder Zigeuner . . . Marat, ein ausgepfiffener Schriftsteller u. s. w." „Es ist offenbar, daß inmitten einer aufgelösten Gesellschaft und unter einem Scheinbilde von

Regierung eine neue Barbareninvasion sich vollzieht, welche mit dem Schrecken zu Ende bringen wird, was sie mit der Gewaltsamkeit begonnen und welche, wie die der Normannen im 10. und 11. Jahrhundert, durch Eroberung die Expropriation eines ganzen Standes zur Folge hat."

Zum ersten Male — denn A. Schmidt's Tableaux, die ausgeführter im Einzelnen sein mögen, sind nur wenige Episoden — zum ersten Male wird uns hier bei Taine der wahre Zustand des Landes während jener furchtbaren Jahre gezeigt, und zwar, anstatt der schönen Redeturniere in Versailles oder der Pariser dramatischen Scenen, das tägliche Leben der Provinz mit seinen aufreibenden Aufregungen; und das Alles mit einer ruhigen Objektivität, als ganz natürliche Folgen der staatlichen Auflösung und ohne Entrüstung gegen die Menschennatur. Es ist aber gerade dieses kalt wissenschaftliche Verfahren, welches die revolutionäre Legende am gründlichsten und unbarmherzigsten zerstört. Renan's verächtliche Worte über die geistigen Mittelmäßigkeiten und die neidische Halbbildung aller Revolutionshelden, mit Ausnahme Mirabeau's, mochten als Ausbrüche des Künstler- und Gelehrtenhochmuthes beseitigt werden; Taine's Thatsachen kann man nicht so ohne Weiteres ignorieren. Wenn irgend Etwas dazu angethan ist, die falschen, idealisierten Schöpfungen Lamartine's, Michelet's, Louis Blanc's von Grund aus zu vernichten, so ist's diese kaltblütige Dissection. Und welch ein Verdienst wäre es nicht, könnte man diese Gespenster endlich vernichten, die noch in den Seelen der Communards von 1871, ja sogar im nicht unbegabten Kopfe eines Gambetta spukten, als er während des Krieges das

Massenaufgebot von 1792 parodierte, welches im Schnee des Jura endete. Denn wie „der Convent welcher durch sein Wüthen den Zeitgenossen so viel augenblicklichen Schaden zugefügt und der Nachwelt durch sein Beispiel einen so dauernden", so hat die Revolution auch „die Politik des Unmöglichen, die Theorie der Tollwuth (de la folie furieuse), den Kultus des blinden Wagens geschaffen." (Worte Tocqueville's.)

Nach der Straße und ihren Greueln, die Nationalversammlung und ihre Unfähigkeit. Es fehlte ihr, man kann sagen, Alles was nöthig ist zur Gesetzgebung: die Freiheit, denn sie ward von einer kleinen organisierten Pöbelarmee von 750 Mann eingeschüchtert und terrorisiert; kaum Ein Mitglied wagt gegen eine Maßregel zu stimmen, geschweige denn zu reden, welche von den Tribünen gefordert wird; die Ruhe, denn die Gesetzgeber sind fortwährend in der leidenschaftlichsten Aufregung und die Sitzungen sind mit nichts als mit hohlem „Geschwätz und Geschrei" ausgefüllt; die Kenntnisse und die Erfahrung, denn die Leute sind alle improvisierte Politiker, die nie eine Provinz, eine Stadt, ein Dorf, ja nicht einmal ein Gut verwaltet, deren ganze Wissenschaft aus Rousseau's Contrat social geschöpft ist; das Temperament endlich, denn die Empfindsamkeit hat alle moralische Scham gelöst: „es sind nervöse Weiber" oder wie Mirabeau im Vertrauen zu Sieyès sagt, „Affen mit Papageienkehlen".

Und man sage nicht, Frankreich habe damals keine kompetenteren Leute gehabt: es habe seine besten Kräfte nach Versailles geschickt. Das gerade Gegentheil ist wahr. Taine zählt die 600—700 Leute auf, die wohl eine vernünftige Gesetzgebung hätten zu Stande bringen

können, die aber systematisch ausgeschlossen wurden: „die Intendanten und Militärkommandanten aller Provinzen; die Prälaten, welche große Diöcesen verwalteten, die Gerichtsbeamten, welche außer ihrer richterlichen Gewalt administrative Befugnisse hatten." Malouet ist der einzige von allen solchen in der Versammlung und „aus der Überlegenheit dieses, des besten Kopfes der Versammlung, kann man schließen, welche Dienste seine Collegen geleistet hätten." Die ungeheure Mehrheit besteht aus unbekannten Advokaten und subalternen Legisten; es sind keine hundertfünfzig bürgerliche Gutsbesitzer darunter. Man muß hören, wie der amerikanische Gesandte, der Republikaner Morris, diese Leute beurtheilt, was Malouet, Mirabeau, Mallet-Dupan, die drei bedeutendsten Intelligenzen der ganzen Revolution, von ihnen halten, um zu begreifen, welche unbewußte Fälschung die Revolutionshistoriker der Juliregierungszeit mit dieser Versammlung getrieben, welche an ihre ungeheure Aufgabe herangeht, wie der Junker, den man fragte, ob er Geige spielen könne: „Ich weiß nicht, ich hab's nie versucht; aber wir wollen einmal sehen." Dazu beraubt die Versammlung sich noch muthwillig aller Mittel, die mangelnde Erfahrung zu erwerben: um dem Prinzipe der Theilung der Gewalten treu zu bleiben, wird es allen Mitgliedern der gesetzgebenden Gewalt untersagt, an der ausübenden Gewalt theilzunehmen; d. h. die Minister müssen außerhalb der Versammlung geholt werden; damit sind Dieser alle Mittel benommen, sich die Auskunft über die Dinge zu verschaffen, „welche die unmittelbare Behandlung der Geschäfte giebt", ist sie ohne Gegengewicht allen Verführungen der Theorie hingegeben, durch

ihren eigenen Beschluß zu einer „Académie de legislation“ reduziert.

Zweierlei waren die Aufgaben der Nationalversammlung: Abschaffung des Privilegs, für das die bevorzugten Stände keine entsprechenden Dienste mehr leisteten, und Einführung der Controle, weil die Centralregierung das allgemeine Interesse willkürlich und unverantwortlich verwaltete. „Es galt, alle Franzosen gleich vor der Besteuerung zu machen und die Börse des Besteuerten ihren Vertretern in die Hand zu geben.“ Dagegen war weder im Adel noch in der Geistlichkeit die allergeringste Opposition. Das aber genügte den Konstituierenden nicht: sie wollten ein neues Staatsgebäude aufführen, ohne Rücksicht auf irgend welche bestehende Zustände, Gewohnheiten, Rechte und Interessen, mehr als das, ohne Rücksicht auf die Menschen, wie sie sind. Sie thun, als ob alle Menschen Abstraktionen wären: Wesen, „die das Bedürfnis nach Glück und die Fähigkeit zu denken haben,“ wie man im vorigen Jahrhundert zu sagen pflegte, kurz Menschen des Contrat social, nicht Franzosen verschiedener Stände des 18. Jahrhunderts. Wohl hatte die Anarchie des ersten Jahres schon tabula rasa gemacht; jedoch nur äußerlich, nicht innerlich: die Nationalversammlung aber geht mit den Menschen um, als wären es seelenlose Ziffern von absolut gleichem Werth. Von der Solidarität der Generationen, von der Unberechtigtheit einer Generation, ans Wesen des Staates selber zu rühren, haben diese Gesetzgeber nicht die leiseste Ahnung; es fällt ihnen nie ein, zu bedenken, daß jede Generation doch im Grunde Nutznießerin, nicht Eigenthümerin ist, daß sie die Erbschaft des Jahrhunderts den Erben der Vergangenheit zu überliefern

hat; daß „die weiseste Verfassung illegitim ist, wo sie den Staat zerstört, die roheste legitim, wo sie den Staat erhält.“

Man bemerke, welch ungeheuren Fortschritt, nicht seit Montesquieu — der verstand das Wesen des Staates besser als irgend ein Denker des Alterthums oder der neueren Zeit — wohl aber seit Benjamin Constant, diese Anschauungsweise Taine's dokumentiert, eine Anschauungsweise, die erst Tocqueville wieder in Frankreich eingeführt hat: denn nicht allein Jacobiner und Girondisten, auch die Konstitutionellen von Royer-Collard's Doktrine, die Absolutisten von Bonald's Schule, waren unbewußt Jünger Rousseau's; denn sie gingen sämmtlich a priori zu Werke, glaubten sämmtlich an die absolute Freiheit des Gesetzgebers wie des Menschen. Auch die schöne Weise, in der Taine die natürliche und nothwendige Entstehung gesellschaftlicher Aristokratien, welche die Nationalversammlung so gänzlich verkannt, auseinandersetzt, ist ein Zeichen der Zeit für Frankreich. Sie erinnert lebhaft an Herman Grimm's gelungenste Seiten im ersten Bande seines Michel Angelo. In Frankreich, wo selbst ein Laboulaye den demokratischen Vorurtheilen schmeicheln zu müssen glaubt, indem er über solche naturhistorische Nothwendigkeiten hinweggeht, ist eine solche Ausführung etwas ganz Neues; und diese Neuheit bekommt fast etwas Tragisches dadurch, daß sie in dem Augenblick auftritt, wo Frankreich — ich fürchte für lange — diese natürliche Aristokratie von der Staatsführung ausschließt: denn das jetzige Ministerium Dufaure-L. Say-Waddington, welches durchaus jener Aristokratie angehört, ist nicht der Ausdruck der jetzigen Volksvertretung, sondern ihre Negation, wie sich nach Dufaure's Tode und des Marschalls Abtreten sofort

zeigen wird.[1]) Aber wo komme ich hin? Schnell zurück in die Vergangenheit.

War die Aristokratie von 1789 auch fähig, ihren großen Beruf zu erfüllen? Taine meint entschieden, sie sei desselben nicht unwürdig gewesen. „Parlamentarier (Gerichtspersonen), hoher Adel, Bischöfe, Finanziers waren es, bei welchen und durch welche die Philosophie des 18. Jahrhunderts sich verbreitet hatte; nie war eine Aristokratie freisinniger, menschlicher, bekehrter zu nützlichen Reformen.“ „Nicht nur hatten Viele unter ihnen Edelmuth, Alle Ehrgefühl; sie sind auch milde, mitleidig; alle Gewaltthätigkeit widerstrebt ihnen.“ Und die nützlichen Reformen hatten bereits begonnen; ernstlich war namentich die des Klerus, der Steuern, der Gerichtsverwaltung in die Hand genommen worden: aber die Nation, d. h. die Advokaten und der Pöbel, welche sich der Herrschaft bemächtigt, wollten keine Reform, unterbrachen die begonnene, weil sie den Umsturz wollten. Im Grunde handelte sich's um eine Verrückung des Reichthums. Auch dieses Verhältnis hätte man ruhig und friedlich durch Ablösung regeln können, wie in Preußen im Jahre 1808, in Rußland im Jahre 1861; aber das wollen eben die Führer nicht: sie entfesseln den Bauernkrieg, weil dabei auch für sie etwas abfällt, die sicherlich den Acker des Edelmanns, der Abtei nicht bebauen. Die Nationalversammlung schaffte alle Gefälle, Zinsen, Frohnden, Zehnten u. s. w. mit einem Dekrete ohne jede Entschädigung ab und nahm so jährliche Einkünfte im Betrage von 123 Millionen auf einen Schlag aus der Tasche der Eigenthümer. Auch

[1]) Geschrieben 1878; seitdem durch die Ereignisse bestätigt.

das und der Edelmuth, mit dem der Adel selber diese Opfer hinnimmt, entwaffnen den Haß der Revolutionäre nicht. „Ein gehässiges Vorurtheil hat sich gegen den Adel erhoben und wächst von Tag zu Tag. Verletzte Eitelkeit, getäuschter Ehrgeiz, Neid haben es vorbereitet. Die abstrakte Idee der Gleichheit bildet den harten und trockenen Kern.“ „Die Versammlung behandelte die Adligen wie Ludwig XIV. die Protestanten.... Hunderttausend Franzosen wurden am Ende des 17. Jahrhunderts, hundertzwanzigtausend am Ende des 18. verjagt; so vollendet die unduldsame Demokratie das Werk der unduldsamen Monarchie. Die moralische Aristokratie ist im Namen der Einförmigkeit, die gesellschaftliche Aristokratie im Namen der Gleichheit abgemäht worden. Zum zweiten Male und mit derselben Wirkung schneidet ein absolutes Prinzip in das lebendige Fleisch der Gesellschaft ein.“

Und nicht allein die Interessen und die Rechte, auch die Gefühle werden im Namen dieser abstrakten Prinzipien verletzt: man denke an die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit; mit roher Hand greift man die geistliche Autorität an, das Einzige, was noch von der Religion übrig geblieben, denn die Gleichgültigkeit gegen das Dogma ist allgemein, und treibt so wieder alle frommen Seelen unter's geistige Joch, die unabhängige nationale Geistlichkeit unter das Szepter von Rom. Im Jahre 1789 wurden nur etwa 20 Prozent der geistlichen Pfründen durch die kirchliche Autorität besetzt; heute sind sie's alle, und viele Laienstellen überdies.

Wie mit dem Zerstören geht's mit dem Schaffen: es ist die abstrakteste Theorie, welche es unternimmt, den neuen Staat aufzurichten. Jedes Band zwischen Exekutive

und Legislative wird zerschnitten; kein Gegengewicht eines Oberhauses zugelassen; das Königthum, wie überhaupt die Centralgewalt geradezu entwaffnet; die Versammlung selbst, welche alle Regierung in die Hand nimmt, ohnmächtig gemacht den Lokalverwaltungen gegenüber; alle Verantwortlichkeit der Verwalter wie der Richter aufgehoben durch die kollektive Verfassung sämmtlicher Behörden. Der Argwohn gegen jede Gewalt ist so tief und so allgemein, daß man die Konstitution von 1790 die systematische Untergrabung aller Gewalt, die Organisation der Anarchie nennen könnte. Es bleiben am Ende nur 40000 souveräne Körperschaften in Frankreich und diese sind in den Händen einer ganz unfähigen, oft auch unredlichen Minderheit. Zu welchen Tollheiten diese Souveräne, denen das allgemeine nationale Interesse nothwendig entgehen muß, sich hinreißen lassen können, muß man bei Taine nachlesen. Sie hindern den Verkehr der Reisenden, die alle als verdächtig festgehalten werden, der Waaren namentlich der Nahrungsmittel, die man zurückhalten will, weil man die Hungersnoth fürchtet, die man dadurch erst recht herbeiführt. Kurz, die Wohlthaten der Decentralisation und der Selbstverwaltung, nach denen die französischen Liberalen seit zwanzig Jahren theoretisch schmachten — denn sie praktisch einzuführen hüten sie sich doch immer — war auf's Vollständigste verwirklicht; und hätte diese Verwirklichung nicht eine so furchtbare Tragik in ihrem Gefolge und in ihrem Geleite gehabt, das Schauspiel, das sie bietet, wäre das komischste der Weltgeschichte. Diese 1200000 Verwalter, diese vier Millionen Wähler und Nationalgardisten, die vom 1. Januar bis 31. Dezember mit „Bürgerpflichten“ überhäuft sind, die sie nicht ver-

stehen und die sie keine Muße haben zu erfüllen, ohne ihren Unterhalt und den ihrer Familie zu opfern, treiben's toll genug und man ist immer zwischen Mitleid, Entrüstung und Lachlust getheilt, wenn man sieht, wie sie zu Werke gehen. Auch dauert's nicht lange, so geben sie's auf und lassen alle die Gewalt, die sie den erfahrenen Männern der höheren Stände nicht anvertrauen wollen, den Händen der Fanatiker und Enthusiasten oder denen der Abenteurer, die wohl zusammen noch eine sehr kleine Minderheit ausmachen, aber eine Minderheit, die vor keinem Äußersten zurückschreckt. Doch dies gehört schon in die dritte und letzte Abtheilung („von der angewandten Verfassung“) des ausgezeichneten Buches, das wir analysieren und das man in hunderttausenden von Exemplaren in den Mittelständen aller Nationen verbreiten sollte.

Kaum ist der neue Staat, wie man glaubt, begründet, so beginnt nicht etwa die Ernüchterung, sondern geht der Rausch erst recht los: immer wilder, ausgelassener. Ganz Frankreich, jung und alt, vornehm und gering, Mann und Frau, tanzt ganz eigentlich um die Freiheitsbäume, fällt sich in die Arme, weinend, lachend, sich küssend; überall Operndekorationen, „unschuldige Kinder“, die deklamieren, „weißgekleidete Jungfrauen“, die singen, „ehrwürdige Greise“, die Reden halten; aber schon die große Verbrüderungsfeier endet fast überall mit Schlägen, Scheibenzerbrechen und Mißhandlung der „Aristokraten“. „Das ist die Frucht der Empfindsamkeit und der Philosophie des 18. Jahrhunderts, meint Taine. Die Menschen haben geglaubt, um eine vollkommene Gesellschaft einzurichten, um die Freiheit, die Gerechtigkeit und das

Glück dauernd auf Erden herzustellen, genüge eine Regung des Herzens, ein Akt des Willens. Sie haben diese Regung empfunden, diesen Akt vollzogen; sie sind entzückt, hingerissen, über sich selbst hinausgehoben. Jetzt müssen sie wohl durch den Gegenstoß in sich selbst zurücksinken. Ihre Anstrengung hat Alles hervorgebracht, was sie hervorbringen konnte, d. h. eine Sündfluth von Betheuerungen und Phrasen, einen unwirklichen Wortvertrag, eine Prunk- und Epidermbrüderlichkeit, eine aufrichtig gemeinte Mummerei, ein Überkochen von Gefühlen, die sich sofort verdunsten, kurz einen heiteren Fasching, der einen Tag dauert."

Man legt aber darum die Maske auch während der Fasten noch nicht ab. In den zwei folgenden Jahren bietet Frankreich das sonderbarste Schauspiel: „Alles ist Menschenliebe in den Worten und Symmetrie in den Gesetzen; alles ist Gewaltthat in den Handlungen und Unordnung in den Dingen". Jede Munizipalität, jede Nationalgarde will Herr sein, sich keiner Kontrolle unterwerfen: das ist ihre Weise, die Freiheit zu verstehen. Ihr Gegner ist die Centralgewalt, die gilt's zu entwaffnen. Und es gelingt nur zu gut. Die Nationalversammlung, die Minister, der König sind ohnmächtig gegen die lokalen Gewalten. Die Truppen selber gehorchen nur noch diesen. In den Städten und Dörfern aber ist eine unausgesetzte Auflehnung der Einzelnen gegen diese selbstgewählten Munizipalbehörden. Alle alten Leidenschaften lodern wieder auf. Überall im Süden beginnt der Religionskrieg des 16. Jahrhunderts von Neuem zwischen Hugenotten und Katholiken. Der Bauernkrieg — Taine zählt nicht weniger als sechs Jacqueries von 1789 bis 1792 — ist in Permanenz. Niemand zahlt mehr die alten ungleichen Steuern, aber

niemand will auch die neuen gleichen Steuern zahlen; die öffentliche Sicherheit verschwindet überall, weil die Polizei, die Gendarmerie entwaffnet sind und die Verbrecher die gute Gelegenheit benutzen; aller Verkehr stockt und mit dem Stocken alles Verkehrs wird die Hungersnoth immer drohender. „Sonderbares und lehrreiches Schauspiel, in dem man beinah den Grund des Menschen sieht! Wie auf einem Flosse ohne Lebensmittel ist er in den Naturzustand zurückgesunken, das dünne Gewebe von Gewohnheiten und vernünftigen Ideen, in das die Civilisation ihn gewickelt, ist zerrissen und flattert in Fetzen um ihn, die nackten Arme des Wilden kommen zum Vorschein und er bewegt sie."

Wie man den Staat um das Seine gebracht, so bringt man auch den Einzelnen darum. Das Gut aller Edelleute wird Gemeingut, ihr Leben wird vogelfrei; überall Mißhandlungen und Mord von Weib und Kind. Plünderung und Brand von Haus und Hof der „Aristokraten". Alle Eigenthumsverhältnisse werden mit bäuerlicher Zähigkeit angegriffen, zerrüttet, umgestürzt. Und hier liegt vielleicht die wahre innerste Natur der großen Bewegung. „Was auch die großen Namen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sein mögen, mit denen die Revolution sich schmückt, sie ist in ihrem Wesen eine Verrückung des Eigenthums. Darin besteht ihre erste Triebfeder, ihre dauernde Macht, ihr wahrer Halt, ihre historische Bedeutung. Einst, im Alterthum, hatte man dergleichen gesehen, Schuldentilgung, Güterkonfiskation, Theilung der Gemeinde- und Staatsgüter, aber die Sache beschränkte sich auf eine Stadt, auf ein kleines Gebiet. Zum ersten Male wurde sie nun in einem modernen Großstaat vollzogen."

Und die Beraubten lassen diese Gewaltthat im Ganzen ruhig über sich ergehen, widersetzen sich kaum. Die Muthigsten suchen sich nicht gegen die neue Ordnung — die erkennen Alle an —, wohl aber gegen die brutale Unordnung, die ihre Folge ist, zur Wehr zu setzen: sie werden niedergeworfen, unbarmherzig mit Füßen getreten. Wie billig, wie mild, wie entgegenkommend der Adel war, hat Taine hier unwiderleglich dargelegt; aber je milder, nachgiebiger, desto härter werden die Edelleute behandelt, denn die Milde ermuthigt die Heftigkeit der Begierde. Selbst die nach dem ersten Bauernaufstande Ausgewanderten kommen nach Verkündigung der Konstitution, die sie in ihrem Vermögen zu Grunde richtete, in der Gesellschaft und im Staate ohnmächtig machte, zu Tausenden zurück. Neue Verfolgungen treiben sie auf's Neue in die Verbannung. Am schlimmsten ging's dem trefflichen Offizierstande, der fast ausschließlich aus dem zahlreichen unbemittelten Adel des Landes bestand und der ein Opfer der organisierten Meuterei ward. Umsonst halten sich die Vertriebenen von der Armee Coburg's fern: die Spoliationsgesetze der Versammlung treffen alle Ausgewanderten in gleicher Weise: und Adelige, Offiziere, unbeeidete Priester haben fortan nur die Wahl, wie gehetztes Wild im Vaterlande oder wie darbende Bettler in der Fremde zu leben. Wer von Bürgerlichen nur etwas Vermögen, Bildung, Besinnung besitzt, hält sich verborgen und Frankreich ist der wüthenden Meute preisgegeben. „Etwas Furchtbares ist in der Vorbereitung (1792): die siebente Jacquerie ist im Anzug, diesmal allgemein und endgiltig; erst roh, dann gesetzlich und systematisch unternommen

und ausgeführt im Namen abstrakter Prinzipien durch Führer, die ihrer Werkzeuge würdig sind. Nie ist etwas Gleiches in der Geschichte vorgekommen. Zum ersten Mal sieht man toll gewordene Wilde (brutes) im Großen und lange Zeit unter der Führung von tollgewordenen Pinseln (sots) arbeiten." Die Schreckensherrschaft steht vor der Thür.

Die Koalition des Doctors und des Procureurs, des Apothekers und Schullehrers triumphiert in jedem Landstädtchen und jedem Dorfe, denn der Edelmann und der Priester sind landesflüchtig, der Bürger ist eingeschüchtert und hält sich mäuschenstill, wie seitdem immer in jeder ähnlichen Katastrophe; der Bauer ist gesättigt und bringt sein Schäfchen in's Trockene. In der That war die Revolution ihrer dauernden Bedeutung nach zugleich eine Verrückung des Eigenthums und die gänzliche Gleichstellung aller Franzosen; für den Augenblick war sie vornehmlich eine Verrückung der Herrschaft von einer Klasse zur andern. Es liegt in der Natur der menschlichen Gesellschaft, daß die Herrschaft einer Klasse, wie die welche 1792 triumphierte, nur vorübergehend sein kann, daß sie zum Regieren wie zum Gesetzgeben gleich unfähig ist. Auch damals, wie so oft seitdem, wußte sie nur zu zerstören und das Terrain zu ebnen, nicht aber Etwas zu begründen. Selbst was sie anstrebt, müssen Andre verwirklichen. Kaum hat sich wieder eine höhere Klasse auf dem geebneten Boden erhoben, so überträgt sie einem Manne die Herrschaft und beauftragt ihn mit der gesetzlichen Regelung und Ordnung der neuen Verhältnisse. Der nun benutzt das brauchbare Material, das in jenen Revolutionairs steckt, und diese gesättigten Stürmer steigen dann ihrerseits in die

„Aristokratie" hinauf. Umsonst suchte ein ähnliches Personal, wie das, welches von 1791 bis 1799 Frankreich beherrschte, sich 1830, 1848, 1871 wiederum der Herrschaft zu bemächtigen: es wurde stets sofort nach der ersten Überrumpelung beseitigt: erst 1878 sollte es ihm gelingen, Dank den Fehlern der regierungsfähigen Klassen, Dank der kurzsichtigen Toleranz des Kleinbürger- und Bauernstandes, das Ruder in die Hand zu bekommen. Ob es sie so lange behalten wird, als seine Vorgänger und Vorbilder vom Ende des vorigen Jahrhunderts, werden wir ja bald sehen.

III.

Es ist seit etwa zwanzig Jahren Mode geworden, zu behaupten, Napoleon habe eigentlich sehr wenig Verdienst bei der großen gesetzgeberischen Wiederherstellung des französischen Staates; die konstituierende Versammlung von 1789, die gesetzgebende von 1791, der Konvent von 1793, ja sogar die Versammlungen des Direktoriums hätten Alles vorbereitet; er habe ihren Schöpfungen nur seinen Namen gegeben; selbst an den Berathungen des Staatsrathes, aus denen die endgiltige Gestalt jener umfassenden Gesetzgebung hervorgegangen, habe er selten und stets nur passiven Antheil genommen. Es ist grob, aber nicht übertrieben, wenn man erklärt, daß diese Behauptungen bei den Einen sich auf bewußte Lüge, bei den Anderen auf gehorsames Wiederholen und Weitertragen der Parteilosungsworte zurückführen läßt.[1]) Ich

---

[1]) Napoléon I., ses institutions civiles et administratives par Amédée Edmond-Blanc. Paris. E. Plon & Cie. 1880. (Ein Band von 332 Seiten.)

will heute nicht von dem Zustande sprechen, in dem der Erste Konsul Frankreich am 18. Brumaire fand: bankerott und ohne allen Kredit, außer Stande die Beamten und selbst das Heer zu zahlen; ohne Justiz und Polizei, d. h. ohne Sicherheit der Person oder des Eigenthums, allüberall vogelfrei den Wegelagerern preisgegeben; ohne Verwaltung, jedes Dorf von der Oligarchie der kleinen Ortstyrannen ausgebeutet; die Häfen versandet, die Ka-

Herr Edmond-Blanc ist dem Geschichtsschreiber der „Entstehung des neuen Frankreich" um einige Jahre zuvorgekommen. Taine's Werk ist auf drei Theile berechnet, deren erster das „Ancien Régime", der zweite die „Revolution", der dritte das „Konsulat und Kaiserreich" behandeln sollen. Bis jetzt ist er nur bis zur Hälfte des zweiten Theiles gelangt und hier haben wir's bereits mit einem Werke über den Gegenstand des dritten Theiles zu thun. Bekanntlich plante schon Tocqueville ein Werk über die napoleonischen Schöpfungen, über dem ihn der Tod ereilte. Die wenigen Bruchstücke, welche wir davon besitzen, können unser Bedauern nur steigern, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, den großen Plan auszuführen. Es ist in mehr als einem Sinne Schade, daß gerade Herr Edmond-Blanc es unternommen hat nachzuholen, was Tocqueville unvollendet gelassen, und daß es ihm geglückt ist, Taine zuvorzukommen. Einmal ist Herr Edmond-Blanc doch nicht Tocqueville, noch auch Taine. Ihm fehlt nicht nur die Autorität des Namens, welche ihm sofort Gehör verschafft hätte, es fehlt ihm auch der philosophische Blick der beiden berühmten Forscher; und er hat weder die künstlerisch vollendete Form der Komposition wie des Stiles, die Niemand dem älteren Vorgänger bestreiten wird, noch die glänzende, anregende und packende Darstellungsgabe des jüngeren. Vor Allem aber Herr Edmond-Blanc ist Bonapartist, leidenschaftlicher Bonapartist und diese eine Eigenschaft disqualifiziert ihn — um englisch zu reden — zum Geschichtsschreiber der bürgerlichen Thätigkeit Napoleons. Hätte er es wenigstens über sich bringen können, seine Fahne in die Tasche zu stecken, so hätte er der Sache der Wahrheit einen größeren Dienst geleistet, als er es jetzt that,

näle und Flüsse unschiffbar, die Heerstraßen vollständig zerstört und unfahrbar; die Kirchen und Schulen geschlossen; die Krankenhäuser ohne Einkünfte und Verwaltung. Nur die Berichte der Staatsräthe, welche 1800 und 1801 in die Provinzen geschickt wurden, können einen Begriff von der Verwahrlosung machen, in welche das Land gerathen war. Wie aber Bonaparte kraft des Genies und des Willens die Ordnung und den Wohlstand wiederherstellte, gehört ebenfalls in ein

---

wo er die Wahrhaftigkeit so weit getrieben hat, sich als Parteimann zu entmasken: Denn wer hat jetzt nicht die fatale Frage auf den Lippen: „vous êtes orfêvre, M. Josse?“

Scherz bei Seite. Dies Buch würde unendlich mehr wirken, wenn man den Verfasser nicht in Verdacht haben müßte, die Thatsachen nach dem Interesse der Partei zu beugen. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß dieser so nahe liegende Argwohn ganz unbegründet ist. Ich habe wenigstens hier keine Angabe gefunden, die nicht auf Dokumenten und unumstößlichen Daten beruhte. Der Verfasser führt stets seine Quellen an und er übt nie die perfide Kunst, die Thatsachen im Interesse seiner Vorurtheile auszuwählen, das Widersprechende zu verschweigen, das Vereinzelte so zu gruppieren, daß es zu einem unverhältnismäßig wichtigen Ganzen wird. Dabei schreibt er klar und sehr korrekt, seine Eintheilung ist übersichtlich und ganz nach der Natur des Stoffes gegliedert; eine tüchtige, juristische und historische Vorbildung spricht aus jeder Zeile; und, wie gesagt, wenn es der Herr Verfasser über sich vermocht hätte, alle die unnützen Exordien, Perorationen, Glossen und Parenthesen der Napoleonsbewunderung wegzulassen, welche doch nur von Außen angeklebt erscheinen, so könnte seine sachlich unwiderlegliche Darstellung der Thatsachen eine viel tiefere und heilsamere Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich haben: denn die Stunde der Reaktion gegen die oberflächliche und geradezu fälschende Darstellungsweise der republikanischen Geschichtsschule hat schon seit einigen Jahren geschlagen. Wer Lust und Muße gehabt hat, des Referenten Schriften zu verfolgen, der weiß, wie er schon zur Zeit

anderes Kapitel. Hier und heute wollen wir uns nur fragen: was fand er an Gesetzen, Dekreten, Regulativen aus der Hinterlassenschaft der Republik vor, das er einfach aus dem papiernen Zustande zum wirklichen Leben gebracht hätte? Denn auf dem Papier stand gar Vieles, wie das berühmte „Buch der Nationalwohlthätigkeit", worin der Konvent jedem Greise und jeder Wittwe einen jährlichen Kredit von 120 Francs eröffnete, der freilich nie ausgezahlt wurde. Dagegen ward allerdings den

des universellen Triumphes der antibonapartistischen Richtung wieder und wieder einen tüchtigen Schriftsteller herbeigewünscht, der sich gegen jene Geschichtsfälschung erhöbe, wieder und wieder betont hat, wie unfruchtbar an positiven Schöpfungen die Revolution, wie unendlich fruchtbar dagegen Napoleon's gesetzgeberische Thätigkeit war, wie ganz Frankreich noch bis heute auf seinen Einrichtungen ruht, kurz wie die Größe des gesetzgebenden Ersten Konsul nur übertroffen wird von der Tollheit des kaiserlichen Politikers. „Sechs Grundsteine," schrieb ich u. A. 1872 (Frankreich und die Franzosen. S. 64 der vierten Auflage), „legte der große Architekt des modernen Frankreich, um darauf das Gebäude der cäsarischen Demokratie aufzurichten und drei Revolutionen, drei Dynastien, zwei Republiken, drei Invasionen sind seitdem über das Haus gekommen, ohne jene Grundsteine auch nur im mindesten zu erschüttern. Ein neues Schild, ein neuer Anstrich, ja ein Fenster hier, einen Balkon dort mochten die wechselnden Hausmeister sich und den Insassen wohl gönnen; an den Mauern hat noch keiner zu rütteln gewagt." Dieses Sachverhältnis aber überzeugend darzustellen, muß man, ich wiederhole es, über jeden leisesten Verdacht der Parteilichkeit und des Vorurtheils erhaben sein. Herr Edmond-Blanc aber ist ein Enthusiast; er bewundert leider die unerträgliche, vielleicht nur für die Übergangsperiode berechnete politische Verfassung, welche der Erste Konsul und Kaiser Frankreich gab, ganz ebenso sehr als die bürgerliche, welche er organisierte; und es sollte mich nicht wundern, wenn er auch die wahnsinnige äußere Politik des Mannes bewunderte, die zu besprechen hier glücklicherweise keine Gelegenheit war.

Armen und Kranken versprochen, daß „das erste Nationalfest jedes Jahres der Ehre des Unglücks gewidmet sein“, und daß jede Landgemeinde die vom Arzte bezeichneten Heilpflanzen anbauen und den Kranken unentgeltlich liefern sollte, das Ganze begleitet von „cérémonies civiques en présence du peuple“. Einstweilen faulten die Betten in den Spitälern, starben die Kranken Hungers, unterlagen in den Kleinkinderbewahranstalten hier neun Zwanzigstel, dort gar 95 Procent aus Mangel an Pflege.

Die sogenannte Gemeindeverfassung von 1789 war einfach die gesetzliche Anarchie. Alle Verwaltungsbehörden gingen aus den Wahlen hervor und die Staatsregierung hatte keinen Vertreter bei ihnen, welcher das allgemeine Interesse gegen das besondere hätte vertheidigen können. Nur die Abschaffung der Provinzen und die Eintheilung derselben in Départements und Arondissements war ein, allerdings bedeutendes Werk der Revolution. Die Folgen blieben nicht aus. Allüberall waren die örtlichen Obrigkeiten im Kampf gegen den Staat, verweigerten der Nationalversammlung wie den Ministern den Gehorsam, schalteten und walteten ganz nach Belieben, verschleuderten das Gemeindevermögen, theilten sich mit den Gevattern in die Vortheile und den Einfluß, welche die Ämter gaben, waren aber ohnmächtig ihren Herren, den Wählern, gegenüber, wenn diese in die Straße hinabstiegen. Nirgends eine Verantwortlichkeit, da alle Obrigkeit kollegialisch war. Der Konvent schaffte zwar den Kreis, und thatsächlich auch die Gemeinde, ab, an deren Stelle er den Kanton setzte, dessen räumliche Ausdehnung es meist nicht einmal erlaubte, daß die gewählten Kollektivbehörden

sich regelmäßig versammelten. Er schuf auch wieder von der Centralgewalt ernannte Beamte, welche unter dem Namen von Regierungskommissären den Ortsversammlungen gegenüberstanden: aber er ließ sie ohne alle Waffen und alle Mittel der Einwirkung. Die Befugnisse beider Behörden waren ungeschieden. Wohl hatte der Konvent einen Polizeiminister geschaffen, aber faktisch erstreckte sich dessen Einfluß nicht auf die Provinz. Die örtliche Polizei existierte eigentlich nicht; wo ein Schatten davon war, hing sie allein von der Wahlversammlung ab. Bonaparte griff auf eine Einrichtung des alten Regime, die Intendanten, zurück, indem er die Präfekten einführte, unter denen, ebenfalls von der Regierung ernannte Unterpräfekten und Maires, die Centralgewalt vertraten und die thätige Verwaltung leiteten, während neben ihnen die Munizipal-, Kreis- und Departementalräthe, welche die Bevölkerung vertraten, aber nicht mehr gewählt, sondern (und zwar bis 1832) aus den Notabeln genommen wurden, die lokalen Interessen vertraten, die Steuern auftheilten. Die Präfekturräthe, Kollegien von Beamten der Centralregierung, erhielten die Berathung und Entscheidung der strittigen Fragen und Konflikte. Endlich ward auch die Polizei unter die Oberleitung der Centralgewalt, des Polizeiministers, gestellt. Über Allem stand die größte Schöpfung Napoleon's der Staatsrath, welcher zugleich eine obere Instanz für die Entscheidungen der Präfekturräthe und der eigentliche gesetzgebende Körper war; denn die amtlich mit diesem Namen bezeichnete Repräsentativversammlung hatte, unterm Kaiserreich wenigstens, nichts Anderes zu thun als die vom Staatsrathe ausgearbeiteten Gesetze zu votieren. Was man auch von diesem ganzen administrativen

Mechanismus halten mag, der sich als das hauptsächlichste Hindernis einer freien konstitutionellen Entwicklung Frankreichs erwiesen hat, — Eines ist sicher, er hat der Zeit getrotzt und besteht noch heute unversehrt.

Noch schlimmer als mit der Verwaltung stand's mit den Finanzen unter der ersten Republik. Die Geschichte der Assignate ist in Aller Gedächtnis. Drei Bankerotte in zwei Jahren waren die Folgen der Finanzpolitik der Konstituante und des Konvents. Als der Erste Konsul am 20. Brumaire Gaudin (den späteren Herzog von Gaëta) in's Finanzministerium schickte, fand derselbe 167 000 Franken vor, die man Tags zuvor geborgt hatte. Mit großer Mühe erlangte die neue Regierung vom Pariser Handel ein Anleihen von 12 Millionen um $12^3/_4$ Prozent, womit sie über die ersten Tage knapp genug hinauskam. Die Lieferanten und selbst die Generale übervortheilten den Staat auf's Keckste und gingen straflos aus; es brauchte alle Energie Bonaparte's, um dem Unwesen zu steuern. Dazu hatte die Nationalversammlung alle Einnahmequellen abgeschnitten: sie hatte sämmtliche indirekten Steuern abgeschafft und die direkten kamen seit 1789 nicht mehr ein: von 300 Millionen ausgeschriebener Steuern hatte die Regierung im Jahre 1792 nur 4 Millionen einkassiert. Vierzehn Tage nach dem 18. Brumaire waren auch schon die Steuerämter eingerichtet, wie sie noch heute bestehen und in weniger als einem Jahre waren die Steuerlisten festgestellt, die Rückstände von 1799 eingetrieben. Im nächsten Jahre schon begann die große Arbeit des Katasters. Zugleich wurden die indirekten Steuern unter dem neuen Namen der droits réunis wiederhergestellt und auch sie, wie die Einnahmestellen, verantwortlichen

Einzelbeamten übertragen. Auch diese Organisation besteht noch heute iu derselben Form, wenn auch unter anderm Namen. Register, Forst- und Postverwaltung wurden schon vorher nach demselben Prinzip reorganisiert. Später folgte die Einrichtung des Tabakmonopoles, welches sich so fruchtbar erweisen sollte und das denn auch allein hingereicht hat, die Rechnung für den tollen Streich von 1870 zu zahlen. (Maxime Ducamp hat in seinem Buche über „Paris“ nachgewiesen, daß der Tabak in den sechzig Jahren von 1811 bis 1871 dem Staatsschatz genau 5 Milliarden weniger einige 100 000 Franken eingetragen hat.) Es verstand sich von selbst, daß die Finanzbeamten nicht länger vom souveränen Volk gewählt waren, wie es die Nationalversammlung eingeführt, sondern von der Centralregierung ernannt und auf's Strengste überwacht wurden. Obschon Manches gegen das Napoleonische System des Konto-Kurrents einzuwenden ist, welches thatsächlich dem Generaleinnehmer Zinsen für Kapitalien zahlt, die dem Staate selber angehören, und aus dem Staatsschatz eine Art Bankgeschäft macht, so ist dasselbe doch bis heute unverändert beibehalten worden. Von unzweifelhaftem und unbezweifeltem Vortheil ist für Frankreich die Rechnungskammer gewesen, welche Napoleon einrichtete und die noch heute als oberste Kontrollbehörde arbeitet; sie ist für die Finanzverwaltung dasselbe wie der Staatsrath für die eigentliche Verwaltung, der Kassationshof für die Justiz: die oberste Instanz zugleich und die die Jurisprudenz feststellende Behörde. Auch die Bank von Frankreich, welche der Erste Konsul zwei Monate nach dem Staatsstreiche gründete, hat sich als ein lebensvolles und fruchtbares Institut erwiesen; ebenso sind die von ihm eingerichteten Handelskammern, Kunst- und Gewerbe-

räthe, wie die Versammlungen der Sachverständigen noch heute in voller Thätigkeit.

Die dritte Republik hat, wie früher die legitime Restauration, dem Code Napoléon seinen Namen genommen, was nicht schwer war. Ihre Schriftsteller haben zu beweisen versucht, daß derselbe im Grunde nicht das Werk Napoleons gewesen: das war freilich etwas schwerer und ist denn auch keineswegs gelungen. Wohl hatte die Nationalversammlung auch in dieser Beziehung goldene Berge versprochen, aber auch, wie auf allen anderen Gebieten, gar wenig gehalten. Ihre beiden Nachfolgerinnen, die gesetzgebende Versammlung und der Konvent, thaten nicht viel mehr. Alles was dieselben an privatrechtlicher Gesetzgebung leisteten, beschränkt sich auf zwei Dekrete von 1792 über den Civilstand und die Scheidung, und auf vier Gesetze von 1791, 1793 und 1794 über das Erbrecht. Von diesen sechs Gesetzen ist nur das erste, welches die Civilehe einführte und das Civilstandsregister den Geistlichen abnahm, um es bürgerlichen Beamten zu übergeben, in Kraft geblieben. Die Ehescheidung wurde schon von Napoleon stark beschränkt, unter der Restauration ganz aufgehoben; der revolutionäre Schritt, welcher dem Erblasser alle und jede freie Verfügung über seine Habe benahm, ward durch das noch heute geltende Recht des Code Napoléon ersetzt. Dieser, d. h. das französische Privatrecht, sowie das Handelsgesetzbuch, der Civilprozeß, das Strafgesetzbuch und der Kriminalprozeß waren das Werk der Staatsräthe und Napoleons selber. Nur der Parteigeist kann sein Verdienst hierbei zu schmälern suchen. Zuvörderst wußte er nicht nur alle die großen Juristen wie Merlin

de Douai, Tronchet, Portalis, Cambacérès zu finden und ohne Ansehen der Partei unter den Terroristen wie unter den Männern des alten Regimes zu wählen; sondern, so jung an Jahren, so unvertraut mit den Gegenständen er auch war, leitete er doch persönlich den größten Theil der Berathungen. Wie er alle Monate einmal dem Finanzrath präsidirte und wenn er nicht in Paris war, brieflich die Finanzangelegenheiten leitete — sein Schatzminister Mollien erzählt, daß er selbst im Jahre 1811, wo er den Kaiser doch täglich sah, 120 Briefe von ihm erhielt; — so war er auch, so oft er nur konnte, im Staatsrathe gegenwärtig, und wie er in der Finanzfrage, namentlich in der Berathung über die Bank von Frankreich, alle Finanzmänner durch die Fülle und Klarheit seiner Ideen in Erstaunen gesetzt hatte, so in den Rechtsfragen die Juristen. Die Berathung des Code civil allein nahm 102 Sitzungen in Anspruch, von denen der erste Konsul 59 selber präsidierte; sie begannen gewöhnlich um 12 Uhr und dauerten, wenn er zugegen war, meist bis sieben, oft bis neun Uhr Abends und er nahm an allen Diskussionen thätigen Antheil. Die Sitzungsprotokolle lassen darüber nicht den geringsten Zweifel, noch weniger darüber, daß seine Ansicht fast immer den Ausschlag gab.

Noch schlimmer als mit dem Rechte stand es mit der Justiz unter der ersten Republik. Die Nationalversammlung hatte die alten Parlamente abgeschafft und an ihrer Stelle ein Gericht per Kreis mit auf sechs Jahre vom Volke gewählten Richtern eingesetzt. Eine höhere Instanz gab es nicht: man konnte nur von einem Tribunal an ein anderes vom gleichem Range appellieren.

Die Staatsanwaltschaft war von der Centralregierung ernannt, aber unabsetzbar. In jedem Departement (Regierungsbezirk) ein Kriminalgericht mit zwei Geschworenenkollegen, einem für die Anklage, dem anderen für den Urtheilsspruch. Nichts von alledem hat glücklicher Weise die Revolution überlebt: glücklicher Weise, denn jene gewählten Richter waren wie die Geschworenen willenlose Werkzeuge der **aura popularis**: die Justiz bestand so gut wie nicht in den zehn Jahren. Nur die in der Versammlung von 1789 geschaffenen Friedensrichter und der Kassationshof wurden von Bonaparte beibehalten und bestehen noch; nur daß die Friedensrichter und die Kassationsräthe natürlich seit dem Konsulat auf Lebenszeit von der Exekutive ernannt, nicht wie die letzteren während der Revolution auf vier Jahre von den Departements gewählt wurden: ein eigenthümliches Verfahren um eine Behörde herzustellen, der die Einheit der Jurisprudenz und die Aufrechthaltung ihrer Tradition anvertraut ist! Schon in den ersten Monaten des Konsulats ward in ihren Hauptlinien die noch heute herrschende richterliche Hierarchie gezeichnet, sowie das Civil- und Strafverfahren geordnet, wie es noch heute eingehalten wird, ohne daß in den achtzig Jahren auch nur ein Iota geändert worden wäre.

Das nicht verächtliche Unterrichtswesen der alten Monarchie war 1789 völlig aufgelöst, dagegen ein allgemeines Unterrichtssystem versprochen worden, das „allen Bürgern gemeinsam für die allen Menschen unentbehrlichen Unterrichtsgegenstände unentgeldlich ertheilt und dessen Anstalten in verschiedenen Graden und im Verhältnis zu den Eintheilungen des Königreichs angelegt werden“ sollten. Natür-

lich geschah Nichts von alledem. Mehr that der Konvent, welcher die drei noch heute blühenden Anstalten, der polytechnischen Schule, des Gewerbekonservatoriums und des Gymnasiallehrerseminars schuf. Letzteres freilich bestand nur sieben Monate und wurde erst sieben Jahre später vom ersten Konsul wiederhergestellt. Auch schuf der Konvent die Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften und vereinigte sie unter dem Namen des Institut de France mit den anderen Akademien; allein auch diese Anstalt wurde von Bonaparte reorganisiert. Endlich erließ der Konvent (1795) ein allgemeines Gesetz über das Unterrichtswesen, welches in Volksunterricht, mittleren Unterricht und Fachschulen eingetheilt wurde. Als aber fünf Jahre später Bonaparte die Regierung in die Hand nahm, fand er so gut wie keine Schulen vor: Paris mit seiner halben Million Einwohner zählte keine 1000 Schulkinder; die vier Mittelschulen (Gymnasien) der Provence hatten zusammen 200 Schüler. Alles stand eigentlich noch auf dem geduldigen Papier. Ich habe anderswo (s. Frankreich und die Franzosen S. 64—105 der vierten Auflage) den Organismus der „Université de France“, wie Napoleon sie geschaffen und wie sie noch heute besteht, dargestellt; und will hier nur noch einmal betonen, daß ich diese Schöpfung Napoleons keineswegs unbedingt bewundere, so wenig wie seine Organisation der Verwaltung; ja, daß ich sie in gar mancher Beziehung für unheilvoll halte. Worauf es hier ankommt, ist aber nicht mein Urtheil, sondern die Thatsache, daß sie sich als lebensfähig erwiesen, daß sie noch besteht, daß Napoleon also die Traditionen wie die Verhältnisse, den Charakter wie die Sitten seiner Nation richtig beurtheilte, als er sie in's Leben rief.

Dasselbe mag von der Ehrenlegion und dem neuen Adel gesagt sein, welche er einführte und die noch heute zu den Einrichtungen gehören, welche weit entfernt ein Scheinleben zu fristen, sich zu nationalen Organismen ausgebildet haben, obschon bei diesen wie bei der Universität es dem Kaiser nicht gegeben war, seine Pläne ganz zu verwirklichen.

Eine That Bonaparte's aber sollte heute von allen Unbefangenen ganz vorbehaltslos bewundert und als sein fehlerfreiestes, größtes Werk anerkannt werden: das Konkordat mit Rom, welches so recht sein eigenstes, persönlichstes Werk war. Er schloß es bekanntlich 1801 ab und es lebt noch heute. Es trug den augenblicklichen Verhältnissen Rechnung, knüpfte an die großen Überlieferungen Altfrankreichs an und ordnete die Dinge so, daß noch heute weder Rom noch die französische Republik daran zu rütteln Lust oder Grund haben. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die furchtbare Anarchie beschreiben, welche die Nationalversammlung auf dem kirchlichen Gebiete angerichtet oder gar Brandes' Ausführungen widerlegen, der sich bekanntlich unendliche Mühe gegeben hat, nachzuweisen, daß die ganze religiöse Wiederherstellung Bonaparte's eine künstliche und willkürliche war. Nichts wäre leichter als an hunderten von wohlbestätigten Thatsachen nachzuweisen, wie der erste Konsul nur der Stimmung der ganzen Nation Genugthuung gab, indem er die Kirchen wieder öffnete, ohne der Oberhoheit des Staats gegenüber der Kurie, der modernen bürgerlichen Gesetzgebung gegenüber den theokratischen Ideen auch nur das Geringste zu vergeben: allein es bedürfte dies einer Ausführung, welche die Grenzen unserer heutigen Aufgabe weit überschreiten würde.

Selbst einer der unversöhnlichsten Gegner Napoleons III. und ein überzeugter Bewunderer der parlamentarischen Monarchie, ein Chef jener „Doctrine“, welche sich ganz besonders gegen die kaiserliche Politik richtete und von den Konstitutionellen von 1789, insbesondere von Malouet ausging, der Schwiegersohn Mme. de Staëls, der Minister Louis Philipp's, der Freund Guizot's, der Herzog von Broglie in einem Wort, sagte in einer Schrift, welche von dem Neffen des großen Kaisers widerrechtlich mit Beschlag belegt wurde — sie war damals nur lithographiert für den Freundeskreis —: „Er — Napoleon Bonaparte — habe die französische Gesellschaft so zu sagen aus dem Moraste gezogen, habe in ihren Trümmern aufgeräumt, um sie auf den ewigen Grundlagen der Natur, der Billigkeit und der Vernunft wieder aufzubauen“, denn „er habe die Familie, das Eigenthum, die Gerechtigkeit, die Verwaltung, die Finanzen, ja die Civilisation selber wiederhergestellt und überall die Spur einer unermüdlichen Thätigkeit und eines unvergleichlichen Genies hinterlassen.“ „Nous avons changé tout cela“ seit Herrn Lanfrey und Genossen. Es ist Zeit, daß die Welt wieder einlenke und zur Wahrheit zurückkomme. „Wir sind fertig mit dem Roman der Revolution“, sagte Napoleon einst im Staatsrathe, „es ist Zeit, ihre Geschichte zu beginnen.“ Das sollte auch der Nachwelt gesagt sein.

VI.

Henry Costa de Beauregard.

I.

Wer sich einmal recht lebendig den Abstand zwischen der Denk-, Handlungs- und Gefühlsweise des vorrevolutionären und des heutigen Adels vergegenwärtigen möchte, dem sei das Buch Herrn Costa de Beauregard's empfohlen, in welchem derselbe die Lebensgeschichte, oder genauer zu reden, die wichtigste Episode aus der Lebensgeschichte seines Urgroßvaters erzählt.[1] Allerdings ist diese vergleichende Belehrung auch der einzige Vortheil, den man aus dem Umstande ziehen kann, daß der Urenkel, anstatt uns die Briefe und Denkwürdigkeiten seines Ahnen einfach mitzutheilen, geglaubt hat, er müsse sie mit einem fortlaufenden Kommentar begleiten — und was schlimmer ist, denn den Kommentar kann man am Ende überschlagen — er brauche uns die interessantesten Stücke nur im Auszuge mitzutheilen, d. h. er dürfe seine Prosa an Stelle der Worte des Marquis Henry setzen. Uns ist aber das keineswegs gleichgültig;

---

[1]) Un homme d'autrefois, souvenirs recueillis par son arrière-petit-fils, le Marquis Costa de Beauregard. (Paris. 1878). Die dreibändigen »Mémoires historiques sur la Maison de Savoie« (Turin 1816), welche merkwürdiger Weise hier gar nicht erwähnt werden, sind wohl ein Werk des „Mannes von ehedem"; der Standpunkt des Verfassers ist jedenfalls derselbe.

denn es besteht zwischen dem Stile des Vorfahren und des Nachkommen derselbe Unterschied wie zwischen ihrer Denkart. So einfach, natürlich belebt, witzig angehaucht und tief erregt die Sprache des Ersteren ist, so gesucht, so modern, so aus Balzac und allen neueren Stilverderbern Frankreichs zusammengelesen ist die Sprache des Zweiten. Dies macht den der neuen Mode ungewohnten Leser namentlich da besonders ungeduldig, wo der Herausgeber, nachdem er einen Brief aus dem Jahre 1793 oder 1794 wörtlich angeführt, denselben amplifizierend in's Französische von 1878 übersetzt, welcher scheinbar unschuldige Zeitvertreib immerhin den Platz wegnimmt, der besser mit so vielen, hier weggelassenen Stellen aus jenen Briefen und Tagebuchblättern ausgefüllt wäre, die der Herausgeber dann abzukürzen gezwungen ist, wie er z. B. den inedierten Originalbericht seines Ahnen über den Waffenstillstand von Cherasco, d. h. über Napoleon Bonaparte's erstes Auftreten als Diplomat nur im Auszuge gegeben hat.

Unser Zeitgenosse ist — so sagte ich — eben so entfernt von der einfach unbefangenen Gesinnung seines Helden, als von seiner Sprache. In der That dient jener seinem König und folgt ihm, wenn nicht wie Joinville seinem heiligen Herrn als ein ergebener aber brummender Sancho Pansa, so doch wie der getreue Johannes, der alle Übel kommen sieht, sie verhindern möchte, sein Leben und sein Liebstes opfert, oft verkannt, am Ende aber doch als treu erfunden wird, ein tief- und weitsehender, hochgebildeter Mann, der es seinem Kopfe nie erlaubt, seinem Herzen dreinzureden und ihn an seiner Pflicht irre zu machen; dessen Pflicht aber einfach

die ist, auszuharren bei seinem Könige, selbst da, wo sein Verstand nicht alles billigen kann. Der Urenkel dagegen glaubt königlicher als sein König sein zu müssen. „O savoyische Fürsten,“ ruft er, „was würde heute Euer alter Diener von Euch sagen? In seiner fernen Verbannung folgte er Euch mit seinem Herzen und seinen Hoffnungen; er würde Euch verleugnen in der Stunde wo ihr Sieger seid und allmächtig. Ihr habt die Wiege Eurer Kindheit zurückgestoßen; Ihr habt die Männer verkannt, deren Blut Tropfen um Tropfen den Rubin Eurer Königskrone gebildet, Männer, die nichts über Euch kannten als ihr Gewissen und Gott. Sie haben sich von Euch gewandt, als sie sahen, daß Euer Schlachtroß gen Rom blickte.“ Verzeihung, Herr Marquis! Ihr Ahne würde seinen Herrn nicht verleugnet haben: er würde seufzend, aber entschlossen den Gräbern von Hautecombe den Rücken gewandt haben; er würde, kopfschüttelnd vielleicht, aber ohne Zaudern, sein Rößlein südwärts gewandt haben, sobald Viktor Emanuel das seine gen Sanct Peter gewandt. Da liegt ja gerade der Unterschied zwischen dem Edelmann der Überlieferung, welche die große Revolution zerstört, und dem Edelmann der Theorie, dem man hinterher ein monarchisch-religiöses System hergerichtet, worin Alles zu finden ist, außer der einfach treuen Hingabe an den Monarchen und an Gott. Der Marquis Henry war der nächste Freund Joseph de Maistres; aber er ließ sich durch keines jener Sophismen des Systematikers von Thron und Altar bestechen, denen der Urenkel, so wenig wie die große Mehrheit des Adels im „wahren Frankreich, dem katholischen Frankreich“, dem er ja jetzt angehört, zu widerstehen gewußt hat. Unberechenbar aber

ist das Übel, das die große Revolution so angerichtet hat, indem sie den intelligentesten und besten Theil des Adels in jenen Geist engherziger Reaktion warf, welcher der Aristokratie des vorigen Jahrhunderts so fremd war und heute die in erster Linie zur Staatslenkung berufenen Kreise thatsächlich fast ganz unfähig zu diesem ihrem Berufe macht.

Über jene große Revolution nun enthält der vorliegende Band höchst wichtige und lehrreiche Auskunft, namentlich über das Auftreten derselben als Propaganda und über die Behandlung, welche der Provinzadel erfuhr. Diese Auskunft bestätigt wieder einmal vollauf alles von Taine über diesen Punkt Beigebrachte, wie ja auch die vor Kurzem veröffentlichte, noch interessantere Korrespondenz des Grafen Fersen Alles bestätigt, was der jüngste Geschichtsschreiber der Revolution über die Versailler und Pariser Zustände jener Zeit gesagt hat. Im Grunde nämlich greift der Marquis Costa de Beauregard nur die zehn Jahre von 1790—1800 heraus, während er die erste Lebenshälfte, sowie die vierundzwanzig letzten Jahre seines Helden in wenig Seiten abthut. Immerhin bleibt sein Werk ein unschätzbarer Beitrag zur Geschichte der großen Revolution und der Auflösung Piemonts. Noch höher ist das psychologische Interesse des Buches, das uns den Mann, den wir aus Joseph de Maistre's Briefwechsel nur sehr oberflächlich kannten, menschlich so nahe bringt.

II.

Der Marquis Henry Costa de Beauregard ward im Jahre 1752 als der erste Sohn des Marquis Alexis Costa

de Beauregard auf dessen Schlosse Villard in Savoyen geboren. Die Familie lebte fern vom Turiner Hofe, wo ihr alter Adel und die geleisteten Dienste ihr eine glänzende Stellung gesichert haben würden; allein Unabhängigkeitssinn sowohl als das Bedürfnis, die etwas zerrütteten Vermögensverhältnisse durch Sparsamkeit wiederherzustellen, hielten den Marquis in seiner Alpeneinsamkeit zurück. Doch der Geist des Jahrhunderts drang bis in diese Einsamkeit, wo man ihm indeß im Ganzen feindlich gegenüberstand. Das Leben auf Schloß Villard war ein schlichtes patriarchalisches; es war kein rohes Nimrodleben. Alte Verwandte und adlige Freunde, ein Abbé, ein Rechtsbeistand gehörten mit zur Familie und ihre nicht immer ganz übereinstimmenden Ansichten regten zu lebhaften Debatten an. Man las viel, wenn auch nur, um über die Gottlosigkeit des Jahrhunderts zu klagen — heute macht man es sich bequemer in jenen Kreisen, man klagt über die Gottlosigkeit Voltaire's, und Renan's, ohne sie zu lesen. Eine zahlreiche und gewählte Bücherei, eine treffliche Gemäldesammlung, deren Stamm ein Vorfahre von seiner Gesandschaft in den Niederlanden heimgebracht, wirkten bildend auf die heitere Kinderschaft, die sich im unzugänglichen Bergschloß herumtummelte. Als der siebenjährige Henry einmal ein paar Tage in Chambéry zubringt, schreibt er heimwehgerührt an seine Schwester: „Man lebt nur in Villard, hier vegetiert man.“ Die fast unkindliche Frühreife, die aus diesen Worten spricht, klingt aus allen Jugendbriefen des Knaben wieder: „Sage Herrn Girod,“ schreibt er zwölfjährig aus Beauregard, einem der Familie gehörigen Schlosse am Genfer See, „sage ihm, Domenichino sei ein Rindvieh gewesen, ehe er ein Engel geworden;“ und zwei Jahre später aus Moulins auf seiner Pariser

Reise: „Ich bin ausnehmend zufrieden mit dem Mausoleum des Herzogs von Montmorency. Man sieht ihm an, daß der Künstler seine Antike vortrefflich besaß; im Kopfe der Charitas habe ich die Züge und Charaktere der Venus von Medicis wiedererkannt; ich bin fast geneigt zu glauben, daß sie zu gut sind.“ Und aus Paris, über den ersten Kunstkritiker der Zeit, dem er in der Werkstätte von Greuze vorgestellt wurde: „Herr Diderot hat von meinen Bildern mit viel Geist gesprochen, aber mit wenig Urtheil, wie es bei Leuten seiner Art der Fall zu sein pflegt“. Die Suffisance würde unerträglich sein, wenn die besonderen Umstände sie nicht erklärten und milderten.

Der Knabe hatte früh ganz ungemeine Anlagen für Zeichnen und Malen an den Tag gelegt und schon mit vierzehn Jahren sein Talent so trefflich ausgebildet, daß er in Paris nicht nur in allen kunstliebenden Salons, sondern auch in allen Ateliers als ein Wunderkind, dann als ein gefährlicher Rival aufgenommen war. Glaubte doch Greuze selbst, nachdem er den Knaben bewundert, eifersüchtig auf ihn werden zu müssen. Er hatte den gefeierten Meister bei Gravelot kennen gelernt, „dem Kupferstecher, du weißt, der mit seinen herrlichen Kompositionen die garstigen Werke Voltaire's bereichert hat“, schrieb der kleine Altkluge an seine Mutter. Es hatte sich nämlich die Gelegenheit geboten, den Knaben mit einem noch jugendlichen Onkel, der an den Hof reiste, nach Versailles und Paris zu schicken, und die Eindrücke, welche Stadt und Hof auf ihn machen und die er in seinen täglichen Briefen niederlegt, sind in ihrer Art ebenso charakteristisch, als diejenigen, welche wir von dem edel-einfachen Landleben auf Schloß Villard empfangen, wo der Grund zu der manch-

mal etwas engen, stets aber hohen Weltanschauung, zu der eigenthümlichen sittlichen Schönheit gelegt wurde, die den Mann auszeichnen sollten. Nach wenig Monaten der Abwesenheit, in welchen der naseweise Junge fast zum Manne und zum Künstler gereift war, kehrte er zu seiner angebeteten Mutter, seinen Geschwistern, den alten Hausfreunden und Lehensleuten in Villard zurück. Wie scharf der Jüngling sah, wie echt sein Kunstsinn, wie entschuldbar sein anscheinend übertriebenes Selbstgefühl den französischen Berühmtheiten der Zeit gegenüber — von Boucher's Bildern schrieb er als von „Unrath, der jetzt an der Mode sei, aber die Malerei entehre“ — das erhellt aus dem Umstande, daß er die Palette an den Nagel hängte, sobald er die wirklich große Kunst gesehen. Er war siebzehn Jahre alt, als er mit seinem Vater Italien bereiste, wo er wie trunken von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche ging. Als er heimkam, schrieb er auf die letzte Seite seines Albums: „Hier mache ich einen Punkt. Ich bin böse auf Titian und wüthend auf Raphael. Sie sind zu sehr über den Menschen, als daß Jemand nach ihnen noch einen Pinsel zu halten wage.“ Es ist mehr wahres Kunstgefühl in diesen Worten und dieser Handlung des von ganz Paris bewunderten jungen Dilettanten, als in manchem angestaunten Werke unserer Künstler vom Fach. Und Henry hielt Wort: er gab die Malerei auf. Daß ihm aber nicht die Namen, sondern die Leistungen imponierten, dafür haben wir einen Beweis darin, daß er den damals kaum genannten Sodoma fast eben so hoch schätzte als Raphael, und eines seiner, wie man sagt, vollendetsten Werke aus einem Fleischerladen, wo es als Tisch diente rettete, indem er es mit seinen Ersparnissen für Villard ankaufte.

Nach der Gewohnheit seines Standes trat Henry mit achtzehn Jahren in's Heer, wo er bald die Aufmerksamkeit der Oberoffiziere auf sich zog; aber das Garnisonleben widerte ihn an und als die Familie ihm vorschlug sich zu verheirathen, zögerte er nicht einen Augenblick, obschon die ihm bestimmte Braut, seine Base, die er aber kaum kannte, weder schön noch jung war und selber etwas Angst hatte, der „junge Gelbschnabel, der zu hübsch war, um nicht von den Frauen verhätschelt zu sein“, werde nicht allzueifrig werben. Die Angelegenheit war bald im Reinen und es dauerte nicht lange, so führte Henry seine Gemahlin in feierlichem Zuge unter Glockengeläute, Flintenknallen, umgeben von allen Pfarrern und Landleuten der Gegend, nach Villard. Hier half er seiner Ehehälfte vom Maulthier; sie machte dem versammelten Landvolk eine Reverenz und klopfte dann dreimal mit dem Fächer an das geschlossene Thor der Veste. „Plötzlich öffneten sich beide Flügel und der alte Marquis Alexis erschien im großen Hofkostüm, begleitet von seiner Frau, seinen Kindern und allen seinen Dienern. Zwei Jäger trugen ein silbernes Becken und einen goldenen Napf. Der Marquis ging vor bis in die Mitte der Terrasse, ließ einen Becher füllen, entblößte sein Haupt und brachte das Hoch des Königs aus, dann das seiner Schwiegertochter, endlich das aller versammelten Freunde. Dreimal leerte der Marquis sein Glas unterm Hochrufen der Menge und das Fest begann. Acht Tage lang war offene Tafel in Villard, auf dem Schlosse selber und unter den hohen Bäumen der Terrasse. Den achten Tag war das Fest der Armen: Jeder erhielt ein Kleid und einen kleinen Thaler. An diesem Tage aber bedienten

Henry und seine Frau selber die Gäste, wie es alte Sitte des Hauses war, wenn der Erstgeborene heirathete."

Wenig Liebesheirathen sind wohl je so gut ausgefallen, als diese Konvenienzehe. Vierunddreißig Jahre lebten die Gatten in einer ungetrübten Einigkeit, voll gegenseitiger zärtlicher Liebe, Achtung, ja Bewunderung: die Innigkeit des Verhältnisses leuchtet aus jeder Zeile der herrlichen Briefe, die uns hier mitgetheilt werden, ohne daß man sagen könnte, welcher von den beiden Gatten mit mehr Wärme und Treue am Andern hange. Die edelsten Tugenden vereinten sich bei beiden mit liebenswürdigem Naturell, lebhaftem Geiste und gediegener Bildung, und bildeten zusammen eine stets strömende Quelle inneren Reichthums, der keinen Überdruß aufkommen ließ; vier muntere vielversprechende Knaben die ihnen erwuchsen, die Sorge um Beauregard, das sie kurz nach der Heirath bezogen, und das nicht nur wohnlich eingerichtet, sondern auch als Ertragsgut zu verwalten und zu verbessern war, füllten das Leben genugsam aus, um keine Leere aufkommen zu lassen. Ein einziger der reizenden Briefe, den Henry seiner Gattin schrieb, als sie einmal auf einen Monat das Paradies am Genfer See verlassen, mag ein Bild des Lebens in Beauregard geben.[1])

[1]) Ich übersetze das vous durch Du; unser Sie, wie's Schiller z. B. Wallenstein der Herzogin gegenüber in den Mund legt, giebt das französische vous zwischen Gatten nicht wieder; es ist zu steif und es ist eben nicht mehr deutsch; auch das alte Sie der Kinder gegen die Eltern hat eine andere Schattierung. Das französische vous ist mit der größten Zärtlichkeit verträglich. Es war in vornehmen Familien so allgemein und natürlich als das englische you, und hat sich in solchen meist noch heute erhalten; das tu klang allzusehr nach dem Alkoven. Es ist ganz irrig zu glauben, es gehöre eine Art von

„Ich habe, meine Beste, eben beim Heimkommen alle meine Jungen wohlauf gefunden; die armen Kleinen haben mich auf's Reizendste empfangen. Sie waren mir, soweit sie nur mit ihren Beinchen laufen konnten, entgegengekommen und ihre Jubelrufe, sobald sie meiner ansichtig wurden, sind mir sehr zu Herzen gegangen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr Du ihnen fehlst. Wir werden uns gar schwer daran gewöhnen, Dich nicht zu sehen, denn Du bist doch recht eigentlich die Seele des Völkchens. Vorgestern, um das Unglück vollzumachen, stürzte der große Tisch in der Mitte des Speisesaales mit furchtbarem Krachen zusammen, alles Porzellan des Hauses, das man darauf gestellt hatte, mit sich reißend, so daß kein Stückchen davon übrig blieb. Eugen, der bei diesem Unglück zugegen war, fing an bitter über meinen Ruin zu weinen, den er als die nothwendige Folge ansah. Ich lief herbei in Schrecken über das Geräusch, über das Schreien namentlich, das sich hineinmischte, und konnte mich des Lachens über Eugens Verzweiflung nicht erwehren, welche sich seinen Brüdern mitgetheilt hatte. Ich nahm sie alle Vier auf meine Knie und erzählte ihnen die Geschichte Hiob's, dessen Angelegenheiten nicht besser gingen als meine, und der noch überdies die Krätze hatte und eine böse Frau, um ihm die Ohren voll zu schreien. Im Übrigen, mein

---

sozialer Selbstbeobachtung dazu, vor den Leuten, vor allem vor den Kindern, das in der Intimität gebrauchte Du nicht anzuwenden; es ist dies den daran Gewöhnten ebenso natürlich, als sich in Gesellschaft der Kosenamen gegen seine Frau zu enthalten, was doch unter gesitteten Menschen als eine Pflicht des Anstandes und des Schamgefühls gilt.

Schatz (ma mie), haben wir uns den Tag so eingetheilt: ich stehe sehr früh auf und schreibe bis meine lieben Kleinen aufstehen. Ich frühstücke mit ihnen, worauf ich hingehe wo zu thun ist. Wir essen zu Mittag und zu Abend und gehen zu Bette zur selben Zeit und zwar sehr früh; denn ich richte mich nach ihnen. Nach dem Mittagessen haben wir lange Unterhaltungen mit einander, ein wenig Lesen; oft essen wir Kirschen zum Nachmittag, indem wir uns allerhand unterhaltende Geschichten erzählen; bei Sonnenuntergang gehen wir plaudernd zum See hinunter, sicher, unser Nachtessen bei der Heimkehr bereit zu finden."

Der älteste, Eugen, zeigte große Anlagen und war fast noch frühreifer, als der Vater es gewesen. „Kaum lallte Eugen ein paar Worte," sagte Joseph de Maistre, der berühmte Hausfreund von Beauregard, „so lieferte ihm ein rascher Geist schon glückliche Ausdrücke, welche eine kräftige Intelligenz voraussagten." Wer in der That würde glauben, ein sechsjähriger Knabe habe seiner Mutter schreiben können: „Was mich glauben macht, daß ich etwas taugen werde, ist, daß ich die verschiedenartigsten Handwerke treibe. Bald Schäfer, bald Fischer, bald Märchenleser, bald Flötenspieler, bald Zeichner schlechter Köpfe nach Camille (dem jüngsten Bruder), und am Ende von alledem der Katechismus jeden Morgen." Nichts aber an diesem Ton war gemacht: der Geist des Knaben war natürlich, wie sein Gemüth. „Wenn die Jungen," schreibt der Vater einmal, „eine Anwandlung von Empfindsamkeit haben, was Gott sei Dank selten vorkommt, so gehört ihnen diese Empfindsamkeit ganz eigenthümlich an, wie ihr gesunder Menschenverstand und die Lebhaftigkeit, die sie manchmal in ihrer kleinen närrischen Phantasie haben.

Ihre Antworten sind erstaunlich. Früh Morgens fand Simon neulich eine Börse am Ufer des Sees. Siehst Du da, sagte ich zu Eugen, den Vortheil früh aufzustehen!" — „„Aber, Papa,"" antwortete er, „„der, der die Börse verloren hat, war ja noch früher aufgestanden.""
Liebte der Vater die Empfindsamkeit nicht, so suchte er früh das Mitgefühl zu wecken und zu entwickeln. „Gestern bin ich mit meinen vier Jungen nach Tougues gegangen, um der Müllerin einen Besuch zu machen, die ganz allein in ihrer Mühle einer Prinzessin genesen ist. Jeder trug seine Gabe; als der wenigst Unbeholfene ging ich voran mit einem Topf Fleischbrühe. Eugen folgte mit einer Flasche Wein für den Braten der Wöchnerin; dann kam Victor mit einem großen Laib Brot, den er auf seinem Kopfe äquilibrierte, endlich Camille mit einem Stück Zucker."

In dieser Umgebung, oft besucht von Joseph de Maistre und dem witzigen Onkel Murinais, angebetet von allen Nachbarn, Bauersleuten, Pächtern und Dienern, vor Allem aber vom treuen Comte und der guten Chagnot, verlebten die Gatten die glücklichsten Jahre ihres Lebens. Als der Älteste heranwuchs, zog man im Winter nach Genf, um seine Erziehung zu beendigen und in der That besaß der Junge mit dreizehn Jahren eine so ausgedehnte als feste Bildung und bestand sein Militärexamen, das keineswegs leicht war, in Turin auf's Glänzendste. Ende 1789, noch nicht vierzehn Jahre alt, war er Unterlieutenant. Es dauerte keine zwei Jahre, so sollte er Vaterhaus und Mutter verlassen, um sie nie wiederzusehen. Der Krieg aber, der den Knaben rief, zerstörte das ganze Gebäude des Glückes, das sich der Marquis auf den Grund der alten Ordnung auf-

erbaut: denn diese Ordnung selber wankte und stürzte, und wenig half es dem Edeln, nicht „zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt“ zu sein.

III.

Der savoyische Adel hatte die französische Revolution mit lebhaftem Interesse verfolgt, wie er der französischen Literaturbewegung des vorigen Jahrhunderts eine theilnahmvolle Aufmerksamkeit zu schenken nicht aufgehört hatte. Die Lage der französisch redenden Länder, welche nicht zum Königreich gehörten, war eine eigenthümliche: man fühlte sich, da die moderne Nationalitätsdoktrin noch nicht erfunden war, staatlich ganz getrennt, während man in jeder andern Hinsicht sich als Franzose fühlte. In keiner Provinz war dies mehr der Fall als in Savoyen, welches nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch seine ausgesprochen geographische Lage und seine Religion nach Frankreich hinneigen zu müssen schien. Nirgends aber, selbst nicht in der Schweiz trat die scheinbar willkürliche Macht des Staates klarer zu Tage als hier: für den Savoyarden war der französische König der Erbfeind. Als der kleine Henry die Statue Ludwigs XIV. auf der Place des Victoires erblickte, war er „empört zu sehen, wie der hochmüthige Sieger alle Nationen Europas mit Füßen tritt und unser armes gefesseltes Savoyen ihm fast die Schuhe putzt.“ Schreiber dieses erinnert sich noch, alte Edelleute aus der Freigrafschaft gekannt zu haben, und sie ist doch seit genau zwei Jahrhunderten französische Provinz, welche ganz ähnlich von dem Eroberer sprachen und die spanisch-habsburgische Zeit noch nicht vergessen hatten.

Die Theilnahme Henry's an den großen Ereignissen

im Nachbarlande war eine aufrichtige und während sein Freund Joseph de Maistre sich von Anfang an feindlich dagegen stellte, begrüßte der Marquis sie als die Morgenröthe eines neuen, schöneren Tages. Nicht als ob er eine besonders vertrauensselige Natur gewesen; aber ihm ward es schwer zu glauben, daß die gewaltige Begebenheit, welche die Anstrengungen und Bestrebungen des ganzen Jahrhunderts herrlich hinauszuführen versprach, auch nicht Einen, oder doch nur Einen Mann hervorbringen sollte, der ihrer würdig wäre, dieser Eine aber durch seine Vergangenheit und durch die Unzuverlässigkeit seines Königs außer Stand gesetzt werden würde, die Ereignisse zu leiten. J. de Maistre sah nichts als Verderbtheit und Unfähigkeit, seinem vorurtheilsvollen Geiste war Mirabeau nicht mehr als Camille Desmoulins. Der Ton seiner Briefe ist durchaus pessimistisch von Anbeginn an. Auch in Bezug auf die Form ist man etwas enttäuscht; vertrauliches Sichgehenlassen scheint eben nicht in der Natur des Mannes gelegen zu sein; seine Sprache ist gezwungen und anspruchsvoll: er glaubt sich selbst vorm Publikum und seine Selbstbewunderung guckt überall zwischen den Zeilen hervor. Wie ganz anders die Briefe seines Freundes. Der hatte kein System über Papst und Monarchie, Revolution und Unglauben; sein Herz aber schlug für alles Schöne und Gute, er war unbefangen gläubig, wie er unbefangen treu war. Ein richtiges Urtheil über Menschen und Dinge, eine wahre Bescheidenheit gepaart mit genügendem Selbstvertrauen und dabei eine natürliche Anmuth im Ausdruck erobern ihm noch heute alle Herzen, wie im Leben die anspruchslose Anmuth seines Auftretens ihm überall Freunde gewann.

Doch würde man sich sehr irren, wenn man ihn für banal hielte: er war im Gegentheil sehr zurückhaltend, ruhig vornehm und verbarg seine Verachtung der Schmeichler und Höflinge keineswegs. Auch darf man nicht glauben, man habe es hier etwa nur mit einem ehrlichen und anstelligen Landedelmann zu thun: der Marquis war ein sehr feiner Kopf und nicht ohne Witz; er schrieb seine Sprache mit einer äußerst seltenen Eleganz, hatte ein scharfes Auge für die Schattierungen der Dinge und besaß eine tiefe Weltanschauung, im Grunde eine tiefere, als dem logischen System seines berühmten Freundes zu Grunde lag.

Man kann sich denken, daß seine Begeisterung für die große Revolution sich bald abkühlte, wie bei so vielen hochherzigen Männern jener Zeit. Hatte doch selbst der Tyrannenfeind Alfieri seit 1792 nur noch Worte des Unwillens für die „neunhundert Könige“ in Paris, während der Befreier Korsikas, dem der Dichter seinen „Timoleon“ gewidmet, Pasquale Paoli, und den die Nationalversammlung so hoch gefeiert, schon 1790 einsah, daß sich die Freiheit nicht an einem Tage gründen lasse, und daß sie nur allzubald wieder verschwinden würde (Arrighi, Vie de Paschal de Paoli. Vol. II. Appendix). Nur natürlich war's, daß bei einem loyalen Vasallen, wie Costa, die Begeisterung in's Gegentheil umschlug, als die Revolution sich auch der Geister in Savoyen bemächtigte und gar als die Propaganda drohte, sein Vaterland der sardinischen Krone zu entreißen. Er zögerte nicht einen Augenblick, seinen Erstgebornen an die Fronte zu schicken und den vierzehnjährigen Lieutenant selber hinzubegleiten. Das war nicht leicht. Der Marquis war Kammerherr honoris causa und die Kammerherren

durften nicht im Heere dienen: endlich gelang es ihm doch, seinen Schlüssel gegen den Degen des Freiwilligen einzutauschen, und am 18. Mai 1792 stand der Hauptmann Marquis Henry Costa de Beauregard mit seinem jungen Lieutenant im Felde. Im ersten Augenblicke sah der künftige Generalstabschef alle Fehler der Führer und die Aussichtslosigkeit des Kampfes, so lange man sie gewähren ließ. Aber er hielt aus: „Sei starken Herzens, meine Liebe! Ich bin ruhig trotz alledem und mein Gewissen ist in Frieden. Pflege und schütze die Schwachen der Familien, ich will die Starken führen.“ Bald darauf ergoß sich der Strom der Revolutionsheere über Savoyen und die königliche Armee zog sich in die Berge zurück. „Unsere Liebe zum König hat uns gezwungen, Generälen zu folgen, die feige ihren Posten verlassen haben; wir sind geflohen vor einem Feinde, der sich nicht einmal herabgelassen, uns zu schlagen und sich begnügt hat, uns zu plündern.“ Mit Zähneknirschen marschierten die Truppen unter strömendem Regen, auf unwegsamen Straßen in wilder Unordnung zurück. Die Entbehrungen, welche dem zarten Knaben auferlegt wurden, waren furchtbar: und es war erst der Anfang. Bald kamen Verwundungen, dann Krankheiten hinzu: ohne die treue Seele Comte's, der seinem Herrn in den Krieg gefolgt, wäre Eugen, der überall voran war im Gefecht wie auf dem Marsche, schon jetzt unterlegen. So brachte man den Winter in den Alpen zu: „Wenn man mir nur einen groben Pelz schaffen könnte, damit mein Kleiner nicht erfriert! Das Übrige ist uns einerlei,“ schrieb der Vater.

Savoyen war verloren; Henry's Güter, seine Familie, sein alter Vater blieben in der Hand der

Sieger, die alle savoyischen Offiziere, welche die Sache ihres Königs nicht verließen, zu Emigrierten erklärten, und man weiß was das bedeutete. Henry schwankte nicht einen Augenblick: „Es gehört zur Moral aller Zeiten und aller Länder, daß man in Kriegszeiten die Fahne nicht verläßt, der man in Friedenszeiten gefolgt ist.“ Und an seine Frau, die noch in Genf weilte: „Oh meine Liebste, fliehe, wenn Du's noch kannst; es handelt sich um Ruin oder Tod. Für uns, meine Einzige, ist alles fertig; aber ich bleibe; spoliatis arma supersunt. Lassen wir wenigstens dem Kinde, zu dessen Adjutanten ich mich gemacht, die Ehre unseres Hauses unversehrt.“ Auch Maistre drang in die Marquise, nach Lausanne zu flüchten. Es kam sie hart an, unter fremde Menschen zu gehen: „Ich will Niemanden sehen,“ schrieb sie an ihren Gemahl; „ein Menschengesicht, zu dem ich nicht von Dir reden könnte, thut mir weh. Ich bin böse auf die, die Dich nicht lieb haben, d. h. auf die, die Dich nie gesehen haben. Ach, aber ich gehe morgen, um die zweite Station meines Golgatha zu erklimmen.“ Lausanne war überfüllt von Emigranten. Ganz ohne Mittel, richtete sich die Marquise ein, so gut sie konnte, gegenüber dem savoyischen Ufer des Sees, auf dem ihr Beauregard stand. „Du fragst mich, wie meine Wohnung ist,“ schrieb sie. „Ach, ich weiß es kaum; ich kenne sie nicht. Seit einem Monat habe ich sie nicht angesehen. Chagnot, glaube ich, hat ein Dachstübchen, wo sie schläft, wo sie kocht. Ich bewohne sammt den Kindern ein Zimmer mit Backsteinfußboden, verschossenen Vorhängen, drei Strohstühlen, einem alten weißen Ofen mit Blumen und dem kleinen Tisch, auf dem ich Dir schreibe. Eine

alte Schweizerin sieht mich aus ihrem Rahmen an; ich will sie gegen die Wand kehren; ihr Blick und ihr Lächeln thun mir wehe; sie weiß nichts von der Verzweiflung Deiner Frau. — — — Da unter meinem Fenster habe ich einen Rosenstock, der zufällig da gewachsen ist unter den Nesseln, wie Dein Bild unter meinen Thränen, mein geliebter Mann .... Die Kinder sind voller Andacht bei einem Töpfer, der seine lackierten Töpfe neben mir macht. Manchmal gehe ich mit ihnen hin und bewundere, und Stunden lang sehe ich zu, ohne zu wissen, was ich sehe; aber ich kann nicht mehr so leben, heiß mich zu Dir kommen ..."

Wohl nährte man sich mit thörichten Hoffnungen in diesem Exil: bald war's der Friede, der vor der Thür stand, bald ein großer Sieg, den Europa über die Revolution erfochten; aber die Tage vergingen und die Wochen, die Monate und die Jahre und keine der Hoffnungen verwirklichte sich. Immer neue Zuzügler des Elends kamen in die nahe Zufluchtsstätte. „Gestern sind Mme. d'Argouges und Mme. de Talmont hierher verschlagen worden, in Holzschuhen, ohne Wäsche, ohne Diener, in einem Karren auf Fässern gehockt: es war ein Elend zu sehen; ich mußte weinen. Ich habe sie gleich besucht und heute verschaffe ich ihnen einen Beichtvater. Die Mutter namentlich ist unendlich groß in ihrem Unglück. Mme. de Talmont hat mich gebeten, ihr Arbeit zu verschaffen; sie brennen kleine Talgendchen, die sie selbst mit mehr Muth als ich angreifen und hantieren." Auch die Marquise selber, deren Briefe nur die Sehnsucht nach dem Gatten athmen, die Leere ohne ihn schildern, hatte materiell zu leiden, zu entbehren. Die gute Chagnot

arbeitete für sie und brachte ihr ihren sauern Erwerb. Die Kinder wuchsen auf ohne Unterricht, weil sie zu niedergebeugt war, sie selber zu unterrichten und das Schulgeld fehlte. Ihr Mann tröstete sie, bitter genug, über diese bittere Nothwendigkeit: „Die armen Kleinen, sie sind im Alter, wo man alle Falten annimmt; sie werden sich noch dran gewöhnen, keine vornehmen Herren zu sein. Laß sie sorglos und munter, laß sie Esel bleiben, was liegt dran? Wenn man sich mit der Gabe des Eselthums nur nicht herausnimmt, sich in große Dinge zu mischen, so macht man mit dem Eselssattel schon ganz gut seinen Weg in der Welt.“

Die Anspielung geht auf die österreichischen Generale, welche das brave piemontesische Heer von Rückzug zu Rückzug führten, die besten Gelegenheiten versäumten aus Leichtsinn, Trägheit, Mangel an Einsicht, vielleicht auch auf höhere Weisung. Jedenfalls brachte der österreichische Obergeneral, M. de Vins, heitere Tage mit seiner Geliebten in Turin zu, während der Marquis mit seinem Knaben im Bivouac schlief, seine Gemahlin mit ihren Kindern in der Verbannung darbte, oft ohne Brot für den nächsten Tag, der alte Vater, die Verwandten im Gefängnisse von Chambéry der Guillotine entgegenschmachteten, die Stammschlösser in Rauch aufgingen, — diese Schlösser, von denen stets nur milde Thaten, edle Beispiele, reine Gefühle und hohe Gedanken ausgegangen waren. Denn das waren keine Adligen, welche den Adel im Besitz und im blauen Blute allein sahen; als Henry erfuhr, daß man die Familienwappen und Familienpergamente in Villard verbrannt, schrieb er: „Thöricht die, welche glauben mit uns fertig zu sein, weil sie unsere Wappenbilder zerbrachen und unsere Archive den Winden preisgegeben. So lange

sie uns das Herz nicht ausgerissen, können sie's nicht verhindern, für Tugend und Größe zu schlagen, noch die Wahrheit der Lüge, die Ehre allem Übrigen vorzuziehen; so lange sie uns die Zunge nicht ausgerissen, können sie uns nicht hindern, unsern Kindern zu wiederholen, daß der Adel nur in dem erhöhten Gefühle der Pflicht besteht, in dem Muthe, sie zu erfüllen, und im unerschütterlichen Festhalten an den Familienüberlieferungen. Auf dem Gipfel des kleinen Saint Bernard und in der Lappländer Hütte, von der ich Dir schreibe, sind diese Gefühle ebenso am Platze, als in den Tuilerien, und der ist der Adlige, dessen Leben und Tod ihnen am gemäßesten ist.“ Und als er erzählte, wie auf einen Ruf ihrer Obersten alle beurlaubten Soldaten auf Schleichwegen, über die Berge, durch ausgetretene Flüsse, durch die feindlichen Vorposten durch, an der Stelle erschienen, die ihnen angewiesen: „Ich sagte mir, als ich alles das erfuhr, daß, wenn der König mir glauben wollte, er gewissen hohen Herren meiner Bekanntschaft ihre Sterne und Bänder abnehmen würde, um sie auf diese Kittel zu heften, unter denen wohl die adeligsten Herzen schlagen, die ich kenne.“

Während dessen tanzte man in Turin und organisierten die Prinzen Komödie über Komödie in der Hauptstadt: da kam wie ein Donnerschlag die Nachricht von Ludwigs XVI. Tod. Jetzt eilte alles zur Armee, voran Seine k. Hoheit der Herzog von Montferrat, mit fünfzig Personen Dienerschaft, von denen zwei ausschließlich, um den allerhöchsten Kaffee zu bereiten. Die Bauern standen auf für ihren König; man ließ sie im Stich; zu hunderten wurden sie von den Volksbefreiern niedergemetzelt, während M. de Vins strategische Operationen plante, die nie zur

Ausführung kamen. Endlich Ende August 1793, nachdem die beste Gelegenheit verloren war, ging's vorwärts. Der erkrankte Marquis folgte, bis ihn endlich das Fieber Halt zu machen zwang, während sein Sohn in vorderster Reihe heldenmüthig kämpfte, und der treue Comte hin und wieder ging zwischen dem Schlachtfelde und dem Krankenbette, um den Vater zu versichern, der Sohn sei noch nicht getroffen. Dieser kecke Widerstand aber der Nachhut, in der er diente, rettete die Armee, die diesmal ihre Winterquartiere in Asti bezog, wo Vater und Sohn sich etwas ausruhen und wieder zu Kräften kommen konnten. Ein gleichalteriger Vetter, der ebenfalls im Heere diente, stieß zu dem jungen Lieutenant, dem die für einen Augenblick der Angst um ihn befreite Mutter aus Lausanne schrieb: „Wie glücklich bin ich über all das Gute, das ich von Dir höre . . . Ich bin stolz in Gedanken, daß die 70 Livres und 10 Sous, die der König Dir monatlich zahlt, Vater und Sohn ernähren. Du mußt glücklich über dies kleine Vermögen sein. Gott wird Dir's wiedergeben, mein Kind, und ich auch; denn der Tag wird kommen, wo ich Dich wieder in meine Arme und an mein Herz schließe. Ich weiß, Du bist sehr mit Deinem Dienst beschäftigt; wenn ich etwas davon verstände, spräche ich gern mit Dir von Deinem Korporal und Deinem Sergeanten. Aber ich behalte mir's vor für die Zeit, wo Deine Brüder auch Soldaten sein werden. Victor stirbt schon vor Ungeduld nach all den Vergnügen, von denen Du ihm erzählst. Sylvain kann ja Pfeifer sein und dann folge ich der Kompagnie, um Euch die Gamaschen zu flicken, Euch Sonntag den Zopf zu flechten und die Rechnungen zu machen. Nicht wahr, das wird schön sein?“

Aber lange wußte sie die trüben Ahnungen nicht so wegzuscherzen. „Victor“, schrieb sie bald darauf von ihrem zweiten Sohne, diesmal an den Gatten, „Victor brennt zu Euch zu gehen: sobald das Brevet da ist, wird sein Glück vollkommen sein: dann die Kugel und alles aus!.. Und Eugen! Armes Kind, das ich nicht wiedersehen werde! Warum muß ich mich so gedrückt fühlen?“ Um dieselbe Stunde, am 27. April, streckte eine Kugel den sechzehnjährigen Jüngling in den Schnee. Der Vater bringt ihn hinter einen Felsen, vertraut den Verwundeten zwei vorübergehenden Soldaten an und eilt zurück in's Feuer: „Das Opfer Abrahams war verdienstlicher als meines; denn er hoffte nicht wie ich, daß ihm ein Schuß die Qual ersparen würde, seinen Sohn sterben zu sehen.“ Der Sieg in diesem kleinen Gefechte ward im amtlichen Berichte dem Muthe des Marquis Costa de Beauregard zugeschrieben. Der Knabe wurde nach Turin gebracht unter der Obhut des treuen Comte, der ihn nie verließ: den Vater hielt die Pflicht im Lager zurück, wo er den Tod des innig geliebten Sohnes erfuhr, für den allein er noch gelebt hatte. Weder er noch die Marquise erholten sich je von dem Schlage: Maistre arbeitete an einer Rede in Bossuets Manier über den Tod Eugens; das Werk gilt noch heute als ein Meisterstück des Genres: „Er hat mir etwas davon vorgelesen,“ schrieb die Marquise; „ich finde, er hat den Zauber seiner Kindheit nicht genug hervortreten lassen; die Politik ist zu sehr die Grundlage seiner Arbeit. Ich glaube, Maistre hat nicht Gemüth genug.“ Oh Mutterherz, welcher Kritiker hätte besser herausgefunden, was da fehlte!

IV.

Henry klagte nicht: „Besser ein Loch, als ein Flecken in unserm Wappen,“ sagte er; er war gebrochen und schwieg. General Colli jedoch, der am Tage von Saccarella, an dem die tödtliche Kugel Eugen getroffen, das Oberkommando des Armeekorps übernommen hatte, wußte was der Hauptmann Costa werth war. Er stellte dem König vor, wie er seit zwei Jahren, obschon durchaus mittellos, unentgeltlich diene, seinen Erstgeborenen der guten Sache zum Opfer gebracht und jetzt eben seinen zweiten Sohn an seine Seite gerufen, um den Degen, der seinem älteren Bruder entsunken war, in die Hand zu nehmen. Der König ertheilte ihm sofort Majorrang und Gage; Colli nahm ihn zu seinem Generalstabschef und behielt ihn auch in dieser Eigenschaft bei sich, als er zwei Jahre später den Befehl über die ganze Armee erhielt. Es war Costa, welcher in dieser Eigenschaft nach Mondovi (sprich Mondovì) den Waffenstillstand von Cherasco mit Bonaparte abschloß (1796), und als nach Novi bessere Tage für Piemont kommen zu wollen schienen, Mitglied der Regentschaft ward. Seine Beförderung machte den Marquis nicht zum Höfling, noch verblendete ihn seine Treue gegen König und Königshaus über die Fehler seines Herrn. Seine Briefe aus Turin im Winter von 1795 bis 1796 sind eine lange Anklageschrift gegen die Leiter des Staates und gegen die österreichischen Freunde, die er mit dem ganzen Haß des Savoyers haßte, einem Haß, der auch in den Zeiten des scheinbar innigsten Bündnisses noch fortglimmte. Nannte doch J. de Maistre das Haus Oesterreich nicht anders als „den schlimmsten Feind der Menschheit und seiner eigenen

Verbündeten insbesondere".[1]) Eine wohlbegründete Anklage: das unwürdige Spiel, das Oesterreich mit Piemont spielte, ist hier unbarmherzig aufgedeckt und auch in dieser Beziehung sind die Mittheilungen aus Marquis Henry's Nachlaß von großer Wichtigkeit für die Geschichte. Kein Wunder, wenn er sich weigerte, nach Wien zu gehen, um über einen neuen Feldzugsplan zu verhandeln! Wußte er doch, daß sein König schon im Voraus verrathen war. Und was hätte der neue Feldzugsplan genutzt, gegen den Mann, der jetzt eben auf die Bühne der Weltgeschichte trat als Oberbefehlshaber der französischen Armee d'Italie?

„Salicetti (damals Civilkommissär der Republik in Genua), unzufrieden mit der Zauderei und den Klagen Scherer's, hat, so scheint's, an das Direktorium geschrieben, daß man für das italienische Unternehmen keine alten Leute brauchen könne, sondern nur junge, kühne Generale. Er meint, ein entschlossener Wille, verbunden mit Jacobinermoral müsse genügen, um alle Hindernisse zu überwältigen. So kündet man denn der Armee einen neuen Oberbefehlshaber an. Er heißt Bonaparte, ist korsikanischen Ursprungs wie Salicetti; und war Artillerieoffizier unterm alten Regime, folglich Gentleman; aber er ist wenig gekannt im Heer, wo er nur als Artillerist bei der Einnahme von Toulon verwandt worden. Man hält ihn nicht für einen Jacobiner; er ist ein Mann von Erziehung und Lebensart. Man sagt, er sei genial, voll großer Ideen." Keine vier Wochen waren vergangen, so existierte die piemontesische Armee nur noch dem Namen nach und Costa schrieb seiner Frau: „Ich habe eine furchtbare Nacht

[1]) S. Brief vom 15. August 1794 an Vignet (Lettres et opuscules inédits. I 27.)

zugebracht. Ich habe auf Befehl des Königs einen Waffenstillstand mit General Bonaparte unterzeichnet unter den demüthigsten und gefährlichsten Bedingungen. Wir mußten uns dem Rechte des Stärkeren beugen ... Suche mir, meine Beste, ein anderes Handwerk. Das meine ist zu greulich, wenn man's so schlecht treibt."

Die Beschreibung des Hauses, in dem der General um Mitternacht die piemontesischen Unterhändler empfing, der Umgebung Bonaparte's, Bonaparte's selber, ist höchst lebendig: jedes Wort, das berichtet wird, verräth schon den zukünftigen Herrscher Europas, so sicher bei dieser seiner ersten Unterhandlung mit einem besiegten Feinde, als achtzehn Jahre später, da er selber als Besiegter mit Europa unterhandelte. Als ihm Costa's Kollege vorstellte, gewisse Zugeständnisse, die er forderte, könnten ihm wenig nützen, antwortete er schon ganz in seiner harten Weise: „Als mir die Republik den Oberbefehl einer Armee anvertraute, glaubte sie, ich hätte Einsicht genug, um zu beurtheilen, was in ihrem Interesse ist, ohne daß ich nöthig hätte, meinen Feind um Rath zu fragen." Und als die beiden Piemontesen noch immer zögerten: „Meine Herren, ich theile Ihnen mit, daß der allgemeine Angriff auf zwei Uhr anberaumt ist; und wenn Coni nicht vor Tagesanbruch in meinen Händen ist, wird dieser Angriff um keinen Augenblick verzögert. Es kann mir vorkommen Schlachten zu verlieren; aber nie wird man mich Minuten verlieren sehen aus Vertrauen oder Trägheit." Nach der Unterzeichnung kam die Rede auf die Hilfe, welche die französische Armee aus den revolutionären Umtrieben in Feindes Land ziehen könnte. „Mit Ihrem Talent und den Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, sagte der

Marquis, werden Sie doch so treulose Waffen verachten?" ... „Das Kriegsrecht, antwortete Bonaparte, ermächtigt vielleicht nicht, seinem Feinde alles erdenkliche Übel zuzufügen; aber es schreibt vor, kein Mittel zu vernachlässigen um ihn niederzuwerfen und zu knebeln." „General, sagte Henry zu ihm, als er ihn beim Morgengrauen verließ, warum kann man Sie nicht lieben, wie man gezwungen ist, Sie zu bewundern und zu achten!"

Dem Waffenstillstand folgte der Frieden. Savoyen war verloren und, was schlimmer war, die Edeln, die für ihren König gefochten, für ihn Gut und Blut geopfert, waren dem Feinde ausgeliefert. Es war nicht die Zeit, wo man die Bewohner eroberter Provinzen „optieren" ließ: jeder Savoyarde in des Königs Dienst mußte Piemont binnen vierzehn Tagen verlassen, wenn er nicht in französische Dienste treten wollte. Mit blutendem Herzen wanderte der Marquis Costa in die Verbannung. „Ich weiß nicht, ob der König, als er sich von mir trennte, das Herzweh empfunden hat, das ich empfand, da ich mich von meinen guten treuen Dienern trennen mußte, die ausgewandert waren, um mir zu folgen. Ich habe mit der Trennung nicht warten wollen, bis ich sie nicht mehr zahlen konnte. Das ist die Wirkung des Elends." Comte folgte auch ohne Zahlung. Nach vier Jahren sahen sich die um zwanzig Jahre gealterten Gatten in Lausanne wieder. Es war ein herzzerreißendes Wiedersehen. Doch es kamen bessere Tage; wohl war die Entbehrung groß; der Marquis gab Zeichnenstunden, um nur knapp das tägliche Brot für die Kinder zu finden; bald aber riß sie die unerwartete Erbschaft eines bayrischen Onkels wenigstens aus dem Elend, wenn nicht aus der Armuth. Aber es duldete

Henry nicht, dem Schloß, in dem er die schönsten glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht, gegenüber zu wohnen, ohne es wiederzusehen, und obschon er sein Leben dabei auf's Spiel setzte, fuhr er eine Nacht hinüber in Begleitung Maistres und seines unzertrennlichen Comte. Alles war zerstört, nichts erkennbar mehr in den Räumen, wo er mit seinen Knaben gespielt, sie unterrichtet hatte. Überwältigt von dem Eindruck, blieb er unbeweglich sitzen auf den Trümmern seines Glückes, als eine jähe Stimme ihn aus seinen Träumen weckte: „Ich bin hier Herr", rief's, „ich bin hier Herr; fort mit Euch!

Qu'un sang impur abreuve nos sillons!"

Es war Jacques, ein armer Simpel, den der Marquis einst aus Barmherzigkeit aufgenommen und ernährt hatte, und der seit der Emigration der einzige Herr von Beauregard war, in dessen öden Mauern er die Marseillaise sang.

Geschichtlich, wenn nicht psychologisch am wichtigsten sind die, freilich sehr bruchstückartigen, Mittheilungen über die vier kommenden Jahre — wie das verstümmelte Königreich, eingezwängt zwischen die französische, die ligurische und die cisalpinische Republik, aufgewühlt durch republikanische Propagandisten, erst zur Allianz mit dem Feinde gezwungen wird, wie man es geschickt, nach hundert Reizungen, denen es widersteht, in's Unrecht zu versetzen weiß, um ihm neue Zugeständnisse abzuzwingen, wie man erst die Citadelle von Turin besetzt, um den König gegen die Unruhestifter zu schützen, dann sich der Stadt bemächtigt, den König zur Abdankung nöthigt; wie mit Suwaroff's Siegen ein vielverheißender Sonnenstrahl auf's arme Land fällt, Marquis Henry in die Regentschaft, der König aus

der Verbannung zurückgerufen wird — Alles damit, noch ehe ein Jahr vergangen, der Sieger von Marengo der Existenz Piemonts gründlich ein Ende mache. Hier geht uns nur das Individuelle an. Für eine Geschichtsstudie würde der Raum fehlen, selbst wenn hier die Stelle dafür wäre. Das Individuelle aber tritt in den Mittheilungen über diese vier Jahre ganz in den Hintergrund.[1])

Nach Marengo hört der Briefwechsel natürlich ganz auf, da der Marquis sich nicht mehr von seiner Familie trennte, die noch immer in Lausanne weilte. So hart es ihn ankam, er mußte seiner Frau, seiner Kinder halber, das Anerbieten seines Schwagers annehmen, der, da er nicht emigriert war, seine Güter im Dauphiné behalten hatte. Dort verlebte die Familie die langen Jahre des Konsulats und des Kaiserreichs. Dort traf Henry der härteste Schlag (1811): „Meine arme Frau hat heute ihr trauriges und heiliges Dasein nach einem Martyrthum von achtundzwanzig Tagen beschlossen ... An diesem traurigen Tage endet eine nie gestörte Verbindung, die vierunddreißig Jahre gedauert hat, und mit ihr endet alles Glück meines Lebens.“ „Meine Gesundheit ist zerrüttet,“ schreibt er bald darauf, „die Lampe in der alten Laterne ist dem Verlöschen nahe.“ Ihr flackerndes Licht sollte bald ausgebrannt haben. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der Greis in tiefer Geistesnacht, gepflegt von seinem treuen Comte. Der Marquis starb den 24. Mai 1824: im Tode lebte sein edler Geist noch einmal auf und er endete in einer That der Milde.

[1]) S. über diese ganze Episode Augusto Franchetti's viel zu wenig gekannte »Storia d'Italia del 1789 al 1799«, ein Werk von umfassendster Gelehrsamkeit und sicherster Kritik.

VII.

Madame de Rémusat und Napoleon Bonaparte.

I.

Jedermann hat die Denkwürdigkeiten von Mad. de Rémusat gelesen, sei's bruchstückweise in der „Revue des Deux Mondes“, welche viele Kapitel daraus im Laufe des vergangenen Jahres gegeben hat, sei's im Zusammenhang der drei Bände, welche diesen Winter in Paris erschienen sind und zum Theil schon die siebente Auflage erlebt haben. Und wer sie nicht gelesen hat, wird sie lesen wollen, sollte sie lesen. Nur wäre wirklich sehr zu rathen, sie nicht in's Deutsche zu übersetzen. Man leistet dadurch allein der Trägheit und der Halbkenntnis Vorschub. Wer sich für dergleichen interessiert, wer daran Geschmack findet und es zu genießen versteht, der weiß ja doch auch genug französisch, um ein solches Buch in der Ursprache zu lesen; und selbst wenn seine Kenntnis der Sprache unvollständig ist, kann die Lektüre der drei Bände, die er so leicht nicht aus der Hand lassen wird, seine Kenntnis nur erweitern und vertiefen. Wem aber die Verhältnisse, um die es sich handelt, ganz unbekannt, wem die Personen und die Art von Beobachtungen, welche ihm hier geboten werden, ganz gleichgültig sind, der wird sicherlich durch eine deutsche Übersetzung weder eine nur annähernde Kenntnis von den Dingen, noch auch irgend welches Interesse für dieselben gewinnen. Hier fällt Form und Wesen

so durchaus zusammen, daß das Wesen so zu sagen ververschwindet, sobald die Form verändert wird. Schon aus diesem Grunde sollen hier keine Auszüge aus dem fesselnden Werke gegeben werden. Auch liebe ich es nicht, den Lesern den Appetit zu verderben, indem ich ihnen die leckersten Bissen im Voraus gebe. Eine so delikate Mahlzeit muß man im Ganzen einnehmen, wenn man all' den Genuß und zugleich alle die sehr kräftige Nahrung daraus ziehen will, die sie enthält. Ich möchte mir nur erlauben, einige Anmerkungen über die Verfasserin und den Helden des interessanten Buches, sowie über die Umstände zu machen, unter denen es geschrieben worden, um den Leser etwas zu warnen und ihm einige Thatsachen in's Gedächtnis zu rufen, die man gut daran thut sich gegenwärtig zu behalten, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, allzusehr nach der Seite des Erzählers zu neigen.[1])

Andererseits möchte ich auch die Aufmerksamkeit der Historiker auf die für die ernste und wissenschaftliche Geschichtsforschung wirklich wichtige Seite dieser angenehm-pikanten Bände lenken. Freilich sind's noch nicht die Memoiren Herzog Pasquier's oder Talleyrand's, auf die man uns so lange warten läßt und die vielleicht zuerst ein volles Licht auf die Geschichte des Konsulats und Kaiserthums werfen werden. Immerhin ist's eine kleine Quelle, die gar frisch und klar fließt, um deren Dasein man wußte, und welche die Familie liebenswürdig und vernünftig genug gewesen ist, uns offen zu legen, ohne uns noch lange dürsten zu lassen. Chateaubriand und Thiers hatten schon

---

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat. 1802—1808. Publiés avec une préface et des notes par son petit-fils, Paul de Rémusat, Sénateur. Paris 1880. 3 vol. in 8.

von diesen Denkwürdigkeiten gesprochen und der Letztere hatte sie in seinem Kapitel über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien bereits eingehend benutzt. In der That bringt der erste Band Mad. de Rémusat's viele neue und sichere Einzelheiten über dies tragische und verhängnisvolle Ereignis, welches die Laufbahn Napoleons sozusagen in zwei Hälften theilt. Ich erinnere nur an die Theilnahme Caulaincourt's — die unfreiwillige Theilnahme meinetwegen, Theilnahme immerhin —, welche bis vor Kurzem noch geleugnet worden und über die fortan kein Zweifel mehr herrschen kann. Über die Vorgeschichte der Krönung bietet der zweite Band, über die der Scheidung der dritte viel Neues und Merkwürdiges. Ebenso über die Verheirathung Stephaniens mit dem Erbprinzen von Baden, die Liebesabenteuer Napoleons, wenn man seine Verhältnisse zu Frauen mit dem feinen Worte bezeichnen darf; die Intriguen der Minister und Marschälle, der Verwandten namentlich, um von ihm, der nur gegen seine Familie schwach zu sein wußte, Gunst und Geld, Ehren und Vortheile zu erlangen — Einfluß erlangte ja nie Jemand auf ihn. Und das Ganze, das mit der Tragödie in den Laufgräben von Vincennes beginnt, endet mit der unwürdigen Komödie von Bayonne. Vieles wird auch in ein anderes Licht gestellt, als das, unter welchem wir es bisher sahen: so erscheinen uns z. B. die Charaktere Louis Bonaparte's und der Königin Hortense von einer ganz neuen Seite und es wird uns von den Eltern Napoleons III. ein, vielleicht nicht durchaus zuverlässiges, aber doch, so scheint mir, im Ganzen viel getreueres Bild gegeben als das, welches uns früher vorschwebte; wie denn überhaupt der bald versteckte, bald offene Krieg zwischen den Beauharnais' und Bona-

parte's hier zum ersten Male recht in den Vordergrund gestellt wird. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Erzählerin mit dem Herzen ganz auf der Seite der Beauharnais' stand, wenn sie's auch nicht ausdrücklich Wort haben will. Die zahlreichen Charakterzüge Napoleons gar, welche sich in hier aufbewahrten Worten oder Handlungen verrathen, sind so treffend und bezeichnend, daß sie nicht wenig dazu beitragen, das Bildnis des gewaltigen Mannes, der zehn Jahre lang die Welt bezaubert, zehn andere sie in banger Furcht gehalten hat, lebhafter als zuvor der Nachwelt vor die Sinne zu bringen.

Indeß kann man doch dem Geschichtsforscher nicht genug Vorsicht und Zurückhaltung im Gebrauche von Denkwürdigkeiten anempfehlen, namentlich von Frauendenkwürdigkeiten, zumal wenn sie, wie die vorliegenden, hintennach geschrieben worden sind, unter Umständen, welche so ganz verschieden von denen waren, unter welchen die erzählten Thatsachen vor sich gegangen. Die Denkwürdigkeiten von Frauen haben allerdings den Vortheil über die der Männer, daß sie besser den Gesammteindruck der Menschen und Dinge geben; denn die Frauen halten sich nicht gerne beim Analysieren auf, d. h. beim Auflösen und Tödten des Lebendigen, und sie sehen deshalb meist auch viel richtiger als wir in Charakteren und Verhältnissen. Dagegen ließe sich wetten, daß die Wahrheit in ihren Aufzeichnungen weniger gewissenhaft respektiert wird, und daß das Einzelne manchmal vernachlässigt oder unbewußt gefälscht ist, wenn nur die Wahrheit der Gesammtwirkung gewahrt bleibt. Sicher ist, daß sie selten die eigentlichen Handelnden der Geschichte sind, selbst in Frankreich, wo sie doch mehr als anderswo im Vorder-

grunde stehen; ich meine, die verantwortlichen Spieler, die im Grunde doch die Einzigen sind, welche die Dinge wirklich wissen, eben weil sie für das, was geschieht, zahlen oder bezahlt werden. Man lese z. B. die Memoiren Graf Beugnot's, die vor etwa zehn Jahren veröffentlicht wurden. Wie man bei allem Witz, aller Schadenfreude und unterhaltenden Heiterkeit doch sofort sieht, daß man's hier mit einem Geschäftsmanne zu thun hat, der gewohnt ist, den genauen Werth der Worte und der Handlungen zu schätzen. Wenn der Geschäftsmann eine gute Dosis Skeptizismus hat, wie M. Beugnot, um so besser — für den Geschichtsforscher wohlverstanden; der Skeptizismus war ja damals schon in der guten Gesellschaft etwas in Verruf gekommen. Er war ganz an der Tagesordnung gewesen zu einer Zeit, wo man mit unendlich mehr Idealismus handelte, als seit der Revolution. Bei Mad. de Rémusat jedenfalls, um auf sie zurückzukommen, ist die charakteristische Eigenschaft sicherlich nicht der Skeptizismus, — noch auch im Grunde der Esprit.

Man mißverstehe mich nicht. Mad. de Rémusat war eine sehr gescheidte Frau und die den Geist verstand und ihn genoß, wenn sie ihm begegnete. Sie hat sogar zuweilen recht treffende Worte — so zu ihrem Sohne: „Die Frauenköpfe bleiben lange jung; und in denen der Mütter ist immer eine Seite, die genau das Alter ihrer Kinder hat;“ — aber oft sind diese Worte auch etwas gesucht und gekünstelt, wie wenn sie von Napoleon sagt: „Einziger Mittelpunkt eines ungeheuren Kreises, hätte er gewünscht, dieser Kreis enthielte soviel Strahlen, als er Unterthanen hatte, damit sie sich nur in ihm berührten;“ oder wenn sie denselben Gedanken in einem fast ebenso

ausgeklügelten Bilde von der Kette des Despotismus ausdrückt, welche die Menschen einzeln binde, ohne ihnen irgend eine Beziehung untereinander zu lassen. Solche Gedanken haben schon etwas Männlich=abstraktes. Mad. de Rémusat kann wohl auch weiblich konkret und malitiös sein, wie wenn sie bei Pauline Bonaparte hinwirft: „Die Fürstin Borghese, die nur an ihre Vergnügungen dachte, wenn sie nicht mit ihren Medizinen beschäftigt war, mischte sich in nichts.“ Aber solche leichtstreifende, attische Worte sind doch bei ihr eine Seltenheit. Der eigentliche Witz, der französische Esprit, geht ihr etwas ab. Ihr Mann mag ihn gehabt haben, und zwar von der sehr leichten Sorte, welche sich so oft bei den Franzosen seiner Klasse mit dem gediegensten Verstande des Musterverwalters verbindet. Im Sohne Charles erst vereinigten sich beide Arten der Intelligenz, die des Vaters und die der Mutter, und waren wie verschmolzen. Goethe spricht in einer bekannten Stelle, bei Gelegenheit Voltaire's, von den Nationen, die lange gelebt und am Ende in einer typischen Individualität zum Ausdruck gelangen, welche sie in ihrer Gesammtheit verkörpert. Noch besser könnte man das auf gewisse Gesellschaftsklassen anwenden. Mad. de Rémusat war aus einer alten famille de robe, wie die Franzosen den Gerichtsadel nannten; ihr Mann auch, obgleich von weniger altem Stamme; und schon in Vater und Mutter, noch mehr freilich im Sohne, der den Namen Rémusat am meisten zu Ehren gebracht, dem Schwiegerenkel Lafayette's, dem Freunde Thiers' und Dufaure's, ist ein unbeschreiblicher Parfüm alter, verfeinerter Rasse, etwas von Harlay und auch von Montesquieu, aber beide gedämpft: ein Harlay, der, obschon er den Nacken nicht

beugt, doch den siegreichen Guise nicht in lauten Worten zur Rede stellt; ein Montesquieu, der anstatt sich in den schlüpfrigen Zweideutigkeiten des Temple de Gnide zu gefallen, ein Lied in Béranger's Manier trällert. Dieser alte Parlamentsadel, der durch das Sieb der Revolution gegangen und von der stählernen Hand Napoleons geknetet worden war, — die Pasquier und Molé, die Portalis und d'Aguesseau — bildete das feinste und zugleich das gediegenste, das festeste und doch geschmeidigste Element in der neugegossenen Aristokratie, welche Frankreich von 1830 bis 1848, und sogar schon ein wenig unter der Restauration regierte. Man verspricht uns die Denkwürdigkeiten Charles de Rémusats, seinen Briefwechsel mit der Mutter; das wird für die Feinschmecker ein wahres Fest sein. Wir bekommen schon einen Vorgeschmack davon in den Auszügen daraus, welche die Vorrede und die Anmerkungen des Enkels der Memoristin, Paul de Rémusat, bieten, sowie in der ganz von dessen Vater geschriebenen Einleitung zum dritten Bande. Man wird — in den Briefen und Noten, wenn nicht in der für Charles de Rémusat etwas schwachen Vorrede, — sofort die Überlegenheit des Sohnes über die Mutter herausfühlen, was niemanden Wunder nehmen kann, der sich auch nur der tiefen philosophischen Bildung des Ersteren erinnert; aber die Art von Reiz, ja von Zauber, den diese Mutter haben mußte, tritt doch noch anschaulicher aus dem Texte hervor, und hier handelt sich's ja um sie, nicht um den Sohn.

Ich sagte, sie sei eine sehr kluge Dame gewesen; ich hätte hinzufügen sollen, daß auch „Jovis Schoßkind" ihr nicht fehlte, und daß dies nicht der letzte Grund der An-

ziehungskraft ist, welche die liebenswürdige Frau ausübt. Ihr Sohn sagte von ihr, „ihr Kopf sei vernünftiger gewesen, als sie selbst“ — ein witziges Wort, und auch ein tiefes. In der That ist ihr Verstand ein sehr heller, sicherer, aber sie ließ sich, scheint's, im Leben leicht von ihren Antipathien und Sympathien fortreißen; erst hintennach korrigierte ihr Urtheil ihre ersten Gefühle. Wir aber haben hier dies Urtheil von hintennach, noch immer ein wenig beeinflußt von ihren Gefühlen — wäre sie sonst eine Frau und eine so anziehende Frau? — aber sie giebt sie in einer so anspruchslos-einfachen, echt französischen Sprache, mit so viel Geschmack, mit so viel gesundem Menschenverstand und solcher Natürlichkeit, daß man sofort sieht, der Verstand behält doch immer die Zügel in der Hand. Auch ihre literarischen Urtheile, die ihr etwas romantisierender Sohn nicht immer theilt, sind doch oft stichhaltiger als seine. So was sie bei Gelegenheit Mad. de Staël's von der „Ruhe“ sagt, welche eine der Bedingungen des Talentes sei: wie sehr hat das unser Jahrhundert vergessen und wie Unrecht hat der Sohn, darüber zu lächeln. Ist es doch gerade Mad. de Staël gewesen, welche diesen Fluch des Talentes, die Unruhe, in die moderne Literatur eingeführt hat. Was die Franzosen unter Romantik verstehen, ist ja eher, was wir in der Sturm- und Drangperiode das Recht der Originalgenies nannten, d. h. die Freiheit von jeder Regel und konventionellen Form. Und Charles de Rémusat gehörte zu der „Generation von 1830“. Seine Mutter recht im Gegentheil verlangte, wie alle ihre Zeitgenossen, eine strengklassische Form, wenn auch der Inhalt dieser Literatur des Kaiserthums schon im deutschen Sinne

romantisch angehaucht war: eine Romantik, die etwas an die Wanduhrskulptur der Ritterfräulein und Edelknechte erinnerte. So mag auch Mad. de Rémusat sich die Verdienste dieses Neuklassizismus etwas übertrieben haben; allein wer springt aus seiner Haut, und wer kommt über den Dunstkreis hinaus, den man seine Zeit nennt?

Und selten war Jemand in eminenterem Sinne das Kind ihrer Zeit, als Mad. de Rémusat; man sieht's auf jeder Seite ihrer Aufzeichnungen. Wenn sie länger gelebt hätte, würde sie sich an den „Méditations" Lamartines berauscht haben, die gerade in den Tagen ihres so vorzeitigen Todes erschienen: sie war erst einundvierzig Jahre alt, als sie 1821 weggerafft ward — kurz nach dem Tode des Gewaltigen, der diese ihre Aufzeichnungen ausfüllt. Es war eine seltsame Generation von Frauen, jener Schwarm schöner Empfindsamen, welche unterm Konsulat und Kaiserreich in ihren Zwanzig waren. Wenig Leidenschaft; leichtsinnig — dies geht nicht auf Mad. de Rémusat, die immer eine Mustergattin war, noch auch selbst auf Mad. Récamier, die bei all ihrem Spielen mit dem Feuer sich doch nie verbrannt zu haben scheint — leichtsinnig und sinnlich ohne große Wärme; noch halb betäubt von dem Revolutionstrubel; wie verwundert, die „Gesellschaft" wiederaufleben zu sehn, von der sie nur als von etwas Vergangenem gehört, und beeilt, ihr Theil daran zu erhaschen; eine Rasse von Mad. de Warens, aber mit einem Anflug von Begeisterung und Ostentation, welche Rousseau's guter „Mama" ganz unbekannt waren. Auch der Einfluß Rousseau's auf das folgende Geschlecht ist bei ihnen schon, ich möchte sagen, gesiebt durch eine Zwischengeneration. Das kräftige

Naturgefühl Jean Jacques' — das Naturgefühl des Bauern, des Hirten, dem der Genius eine Stimme leiht — hat sich schon bis zum blassen Abglanz von Chateaubriand's Mondschein verflüchtigt. Man halte nur einmal Mad. d'Houdetot's kindliche Offenheit und die Unbefangenheit ihrer Gefühle neben die romantischen Schwärmereien von Mad. de Duras und Mad. de Krüdener.[1]) Die Religion lebt wieder auf, aber für's erste noch ohne Fanatismus; denn es war einer uns näheren Zeit vorbehalten, eine unschöne und unschön machende Leidenschaft in ein Gefühl zu mischen, das nur Milde und Sanftmuth erzeugen sollte; Mad. de Rémusats Zeit kannte die Petroleusen des Katholizismus noch nicht. Diese Frühlingsepoche der modernen Religiosität hatte auch, in Frankreich wenigstens, nichts Heuchlerisches noch Prüdes und vertrug sich sehr gut mit einer großen Freiheit des Thuns und Redens, — man war ja dem Direktorium noch so nahe, — und ich finde, daß Herr Paul de Rémusat sehr unrecht gehabt hat, die etwas derben Stellen aus den Denkwürdigkeiten seiner Großmutter auszumerzen. Das gehört zur Farbe der Zeit und es wäre niemandem eingefallen, diese reizende, so hingebende, so zärtliche junge Mutter weniger rein und unschuldig zu finden, weil sie sich nicht, wie unsere ängstlichen Tugendhaften, gescheut hätte, die Dinge bei

[1]) Mad. de Krüdener gehörte freilich der Geburt nach zu jener Zwischengeneration, der auch Mad. de Staël und Mad. de Souza angehörten; aber sie war eine Ausländerin und erst nach Frankreich gekommen, als schon Chateaubriand's Stern aufgegangen war; geistig und auf dem neuen Boden war sie 1800 erst zwanzig Jahre alt. Manch' Neues über sie hat jetzt eben P. L. Jacob's, des Bibliophile's Büchlein (Mme. de Krudener. Paris 1880) gebracht.

ihrem Namen zu nennen. Auch können diese etwas kräftigen Worte bei Mad. de Rémusat nichts von der verschämten Sinnlichkeit, noch von der rohen Trivialität gehabt haben, durch welche sie erst in dem Munde einer Frau verletzend werden.

Mad. de Rémusat macht den Eindruck einer durchaus reinen Frau, nicht nur rein im Handeln, sondern auch in der Phantasie. Sie erinnert ein wenig an Mad. de Choiseul, die „Unverführbare“, wie Mad. du Deffand die aufblickende Gattin des aufgeklärten Ministers zu nennen pflegte; aber es ist eine Mad. de Choiseul, die ihr Liebesbedürfnis nicht so ausschließlich auf den Gatten konzentriert, das beste Theil dem Sohne zuwendet und — eine Mad. de Choiseul, die, wie gesagt, ihren Chateaubriand gelesen hat. Dabei hatte sie etwas, wonicht von der grande dame, so doch von der feinsten Welt. Deshalb auch legte der erste Konsul soviel Wert darauf, sie für seinen entstehenden Hof zu gewinnen und nachdem er sie gewonnen, sie demselben zu erhalten. Selber ein Emporkömmling und von sehr schlechter Lebensart, wußte er, mehr aus Politik als aus Instinkt und Sympathie, die Gegenwart einer vollkommen wohlerzogenen Frau in dieser Umgebung von rohen Soldaten, geadelten Advokaten und abenteuernden Kreolen oder Korsen wohl zu schätzen. Mad. de Rémusat gehörte nicht allein einer adligen Familie an, wie Josephine, sondern, was mehr war, einer reinlichen; und mitten in dieser Gesellschaft der Beauharnais' und Bonaparte's, wo nur von Geld, Liebesintriguen niedrer Art, ja von Blutschande die Rede ist, bewahrt sie immer ihr keusches und bescheidenes Wesen, während sie doch bald jene Leichtigkeit und

Sicherheit erlangt, die ihr anfangs etwas gefehlt zu haben scheinen, die aber eine Frau von vornehmer Anlage, zumal wenn sie eine Mutter wie Mad. de Vergennes gehabt, schnell findet. Man muß in diesen „Denkwürdigkeiten“ die Auftritte von Mortefontaine und, nach der Errichtung des Kaiserthums, die Szenen in Saint-Cloud lesen, um sich einen Begriff von dem Ton zu machen, der in dieser Familie und an diesem Hofe herrschte. Noch schlimmer freilich als der Ton waren die Sitten und die Gesinnung. Alle niedersten Leidenschaften traten da mit einem krassen Cynismus auf, der einen manchmal geradezu anwidert. Alles dreht sich um Befriedigung der gemeinsten Genußsucht und der erbärmlichsten Eitelkeit. Man glaubt unter Spielern und Freudenmädchen zu sein, und man täuscht sich kaum, wenn man es glaubt. Josephine selbst — noch die Beste in der ganzen Gesellschaft — ist die echte Courtisane: immer mit Putz beschäftigt, immer in Schulden, in vollständiger Unkenntnis des Geldwerthes, gutmüthig, anmuthig, ohne Sinnlichkeit, aber eifersüchtig aus Eigenliebe, immer im Rausche der Feste, die Gedankenlosigkeit selber. Mad. de Rémusat hat uns die frischesten Gemälde von diesem Hofe hinterlassen, sowohl aus dem Konsulat in Saint-Cloud und der Malmaison, wo noch die naive Rohheit zu Tage trat, als aus der Kaiserzeit in Fontainebleau, wo das steifste Ceremoniell alle Bewegungen hemmte. Ohne soweit wie der Sohn zu gehen, der das letzte Kapitel neben St. Simon stellt, kann man doch sagen, daß die Schilderung dieser gähnenden Langeweile eine der gelungensten des fesselnden Buches ist. Alle Höfe sind langweilig; aber die Spioniererei, die Ängstlichkeit, die ewige Befangenheit dieses

Hofes übersteigt denn doch Alles, was man von dergleichen gehört und gesehen hat. Der Herrscher weiß sich so wenig zu mäßigen, daß Jeder immer vor einem Losbruch zittert; dabei will er, befiehlt er, daß man sich amüsieren soll; allein da er die Frauenherrschaft fürchtete, ließ er keinen freien Verkehr zu: ein großer Luxus, Konzerte, Theater, Diners drängten sich; aber kein Gespräch, kein Witz, keine wahre Eleganz kamen auf; selbst Liebesintriguen waren selten, oder es waren einfache sinnliche Launen, die den Tag ihrer Geburt und Befriedigung nicht überlebten. Alles war mürrisch, verdrießlich oder gemein an diesem Hofe, wo die Gesellschaft den Tag über schwieg und gähnte, alle Abende aber im Theater einschlief.

Auch geistig stach Mad. de Rémusat gar sehr ab von diesem Kreis in Saint-Cloud und der Malmaison. Mit Ausnahme Napoleons hatte eigentlich Niemand in dieser Gesellschaft gelesen. Josephine „öffnete nie ein Buch“; ja Napoleon selber las eigentlich nur halb. „Kaum hatte er ein Buch aufgeschlagen, so wollte er auch schon urtheilen.“ Kein Wunder, wenn Mad. de Rémusat in dieser Umgebung beinahe den Eindruck einer kleinen Pedantin machte; und Bonaparte ließ sie's zuweilen fühlen. Sie hatte nämlich von ihrer bedeutenden Mutter einen besonders sorgfältigen Jugendunterricht erhalten. Ihre Bagage an Gelehrsamkeit war darum doch noch gar leicht, verglichen mit dem, was unsere Mädchen heutzutage lernen. Freilich hatte sie die wenigen Bücher, die sie kannte, auch gelesen; heute sollen die jungen Frauen soviel Bücher über die Bücher zu lesen haben, daß sie nicht mehr dazu kommen, die Bücher selbst zu lesen. Mad. de Rémusat hatte die eigenthümliche Bildung der Französinnen des

18. Jahrhunderts: weniger gegründet auf den Schulunterricht, als auf die Lektüre wirklich guter Autoren, genährt durch den Umgang unterrichteter Männer, und undenkbar ohne ein eingeborenes lebhaftes Interesse an geistigen Dingen und an bedeutenden Menschen, eine Bildung, deren oft erreichter Zweck nicht das Wissen, sondern das Begreifen war. Diese Art von Frauenbildung — die einzige, die wirklich Werth hat, wenn sie in der Jugend durch eine tüchtige Zucht des Denkens, anstatt durch todtes Lernen vorbereitet wird — diese Art von Bildung war fast untergegangen seit dem Absterben der Generation von Mad. d'Epinay und Madlle. de Lespinasse. Man mußte bereits, beim Versiegen der lebendigen Bildungsquelle, welche in der gesellschaftlichen Überlieferung floß, etwas nachhelfen mit methodischem Unterricht und Lehrbüchern. Die während der Revolution in die Gesellschaft eingetretenen Frauen hatten, wenn sie nicht zügellos genußsüchtig waren, schon etwas vom Blaustrumpf und der politischen Frau, bei aller ihrer weiblichen Liebesfähigkeit; man denke nur an Mad. de Staël und Mad. Roland. Als Mad. de Rémusat im Jahre 1802 an den Hof des ersten Konsuls kam, war noch der freie Ton Mad. Tallien's oder der laute Sophie Gay's der vorherrschende. Sie fühlte sich von Anfang an dieser Welt überlegen, nicht nur an Erziehung und Geburt, sondern auch an Kenntnissen; und wie sie sich ein Vergnügen daraus zu machen scheint, den Stiefsohn Bonaparte's, kurz Eugène Beauharnais, die Marquise de Talhouët und die Baronin von Andlau, Mad. Talhouët und Mad. Dandlau zu nennen, während sie vor dem Namen Rémusat nie die Partikel vergißt, — so ist sie offenbar sehr glücklich, wenn sie Jemanden und namentlich den ersten Konsul selber,

der, wenn man ihr glauben darf, in diesem Punkte besonders schwach war, auf irgend einem grammatischen oder orthographischen Fehler erwischen kann. Alles das giebt ihr in der That einen leichten Anflug des Preziösen, das Talleyrand in dem Porträt, das er von ihr gezeichnet, nicht wiedergegeben hat. Dies Porträt ist übrigens so künstlich, so gewunden und gedreht, so voll schöner kleiner Antithesen, es riecht so nach Moschus, daß, wenn man es gelesen hat, Einem gar kein lebendiges Bild der Person vor den Augen steht. Ganz anders das Bildnis, das der Sohn gezeichnet hat und das ein kleines Meisterstück in seiner Art ist, wie alle, die er mit seiner leichten und doch so sichern Feder zeichnet — man lese nur das von Maret (Herzog von Bassano). Wie genau das alles ist und doch wie billig, wie wohlwollend. Und wie es geschrieben ist! Dagegen fällt die Mutter etwas ab, namentlich, wenn sie sich in ihren qui's und que's nicht zurechtfinden kann (z. B. „Tant de gens répétèrent que cette descente était possible qu'il se pourrait qu'il pensât que sa fortune lui devait un pareil succès"). Ihr Sohn ist eben ein Schriftsteller von Handwerk; sie ist eine ungedruckte Schriftstellerin, daher sie denn auch in ihren, oft in den Anmerkungen angeführten Briefen, noch weit anmuthiger erscheint, als in ihren Denkwürdigkeiten, in diesen aber die Stellen einfacher Erzählung und Schilderung des Selbsterlebten so viel frischer und gefälliger sind, als die, worin sie über die Menschen und Dinge raisonniert oder Ereignisse erzählt, deren Zeugin sie nicht war. Dies auch der Grund, warum die Theile des Buches, wo sie, um die Lücken auszufüllen, über die Feldzüge von 1805, 1806 und 1807 berichtet, während welcher sie den Kaiser

persönlich aus den Augen verlor, manchmal etwas lang herauskommen. Im Ganzen jedoch ist ihr Stil äußerst natürlich, einfach, fest und von der echtesten Tradition, d. h. ohne gewollte Nachahmung oder Erlernung, nicht von dem Mad. de Sévigné's oder Mad. du Deffand's abgesehen, sondern ererbt. Ihre Porträts sind voller Leben und die Kürzesten sind die Besten; so die Fouché's, Savary's, der Marschälle, vor Allem aber der Damen und, wie's zu gehen pflegt, sind die mechantesten auch die gelungensten: Mad. de Talleyrand und Mad. Murat namentlich waren der jungen Hofdame sehr antipathisch. Soweit die kleine Frau des Hasses fähig ist, haßt sie die Feindinnen der Kaiserin und ihrer Tochter, sowie die Freundinnen Talleyrand's, dem sie — in allen Ehren — sehr zugethan war, fast ebenso sehr als ihre eigenen Nachfolgerinnen in der Gunst des Herrn. Haß und Eifersucht aber sind gute Brillen, selbst wenn sie so gemildert und abgeschwächt sind wie bei unserer Memoiristin.

Ich habe davor gewarnt, der liebenswürdigen Frau gar zu blindlings zuzustimmen, wenn man ihre Denkwürdigkeiten liest. Obschon sie behauptet, sie gäbe sich alle erdenkliche Mühe um Etwas zu finden, das sie loben könne (je sue à chercher des occasions de louer), so fühlt man doch den Groll gegen den Einstbewunderten auf jeder Seite durch. Herr und Frau von Rémusat theilten die Begeisterung ganz Frankreichs, ja der Welt für den Helden von Marengo, als sie 1802 an den Hof des ersten Konsuls kamen. Bei der jungen Frau war's wohl auch ein noch zärteres Gefühl, und Er benutzte das, wie er Alles zu benutzen pflegte. Sie war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, obgleich schon seit sechs Jahren ver-

heirathet, und sie war eine der Ersten unter den Frauen der alten Gesellschaft, die sich anschlossen. Der erste Konsul bezeigte ihr viel Vertrauen, und der Kaiser bewahrte ihr seine Achtung, wenn schon mit etwas mehr Zurückhaltung; hatte er doch jetzt andere große Damen an seinem Hofe aufzuweisen und Namen, neben denen die der Vergennes und Rémusat fast bürgerlich klangen. Nach der Scheidung folgte Mad. de Rémusat Josephinen in ihre Zurückgezogenheit, und Napoleon machte keinen Versuch sie zurückzuhalten. Obgleich ihr Mann einige seiner Ämter behielt, so entsagte er doch demjenigen, welches ihn der Person des Kaisers besonders nahe brachte; und es scheint nicht, als ob es besonderen Drängens bedurft hätte, um die Entlassung zu erlangen. Von dem Augenblicke fingen Beide — Mann und Frau — an, sich etwas jener kleinen schmollenden Opposition der Pariser Salons anzuschließen, die sich nach dem Mißerfolge des spanischen Krieges zu bilden begann. Sie hatten sich überdies immer näher mit Talleyrand verbunden und Talleyrand war in Ungnade. Ein Diner, das er bei ihnen in Fouché's Gesellschaft einnahm,[1]) erweckte den ganzen Argwohn des Herrn, der immer mißtrauischer geworden war, und es kam beinahe zu einer Katastrophe.

Im Jahre 1814 nahm M. de Rémusat eine Präfektur an, und er zeigte während der Hundert Tage eine Festig-

[1]) Bei Gelegenheit der der Wittwe Lavoisier's, Mad. de Rumford, angedrohten Ausweisung und um sich über die Mittel zu berathen, wie dieselbe abzuwenden wäre. Herr P. de Rémusat wird mir verzeihen, wenn ich ihm bei der Gelegenheit bemerke, daß Rumford kein Deutscher war, wie er meint, sondern ein Amerikaner, der in bayrischen Diensten gewesen, und dessen Laufbahn bezeichnend

keit im Sinne der bourbonischen Legalität, welche man ihm kaum zugetraut hätte, da man ja immer geneigt ist, für Leichtigkeit des Charakters zu halten, was oft nur Leichtigkeit des Temperaments ist. In dem Höfling war denn doch noch etwas vom Zeuge des alten Parlamentariers. Mad. de Rémusat, in welcher der halberstickte Samen ihrer royalistischen Erziehung plötzlich wieder aufgegangen war, und welche die Rückkehr der Bourbonen mit der ganzen Begeisterung der Restaurations-Romantik von 1814 begrüßt hatte, zitterte wohl ein wenig während der Hundert Tage. So lange sie Hofdame bei Josephinen gewesen, hatte sie ein Tagebuch gehalten. Nun glaubte sie alle Augenblicke eine Haussuchung seitens des frühern Herrn befürchten zu müssen, der, so sagte man, mit all dem Groll zurückgekehrt war, dessen sie ihn fähig wußte sie verlor den Kopf und verbrannte ihr Manuskript. Sie begann 1818 es aus dem Gedächtnis wiederherzustellen; aber es waren zehn Jahre vergangen, seit sie den Hof des Kaisers verlassen, sechzehn, seit sie ihn zum ersten Male betreten hatte; die Bourbonen waren die Herren und obschon man in Mad. de Rémusat's Kreisen ein liberaleres Königthum gewünscht hätte, so hatte man sich doch angeschlossen und man glaubte noch an die Legitimität. Die Bewunderung für Bonaparte dagegen hatte längst einem höchst verschiedenen Gefühle Raum ge-

---

genug für das vorige Jahrhundert ist, um wenigstens eine Kenntnisnahme zu verdienen. — Ich habe früher wohl meine Zweifel an Talleyrand's Opposition gegen die spanische Einmischung geäußert. Der 3. Band von Mad. de Rémusat's Memoiren beweist, daß er sich, wenigstens seinen Freunden gegenüber, von Anfang an entschieden gegen dieselbe ausgesprochen hat.

geben und, vor allem, sie hatte sich daran gewöhnt, den Kaiser nur noch mit den Augen Talleyrand's anzusehen, mit dem sie und ihr Mann sich, wie gesagt, schon vor, mehr noch freilich nach der gemeinsamen Ungnade sehr befreundet hatten, wenn man das etwas starke Wort Ungnade für die kühle Stimmung gebrauchen darf, welche den Rémusats gegenüber an die Stelle der alten Gunst getreten war. Dem vornehmen Genüßling behagte es in den natürlich-reinlichen Verhältnissen dieses Hauses, wie ein Feinschmecker sich nach einer Pariser Dinersaison die schlichte Hausmannskost in der Provinz wohl schmecken läßt; und die junge Frau fühlte sich geschmeichelt, daß der erste Mann Frankreichs nach dem Kaiser ihren kleinen Haushalt und ihre Unterhaltung denen aller Größen und Berühmtheiten vorzog. Ohne blind für ihren Freund zu sein, ohne sogar seine bodenlose Korruption in Abrede zu stellen, sucht Mad. de Rémusat doch dieselbe auf alle Weise zu erklären und entschuldigen; ja sie giebt uns allerhand Aufklärungen über seine Jugend und was er ungerecht zu leiden gehabt, um unser Mitgefühl für den armen, durch die Unbill Verhärteten zu erwecken. Was nun gar das Politische anlangt, so schwört sie nicht höher als bei ihm; und auch seine Urtheile über Menschen nimmt sie fast ohne Prüfung an. Viele der Anekdoten, welche in den Denkwürdigkeiten berichtet werden, hatte sie von ihm gehört und man weiß, mit welcher Virtuosität er dergleichen zu erfinden und auszuschmücken, oder vielmehr zurechtzuschneiden wußte, so daß Er immer das glückliche Wort darin hat. Allerdings sind diese Anekdoten darum nicht weniger unterhaltend, weil sie zweiter Hand sind; und die meisten gehören zu der besten Art der Anekdoten, d. h. zu den charakteristischen.

Abgesehen indeß von diesen Geschichten und von Talleyrand's Einfluß, ist es schon an und für sich etwas Anderes, Napoleon mit den Gefühlen von 1818 und mittelst abgeschwächter Erinnerungen geschildert zu sehen, als es gewesen wäre, ihn in voller Sonne von einem Maler konterfeit zu schauen, der selbst unterm Zauber war, wie Mad. de Rémusat im Jahre 1802. Diese Bewunderung gehört ja mit zum Bilde, wenn es vollständig und wahr sein soll. Man sieht Napoleon nicht wie er nach dem Frieden von Amiens war, wenn man nicht die Begeisterung der ganzen Welt und den Hoffnungsrausch mit- und nachempfindet, welchen der Überwinder der Anarchie und der Gesetzgeber der modernen Gesellschaft erregt hatte. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß der Bonaparte, wie sie ihn 1818 im Lichte der späteren Ereignisse sah, nicht richtiger sei, als das Bild, das sie sich 1802 von ihm gemacht hatte; aber dieses posthume Porträt können wir uns Alle selber machen; jenes erste der Frühlingstage muß durchaus von einem Augenzeugen entworfen sein. Und was für ein Zeuge war Mad. de Rémusat: welche Feinheit, welcher Verstand, und bei all ihrer ersten Eingenommenheit, ihrem späteren Unmuth, welch weiblicher Blick! Man muß nur einmal die Briefe und Bemerkungen Sismondis über die Hundert Tage lesen, die Villari vor kurzem in der „Revue historique" veröffentlicht hat, um zu sehen, wie sehr ein Mann von Talent, ein Gelehrter, ein Liberaler von Gesinnung an wirklicher Einsicht einer einfachen Weltdame nachsteht, die keine politischen „Grundsätze" zu haben geruht. Der ernste Historiker hat gar Nichts von den Ereignissen gelernt, weder von 1808, noch von 1812, noch von 1814, er begnügt sich bei allen on-

dit's, hört auf alle écoute-s'il-pleut, hat gar keine Anschauung von den Wirklichkeiten dieser Welt, glaubt mit ganzem Herzen an des Kaisers neuerwachten Liberalismus — und alles das mit einer naiven Vertrauensseligkeit, die an die Einfalt rührt. Etwas freilich von dem Zauber, dem der ehrliche Genfer 1815 nicht zu widerstehen vermochte, und den auch Mad. de Rémusat mit besserm Grunde gegen 1802 und 1803 erfahren hatte, ehe sich noch die unerträglichen Unarten und Laster entwickelt hatten, welche später die großartige Erscheinung des Wundermannes verunstalteten, verräth sich gerade in ihrer weiblichen Bitterkeit und sie selber fühlt's, wenn sie mit Hermionen ausruft:

Ah, je l'ai trop aimé, pour ne le point haïr.[1])

Aber das erste Bild, was sich ihr und der Menschheit aufdrängte, ist dadurch doch etwas verzerrt; und deshalb gerade muß man den Verlust des früheren Manuskriptes so lebhaft bedauern, welches unterm Eindruck jedes Tages geschrieben war. Indeß auch in der Gestalt, in der wir sie haben, bieten diese Denkwürdigkeiten Allen, welche die großen sagenhaften Gestalten der Geschichte gerne etwas in der Nähe sehen, einen höchst anregenden Genuß.

Worin, fragt man sich wohl bei solchen Gelegenheiten, besteht eigentlich der Reiz dieser Art von Lektüre und

---

[1]) Daß Charles de Rémusat den schönen Vers falsch citiert haben sollte (I, 32), scheint mir kaum glaublich. Es wird wohl ein Versehen seines Sohnes Paul sein, der seines Zeichens ein Naturforscher, nicht ein Literat ist; und den die Härten dieser Korrektion Racine's (er schreibt: *Va*, je *t'*ai trop aimé, pour ne point *te* haïr) nicht so sehr verletzen konnten, als sie den Vater sicherlich verletzt hätten.

warum scheinen die Franzosen allein das Geheimnis dieser Kunst zu besitzen? Die Italiener und Deutschen haben sicherlich höchst interessante Autobiographien, die sogar oft als literarische Denkmäler und an geistigem und sittlichem Gewicht weit bedeutender als die der Franzosen sind; aber die Einen geben meist nur die persönlichen Abenteuer des Erzählers, die Andern berichten oft nichts als die inneren Ereignisse, die Seelenvorgänge, und bringen höchstens ein paar Kapitel Literaturgeschichte. Die Franzosen dagegen zeigen uns in ihren Denkwürdigkeiten die Mächtigen, von denen das Geschick von Millionen abhängt, und die in der Geschichte eine tiefe Spur hinterlassen haben, in ihrem Privatleben oder am Werke, aber so, wie sie sich in der Nähe besehen ausnehmen. Vielleicht werden auch die Deutschen, die Italiener in Zukunft ihre Memoiristen haben, die fesselnder sind als die Historiker, nun sie Nationen geworden sind und Männer besessen haben oder besitzen, welche diesen ganzen Nationen und ihrer ganzen Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Und doch; selbst bei den Engländern, die seit so langer Zeit schon ein so großes öffentliches Leben, einen so großen Mittelpunkt und Herd des Nationallebens haben, warum sind ihre Pepys' und Evelyn's, ihre Greville's sogar, wenn auch höchst unterhaltend, doch in ihrer Art so verschieden von den Retz' und St. Simon's, als es nur die Goldoni und Alfieri, die Jung-Stilling und Kügelgen sein können? Man behauptet, die Sprache eigne sich weniger dazu und daß sie es ist, welcher die französischen Memoiren all ihren Reiz verdanken; aber das heißt mit Worten spielen: was ist denn die Sprache anders als der Charakter selbst und der Geist einer Nation, wie er in bestimmten Zeichen

festgehalten ist? Die Frauen, höre ich sagen, spielen gar keine oder nur eine unbedeutende Rolle in den englischen Memoiren, weil sie keine oder doch nur eine unbedeutende Rolle im Staatsleben Englands spielen; und das Interesse erlahmt, wenn keine Frau da ist, die den Kampf der Leidenschaften unter den Männern erleuchtet, erwärmt, belebt und doch zugleich mäßigt. In Frankreich, wie Mad. de Rémusat selber fein bemerkt, „giebt ja die Sitte den Frauen immer Wichtigkeit und Freiheit, so daß es ihnen stets erlaubt ist, die Rangverhältnisse auszugleichen“, worin ein großes Geheimnis des französischen Salons liegt; auch bin ich sehr geneigt zu glauben, daß dies viel dazu beiträgt, jene Überlegenheit der Memoirenliteratur zu erklären; allein ganz erklärt es dieselbe doch nicht. Die Engländer, wirft man weiter ein, sind fast immer daheim, was sie im Parlamente sind; sie nehmen keine Attituden an; sie sind keine Schauspieler, und, wo so wenig Komödie ist, hat man auch wenig Freude dran hinter die Koulissen zu dringen. Auch das mag wahr sein, obschon es nicht so absolut zu nehmen ist, so wenig wie Chateaubriand's bekannte Erklärung aus der Eitelkeit der Franzosen, die ihm nicht erlaube, wie's dem Historiker gezieme, sich selbst aus dem Spiele zu lassen, aus der Oberflächlichkeit (légèreté), die ihn beim Einzelnen festhalte und es ihm schwer mache, sich zum Gesammtüberblicke zu erheben und aus seiner leidenschaftlichen Parteisucht, die er in diesem Genre besser befriedigen könne, als in der Geschichte. Das sind Alles Nebenursachen.

Die Hauptursache des größeren Interesses, welches die französischen Denkwürdigkeiten bieten, selbst wenn sie keine literarischen Musterwerke sind, wird doch immer die

bleiben, daß Hof und Stadt, Literatur und Welt, Gesellschaft und Staat sich nirgends so, wie in Frankreich, durch eine lange nationale Geschichte gegenseitig durchdrungen haben und daß diese Verschmelzung eine in ihrer Art so vollständige Welt hervorgebracht, aus dem Bewohner dieser Welt ein in seinem Sinne so vollkommenes geselliges Wesen gemacht hat, so frei und doch so mäßig, so lebhaft und so taktvoll, so scharf und zugleich so wohlwollend, so kunstreich und doch so anscheinend natürlich, daß es nicht leicht ist, sich seinem Zauber zu entziehen. Es muß uns nicht irre machen, daß diese Welt, trotz ihres Anscheins leichter Natürlichkeit, im Grunde etwas Gemachtes ist. „Die Kultur, das Leben, vergessen wir's nicht, ist eine erlernte und erfundene Sache, vervollkommnet im Schweiße des Angesichts von vielen Generationen und Dank einer Reihe von genialen Männern, denen wiederum eine unendliche Zahl von Männern von Geschmack folgten und nachhalfen." So Saint-Beuve im Jahre 1849, als dem französischen „Leben", d. h. der französischen Gesellschaftstradition schwere Gefahren drohten: Worte, die eigentlich nur in Frankreich ganz wahr sind. Was aber sind die französischen Memoiren, als dieses über den Tod hinaus fortgesetzte Leben in der Geselligkeit und in der Unterhaltung, in eleganten Formen und zärtlichen Verhältnissen? Wird dem immer so sein? Man ist versucht daran zu zweifeln, Angesichts der Dinge, deren Zeugen wir seit einigen Jahren sind. Allein gerade weil Grund da ist, daran zu zweifeln, müssen wir uns keine Gelegenheit entgehen lassen, um durch jedes Fenster, das sich uns nur öffnen will, hineinzusehen, um noch einen Blick zu erhaschen auf eine verschwindende Welt. Und das Schauspiel, das

Mad. de Rémusat uns aufdeckt, hat überdies noch den besondern Vortheil, daß wir sehen, wie schon einmal die französische Gesellschaftstradition sich aus schlimmerer Überfluthung der Mittelmäßigkeit und Heftigkeit, der Gewalt und Rohheit, siegreich wieder herausgearbeitet hat. Auch die jetzige Herrschaft der Handlungsreisenden, Schullehrer und Bader oder vielmehr ihrer Organe und Vertreter, wird die wahre französische Bildung, so wenig wie die echt französische Gesellschaft nicht auf die Dauer zu unterdrücken im Stande sein. Ist doch diese Bildung und Gesellschaft keineswegs ein Privileg der monarchischen und klerikalen Parteien; ist sie doch nirgends lebendiger, nirgends feiner vertreten, als in den Kreisen der konservativen Republikaner, die sich wahrlich das Szepter der französischen Gesellschaft nicht werden entringen lassen, wie sie sich schon das Steuer des französischen Staates haben entreißen lassen. Aber, verirren wir uns nicht. Kommen wir zu unserer anmuthigen und klugen Führerin zurück, und nun wir sie selber uns angesehen haben, sehen wir uns auch ein wenig den Mann an, der alle ihre Bände mit seiner gewaltigen Persönlichkeit erfüllt, und der uns hier doch in Manchem als ein Andrer erscheint, denn der Bonaparte, den wir bis jetzt zu kennen geglaubt.

II.

Nichts ist merkwürdiger und belehrender als in der Geschichte der Meinungen die unausgesetzten Wechselfälle zu verfolgen, welchen gewisse Namen unterworfen sind, nachdem die Träger dieser Namen längst verschwunden sind. Und man sage nur nicht, es komme ein Augenblick, wo die Nachwelt ein endgültiges Urtheil fälle. Das mag

wahr sein, was die unbetheiligten Zuschauer der Menschen-Komödie und -Tragödie anlangt — unbetheiligt, meine ich, nicht theilnahmlos; Die brauchen übrigens nicht einmal die Zukunft abzuwarten, um ihr Urtheil zu fällen. Für das jedoch, was man die Meinung zu nennen pflegt, hört die Fluth und Ebbe nie auf, weil die Meinung nicht das Ergebnis kühler Beobachtung, unparteiischer Vergleichung und Schätzung der Thatsachen, heiteren Nachdenkens über diese Thatsachen ist, sondern das Erzeugnis der Leidenschaften und der Interessen, und es keinen historischen Namen giebt, so alt er auch sein mag, und wäre es der Cäsar's oder Mahomet's, der nicht unmittelbar unsre Leidenschaften und Interessen berührte.

Cromwell z. B. ist heute außerordentlich beliebt in England und — was gewiß den Geschichtsschreiber nicht wundern wird — er ist es vornehmlich bei den Radikalen, den Feinden der Religion und des Despotismus, die, so sollte man meinen, ihn verabscheuen sollten und welche in der That, in diesem Augenblick englischer Eingenommenheit für die französische Tagesmeinung, ganz besonders streng gegen den französischen Cromwell sind, gegen Napoleon Bonaparte, der ihnen, wie den heutigen Franzosen, ein einfacher selbstsüchtiger Tyrann ist, während ihr Cromwell ihnen als „der größte Monarch der englischen Geschichte" erscheint. Im Grunde nämlich hat man eine Art revolutionärer Sympathie für den homo novus, der die zwei alten Bäume des Königthums und der Kirche fällte und — die Zeit nicht hatte, neue zu pflanzen oder auf den Stumpf der alten zu pfropfen. Napoleon hatte die Zeit dazu. Dies und die Thatsache des Überlebens seiner Familie, sowie auch die Ereignisse der dreißig letzten Jahre

haben seinen Namen zu einem äußerst unpopulären in denselben gesellschaftlichen Regionen Englands gemacht, wo man den Cromwell's nicht genug preisen kann, in denselben Sphären Frankreichs, wo man den Napoleons selber vor vierzig Jahren in den Himmel erhob, zur Zeit als der Minister des Innern im Kabinet Thiers, Charles de Rémusat, in einer berühmt gebliebenen Rede die „Rückbringung der Asche“ befürwortete und den großen Kaiser den „legitimen Herrscher“ Frankreichs nannte. Noch siebzehn Jahre später, als er unter Napoleon III. die Vorrede schrieb, die dem dritten Bande dieser Denkwürdigkeiten vorangeht und die mir dem Inhalt wie der Form nach das Schwächste zu sein scheint, was der ausgezeichnete Mann je geschrieben, noch unterm zweiten Kaiserreich glaubte Graf Rémusat, das Urtheil seiner Mutter über den großen Kaiser werde nie volksthümlich werden; nur in den Kreisen, wo man denke, werde die Wahrheit durchdringen; für die Masse der französischen Nation werde der Name immer seinen alten Klang behalten. Was würde er heute sagen, wenn er Zeuge wäre, wie auch nicht eine achtunggebietende Stimme in Frankreich Einrede zu erheben wagt, wenn der Mann des 18. Brumaire als der Urheber alles Unglücks bezeichnet wird, welches das Vaterland seit achtzig Jahren befallen hat? Darf man behaupten, wie es Herr Paul de Rémusat thut, der jene Worte seines Vaters ganz vergessen zu haben scheint, darf man sagen, „daß die Gerechtigkeit des heutigen Frankreich der wahren Gerechtigkeit näher ist“, als die von 1840? Mir scheint, daß beide Extreme gleich viel oder gleich wenig werth sind; und es will mich dünken, daß keines von beiden Urtheilen, weder das von damals, noch das von heute,

gerechter sei als das von 1800, da die Welt in Bonaparte einen modernen Titus, — delicias generis humani —, den Gründer einer neuen Ära in der Geschichte Europas sah.

Wie oft haben sich die Franzosen seit 1800 nicht am Ende der Revolution geglaubt. Und wieviel zuversichtlicher noch, als sie es heute glauben! Wer die Januartage von 1870 nicht miterlebt hat, kann sich nicht vorstellen, wie weit das Zutrauen in die Festigkeit der menschlichen Dinge gehen kann. Und war es nicht ebenso nach 1830, als Augustin Thierry selber ausrief: „Alles ist erneuert, ohne daß die Überlieferung abgebrochen wäre . . . Wir haben das Ziel vor Augen, das die Vorsehung in einer sechshundertjährigen Arbeit verfolgt hat.“ Und wenn der größte Historiker des Jahrhunderts nach 1830 hat glauben können, Alles sei fertig, wie hätte 1818, als das geschichtliche Herrscherhaus nach einer fünfundzwanzigjährigen Zwischenzeit wieder auf den Thron des heiligen Ludwig gestiegen war, eine erregbare und hingerissene Frau nicht die Zeit, wo sie lebte, glücklich, hundert Mal glücklich preisen sollen, „da alle Erfahrungen erschöpft waren und nur Unsinnige noch über den Weg zweifeln konnten, der zum Heile führte“. In keinem Augenblicke des Jahrhunderts jedoch war Frankreich berechtigter, sich im Hafen zu dünken als an der Schwelle des Jahrhunderts selber; zuvörderst, weil's das erste Mal war und man die Trüglichkeit solcher Hoffnungen noch nicht erfahren hatte; dann auch wegen der positiven und beispiellosen Ergebnisse, die man schon erlangt hatte; endlich und namentlich, weil die absolute Einstimmigkeit der Nation selber die neue Gewalt aufgerichtet hatte.

Es ist heute die Mode, den 18. Brumaire wie den

2. Dezember zu beurtheilen, und den 2. Dezember als einen unerwarteten Überfall und eine Frankreich angethane Gewaltthat darzustellen. Ich habe keinen Beruf und gewiß auch keine Lust, die Apologie des 2. Dezember zu schreiben, aber es wird mir, an anderer Stätte, nicht schwer werden, durch Zeugen, welche sicher der Parteilichkeit für den Prinz-Präsidenten nicht verdächtig sind, zu erhärten, daß, wenn der Staatsstreich von 1851 von Einigen gefürchtet und von Vielen als eine traurige, aber unausweichliche Nothwendigkeit angesehen wurde, er von der ungeheuren Mehrheit der Franzosen gewünscht, von Allen erwartet war. Alles das war freilich in noch viel höherem Grade am 18. Brumaire der Fall; und der 18. Brumaire hatte den zweifachen Vortheil über den 2. Dezember, daß er von einem blendenden, unwiderstehlich verführerischen Manne ausgeführt wurde, und daß seine Gegner den Frondeurs von 1852 an Moralität, Intelligenz und sogar an Zahl weit nachstanden. Nun sind es aber diese Frondeurs, die am Ende die „Meinung" über den 2. Dezember bestimmt haben, wie auch sie es sind, welche die Geschichte desselben geschrieben haben. Die Leute Louis Philipp's und Cavaignac's, wie sie auch sein mochten, wogen ganz anders schwer als die Überlebenden des Konvents und des Direktoriums, die sich etwa dem neuen Machthaber nicht unterwarfen. Auch muß man nicht vergessen, daß, so unerträglich die Lage von 1851 war, sie sich doch nicht mit der von 1799 vergleichen läßt. Wie dem auch sein mag, sie war unentwirrbar, und der gordische Knoten wurde zerhauen. Es wird den nachwachsenden Geschlechtern, welche die Dinge nicht mit eignen Augen gesehen haben, gar schwer, sich einen Begriff von solcherlei Lagen zu machen, und die Besiegten

verfehlen nie, sie ihnen so darzustellen, wie sie selber sie sehen, d. h. durch den Schleier des Ärgers und der Leidenschaft. Daher sind denn auch alle Revolutionen Frankreichs seit achtzig Jahren von diesen neuen Generationen gemacht worden; oder, um ganz genau zu sein, die der Gewalt Entsetzten haben sich nacheinander des Pariser Pöbels als materiellen Werkzeuges, der feurigen und strebsamen Jugend der neuen Geschlechter als moralischen Werkzeuges bedient, um umzustoßen, was sich an ihrer Stelle eingerichtet hatte. Dieses moralische Werkzeug aber heißt man „Meinung“.

Pflicht des Geschichtsschreibers ist, sich nicht von der „Meinung“ hinreißen zu lassen und die Dinge selber in's Auge zu fassen, sie soviel als möglich jedoch im Lichte des Tages zu schauen, wo sie vorgegangen sind. Der Geschichtsschreiber, der im 18. Brumaire das Attentat eines Usurpators auf die Nation und ihre Rechte sähe, würde schon dadurch beweisen, daß ihm die erste Erfordernis zum Geschichtsschreiben abginge. Der Geschichtsschreiber kann wohl — er soll sogar — politische Überzeugungen haben: er mag die Revolution, den Despotismus, den Eroberungsgeist verabscheuen; aber er hat nicht das Recht, diese seine Gefühle Generationen zu leihen, denen sie unbekannt waren. Thatsache ist — Tocqueville sah es wohl und war doch sicherlich kein Cäsarianer — Thatsache ist, daß das Frankreich von 1799 nach Ordnung lechzte und sie um jeden Preis wieder hergestellt wissen wollte, selbst um den Preis der Ungesetzlichkeit. Es war ein allgemeines, ein leidenschaftliches, ruere in servitium. „Mein ganzer Antheil am Ausführungskomplott“, konnte General Bonaparte nach dem 18. Brumaire sagen, „beschränkt sich

darauf, zu einer bestimmten Stunde die Masse meiner Besucher zu versammeln und mich an ihrer Spitze der Gewalt zu bemächtigen." „Man kann Alles übertreiben," sagte noch sechzig Jahre später ein berühmter Gegner des Cäsarismus, ein glänzender Vertreter des hohen Adels Altfrankreichs und ein beredter Vertheidiger der parlamentarischen Freiheit, „man kann Alles übertreiben," sagte der Herzog von Broglie, „außer den Diensten, welche der neue Cäsar uns leistete, auf dessen Stimme, unter dessen mächtiger Hand, Alles wie durch Zauber wiederauferstanden ist." Wer noch Beweise von dieser Stimmung Frankreichs zu haben braucht, dem liefern die Memoiren von Mad. de Rémusat, die doch bei der Beleuchtung der verhängnisvollen Ereignisse von 1814 und 1815 und im Geiste ausgesprochener Feindseligkeit, nicht zu sagen Gehässigkeit, geschrieben sind, solche Belege zu Hunderten. „Wir fürchteten durchaus nicht die Herrschaft eines Einzigen; wir eilten ihr entgegen" — so lautet das unbefangene Geständnis, das hier in's Unendliche variiert wird.

Übrigens schienen auch die Ergebnisse Frankreich damals weit mehr zu rechtfertigen, sich einen Herrn gegeben zu haben, als in unseren Tagen die Erfolge von Sebastopol und Solferino. Keine drei Jahre waren vergangen seit dem 18. Brumaire und der Frieden war in ganz Europa wie im Innern des Landes hergestellt. Und welcher Frieden! Die Grenzen der Republik waren bis an die Alpen und den Rhein von Basel zum Meere hinausgeschoben. Die Geschicke Deutschlands und Italiens lagen in der Hand Frankreichs. England selbst war gezwungen worden, die französischen Kolonien herauszugeben und

die Herrschaft seiner alten Feinde in Antwerpen, Mainz und Chambéry anzuerkennen. Im Innern vollkommenste Sicherheit des Verkehrs; die Religion wieder hergestellt, ohne irgend ein gefährliches oder demüthigendes Zugeständnis an's Papstthum; der Besitz der Nationalgüter ihren Erwerbern gesichert, oder mit andern Worten, das Agrargesetz und die neue Eigenthumsordnung verwirklicht; die Finanzen geordnet; das Vertrauen überall im Aufblühen; und mehr als das die sechs Pfeiler des neuen Frankreich theils schon aufgestellt, theils im Begriff aufgestellt zu werden, jene Pfeiler, die es noch heute halten und ihm erlaubt haben, fast ungestraft sechs Revolutionen und drei Invasionen über sich ergehen zu lassen: die Justiz, die Verwaltung, die Kirchenverfassung, die Universität, die Heeresordnung und das Finanzsystem. Die Gesetzbücher auch, welche die Charte dieses neuen Organismus sein sollten und ebenfalls unversehrt geblieben sind, waren schon mehr als skizziert, waren zum Theil schon vollendet. Soviel für die Interessen. Die Phantasie war nicht minder befriedigt. Von den beiden einzigen Ornamenten des neuen Gebäudes, die noch heute daran haften, war das Eine, die Ehrenlegion, bereits entworfen, das Andere, die Reorganisation des „Institut de France“, schon in Angriff genommen. Die Übersteigung des St. Bernhard und Marengo hatten den phantastischen Ruhm des Siegers von Arcole und den Pyramiden auf den Gipfel gebracht. Ein neuer Hof bildete sich um den jungen Helden und war im Begriffe — so schmeichelte man sich — die alte Überlieferung französischer Eleganz wieder in's Leben zu rufen.

Er selbst war im Glanze seiner dreißig Jahre.

Ein römisches Kaiserprofil; eine Stirn und Augen, aus denen der Genius leuchtete — der schon so große Genius des Gesetzgebers, und zugleich der höchste wie der überwältigendste Genius der Menschen, der des Feldherrn; eine Rede, die unwiderstehlich war, wenn sie schmeichelte; unwiderstehlicher noch, wenn sie befahl. Leiblich wie geistig stand er in seiner „**beauté du diable**“. Sein Lächeln war bezaubernd: „es entwaffnete und verjüngte seine ganze Erscheinung — und es war schwer, sich nicht davon berücken zu lassen.“ Nichts an ihm erinnerte an die langsam reifenden Früchte des Nordens. Alles war südlich, selbst die Frühreife seines Genies und das Verführerische seiner Jugend. Denn die Schönheit des Südländers ist im Flaum der Jugend wie die des Nordländers, die physische sowohl als die geistige, in der Reife des Mannesalters. Alexander hätte ein Bäuchlein bekommen, wenn er gelebt hätte; Bonaparte wäre Alexander geblieben, wenn er nach dem Frieden von Amiens gestorben wäre. Denn „in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“. Was wäre es erst moralisch, wenn Bonaparte vor dem Friedensbruch und vor der Hinrichtung des Herzogs von Enghien weggerafft wäre? Würde er der Nachwelt nicht als ein Washington voll Anmuth, ein Hoche von Genie erscheinen? Mehr noch, als der Einzige, welcher fähig gewesen wäre, die Größe und die Ruhe Frankreichs zugleich mit dem Frieden Europas zu erhalten?

Ich höre wohl auch die andere Frage: warum ist er nicht geblieben, was er 1802 war? Die Republik — oder wenn er die Erblichkeit angenommen hätte, die moderne Monarchie — zählt heute achtzig Jahre Dauer, d. h. sie

hätte die Verjährung für sich, als welche die einzige unangefochtene oder doch die wenigst bestrittene Quelle und Sanktion einer Regierung ist. Ich gestehe, daß ich solche Fragen nicht recht begreife, die doch immer wieder auf die alte Forderung hinauslaufen, daß die Apfelbäume Orangen und die Orangenbäume Äpfel tragen sollen. Nicht, als ob ich zweifelte, daß es — psychologisch gesprochen — ganz gut möglich gewesen wäre, im Jahre 1802 innezuhalten. Ich glaube selbst, daß Richelieu und Cromwell, daß auch unser nationaler Staatsmann, noch vor Luneville und den Säkularisationen innegehalten hätten, wenn sie an Bonaparte's Stelle gewesen wären; aber Bonaparte konnte es nicht, denn er war Bonaparte. „Warum ging Alexander nach Asien?“ fragt sich Herder und antwortet sich: „weil er Alexander, Philipps Sohn, war.“ Das größte Interesse des ersten Bandes dieser Memoiren Mad. de Rémusat's ist ja gerade, daß sie uns, ohne es zu wollen, im Bonaparte von 1802 schon den Napoleon von 1812 zeigt, während selbst ihr Sohn noch von der Zeit spricht — nach dem 18. Brumaire, man vergesse es nicht — wo der erste Konsul „vorwurfsfrei“ gewesen sei. Nur die Leute, die sich einbilden, es stehe uns frei, unsern Charakter zu ändern, können annehmen, er hätte die absolute Gewalt anders zu gebrauchen vermocht, als er sie gebraucht hat. Das Übel war keineswegs in der absoluten Gewalt, sondern im Menschen. Der Absolutismus kann gut oder schlecht sein, wie die Republik oder die parlamentarische Monarchie, die Demokratie oder die Aristokratie, je nachdem er mit Talent, Uneigennützigkeit und Mäßigung oder mit Unfähigkeit, Selbstsucht und Gewaltsamkeit ausgeübt wird. Ich weiß, daß viele meiner liberalen Freunde diese An=

sicht nicht theilen; aber ich hoffe, sie sind wirklich liberal, d. h. tolerant genug, um mich diese Ansicht aussprechen zu lassen, ohne mich deshalb als einen Abtrünnigen zu behandeln; diese Ansicht aber ist, daß, da der Absolutismus Napoleon nicht gehindert hat, die größten gesetzgeberischen Thaten zu verrichten, die überhaupt in der Geschichte von einem Einzelnen verrichtet wurden, dieser selbe Absolutismus ihn nicht gehindert haben würde, ebenso dauerhafte Dinge in der Politik auszuführen, wenn die Natur ihm den Charakter und das Temperament eines Cäsar oder eines Friedrich des Großen gegeben hätte, anstatt des Charakters und des Temperaments, die wir kennen.

Gewiß giebt es Untugenden, welche die Ausübung der unumschränkten Gewalt beinahe immer über Gebühr entwickelt, welches auch die Natur dessen sei, der sie ausübt, und wo auch immer er sie ausübe, im Kloster oder auf dem Throne: eifersüchtiges Mißtrauen und Polizeigeist; Ungeduld gegen jeden Widerspruch, käme er auch von dem Ergebensten, wie gegen jedes Hindernis, wäre es auch das selbstgegebene Gesetz; ungemessenes Vertrauen in die eigene Unfehlbarkeit; oft auch reizbare Empfindlichkeit gegen Kritik, wie breite Zugänglichkeit für Schmeichelei — und Napoleon hatte sie Alle, diese erworbenen Untugenden, im höchsten Grade; aber sie sind alle sehr wohl verträglich mit der Weisheit und dem Maße in den Plänen und Unternehmungen. Nie träumten Ludwig XI. noch Cromwell ein Weltreich; obgleich die argwöhnischsten und despotischsten aller Menschen, blieben sie doch immer Politiker, d. h. sie wollten stets nur das Mögliche. Das Eigenthümliche bei Napoleon von Anfang an ist, daß er das Unmögliche

oder doch wenigstens das Riesenhafte plante. Nirgends sieht man das so deutlich, als in diesen Seiten Mad. de Rémusat's. Für den Geschichtsschreiber wird Nichts die dreißig Bände der Korrespondenz ersetzen; sie allein auch können uns einen Begriff von der Ausdehnung, der Mannigfaltigkeit, der Tiefe und Schärfe dieses Geistes geben (wie die vorm Jahr begonnene herrliche Sammlung der politischen Briefe Friedrichs des Großen uns besser als alle seine Werke und Thaten selbst die einzige Raschheit, Bestimmtheit, Wahrhaftigkeit — ich kann in dem Punkt nur mit Treitschke übereinstimmen — unseres größten Herrschergenies offenbart). Diese Weite und Gewalt des Napoleonischen Genius tritt vielleicht nicht genugsam hervor in den Denkwürdigkeiten, von welchen wir reden, oder doch nur gegen den Willen der Verfasserin, wann sie ihn redend einführt, wie sie's namentlich im ersten Bande häufig thut — die Entfernung, in der er sich als Kaiser von ihr hielt, hat zur Folge, daß der zweite Band uns weniger solcher, bald tiefen, bald witzigen Worte giebt, denn auch der Witz mangelt dem Vielbegabten nicht — aber für den Psychologen, der die geheimen Triebfedern aufdecken möchte, welche diese unvergleichliche Maschine in Bewegung setzte, kenne ich nichts Lehrreicheres als vorliegende Denkwürdigkeiten. Diese Unterhaltungen — ich sollte sagen, diese Monologe, denn er ließ seine Unterredner nicht oft zum Worte kommen —, diese Gespräche auf der Malmaison, in Saint Cloud, in Gent, in Boulogne namentlich, sind so sicher sein, als wenn sie vor hundert Zeugen geführt und augenblicklich stenographiert worden wären, so unverkennbar tragen sie das Gepräge des Mannes. Mad.

de Rémusat beurtheilt ihn nicht ganz billig, nicht allein aus den schon angeführten Gründen, sondern auch weil eine solche Idealistin diesen eingefleischten Realisten eben doch nicht ganz verstehen konnte; aber jene Worte, jene Gedanken, die nur er hatte haben können, hatten ihr einen solchen Eindruck gemacht, hatten sich dermaßen in ihrem Gedächtnisse eingewurzelt, daß sie dieselben noch vierzehn Jahre später fast buchstäblich wiederzugeben vermochte, um so sicherer, da sie sich dieselben ein erstes Mal hatte in's Gedächtnis rufen müssen, um sie, kurz nachdem sie dieselben vernommen hatte, niederzuschreiben.

Was am meisten in diesen Reden auffällt, ist die abenteuerliche Phantasie des Mannes und das Bewußtsein seiner persönlichen Überlegenheit. „In Ägypten“, sagt er einmal, „fühlte ich mich frei vom Zügel einer unbequemen Civilisation; ich träumte alles Erdenkliche und sah die Mittel, alles Geträumte auszuführen. Ich schuf eine Religion; sah mich auf dem Wege nach Asien, den Turban auf dem Kopfe und in der Hand einen neuen Alkoran, den ich nach meinem Gutdünken redigiert hätte ... Jene Zeit, die ich in Ägypten zubrachte, war die schönste meines Lebens; denn es war die idealste.“ Übrigens behinderte ihn, so will mir scheinen, „der Zügel einer unbequemen Civilisation“ äußerst wenig. Schon anfangs 1804 träumte er von einem „französischen Kaiserreich, als dem Mutterland anderer Souveränetäten ... Ich will, daß jeder der Könige Europas gezwungen sei, in Paris einen großen Palast für seinen Gebrauch zu bauen; und, bei der Krönung des Königs der Franzosen, sollen diese Könige nach Paris kommen und diese bedeutende Feierlichkeit durch ihre Gegenwart schmücken, mit ihren

Huldigungen begrüßen.“ Man darf freilich nicht vergessen, daß die Demuth der deutschen Fürsten, welche erst kurz zuvor nach Paris geströmt waren, um Gebietsvergrößerungen bei ihm zu erbetteln, ihm solche Träume des Ehrgeizes ziemlich natürlich eingeben mußten, Träume, die doch selbst ein Ludwig XIV. nie genährt, und die weder durch politischen Verstand noch durch ein kühles Temperament im Gleichgewicht gehalten wurden. Recht im Gegentheil stachelte dieses die ausschweifende Phantasie stets vorwärts, statt sie zu zügeln; war jener von der Sorte, welche nicht mit der Wirklichkeit rechnet. Napoleon war kein staatsmännisches Genie, das immer das Organische achtet, nach dem Organischen strebt; er war ein mathematisches, das nur das Mechanische anerkennt, nur mechanisch konstruiert. Er selber nannte die Mathematik in einem berühmten Dokumente „die erste aller Wissenschaften“; in einem Sinne mit Recht und er begriff nur den einen Sinn. Die Mathematik aber hat keine Grenzen, wie die Logik keine hat; daher auch seine Phantasie keine kennt. Denn selbst seine Phantasie ist eine mechanische, wie die Fourier's, wie die so vieler ausschließlich mathematisch gebildeten Köpfe; sie träumt immer das Ungeheure, d. h. die Multiplikation des vom Verstande Begriffnen, nie eine anschauliche Schöpfung. Man lese hier sein Erziehungsprogramm für die kaiserliche Familie, eine Art Musterschule für zukünftige Könige: alle Prinzen sollten in einem großen Palaste wohnen, in einer Entfernung von wenigstens zehn Meilen von der Residenz des Kaisers; wer auf einen fremden Thron stieg, sollte seine Kinder in diese Schule des Mutterlandes schicken u. s. w. Ganz Europa nämlich gedachte er in zwanzig bis dreißig

Königreiche von je zwei bis fünf Millionen Einwohnern zu zerstückeln, die aber von Frankreich abhängen sollten. Kein Wunder, daß dieser Mann das Höchste verwirklicht hat, was die Mechanik hervorbringen kann: denn eine gewaltige Maschine hat er aus dem Material, das er vorfand, aufgerichtet; die arbeitet noch heute; einen lebendigen Staat hat er nicht geschaffen, noch weniger hat er die europäische Staatengesellschaft neugeordnet: kaum lag er darnieder, so trat die Geschichte wieder in ihre Rechte und die Dinge wurden wiederhergestellt, wie sie vor seinem Erscheinen gewesen: die europäischen Nationen sind eben keine willenlosen Steine, die man nach Belieben zusammenfügt, wie es die Franzosen waren, als sie aus der großen Walkmühle der Revolution herauskamen.

Zu dem mechanischen Verstande kam die unbesiegbare Leidenschaft. Allen großen Männern, die die Geschichte kennt, überlegen durch die Ausdehnung seines Genies, war er Allen untergeordnet durch diese Unfähigkeit sich selbst zu beherrschen. So verließ er die altfranzösische Politik, welche darin bestand, Italien und Deutschland schwach und ungeeint zu erhalten, und nur den Einfluß darin auszuüben, indem er beide Länder direkt zu beherrschen suchte, eine Tendenz, die schon in Campoformio und Luneville hervortritt und deren äußerste Folgerungen — zum Heile beider Völker — eine heftige Reaktion hervorriefen, durch diese aber die Vernichtung selbst des Einflusses.

Und wie er seine Phantasie nicht zu zügeln verstand, so vermochte er seinen Egoismus nicht zu mäßigen. Nie wußte er sich selber im Interesse des Landes zu vergessen,

das er zu regieren hatte. Dies Land — nicht allein Italien, Spanien, Deutschland, sondern Frankreich selber, das er später im sentimentalen Tone von St. Helena „so sehr geliebt zu haben“ behauptete — blieb immer nur ein Mittel für seine persönlichen Zwecke. Treitschke nennt ihn den „Heimathlosen,“ den Mann, der mit zwanzig Jahren die Befreiung Korsikas vom französischen Joche geträumt hatte und sich am Ende an die Spitze der Unterdrücker seines Geburtslandes stellte. Das hinderte ihn nicht, den ausgeprägtesten Nationalcharakter zu tragen: Bonaparte war nicht nur im maßlosen Nepotismus Italiener, er war's in all seinem Thun und Denken; nur stellte er seinen italienischen Kopf und Charakter nicht in Italiens Dienste, auch nicht in Frankreichs, sondern in die seiner eigenen Person. Er bekannte sich zu einer großen Bewunderung Friedrichs II. „Ich glaube, das war Einer von Denen, die ihr Handwerk in jedem Sinne am besten verstanden. Die Damen, sagte er, indem er sich gegen sie wandte, werden nicht meiner Meinung sein und behaupten, er wäre trocken und egoistisch (personnel) gewesen: aber, im Grunde, ist denn ein Staatsmann dazu da, um empfindsam zu sein? Ist er nicht eine ganz excentrische Person, immer allein auf einer Seite gegenüber der ganzen Welt auf der andern? ... kann er die Bande des Bluts, die Neigungen, die kindischen Rücksichten der Gesellschaft in Betracht ziehen?“ Man sieht sofort, daß er den springenden Punkt in Friedrichs Charakter, der alle anscheinende Herzenshärte wieder gut macht, nicht einmal geahnt hat; so sehr war er in sich selber befangen. Friedrich nannte sich vom Tage seiner Thronbesteigung an den ersten Domestiken des Staats und er handelte

bis zu seinem letzten Athemzuge nach diesem Grundsatz. Das erste Wort des Jünglings an die Staatsbeamten ging dahin, daß sie keinen Unterschied zwischen König und Staat machen dürften und, wenn beide Interessen je kollidieren sollten, sie das Staatsinteresse vor dem Interesse des Königs zu wahren hätten. Und welcher Deutsche erinnert sich nicht des herrlichen Briefes, den er siebzehn Jahre später als reifer Mann am Vorabende von Roßbach an seinen Minister schrieb, um ihn, im Falle seiner Gefangennehmung, auf sein Haupt verantwortlich dafür zu machen, daß keine Provinz noch Lösegeld für ihn geboten würde, und daß, falls er in die Hände der Feinde fiele, seine Person für Nichts geachtet, der Krieg für's Vaterland fortgeführt würde, „als ob er nicht auf der Welt gewesen sei“? Und auf seinem Sterbebette, nach sechsundzwanzig Jahren einer glorreichen Regierung, empfahl er nicht als oberste Regel seinem Nachfolger und allen seinen Verwandten „immer ihren persönlichen Vortheil dem Wohle des Landes und dem Vortheile des Staates zu opfern“? Wir wissen aber, daß das keine Worte waren.

Für Bonaparte dagegen war der Staat nie etwas anderes als er selber. Sagt er es doch brutal genug seinem Bruder Joseph, als der noch in Neapel regierte: Frankreich geht vor dem Lande, das Du regierest; die Armee vor Frankreich, ich vor der Armee. Das ist wenigstens der durchsichtige Sinn seiner egoistischen Worte. Im Grunde beherrschte sein Ich doch Alles, selbst in der Zeit, wo er Wertherisch schwärmte — ist denn die Wertherkrankheit überhaupt etwas Anderes als eine Variante des Egoismus? „Ich hatte mir in dem Weichbilde der Militärschule“, sagte er, wo er von seiner ersten Jugend spricht,

„einen kleinen Winkel ausgesucht, wo ich mich hinsetzte, um nach Belieben zu träumen; denn ich habe immer gern geträumt. Wenn meine Kameraden mir den Alleinbesitz dieses Winkels streitig machen zu wollen Miene machten, vertheidigte ich ihn aus Leibeskräften. Ich hatte schon damals den Instinkt, daß mein Wille dem aller Anderen vorgehen und das, was mir gefiel, auch mir gehören müsse. Ich war nicht sehr beliebt in der Schule. Man braucht Zeit, um sich Liebe zu erwerben, und, selbst als ich Nichts zu thun hatte, habe ich immer dunkel gefühlt, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte." Wer fühlt nicht sofort heraus, daß solche nackigte Worte nicht erfunden sind, daß die Unschuld des Genies daraus spricht? Hatte Kant gelehrt, man solle jeden Mitmenschen stets als Zweck ansehen, so predigte Napoleon durch die That, daß man sie nur als Mittel brauchen dürfe. Nie ist die Menschenbenutzung im eigenen Interesse zu einer größeren Virtuosität gebracht worden. Seine wunderbare Menschenkenntnis, oder vielmehr seine richtige Schätzung der Kräfte eines Jeden, kam ihm dabei gar sehr zu statten: er stellte Jeden an den Platz, wo er ihm die größten Dienste leisten konnte; aber es fiel ihm nie ein, seinen Mitarbeitern Dankbarkeit, oder auch nur Gerechtigkeit zu bezeigen. Vom ersten Tage an empfahl er den Journalisten: „Denkt daran, in den Siegesberichten nur von mir zu reden, immer von mir, merkt Euch das." Es fehlte Napoleon durchaus nicht an einer gewissen Empfindsamkeit; er konnte weinen „wie ein bleichwangiger Werther", wenn er seine Frau, ja auch nur seinen „treuen" Talleyrand auf einige Zeit verlassen mußte; das hinderte ihn aber nicht, Diesen wegzuschicken, sich von Jener scheiden zu lassen, sobald

es seine Interessen erheischten. „Il s'habituait, il ne s'attachait pas“ sagte Lamartine von ihm.

Alles war Berechnung bei dem Menschen, selbst die Leidenschaft, die er erheuchelte. Man erinnert sich der Anekdote Alfred de Vigny's, der einst als dienstthuender Page in Fontainebleau der unfreiwillige Zeuge eines bald schmeichelnd=zutraulichen, bald heftig=lauten Auftrittes zwischen dem Cäsar und Pius VII. war. Der italienische Priester ließ sich nicht täuschen: commediante, murmelte er, als Napoleon die erste Saite berührte, tragediante, als er die zweite zu spielen versuchte. In diesen Denkwürdigkeiten von Mad. de Rémusat sind zahlreiche Szenen der Art verzeichnet und zwar schon vor 1803 und vor der lärmendsten Zorneskomödie, die er je gespielt, der beim Bruche des Friedens von Amiens. Mad. de Rémusat zeigt ihn uns heiter, ja munter, unbefangen, zutraulich mit ihr und den Gliedern seiner Familie, und wie er ganz plötzlich sein Gesicht in zornige Falten legt, als er in den Empfangssaal tritt, um Lord Withworth zu apostrophieren. Ähnliches erzählt uns — oder vielmehr seinem Kaiser — Metternich in seinen Depeschen aus den Jahren 1808 und 1809. Übrigens gesteht es Napoleon selbst mit dem ihm gewöhnlichen Cynismus, in seiner Lage könne man sich den Luxus nicht erlauben, sich unentgeltlich zu erhitzen: alle seine Zornausbrüche, wie alle seine Rührungen haben einen politischen Zweck, selbst gegenüber den Seinen. Eine Lüge kostete ihn gar Nichts, und es ist kaum zu verwundern, daß er die Macht und den Werth der Wahrheit nie begriff. Er lebte nicht nur in einer Umgebung, wo Jedermann log — seine Frau, seine Schwestern, seine Brüder, seine Waffengefährten — er glaubte auch ganz

naiv, es sei eine Pflicht und Nothwendigkeit, immer zu lügen. Ich führe anderswo die Worte Napoleons zu Mad. de Rémusat an: „Herr von Metternich ist auf dem besten Wege ein Staatsmann zu werden: er lügt schon ganz hübsch“; und zeige dort zugleich, wie Talleyrand, der selber sich gewiß nicht vor einer kleinen Lüge scheute, viel gesündere Begriffe von der Lügenkunst hatte, wenn er meinte, der Staatsmann solle nicht lügen, sondern nur betrügen. Napoleon that Beides vom ersten Tage an und wußte stets die Maske anzunehmen, die gerade erforderlich war. Man weiß, wie er in Ägypten barfuß in die Moscheen ging und sein Haupt zu den mahomedanischen Gebeten im Takte wiegte; dasselbe that er in Gent und Antwerpen, wo katholische Gesinnungen wohl angebracht waren: „Dies Volk ist fromm“, sagte er, „und unterm Einfluß der Priester; morgen müssen wir eine lange Sitzung in der Kirche haben.“

Allein diese Macht des Komödianten über sich selber erstreckte sich nicht auf seine Wünsche und Begierden: die besiegte er nie. Seine vollständige Nervenlosigkeit, die ihm seinen Gleichmuth in der Lüge so sehr erleichterte wie in der Schlacht — er schlief fest und gesund am Vorabende des 18. Brumaire wie sechzehn Jahre später in der Nacht vor Waterloo — sein physisches Temperament lähmte nie seinen Ehrgeiz, wie es ihn nie verhinderte, seiner knabenhaften Empfindlichkeit gegen die Nadelstiche der Opposition, der Presse, der Salons nachzugeben. Er hätte sicher nicht wie Friedrich II. das verleumderische Plakat tiefer hängen lassen, damit man es bequemer lesen könne; er hätte es ungestüm abgerissen; so reizte ihn jeder Angriff, selbst der lächerlichste. Er verstand

ebensowenig, wie ein gewisser großer Zeitgenosse — der freilich Nerven hat — daß er „seiner eigenen Würde vergab, wenn er sich zu gereizt über die Spöttereien jener fliegenden Blätter zeigte, deren Angriffe er hundertmal besser gethan hätte zu verachten ..." Bei dieser Stimmung nun, nie einen Augenblick wahren Sichgehenlassens. Um den Eifer seiner Diener wachzuhalten, glaubt er sie immer mit seiner Ungnade bedrohen zu müssen. Er macht es sich zum Prinzip, seine Umgebung immer in der Unruhe zu halten, und zwar geflissentlich, ohne irgend einen anscheinenden Grund, aus System. Es ist keine Spur von Munterkeit, von Humor in dieser immer angespannten Natur. Dazu muß man eben aus sich herauszugehen, sich zu vergessen wissen. Der Egoismus macht ernst und traurig. Als Jüngling grübelte er in sich herum, als Mann überfluthete er Alles mit seinem Ich. „L'inamusable" nannte ihn Talleyrand, — natürlich ohne zu sagen, daß das Wort eigentlich von Mad. de Maintenon für Ludwig XIV. geschaffen worden. Solche einsam-hohen Egoisten gleichen sich Alle.

Napoleon aber ging weiter als Ludwig XIV., der stets die Konvenienzen wahrte; Napoleon vermochte es nicht einmal über sich, seinen eigenen Gesetzen zu gehorchen; es wäre ihm wie eine „Abdankung" vorgekommen; geschweige denn Gesetze zu ertragen, die er nicht gemacht. „Ich liebe durchaus das unbestimmte und gleichmachende Wort Konvenienz nicht," pflegte er zu sagen, „das Ihr bei jeder Gelegenheit vorbringt. Es ist eine Erfindung der Dummköpfe, um sich den gescheidten Leuten ein wenig nahe zu bringen, eine Art gesellschaftlichen Knebels, der dem Starken unbequem ist, und nur dem Mittelmäßigen

was nützt.“ Das ist allerdings wahr bis zu einem gewissen Grade, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade, und Bonaparte selber verachtete schon die Konvenienz nicht so sehr, wenn sie nur Andere behinderte. Thatsache ist, daß der große Mann immer ein wenig Parvenu blieb. Seine Sparsamkeit sollte man ihm in dieser Beziehung nicht aufmutzen; auch Purpurgeborene können die Verschwendung hassen; und Napoleon wäre der große Verwalter nicht gewesen, der er war, hätte er die haushälterische Tugend nicht etwas weit getrieben; aber Mad. de Rémusat sagt uns, was Varnhagen, was Metternich, was alle Zeitgenossen bestätigen, daß es seiner Haltung, seiner Sprache, seinem Anzug an Würde gefehlt, daß er weder in einen Saal zu treten, noch hinaus zu gehen, noch sich zu setzen, noch seinen Hut zu halten verstanden. An alledem wäre nicht viel gelegen, wenn er in seinem Soldatenzelte geblieben wäre oder sich nur nichts auf seine noblen Manieren eingebildet hätte. „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind,“ will Talleyrand ihm gesagt haben. „Wenn Sie sich seiner mit Kanonenschüssen entledigen könnten, er existierte schon lange nicht mehr.“ Das sind einmal wieder so echte Worte des ancien régime und vollendeten Tons, die, wenn sie nicht gesagt worden sind, wenigstens gesagt worden zu sein verdienen. Napoleon aber fehlte es an mehr als an Geschmack, es fehlte ihm an Adel der Gesinnung: gefiel er sich doch darin die Besiegten zu demüthigen, selbst die Frauen seiner Gegner zu beleidigen, die Schwachen zu beschimpfen. Und wenn die ritterlichen Gefühle ihm durchaus abgingen, so wußte er sie nicht einmal durch die Manieren des Weltmannes oder den Freimuth und die Natürlichkeit

des Troupiers zu ersetzen. Seinen Titel wie seine Macht genoß er als echter Emporkömmling. „Eines Tages beim Frühstück, während er Talma vorgelassen, was häufig vorkam, führte man den kleinen Napoleon herein (den älteren Bruder Napoleons III. und den Präsumtiverben seines Thrones). Der Kaiser nimmt ihn auf seinen Schoß, aber anstatt ihn zu liebkosen, macht er sich ein Vergnügen daraus ihn zu schlagen, obschon nur ganz leicht; dabei wandte er sich zu Talma und fragte: „Sagen Sie mir, was ich eben thue, Talma?“ Talma, wie man sich wohl vorstellen kann, war ein wenig verlegen. „Sie sehen es nicht?“ fing der Kaiser wieder an, „ich gebe einem König die Ruthe.“ Es ist wohl möglich, daß Mad. de Rémusat die Farben etwas grell aufträgt, wenn sie von der Rohheit seiner Scherze, der Brutalität seiner Manieren, namentlich den Frauen gegenüber, redet: erfunden sind die Anekdoten gewiß nicht, in denen sich zeigt, wie dies verwöhnte Kind des Glücks — und der Egoismus ist die Untugend par excellence der verwöhnten Kinder — auch nicht den leichtesten Zwang ertragen konnte, sich selber Alles, Anderen Nichts erlaubte, alles Herkommen, alle Sitte, alle Rücksichten mit Füßen trat. Ein Zug unter Tausenden genügt, die ganze Natur des Mannes zu offenbaren. Auf den Maskenbällen der Tuilerien, in seinen Domino gehüllt, „machte er sich dreist an alle Frauen mit wenig anständigen Worten; wenn er aber selber angeredet wurde und die Anredende nicht gleich erkannte, riß er ihr sofort die Maske herunter und gab sich selber durch diese Ungezogenheit seiner Macht zu erkennen.“

Bisweilen hatte er doch wohl das Gefühl, wie sehr

sein Egoismus auf der Welt lastete. „Der wirklich Glückliche“, sagte er dann, „ist der, welcher sich vor mir im Winkel einer Provinz verbirgt; und, wenn ich sterbe, wird die Welt ein großes „„Uff““ ausstoßen.“[1]) Wie hätte dieser Charakter in einem bestimmten Augenblicke inne halten können? Insbesondere, wenn rings um ihn niederste Ränke und niederster Ehrgeiz, schamlosester Knechtsinn und Schmeichelei sich breit machten? Man wirft solchen Männern leicht ihre Menschenverachtung vor: ich finde, man ist darin ungerecht. Nicht als ob die Menschen überhaupt solche Verachtung verdienten — es giebt so viel Gute als Schlechte und der numerus ist Beides, gut und schlecht —; aber die Mächtigen bekommen die Menschen eben doch nur von der schlechten Seite zu sehen und müßten blind sein, wenn sie nachsichtig sein wollten in ihrem Urtheil. Kamen nun zu dem Schauspiel dieser Feigheit und Eitelkeit Ereignisse wie die Höllenmaschine, die Verschwörungen Pichegru's und Georges'; bedenkt man, daß er durch den Tod des Herzogs von Enghien die Schiffe hinter sich verbrannt, so wird es klar, daß er nur vorwärts konnte, immer vorwärts in seinem schwindelnden Laufe. Prophetisch hat ihn ja schon Schiller so geschildert:

„Bahnlos liegt's hinter mir und eine Mauer
Aus meinen eigenen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt.“

Ich habe schon gesagt, daß die Denkwürdigkeiten Mad. de Rémusat's werthvolle Einzelheiten über das letztgenannte traurige Ereignis bringen, das man allgemein als den entscheidenden Wendepunkt in Napoleons Laufbahn betrachtet.

[1]) Ouf ist der französische Ausruf, wenn man sich von einer großen Last befreit fühlt.

Ich muß indeß gestehen, daß es mir schwer wird mich der Meinung der Verfasserin anzuschließen, die sich hier, wie so oft, unwillkürlich zum Organe Talleyrand's machte und in alledem nur Berechnung sah, „keinerlei Heftigkeit, keine blinde Rache, sondern nur das Resultat einer ganz macchiavellistischen Politik, die den Weg um jeden Preis ebnen wollte.“ [1]) Ich neige viel eher zu Thiers' Ansicht, welche die von Mad. de Rémusat beigebrachten Thatsachen keineswegs erschüttern, welche die vor zehn Jahren veröffentlichte Sammlung amtlicher Dokumente im Gegentheil zu bestätigen scheint. Nicht etwa, daß ich, wie Thiers, Alles für „reinen Zufall“ hielte; aber es lag auch wohl kein bewußt vorbedachter Plan vor, wie man vorgehen wolle. Die Umstände trieben dazu: und der Despot hatte längst „die Herrschaft über sich selbst“ verloren, um mit Thiers zu reden. Die Jacobiner begannen über die royalistischen Bewegungen unruhig zu werden und fürchteten, Bonaparte oder Moreau möchten die Rolle Monks spielen: es ward nöthig, ihnen ein Pfand zu geben. Der erste Konsul selbst fürchtete einen Restaurationsversuch, der sich mit der kaum zum Schweigen gebrachten Opposition der Salons und des Tribunats verbände; er war gereizt gegen die Royalisten, vornehmlich gegen Moreau. Er glaubt Beweise in der Hand zu haben, daß der Herzog von Enghien an der

---

[1]) Talleyrand urtheilte wohl nur so scharf über die That, um den Verdacht der Mitschuld von sich abzuwälzen. Das mochte ihm der Mitwelt gegenüber gelingen; die Nachwelt weiß zu wohl, daß er am Eifrigsten zur That gerathen und gedrängt. Siehe darüber einen Brief Troplongs (im 3. Bande von Sainte-Beuve's Korrespondenz S. 335), sowie das von Troplong citierte und schon oben von uns im Texte angeführte Werk Nougarèdes (Recherches sur le procès et la condamnation du Duc d'Enghien).

Grenze einen Handstreich auf Paris plant, und gegen alles Völkerrecht läßt er ihn auf fremdem Gebiet verhaften, gegen alle Prozedur läßt er ihn in einer Nacht verklagen, verurtheilen, hinrichten, ohne sich nur zu fragen, ob er eine ungesetzliche That begehe oder nicht. Die großen Männer des Handelns sind eben sehr frauenhaft in dieser Abwesenheit, ich will nicht sagen des Rechtsgefühls, aber doch des Sinnes für Gesetzlichkeit. Man ist moralisch von der Schuld eines Individuums überzeugt: wozu die Förmlichkeiten und der Buchstabe des Gesetzes? Wozu „die gewöhnlichen Formen der Justiz, diese heiligen Formen erfunden (?) von der Erfahrung der Jahrhunderte?“ (Thiers). Man thut den Schritt und ist überzeugt, im Rechte gewesen zu sein.

Es war indessen nicht nur das Verbrechen vom 21. März, noch der 18. Brumaire, noch auch der 13. Vendémiaire, die ihm ein Innehalten auf der Bahn des Despotismus und der Eroberung unmöglich machten. Andere Männer haben den gewaltsamen Ursprung ihrer Macht in Vergessenheit zu bringen gewußt: nein, die selbstgeschaffene Lage im Innern, wie die Stellung, die er nach Außen eingenommen, zwangen ihn zum Immerweitergehen. Nachdem er einmal das Konsulat auf Lebenszeit genommen hatte, konnte das Kaiserthum nicht lange auf sich warten lassen; und sobald er die unterm Konsulat noch ziemlich unbeschränkte Preßfreiheit unterdrückt, das Tribunat amputiert hatte, war auch jener gesetzliche Kanal verstopft, den Macchiavelli immer offen zu halten rieth, „damit die anschwellenden Säfte sich entladen könnten.“ Es blieb nur der absolute, argwöhnische Polizeidespotismus mit seiner Totenstille übrig. Sobald man einmal über die

natürlichen und historischen Grenzen Frankreichs hinausgegangen war, dasselbe drohender als das Frankreich Ludwigs XIV. selber gemacht, Vasallenstaaten in Italien gegründet, die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen sich herausgenommen —, mußte man täglich dem widernatürlichen Gebäude einen neuen Stützpfeiler hinzufügen, bis es zu dem ungeheuerlichen Bau anwuchs, von dem wir wissen, und den Europa in einer letzten Anstrengung niederreißen mußte. Denn Europa erträgt wohl gerne die zeitweilige Hegemonie einer Nation; es ist sogar in der Natur der Dinge, daß es immer einen **primus inter pares** gebe; aber Europa wird es nie ertragen — es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Mittelalters, als die Idee der Einheit noch in den Gemüthern lebte, nie ertragen —, daß eine Nation direkt über alle Anderen herrsche. Es kann es nicht dulden, weil die Civilisation, welche sein Leben selber ist, gerade auf der freien Konkurrenz und Mitarbeiterschaft der verschiedenen Nationen beruht.

VIII.

Metternich.

Die begonnene Veröffentlichung der nachgelassenen Papiere Metternich's hat die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums wieder auf die etwas verschollene Persönlichkeit des Mannes gerichtet, der vier Jahrzehnte hindurch die österreichische Politik geleitet und einen scheinbar tiefgreifenden Einfluß auf ganz Europa ausgeübt hat.[1]) Die gewaltigen Ereignisse und die bedeutenden Männer der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts haben sehr natürlich die verhältnismäßig kleinen Menschen und Dinge der zwanziger, dreißiger, vierziger Jahre in Schatten gestellt. Nun werden wir aber auf einmal wieder in die Anfänge des Jahrhunderts versetzt, wo es Menschen und Dingen wahrlich nicht an Größe der Verhältnisse mangelt, wenn auch behauptet werden dürfte, daß sie an dauernder geschichtlicher Bedeutung denen unserer Zeit nicht gleich kommen. In der That führen

---

[1]) Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström. Autorisierte deutsche Originalausgabe. Wien, Wilhelm Braumüller. 1880. Erster Theil. Zwei Bände in 8.

uns die beiden Bände, welche uns bis jetzt geboten worden, einen der hervorragendsten Handelnden jener Zeit selbstredend vor und erinnern uns auf's Eindrücklichste daran, daß der alte Hof- und Staatskanzler, der unserm Geschlechte meist nur jene lange Zeit dumpfen Schweigens verkörpert, auch einmal jung war: keck, regsam, anregend, und daß er eine Hauptrolle im bewegtesten aller geschichtlichen Dramen spielte. Hierin liegt das Interesse des Buches, nicht etwa in unerwarteten Enthüllungen. Die autobiographischen Bruchstücke, sowie die anderen schriftstellerischen Versuche des Fürsten zeigen allerdings die Doppelnatur des Mannes in grellerem Lichte, als sie uns bisher erschien; das lag aber keineswegs in der Absicht des Verfassers. Es ist seine Eitelkeit, die ihm den Streich gespielt hat, ihn selber zu verrathen, wie das ja wohl zu Zeiten kommen mag. Im Übrigen sind diese Denkwürdigkeiten, wenn man sie so nennen darf, ganz allgemein gehalten und bieten außer solchen indirekten psychologischen Streiflichtern wenig Interesse, sei es anekdotisches, sei es geschichtliches. Über alles wirklich Wichtige, der Aufklärung Bedürftige an den Ereignissen gleitet der Memoirist rasch weg. Wir bekommen Urtheile — schmeichelhafte Selbsturtheile namentlich — Auseinandersetzungen von „Grundsätzen"; was aber die Begebenheiten anlangt, so erfahren wir so gut wie nichts Neues. Höchstens wird die uns schon durch Hardenberg's Denkwürdigkeiten so nahe gebrachte Vorgeschichte des Potsdamer Vertrages durch diese Aufzeichnungen in einem ganz unbedeutenden Punkte vervollständigt.

Das Buch zerfällt nämlich in zwei, glücklicher Weise ungleiche, Hälften, deren kleinere der darstellende, die

andere der handelnde Staatsmann ausfüllt. Zuvörderst bringt es eine „autobiographische Denkschrift" aus dem Jahre 1844, vervollständigt durch einen „Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise" aus dem Jahre 1852, und mit Einschaltung einer „Geschichte der Allianzen von 1813 und 1814" aus dem Jahre 1829.[1]) Dazu kömmt eine französisch geschriebene Charakteristik Napoleons vom Jahre 1820 und eine deutsche Kaiser Alexanders vom Jahre 1829; dazwischen Anmerkungen des Herausgebers, die füglich unter dem Text hätten gegeben werden können, während die darin enthaltenen höchst interessanten Citationen aus unedierten Briefen ihren Platz im zweiten Theile hätten finden müssen. Dieser zweite, weit umfangreichere und viel anregendere Theil bringt nämlich Briefe, Aufsätze, Berichte, Erlasse, Vorträge u. s. w. aus den Jahren 1793—1815, meist in französischer Sprache. Sie sind es, die eigentlich das Hauptinteresse des Buches ausmachen. Übrigens sind auch die hier mitgetheilten originalen Schriftstücke aus Metternich's amtlicher Thätigkeit nur zum kleineren Theile ungedruckt, darunter freilich manches Wichtige aus der Pariser Gesandtschaftszeit (1806—1809) und aus der ersten Zeit seines Ministeriums (1809—1812); leider auch dieses äußerst lückenhaft. Indeß sind diese hier zum ersten Male veröffentlichten Depeschen, selbst wo sie dem Geschichtsforscher nichts Neues bringen, für den Psychologen doch oft merkwürdig, für den gewöhnlichen Leser immer unterhaltend

[1]) Der Ton, in dem darin von dem Kaiser Franz, wie von einem der Vergangenheit Angehörigen gesprochen wird, läßt mich übrigens vermuthen, daß dieser Aufsatz doch erst nach 1835 geschrieben, jedenfalls überarbeitet wurde.

und anziehend. Freilich sind die meisten der hier gegebenen Berichte und Erlasse schon in Oncken's inhaltsreicher „Geschichte Oesterreichs und Preußens im Befreiungskriege", theils auszugsweise, theils in extenso veröffentlicht worden, während viele andere, oft ungleich wichtigere, die wir aus diesem ausgezeichneten Werke kennen, in „Metternich's nachgelassenen Papieren" fehlen. Ja, gerade die Schriftstücke, durch deren Veröffentlichung Oncken die Metternich'sche Politik im Jahre 1812 in ein ganz neues und im Ganzen günstiges Licht gestellt hat, suchen wir hier vergebens. Manches auch, wie z. B. die berühmte, neunstündige Unterredung Napoleons und Metternich's im Marcolini'schen Palais zu Dresden, während des Waffenstillstandes von 1813, kennen wir im Wesentlichen schon seit mehr als zwanzig Jahren aus Thiers, dem Metternich eine Aufzeichnung derselben mitgetheilt.[1]) Wir

[1]) Diese ist seitdem (1873) genauer von Helfert in seiner „Marie Louise" veröffentlicht worden. Ich enthalte mich absichtlich dieser Stelle aller gelehrten Detailkritik: doch möge dies eine Pröbchen von Metternich's Zuverlässigkeit in einer Anmerkung eine Stelle finden. Der Staatskanzler schrieb 1857 nach Lesung des 15. Bandes von Thiers' »Consulat et Empire« eine Notiz über sein Verhältnis zum französischen Staatsmanne ganz im Tone eines sehr vornehmen Herrn, der sich wohl ein oder zwei Mal herabgelassen, den kleinen Ex-Journalisten zu empfangen, aber nicht weiter mit ihm in Beziehung getreten. Thiers habe ihm 1850 in Brüssel zwölf Fragen gestellt, die er beantwortet habe; doch sei ihre Unterredung auf die Jahre 1809—1810 beschränkt gewesen. (S. diese Notiz in den „Nachgelassenen Papieren" I., 254 und 255.) Nun ist aber jene berühmte Dresdener Unterhaltung vom Jahre 1813 erst im 16. Bande des »Consulat et Empire« enthalten, der zugleich mit dem 15. im Jahre 1857 erschienen war. Darin nun (S. 59) erklärte Thiers auf's Bestimmteste, Metternich habe ihm seine Aufzeichnung jener

sind überdies schon lange durch d'Haussonville, der Talleyrand's handschriftliche Memoiren und Briefschaften einzusehen Gelegenheit hatte und den Th. von Bernhardi bereits trefflich verwerthet hat, sowie durch Villemain, dem Graf Narbonne ausführliche Mittheilungen über seine Wiener Gesandtschaft gemacht, dann wieder neuerdings durch Hardenberg-Ranke, Gentz-Klinkowström und J. A. von Helfert, welche tief — wenn auch nicht so tief als Oncken — in die österreichischen Staatsarchive gegriffen haben — wir sind, sage ich, durch verschiedene bedeutende Publikationen der letzten zwanzig Jahre über Vieles schon weit eingehender unterrichtet, als durch das, was uns die

---

Unterredung mitgetheilt. Dies hat nun Metternich, der damals noch lebte und gerade jene Notiz schrieb, nicht öffentlich dementiert; und Thiers' Version stimmt, einige Kleinigkeiten abgerechnet, mit der von Helfert publizierten Denkschrift von 1820, sowie mit der in den vorliegenden „Nachgelassenen Papieren“ veröffentlichten Aufzeichnung von 1829 so überein, daß, da außer Metternich Niemand den Inhalt jenes Zwiegespräches kennen konnte, der Staatskanzler in jener Notiz von 1857 einfach — nicht die Wahrheit gesagt haben kann. Daß Thiers auch nach 1850 andere Mittheilungen von Metternich erhalten, geht aus der Anmerkung des Herausgebers (Bd. I, S. 268) über die Mission Ottenfels' nach Basel hervor. Dies Beispiel möge genügen, um gewisse Härten unseres Urtheils über den alternden Staatskanzler zu erklären und zu rechtfertigen. Wen es interessiert, die Widersprüche, Gedächtnisfehler, absichtlichen und unabsichtlichen Entstellungen und Auslassungen des Memoiristen einzeln aufgedeckt zu sehen, den verweisen wir auf den vortrefflichen Aufsatz der „Historischen Zeitschrift“ (N. F. Bd. VIII, S. 227—277), in welchem Paul Bailleu unser Urtheil durch seine unwiderleglichen Nachweisungen vollständig bestätigt hat. Diese vernichtende Kritik des ausgezeichneten Forschers ist in ihrer Ruhe und Thatsächlichkeit viel strenger als Alles, was uns die Entrüstung über soviel Unwahrheit eingegeben hatte.

neuen Bände bieten, welche beispielsweise selbst die Geschichte des Vertrages vom 3. Januar 1815, ja dies Bündnis selber ganz mit Stillschweigen übergehen. A. Beer's durchaus auf handschriftlichem Material beruhende Biographie des Staatskanzlers (im 5. Bande des „Neuen Plutarch") ist somit keineswegs durch diese neue Veröffentlichung antiquiert; und ich verweise ein für alle Mal auf diese, wie auf A. Springer's, freilich weit ältere, Charakteristik Metternich's, obschon ich nicht alle Urtheile der beiden Historiker, namentlich nicht, wie sich zeigen wird, die Springer's, zu den meinigen machen kann. Was das Persönliche anlangt, worüber der Verfasser wie der Herausgeber der „Nachgelassenen Papiere" gleich karg und zurückhaltend sind, müssen Talleyrand's, Marmonts', Humboldt's und anderer Zeitgenossen gelegentliche Äußerungen, müssen vor Allem Gentz' Tagebücher, Hormayr's Lebensbilder und Varnhagen's Denkwürdigkeiten zu Rathe gezogen werden, wenn man ein richtiges Bild von der Gestalt des Staatskanzlers gewinnen will.

Trotz alledem ist die neue Publikation eine sehr werthvolle. Zu einer Geschichte der Zeit könnte sie nur unter sorgfältiger Vergleichung mit anderen Quellen benutzt werden. Für die Charakteristik des Mannes ist sie gerade deshalb unschätzbar, weil sie ihn 900 Seiten lang ganz allein reden läßt. Und zwar bekommen wir ihn, obschon das ganze Buch bis jetzt nur die Zeit bis zum Jahre 1815 behandelt, in den verschiedensten Lebensaltern zu hören, bald als zwanzigjährigen Jüngling, bald als jugendlichen Mann im Drang der Geschäfte und wie aus dem Schlachtgetümmel heraus, bald als bedächtigen selbstgefälligen Greis, der seine Lebensgeschichte zurecht legt

und sich selber so malt, wie er gerne von der Nachwelt gesehen sein möchte. Ein thörichtes und eitles Beginnen, mögen wir schon jetzt sagen: thöricht, weil der Metternich, wie er war, viel interessanter ist als der Metternich, der er sein will; eitel, weil es ihm bei aller Mühe eben doch nicht gelingt, sich anders darzustellen als er war. Bietet uns nun die erste Hälfte des Buches die Gelegenheit, den alten Schriftsteller kennen zu lernen, so giebt uns die zweite die Mittel an die Hand, mit dem jungen Diplomaten Bekanntschaft zu machen, und Jedermann wird mir wohl auf's Wort glauben, wenn ich behaupte, daß der Diplomat in Metternich bedeutender war als der Schriftsteller, der Jüngling anziehender als der Greis. Da indeß der Fürst Staatskanzler nach Dilettantenart einen so großen Werth auf sein schriftstellerisches Talent gelegt, so sei denn auch dem Autor eine kurze Betrachtung gewidmet, ehe wir vom Staatsmanne reden, um so mehr als der Autor auch vielfach, ohne es zu wollen allerdings, den Staatsmann erklärt, vor Allem aber den Menschen verräth, der sich so unsäglich viel Mühe gegeben, sich vor der Nachwelt zu drapieren. Auch bietet der umfangreichste seiner schriftstellerischen Versuche — die „autobiographische Denkschrift" — den natürlichsten Anlaß und Anhalt, um die politische Thätigkeit des Mannes bis in sein zweiundvierzigstes Jahr in wenig Strichen zu kennzeichnen. Die bewegte Geschichte jener Zeit hat man ja eben erst in Treitschke's unerreichter Schilderung gelesen; das geheime Spiel der Jahre 1812 und 1813 insbesondere hat uns Oncken jetzt eigentlich zum ersten Male ganz entrollt. Hat uns aber Jener durch sein eigenes lebhaftes Parteiergreifen mitten in die heiße Atmosphäre der aufeinanderplatzenden Leiden=

schaften hineingeführt und uns, sozusagen, gezwungen, dieselben nachzuempfinden, so hat Dieser mit seltener Kaltblütigkeit gewußt, sich und uns außerhalb der Schußweite auf den Punkt zu stellen, wo wir die Bewegungen beider Schlachtlinien gleichermaßen verfolgen können, ohne uns selbst von dem berauschenden Kampfesfieber anstecken zu lassen, oder, um genauer zu reden, er hat, als ein gewissenhafter, unermüdlicher und scharfblickender Untersuchungsrichter alle Aussagen und Zeugnisse aufgenommen, gesichtet und zusammengestellt und uns überlassen, daraus Anklageschriften, Vertheidigungsreden, Urtheilsbegründungen — vielleicht auch, wenn wir das Geschick und die Gabe dazu besitzen, literarische Kunstwerke — aufzubauen. Ich darf wohl annehmen, daß diese Eindrücke bei dem Leser noch unverwischt sind, und es diesmal unterlassen, den „finstern Zeitgrund“ zu malen, auf dem sich die Gestalt des österreichischen Staatsmannes abhebt.

I.

Niemand hat die erste und oberste Tugend des Staatsmannes, ganz in dem Staate aufzugehen, dem er dient, in höherem Maße besessen als Fürst Metternich. Der Schriftsteller ist dabei freilich etwas zu kurz gekommen. Der junge Graf Clemens, 1773 in Koblenz geboren, in Straßburg und Mainz gebildet, schrieb seine deutsche Muttersprache so gut wie das Französische, ehe er sich an der Donau niederließ: die rhetorischen Proben, die uns davon geboten werden, zeigen ihn zwar keineswegs als einen bedeutenden Stilisten — und wer wollte auch von einem zwanzigjährigen Jüngling Stil verlangen,

wenn dieser Jüngling nicht gerade Goethe heißt? —, aber seine Sprache ist deutsch im Ausdruck, in der Wendung, im Tonfall, wie man's von einem Rheinländer erwarten darf. Fünfzehn Jahre lang fast ausschließlich auf den Gebrauch des Französischen angewiesen, dann von seinem sechsunddreißigsten Jahre in Oesterreich lebend, scheint er nach und nach das deutsche Sprachgefühl ganz verloren zu haben. Oesterreich begann ja damals erst wieder am geistigen Leben Deutschlands Theil zu nehmen. Der Staatskanzler scheint aber wenig mit den Männern verkehrt zu haben, die sich rühmen durften, diese geistige Wiedervereinigung angebahnt zu haben. Sein Deutsch ist nicht das Grillparzer's, oder Halm's, es ist das Deutsch der k. k. Bureaux. Maßregeln werden „über seinen Vorschlag" getroffen; gewisse Dinge sind in vollstem „Ausmaße" vorhanden; er unterhält sich mit den Leuten über die „Tagesbelange"; er erlaubt sich auf gewisse Dinge „einzurathen"; er spricht von dem „vor Kurzem bestandenen Herzogthum Warschau"; ja, er erwähnt eines „besonders bei der Vertheidigung eines Platzes sich ausgezeichneten" jungen Mannes; und was der Austriacismen mehr sind. Noch auffälliger aber und verletzender ist der französierende Ton seiner deutschen Schriften: sie klingen Alle wie übersetzt. Des Französischen freilich ist der Staatskanzler ganz Herr. Man vergleiche sein französisch geschriebenes Porträt Napoleons mit der Charakteristik, die er in deutscher Sprache von Kaiser Alexander entworfen und worin das einzige Treffende ein Wort Napoleons ist, das der Porträtist zum Thema seiner Variationen macht. Jene Studie über den Charakter Napoleons datiert freilich schon vom Jahre 1820, als der

Schriftsteller noch den Ereignissen und Personen näher stand, sein „System“ und der pedantische Ton, in welchem er es vorzutragen liebte, sich noch nicht so ausgebildet hatte, während die Charakteristik Alexanders erst 1829 geschrieben wurde, als der alternde Fürst schon die Gewohnheit angenommen hatte, sich als die fleischgewordene Staatsweisheit anzusehen. Der Hauptgrund der Überlegenheit der einen Schrift über die andere bleibt aber doch die vollständigere Beherrschung des Werkzeuges.

Nicht als ob Metternich's Französisch die Vorzüge eines besonders persönlichen und festen Stiles aufwiese: aber es ist einfach, korrekt, anspruchslos und — es lebt. Das Französische war nämlich, wenn ich so sagen darf, die Sprache, in der er handelte, das Deutsche diejenige, in der er über seine Handlungen philosophierte. Metternich's Handeln aber taugte mehr als seine Philosophie. Seine Depeschen — und sie sind fast alle französisch — sind aus dem Drange des Augenblicks heraus geschrieben: sie sind Thaten; sie wollen uns das eben Gethane, Gehörte wiedergeben, das zu Thuende, das zu Sagende andeuten: sie wollen nicht darüber reden. Metternich rühmt sich mit großem Selbstgefühl, und mit höhnendem Seitenblicke auf die Geschichtsprofessoren, daß er „Geschichte gemacht“, folglich auch dazu berufen sei, sie zu schreiben. Nichts kann gerechtfertigter sein: nur muß man nicht vergessen, wenn man Geschichte schreibt, in welchem Muthe man sie gemacht hat. Nie wird ein Gelehrter, der seine Studierstube nicht verlassen, die Dinge sehen und zeigen, wie Cäsar und Friedrich sie gesehen und gezeigt. Die hatten aber Alles noch gegenwärtig, lebten es noch einmal durch. Der Metternich

aber, der die Geschichte schreibt, lebt in einer ganz anderen Atmosphäre, sieht die Dinge durch ganz andere Brillen, befindet sich in einer ganz anderen Stimmung, als der Metternich, welcher die Geschichte gemacht hat. Dem ist noch weniger so in dem erwähnten, wirklich sehr gelungenen, obschon allzubreiten Porträt Napoleons. Wie gesagt, waren, als er es schrieb, kaum fünf Jahre verflossen seit dem letzten Zusammenstoß mit dem Gewaltigen; vornehmlich aber, sobald Metternich die französische Sprache in den Mund nahm, war's, als bestiege er sein Schlachtroß, das ihn von selbst wiehernd in die Reihen der Kämpfenden zurückträge. Wie blaß und abstrakt ist dagegen die ganze Autobiographie! Wie unbestimmt und allgemein der Ausdruck! Wie ganz das Gegentheil von der Sprache wirklich bedeutender Menschen, Napoleons z. B., der hier so oft mitspricht und dessen Worte uns immer die Sachen selbst oder das Werden der Gedanken sehen lassen, als ob plötzlich der Alles umschleiernde Flor der Dinge weggerissen würde. Und welche Wiederholungen, welche Gemeinplätze, welche Clichés! Erröthet er doch nicht einmal, „neben einem Vulkan zu schlafen, ohne an den Erguß der Lava zu denken!“ Oh, Durchlaucht, wenn Sie sich Das bei den schönen Französinnen erlaubt, die Sie in den Tuilerien umschwärmt, Sie hätten's auf immer mit ihnen verdorben!

Und wie der einzelne Ausdruck, so die ganze Darstellung: keine Lage tritt drastisch hervor, keine Figur hebt sich im Relief ab von dem grauen eintönigen Hintergrunde seiner Erzählung. Kommen Unterredungen vor, so sind sie ganz konventionell gehalten. Nie hat Kaiser Franz, nie hat Erzherzogin Marie Louise in so artig gesetzten Worten mit dem Minister gesprochen, der Eine

um ihm das Ministerium anzubieten, die Andere, um sich wie eine zweite Iphigenie für das Wohl des Vaterlandes aufzuopfern. Wie ganz anders klingt es doch in den Depeschen, wenn er von Paris aus noch am selben Abende seine Unterhaltungen mit Napoleon oder Champagny auf's Papier bringt! So sprechen die Menschen. Das leibt und lebt; aber das „Franzerl", das da redet wie ein Leitartikel des „Beobachters", das hat nie gelebt. So findet er auch manchmal glückliche Worte in seinen französischen Depeschen; seine Selbstbekenntnisse berühren Einen wie ein unausgesetzter Strom lauen Wassers. Und bieten die gleichzeitigen Briefe und Berichte dem Geschichtsforscher nicht viel Neues, so gewähren sie doch dem großen Publikum gewiß eine anregende Lektüre, die ihn für die Langeweile der „autobiographischen Denkschriften" entschädigt. Will man sich z. B. ein Bild machen, wie der junge Herr Graf, „von angenehmen Äußern, sehr höflich und durchaus nirgends vorlaut" (Ritter Lang) in Rastatt auftrat, so lese man seine reizenden, natürlich französisch geschriebenen Briefe an seine junge Frau, eine Enkelin Kaunitzens: man meint den jungen Herrn aus der Koblenzer Emigrantengesellschaft vor sich zu sehen, im extemporierten Theater, am markgräflichen Hofe, am plebejischen Tische der Bevollmächtigten des Direktoriums. Von alledem findet man keine Spur in der „Denkschrift". Auch das bischen Attachéklatsch über die Dresdener Zeit (1801—1803), das uns der alte Herr aufwärmt, giebt uns gar keinen Einblick in die Verhältnisse am kursächsischen Hofe und noch weniger ein Bild des jungen, harmlos-heiteren Lebemannes, der dort seine Sporen verdiente und sein Adoptivvaterland Oesterreich

mit Anmuth, Bescheidenheit, vollendeten Formen und offenen Augen vertrat. Dasselbe gilt von der kurzen Schilderung des Berliner Aufenthaltes. In den ausgezeichneten Depeschen aus jener denkwürdigen Zeit, wo er den Auftrag hatte, Preußen zum Anschluß an die dritte Koalition zu überreden, ist eine Wärme der Leidenschaft, oft Ausbrüche des Hasses und der Verachtung gegen den Erbfeind Preußen und seine würdigen Vertreter, die Haugwitz, Lombard, Lucchesini, zuweilen aber auch ein natürlicher Adel der Sprache, von denen in dem Rückblick auf sein Leben kein Echo nachklingt. In noch höherem Maße darf dies von den lebensvollen Berichten aus Paris vom Jahre 1808 gesagt werden, als die Wolke über Oesterreich sich in jedem Augenblick zu entladen drohte, sowie von denen aus dem Jahre 1810, als sie sich entladen hatte und ein trügerischer Sonnenschein über dem jungen Bündnis beider Kaiserreiche lachte. Ja, diese Berichte, in denen er den Gewaltigen so oft redend einführt, sind noch viel anregender als sein Porträt Napoleons, welches doch die beste, weil die jugendlichste seiner schriftstellerischen Arbeiten ist. Wohl fällt der Berichterstatter etwas ab gegen den mächtigen Unterredner, den man aus jedem seiner selbstgeschmiedeten Sätze leibhaft reden hört. Nur in dem Einen ist Metternich dem großen Manne überlegen: er ist kein Emporkömmling. In jener Charakteristik schon kann er, gerade wie Varnhagen und vor ihm Mad. de Rémusat und alle Freunde Talleyrand's, nicht genug betonen, wie schlecht erzogen, wie linkisch, wie vernachlässigt in seinem Anzug, wie prätentiös in seinem Auftreten der Soldatenkaiser war. Nur steht die wiederholte Betonung solcher Schwächen einer Dame besser als

einem Staatsmanne; auch ist die Französin eine ganz andere Meisterin des Porträtierens als der Deutsche.

Dagegen darf es uns nicht wundern, daß der Staatskanzler in der psychologischen Analyse des Napoleonischen Charakters der Dame den Rang abläuft. Frauen durchschauen wohl den Menschen meist rascher und sicherer als wir; methodisch von ihren Eindrücken Rechenschaft abzulegen wird ihnen schwer. Doch fehlt der Schilderung Metternich's auch das charakteristische Kennzeichen der Geister seines Schlages nicht: er sucht das Große der Persönlichkeit gern herabzumindern; übergeht Napoleons gesetzgeberisches Genie — das wohl noch größer war als sein militärisches — ganz mit Stillschweigen; ist immer bestrebt, seine Erfolge durch die Kleinheit der Zeitgenossen, die Unfähigkeit der Gegner, die Gunst der Umstände zu erklären. Nichts von alledem finden wir in seinen Pariser Berichten. Die sind ganz objektiv gehalten. Der Kaiser steht vor uns, in Fleisch und Blut. Man könnte bei jedem Worte schwören, daß er es gesprochen; man könnte die Bewegungen der Hand errathen, mit denen er es begleitet. Und in Alledem ist eine Frische und ein Leben, die der Autor dieser Depeschen nie wiedergefunden. Fast sollte man glauben, der alte Fürst habe selber dunkel gefühlt, daß sein Farbentopf nur noch Grau enthielt; denn er wünschte, daß das Manuskript der Autobiographie „für immerwährende Zeiten, insofern dieser Begriff auf menschliche Fürsorge anwendbar sei, in seinem Hausarchive verbleibe". Doch gestattete er, daß es „nach Zeit und Umständen benützt werde, um lückenhafte Geschichtswerke zu vervollständigen oder lügenhafte zu berichtigen". Ich weiß nicht, ob man dem Andenken des Staatskanzlers einen

Dienst geleistet, indem man einer Auswahl seiner Depeschen das Machwerk beigab: es gewinnt jedenfalls nicht bei der Vergleichung.

Fürst Metternich war einundsiebzig Jahre alt, als er es im Jahre 1844 unternahm, seine Lebensgeschichte oder vielmehr die Geschichte seiner öffentlichen Thätigkeit zu erzählen; er war fast ein Achtziger, als er den „Leitfaden zur Erklärung seiner Denk- und Handlungsweise“ niederschrieb. Nichts natürlicher, als daß er in der Darstellung nicht den frischen Ton fand, den seine jugendliche Thätigkeit geathmet hatte. Natürlich auch, daß er dieser seiner Thätigkeit einen bewußten Plan unterschob, den sie in Wirklichkeit wohl kaum zu befolgen die Ruhe und Freiheit gehabt; daß er sich selber Grundsätze beilegte, an die er als dreißigjähriger Jünglingmann wohl nie gedacht. Ebenso natürlich ist es endlich, daß ihm sein Gedächtnis trotz aller gedruckten und ungedruckten Hilfsmittel kleine Streiche spielte, die zwar nicht an die kaum glaublichen Irrthümer und Widersprüche Odilon Barrot's in seiner eigenen Lebensgeschichte heranreichen, aber doch genügen würden, die „autobiographische Denkschrift“ für das Fabrikat eines späteren Jahrhunderts zu erklären, wenn der Fürst zu Dino Compagni's Zeiten gelebt, anstatt in unseren. Es sind aber auch Reticenzen in diesen Aufzeichnungen, die nicht allein dem schlechten Gedächtnis zugeschrieben werden können, und die darauf hindeuten, daß man ein Interesse hatte, Manches zu verschweigen. Es geht ein Ton der Selbstzufriedenheit, vor allem aber eine moralisierende Lehrhaftigkeit durch diese ganze Selbstschau, die schon nicht mehr zu verstehen sind, wenn man nicht etwas bewußte Heuchelei annimmt. Dies unausgesetzte Pochen auf die „Grund-

sätze“, dies ewige Betheuern, daß man allem und jedem „Ehrgeiz unzugänglich“ ist, dies fortwährende Sichberufen auf das „stets rege Pflichtbewußtsein“, diese wiederholte Versicherung, daß weder „Eigenliebe noch Hang zur Rechthaberei“ ihn leite, sondern „das geschichtliche Element und die Pflege der Wahrheit, die in seinem Gefühle vorherrschten“ (welche Sprache!), dies eintönige Tugendgerede wird am Ende doch nicht nur langweilig — das versteht sich von selbst; die ganze Denkschrift ist langweilig, wenn es erlaubt ist, mit einem so vornehmen Autor so unhöflich zu sein — es wird auch verdächtig. „Gewissen und Gewissen um das dritte Wort! Mit wem reden wir denn?“ möchte man Appiani's ungeduldige Worte gegen Marinelli parodierend ausrufen. Ist's derselbe Politiker, den Stadion einen „abgründlich leichtsinnigen Lebemann“ genannt? derselbe ministre-papillon (Nostitz), der in Paris und Wien so viel schöne Blumen umflatterte, daß er, wie sein Vertrauter, Gentz, klagt, die Geschäfte seines Amtes darüber vergaß? Ist's derselbe Mann, den Varnhagen in Prag (1813) „als einen Freidenker in religiösen Dingen gekannt“? Derselbe Staatsmann, der sich Monate lang die Frage offen hielt, ob er für „Europa“ oder für Napoleon eintreten würde? Man braucht eben Goethe's Wort, daß die Handelnden immer gewissenlos sind, nicht buchstäblich zu nehmen; sicher ist doch, daß sie nicht so gewissenhaft sein können, als sich der alte Metternich gerne machen wollte.

Und wie unütz ist dieser Pharisäerton! Warum sollte er denn keinen Ehrgeiz haben? Ist denn ein ganzer Staatsmann überhaupt nur denkbar ohne Ehrgeiz? Und wer hätte es ihm denn zum Verbrechen gemacht, wenn

er vor allem sein Oesterreich bedacht und nach vier verhängnisvollen Kriegen den fünften erst dann aufnehmen gewollt, als er seiner Sache sicher war? Wer hätte es ihm verargt, wenn der Freidenker als Leiter einer katholischen Großmacht die katholischen Interessen verfochten? Wer hätte es ihm verdacht, wenn er manchmal seine Zeit zwischen der liebenswürdigen Herzogin von Sagan und den Geschäften seines Herrn getheilt? Und wenn er der Nachwelt offen gestanden hätte, was sie erst durch die Indiskretion seines Vertrauten erfahren, daß die Eifersucht auf den schönen Fürst Windischgrätz ihm mehr schlaflose Nächte verursacht als der Keil, den Talleyrand's Intriguen in die Allianz „Europas" trieben, die Nachwelt würde ihn nicht gelobt haben, aber sie hätte gelächelt und verziehen.

Ja warum sollte er auch nicht einmal herzhaft lügen, wenn's das Interesse seines Landes erheischte? Das Schlimme ist ja nicht eine Unwahrheit zu sagen, sondern unwahr zu sein. Auch der wahrhaftigste Mensch kann manchmal in der Lage sein, zu einer Lüge greifen zu müssen. Und, wenn wir den Zeitgenossen Glauben schenken dürfen, so ließ es schon der Graf ebensowenig daran fehlen als später der Fürst. „Herr von Metternich ist auf dem besten Wege, ein Staatsmann zu werden: er lügt schon ganz hübsch", sagte Napoleon zu Mme. de Rémusat von dem Dreißiger. Und Macaulay berichtet ein Menschenalter später, als jemand bei Lady Holland den Staatskanzler mit Mazarin verglichen habe, — den er, beiläufig gesagt, tief verachtete — da habe der alte Talleyrand lebhaft protestiert: „Dagegen wäre viel einzuwenden: vor allem, der Kardinal täuschte wohl, aber

log nie. Herr von Metternich lügt immer und täuscht niemanden."

Als der Staatskanzler diese seine Autobiographie schrieb, hatte er's noch weiter gebracht: er log nicht mehr, er glaubte, was er so oft gelogen hatte. Wie sticht dieser Ton ab, nicht nur gegen die großartige Wahrhaftigkeit eines Rousseau und Goethe — wie die Geschichte nie so wahr ist als die Poesie, so kann auch der „Geschichtemacher" nicht so wahr sein als der Dichter —; aber auch gegen Hardenberg's oder Palmerston's schlichte Weise fällt dieser Tugendprunk ab, wie Theatertiraden gegen natürliche Erzählung unter Freunden. Sollte man dem alten Herrn glauben, so war der gewandte lebenslustige junge Weltmann, den der alte Kaunitz für einen „perfekten Kavalier, einen guten aimablen Menschen von niedlichster Verve" erklärte, schon mit zwanzig Jahren ein prinzipienfester Weiser, der „von der moralischen Gesunkenheit Frankreichs" im achtzehnten Jahrhundert durchdrungen war, der von der Revolution, die alle Moral zerrüttete, die größten Gefahren für Europa befürchtete und sich's zur Lebensaufgabe machte, diese Quelle des Übels zu bekämpfen, um die Gefahren von seinem erwählten Vaterlande, diesem Paradies der Unschuld, dem Wien Kutschera's und Trautmannsdorf's! abzuwenden. Hat er doch „von seiner frühesten Jugend bis in das sechsunddreißigste Jahr eines mühevollen Ministeriums nicht Eine Stunde sich selbst gelebt". Ließ ihn doch nur die Pflicht in der dornenvollen Laufbahn beharren, die ihm so zuwider war. Schon als Zweiundzwanzigjähriger „jedem Vorurtheil unzugänglich und in jedem Dinge nur die Wahrheit suchend" schreckte er vor der Staatsthätigkeit zurück und „hätte vorgezogen,

im Privatleben zu bleiben und seine Zeit der Pflege der Wissenschaften — besonders der exakten und Naturwissenschaften — zu widmen.“ „Die diplomatische Laufbahn konnte allerdings seinem Ehrgeize schmeicheln, aber diesem Gefühle war er sein ganzes Leben lang nicht zugänglich.“ „Er fürchtete zwar nicht in die falschen Bahnen zu gerathen, auf welche so viele Menschen durch erhitzte Einbildungskraft und vorzüglich durch ihre Eigenliebe hingerissen werden, weil er sich gerade von diesen Fehlern frei fühlte; aber er erkannte andererseits die vielen und gefährlichen Klippen seiner neuen Stellung (1806 als Botschafter in Paris) und glaubte daher, vorerst allen seinen Ehrgeiz darauf beschränken zu sollen, wenigstens das Böse dort zu verhindern, wo er die Unmöglichkeit sah, das Gute zu bewirken.“ „Frei vom Stachel des Ehrgeizes, wie er sein ganzes Leben war, empfand er nur das Gewicht der Fessel,“ welche ihm 1809 die Übernahme des Ministeriums auferlegte, und nur das Vertrauen auf die „starke und reine Seele“ Kaiser Franz' gab ihm den Muth dazu; denn er hatte „nur die zwei Punkte, auf die sich zu stützen ihm möglich schien: sein Gewissen und die unerschütterliche Charakterstärke des Kaisers Franz“, der ja natürlich auch immer nur „strenge der Stimme seines Gewissens folgte.“ Das Interesse Oesterreichs und des Hauses Habsburg existierte ja nicht für diese beiden reinen und starken Seelen. Wie hatte doch Joseph II. seinen florentinischen Neffen verkannt, als er meinte, „edle moralische Motive machten auf ihn nicht den geringsten Eindruck“ und „nur ein Mittel: Furcht greife bei ihm an.“

Auch an seiner Religiosität zweifelte der skeptische

Onkel. Nicht so der Diener. Nur weil die „vorgebliche erste Ehe“ Napoleons mit Josephine ein Konkubinat war, konnte er's über sich bringen, seinem frommen Herrn den Rath zu ertheilen, dem Kaiser der Franzosen die Hand seiner Tochter zu geben. Übrigens ist nirgends verzeichnet, daß Metternich dem Kaiser Franz von seiner vierten Ehe (1816) mit einer geschiedenen Dame abgerathen hätte. Wahrscheinlich war auch die Ehe der Kronprinzessin von Württemberg nur eine „vorgebliche“ gewesen, da der Kronprinz ja Protestant war und der Papst die Scheidung guthieß. „Wäre es anders gewesen, die Sache hätte gar nicht zur Sprache kommen können.“ Wie sagt doch Goethe: „Zu zeigen, was moralisch sei, Erlauben wir uns frank und frei Ein Falsum zu begehen.“ Möglich, obschon unwahrscheinlich, ist es, daß Metternich im Jahre 1809 Nichts von der kirchlichen Ehe Josephinens gewußt, die am 1. Dezember 1804, am Vorabende der Krönung, von Kardinal Fesch in Gegenwart zweier Zeugen vollzogen worden war; unmöglich ist es, daß er sie 1844 ignoriert habe, als er die Worte schrieb[1]): „Diese Frage (die Ehetrennung) bestand für die Kirche nicht und folglich auch nicht für den Kaiser. Napoleon hatte. . . eine bürgerliche Ehe geschlossen; es war also keine

---

[1]) Angenommen selbst, Metternich hätte 1844 noch nicht gewußt, was alle Welt wußte, was Thiers Jahrs darauf (1845) im 5. Bande seines „Consulat et Empire“ umständlich erzählte, so hätte er doch 1852, als er seine gerade an dieser Stelle abgebrochene Lebensgeschichte wieder aufnahm, es wissen und diese letzten Seiten, an die er anknüpfte, korrigieren müssen. Neue Details über die kirchliche Ehe Napoleons haben vor Kurzem Mme. de Rémusat's Memoiren gebracht.

in den Augen der Kirche gültige Ehe. Wäre es anders gewesen, die Sache hätte gar nicht zur Sprache kommen können.“ Denn Franz war skrupulöser als sein Schwiegersohn: er hätte um die Welt kein Ehebett bestiegen, über das der Pfarrer nicht den Segen gesprochen; er ließ sich auch nie scheiden, sondern wartete immer geduldig, bis seine Frauen eines natürlichen Todes starben, um wieder zu heirathen,

„Bevor die Schuh' verbraucht,
Womit er seiner Gattin Leiche folgte.“

Aber wir erkennen Dich ja gar nicht wieder, höre ich meine Freunde sagen. Du, immer so bestrebt billig gegen Jeden zu sein, Du, der stets Alles, auch das Schlimme, zu erklären und verstehen sucht, anstatt es zu verdammen, der auch dann, wenn er verdammt, es immer in den mäßigsten Worten zu thun pflegt; der stets von allen liberalen und nationalen Parteischranken so frei zu sein behauptet — wie kommst Du zu dieser Bitterkeit? Sei's noch um Franz, dem kindlichen Thierquäler, „dem die Erhaltung seiner eigenen Person allein unendlich wichtig schien“, um noch einmal Josephs II. Worte zu gebrauchen; aber Metternich ein bedeutender und auch ein wohlwollender Mann, der im Grunde doch nur stets das Beste seines Herrn und seines Landes gewollt, es auf seine Weise verfolgt hat? Wohl, und so stand er auch vor meinen Augen, trotz der konventionellen Tugendsprache seiner amtlichen Auslassungen, als loyaler Gegner eines nationalen Deutschlands und eines freien, öffentlichen Staatslebens — bis zum Erscheinen dieser Publikation. Hier ist's aber nicht mehr die allgemein angenommene Sprache

einer Zeit und eines Standes, die so wenig Heuchelei impliciert, als die gesellschaftliche, deren wir uns Alle bedienen, wenn wir „des Nachbars alte Katze“ besorglich nach ihrem Befinden befragen. Hier handelt sich's auch nicht mehr um das Erreichen eines besonderen positiven Zweckes oder das Verhindern eines besonderen positiven Übels durch eine gelegentliche Unwahrheit. Hier ist's die reine Scheinheiligkeit, das durch Nichts herausgeforderte, durch die Eitelkeit allein eingegebene Bemühen, sich selbst mit absoluter Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit in das günstigste Licht zu setzen. Es ist nicht der überzeugte Feind alles dessen, was wir hochschätzen gelernt, es ist der Heuchler, gleich ob er im Wohlfahrtsausschusse sitzt, oder im Palais am Ballplatze, der Einen ungeduldig macht; und je nachsichtiger man für die Schwächen der Menschen ist, wenn sie nur den Kern der Wahrheit nicht berühren, desto strenger hat man das Recht und die Pflicht zu sein, wo sich unterm Scheine der Tugend die baare Unwahrheit breit macht.

II.

Es ist ein Glück für Metternich, daß er wohl nicht nach seinen Memoiren, sondern nach seinen Depeschen beurtheilt werden wird: denn hier wird jedem Unbefangenen erst klar, wie muthig und gewandt und unermüdlich er in jenen heißen Jahren das ihm anvertraute Interesse Oesterreichs verfochten hat, wie er, je nach den Umständen sich mit oder gegen Napoleon verbündend, redlich daran gearbeitet, die Einheit Deutschlands, wie die Unabhängig-

keit Italiens zu verhindern, wie scharfsinnig er sofort erkannt, daß Preußen ein viel gefährlicherer Feind für Oesterreich war als Frankreich. Er mag sich in dieser seiner österreichischen Politik zuweilen geirrt haben — namentlich in der orientalischen Frage —; jedenfalls aber hatte er das Recht, ja die Pflicht, egoistisch-österreichische Politik zu treiben, wie Talleyrand französische trieb; und wollte Gott, die preußischen Diplomaten wären 1814 so gewandt, so beharrlich, und so erfolgreich gewesen in ihrer Sache als er in der seinen. Was unerträglich ist, ist nur die Heuchelei, mit der er stets das Interesse Oesterreichs mit dem absoluten sittlichen Rechte identifiziert; denn „die wahre Kraft liegt ja im Recht allein“ und „das sogenannte Metternich'sche System war ja kein System, sondern eine Weltordnung“, wie er selber bescheiden sagt. Wie wohlthuend sticht dagegen der Cynismus eines J. de Maistre ab, der doch gewiß ein begründeteres Recht auf das Lob der Folgerichtigkeit und Prinzipienfestigkeit hatte als Metternich, wenn er meint: „Jedes Kabinet sei von einem gewissen besonderen Geiste beherrscht, der durchaus Nichts mit der Moral und irgend einer menschlichen Empfindung zu thun habe. Wenn ein Kabinet in einem Zeitpunkte gerechter als ein anderes erscheint, so ist es, weil bekannte oder unbekannte Umstände es am Handeln verhindern. Es ist gerecht, wie der Eunuch keusch ist.“

Niemand aber hat mehr als der Staatskanzler dazu beigetragen, jenen pharisäischen Ton, der von 1814 bis 1860 auf dem Festlande geherrscht, in die Diplomatie einzuführen. Übrigens schlug er selbst diesen Ton erst an, nachdem er unter den Einfluß Talleyrand's gerathen

war, der bekanntlich den politischen cant am Weitesten getrieben hat. So unverschämt freilich wie der alte Sünder der Rue St. Florentin war der Schüler doch nicht. „Nie", meinte der entkuttete und beweibte Bischof von Autun, der Ludwig XVI., dem Direktorium, dem Konsulat, dem Kaiserthum gedient hatte, jetzt der Legitimität diente und endlich der Dynastie Orléans dienen sollte, der eigentliche Eingeber der Säkularisationen und jetzt der Vertheidiger des legitimen Königs von Sachsen, dessen Dukaten all die Weil in seinen Taschen klimperten, „nie dürfe man absehen von der wahren Kraft, welche allein in der Tugend bestehe. In den Verhältnissen der Völker zu einander aber sei die erste Tugend die Gerechtigkeit . . ." Nur „aus wahrem Interesse" für Preußen wolle er diesem „die scheinbaren Vortheile" ersparen, die, „errungen durch die Ungerechtigkeit und gefährlich für Europa, ihm selbst früher oder später verhängnisvoll werden würden." Der Gute! Das heißt nämlich auf deutsch, Preußen dürfe Sachsen nicht bekommen, weil Frankreichs Interesse es erheischte, daß die deutschen Mittelstaaten fortbestünden. Gegen eine solche Sprache ist die Metternich's fast schlicht, wenn auch nicht wahrhaftig, zu nennen. Der mißbilligt die Einverleibung Sachsens durchaus nicht etwa, „weil sie Preußen vergrößert", sondern weil es das Zustandekommen eines einigen Deutschlands erschweren würde, wenn „eine der Mächte, die dazu berufen seien, das gemeinsame Vaterland zu beschützen", sich einen der wichtigsten Staaten aneignete. Beide Schriftstücke sind vom Dezember 1814, als Hardenberg's unzeitiges Vertrauen und Humboldt's prätentiöse Ungeschicklichkeit

Preußen um die Frucht seiner Siege betrogen, und diese Sprache ward von da ab, während eines halben Jahrhunderts, die allgemeine der europäischen Staatsmänner mit Ausnahme Palmerston's: Ludwig XVIII. und Georg IV., der Tugendhafte, Louis Philipp und sein Guizot, Ancilon und sein gekrönter Schüler, Lamartine und Napoleon III., Alle hatten solche salbungsvolle Sprache im Munde, seit der größte Diplomat des Jahrhunderts, Dank diesem Gemisch von Unverschämtheit und Lüge, seinem besiegten Vaterland den Eintritt in die Gesellschaft der Sieger erzwungen hatte.

Metternich allerdings will diese seine „Grundsätze" keineswegs erst von Talleyrand gelernt haben. Seine ganze Autobiographie ist ja mit der bewußten Absicht geschrieben, die Einheit und Konsequenz seines ganzen Lebens nachzuweisen, und wie er nie auch nur „einen Fingerbreit von Gottes Wegen" abgeirrt. Es giebt zwar Leute, die da meinen, das Verdienst der Immobilität sei nicht so groß, ja sie sei auch in solcher Strenge kaum möglich: „Le monde n'est qu'une branloire perenne, toutes choses y branlent sans cesse ... La constance même n'est autre chose qu'un branle languissant" ... Aber das sind nur leichtsinnige Zweifler ohne sittlichen Ernst wie Montaigne, die dus behaupten, die sogar so verdorben sind, daß sie die Wahrheit über die Konsequenz stellen und naiv gestehen: „tant y a que je me contredis bien a l'adventure; mais la vérité, je ne la contredis pas." Der Staatskanzler war der entgegengesetzten Meinung: auf die Wahrheit kam's ihm nicht sonderlich an, wenn nur die Konsequenz bewiesen war. Will er doch schon als siebenzehnjähriger Jüngling diese seine

Lebensüberzeugung von der Macht des Rechtes und der Jugend, als die beiden unumstößlichen Grundpfeiler aller guten Politik, gewonnen haben.

Er war nämlich mit fünfzehn Jahren (1788) samt seinem anderthalb Jahre jüngeren Bruder auf die Universität Straßburg geschickt worden, wo er bis zum Jahre 1790 verblieb, um dann die Hochschule in Mainz zu beziehen. Dort hatte er einen Revolutionsmann zum Erzieher und war Zeuge einer gewaltsamen Volksszene gewesen. „Die Lehren des Jacobiners und der Apell an die Volksleidenschaften flößten ihm einen Ekel ein, den Alter und Erfahrung nur in ihm verstärkten.“ Auf seinem Wege nach Mainz ging er zur Kaiserkrönung Leopolds II. nach Frankfurt und „erfaßte mit der ganzen Kraft der Eindrücke des Jugendalters nur den Gegensatz zwischen dem von den ersten Regungen des Jacobinismus besudelten Lande, welches er soeben verlassen hatte, und dem Orte, an dem die menschliche Größe sich mit einem edlen Nationalgeiste verband —“ Anno 1790 in Frankfurt am Main. Von Stund' an wußte er, was seine Sendung im Leben war. „Ich fühlte, die Revolution würde der Gegner sein, den ich fürder zu bekämpfen hätte, und so verlegte ich mich darauf, den Feind zu studieren und mich in seinem Lager zu orientieren.“ Alles mit siebzehn Jahren! Was ist Pico della Mirandola gegen diese Frühreife! Um nun den Feind zu studieren, ging er einerseits in die „gewählte Gesellschaft“ der französischen Emigrierten, andererseits in die, keineswegs gewählte, Gesellschaft der Mainzer Klubisten, wie Hofmann und Georg Forster. Dies soll übrigens das einzige „Studium“ des jungen Studiosus gewesen sein, der, so

sagt man, sehr begrenzte Kenntnisse aus seinem Universitätsleben mitbrachte. „Der Dramaturg Kotzebue bewohnte gleichfalls Mainz; damals war er warmer Anhänger einer Schule, die fünfundzwanzig Jahre später ihre Dolche gegen ihn richtete!“ Karl Sand war nämlich in Metternich's Augen ein Jacobiner, wie der Freiherr von Stein, Gneisenau, Scharnhorst und alle Andern, welche die deutschen Zustände vor und nach der Revolution nicht für das Ideal eines Staates hielten, „in dem sich die menschliche Größe mit einem edlen Nationalgefühl verband.“

Wohl gehörte Metternich den Emigrantenkreisen an, wo solche „Grundsätze“ zum guten Ton gehörten; aber die Salbung kam erst später hinzu. Wie die ganze Generation, aus der in der Literatur sich unsere Romantiker rekrutierten, so war auch Metternich damals noch nicht der abstrakte Tugendheld, der er später wurde. Alles hat zwar mehr Maß und Geschmack bei dem geborenen Edelmann; aber im Grunde ist's doch beide Male, in der Jugend wie im Alter, dieselbe Stimmung, der wir auch bei seinen beiden von ihm selber geadelten Lebensgenossen plebejischen Ursprungs, Friedrich von Gentz und Friedrich von Schlegel, begegnen. Nur hatte er die philosophische Bildung der beiden Literaten nicht; aber er war ein anstelliger junger Mann, nicht gerade eminent, aber von leichter Fassungsgabe und höchst einnehmenden Wesens. Diese seine liebenswürdige Persönlichkeit war es denn auch, die ihm alle Weiber- und Fürstenherzen eroberte: es heißt ja, man gewänne meist Beide am sichersten mit demselben Mittel. Ob das hinreichend gewesen wäre, um so hoch zu klimmen, wenn er nicht in die hohe Stellung

geboren gewesen? W. von Humboldt leugnete es; und jedenfalls bedurfte es der Gunst, um mit einundzwanzig Jahren zum Gesandten des deutschen Reichs im Haag ernannt zu werden; des Glücks, um mit sechsunddreißig Jahren in die weithin sichtbare Stelle eines ersten Ministers des österreichischen Kaiserstaates einzutreten. Eine große Heirath mit der Enkelin Kaunitzens, die ihm sein Vater zu vermitteln wußte, und über die uns A. Wolf in seiner Schrift über die Fürstin Liechtenstein viel Ergötzlicheres berichtet als der Autobiograph, erleichterte ihm die Erreichung der ersten Sprosse. Aus der holländischen Gesandtschaft war nichts geworden, weil Pichegru ihm mit seiner Einnahme Nimwegens einen Strich durch die Rechnung gemacht; allein mit fünfundzwanzig Jahren war er schon Vertreter des westphälischen Grafenkollegiums auf dem Rastatter Kongreß, mit siebenundzwanzig Gesandter Oesterreichs in Dresden; mit dreißig in Berlin, trat er nun eigentlich erst recht in die Geschichte ein. Die ganze Geschichte jener Zeit wurde ja, im Gegensatz zu der unsrigen, von jungen Leuten gemacht; Napoleon, Kaiser Franz, Alexander I., Friedrich Wilhelm III. waren wenig älter als ihre Minister, Marschälle und Botschafter. In dieser Jugendzeit nun in Berlin und Paris, von 1804 bis 1809, zeigte er sich am glänzendsten, weil er nirgends so gut am Platze war als in der Stellung, die er an beiden Höfen einnahm: Metternich war ein geborener und vollendeter Diplomat. Sicher im Auftreten, geschmeidig, vornehm ohne Dünkel, mit früher Menschenkenntnis, leichtem Redaktionstalent und — was die Hauptsache ist, ausgesprochener Lust und Liebe zu seinem Handwerk, redlichem Wunsch, das Interesse seines Staates zu fördern. Auch „das My=

stifizieren gehörte zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welcher es im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung der Menschen trieb.“ (Nostitz.)

Obschon seine diplomatische Thätigkeit weder in Berlin noch Paris den gehofften Erfolg hatte, so that er doch gute Dienste und lernte Menschen und Verhältnisse kennen, deren Kenntnis ihm wenig Jahre darauf von größtem Nutzen sein sollte. Vor Allem war es Talleyrand, der einen bestimmenden Einfluß auf ihn ausübte. Nicht nur, daß er sich, was diplomatische Taktik anlangt, ganz in dessen Schule bildete: er ließ sich auch im Inhalte der Politik durch ihn bestimmen. Später äußerte sich Metternich allerdings sehr abfällig über diesen seinen Lehrer, den er in dieselbe bunte Kategorie der Richelieu, Mazarin, Canning, Capodistria und anderer bitterbösen Menschen wirft, für die der alte Staatskanzler stets die größte Verachtung empfunden zu haben vorgiebt. Talleyrand würde sich wahrscheinlich in dieser Gesellschaft sehr wohl befunden haben; jedenfalls verdiente er durchaus die Auszeichnung: er war der getreueste Nachfolger der großen französischen Staatsmänner des siebzehnten Jahrhunderts, um so größer, als er ihre Lehren und Beispiele nicht dem Buchstaben, sondern mit freier Deutung dem Geiste nach befolgte. So war er es, der 1814 den Weg zur französisch-österreichischen Allianz bahnte, weil er eben einsah, daß seit dem Eintritt Rußlands und Preußens in die europäische Staatengesellschaft das Schachbrett für Frankreich ganz verändert war, daß Richelieu, wenn er von den Todten auferstanden wäre, in seinem Lebensfeinde Oesterreich seinen natürlichen Verbündeten gegen die nationale deutsche Großmacht

des Nordens gesehen hätte. Jetzt im Jahre 1808 war Talleyrand noch nicht in der Lage, an Frankreich zu denken, da es ihm vor Allem um seine eigene Person zu thun sein mußte, die in Ungnade gefallen war. Er hat immer behauptet, von der spanischen Unternehmung abgerathen zu haben — Napoleon hat es stets geleugnet —; wie dem auch sei, Talleyrand war nicht in Gunst im Jahre 1808, und er wußte Metternich zu überreden, daß allein seine weise Voraussicht und sein Muth, sie auszusprechen, ihn aus dem Ministerium des Äußern entfernt habe. Er wußte Metternich noch von viel Anderem zu überreden, vor Allem davon, daß Napoleon sich und seine Politik nie ändern würde, und daß, da es doch nicht unendlich so weiter gehen könne, sein Sturz früher oder später unvermeidlich eintreten müsse. Schon habe sich eine mächtige und zahlreiche Partei im Innern gebildet — sie bestand aus Talleyrand und Fouché, Fouché und Talleyrand —, welche nur auf die Gelegenheit warte, um sich des Usurpators zu entledigen; ein Krieg mit Oesterreich, in dem die Völker aufständen, wie in Spanien, werde das Signal zum Ausbruch sein: denn das französische Volk sei des ewigen Krieges müde und dürste nach Frieden, wisse aber wohl, daß es den nicht haben könne, so lange Napoleon auf dem Throne sitze. Uns klingt eine solche Sprache einfach wie die des Landesverrathes; und auch Metternich mochte sie im geheimsten Innern so beurtheilen; aber das durfte ihn nicht hindern, sie sich und seinem Herrn zu Nutze zu machen. Er glaubte nämlich Alles — wie er später auch Bernadotte glaubte, als er ihm den Aufstand des französischen Volkes voraussagte,

sobald die fremden Heere über die Grenze dringen würden —, und er berichtete Alles getreulich nach Wien. Das ganze Geheimnis, warum er damals, fast so heftig wie Erzherzog Karl und Stadion, zum Kriege drängte, liegt hier. Und nirgends wird man Metternich's Talent der Aneignung fremder Gesichtspunkte in glänzenderem Lichte sehen als in den meisterhaften Depeschen des Jahres 1808. Das schlug ganz um, nachdem er Talleyrand's persönlichem Einflusse auf vier bis fünf Jahre entrückt wurde. Die Talleyrand'sche Methode behielt er bei, die Talleyrand'schen Ideen nahm er erst 1814 wieder auf.

Es begann nun, von 1809—1813, die Zeit, wo er cunctando restituit rem, oder wenigstens durch ein gewandtes Temporisieren und seltenes Glück Athmenszeit für Oesterreich gewann. Um welchen Preis, sagt die Geschichte. Die Heirath der Erzherzogin mit Napoleon war ein trefflicher Schachzug und im Grunde keiner, den man ihm vorwerfen konnte, wenn man die wenig delikate Natur des Vaters und der Tochter, die er verhandelte, in Betracht zieht. Diese Heirath war aber so recht seine Sache, obschon er uns in seiner Autobiographie das Gegentheil glauben machen möchte: seine eigenen Schriftstücke aus dem Jahre 1810 sprechen lauter.[1]) Es

---

[1]) Ich widerstehe nur mit Mühe der Versuchung, hier an der Hand Helfert's und am Faden von Metternich's eigenen Schriftstücken im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere" zu beweisen, wie der Staatskanzler in seiner Autobiographie verfährt, um die Einheit seiner Politik darzuthun und die Dinge in ihr gerades Gegentheil zu verkehren. Nur die Natur dieser Essays, die sich an das gebildete Publikum im Allgemeinen, nicht an die Fachgelehrten wenden, hält mich davon ab, in's Detail einzugehen.

war die erfolggekrönte Politik dieser seiner fünf ersten Regierungsjahre, welche er später in ein System zu bringen und durch allerhand Grundsätze zu erklären suchte. Sein wirkliches Verdienst war groß genug, um solcher nachträglicher Erklärungen nicht zu bedürfen. Er erhielt dem auf den Tod verwundeten Oesterreich seine Großmachtstellung, als es seiner besten Provinzen beraubt, vom Meer ausgeschlossen, durch furchtbare Niederlagen gebeugt, durch den Staats-Bankerott erschöpft war — Metternich braucht bezeichnender Weise immer nur den Euphemismus „Finanzmaßregel“ —; ja, er wußte es größer herauszuführen, nicht nur als er es empfangen hatte, sondern als es bei Beginn des dreiundzwanzigjährigen Krieges gewesen war.

Und es war nicht nur Glück. Niemand wußte Machtverhältnisse besser als er zu beurtheilen. Schon nach dem Wiener Frieden, als er die Regierung übernahm, hatte er klar gesehen, daß in der furchtbaren Lage Oesterreichs Nichts zu thun war als zu temporisieren, denn Eines fühlte er bestimmt, wenn er nicht gerade unterm persönlichen Zauber des Imperators war, und das war, daß die ungeheuerliche Schöpfung nicht dauern könne, daß die Katastrophe früher oder später eintreten müsse. „Wir müssen“, schrieb er am 10. August 1809, „vom Tage des Friedens an unser System auf ausschließendes Lavieren, auf Ausweichen, auf Schmeicheln beschränken. So allein fristen wir unsere Existenz vielleicht bis zum Tage der allgemeinen Erlösung ... Uns bleibt nur ein

---

(Dieser Nachweis ist seitdem von P. Bailleu, a. a. O. S. 254, und von Augusto Franchetti in der Rassegna settimanale vom 16. Mai 1880 ausführlich und auf's Unwiderleglichste geführt worden.)

Ausweg: unsere Kraft auf bessere Zeiten aufzuheben.“ Wie die Machtverhältnisse, so beurtheilte er die Menschen mit seltener Klarheit; selbst dann, wenn er sich von ihnen mehr als billig beeinflussen ließ, so lange sie nur mit ihm zu gehen schienen und wofern sie ihm nicht gerade antipathisch, folglich unverständlich waren; er ließ sich nie von seinen Gegnern einschüchtern, selbst von Alexander, selbst von Napoleon nicht. Dieser hatte ihn ganz eingenommen während seiner außerordentlichen Sendung nach Paris in Folge der Vermählung mit der Erzherzogin (Frühjahr und Sommer 1810); aber nur die Freundschaft mit Napoleon konnte damals Oesterreich retten. Dies eingesehen zu haben, war das nicht zu unterschätzende Verdienst Metternich's.

„Wir können uns nicht schmeicheln, daß wir zwischen zwei Wassern schwimmen können,“ schrieb er im Juli 1810 aus Paris, „eine ganz neutrale Rolle in so wichtigen Fragen (es handelte sich um den Orient) spielen zu können zwischen zwei Mächten (Rußland und Frankreich), die unseren Besitzstand und unsere Interessen bedrohen.“ Die Freundschaft Napoleons war 1810 für Oesterreich so nothwendig als Jahrs zuvor die Neutralität für Preußen. Preußen konnte nach Tilsit neutral bleiben, ohne bis zur Freundschaft zu gehen, weil es machtlos war und noch machtloser schien als es war, („Preußen ist nicht mehr in die Reihe der Mächte zu rechnen“, schrieb er sieben Monate später.) Oesterreich konnte es nicht. Die Neutralität in den Jahren 1810 und 1811 — wo der stillschweigende Bruch mit Rußland schon da war — wäre für Oesterreich gleichbedeutend mit einer Parteinahme für Rußland gewesen, und eine

Parteinahme für Rußland hieß, wie die Dinge lagen, Vernichtung Oesterreichs. Metternich hatte demnach ganz Recht, auf eine Allianz mit Frankreich hinzuarbeiten, und wiederum ist nur das spätere Bemühen, die Sache in einem anderen Lichte, sich als Gegner dieses Bündnisses hinzustellen, das Tadelnswerthe, nicht seine Haltung selbst. In der That rieth er schon im Sommer 1810, trotz seiner Überzeugung, daß Oesterreich „mehr von Frankreich als von Rußland zu befürchten habe …, mit Frankreich gemeine Sache zu machen.“ Deshalb schloß er auch anderthalb Jahre später den Vertrag vom 28. November 1811, mit der Voraussicht, daß der Krieg gegen Rußland für Oesterreich „weder ein Vertheidigungs- noch ein Eroberungs-, sondern ein Erhaltungskrieg“ sein würde: freilich auch mit der Hoffnung, ja unter der Bedingung, daß Etwas für Oesterreich abfallen würde, vor allem Illyrien und Salzburg; vielleicht auch „ein Theil von Schlesien; diese Kompensation jedoch nur bedingungsweise und im Falle der Zerstückelung Preußens, eine (einer?) meines Erachtens unausbleibliche(n) Folge des nächsten Krieges.“ Ob Metternich meinte, die Zerstückelung Preußens oder die Kompensation Oesterreichs durch Schlesien werde eine unausbleibliche Folge sein, bleibt bei seinem Gebrauch der deutschen Sprache zweifelhaft. Wie dem auch sei, an Voraussicht fehlte es ihm nicht. Ich lasse dahin gestellt sein, ob er 1814 die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba so bestimmt vorausgesagt; kein gleichzeitiges Dokument verbürgt es, und wir wissen, daß Metternich's Versicherungen dreißig Jahre später kein unbedenkliches Vertrauen verdienen. Aber wir sehen aus seinen Berliner Depeschen von 1805, daß er Jena voraussah, daß er schon nach Tilsit die Ereignisse von 1813 vorhersagte;

daß er selbst in jenem Augenblick, wo Oesterreich unwiderruflich dem Schicksale Preußens verfallen zu müssen schien, nicht verzweifelte, sondern festen Auges den Zeitpunkt erwartete, wo das ganze widernatürliche Gebäude des Eroberers zusammenstürzen, Oesterreich das entscheidende Wort zu sprechen, die entscheidende That zu thun haben würde.

Selbst wo es sich um die unwägbaren Mächte der Geschichte, um die Strömungen der Volksgedanken und Volksleidenschaften, die Gewalt der öffentlichen Meinung handelte, fand er in den früheren Jahren noch oft das Richtige und sprach es aus in einer beredten und glühenden Sprache, die er später nicht wiederfand. Seine Depeschen zur Zeit der spanischen Erhebung sind nicht nur stilistische Meisterwerke, sie athmen auch Muth, Zuversicht, warme Vaterlandsliebe. War's der abkühlende Einfluß Kaiser Franz', war's das niederdrückende Gewicht der Wagramer Niederlage und des Wiener Friedens, war's der Zauber, den Napoleon im Jahre 1810 auf ihn ausübte, weil er ihn jetzt ausüben wollte, wie er zwei Jahre vorher das Gegentheil auf ihn ausüben gewollt — Metternich, der Minister, fand nie die Sprache wieder, die der Botschafter geführt, und, was schlimmer ist, er hatte die Gemüthsstimmung auf immer verloren, die er damals gehegt; ja, die Erinnerung daran scheint ihm abhanden gekommen zu sein. Er, der auf die Unwiderstehlichkeit der tiroler und spanischen Volksbewegung gerechnet, glaubte keinen Augenblick an das Aufstehen Preußens, und als es kam, war's ihm eine ungeahnte und unheimliche Überraschung. Er scheint den enthusiastischen Schwung des Stadion'schen Oesterreichs von

1809, den er kindlich genug gewesen, bis nach Paris mitzuempfinden, als eine Jugendeselei bereut zu haben. Jedenfalls ließ er sich nicht wieder auf solchen Illusionen ertappen. Als man 1813 einen Aufruf der Tiroler in Anregung brachte und Kaiser Franz seine sittliche Entrüstung über eine so revolutionäre Maßregel aussprach, äußerte sich auch Metternich höchst verächtlich über Alles, was an die „gefährlichen Grundsätze von Kalisch“ erinnerte, lachte über Graf Stackelberg, der die Naivetät hatte, für Preußens Erhebung zu schwärmen, und soll in Ratiborschitz (während des Waffenstillstandes) den Zutritt Oesterreichs zur großen Allianz nur unter der Bedingung versprochen haben, daß kein Appell an die Völker geschehe:[1]) „Wir können nur auf Erhaltung der Sache der Souveräne hinsteuern.“ (Amüsant, wenn auch psychologisch und historisch gleich unwichtig, ist, daß derselbe Mann als zwanzigjähriger Jüngling seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Aufruf zur Volkserhebung und Volksbewaffnung begonnen hatte.) Der Mißerfolg des Frühjahrfeldzuges von 1813 hatte den Minister freilich in seiner skeptischen Auffassung nur bestärken können, denn er spricht noch nach Großgörschen von „der nur dem Namen nach existierenden preußischen Armee.“ Der Praktiker war fortan fertig, der nur an die greifbaren Mächte glaubte, und die Evidenz selbst konnte ihn von nun an nicht mehr überzeugen, daß es außer Kabinetten und Bataillonen noch etwas im Völkerleben gäbe, das in Betracht käme. Man sieht, wenn es ein Vortheil

---

[1]) So Bernhardi. Oncken scheint Nichts von dieser Klausel in Erfahrung gebracht zu haben.

für den Geschichtsschreiber ist, „Geschichte gemacht“ zu haben, so hat's auch seine Nachtheile. Der Geschichtsprofessor ist dem Praktiker nicht nur durch seine gewissenhaftere und methodischere Benutzung der Quellen überlegen: er behält auch oft einen unbeirrten Blick für das Treibende in der Geschichte, der gar leicht verloren geht, wenn man sich zu sehr daran gewöhnt hat, die Bäume statt des Waldes in's Auge zu fassen.

Wie gesagt, soll aus alledem dem Leiter der österreichischen Politik in den entscheidenden Jahren 1812 und 1813 kein Vorwurf gemacht werden. Es sollen nur die Grenzen seines Geistes angedeutet, die wahre Natur seiner Politik gekennzeichnet werden. Nichts konnte, um Metternich's Lieblingsausdruck zu gebrauchen, „korrekter“ sein als diese Politik, wenn man die Lage Oesterreichs bedenkt, und Metternich machte sie mit Würde und Stolz, nicht nur dem Eroberer, sondern auch seinem eigenen Kaiser gegenüber, geltend: aber, es war österreichische, nicht deutsche Politik. „In Bezug auf .... Oesterreich hatte ja der Ausdruck ‚deutscher Sinn‘ .... wie sich derselbe seit der Katastrophe Preußens und der nördlichen Gebiete Deutschlands in den höheren Schichten der dortigen Bevölkerung manifestierte, lediglich den Werth einer Mythe.“ Gott bewahre uns, daß wir ihm das verdenken sollten. Obschon selber im Reiche geboren und erzogen, war er doch, wie's seine Pflicht war, ganz Oesterreicher geworden, und, wenn er 1805, freilich unter Hardenberg's Einfluß, den Abfall des Kurfürsten von Bayern noch als einen Vaterlandsverrath empfand, so konnte im Jahre 1813, als das deutsche Reich auch rechtlich aufgehört hatte zu existieren, ganz

Süddeutschland unter französischer Fahne focht, selbst Preußen dem Kaiser der Franzosen hatte Heeresfolge leisten müssen, der Begriff des deutschen Vaterlandes für einen praktischen Staatsmann an der Spitze Oesterreichs wirklich nur den „Werth einer Mythe“ haben. Und wenn er Preußen große Erfolge mißgönnte, war er nicht vollkommen in seinem Rechte? Er war ja kein Abtrünniger wie seine Kreatur Gentz, der schon lange, ehe er in Metternich's Schule gegangen war, die Religion seiner Väter beschimpfte, ja, sich noch was darauf zu Gute that, sein Nest zu beschmutzen und dann seines Meisters antipreußische Politik — er selbst hatte nie einen politischen Gedanken, wenn er ihn nicht von Jemandem geliehen bekam — in seine rhetorisch-sophistische Sprache zu übersetzen.

Wer sich einen Begriff machen will von der sittlichen Überlegenheit des Ministers, welcher die volle Verantwortlichkeit für seine Handlungen beanspruchte, von welchem Leben und Tod eines Großstaates abhing, über den feige zitternden Schreiber, dessen er sich bediente, und den er mit seiner Verantwortlichkeit deckte, der lese nur die geradezu niederträchtige Denkschrift Gentz' über den Wiener Kongreß (II, 473—514) und Metternich's Worte an seinen Kaiser, ehe er sich endgiltig gegen Frankreich erklärte (12. Juli 1813): „Kann ich auf die Festigkeit Eurer Majestät zählen, im Falle Napoleon die Friedensbasen Oesterreichs nicht annimmt? Sind Eure Majestät unerschütterlich bestimmt, in diesem Falle die gerechte Sache der Entscheidung den Waffen Oesterreichs und des ganzen übrigen vereinten Europa anzuvertrauen?“ . . . Kann ich darauf rechnen, „daß Eure Majestät . . . Ihrem

Worte treu bleiben und Ihre Rettung im engsten Anschließen an die Alliierten suchen werden?“ ... „Darüber darf kein Dunkel in meiner Seele schweben, denn jeder meiner Schritte ... würde ohne die genaueste Bestimmtheit des Willens Eurer Majestät das Gepräge einer unverzeihlichen Zweideutigkeit tragen. Wir würden statt der Chancen des Friedens oder eines vortheilhaften Friedens nur jene der allgemeinen Animadversion und des wahrscheinlichen Unterganges der Monarchie herbeiführen, und ich würde mit dem besten Willen für das Wohl des Staates lediglich das leidigste Werkzeug der Vernichtung aller politischen Konsideration, aller moralischen Höhe und des Auflösens aller inneren und äußeren Bande der Staatsverwaltung geworden sein.“ Wir wissen durch Stadion, daß eine solche Sprache nöthig, daß „es unmöglich war eine Viertelstunde lang auf Kaiser Franz zu rechnen“, der seine Minister „im Stiche zu lassen, sich nach einer verlorenen Schlacht aus dem Staube zu machen und sie dem lieben Gott zu empfehlen“ pflegte. (Bei Gentz.) Das wußte Metternich und danach sprach und handelte er. Weil er aber so entschieden zu sprechen und zu handeln verstand, nachdem er drei Jahre lang zu schweigen und unthätig zu sein gewußt hatte, erzielte er denn auch die größten Erfolge, die er in seiner ganzen Laufbahn erzielt. Metternich's größter Moment waren die drei Jahre 1811 bis 1813. Alles Vorhergehende war nur Vorbereitung, alles Nachfolgende war nur der unausgesetzte Versuch, in ein System zu bringen und als Grundsätze zu formulieren, was eine besondere Lage und einzige Verhältnisse einem feinen Kopfe als Rettung aus der Noth eingegeben hatten.

III.

In der That bildete sich das große System, auf das sich Metternich in späteren Jahren so viel zu Gute that, erst nach 1815 aus. Dies System, wonach alles, das Oesterreich verhindern konnte, die führende Rolle in Mitteleuropa zu spielen, einfach zum „Bösen“, oder, was in der neuerfundenen Sprache gleichbedeutend war, zum „Jacobinismus“ wurde, — dies System bestand bekanntlich in der einfachen Unbeweglichkeit. Die Dinge sollten genau so bleiben, wie sie 1814 und 1815 wiedergeordnet waren. Wo sich was regte, mußte es unterdrückt werden. Alles Bestehende war heilig, selbst die hohe Pforte. Wer daran rührte, war ruchlos. Der fromme Andreas Hofer selber, wenn er noch gelebt, würde als ein gottloser Jacobiner behandelt worden sein. Talleyrand hatte die Legitimität erfunden; Metternich erfand das „Recht“. „Glücklich, wer von sich sagen kann, dem ewigen Recht nicht in die Wege getreten zu sein. Dies Zeugnis versagt mir mein Gewissen nicht.“ Was dieses ewige Recht eigentlich war, das bildete sich erst im Laufe des Herbstes 1814 unter dem Einflusse Talleyrand's ganz aus. Bis dahin tastete er noch herum, wußte selber noch nicht, ob das „ewige Recht“ für Ludwig XVIII. oder Napoleon II. war, ja reklamierte Anfangs sogar gegen die Thronentsetzung Napoleons I., als gegen eine Verletzung des Nichtinterventionsprinzips. Wie herrlich dies die „Einheit dieses Lebens“ illustriert, kann nur Der ganz ermessen, der die gesammte Polemik Metternich's aus den dreißiger Jahren gegen die „revolutionäre Neuerung des sogenannten Nichtinterventions-

prinzipes“ lebhaft im Gedächtnis hat. So war er im Anfange entschieden für Murat, dessen neapolitanisches Königthum Oesterreich sehr bequem und dessen Gemahlin eine von den Pariser Flammen des Staatskanzlers gewesen war; erst ganz spät brachte er heraus, daß das „ewige Recht“ nicht auf Seiten des gekrönten Husaren war. Er bekämpfte (1810) die Theilung der Türkei auf's Entschiedenste, beanspruchte aber trotz des „ewigen Rechtes“ das Theil Oesterreichs wenn's doch dazu kommen sollte, und zwar das „große Theil“. Sogar ein Stück des Patrimonium Petri hätte an Oesterreich kommen dürfen, ohne daß dadurch das „ewige Recht“ verletzt worden wäre; und die acht Jahre von Campo Formio bis Preßburg reichen ganz hin, um das „ewige Recht“ Oesterreichs auf den Besitz Venetiens zu begründen. Namentlich aber ist es die Frage der Einverleibung Sachsens in Preußen, dies „unsittliche Vorgehen“, wie Talleyrand es nannte, welche uns die Metternich'schen Begriffe vom „ewigen Recht“ während des Jahres 1814 noch sehr schwankend zeigt.

Anfangs hatte er, wie Castlereagh, wie Kaiser Alexander, die Sache ganz natürlich, richtig, ja selbstverständlich gefunden, sie auch Preußen förmlich zugesagt. Erst als Kaiser Franz ihm rundweg erklärt, er wolle von der Sache Nichts wissen, übernahm er die Vertheidigung des Königs von Sachsen, nur „um diese Rolle nicht Frankreich zu lassen“. Erst als Talleyrand ihm versprochen, er werde ihn unterstützen, erwachten auch die vaterländischen und legitimistischen Bedenken, und er brandmarkte die Einverleibung Sachsens in Preußen als eine Versündigung am „gemeinsamen Vater=

lande“ (sic!). An der Sache selbst wäre Nichts, hätte er nicht das Gegentheil versprochen gehabt und hätte er einfach erklärt, das österreichische Interesse erlaube keine Vergrößerung Preußens, die ihm ein allzugroßes Übergewicht in Norddeutschland gebe. Was konnte gerechtfertigter sein vom österreichischen Standpunkte, als daß er lieber Polen hergestellt, denn Preußen gestärkt sah, und daß er Preußens Obmacht in Norddeutschland — wie Rußlands Herrschaft in Polen — mehr fürchtete als Frankreichs Einfluß in Süddeutschland? Das hatte sich ja schon Ende 1813 in Chatillon gezeigt. Erinnerte er sich doch sehr wohl des Fürstenbundes, den er schon in seinem ersten Aktenstücke 1801 als „von Preußen zur bequemen Ausführung seiner längst gehegten Unterjochungsabsichten gestiftet“, bezeichnet hatte. Kannte er doch sehr wohl die „bei keiner Gelegenheit sich verleugnenden Absichten Preußens ... die auf nichts Anderes gerichtet waren, als das Schicksal und die Existenz eines großen Theiles Deutschlands nach Zeit und Umständen den preußischen Vergrößerungsplänen dienstbar zu machen.“ Implizierte doch ein solcher Argwohn gegen Preußen in seinem Geiste, ehe derselbe das große System vom „ewigen Rechte“ ausgeheckt, keinerlei moralischen Tadel: ja, er meinte schon 1803, ein rechter Staatsmann, ein Friedrich II., würde es verstanden haben, in der Lage Preußens „sich zum mächtigsten Könige des Festlandes“ zu machen. Hat man solche ganz positive Ansichten von den Pflichten und Zielen der Staatenlenker, so ist es zum Mindesten geschmacklos, von den Interessen Deutschlands als „des gemeinsamen Vaterlandes“ zu reden. Ein Mann wie Metternich,

der sein Deutschland und dessen Geschichte kannte, mußte es den Franzosen überlassen, die Aufrechthaltung und Beschützung der deutschen Mittelstaaten als eine Vertheidigung deutscher Freiheit hinzustellen.

Wie dem auch sei, je realistisch-utilitarischer seine Politik wurde, desto idealistisch-theoretischer ward seine Sprache. Seit 1815 war er in der That seiner Sache sicher; er hatte den Grundsatz entdeckt, auf dem seine ganze Politik beruhte; und nicht nur alle die, welche sich gegen das Werk des Wiener Kongresses auflehnten, auch alle die, welche während des Kongresses gegen die Abmachungen desselben gekämpft, wurden einfach Revolutionäre. Ja, er lieh retrospektiv seinen früheren Gefühlen einen tendenziösen Charakter, den sie ihrer Zeit gar nicht gehabt. Er hatte immer Preußen mit Recht als den gefährlichsten Nebenbuhler Oesterreichs in Deutschland gefürchtet und gehaßt. Schon jenes erste Aktenstück (aus Dresden, 2. Nov. 1801) athmete diesen Haß mit einer jugendlichen Naivetät, die er später nicht wiederfand. Und seine Gefühle gegen Preußen waren nicht nur gerechtfertigt durch die Interessen und Traditionen Oesterreichs; die „astuciöse Politik" des Preußens der Lombard und Beyme, der Haugwitz und Lucchesini, war in der That die unzuverlässigste und schwächste, die man sich denken konnte. Freilich haßte und fürchtete er die entgegengesetzte Partei ganz ebenso sehr; und das Haupt dieser Partei gar, Freiherrn von Stein, haßte er doppelt, einmal als Vertreter Preußens, dann als Idealisten, in dessen Gegenwart es ihm so unheimlich wurde, als es nur im entgegengesetzten Sinne Gretchen in Mephistopheles' Nähe werden konnte. Den revolutionären Geist jedoch,

in Preußen wie in Stein, entdeckte er erst weit später. Wir haben gesehen, wie er 1808 von Spaniens Erhebung sprach. Als er vierzig Jahre später auf jene Zeit zurückblickte, sprach er nur noch von dem „revolutionären Geiste, der im Jahre 1807 den Mantel preußischen Patriotismus und später die teutonischen Farben angenommen hatte und in den Jahren 1812 und 1813 durch den Freiherrn von Stein, den General von Gneisenau" und Andere vertreten wurde, und jammerte über „die revolutionäre Saat, die seit 1808 so viele Früchte in Preußen getragen hatte und (1813) auf einem ausgedehnten Felde in die Halme schoß". Sein ängstlicher Famulus, Gentz, das „unerschrockene Gemüth", wie er sich selber nennt, hatte schon vorher angefangen, in Preußen, seinem Vaterlande, in Friedrich Wilhelm III., den er einst aufgefordert, er solle seinem Lande die Preßfreiheit geben, den revolutionären Geist zu wittern. Der begann schon 1813, als er zu seinem Schrecken sah, der „Befreiungskrieg könne in einen Freiheitskrieg" ausarten, seine Angst vor jeder spontanen Bewegung in ein politisches System zu bringen; nannte Stein „le véritable perturpateur du repos public de l'Allemagne et de l'Europe"; meinte, so dürften die Dinge nicht fortgehen in Preußen, „wenn nicht eine noch schlimmere Präpotenz als die französische daraus hervorgehen sollte. Es müsse wieder geglaubt, es müsse wieder gehorcht, es müsse tausendmal weniger räsonniert, oder es könne nicht mehr regiert werden. Das Übel habe eine Riesengestalt angenommen und drohe mit radikaler Auflösung." Das war denn doch selbst Metternich zu stark. Er fand seinen Vertreter mehr als gut war „geneigt, die Lagen in den grellsten Farben auszumalen" und

spottete, Gentz „scheue sich selbst vor dem Insaugefassen gewisser Operationen, als fielen Schüsse auf dem Felde der Gedanken“ — beiläufig gesagt, das einzige Wort beider Bände, das ein persönliches Gepräge hat. Nach 1815 indeß überbot der Herr noch den Diener. Die Revolution ward für ihn zum rothen Tuch. Er verlor alle Fassung, alles Unterscheidungsvermögen, wenn er darauf kam: Lombard und Haugwitz werden mit Arndt und Jahn, Gneisenau mit Robespierre zusammengeworfen. So kann Systematik und Selbstüberhebung auch den gescheidtesten Menschen verblenden. „Die preußischen Partikularisten und abstrakten Deutschthümler“ von 1813 werden jetzt Jacobiner. Die Centralverwaltung der eroberten Länder (1813), die von „den Häuptern der Volkspartei“, darunter dem „leidenschaftlichen Politiker“ Stein, gebildet war, „organisierte die Revolution, die ohne die späteren Anstrengungen der verbündeten Höfe zur eigenen Rettung und der ihrer Völker, unfehlbar in Deutschland ausgebrochen wäre.“ Der kluge, welterfahrene, menschenkundige Mann verlor ganz den Maßstab für die Menschen, für ihre gesellschaftliche Stellung und was sie mit sich brachte, mehr noch für die Ideen selber. Eine durch und durch aristokratische Natur wie die des Freiherrn von Stein ward ihm so zum demokratischen Gleichmacher; er meint, ein Gneisenau wolle den Robespierre, ein Graf Confaloniere den Danton spielen.

Erst die kommenden Bände sollen uns über den Metternich der Friedenszeit von 1815 bis 1848 aufklären. Auf seine Stellung zur „Revolution“ wirft schon ein kürzlich veröffentlichtes Dokument ein eigenthümliches

Licht. Es ist dies ein Bruchstück aus Graf Confalonieri's handschriftlichen Denkwürdigkeiten, das M. Tabarrini in seiner trefflichen Biographie Gino Capponi's gegeben.[1]) Man hatte dem Begnadigten und Schwererkrankten auf ein paar Tage die Fesseln abgenommen, die ihm schmerzliche Wunden hinterlassen hatten, als Metternich sich bei ihm zum Besuche meldete (1824). Es ist nicht eben erquicklich, hier einen im Grunde nicht harten Mann sich zum Werkzeug von Franz' Tyrannenlaunen herabwürdigen zu sehen; einen Edelmann einem Edelmanne auf's dringendste zur Selbstentehrung zureden zu hören — denn was war es anders, wenn er den Graf zur Denunziation seiner Mitverschworenen, vor allem des Prinzen Carignan (Karl Albert) auffordert? Man wendet sich gern von diesem Schauspiel ab, wenn auch die Genugthuung groß ist, sich diesen unwürdigen Verführungsversuchen gegenüber an der ritterlichen Festigkeit des Italieners zu erfrischen. Hier kommt es uns nur auf die fadenscheinigen Theorien, nicht auf die sittliche Würde des Mannes an. Von Jacobinern, Anarchisten, offenen Revolutionären, meint er, sei nichts mehr zu fürchten, wenn eine Regierung nicht schwach und schon thatsächlich gestürzt sei. „Nein die Predigten dieser Kannibalen sind es nicht mehr, die Furcht erregen können. Etwas anderes ist es mit den sogenannten reinen Liberalen, den Doktrinären, den Philanthropen, denen, die sich für den Fortschritt der Aufklärung und der allgemeinen Civilisation verbinden ... Das sind die Menschen, die

---

[1]) Schon Gualterio hatte einen Brief von Confalonieri's Schwager, Casati, mitgetheilt, der über diesen Besuch berichtet. Bei Tabarrini ist der ausführliche Bericht über die lange Unterredung S. 155—188.

Meinungen, die Propaganda, die in ruhigen Zeiten den Regierungen schaden; sie die einzigen, die jetzt zu fürchten und auszurotten sind. Ihre Meinungen sind vergoldet, sie werden angehört, sie schleichen sich langsam in die Gemüther ein, verführen, überreden, verderben selbst die Leute, die am meisten vor den revolutionären Ideen zurückschrecken würden, wenn sie unter weniger verführerischem Gewande gezeigt würden ... Eure Anhänger sind jetzt unsre einzigen Feinde ... Sie sehen, daß ich offen mit Ihnen rede ... Die Zeiten sind vorbei, wo die Politik die Kunst der Heimlichkeit und der Täuschung war; jetzt ist es die der Offenheit und der Öffentlichkeit(!) Oesterreich macht in der Welt kein Geheimnis aus seinen politischen Grundsätzen. Es ist stark genug, um sie unbedingt in seinen eigenen Staaten aufrecht zu erhalten; es wird genugsam angehört und geachtet, um ihre Annahme in den anderen Staaten durchzusetzen. Europa wird einst einsehen, daß es ihm seine Erhaltung dankt. Frankreich wird uns besser anhören, als es bis jetzt gethan. Ich wage es, mich zum Bürgen zu machen, daß in wenig Jahren Europa ruhiger sein wird, als es je zuvor war.“ „In wenigen Jahren“ war in der That die türkische Herrschaft in Griechenland gegen den Willen Oesterreichs zu Fall gebracht, war die legitime Dynastie in Frankreich gestürzt, war die Emeute permanente in Paris, loderte der helle Aufstand in Polen, in Italien, in Spanien.

Man weiß, daß der Staatskanzler sich dadurch nicht belehren ließ, und vor wie nach der Julirevolution der Mann von Karlsbad und Laibach blieb. Seine „Autobiographie“ zeigt, daß er noch 1844, ja selbst noch 1852, nachdem sein ganzes System, seine „Welt-

ordnung“, zusammengesunken war, dieselben Ansichten hegte. „Ich bin selten in den Fall gekommen“, sagte er schon 1834 zu Varnhagen, „oder vielmehr in Hauptsachen gar nicht, Etwas zurückzunehmen oder mich im Unrecht zu bekennen.“ Die Reaktion blieb sein politisches Ideal; und er glaubte konservativ zu sein, wo er nur ein umgekehrter Revolutionär war. Der Grundirrthum der festländischen Politiker beider entgegengesetzten Lager, die noch immer Reaktion und Konservatismus identifizieren und überdies die Kirche als nothwendigen Verbündeten der konservativen Interessen ansehen, ward so recht von Metternich und seiner Schule eingeführt. Der wahre Konservative hat einen zu festen Glauben in die erhaltenden Kräfte der Gesellschaft, um ihnen durch gewaltsame Reaktion zu Hilfe zu kommen. Ihm scheint Aberglauben und Priesterherrschaft eine größere Gefahr für den Staat und seine ruhige Entwickelung als Freiheit und Öffentlichkeit, welche ja die einzige Atmosphäre für gesundes, normales Leben sind. Für den Reaktionär ist künstlicher Stillstand, womöglich künstliches Zurückzwängen der Zustände, ist künstlich erhaltene Heimlichkeit und Dunkel und Schweigen die Summe aller Staatskunst und die Lebensluft ihrer Thätigkeit. Unbeschränkte Freiheit erschreckt den Konservativen nicht, wenn nur die Herrschaft des Gesetzes nie in Frage kommt; das Reden und Schreiben der Laien läßt er gewähren, so lange nur das Handeln den Sachverständigen allein gewahrt bleibt; der Umwandlung der Verhältnisse setzt er keinen Damm entgegen, nur deren Umsturze; wie er auch nicht die Änderung der Gesetze nach Zeit und Umständen, sondern nur die Gesetzgebung nach aprioristischen Theorien

bekämpft. Der Reaktionär im Gegentheil gleicht dem Revolutionär in seiner Vorliebe für solche Theorien, für gewaltsame Herstellung gewisser Zustände, in seiner Unduldsamkeit für die Meinungen Anderer. Metternich aber war der Urtypus des Reaktionärs des 19. Jahrhunderts, und — was das Schlimmste ist — er war es nicht einmal aus Temperament wie sein Herr, der keinen Widerspruch vertragen konnte, noch aus Überzeugung wie ein Joseph de Maistre. Die Überzeugung kam erst nachher, und das Temperament war ein mildes, wohlwollendes, zur Duldung geneigtes.

Die ganze tiefe Staatsweisheit, von der er so viel zu reden wußte, war ja im Grunde nur die altösterreichische Politik, wie sie vor Josephs II. Zeiten geherrscht, und zu der Kaiser Franz nach dem unglücklichen Versuch mit Stadion eigensinnig verlangte zurückzukehren. War doch fortan Kaiser Franz' Wille der durchaus entscheidende und Metternich dessen willigstes, biegsamstes Werkzeug. Zwar will Er immer Alles gethan haben, und das ich, ich, ich, adsum qui feci, ist besonders in diesen posthumen Aufzeichnungen unleidlich vordringlich. Er soll aber selbst einmal in seinem Exil gesagt haben, er habe oft Europa, nie Oesterreich beherrscht, in andern Worten: im Innern habe er Nichts vermocht, aber in den äußern Angelegenheiten sei er allmächtig gewesen. Auch das ist nur mit Vorbehalt anzunehmen; sicher ist jedoch, daß daheim Franz, und Franz allein, vorschrieb, was zu thun war. Metternich war nur der gewandte Diener, der die Mittel und Wege fand, das Vorgeschriebene zu thun, und der zugleich das, was geschah — oder nicht geschah — in hochtönende philosophische Phrasen brachte;

und als der harte, eigenwillige, verwöhnte Herrscher das Zeitliche gesegnet hatte, so führte der längst zum Polonius krystallisierte Minister das Spiel auf eigene Faust weiter, weil's ihm zur andern Natur geworden und er wirklich glaubte, hinter seiner Phraseologie stäken Gedanken.

Varnhagen erzählt uns, wie er ein Jahr vor Franzens Tod den Staatskanzler in Baden besucht und wie erstaunt er über seine Toleranz war. Alles was der Minister damals sagte, klingt wie ein Kapitel aus der eben veröffentlichten Autobiographie: es sind dieselben Gemeinplätze, oft fast in denselben Worten ausgedrückt — beiläufig gesagt, ein Beweis, wie gut Varnhagen zu hören, wie getreu er zu berichten wußte —; es ist derselbe suffisant-pedantische „Lehrton", der nachgerade „übermächtig und sehr ermüdend" geworden war, aber auch dieselbe Billigkeit für Andersdenkende. Sein „stärkstes Anziehungsmittel, das er für die verschiedenartigsten Naturen in so reichem Maße besaß, war, daß er Geist und Sinn völlig frei ließ." So verbreitete er „arglos Freiheit und Sicherheit" und ließ die Meinungen seiner Gäste gelten, obwohl der Strom seiner Rede sie nicht oft zu Worte kommen ließ; ja, er rühmt sich, daß Niemand so sehr den Werth des „Redenlassens" verstände als er, und kann sich sogar an Heine's Angriffen erfreuen, vorausgesetzt seine Eitelkeit kommt dabei gut weg; er kennt „in Geschäften weder Haß noch Vorliebe", „die Personen kommen für ihn ganz außer Betracht" u. s. w., genau wie in dem „Leitfaden meiner Denk- und Handlungsweise". Es ist viel Selbsttäuschung hierbei im Spiel, und auch der kluge Varnhagen hat

sich dadurch täuschen lassen; etwas wahres ist aber doch daran.

Das feine und billige Beurtheilen der Menschen ist einer der angenehmsten Züge Metternich's, und mit dem Alter nahm diese psychologische Einsicht, wie die Gleichgültigkeit gegen die Kritik bei ihm wohl zu. Die unerbittliche Censur, die Karlsbader Beschlüsse und alles Ähnliche müssen in erster Instanz auf Kaiser Franz zurückgeführt werden, dem Metternich nur allzu willenlos diente. Doch muß man auch die Grenzen der Metternich'schen Duldsamkeit nicht aus dem Auge verlieren. Der Staatskanzler war vor Allem ein Gesellschaftsmensch, und so befolgte er ohne Mühe das oberste Gesetz alles gesellschaftlichen Verkehrs, daß man in der Gesellschaft, die man besucht oder empfängt, nur Gleiche sehe, deren Meinung man aus einfacher Wohlerzogenheit, nicht aus Grundsatz oder aus Politik, achten müsse. Dem war natürlich nicht so im amtlichen Verkehr mit Untergebenen, wo man ohne Disziplin und Hierarchie nicht fertig wird. Dem war nicht einmal so im öffentlichen Leben und gesellschaftlich Gleichen gegenüber, sobald Dieselben total verschiedne Naturen waren. Und das war fast keine Intoleranz mehr, es war Mangel an Verständnis. Alle Schattierungen von Menschen seiner Kategorie wußte er zu würdigen und ließ er gelten. Selbst mit einem Napoleon, so hoch der ihn überragte, so phantastisch der sein konnte, vermochte er sich zu verständigen, weil er dieselbe Sprache redete; mit einem Canning, einem Stein, war's ihm unmöglich, weil der Realist in solchen Idealisten eben nur Schwärmer oder Bösewichter sehen konnte. Denn so gescheidt er war,

den Idealismus begriff er doch nicht. Wer aber den Idealismus nicht begreift, der versteht auch die Realität nicht ganz. Zu Thatsachen gewordene Ideen sind Realitäten, und sie selbst dann noch zu verkennen, wenn sie Thatsachen geworden sind, das nennt man eben — Beschränktheit. Ein wirklicher Staatsmann mußte in den Jahren 1815—1830 sehen, daß die Revolution als zerstörende Macht den wiedererstarkten erhaltenden Mächten nicht gewachsen war, und daß die Verfolgung ihr nur neue Kräfte geben konnte, wie sie's denn auch in Wirklichkeit that. Ein wirklicher Staatsmann mußte sehen, daß die Revolution als bewegende Macht eine unzerstörbare Thatsache war, daß er folglich mit ihr zu rechnen hatte, nicht seine Zeit und Mühe verlieren durfte, sie vereiteln zu wollen, und Metternich, der es versuchte, war um Nichts besser als die beschränkten Politiker demokratischer Schule, die sich einbilden, man könne und müsse die konservativen Mächte im Staatsleben vertilgen. Metternich's — oder um genauer zu reden, Kaiser Franz' von Metternich angewandte, in ein System gebrachte und endlich gar geglaubte — Antirevolutionspolitik hat sich bitter an ihren Erben gerächt. Dreiunddreißig schöne Friedensjahre, wie dazu gemacht, den festländischen Völkern als Lehrzeit in der Selbstverwaltung zu dienen, sind verdorben worden, und das Ergebnis war die Unreife von 1848, an deren Folgen alle noch laborieren. Es genügt eben nicht ein vollendeter Diplomat zu sein, wie Metternich es unstreitig war, um auch ein großer leitender Staatsmann zu sein.

Aber waren die Friedensjahre selber nicht sein Werk und das der ihm Gleichgesinnten? Und ist dies Gut eines

vierzigjährigen Friedens so gering zu schätzen? Sicherlich nicht; allein es ist keineswegs so ausgemacht, als es nach Metternich's Darstellung den Anschein hat, daß der lange Frieden ein Werk der in Wien versammelten Diplomaten war. Da ward zwar viel von Gleichgewicht gesprochen, wie ja auch viel von Tugend gesprochen ward; aber das Ganze lief doch nur auf ein Feilschen um Seelen hinaus. Ein Talleyrand brandmarkte mit all' der ritterlichen Entrüstung, die ihm so wohl anstand, die Theilung Polens; aber er widersetzte sich der Wiederherstellung desselben, wenn sie um den Preis von Preußens Stärkung erkauft werden sollte. Geographische, historische, ja selbst militärische Konsiderationen wurden durchaus nicht berücksichtigt. Bei früheren Friedensschlüssen hatte man sich gefragt, welche Provinz dem Sieger nöthig sei zu seinem Schutze, welche seinem Handel einen Abfluß eröffne, welche Vereinbarungen dem gesammten Europa zu Gute kommen möchten: in Wien fragte sich Jeder nur, wieviel Seelen, d. h. Rekruten und Steuerzahler, er erhaschen könne; ob im Süden oder Norden, ob polnischer, italienischer oder deutscher Nationalität, ob ehemalige Unterthanen oder neue Hinzukömmlinge: das war Alles Sentimentalität und Schwärmerei für die großen Realisten, die ja Alle mehr oder minder in Napoleons Schule gegangen waren. Selbst der Utrechter Frieden, in dem die Sieger ganz ebenso leichtsinnig alle errungenen Vortheile aus der Hand gaben, bewies mehr politische Weisheit; denn er nahm wenigstens die Traditionen Europas, die gewordenen, historischen Verhältnisse und Interessen zur Grundlage, während in Wien Alles nach Zufall und Laune geregelt ward. Nein, der Wiener Kongreß, den

übrigens thatsächlich nicht Metternich, sondern Talleyrand leitete, hatte gar wenig Verdienst an den vierzig Friedensjahren: die waren die Folge des allgemeinen Ruhebedürfnisses, der tiefen Erschöpfung Europas, nicht der weisen Kombinationen der Wiener Diplomaten. Welcher neue staatsmännische Gedanke wurde denn in Wien verwirklicht? Ward das vielgerühmte Gleichgewicht der Mächte denn wirklich hergestellt? Will man ernstlich behaupten, das Königreich Preußen, das sicherlich soviel als die drei anderen Mächte zur Niederwerfung des gemeinsamen Feindes beigetragen, habe nach 1815 ebensoviel gewogen als irgend eine der anderen vier Mächte? Und worauf beruhte denn dies Gleichgewicht, wenn nicht auf der Zerstückelung und Abhängigkeit zweier großer Kulturvölker? Das war aber auch der Fall, wird man sagen, mit dem westphälischen Frieden, den doch soviele Historiker als das größte diplomatische Meisterwerk aller Zeiten preisen. Wohl, aber Deutschland, Italien hatten 1815 das im Jahre 1648 gänzlich verlorene Bewußtsein der Nationalität wieder gefunden, was die Sachlage gänzlich änderte. Und, sowenig ein Deutscher auch den westphälischen Frieden loben mag, zugestehen muß er doch, daß Frankreich, welches in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Spitze Europas gegen die habsburgischen Weltherrschaftsgelüste kämpfte, seine Aufgabe in Münster besser begriff und besser zu benutzen verstand, als Oesterreich im Beginne des 19. Jahrhunderts, da die Rollen umgekehrt waren, seine Aufgabe in Wien begriff und zu erfüllen wußte.

Denn selbst wenn man zugeben wollte, daß Metternich das europäische Interesse preisgeben durfte, um nur

das österreichische zu wahren, so ist noch sehr fraglich, ob er dies wirksam gethan, und ob er hier irgend einen neuen Gedanken in die Geschichte warf. Hatten nicht etwa schon Thugut und Cobenzl die italienische Politik Metternich's inauguriert? Und selbst wenn man zugesteht, daß bei den deutschen und kaiserlichen Überlieferungen Oesterreichs es ihm nahe lag, lieber in Deutschland und Italien als im Orient die Basis seiner Großmachtstellung zu suchen, und daß es eines staatsmännischen Genies ersten Ranges bedurft hätte, um freiwillig die neue Bahn einzuschlagen, die damals noch soviel weniger Schwierigkeiten bot, als seit dem Erwachen des Nationalitätengefühls im bunten Kaiserstaate, und die man erst in unseren Tagen gezwungen eingeschlagen hat, — so bleibt die Weise, wie man die beiden mitteleuropäischen Dependenzen Oesterreichs, Deutschland und Italien, regierte, in den Augen der Nachwelt doch immer eine höchst kurzsichtige und in letzterem Lande gar eine brutale, die, wie alle kurzsichtige und gewaltsame Regierung, den herrschenden Staat nur schwächen konnte. Und was half Fürst Metternich seine konservative Orientpolitik? Löste sich Griechenland nicht doch los? War der Einfluß Rußlands in Stambul seit dem Frieden von Adrianopel nicht größer als je zuvor? Verhinderte man das Bündnis von Hunkiar Iskelessi? Entzog man die Donaufürstenthümer dem russischen Einfluß? Und wem hat man genützt mit der blinden Russenfurcht, die Metternich und sein Gentz damals in Schwung brachten, die Mitteleuropa vierzig Jahre lang lähmte und zittern machte, und die selbst heute, nach so vielen Beweisen der aggressiven Ohnmacht dieser Großmacht, nachdem sich jede befreite

Provinz der Türkei als einen geheimen Gegner des Befreiers entpuppt hat, noch nicht verschwunden ist?

Und die Führerrolle in Europa, die der Staatskanzler sich gerne zuschrieb, wie lange währte sie? Keine zehn Jahre waren seit dem Kongreß verflossen, und Oesterreich war überall zum Folgen gezwungen, wo es zu führen gehofft. Weder Canning noch auch Villèle, weder Nikolaus noch auch Friedrich Wilhelm III. ließen sich in's österreichische Schlepptau nehmen; und in der That waren es Rußland oder die Westmächte, welche in allen europäischen Fragen den Ausschlag gaben, nicht Oesterreich.

Das soll uns Alles nicht blind machen gegen die Verdienste Metternich's um Oesterreich und Europa in schwerer Zeit: nur wollen wir nicht vergessen, wie theuer er diese seine Verdienste sich hat zahlen lassen. Der Metternich, der zwischen 1809 und 1813 sein Oesterreich durch die drohendsten Klippen mit Vorsicht, Gewandtheit und Entschlossenheit durchgesteuert, ließ das gerettete Schiff verfaulen und zerfallen, weil er meinte, in der Verfassung, in der es den gefährlichsten Stürmen getrotzt, müsse es auch dem ruhigen Meere genügen und jede Ausbesserung bedrohe sein Dasein. Es gab eben zwei Metterniche, den vor und den nach 1815. Nicht als ob Metternich sich plötzlich mit vierzig Jahren geändert hätte — Niemand ändert sich —, aber die Lage war eine veränderte, und die Jugend war geflohen. Metternich war nun einmal keine originale Natur, er war ein Akkommodationstalent. Er ließ sich von den Dingen und den Menschen bestimmen; er bestimmte die Dinge und die Menschen nicht. Selbst wo er diese für seine Person zu gewinnen wußte, verstand er nicht, sie für seine Ideen zu gewinnen, eben

weil es diesen Ideen an aller Originalität und allem positiven Gehalt gebrach. Selbst auf dem Felde der Diplomatie, wo seine eigentliche Bedeutung lag, war er größer im Vertheidigungs- als im Angriffskriege; eben weil alle Offensive etwas Schöpferisches ist und das Schöpferische ihm ganz abging. Zuletzt überredete er sich, wie wir Alle gerne thun, seine Neigungen und Fähigkeiten seien Ergebnisse des Nachdenkens und des Willens; sein Mangel an schöpferischer Kraft machte ihn glauben, daß es im Staatsleben überhaupt nicht auf schöpferische, sondern nur auf erhaltende Thätigkeit ankomme. So ließ er die Eigenschaften, die er im Drange des Augenblicks und in der Frische der Jugend entwickelt hatte, in ruhigen Zeiten und im Alter in sich schlummern, weil keine heftige Anregung von Außen sie weckte und zur Thätigkeit herausforderte. Metternich der Praktiker ward Metternich der Theoretiker. Schade nur, daß Dieser die Geschichte Jenes schrieb.

IX.

Nach einer Lektüre.

Florenz, 1. Nov. 1880.

Alle Pariser Zeitungen haben die Studie über Mme. du Deffand abgedruckt, welche Herr Caro vorigen Montag (25. Oktober) in der öffentlichen Jahressitzung der Fünf Akademien Frankreichs vorgelesen hat. Die Arbeit enthält wenig oder nichts Neues; sie ist elegant geschrieben, wie alles, was aus dieses Schriftstellers Feder fließt; aber im Grunde sind's doch nur Variationen über die tausendmal wiederholten Themen vom Egoismus, der Langeweile und der Leere Mme. du Deffand's: Herr Caro fürchtet zu sehr für paradoxal zu gelten, um sich eine Revision der überlieferten Urtheile zu erlauben. Allerdings haben die vielen Kritiker, welche den kleinen Aufsatz so laut angepriesen, eine Neuigkeit darin sehen wollen, daß der Akademiker in Mme. du Deffand das ganze untergehende 18. Jahrhundert personifiziert, um es dem 19. entgegenzustellen, welches mit Rousseau coi seguaci sui begänne. Aber hat nicht etwa schon Sainte-Beuve vor dreißig Jahren gesagt, „Mme. du Deffand repräsentiere das Jahrhundert vor Jean Jacques?“ Nichts könnte richtiger sein, und ich denke nicht daran, Herrn Caro einen Vorwurf daraus zu machen, diese These entwickelt

zu haben, ohne auch nur den Namen dessen zu nennen, der dieselbe aufgestellt. Nur möge es Jemandem, der weniger Angst vor Paradoxen und weniger Ehrfurcht vor angenommenen Meinungen hat, erlaubt sein, wenigstens einen Versuch zu machen, diesen Gegensatz zwischen den beiden Jahrhunderten in's wahre Licht zu stellen.[1])

Legt der beregte Aufsatz selber nicht Zeugnis ab von dem Geiste des 19. Jahrhunderts, das so rücksichtsvoll für gewisse Worte ist und sich so wenig Mühe giebt, diese Worte auf ihren wahren Sinn zu prüfen? Es ist gar leicht von der Herzensdürre Mme. du Deffand's und Friedrichs II., Montesquieu's und Voltaire's zu reden, lauter Leute, die, nach dem landläufigen Urtheil, Nichts als „Geist“ haben und sich einbilden, „sie könnten auf den Geist (l'esprit) allein ein ganzes Dasein gründen“. Ist Herr Caro so sicher, daß dies die Überzeugung jener großen Intelligenzen des vorigen Jahrhunderts war? Und wäre es nicht besser, anstatt solche alte Portraite mit einem glänzenden Pinsel aufzufrischen, die Thatsachen zu fragen, ob jene Personen wirklich so leeren Gemüthes waren, als man sie zu malen pflegt? Ich will hier keineswegs diese Prüfung unternehmen, welche zuviel Raum in Anspruch nehmen würde, noch die Studie über Mme. du Deffand, die mir Herr Caro, im Eifer, mit dem er seine These vertheidigt, verfehlt zu haben scheint, wiederzuschreiben versuchen. Ich verweise die Leser auf den ersten Band der Causeries du Lundi, wo Unser Aller Meister in wenigen Seiten die endgiltige Analyse

---

[1]) Seit diese Zeilen geschrieben wurden, hat Herr Caro zwei ganze Bände unterm Titel „La fin du XVIIIe siècle, études et portraits“, Paris, Hachette, 1880 veröffentlicht, in denen obenerwähnte Studie über Mme. du Deffand ein Kapitel bildet.

dieses wenig begriffenen Charakters angestellt hat. Sainte-Beuve hat Denen, die nach ihm gekommen, Nichts übrig gelassen, das sie hinzufügen könnten, obschon wir seitdem fünf weitere dicke Bände (Sammlung Saint-Aulaire und Sammlung Lescure) du Deffand'schen Briefwechsels erhalten haben, worin sehr viel Ungedrucktes enthalten ist. Und der große Kritiker hat sich nicht begnügt, die Stellen dieses Briefwechsels anzuführen, die überall zu finden sind; er hat, nach seiner Gewohnheit, alle Bewegungen seines Modells spähend verfolgt, hat sozusagen an der Thüre gehorcht, um ihre Geheimnisse aus den Monologen zu erlauschen, in denen sie sich unbeobachtet glaubte, oder aus den unwillkürlichen Äußerungen des Innersten zu enträthseln, die ihr im Dialoge entschlüpfen; er hat die Hand auf ihr Herz gelegt, um seine Schläge zu vernehmen, und er hat uns die merkwürdige Frau gezeigt, wie er sie halb entdeckt, halb errathen hat: „der Liebe (sentiment) entbehrend und leidend, weil sie ohne Liebe nicht leben konnte." Solche Meisterwerke macht Niemand nach, selbst wenn er mit der Gestalt der Marquise so vertraut zu sein glaubte als der Meister selber und sich getraute, ihm mehr als einen Zug aufdecken zu können, der den Scharfblick — fast hätte ich gesagt den Seherblick — bestätigt, mit dem er in der Freundin Horace Walpole's das herausgefunden hat, „was Lelia sein wird, aber Lelia ohne Phrase". Was ich um Erlaubnis bitte, in wenig Zeilen andeuten zu dürfen, sind die allgemeinen Gedanken über's 18. und 19. Jahrhundert, welche das Lesen des angeregten akademischen Stückes in mir erweckt hat. Und wenn ich hier vom 19. Jahrhundert rede, so meine ich die siebzig bis achtzig Jahre von 1770 ungefähr bis 1850, während ich unterm Jahrhundert der Revolution die Jahre von 1730

etwa bis 1830 verstehe: denn der neue Geist, welcher sich um's Jahr 1770 der Welt bemächtigte, setzte ja nur von einer anderen Seite her das Zerstörungswerk der vorausgehenden Jahrzehnte fort. Man muß freilich nie vergessen, daß es in der Geschichte keine bestimmten Daten giebt, welche Ende und Beginn einer Epoche bestimmen. Gewöhnlich hat sogar eine neue Strömung unten längst begonnen, wenn an der Oberfläche sich die gegentheilige noch fühlbar macht. Auch gehen die Nationen nicht immer in gleichem Schritt: Eine folgt der europäischen Bewegung nur hinkenden Fußes, die Andre ist stets voraus; und doch kann man im Allgemeinen sagen, daß Europa immer in allen seinen Gliedern von den verschiedenen geistigen Strömungen des Mittelalters und der neuen Zeit ergriffen worden ist.

Allen Perioden, deren Charakteristisches die Prüfung ist, scheinen Perioden folgen zu sollen, welche der Glaube kennzeichnet, und umgekehrt. Nach den Wagnissen des Humanismus, der vor keiner Frage zurückbebte, kam das Autoritätsjahrhundert, das alle fertigen Antworten ruhig hinnahm und sich, in religiösen und politischen wie in literarischen Dingen, mit den geheiligten Formen begnügte, welche ihm die „Autorität" darbot: mit dem neuen Katholizismus und der unumschränkten Monarchie ganz ebenso wie mit den drei Einheiten der klassischen Tragödie. Der Mensch hatte die Natur zu lange nach ihrem Geheimnis gefragt, ohne eine endgiltige Antwort von ihr zu erhalten, als daß er nicht das Bedürfnis empfunden hätte, sich eine Zeitlang dabei zu bescheiden, Nichts zu wissen. Es ist aber die Ehre des Menschengeistes, daß er in sich den Trieb nach Wahrheit nicht zum Schweigen bringen kann; und, während noch Bossuet's volle Stimme

den Glauben an die Konvention verherrlichte, gingen schon Locke und Newton auf den von den letzten Epigonen der Renaissance, von Bacon und Galileo, eröffneten Wegen weiter. Es folgte, was man das Heldenalter der menschlichen Vernunft nennen könnte. Fast hundert Jahre lang, von Bayle bis auf Diderot, ward Alles in Frage gestellt, Religion wie Schulphilosophie, nach Allem geforscht, nach den Gesetzen der Natur wie nach denen der Gesellschaft; mit unerschütterlichem Muthe fragte man jede Erscheinung nach dem Grunde ihres Seins. Man wollte Nichts mehr anerkennen, als was dem Verstand oder den Sinnen zugänglich war. Ein unlöschbarer Durst nach Wahrheit hatte sich der Welt bemächtigt, die der Formeln und fertigen Lösungen müde war; müde auch der Deklamation, denn die Deklamation ist die eigenthümliche Form der Glaubenszeitalter. Der Widerwille gegen die Phrase, gegen die Substitution des Wortes für den Gedanken oder die Thatsache, ist der charakteristische Zug einer Zeit, in welcher das Lächeln der Geringschätzung für falsche Begeisterung und leere Beredsamkeit um Aller Lippen spielte.

Allein es giebt doch immer viele Dinge im Himmel und auf der Erde, von denen sich unsre Weisheit nichts träumen läßt, und es war nur natürlich, daß im selben Augenblick, in welchem Hume und Kant der menschlichen Vernunft ihre letzte, mögliche Antwort abtrotzten, Rousseau und Herder die Stimme erhoben, um das Recht des Gefühls und der Anschauung zu vindizieren; nur überschlug sich auch diese gerechtfertigte Reaktion, wie alle Reaktionen sich überschlagen. Die Begeisterung und die Ahnung sollten fortan im engen Bündnis mit der Vernunft und

den Sinnen vorwärts gehen, welche das vorhergehende Zeitalter als die allein giltigen Instrumente und Zeugen bei der großen Welterforschung brauchte und anerkannte. Nicht lange aber, so glaubte man auch ohne diese vorsichtigen Helfer zu Werke gehen zu können, und es begann ein neues Zeitalter des Glaubens; der Glaube seinerseits begnügte sich bald, wie's zu gehen pflegt, mit dem Worte: man schwor auf die Republik oder die Legitimität, auf den Katholizismus oder den Atheismus, auf die Romantik oder die Klassik; die Philosophie selber ward eine neue Scholastik, erbaute neue metaphysische Systeme, weit willkürlicher als die Malebranche's oder Leibnizens, welche doch keinen Hume und Kant hinter sich hatten. Alle neuen Mystiker — Charlatane oder Apostel — die Cagliostro und Mesmer wie die Wesley und Swedenborg, gehören dem Ende des Jahrhunderts an oder übten doch ihren Einfluß erst in den letzten Jahrzehnten desselben aus. Diese Zeit der wirren Ideen und der deklamatorischen Literatur dauerte bis nach dem Jahre 1848, dem Jahre der großen Ernüchterung. Alles Wahre im Evangelium Rousseau's und Herder's hatte sich längst verflüchtigt, und lange schon war Alles in reine Logomachie ausgeartet, als man durch den lärmenden Bankerott der sinnesleeren Formeln so unsanft aus dem Rausche gerüttelt wurde, als die Romantik auf dem Throne sich ebenso unfruchtbar zeigte, wie die Rhetorik auf der Tribüne: 1849 war der sittliche und geistige „Krach" des Jahrhunderts. Von da an wurden wir alle mißtrauischer: wir machen seitdem nur noch baare Geschäfte. Wir sind zu positiv, selbst wenn wir keine Positivisten sind, um die Dinge nicht bei ihrem Namen zu nennen. Wir

fragen die großen Worte nach ihrer Bedeutung, die Republik, ob ihr Name genüge die Freiheit zu geben, oder ob sie nur eine neue Form der Diktatur ist; die Monarchie, ob sie die Kontinuität des Nationallebens verbürge, oder ob sie nur eine Etikette ist, unter der sich jede Art von Unstätigkeit birgt. Wie würden heutzutage unsere Oken und Schelling empfangen werden, wenn sie sich statt des Mikroskopes des „inneren Auges" bedienen und das phantastische Gebäude einer materiellen Welt aufrichten wollten, die der geistigen und sittlichen Welt parallel und entsprechend wäre? Auch die Beredsamkeit geht herunter seit jener Zeit. Die zwei Männer, welche seit 1850 die größten Dinge fertig gebracht, Cavour und Bismarck, sprachen stets nur die Sprache des gesunden Menschenverstandes, redeten nie „um die Luft zu bewegen", sondern um Gedanken und Thatsachen mitzutheilen. Berryer und Guizot sind in's Grab gestiegen, und in der Person Jules Favre's zu Ferrières ward die Phrase von der That überwunden.

Wohlverstanden müssen solche Allgemeinheiten nicht zu buchstäblich genommen werden; nichts ist leichter als Ausnahmen zu finden, die ihnen zu widersprechen scheinen. Das Zeitalter der Empfindsamkeit rühmt sich des klarsten Kopfes und wahrsten Gemüthes, die je ein Dichter besessen, und neben wie nach Goethe lebte mehr als ein Mann von positivem Sinne und einfacher Rede; auch haben wir unter uns noch der Rhetoren und Träumer genug; ja in diesem Augenblick selber scheint eine der beiden westlichen Nationen von einem Tribunen, die andere von einem Apostel beherrscht zu sein; aber es scheint doch eben nur so; Tribun wie Apostel müssen ihre Politik dem vorsichtig-

prosaischen Sinne ihrer Landsleute anbequemen und auf ihre hochfliegenden Pläne verzichten, noch ehe sie dieselben ganz verrathen; was aber ihre sittliche und geistliche Weltanschauung anlangt, so mag sie eine numerische Mehrheit auf Augenblicke blenden; die Minderheit der Nation, welche in Wirklichkeit die Nation ausmacht, weil sie für dieselbe denkt, weil ihr Gedanke allein fortlebt, die hat sich vollständig von jener Weltanschauung losgesagt und läßt kaltblütig und verächtlich die Worte an sich vorüberrauschen, an denen ihre Väter sich einst so gründlich berauscht. Gar das in Deutschland seit einiger Zeit wieder in die Mode gekommene Gerede vom „Idealismus“ bleibt eben doch nur Gerede, und Pathos, Ethos nebst ihrem Freunde Logos haben auf das Ergon auch nicht den geringsten Einfluß.

Hier haben wir nur die Hauptzüge der zwei Perioden in allgemeinsten Umrissen geben wollen, und da frägt sich denn, ob das Zeitalter der „kalten Vernünftler“, das Zeitalter Voltaire's und Lessing's, wirklich so egoistisch und unempfindsam war, wie man zu sagen beliebt, ob die Epoche der Begeisterung, die Epoche Lafayette's und Alexanders I., Karl Albert's und Friedrich Wilhelm's IV., nicht unter ihrem Prunk schöner Gefühle einen Bodensatz von Eitelkeit und Selbstsucht verhüllte, der den Menschen des wahren 18. Jahrhunderts ganz unbekannt war; es bleibt die Frage, welche Rolle die Deklamation in diesen neuen Tugenden des Glaubens und der Empfindsamkeit, der Treue und des Seelenadels, deren unsere Väter sich so sehr rühmten, gespielt hat.

Nun frage ich alle Die, welche keiner politischen, religiösen, nationalen oder anderen Partei lehenspflichtig

sind, alle Die, welche der Wahrheit in's Gesicht zu schauen und, haben sie dieselbe erkannt, sie auch zu bekennen wagen: wenn sie das bescheidne, alles Prunkes und alles weltlichen Genusses baare Leben, das ganz im Dienste der Wissenschaft aufgehende Dasein eines Newton und Kant mit der unruhigen Eitelkeit, dem lärmenden Ehrgeiz, dem vordringlichen Egoismus eines Milton oder eines Chateaubriand vergleichen, auf welcher Seite ist der wahre Idealismus? Denken wir einen Augenblick an die tausend Wohlthaten, welche der gute Montesquieu um sich verbreitete, während er sich dem Dank entzog, weil die Thränen und Betheuerungen ihn langweilten, und rufen wir uns dann die immer überströmenden großen Gefühle eines Lamartine in's Gedächtnis zurück, der über jedes Elend weinte und alle seine Freunde zu Grunde richtete, wo ist die wahre Güte? Und wiederum: haben die gläubige Maintenon und die hellsehende Krüdener mehr wirkliches Gefühl gehabt als Mme. de Rochefort, mehr Herzenswärme als Mme. de Sabran, mehr Selbstverleugnung als Mme. d'Epinay? Oder war es etwa die Selbstsucht, welche diese geistreichen Frauen an die Männer ihrer Wahl fesselte? Und war es die Uneigennützigkeit, welche die Favoritinnen Ludwigs XIV. und Alexanders I. beseelte, als sie ihre fürstlichen Liebhaber zum Widerruf des Edikts von Nantes oder zum Abschluß des heiligen Bundes trieben? War Mme. du Deffand selber denn wirklich so unempfindsam wie man behauptet? Sie that, die Arme, was alle Männer thun — und auch die Frauen, wenn sie einmal, wie Katharina II., George Sand und andere, in Männeranschauungen und Männergewohnheiten gerathen sind —, sie suchte die Liebe in hundert flüch-

tigen Verhältnissen, ehe sie dieselbe fand; und sie hatte, wie Katharina, das Unglück, sie etwas spät zu finden; aber einmal gefunden, war ihre Liebe ganz anders tief, aufrichtig, anspruchslos als alle die großen triumphierend ausgehängten Leidenschaften der Romantikerinnen mit ihren Trauerweidenattitüden. War sie es nicht, welche sagte, „der Ton des Romans sei dem der wahren Leidenschaften gegenüber, was das Messing dem Golde?“ Das ist das Wort des großen Jahrhunderts: es haßte das „Messing“. Was Mme. du Deffand selber in Horace Walpole anzog, war gerade die englische Einfachheit und das englische Temperament, welches so sehr mit dem ganzen Komödienwesen kontrastierte, dessen die französische Gesellschaft sich selbst in ihren besten Zeiten nie ganz hat entschlagen können.

Weder Mme. du Deffand noch ihre Zeit fühlten weniger lebhaft als die folgende, lebten weniger für das Ideale als die vorhergehende; aber sie thaten Beides „ohne Phrase“ und mit offenen Augen für's Wirkliche, manchmal sogar mit einem leichten Zurschautragen der Unempfindlichkeit und des Spottes. Aber wenn man auf die Handlungen kommt, anstatt bei den Worten stehen zu bleiben, wenn man den großen Spötter selbst überall auf der Bresche sieht, wie er den Aberglauben und die Ungerechtigkeit bekämpft, wie er nie müde wird, Himmel und Erde umkehrt, allen Gefahren trotzt, um die Opfer der Unduldsamkeit und des Despotismus, die Lally, die Sirven, die Calas, Leute, die er nicht einmal dem Namen nach gekannt, in Freiheit zu setzen, vom Galgen zu retten oder zu rehabilitieren, — wird man noch sagen können, es habe Voltairen an Wärme gefehlt? Allerdings,

weder er, noch sein königlicher Freund legten sich freiwillig eine Binde um die Augen; allerdings gab er sich nicht der Selbsttäuschung hin, daß diese Welt ein Paradies und die Menschen Engel seien. Er sah klar genug und hatte hinreichende Erfahrung, um zu wissen, daß eher das Gegentheil der Fall ist; aber er fühlte lebendiger als alle die nebelhaften Optimisten der folgenden Zeit, die sich in den Leiden ihrer unverstandenen Seelen zu wiegen liebten, daß dieser Nächste mit allen seinen Lastern und Schwächen ein Wesen ist, das leidet, und er strengte sich an, dessen Schmerzen zu erleichtern, er half denen, welche sich anstrengten, diese Welt dem Paradiese der Träumer etwas ähnlicher zu machen. Allerdings hatte Friedrich II. frühe genug Zeit gehabt, seine Jugendbegeisterung zu erschöpfen und zu sehen, was in Wirklichkeit die bestmögliche der Welten werth war: aber ein ganzes Leben, welches dem Dienste seines Landes geweiht war, mit absolutem Vergessen der eigenen Person, ohne einen selbstsüchtigen Genuß, immer bei der Arbeit, ist das nicht etwa ein idealerfüllteres — fast hätte ich gesagt, ein glaubensvolleres — als das des allerchristlichsten Sonnenkönigs? Ist darin nicht etwa mehr Patriotismus als in dem des großen „Poseur", der nie einen Augenblick anstand, „das Frankreich, das er so sehr geliebt", dem Interesse Napoleon Bonaparte's aufzuopfern? Und Friedrich war nicht der Einzige seiner Zeit. Er ist der Typus von hunderten von Staatsmännern des vorigen Jahrhunderts, welche nur für ihre Nation und in ihrer Nation lebten. Nun muß aber wieder und wieder gefragt werden, welches ist das wahre Kriterium ächter Begeisterung, sind's Worte oder Thaten? Sind etwa die Robespierre, welche immer

das höchste Wesen und die Menschenliebe, die Brüderlichkeit und Zärtlichkeit auf den Lippen haben, menschlicher als die Peter Leopold, welche über diese großen Phrasen lachen und in dürren, bestimmten Worten ein politisches Programm entwerfen, das sie mit unendlicher Anstrengung zu verwirklichen suchen, wo jene es bei den hohen Worten bewenden lassen und dem zukünftigen Paradieseszustande tausende von gegenwärtigen Menschen schlachten?

Was aber von den Staatsmännern und allgemeinen Gefühlen gilt, welche ihre Handlungen eingegeben haben, ist auch von den Frauen und den besonderen Gefühlen wahr, welche sie beseelt haben. In jedem Scherze Frau Rath's ist mehr Gefühl als in allen Ergüssen Bettina's. Ich will hier nicht einzeln jede Behauptung Herrn Caro's eingehend prüfen, obschon es leicht sein dürfte, sie alle zu widerlegen. Ich will nur den allgemeinen Gedanken seines Aufsatzes rügen, weil ich in ihm einen der Stimmführer einer ganzen Denkweise sehe, welche hoffentlich der Vergangenheit angehört. Im Grunde ist's doch ein großes Sophisma, hinter dem sich eine Art geistiger Feigheit oder Trägheit verbirgt, wenn man uns sagt, daß „die Analyse, wenn sie bis zu einem gewissen Punkte getrieben würde, korrumpiere“. Eher ist das Gegentheil wahr: nichts korrumpiert mehr als die Lüge, oder wenn man rücksichtsvoller reden will, als die freiwillige Blindheit; Nichts erhebt und läutert die Seele so sehr als der Wahrheit den Schleier abzureißen, in den sie die Menschen hüllen, und ihr in's Gesicht zu sehen. „Wenn nur der Cant aufhört, rief Carlyle schon 1834, auf jede Gefahr hin, um jeden Preis, solange Der nicht aufhört, kann nichts Neues beginnen.“ Und war's

nicht Einer Derer, die am Meisten von jenem Cant zu leiden hatten, welcher, obschon er selbst in seiner Jugend nicht von aller Deklamation frei gewesen, als Mann dem Lügengeist seiner Zeit den unerbittlichsten Krieg erklärte:

„... now I'm going to be immoral; now
I mean to show things really as they are,
Not as they ought to be: for I avow
That till we see what's what in fact, we're far
From much improvement ...“

In der That giebt es keine Atmosphäre, welche dem Ausbrüten der Eitelkeit und Selbstsucht günstiger wäre, als jene Art heiligen Seelenhaines, in dessen feuchten Schatten die schlimmen Leidenschaften, welche die freie Luft der Wahrheit zerstreut und schadlos macht, wie Unkraut und ekles Ungeziefer wuchernd wachsen. Man nehme sie durch, Einen nach dem Andern, unsere schönredenden Männer und empfindsamen Damen von 1789 bis 1850, von Saint-Just bis auf Metternich, von Mme. Roland bis auf Daniel Stern, man kratze die Oberfläche ein wenig und man wird sehen, wieviel Eitelkeit, Selbstsucht und wahre Trockenheit zu Grunde liegt. Wenn wir aber in dieser langen Periode des politischen, religiösen und empfindsamen Phrasenthums hier und da Männern begegnen, welche wirklich ihr Vaterland mehr als sich selber geliebt, Frauen, welche sich selber für Andere zu vergessen gewußt, so werden es Männer und Frauen sein, welche wie Gneisenau oder Rahel die Phrase ebenso sehr verachtet haben, als ein Voltaire und eine du Deffand.

Nein die Berechtigung der Reaktion Rousseau's und Herder's, wie die Größe des 19. Jahrhunderts,

liegt anderswo. Sie besteht darin, daß die Urheber dieser Reaktion darauf hingewiesen haben, darin, daß das Jahrhundert selber begriffen hat, wie in der Natur und Geschichte, im Menschen und der Gesellschaft ein Etwas ist, welches sich der Erfassung durch die Sinne und der Analyse durch den Verstand entzieht; wie diese Werkzeuge der Menschen nur die Formen der Dinge ergreifen können, wie ihnen das Wesen immer entgeht, weil dasselbe nur von der Anschauung ergriffen werden kann; wie folglich weder Spiritualismus noch Materialismus die Wirklichkeit ausdrücken, wie weder Freiheit noch Nothwendigkeit, von einander getrennt, hinreichen, die Menschengeschichte zu erklären; wie die Wirklichkeit zugleich Stoff und Form, Nothwendigkeit und Freiheit ist, und wie der Mensch sich dabei bescheiden muß, diese Wirklichkeit nie anders als im Bilde zu schauen. Dieser neue Gesichtspunkt gab der Menschheit nicht etwa mehr Begeisterung, mehr Herzenswärme, mehr Uneigennützigkeit, wohl aber ein besseres Verständnis des Staates und seines Wachsthums, der Gesetze und ihres Werdens, der Sprache und ihrer Entwicklung, der Religionen und ihrer Geschichte, der Natur und ihrer Evolutionen. Ähnlich mit der Kunst. Der „Ausdruck“ trat an die Stelle der Form in Malerei und Skulptur; das Ungefähre schlich sich in die Prosa wie in den Vers, wo früher feste Linien waren; die Lyrik aber wie alle subjektiven Kunstgattungen, die Musik vor Allen, gewannen eine Vertiefung, eine Erweiterung, eine Verfeinerung, die jenes einseitigere Zeitalter der Klarheit nicht einmal geahnt hatte. Allein der Einfluß dieses ungeheuren geistigen Gewinnes auf die Politik und Moral des

19. Jahrhunderts ist fast so null gewesen, als er fruchtbar für die Wissenschaft und die Gefühlskünste war. Ja, man möchte beinahe behaupten, daß diese neue Strömung im praktischen Leben die Zweideutigkeit und Heuchelei begünstigt habe. Die schamloseste politische und religiöse Reaktion hat sich in die Theorie des historischen Prinzips gehüllt; der niederste Ehrgeiz hat sich in die Fahne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit drapiert, und die schrankenloseste Selbstsucht hat sich mit dem aus Empfindsamkeit und Phantasterei, Ahnung und Begeisterung gewobenen Purpurmantel bedeckt, der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Mode war. Selbst wer der Vorliebe für diese neue Zeit nicht verdächtig ist — und selten war wohl in der Geschichte eine ärmere Zeit, wenn man auf die höchsten Thätigkeiten des Menschengeistes, die Kunst und die philosophische Spekulation, sieht —, so darf man immerhin für sie Eine Tugend beanspruchen, welche die vorhergehende Epoche nicht besaß, und welche Unsere mit den beiden größten Jahrhunderten der neuen Geschichte, denen Macchiavell's und Voltaire's, theilt. Diese Tugend ist die Wahrheitsliebe. Wir lügen nicht gegen Andre, vor Allem aber nicht gegen uns selber. Es steht den Enthusiasten frei, dies Prosa und Cynismus zu nennen. Wir ziehen es vor, mit Montesquieu prosaisch und mit Friedrich II. cynisch zu sein, als mit Victor Hugo zu dichten und mit Joseph Görres zu schwärmen.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand (Fortsetzung).

Bd. IV. Profile. 2. Ausgabe. VIII, 376 S. 1886.

Inhalt: Statt des Vorwortes. — Ein Wort über moderne Sammellitteratur und ihre Berechtigung. — I. X. Doudan. — H. de Balzac. — Gräfin d'Agoult (Daniel Stern). — M. Buloz. — M. Thiers. — II. E. Renan als Philosoph. — H. Taine als Historiker. — III. Die gefürsteten Medicäer. — Ein fürstlicher Reformer, Gino Capponi. — IV. N. Macchiavelli. — F. Rabelais. — T. Tasso. — John Milton.

Bd. V. Aus dem Jahrhundert der Revolution. 3. Auflage. X, 366 S. 1902.

Inhalt: I. Montesquieu. — II. England im XVIII. Jahrhundert. — III. Fr. Albergati. — IV. Katharina II. und Grimm. — V. 1789. — VI. Henri Costa de Beauregard. — VII. Madame de Rémusat und Napoléon Bonaparte. — VIII. Metternich. — IX. Nach einer Lektüre.

Bd. VI. Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 2. Ausgabe. VIII, 400 S. 1886.

Inhalt: I. Zur Charakteristik Sainte Beuve's. — II. Guizot im Privatleben. — III. Philarète Chasles. — IV. Ernest Bersot. — V. Graf Circourt. — VI. Eine ostindische Laufbahn. — VII. Ein englischer Journalist. — VIII. Antonio Panizzi. — IX. Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten. — X. Giuseppe Pasolini. — XI. Das belgische Experiment. — XII. Deutsche Stimmungen und Verstimmungen. — XIII. Halbbildung und Gymnasialreform.

Bd. VII. Culturgeschichtliches. XII, 335 S. Mit dem Bildniß des Verfassers in Holzschnitt. 1885.

Inhalt: I. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung. — II. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft. — III. Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830 bis 1860). — IV. Die Werther-Krankheit in Europa. — V. Ueber die Konvention in der französischen Litteratur. — VI. Vom alten und neuen Roman. — VII. Ueber die Fremdensucht in England. — VIII. Ueber das religiöse Leben in England. — IX. Der Engländer auf dem Kontinent.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers.

Von [**Karl Hillebrand**]. 2. Auflage.

8°. IV, 118 S. 1874. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Strassburg

mdcccccii

1872

Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Strassburg

mdccccii

Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Geschichte der neuern französischen Litteratur (XVI.—XIX. Jahrhundert).

Ein Handbuch

von

Heinrich Morf.

Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance.
8°. X, 246 S. 1898. Broschirt M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.—.

Inhalt: Einleitung: Mittelalterliche und humanistische Weltanschauung. — I. Kapitel: Am Ausgang des Mittelalters. (Die Zeit Ludwigs XII., 1498—1515.) — II. Kapitel: Die Anfänge der Renaissancelitteratur. (Die Zeit Franz' I., 1515—1548.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — III. Kapitel: Höhezeit und Niedergang der Renaissancelitteratur. (Die Zeit der letzten Valois und Heinrichs IV., 1547—1610.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — Bibliographische Anmerkungen

„Wer diesen ersten Band gelesen, wird das Erscheinen der folgenden mit Ungeduld erwarten. Die Erzählung der litterarischen Geschehnisse schreitet rasch vorwärts und ist fesselnd geschrieben. Die litterarischen Persönlichkeiten treten lebenswahr und plastisch hervor. Einige Beschreibungen kann man geradezu Kabinetstückchen nennen. Morf besitzt überhaupt die Gabe der prägnanten Charakterisirung. Ein paar Worte genügen ihm, um ein lebensvolles Bild hervorzuzaubern. . . .

Morfs Litteraturgeschichte ist eine ganz hervorragende Leistung. Wenn sich die folgenden Bände — wie es übrigens zu erwarten ist — auf der Höhe des ersten halten, werden wir in dieser französischen Litteraturgeschichte ein Werk begrüssen können, das sich der italienischen Litteraturgeschichte Gaspary's ebenbürtig an die Seite stellen wird. . ."

Beilage zur „Allgem. Zeitung" 1899. Nr. 10.

Der II. Band ist unter der Presse.

Geschichte der Italienischen Literatur

von

Adolf Gaspary.

Erster Band: **Die italienische Literatur im Mittelalter.**
8°. 550 S. 1885. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 11.—.

Inhalt: Einleitung. — Die Sicilianische Dichterschule. — Fortsetzung der lyrischen Dichtung in Mittelitalien — Guido Guinicelli von Bologna. — Die französ. Ritterdichtung in Oberitalien. — Religiöse und moralische Poesie in Oberitalien. — Die religiöse Lyrik in Umbrien. — Die Prosa im 13. Jahrh. — Die allegorisch-didaktische Dichtung und die philosoph. Lyrik der neuen florentinischen Schule. — Dante. — Die Comödie. — Das 14. Jahrhundert. — Petrarca. — Petrarca's Canzoniere. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen. — Register.

Zweiter Band: **Die italienische Literatur der Renaissancezeit.**
8°. 704 S. 1888. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—.

Inhalt: Boccaccio. — Die Epigonen der großen Florentiner. — Die Humanisten des 15. Jahrhunderts. — Die Vulgärsprache im 15. Jahrh. und ihre Literatur. — Poliziano und Lorenzo dé Medici. — Die Ritterdichtung. — Pulci und Bojardo. — Neapel. — Pontano und Sannazaro. — Macchiavelli und Guicciardini. — Bembo. — Ariosto. — Castiglione. — Pietro Aretino. — Die Lyrik im 16. Jahrh. — Das Heldengedicht im 16. Jahrh. — Die Tragödie. — Die Comödie. — Anhang bibliographischer und kritischer Bemerkungen.

„Jeder der sich fortan mit der hier behandelten Periode der italienischen Litteratur beschäftigen will, wird Gaspary's Arbeit zu seinem Ausgangspunkte zu machen haben. Das Werk ist aber nicht nur ein streng wissenschaftliches für Fachleute bestimmtes, sondern gewährt nebenbei durch seine anziehende Darstellungsweise auch einen ästhetischen Genuss; es wird daher auch in weiteren Kreisen Verbreitung finden.“ *Deutsche Litteraturzeitung.*

Die Fortsetzung dieses Werkes hat Dr. Richard Wendriner (Breslau) übernommen; ihm sind von der Gattin des verstorbenen Verfassers die Vorarbeiten, soweit sich solche im Nachlasse vorfanden, ausgehändigt worden.

Geschichte
der
Englischen Litteratur
von
Bernhard ten Brink.

Erster Band: Bis zu Wiclifs Auftreten.

2. verbesserte und vermehrte Auflage herausgegeben von
Alois Brandl.

8°. XX, 520 S. 1899. Broschirt M. 4.50, in Leinwand geb. M. 5.50, in Halbfranz geb. M. 6.50.

Inhalt: I. Buch. Vor der Eroberung. II. Buch. Die Übergangszeit. III. Buch. Von Lewes bis Crecy. IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance. Anhang.

Zweiter Band: Bis zur Reformation.

Herausgegeben von **Alois Brandl.**

8°. XV, 647 S. 1893. Broschirt M. 8.—, in Leinwand geb. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 10.—.

Inhalt: IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance (Fortsetzung). V. Buch. Lancaster und York. VI. Buch. Die Renaissance bis zu Surrey's Tod.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte. 8°. XV. u. S. 353—647. 1893. M. 5.—.

„Die Fortsetzung zeigt alle die glänzenden Eigenschaften des ersten Bandes nach meiner Ansicht noch in erhöhtem Masse; gründliche Gelehrsamkeit, weiten Blick, eindringenden Scharfsinn, feines ästhetisches Gefühl und geschmackvolle Darstellung."

Berlin. *Julius Zupitza, Deutsche Litteraturzeitung 1889, Nr. 19.*

„Bernhard ten Brink's Litteraturgeschichte ist ohne Zweifel das grossartigste Werk, das je einem englischen Philologen gelungen ist. Mehr noch: es ist eine so meisterhafte Leistung, dass es jedem Litteraturhistoriker zum Muster dienen kann. Und dies Urtheil hat seine volle Kraft trotz der unvollendeten Gestalt des Werkes. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, es in derselben Weise zu Ende zu bringen, so würde es leicht die hervorragendste unter allen Gesammtlitteraturgeschichten geworden sein . . ." *Museum, 1893, Nr. 7.*

Die Bearbeitung der zwei weiteren Bände hat Herr Professor Dr. Alois Brandl übernommen.

Shakspere.

Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß

von

Bernhard ten Brink.

Mit dem Bildniß des Verfassers, radiert von W. Krauskopf.

Erste und zweite Auflage.

Klein 8°. 166 S. 1893. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Inhalt: Erste Vorlesung: Der Dichter und der Mensch. — Zweite Vorlesung: Die Zeitfolge von Shaksperes Werken. Dritte Vorlesung: Shakspere als Dramatiker. — Vierte Vorlesung: Shakspere als komischer Dichter. — Fünfte Vorlesung: Shakspere als Tragiker.

„Es ist ein hoher und herrlicher Geist, der aus diesen Vorträgen spricht. Flammende Begeisterung, philosophische Bildung und strenge Wissenschaftlichkeit, feinstes Verständniss und Nachfühlen des Dichters, das sind die Vorzüge, die sich hier miteinander vereinen.“

Seemanns Litterar. Jahresbericht 1893.

„Bedarf es eines Beispiels für die Art von Wissenschaft, wie wir sie uns denken, so sei nur im Augenblick auf das köstliche Buch über „Shakspere“ verwiesen, das aus dem Nachlasse von ten Brink, eines der hervorragendsten Gelehrten unserer Zeit, durch die Sorgfalt Edward Schröders zugänglich geworden ist. Was psychologische Synthese und nachfühlende Aesthetik zu leisten vermag, darüber belehrt dieses kleine Werk besser, als es der weitläufigsten Theorie gelänge.“

Anton E. Schönbach in Vom Fels zum Meer 1893/94 Heft 1.

Dieses Buch ten Brinks ist bei *Schönbach* (*Über Lesen und Bildung, 4. Aufl.)* unter den besten deutschen Prosawerken genannt.

Aus und über England.

Von

Karl Hillebrand.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

(Zeiten, Völker und Menschen III. Band).

8°. VIII, 408 S. 1892. ℳ 4.—, gebunden ℳ. 5.—.

Inhalt: Vorbemerkung. — I. **Briefe aus England.** — II. **Französische Studien englischer Zeitgenossen.** — Pariser Zustände im Lichte des englischen Romans. — Englische Beobachtungen über französisches Familienleben. — J. Morley's Studien über das XVIII. Jahrhundert in Frankreich. — III. **Zur Litteratur und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.** — Fielding's Tom Jones. — Lawrence Sterne.

„Die sieben Bände seiner Aufsätze, die Karl Hillebrand unter dem Titel „Zeiten, Völker und Menschen" gesammelt hat, bilden ein interessantes und wertvolles Vermächtnis eines ausserordentlich belesenen und weltkundigen, dabei geistvollen und selbständig urteilenden Schriftstellers, den ein wunderliches Lebensgeschick in Frankreich, England und Italien beinahe ebenso heimisch gemacht hatte wie in Deutschland. Aus der Fülle seiner lebendigen Anschauung wie seiner Litteraturkenntnis heraus hat der verstorbene Historiker zahlreiche Abhandlungen und Kritiken geschrieben, die in der That wert sind, auch nach Jahren noch gelesen zu werden. Das Erscheinen stark vermehrter zweiter und dritter Auflagen, wenigstens der ersten Bände dieses Sammelwerks, ist denn auch ein gutes Zeichen, dass sie über den allzufrühen Tod des Verfassers hinaus Beachtung und Teilnahme gefunden haben. Der vorliegende Neudruck der Aufsätze „Aus und über England" ist durch einen Vortrag über „Defoë und Robinson Crusoe" aus dem Nachlass des Verfassers bereichert, der allerdings genug Reiz der individuellen Anschauung und der Form des Ausdrucks hat, um sich neben den verwandten beiden Aufsätzen zur Litteratur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts „Fieldings Tom Jones" und „Lawrence Sterne" behaupten zu können. Die eigentliche Bedeutung des Buches liegt jedoch nicht in den ursprünglich in französischer Sprache gehaltenen Vorträgen über den ältern englischen Roman, sondern in den im Sommer und Herbst 1873 geschriebenen „Briefen aus England", in denen die fortschreitende Demokratisirung des englischen Staats und der englischen Gesellschaft mit vorurteilslosem Scharfsinn beobachtet und geschildert werden... Von besonderm Gehalt sind die Kritiken „Französische Studien englischer Zeitgenossen"; bei seiner genauen Kenntnis beider Länder, beider Bildungen vermag er eine sehr eindringliche und überzeugende Kritik einer Gruppe englischer Darstellungen über französische Zustände und Menschen zu geben."

Die Grenzboten, Leipzig.

GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN LITTERATUR
BIS ZUM AUSGANGE DES MITTELALTERS

VON

RUDOLF KOEGEL

Erster Band: **Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.**

Erster Teil: Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. 8°. XXIII, 343 S. 1894. M. 10.—
Ergänzungsheft zu Band I: Die altsächsische Genesis. Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Dichtung und Verskunst. 8°. X, 71 S. 1895. M. 1.80
Zweiter Teil: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. 8°. XX, 652 S. 1897. M. 16.—
Die drei Teile des I. Bandes zusammen in einen Band in Halbfranz gebunden. M. 31.50

«.... Koegel hat eine Arbeit unternommen, die schon wegen ihres grossen Zieles dankbar begrüsst werden muss. Denn es kann die Forschung auf dem Gebiete der altdeutschen Litteraturgeschichte nur wirksamst unterstützen, wenn jemand den ganzen vorhandenen Bestand von Thatsachen und Ansichten genau durchprüft und verzeichnet, dann aber auch an allen schwierigen Punkten mit eigener Untersuchung einsetzt. Beides hat K. in dem vorliegenden ersten Bande für die älteste Zeit deutschen Geisteslebens gethan. Er beherrscht das bekannte Material vollständig, er hat nichts aufgenommen oder fortgelassen, ohne sich darüber sorgfältig Rechenschaft zu geben. Kein Stein auf dem Wege ist von ihm unumgewendet verblieben.»

Anton E. Schönbach, Oesterreich. Litteraturblatt 1894 Nr. 18.

Etymologisches Wörterbuch

der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge,

ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Freiburg i. Br.

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.

Lex. 8°. XXVI, 510 S. 1899. Broschirt M. 8.—, in Halbfranz geb. M. 10.—

Vor dem Erscheinen der ersten Auflage von **Kluges etymologischem Wörterbuch** hat es eine lexikalische Bearbeitung der Etymologie unseres modernen Sprachschatzes nicht gegeben. Der Erfolg der seit dem Jahre 1884 erschienenen fünf Auflagen und die Anerkennung, welche dem Buche zu Teil geworden, haben gezeigt, wie richtig der Gedanke war, die Ergebnisse des anziehendsten und wertvollsten Teiles der wissenschaftlichen Wortforschung: den über die Entstehung und Geschichte der einzelnen Wörter unseres Sprachschatzes, in knapper lexikalischer Darstellung zusammenzufassen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und slavischen Sprachen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine Verwandtschaft festzustellen vermag. Eine allgemeine Einleitung behandelt die Geschichte der deutschen Sprache in ihren Umrissen.

Die vorliegende neue Auflage, die auf jeder Seite Besserungen oder Zusätze aufweist, hält an dem früheren Programm des Werkes fest, strebt aber wiederum nach einer Vertiefung und Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme und ist auch diesmal bemüht, den neuesten Fortschritten der etymologischen Wortforschung gebührende Rechnung zu tragen; sie unterscheidet sich von den früheren Auflagen besonders durch sprachwissenschaftliche Nachweise und Quellenangaben, sowie durch Aufnahme mancher jüngerer Worte, deren Geschichte in den übrigen Wörterbüchern wenig berücksichtigt ist, und durch umfänglicheres Zuziehen der deutschen Mundarten. Aus den ersten Buchstaben seien nur die folgenden Wörter, zum Teil Neuschöpfungen unseres Jahrhunderts, angeführt, die neu aufgenommen worden sind: allerdings, Altkanzler, Anfangsgründe, Angelegenheit, Anschaulichkeit, anstatt, anzüglich, Aschenbrödel, Aschermittwoch, ausmergeln, Begeisterung, beherzigen, belästigen, bemitleiden, beseitigen, Beweggrund, bewerkstelligen, bildsam, bisweilen, Blamage, Büttner, Christ, Christbaum, Christkindchen; aus dem Buchstaben K nennen wir: Kabache, Kämpe[2], Kammerkätzchen; Kanapee, Kannengießer, Känsterlein, Kanter, Kaper[2], Käpfer, Kartätsche, Katzenjammer u. s. w. Am besten aber veranschaulichen einige Zahlen die Vervollständigung des Werkes seit seinem ersten Erscheinen: die Zahl der Stichworte hat sich von der ersten zur sechsten Auflage vermehrt im Buchstaben A: von 130 auf 280, B: von 387 auf 520, D: von 137 auf 200, E: von 100 auf 160, F: von 236 auf 329, G: von 280 auf 330, K: von 300 auf 440, P: von 180 auf 236.

Straßburger Goethevorträge

Zum Besten des für Straßburg geplanten Denkmals des jungen Goethe.

Erste und zweite Auflage.

8°. VI, 197 S. 1899. M. 2.—, in Leinwand geb. M. 2.50.

Inhalt:

Goethe über Weltliteratur und Dialektpoesie. Von Ernst Martin. — Der junge Goethe. Von Rudolph Henning. — Goethe und Lili. Von Eugen Joseph. — Aus Goethes Philosophie. Von Wilhelm Windelband. — Goethe und die Antike. Von Adolf Michaelis. — Über Goethes Farbenlehre. Von Jacob Stilling. — Goethes Faust. Von Theobald Ziegler.

Geschichte der Griechischen Plastik

von

Maxime Collignon

Mitglied des Instituts, Professor an der Universität in Paris.

Erster Band: Anfänge. — Früharchaische Kunst. — Reifer Archaismus. — Die grossen Meister des V. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer, a. o. Professor an der Universität Strassburg. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 281 Abbild. im Text. Lex. 8⁰. XV, 592 S. 1897. Broschirt M. 20.—, in eleg. Halbfranzband M. 25.—.

Zweiter Band: Der Einfluss der grossen Meister des V. Jahrhunderts. — Das IV. Jahrhundert. — Die hellenistische Zeit. — Die griechische Kunst unter römischer Herrschaft. Ins Deutsche übertragen von Fritz Baumgarten, Professor am Gymnasium zu Freiburg i. B. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 377 Abbildungen im Text. Lex. 8⁰. XII, 763 S. 1898. Broschirt M. 24.—, in eleg. Halbfranzband M. 30.—.

„Collignon's Histoire de la sculpture grecque, . . . hat mit Recht überall eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Der Verf. steht von vorn herein auf dem Boden, der durch die umwälzenden Entdeckungen der letzten Jahrzehnte geschaffen ist, und betrachtet von diesem neu gewonnenen Standpunkte aus auch die älteren Thatsachen und Forschungsergebnisse. Er beherrscht die einschlägige Literatur, in der die deutsche Forschung einen bedeutenden Platz einnimmt, und weiss die Streitfragen oder die Thatsachen in geschmackvoller Form und ohne ermüdende Breite darzustellen. Eine grosse Anzahl gut ausgeführter Textillustrationen, nach zum grössten Teil neu angefertigten Zeichnungen, dient dem Texte zu anschaulicher Belebung und bietet eine vornehme Zierde des Buches, sehr verschieden von jenen oft nichtssagenden Umrissen, welchen wir in ähnlichen Büchern so oft begegnen. So war es ein glücklicher Gedanke, Collignon's Werk dem deutschen Publikum, nicht blos dem gelehrten, durch eine deutsche Uebersetzung näher zu bringen. Der Uebersetzer, Dr. Ed. Thraemer, hat seine nicht ganz einfache Aufgabe vortrefflich gelöst: die Darstellung liest sich sehr gut, und man wird nicht leicht daran erinnert, dass man eine Uebersetzung vor sich hat. Hier und da ist ein leichtes thatsächliches Versehen stillschweigend berichtigt, anderswo durch einen (als solcher bezeichneten) Zusatz ein Hinweis auf entgegenstehende Auffassungen, auf neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, auf neu erschienene Literatur gegeben . . . Im Ganzen jedoch handelt es sich um eine Uebersetzung, nicht um eine durchgehende Bearbeitung des Originalwerkes, so dass der Leser überall Collignon's Auffassungen ohne fremde Aenderungen kennen lernt . . .

fs. (Liter. Centralblatt 1899. Nr. 53.)

Griechische Geschichte

von

Julius Beloch.

I. Band: **Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg.** gr. 8°. XII, 637 S. 1893. Broschirt M. 7.50, in Halbfranz gebunden 9.50.

II. Band: **Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens.** Mit Gesamtregister und einer Karte. gr. 8°. XIII, 720 S. 1897. Broschirt M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 11.—.

I. u. II. Band complet in 2 Halbfranzbände gebunden M. 20.—.

„... Das Ganze ist fliessend geschrieben, von durchsichtiger Klarheit, gleich abgerundet in Form und Fassung. So tritt das Buch mit dem Anspruch auf, dem deutschen Publikum zu bieten, was es bis jetzt noch nicht besitzt: eine von wirklich historischem Geist getragene und zugleich lesbare Geschichte Griechenlands. Ref. steht nicht an, zu erklären, dass es diesen Anspruch in weitem Umfang erfüllt. Durch einen freien und weiten Blick, durch umfassende historische Kenntnisse, durch gründliche Durcharbeitung des Materials war der Verf. für seine Aufgabe vorbereitet. Von der Selbständigkeit und der vor keiner Consequenz zurückschreckenden Energie seines historischen Urteils hat er schon früher vielfach Proben abgelegt ... "

Eduard Meyer im Literarischen Centralblatt 1894, Nr. 4.

Der eigentliche Vorzug des Werkes liegt auf dem Gebiete der Darstellung der wirtschaftlichen und socialen Grundlagen des Lebens, in denen B. die materiellen Grundlagen erkennt, auf denen sich die grossartigen Umwälzungen, auch der geistigen und politischen Entwickelung vollzogen. Da B. gerade in dieser Beziehung das Material beherrscht, wie nicht leicht ein anderer Forscher, so durfte man hierin von seiner Darstellung Ausführliches und Vorzügliches erwarten .... Glanzpunkte sind der VII. Abschnitt: Die Umwälzung im Wirtschaftsleben (vom 7. zum 6. Jahrh.) und der XII.: Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen .... Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, über die Getreideeinfuhr, über das Aufhören der Natural- und den Beginn der Geldwirtschaft, die Erträgnisse der Industrie und des Handels, über Zinsen, Arbeitslöhne etc. erhalten wir die eingehendsten Aufschlüsse und wundern uns, wie diese wichtigen Dinge bei der Darstellung der griechischen Geschichte bisher unberücksichtigt bleiben konnten.

... Die Form der Darstellung ist eine ausserordentlich gewandte und fliessende.

Bl. f. d. Gymnasialschulwesen, XXX. Jahrg. S. 671 u. ff.

NORDISCHE ALTERTUMSKUNDE

NACH FUNDEN UND DENKMÄLERN AUS DÄNEMARK UND SCHLESWIG

GEMEINFASSLICH DARGESTELLT

VON

DR. SOPHUS MÜLLER

DIREKTOR AM NATIONALMUSEUM ZU KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUSGABE

UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS BESORGT

VON

DR. OTTO LUITPOLD JIRICZEK

PRIVATDOZENTEN DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT BRESLAU.

I. Band: Steinzeit — Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. 8°. XII, 472 S. 1897. Broschirt M. 10.—, in Leinwand gebunden M. 11.—.

II. Band: Eisenzeit. Mit 189 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 8°. VI, 324 S. 1898. Broschirt M. 7.—, in Leinwand gebunden M. 8.—.

Inhalt:

I. Steinzeit. 1. Wohnplätze der älteren Steinzeit. 2. Altertümer aus der Zeit der Muschelhaufen. 3. Chronologie der älteren Steinzeit. 4. Die Periode zwischen der Zeit der Muschelhaufen und der Steingräber. 5. Die kleineren Steingräber, Rundgräber und Hünenbetten. 6. Die grossen Steingräber oder Riesenstuben. 7. Das Innere der Steingräber, Begräbnisbräuche und Grabbeigaben. 8. Die jüngsten Gräber der Steinzeit: Kisten- und Einzelgräber. 9. Das Studium der Steingräber, eine historische Uebersicht. 10. Altertümer aus der jüngeren Steinzeit. 11. Kunst und Religion. 12. Das Studium der Steinaltertümer, eine historische Uebersicht. 13. Herstellungstechnik der Geräte und Waffen. 14. Wohnplätze, Lebensweise etc.

Nordische Altertumskunde (Fortsetzung).

II. Bronzezeit. 1. Aufkommen und Entwickelung des Studiums der Bronzezeit. — Die ältere Bronzezeit: 2. Aeltere Formen aus Männergräbern, Waffen und Schmuck. 3. Toilettegerätschaften. 4. Männer- und Frauentrachten. Feld- und Moorfunde. 5. Die älteste Ornamentik im Norden und ihr Ursprung. 6. Die älteste Bronzezeit in Europa. 7. Beginn der nordischen Bronzezeit und Bedeutung des Bernsteinhandels. 8. Grabhügel und Gräber. 9. Der spätere Abschnitt der älteren Bronzezeit. 10. Die Leichenverbrennung, Ursprung, Verbreitung und Bedeutung des Brauches. — Die jüngere Bronzezeit: 11. Einteilung, Zeitbestimmung, Funde. 12. Gräber, Grabbeigaben. 13. Feld- und Moorfunde etc. 14. Innere Zustände, Handwerk, Ackerbau, Kunst, Religion.

I. Bd. Abbild. 121.
Kamm aus der jüngeren Bronzezeit.

III. Die Eisenzeit. Die ältere Eisenzeit. 1. Beginn der Eisenzeit in Europa. 2. Die vorrömische Eisenzeit. Eine fremde Gruppe. 3. Zwei nordische Gruppen. 4. Die römische Zeit. Altertümer und Industrie. 5. Gräber und Grabfunde aus der römischen Zeit. 6. Die Völkerwanderungszeit. Fremde und nordische Elemente. 7. Die Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit. 8. Die grossen Moorfunde aus der Völkerwanderungszeit. 9. Die Goldhörner und der Silberkessel. Opferfunde aus der Eisenzeit. — Die jüngere Eisenzeit. 10. Die nachrömische Zeit. 11. Die Tierornamentik im Norden. 12. Die Vikingerzeit. 13. Gräber, Bestattungsarten, Gedenksteine. 14. Handwerk, Kunst und Religion. Schlussbetrachtung: Mittel, Ziel und Methode. Sach- und Autoren-Register. — Orts- und Fundstätten-Register.

« . . . S. Müllers Altertumskunde ist ebenso wissenschaftlich wie leicht verständlich. Es ist freudig zu begrüssen, dass dieses Werk in deutscher Sprache erscheint, und O. Jiriczek war eine vortrefflich geeignete Kraft, sich dieser Aufgabe der Uebersetzung zu unterziehen . . . Die verschiedenen Anschauungen der Gelehrten über einzelne Erscheinungen werden in objektiver Weise dargelegt, wodurch in das Werk zugleich eine Geschichte der nordischen Archäologie verwebt ist. Dabei hat M. jederzeit seine Blicke auf die Parallelerscheinungen und die Forschung bei anderen Völkern gerichtet und dadurch den Wert seines Werkes über die Grenzen der nordischen Archäologie erweitert. Besondere Anerkennung verdient auch die klare und scharfe Erklärung technischer Ausdrücke. . . .» *Literar. Centralblatt 1897, Nr. 2.*

Deutsche Volkskunde.

Von

Elard Hugo Meyer,

Professor der germanischen Altertumskunde an der Universität Freiburg i. Br.

Mit 17 Abbildungen und einer Karte.

8°. VIII, 362 S. 1898. Preis broschirt M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 6.50.

Inhalt: I. Dorf und Flur; II. Das Haus; III. Körperbeschaffenheit und Tracht; IV. Sitte und Brauch; V. Die Volkssprache und die Mundarten; VI. Die Volksdichtung; VII. Sage und Märchen.

Amtliche Empfehlungen:

Vom Kaiserl. Oberschulrat für Elsass-Lothringen wurde das Werk gleich bei Erscheinen (am 6. Dezember 1897) den *Kreisschulinspektoren* und *Lehrerbildungsanstalten* zum Studium empfohlen.

Der Grossherzogl. Badische Oberschulrat hat laut Schreiben v. 12. Januar 1898 im Schulverordnungsblatt auf das Werk empfehlend aufmerksam gemacht.

Das Königlich Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hat laut Schreiben v. 22. Februar 1898 die *Bezirksschulinspektoren* auf das Werk aufmerksam gemacht.

Das Grossherzogl. Hessische Ministerium des Innern, Abtheilung für Schulangelegenheiten, hat durch Erlass vom 28. Januar 1898 das Werk den Grossherzoglichen *Direktionen der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen, Schullehrerseminarien u. Grossherzogl. Kreisschulkommissionen* zur Anschaffung für ihre Bibliotheken empfohlen.

«... Was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs blos Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen, wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht ...

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientierung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unseren Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt ... Es ist ein unermesslich grosses Gebiet, durch das uns das Buch führt. Es ist frische grüne Weide, die seltsamerweise dem grossen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet ...

Das Buch ist nicht bloss eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That».

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 286.

Zur
Analysis der Wirklichkeit.

Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie

von

Otto Liebmann.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

8°. X, 722 S. 1900. — Preis: broschirt M. 12.—, gebunden M. 14.—

Inhalt: Vorwort zur dritten Auflage. — Prolegomena.
Erster Abschnitt: Zur Erkenntnißkritik und Transscendentalphilosophie. — Idealismus und Realismus. — Ueber die Phänomenalität des Raumes. — Anhang. — Raumcharakteristik und Raumdeduction. — Ueber subjective, objective und absolute Zeit. — Ueber relative und absolute Bewegung. — Zur Theorie des Sehens. Erstes Kapitel. Id. Zweites Kapitel. — Die Logik der Thatsachen oder Causalität und Zeitfolge. — Die Metamorphosen des Apriori.

Zweiter Abschnitt: Zur Naturphilosophie und Psychologie. Vorbetrachtungen. Erste Meditation. Id. Zweite Meditation. — Ueber den philosophischen Werth der mathematischen Naturwissenschaft. — Einige Worte über das Atom. — Platonismus und Darwinismus. — Das Problem des Lebens. — Aphorismen zur Kosmogonie. (Mythologie und Philosophie. Historische Zwischenbemerkung. Bedenken. Geogonie. Causalität und Teleologie. Ewige Palingenesie. Ideenordnung im Universum.) — Ueber den Instinct. — Die Association der Vorstellungen. — Ueber die Existenz abstracter Begriffe. — Menschen- und Thierverstand. — Gehirn und Geist. — Die Einheit der Natur.

Dritter Abschnitt: Zur Aesthetik und Ethik. — Ideal und Wirklichkeit. — Das ästhetische Ideal. — Das ethische Ideal.

Geschichte des Volkes Israel

in acht Vorträgen dargestellt
von

Max Löhr,

der Theologie und Philosophie Doctor, a. o. Professor der Theologie in Breslau.

—— Mit vier Karten. ——

Kl. 8°. VIII, 168 S. 1900. Broschirt Mk. 2.—, in Leinwand gebunden Mk. 2.50.

Inhalt: I. Die Zeit der Patriarchen. Abraham. — II. Der Auszug aus Aegypten. Moses. — III. Die Eroberung Kanaans. Die Richter. — IV. Die älteste Königszeit. Saul. David. Salomo. — V. Die Geschichte des Nordreichs. — VI. Die Geschichte des Südreichs. — VII. Die Zeit des Exils. — VIII. Die Entstehung des Judenthums.

Aus dem Vorwort:

„Die Vorträge wollen nur ein Bericht sein über die moderne wissenschaftliche Forschung zur Geschichte Israels, natürlich soweit deren Resultate mir annehmbar erscheinen, und sind in erster Linie für einen weiteren, nichttheologischen Leserkreis bestimmt. Für theologische Leser habe ich Anmerkungen beigegeben, welche theils Literaturnachweise und wichtige biblische Belegstellen, theils kurze Rechtfertigungen meiner Stellungnahme zu dieser oder jener Schulfrage u. a. enthalten.“

Karl Hillebrand

Zeitgenossen und Zeitgenössisches

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Sechster Band.

Zeitgenossen und Zeitgenössisches.

Dritte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner
1907.

Zeitgenossen

und

Zeitgenössisches

von

Karl Hillebrand.

Dritte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner
1907.

Druck von Georg Reimer in Berlin.

Dem

alten Freunde

Giovanni Merlo

. . . . "one in whom
The ancient Roman honour more appears
Than any that draws breath in Italy,"

widmet

diese Skizzen und Umrisse

der Verfasser.

Inhalt.

I.

Zur Charakteristik Sainte-Beuves.[1])

Sainte-Beuve war ein zu fleißiger Arbeiter, um viel Muße zum Schreiben von Briefen oder Tagebüchern übrig zu behalten, und sein Temperament, seine Gewohnheit, seine pekuniäre Lage erlaubten ihm nicht, seine Arbeiten im Pulte liegen zu lassen. Es ist also kaum zu verwundern, wenn sein literarischer Nachlaß fast ausschließlich in Schnitzeln besteht: doch sind es immerhin Späne eines köstlich edlen Holzes, und wir können dem treuen und einsichtigen Sekretär des großen Kritikers nicht dankbar genug sein für die Mühe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, womit er alle diese Abfälle gesammelt und geordnet hat. Schon gleich nach dem Kriege veröffentlichte Herr Troubat eine vor der Katastrophe begonnene Sammlung von „Erinnerungen und Indiskretionen" (1872), welche autobiographische Notizen von Sainte-Beuvescher Genauigkeit enthielt: mehr kann man wohl nicht sagen, um den Wert dieser Notizen zu bezeichnen. Eigene Erinnerungen des Herausgebers aus der letzten Lebenszeit seines Meisters vervollständigten das schätzbare Werk. Die kurz darauf (1873) erschienenen „Lettres à la Princesse" (Mathilde) waren eine Enttäuschung für viele. Alles ist bedeutend

[1]) C. A. Sainte-Beuve. Correspondance 1822—1869. Drei Bände. Paris, Calman Lévy. 1877—1880.

bei einem bedeutenden Menschen, und so macht es auch Vergnügen, zu sehen, wie Sainte-Beuve mit des Kaisers Cousine verkehrte, wie er seine Unabhängigkeit des Urteilens sowohl als des Handelns zu bewahren wußte, wie er die hohe Verbindung benutzte, um Bedürftigen Gutes zu tun, auch um an höchste Stelle wohlgemeinte Warnungen gelangen zu lassen. Das rein Menschliche der Beziehung zwischen der dem Throne nahegestellten Frau und dem „literarischen Tagelöhner" der Rue Montparnasse wirkt wohltuend, weil beiderseits die Eitelkeit so wenig, als es in solchen Verhältnissen möglich ist, hineinspielt. Die Mehrzahl der Billets ist nichtsdestoweniger von untergeordnetem Werte, und wenn schon ihre Veröffentlichung dem Menschen und Schriftsteller sicherlich keinen Eintrag getan, so war sie doch auch nicht dazu gemacht, irgendwie bestimmend oder ändernd auf unsere Beurteilung einzuwirken. Von weit größerem objektivem Gehalte war das Bändchen von Sainte-Beuves Heften („Les Cahiers de Sainte-Beuve" 1876), eine Sammlung hingeworfener Gedanken und Beobachtungen ohne allen Zusammenhang: aber welche Fülle des Geistes und, was man auch zum Gegenteile sagen mag, des Gemütes geht uns darin auf. Es ist unstreitig der positiv wertvollste Teil dieser posthumen Mitteilungen. Weniger interessant für Sainte-Beuve, aber von großer Wichtigkeit für die geistige Zeitgeschichte war der Band der Chroniques parisiennes (1876), anonyme Briefe, welche der vielbeschäftigte Schriftsteller in den Jahren 1843, 1844, 1845 an die „Revue suisse" in Lausanne schrieb: meist flüchtige literarische, oft auch politisch-religiöse Tagesneuigkeiten enthaltend, die über die néo-klassische Reaktion gegen die Romantik der dreißiger

Jahre und den gerade damals wogenden Kampf zwischen Universität und Kirche viel Licht verbreiten; zugleich aber auch durch das, was ihnen abgeht, dartun, was noch, außer dem Gedanken und dem Wissen, nötig war, um solche Meisterwerke wie die ausgearbeiteten Causeries du Lundi hervorzubringen, welche heute, in achtundzwanzig (beziehungsweise dreiunddreißig) Bänden gesammelt, in der Bibliothek jedes gebildeten Franzosen stehen.[1])

Ganz anderer Natur ist der vorliegende Briefwechsel Sainte-Beuves, der von 1822—1869, dem Todesjahre des Kritikers, geht. Es sind, wie sich's bei Sainte-Beuves angestrengter Arbeit denken läßt, keine in Muße und Stimmung, guter oder böser, con amore geschriebenen Plaudereien oder Erörterungen mit Freunden, wie z. B. Ampères, Tocquevilles oder Lamennais' Briefe. Es sind fast alle, was ein Literat Geschäftsbriefe zu nennen berechtigt ist. Hunderte von unbekannten oder verkannten Dichterlein senden dem Kritiker ihre „Blumen" und „Blüten" — es ist unglaublich, welch ein reicher Frühling unter der prosaischen Winterdecke des modernen Frankreich keimt —; und der vielbeschäftigte Mann antwortete mit französischer Urbanität und französischer Pünktlichkeit auf jede dieser Zusendungen; manchmal aus wahrer Teilnahme am armen Poeten, vielleicht auch hier und da — wer ergründet das Herz und prüft die Nieren? — um sich nicht ohne Not Feinde aus allen denen zu machen, deren Anliegen unbeantwortet geblieben wäre: war der

[1]) Die übrigen, ans Skandalöse grenzenden Enthüllungen über Sainte-Beuves Liebesleben, die noch außerdem erschienen, lassen wir hier billig unberücksichtigt. Sie bringen nichts zur Charakteristik des Mannes und geben nur im Detail, was wir en gros schon wußten

„Fürst der Kritik“ doch schon in Gefahr, sich Feinde die Fülle zu machen, wenn er Mitlebende laut beurteilen und wahr bleiben wollte. Wahr blieb er aber bei aller Höflichkeit auch gegen die Zusender geheimer Dichtersünden. Er verstand sie zu ermutigen, ohne ihnen zu schmeicheln, und zu entmutigen, ohne sie zu verletzen. Gegen solche, die schon durchgedrungen waren, wußte er sich zu verteidigen oder ein warnendes Wort hören zu lassen. Als Mme. Louise Colet, Cousins Freundin und die selbstgefällige Erzählerin ihrer Beziehungen zu Alfred de Musset, nicht müde ward, bei ihm um Artikelchen über ihre, übrigens stets von der Akademie — Cousins Akademie — gekrönten Poesien zu betteln, bat er endlich ungeduldig um die einzige Gnade, „sie stillschweigend bewundern zu dürfen“; und dem talentvollen Baudelaire, der sein großes Talent so unverantwortlich mißbrauchte, führte er recht eindringlich zu Gemüte, wie krankhaft seine Richtung sei, wie „pretiös sein Ausdruck, wie geperlt im einzelnen, wie mit dem Gräulichen petrarchisierend“ seine Weise sei. Reizend und wohltuend sind die Briefe, in denen er sich mit frommen Seelen auseinandersetzt, ohne jede Spur von Heuchelei, ohne auch nur eine Position seines negativen Glaubens aufzugeben, aber voller Milde und Verständnis: „Sie sind unglücklich und bitten mich um Trost: ich möchte wohl das Geheimnis besitzen, geehrter Herr, und in mir die lebende Quelle haben; ich würde gewiß nicht geizig damit sein. Aber Sie müssen sie nicht bei uns anderen (Ungläubigen) suchen. Wenn man den Glauben und den Halt einer positiven Religion hat, so ist die Quelle allen Trostes schon so gut wie gefunden; wenn man nicht das Glück hat zu glauben, so ist das Übel

fast unheilbar . . . Verzeihen Sie, wenn ich so schlecht auf Ihre so unbefangenen und vertrauensvollen Fragen antworte; aber ich selber, wenn ich glaubte, es gäbe auf der Welt einen Poeten, der das Geheimnis hätte, das Sie suchen, ich würde ihn um das bitten, was Sie von mir verlangen; denn wie Sie, brauche ich, was tröstet; nur mache ich mir vielleicht weniger Illusionen und suche nicht mehr, da ich am Finden verzweifle, und weil ich überzeugt bin, daß die Religion allein jene Ruhe gibt, die vielleicht nicht das Glück ist, die aber hinreicht, wenn die erste Jugend vorüber ist." Noch weicher wird seine Stimme, wenn es gilt Unglückliche aufzurichten, die den Glauben verloren haben, den man nicht wiederfindet. „Fahren Sie fort zu singen und zu leiden," schreibt er einem jungen Dichter, „es ist der edelste Zustand einer sterblichen Seele. Leiden ohne zu singen ist gar zu traurig. Singen ohne zu leiden, das ist Sache der Kehle. Aber weder singen noch leiden, sondern ohne Heiterkeit glücklich sein, das ist das Los der vielen, denen „das Fett der Erde" beschieden ist."

Viele Briefe der Sammlung beziehen sich auf Geschäfte, Herausgabe von Werken, wie z. B. alle die an Gräfin Christine de Fontanes gerichteten, worin er die Veröffentlichung der Werke ihres Vaters bespricht und worin er mehr als einmal Gelegenheit findet, seine literarische Unabhängigkeit und Gewissenhaftigkeit an den Tag zu legen, auf die Gefahr hin, sich mit der Dame zu entzweien und, was mehr gewesen wäre, die Frucht langer Arbeit aufzugeben. „In allen Dingen will ich nachgeben, nur nicht in Dingen der Feder, wenn ich einmal geglaubt habe, (das Richtige) gesagt zu haben." Und er führt ihr an, wie's ihm mit der Herzogin von Rauzan, der Tochter

von Mme. de Duras, wie mit J. J. Ampère gegangen, denen gegenüber er auch sein Recht gewahrt, mit Schonung und Takt die Schatten in den Bildnissen ihrer Eltern anzubringen. Es bedurfte nicht dieser Beweise, um das unbestechlichste literarische Gewissen, das vielleicht je dagewesen, ins rechte Licht zu stellen. Wer Sainte-Beuve persönlich gekannt, oder auch nur aufmerksam seinen Schriften gefolgt, hat ihm nie laut oder auch nur stillschweigend vorgeworfen, daß er eine Zeile gegen besseres Wissen und Gewissen geschrieben, um einen Vorteil zu erlangen, einen Gefallen zu tun, eine Rache zu üben.

Eine große Anzahl der Briefe enthalten Auseinandersetzungen mit gewesenen Freunden, mit Ministern oder kritisierten Autoritäten. Sie sind bei weitem die interessantesten Beiträge zur Kenntnis des Mannes, welche die Sammlung enthält, und zeigen die stolze Unabhängigkeit des Vielverleumdeten im schönsten Lichte, eine Unabhängigkeit und ein Würdegefühl, die freilich zuweilen in Empfindlichkeiten ausarten: allein unter allen Empfindlichkeiten ist wohl die berechtigste die eines Menschen, der sich durchaus bewußt ist, nur der Wahrheit gedient und stets ganz uneigennützig gehandelt zu haben, während man nicht aufhört, ihm die hämischsten Absichten bei jeder seiner Handlungen unterzuschieben. Wenn ich aber von den „Handlungen" rede, so muß das nicht im Sinne der öffentlichen Handlung verstanden werden. Die Korrespondenz keines „Handelnden", der, nach Goethe, ja immer „gewissenlos" ist, könnte eine solche Ehrenrettung konstituieren, als dieser Briefwechsel eines Beschauenden, der nur zeitweilig gegen seinen Willen sich zum Handeln bequemen muß. Die hier zuerst bekannt gewordenen Briefe

an Villemain, Cousin, S. de Sacy, Duruy, Rouher usw. erklären uns gar vieles in diesem oft so falsch beurteilten Leben, und zusammengehalten mit den leider nicht zahlreichen Jugendbriefen, erlauben sie uns, fast die ganze Lebensgeschichte des Mannes wiederherzustellen, die äußere wie die innere: jene die einfachste, diese die verwickelste der Welt.

Es wäre ein dankbarer Vorwurf, diese doppelte Lebensgeschichte mit einiger Ausführlichkeit zu erzählen; sie würde den besten Kommentar zu den Schriften bilden, die dessen zwar nicht bedürfen, aber doch unter solcher Beleuchtung einen Reiz mehr bekommen würden. Eine solche Erzählung aber müßte, um ihren Zweck zu erreichen, äußerst eingehend alle Einzelheiten berühren, um dieser so nuancierten Erscheinung gerecht zu werden. Da dies nun die Verhältnisse eines Aufsatzes nicht gestatten, so möge man mir erlauben, nur den Gesamteindruck andeutend wiederzugeben, den der gewordene Sainte-Beuve auf Unbefangene hervorbrachte und durch seine Werke hervorzubringen fortfährt. Einige Rückblicke auf den Werdenden, wie sie uns die Briefsammlung eröffnet, sollen nur einzelne Punkte in dem öffentlichen und dem Privatleben Sainte-Beuves erhellen, zwei Seiten, die sich schwerer als bei irgend jemand bei diesem durchaus einen und durchaus wahren auseinanderhalten lassen: denn Sainte-Beuves ganzes Dasein, sein innerstes wie sein äußeres, ging im Schriftsteller auf; und — er hat nie eine Rolle gespielt. Er war stets derselbe auf dem Lehrstuhl und am Schreibepult, vor den Hausfreunden und gewiß auch vor sich selber. Aber Einheit und Wahrheit sind nicht gleichbedeutend mit Einfachheit und Klarheit. Sainte-Beuves

Natur war keineswegs eine einfache und durchsichtige, wie z. B. die Viktor Hugos oder Thiers'. Sie war im Gegenteil die verwickeltste, schillerndste, unfaßbarste, die man sich denken kann; und die faculté maitresse ist nicht der Sesamschlüssel, der alle Kammern dieser labyrinthischen Gemüter öffnete, aber alle Schattierungen und Abstufungen einer so feinen und reichen Organisation wollen, wenn man keinen falschen Eindruck nach Hause bringen will, gleicherweise erfaßt sein, von welcher Seite man sich auch dem Gegenstand nähern mag: denn wo und wie diese komplizierte Menschennatur auch tätig war, alle ihre Federn und Räderchen setzten sich stets zugleich in spielend-zitternde Bewegung.

I.

Selten hat ein Mann mehr Feinde gehabt, selten ist ein Schriftsteller verschiedener beurteilt worden — verschiedener je nach den Kreisen und den Zeiten, aus denen heraus die Urteile gefällt wurden — als Sainte-Beuve. Dazu hat die Natur des Mannes wohl ebensoviel beigetragen als die Lebenstätigkeit, die er gewählt und der er, mit kurzen Unterbrechungen, bis an sein Ende treu geblieben.

Die unverwüstliche Wahrhaftigkeit, welche ich als den Grundzug seines Wesens bezeichnet habe, ist ihm besonders gefährlich geworden: er konnte es nicht über sich bringen, seine Meinung nicht auszusprechen, selbst wenn sie mit der öffentlichen Meinung in schroffem Gegensatze stand oder Personen verletzen mußte. Er vermochte es

nicht, sobald sein außerordentlich entwicklungsfähiger und vorurteilsloser Geist eine andere Richtung genommen, diese neue Richtung klug zu verbergen, oder sobald er eine neue Seite an einem Menschen oder einer Sache entdeckt, seine Entdeckung für sich zu behalten und sich so den Ruf der Folgerichtigkeit zu bewahren. Die öffentliche Meinung aber verzeiht jemandem nicht leicht, klüger sein zu wollen als sie ist; Personen, welche verletzt werden, geben nicht gern zu, daß unpersönliche Beweggründe das verletzende Urteil bestimmt haben können; und starre oder früh geronnene Geister sehen meist nur Schwachheit und Unsicherheit in jedem Wandel der Überzeugung. Sainte-Beuve lebte innerlich das ganze Leben des Jahrhunderts mit und rang sich nur langsam zu der Höhe über demselben durch, auf dem er gegen Ende seines Daseins stand. Allein er hatte von früh auf den Instinkt, der ihn aus der ihn umgebenden Welt von Gedanken und Empfindungen hinauszog; nur war er oft zu unsicher und schwach, hatte er zu wenig Selbstvertrauen, um ihm resolut zu folgen: immer wieder ließ er sich zurückreißen in die Strömung der Zeit. Erst als er endlich nach vielem Rudern und Schwimmen sich auf das Ufer geflüchtet, begann auch die Welt einzusehen und zuzugeben, daß der Unvorsichtige sich stets ernstlich bemüht hatte, den Fluß, in dem er lebte, so zu sagen von außen zu betrachten und zu beurteilen. Es hat in der Tat nur einen Augenblick im Leben Sainte-Beuves gegeben, wo er so ziemlich von allen — mit Ausnahme der frommen Eiferer natürlich — als das anerkannt ward, was er war: das geschah kurz vor seinem Tode, und zwar nicht nur aus Gründen der Billigkeit und des Verständnisses.

Es ist eben ein gefährliches Geschäft, jahrelang ab und zu über Zeitgenossen zu reden, mit denen man auch, ob man wolle oder nicht, zusammen leben muß in Ländern wie Frankreich und England, wo das Geistesleben konzentriert ist; es ist besonders gefährlich, wenn man stets nur die Wahrheit sagen und sich nicht an der Oberfläche genügen lassen will. Kein Wunder, wenn Sainte-Beuve, „sei's indem er von den einen schwieg, sei's indem er zu frei von den anderen redete, sich eine Menge Feinde in den hohen und niederen Gegenden des Schrifttums schuf". Auch Mignet hat alljährlich das Bildnis eines berühmten Zeitgenossen gezeichnet; aber er wählte mit der berechtigten Klugheit und der Rücksicht, die wir Takt zu nennen pflegen, nur Verstorbene, und er hielt sich an die öffentliche Erscheinung: er zeichnete die Weltschauspieler auf der Bühne, in ihrer Rolle, im Kostüme, das sie angelegt. Sainte-Beuve wollte sie hinter den Kulissen sehen, im Schlafrock, und sie zeigen, wie er sie gesehen. Es wäre sehr ungerecht, wollte man in jenen akademischen Bildnissen nur Lüge sehen: auch die so zu sagen amtliche Erscheinung eines Menschen, in welcher er gehandelt und geschrieben, ist wahr; ja Goethe meint einmal, nur diese Seite des Menschen gehöre der Welt und folglich auch ihrem Urteile an. Höchstens könnte man sagen, der Maler habe Unrecht gehabt, den inneren Menschen, soweit er sich auch in dem äußeren verrät, nicht genugsam angedeutet zu haben. Dieser Vorwurf der Einseitigkeit trifft aber auch, obschon in minderem Grade, die andere Behandlungsweise, und sie wird bei Saint-Beuve nur dadurch gerechtfertigt, daß zu jener Zeit und in seinem Volke jene Rolle so oft und so ungebührlich den darunter-

steckenden Menschen in Vergessenheit bringt. „Wie“, ruft er ärgerlich in einem dieser vertrauten Briefe aus, „ich sollte in Fontanes nur den höflichen, würdigen, eleganten, frommen Großmeister sehen und nicht den lebhaften, heftigen, schroffen, sinnlichen Menschen, der er war? Wie? la Harpe soll uns ein Mann von Geschmack sein, ein beredter Lehrer auf seinem Athenäumskatheder. und nicht der Mann, von dem Voltaire sagte: der Kleine wird wild. Und, in der Gegenwart ..., lebe ich nicht fünfunddreißig Jahre Villemain gegenüber, einem so großen Talent, einem so schönen Geist, so ausgestattet und beflaggt mit edelmütigen, freisinnigen, menschenfreundlichen, christlichen, zivilisatorischen und anderen Gefühlen, und dabei der schmutzigsten Seele, dem hämischsten Affen, der je gelebt! Was soll man denn am Ende tun ... Soll man in alle Ewigkeit seine edlen, erhabenen Gefühle loben, wie man's unveränderlich um ihn her tut und wie's das Gegenteil der Wahrheit ist? Soll man Düpe sein und die anderen düpieren?“ Man lese den reizenden Brief im Original zu Ende (I. S. 315 u. ff.): er gibt den Schlüssel zu gar manchem im Schriftsteller und Menschen, das nicht ganz klar scheint. Sainte-Beuve wußte sehr wohl, daß auch in Frankreich die ausgezeichnetsten unter den tätigen Menschen ganz in ihrem Amte aufgehen, bei ihnen also die Trennung des Richters, Lehrers, Priesters vom Menschen durchaus unstatthaft ist; und diesen ward er auch gern gerecht, obschon selbst bei ihnen das bißchen Amtsmiene, das denn doch immer angenommen wird, ihn mehr als billig belästigte. Dann aber legte der Kritiker in seinem Eifer, auf den wahren Grund des Menschen zu gelangen, auch oft viel zu viel

Gewicht auf Äußerungen und Handlungen, die einem öffentlichen Charakter in unbewachter Stunde entschlüpft sein mochten. Gar mancher sagt und tut im Privatleben etwas, das ihm die Laune und der Augenblick eingibt und das eigentlich gar nicht er selber ist; während er nur druckt oder öffentlich tut, wofür er sich bewußt ist, die ganze Verantwortlichkeit vor seinem Gewissen und der Welt übernehmen zu können, d. h. was er als seine innerste Überzeugung erkannt zu haben glaubt. Dies zu verkennen ist nun einmal eine fast unvermeidliche Folge der ganzen Methode, welche Sainte-Beuve in die Kritik eingeführt und deren Wert oder Unwert hier, wo wir's nur mit dem Menschen, nicht seinem Werke, zu tun haben, zu erörtern nicht am Platze ist.

Niemand kannte besser als Sainte-Beuve die Grenzen seines Geistes, seiner Bildung, seiner Charakters und Temperaments; aber er würdigte nicht immer gleichermaßen die Grenzen der Außenwelt, welche das Recht hat, sich die Prüfung und Beurteilung zu verbitten, wenn sie diese Grenzen überschreiten. Nie sprach Sainte-Beuve von Naturwissenschaften oder von Kunst, selten von Politik und Philosophie; die schöne Literatur und die Religionsgeschichte, vor allem aber der Mensch, der darin zutage tritt, blieben seine fast ausschließliche Domäne. Nie suchte er eine politische Rolle zu spielen, und obschon er sich öfter auf das Katheder verirrte, stieg er doch immer wieder herunter, sobald er inne wurde, daß der Lehrstuhl nicht der Platz war für seine Art der Literaturbehandlung. Auch die Gesellschaft mied er stets, da er wußte, „das sicherste Mittel, sein inneres Gleichgewicht zu bewahren ... bestehe darin, sich so fern als möglich von den Menschen

zu halten". Dagegen trat er in seinen Schriften den Menschen oft mit seinem „Skalpel" — das Wort ist von ihm — zu nahe und vergaß, daß auch die Vivisektion ihre Schranken hat. Wollte er sich nicht dabei begnügen, aus den Werken und Taten längst Dahingeschiedener ihr wahres Wesen zu ergründen und wiederherzustellen, wie er es so meisterhaft verstand, so hätte er besser, wie Saint-Simon, nachzulassende Denkwürdigkeiten über die Mitlebenden für die Nachlebenden geschrieben, anstatt jenes historische Verfahren auch auf seine persönlichen Bekannten bei Lebzeiten anzuwenden. Ohne es zu wollen, mußte er das Privatleben hineinziehen, auch wenn er keine Tatsache desselben anführte. Sainte-Beuve hält sich bei Beurteilung Lamartines streng an die von dem Dichter selbst veröffentlichten Dokumente, mehr als wenn er von Lafontaine spricht, für dessen Porträt er alle Züge besitzt, die ihm Denkwürdigkeiten und Briefwechsel der Zeit bieten: aber man fühlt doch, die persönliche Kenntnis Lamartines des Menschen hat die Charakteristik Lamartines des Schriftstellers mehr als billig beeinflußt. In dieser Beziehung hätte Sainte-Beuve mehr Enthaltsamkeit üben können; allein auch das hängt mit seiner Natur und Weltanschauung zusammen: er hätte eine solche Zurückhaltung für eine Art Feigheit gehalten.

Sainte-Beuve war durch und durch Pariser und Literat. Seine ganze Existenz seit dem vierzehnten Lebensjahre — er war 1804 geboren — spielte sich mit kurzen Ausnahmen (1838 in Lausanne, 1848 in Lüttich) an der Seine ab. Paris ist nun aber für die Schriftstellerwelt wie ein großes Konvikt, etwa wie ein Palast für Höflinge, ein Schiff für Amerikareisende, ein Kloster für Mönche und

Nonnen sein soll: man kann sich nicht ausweichen, selbst wenn man möchte; man ist gezwungen, ausschließlich mit Konkurrenten zu leben; und dies gezwungene Zusammenleben bringt alle von der Zivilisation zurückgedrängten schlimmen Instinkte des Menschen wieder auf die Oberfläche: er wird gerade in einem so künstlich hergestellten Organismus wieder primitiver; der Kampf ums Dasein wird wieder ein unmittelbarer: man reißt sich „die Schüssel vor dem Munde weg", wie Sainte-Beuve hier einmal Cousin ins Angesicht vorwirft. Brotneid und Schadenfreude zeigen sich hier unverhüllt: und gar schwer wird es einem darin, sich selbst Recht zu verschaffen, ohne wie die anderen zu den Waffen der Roheit, Gewalt, List, Heuchelei, Schmeichelei usw. zu greifen. Nur ganz feste Charaktere, die genau wissen, was sie wollen, ein sicheres Gefühl der Würde haben, oder solche, die einfach ihre Tagesaufgabe erfüllen, ohne nach rechts oder links umzusehen, vielleicht auch wirklich nicht sehen, was sich vor ihren Augen zuträgt, kommen dabei leidlich zu ihrem Rechte, ohne den anderen zu nahe zu treten. Das ahnte ein Tocqueville wohl, wenn er sich, wie einst Montaigne und Montesquieu, fern von der Hauptstadt eine ruhige Landexistenz gründete; das sah Mérimée sehr deutlich, als er sich früh von der Literatenwelt zurückzog und fast ausschließlich in den vornehmen Kreisen der eleganten und politischen Welt verkehrte: hätte er von früh auf gleiche Ziele mit diesen verfolgt, er wäre klug genug gewesen, sich in die Literatenwelt zu flüchten. Sainte-Beuve war nicht derart. Seine Natur war eine feinfühlende und feindenkende, aber keine vornehme und keine kräftige. Der so gute, so wahrheitsliebende, so un-

abhängige Mensch war in einem Sinne doch nie so recht eigentlich, was der Deutsche, der nur die eine Bedeutung des Wortes kennt, einen Gentleman nennt. Im Grunde blieb noch immer etwas vom carabin, dem studiosus medicinae, in ihm, der er einige Jahre gewesen war; und wie sich junge Mediziner am wohlsten fühlen unter Kameraden, sei's in der Kneipe, sei's im Amphitheater, so war Sainte-Beuve eigentlich ganz in seinem esse nur am Montagstische bei Magny, wo die „Kameraden" der Schriftstellerwelt sich einzufinden pflegten, oder zu Hause am Schreibtische, wenn er einen Schriftsteller psychologisch sezierte. Die Schriftsteller, die nicht in die Kneipe gingen oder gar sich als Dandies gebärdeten, erschienen ihm leicht wie Kameraden, die affektiert waren; wie aber die Studenten unter sich nicht leicht eine Affektation dulden, so fuhr er sein Leben über fort, sie unbarmherzig anzugreifen, wo er ihr nur begegnete, indem er fast vergaß, daß man nicht mehr auf der Hochschule war und daß im tätigen, wirkenden Gemeinleben — sei's nun Staat oder Kirche, Armee oder Gesellschaft — bestimmte Kostüme und Rollen und Konventionen und Einseitigkeiten notwendig werden. Dabei konnte er es doch nicht über sich bringen, eben weil er im Grunde eine schwache Natur war, die des Anschlusses an andere, der Wirkung auf andere bedurfte, und der Versuchung, mit anderen „anzubinden", nicht widerstehen konnte, sich ganz zu isolieren, auf das Studium der Vergangenheit zu beschränken und die Gegenwart gewähren zu lassen. Die schonungslose Weise, wie er z. B. nicht müde ward Chateaubriand, Lamartine, Viktor Hugo ihre bunten Lappen abzureißen, die Empörung gegen Cousin,

Villemain und andere hat in diesem Kitzel und in jenem fast persönlichen Hasse gegen alles Falsche ihren letzten Grund. Ein wenig Schadenfreude mischte sich auch ins Wahrheitsbedürfnis und ins Gelüste einzugreifen: und sie trug natürlich nicht wenig dazu bei, ihm so viele Feinde zu erwecken.

Diese Feinde nun wußten sich Anhang zu verschaffen, indem sie sich an die Parteileidenschaften wandten, die im Frankreich dieses Jahrhunderts ja so mächtig lodern wie im Frankreich der Ligue und der Hugenotten. Nichts aber ist mehr dazu angetan, die Parteileidenschaft zu reizen, als die Unparteilichkeit, und die besaß Sainte-Beuve im höchsten Grade. „Wer Partei sagt, sagt Opfer der Wahrheit und der Richtigkeit des Urteils, wie auch vollkommener Billigkeit", schrieb er einst an Sacy und sprach damit seinen innersten Gedanken aus. Die öffentliche Meinung ist überall aus einem Stück, mehr als irgendwo in Frankreich. Sie sieht keine Schattierungen, fragt nicht nach den Motiven, kennt nur ihre eigene augenblickliche Leidenschaft. Sainte-Beuve im Gegenteil senkt seine Sonde in alle Tiefen und Untiefen der menschlichen Natur, prüft, vergleicht, wägt ab, sieht die kleinste Nuance und trägt ihr Rechnung. „Ein solcher Geist", sagt selbst der nicht leicht wohlwollende Philarète Chasles von ihm, „muß ganz besonders die Menschen beunruhigen und reizen, die nur eine Idee haben, diejenigen, die ihrer Sache sicher sind." Diesen nun gelang es denn auch, den Unabhängigsten aller Menschen als einen Augendiener der Tyrannei darzustellen, ihm die rohesten Beleidigungen seitens der Menge zuzuziehen. Der Mann, der, als 1830 seine ganze Kameradschaft sich einflußreiche und

einträgliche Stellen zu verschaffen mußte, allein leer ausging, weil er zu stolz zum Betteln war, der Mann, der bis in sein sechsunddreißigstes Jahr, zwei Jahre, ehe er in die Akademie aufgenommen wurde, zwei Studentenzimmerchen — zu 27 Franken, Frühstück miteinbegriffen! — bewohnt, der eine Stelle aufgegeben, weil sie ihm eine Sinekure schien, in der er nicht genug für seinen bescheidenen Gehalt zu arbeiten habe, der zweimal, und noch jung, das Kreuz der Ehrenlegion ausschlug, das den meisten Franzosen, auch den freiesten, als der höchste Lebenspreis oder als die unentbehrlichste Anerkennung gilt; der Mann, der seit 1830 kein Wort über Politik geschrieben, nie den Fuß in die Tuilerien gesetzt hatte, ward 1848 beschuldigt, im geheimen Solde Louis Philippes gestanden zu haben, bis sich dann endlich herausstellte, daß 100 Franken — sage hundert Franken — für eine Reparatur seines Kamins in der Bibliothèque Mazarine ausgegeben worden, wo er Konservator war. Er reichte sofort seine Entlassung ein, um wieder ausschließlich von seiner Feder zu leben.[1]) Auch das half ihm wenig. Diese Generation begriff nun einmal einen Menschen nicht, der sich nicht in die Bande der Partei — literarisch, politisch und religiös — schlagen ließ, der ein Interesse an den theologischen Fragen des 17. Jahrhunderts nehmen konnte und doch ein Freidenker zu sein behauptete, ein Liberaler, der den Parlamentarismus nicht bewunderte, ein Romantiker, der den König der Romantik zu kritisieren wagte. Wer es unternahm,

---

[1]) Siehe den herrlichen Brief vom 4. Dezember 1866 an E. Bersot (Bd. II. 106 und ff.), wo er seine Stellung gegenüber den Kameraden von 1830 auseinandersetzt, die ihn allein leer an der Beute ausgehen ließen.

sich vom Kampfe fern zu halten, um Kampf und Kämpfer ruhig zu betrachten, galt als ein Feind beider Lager. Man fühlte seine geistige Überlegenheit und suchte sie zu verkleinern, indem man die Berechtigung der Unparteilichkeit und Untätigkeit bestritt, solange das Haus in Flammen stehe: — als ob Frankreich nicht immer in Flammen stehe seit einem Jahrhundert.

Noch heftiger wurden die Angriffe gegen den Mann, der es wagte, nicht etwa in lauten Worten, aber doch durch seine stille Handlungsweise, den Staatsstreich vom 2. Dezember für kein Verbrechen, Napoleon III. nicht für einen Raubmörder, ja sogar die zeitweilige Diktatur für wohltätig zu erklären. Nicht als ob Sainte-Beuve sich nun plötzlich in die Politik gemischt hätte, aber er schrieb seine literarischen Essays erst in eine dem Prinzpräsidenten ergebene, dann sogar in die amtliche Zeitung, und er nahm eine Professur am Collège de France an; auch hatte er in der Privatunterhaltung seiner Dilettantenansicht kein Hehl. Es fand sich aber, daß er nächst Mérimée und Nisard der einzige bedeutende Schriftsteller Frankreichs war, der derlei Ansichten hegte; denn Renan, Taine und andere waren damals noch allzu jung; sie näherten sich erst später dem Kaisertum, und zwar über die demokratische Brücke des Prinzen Napoleon. Die alte Aristokratie der Literatur, die unter Louis Philipp hohe Staatsämter erobert oder nur im Parlamentarismus ihre Verwendung finden konnte, blieb natürlich orleanistisch, und ein attisch ironischer Aufsatz Sainte-Beuves, „les regrets“, hatte die Schmollenden um so mehr gegen ihn aufgebracht, als sie wenig dagegen zu erwidern hatten. Die Jüngeren waren, wie immer in Frankreich, in der Opposition aus Opposi-

tion: so hatte es die Jugend von 1820 gehalten, so die von 1840, so glaubte sich's die Jugend von 1860 verpflichtet zu halten. Auch Nisard entging nicht ganz dem Lose Sainte-Beuves; seine Vorlesungen gaben Anlaß zu lärmenden Studentenszenen, wie die Rossis, Lenormants, Lerminiers, Renans und so vieler anderer seit 1830, wo die Schulknaben zum ersten Male als bestimmende Autorität ins öffentliche Leben Frankreichs eindrangen, als welche sie seitdem von hervorragenden Geistern bestätigt worden; aber da Nisard sich doch meist in der Professorensphäre hielt, selten in die Arena des literarischen Journalismus herabstieg, nie Mitlebende sich zu beurteilen unterfing, vor allem aber nie die Frommen gegen sich aufbrachte, so blieb er doch verhältnismäßig verschont von der Volksmißgunst. Mérimée seinerseits hatte sich, wie gesagt, schon früh von der geräuschvollen Schar der Romantiker getrennt, in die eleganten Kreise gerettet, die seinem Wesen so zusagten, überhaupt allem Streit, ja aller Öffentlichkeit fern gehalten: ihn, der die vielleicht bleibendsten Schriftwerke des Jahrhunderts schuf, kannte die rohe Menge nicht einmal dem Namen nach, und den mönchischen Aufwieglern der klerikalen Presse bot er weislich nie die Flanke, obschon sie ihn wohl als ihren verachtungsvollsten Widerpart kannten. Sainte-Beuve dagegen schrieb allwöchentlich in ein Tagesblatt; er war neckisch-herausfordernd und zugleich nervös-empfindlich: es duldete ihn nicht, eine anerkannte Wahrheit für sich zu behalten, namentlich wenn er früher anders geurteilt hatte und nun der Welt zeigen zu müssen glaubte, daß er hinter die Wahrheit gekommen sei, daß z. B. Viktor Hugo, den er als Jüngling so sehr bewundert, doch eigent-

lich ein recht pauvrer Rhetor sei. Überhaupt hing ihm seine Jugend lange, ja sein ganzes Leben nach. Er hatte damals, arm wie er war, mißtrauisch in sein eigenes Talent, zum Aufblicken geneigt, eine etwas untergeordnete Stellung hingenommen. Nun nahm er wohl gerne, ohne sich selber davon Rechenschaft abzulegen, seine Revanche, nachdem er seine Bahn gefunden, Zutrauen in seine Kraft bekommen, zu Ansehen gelangt war. Das rechnete man ihm, so natürlich es war, gar hoch an. Auch verzieh man ihm nicht, aus der Jugendlüge — Selbstlüge wohlverstanden — erwacht zu sein, während man selber darin befangen blieb, etwa wie die Lavater, Stolberg und Jakobi es Goethe nie vergessen konnten, kein Gefühlsschwärmer noch Stürmer und Dränger geblieben zu sein. Und Goethe hütete sich doch wohl, seine ehemaligen Irrtumsgenossen coram populo aufklären zu wollen wie Sainte-Beuve, der ihnen stets bis auf den Grund zu kommen suchte.[1])

In jedem Menschen sind eben doch immer mehrere Menschen, und Sainte-Beuve kam erst spät dazu, sie alle zugleich gewahr zu werden. Es kam ihm oft vor in einem seiner Studienobjekte erst den einen, dann den andern, endlich den dritten zu entdecken und mit naiver Forscherfreude seine Entdeckung sofort dem Publikum mitzuteilen. Wenn nun die zwei oder mehr Seelen, die in einer Brust wohnten, sich zu widersprechen schienen, wie es doch wohl zuzeiten kommen mag, so hieß es natürlich, er, der Psychologe, widerspreche sich. Und doch! Wie tolerant war er

[1]) Siehe seine eigene Erklärung der Halbheit, deren er sich eine Zeitlang gegen die alten Freunde schuldig machte, Bd. III. S. 224 und ff.

stets für solche Doppelnaturen, selbst wenn die verschiedenen Seiten sich nacheinander statt nebeneinander entfalteten: nur beanspruchte er das Recht, sich zu verwundern, wenn Männer wie Lamennais, „welcher noch den Tag vorher mir und den anderen in einem Sinne predigte (denn ein Priester predigt immer), mir nun plötzlich am folgenden Tage im entgegengesetzten Sinne predigt". Ein anderes kam bei Sainte-Beuve hinzu: er wagte erst spät, er selber zu sein, eben weil es ihm an Selbstvertrauen fehlte und er eine zum Bewundern geneigte Natur war, die in jedem bedeutenden Menschen, heute in Viktor Hugo, morgen in A. de Vigny, immer nur die Seite sah, auf der ihn dieser Mensch überragte. So ließ er sich, mehr als man glauben sollte, von der Meinung anderer imponieren, namentlich in seiner Jugend, und ließ, wenn nicht gegen sein besseres Wissen, so doch gegen sein besseres Gewissen, seinen eigenen Eindruck zurücktreten, um das Urteil anderer anzunehmen; da er aber von Anfang an ein Prüfer war, der auf niemandes Worte blindlings schwur, so legte er sich solche von anderen angenommenen Urteile zurecht, suchte sie vor sich und den Lesern zu begründen. Kam dann mit der Zeit die eigene Ansicht doch wieder in den Vordergrund, so mußte er urbi et orbi anzeigen, daß sein Instinkt sich doch nicht getäuscht und warum seine „erste Regung" die richtige war. So ward ihm gerade die Aufrichtigkeit als bewußte Falschheit getadelt. Man sagte von ihm, „er sei nie seiner Meinung"; und wenn er gar taktlos, oder soll ich sagen redlich genug war, der Welt die Revision seiner Auffassung von ehemaligen Freunden mitzuteilen, so schrie alles über Verrat, Apostasie, im besten Falle Boshaftigkeit. Nun be-

rührte ihn das, da er sich des lautersten Wahrheitsbedürfnisses, vollster Uneigennützigkeit bewußt war, sehr tief, und er suchte sich wenigstens auf dem Privatwege zu verteidigen; denn er lernte erst sehr spät die Weisheit Thiers', der meinte, einem alten Regenschirm, auf den schon so viel geregnet, dürfte ein Tropfen mehr oder weniger nichts ausmachen. Die Korrespondenz Sainte-Beuves ist voll solcher Selbstverteidigungen und Auseinandersetzungen, in denen man spürt, wie tief die Wunden waren, welche ihm derlei Anklagen schlugen. Die Böswilligen aber spüren meist mit wunderbarer Sicherheit die Empfindlichen heraus und machen sich ein ausgesuchtes Vergnügen daraus, sie zu martern.

So ward denn Sainte-Beuve ein besonders beliebtes Qualopfer der tugendhaften Opposition; und während man ganz natürlich fand, daß der Sänger der „Odes et ballades“ bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre Thron und Altar mit einem Lyrismus der Gläubigkeit und der Untertanentreue besang, dessen Diapason kein anderer Hofdichter der Zeit erreichte, um dann ein Freund der konstitutionellen Monarchie zu werden, nach erlangtem Sitze in der Pairskammer aber und namentlich nach nicht erlangtem politischen Einfluß, der Julíregierung wieder den Rücken zu kehren und seine Muse dem Napoleonismus zu weihen, daß er im Jahre 1848 ein Mann der „Ordnung“, ein Anhänger Cavaignacs und der gemäßigten Republik wurde und nach dem 10. Dezember sich dem Prinzpräsidenten, Louis Napoleon, näherte, um dann endlich, als dieser ihn nicht verwenden konnte, in maßloseste Opposition und in die Gesellschaft der äußersten Linken überzugehen — während man alles das bei dem

eitlen Manne, der immer nur sich selbst sah und jeder niederen Volksleidenschaft schmeichelte, um sein Selbst zu fördern, ganz schön fand, so ward Sainte-Beuve als eine feile Bedientenseele dargestellt, die sich dem glücklichen Abenteurer verkauft habe, als ein feiger Bravo, der unterm Schutze der Polizei seine vergifteten Geschosse gegen seine und Augustus' katonischen Feinde schleudere. Und warum das? Er hatte den Kaiser — wenigstens bis 1857 — nie persönlich gesehen, wie er früher nie Louis Philipp gesehen hatte;[1]) er schrieb jetzt so wenig wie damals ein Wort über Politik in den Zeitungen, stand mit keinem der kaiserlichen Minister in irgendwelcher Verbindung und fristete sein Leben von redlicher, angestrengtester Arbeit. Niemand war weniger blind für die Machthaber als er: immer und immer wieder in diesen Briefen und in jenen an die Prinzessin klagt er über die Mißgriffe der Regierung; niemand war hohem Einfluß weniger zugänglich: als man ihm anlag über des Kaisers „Julius Cäsar" zu, schreiben, ihm, dem Unbemittelten und Stellungslosen, einen Sitz im Senat in Aussicht stellte, wenn er sich dazu verstehen wollte, antwortete er: „ich will Cäsarn nicht schmeicheln — Cäsar ist nicht hochherzig: er verbietet die Geschichte der Prinzen Condé des Herzogs von Aumale"; und als er sich später doch zu dieser Kritik herbeiließ, wie würdig schrieb er von dem kaiserlichen Werke; wie entschieden wies er die Zumutung ab, für den parlamentarischen Lanzknecht des Kaisertums, für Granier de Cassagnac, der eine „Geschichte der Girondisten" ge-

[1]) Außer bei seiner amtlichen Vorstellung als Akademiker 1842, wobei der König ihn nicht einmal eines Wortes würdigte.

schrieben hatte, ein Wort der Anerkennung zu sagen. „Der Mann verdirbt alles, was er berührt," antwortete er; „er ist heftig und besitzt die Tradition der Dinge nicht, von denen er redet. ... Das ist kein aufgeklärter Kopf, was nicht verhindert, daß er eine Feder hat, mit der er in gewissen Augenblicken herrliche Stockschläge austeilt." Und mit derselben Freiheit sprach er von den meisten Günstlingen der Tuilerien. Sah das dem „Knechtssinn" wohl am Manne gleich? Als nun ihm, dem Mittellosen, einem der ersten, wenn nicht dem ersten Schriftsteller seiner Zeit, dem gelehrten Latinisten, einem der vierzig von der französischen Akademie, auf Antrag der beiden unabhängigsten Körperschaften des Landes, dem Professorensenat des „Collège de France" und dem „Institut" (Section des Inscripitions et Belles Lettres), die Professur der lateinischen Poesie an ersterer Anstalt verliehen wurde (1854), ward es ihm von der „Opposition" unmöglich gemacht, sein Amt anzutreten. Zweimal versuchte er's, zweimal unterbrachen die verbündeten Bengel der katholischen und republikanischen Jugend die Rede des Mannes mit höhnenden Worten, schrillem Pfeifen, Zuwerfen dicker Soustücke, Symbolen des Judaspreises, um den er sich dem Tyrannen verkauft — genau wie dieselben Alliierten es acht Jahre später mit einem ebenso unparteiischen, ebenso uneigennützigen, ebenso wirklich unabhängigen Manne und feinen Kopfe, mit E. Renan, taten.

Es ist eben keine Ehre für Frankreich, daß so die zwei innerlich freiesten Geister der Zeit von der studierenden Jugend, der Zukunft des Landes, geschmäht, beleidigt und verhindert werden konnten, eines Lehramts zu warten, von dem sie einen zu hohen Begriff hatten, um es zur

Anfachung der Leidenschaften zu benutzen wie gewisse Vorgänger; noch weniger Ehre aber für Frankreich ist's, daß in den Kreisen der gesetzteren, gebildeteren Gesellschaft keinerlei Unwille über die Ausbrüche der Parteiwut laut wurde. Das ist nun einmal die ewig wiederkehrende Rache der Rohen an den Feinen. Wer die Dinge billig, ruhig, objektiv beurteilen will, der muß sich fern halten von der Berührung mit der Masse: er ist nicht zum Kämpfen gemacht wie ein Voltaire, ein Diderot, sondern zum Beschauen und Ergründen, und man schaut nicht, wenn man sich auf die Bühne selbst stellt. Auch sein Tag kommt ja unausbleiblich: denn die Menge fühlt doch dunkel, daß die hundert oder zweihundert Menschen, welche den Standpunkt und das Verdienst bedeutender Köpfe zu würdigen wissen, mehr von der Sache verstehen als sie selber; sie nimmt ihr Urteil allgemach an, und nach wenigen Jahrzehnten, wenn die eigenen Lieblinge längst verschollen sind, wiederholt sie mit scheuer und blöder Verehrung die Namen derer, die sie einst geschmäht und die sie noch immer nicht versteht: und das ist die Rache der Feinen an den Rohen.

Immerhin war es eine unverzeihliche Naivetät so ausgezeichneter Geister wie Sainte-Beuve und Renan, anzunehmen, daß ein Pariser Hörsal dem Lehren der Wissenschaft gewidmet sei. Erst später sahen beide ein, daß gewisse Lehrstühle des Collège de France und der Sorbonne zu Rednerbühnen geworden, auf denen ruhige Tätigkeit im Dienste höherer Bildung nicht mehr möglich war. Beiden kam auch die Volksgunst zurück, namentlich Sainte-Beuve; doch weiß ich nicht, ob er sie auch nach Gebühr verachtet hat. Er war inzwischen Senator ge-

worden (1865), und es fehlte selbstverständlich nicht an Leuten, die ihm das bitter vorwarfen. Was in jedem anderen Lande, wo die Demokratie noch nicht ganz Alleinherrscherin geworden und folglich Geist und Geistesverdienste noch gewürdigt werden, als Abtragung einer Nationalschuld betrachtet wird, wurde in einem Lande, das einst den Vertretern der Bildung eine so hohe Stelle eingeräumt, als schnöder Favoritismus gebrandmarkt; und während ganz England, ohne Unterschied der Partei, stolz auf die Ehre war, welche dem beredten Wigh und populären Geschichtschreiber erwiesen ward, indem man ihn ins Oberhaus berief, empfand die französische Demokratie, und leider auch solche, die über ihr standen, die Ernennung Sainte-Beuves, wie später die Claude Bernards, in den Senat als Kauf und Verkauf der Gesinnung. Und Sainte-Beuve war kein Parteimann wie Macaulay, sein schriftstellerischer Wert ein ganz anders gediegener, anders dauerhafter als der des vielgelesenen englischen Essayisten, dessen Urteile fast sämtlich schon fünfzehn Jahre nach seinem Tode zu revidieren sind. Und Sainte-Beuve hatte die hohe Ehre, die ihm, dem Armen, rastlos Arbeitenden zugleich die Freiheit bedeutete, nicht erbettelt, wie man ihm vorwarf. „Ich wünsche", schrieb er, als man sie ihm zuerst anbot, „ich wünsche genau festzustellen, daß ich nie irgend etwas von dieser Regierung verlangt habe, geschweige denn eine solche Ehre, welche außer Verhältnis mit rein literarischen Arbeiten und Verdiensten ist." Er meint, die Sache erkläre sich nur dadurch, daß man in ihm einen Vertreter der Literatur sehe, „der bis jetzt so wenig begünstigten, so wenig verwöhnten Literatur. . . . Ich habe keinen anderen Ehrgeiz, als den ich hatte, da

Sie noch bei mir waren, den, gute Aufsätze und literarische Arbeiten zu machen, die so wenig fehlerhaft als möglich seien". Auch jetzt aber benutzte er seine hohe Stellung, wie früher die Freundschaft der Kinder Jéromes, nicht zum eigenen Vorteil, sondern zur Hilfe aller Hilfsbedürftigen: bald gilt's, die Freilassung eines politischen Gefangenen zu erlangen, bald eine Pension für eine arme Witwe, bald die Freigebung eines verbotenen Werkes. Um Titel und Würden bettelte er auch für seine Freunde nicht. Und an mutigen Warnungen ließ er's nicht fehlen. Nicht nur Prinz Napoleon und seine Schwester Prinzessin Mathilde hörten seine Klagen über die verfahrene Politik der sechziger Jahre: sein Freimut hielt auch vor dem Throne die Wahrheit nicht zurück. Unter seinen brieflichen Mahnungen sei hier nur eine angeführt, die vom 11. August 1868 an des Vizekaiser Rouhers Sekretär (Bd. II. 328): „Lieber Freund, Sie sind um den Minister, der am meisten Einfluß hat und ihn am besten verdient. Ich gehe nicht aus, ich rühre mich nicht von meinem Zimmer, aber ich sehe, ich höre und ich beobachte. Sagen Sie Ihrem Minister recht klar, daß, wenn man sich nicht in acht nimmt und das sobald als möglich, die Dinge vergehen, sich auflösen und daß dann alles dem ersten besten Zufall preisgegeben ist. Schütteln Sie nicht das Haupt, lächeln Sie nicht, machen Sie nicht den Sicheren: alle Regierungen, die gefallen sind, haben's so gemacht bis zum Vorabend, ja bis zum Morgen ihres Sturzes. Das Kaisertum ist schwer krank! Da ich es liebe und drin bin, können Sie glauben, daß ich nicht am wenigsten darunter leide. Wie ist man dahin gekommen, die schönste Lage der Welt zu verderben? ... Wie ist

man nach so viel Ruhm in die Periode der Verachtung geraten? Aber glauben Sie mir und sagen Sie es dem bedeutenden Kopfe, der weniger Macht hat als gut wäre. Wenn man nicht etwas sehr Wichtiges, und zwar bald tut, wird die Entfremdung (der Nation) mit großen Schritten fortschreiten. Warum nicht offen ein konstitutionelles Ministerium einrichten? ....."

Man wartete noch ein Jahr, anderthalb Jahre, ehe man dem Rate folgte, und die Geschichte zeigt, daß es zu spät war.

Mittlerweile hatte sich indes die so natürliche Koalition der Demokraten und Klerikalen augenblicklich aufgelöst, und als Sainte-Beuve, treu seinem ganzen Leben, den Überzeugungen wie den Handlungen, seinen Freund Renan kühnlich vor den Insulten der frommen alten Sünder des Senats verteidigte, als er die Preßfreiheit, die Gedankenfreiheit gegen die Angriffe der kirchlichen Fanatiker in Schutz nahm, da wandte sich ihm die Volksgunst wieder lärmend zu. Und — denn nicht alles darf beschönigt werden — auch die Gebildeten schwammen im Strome mit und ihre Blindheit und Parteileidenschaft mag der Masse als Entschuldigung dienen. So war jetzt Pelletan, der Sainte-Beuve, den Menschen, zehn Jahre vorher aufs schnödeste insultiert hatte, unter denen, welche den so lange verkannten edlen Mann auf den Schild hoben, nicht etwa, weil er ihn endlich erkannt — Rhetoren erkennen nie etwas —, sondern weil die Unbestechlichkeit des Kritikers jetzt gerade seiner Leidenschaft in den Kram paßte. Es ist eben die Geißel des Parteigeistes, daß er unfähig macht, die Unparteilichkeit auch nur zu begreifen, und allein diejenigen Meinungen als

redlich anerkennen kann, die zufällig dem Interesse der Partei förderlich sind.

Sainte-Beuve starb (Dezember 1869), noch ehe diese späte Popularität sich verflüchtigt hatte. Und sie hätte sich sicher verflüchtigt. Denn Sainte-Beuve war nicht der Mann, dem Gefallenen den Rücken zu kehren. Er, der so eindringlich, so wiederholt vor dem Kriege gewarnt, hätte den besiegten Kaiser nicht verlassen; er wäre wie Mérimé — auch ein Skeptiker! — treu geblieben dem Regime und dem Manne, deren Fehler und Sünden er sich und den Machthabern nie verhehlt, aber die er im ganzen als wohltätig und zeitgemäß betrachtete. Nicht leise und schüchtern wie George Sand und Renan, laut und mutig — dafür bürgt sein ganzes Leben — hätte Sainte-Beuve,

Wo des Liedes Stimmen schwiegen
Von dem überwundnen Mann,

Zeugnis abgelegt für den Vielgeschmähten, den schwächliches Nachgeben gegen die öffentliche Stimme in ungerechten Krieg und ins eigene Verderben gestürzt: denn Sainte-Beuve hatte die eine Tugend, die so vielen, oft unter den Besten, seines Landes abgeht: Mut gegenüber der öffentlichen Stimme.

III.

Etwas lag indes doch in Sainte-Beuves Wesen, das den besonderen Haß, den Demokraten und Fromme gegen ihn hegten, erklärt. So ganz Unrecht hatten sie nicht, wenn sie in ihm einen Abtrünnigen sahen. Nicht äußerlich: nie hat der Mann sich zu kirchlichen oder republikani-

schen Ansichten bekannt, nie irgend einer Partei angehört; aber seiner Natur mochte er manchmal untreu erscheinen: denn seiner Natur nach war er Volk, war er auch in gewissem Sinne Priester. Wohl fuhr er sein ganzes Leben fort, als Plebejer zu leben und sich als solcher zu fühlen, wie er nie aufhörte, sich für theologische Fragen und religiöse Seelenzustände zu interessieren: aber seine Weise zu denken wurde von Jahr zu Jahr aristokratischer und antikirchlicher. Das aber gerade ist's, was die Demokratie und das Pfaffentum nicht verzeihen. Jener genügt es nicht, daß man bescheiden lebe, unabhängig, arbeitsam, hilfreich, wo man kann, daß man sich vor keinem Range beuge, daß man ein „literarischer Proletarier" bleibe, wie Sainte-Beuve sich so treffend bezeichnet; sie will auch, daß man geistig auf ihrem Niveau bleibe, grob urteile, grob empfinde, alles was sie in ihrer unterschiedslosen Leidenschaft verachtet und haßt, bewundert und liebt, ebenfalls liebe und bewundere, hasse und verachte. Diesem, dem Pfaffentum, ist nicht genug getan, daß man mit Achtung und mit Verständnis von der Kirche, von den Frommen, von dem Glauben rede, ihre Berechtigung anerkenne und nachweise, wie Sainte-Beuve so wundervoll in seiner Geschichte Port Royals getan: es will, daß die, welche so gut die Gefühle der Frommen verstehen, sie auch teilen. Einem brutalen Freigeist, der alle Religion für Heuchelei oder Wahnsinn erklärt, rechnet es das nicht besonders schlimm an, gelegentlich schließt es sogar enge Freundschaft mit ihm; aber jemandem, der selbst einmal religiöse Gefühle genährt, der weiß, was sie sind, der wie die liberalen Katholiken die Kirche beeinflussen will, oder wie Sainte-Beuve sich mit Vorliebe an religiösen

Fragen versucht, lange Jahre auf das Studium derselben und auf die Geschichte des Glaubens und seiner Variationen verwandt, dem verzeihen die Frommen nie, daß er nicht ist wie ihrer einer. Sie, wie die Demokraten, empfinden es mit vollem Recht als eine Art Geringschätzung und Hochmut, daß man über ihnen zu stehen, sie zu übersehen sich herausnimmt, als Desertion, daß einer, auf den sie gezählt, einer, der ihnen von Rechts wegen hätte zukommen sollen, ihnen entgangen ist. Auch der Haß gegen Renan hat keine andere Quelle. Kein Franzose aber rang sich zu einer so absoluten Geistesfreiheit durch als Sainte-Beuve. In einem Briefe an Louis Viardot vom 19. April 1867 (Bd. II S. 158) erklärt er sich als zur Religion des Aristoteles und Goethe gehörend. Es ist die Religion der Entsagung, des sich Neigens vorm Unerklärlichen: „Man unterwirft sich mit Ernst." In der Beurteilung der Menschen aber geht er fast bis zu Schopenhauer: „Ich habe keine so optimistische Anschauung von der Menschheit als alle jene Naturmoralisten (Cicero, Marcus Aurelius usw.). Ich bin viel betroffener von dem Elend, den Unvollkommenheiten, Lastern und tierischen Roheiten, über die man gar zu schnell zu triumphieren glaubt . . . . Die Nationen, die man aufs Hörensagen lobt und rühmt, sind weit entfernt (von der Tüchtigkeit der alten sittlichen Aristokratien). Man muß ein Laboulaye sein, um zu glauben, daß Nordamerika nicht korrumpiert ist." Das war freilich ein Ausbruch übler Laune seinem Freunde Taine gegenüber, der wohl nicht so ernst gemeint war (Brief vom 2. Nov. 1867, Bd. II, S. 224).

Ich sagte, im geheimsten Winkel Sainte-Beuves, des großen Pfaffenfeindes, sei etwas Priesterliches gewesen.

Das mag leidlich paradox erscheinen auf den ersten Blick: aber es gibt gar viele Arten von Priesternaturen. Der schlichte Sinn der Gottergebenheit und des Gottvertrauens, der Menschenliebe, der Demut ist so gut priesterlich, als der Hochmut, die Beschränktheit oder das Gefallen am Geheimspiel, als die Herrschsucht, die Unduldsamkeit, die Kampflust. Und wieviel andere Spielarten des Prälaten, Mönchs und Pfarrers gibt es nicht. Wer mit Geistlichen, namentlich mit wissenschaftlich gebildeten Geistlichen, gelebt hat, wird auch mit solchen zusammengetroffen sein, deren Dasein ein ewiges Sichauflehnenwollen gegen die Autorität und ein ewiges Zurückfallen in den Gehorsam ist; deren Wißbegierde, deren Lust, selbst zu sehen, selbst zu prüfen, zu naschen an der verbotenen Frucht, immer wieder erwacht, ohne daß deshalb ihr Bedürfnis zu verehren, zu lieben, zu bewundern schwiege. Eine Folge früher Gewohnheit, wird man sagen; es trifft aber doch nicht immer zu. Der wahre Grund scheint mir das Mißverhältnis zwischen Gefühl und Verstand in gewissen Naturen. Dieser, sehr ausgesprochen und sehr herrisch, will keine Schmuggelware der Phantasie und des Glaubens durchlassen; jenes, verstärkt durch den Rest der Phantasie und des Glaubens, die sich nicht haben unterdrücken lassen und zu ihm geflüchtet sind, verstärkt namentlich durch eine neugierige Sinnlichkeit, welche sich fast immer bei solchen Naturen einzufinden pflegt, hält seinen Grund. Zuweilen erweist es sich sogar stärker als sein Gegenpart, der Verstand. Bei so angelegten Priestern nimmt dann wohl diese ganze komplexe Seelentätigkeit die Gestalt beschaulichen Quietismus, wie bei dem verständigen Fénelon an, artet dieser Quietismus sogar zuweilen in Ekstase und

Mystik aus; beim Laien entsteht daraus leicht Gefühlsschwärmerei, wie bei unserem Hamann, dem der „spiritualistische Skeptiker" Sainte-Beuve — das Wort ist von Philarète Chasles — in mehr als einer Hinsicht ähnlich sieht, so weit ein Franzose von katholischer Erziehung und großstädtischen Lebensgewohnheiten einem deutschen Protestanten und Kleinstädter gleichen kann, der ein großes nationales Leben nur als Fremder gesehen hat, wie Hamann. Sainte-Beuve war eine äußerst liebebedürftige Natur; eminent sinnlich — aber von einer sentimentalen Sinnlichkeit, nicht von einer leidenschaftlich-stürmischen. Er empfindet sie immer als etwas Verbotenes, und dadurch bekommt sie etwas beichtväterlich Lüsternes und Verschämtes, das unangenehm berührt. „Ich habe meine Schwächen", sagt er einmal, und der Briefwechsel enthält mehrere solcher reumütigen Selbstbekenntnisse, „ich habe meine Schwächen: es sind die, welche König Salomo den Ekel an allem und den Lebensüberdruß gaben. Ich habe manchmal mit Bedauern gefühlt, daß ich meine innere Flamme darin dämpfte; aber nie habe ich mein Herz darin verderbt." Tatsache ist, daß Sainte-Beuve, im Gegenteil der meisten genialen Männer, sichtlich wuchs an Geist und Charakter, immer fester und freier wurde, je mehr die Sinne zum Schweigen kamen: nie war er größer als in den letzten fünf Lebensjahren, nie war er mehr er selber.

Ganz gläubig war Sainte-Beuve eigentlich nie gewesen, selbst als Jüngling nicht: aber er scheint stets und bis in sein reifes Mannesalter hinein gewünscht zu haben, glauben zu können. Er klagt selber in einer Dichtung, die nicht zu den frühesten gehört, über diese seine ohnmächtigen Glaubensanstrengungen:

„Toucher toujours à l'autel, sans jamais l'embrasser."
Eine Weile suchte er sich zum Cousinschen Spiritualismus zu zwingen, dann wandte er sich wieder Lamennais und dem „Avenir" zu. Er kam erst sehr spät aus dem damals grassierenden Wertherismus heraus; dreißigjährig (1834) schreibt er noch einen Roman, der mit Senancours Obermann an Eintönigkeit des Weltschmerzes wetteifert, und noch in seinen letzten Gedichten (1837) klingt diese Note stark wieder. Große Armut und unerwiderte Liebe, ungewöhnliche Kämpfe „gegen den Widerstand der rauhen Welt" gesellten sich zu dem Zwiespalt zwischen Glaubensbedürfnis und Verstandesgebot, Dichter und Kritiker. „Das Unglück von Naturen, die nur Eingebungen und Neigungen ohne Glauben haben", schreibt er noch 1838, „ist einem Atemzug und einem Zufall preisgegeben." Sogar in den späten Briefen des hohen Fünfzigers, des anerkannten Reformators der französischen Kritik, begegnen wir auf Schritt und Tritt Rückfällen in die Poesie, wie wir schon bei dem Fünfundzwanzigjährigen dem sichersten kritischen Urteil und einer gewissen Skepsis begegnen.[1]) Seine Poesie aber ist immer rein lyrisch. Der Mann, der hunderte der vollendetsten Porträts in Prosa gezeichnet, hat nicht eine Gestalt der reinen Phantasie poetisch wahr zu schaffen gewußt.

---

[1]) Man lese z. B. sein Urteil über Dumas' Henri III. im Jahre 1829, als er selbst mitten in der Romantik steckte: „Es ist in ziemlicher loser Prosa, gar nicht von jener Zeit. Der historische Teil ist plakiert, oberflächlich; der dramatische Teil, der sich auf zwei Aufzüge, oder vielmehr auf zwei Auftritte beschränkt, ist schön, rührend und hat den Erfolg bestimmt." Schon das Tableau de la littérature du XVIe siècle, eine Offenbarung für Frankreich, zeigt die objektivste Besonnenheit.

Ein ähnlicher Widerspruch bestand zwischen dem demokratischen Fühlen und dem aristokratischen Denken des Mannes. Selten mag es einen heikleren Feinschmecker in geistigen Dingen gegeben haben als Sainte-Beuve. Nichts war ihm so antipathisch, als die literarische Kartoffelspeise, mit der sich die Mehrzahl der Leser den Magen überfüllt, wenn nicht die gepfefferte Küche, mit der die Blasierten sich ihn verderben. Er hielt sich an das Kräftige, Einfache, Unverderbliche. Tagtäglich las er einen Gesang des Homer oder einen Brief Ciceros in der Ursprache: und von den Modernen vertrug er nur die Echten, oder in den Schriftstellern zweiten Ranges nur das Echte, was sie enthalten mochten. Seine psychologischen Urteile sind womöglich noch feinerer Natur als seine literarischen, und auch wenn er seinen Blick in die Geschichte oder die Politik warf, so unterschied er sofort alle Schattierungen und warf sich nie mit seinem Urteil ganz auf die eine oder die andere Seite. Im Leben war er durchaus Demokrat, mit allen Vorurteilen der Demokratie gegen Rang und Amt sowohl wie gegen die Leute in Rang und Amt. Selbst als er sein gutes Einkommen hatte — seit 1839 bekam er 300 Franken für jeden seiner Wochenartikel, nach 1865 erhielt er für seine Aufsätze das Doppelte und hatte als Senator 25000 Franken — lebte er noch immer durchaus bürgerlich, in seinem kleinen Häuschen der Rue Montparnasse, mit seinen stummen Hausfreunden, drei wundervollen Katzen, deren tragisches Ende — während der Belagerung von Paris, man errät es — zu erleben ein gütiges Geschick ihn bewahrte. Nie, auch als junger Mann, hatte er elegante Kreise besucht, nie elegante Gewohnheiten angenommen, wie so viele Pariser Schriftsteller, selbst ersten Ranges,

man denke an Mérimée und Musset, welche gern den Dandy spielten und sich ihrer Feder schämten, oder sich doch dazu nur als zu einem episodischen Zeitvertreib ihres Lebens, als einem Sport wie Jagen, Reiten oder Fechten, bekannten. Er fühlte sich immer als ein Mann aus dem Volke, und diese Sicherheit des Auftretens verschwand ihm, wie so manchem, der durch eigenen Verdienst heraufgekommen, sobald er in aristokratische Kreise kam. Er betonte dann wohl noch ganz besonders sein Plebejertum, verriet mehr als es nötig war, daß er kein Ritter, sondern ein Kleriker war; selbst in seinen Schriften ist manche Taktlosigkeit nichts als dieses schmollende Sichauflehnen gegen alles Vornehmtum. Sainte-Beuves ganzes Leben war Arbeit, und er trug es sogar gern zur Schau, daß er ein Arbeiter war und ein Arbeiter um Geldverdienst; allein er setzte wie der französische Arbeiter seinen Stolz darein, nur ganz gute Arbeit zu geben. Erst am „Globe", wo Goethe seine Tätigkeit mit Interesse verfolgt zu haben scheint, dann am „National", an der „Revue des deux Mondes" arbeitete er kontraktweise „nach dem Stück". Seine Professuren in Lausanne, in Lüttich, an der École Normale nahm er sehr gewissenhaft, präparierte sich sorgfältig, versäumte nie eine Vorlesung. Den Gehalt als Professor am Collège de France schlug er als unverdient aus, obschon er alles Recht darauf hatte, da er nicht durch eigene Schuld an seiner Lehrtätigkeit gehindert war. So später am „Constitutionnel", am „Moniteur", in den letzten Monaten seines Lebens am „Temps". Immer hatte er eine bestimmte Bestellung zu liefern am Sonntag, wie der Handwerksgeselle. „Ich habe nie einen Tag Urlaub", schrieb er 1862; „den Montag gegen Mittag richte ich den Kopf ein wenig auf

und atme ungefähr eine Stunde lang; dann schließt sich der Schalter wieder und ich bin für sieben Tage in der Zelle." Daran ist kein Wort der Übertreibung.

Ich sagte, er habe seinen Stolz darein gesetzt, nur gute Arbeit zu liefern, und auch darin war und blieb er echter Franzose, obschon bei ihm diese Gewissenhaftigkeit mehr als amour-propre war, wie sie es bei den meisten seiner Landsleute zu sein pflegt: sie hing eng zusammen mit seiner doppelten Liebe zum Echten in den Menschen und den Werken. Von Jugend auf suchte er mit größter Sorgfalt seine Sprache immer genauer, immer sachlicher zu machen. Anfangs hatten ihn sein angeborener Lyrismus, seine Phantasie, seine Leichtigkeit oft zum Schwülstigen, fast zum Dunkeln verführt: je weiter er ging, desto klarer, einfacher wurde sein Ausdruck, ohne doch das Unvorhergesehene zu verlieren, welches seine Eigentümlichkeit ausmacht. Seine Sprache war eben wie seine Studien, wenn ich so sagen darf, erster Hand: die Dinge selber gaben sie ein, wie seine Kenntnis der Dinge direkt gewonnen war. Es ist kaum glaublich, bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände — Altertum, Mittelalter, Neuzeit; Philosophen, Richter, Staatsmänner; Ausländer und Franzosen — die Zahl ist an 800 — bei der Schnelligkeit des Wechsels und der kurzen Zeit, die dem Verfasser gegeben war, es ist kaum glaublich, daß derselbe stets aus den Quellen selber zu schöpfen die Zeit und Muße fand. Wohl sagte uns schon der Eindruck seiner Werke, daß sie ganz auf unmittelbarer Kenntnis beruhen mußten, wohl wußte man, daß nie einer seiner zahlreichen Feinde ihm eine Ungenauigkeit, einen Irrtum nachzuweisen imstande war; wohl war mir persönlich bekannt, wie peinlich

er in der Feststellung jedes Datums, jeder Einzelheit, jedes Namens war, wie ein Druckfehler ihm den Schlaf rauben konnte; aber hier sehen wir erst authentisch, welche umfassende Studien dieser „Feuilletonist", der nie einen Aufsatz durch eine Anmerkung verunziert, auf seine Arbeiten verwandte. Wir haben hier in der Tat eine kleine Auswahl aus den Hunderten von Briefen, die er an die Bibliothekare richtete, und ersehen daraus, wie peinlich seine Gewissenhaftigkeit oder sagen wir seine Liebe zur Sache war, und wie wenig er vorgefaßten Meinungen erlaubte den Tatsachen und den Texten vorzugreifen. Wenn er über Grimm, Diderots Freund, schreibt, begnügt er sich nicht etwa mit Taschereaus großer Ausgabe noch mit den Mémoiren Mme. d'Epinays, die andere Briefe unseres französierten Landsmannes enthalten; er will auch die ersten Ausgaben sehen und alle Aufsätze aus jener Zeit über Grimm haben. Schreibt er über Necker, so muß er, ehe er schreibt, alle die einzeln veröffentlichten „Antworten, Broschüren, Notizen" Neckers haben, die nicht in den „Werken" von seiner Tochter, noch in den „Mélanges" von Mme. Necker sind, und da er gleichzeitig auch von dem Stil der Doktrinäre sprechen will, welche durch Mme. de Staël mit Necker zusammenhingen, so will er, außer den gesammelten Reden Royer-Collards, auch die haben, die einzeln abgedruckt und nicht gesammelt worden sind. Und so bei jedem Gegenstand. Obschon er keine fremde Sprache so besaß, daß er sie hätte geläufig reden können, legte er doch viel Wert auf die Fremden, las sie oder ließ sie sich übersetzen: meinte er doch, fast alle Urteile über französische Autoritäten seien zu revidieren: „Wir sind", schreibt er an Graf Circourt (Nouveaux Lundis, XII, S. 131),

„wir sind ein so gründlich leichtes Volk, so eingenommen von unseren Männern, so ganz den Urteilen der Gesellschaft preisgegeben, daß die Geschichte, um nur anzufangen sich herzustellen, uns oft von der Fremde her zukommen muß . . .“ Doch das großartige Werk Sainte-Beuves, seine dreißig und mehr Bände literarhistorischer Kritik, in denen so viel Licht über die Menschennatur verbreitet wird — die Menschennatur war ja recht eigentlich das nie erschöpfte Thema dieser Bücherkritiken —, die Werke Sainte-Beuves bleiben heute ja außer Betracht, da es mir nur darum zu tun ist, den Menschen ins rechte Licht zu stellen, der so fleißig und pünktlich arbeitete.

Aber er wollte ein freier Arbeiter sein, er hat sich nie in einer Stellung wohl gefühlt: als man dem ganz mittellosen Jüngling (1833) eine Professur anbot, schildert er sich schon mit der bei ihm gewöhnlichen Selbstkenntnis: „In meinem Innersten ist ein rebellischer Winkel: eine kleine Vendée oder ein Wales mit seinem Heidekraut und seiner ursprünglichen Wildheit; etwas Launisches, etwas vom schwärmerischen Poeten (per avia solus), der für sich selber nichts Großes sein kann, aber andere zu necken und zu quälen vermag.“ Mit wunderbarer Klarheit setzt er in dem Briefe (S. 21—23) seine zur öffentlichen Tätigkeit unfähige Natur auseinander; aber, „wenn ich des Handelns fähig wäre, eines fortgesetzten, öffentlichen und einflußreichen Handelns, so würde es im Sinne eines offenen Krieges eines revolutionären Gedankens sein, oft ungeduldig, gehend und kommend, die Kreuz und Quer und außerhalb des Ringplatzes“. „Aber“, fügt er hinzu, „außerhalb von allem zu sein und zu bleiben, ist, glaube ich, mein Wunsch und mein Geschick.“ Doch fühlte er wohl, daß es

auch dem Enttäuschtesten nicht immer genügen könne, innerlich genügen könne, „an einem guten Platze zu sein, um die Komödie zu beurteilen". „Denn", schreibt er an Alexander Vinet (1840), „der Mißstand ist die Komödie selber, daß man alles sieht, nicht mithandelt, diese Welt als ein Schauspiel hinnimmt, anstatt einer Ringbahn, einer Pflugfurche." Man sieht, die Demokraten hatten nicht so Unrecht, in ihm einen Deserteur zu sehen, der seinen Posten verlassen, und später gar, als er sich zum Verteidiger der Macht und Obrigkeit machte, einen Überläufer. Wie ehrenhaft eine solche Desertion sei, wieviel Mut und Wahrheitsliebe zu solch' einem Überlaufen gehörte, konnten die blöden Soldaten, die nur die Disziplin, die Fahne und das Losungswort der Partei kennen, weil ihnen alles Partei ist, nicht begreifen und folglich nicht verzeihen.

Welche Willenskraft es brauchte, sich so unabhängig zu halten, namentlich für einen nervösen, d. h. natürlich furchtsamen Menschen wie Sainte-Beuve, der überdies bis ins sechzigste Jahr von der Hand in den Mund leben mußte, also leicht ausgesetzt war, in die Abhängigkeit von Zeitungsdirektionen oder von Unterrichtsministern zu kommen, das zeigen viele der hier veröffentlichten Briefe auch solchen, die bei Lebzeiten an dem Manne zweifelten. Man lese das würdevolle Schreiben, das er (1839) an den allmächtigen Villemain richtet: „Die Jahre mehr noch als die Reisen" — er kam gerade aus Lausanne zurück — „haben mich gelehrt ohne andere fertig zu werden, selbst wenn der andere fruchtbar an Gnaden ist; weniger als je an wirkliche Freundschaften, an Uneigennützigkeit zu glauben; zu sehen, daß alles dies nur ein großes Spiel

ist, zu dem sich die meisten ernstlich bequemen, aber das auch oft mehr als nötig ungeduldig macht .... Das mag Ihnen sagen, daß ich in bezug auf Sie in die Formen einer Unabhängigkeit zurückgetreten bin, welche achtungsvoll, billig, aber nicht mehr freundschaftlich sein kann." Man sollte meinen, es sei der Minister, der zum armen Journalisten rede, anstatt des Gegenteils. Und wie fertigte er Buloz, den Direktor der „Revue des deux Mondes" ab, mit dem ihn ein Vertrag für monatliche Beiträge verband und dessen Ungnade ihn aufs Pflaster setzen konnte, als dieser, vor dem niemand Gnade fand, noch seinen Stil zu korrigieren wagte.

„Nein, nein, tausendmal nein! Und was Sie mir auch raten mögen, ich tue den Schritt nicht. Es ist nicht an mir, zur „Revue" zu gehen; an ihr ist's, zu mir zu kommen. Der Bruch ist, genau genommen, nicht von mir ausgegangen: er hängt mit einer anderen Ursache zusammen, die ich Ihnen schon erklärt und auf die ich lieber nicht noch einmal zurückkommen will. Es liegt hier eine Frage der Ehre und Würde vor, die vor der Lebensfrage gehen muß ... der Lebensfrage, das Wort ist heraus. Ja, dieser Bruch beengt mein Leben, wegen der gewohnten und regelmäßigen Einkünfte, die er mir wegnimmt. Aber ich werde die Oberhand gewinnen, glauben Sie mir. Ich habe schon andere Einrichtungen in Sicht, die mir vielleicht erlauben werden, für immer auf irgendwelche Berührung mit der Undankbaren zu verzichten!"

Allein was half es ihm, alle Auszeichnungen, alle Vorteile abzuweisen; Ministern, wie Graf Walewski, Arbeitgebern wie Buloz, einflußreichen Autoritäten wie Cousin, ja dem ganzen Senat gegenüber seine Würde aufs eifersüchtigste zu wahren; in seinen fast intimen Beziehungen mit dem Prinzen Napoleon und dessen Schwester, der Prinzessin Mathilde, seine vollste Unabhängigkeit zu be-

haupten: es genügte, daß er mit Prinzen und Ministern im Verkehr war, um ihn zu verdächtigen. Freilich wer ihm näher trat, sah sofort wie unberührt der „Mann aus dem Volk" auch bis zum letzten Atemzug in ihm lebte: wie viel rücksichtsvoller er für seine armen Amanuenses und deren Familie war als für die Vettern des Kaisers; wie einfach bescheiden er in seinem Haushalte lebte, wie menschlich freundlich mit allen Einwohnern seines Quartiers, wo er bekannt war als die Vorsehung aller Armen. So auch war er für die Jugend stets ein aufrichtiger, teilnehmender Berater und Helfer, behandelte jeden Anfänger, wie er jeden Bittsteller behandelte: als Seinesgleichen. Mit welcher milden Beharrlichkeit wußte er seine Hilfe aufzudrängen, ohne zu verletzen; wie vielen hat er Verleger, Verbindungen mit einflußreichen Blättern, Stellen, Gnadengehalte verschafft! Dann verdroß den Vielbeschäftigten, der kaum eine Stunde für sich hatte, kein Gang im weiten Paris. Und wie treu blieb er, er, der Akademiker, der Senator, der Freund der kaiserlichen Familie, der anerkannt erste lebende Schriftsteller Frankreichs, gegen alle Jugendfreunde bescheidener Herkunft und die in den bescheidensten Verhältnissen geblieben. Davon enthält die Briefsammlung mehr als einen Beleg. Rührend schön war sein Benehmen gegen die wider Not und Elend kämpfende Dichterin Desbordes-Valmore, der er noch zehn Jahre nach ihrem Tode seine letzte Arbeit, eine eingehende Studie ihrer Gedichte, gewidmet. Daß auch sie wußte, was er war, geht aus einem Briefe hervor, den sie einst (1854) an eine Freundin richtete, welche das allgemeine Vorurteil gegen Sainte-Beuve teilte. (Souvenirs et Indiscrétions S. 346.)

„. . . . . Warum schienen Sie neugierig zu sein, meinen geheimsten Gedanken über Herrn Sainte-Beuve zu kennen! Wenn Sie's noch sind, warum kommen sie nicht? . . . Aber warum wollen Sie denn wissen, ob ich sehr gut von Herrn Sainte-Beuve denke? Sollte einer Ihrer Freunde übel von ihm denken? Meine liebe Louise, das wäre höchst ungerecht, und ich würde Sie beschwören, ihn aufzuklären durch alles das, was ich Ihnen Wahres, Ehrendes und Rührendes über dieses Gemüt erzählen könnte, das sich hinter so viel Geist verbirgt. Über den Geist kann ich nicht urteilen. Das ist das Recht der Männer unter sich, Louise; aber die Milde geht uns an, die Güte fesselt uns, und Gott weiß, daß ich auf ewig geknebelt bin an Herrn Sainte-Beuve durch die Dankbarkeit für die wahren Dienste, die er mir geleistet. Ich glaube nicht, daß man besser als er zu verpflichten vermag, oder daß man es edler zu vergessen weiß. Ich muß mich drauf verstehen, liebe Louise. Die Härte meines Geschickes hat mich in den Stand gesetzt, zu lernen, wann es eine göttliche Freude ist, beschützt zu werden, und wann es die bitterste Strafe der Welt ist.[1]) Ich habe mehr als zwanzig segnende Briefe von Unglücklichen, die ich ihn veranlaßt habe zu retten und zu unterstützen . . . durch Gänge, durch Bitten, dann durch Geben und immer wieder Geben. Und was hat mir seine Mutter nicht alles mitgeteilt, die ihn anbetete, indem sie ihn ausschalt! „Er hat kein Paar Socken mehr," sagte sie mir. Ja, er gibt alles wie Béranger, mit einem anderen Tone freilich, aber mit demselben Herzen. Und in den politischen Zeiten, wieviel Pensionen sind nicht aufrecht erhalten worden dank der Wärme seiner Einsprache! Ich weiß mehrere, ohne meine eigne zu rechnen.

„Wenn man Ihnen sagt, meine Liebe, ich liebe in den Tag hinein, unterschiedlos, so glauben Sie das doch nicht. Ich liebe, was groß ist, redlich, hilfreich . . . Und doch sehe ich Herrn Sainte-Beuve nicht mehr. Aber was tut das? Ich bin gar zu traurig geworden. Und er, der's auch ist in anderer Hinsicht, wird hingetragen wie auf einer Eisenbahn. Ich bin zusammengesunken . . . ."

---

[1]) Ich nehme es hier auf mich, den Text zu korrigieren, in dem es heißt: punition d'être au monde. Mme. Desbordes hat offenbar geschrieben: punition du monde.

Genug. Es gibt Dinge, die man nicht allzusehr zu beweisen suchen muß, weil der Eindruck überzeugender ist als die Beweise. Aber wer widersteht der Versuchung, den eigenen Eindruck, den man aus lebendigem Anschauen gewonnen, auch anderen mitzuteilen, wenn die Gelegenheit sich bietet, das Leben selber sozusagen unbewacht und durchs Schlüsselloch zu zeigen? Es gibt wenig Männer unter denen, die Sainte-Beuve am meisten angefeindet, die solche Indiskretion vertrügen; wenige auch, bei denen sie möglich wäre: ein Victor Hugo und Lamartine, ein Cousin und Villemain ließen sich auch in einem Privatbriefe nicht gehen, bedachten auch in einem Privatbriefe die Möglichkeit einer einstigen Veröffentlichung; es ist der Reiz der Sainte-Beuveschen Briefe, daß sie ganz absichtslos, oft ab irato, öfter in wehmütiger Beichtstimmung, immer improvisiert und im Drange des Augenblicks geschrieben sind; es ist eine große Genugtuung zu sehen, wenn so die Probe des Rechnungsschlusses abgelegt wird, daß man sich weder beim Lesen des Schriftstellers noch beim Begegnen des Menschen in seinem Urteil geirrt, das Bild, das man sich gemacht, so bestätigt zu sehen. Sollte ich nun dies Bild in wenig charakteristischen Strichen noch einmal kompakter vorführen, so würde ich kaum wagen, den Bleistift in die Hand zu nehmen; denn es gibt eine Skizze, der ich unwillkürlich Züge entlehnen würde, so gelungen scheint sie mir, trotz einzelner zu nachdrucksvoller Linien und zu verwischter Schattierungen. Sie ist von Sainte-Beuves langjähriger Gönnerin, der geistreichen Prinzessin Mathilde, welche die Feder fast noch besser zu führen scheint als den Pinsel, entworfen, — wohl ehe der Kritiker mit ihr brach, weil sie ihm Vorwürfe darüber zu

machen wagte, daß er dem oppositionellen „Temps“ seine Beiträge zugewandt. Möge diese Skizze hier, als ein Stück Synthese nach soviel Analyse, eine Stelle finden und sich der Leser, den unsere Abstraktionen ermüdet, an ihren konkreten Umrissen erholen.[1])

„In einem Winkel von Paris gibt es eine Straße, die weniger belebt ist als die anderen. . . . . . Dort habe ich ein reizendes kleines Nest entdeckt: ich habe frischen Duft, Einsamkeit, nicht allzuviel Licht dort gefunden; in einem langen Zimmer ein sehr großer Tisch, überladen mit Büchern, Papier, Federn, kein Tintenfleckchen. Inmitten all' dieses Handwerkzeugs lebt ein hervorragender Geist, fein, beißend, insinuant, nachsichtig aus Herzensgüte, aus Gewohnheit des Lebens; lächelnd über alle kleinen Bosheiten (malices) und deren überall entdeckend; jedermann zugänglich, aber indem er seine Vorlieben zu bewahren weiß; Philosoph nach Art der alten Griechen, denen er auch äußerlich sehr ähnlich sieht; ein Gläubiger ohne Religion; ein Denker voller Regungen des Unwillens; ein Prüfer aus Wißbegierde; ein Geist endlich, der alle Geister versteht, sie alle erklärt, und der das seltene Glück hat, von der Leidenschaft nur das zu besitzen, was nötig ist, um gerecht und unparteiisch zu bleiben.“

[1]) Sie eröffnet die Souvenirs et Indiscrétions. Der Name der Prinzessin ist nicht genannt, doch ist ihre Autorschaft ein öffentliches Geheimnis. Schreiber dieses braucht wohl nicht erst zu sagen, daß er die hohe Verfasserin nie gesehen, und daß sie zweifelsohne seine Existenz ignoriert.

II.

Guizot im Privatleben.

Die älteste Tochter Guizots, Mme. Conrad de Witt, hat ihren Vater, von dem man nicht eben sagen kann, daß „sein Charakterbild in der Geschichte schwanke, auch unseren Herzen menschlich näher bringen" wollen.[1]) Ein höchst erklärlicher Wunsch und ein gerechtfertigtes Unternehmen, wenn anders der Erfolg zur Rechtfertigung genügt; das Buch hat in wenig Monaten vier Auflagen erlebt und ist auch schon ins Englische übersetzt worden, — zu welchem Zwecke, ist nicht recht erfindlich; denn wer sich genugsam für Guizots Persönlichkeit interessiert, um einen ganzen Band über sein Privatleben zu lesen, bei dem darf man ja wohl auch eine gewisse Kenntnis des Französischen voraussetzen; und, wenn man diese Seiten ihres glänzenden französischen Gewandes entkleidet, so bleibt eben doch gar wenig übrig, dürfen wir vorausgreifend wohl hinzufügen. In der Tat hat die Tochter ihrem Vater das Geheimnis des vornehmen, imponierenden Stils wohl abgelauscht, und die wenigen Stellen, wo sie selber spricht, fallen keineswegs ab gegen die neun

[1]) Mme. de Witt, née Guizot. Monsieur Guizot dans sa famille et avec ses amis (1787—1874). Quatrième édition. Paris. Hachette. 1880.

Zehntel des Buches, welche aus Briefen und Aufzeichnungen von Guizot selber bestehen. Ist es erlaubt anzumerken, daß Mme. de Witt in dieser Selbstverleugnung des Guten zuviel getan hat? Die meisten dieser Briefe haben ja fürs große Publikum nicht das Interesse, das sie für die Kinder und Freunde haben. Sie sind manchmal sogar nicht nur etwas lang, sondern auch etwas langweilig, wenn man von einem hohen Herrn der Geschichte so ungeniert reden darf. Hie und da ein wenig Erzählung von Tatsachen würde uns von den vielen Worten ausgeruht, vielleicht auch gründlicher über die Gesinnungen des Helden aufgeklärt haben, als alle jene Worte es tun; und Mme. de Witt erzählt gut. Wer aber nicht eine ungefähre Kenntnis von Guizots Leben und Beziehungen mitbrächte, würde sich aus dem hier gebotenen Material kaum eine Vorstellung der Verhältnisse machen können, in denen sich der Held dieses Buches bewegte. So wäre es z. B. doch nicht unwichtig, zu erfahren, daß die erste Mme. Guizot fünfzehn Jahre älter als ihr Mann war, oder daß dieser, ehe er, ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, die Professur der Geschichte an der Sorbonne erhielt, Hauslehrer beim ehemaligen Schweizer Gesandten, Herrn Stapfer, war. Jene Tatsache wird aber nur angedeutet — „die Verschiedenheit der Herkunft und der Erziehung gab ihnen oft weit mehr als die Verschiedenheit des Alters verschiedene literarische Ideen ein" —; diese wird verschleiert, als ob es nicht etwas äußerst Ehrenvolles wäre: „Mit einer Güte, die mein Vater nie vergaß, begnügte sich Herr Stapfer nicht damit, ihm mit seiner Erfahrung und seinem Rat an die Hand zu gehen; er zog ihn auch zu sich in seine Familie, erlaubte ihm lange Monate in

seinem Landhause bei Paris zuzubringen.“ Ist das wirklich klar für die Nichtunterrichteten?

Auch aus Guizots eigenen Briefen, die, wie gesagt, den bei weitem größten Teil ihres Buches ausmachen, erfährt man wenig Tatsächliches und es treten die Menschen, von denen oder mit denen er redet, darin ebensowenig hervor, als in seinen Geschichtswerken und Denkwürdigkeiten: es sind alles Schatten, weniger als Schatten, psychologische Analysen, — treffliche, genaue Analysen, Analysen immerhin, keine Anschauungen. Vielleicht auch kommt diese schattenhafte Allgemeinheit der Charakterzeichnung hier daher, daß die dem Minister im Privatleben Nahestehenden eben keine Persönlichkeiten waren. Die, welche wirklich jemand (quelqu’un) waren, wie die Franzosen sagen, die treten selbst in den stumpfen Umrissen der Guizotschen Zeichnung hervor: So die edle, bleiche Jünglingsgestalt seines Sohnes erster Ehe, der ihm in der Blüte der Jahre wegstarb; so die alte Hugenottenmutter, die dem ganzen zukünftigen Leben des Schriftstellers und Staatsmannes seine Prägung gab. Noch ein anderer Charakter tritt lebendig vor uns, freilich nicht aus Guizots oder seiner Tochter Beschreibung, sondern aus den eigenen Briefen, eine wahre Entdeckung für uns Nachgeborenen: das ist Mlle. de Meulan, eben jene erste, so viel ältere Frau Guizots, seine Rahel. Ihre leider gar zu spärlich mitgeteilten Briefe sind bezaubernde Ergüsse eines frischen Geistes und eines frischen Gemütes: es ist eine Lebhaftigkeit der Eindrücke, eine Wärme des Gefühls, eine Eigentümlichkeit der Sprache in jenen Bruchstücken, nach denen wir anderswo in dem ganzen Bande vergebens suchen. So farblos und indirekt Guizots eigene

Liebesbriefe sind, — wenn man das heitere Wort auf die Amplifikationen des jungen Greises anwenden darf, — so hell und direkt sind die seiner Gattin. Und welche Weiblichkeit in dem vermeinten Blaustrumpf! Welche Lebensklugheit! Wie sie ihm liebenswürdig den Kopf zurechtsetzt, wenn er mit fünfundzwanzigjähriger Prinzipienfestigkeit auf seiner Unabhängigkeit vom Publikum besteht: „Sind wir denn wirklich so sicher, selbst nach langem Nachdenken, daß die Kenntnis anderer Ansichten, auch falscher, nichts an den unseren ändert, wäre es auch nur, indem sie die Geburt neuer Ideen in uns fördert?" Oder wenn er das Vertrauen in die Menschen verliert, weil ihm irgend jemand einen schlechten Streich gespielt: „Und dann muß ich Dir sagen, ich weiß nicht recht, was das heißt, kein Vertrauen mehr in die Menschen zu haben; man hat ja nie ein Vertrauen, das ihnen angehört; man hat Vertrauen in sein eigenes Urteil, das sie unter anderen ausgewählt; hat man sich getäuscht, so hört man auf, sich selbst zu trauen. Jene verlieren dabei nichts und man selber gewinnt etwas dabei: die Gewohnheit, zweimal zuzusehen." Und wie reizend ist das weibliche Schwächegefühl, mit dem sie sich an den jungen Mann anlehnt; wie wahr, aus dem tiefsten Herzen gesprochen, ihre Seufzer der Entmutigung, ihr Bedürfnis, aus sich herauszutreten, das Leben ein wenig zu genießen, nach so langer arbeitsvoller Konzentration. Die wenigstens schämt sich nicht, wie alle anderen Personen dieses Kreises, unvollkommen zu sein — a-t-on gagé d'être parfaite? fragte Mme. de Lafayette, die eben doch auch bei all ihrer Tugendsamkeit „ein töricht furchtsam Weib" zu bleiben geruhte; — des jungen Gatten lange wortreiche

Briefe sind dagegen stets nur Variationen über alte empfindsame Gemeinplätze: „Wenn Du nicht da bist, so fehlt mir ein Teil meiner selbst und ich suche überall diese meine Hälfte, deren Abwesenheit die andere schmachten macht, wie die Seligen schmachten würden, welche den Himmel gekannt hätten und von ihm getrennt worden wären;" usw. Erinnert Mlle. de Meulan an Rahel, so ist Guizot hier der reine Varnhagen, noch dazu ohne die deutsche Geistesfreiheit Varnhagens; allerdings aber ist er hier noch nicht der Mann, der, wie er auch sein mochte, im handelnden Leben ein Dutzend Varnhagens aufwog.

Ich sagte, die hier veröffentlichten Stellen aus Guizots Briefen gäben wenig Tatsächliches; ich hätte hinzufügen sollen, daß das Wenige, was sie geben — über den neuen Anstrich seines Landhauses zum Beispiel oder den Ankauf eines Pferdes und andere Ausgaben —, eben durchaus nicht interessant ist. Im übrigen bekommen wir nur Gefühle und Gedanken, oder besser gesagt, Worte über Gefühle und Gedanken. Dieser Umstand nun erschwert die Besprechung eines solchen Buches ungemein. Wir haben es mit einer Dame zu tun; das Gefühl, das ihr die Ausarbeitung dieses Buches eingegeben, ist ein so natürliches, schönes; Guizot selbst ist in seinem Privatleben ein so durch und durch achtbarer Charakter, daß man nur ungern seine innerste Meinung ausspricht, so oft sie dem Eindrucke, den die pietätvolle Verfasserin hat hervorrufen wollen, entgegenläuft. Hätte Mme. de Witt ihr Buch als Manuskript für den Freundeskreis gedruckt, so würde kein wohlerzogener, geschweige denn ein feinfühlender Mensch, dem ein Exemplar in die Hände fiele, es vor das Tribunal der Öffentlichkeit bringen

wollen: es läge darin eine unentschuldbare Taktlosigkeit, fast Roheit. Aber das Buch hat selbst die Öffentlichkeit gesucht, es hat sich auf den Markt gedrängt und damit hat es die Kritik herausgefordert. Es verschwindet die Tochter, und es bleibt nur die Schriftstellerin, die Porträtmalerin, wenn man so will, die ihr Bild auf die Ausstellung geschickt hat; wenn wir vorübergingen, als hätten wir's nicht gesehen, oder es mit einem banalen Komplimente abtäten, so hätte sie das Recht, sich über Geringschätzung zu beklagen: Geringschätzung aber ist das letzte Gefühl, das uns die Malerin und ihr Modell einflößen.

Fragen wir uns nun aber, ob das Bild auch ähnlich ist, so geht's uns hier wie so oft im Leben: der Maler hat das Gesicht so gesehen, wir aber, die Welt, sehen es anders. Dem kann freilich die Verfasserin entgegnen, das habe sie vorausgesehen, deshalb lasse sie ihren Helden meist selbst reden. Aber wenn wir nun diese seine eigenen Reden ebenfalls anders lesen als die Tochter, was können wir dafür? Die Nächststehenden sind ja durchaus nicht immer die, welche am klarsten sehen: Liebe, Dankbarkeit, Ehrfurcht, Bewunderung — Gewohnheit auch — verwischen die Züge, welche dem Fremden zuerst auffallen und oft die charakteristischsten sind. Wenn selbst Mme. Pauline Guizot, die realistische Menschenkennerin, ihren jungen Gatten nur mit den Augen der Liebe sehen kann, wie sollte die Tochter den Vater anders sehen? „Wenn ich an die Vorstellung denke, welche viele Leute sich von Dir machen," schreibt die erste Frau Guizot an den Hochmütigen, den Ehrgeizigen, das kalte Herz, den berechnenden Kopf, „so stellt mir das einen so sonderbaren Gegensatz vor, daß ich mich nicht einmal über solche

dummen Urteile ärgern kann.“ Und vierzig Jahre später klagte Guizot selber über Renan, der aus ihm „jene tragische, einsame, angespannte Figur mache, welche wohl zur Sage werden würde, falsch wie alle Sagen“. Ja und nein. Die Sage ist immer falsch in ihren Ausführungen; sie hat aber stets einen wahren Kern. Die reine Erfindung wird nicht zur Sage. Wenn kein Fond von Ehrgeiz, Hochmut und Kälte in dem Manne gewesen wäre, wie sollte er auf alle Zeitgenossen, als dreißigjähriger Jünglingmann, wie als greiser Achtziger, denselben Eindruck hervorgebracht haben? Wenn seine Natur keine „angespannte“ (tendue), sondern eine unmittelbare gewesen wäre, wie sollten wir das nicht aus den Briefen herauslesen, die er an Mutter, Frauen und Töchter schrieb und die uns hier, ich möchte fast sagen, aufgedrungen werden? Er wußte sich, die Seinen wußten ihn frei von Standeshochmut, wußten, wie gründlich und aufrichtig er äußere Auszeichnungen verachtete — war er nicht immer einfach Herr Guizot geblieben, trotz aller Grafen- und Herzogstitel, die ihm sein König angeboten und die wenige Franzosen auszuschlagen den Mut gehabt hätten? — sie wußten, daß er nie seinen Vorteil an Geld und Gut bedacht, geschweige denn klug und kalt berechnet hatte: aber es gibt auch einen Hochmut der Tugend und der Intelligenz, es gibt einen Ehrgeiz, dem nur mit der Macht, nicht mit „Ehren“ gedient ist, eine Berechnung, die das spontane Handeln und Fühlen nicht aufkommen läßt, ohne daß sie darum gemeinem Gewinn nachginge: und alles das ist ja sehr berechtigt, zum Teil sogar geboten: wir aber sind ebenfalls im Rechte, wenn uns die Leute lieber sind, die sich auch einmal gehen lassen können, die

auch einmal die Zügel aus der Hand legen und die Herrschaft der Welt vergessen können, die auch einmal mit dem Dummkopf und dem Lumpen als mit Daseinskameraden umzugehen wissen.

Daß Guizot Weib und Kind geliebt, aufrichtig geliebt, wer hat je daran gezweifelt? Wie gut und hilfreich er gegen die Verwandten seiner beiden Frauen war, erfahren wir hier auf die angenehmste Weise, d. h. beiläufig, fast zufällig und ohne daß es dem Helden auf die Liste seiner Verdienste gesetzt würde. Daß er auch tiefer Schmerzen fähig war, sehen wir aus den Briefen über den Verlust seines Sohnes, sowohl im Augenblick als viele, viele Jahre nachher: d i e Wunde vernarbt nicht; so oft er von dem Jüngling spricht, der ihm so früh geraubt wurde, zittert seine Stimme, als ob Tränen darin wären; hatte er doch mit jenem Verluste für sein Leben lang „jedes Gefühl der Sicherheit verloren", wie er in einem Briefe an Mrs. Austin schreibt. In anderen Fällen dagegen sind seine Schmerzen, so aufrichtig sie auch im Gefühl sein mögen, im Ausdruck so banal, wie jene seine Liebesergüsse; einen Aufschrei aus klaffendem Herzensriß, wie den Lessings beim Tode seiner Frau und seines Söhnchens, bekommt man nie zu hören. Übrigens geht uns alles das eigentlich nichts an. Die einzige Frage, die uns beschäftigen darf, ist die, ob die neue Veröffentlichung das Bild wesentlich verändert, das Mit- und Nachwelt sich von Guizot gemacht haben. Dergleichen ist ja sehr denkbar. Wer weiß nicht, daß Goethe, welcher sich von seinem dreißigsten Lebensjahre ab mit „Zirkumvallationslinien" gegen die Zudringlichen umgeben mußte, von diesen Herren, die meist eine Feder führten, als ein kalter,

hochmütiger Aristokrat dargestellt ward, und wie das Bild des alten steifen Geheimrats sich auf Jahrzehnte in der Volksphantasie erhalten hat. Als nun aber die Briefe an Auguste von Stolberg, an Charlotte von Stein, als nach und nach alle Zeugnisse aus der Jugendzeit an den Tag kamen, da begannen selbst die Blöden — die Sehenden hatten nie daran gezweifelt, daß der Dichter des Werther und der Lieder „Gemüt" gehabt — zu begreifen, was der junge Goethe gewesen, welche stürmisch-bewegte, zart-empfindsame, frisch-gesunde Natur da wogte, welche Wärme, welche Herzensgüte in dem Manne noch fortlebten, nachdem er längst mit Bedacht die Eisrinde um sich gelegt; wie sogar noch in den letzten Lebensjahren diese Rinde sofort auftaute, wenn nur eine wirklich warme Hand ihn berührte, das wissen wir jetzt ja auch, nachdem uns Felix Mendelssohns und so vieler anderer Aufzeichnungen zur Hand gekommen sind. Findet nun ein Ähnliches bei Guizot statt? Da muß dann eben, wohl oder übel, geantwortet werden: nein. Der Mann war mit zwanzig, ja mit fünfzehn Jahren, was er mit siebenundachtzig war: ein guter Sohn, wie er ein guter Gatte und Vater werden sollte; ein unbescholtener Mann, wie er ein gewissenhafter Schüler gewesen war: eine sympathische, ursprüngliche Natur war er nie. Und das gilt vom Geistigen wie vom Gemütlichen.

Ein Brief an die Mutter vom Jahre 1806 — Guizot war 1787 geboren — zeigt ihn uns schon genau so wie er sein Leben über war: eigensinnig — er rühmt sich dessen selber — und streng, ja herb. „Man hat der Tugend ein ewiges Lächeln leihen wollen und man hat ihr alle Kraft genommen", meint er vom 18. Jahrhundert. „Man

war so liebenswürdig, daß man aufgehört hatte, tugendhaft zu sein ...... Ich kann mich des Unwillens nicht erwehren, wenn ich sehe, wie man sich fortwährend bemüht hat, der Tugend ihre Dornen wegzunehmen." Solcher Ton ist natürlich bei der Jugend, die gerne abspricht und bei welcher Unduldsamkeit fast eine Tugend ist: auch war die Reaktion gegen das tolerante Jahrhundert in der Luft; aber was soll man dazu sagen, wenn die Erfahrung eines langen und bewegten Lebens solche Härte nicht nur nicht mildert, sondern schärft; wenn Tugend und Religiosität nicht Mitleid und Nachsicht, sondern nur Stolz und Strenge im Gefolge haben? Madame de Witt sagt einmal von ihrer Großmutter: „Die unvergleichliche Hingebung Madame Guizots ließ sich nicht oft zu Liebkosungen herbei (ne s'abaissait pas souvent aux caresses); es war kein Raum darin für die Schwäche." Dasselbe möchte man von der Tugend des Sohnes sagen, denn von Hingebung kann und braucht ja wohl bei einem Manne nicht die Rede zu sein. Bei der Mutter aber ist diese düstere Art weniger verletzend als beim Sohne, weil die Lebensereignisse sie erklären. Sie ist in der Provinz, im engen Kreise des gedrückten, fast versteckten Hugenottentums des vorigen Jahrhunderts aufgewachsen, und obschon sie als Mädchen lebhaft, heiter und lebenslustig gewesen zu sein scheint, so mußten doch die strengen Grundsätze protestantischer Moral ihr zur anderen Natur geworden sein. Sie hatte sich in einziger Liebe dem gleichaltrigen Gatten angeschlossen und mußte ihn nach sieben Jahren geeinten Daseins, noch immer fast ein Jüngling, aufs Schafott steigen sehen: wie sollte so Ungeheures nicht einen unverscheuchbaren Schatten auf ihr Leben

werfen? Zugleich raubte ihr der Tod geliebte Schwestern, die Genossinnen ihrer Jugend. Ein einsames Witwenleben, eingeschränkt, fast dem Bedürfnis ausgesetzt, dann die lange, lange Trennung vom Sohne warfen sie auf sich selbst und die Betrachtung ihres Kummers zurück. „Der Eindruck meines Leidens hat sich nie verwischt", schrieb sie noch lange nachher mit einem Tone, aus dem man die Wahrheit gar wohl herausfühlt. Und: „ich gehe zu ihm" waren die letzten Worte der achtzigjährigen Greisin; auf ihrer Brust ruhte noch der letzte Brief des Jugendgemahls — κουρίδιος πόσις — dessen Haupt vor mehr denn fünfzig Jahren gefallen war. Der Sohn aber lebte seit seinem achtzehnten Jahre in Paris, in der anregendsten Umgebung, unterm Eindruck der größten Ereignisse. Alles glückte ihm: mit fünfundzwanzig Jahren nahm er einen Lehrstuhl an der ersten wissenschaftlichen Anstalt Frankreichs ein, in welche die berühmtesten Gelehrten nicht vor fünfzig Jahren einzudringen pflegen; und er verdiente die Gunst, die ja zuweilen so viel besser urteilt als die vox populi oder gar die Konkursprüfung; Glück war's immerhin und wohl dazu angetan, den, der es erfuhr, in eine heitere Stimmung zu versetzen. Zwei Jahre später nahm der junge Mann gar eine der einflußreichsten Stellungen im Staate ein, ward — trotz seines Protestantismus — Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, an dessen Spitze ein geistlicher Herr stand, und bald darauf Staatsrat. Wohl verlor er seine innig geliebte Frau, aber er fand doch die Kraft in sich, im nächsten Jahre wieder zu heiraten, wie sie selber ihm geraten und wie's sehr natürlich war, denn ein Mann lebt noch weniger für das Andenken einer Frau allein, als er ausschließlich für die

Liebe der Gegenwärtigen gelebt hat. Sonst aber lächelte ihm bis in die Mitte des Lebens alles, selbst — wer sollte es glauben? — die Volksgunst. Nahrungssorgen hatte er nicht. Vom Kampf ums Dasein hatte er bis dahin nur die Seite der Erfolge, d. h. die anregende und ermunternde, erfahren. Da muß denn doch die Härte wohl im Charakter selber gelegen, kein Ergebnis der Umstände gewesen sein. — Und dann: seine Mutter konnte doch munter sein: „ein Untergrund natürlicher Heiterkeit trat zuweilen wieder hervor", sagt die Enkelin selber. Der Sohn ist immer ernst, ja traurig, wie alle Menschen, die nicht aus ihrem Ich herauskommen können — Kinder aber sind nur ein fortgesetztes, die Angehörigen nur ein erweitertes Ich für solche Menschen. Wie es seinem Geiste an aller Ironie fehlte, so seinem Gemüte an allem Frohsinn. Seine Mutter endlich gehörte einer anderen Zeit an: „in ihrer alten und einfachen Tracht, mit dem starken und tiefen, zärtlich-ernsten Gesichtsausdruck, der mich an die Mütter von Port Royal erinnerte ... glaube ich sie noch in dem Salon des Ministers zu sehen, den sie nur durchstreifte und worin sie den Glauben, die Schlichtheit, die fortlebenden Tugenden der Verfolgung und der Wüste darstellte". So der Geschichtschreiber von „Port Royal" [1]). Der Sohn aber war nicht der Mann der „Wüste",

---

[1]) Die französischen Hugenotten versammelten sich während des 18. Jahrhunderts an entlegenen Orten, „der Wüste" (le désert), um das Wort Gottes von ihren Predigern zu hören. In Port Royal nannte man désert, was die andern Katholiken retraite nennen, d. h. die zeitweilige Absonderung von allem Verkehr, um allein dem Gebete und frommen Übungen zu leben. Sainte-Beuve denkt offenbar nur an ersteren Sinn des Wortes.

sondern des öffentlichen Lebens, und im Kampfe dieses Lebens focht er wahrlich nicht auf Seiten der Unterdrückten. Auch steht die Politik nicht auf dem absoluten Standpunkt, auf den sich die Religion stellt: sie ist gezwungen, Zugeständnisse an die Schwächen, ja an die Schlechtigkeit der Menschen zu machen, wie denn auch niemand je besser als Guizot verstanden hat, solche Zugeständnisse zu machen, während er die eigenen Hände peinlich rein hielt. Der Unbestechliche hat nie angestanden, zu bestechen, wenn es, nicht etwa Gott und das Evangelium, sondern die Politik König Louis Philipps und Herrn Guizots zu erfordern schien. Wer das Leben so von seiner schmutzigen Seite kennen gelernt, der mag ein Recht haben, die Menschen zu verachten, aber dann muß er mit seinen eigenen Werkzeugen anfangen, nicht mit seinen Gegnern: Guizot hat stets das Gegenteil getan.

Kein Zweifel, die Gesellschaft, in der sich Guizot bewegte, hatte unendlich mehr Bildung, sie war vor allem eine anständigere, in einem Sinne auch sittlich reinere als die, welche seit seinem Sturze ans Ruder gekommen ist. Es waren keine Zigeuner und Abenteurer, Wirtshausjünger und Spieler wie die, welche im Gefolge der Februarrevolution und des Staatsstreiches auf die Oberfläche kamen; es waren fast durchgängig Leute von regelmäßigem Lebenswandel und geordnetem Hauswesen; was sich aber unter diesen bürgerlich-gesitteten Formen an Egoismus, Ehrgeiz, Gewinnsucht, oft auch an niederer Genußsucht barg, das focht den Mann nicht an, der nie die Dinge nach ihrem Wesen fragte, solange es ihm bequem war, sich an der Oberfläche zu halten. Genug, diese Oberfläche war respektabel. Guizot, ganz ein Mann der

Konvention, hielt ebenso strenge auf die Achtung der gesellschaftlichen als der religiösen Vorurteile; ein Mädchen, das sich herausgenommen hätte, ohne die Bewilligung von Papa und Mama zu lieben, wäre ihm schier so verächtlich geschienen als ein Mann, der außerhalb einer Kirche fromm zu sein sich erlaubte. Überhaupt war er schnell bei der Hand mit dem Verachten wie mit dem Geringschätzen. Es gibt Leute, wie Voltaire zum Beispiel, die in der Theorie Menschenverächter sind, im Gefühl und der Tat aber immer Menschenfreunde, und für die selbstverschuldetes Unglück nicht weniger mitleidswert ist als unverschuldetes. Bei Guizot hört man fast nie die Stimme des Mitleids, während ein moralisches Verdammungsurteil ihn nie etwas zu kosten scheint: die Worte Christi von der Ehebrecherin und gar die von der Sünderin scheinen in seiner Bibel nicht zu stehen.

War er nun gegen andere streng, so war er allerdings auch mit sich selber nicht nachsichtig. Sein Privatleben war von vorwurfslosester Gewissenhaftigkeit. Er verließ die höchsten Staatsstellen arm, wie er sie angetreten, und nachdem er Frankreich acht Jahre lang regiert hatte, mußte er zur Feder greifen, um sich und die Seinigen zu ernähren. Der Nepotismus, von dem man ihn nicht freisprechen kann, gehört dermaßen zu den öffentlichen Sitten Frankreichs, die Pflichten gegen den Staat sind in der französischen Moral den Familienpflichten so untergeordnet, daß die strenge Rüge, welche er in dieser Beziehung erfahren, nur unbillig genannt werden kann, namentlich wenn sie von seiten der republikanischen Partei kommt, welche diese Praxis auf eine so hohe Stufe der Vollendung gebracht hat. Guizots

Familienleben war fleckenlos: in einem Lande, wo Freiheiten in geschlechtlichen Beziehungen mit so großer Nachsicht beurteilt werden, hat ihn nie der leiseste Verdacht der Laxheit getroffen: er war eben kein Latitudinarier weder in der Moral noch in der Religion, so wenig gegen sich als gegen andere. Auch Prunk und Tafelfreuden waren dem Manne ganz fremd. Nach Musik und Theater scheint er nie begehrt zu haben. Was er, außer der Ausübung der Herrschaft, an Genüssen kannte, beschränkte sich auf den Verkehr mit Gleichgesinnten oder das Familienleben. Allein auch hier begegnet man nie einem Sichgehenlassen. Das desipere in loco war dem Manne ganz unbekannt, und ein so guter Protestant er war, vor Luthers „Ein Zötlein in Ehren, soll niemand verwehren" hätte er das Kreuz geschlagen. Es sind immer nur ernste und hohe Gegenstände, zum höchsten Fragen der politischen Kriegführung, die seine Briefe an Freunde, wie wohl auch seine Gespräche mit Freunden ausfüllten; es ist ein wahrer Quell in der Wüste, wenn er einmal eine meschante Anekdote erzählt wie die über Dupin: „Berryer fragte Dupin (den Kammervorsitzenden beim bevorstehenden Staatsstreiche): „Zeigen Sie mir doch eine kleine Tür, durch die man in die Kammer gelangen und zu Ihnen stoßen könnte, wenn Sie angegriffen würden." „Ich suche gerade eine, durch die man hinauskommen könnte", antwortete Dupin." Noch seltener ist ein Witz — im ganzen Bande ist nicht einer — und in der Unterhaltung, das wissen wir, duldete er keinen derben Scherz, geschweige denn, daß er sich selbst dazu herbeigelassen hätte. Guizot hatte viel vom englischen Ernst, den Kant so höchlich bewunderte, mehr freilich noch von der englischen Gravität,

über die sich Yorick-Sterne so artig lustig macht, weshalb er denn auch nach einer gewissen Seite hin in England ebensosehr gefiel, als ihm diese Seite des englischen Wesens zusagte. Dagegen hatten die Altengländer von Palmerstons Schlage eine unüberwindbare Antipathie gegen den Mann, dem es so ganz an der frischen Unmittelbarkeit Altenglands gebrach, dem jede Ader altenglischen Humors so gänzlich abging. In den Briefen an die Freunde wie in denen, die er an die eigenen Kinder richtet, ist es immer derselbe eintönige Ernst, erscheint er immer als ein Lehrender. Man lese nur die beiden unerträglich pedantischen, nie endenwollenden Episteln an seine Älteste über ihre Interpunktion, oder wie er dem armen Mädchen — es war zehn Jahre alt — die methodische Lektüre Lingards und Humes Epoche für Epoche anempfiehlt. Es scheint ihm unendlich schwer zu werden, Kind mit den Kindern zu sein, und man ist nur froh, zu hören, daß er sich zuweilen herabläßt, Domino mit ihnen zu spielen oder ihnen etwas von Van Amburgs Menagerie zu erzählen. „Ich spreche mit Dir wie mit einer großen Person", sagte er einmal zu seinem kleinen Guillaume; und in der Tat ist seine Sprache meist die eines Erwachsenen: „Ich fordere nicht von Dir, mich mehr zu lieben als Du mich liebst, weil ich weiß, daß Du es nicht vermöchtest", schreibt er an sein siebenjähriges Töchterchen! Kein Wunder, wenn die Fratzen selber zu kleinen Pedanten werden, wie sie im Buche stehen. „Folgendes war meine Unterhaltung mit den Kindern" (den Enkeln), schreibt er einmal. „Die vier Großen frühstückten mit mir. Cornelius: Robert sagt, daß er Jeanne am meisten liebt. Das ist nicht wahr. Wir lieben sie alle

ebensosehr wie er. Robert: Nein, ich liebe Jeanne am meisten. Cornelius: Nein.... Robert: Ja. ... Jeanne: Ihr dürft mich nicht mehr lieben als Marguerite: das ist nicht gerecht."

Man kann sich den Ton des Hauses denken; alles ist nach dem Muster des Mannes geregelt, der nie auch nur eine Minute ausspannt. „Nicht eine Dummheit, keine...", die doch auch zum rechten Menschen gehören, wenn anders die ganze Vollkommenheit des Menschlichen darin besteht, unvollkommen zu sein. Das fehlte Guizot; das fühlte Frankreich wohl heraus, als es müde ward, Aristides „den Gerechten" nennen zu hören. Er ist immer der Tadellose, der geistig und sittlich Überlegene. Dadurch erlangte er denn auch, was man dadurch stets erlangt, besonders wenn man noch ein Rezept des Betragens anwendet, dessen Ingredientien nicht eben schwer zu mischen sind, aber höchst langweilig abzumessen sind: den Ruf eines Tugendhaften. „Auch ich habe keine silbernen Löffel gestohlen", sagte mir Freund B. „Aber zum Ruf der Tugend habe ich's nicht gebracht." Der Ärmste! Wohl hatte er sich in einem bewegten öffentlichen Leben die Hände ganz rein gehalten; kein Argwohn konnte ihn berühren. Im Verkehr mit gekrönten Häuptern wie mit dem souveränen Volk hatte er sich die Unabhängigkeit des Handelns wie den Freimut der Rede gewahrt, weder eine Gunst verlangt noch empfangen. Er besaß nicht Titel und Würden, Stellen oder Ordensbänder. Nie schmeichelte er der victrix causa, selbst wenn es die seiner eigenen Partei war, und die besiegte gefiel ihm, so oft er sie nur vor dem Verstande oder dem Gefühle freisprechen konnte. Nie hat er seine Meinung verleugnet,

selbst wo dem Bekenner Gefahr drohte. Durch harte und redliche Arbeit, nicht durch Gründerglück, hatte er sich seinen Wohlstand erworben, und seine Tasche schloß sich keinem Hilfsbedürftigen, kein Weg war ihm zu weit für den Arbeitsuchenden. Er erzog seine Kinder zur Arbeit und Reinlichkeit. Seine Rede war menschlich-kameradschaftlich mit dem Niedersten, unumwunden mit dem Höchsten. Er war gleich treu in der Liebe wie in der Freundschaft. Er hatte auch keine Schulden und ward nie betrunken in der Gosse gefunden; vor allem, er war stets wahr gegen sich und andere. Der Gute! Als ob es darauf ankäme. Vielleicht war's sogar gerade das, was ihn um den Aristidesruf brachte. Neid und Geiz, Egoismus und Heuchelei hätte er wohl schon hegen dürfen, aber Wahrhaftigkeit! Die echte Wahrhaftigkeit, welche die Augen nicht freiwillig schließt vor dem Schmutz, so der reinlichen Übereinkunft zugrunde liegt, die Wahrhaftigkeit, sich zu geben wie man ist und der Natur freien Lauf zu lassen: die ist vom Übel. Nur wer nie seine Rolle vergißt, sich fortwährend beobachtet, nie die persönliche Würde wegwirft, weil er sich etwa wie Lessing „zutraut, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können" — kann zu solchem Ruf gelangen. Wenn er noch überdies sich wohl in acht nimmt, je einer schönen Frau etwas Verbindliches zu sagen oder gar bei einem Glase Wein sich eines schlechten Witzes harmlos zu erfreuen, dabei die Tugend recht viel im Munde führt, die Lebenslustigen, Leichtsinnigen und Gescheiterten abkanzelt, vor allem aber stets schlechter Laune ist, so kann's ihm nicht fehlen. Bei Guizot war's vornehmlich dieser Mangel an Freudigkeit des Gemüts und die gänzliche Abwesenheit alles Humors,

die seinem Rufe zugute kam: von Unwahrhaftigkeit und Scheinheiligkeit kann bei dem Manne nicht die Rede sein: denn er brauchte keine Rolle zu spielen, weil er von Hause aus die nötigen Eigenschaften mitbrachte, sie nicht erst zu erheucheln brauchte. Zu diesen nötigen Eigenschaften gehören aber auch geistige. Nur eine gewisse Entwicklungslosigkeit und Oberflächlichkeit des Geistes macht die Konsequenz der Anschauungen möglich, welche die Welt als „Charakter" zu bewundern gewöhnt ist.

Guizot war kein selbständiger Denker und jede direkte Anschauung ging ihm ab. Es hat wohl selten einen Mann von seiner Bedeutung gegeben, dem der spekulative wie der künstlerische Sinn so durchaus fehlten. Seine Philosophie ist der fadenscheinigste Deismus: er ist im Grunde nie über die hier gebotene Metaphysik seiner (zweiten) Frau hinausgegangen: „die Demonstration des Daseins Gottes, welche aus der Weltordnung und der Notwendigkeit einer ersten Ursache hervorgeht, die Unsterblichkeit als eine notwendige Folge unserer sittlichen Natur verkündet und auf die zukünftige Vergeltung rechnet, weil das Gesetz der Gerechtigkeit, welches de jure herrschen soll, de facto hienieden nicht herrscht und alles, was recht ist, doch auch verwirklicht werden muß." Und das ist derselbe Mann, welcher mit dem ganzen Hochmute der Tüchtigen und all der Oberflächlichkeit der Gründlichen aus Vacherot, einem der ersten Metaphysiker Frankreichs und einem erklärten Idealisten, kurzer Hand einen „Materialisten" machte und unter diesem Vorwand seinen Eintritt in die Académie des Sciences morales zu verhindern suchte! Er hatte ihn offenbar nie gelesen, oder wenn er ihn gelesen, nicht verstanden. Selbst in der Geschichtsphilosophie, wenn man

seine Deutung der Geschichte anders so nennen kann, kommt er eigentlich nie über Bunsen hinaus: „er sieht darin die göttliche Dazwischenkunft . . . so offenbar und sicher als in der Bewegung der Gestirne.“ Kein Wunder, wenn „die Weltgeschichte für ihn wohl Lücken, aber keine Geheimnisse hat; wenn er vieles darin ignoriert, aber alles daran begreift“. Er ist eben im Grunde doch ein höchst ideenarmer Kopf: denn nur ideenarme Köpfe werden so schnell mit den Dingen fertig, begnügen sich so ohne weiteres mit einer Formel, als wäre es ein Hauptschlüssel, der alle Türen öffnet. „Guizot ist ein großer Redner,“ sagte Thiers einmal (Cahiers de Sainte-Beuve, 20), „aber Sie werden staunen! in der Politik ist Guizot dumm (bête).“ „Das wollte sagen,“ fügt Sainte-Beuve hinzu, „daß es Guizot, dem Staatsmanne, an Ideen fehlt, und das ist richtig.“ Guizots Bedeutung lag eben ganz wo anders. Selbst in seiner ersten Jugend hatten sich die wenigen Grundsätze, die er stets im Munde führte, nicht aus Innen heraus, noch aus der Anschauung entwickelt; sie wurden ihm von seiner Umgebung mitgeteilt, und da sie seiner Natur sehr kongenial waren, rasch aufgenommen und zähe festgehalten. Das kleine Kapital von Ideen, mit dem er sein Leben über wirtschaftete, hatte er aber nicht nur ohne alles beneficium inventarii von andern übernommen; er vermehrte und modifizierte es auch in keinem Sinne. Die Erfahrung eines langen Lebens änderte seine religiösen, seine moralischen, seine politischen Ansichten nicht im geringsten. Diese Erfahrung, seine ausgedehnten und tiefgehenden historischen Kenntnisse — er hatte eigentlich keine andern —, sein seltenes Talent dienten ihm nur dazu, dieselben Ideen, zu welchen er sich beim

Eintritt ins Leben bekannt, sechzig Jahre lang auseinander-zusetzen und zu verteidigen. Allein man kann nicht sagen, daß er irgend etwas vom Leben gelernt hätte: sein Geist war eben geradso entwicklungsunfähig, als er unbiegsam war. Nur täuscht uns die leidenschaftliche Wärme, mit der er seine Ideen verteidigte, über die Lebendigkeit seines geistigen Lebens. Denn leidenschaftlich war der Mann bei alledem. Nur ist Leidenschaft keineswegs gleichbedeutend mit Lebhaftigkeit des Gemüts, noch weniger mit Regsamkeit des Geistes. Was wir Gemüt und Geist nennen, ist immer ursprünglich und es tritt auf mit Selbstlosigkeit: denn das Gemüt vergißt sich in den Gegenständen seiner Liebe, der Genius in denen seines Interesses. Wer nur Leidenschaft und Talent in seine Tätigkeit mitbringt, hört nie auf, sich selbst in andern zu suchen, macht sein Talent zum Werkzeug seines Ich. Oft wird das versteckt, oder es entzieht sich auf natürliche Weise den Blicken der Menge, während im Gegenteil beim Gemüt und Genius oft eine Art naiven Egoismus zutage tritt, der die Menschen irre macht. Das Gemüt und das Genie sind sich eben doch dunkel bewußt, daß die Tat oder das Werk, daß nur sie ausführen können, daß die Persönlichkeit, die es ihnen von der Natur aufgegeben ist zu entwickeln, gefährdet wird, wenn sie nachgeben und sie stehen nicht an, andere diesem ihrem Ich zu opfern, das ja doch nur im Dienste eines Außerpersönlichen, Höheren steht: selbst über das gebrochene Herz Friederikens von Sesenheim müssen sie oft den Weg ihrer Bestimmung wandeln. Ein solcher Egoismus ist denn auch immer heiter, weil er sich unschuldig weiß; jener andre ist immer traurig, weil sein Ich leer ist, liebe- und interesseleer, nur sich selbst suchend, nur dem Willen

dienend. „La joie de l'esprit en marque la force“ sagte Ninon de l'Enclos; wer sein Talent in den Dienst des Willens zwingt, verliert darum auch mit der Freude die Stärke. Für Guizot aber war sein großes Talent stets nur eine Waffe im Kampf ums Dasein: nie nimmt er die Welt als ein Gegebenes an dem nichts zu ändern ist, noch weniger steht er je mit Cervantesscher Ironie über dem Leben. Und niemand hat das Recht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen: denn nicht jedem ist es gegeben die Welt anschauend zu betrachten, wie der Künstler und Dichter, oder das Leben der Ergründung der Wahrheit zu widmen. Nicht alle können Beschauer oder Forscher sein; es muß auch Handelnde geben; und der Handelnde m u ß sich selber suchen, wenn er etwas Großes erreichen will: nur muß er auch sein Ich mit dem Außerpersönlichen zu identifizieren wissen, wenn sein Handeln wirklich fruchtbar sein soll.

Guizot war ehrgeizig, und warum hätte er's nicht sein sollen? Ohne Ehrgeiz läßt sich kein tüchtiger Mann herbei, ins öffentliche Leben zu treten; ohne Ehrgeiz bringt er nichts Rechtes zuwege in diesem Leben. Guizot war sogar mehr als ehrgeizig, er war herrschsüchtig, und auch dazu war er berechtigt, vorausgesetzt, er suchte die Herrschaft, um politische Schöpfungen ins Werk zu setzen. Das Ereignis hat bewiesen, daß er seine außerordentlichen Geisteskräfte nicht an solche Schöpfungen setzte, sondern ausschließlich zum Festhalten der Macht gebrauchte. (Sein Unterrichtsgesetz fällt ins Jahr 1833; seine eigentliche Herrschaft in die Jahre 1840—1848, von denen nichts übrig geblieben ist.) Guizot selbst hat gestanden, wie sehr er die Herrschaft liebte und, hätte man ihm etwas hierbei

vorzuwerfen, so wäre es eher, daß er diese seine Leidenschaft vorkommenden Falles nur allzu wohl zu zügeln wußte: um seine Beamten und Abgeordneten nach Herzenslust schulmeistern zu können, unterwarf er sich nur gar zu willig den Begehrlichkeiten seines Königs, selbst da, wo er sie durchaus mißbilligen mußte, selbst da, wo sie ihm seine eigenen Pläne durchkreuzten. Das omnia serviliter pro dominatione, das er einst im Kampfe gegen die Krone auf Molé geschleudert, ist auf ihn zurückgeprallt, und er hat sich der Devise nicht wieder entledigen können.[1]) Dem Manne ist nie recht wohl, als wenn er in die Staatsgeschäfte eingreifen kann und nichts vermag ihn für deren Entbehrung zu entschädigen — in diesem ganzen Bande wird auch nicht ein einziges Mal der Poesie oder der Musik, der Malerei oder der Skulptur Erwähnung getan: es ist, als ob die Kunst gar nicht in der Welt sei. Dagegen drängt die Politik sich immer wieder vor bis in die traulichste Plauderei mit den Kindern; denn „wessen das Gefäß ist gefüllt, davon es sprudelt und überquillt". Und warum sollte er nicht mit Leidenschaft ergreifen, wozu ihn seine Natur hinzog, warum nicht ganz darin aufgehen? Nur gesteht er sich nicht immer selbst, daß dem so ist. „Obschon ich mir im Handeln gefalle, so ist es nicht meine natürliche Neigung und gibt es mir nicht die meiste Befriedigung . . . Die Stellung des Zuschauers, das reine Denken bieten

---

[1]) Siehe meine Geschichte des Julikönigtums Band II, S. 319 der 2. Auflage. Bei dieser Gelegenheit sei denn auch der Leser für das politische Leben Guizots, was denn doch immer die Hauptseite des Mannes ausmacht, auf diese meine beiden Bände verwiesen. Hier haben wir es nur mit dem Privatleben des Mannes zu tun.

viel weitere und freiere Genüsse.“ Sicherlich: aber hätte Guizot es auch nur eine Stunde auf diesen Höhen ausgehalten? Hätte ihn die Kampfeslust nicht bald wieder hinunter ins Getümmel gezogen? „Ich liebe die Herrschaft,“ sagt er selber, „weil ich den Kampf liebe.“ Das kommt aus innerster Seele.

Allein selbst auf diesem Felde der Politik, wo er sich so recht zu Hause fühlte, ist jener Mangel an Humor und Freudigkeit fühlbar, der das Privatleben Guizots kennzeichnet: die Grenzen seines Geistes und die Natur seines Charakters gestatteten ihm nicht ein Friedrich II. oder ein Peter Leopold zu werden, der sich selbst im Staate vergißt und Unvergängliches schafft: der Ehrgeiz und der Hochmut erlaubten ihm nicht, ein Thiers oder ein Palmerston zu sein und sich die Sympathie der Mitwelt zu erwerben, da er die Bewunderung und die Dankbarkeit der kommenden Geschlechter nicht erhoffen durfte. Diese Sympathie aber, welche der Staatsmann nicht zu erobern gewußt, erweckte auch der Mensch nicht und die uns ohne Not gebotenen Mitteilungen über sein Privatleben ändern an diesem Eindrucke nichts.

III.

Philarète Chasles.[1])

„Sie sind ein Kritiker, der ums Jahr 1826 in Frankreich aufgetaucht ist und aus keiner der französischen Schulen stammte, keiner heimatlichen Routine huldigte, sondern geraden Weges vom Umgang mit Shakespeare herkam und uns Worte à la Johnson brachte. Sie haben viel Mühe gehabt, sich als unser einem Anerkenntnis zu verschaffen, denn Sie tragen keine Kokarde, kein Kokardenendchen. Sie waren der Romantik voraus und drüber hinaus: denn Sie übersahen sie mit Ihrer überrheinischen und überkanalischen Brille.“ So schrieb Sainte-Beuve an Philarète Chasles im Jahr 1867, und hat damit den Schriftsteller bündig und ähnlich gezeichnet, wenn auch mit höflichem Wohlwollen. Heute bietet man uns die nachgelassenen Denkwürdigkeiten des exzentrischen Kritikers, der im Jahr 1873 gestorben ist, und sie erlauben uns auch, den Menschen kennen zu lernen, ohne den man den Schriftsteller nur halb versteht, wenn der Schriftsteller nun doch einmal wesentlich subjektiv ist, und ein Humorist im französischen Sinne des Wortes. Indes auch zur Beurteilung des Schriftstellers liefern uns die beiden Bände viel Material. Wir sehen, wie er gearbeitet hat,

---

[1]) Mémoires, Paris, Charpentier, 1876—77. 2 Bände in 18.

was sein Urteil bestimmte, wie er zu seiner Weltanschauung gelangt, und wir können seine Zuverlässigkeit kontrollieren.

Im Grunde sind's keine Memoiren, die wir vor uns haben, außer in der ersten Hälfte des ersten Bandes. Es sind Porträts von Zeitgenossen, miteinander verbunden, oder vielmehr voneinander getrennt, durch Betrachtungen und Monologe, welche trotz ihrer Heftigkeit etwas eintöniger Art sind. Einige der Porträts sind sehr gelungen; meistens begnügt sich der Verfasser mit dem Urteilen; selten oder nie bringt er uns bekannte Tatsachen oder pikante Anekdoten, wie man ihnen gerne in Memoiren begegnet. Zuweilen gibt er uns Unterhaltungen, aber sie sind offenbar fünfzig Jahre nachher arrangiert; wie er denn namentlich sich selbst als Zwanzigjährigem gern Gedanken und Worte leiht, die nur dem Siebenziger angehören können. Chasles scheint kein Tagebuch gehalten zu haben, und sein Gedächtnis ist äußerst unzuverlässig. Anstatt sich nun bei der Wiedergabe des ihm gebliebenen allgemeinen Eindrucks zu bescheiden, gibt er fortwährend Daten, die einander widersprechen, ja ausschließen. So will er im Mai 1815 von der bourbonischen Regierung verhaftet worden sein; und man weiß doch, daß damals Napoleon herrschte. Die Episode wird wohl in den Herbst 1815 zu setzen sein. Die Gefangenschaft dauerte bald zwei Monate, bald einen; Seite 85 wird der Knabe nach dreitägiger Haft verhört, Seite 89 nach zehn Tagen; bald ist er 14 Jahre, bald 16 Jahre alt, als die ganze Geschichte vorfiel. Solche Ungenauigkeiten werfen natürlich auch ein sehr zweifelhaftes Licht zurück auf seine literarhistorischen Arbeiten. Seine lebhafte Phantasie spielt ihm Streiche; er gibt uns offenbar in den Jugenderinnerungen,

dem besten Teile des Buches, fortwährend Dichtung für Wahrheit: und wir würden gar nicht klagen, da wir das Recht der inneren, höheren Wahrheit über die zufällige, äußere anerkennen; aber dann darf man eben nicht auf diese prätendieren.

Die beiden Bände sind von sehr ungleichem Werte. Die wenigen ganz früh geschriebenen Seiten — ein Aufsatz über Mme. de Staël von 1826, der Anfang der Selbstbekenntnisse von 1832 — sind viel bedeutender, auch sorgfältiger und einfacher geschrieben als die späteren meist hingeworfenen Tagebuchblätter oder Konzepte von Artikeln. Viele wiederabgedruckte Fragmente und Aufsätze aus dem „Journal des Débats" füllen die Lücken. Man sieht, der Erbe hat einfach das Portefeuille des Verstorbenen ausgeleert und halbwegs chronologisch geordnet. Der Stil ist auch viel ermüdender in diesen wahrscheinlich nicht revidierten, nicht gefeilten Bruchstücken, als in den bei Lebzeiten veröffentlichten „Studien". Er ist so zu sagen ohne Gelenke, und doch uneben; überdies bizarr und maßlos aber nicht aus Überfülle, sondern aus Sucht nach Besonderem und Neuem: ermüdend durch die vielen Wiederholungen und Aufzählungen. Dabei läßt sich Chasles oft vom Klange der Worte leiten, wie der Dichter manchen Einfall dem Reime dankt; ja er spielt mit den Worten; die Analogien und Antithesen schlagen aneinander wie in einem flämischen Glockenspiel: Herr Thiers „chiffre ses groupes, groupe ses chiffres" er hat „l'éclat et l'éclair" und so klingelt's Seiten lang.

Diese Fehler sind weniger fühlbar, wo der Memoirist sich aufs Erzählen und aufs Darstellen beschränkt; und wir können dem Deutschen, der sich eine lebendige Idee

von den französischen und englischen Zuständen in der Restaurationszeit machen will, die erste Hälfte des ersten Bandes nicht genugsam empfehlen. Der Vater Philarètes, ein Ex-Konventsmitglied und Königsmörder, der als geistlicher Lehrer der Rhetorik begonnen, als Titulargeneral in den Revolutionskriegen seinen Höhepunkt erreicht, dann als Schulmeister geendet, ist herrlich gezeichnet. Seine Vaterlandsliebe, sein Enthusiasmus, seine Beschränktheit, die rhetorische Bildung des vorigen Jahrhunderts treten uns lebhaft in ihm entgegen. Seine feindliche Stellung zum Direktorium, zum Kaiserreich, zur Restauration, die Verborgenheit, in der er zu leben gezwungen ist, die heimlichen Zusammenkünfte mit anderen Überlebenden der Schreckenszeit, Voltairianern, Rousseauisten und Swedenborgianern; der Zwiespalt der noch nicht versöhnten Elemente Alt- und Neufrankreichs, das anmutig liebevolle Walten des jugendlichen Weibes, dessen ruhige, gelassene, fast wehmütige Heiterkeit wunderbar kontrastiert mit dem erregten hochgespannten Pathos des greisen Gemahls; die frühe Gefangenschaft des Knaben, der seiner Mutter auf einen leichten Verdacht hin entrissen und von den Kreaturen Fouchés — gestern noch Werkzeugen Napoleons, heute Ludwigs XVIII. — aufs roheste mißhandelt wird — alles das gibt eine bessere Anschauung von jener merkwürdigen Übergangszeit, als alle Bände Vaulabelles und Viel-Castels, Lacretelles und Lamartines. Auch das enge Leben in den puritanischen Kreisen Londons, die Familie von Rundköpfen und Heiligen am Meeresstrande, die an ihrem Fanatismus tragisch zugrunde geht — eine schon früher publizierte Episode — ist lebendig, vielleicht allzu lebendig geschildert; denn die freie Erfindung der

Phantasie hat dabei offenbar einen unrechtmäßigen Anteil. Dagegen sind die Bildnisse Benthams, Coleridges, vor allem Ugo Foscolos, der damals in England die Rolle spielte, die Byron in Italien spielte, wahre Meisterstücke und lassen aufrichtig bedauern, daß der Memoirist nicht in diesem Tone fortgefahren. Sie zeigen auch, wie und warum er tiefer in das englische Wesen eingedrungen ist, als fast alle seine Landsleute, die darüber geschrieben.

Philarète Chasles hat, man möchte fast sagen anonym, großen Einfluß auf die französische Bildung ausgeübt. Sein Lebensschmerz war, daß dieser Einfluß anonym war. Er lechzte nach Anerkennung und sie wurde ihm nicht zu teil. Der bald melancholische, bald verbitterte Ton dieser Memoiren erklärt sich zum Teil daraus, zum Teil aus dem Gefühl des Autors, wirklich nicht geleistet zu haben, was er hätte leisten können, wenn er nicht den falschen Weg eingeschlagen. Niemand seit Madame de Staël hat mehr dazu beigetragen, fremden Geist in Frankreich bekannt zu machen als Chasles, und er kannte, verstand die Fremde weit besser als Mme. de Staël, die ihre französische Atmosphäre immer wie eine durchsichtige aber undurchdringliche Wolke mit sich führte. Auch die seitdem in der Kritik und Geschichte so übertriebene Berücksichtigung der Rasse, des Temperaments, der physiologischen Beziehungen, ward durch Chasles zuerst eingeführt. Michelet, Taine, ja sogar Sainte-Beuve bis zu einem gewissen Grade, sind darin Schuldner dieses Anregers und Anempfinders, der England besser kannte, Deutschland besser erriet, als irgend ein anderer Franzose seiner Generation. Chasles schrieb zahlreiche literarhistorische Aufsätze ins „Journal des Débats“, übersetzte Jean Paul und Coleridge, veröffent-

liche Bände über englische, deutsche und spanische Literatur, lehrte darüber am Collège de France unter großem Zudrang der Neugierigen mehr als der Lernbegierigen. Die Zuhörer lächelten wohl über den Herrn Professor, wenn er in gelben Handschuhen, das Spazierstöckchen in der Hand, den Schnurrbart — ein Schnurrbart in den vierziger Jahren — aufs Katheder stieg; seine Saat drang aber durch, ging auf, trug Früchte: der Sämann ward vergessen. Das hing eben mit seinen Vorzügen so gut wie mit seinen Fehlern zusammen. Die geschmacklose, prätentiöse, exotische Form, in der er die fremde Ware einführte, konnte den Franzosen nicht behagen; sie beeilten sich den Kern herauszuschälen und die Schale fortzuwerfen.

Auch gehörte Chasles zu keiner politischen Partei und zu keiner literarischen Koterie. Das verzeiht man nicht in Paris. Er hatte eine zu ausgesprochene Persönlichkeit, um sich unterordnen zu können zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles; er blieb sein Leben über ein Franktireur. Sein Wissen, wenigstens in deutschen, italienischen und spanischen Dingen, war unzuverlässig; und man schlug ihm seine Ungenauigkeiten höher an, als billig war; wer erinnert sich nicht des von ihm entdeckten Schweizerberges „Meinigen", auf dessen Spitze Schillers Tell sich ausruhte? Und doch fühlte man, daß der Mann unsern Schiller besser verstand, als Herr de Barante, dessen Sekretäre schon dergleichen Monstrositäten nicht durchließen, und Chasles' Auffassung drang durch. „Ich gehörte zu keinem Lager", sagt er selber. „Sie lebten nebeneinander, höflich und feindlich, gemäß den alten Sitten der Nation, beschossen sich gegenseitig mit Epigrammen, spielten sich alle möglichen Streiche; lebten aber im übrigen gut miteinander, führten

die Frauen, stahlen sie sich einander, Meister in der üblen Nachrede, Verleumder der Nachbarn . . .“ „Der vollkommenste Typus darunter war wohl Béranger: Der hatte verstanden, was am wichtigsten ist in Frankreich: die Kameraderie. Sie hat mir immer gefehlt oder vielmehr ich habe sie verachtet und gehaßt: denn der Austausch von Busenfeindschaft und intimer Gehässigkeit (le commerce de haines familières et d'animosités intimes) mit Leuten, die man nicht gern hat und welche uns der Zufall als Genossen auf der Lebensbahn zugeteilt, ist eine Entweihung der Freundschaft.“ Ihm, der in England gelebt hatte, nicht aus dem Lyzeum, der Normalschule usw. hervorgegangen war, sind beinahe ausnahmslos alle Schriftsteller des Jahrhunderts, war die ganze Schulgesellschaft besonders unangenehm. Die Kameraden aber schlossen ein unausgesprochenes Bündnis gegen ihn, der sich selber ausschloß, auf sie als Pedanten und literarische Tagelöhner herabsah, auf seine Unabhängigkeit pochte — er hatte eine kleine Jahresrente ererbt — als ob er ein vornehmer Herr sei, der nur nebenbei sich mit Literatur abgebe, im Anzug den Dandy affektierte gegenüber den Schulmeistern, sich gern in vornehmer Gesellschaft sehen ließ. Für die vornehme Gesellschaft aber, deren Beifall ihn hätte trösten können über das Totschweigen der Schriftsteller vom Handwerk, waren eben seine Schriften nicht gemacht: es fehlte ihnen an Klarheit, Geschmack, Maß in der Form, und das Wesen war denn doch zu schwer für Nascher. Die Denkwürdigkeiten beweisen noch klarer als alle früheren Bände des fruchtbaren Schriftstellers, wie sehr er sein eigenes Talent verkannt, seinen Beruf verfehlt: er hätte Romanschreiber werden sollen. Gewisse Schilderungen des eng-

lischen Lebens, der Häuslichkeit seines Vaters, manche Gestalten, die er einführt, sind treffliche Phantasiegebilde; auch seine literarhistorischen Skizzen sind der Art. Es fehlt ihnen an Bestimmtheit; man lernt nichts daraus, obschon man durch sie aufs mannigfaltigste angeregt wird und schöne lebensvolle Bilder vor sich aufrollen sieht, leider immer unterbrochen durch Zwischenakte, in denen der Dichter seine eben nicht sehr mannigfaltigen Monologe zum besten gibt.

Mehr als je in diesen Denkwürdigkeiten, die eigentlich eine fortgesetzte Diatribe gegen sein Vaterland sind. Auch Tocqueville, Renan, Sainte-Beuve, kurz alle Besten Frankreichs, haben harte Worte über ihr Land gesprochen, aber sie haben nie wie Chasles, der alle demokratischen Untugenden als französische Untugenden darstellt, aus der Wirkung die Ursache gemacht, welche doch nichts anderes als die Demokratie selber ist, die ja überall zu solchen Resultaten führen muß. Sie haben maßvoller geklagt und angeklagt, auch die guten Seiten gesehen, ihre Anklagen besser durch Tatsachen motiviert, wo Chasles nur deklamiert: vor allem hört man ihnen an, es ist Strenge aus Liebe; bei Chasles ist es Haß, zurückgetretene Galle. Jenes oben angedeutete Bewußtsein, nicht geleistet zu haben, was er hätte leisten können, und der Ärger, keine Anerkennung gefunden zu haben, haben ihn verbittert. Wohin er blickt, sieht er nur Neid, Intrige, Falschheit; er haßt alle und alles, wenigstens alle seine Altersgenossen und alles an ihnen; denn gegen Ältere und Fremde, die ihm imponieren, ist er oft mehr als gerecht, wogegen er durchaus nur Tadel hat für die Mitlebenden, wenn sie nicht etwa vornehme Leute waren und ihm nicht im Wege

standen, wie Tocqueville. Nur gegen den einen Sainte-Beuve ist er einmal gerecht gewesen: aber kaum hat der große Kritiker das Zeitliche gesegnet, so widerruft er sein erstes Urteil und fällt wieder in den gehässigen Ton, mit dem er ihn im Laufe der Memoiren stets beurteilt. Sein besonderster Haß aber war gegen seine speziellen Kollegen am „Journal des Débats", Jules Janin, St. Marc Girardin, S. de Sacy, Armand Bertin und gegen solche gerichtet, die, wie Alexander von Humboldt, seine außerordentlich empfindliche Eitelkeit verletzt: — Humboldt hatte ihn bekanntlich den „schalen Philarète" genannt, was der Übersetzer des „Titan" als „Schallphilarète" verstand! Denn die Eitelkeit des Franzosen ist durch die Teutonisierung nicht verdrängt worden. Er spricht zwar von sich nur als von einem Menschen, der nie an sich denkt, bittet um Entschuldigung von sich zu sprechen, als ob er in Denkwürdigkeiten nicht alles Recht dazu hätte, füllt aber darum doch alle Lücken, die nicht schon mit Invektiven gegen Frankreich ausgefüllt sind, mit den selbstgefälligsten Spiegelbetrachtungen.

In Wirklichkeit sind nämlich diese zwei Bände, mit Ausnahme der ersten 200 Seiten, nichts als eine lange Anklageschrift gegen Frankreich, nur unterbrochen von einigen selbstgefälligen Rückblicken auf das Leben, und von zahlreichen Beteuerungen der Uneigennützigkeit des öffentlichen Anklägers; belebt und gestützt zugleich durch die Bildnisse der verschiedenen Mitschuldigen, welche dem Tugendanwalt in den Wurf gekommen waren: Chateaubriand und Jouy, Louis Philipp und Guizot, Théophile Gautier und Balzac, Berryer und Thiers, Molé und de Broglie, Cousin und Mignet und noch ein Dutzend anderer,

bei denen man fast immer herausfühlt, daß die Berührung nur eine oberflächliche gewesen war und der Memoirist die dramatis personas vom Parterre aus beurteilt wie wir alle; während gerade der Hauptreiz in Memoiren der zu sein pflegt, daß uns der Schreiber hinter die Kulissen führt. Er selbst sagt freilich, er wolle weder eine Autobiographie, noch eine Geschichte seiner Zeit geben, sondern „das Andenken an Empfindungen und Eindrücke erhalten“, die das Schauspiel in ihm erweckt. Denn der hat „einem der erstaunenswertesten Schauspiele der Welt beigewohnt: dem fortschreitenden Niedergange eines Volkes, das zu steigen vermeinte, das an sich selbst glaubte und von Fall zu Fall, von Tiefe zu Tiefe, auf dem Abschusse des Verfalls heruntenglitt“. Glücklicherweise sind die Eindrücke, welche dies Schauspiel der „keltischen Wutausbrüche“ und „der Knechtschaft aller Franzosen unter dem Joch der Menge und der Mode“ hervorbringt, hier von einem „Kelten“ selber empfangen und wiedergegeben worden: denn „de' suoi se ne vuol dire, ma non se ne vuol sentire“. Chasles freilich gibt zu verstehen, daß er doch eigentlich kein ganzer Franzose ist, da seine Mutter friesischen Ursprungs war und er selber zum Teil in England erzogen worden, sich sein Leben über an der Milch fremden Geistes genährt. Das ist aber eine große Selbsttäuschung: im Grunde ist er französischer als irgendeiner der Zeitgenossen, über denen er zu stehen glaubt, ohne doch die großen französischen Tugenden zu haben, welche die Fehler jener bis zu einem gewissen Grade wieder gut machen.

Es ist ein eigen Ding mit diesen nationalen Selbstanklagen, deren Gewohnheit wir Deutsche ja seit Goethe und Heine nie verloren haben und worin wir es zu einer

weit größeren Virtuosität gebracht als unsere Nachbarn. Es sind fast immer die Besten und die Scharfsichtigsten, die sich so zu Anklägern ihrer eigenen Nation aufwerfen; die Besten, weil sie am meisten unter den sie umgebenden Fehlern leiden; die Scharfsichtigsten, weil sie das Wesen und die Quellen solcher Fehler am schnellsten erkennen. Die Sache beruht aber im Grunde auf der einfachsten und bekanntesten aller Erfahrungswahrheiten: die schlimmen Seiten der Menschennatur sind eben zahlreicher als die guten — oder um Freund Heyse nicht zu verletzen, wollen wir sagen, wir sind empfindlicher für die schlimmen Seiten der Menschennatur als für die guten, und da wir dieselben in unmittelbarer Berührung selbstverständlich am lebhaftesten empfinden, so klagen wir, wenn wir anders vor lauter Kollektiveitelkeit noch die Wahrheit zu sehen vermögen, am lautesten über die Fehler unserer Standes-, Partei-, Religions-, Zeit- und Landesgenossen, während wir aus der Ferne nicht sehen, daß auch die anderen ihren Wurm haben. Es genügt meist, einige Jahre bei den anderen gelebt, ihre Fehler praktisch genossen, die der lieben Heimat aus den Augen verloren zu haben, um anderen Sinnes zu werden. So heilsam nun solche Selbsterkenntnisse und Selbstbekenntnisse auch sein mögen, ihr objektiver, absoluter Wert darf nicht überschätzt werden. Um richtig zu sehen, muß man sich in einige Entfernung stellen, nicht so weit wie viele laudatores temporis acti, daß man nur die schönen Umrisse noch sieht, aber auch nicht so nahe, daß man über die Beschwerden, welche uns Gerölle, Klüfte und Sträucher verursachen, die Formen der Landschaft nicht mehr fassen, in der wir wandern. So mag Chasles im einzelnen ganz richtig sehen und kaum

übertreiben, wenn er über die Eitelkeit, den Egoismus und den Neid der Leute redet, die seinerzeit in Frankreich eine Rolle gespielt; allein alle diese Einzelbilder zusammen geben einen durchaus falschen Gesamteindruck; schon darum, daß er nur von den im Vordergrunde stehenden Literaten und Politikern spricht, die Masse der liebenswürdigen, gutmütigen und in gewöhnlichen Zeitläuften sehr harmlosen Nation ganz mit Stillschweigen übergeht; dann aber auch, weil er die Fülle von Geist und Temperament, welche in den Leistungen jener Hauptakteurs an den Tag tritt, nicht in die Wagschale legt gegen ihre persönlichen Schwächen.

Bei aller dieser Strenge gegen die Nation spukt indes doch immer noch, auch bei Chasles, die heftige Reaktion gegen den Napoleonismus, die heute grassiert und die doch eigentlich nichts anderes ist als ein Schieben aller Schuld auf einen einzelnen, einen Fremden, „le Corse aux cheveux plats“, wie Barbier ihn nennt. „Die französische Leidenschaft für Napoleon“, sagt Chasles, „hat mich nie angesteckt oder auch nur berührt. Ich verachtete diese tolle Liebe einer öffentlichen Dirne für ihren korrupten Liebhaber. Beide hatten sich verstanden dank der sympathischen Elektrizität des Verbrechens und des Übels. Der eine, der Geliebte, Napoleon, kräftiger, weniger verlebt, ein wilder Korse, gefiel der Metze Frankreich mit seiner klatschenden Reitpeitsche: er führte sie klingenden Spieles. Die andere, eitel, prahlerisch, frivol, war ihrem Buhlen ungetreu gewesen, als sie den Kerl (le drôle) 1815 geprügelt sah. Aber im Grunde ihres Herzens liebte sie ihn immer noch, als den Dreistesten, den Verschmitztesten, den Grausamsten, den Kältesten in seinen Berechnungen, den

Pfiffigsten in seinen Listen, den Gewissenlosesten in seinen Plündereien. Und dann — wenn er sie schlug, gab er ihr nicht auch schöne Kleider und Goldschmuck, Kreuze, Diamanten, Feste? Floß das Geld der andern nicht in die Taschen der Spitzbübin?" Hatte ich Recht, wenn ich sagte, Chasles dürfte von seinen Landsleuten wenigstens etwas gelernt haben, Geschmack, Maß, Ziemlichkeit? Und dabei ist das ganze rohe und übertriebene Zerrbild noch falsch.

Wie ganz anders sehen Leute von Tocquevilles, Sainte-Beuves, Renans Standpunkt die Dinge in ihrem Vaterlande an. Auch sie übersehen manchmal aus Kummer darüber, daß ihre Ideale von einem freien Staatswesen sich nicht verwirklicht, die schönen und gesunden Seiten des französischen Lebens; auch sie sind strenge gegen ihre Landsleute: auch sie sind Pessimisten, die sehen, wie Frankreich im Zuge ist, seine glänzendsten Eigenschaften einzubüßen, wie es von Tag zu Tag ein Stück mehr von seinem alten Idealismus verliert, wie sich das Leben immer platter und vulgärer gestaltet und die Nation, die einst ein „peuple de gentilshommes“ war, im besten Zuge ist eine Nation von Realschülern und Werkführern zu werden, aber sie wissen auch, daß dies nicht so sehr die Schuld der Männer ist, welche bisher das geistige und staatliche Leben der Nation vertreten und geleitet, als die unausweichbare Folge der ebenso unausweichbaren Demokratie. Wir Fremden können hinzufügen, daß Frankreich nicht allein von dieser langsam aber sicher vorrückenden Schlammflut der Mittelmäßigkeit bedroht wird, daß auch England, Deutschland, ja Italien schon soweit davon überzogen sind, daß kaum noch wenige Hügelspitzen hervorragen in der großen Bildungsebene, welche durch Abtragung aller

Berge und Ausfüllung aller Täler zu entstehen im Begriffe ist, ja wir können Frankreich noch beneiden, dessen Bildungsschatz, noch ehe das Unheil hereinbrach und die Masse der Mittelmäßigen sich in Bewegung setzte, schon dieser Masse mitgeteilt war, sie schon durchdrungen und bis zu einem gewissen Grade gehoben hatte: es wird, Dank diesem Umstand, unendlich viel länger dauern in Frankreich als in Deutschland, der Schweiz, England und Amerika, bis dieser böse Bildungsvirus und sein unnützer Duft ganz ausgetrieben sind und das Ideal der Demokratie verwirklicht ist.

IV.

Ernest Bersot.

Der am 1. Februar 1880 gestorbene Direktor der französischen École Normale Supérieure war der Sohn eines Schweizers, und, obschon in Frankreich geboren und erzogen, ja, in einem Sinne der treueste Ausdruck einer ganz französischen Bildungsart, trug sein Wesen doch ein unverkennbar schweizerisches Gepräge, das namentlich gegen die Natur des Gascogner Menschenschlages, unter dem er aufgewachsen war und wo ich ihn zuerst kennen lernte, auffallend abstach. Sein Witz, seine Herzensgüte, seine Charakterfestigkeit — und er besaß alle diese Eigenschaften in reichem Maße — hatten etwas so Prunkloses, drängten sich einem so wenig auf, daß viele Leute, die ihm begegnet sind, sie wohl gar nicht bei ihm vermutet hätten. Wer ihn näher kannte, würdigte sie wohl, und am Ende sind sie es doch, welche seine schriftstellerischen Leistungen trugen und ihm, soviel als diese, zu der viel beneideten Ehre des Institut de France und der Leitung der höchsten und angesehensten Unterrichtsanstalt Frankreichs verhalfen.

Ernest Bersot ward 1816 in einem Städtchen der Saintonge in bescheidenen Verhältnissen geboren. Seinen Unterricht erhielt er im Gymnasium zu Bordeaux, an dem er auch, nach Absolvierung seines Maturitätsexamens, noch drei Jahre als Repetiteur, d. h. Aufseher und Nachhelfer

der kasernierten Knaben, beschäftigt blieb. Er benutzte die Zeit dieses in Deutschland unbekannten Martyriums dazu, um sich für die Aufnahme ins Pariser Gymnasiallehrer-seminar vorzubereiten, und er trat denn auch wirklich mit zwanzig Jahren als Schüler in diese Anstalt ein, als deren Direktor er vierundsechzigjährig sterben sollte. Auch hier zeichnete er sich durch Fleiß und Intelligenz aus und erhielt im Jahre 1839, nachdem er sein Staatsexamen (concours d'agrégation) glänzend bestanden, den Lehrstuhl der Philosophie am Gymnasium zu Rennes. (In Frankreich wird bekanntlich der philosophische Unterricht, der bei uns ins erste Universitätssemester fällt, noch auf dem Gymnasium erteilt.) Als Thiers im folgenden Jahre sein Kampfministerium bildete und Victor Cousin das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts anvertraute, rief dieser den jungen Bersot, den er bei den Inspektionen und Prüfungen kennen und schätzen gelernt, als seinen Sekretär nach Paris. Man weiß, daß das Ministerium keine acht Monate lebte. Bei seinem Rücktritt nahm Bersot die Stelle als Professor der Philosophie am Gymnasium zu Bordeaux an, in dem er selbst erzogen worden. Schon im folgenden Jahre hatte er Gelegenheit, die Festigkeit seiner Gesinnungen an den Tag zu legen. Es war die Zeit, wo der Ultramontanismus in Frankreich bereits zur Offensive übergegangen war und selbst ein Cousin den Jesuitismus im Oberhause denunzierte. Auch nach Bordeaux kamen die Sendboten der kirchlichen Reaktion, an ihrer Spitze der vielbewunderte Kanzelredner Lacordaire, welcher bekanntlich seinen Meister Lamennais im Kampfe gegen Rom im Stiche gelassen hatte. Bersot geriet in eine heftige Polemik mit dem Predigermönch.

Die halbe Stadt — natürlich die fashionable Hälfte — nahm Partei für den Dominikaner; auch die Oberbehörden des Gymnasiums selber stellten sich auf die Seite des Gegners der Université gegen ihren eigenen Kollegen und Verteidiger dieser Université, — ihrer eigenen Körperschaft. (Die Université de France begreift nämlich den gesamten Staatsunterricht, und es wird damit im gemeinen Leben besonders die Gesamtheit der Staatsgymnasien bezeichnet.) Sie wurden zwar vom Unterrichtsminister, damals Villemain, wenn nicht abgesetzt, so doch zur Disponibilität gestellt; aber auch Bersot ward moralisch genötigt, seine Entlassung einzureichen. Waren doch die Dinge schon soweit gekommen, daß ein Spiritualist reinsten Cousinschen Bekenntnisses als ein gefährlicher, namentlich aber „geschmackloser" Freidenker galt; ja daß der Staatsunterricht selbst sich kaum gegen die Übergriffe der Kirche zu verteidigen wagte.

Bersot ging nach Paris zurück, bereitete sich dort in seiner unfreiwilligen Muße zum Doktorat vor, das den Eintritt in den höherne Unterricht (unsere Universitäten) eröffnet, und seine „These", die Doktordissertation, welche in Frankreich die Legitimation eines angehenden gelehrten Schriftstellers zu sein pflegt, fand großen Widerhall. Sie hatte die Lehre Sankt Augustins zum Gegenstand und wurde später von ihm mit einer anderen Monographie über den „Spiritualismus in der Natur" zu einem Werke verschmolzen, das mehrere Auflagen erlebte und in der „Université" — wenn nicht im großen Publikum — zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Doch fand Bersot, der nach seiner Promotion zum außerordentlichen Professor (suppléant, chargé du cours) an der Fakultät

Dijon ernannt worden, kein Gefallen an diesen akademisch-rhetorischen und ganz zwecklosen Vorstellungen vor Damen und älteren Herren; es verlangte ihn zum wahren Lehren, dem persönlichen Verkehr mit lernenden Jünglingen zurückzukehren, und er trat, schon nach einem Jahre, in den Sekundärunterricht zurück, indem er den Lehrstuhl der Philosophie am Gymnasium zu Versailles einnahm, einen vielumworbenen Posten, weil er den Inhaber der Hauptstadt nahe bringt, die ja immer das gelobte Land jedes geistig tätigen Franzosen bleibt. Versailles sollte nun Versots zweite Heimat werden, in der er fünfundzwanzig Jahre, stets in lebhaftem Verkehr mit Paris, verlebte. Von da aus ward es ihm denn auch möglich, was in der Provinz so schwierig ist, in die eigentliche Schriftstellerwelt einzutreten. Die vier Jahre der Februarrepublik, deren Sache er mit bei ihm ungewohnter Lebhaftigkeit zur seinigen gemacht, waren die Zeit seiner belebtesten schriftstellerischen Tätigkeit. Er ward einer der fleißigsten Mitarbeiter an der „Liberté de penser“, einer ausgezeichneten Zeitschrift, in der viele treffliche Schriftsteller, unter anderen auch der sieben Jahre jüngere Renan, ihre Sporen verdienten. Hier erschienen rasch nacheinander seine umfangreichen Essays über Voltaire, J. J. Rousseau, d'Alembert, Diderot und Montesquieu, die später in zwei Bänden als „Studien über das 18. Jahrhundert“ veröffentlicht wurden.

Das Ende der Republik war auch das Ende der amtlichen Tätigkeit Ernest Versots. Er gehörte zu der auserwählten Schar der französischen Lehrer, welche sich nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember weigerten, dem Prinzpräsidenten Louis Napoleon den Eid zu leisten. Es

wäre vielleicht, es wäre gewiß besser gewesen, wenn diese Lehrer, anstatt Politik zu treiben, nur an ihren Unterricht gedacht und von vornherein eingesehen hätten, daß ihre Bildung und Erfahrung sie nicht zum öffentlichen Leben befähigten und daß sie in einem so von der Revolution durchwühlten Lande, in welchem nur der Staat, nicht die Regierung Kontinuität hat, dem Staate, nicht dem jemaligen Staatsoberhaupte zu dienen hatten. Aber sie hatten nun einmal Kampfpolitik getrieben und, wie man auch ihre Haltung im Januar 1852 vom politischen Standpunkte beurteilen mag, vom moralischen, ja auch vom historischen gereicht es Frankreich zur großen Ehre, daß wenigstens dieser eine Protest eingelegt ward. Zu noch größerer Ehre gereicht es dem französischen Lehrerkorps, welches sich ganz aus unbemittelten Kreisen rekrutiert, daß es dem wohlhabenden Richter- und Verwaltungsbeamtenstand diese Lektion der Unabhängigkeit und Würde gab.

Wie so viele seiner Kollegen war Bersot fortan auf den Privatunterricht angewiesen, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, denn für's erste war die freisinnige Presse noch zu ängstlich überwacht, als daß ein Eidverweigerer darin seinen Weg hätte machen können. Er hatte sich viele Freunde in dem stillen Versailles erworben, das seiner ganzen schlichten aber feinen Natur so entsprach, und so blieb er dort während der langen, bangen sieben ersten Jahre des Kaisertums, gab seine Stunden, schrieb wohl auch eine kleine Arbeit wie die über Mesmer und den Mesmerismus, ging abends in befreundete Familien zu einem Whist, einer kleinen Fronderie gegen den Machthaber — die liberal gewordenen Legitimistenhäuser

bescheidenen Ranges waren besonders zahlreich in der Bourbonenstadt — oder zu musikalischen Unterhaltungen; denn Versot, obschon nicht selbst ausübend, hatte eine wahre Leidenschaft für Musik, namentlich für Beethovensche, und seine besten Tage waren die, wo er nach Paris ins Konservatorium gehen konnte, dessen Konzerte er niemals versäumte. In allen Familien, wo er aus- und einging, war Versot stets gern gesehen. Seine Natur war eine echte Hausfreundsnatur, man hätte sich ihn nicht verheiratet vorstellen können. Seine teilnehmende Güte eroberte ihm alle Herzen; sein feiner, nie verletzender Witz erheiterte jeden Kreis unverdorbener, enger Häuslichkeit; sein edler Charakter flößte allen Achtung ein. In lärmender Männergesellschaft und bei derben Späßen fühlte er sich so unbehaglich, als in glänzender Damenwelt; sein Platz war am harmlosen Familientisch, als Freund des Vaters, Vertrauter der Mutter, oncle gâteau der Mädchen. Er erinnerte ein wenig an Töpffersche Figuren, nur war die schweizerische Spießbürgerlichkeit bei ihm durch die Eleganz französischer Bildung veredelt und eine reizende Ironie war über seine ganze Unterhaltung ausgegossen. In allem, was er tat und sagte, war Sophrosyne, ein wohltuendes Maß: ich habe ihn nie heftig sprechen oder laut lachen hören. Auf leidenschaftliche Diskussionen ließ er sich nicht ein. Er verstand wohl eine kleine, unschuldige Zweideutigkeit zu genießen; eine kräftige Zote machte ihn erröten. Seine zarte Gesundheit gab seinem ganzen äußeren Wesen etwas Zahmes; aber er beugte sich auch vor der Macht der Krankheit so wenig als vor der der Regierenden: er soll das lange und furchtbar schmerzliche Leiden, dem er unterlegen — den Gesichts-

krebs — mit derselben Milde und Resignation wie frühere leichtere Leiden ertragen haben; wartete bis zum letzten Augenblick seines Amtes, versäumte keine seiner Pflichten, klagte nie und machte sich nie eine Illusion, so schreibt man mir, über die Unentrinnbarkeit seines Verhängnisses. Nie, so sagt man, war der Stoizismus heiterer, das Heldentum anspruchsloser, die Selbstbeherrschung vollkommener.

Seit 1859, als eine freiere Luft in Frankreich zu wehen begann, war Bersot durch Saint Marc Girardins Empfehlung ins „Journal des Débats" eingetreten und seine Aufsätze — man war damals durch die Loi Tinguy zum Unterzeichnen gezwungen — gefielen dem feineren Teile des Publikums. Doch würde man dem Manne sein ihm zukommendes Recht nicht geben, beurteilte man ihn nach seinen schriftstellerischen Leistungen. Sobald er die Feder in die Hand nahm, wagte er offenbar nicht, er selbst zu sein. Es ist, als ob mit dem Hinaustreten vor die Öffentlichkeit, das Gefühl der Verantwortlichkeit für das zu Sagende ihn lähmte. Der echt französische Respekt vor der Konvention, auch der geistigen, die nicht minder französische Scheu vor allem, das wie ein Paradoxon klingen, gegen den guten Geschmack verstoßen könnte, machte ihn ängstlich; denn dieser, für überreiche und mächtige Naturen so heilsame Zügel macht die minder selbstgewissen, minder überquellenden gar oft an sich selber irre.

Das hat Victor Cousin ein wenig und mehr noch dessen Schöpfung, die Normalschule, auf dem Gewissen. Die machtvolle Persönlichkeit Cousins, sein gewaltiges Temperament, seine große Rednergabe und sein größeres Schauspielertalent waren ganz dazu gemacht, einen jungen

Mann über die Armut des Gedankeninhaltes seiner Lehre zu täuschen; namentlich einen jungen Mann wie Bersot, dem es etwas an kritischer Unerbittlichkeit und an spekulativem Mute gebrach. Die Cousinsche Mittelstellung zwischen Religion und weltlicher Philosophie sagte ihm auch persönlich zu, und er blieb sein ganzes Leben lang einer der wärmsten Verteidiger jenes französischen Deismus, wie er in seinen zwei Seiten von Voltaire und Rousseau dargestellt, wie er von V. Cousin mit einem metaphysischen Gewande als Spiritualismus wieder aufgeputzt wurde, wie er, dank Cousins Einfluß, die ganze Normalschule und durch sie fast ausnahmslos das ganze Lehrerkorps Frankreichs beherrscht. Am auffallendsten tritt dies in der Frage vom freien Willen hervor, die Bersot mehrere Jahre hindurch besonders beschäftigte: er konnte es nicht zu einer selbständigen, unbefangenen Auffassung des Problems bringen. Auch in seinen literarischen Ansichten war er eingefleischter Franzose, trotz seines Schweizer Ursprungs. Soviel ich weiß, kannte er keine andere Sprache als Französisch; jedenfalls war er in den Geist und das Wesen keiner fremden Kultur wirklich eingedrungen. Doch war keine Spur von Unduldsamkeit bei ihm, und ich erinnere mich aus unserer ersten Bekanntschaft, in den fünfziger Jahren, wo er den Herbst in Bordeaux und Arcachon, damals noch einem Fischerdorf, zuzubringen pflegte, wie feinlächelnd, aber ohne alle Geringschätzung, er meine blinde Shakespearebewunderung und meine unverständige Racineverachtung anhörte. „Lernen Sie nur erst ordentlich Französisch und Sie werden noch dahinter kommen", pflegte er zu mir zu sagen, und in der Tat, ich kam dahinter, aber freilich erst spät, und nachdem

ich endlich glücklich den August Wilhelm Schlegel hinausgeworfen hatte, der sich in jedem jungen Deutschen meiner Generation eingenistet hatte. Und da ich einmal von mir gesprochen und da in Bersot der Mensch soviel interessanter war als der Schriftsteller, so sei ihm hier auch noch ein letzter Dank gesagt für alle die Teilnahme und Hilfe, die er mir in schweren Zeiten hat zuteil werden lassen, namentlich während des Sommers 1863, den ich im täglichen Umgange mit ihm in Versailles verlebte. Doch auch nachher noch unterstützte er mich mit Rat und Tat: Bersot vermittelte meinen Eintritt ins „Journal des Débats", der — for better or for worse, das mögen andere beurteilen — meiner ganzen schriftstellerischen Tätigkeit eine andere Richtung gegeben.

Seit dem ersten Morgengrauen des liberalen Kaisertums nahm auch Bersot wieder tätigeren Anteil an der Politik, wirkte bei den Wahlen in Versailles mit, wo er einen großen Einfluß gewonnen hatte, und ward dort Gemeinderat. Seine Wahl ins Institut, der auch seine politische Opposition nicht ungünstig war, genoß er, als echter Franzose, wie eine wahre Wohltat. Der Winter von 1870/71 mag eine harte Zeit für ihn in seinem geliebten Versailles gewesen sein, das er dem Feinde preisgegeben sah; und auch er, der Billige, Ruhige, soll allen Maßstab für die Beurteilung der Verhältnisse, alle Kaltblütigkeit im Behandeln dieser Verhältnisse verloren haben: doch welcher Franzose darf sich rühmen, von der Wahnsinnepidemie jenes Schreckensjahres nicht angesteckt worden zu sein? Übrigens scheint die Aufrichtung der Republik den alten Republikaner doch bis zu einem gewissen Grade über die Niederlagen Frankreichs getröstet zu haben. Und

nun kamen denn endlich auch die lange vorenthaltenen äußeren Ehren: das rote Band, ohne das ein Franzose es nicht gern tut, und die Direktion der Normalschule, die höchste Stellung, die ein ehrgeiziger Universitär erklimmen, ein überzeugter Universitär sich träumen kann. Er soll sie mit einzigem Takte, hingebendem Eifer und in einem hohen Sinne bekleidet haben. Seine Natur kam hier seiner Bildung, sein Charakter seinem Geiste zuhilfe. Er war zugleich Lehrer und Vater einer zahlreichen Familie. Die Schüler sollen ihm mit Liebe und Verehrung zugetan gewesen sein, und es wäre in der Tat schwer, sich einen passenderen Abschluß eines würdigen Lebens zu denken, als diese letzten Jahre, welche der ehemalige Normalschüler, der Sekretär Victor Cousins, als Leiter einer Anstalt verlebte, die im geistigen Leben Frankreichs im 19. Jahrhundert eine so breite Stelle einnimmt. Was auch Bersot als Mensch sich allein zu danken hat, als Schriftsteller war er das reinste Erzeugnis dieser Anstalt, der getreueste Typus dessen, was man in Frankreich l'esprit normalien nennt. Daß er als Mensch weit mehr und Bedeutenderes war, werden ihm alle, die ihn kannten, freudig bezeugen.

V.

Graf Circourt.

Der Tod hält seine unerbittliche Nachlese unter dem „Geschlechte von 1830". Vor wenig Tagen hat er wieder einen Mann abgerufen, der zwar nicht nicht im literarischen, noch im politischen, wohl aber im geselligen Leben Frankreichs eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Graf Adolph de Circourt, der am 17. November in seinem Schlosse bei Versailles im Alter von achtundsiebzig Jahren vom Schlagflusse getroffen worden ist, gehörte einer lothringischen Adelsfamilie an, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Besançon, wo er sich als „Wunderkind" eine nationale Berühmtheit erwarb, ehe er fünfzehn Jahre alt war, und studierte dann Rechte in Paris. Er ward im Jahre 1829 Kabinettschef des Ministers des Innern in der Regierung des Fürsten Polignac, zog sich aber noch vor dessen Sturze zurück und begann jene Wanderungen im Auslande, die ihn bald bekannter in London und Florenz als in Paris selber machten. Auf einer dieser Reisen lernte er eine junge Russin kennen, welche in dem Staëlkreise sehr zu Hause war, eine Freundin Sismondis. Sie ward Gräfin Circourt und ihr Salon war unter der Juliregierung und in der ersten Hälfte des Kaisertums viel besucht. Doch hatte derselbe, so wenig wie der Hausherr selber, irgend einen politischen Partei-

charakter.[1]) Nachdem Circourt achtzehn Jahre in freier Muße gelebt, sandte ihn sein Freund Lamartine, als er nach dem Sturze Louis Philipps das Portefeuille des Auswärtigen übernahm, nach Berlin, wo er bei König Friedrich Wilhelm IV. persona gratissima gewesen sein soll. Eine Indiskretion seines Chefs und Freundes hatte sein Entlassungsgesuch zur Folge, und von da ab blieb Circourt jeder öffentlichen Tätigkeit fremd. Er brachte meist den Winter in Paris oder auf seinem Gute les Bruyères in La Celle Saint-Cloud zu, wenn er eben nicht auf Reisen war. Seit dem Tode seiner Frau (1860 oder 1861) verweilte er immer längere Zeit im Auslande, seltener auf seinem Schlosse, wo ihn der Tod ereilt hat.

Dies das wenig ereignisreiche Leben A. de Circourts. Und doch, wer kannte nicht Circourt, und besser wen, was kannte Circourt nicht? Circourt war, ich möchte sagen ein rezeptives Genie. Mit einem universellen Interesse vereinigte er eine wunderbare Leichtigkeit, sich die Dinge anzueignen, und eine noch wunderbarere Zähigkeit, sie festzuhalten. Er war mit allen bedeutenden Männern seiner Generation in persönliche Berührung getreten und erinnerte sich jedes Umstandes ihrer Laufbahn, fast hätte ich gesagt jedes Wortes, das er mit ihnen gewechselt. Man brauchte gleichsam nur auf den bezüglichen Knopf zu drücken, so antwortete der Telegraph. Seine Sprechweise war etwas eintönig und farblos: aber was lernte man

---

[1]) Vgl. über diesen Salon das kürzlich erschienene nur für Freunde gedruckte Buch von Huber Saladin: le comte de Circourt, son temps, ses écrits, Madame de Circourt, son salon, sa correspondence (Paris, Quantin 1881). Das Buch enthält eine sehr gelungene Photographie Circourts.

nicht alles von ihm! Wie oft habe ich ihn nicht ausgefragt über Dinge, Verhältnisse, Menschen, über die man aus den Büchern eben absolut nichts lernen kann. Der alte Pasquier hatte ihn fast zu seinem Vertrauten gemacht und Toqueville war ihm nahe befreundet, ich glaube auch — durch die d'Aguessseaus — weitläufig verwandt. Er hatte einen Fuß im Faubourg St. Germain und den anderen im Faubourg St. Honoré. Er war in der literarischen Welt ebenso zu Hause, wie in der politischen, obschon er weder hier noch dort „aktives Mitglied" war. Und er kannte die hohe Gesellschaft Roms ganz ebenso wohl, als die von Paris. Der Herzog von Sermoneta und der Marchese Gino Capponi gehörten zu seinen ältesten Freunden; in Florenz und in der Whigaristokratie Londons war er wie en famille. Ticknor und Alexander von Humboldt schätzten ihn hoch und korrespondierten eifrig mit ihm, auch war eine seiner letzten Arbeiten ein längerer Essay (in der Bibliothèque et Revue Suisse) über den amerikanischen Geschichtsschreiber der spanischen Literatur. Er ließ nicht gern einen bedeutenden Mann, jung oder alt, Franzosen oder Fremden, Künstler, Gelehrten oder Politiker, an sich vorübergehen; und es war keineswegs Eitelkeit oder Neugierde, sondern lebhaftes Interesse an allem, was über die Mittelmäßigkeit hinausragte. Nie war es ihm darum zu tun, sagen zu können, er habe eine Berühmtheit gekannt.

Und er sah nicht nur die bedeutenden Menschen in den Ländern, die er durchreiste: er merkte auch auf die Landschaft, das Gewerbe, die Sitten. So erhielt ich noch diesen Sommer, als ich in einem Winkel Westenglands verweilte, einen Brief von ihm, worin er sich die Eigentümlichkeiten Somersetshires, das er natürlich auch bereist,

mit der größten Genauigkeit ins Gedächtnis rief. Die Florentiner Galerien und Kirchen kannte er wie ein lebendiger Katalog, und ebenso vertraut waren ihm Neapel, Rom, Venedig und jede italienische Landstadt, der transalpinischen Museen nicht zu gedenken. Doch war's mehr historisches als Kunstinteresse, das ihn hinführte und fesselte: man hätte ihn für einen Engländer halten mögen, so überwiegend war dies Interesse bei ihm. Auch wußte er die Geschichte wie wenige, und die italienische gerade so genau wie die französische, die deutsche wie die englische. Eigentlich „wußte er zu viel“, wie Mérimée von ihm sagte. Sein Wissen hat immer etwas von dem „guten Schüler“ behalten, der den Preis in der Geschichte davonträgt. Indessen hatte er natürlich auch gelesen, was der Gymnasiast nicht zu lesen pflegt; und wußte er alle Anekdoten aus dem Leben der Zeitgenossen zu erzählen, so erinnerte er sich auch noch aller derer, welche er in Memoiren gelesen. Seine genealogischen Kenntnisse kann ich nur denen A. de Reumonts vergleichen, mit dem er überhaupt mehr als eine Ähnlichkeit hatte. Die Literatur Europas war ihm so geläufig als die Geschichte, und er sprach — was bei einem Franzosen äußerst selten — Englisch, Deutsch und Italienisch fließend, wenn auch mit starkem Akzent oder vielmehr mit starker Akzentlosigkeit, wie die Franzosen unsere akzentuierten Sprachen zu reden pflegen.

Was aber Circourt wußte, wußte er für sich, für die Freunde, nicht für die Öffentlichkeit. Er hat zwar viele kurze Aufsätze und unzählige Rezensionen geschrieben, in französischen und schweizer Zeitschriften und Enzyklopädien zerstreut, aber fast alle anonym. Man kann sagen, er hat in der Literatur nur hospitiert, wie in der Politik,

der er im ganzen kaum sechs Monate seines Lebens angehört hat — drei im Jahre 1829, drei im Jahre 1848. Dabei blieb aber sein Interesse für die Politik ebenso rege als für die Literatur. Er fand zu allem Zeit, selbst zum Zeitungslesen, das sonst heutzutage Menschen, die noch höhere Interessen haben, fast ganz aufgeben müssen, und wäre es nur des Zeitverlustes wegen. Aber Circourts Interesse an der Politik artete nie in Parteihaß aus. Durch seine ganze gesellschaftliche Stellung gehörte er den monarchischen Kreisen an; und doch hätte er gerne die — konservative — Republik sich befestigen sehen, woran er freilich Grund genug hatte zu zweifeln und zu verzweifeln. Er sah in der Tat die Zukunft seines Vaterlandes — er nannte es nur noch „mon malheureux pays" — sehr schwarz. Dieses Vaterland liebte er innig, aber seine billige Natur war rohem Nationalhaß so unzugänglich, wie leidenschaftlichem Parteihaß. Ich glaube, wenige haben tiefer, schmerzlicher als Circourt den Verlust des Elsasses empfunden, aber er fand ihn doch natürlich, ja gerecht, wie er es auch natürlich — wenn schon wohl nicht gerecht — gefunden haben würde, wenn Frankreich als Sieger in seinem Angriffskriege getan hätte, was Deutschland als Sieger in seinem Verteidigungskriege getan. Er gehörte nicht zu den Leuten, die aus ihren Gefühlen neue völkerrechtliche Theorien machen; dazu war er zu sehr Historiker. Nie, auch selbst unmittelbar nach dem Kriege, entschlüpfte ihm ein Wort des Zornes gegen Deutschland. Und dies war nicht allein die vollendete Lebensart des alten Edelmannes — und Circourt war ein Muster altfranzösischer Urbanität, wenn nicht altfranzösischer Eleganz —; es war nicht nur der erworbene Kosmopolitismus eines Mannes,

der die heimischen Dinge von außen zu betrachten gelernt hatte, was die Franzosen nur äußerst selten lernen; es war vor allem die eingeborne Billigkeit und Mäßigung. Und wie er sein Vaterland und die Freiheit liebte ohne National- oder Parteileidenschaft, so seine Religion. Circourt war Katholik, aber der ganzen modernen Bildung offen, ein Gegner alles Zelotismus, woher er auch kommen mochte. Obgleich innig befreundet mit den Neokatholiken von Montalemberts Richtung, teilte er doch nie ihre Selbsttäuschungen; und Pius' IX. Heftigkeiten waren ihm so unbequem als die altkatholische Kriegserklärung gegen den Vatikan. Der feine, kluge und billige Priester, der heute auf dem Stuhl Petri sitzt, wäre ganz der Mann nach seinem Herzen gewesen.

Ich glaube nicht, daß die Menschenart aussterben wird, die uns A. de Circourt repräsentierte. Recht im Gegenteil lebe ich der Überzeugung, daß sie sich in dem nächsten Jahrhunderte zusehends mehren, daß außerhalb der Politik und der Tagesliteratur eine gewählte Gesellschaft, eine unsichtbare Freimaurerei der Bildung über ganz Europa und Amerika hin entstehen wird, die den Schatz der höheren traditionellen Geisteskultur über die demokratische Sündflut der nächsten Geschlechter hinausretten wird. Versiegen dann einst die Gewässer und landet die Arche auf Berg Ararat, so wird sie dort von den großen erobernden Geistern empfangen werden, die mittlerweile in dem reinen Äther der wissenschaftlichen Forschung neue Horizonte eröffnet, und so die erhaltenden und die neuernden Kräfte der Menschheit wieder gemeinsam ans hohe Werk rein menschlicher Kultur gehen können, das uns heute, dank ihrer Entzweiung, dank vor allem der alles überflutenden Halbbildung, so gefährdet erscheint.

VI.

Eine ostindische Laufbahn.

Oberst Meadows Taylor, dessen historische Romane auf indischem Schauplatze in den sechziger Jahren viel Erfolg in England hatten, hinterließ bei seinem Tode (1876) eine Autobiographie, welche vor einem Jahre etwa von seiner Tochter veröffentlicht worden und in dieser kurzen Frist schon drei Auflagen erlebt hat.[1]) Obschon nun diese Lebensbeschreibung weder was Stil, noch was Komposition anlangt, mit besonderer literarischer Geschicklichkeit oder auch nur Sorgfalt gearbeitet ist, so wird jedem Leser doch schon nach wenig Seiten klar, daß und warum das Buch so allgemeines und lebhaftes Interesse erregt hat. Der Deutsche muß hier nicht die psychologischen Selbstanalysen, noch auch die poetischen Schilderungen erwarten, welche uns Jung Stillings oder Kügelgens Denkwürdigkeiten so lieb machen. Wir haben es hier mit einem begabten praktischen Menschen zu tun, der sich rasch in jede Lage hineinfindet, alle Kenntnisse, die er braucht, schnell und leicht erwirbt, durch Redlichkeit, Pflichttreue, Liebenswürdigkeit alle Herzen erobert, durch seine Festigkeit und seinen Mut allen imponiert und in seiner

---

[1]) The Story of my Life by Colonel Meadows Taylor, Edited by his daughter. Third edition (London, Blackwood 1878).

Sphäre und Bescheidenheit mit Ruhe das Außerordentlichste leistet. Allein trotz der langen Einsamkeit, in der er lebt, trotz einer echt-frömmigen Ader in seiner Natur, trotz der Gewohnheit, oft viel von sich und seinem Tun zu schreiben, läßt er sich doch nie zu philosophischen Betrachtungen über Menschen und Dinge fortreißen, weniger noch zu empfindsamen Gefühlsergüssen, obschon die Gelegenheit dazu sich oft genug böte und man wohl durchmerkt, wie tief der Mann empfunden haben muß.

Die gesunde Tatsächlichkeit dieser Aufzeichnungen erweckt darum doch ein großes psychologisches Interesse, nicht nur an dem Helden der Geschichte, sondern auch am englischen Charakter überhaupt, an dem der Inder, unter welche Oberst M. Taylor tiefer gedrungen ist, als wohl irgend einer seiner Landsleute vor ihm. Wir lernen begreifen, durch welche Tugenden der Brite jenes Land erobert hat und festhält, auch welche Seiten seines Charakters seine Herrschaft zuweilen so antipathisch machten und endlich den großen Aufstand von 1857 hervorgerufen haben. Der Gegensatz zwischen dem milden, anmutigen, aber meist unzuverlässigen Hindu und dem festen, tapferen fast immer wahren und gerechten Engländer tritt einem auf jeder Seite entgegen, ohne daß der Verfasser je mit dem Finger darauf hindeutete. Wir bekommen einen höchst anschaulichen Begriff von dem Leben der Europäer in jener Ferne, von der alten Kultur des Landes, in das sie ihre moderne Zivilisation verpflanzen. Man erfährt, was England für Indien getan, auch wie es oft an ihm gesündigt hat. Die Landsleute Oberst Taylors können auch daraus lernen, wie sie sich gegen die Eingeborenen zu betragen haben, um ihr Zutrauen, ihre Liebe, ihre Dankbar-

keit zu gewinnen, ohne das Interesse des Mutterlandes zu beeinträchtigen. Viele lustige Anekdoten und dramatische Episoden schaden auch nicht und halten die Teilnahme wach, selbst da, wo der abenteuerliche Lebenslauf des Helden manchmal wie gestaut erscheint und die mit der Aufregung abwechselnde Monotonie seiner indischen Existenz auch den Leser etwas überkommt.

Dergleichen abenteuerliche Lebensläufe begannen schon in Oberst Taylors Anfängen (1824) seltener in Ostindien zu werden, wo sie im vorigen Jahrhundert die Regel gewesen waren; heute kommen sie gar nicht mehr vor. Concours und Examina haben auch in England die Stelle der ehemaligen freien Lebenskonkurrenz eingenommen, und selbst für die ostindische Laufbahn wird die Jugend eingepaukt (crammed), als gelte es den Eintritt in die Pariser polytechnische Schule. Die Strömung ist unwiderstehlich und Gott weiß, wo sie innehalten wird. Man sieht es schon im Geist kommen, daß man auch sein Examen wird ablegen müssen, um ins Parlament treten zu können, und daß die Staatsmänner der Zukunft, anstatt, wie ihre Väter, in der praktischen Erfahrung des Unterhauses, in „politischen Schulen" herangezogen werden, wie wir ja auch in Deutschland Handelsschulen haben, um zu erlernen, wie man ein guter Kaufmann wird, und was der nützlichen Lehranstalten mehr sind. Ich weiß nicht, ob die britische Regierung, welche seit zwanzig Jahren in Kalkutta an die Stelle der Kompanie getreten ist, sich zu dieser Neuerung Glück zu wünschen hat: sicher erscheint mir, daß die geistigen und moralischen Haupterfordernisse zu der ostindischen Laufbahn nicht in der Schule erworben, nicht in einer Prüfung dargelegt werden können. Macht doch jene Lauf-

bahn eine immer große Menge unvorhergesehener und unvorhersehbarer Forderungen an die Leute, die sie ergreifen; verlangt doch dort jede Tätigkeit in weit höherem Grade als bei uns hier die Totalität des Menschen, in einem Grade, kann man sagen, wie sie seit dem Altertum kaum mehr zur Geltung gekommen ist.

Und wie viel es auf den Menschen ankommt, wie wenig auf die fachliche Vorbereitung, beweist gerade die Biographie M. Taylors aufs schlagendste. Wir sehen den Mann, der als Knabe nach Indien gekommen, alle ihm nötigen Kenntnisse auf dem Felde seiner Tätigkeit selbst erlernen: bald spricht er die verschiedenen Sprachen jenes Festlandes wie ein Eingeborener; er tritt auf mit achtzehn Jahren als Richter in Kriminal- wie in Zivilsachen; organisiert die Polizei; baut Wege, gräbt Kanäle, ordnet die Finanzen eines ihm anvertrauten Staates, leitet die gesamte Verwaltung, kommandiert die Truppen, hilft als Arzt, handelt sogar vorkommenden Falles als Priester, wie wenn er den Gottesdienst für einen gestorbenen Kameraden zu verrichten hat: kurz er tritt, wie ein Xenophon, überall ein, wo es eines klaren Kopfes und einer sicheren Hand bedarf; und obschon Autodidakt in allem was nicht Gegenstand des ersten Jugendunterrichts ist, wird er bald ein Meister in jedem Fach. Seine Stellung unter den Eingeborenen ist die eines Richters in Israel: er, der nie Nachgebende, wird von allen auf den Händen getragen, wie ein Vater verehrt; wenn er eine Gegend verläßt, die er eine Zeitlang verwaltet, von den Tränen und den Segnungen der ganzen Bevölkerung begleitet. Es ist eben eine ganz andere Welt, als die unserer Arbeitsteilung, welche einem dort eröffnet wird, und man wird, wenn

man einer solchen Lebenstätigkeit folgt, erst recht über die Künstlichkeit unseres eigenen Lebens aufgeklärt; man lernt auch, welch relativer Begriff eigentlich der Begriff der Bildung ist, wie er bei uns gang und gäbe ist. Zugleich aber auch gewinnt man die Überzeugung von der Überlegenheit unserer Kultur selbst über die Athens, und wie jede Eroberung, die Europa macht, eine Wohltat und ein Fortschritt für die Eroberten ist, so unangenehm sie auch im Augenblick empfunden werden mag.

Meadows Taylor ward im Jahre 1808 in Liverpool geboren, wo sein Vater Handel trieb. In England meint man keineswegs, nur der Adel dürfe sich der Vorfahren rühmen, und die Bürgerlichen stehen dort den Edelleuten kaum an Familienstolz nach. So gefällt sich auch unser Taylor im Gedanken, daß er mütterlicherseits einem Geschlechte entstammt, das schon vor der Eroberung eignen Herd hatte, und während der großen Rebellion zum König hielt, väterlicherseits aber der bekannten Familie der „Norwich-Taylor" angehört, welche es im 17. Jahrhundert mit dem Parlamente gehalten, im 18. und 19. hochangesehene Stellungen in der Kirche, dem Forum und der Literatur eingenommen, und von denen der Herzog von Sussex, mit dem Namen spielend, zu sagen pflegte: „Brauchts neun Schneider (tailor), um einen Mann zu machen, so brauchts neun Männer, um einen Norwichschneider (Taylor) zu machen."[1])

[1]) Die bekanntesten Glieder der Familie in unserem Jahrhundert waren: John, Edward (Gresham-Professor der Musik) und Edgar Taylor, der auch außer trefflichen literarhistorischen Studien über

Die Erziehung des Knaben war unregelmäßig und vielfach unterbrochen, da der Vater, gestörter Vermögensverhältnisse halber, öfter seinen Aufenthaltsort zwischen England und Irland wechselten mußte. Doch hatte er leidlich Griechisch, Lateinisch, Französisch und Mathematik gelernt und war, dank seiner Mutter, ein rechtgläubiger und bibelfester Christ geworden, als er noch nicht fünfzehnjährig nach Liverpool in das Kontor kam. Auch dort wie auf der Schule hatte er sich gegen die Tyrannei älterer Kameraden zu verteidigen und wußte, so klein er war, sich wacker genug zu wehren, was dem Vater fast mehr Freude verursachte, als seine Fortschritte im Lernen oder seine Anstelligkeit als Lehrling. Nach einem langen Leidensjahre endlich ward er erlöst, aber nur, um als angehender Kommis nach Bombay in ein Handlungshaus geschickt zu werden. Als er ankam, stellte sich's heraus, daß das „Handelshaus" ein einfacher Kramladen und überdies ein fast bankrotter Kramladen war. Der Junge hatte Empfehlungsbriefe bei sich, er gefiel allen, mit denen er in Berührung kam, durch sein offenes, männliches Wesen, und so war bald geholfen. Er ging nach Aurungabad, um sich in das Heer des unter britischem Schutz stehenden Nizams von Hyderabad aufnehmen zu lassen. Das Soldatenhandwerk war bald gelernt, und er war noch keine siebzehn Jahre alt, als er mit dem Grade eines Unterleutnants ein Kompanie des Nizams zu befehligen hatte. Glänzende Aussichten eröffneten sich ihm; aber sie er-

---

das Mittelalter eine meisterhafte Übersetzung von Grimms „Hausmärchen" hinterlassen hat, sowie Edwards Schwester und Neffe, Mrs. Austin und Henry Reeve. Auch die Familie Harriets und James' Martineau ist mit den Norwich-Taylors verschwägert.

wiesen sich am Ende doch alle als trügerisch. Taylor blieb sechsunddreißig Jahre in Indien; er hatte oft schwere Verantwortlichkeit zu tragen, aufreibende Arbeit zu leisten, unerhörte Ergebnisse aufzuweisen; er ward stets aufs schmeichelhafteste belobt von allen seinen Vorgesetzten, angebetet von seinen Untergebenen; aber die Tatsache, daß er im Heere eines britischen Vasallen, anstatt in dem der Kompanie seine Laufbahn begonnen hatte, hing ihm stets nach. Da er Indien als ein Fünfziger verließ, war er noch immer Hauptmann, überstieg sein Einkommen kaum 3600 Mark jährlich, und die Titel und Ordensauszeichnungen tauten erst auf ihn nieder, als er in dem Alter war, wo dergleichen wenig Genugtuung gibt, da Einfluß und Macht nicht länger zu verwerten ist. Das Vorurteil und der Kastengeist der Kompaniebeamten mußte erst gehoben werden, um dem Verdienste die volle Anerkennung nicht nur in Worten, sondern auch durch die Tat zu verschaffen.

Taylor legte schon im ersten Jahre seines indischen Aufenthaltes den Grund zu seinem außerordentlichen Einflusse auf die Eingeborenen. Er verschmähte keineswegs ein heiteres Mahl unter Freunden, noch weniger eine gefährliche Tiger- oder Eberjagd, und er konnte sich manch schönen Weidmannsstückes rühmen; aber an den Gelagen und Spielnächten seiner Kameraden nahm er keinen Teil. In der wenigen freien Zeit, die ihm zur Verfügung blieb, suchte er die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen, die Geschichte des Landes zu studieren, vor allem aber die Sprachen des Orients zu erlernen. Letzteres betrachtete er als das notwendigste Erfordernis und sicherste Mittel, das Vertrauen der beherrschten Völker zu gewinnen. Das

gelang ihm denn auch besser als je einem Engländer zuvor oder nachher. In der Tat sprach er die indischen Dialekte nicht nur, sondern auch Persisch und Arabisch geläufig und mit täuschendem Akzent. Zugleich machte er sich mit der Religion, den Sitten, dem Staatswesen des Volkes bekannt und legte stets für dieselben die größte Achtung an den Tag. Während die meisten seiner Landsleute in den Hindus eine Art Neger oder Rothäute sahen, behandelte er sie stets als Erben einer alten Kultur, machte den genauesten Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen, wußte, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Du, Er, Ihr und Sie richtig anzuwenden, begegnete jedem nach seinem Rang, den Fürsten mit Deferenz, den Adligen und Priestern mit achtungsvoller Würde, dem Volke mit Leutseligkeit, ohne doch je die notwendige Festigkeit auch nur einen Augenblick zu verleugnen: kurz er trat in Indien auf, wie er in Frankreich aufgetreten sein würde, und die Eingeborenen wußten es ihm Dank. Wohl hatte er viel zu leiden von den Untugenden eines ergreisten Volkes; aber seine Langmut war unerschöpflich und er wußte stets die guten Seiten der von ihm Beherrschten oder Beratenen hervorzukehren. Das Mißtrauen, mit dem die Bevölkerungen ihm wie allen Engländern entgegenkamen, verkehrte sich stets nach wenig Jahren ins rückhaltsloseste Zutrauen. Selbst das ewige Lügen, die Waffe der Schwachen, hörte nach und nach auf; und wie gelehrige Kinder faßten die Söhne der feinen, intelligenten Rasse alle seine Anweisungen rasch auf, um sie ebenso rasch anzuwenden. Nur mit den Priestern, die sich auch dort in der Intrige, der Heuchelei, der Herrschsucht gefielen, hatte er einen schweren Stand; allein er überwand auch ihre Ränke.

Schon seine ersten Proben zeigten, wes Geistes Kind er war. Er war neunzehn Jahre alt, als er in eine Provinz des Nizams geschickt wurde, um dort als Friedensrichter und Polizeipräfekt zu walten; und es ist höchst ergötzlich zu lesen, wie er die betrügerischen Mehlhändler auf dem Markte zum Geständnis bringt, indem er sie zwingt, ihr eigenes mit Sand vermischtes Mehl in den Mund zu nehmen; höchst spannend, wie er mit wenig Mann Eingeborenen in die Bergfeste eines bekannten Räuberhauptmanns dringt und ihn inmitten seiner Bande verhaftet; äußerst merkwürdig, wie er der furchtbaren Erdrosselersekte der Thugs auf die Spur kommt, wenn auch seine Versetzung es ihm nicht möglich machte, diese Spuren zu verfolgen und ihre Greueltaten zu enthüllen. Wichtiger waren die Geschäfte und Sendungen, mit denen er in den folgenden Jahren betraut wurde; vor allem die Unterwerfung des rebellischen Bruders des Nizam, welche ihm vollständig und ohne Blutvergießen gelang. Die Beförderung zum Hauptmann ließ nicht auf sich warten, und bald führte er die Tochter eines englischen Bankiers in Hyderabad als glücklicher Gatte in sein Haus. Nur der Gedanke, sein Vaterland nie wiederzusehen, trübte dies sein Glück; denn er hatte auf allen und jeden Urlaub für sein Leben verzichten müssen, als die Stellung der Nizamschen Armee endgültig geregelt ward. Eine schwere Krankheit, die einer segenvollen Tätigkeit ein frühzeitiges Ende zu machen drohte, erwies sich nun als Segnung: denn die Ärzte bestanden auf seiner Entfernung. So reiste er denn mit seiner Familie in langsamen Tagreisen auf einem Segelschiffe durch das Rote Meer, oft bedroht von den anwohnenden Arabern, durch die Wüste auf

Kamelen, dann nach längerem Aufenthalte in Ägypten, wo er fast sein Augenlicht eingebüßt hätte, nach England. Hier war er eine Saison lang der Löwe von London, ward von der Königin empfangen, knüpfte eine vertraute Verbindung mit dem zukünftigen Kaiser der Franzosen an und trat in regelmäßige Beziehung zu den „Times".

Bei seiner Rückkehr nach Indien, im Augenblicke des Krieges mit Afghanistan, fand er seine Ersparnisse verloren und mußte von neuem beginnen, eine Mitgift für seine Kinder zurückzulegen. Um diese Zeit nun wurde er auch in die Stellung und die Tätigkeit versetzt, welche das Hauptinteresse seiner Lebensbeschreibung ausmacht und in welcher er sein Größtes und Bleibendstes leistete. Ein dem Nizam tributpflichtiger Staat von etwa 3½ Millionen Einwohnern hatte schon lange seine Abgaben nicht mehr entrichtet, und der britische Resident beim Nizam, d. h. der eigentliche Souverän des Staates von Hyderabad, riet dem unmündigen Rajah von Shoraporn, dessen Mutter und Onkel sich um die Herrschaft stritten und mittlerweile die Gelder des Staates verschleuderten, einen englischen Beirat zu schicken. Taylor ward dazu ausersehen und bald war die Ordnung hergestellt, obschon es keine Kleinigkeit war, mit dem lügnerischen und trunksüchtigen Oheim, der leidenschaftlichen und ausschweifenden Mutter fertig zu werden, ohne die achtungsvollen Formen zu verletzen, mit denen ihnen als Fürsten begegnet werden mußte, wenn nicht ihre Autorität bei dem Volke untergraben werden sollte. Noch schwerer war es, die 12000 Beydurs in Ordnung zu halten, welche im Lande die Rollen der Franken in Gallien, der Longobarden in Italien spielten, obschon sie ein autochthoner Stamm waren; aber aus ihnen rekrutierte

sich das Heer des Rajah, und die herrschende Familie selber gehörte ihm an. Taylors strenge Gerechtigkeit imponiert allen; selbst wohlwollend, begegnet er überall nur Wohlwollen; immer wahr, entwaffnet er auch die Lüge, und bald macht bei allen die Furcht der Liebe Platz. Zehn Jahre lang regierte Taylor ganz allein ohne einen englischen Gefreiten, ja ohne einen europäischen Diener, den Vasallenstaat von Shorapore, dessen minderjähriger Rajah zu ihm wie zu einem Vater aufblickte: zehn Jahre, während welcher sich fast nie ein europäisches Antlitz in seiner Residenz blicken ließ — seine Gemahlin starb ihm früh, seine Kinder hatte er anglo-indischer Sitte gemäß nach England geschickt. Fünf Jahre verwaltete er dann, nur von einem englischen Offizier unterstützt, eine an England abgetretene Provinz des Nizams; hier wie dort ward er der Abgott des Volkes. „Sohn Mahadöhs" hatten ihm schon die eingeborenen Soldaten zugejubelt, als er sie dreiundzwanzigjährig gegen den rebellischen Bruder des Nizam geführt; „Sohn Mahadöhs" schallte ihm entgegen, als er kurz vor seinem Tode (1876) noch einmal den Schauplatz seiner Lebenstätigkeit besuchte. Er war der Vertraute seines fürstlichen Mündels nicht nur und der Mutter desselben, sondern auch des letzten Beydur geworden. Wenn er von einem Orte schied, an dem er lange geweilt, wenn er dahin zurückkehrte, scharte sich die Menge um ihn, küßte den Saum seines Gewandes, brachte ihm in der sinnig-schönen Weise des Landes Blumen, Wasser, Früchte dar, überreichte ihm Dankadressen. In jeder Fährnis wandte man sich an ihn um Rat. Und doch war der Mann kein Schmeichler des Volkes. Unerbittlich ahndete er Betrug, Ungehorsam, Verschwörung. Allein

und unbewaffnet wagte er sich unter die Aufständischen, einen Schuldigen zu fassen; vor seinem ruhigen Mute senkten sich hundert drohende Flintenläufe. Es ist aber keineswegs ein Prahlhans, der hier seine Großtaten aufbauscht; alles das ist bescheiden vorgebracht, als selbstverständlich. Überall werden die amtlichen Berichte, die Belobungsschreiben der Vorgesetzten in Hyderabad und Kalkutta angeführt, die Dokumente mitgeteilt.

Der Raum verbietet auf Einzelheiten einzugehen, die merkwürdigen Kriminalprozesse, die Schilderungen der Hochzeit des zwölfjährigen Rajah mit der sechsjährigen Ranee, die Theater- und Ballettvorstellungen, die Krönung des jungen Fürsten, die verschiedenen Verschwörungen und Intrigen seiner Mutter und ihres Buhlen, die dramatischen Szenen zwischen ihr und dem Vormund ihres Sohnes, die romanhaften Episoden des geheimnisvollen Pergaments, auf dem des Knaben Horoskop verzeichnet ist, selbst die Zwischenfälle der großen Meuterei von 1857, hier auch nur auszugsweise zu geben. Nur der merkwürdigen astrologischen Voraussagungen der Chastrees sei vorübergehend Erwähnung getan. Jenes Horoskop des Rajah, das ihm sorgfältig verborgen gehalten wurde, besagte, daß er seinen Staat verlieren und vor dem vierundzwanzigsten Jahre sterben würde. Als die Meuterei ausbricht, läßt auch er sich zur Rebellion verleiten, wird verhaftet und sieht nach fünf Jahren seinen ehemaligen Berater wieder, in dessen Arme er hatte fliehen wollen. Der Chastree erinnert an das Horoskop, und nichts kann ihn in seiner Überzeugung erschüttern, daß es sich erfüllen müsse. Nichts, selbst nicht die von Taylor erwirkte Begnadigung seines ehemaligen Mündels: — tags darauf tötet sich der

junge Rajah aus Unvorsichtigkeit, wenige Tage ehe er sein vierundzwanzigstes Lebensjahr erreicht. Dem jungen Taylor selber stellt ein Brahmine das Horoskop, als er, ein Zwanzigjähriger, in der Gegend von Nuldroog weilt; er sagt ihm voraus, daß er nach fünfundzwanzig Jahren als Regent des Landes wiederkommen wird; und als er gegen alle Voraussicht dorthin gesandt wird, stellt sich ihm der alte Brahmine dar und erinnert ihn an das Horoskop. Ein anderer Priester, der nie von ihm gehört haben konnte, sagt ihm bei seiner Ankunft in Shorapore genau, wie er jede Periode seines Lebens bis dahin zugebracht, wie er sie in der Folge zubringen wird, und alles — Heirat, Tod, Ämter, Geldverlust, Krankheit — trifft zu. Taylor aber, der uns das alles berichtet, ist keine exaltierte Natur, kein Mensch von krankhaft erregter Phantasie. Seine Frömmigkeit ist keine schwärmerische; sein ganzes Leben ist ausgefüllt durch eine praktische Tätigkeit, die ihm gar nicht erlaubt, Träumereien nachzuhängen.

Wenn auch nicht alle englischen Verwalter Taylors sind, ja wenn sie durchschnittlich auch nur den zehnten Teil dessen tun, was er getan, so kann man doch aus dem hier Dargestellten schließen, welche Wohltat die englische Herrschaft in diesem gesegneten Reiche war und ist. Wo Taylor hinkommt, namentlich aber in Shorapore und Nuldroog, findet er die Finanzen durchaus zerrüttet, die Rajahs meist dem Trunk und allen Ausschweifungen ergeben, das grausam erpreßte Geld liederlich verschwendend. Mord, Einbruch, vor allem Viehdiebstahl werden im großen geübt; keine Polizei, keinerlei Rechtspflege; ausgedehnte fruchtbare Landstrecken liegen brach, keine Wege, keine Schulen; die Armee eine organisierte Räuberbande;

die Bauern geschunden, die Marktplätze verlassen. Der englische Offizier macht sich selber eine Methode der Landmeßkunst und legt einen vollständigen Kataster an; er bereist das Land von Dorf zu Dorf, spricht Recht in Vermögenssachen, wie in peinlichen; hängt die Mörder unbarmherzig; bricht den Trotz der wilden Kriegerkaste und stellt die strengste Mannszucht unter ihr her; baut Straßen, bewässert das Land, führt die Impfung ein, errichtet Schulen, beaufsichtigt die Beamten, organisiert den Staatshaushalt. Die Folgen lassen nicht auf sich warten. Die Bauern kehren zur Arbeit zurück; das Kronland verkauft sich vorteilhaft; das Vieh mehrt sich in den Ställen; zu Hunderten kommen die Weiber auf den Markt; die Steuern gehen regelmäßig ein, mehren sich von Jahr zu Jahr, werden freiwillig gebracht; das gegenseitige Vertrauen belebt sich, und wenn der Sohn Mahadöhs einen Bezirk verläßt, den er als eine Wüste betreten, hinterläßt er ihn als ein Eden unter jener glücklichen Zone, wo die Natur gerne neun Zehntel tut, wenn der Mensch nur ein Zehntel tun will.

Bei all dieser unsäglichen Arbeit findet der Mann noch Zeit, sich durch Lektüre auszubilden, und diese erinnert, wenn nicht in der Qualität, so doch in der Quantität, an Macaulays Bücherkonsum in Kalkutta; er treibt Musik; er wird ein trefflicher Zeichner und seine Ansichten aus dem Dekkan hatten ihm schon im Jahre 1837 einen Ruf im Mutterlande gemacht; er schreibt regelmäßige Korrespondenzen für die „Times"; von Zeit zu Zeit Essays in die „Edinburgh Review"; er bereitet seine historischen Werke über Indien, sowie seine Romane vor; er komponiert sein bekanntestes und merkwürdigstes Buch „Die

Bekenntnisse eines Thug", worin er die Geschichte der furchtbaren Sekte und ihre geheime Verfassung aufdeckt; gelegentlich verachtet er auch nicht eine schöne Tigerjagd oder eine Schiffspartie auf den von ihm selbst gegrabenen ungeheuren Teichen. Bei einer solchen Existenz begreift man das rätselhafte Wort Goethes, ein Wort, das der Alte so gerne zu wiederholen liebte, daß „die Zeit so unendlich lange sei", und wie eigentlich nur die Gesellschaft sie uns so schmählich verkürzt. Dabei scheint Taylor von Anbeginn eine schwache Gesundheit gehabt zu haben. Oft ist die Rede von Krankheit, von Überarbeiten; wiederholt liegt er Wochen danieder; mußte er schon im Jahre 1837, um sein Leben zu retten, einen dreijährigen Urlaub nehmen, so war im Jahre 1860 die Lebensgefahr noch drohender und bewog ihn dazu, um einen zweiten Urlaub einzukommen, der dann, nach langen inneren Kämpfen, zur endgültigen Entlassung führte. Die letzten europäischen Jahre seines Lebens waren, so scheint es, Jahre unausgesetzter Leiden, und als er, nach fünfzehnjähriger Abwesenheit von Indien, wieder dorthin zurückkehrte, mußte er es nach wenigen Monaten Aufenthalt wieder verlassen, um auf der Heimreise in Mentone sein volles Leben zu beschließen.

Wer das unterhaltende und belehrende Buch einmal in die Hand nimmt, wird es so leicht nicht wieder weglegen und wird mit einem Gefühle tiefer Bewunderung von dem einfachen Manne scheiden, in dem sich, ohne überwältigende Genialität, alle Tugenden des englischen Charakters und Geistes in harmonischer Mischung vereinigen: Mitleiden, Wahrhaftigkeit, anspruchsloser Mut in der Gefahr wie in der Übernahme von Verantwortlich-

keit gewissenhafte Pflichttreue, offener gesunder Verstand, unerschütterliche Festigkeit, vor allem aber jene Dikaiosyne, welche dem Griechen als die oberste Tugend galt und die sich bei dem Briten selten verleugnet: die altenglische fairness, d. h. Billigkeit und Loyalität.

116

VII.

Ein englischer Journalist.

Antonio Gallenga ist mir immer als der ideale Journalist im englischen Sinne des Wortes erschienen und, da die englische Presse denn doch immer noch im großen und ganzen die erste Europas ist, fast als der ideale Journalist überhaupt. Seit mehr als zwanzig Jahren schreibt er fast täglich in die „Times", bald aus Rom oder Madrid, bald aus Washington oder Konstantinopel, bald aus Havanna oder Kopenhagen, oft aus London selber, denn auch im Leitartikel zeigt er dieselbe Gewandtheit wie in der Korrespondenz. Daß er, ein Italiener von Geburt und Erziehung, der sich auch in seiner Muttersprache als Schriftsteller ausgezeichnet und lange im italienischen Parlamente gesessen, die englische Sprache mit einer Lebendigkeit, Korrektion und Gewähltheit schreibe, welche selbst unter Engländern selten sind, geben alle seine englischen Kritiker, auch die strengsten, zu — und er hat deren nicht wenige —, doch wäre es in meinen Augen ein ganz untergeordnetes Verdienst, daß er dieses als Fremder tue. Man übertreibt heutzutage den Wert des Sprachtalentes gar sehr und scheint fast zu vergessen, daß es ganz unabhängig von wirklicher, origineller Begabung ist, wie man denn auch aus dem Besitz der Sprachen viel zu sehr einen Zweck

macht, während er doch immer nur ein Mittel sein sollte. Ich habe Leute gekannt, die die fremden Sprachen mit solcher Leichtigkeit und mit so vollkommener Aneignung des fremden Geistes sprachen, daß sie darüber das bißchen eigenen Geist verloren, das sie haben mochten, und sich auch ihre Gedanken von den fremden Worten diktieren ließen. Bei niemand ist das weniger der Fall als bei Gallenga. Er ist stets er selbst, und zur Unabhängigkeit des Urteils gesellt sich bei ihm die Unabhängigkeit der Gesinnung. Wenig Schriftsteller sind mutiger als er. Unbeirrt durch den Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe fährt er fort, wenn er aus Italien schreibt, seinen italienischen Landsleuten, den empfindlichsten, übelnehmerischsten Patrioten der Welt, die unliebsame Wahrheit unverblümt zu sagen, und stets wird ihm nach wenig Monaten der Boden so heiß unter den Füßen, daß all sein strenges Pflichtgefühl, sein wahrer Patriotismus, der nicht schmeichelt, sondern belehrt, sein unerschrockener Mut dazu gehören, ihn auf dem Posten zurückzuhalten. Ebenso unerschütterlich fest aber ist er auch gegen seine Redaktion. Man könnte ihm in Printing House Square heute mit der Entlassung drohen, morgen ihm Hunderttausende bieten, Gallenga würde sich nie bereit finden lassen, eine Konzession zu machen. Paßt seine Arbeit nicht, so braucht man sie nicht zu drucken; auf eine Änderung läßt er sich nicht ein, wenigstens auf keine, die eine Änderung seiner Ansicht implizierte.

Dazu gehört nun freilich auch der Charakter der englischen Presse überhaupt und der „Times" insbesondere. Obschon Englands Staatswesen auf der Parteiregierung beruht, so haben doch einerseits die Parteileidenschaften die

Zeit gehabt sich abzukühlen, ist andererseits die Wahrheitsliebe ein zu unvertilgbarer Zug der englischen Natur, als daß die Presse, wie sie es auf dem Festlande nur allzuhäufig tut, das Parteiinteresse über die Wahrheit stellte. So kommt es, daß die angesehensten unter den Parteiorganen selber, „Daily News" und „Standard", ihre Spalten auch solchen Korrespondenzen öffnen, welche die Dinge von einem andern Standpunkt ansehen als die Redaktion und so auch den Lesern ihrer Partei die nicht hoch genug anzuschlagende Wohltat angedeihen lassen, zeitweise einmal über das Weichbild der Partei hinausschauen zu dürfen. Die „Times" gar haben die Parteilosigkeit zum Grundsatz erhoben; sie unterstützen in ihren täglichen vier Leitartikeln heute die konservative, morgen die liberale Partei, und reden bald dieser, bald jener Großmacht das Wort, je nachdem es der Redaktion erscheint, daß die eine oder die andere Politik dem Interesse Großbritanniens am angemessensten sei; aber auch selbst dann erlauben sie immer ihren freiwilligen, wie ihren angestellten Korrespondenten und sonstigen Mitarbeitern, Ansichten in ihrem Blatte auszusprechen, welche den ihrigen entgegenlaufen. Oft mag sich die Redaktion auch im gegebenen Falle für Einhaltung einer politischen Linie entscheiden, die sie selber nicht ganz billigt, wenn nämlich die Meinung der gebildeten Mittelstände Englands sich entschieden in einem Sinne ausspricht; sie ist auch darin nur dem Grundcharakter und den Traditionen des englischen Journalismus treu, welcher seine Leser unterrichten, nicht bekehren will, und unter allen wichtigen Tatsachen der Zeitgeschichte verdient doch wohl keine mehr, daß der Leser darüber unterrichtet werde, als der Stand der öffentlichen Meinung:

ist sie doch überall heutzutage, vornehmlich aber in England, ein Element von solchem Werte, daß jeder Politiker, der es aus seinen Berechnungen wegließe, sicher wäre, falsch zu gehen. Ein Blick in die „Times“ aber wird jeden Staatsmann lehren, woher der Wind weht. Dazu — wird man vom festländischen Standpunkte aus sagen — ist's aber auch nötig, daß man den Mantel nach dem Winde hänge. Wohl, doch muß man nicht vergessen, daß die Engländer die Zeitung nie als eine Persönlichkeit, geschweige denn als einen Apostel ansehen, sondern als ein großes Informationsbureau, das um so besser ist, je umfassender, schneller, sicherer seine Informationen sind. Die persönliche Überzeugung des Chefredakteurs kommt also gar nicht in Betracht, und es ist ihm keine Schande, wenn seine Zeitung heute diese, morgen jene Ansicht verteidigt, vorausgesetzt, sie verteidigt die Ansicht, welche zu verteidigen im Augenblick das Interesse des Vaterlandes ist oder scheint. Die „Times“ betrachten sich ja als die Stimme der öffentlichen Meinung, nicht als die Stimme des Herrn N. N.; und es trifft sie ebensowenig ein Tadel als die öffentliche Meinung selber, wenn sie heute für Rußland, morgen für die Türkei Partei ergreift, oder als die Wählerschaft, wenn sie bald glaubt das Reformwerk des britischen Staates sei zu beeilen, bald, es sei innezuhalten.

Ganz etwas anderes ist es mit den einzelnen Redakteuren, deren Blätter wie die „Times“ Hunderte zählen, so daß es ein leichtes ist, diese Woche den Redakteur, der ein Bewunderer des allgemeinen Stimmrechts ist, um einen Artikel zu bitten, nächste Woche denjenigen, welcher von der Trefflichkeit des bestehenden Wahl-

gesetzes überzeugt ist.[1]) Diese große Anzahl von Mitarbeitern, und zwar meist von solchen Mitarbeitern, die selbst politische Arbeit getan, oder aber ein bestimmtes Fach besitzen, erlaubt es denn auch, daß zwei Leute, die in vielen Dingen diametral entgegengesetzter Ansicht sind, friedlich nebeneinander, selbst in einem Parteiblatte, arbeiten können. Was liegt daran, ob der Mitarbeiter, der heute über den Schneiderstreik in den „Times" schreibt, den Nachbarartikel, welcher russenfreundlich gehalten ist, als ganz verfehlt ansieht, weil er selber zu den Türken hält? Außerdem nun hat jede einflußreiche Zeitung, vor allem aber die „Times", noch eine große Anzahl freiwilliger Mitarbeiter. Wer nur immer die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Übelstand, einen Mißbrauch, ein unverdientes Elend, eine interessante Frage irgendwelcher Art aufmerksam machen will, sendet einen meist nichtunterzeichneten Brief an die Redaktion unter Beifügung seiner Visitenkarte. Ist der Briefschreiber ein respektabler Mann, scheint seine Beschwerde oder Neugierde gerechtfertigt oder auch nur von allgemeinem Interesse, so wird sein Brief aufgenommen; andere Leser antworten sofort und es entsteht eine Art kontradiktorischer Prüfung der angeregten Frage oder des angezeigten Übels, in welche die Zeitung selber nur als Chor oder gleichsam

---

[1]) Auch das „Jorunal des Débats", obschon es immer im eminentesten Sinne Parteiblatt war, zählt, oder zählte doch, seine Mitarbeiter nach Hunderten; hatte einen Militärschriftsteller, einen Redakteur für die administrativen, einen für die wissenschaftlichen, einen für die deutschen, einen für die englischen Angelegenheiten usw., die manchmal jahrelang nicht schrieben, dann wieder zuzeiten täglich einen Aufsatz lieferten.

als resümierender Richter eingreift. Es ist kaum nötig zu bemerken, daß eine solche sachliche Untersuchung mit Zeugenverhör ganz anders lehrreich und von ganz anderem allgemeinem Interesse ist, als die Zänkereien unserer festländischen, zumal der französischen und italienischen Blätter untereinander, wobei der Abonnent immer nur die eine Stimme hört und der ganze Streit meist in Persönlichkeiten ausartet. Was, ums Himmels willen, kann dem Leser der „République française" daran liegen, daß im „Pays" ein Artikel gegen sie erschienen und vice versa? ob Herr Cassagnac oder Herr Spuller inkonsequent sind und sich darüber Amönitäten sagen? Wenn die festländischen Zeitungen nur ahnten, wie grenzenlos langweilig diese Duelle für das Publikum sind; wenn sie sich nur überzeugen wollten, wie unnütz es ist, jeden Angriff auf ihr Blatt als eine persönliche Ehrenbeleidigung aufzufassen! Treu dem Grundsatz spreta exolescunt, antworten die „Times" nie auf eine Beschuldigung, und sie, wie auch „Daily News", haben es sich zum Prinzip gemacht, nie auch nur den Namen einer anderen Zeitung auszusprechen.

Durch diese Taktik, diese Auffassung ihrer Pflichten, diese Ausdehnung ihrer Mitarbeiterschaft ist denn in England wirklich die Presse zu jener vierten Gewalt im Staate geworden, als welche man sie oft bezeichnet hat, während sie fast überall auf dem Festland nur eine Magd im Dienst einer der schon bestehenden Gewalten ist: bald der Regierung, bald der parlamentarischen Opposition, bald sogar einer Fraktion des Parlamentes. In England steht sie unabhängig und als tatsächlich gleichberechtigte neben Exekutive, Parlament und Parteien, und eine Zeitung steht vorkommenden Falles nicht an, das Betragen einer

Regierung oder einer Partei aufs entschiedenste zu mißbilligen, selbst wenn sie im allgemeinen zu ihr halten sollte. Die Presse hat eben nur die doppelte Mission in England, dem Publikum über alle Fragen, die es interessieren können, Auskunft zu geben und die Kontrolle über alle anderen Gewalten auszuüben. Die Erörterung politischer Theorien kommt erst ganz in zweiter Linie. Daher denn auch die englische Presse nicht nach dem Maßstab der festländischen beurteilt werden muß. Sie steht der französischen Presse an rein literarischem Werte entschieden nach; eben weil in Frankreich der Journalartikel, dessen Autor stets bekannt ist, selbst wenn er nicht unterschreibt, immer eine Art persönlichen Werkes wird: bald eine kleine Satire, bald eine Abhandlung, bald ein Kapitel Geschichte: Thiers und Guizot, Saint-Marc-Girardin und Sacy, J. J. Weiß und Prévost-Paradol haben sich hohe Stellungen im Staate allein durch ihre journalistische Tätigkeit erobert; John Lemoinne und J. Janin, Sainte-Beuve und Scherer haben sich den Senat oder die Akademie allein durch teils politische, teils literarische Zeitungsartikel erworben. Das wäre kaum denkbar in England, wo die Namen der Journalisten unbekannt sind[1]) und wo es nicht, wie im Vaterlande des Geschmacks, auf schöne Form ankommt, sondern auf genaue Auskunft.

In Deutschland wiederum haben wir den Vorteil — ist's auch immer ein Vorteil? —, daß unsere Zeitungen fortgesetzte Berichte geben über die Vorkommenheiten des

[1]) Sind sie bekannt und haben ihre Arbeiten einen hervorragenden literarischen Wert, wie Macaulays Aufsätze in der „Edinburgh Review", so können sie auch zu amtlichen Stellungen verhelfen; doch bleibt immer ein großer Unterschied zwischen Zeitung und Zeitschrift.

Auslandes. Alltäglich, ob etwas Interessantes geschehe oder nicht, bringt der deutsche Korrespondent seine Chronik der politischen Tagesereignisse, auch der unbedeutendsten. Faßt er nun seine Aufgabe richtig auf, so wetteifert er nicht mit dem Telegraphen und sucht auch nicht täglich wichtige Staatsgeheimnisse in Erfahrung zu bringen und mitzuteilen, sondern beschränkt sich darauf, mit seiner Kenntnis des Personals, der Vorgeschichte und des Terrains jeden vorkommenden Fall, den der Telegraph meldet, zu erklären und zu kommentieren. Wer demnach eine deutsche Korrespondenz täglich liest, wird, wenn sie anders unparteiisch und mit Sachkunde geschrieben ist, was leider nicht immer der Fall ist, eine ziemlich richtige und vollständige Kenntnis des Zusammenhanges der ausländischen Dinge haben. Das interessiert nun den englischen Leser durchaus nicht. Er will „Aktualität“ und „Emotion“. Solange in einem Lande nichts Besonderes vorgeht, will er auch nichts davon hören; vor allem sind ihm die Personalia und Parteimiseren des Kontinents ganz gleichgültig. Man wird in der ganzen englischen Presse seit siebzehn Jahren keine Requisitorien für oder wider die italienische Konsorteria finden, von denen unsere Zeitungen voll sind. Das ist ihnen alles so indifferent als die Blauen und Grünen von Byzanz. Sie wollen wissen, was Italien in diesem oder jenem Falle tut, es ist ihnen aber ganz einerlei, ob es Herr Visconti-Venosta oder Herr Melegari, General Ricotti oder General Mezzacapo tut. Ein englischer Korrespondent soll nur beschreibende und unterhaltende Briefe schicken, was der Engländer graphic nennt; heute über ein Volksfest, morgen über eine Schlacht, übermorgen über ein merkwürdiges Verbrechen, dann wieder eine Studie

sei's über den Weinbau, sei's über die Rechtspflege, sei's über das Unterrichtswesen; auch Porträts und Biographien darf er geben; nur soll jedesmal der Aufsatz ein abgerundetes Ganzes bilden, wie unsere Feuilletons und die französischen „Variétés" (oder „Articles de la troisième page"). Auch sie sind immer anonym, und nur selten gelingt es einem Korrespondenten, wie Archibald Forbes vom „Daily News" oder Antonio Gallenga von den „Times", sich einen persönlichen Ruf durch seine Korrespondenzen zu erobern, indem er sie in Buchform sammelt und herausgibt, wie H. Labouchère es 1871 mit seinem „Tagebuch eines Belagerten" und jetzt wieder Forbes mit seinem „Feldzug von 1877", wie Gallenga in seiner „Pearl of the Antilles", seinem „Italy revisited", seinem „Two years of the Eastern Question", seinem „The Pope asthe king", seinem „South America" usw. es getan.

Übrigens sind diese Sammlungen keineswegs einfache Abdrücke der Korrespondenzen. Der Verfasser überarbeitet diese gründlich, ordnet sie nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit; er scheidet die unvermeidlichen Wiederholungen oder mituntergelaufenen Irrtümer sorgfältig aus; er schiebt mehrere Korrespondenzen ineinander, setzt in die Vergangenheit, was als gegenwärtig gemeldet worden, und stellt als dauernd und zuständlich hin, was dort als augenblickliches Erlebnis dargestellt worden. Er macht in einem Worte aus seinen Berichten ein zusammenhängendes Ganzes, das gewisse Länder schildert oder gewisse Ereignisse in ihrer Gesamtheit erzählt.

So hat uns Gallenga in seiner „orientalischen Frage" reizende, bald humoristische, bald malerische, bald lehrreiche Kapitel gegeben, über die Hunde von Konstantinopel und

ihre Republik, über einen nächtlichen Ritt durch Stambul, über eine Reise nach der Troas, das Leben der Engländer in der Türkei, das Steuersystem, den Sklavenhandel usw., dann aber auch eine fortlaufende Geschichte der orientalischen Ereignisse vom Ausbruch des Aufstandes in der Herzegowina bis zum russischen Krieg, mit allen Inzidentien, dem finanziellen Zusammenbruch, dem Mord von Salonichi, dem Tod Sultan Abdul Aziz's, der Entthronung seines Nachfolgers, dem serbischen Krieg, der Midhat-Konstitution, der Andrassynote, dem Berliner Memorandum und der Konferenz. Gallenga kam ganz ohne Vorurteil nach der Türkei; er ist als ein entschiedener Türkenfeind daraus zurückgekommen, wie wir denn bei vielen englischen Korrespondenten, welche als Türkenfreunde in die russischen und türkischen Lager gegangen waren, ähnliches gesehen haben. Es ist eben immer wieder das alte englische Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit, das ich oben schon hervorgehoben. Wie oft lassen wir Deutsche, Franzosen und Italiener uns, ohne es zu wollen, von unserer Parteileidenschaft hinreißen und sehen durch diesen düsteren Schleier in Wirklichkeit die Dinge anders als sie sind! Es ist den, ursprünglich in der Mehrheit russenfeindlichen, Engländern allein zu danken, wenn so viele Märchen über russische Grausamkeiten zerstreut, alle Nachrichten über die Greuel der Baschi-Bozuks bestätigt worden sind, wie denn auch 1870 die, im Grunde französisch gesinnten, Engländer es waren, welche der Disziplin und der Menschlichkeit der deutschen Armee in Frankreich ein Zeugnis ablegten, gegen das keine Wanduhren-Ungeheuerlichkeiten aufkommen konnten vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung Europas. So auch hier Gallenga, der

darin ganz Engländer geworden ist und selbst in Italien sich nie zu Schönfärberei der Zustände seines Geburtslandes herbeigelassen hat. Nur ist er allerdings doch immer noch Italiener geblieben in der Leidenschaft, mit der er seinem Rechtsgefühl und seiner Wahrheitsliebe Worte leiht. Da läuft denn auch oft Übertreibung, Einseitigkeit, ja Taktlosigkeit mit unter, und der Schriftsteller vergißt, wo und wann gewisse Dinge gesagt werden dürfen. Hat er sich einmal überzeugt, oder glaubt er sich überzeugt zu haben von dem Unwerte einer Sache, dann ist er auch rücksichtslos, ja schonungslos, so gegen Deutschland im dänischen Kriege, für Deutschland im Jahre 1870; so jetzt gegen die Türken.

Man muß von der Lektüre Löhers oder Moltkes zu der Gallengas übergehen, um ganz die Macht dieser südlichen Leidenschaft zu fühlen. Wo Löher nur schönheitstrunken Land und Leute mit vollem Pinsel malt und nur von Zeit zu Zeit eben an der Landschaft und den Menschen die Spuren des Türkentums zeigt, das wie ein sengender Pesthauch über jene gottgesegneten Himmelsstriche hingegangen; wo Moltke seine täglichen Erlebnisse mit einer Sicherheit, einer Einfachheit, einer impassiblen Objektivität erzählt, die niemand seit den großen Alten in diesem Maße wieder erreicht hat, und dadurch ohne ein Wort des Tadels oder überhaupt der Würdigung, wenn auch nicht ohne eine bezaubernde Ironie, die unerschütterliche Überzeugung in uns hervorbringt, daß der Türke keine Zukunft hat, — da wird Gallengas ganze Darstellung eine Verrinische Anklageschrift gegen die Türkei und ihre Mißregierung. Er war hingegangen, sagte ich, ohne alles und jedes Vorurteil; aber er war keinen Monat dort, so war

sein Urteil gebildet, und es war ein unberufbares Verdammungsurteil. Gallenga ist zu billig, um nicht auch die schönen Seiten des Türken anzuerkennen, jene Seiten des Gentleman und der äußeren Würde, die gewissen Naturen vor allem imponieren; er ist zu gerecht, um nicht die moralische Verworfenheit eines Teiles der unterdrückten Rassen zu sehen und zu brandmarken; aber er bleibt immer Angloitaliener, d. h. er tritt mit italienischer Heftigkeit für den englischen Standpunkt ein. Wenn ich aber sage den englischen Standpunkt, so meine ich damit natürlich nicht den Lord Beaconsfields oder den Sir Stratford de Redcliffes vom Jahre 1853 — denn auch der große Eltchi hat ja seine Ansicht mit englischer Aufrichtigkeit geändert, seit die Umstände sich geändert —; ich meine den moralisch-utilitarischen Standpunkt der modernen Engländer im allgemeinen. Gallenga ist überzeugt von der Überlegenheit englischer Zivilisation — nicht gerade des englischen Staatswesens — über alle anderen Kulturen; wo er Schmutz sieht, materiellen oder moralischen, so pittoresk er auch sein mag, ist er empört, und man kann sich denken, daß es daran in Konstantinopel nicht fehlt; alle ästhetischen Bedenken treten dagegen zurück; die malerischen Bettelmönche Roms, die Renan bewundert, sind ihm ein doppelter Greuel, erst als Bettler, dann als Mönche. Die Schönheit der türkischen Friedhöfe rührt ihn nicht, und die Zypressenwälder, die den anscheinend so nüchternen Moltke selber begeistern, sind in Gallengas Augen unnütze Pflanzungen, an deren Stelle die einträgliche Olive viel angezeigter wäre. Wie ein echter Engländer auch hat er wahren Abscheu vor allem, was nach Lüge, Humbug und Sham aussieht, und er ist unermüdlich damit beschäftigt, die Türken mit ihren

Komödien von Firmans, Hatts und Irades zu entlarven. Nur in Religionssachen ist er nicht wie der Engländer, über dessen 80 Pfarrer auf 800 Einwohner er nicht wenig spottet; Schulen dagegen will er überall eingeführt wissen und geißelt die türkische Ignoranz wie sie es verdient. Vor allem englisch ist er jedoch in dem Freimute, mit dem er, die Stimme der Nachwelt antizipierend, das Ministerium Beaconsfield für den furchtbaren Krieg verantwortlich macht, den es heraufbeschworen, als es dem Berliner Memorandum beizutreten, als es den Beschlüssen der Konferenz Nachdruck zu geben sich weigerte. Nicht am wenigsten den „Times" und durch sie Gallenga ist es zu danken, wenn die schönen englischen Tugenden der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und des Mitleidens sich im Jahre 1877 mit so unwiderstehlicher Kraft äußern und einen leichtsinnigen und unzuverlässigen Minister verhindern konnten, England in den verhängnisvollsten der Kriege gleiten zu lassen: denn nur die Unwissenheit des Festlandes kann behaupten, die englische Nation habe hinter Lord Beaconsfield gestanden. Nächst den Korrespondenten aber der „Daily News", sind es die Briefe Gallengas an die „Times" gewesen, welche am meisten dazu beigetragen haben, das englische Publikum über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Und damit komme ich auf den Ausgangspunkt dieses Aufsatzes zurück: auf die eminente Journalistennatur Gallengas.

Gallengas Unerschrockenheit im Ausdrucke seiner Meinung ist nur erreicht durch die Lebhaftigkeit dieses Ausdrucks, welche bei allem, was er schreibt, das Interesse des Lesers erzwingt, — erste Erfordernisse des Journalisten. Wer nicht seine Meinung ganz zu sagen wagt und sich kein Gehör zu verschaffen weiß, der ist von

vornherein nicht für die Tagespresse gemacht Gallenga ist aber auch ein Mann, der über große erworbene Mittel verfügt; er besitzt gediegenste Schulbildung; er war schon lange tätiger Politiker gewesen, hatte in seiner Jugend konspiriert, in vorgerückterem Alter legiferiert, hatte die halbe Welt mit offenem Auge durchreist, als er mit gereiftem Urteil und reichster Erfahrung, schon ein Vierziger, in den Journalismus eintrat; er brauchte demnach nicht zu fürchten sich in kürzester Frist auszugeben wie ein Jüngling, der mit fünfundzwanzig Jahren dies aufreibende Handwerk ergreift. Überdies ist Gallenga ein Mann von Stellung, der nicht vom Zeitungschreiben abhängt, mit den meisten Staatsmännern Europas in persönlicher Verbindung steht und dem als Mensch der Ruf eines fleckenlosen Charakters zur Seite steht; auch das ist nicht zu verachten. Was ihn jedoch mehr als alles zum Journalisten befähigt, ist seine geistige Biegsamkeit, seine Vielseitigkeit, seine „versatility", um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen. Er ist imstande, heute einen beschreibenden, morgen einen erzählenden, übermorgen einen räsonierenden Aufsatz zu schreiben; er handhabt die Waffen der Ironie und der Indignation gleich gewandt; er ist so groß als Polemiker, wie als ruhiger Darsteller, sein Geist erfaßt so rasch eine juristische Frage wie eine politische, eine nationalökonomische wie eine theologische. Er ist in allen Sätteln gerecht. Als im Jahre 1870 seine trefflichen Leitartikel über die militärischen Bewegungen der französischen und deutschen Armeen in Frankreich so großes Aufsehen erregten, schrieben selbst die englischen Offiziere die Autorschaft dem angesehensten englischen General, Sir John Burgoyne, zu. Dabei die Schnelligkeit, mit der der

Mann sich der Dinge bemächtigt, was ohne eine so ausgebreitete Vorbildung gar nicht denkbar wäre, und die Schnelligkeit, mit der er das eben Studierte dem Publikum auseinanderzusetzen weiß, die Wärme und Lebendigkeit, mit der diese Auseinandersetzungen geschrieben sind. Dieser Geist bedarf fortwährender Bewegung; der zu erlangende praktische Zweck wird ihm fast gleichgültig; er turnt geistig, nicht um jagen, schwimmen, reiten und klettern zu lernen, sondern weil er sich im Turnen wohl fühlt. Er ergreift jeden Gegenstand, eignet sich ihn an und übt daran seine Kräfte; diese Kräfte aber stehen immer zu seiner Verfügung; er kennt keine Nerven und kein Kopfweh, keine Stimmung und Ermüdung, die Jahre gehen spurlos an ihm vorüber. Bekommt er heute ein Telegramm von London, das ihn nach Kars oder Erzerum ruft, so nimmt der ewig Junge morgen das Dampfboot, fährt nach Smyrna und durchreitet Kleinasien in seiner ganzen Länge, wenn's sein muß. Schreibt er doch jetzt eben (1881) aus Astrachan und Tiflis.

Man sage nicht, von so umfassender und so tiefgehender geistiger Tätigkeit bliebe nichts. Es gibt verschiedene Arten zu bleiben und Spuren zu hinterlassen: das vom Individuum losgelöste, der Bewunderung der Menschen hingestellte Kunstwerk ist nicht das allein Unsterbliche: eine Tätigkeit, die sich ein Menschenalter hindurch in den verschiedensten Rollen auf der weitesthin sichtbaren Bühne der Welt abgespielt hat, hinterläßt Tausende von fruchtbaren Keimen. Mag der Gärtner auch ungenannt sein, der sie ausgestreut, mag der Besitzer des Bodens, auf den sie gefallen, kaum wissen, wo, wie und wann derselbe sie empfangen: sie gehen auf und wachsen und blühen und tragen unendliche Frucht.

VIII.

Antonio Panizzi.

Panizzi[1]) war der Gelehrtenwelt Europas durch seine trefflichen Ausgaben des Bojardo und Ariosto, mehr noch als Vorsteher des British Museum bekannt; er ward von einem ausgedehnten und doch gewählten Freundeskreise hochgeschätzt, ja bewundert; einzelne wußten wohl auch, daß er in England für die Sache seines Vaterlandes und insbesondere für gewisse italienische Patrioten gewirkt. Dem großen Publikum war er, vor der Veröffentlichung seiner Biographie und Korrespondenz, nicht viel bekannter als Baron Stockmar vor dem Erscheinen der Denkwürdig-

[1]) 1. The Life of Sir Anthony Panizzi, K. C. B. by Louis Fagan. London, Remington & Co. 1880. Zweite Auflage. 2 Bde. in 8. (Der amerikanische Verleger verspricht einen dritten Band von Stevens, einem Antiquar und Freunde Panizzis, der mehr des Anekdotischen enthalten dürfte, als Fagans Bände. Doch läßt der schon vor Jahresfrist angezeigte Band noch immer auf sich warten. Einstweilen haben wir Fagan kontrolliert und vervollständigt durch die bedeutendsten Aufsätze, welche sein Werk in den verschiedenen englischen Zeitschriften veranlaßt hat, vornehmlich durch den von Cartwright in der „Quarterly Review" vom April 1881 und den von Lord Houghton in der „Academy" vom 4. Dezember 1880.) — 2. Lettere ad Antonio Panizzi publ. da L. Fagan. Firenze, Barbèra 1880. Ein Band in 8. — 3. Prosper Mérimée. Lettres à M. Panizzi 1850—1870 publ. par L. Fagan. Paris, Lévy. 1881. 2 Bände in 8.

keiten. Als Schriftsteller ist er kaum aufgetreten, und so tiefgehend seine politische Wirksamkeit war, sie war eine unamtliche und geräuschlose wie die Stockmars. Es scheint, als ob er sich auch der Nachwelt verbergen wolle. Wir hören viel über ihn, fast nichts von ihm. Wir haben Tausende von Briefen der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit an ihn, kaum einen von ihm an sie. Hat sich Herr Fagan, der sich zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker gemacht, aus irgendwelchem persönlichen Grunde zu solcher Zurückhaltung verpflichtet geglaubt? Hat er einfach die Mühe gescheut, die bei Panizzis zahlreichen Korrespondenten aufbewahrten Briefe seines verstorbenen Gönners zu sammeln? Alle haben doch gewiß nicht das Schicksal der an Mérimée gerichteten Briefe gehabt, welche unter der Kommune in und mit Mérimées Hause in Flammen aufgingen. Wie dem auch sei, bedauerlich ist es jedenfalls, daß der joviale, dicke Herr fast nie und nirgends selber das Wort ergreift und seine voluminöse aber einseitige Korrespondenz uns mehr von seinem Einfluß, als von seiner Persönlichkeit sagt. Doch läßt sich manches zwischen den Zeilen lesen und es leben noch, in England und Italien, gar viele, die enge mit ihm verbunden gewesen und von dem merkwürdigen Mann zu erzählen wissen, der sich in der Fremde eine so angesehene Stellung zu erobern wußte und diese Stellung nicht allein zum größten Vorteile der Wissenschaft ausfüllte, sondern auch dazu benutzte, seinem Geburtslande in kritischer Zeit die wichtigsten Dienste zu leisten.

I.

Antonio Panizzi wurde 1797 zu Brescello im Modenesischen geboren. Seine Familie gehörte zu jenem, Italien eigentümlichen, Mittelstande, dessen Schulbildung ihm von jeher einen großen Einfluß sicherte, während seine Mittellosigkeit diesem Einfluß nie öffentliche Anerkenntnis verschaffen konnte. Sein Vater war Apotheker, sein Großvater Advokat, er selber ward von Anfang an zur Advokatur bestimmt. Er ging erst in die Lateinschule seines Städtchens, dann aufs Lyzeum zu Reggio und bezog mit siebzehn Jahren die Universität Parma, um daselbst die Rechte zu studieren. Im Jahre 1818 hatte er seine Studien absolviert und ward trotz seiner Jugend vom Herzog, den man für ihn zu interessiern gewußt hatte, zum Schulinspektor seiner Vaterstadt ernannt; zugleich arbeitete er als Assistent bei einem berühmten Advokaten Reggios, der bald eine sehr hohe Meinung von seinem jungen Mitarbeiter faßte. Allein weder die Gunst des Souveräns, noch der Erfolg in seiner Profession vermochten das erwachende Interesse am Schicksale seines Vaterlandes zu ersticken, und schon anfangs 1820 sehen wir den dreiundzwanzigjährigen Jüngling als ein Mitglied der Karbonarigesellschaft. Es ging Panizzi wie so vielen seiner Generation. So despotisch auch die Regierung Napoleons in Italien gewesen sein mochte, es war ein großer Zug in dieser Regierung gewesen, dem gegenüber die kleinstaatliche Misere von Modena und Parma gar erbärmlich schien. Und wie hatte man nicht die Wohltat der einfachen und klaren französischen Gesetzgebung empfunden, welche dem krausen Verwaltungs- und Justizwesen der vorrevolutionären Zeit in Norditalien ein Ende

gemacht und die man eben jetzt wieder langsam zu verdrängen suchte. Endlich, man hatte, wenn auch nur dem Namen nach, ein Königreich Italien gehabt. Kein Wunder, wenn noch immer, trotz des harten Druckes und trotz der Erinnerung an so viele Brüder, die auf ferner Erde für ihnen fremde Interessen ihr Leben hatten lassen müssen, eine geheime Sympathie für den „Wiedererwecker Italiens“, den man überdies gern als Landsmann beanspruchte, in ganz Norditalien fortlebte. Den jungen Panizzi zog überdies eine geheime Wahlverwandtschaft zum Bonapartismus; und ein Bonapartist ist er sein Leben über geblieben; nicht ausgesprochener Parteimann, nicht direkter Diener der Sache: er hat nie in Frankreich gelebt; aber im Innersten seiner Seele war ihm der Bonapartismus mit seiner bürgerlichen Gleichheit, den klaren Linien seines hierarchischen und gesetzgeberischen Gebäudes, seiner Disziplin, seinem Niederhalten der Kirche — doch immer das Ideal des modernen Staates, obschon er es später nicht Wort haben wollte und eine große Bewunderung des barocken englischen Staatswesens an den Tag zu legen liebte.

Die neapolitanische Bewegung von 1820, die piemontesische von 1821, die auch in Modena nachzitterten, wurden, nachdem der erste Schreck vorüber, aufs unbarmherzigste geahndet und beides, die Bewegung wie ihre barbarische Unterdrückung, trieb lebhafte Jünglinge nur immer weiter auf der Bahn der Verschwörung. Doch schienen die modenesischen Inquisitoren den jungen Panizzi vergessen zu haben. Da erhielt er plötzlich (1823) von einer jungen befreundeten Dame, die mit dem Chef der Polizei verwandt war, die im Voraus für den Fall der Gefahr vereinbarte Botschaft, „er solle die neuen Schuhe bereit halten“. So-

fort ging Panizzi, der sich längst einen Paß verschafft, über die Grenze und zu einem Freunde in Cremona. Dort findet ihn die österreichische Polizei verdächtig, doch während sie nach Brescello um Auskunft schickt, gelingt es ihm durch ein Fenster zu entkommen; und er findet vor dem Tore der Stadt einen Wagen bereit, der ihn nach Lugano bringt. — Sein Freund ward verhaftet, dann entlassen, verließ Italien, kam später nach England, wo Panizzi bereits den Grund zu seinem Glücksgebäude gelegt, ward freigebig und wiederholt von ihm unterstützt, ohne daß es ihm gelungen wäre, dem von der Muße des Exils Heruntergewürdigten auf einen grünen Zweig zu verhelfen. Noch nach Paris sandte er ihm Unterstützung, bis er hörte, der Unglückliche sei zum politischen Spione geworden. Panizzi beruhigte sich nicht bei on-dits; in seiner franken, geraden Weise ging er nach Paris, stellte den Freund selber zur Rede, und da derselbe nicht leugnen konnte, ließ er ihm eine Summe Geldes und schied von ihm auf Nimmerwiedersehen. — In Lugano schrieb Panizzi das einzige Buch, welches wir von ihm besitzen oder vielmehr nicht besitzen; denn er kaufte später alle Exemplare auf, ließ sogar seinem British Museum keines und verleugnete stets das anonym in Madrid (!) erschienene Buch. Selbst die besten Freunde haben sich dieses Benehmen nicht zurechtzulegen gewußt. Das Werkchen — i processi di Rubiera — erzählte, so sagt man, in ganz sachlichem und kaltem, fast juristischem Tone die furchtbaren Zwischenfälle des modenesischen Inquisitionsprozesses mit seiner mittelalterlichen Tortur, seinen echt italienischen Grausamkeiten und Perfidien. Doch soll das Ganze eine bonapartistische Färbung gehabt haben, die der Autor vielleicht später weggewünscht hätte.

Von Lugano wandte sich der Flüchtling nach Genf. Als die Genfer Regierung auf Verlangen der französischen, österreichischen und sardinischen Vertreter die Flüchtlinge aus ihrem Gebiete auswies, wandte er sich nach Frankreich, ward aber in Gex festgehalten und auf dem Schub zurückgebracht. Endlich gelang es ihm mit einigen Freunden auf dem Rheine und über die Niederlande nach England zu gelangen, wo er fast ohne einen Heller in der Tasche anlangte. Wohl nahm sich der edle Santa Rosa, der seit einem Jahre in England weilte, seiner an; aber er hatte selber nicht viel, denn seine Güter waren eingezogen worden, und er verließ London bald, um sich dem Befreiungskampfe der Griechen anzuschließen, in dem er einen frühen Tod fand. Auf wessen Rat Panizzi London verließ und sich nach Liverpool wandte, wissen wir nicht, noch weniger wer ihm die Mittel zur Reise verschafft, denn er war buchstäblich dem Hungertod nahe in dem großen London. In Liverpool sah ihn ein Herr in gebrochenem Englisch mit einer Marktfrau um eine Kartoffel handeln; er sprang ihm bei und war glücklich, sein Italienisch anbringen zu können. Es entspann sich eine Unterhaltung. Der fremde Herr — es war, wenn wir Lord Houghton glauben dürfen, Roscoe, welcher so in Liverpool das wracke Fahrzeug von Panizzis Glück ins rechte Fahrwasser brachte — fand Gefallen an dem jungen Flüchtling, sah sofort, daß er ein Mann von Bildung, und empfahl ihn an Freunde und Verwandte. Bald hatte Panizzi sein gutes Einkommen als Sprachlehrer und ward viel gesucht in der reichen Kaufmannsgesellschaft von Liverpool. Dort erhielt er auch sein Todesurteil nebst Rechnung der Gerichtskosten aus Modena, worauf er in einer köstlich-humoristischen Antwort für seine Seele alle

die Schulden perhorreszierte, die sein Leib gemacht haben könnte. Es waren hauptsächlich Roscoe, der Biograph Leos X. und Lorenzos il Magnifico, und Haywood, der Übersetzer Kants, beides wohlhabende, vom Geschäft zurückgezogene Kaufleute, welche sich seiner annahmen. Und Panizzi war keiner, dem die Dankbarkeit eine Last war; bis zu seinem Ende war er glücklich, wenn er jene beiden preisen, wenn er sagen konnte, was er ihnen schuldete. Als Haywood 1857 das Zeitliche segnete, schrieb er dessen Sohne: „Der Verlust ist groß für Sie alle, für niemanden so groß wie für mich. Ich fühlte mich nie allein in der Welt, solange er drin war. Ich fühle es jetzt.“ Und noch zehn Jahre später, als er von der Leitung des British Museum zurücktrat, nannte er Haywood seinen „maker“. Roscoe organisierte für den jungen Freund in der Royal Institution von Liverpool einen Kursus von Vorlesungen über italienische Literatur, die der Fremde schon in englischer Sprache zu halten wußte.

Dabei wahrte Panizzi durchaus seine Würde und Selbständigkeit und hielt sich unabhängig in Geldsachen. Je häufiger die Beispiele vom Gegenteil in Italien sind, desto strenger und skrupulöser, ja ängstlicher pflegen die guten Italiener in diesem Punkte zu sein, und eine solche Haltung trug nicht wenig dazu bei, dem jungen Panizzi in England Freunde zu erwerben. Schon von Liverpool aus machte Panizzi auch die nähere Bekanntschaft Ugo Foscolos, mit dem er in London nur sehr oberflächlich in Berührung gekommen war. Er bot dem Dichter, der gerade mit seiner Danteausgabe beschäftigt war, an, die dreizehn Manuskripte der Commedia, welche sich in Oxford befanden, für ihn durchzusehen. Foscolo nahm an und es entspann sich

erst eine Korrespondenz, dann nach Panizzis Übersiedelung nach London ein persönlicher Umgang, der der Intimität so nahe kam, als es bei dem mißtrauischen Charakter des Dichters möglich war. Eine der ersten englischen Arbeiten Panizzis, welche im Druck erschienen, war eine Rezension von Foscolos Danteausgabe im „Westminster Review". Auch Foscolo hatte mit der Lebenssorge zu kämpfen; aber sein Stolz war nicht von Panizzis Art: er wollte nur adelige Arbeit tun und verschmähte es doch nicht, unter fadenscheinigster Verhüllung jede Art Almosen anzunehmen. Oft mußte er sich vor seinen Gläubigern verbergen, wo dann Panizzi allein um sein Versteck wußte. Es heißt, Foscolo habe gegen Ende seiner ruhmreichen und doch so traurigen Laufbahn selbst mit den Zwingherrn seines Vaterlandes geheim transigiert. Panizzi entfuhr nie eine Anklage; aber als 1871 die Asche des Dichters nach dem italienischen Pantheon von Sa. Croce gebracht wurde, ließ er doch merken, daß gar manches im Leben dieses Cato war, das ihm eine so hohe Ehre hätte vorenthalten müssen.

Unter den einflußreichen Männern, die Panizzi bei Haywood kennen gelernt, war auch Brougham, der sich sofort lebhaft für ihn interessierte und ihm die Professur der italienischen Literatur an der in der Gründung begriffenen London University zu verschaffen wußte, auf Grund einer italienischen Grammatik und einer Chrestomathie, die sein Schützling nach Sprachlehrersitte noch in Liverpool veröffentlicht hatte. Panizzi nahm die angebotene Stelle natürlich sofort an (Ende 1828) und behielt sie bis zum Jahre 1837. In dieser Zeit veröffentlichte er denn auch jene schönen kleinen Pickeringschen Ausgaben des „Orlando innamorato" und des „Orlando furioso",

die jedem Liebhaber der Renaissance so teuer geworden sind (9. Bd. 1830—1834) und denen bald eine Ausgabe der lyrischen Gedichte Boiardos folgte (Mailand 1835). Die treffliche Einleitung zu den beiden Epen war in reinem und elegantem Englisch geschrieben, was ihm die heftigsten Angriffe seiner Landsleute eintrug, die ihn anklagten sein Vaterland zu verleugnen. Er hatte sich in der Tat (1832) förmlich naturalisieren lassen und hielt sehr viel auf seine neue Nationalität, ja, er nahm es sehr übel, wenn man ihn noch als Ausländer behandelte. Und doch war diese Denationalisation, wie's bei gesunden und natürlich empfindenden Menschen nicht wohl anders möglich ist, nur ganz oberflächlich. Nicht nur in seinem innersten Wesen blieb Panizzi zeitlebens ein Stockitaliener, wie's nicht wohl anders sein konnte; aber auch sein Gefühl für die Würde und Ehre seines Geburtslandes blieb stets gleich lebendig. Wie einer seiner Biographen treffend sagt, er liebte die englische Gesellschaft, die englischen Sitten, die englische Kultur, aber nie ward er von den Fragen der englischen Politik oder des englischen Lebens so tief ergriffen als von denen Italiens, und wären je die Interessen beider Länder in Konflikt gekommen, so hätte sich die Stimme der Natur gewiß laut und augenblicklich für sein erstes Vaterland ausgesprochen, wenn anders dessen Sache nicht durchaus ungerecht gewesen wäre, — eine Erscheinung, die jeder im Auslande Lebende bei Hunderten von Landsleuten zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wem es gelingt, dieses natürlichste Gefühl in sich zu ersticken, der hat wohl wenig wahres Interesse außer dem für sein eignes Wohlergehen.

Auch in London wußte Panizzi, trotz aller Neider und Feinde, an denen es ihm bei seinem Glück nie gebrach,

bald in den besten Kreisen beliebt zu werden, und schon zwei Jahre nach seiner Übersiedelung wurde er auf Broughams Vorschlag — dieser war eben Lord-Kanzler geworden — zum außerordentlichen Unterbibliothekar am British Museum ernannt, womit denn sein Licht definitiv auf den rechten Leuchter gestellt war. Auch diese Ernennung wurde aufs heftigste angegriffen, dieses Mal von Engländern, die trotz mancher Antezedenzien keinem „Foreigner“ eine solche Stellung gönnten; aber Panizzi hatte jetzt wie immer die Majorität der Einflußreichen für sich. Wer einmal in nähere Beziehung zu ihm trat, ward ihm ein Fürsprecher, und selten war wohl ein Fremder so rückhaltslos in der Londoner hohen Gesellschaft aufgenommen als unser Italiener. Wohl hatte Panizzi Glück, ohne welches die besten Gaben nicht Früchte tragen, wie die edelste und gesundeste Pflanze des Sonnenscheins bedarf, um zu gedeihen; wohl hatte er schöne und weite Kenntnisse, einen klaren, praktischen und sichern Verstand, auch Geist und Witz; seine Charaktereigenschaften waren auf der Höhe seines geistigen Wertes: seine Energie, sein Fleiß, seine Redlichkeit waren unübertroffen; und doch erklärt das alles die Erfolge des Mannes und das Geheimnis seines Wesens nicht, welches „ihm alle Herzen im Sturm eroberte“ (Cartwright). Schon Brougham hatte ihn hauptsächlich wegen seiner „ausgezeichneten liebenswürdigen Eigenschaften empfohlen“, und diese waren es, welche ihm die Wege bahnten, auf denen er freilich nicht vierzig Jahre mit Erfolg und wachsender Anerkennung hätte fortwandeln können, wenn diese „liebenswürdigen“ Eigenschaften nicht einen Rückhalt an tüchtigen, gediegenen Tugenden gehabt hätten. Immerhin ist die angeborene Gabe zu gefallen

offenbar sein Haupthebel im Leben gewesen. Die Italiener haben ein Wort, um jene gewinnende Kraft zu bezeichnen, die man auf keine bestimmten Leistungen oder Eigenschaften zurückführen kann und die oft dem Höher- und Höchstbegabten abgehen: sie nennen sie simpatico. Ein anziehendes Mädchen, eine gemütliche Wohnung, eine liebliche Landschaft, alles ist simpatico. Als ich einen italienischen Freund, der Panizzi im Leben sehr nahe gestanden, um das wahre Geheimnis seiner frühen Erfolge auf dem schwierigen englischen Boden fragte, antwortete er mir: cosa vuole? era un gran simpaticone, il nostro Antonio.

II.

Schon die ersten Kataloge, welche er von den Flugschriften und den Duplikaten machte, zeigten seine seltenen Kenntnisse, seinen Scharfsinn und Fleiß. Die Royal Society übertrug ihm die Korrektur ihres eben erscheinenden Katalogs. Panizzi fand schon im ersten Bogen so skandalöse Irrtümer und so frappante Beweise der Unfähigkeit und Unwissenheit des Verfassers, daß der Druck sistiert werden mußte und die illustre Akademie ihm selbst den Auftrag gab, den Katalog herzustellen. Welche und wie einflußreiche Feinde er sich dadurch im Schoß der Gesellschaft zuzog, läßt sich denken. Ihnen gelang es denn auch bald sich an ihm zu rächen. Der Kontrakt war nicht schriftlich abgefaßt worden, und als es zur Abrechnung kam, erhielt Panizzi eine viel geringere Summe als die ausgemachte. Er protestierte mit seiner gewohnten Heftigkeit und ward sofort der ganzen Arbeit enthoben. Die Ver-

teidigungsschrift, welche Panizzi an den Herzog von Sussex richtete, ist ein Meisterstück von Humor und Satire, die an P. L. Couriers Memorandum über den Tintenflecken in der Handschrift des Longus erinnert und wohl den Vergleich aushält. Es ward veröffentlicht und Panizzi hatte die Lacher, aber auch alle Unbefangenen für sich. Im folgenden Jahre übertrugen ihm denn auch die Administratoren des British Museum die Anfertigung des Katalogs der Anstalt und waren mit seiner Arbeit höchlich zufrieden. Schon 1837 ward er zum Chef der Abteilung der gedruckten Bücher (keeper of the printed books) ernannt. Ein heftiger Ausbruch des Unwillens ließ nicht auf sich warten; von allen Seiten ward „dieses Stück Favoritismus zugunsten eines Fremden" lebhaft angegriffen. Nichts schien zu schlecht, um ihn in den Staub zu ziehen. Erklärte doch eine Zeitung, er habe seine Laufbahn damit begonnen, in den Straßen Londons weiße Mäuse zu verkaufen! Auch in der Anstalt selbst begegnete er vielfach Übelwollen und offenem Neide. Zwischen ihm und dem Oberbibliothekar Ellis (principal librarian) bestand wenig Sympathie, und erst nach Jahren stellte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden Männern her. Noch ausgesprochner war die Feindschaft mit den meisten Kollegen, außer John Winter Johnes, seinem Nachfolger, der immer zu ihm hielt. Panizzi war nicht der Mann dazu, je eine Antwort schuldig zu bleiben. Empfindlich, heftig, streitlustig, ruhte er nie bis er das letzte Wort hatte. Und er hatte es, hier wie mit der Presse. Seine Apologien in den Zeitschriften gegen ungerechte Rezensionen waren immer voll jener beleidigenden Verve, deren Geheimnis die Italiener bis auf den heutigen Tag zu bewahren scheinen: nicht ganz mit Unrecht nennt

ihn Lord Houghton einen echten Nachkommen der Filelfos und Poggios.

Im Jahre 1835 ward ein parlamentarischer Ausschuß ernannt, um die Angelegenheit des British Museum zu studieren, und damit begann eine neue Ära für dieses bedeutsame Institut, von dessen Wert das Publikum bis dahin nur einen sehr unzureichenden Begriff hatte. Man kannte nur das Naturalienkabinett und die Antiquitäten. Die Bibliothek galt nur als Anhängsel. Sie bestand freilich nur aus 165000 Bänden, als Panizzi die Leitung übernahm, und sie wuchs erst unter ihm zu ihrer jetzigen Bedeutung an: schon bei seinem Austritt (1865) zählte sie fast eine halbe Million Bände. Dieses Anwachsen, die nötig werdenden neuen Kataloge, das Unterbringen der Bücher vermehrten unendlich Panizzis Arbeit. Schon 1838 begann ein neuer Umzug in ein größeres Lokal, das in zwei Jahren vollendet ward, ohne daß die Verabreichung der Bücher an die Leser auch nur einen Augenblick sistiert worden wäre. Nirgends zeigte sich Panizzis Überlegenheit glänzender als in solchen Lösungen praktischer Schwierigkeiten. Diese zeigte sich auch bei der Katalogfrage, die immer neu entstand. Panizzi war durchaus gegen feste gedruckte Kataloge. „Es wäre möglich," sagte er, „den Katalog bis 1854 zu beendigen; doch nicht vor 1860 für den Druck herzustellen. Er würde 70 Bände umfassen. Ein Jahr brauche es, um zwei Bände zu drucken und sorgfältig zu korrigieren. Der Katalog würde also erst 1895 fertig sein und nur den Zustand der Bibliothek vom Jahre 1864 aufzeigen." Natürlich gab man ihm recht und es blieb beim Zettelkatalog: man war nicht so töricht sich der Evidenz zu verschließen und wie in Paris 300 Arbeiter

30 Jahre lang an einem Katalog zu beschäftigen, der doch nie zustande kommt. Doch blieb sehr viel zu tun, um sein Ideal einer öffentlichen Bücherei vollständig zu verwirklichen; und dabei hatte er fortwährend Opposition zu erfahren. Die Männer der Naturwissenschaft, namentlich seine alten Bekannten der Royal Society, klagten laut, er begünstige Geschichte und Literatur zum Nachteil der Naturwissenschaften, und sie brachten es dahin, daß ein neuer Ausschuß ernannt wurde, dieses Mal kein parlamentarischer, sondern ein königlicher, 1847. Das Ergebnis der Untersuchung war ein glänzender Triumph für Panizzi, der schon jetzt den Verwaltern der Anstalt, wie den Mitgliedern der Kommission, als der notwendige Nachfolger des greisen Ellis an der Spitze des Museums erschien. Grenville hinterließ seine wertvolle Bibliothek dem British Museum nur aus dem Grunde, weil Panizzi sie zu verwalten haben würde.

Ein Hauptmittel, die Bibliothek ohne allzu große Kosten zu vermehren, war die ernstliche Eintreibung der Pflichtexemplare. Diese war vor Panizzi ganz vernachlässigt worden. Er nun drang mit gewaltigem Eifer bei allen Verlegern auf die Erfüllung dieser gesetzlichen Pflicht, die Abgabe eines Exemplars an die Nationalbibliothek. Auch dadurch machte er sich nicht wenig Feinde, um so mehr, da er schonungsloser auftrat als nötig war. Die Verleger teurer Werke, die namentlich auf die Abnahme seitens der öffentlichen Anstalten rechneten, waren natürlich nicht zufrieden, sich so einen guten Teil ihres Profits entgehen zu sehen, und sie bewegten Himmel und Erde gegen den harten foreigner. Dessen hitziges Temperament ward dadurch noch mehr gereizt und es kam oft zu un-

angenehmen Zwischenfällen. Doch nahm das Hauptorgan der öffentlichen Meinung, die „Times“, entschieden Partei für den Angegriffenen. Auch in einer anderen Angelegenheit verdarb Panizzi seine Sache durch allzu große Unbiegsamkeit. Carlyle hatte die sehr natürliche Bitte an ihn gelangen lassen, ihm einige unentbehrliche Bücher, nicht etwa nach Hause, sondern in ein ruhiges Gemach des British Museum bringen zu lassen, da er in der Menschenmenge des Lesesaales nicht arbeiten könne. Panizzi, der schon früher mit dem großen Geschichtschreiber aneinandergekommen war, schlug ihm die Bitte rund ab in einem Briefe, den selbst der alles entschuldigende und bewundernde Mr. Fagan „etwas zu strenge“ findet. Die Korrespondenz ward den Administratoren unterbreitet und Panizzi begleitete sie mit einem Bericht, worin er erklärte, „er wisse nichts von einem besonderen Zimmer, noch von irgend einem Orte der Bibliothek, der ruhiger sei als der Lesesaal; aber selbst wenn er ihn wüßte, so glaubte er nicht, daß in einer öffentlichen Bibliothek, welche auf Kosten der Nation für den öffentlichen Gebrauch eingerichtet sei, irgend jemand Vorteile und Erleichterungen genießen dürfe, welche der Allgemeinheit versagt wären.“ Und diese ungeheuerliche Theorie ward von den Administratoren gebilligt! Es ist diese Anschauung von der Gleichberechtigung eines Gymnasiasten, der einen Roman lesen will, oder eines armen Teufels, der die Heizung sparen will, und einem Carlyle eine so echt lateinische, dem germanischen Sinne für das Recht der Individualität so durchaus widerstrebende, daß man kaum glauben mag, Panizzis Autorität und dies Antezedenz hätten ein so durchaus unenglisches Prinzip noch auf Jahrzehnte hinaus

aufrechterhalten können. Wieviel großartiger sind die deutschen, niederländischen, skandinavischen und Schweizer Traditionen, nach denen jeder einigermaßen anerkannte Gelehrte die Werke nach Hause, ja selbst in entfernte Städte erhält! Und wieviel idealer als Panizzis ist der Sinn eines Leydener und Heidelberger Bibliothekars, die nach dem Brande der Mommsenschen Bücher und der Handschriften, die er entliehen, erklärten, daß sie dieses Unglück nicht in ihrer Verhaltungsweise irremachen würde. Ist ja doch in der Tat der Nutzen, den die Wissenschaft von Mommsens Gebrauch einer solchen Handschrift zieht, unendlich viel wichtiger, als die Tatsache der unnützen Existenz einer solchen Handschrift auf den Fächern der Bibliothek. Aber diesen Standpunkt zu begreifen, war Panizzi eben doch zu sehr lateinischer Bureaukrat: die absolute Gleichheit auf Kosten der Billigkeit, und die sklavische Beobachtung des Reglements als höchste Gesetzesherrschaft werden nur in solchen Ländern so hoch gehalten, wo die Furcht vor persönlicher Verantwortung und Initiative das Alpha und Omega alles Handelns ist.[1])

Das dauerndste Denkmal von Panizzis Verwaltung des British Museum wird jedenfalls der große Lesesaal bleiben, der noch bis heute das unübertroffene Muster aller ähnlichen Säle geblieben. Als Panizzi in die Anstalt kam, fand er etwa 200 Leser in einem Zimmer zusammengedrängt, das kaum Platz für 120 enthielt. Zwar wurde 1838 ein zweites Zimmer eröffnet; doch war auch

[1]) In Frankreich, wo man es so trefflich versteht, unvernünftige Gesetze durch vernünftige Mißbräuche zu korrigieren, wird es stillschweigend geduldet, daß jeder halbwegs bekannte Gelehrte Werke der Nationalbibliothek ins Haus bekommt.

dieses noch ganz ungenügend, zumal sich die Bücher jährlich mehrten und 1839 bereits die Zahl von 435000 gebundenen Bänden erreichten. Panizzi unterbreitete 1850 einen ersten Entwurf für die Herstellung eines großen Lesesaales, der nicht angenommen wurde; doch auch Sir Charles Barrys Projekt (1853) ward nicht gebilligt, da es Panizzis entschiedene Opposition hatte. Endlich 1854 ward ein neuer von ihm entworfener Plan gutgeheißen und der Bau sofort in Angriff genommen. Im April 1857 war er vollendet. Die Bewunderung war laut und allgemein; Panizzi ward ersucht nach Paris zu kommen und dort seinen Rat für Errichtung eines neuen Lesesaales in der Nationalbibliothek zu geben, und die Zeitungen priesen sein Werk als ein achtes Weltwunder. Doch auch die Angriffe blieben nicht aus; namentlich klagte ihn der ausführende Architekt an, sich die Autorschaft eines Werkes angemaßt zu haben, das er selber erdacht und ausgeführt. Panizzi hatte keine Mühe, in einem seiner witzigen und grausamen Briefe darzutun, daß der Architekt fast jede Disposition des Bibliothekars lange bekämpft hatte und dieser nur durch seine gewohnte Energie seinen Willen in bezug auf jedes einzelne Detail durchzusetzen gewußt hatte. Es ist hier nicht der Platz, diese Schöpfung des praktischen Genius von Panizzi zu schildern. Wer in London war, kennt das einzige Werk und bewahrt dem Urheber ein dankbares Andenken; jedermann weiß, daß es zu einem der drei oder vier Gegenstände des Nationalstolzes von England geworden. Immerhin mag es interessant sein zu erfahren, daß die neue Bibliothek Raum für 1200000 Bände gewonnen hat und daß die Zahl der Leser sich von 1856 auf 1857 verdoppelte.

Noch ehe das Werk vollendet war, hatte auch der alte Oberbibliothekar, Sir Henry Ellis, der jetzt längst mit Panizzi ausgesöhnt, seine Entlassung eingereicht und den Italiener als seinen Nachfolger empfohlen. Schon die Kunde von der Möglichkeit der Ernennung Panizzis beschwor einen Sturm in der Presse herauf. „Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß diese Insulte gegen den britischen Charakter und Genius (die Ernennung eines Foreigner) vermieden werde und der rechte Mann auf die rechte Stelle gesetzt werde.“ So ein Londoner Blatt: da war's wohl der Mühe wert gewesen sich naturalisieren zu lassen und jeden, der ihm als einem Italiener begegnete, mit entrüsteten Worten zu belehren, er sei Engländer und nichts anderes! Als nun gar die Ernennung perfekt wurde, erhielt Lord Palmerston, Panizzis besonderer Freund und Gönner, eine heftige Protestation gegen die Ernennung, „welche ein Akt der Ungerechtigkeit gegen die englischen Bewerber sei, eine Satire gegen den Charakter der Nation und eine Entmutigung für die Erforschung ihrer Literatur und Altertümer . . . um so mehr da Panizzi durch seine Arroganz und Reizbarkeit, die klar genug aus gewissen Blaubüchern hervorgehe, sowie durch die bekannte Breite seiner Schreiben ungeeignet für eine solche Stelle sei.“ Lord Palmerston sandte den Protest einfach an Panizzi und lachte mit ihm darüber. Allein die Sache ging doch nicht so glatt ab: das Parlament hatte die Ernennung zu billigen und, obschon das Oberhaus sich nicht bitten ließ, machte das Unterhaus doch seine Schwierigkeiten. Es erhob sich eine lebhafte Opposition, die Mr. Monckton Milnes (jetzt Lord Houghton) führte; doch gingen Lord Palmerston und sein Schützling siegreich aus dem Scharmützel hervor.

So stand denn endlich Panizzi am Ende seiner Wünsche. Die Tätigkeit, die ihm oblag, war seine Lieblingstätigkeit, und er hatte alle Eigenschaften, sie würdig und zum gemeinen Nutzen auszuüben: eisernen Fleiß, peinliche Pünktlichkeit, genaueste und umfassendste Kenntnisse, dazu die nötigen Verbindungen und das angeborene Talent zu herrschen, ohne welches niemand an der Spitze einer so bedeutenden Anstalt am Platze ist. Dabei war die Stelle hoch angesehen und fürstlich remuneriert, und alle Spitzen der Geburts- und Geistesaristokratie wetteiferten in Beweisen der Anerkennung und Freundschaft für den Foreigner, der vor dreißig Jahren ohne einen Heller auf der Insel gelandet war. Auch blieben andere Ehren nicht aus: 1859 ernannte ihn die Universität Oxford zum Ehrendoktor (D. C. L.). Der Stab des British Museum, den er selbstständig reorganisiert und durch seinen Einfluß reicher dotiert hatte, bot ihm ein Ehrengeschenk in Form eines Porträts, das einem der ersten Maler Englands anvertraut wurde. 1862 bot ihm sein Freund, der Minister des Innern, Sir George Cornwall Lewis — der Übersetzer Ottfried Müllers und tiefe Kenner deutscher Bildung — den persönlichen Adel an: er schlug ihn aus, um nicht neuen Neid zu erwecken. Auch Lord John Russel, der ihm sehr wohl wollte, erhielt eine abschlägige Antwort, als er 1866 das Anerbieten erneuerte. Erst 1869, als die Königin motu proprio ihm die Würde verlieh, nahm er die Ehre an, welche, so vielfach sie auch in England an Oberoffiziere, Künstler, Gelehrte, reiche Kaufleute, ja an Fremde verschwendet wird, dort doch ein ungemein größeres Ansehen genießt als unser Adelszeichen „von", das alle Jahrzehnte einmal einem Ranke oder Liebig zufällt. Schon Anfang 1865

war Panizzi, der heftig an Gliederrheumatismus litt, mit dem Gedanken an seine Entlassung umgegangen; doch wußte Mr. Gladstone ihn noch zu überreden einstweilen zu bleiben. Indes wurden seine Leiden im Sommer desselben Jahres so unerträglich, daß er von neuem auf seinem Austritt bestand. Die Administratoren willigten denn auch ein, indem sie ihr Schreiben mit den schmeichelhaftesten Lobesergüssen begleiteten und ihm eine Pension von 1400 Pfd. St. (28000 Mark) zusprachen. Nach Empfang desselben schrieb er nach Liverpool an die Witwe Haywoods, die noch acht Jahre vorher seine Kaution geliefert: „Das erste Gefühl, als meine Zukunft geregelt war, war das tiefen Kummers darüber, daß der Freund, der sich so herzlich über den Abschluß meiner ehrenvollen Laufbahn gefreut hätte, der mich ermutigte, als ich einsam und unbekannt, der soviel an mein Wohl als an sein eigenes dachte, daß er nicht länger mehr da war. Dieses Gefühl überwältigte mich einen Augenblick, und selbst jetzt kann ich es kaum bemeistern.“ Solche Worte, die oft in den Briefen an die Haywoodsche Familie wiederkehren, zeigen, welch tiefes Gemüt sich mit der Heftigkeit, dem kaltblütigen Ehrgeiz, dem praktischen Sinne, dem unbarmherzigen Witze und der sinnlichen Freude am Lebensgenuß vertrug, die Panizzi charakterisieren.

III.

Panizzis Stellung brachte ihn natürlich mit allen bedeutenden Gelehrten Europas in Berührung, welche den ihm anvertrauten Schatz zu benutzen die Gelegenheit hatten. Seine seltene Bücherkenntnis machte den Umgang

mit ihm nützlich, sein offenes einnehmendes Wesen verlieh demselben Reiz. Unter denen, die früh mit ihm in Beziehung traten, war der berühmte Mathematiker Libri, ein Toskaner von Geburt, aber in Frankreich naturalisert, und am Collège de France angestellt. Als diesem der vielberufene Prozeß wegen Bücherentwendung gemacht wurde und sich das ganze Publikum auf seiten des, zum mindesten gesagt, strengen Gerichts stellte, verteidigte Panizzi den Freund mit der ihm gewöhnlichen Wärme und Ganzheit. Man weiß, daß auch Guizot nie an die Schuld Libris glauben wollte und daß Mérimée, der so gern seine Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit heraushängte, sich als wahrer Don Quichotte entpuppte und den angeklagten Freund in Petitionen, Memorandums, Briefen an die Zeitungen zu verteidigen nicht müde ward. Mme. Libris Lage war eine sehr beschränkte nach dem Unglück ihres Mannes, und Mérimée gab ihr einen Brief an Panizzi, der sie nicht persönlich kannte, um ihm den Ankauf der ihr gebliebenen Bücher zu empfehlen. Panizzi antwortete und es entstand ein immer lebhafterer Briefwechsel, dessen einer Teil, die Briefe Mérimées, uns in zwei Oktavbänden vorliegt. Fast jährlich sahen sich die beiden Freunde, sei es in London, sei es in Paris, wo einer stets des andern Gast war, sei es an einem Badeorte. Eine natürliche Wahlverwandtschaft machte das Band immer fester. Beide waren geschworne Feinde alles Humbugs und Scheinwesens, — religiös, moralisch oder politisch —; beide waren Verächter alles Wortenthusiasmus und im Verborgenen jeder Aufopferung und Rührung fähig; beide hatten dasselbe Steckenpferd der Bücherliebhaberei, und zwar nicht allein der Bücher, sondern auch des Papiers, Drucks, Einbands;

beide konnten über einen Aldus Manutius, einen Henricus Stephanus, einen Elzevier, der ihnen entgangen war, den Schlaf verlieren. Beide haßten die Pfaffen und die Demokraten, als rechte Söhne des 18. Jahrhunderts und fanden nur wenige, die diese ihre Gesinnung geteilt hätten. Beide hatten aristokratische Freunde und liebten aristokratische Sitten; aber sie waren denn doch zu moderne Menschen, um eine Aristokratenherrschaft zu wünschen. Ihre Überzeugung — wenn anders die Legitimisten und Republikaner freundlichst zugeben wollen, daß auch andere Menschen Überzeugungen haben können — war, daß die unvermeidliche Demokratie nur unterm Cäsarismus mit Ordnung und Zivilisation verträglich sei. Auch hatten beide, wie es bei bedeutenden Romanen möglich ist, einen geheimen Widerwillen gegen alle spekulative Philosophie. Dabei waren die zwei Junggesellen Lebemänner, verkehrten gerne in heiterer und feiner Gesellschaft, würdigten ein gutes Glas Wein, eine exquisite Schüssel und einen derben Scherz. Auch waren Küche und Keller bei dem einen wie dem andern fast so gut bestellt und so gewählt als ihre Privatbibliothek, obschon beide wie alle echten Feinschmecker höchst mäßig in Trank und Speise waren.

Nun traf es sich aber, daß von diesen beiden Männern der eine während des zweiten Kaiserreiches als Hausfreund in den Tuilerien aus- und einging, der andere der vertraute Freund fast aller englischen Staatsmänner, vornehmlich whiggistischer Richtung, geworden war. Zugleich aber nahmen die italienischen Ereignisse gerade in den ersten Jahren jener Freundschaft ein immer weiteres und lebhafteres Interesse in Anspruch und es war nur natürlich, daß Panizzi, der, wie wir sahen, doch trotz seines

englischen Vernis im Grunde ein leidenschaftlicher Patriot geblieben war, allen seinen Einfluß zugunsten seines Vaterlandes aufwandte. Seine französischen Freunde, vor allem Thiers, mit dem er sehr intim war, hatten nichts mehr zu sagen, waren auch antiitalienisch gesinnt. Mérimée, der vor allem in der Sache Italiens ein Schach dem Papste sah, stand auf Panizzis Seite. Er stellte ihn dem Kaiser vor und oft mußte Panizzi, den alle liebgewannen, seine Ferien am kaiserlichen Hoflager in Biarritz oder Saint Cloud, Compiègne oder Fontainebleau zubringen. Je auffälliger dieses Verhältnis Panizzis ward, um so mehr drängten sich Cavour und Minghetti, sowie die Unterhändler Arese und Pasolini an ihn, um seinen Einfluß zu benutzen und — der Kaiser war ja im Grunde so italienisch gesinnt, daß er kaum getrieben zu werden brauchte. Indes muß man diesem Verkehr wie jenem Briefwechsel auch keine allzu große Bedeutung beimessen. Außer einigen wenigen Fällen, wo Panizzis Rat in Downing Street und den Tuilerien wirklich den Ausschlag gab, beschränkte sich das ganze mehr auf eine allgemeine Beeinflussung der Atmosphäre in den maßgebenden Kreisen beider Hauptstädte. Weder Panizzi noch Mérimée waren Diplomaten, nicht einmal offiziöse; sie waren Freiwillige, die einer Sache und Personen dienten, welche ihnen persönlich am Herzen lagen. Doch durfte Mérimée immerhin dem Freunde schreiben (Februar 1861): „Ellice sagt, daß Sie das Unmögliche fertig gebracht haben; nämlich, als Fremder den Engländern zu ihrem eigenen Besten Ihren Willen aufzuzwingen."

Schon lange ehe die italienische Frage in den Vordergrund der Geschichte trat, war in Panizzi das heiße

Verlangen erwacht, sein Geburtsland wiederzusehen. Es gelang ihm schon 1842 durch seine Freunde im englischen Ministerium nicht nur die Erlaubnis Metternichs zu erlangen, das österreichische Gebiet zu besuchen, sondern auch dessen Versprechen, bei dem Herzog von Modena für eine ähnliche Erlaubnis zu wirken. Allein Franz IV. machte taube Ohren. Drei Jahre später nahm Panizzi denn doch von der erlangten teilweisen Erlaubnis Gebrauch und brachte seinen zwölfwöchentlichen Urlaub — den ersten, den er nahm — in Venetien und der Lombardei zu. Die Reise ging über Wien, wo er eine Audienz bei dem gerade dort anwesenden modenesischen Landesvater hatte. Derselbe war die Höflichkeit selbst, nahm Panizzis Offenheit und patriotische Reden gar nicht übel und gab ihm die Erlaubnis, ins Herzogtum zu gehen. Aber Panizzi erfuhr beizeiten durch gute Freunde in Modena, daß der Herzog gleichzeitig Befehl gegeben habe, ihn zu überwachen und bei der geringsten verdächtigen Bewegung zu verhaften. So ging er fürs erste nur nach Mantua, von wo er umsonst die modenesischen Behörden um eine Sicherheit bat. Das ließ er sich gesagt sein und entsagte mit tiefem Kummer der Erfüllung seines Wunsches. Nach Parma kamen dann die nahen Freunde aus Brescello herüber, deren Namen natürlich sämtlich aufgezeichnet und auf der Polizei deponiert wurden.

Bald sollten sich durch die Thronbesteigung Pius IX. die Dinge auf der Halbinsel ändern. Ende 1845 und Anfang 1846 freilich ahnte noch niemand, wie nahe der Sturm war. Europa war ganz von den spanischen Heiraten in Anspruch genommen. Auch Panizzi blieb dieser

lebhaft erörterten Sache nicht fremd. Er war intim mit Thiers, dem Chef der französischen Opposition, befreundet. Lord Clarendon ließ das nicht ungenutzt. „Es ist wirklich ein gutes Glück für Thiers und überdies höchst wichtig für die Beziehungen beider Länder, daß er in Ihre Hände hier gefallen ist; denn niemand ist so fähig, seine Erkundigungen und Meinungen recht zu leiten, und ich bin sicher, von keinem geborenen Engländer würde er mit Vertrauen und Glauben die Art von Tatsachen hinnehmen, die Sie ihm vorlegen werden. — — Ich glaube, er könnte viel tun, um den Geist des Hasses gegen uns zu bekämpfen, den seine eigenen Werke und ein Teil der von ihm beeinflußten Presse so viel beigetragen haben, zu erregen. Es wäre ein seiner würdiges Unternehmen, die Anglophobie in Frankreich aus der Mode zu bringen." Freilich meint Clarendon, mit viel Autorität könne er von England nicht sprechen, das er ebensowenig kenne als die anderen Länder, die er durchflogen. „Erinnern Sie sich nicht seines berufenen Billets an Ellice, als dieser Schatzsekretär war? „Mon cher Ellice, je veux connaître à fond le système financier de l'Angleterre. Quand pourrez vous me donner cinq minutes?"" Als Lord Palmerston Clarendons Stelle einnahm, machte Panizzi auch Thiers mit Palmerston bekannt, und dieser gab ihm die Waffen in die Hand, mit denen er in der Adreßdebatte das Ministerium Guizot so empfindlich verwunden sollte. Ich gehe hier nicht auf die Angelegenheit der spanischen Heiraten ein, die ich im zweiten Band meiner französischen Geschichte ausführlich auseinandergesetzt habe. Es genüge, zu wissen, daß alle uns hier neugebotenen Data Stockmars Mitteilungen und meine Darstellung bestätigen.

Interessant sind nur gewisse Einzelheiten, die uns hier gebracht werden. So schreibt Clarendon an Panizzi: „Ich habe Lord Aberdeen wieder und wieder gesagt, daß seine Vorliebe für Guizot die friedlichen Beziehungen beider Länder gefährde.“ Wichtig ist auch der sehr ausführliche und ganz tatsächliche Brief Panizzis an Thiers vom November 1846 — also kurz vor der Adreßdebatte im Palais Bourbon —, worin Panizzi ihm, wie in einem diplomatischen Memorandum, die ganze geheime Vorgeschichte der spanischen Heiraten erzählt. Es ist ein Meisterstück in seiner Art, konzis ohne daß die Präzision darunter litte, vollständig und doch verhältnismäßig kurz, jedenfalls der beste Bericht, der mir über die Sache bekannt ist. Man sieht, Panizzi hätte auch einen Diplomaten abgeben können. Zugleich verlangte er von Thiers eine genaue Angabe der Linie, die er einzuhalten gedenke, um sie seinen Freunden im Parlament mitteilen zu können. Ob Thiers selber es loyal gefunden hätte, wenn Guizot bei umgekehrten Rollen sich mit der Regierung des gegnerischen Landes ins Einvernehmen gesetzt hätte, lasse ich dahingestellt. Wie schnell sollten die spanischen Heiraten vergessen sein. Kaum ein Jahr war verflossen, so hatte das Haus Orleans aufgehört zu herrschen und Thiers arbeitete wie immer daran, seinem armen Lande die bestmöglichste Regierung unter der gegebenen Form zu verschaffen: „Wir werden viel fertiggebracht haben, wenn wir dem Lande nur eine solid konstituierte Republik gegeben haben,“ schrieb er an Panizzi. Die ganze hier mitgeteilte Korrespondenz Thiers' ist vom höchsten Interesse und außerordentlich charakteristisch für den Mann, der sich durchaus darin gehen läßt, weder Freund noch Feind

mit seiner spitzen Feder schont und mit seiner Kunstkennerschaft renommiert wie immer.

Panizzi antwortete nur noch halb. Die italienischen Angelegenheiten nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und „machten ihn ganz fieberisch“. Er sah sie von Anfang an verfahren. „Der Geist Jungitaliens (d. h. Mazzinis Sekte) ist bei der Arbeit und ich denke, es wird noch viel Mühe machen, bis man es zu einer geordneten Regierung gebracht.“ Früher sehr intim mit Mazzini, trennte er sich nun von ihm. Herr Fagan weiß die Entfremdung nicht zu erklären, obschon sie höchst natürlich ist. Panizzi gehörte überhaupt zu den Leuten, die mit Goethe sagen:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre,
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogene der Schelm.

Als nun gar Mazzinis Fanatismus die einzige solide Basis des italienischen Zukunftsgebäudes, das konstitutionelle Piemont, zu erschüttern suchte, war Panizzi der erste, sich von ihm loszusagen, wie Visconti-Venosta und so viele andere Staatsmänner Neu-Italiens. In der Tat war Mazzini schon in Mailand und schürte gegen Karl Albert. Das Urteil der besten Patrioten aber wie Berchets über diese unverantwortliche Haltung stimmte mit dem Panizzis überein. Man erinnert sich, wie schnell alle Unglücksprophezeiungen sich erfüllen sollten; allein Panizzi gab seine Hoffnungen noch nicht auf und man kann ohne Übertreibung sagen: er war es, der von 1849 bis 1859 das Interesse der englischen Staatsmänner an seinem unglücklichen Vaterlande wach erhielt. Man erinnert sich des Aufsehens, welches anfangs 1851 Gladstones Brief über die neapolitanische Regierung, die er eine „negation of God“

nannte, hervorbrachte. Nächst Sir James Lacaïta, war es besonders Panizzi, der Gladstones Schritte geleitet hatte. Im Oktober 1851 veröffentlichte Panizzi in der „Edinburgh Review“ einen Artikel über „neapolitanische Gerechtigkeit“, worin er Poërios und Settembrinis Prozeß erzählte, den herrlichen Brief des Dulders an seine Frau nach dem Todesurteile mitteilte und durch beides, die Erzählung wie den Brief, ganz England in Aufregung brachte. Panizzi tat mehr. Er nahm sich vor, den ihm persönlich unbekannten Settembrini, der ja „begnadigt“ worden war, aus seinem furchtbaren Kerker zu befreien. Ein eigentümlicher Umstand sollte ihm das schwierige Unternehmen etwas erleichtern. Er hatte einen Aufsatz über Alberoni geschrieben und ging damit um, dem großen Bolognesen eine ganze Biographie zu widmen. Er wandte sich deshalb an Lord Shrewsbury, der in Palermo weilte, und bat den frommen Herrn, der im Vatikan sehr angesehen war, ihm einige Dokumente in Rom zu verschaffen. Lord Shrewsbury ergriff die Gelegenheit, die neapolitanische Regierung aufs wärmste gegen Gladstones Angriffe zu verteidigen. Panizzi antwortete lebhaft und suchte den leichtgläubigen alten Mann eines Besseren zu belehren. Es entspann sich ein angeregter Briefwechsel, und endlich bat ihn Lord Shrewsbury, nach Neapel zu kommen, er wolle ihm beweisen, alles sei falsch. Am 12. Juni (1851) antwortete Panizzi: „Jetzt bin ich bereit. Ich habe 100 Pfund Sterling zusammen g e k r a t z t für den Plan. Ich bin bereit, am 1. September abzureisen und mit Ihrer Herrlichkeit, in Ihrer Gegenwart und mit Ihrer Beihilfe alle Aufstellungen Mr. Gladstrones zu verifiziren. Wenn Ihre Herrlichkeit und ich finden, daß sie un-

begründet sind, so werde ich die Tatsachen vor der Welt veröffentlichen; sind sie wohlbegründet, so werde ich Ihre Herrlichkeit ehrerbietigst ersuchen, die neapolitanische Regierung von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens zu überzeugen. Unnütz zu sagen, daß dies durchaus zwischen Ihrer Herrlichkeit und mir für den Augenblick bleiben muß; sonst würde die Untersuchung eine Posse sein und unser Zweck, die Wahrheit herauszufinden, vereitelt werden. Ich wünsche nichts, als daß die Wahrheit an den Tag komme. Lassen Sie uns also unser Bestes tun, sie herauszufinden. Es ist der Mühe wert. Ich kann der Sache oben erwähnte Summe und zwei Monate — September und Oktober — widmen." Lord Shrewsbury antwortete, indem er seine persönliche Mitwirkung versagte. Es hätte ihm denn doch seinen Optimismus unbehaglich stören können. Er zog es vor, keine Brillen aufzusetzen. Auch Guizot schrieb gleichzeitig an Gladstone „sehr frank und freundlich, indem er seine Publikation durchaus verdammte und den König von Neapel nebst allem um ihn her voll annahm." Im Oktober ging denn Panizzi auch nach Neapel und fand natürlich alles bestätigt, ja eher schlimmer, als er berichtet worden war. Der König, der über jede Bewegung des fremden Gastes unterrichtet war, erteilte ihm eine Audienz, ließ ihn frei über Freiheit und Nationalität reden und sogar zwanzig Minuten lang höchst ruhig Poërios und Settembrinis Sache verteidigen, den Zustand der Gefängnisse schildern. Endlich erhob sich der König und machte dem Besuche ein Ende mit den Worten: „addio, terribile Panizzi." Das war alles. Indessen lernte Panizzi in Neapel Settembrinis Frau kennen und knüpfte durch sie eine Korrespondenz

mit dem Gefangenen von Sto. Stefano an; denn die beiden Gatten hatten in langer Trennung die Kunst, alle Wächter zu täuschen, trefflichst gelernt und wußten trotz der strengsten Aufsicht stets miteinander zu kommunizieren. Vier Jahre arbeitete er an den Vorbereitungen zur Flucht. Es galt, das Geld aufzubringen, einen Dampfer zu mieten, sichere Leute zu bekommen, die richtige Jahreszeit und den richtigen Augenblick abzuwarten. Denn der diplomatische Einfluß, den er zugunsten Settembrinis aufzuwenden gesucht, war ohne alle Wirkung auf den König von Neapel gewesen. Es gelang ihm denn auch, 2000 Pfund Sterling aufzubringen, ohne seinen Freunden zu sagen, zu welchem Zwecke sie ihr Geld hergeben sollten. Er hatte anfangs selbst die Absicht, die „Isle of Thanet" — so hieß das gemietete Dampfschiff — zu führen; nahm vier Wochen Urlaub und ging nach Genua. Dort sah er bald ein, daß er der Mann dazu nicht sei; auch fehlte ihm die Zeit, da die Expedition des Wetters und des Mondes wegen um vier Wochen hatte aufgeschoben werden müssen. So übergab er die Führung an Bertani, den bekannten Freund Garibaldis. Aber er gab seine Instruktionen mit all der Umsicht und Voraussicht eines Generalstabschefs. Doch was halfen die gegen Meer und Wind? Am 25. Oktober scheiterte die „Isle of Thanet" bei Yarmouth und vier Jahre Mühe schienen verloren. Doch unerschüttert und unverdrossen ging Panizzi sofort wieder ans Werk; bald war auch ein anderer Dampfer gefunden, und diesmal beredete Bertani Garibaldi, das Kommando zu übernehmen. Dies dauerte bis Oktober 1856, als plötzlich die neapolitanische Regierung anzeigte, sie wolle die Gefangenen nach Amerika schaffen und dort

freilassen, worauf denn Panizzi das immerhin sehr gewagte Unternehmen aufgab. Doch zog sich die Sache, wie üblich in Neapel, länger hinaus, als man erwartete, bis das Versprechen endlich, wenn auch in verschiedenem Sinne, erfüllt wurde. Das Nähere über jenen Fluchtversuch und die Befreiung Settembrinis von dem Schiffe, das ihn nach Amerika bringen sollte, habe ich in meinem Aufsatz über Settembrini erzählt. Erwähnt sei hier nur, daß der junge Held des Abenteuers, Settembrinis ältester Sohn, durch Panizzi in den Stand gesetzt worden war, jenes kühne Unternehmen auszuführen. Man sieht, Panizzi hatte auch das Herz, wie den Kopf, auf dem rechten Fleck.

Mittlerweile war Panizzi auch sein langgenährter Herzenswunsch in Erfüllung gegangen, sein Geburtsland wiederzusehen. Dank dem ihm eng befreundeten Lord Clarendon hatte er endlich den immer umsonst erbetenen Erlaubnisschein erhalten. Die Zeiten hatten sich eben doch geändert, seit die Zitadelle der europäischen Reaktion gebrochen, ihr gefürchtetes Haupt erlegen war. Es war anderthalb Jahre nach dem Pariser Frieden, als er sein geliebtes Brescello nach vierunddreißig Jahren wiedersah. Rührend war der Empfang der Jugendfreunde; er wurde gefeiert, wie nur ein Volk zu feiern weiß, das bei vielen Untugenden sich die schöne Tugend nie hat abhanden kommen lassen, bedeutende Männer bei Lebzeiten anzuerkennen und ihnen diese Anerkennung in spontan-freudigem Ausdrucke zu bezeigen. Und wie ihn der Anblick des Landes ergriff, „Und dann diese Gegend — und diese Monumente — und dieser Himmel! O, mein lieber Haywood, wie armselig sind all diese Dinge, die wir anderswo

bewundern! Was die Natur und was die älteren Generationen für Italien getan, ist einzig: ich will aber doch froh sein, wieder einmal im British Museum zu sein.“ Wie man fühlt, was in dem tätigen Menschen vorging, dem die Betrachtung der Welt nicht genügen konnte, der aber doch Augen hatte, um zu sehen, daß nur diese Welt ein Leben im Anschauen lohnte. Alle alten Erinnerungen lebten wieder auf. „Du weißt,“ schrieb er seinem alten Freunde Minzi in einem Briefe, in dem er sein ganzes Leben vom Tage der Flucht an bis zum Jahre 1857 in beredten Worten resümiert, „Du weißt, daß ich in Brescello gewesen; aber Du kannst Dir nicht denken, was dieser Besuch für mich war. Es ist in der Tat unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben. Ich kann nur sagen, daß keine Stadt, kein Tempel, kein Theater oder Palast mir je so viel Freude gemacht als Brescello, da ich es wiedersah. Die Kirche von Brescello! Das Theater von Brescello! Die Stadthalle von Brescello! Das Haus, worin ich geboren, Deines, das von Montani, und das von Franz Panizzi. — Der Anblick brachte mir Tränen in die Augen.“ Auch dieser Lokalpatriotismus ist ein echt italienischer Zug in dem Adoptivengländer. Selbst das bibliothekarische Interesse kam erst in zweiter Linie; doch ließ er nicht die geringste Bücherei unbesucht. In Bologna fand er einen geschriebenen Katalog von solcher Trefflichkeit, daß er sich den Verfasser, der das schöne Werk ganz allein vollbracht, kommen ließ, und voller Rührung umarmte und küßte.

Schon grollten die Donner, welche das Gewitter von 1859 ankündigten, durch Europa, als Panizzi heimkehrte. Man kann sich denken, daß er keinen Stein unberührt

ließ, um seine englischen Freunde für die italienische Sache zu gewinnen, ihren Argwohn betreffs Napoleons III. zu zerstreuen, den er persönlich liebte und verehrte, als Befreier seines Vaterlandes bewunderte. Es war keine kleine Aufgabe. Die englische Stimmung war höchst mißtrauisch; der Hof lehnte nach Österreich; fast alle Staatsmänner, außer Clarendon, mißtrauten Napoleon III. Panizzi war unermüdlich. Heute in Biarritz oder in den Tuilerien, morgen wieder in Downingstreet oder Carltonhouse; jeden Augenblick auf dem Wege nach Italien, sah Cavour verschiedene Male, ward von König Viktor Emanuel, wie gewöhnlich im Stalle, empfangen; suchte die Romagna durch Minghetti, Toskana durch Salvagnoli zu bearbeiten. Höchst unangenehm überrascht war er durch Garibaldis sizilianische Expedition. Nicht nur, daß er in einem Blicke alle die heillosen Folgen überschaute, die wir sich haben entfalten sehen; er wußte auch — dies ist eine jetzt für die Geschichte gewonnene Tatsache —, daß Napoleon III. seine Truppen von Rom zurückzuziehen im Begriffe war und erst Gegenbefehl gab, als die Nachricht von Marsala kam. Die Räumung Roms durch die Franzosen war für Panizzi der Fall der weltlichen Macht des Papstes; und der war für den Pfaffenfeind alle Sizilien wert. Meinte er doch: lieber die Österreicher als den Papst; lieber Plonplon (Prinz Napoleon) in Toskana als die Österreicher. Die Garibaldische Expedition söhnte im Gegenteil die Engländer wieder mit der italienischen Sache aus, weil sie dadurch unabhängiger von Frankreich ward oder vielmehr zu werden schien. Freilich brach der Sturm sofort wieder los, als die Abtretung Savoyens bekannt wurde, welche wieder ihrerseits die französische Nation

mit dem höchst unpopulären italienischen Kriege versöhnte. Nichts konnte gerechtfertigter sein als diese Annexion; aber England fürchtete das Präzedenz für Belgien; doch blieb es natürlich bei Worten. Wer am wirklichen Einflusse Panizzis zweifelt, der lese seine Briefe an Mérimée, aus denen hervorgeht, daß er mehr als irgend jemand Lord Palmerston über die Absichten Napoleons III. zu beruhigen, daß er die Härten und Ecken Palmerstons dem französischen Hofe gegenüber abzuschleifen wußte, kurz, daß er außerordentlich viel zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens beitrug. Der Handelsvertrag freilich tat das meiste und entscheidende, und seine Folgen sind noch nicht verschwunden. Auch bei Garibaldis triumphierendem Einzug in London (April 1864) oder vielmehr bei seiner plötzlichen Abreise war Panizzi tätig. Man weiß, wie unangenehm der englischen Regierung die Sache wurde und welche Diplomatie es erforderte, des gefeierten Gastes los zu werden, den Mazzini natürlich sehr ungehalten war zu verlieren, da er ihn als sein Werkzeug brauchte, um Propaganda zu machen.[1])

Nach 1866 und seinem Rücktritt vom British Museum trat Panizzi auch von der Politik zurück, in der er so manche Tasten wirkungsvoll berührt hatte; obgleich er jetzt eigentlich erst durch seine Ernennung zum italienischen Senator eine amtliche politische Stellung erhielt. Seine Leiden wurden immer heftiger und die letzten dreizehn Jahre seines Lebens bildeten einen traurigen Gegensatz zu dem bewegten, arbeitsvollen Mannesalter und der Jovia-

[1]) S. über diese Episode Politica secreta italiana 1863—70, Torino, Roux & Favale, 1881. S. 129—168. (Der Verfasser soll der Unterhändler Diamilla-Müller sein.)

lität früherer Jahre. Seinen politischen wie seinen religiösen Gesinnungen blieb er treu bis zum letzten Augenblick. Noch immer schob er alle Schuld schlimmer Zustände, wie der sizilianischen und neapolitanischen, auf die schlechten Regierungen und wollte nicht zugeben, daß die Völker schuld daran sein könnten, wenn die Regierungen schlecht sind; noch immer, selbst nach 1866 und 1870, haßte er Österreich mit dem alten Hasse des Carbonaro von 1820; noch immer war ihm Papst und Klerisei Teufel und Hölle. Wohl mochte er scherzend von Monte Cassino schreiben (1863): „Was werden Sie denken, daß ich zum Beschützer von Mönchen und Nonnen geworden? Und doch ist's so. Ich war so verletzt (disgusted) durch das barsche Verfahren des Ausschußpräsidenten, der mit der Besitznahme der Güter der frommen Brüderschaften beauftragt war, daß ich nicht anders konnte, ich mußte den Kerl absetzen lassen." Wie viele dachten damals wie er und wieviel ist durch den Eifer der neuen Beamten verdorben worden. Jedoch weiter als die Achtung vor Gerechtigkeit und Billigkeit ging Panizzis Teilnahme für die Geistlichkeit nicht. Er wies alle Versuche ab, während seiner Krankheit einen Priester bei ihm einzuschmuggeln; und als das Gerücht verbreitet wurde, er habe sich unterworfen, veröffentlichte er folgende Note. „Da es zu meiner Kenntnis gekommen ist, daß während meiner letzten Krankheit ein Priester, der nie durch mich oder auf meinen Befehl herbeigerufen wurde, sich in mein Haus geschlichen, wo er nur mit größter Mühe verhindert werden konnte, sich in mein Schlafzimmer einzudrängen, in welchem ich schwerkrank darniederlag, indem er vorgab, er sei durch eine ungenannte oder unbekannte Person gerufen worden —,

um zu verhindern, daß ein so gemeiner und unverschämter Versuch erfolgreich wiederholt werde, ersuche ich meine ärztlichen Berater sowie alle meine wahren Freunde aufs dringendste und ich befehle meinen Dienern, jede Person, nach der ich nicht geschickt oder welche nicht bekannt ist als eine solche, deren Besuch mir Vergnügen machen würde, durch alle Mittel vom Hause fern zu halten und von meiner Gegenwart, wenn sie unglücklicherweise ins Haus gedrungen."

Antonio Panizzi starb, fast alle seine besten Freunde überlebend, am 8. April 1879 im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens und im sechsundfünfzigsten seines Aufenthaltes in England.

IX.

Luigi Settembrinis Denkwürdigkeiten.

I.

Luigi Settembrini, dessen Name unauslöschlich in die Leidensgeschichte Italiens eingegraben ist, hat sich auch als Schriftsteller einen Namen erworben. Seine „Vorlesungen über italienische Literatur" sind viel gelesen worden, bis, kurz vor des Verfassers Tode, eine Reaktion gegen seine Auffassung und Behandlungsweise der Literaturgeschichte eintrat, die noch andauert. Dadurch erklärt sich denn wohl auch die Gleichgültigkeit, mit welcher seine nachgelassenen und jüngst im Druck erschienenen „Denkwürdigkeiten" aufgenommen worden sind.[1]) Die Vorlesungen haben in wenig Jahren fünf Auflagen erlebt; ich höre, daß der Verleger keine hundert Exemplare der „Denkwürdigkeiten" abgesetzt hat. Es geht eben den Büchern wie den Menschen: verfehlen sie den rechten Augenblick, so wird's ihnen hernach nicht leicht, ihren Platz an der Sonne zu erobern. Haben sie aber das Zeug dazu, einen solchen Platz dauernd einzunehmen, so kommen sie auch hin, wenn schon zuweilen recht spät; während die Leutchen und die Büchlein, welche ihr Glück der Konstellation der

---

[1]) Luigi Settembrini. Ricordanze della mia Vita, con prefazione di Francesco de Sanctis. Zwei Bände in 12°. Neapel. Antonio Morano. (1879/1880.)

Umstände allein verdanken, nach kurzem Sonnen an der allgemeinen Gunst, wieder für immer in die weite Nacht gütiger Vergessenheit zurücksinken. Ich müßte mich sehr irren, wenn sich nicht beides an Settembrinis Schriften bewahrheiten sollte. Obwohl er einen „Werther“, der zugleich der Stimmung einer Generation und einem ewigen Gefühle der Menschheit das rechte Wort geliehen, nicht hervorgebracht hat, so ist ihm doch das lebendige Bild einer denkwürdigen Zeit gelungen, und diese anspruchslosen „Erinnerungen“, die heute so wenig Widerhall hervorzurufen scheinen, werden noch lange gelesen werden, wenn die Mutigsten es nicht mehr wagen werden in das Dickicht der „Vorlesungen“ einzudringen. Settembrini war ein Kämpfer und alles ward ihm zur Waffe, was ihm unter die Hände kam, auch Geschichte, Literatur, Philosophie. Man kann sich vorstellen, wie sie aus seiner Schmiede herauskamen: verzerrt, ungestalt, unerkennbar. Als aber der alte Streiter endlich ermüdet rastete und einen Blick zurückwarf auf die Schlachtfelder seines Jugend- und Mannesalters, da sah er sich wie einen anderen, ringend, unterliegend, wiederaufgerafft, und wenn er auch zuweilen, vom Schauspiel hingerissen, von seinem Zuschauersitz aufspringt und noch einmal mit einstimmt in den Schlachtruf, so kehrt er doch bald wieder zurück zu seinem stillen Plätzchen daheim am Herde, neben der treuen Gattin, die er als zweiundzwanzigjähriger Jüngling gefreit und die ihn auch während des heißesten Kampfes stets von ferne mit Blick und Wink ermutigte. Von da aus zeichnet er mit glücklicher Hand die frischen Bilder aus der Jugendzeit.

Ich lasse hier das Private weg und verweise die, welche das Psychologische lebhafter interessiert als das Politische

und die mehr Freude an einer meisterhaften Erzählung als an historischen Tatsachen haben, auf das Buch selber. Ich wünschte, es fände in Deutschland mehr Leser, die seinen schlichten Reiz zu würdigen verständen, als in Italien. Freilich könnte das nur der Fall sein, wenn es unübersetzt bliebe; denn jede Verdeutschung — und wäre sie so gewissenhaft als die meisten Verdeutschungen ungewissenhaft sind — müßte den eigentümlichen Zauber dieser Erzählung zerstören. Wohl wird auch in der Ursprache die einfache und in ihrer Einfachheit unerreichte Schönheit oft gestört durch rhetorische, politische und geschichtsphilosophische Ergüsse, die nicht viel mehr Wert haben, als Settembrinis literarische Ideen, aber selbst in diesen tritt die merkwürdige und fast typische Persönlichkeit des Mannes hervor, und wo es sich, wie in einer Biographie, um die Persönlichkeit handelt, können solche zeitweilige Monologe, selbst wo wir über sie lächeln, nur das Bild des Mannes vervollständigen und beleuchten, welcher Held und Autor des Buches ist. Auch stoßen wir ja unmittelbar neben den gemeinplätzlichsten Apostrophen gegen die Bösen, die Priester und die Tyrannen, stets auf so wunderbar frische Bilder und Bildnisse, daß es uns nicht gereuen würde, hätten wir selbst den doppelten Preis dafür zahlen müssen. Grimm — Diderots Grimm — sagte einmal zu seiner Geliebten, als sie ihre berühmten Memoiren schrieb: „Vorallem, vergessen Sie immer, daß Sie ein Buch schreiben". Das Rezept, das bei Madame d'Epinay so gut anschlug, scheint auch Settembrini hier befolgt zu haben, und darum ist seine Biographie so ansprechend, als seine Literaturgeschichte ermüdend ist. Auch manche Kindlichkeit wird man hier, wie bei den meisten sittlich reinen Italienern

unseres Jahrhunderts, finden, manche Kindlichkeit, die ans Kindische streift; allein auch das ist willkommen, weil es zu dem Manne gehört; und zeigt er manchmal die Naivetät der Beschränktheit, so zeigt er doch noch viel öfter die Naivetät einer großen und eigenen Persönlichkeit.

Aber nicht allein die Individualität des edlen Mannes: auch die Sitten der Zeit und des Landes treten einem aus diesen anspruchslosen Seiten mit einer Lebendigkeit entgegen, die selbst große Künstler selten erreichen. Man sieht das Universitätsleben in der Hauptstadt, das kleinstädtische Treiben in der Provinz, den Verkehr der Priester mit den Familien, das Innere dieser Familien, die vornehmen Damen von Neapel und die sittsamen Bürgermädchen, das Kloster, die Erziehung, den Umgang mit den jungen Leuten des anderen Geschlechtes, — man sieht das alles um so natürlicher, als es kein Fremder ist, der es schildert, sondern einer, der es unbelauscht und naiv erzählt, als ob's überall so wäre und er an alledem nichts Merkwürdiges zu sehen vermöchte. Wer sollte wagen das alles nachzuerzählen? Und wie ließe diese Kürze sich kürzen? Das muß eben jeder, der Lust dazu hat, in dem liebenswürdigen Buche selber lesen. Hier möchte ich nur für die Leser, welche die nötige Kenntnis des Italienischen oder die erforderliche Zeit nicht haben, das Buch selber zu lesen, auf das historisch Merkwürdige darin aufmerksam machen und nur gelegentlich eine charakteristische Anekdote einflechten, die Land und Leute in heller Unmittelbarkeit vergegenwärtigt.

Eine wunderbare Frische und Heiterkeit atmet in der Tat aus diesem langen Martyrolog. Man hört von nichts als Tyrannei und Haß, Kerker und Verschwörung, Blut

und Ketten, und doch ist eigentlich nichts Düsteres in der ganzen Leidensgeschichte. Nicht etwa, daß die Erzählung geradezu ins Humoristische gezogen wäre, wie in Fritz Reuters „Festungstid", die, trotz aller Späße, eine so drückende, so unendlich traurige Wirkung auf den Leser ausübt; denn es ist das Schauspiel einer geknickten Jugend, wo dem Neapolitaner das furchtbare Leiden nur neue Spannkraft gibt, sein Gemüt nur stählt. Und wie die Verschwörungen dem jungen Italiener kein studentisches Spielen mit poetisch-historischen Idealen gewesen, so ist seine Haft kein burschikoses Zeittotschlagen mit Liebschaften, Kartenspiel und Punschbrauen. Es war alles bitterer Ernst: wahre Tyrannen, wahre Schergen, wahre Ketten; aber es ist als ob die alles vergoldende neapolitanische Sonne bis in die unterirdischen Verließe eindringe, wo der Unglückliche schmachtet, und Phöbus der Gott Formen und Farben hervorriefe, selbst da, wo sein Lichtreich aufhört. Die Schlechtigkeit und Bosheit, der Verrat und die Rachsucht, alles tritt so grell, man möchte fast sagen so unbefangen, vor einen hin, als ob man in einer hellen Kinderstube wäre, unter guten, schwachen, grausamen und bösen Buben. Unter bösen namentlich. Wer sich einen Begriff machen will von den neapolitanischen Zuständen von 1830—1860 — von jener Regierung, die Gladstone 1851 eine Gottesleugnung nannte —, der lese das Buch. Auch wer gegen das heutige Italien, das so wenig von dem vielen Versprochenen zu halten scheint, gerecht sein will, sollte es lesen. Wir vergessen nur allzu leicht, wenn wir die parlamentarische Anarchie und Feilscherei unserer Tage ansehen, welches der Zustand war, aus dem das Land vor zwanzig Jahren erlöst wurde; besser gesagt, wir

haben es nie so recht gewußt, nie so ganz geglaubt. Wir hielten gern für Übertreibung, was wir davon hörten, so unmöglich schien uns dergleichen.

Wenn wir Nordländer heutzutage von Despoten reden, so denken wir an einen Napoleon III. — wenn wir recht liberal sind, wohl auch an Fürst Bismarck —, die Phalaris und Dionyse sind uns Gestalten der Sage. Hier aber sehen wir sie auf einmal mitten unter uns, in Fleisch und Blut im hellen Tageslichte des 19. Jahrhunderts. Und wie die Tyrannen, so die Helden der Freiheit. Die Männer Plutarchs und Cornelius Nepos', mit ihren halbrhetorischen Worten und halbtheatralischen Attitüden, die Phocion und Timoleon reden und bewegen sich vor unseren Augen und werden wirklich. Wir fühlen, wie natürlich diesen Südländern ein Ton und eine Haltung sind, die bei uns als eitel Affektation erscheinen würden. Wir schreiben nur so schön, wir sprechen nicht so; es müßte denn sein, wir ständen auf der Kanzel oder der Rednerbühne. Hier ist das Buch, die Schulstube, die Reflexion das Zweite: das Erste ist das gesprochene Wort, das Handeln, die Leidenschaft. Daher kommt der laute Ausdruck des zartesten wie des edelsten Gefühls, die wir der Luft nicht anvertrauen, hier so natürlich heraus, wie die Mitteilung des unmittelbarsten Bedürfnisses; und das Wort sucht so selbstverständlich auf den Willen der Menschen zu wirken, als es sich bei uns an den Verstand des Hörenden wendet.

Überhaupt spielt das Persönliche des Menschen hier eine ganz andere Rolle. Die Ideen, Theorien, Prinzipien sind nur lose, durchsichtige Hüllen: die Wirkung der Person ist das Ausschlaggebende. Und diese Wirkung ist unmittelbar

wie bei den Alten; denn auch die Verhältnisse sind direkt wie die Menschen selber, die sich im Handeln betätigen, nicht im Machen, deren Bücher selbst Handlungen werden. Das Leben beschränkt sich auf eine konkrete Vaterstadt, in der sich alle kennen oder doch von Vater und Mutter her voneinander gehört haben, wenn sie nicht zusammen in die Schule gegangen. Der Richter, mit dem man zu tun hat, ist eine Person, keine Institution wie bei uns. Die Regierung ist nicht ein anonymes Wesen, das in den Bureaus arbeitet; es sind persönliche Feinde, mit denen man Auge in Auge kämpft von der Universität bis zum Grab. Amtliche Stellung, Partei und Stand graben keine Kluft wie im Norden, wo ein Berliner Geheimrat einem Berliner Sozialistenführer ferner steht als einem Lappländer. Wird ein Handelnder eingeführt, so nennt man ihn bei seinem Vornamen, so unberühmt er auch sein mag, ohne zu erklären, wer er war, wes Standes, Alter und so fort, als ob ihn jedermann kenne. „Da kam Mariano d'Ayala", „da sagte mir Francesco Lottari" usw. Denn alle die Handelnden sind Freie, d. h. Adlige und Bürger, denen gegenüber die Plebs wie eine unterschiedslose Masse erscheint. Die Verschwörungen, die Aufstände waren Sache der Gebildeten, „das Volk" hielt zum Tyrannen, wie einst in Griechenland und Rom. Der Sieg von 1860 war so recht eine Vergeltung der reaktionären Triumphe von 1848, wie einst die Reaktion von 1799 die Rache gewesen war für den kurzen Triumph der parthenopäischen Republik. Und die Triumphe des Pöbels gleichen ganz jenen wilden Ausbrüchen der Volkswut, von denen wir bei den Alten lesen, dem korkyraeischen Blutbade oder der argivischen Knittelschlacht.

Die Grausamkeit sitzt tief im Blute dieser halbwilden Rasse. Man muß von den Offizieren der italienischen Armee gehört haben, welche Gräuel von Pfählen, Schinden, Lebendigverbrennen unter den Briganti der sechziger Jahre gang und gäbe waren, um zu glauben, was von den neapolitanischen Schrecknissen von 1799 und 1848 berichtet wird, wo die Sizilianer „das Fleisch der getöteten Soldaten im Topf kochten und mit ihrer Pasta verzehrten.“ Und jene Briganten waren keine Verbrecher vom Handwerk. Viele waren durch das Elend, durch ihnen angetanen tödlichen Schimpf, oder durch den Wucher der wohlhabenden Klassen zum Äußersten getriebene, in die Berge gedrängte Outlaws. Hier liegt auch die Lösung des Rätsels, welches uns Nordländer so irre macht an den Italienern. Wir sehen die öffentliche Meinung einer Nation einstimmig die Todesstrafe, selbst für die empörendsten Verbrechen, als eine unwürdige Barbarei brandmarken und tatsächlich aufheben, während der Schauder, der sich unseres Gemütes beim Hören jener Missetaten bemächtigt, sie ganz unberührt läßt. Man vergleiche nur die aufgeregte Teilnahme des englischen Publikums an jedem besonders grausamen Verbrechen und die Gleichgültigkeit des italienischen bei weit schlimmeren Vorfällen. Es ist aber nicht etwa die Gewohnheit allein, weil ja doch eben dergleichen soviel häufiger ist im Süden als im Norden; es ist auch nicht nur die aus der Geringschätzung der Obrigkeit entsprungene Anerkennung und Billigung der Selbsthülfe, welche dies Phänomen erklärt; es ist vor allem die eingewurzelte Nachsicht, Sympathie, ja Bewunderung für die Leidenschaft. Alles was in der Erregung der Leidenschaft geschieht, ist im voraus entschuldigt; — die ita-

lienischen Gesetzbücher haben einen eigenen Kunstausdruck für die Beschönigung und Entschuldigung der Leidenschaftsverbrechen: die forza irresistibile; wer aus forza irresistibile gehandelt, ist schon so gut wie freigesprochen; — alles Gewaltsame, welches bei kaltem Blute im Namen einer leblosen Abstraktion wie des Gesetzes, einer unsichtbaren moralischen Person wie des Staates zu tun wäre, das geht über die sittliche Kraft der Geschwornen.

In jenem furchtbaren Kampfe zweier Klassen, wie man sich den langen Konflikt zwischen den Bourbonen und den Gebildeten beider Sizilien denken muß, ist es auch nicht Gesetz gegen Willkür, Staat gegen Selbsthülfe: es ist Feind gegen Feind. Es ist „der alte Kampf", wie Settembrini freilich erst spät (1875) einsah, „der in jedem Dörfchen sich wiederholt zwischen dem immer wuchertreibenden Grundbesitzer" — und seinem Helfershelfer, dem Legale (Advokaten) — „und dem immer schuldenbeladnen Proletarier, der Haß für uralten Schimpf", welcher durch das ganze Land wütete und wieder wüten wird. Die Herrschaft der Besitzenden, die seit zwei Jahrzehnten geübt wird, ist zwar keine blutige und gewaltsame, wie die der Besitzlosen oder ihrer königlichen Vertreter zu sein pflegte; ja die „Liberalen" lassen reden und schreiben in Staatssachen, wer eben über Staatssachen reden und schreiben mag, d. h. ihresgleichen, nicht die armen Halbwilden, die das Feld bestellen; sie begnügen sich, diese in gedankenlosem Egoismus auszubeuten, aber dieser tägliche, fortgesetzte, unerträgliche soziale Druck ist's, der am Ende zu den Sklavenkriegen treibt, wie in den Zeiten des Spartacus. Schon vor dem 15. Mai, welcher das Signal zur Reaktion gab, begannen die Landproletarier sich in die

Güter der Domänen und der ihnen verhaßten Reichen zu teilen. „Und in Neapel“, meint Settembrini, „wo der Pöbel keine Güter zu teilen fand, plante er schon die Häuser zu stürmen oder zu plündern, wie er es (1799) getan.“

Natürlich müssen dann die Guten büßen mit den Schlechten. Die wenigen Redlichen des Adels und der gebildeten Mittelklasse, welche außerhalb der Kamorra ihrer Standesgenossen standen, hatten sich ja von dieser als Werkzeuge benutzen lassen, und als sie es erkannten, wandten sie sich entrüstet gegen dieselbe. Denn nirgends ist der Gegensatz der Gesinnungen schroffer als hier: hochgespannte Idealisten und Skeptiker im niedersten Sinne des Wortes, Stoiker und gemeine Epikuräer, Helden und Feiglinge, Schergen und Blutzeugen, Unbestechliche und Feile stehen sich unvermittelt gegenüber. Der Mittelschlag der Gemüter scheint kaum zu existieren. Die kleine Zahl der kraftvollen Naturen ist geteilt in Selbstlose und Selbstsüchtige: die ungeheure Masse aber der Verderbten, Willenlosen und Faulen folgt fast immer dem Impulse der letzteren, nur in seltenen Augenblicken der Erregung dem der ersteren. Meist auch pflücken die Egoisten die Früchte der Siege, welche der Enthusiasmus der Reinen erringt. Settembrini, der Edelsten einer und dessen schönste Tat, lange nach dem Triumphe seiner Sache, die sich bald als ein Triumph seines Standes erweisen sollte, eine ergreifende Senatsrede für die erdrückten Armen des Königreichs war, Settembrini selber hatte doch, ob er wollte oder nicht, jenen Sieg der Besitzenden über die Besitzlosen mit herbeigeführt. Wie ein Messer ging's ihm durch das Herz, als er 1848 — vor der Reaktion — den hingerissenen Pöbel

Viva l'Italia brüllen hörte. „Dies Wort „Italien", das früher nur von wenigen und im geheimen geflüstert wurde, dies letzte und heilige Wort so manches Edlen, der dafür gestorben, dies Wort im Munde des Volkes durchrieselte mir Rücken, Eingeweide und Brust und entlockte mir Tränen." Und seine düstre Ahnung trog ihn nicht. Das Volk fühlte bald genug, daß es bei der „Freiheit" nichts gewinne. „Was ist das für eine Freiheit", fragten sie, „bei der wir hungern wie zuvor? Erst war der König einer und aß für einen; jetzt sind's tausend und sie essen für tausend." Wenig Monate waren vergangen, so durchtoste dasselbe „Volk" die Straßen Neapels unter dem alten Rufe: „Viva il Rè!" und dem neuen „Mora la Nazione!" Die hundertjährigen Verbündeten hatten sich wiedergefunden.

Allerdings lagen die Dinge nicht so einfach, als ich sie hier von der Vogelperspektive aus hinstelle: viele Männer von Bildung waren im Dienste des Königs, viele aus dem Volke im Dienste der Freiheit, d. h. der Herrschaft des besitzenden und gebildeten Standes. Wenige auch, niemand vielleicht, waren sich dieses Gegensatzes so recht bewußt; am wenigsten das Haupt der Plebs, Ferdinand der Lazzaronenkönig, und seine Helfershelfer. Settembrini hat diese „Plebejerseele" aufs lebendigste geschildert, ohne Bitterkeit, ja indem er seinen höchst relativen Tugenden alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Hier ein Bruchstück dieses Porträts: „Erzogen von niederen Hofbedienten, welche die Bourbonen wie treue Freunde und Ratgeber zu halten pflegten, lernte er von ihnen zwei dem niedrigsten Pöbel eigentümliche Laster: die Lüge und das Possenreißen (beffa). Die höchsten Worte, die Versprechungen, das

Händedrücken waren für ihn nur Lügenkünste; er drehte sich um, zwinkerte seinen Leuten grinsend zu und sagte, die Welt wolle nun einmal gefoppt (canzonata) sein und ein König müsse die Kunst des Foppens besser als andere verstehen. Niemand kam ihm vor die Augen, dem er nicht einen Spottnamen gab. Jedem warf er ein höhnendes Wort zu; er ergötzte sich, dem alten Caracciola della Castelluccia die Waden mit der Reitpeitsche zu streichen und ihn springen, schreien, weinen zu sehen und lachte dann über die Verrenkungen des Greises . . . Einmal wollte sich die Königin Christina ans Klavier setzen; er zog ihr den Stuhl weg, und als er lachte, sagte sie ihm mit königlicher Entrüstung: „Ich glaubte den König von Neapel geheiratet zu haben, nicht einen Lazzarone." Und ein Lazzaronikönig war er in Wahrheit, geboren und erzogen zum Typus des Lazzaro: gemein, habsüchtig, abergläubisch; er fühlte sich erbärmlich (dappoco) und hielt alle anderen für erbärmlich. Dank einer langen Regierungsgewohnheit erschien er gewandt, aber er war nur gemein-schlau. Treu war er nur gegen seine Frau, zärtlich nur gegen seine Kinder; unbescholten (costumato) und einfach in der Familie; der Schlimmste der Schlimmen auf dem Throne."

Und nie fand ein Tyrann willigere und grausamere Werkzeuge als er, sein Vater und sein Großvater. Man erinnert sich der Heldentaten Ferdinands I. und seines Ruffo im Jahre 1799. De Matteis, König Franz I. Henkersknecht, „kerkerte Frauen, Greise, Kinder, Diener zu Hunderten ein und mit Prügeln, Binden und andern Martern wollte er herausbringen, wo die Schuldigen waren. Wenn ihm ein Verdächtiger in die Hände fiel,

ließ er ihn am Daumen und der großen Zehe zusammenschnüren und so geknäuelt ließ er ihn mit einem Fußtritt die Treppe hinunterkollern und unten zerbrochen und zerquetscht ankommen." Ferdinands II. Mann war Delcaretto, der seinen Marchesentitel und Marschallstab dadurch erworben hatte, daß er in Kalabrien den Aufstand im Blute erstickte, Hunderte in scheußlichste Gefängnisse geworfen, Dreißig gehängt hatte, darunter einen achtzigjährigen Priester. Zehn Jahre später und bis zum Jahre 1848 diente er dem Sohne auf gleiche Weise. Nach einem der vielen kleinen Aufstände in Kalabrien wurden die Verdächtigen massenweise verhaftet. „Mit dünnen, scharfen Strängen wurden ihnen Hände und Füße abgebunden, und so blieben sie stundenlang auf dem Boden liegen. Von Zeit zu Zeit kamen der königliche Kommissar, Herzog Luigi Morbillo, und der Gefangenwärter Cardellino herein und schlugen sie wetteifernd mit Ochsennerven und gossen ihnen Eimer kalten Wassers über den Kopf, oder sie hingen wohl auch einen mit Seilen am Gewölbe fest und brannten feuchtes Stroh unter ihm ab." Der junge Settembrini, der hingegangen war, um einem Gefangenen etwas zu bringen, sah selber einen armen Mönch mit abgestorbenen Händen und verrenkten Fingern und dem roten Ring um die Gelenke. „Das sah ich selber und vergaß nie wieder die verstümmelten Hände des Frate."

Auch die unblutige systematische Verfolgung seitens der königlichen Polizei und der ordentlichen Gerichte, welche auf die Loslassung und Sättigung der Volksbestie oder die grausame Willkür der Soldateska und des Martialregimes folgte, hat für uns etwas viel Ergreifenderes als z. B. die summarische Deportation sozialistischer Fabrik-

arbeiter, Tagelöhner und Handlanger durch Cavaignac, Napoleon III. und Thiers in den Jahren 1848, 1852 und 1871. Und zwar keineswegs allein, weil wir uns diesen Grafen und Baronen, Professoren und Advokaten näher fühlen als der Plebs, oder weil das dort zerstörte oder lahmgelegte geistige und sittliche Kapital ungleich wertvoller ist als hier — obschon beides wohl stark mitwirkt, wie sehr sich auch unsere Menschlichkeit gegen das Bekenntnis sträuben mag —, sondern weil faktisch die Leiden jener unvergleichlich größer sind als die Leiden dieser. Wie der Ungebildete in der Einzelhaft zehnmal mehr leidet als der Gebildete, so umgekehrt leidet der Gebildete das Zehnfache in dem Schmutz, den Entbehrungen, der rohen Gesellschaft des Verbrechergefängnisses. Allein die ekle und ungewohnte Nahrung, der erstickende Geruch, das Lager auf der nackten Erde oder dem faulen Stroh, die Umgebung von professionellen Mördern und Dieben, die lange Ungewißheit über das eigene Schicksal, der Jammer um die ihres Ernährers beraubten Angehörigen mochten die Körper beugen; die Geister machten sie nicht mürbe, die Charaktere brachen sie nicht. Wiederholt schlägt Carlo Poërio die angebotene Freiheit aus, weil er sie der königlichen Gnade danken soll und er sie nur von der Gerechtigkeit annehmen will. Als 1850 feile und feige Richter Settembrinis Entlastungszeugnisse unterschlugen, erhob er sich angesichts des gedrängten Gerichtssaales und sprach ruhig und fest die Worte: „Da man meine Beweise und Dokumente nicht berücksichtigt, so entsage ich der Verteidigung und erkläre hiermit meine Richter für ehrlos (infami) vor der gesitteten Welt.“ Und er wußte, was er damit tat; er kannte aus eigner langjähriger Erfahrung,

welche Buße seiner wartete. Und als er nun von neuem acht Jahre im Pandaemonium eines Verbrechergefängnisses hinsiechte, fand er die Geistesstärke, in einem Winkel des lärmerfüllten Raumes, nach einer einfachen Textausgabe und mit einem schlechten kleinen Lexikon, die er sich zu verschaffen gewußt, seine Übersetzung des Lucian zu unternehmen und zu Ende zu führen, noch ehe die Stunde der Befreiung schlug.

Denn sie schlug (1859) und bald darauf (1860) auch die der Vergeltung. Die Gerechtigkeit muß man den „Liberalen“ lassen, sie nahmen die wohlverdiente Rache nicht an den Bourbonen und ihren Kreaturen; sie begnügten sich damit, nun selbst die Kuh zu melken, wie die anderen vorher sie gemelkt — doch ohne sie noch überdies zu martern und zu schinden. Die lange Geschichte der Aufstände seit 1799 war geschlossen und mit ihr das heroische Zeitalter Italiens. Das der Prosa, welches seitdem begann, läßt vieles zu wünschen übrig, und Europa ist oft hart in seinem Urteil über die Italiener, die so viel versprochen und so wenig gehalten haben sollen. Ähnlich ging es mit den Griechen nach den großen Befreiungskämpfen der zwanziger Jahre. Aber hatten sie denn wirklich so viel versprochen? Wer hieß Europa glauben, alle diese Märtyrer und Helden würden gute Verwalter, tüchtige Haushälter und regelmäßige Arbeiter werden? Wer gab Europa das Recht anzunehmen, daß, weil die Patrioten Italiens den Mut bewiesen hatten, den Ketten und Kugeln ihrer Zwingherrn zu trotzen, jeder von ihnen nun auch den Mut haben würde, seinem Vetter ein Staatsämtchen, seinem Wähler eine Lieferungskonzession, seiner Vaterstadt eine Garnison oder ein Tribunal, eine Universität

oder Eisenbahnstation zu verweigern? Und ist es denn so sehr zu verwundern, daß die Männer, die das Übermenschliche dulden, das Heldenhafte unternehmen konnten, um ihre Heimat von Fremdherrschaft und Tyrannei zu befreien, in der tagtäglichen Selbstverleugnung der gewohnheitsmäßigen, undramatischen Arbeit nicht eben so großes leisten? Wer weiß, was die Helden von Marathon und Salamis getan hätten, wenn man sie in den Bureaus und den Ausschüssen, den Schulen und den Kasernen zum regelmäßigen Dienste des Vaterlandes herangezogen hätte! Hätten etwa alle jenes Geschlechtes das Los ihrer Brüder teilen sollen, welche 1848, 1849, 1859 auf den lombardischen Schlachtfeldern gefallen? Hätten sie sämtlich wegsterben sollen, ehe sie auf die Probe der Prosa gestellt wurden? Glaubt man, sie fühlten nicht selbst, was ihnen fehlt, um ein großes Volk zu werden, wie sie ein freies geworden sind? Sind die Guten unter den Italienern nicht noch strenger gegen sich selbst, als es Europa nur sein kann? Sie sind enttäuscht, wie nie jemand enttäuscht war. Das ist das Italien nicht, das sie einst geträumt. Freilich, selbst unter diesen Guten, die seufzen, erröten oder knirschen, scheint keiner zu sein, der die Macht in sich fühlte, die Initiative zu einer Besserung zu ergreifen, durch die Überlegenheit seiner Persönlichkeit König und Kammer nach seinem Willen zu zwingen und das große Werk zu beginnen, das in nichts Geringerem besteht, als dem allgemeinen Interesse den Sieg über die Sonderinteressen zu verschaffen.

II.

Luigi Settembrini war 1813 in bescheidensten Vermögensverhältnissen in Neapel geboren, wo sein Vater und Großvater Advokaten gewesen; auch seine Mutter stammte aus einer Advokatenfamilie. Schon an sein Kindesohr schlug der Nachklang und der Widerhall der Schreckensjahre 1799 und 1821. Wenn sein kränklicher Vater in den Winterabenden mit wenig Freunden um den Braciero saß, die Mutter daneben mit der Näharbeit, so schlich sich der Junge herbei und horchte auf die grausigen Geschichten: wie einst sein zwanzigjähriger Vater sich in jenen furchtbaren Tagen aus dem Hause stahl, um dem Verderben zu entgehen, wie er von ferne das Getöse des plündernden Volkes hörte und die Straßen voller nackter Leichname sah, „und alle weiß, weiß, denn es waren Leichen von Vornehmen“; wie er entdeckt ward und ihm die Kleider abgerissen, wie er nur durch ein Wunder dem Tode entging, unter Stößen und Schlägen, halbnackt, geknebelt und blutend in die große Kornkammer geschoben ward, wo dreihundert andere Gefangene ihrem Ende entgegensahen; wie eine kalabresische Schildwache dem armen Halbtoten eine Rose hinreicht, sich zu erquicken und ihm in der Blume eine lange Nadel tief in die Nase stößt; wie seine junge Schwester mit dem Vater ins Gefängnis kommt und in Ohnmacht fällt, als sie ihn erblickt, und wie der wachthabende Major, an den sich der Vater mit der Bitte um Hülfe wendet, ihm antwortet: „Ach, es ist nichts; ich will sie schon wieder zu sich bringen“ und der armen Carmela zwei Peitschenhiebe ins Gesicht versetzt; wie er in das Bagno von St. Stefano gebracht wurde,

wo einst der Sohn, der jetzt so eifrig seiner Rede lauschte, die besten Jahre seines Lebens zubringen sollte. „Da war der Carrascosa", fuhr der Vater fort, „und der Pignatelli, die jetzt Generale sind, und auch der junge Marchesino von Genzano, Filipetto Marino, ein schöner Junge von achtzehn Jahren, der halbnackt war, aber immer lachte, sang und tanzte. Da kam ein Seemann, der vielen Gefangenen allerhand Zeug aus Neapel brachte, und sagte ihm, auch seine Mutter die Marchesa, habe ihm einen Koffer Zeug für ihn gegeben, aber der Herr Marchese habe ihm Stockschläge versetzt und ihn alles herausgeben lassen, und er sei geflohen und könne ihm nichts anderes geben, als eine Puderschachtel und ein Paar neue Schuhe, so die Marchesa ihm gegeben, nachdem sie schon den Koffer zugemacht, und er hatte sie sich in die Tasche gesteckt. Der Junge zog erst die Augenbrauen zusammen, dann lächelte er, puderte sich die Haare, zog die neuen Schuhe an und begann ein Menuett zu tanzen. Wenige Tage darauf ward der arme Filipetto nach Neapel gerufen und gerichtet, und der grausame Vater lud die Richter zu Tische, die ihn verurteilt hatten." Settembrinis Vater blieb vierzehn Monate in St. Stefano. Als zweiundzwanzig Jahre später in Caserta ein Aufständischer ihm die dreifarbige Kokarde anbot, schlug er sie aus; er fühlte sich krank und er hielt nichts vom Carbonarismus. Der andere aber wandte sich zu Luigi: „Nimm du sie," sagte er, „und ich nahm sie und steckte sie an und ward Carbonaro mit sieben Jahren." Aber der Oheim Luigis nahm Teil an der Bewegung von 1821 und büßte seine Teilnahme auf der Insel Pantelleria, während der Galgen, die Peitsche und der Kerker die meisten Mitschuldigen zur Räson zu bringen suchten.

Unter solchen Eindrücken und Erinnerungen wuchs der Knabe auf, und der Widerhall der griechischen Erhebung, der an sein Ohr schlug, fachte die früh in seine Seele geworfenen Funken zu einer steten Flamme an, die nie wieder erlöschen sollte.

Luigi Settembrini war zwanzig Jahre alt, als er sich in ein fünfzehnjähriges Mädchen verliebte und um ihre Hand anhielt. Die Eltern bedeuteten ihn, er müsse erst sein Einkommen haben; und so bewarb er, der anfangs wie Vater und Großvater Rechte studiert hatte, sich um eine Stelle als Lehrer der Rhetorik und des Griechischen am Gymnasium zu Catanzaro. Diese Professuren wurden im Konkurs vergeben und Settembrini hatte einen leichten Triumph. So holte er sich denn seine Gigia im Oktober 1835 und zog mit ihr und allen seinen jüngeren verwaisten Geschwistern, deren Vater er geworden war, nach Catanzaro. Die paar hundert Taler, die ihm seine Stelle einbrachte, sollten hinreichen, beide Familien, die erst heranwachsende und die zu erwartende, zu ernähren. Und sie dünkten sich gar reich. Er war eben zweiundzwanzig, Gigia siebzehn Jahre alt. Und nach kurzer Frist war diese Kinderfamilie um einen Gespielen reicher. Das Glück dauerte nicht lange. Schon in Neapel hatte Settembrini sich an andere Jünglinge angeschlossen, die für die Befreiung Italiens schwärmten, die Vertreibung der Österreicher aus der Lombardei, der Franzosen aus Korsika, der Engländer aus Malta, die Absetzung des Papstes und sämtlicher Könige und Herzöge planten. Wie das alles zu bewerkstelligen sei, davon hatten die Verschwörer nur eine sehr unklare Idee. „Ich konspirierte,“ sagt Settembrini, „weil ich's nicht aushielt, ruhig unter den Unterdrückten zu ver-

harren, weil ich mich nicht zu den Unterdrückern schlagen wollte, und weil es mir Feigheit schien, träge zu bleiben."

Er hatte in Catanzaro eine Zweiggesellschaft gegründet, die aus ihm selber und zwei Altersgenossen bestand, und man wechselte Briefe in sympathischer Tinte mit den neapolitaner Freunden. Ein befreundeter Priester machte ihn mit einem Pfarrer der Nachbarschaft bekannt, der sich für einen Liberalen ausgab, und trotz seiner instinktiven Antipathie, weihte Settembrini ihn ins Geheimnis ein. Er bereute es bald und doch zu spät. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1839, während er schlief, wurde das Haus von Gendarmen und Polizeidienern umstellt, die im Namen des Gesetzes eindrangen, alles umkehrten, die ganze Familie hinaustrieben, die Schlüssel fortnahmen und den jungen Vater auf die Gendarmerie brachten. Dort blieb er acht Tage unausgesetzt überwacht; dann ging es nach Neapel, ohne daß man ihm erlaubte, Frau und Kind noch einmal zu sehen. In Neapel erwartete ihn im Kerker von Santa Maria Apparente eine kleine Zelle mit feucht-kaltem Boden und schimmelbedeckten Mauern, fast ohne Tageslicht. Eine steinerne Bank, ein ekles Gefäß, eine tönerne Lampe, ein Tellerchen und ein Wasserkrug bildeten die ganze Möblierung. Man brachte ihm schmutzige Speise; er aß nur die Brotkruste, gab alles übrige den Ratten, die scharenweise herbeiströmten. Erst nach siebzehn Tagen in diesem fürchterlichen Verließe ward der Unglückliche vor den Untersuchungsrichter geführt. Natürlich gestand er nichts, und so ward er zurückgebracht, doch in etwas bessere Haft; er erhielt Papier und Tinte, um an seine Frau zu schreiben, aber der Brief ward natürlich nicht abgesandt, weil man die Schrift zu vergleichen

wünschte. Man erlaubte ihm, sich Speise aus der Garküche kommen zu lassen, und vergönnte ihm auch einen Holzlöffel; ja er durfte sogar sein Hemd wechseln. Im übrigen war der Raum nicht viel besser als der erste.

Bald darauf ward er aufs neue ins Verhör genommen und mit seinem Denunzianten konfrontiert, der bleich und zitternd vor ihm stand und den er nicht zu kennen behauptete. Noch fünfmal ward er so vernommen, und da man nichts aus ihm herausbringen konnte, gab man es endlich auf. Zuletzt nach zweiunddreißig Tagen, während deren er nicht ein Wort von den Seinigen erfahren, berichtete ihm der Wärter, daß seine Frau und sein Knabe angekommen sind und daß er sie sehen soll, sobald der Kommissar kommt, wie er versprochen. Aber die Stunden vergehen und der Kommissar kommt nicht. Und so am zweiten Tage; endlich am dritten sehen sich die beiden Gatten wieder in Gegenwart des Aufsehers. Sie hatte es nicht ausgehalten in Catanzaro, war allein mit dem Kinde und einem zweiten unterm Herzen — in achttägiger Reise! — nach Neapel gekommen. „Ich habe alles verkauft, was ich nicht tragen konnte, sagte sie; aber die Bücher hab' ich dir behalten. Ich wohne hier in meiner Familie. Nun wir so weit sind, müssen wir es mit Würde ertragen. Bleibe also guten Mutes und stark, und mach', daß ich mich rühmen darf, deine Frau zu sein." „Die Worte trafen mich tief," fügt Settembrini hinzu, „ich hatte meine Frau nie so reden hören, das Unglück hatte sie ganz umgewandelt und entfaltete in ihr einen starken und ernsten Charakter, liebevoll und tätig. Die Worte erhoben mich und taten mir gar wohl, und ich begann die Frau besser zu kennen und auch mehr, viel mehr zu achten und

lieb zu haben als vorher." Des anderen Tages sandte sie ihm sein Essen und auf dem Boden der Flasche ein Stückchen Bleistift, und nun begann eine jener Korrespondenzen auf Wegen, die nur die Erfindungskraft der Einzelgefangenen erdenkt, wie denn schon vorher Settembrini gewußt hatte, sich aus Kohle und Holz Feder und Tinte zu machen, sowie ein Idiom aus Küchen- und Kirchenlatein zu erfinden, das er psalmodierte, um sich mit seinen Mitgefangenen über oder neben seiner Zelle zu verständigen; später gar konstruierte er zu demselben Zwecke eine ganz neue Sprache aus willkürlich erfundenen Silben.

Nach sechsundsechzig Tagen endlich kam er in ein großes luftiges Zimmer eines oberen Stockes, mit einem großen Fenster, das auf den Garten ging. „Wie ich eintrat und sah die Sonne im Zimmer, stellte ich mich in die Sonne, obschon es Ende Juli (in Neapel) war, und wärmte mir die ganze Gestalt; denn im Trapasso und in der Immacolata (so hießen die beiden Kerker, in denen er bis dahin gewesen war) hatte ich immer gefroren. So schön schien mir diese Sonne, dies Licht und dieses Grün, daß ich mich in meinem ganzen Wesen erfrischt fühlte und erst nachher bemerkte, daß die Luft des Zimmers von den unreinen Abtritten, welche daneben lagen, vergiftet war. Und in diesem Zimmer blieb ich sechzehn Monate und acht Tage."

Kurz nach seinem Umzug ward ihm auch ein Töchterchen geboren, dessen Taufe er nicht beiwohnen konnte. „Als sie herangewachsen war und sich verheiratete, konnte ich sie nur von ferne segnen, weil ich in einer neuen Haft war; und als sie Mutter wurde, konnte ich nicht einmal das Enkelchen segnen. Immer Schmerzen; und die

schlimmsten waren für meine Frau, die viel mehr litt als ich und ihre Leiden verbarg und selten mit mir davon sprach; nie suchte sie das Mitleid irgend eines Menschen zu erregen; die Kleider ihrer Kinder nähte sie selber und ließ sie nie anders als reinlich vor mich kommen. Und wenn Ihr mich fragt, wie wir es fertig brachten, so viel zu ertragen, so antworte ich Euch, daß wir damals eine große Kraft hatten, und die kam von der Jugend und von der Liebe."

Lange hatte der Gefangene vergebens um ein Buch gebeten; endlich gab man ihm das Neue Testament in griechischem Text und einen Monti. Eines Tages kam einer der Gefangenwärter in sein Zimmer, „setzte sich auf die steinerne Bank, nahm das Neue Testament in die Hand und fragte mich, nachdem er es aufgeschlagen: „Was ist das für eine Sprache? — Das ist Griechisch. — Verstehen Sie denn auch Griechisch? — Ein wenig. — O, lieber Herr, ich muß Sie um eine Wohltat bitten. Helfen Sie mir von diesem Handwerk, denn ich bin von ehrlichem Hause. Ich habe vier ledige Töchter und stecke voller Schulden. Helfen Sie einer unglücklichen Familie. — Aber ich bin ja nicht reich und kann Dir kein Geld geben. — Ich will ja auch kein Geld. — Und was willst Du denn von mir, ich bin ja im Gefängnis. — Sie können alles. — Ich verstehe Dich nicht; was willst Du? — Ich werde Ihnen das Geheimnis bewahren; ich werde niemandem was sagen. — Aber was willst Du denn? — Drei Nummern. — O; glaubst Du denn, ich wüßte die Lotterienummern? — Wenn Sie solche Bücher lesen, so müssen Sie alle fünf Nummern wissen. — Aber, Lignoro, das ist eine Verrücktheit. — Es ist keine Verrücktheit, Sie wollen

mir die Nummern nicht geben, weil ich Gefangenwärter bin; aber ich bin aus gutem Hause, nur unglücklich. Ich stamme von S. Alfonso ab. Ich habe mich an das Gefängnis von S. Francesco versetzen lassen, wo Pater Gaëtano sitzt, Sie wissen wohl, der Mönch von S. Pietro ad Aram, der sitzt, weil er Nummern gibt. Wenn Sie sähen, was für Leute ihn besuchen, was für Frauen, und schöne Frauen, und alles Gute, was sie ihm tagtäglich schicken; der hat's gut (egli sciala). O, der weiß die Nummern; sonst würden nicht so viele Leute zu ihm kommen. Aber mir hat er sie nicht geben wollen und ich habe ihn gebeten, wie man einen Heiligen bittet. Sie wissen sie auch und sind kein Mönch und könnten mir helfen. — Ich lächelte und suchte ihm diese Schrulle auszutreiben; aber umsonst. Jedesmal, wenn er in mein Zimmer trat, sah er mich eine Weile starr an, schloß dann die Augen und seufzte."

Unterdessen „reifte" der Prozeß, und endlich nach zwanzig langen Monaten wurden den Angeklagten Handschellen angelegt, und so führte man sie „hinter einem Seil voller Diebe" — sie waren sämtlich an ein langes Seil festgebunden — nach dem großen Gefängnis der Vicaria. Das war im Januar 1841. Die Beschreibung dieser furchtbaren Kasematten, wo sie erst allein in wahren Löchern, dann zusammen in einem größeren Raume, in Schmutz und Gestank, Kälte und Nässe so viele Monate zuzubringen hatten, übersteigt alles Glaubliche. Settembrini erkrankte denn auch schwer, und noch leidend, ward er mit fünf anderen nach Castelnuovo gebracht, wo er nicht viel besser daran war und die Ratten ihnen keine Ruhe ließen. Endlich kam es zur Verhandlung und die

Jünglinge wurden während derselben in ein vergleichsweise anständiges Gefängnis gebracht. Sie wurden sämtlich wegen mangelnder Beweise freigesprochen am 3. Juli 1841; aber der König löste das Gericht auf, welches das Urteil gesprochen, und die Unglücklichen wurden noch fünfzehn weitere Monate „unter Polizeiaufsicht" im Kerker gehalten, und in welchem Kerker! Derselben Vicaria, wo sie im Frühjahr gesessen; nur in einem schlimmeren Raume, dann zusammen mit dem abscheulichsten Gesindel. Die Feder sträubt sich, die greulichen Einzelheiten dieses Schaueraufenthaltes nachzuschildern. Der arme Settembrini suchte die Zeit zu töten, indem er den Brief des Horaz an die Pisonen in italienische Verse übersetzte und einen Dialog über die „Frauen" abfaßte. Nach sechs Monaten endlich wurden sie nach dem Gefängnis von S. Francesco versetzt, wo doch die Verwandten zum Besuche kommen konnten, wo wenigstens Luft und Raum, wo die Gesellschaft eine erträgliche war: Edelleute, die sich duelliert hatten, Priester und Bürgersleute.

„Unter den Priestern war ein Alter, den nannte man Onkel Natale; der war wegen eines Totschlages zwanzig Jahre auf den Galeeren gewesen. Er schien ein angenehmer Mann zu sein, er lachte immer; aber es war ein grausamer Kerl gewesen und erzählte lachend von all den Messerstichen, die er versetzt. Er hatte nur einen Trost, die Flasche, die küßte er fortwährend, kniete vor sie hin und sagte: Nun wollen wir uns das Hochamt halten, — trank und trank wieder, bis er einschlief." Daneben war ein anderer Mönch, der aß soviel als jener trank; und sein Heißhunger hatte ihn mit seinen Ordensbrüdern in einen Streit gebracht, den er hier büßte. Er war trostlos

über sein Laster, aber er konnte es nicht überwinden; sobald der Hunger kam, ward er zu einem wilden Tier. In solcher und ähnlicher Gesellschaft, welche die Besuche der Verwandten und Freunde von Zeit zu Zeit variierten, gingen unter Arbeit und Hoffen die letzten neun Monate der langen „Aufsichtshaft" verhältnismäßig leidlich hin. Endlich am 14. Oktober 1842 wurden die längst Freigesprochenen auch wirklich freigelassen, dank vor allem dem Mute und den unverdrossenen Bemühungen der Frau Settembrinis, welche bis zum Könige gedrungen, und zwar nicht imstande gewesen war, sein hartes Herz zu rühren, wohl aber ihn zu demütigen und ihm die Schamröte in die Wangen zu treiben.

III.

Als der arme Settembrini im Herbst 1842 aus der Haft entlassen wurde, hatte er seine Stelle verloren. Eine Schule aufzutun ward ihm nicht erlaubt, und so mußte er seine Familie durch Privatunterricht ernähren. Es war eine saure Arbeit; aber sie gefiel ihm. „Ich schlug mich durch und konspirierte noch immer; denn lehren hieß für mich konspirieren, und zwar nicht mehr in Worten mit Erwachsenen, aber indem man der Jugend die Liebe für gewisse Wahrheiten und Gedanken beibringt. Hat sie einmal diese Liebe, so wird sie schon allein handeln und wirklich handeln." ... „Hat doch", sagt er bei einer anderen Gelegenheit, wo er von dem Unterricht spricht, den er selber als Jüngling empfing, „hat doch der Privatunterricht uns vor der letzten Knechtschaft bewahrt, vor

der Knechtschaft des Gedankens, und die Bildung großer und freier Geister begünstigt, die wir zu allen Zeiten hatten."

Kein Jahr verging, das nicht eine Verschwörung, einen Aufstand und blutige Verfolgungen zu verzeichnen gehabt: die bekanntesten unter diesen unzähligen Märtyrern der nationalen Sache waren die Brüder Bandiera, welche 1844 den Heldentod gestorben. Settembrini nahm an keinem Komplott teil, wohl aber „an jener anderen Art von Verschwörung, die ohne heftige Ungeduld, langsam, unausgesetzt, offen wirkte, an der alle Gebildeten, Verständigen teilnahmen"; und diese ward von Tag zu Tag stärker. Giobertis Primato, Balbos Speranze, Niccolinis Arnalda da Brescia, d'Azeglios Ultimi casi di Romagna, fielen in jene Zeit und sprachen die innersten Wünsche aller Patrioten aus; vor allem Pius IX. brachte ganz Italien durch seine Initiative in Fieber und alle Fürsten in ängstliche Aufregung.

In Neapel aber wurde die Polizei nur um so strenger, das System der Spionierung und die Verfolgung immer unerträglicher. Wer nur Briefe und Zeitungen aus Norditalien erhielt, war dem Verdacht und somit der Gefahr der Verhaftung ausgesetzt. Bald brach es auch im Süden wieder an allen Ecken und Enden aus. Schönere Taten des Mutes und der Aufopferung als selbst die der Bandiera hatten die Aufständischen von Messina und Reggio di Calabria zu verzeichnen (1847). Wieder floß das Blut in Strömen, wieder öffneten sich die Kerker für Hunderte, wieder begannen die unmenschlichen Torturen. Kaum war Messina gefallen, so wandte sich des Königs Henker, General Nunziante, gegen Reggio. Dem Bombardement

seiner Kriegsschiffe vermochten die Aufständischen keinen Widerstand zu leisten. Sie flohen in die Berge, verfolgt von den Truppen, den Gendarmen und dem ländlichen Proletariat. Das Haupt der ganzen Verschwörung, Domenico Romeo, „durch einen Pferdetritt an einem Beine verwundet, konnte nicht weiter und verbarg sich in einem Strohhaufen mit seinem Neffen Pietro. Angegriffen von der Stadtwache von Pedavoli wird er in der Brust verwundet. Pietro schießt auf den Verwundeten, der sich im Blute wälzend zu Domenicos Füßen sinkt; der setzt den Fuß auf ihn und sagt: Elende, was hab' ich Euch getan? und stürzt tot über ihn hin. Sie schneiden ihm den Kopf ab, stecken ihn auf eine Stange und sagen zu Pietro: Trag' du ihn und ruf: Es lebe der König! Der stolze Knabe rührte sich nicht und sagte kein Wort. Sie schlugen und stießen ihn und schleppten ihn nach Reggio." Nur wenige entkamen, die meisten wurden schnöde verraten oder stellten sich selbst, was ihnen keine Rettung brachte. Noch schamloser wurde in Gerace der methodische Mißbrauch des Vertrauens getrieben.

Auch in Neapel gärte es mächtig. „Eines Morgens", so erzählt uns Settembrini, „ging ich durch Via Assunzione nach der Chiaja, wo der Palast des Ministers Delcarretto war: da kommt in scharfem Trabe die Kutsche mit ihren dampfenden Pferden und ihrem frechen Kutscher angefahren; sie fährt in den Torweg, und wie der Minister aussteigt, eilen eine Frau und vier Kinder in Trauer auf ihn zu, die ihm ein Papier hinreichten und nach etwas fragten. Der Minister bleibt stehen und gibt dem Bedienten Order, sie wegzujagen, und die arme Frau mit ihren bleichen und verblüfften Kindern wurde

brutal hinausgestoßen. Sie weinte, nahm die Kleinsten bei der Hand und ging weg. Ich habe nie erfahren, wer die Frau war; aber bei dem Anblick fühlte ich mein ganzes Blut in Wallung und ich sagte zu mir: Dich will ich rächen. Ich lief nach Hause, setzte mich an meine schon begonnene Arbeit und schrieb und schrieb und verließ meinen Schreibtisch nicht eher, als ich den „Protest des Volkes beider Sizilien" vollendet hatte." Dieses die Genesis der merkwürdigen Schrift, der zündendsten, folgenreichsten Tat Settembrinis, des beredtesten und tadellosesten seiner Werke. Die Schrift hatte einen ungeheuren Widerhall nicht nur in Neapel, sondern in der ganzen Halbinsel, ja in Europa. Lange suchte man vergebens dem kecken Verfasser auf die Spur zu kommen. Niemand hatte Settembrini in Verdacht. Als im Herbst — wir sind im Jahre 1847 — die Nachrichten von der Erhebung Messinas, Reggios, Geraces nach Neapel kamen, während sich in Sizilien und Kalabrien die Kerker füllten, wurden Carlo Poërio, Mariano d'Ayala und die anderen Verdächtigen sofort verhaftet: Settembrini blieb unbehelligt, gab seine Stunden und wurde kaum beachtet. Er hatte seit dem Gefängnis eine Art Brutusmaske angenommen, die viele täuschte.

Indes fing der König an zu wanken. Er sandte einen der verhaßten Minister weg und rief einen Gemäßigten an die Spitze der Geschäfte. Die Dankdemonstrationen, die ihm gar nicht angenehm waren, begannen: „Es lebe Italien!" rief es in den Straßen, „Es lebe Pius IX.! Es lebe der Zollverein! Es lebe der König!" Er ließ die Kundgebungen verbieten. Settembrini schrieb auf dies Verbot eine „Antwort des Volkes", die bald in aller Händen

war. Auf die Dauer ließ es sich doch nicht verhehlen: die Sache ward ruchbar und Settembrini floh noch in der elften Stunde auf eine englische Fregatte; das war am 3. Januar 1848. Er brauchte keinen Monat in Malta zu bleiben. Als er am 7. Februar nach Neapel zurückkam, war Carlo Poërio aus dem Gefängnis gezogen und Polizeidirektor geworden, Bozzelli Minister des Innern. Und nun begann die Zeit der Freiheit. Zehnmal in zwei bis drei Monaten wurden die Minister gewechselt. Auch Settembrini erhielt eine Stelle im Unterrichtsministerium, aber er fühlte sich wie ein Fisch außer Wasser im Amt und gab es auf, noch ehe die Reaktion triumphierte (15. Mai). „Er fühlte sich da wie schwindelnd: alle kamen, alle verlangten etwas, und wer nichts für sich verlangte, empfahl andere oder gab guten Rat. ... Die große Maschine der alten Regierung ward auseinandergenommen, aber mit wenig Einsicht; die Schlimmen wurden entfernt, aber man fand die Guten nicht, die man an die Stelle setzen sollte; die Schlauen blieben. Die Neuen, oft ganz Unfähigen, wußten nicht, was zu tun war, alle schwatzten; in den Straßen wurde von allen mitgeschrien. Mit dem Schreien hatten sie eine Verfassung erlangt; also glaubte jeder mit dem Schreien auch eine Stelle zu erlangen. In den Klubs hielt man große Reden von allen Dingen, und wer die geläufigste Zunge hatte und die außerordentlichsten Projekte zum besten gab, der ward am meisten beklatscht. Die zügellose Presse veröffentlichte Schamlosigkeiten, Verleumdungen, Wahrheiten, Scheußlichkeiten, und biß alle. All das Schreien der Neapolitaner war wie das summende Schwärmen der Bienen, wenn sie untereinander in Kampf geraten. Wenn man

eine Handvoll Erde drauf wirft, hört es auf. Es brauchte eine Handvoll Erde, um sie zum Schweigen zu bringen, es brauchte eine starke Hand und es gab keine.“

Die Guten wußten wohl, daß „man sein Vaterland nicht mit Vivatrufen befreit, sondern mit den Waffen“ und eilten nach der Lombardei. Die schöne Mailänderin, Christine Trivulzi, Fürstin Belgiojoso, die in Paris Vielbewunderte, stellte sich an die Spitze einer Schar Jünglinge und zog nach dem Norden. In Neapel aber wurde es täglich schlimmer. „Alle Minister waren erdrückt unter der Last frecher und zudringlicher Stellengesuche von Leuten, die trunken schienen und mit Gewalt angehört werden wollten und glaubten, die Freiheit sei ein Bankett, an dem jeder sich voll essen könne. Sie stiegen alle Treppen hinauf, lärmten in allen Häusern: es war ein garstiger Wirrwarr; und es gab keinen verständigen Mann, welcher Meinung er auch sein mochte, der nicht gewünscht hätte, eine starke Regierung zu sehen und nicht diese Advokatenminister, die immer von Freiheit und Gesetz sprachen und nur ins Geschwätz Fiduz hatten, alle Dinge unterst zu oberst gehen ließen und dann erschraken und ihre Entlassung einreichten.“ Das waren die Augenblicke, mitten im Triumphe der „Freiheit“, wo in Settembrini der leidenschaftliche Konservative geboren ward, als der er sich in den Jahren 1860 bis 1876 entpuppte.

Aber schon begann der König die Zügel wieder anzuziehen; noch wenig Tage und er war wieder Herr. Sogleich wurden die neapolitanischen Truppen aus dem Norden zurückgerufen. Die Revolution hatte fürs erste ausgespielt. „Die Hand aufs Herz und sagen wir die Wahrheit: Alle waren mitschuldig: das Volk war toll,

die Regierenden unerfahren und schlaff, der König ein Bösewicht und Lügner." Während der Pöbelorgie des 15. Mai wußte sich Settembrini zu verbergen; andern Tags entkam er glücklich nach Scafati. Doch ward die Verfassung fürs erste nicht abgeschafft, und schon im Juni glaubte Settembrini mit seiner Familie zurückkehren zu können. Drei seiner Schüler fand er nicht mehr; sie waren der Volkswut zum Opfer gefallen, darunter einer schnöde verraten durch ein fanatisches Weib. In den Provinzen begann gleichzeitig die furchtbarste Reaktion. Umsonst suchte man in Kalabrien zu widerstehen. Nunziante warf die aufständischen Haufen an der Spitze der regelmäßigen Truppen. In Neapel begann die Komödie mit der Kammer, welche endigte, wie man sich erinnern wird. Schon kamen zu Hunderten die Gefangenen aus Kalabrien, um nach den Verließen des Rolandturms in Gaeta gebracht zu werden, wo sie bis 1860 schmachten sollten. Und bald warf der König auch die letzte durchsichtige Maske ab. Anfangs September begannen in Neapel neue Volksdemonstrationen mit dem Rufe: „Nieder mit der Verfassung!" während Messina kapitulierte. Doch ward die Reaktion erst nach dem Falle Palermos (Mai 1849) wieder ganz unbehindert Herr und sie benutzte ihre wiedergewonnene Herrschaft aufs rücksichtsloseste. Carlo Poërio, der ehemalige Minister, Scialoja und Silvio Spaventa, die zukünftigen Minister, L. Settembrini gehörten zu den ersten Opfern. Schon 1849 wurden sie verhaftet und in unwürdigem Kerker gehalten. Den Prozeß (Ende 1850) hat Villari mit Recht ein großartiges Epos genannt, und Settembrini war der Held dieses Epos. Er suchte sich kaum zu verteidigen; er bestand nur auf seinem Rechte

und erklärte die ganze Verfolgung öffentlich für das, was sie war, einen Tendenzprozeß. Drei, darunter Settembrini, wurden zum Tode verurteilt, achtundzwanzig andere zu den Galeeren — meist Männer hoher Bildung und die später unter der italienischen Regierung hohe Staatsstellen bekleideten. Man muß in Settembrinis Denkwürdigkeiten die Kapitel über den Urteilsspruch und über die zwei Tage in capolla, sowie den herrlichen Brief lesen, den er an seine Frau schrieb, als er zu sterben glaubte, und welchen die „Edinburgh Review" für eine der beredtesten Seiten der italienischen Literatur erklärte. Er ward in alle Sprachen übersetzt und durchlief ganz Europa: er wird wohl von vielen vergessen sein in unsrer ereignisvollen Zeit; aber damals tat er mehr für die Sache Italiens als alle Kammerreden und Zeitungsartikel, und doch war es nur ein einfacher Abschiedsbrief an die Gattin. Edler als die Sprache dieses antiken Briefes, dramatischer in ihrer Einfalt als die Erzählung dieser Tage, welche der unerwarteten Begnadigung vorangingen, gibt es weniges in der Literatur unserer Zeit. Man hörte den ängstlichen Pulsschlag der Freunde und Verwandten, die draußen harren, während das Schaffot sich vor dem Fenstergitter erhebt; das Weinen und Schluchzen der Gefangenwärter, das Beten der „Weißen" (der Mönche) und die heitererhabenen Gespräche der drei zum Tode Verurteilten, deren ruhige Zuversicht in die Zukunft Italiens, in die Sorge der Freunde für ihre Witwen und Waisen, in den endlichen Triumph der Gerechtigkeit großartig kontrastiert mit der Aufregung oder dem Zusammenbrechen aller anderen. Der Raum erlaubt es nicht, sie hier anzuführen. Es genüge zu wissen, daß die Begnadigung

durch Mißverständnis des Staatsanwalts, nicht durch die Milde des Königs erfolgte, der das einmal Geschehene und Versprochene nicht zurücknehmen konnte. Am 4. Februar wurden alle Verurteilten mit Handschellen belegt und paarweise aneinandergebunden, erst nach Nisita, dann nach St. Stefano gebracht, wo sie noch acht Jahre bleiben sollten.

Sie wurden voneinander getrennt; nur Silvio Spaventa, heute Staatsrat und lange Zeit Arbeitenminister im Kabinett Minghetti, der Bruder des berühmten Hegelianers, Bertrando Spaventa, blieb bei ihm mitten unter dem scheußlichsten Verbrechergesindel. Der zweite Band der Denkwürdigkeiten, der uns die ganze Zeit von März 1849 bis März 1859 — der Stunde der Befreiung — schildert, ist zwar voll herrlicher Seiten, die jenen Kapiteln über den Prozeß und die Tage der Vorbereitung zum Schaffot in nichts nachstehen; allein nur der geringste Teil desselben ist von Settembrini redigiert worden. Seine Witwe hat seine Notizen, einige kleine Schriften und Briefe zusammengestellt, wodurch natürlich die Wirkung der in ihrer Schlichtheit so kunstvollen Erzählung des ersten Bandes nicht erreicht werden konnte. Auch scheint ihr manches unbekannt geblieben zu sein, unter anderen die zahlreichen Briefe an Panizzi, die doch durch ihre Hand gegangen sein müssen und durch welche wir den Rest unserer Mitteilungen vervollständigten. Immerhin ist des Interessanten die Fülle auch in diesem zweiten Bande. Die Fluchtversuche, die Hoffnungen und die Mutlosigkeiten, die Beschäftigungen, die Erfindungen, um mit der Außenwelt zu verkehren, die Gespräche der Mitgefangenen und die Bildnisse der merkwürdigsten Typen unter den Ver-

brechern füllen denselben aus und lassen kaum einen Auszug zu; und das Übersetzen könnte nur die wunderbare Frische dieser Bilder verwischen. Nur eine heitere Anekdote aus jener langen Leidenszeit finde hier ihre Stelle, als besonders charakteristisch für den südlichen Charakter. Eines Abends spazierten zwei Galeerensklaven — ehemalige Ziegenhirten — auf der Terrasse des Gefängnisses. Es war eine herrlich klare Sommernacht. Einer sagte zum anderen: Ich möchte soviel Schafe haben, als da Sterne am Himmel stehen. — Und wo würdest du sie zur Weide führen? — In deinem Feld. — In meinem Feld? Das wollte ich doch sehen! Ein Wort gibt das andere, die Messer fahren aus der Tasche und nach wenigen Minuten liegt einer der Ziegenhirten tot am Boden. Settembrini und Spaventa stellten bis tief in die Nacht allerlei tiefe Betrachtungen an über das Ereignis und über die Notwendigkeit der Volksbildung. Bald kam das Gespräch auf andere Gegenstände und Settembrini sagte: Wenn der Zug von Neapel nach Castellamare in Resina anhält, um Wasser einzunehmen — Ach was! Resina; in Granatella hält er. — Was für Dummheiten! ruft der andere, und in wenig Augenblicken springen die beiden vom Lager auf, auf dem sie ausgestreckt gelegen, ballen die Fäuste und liegen einander fast schon in den Haaren, als Settembrini sich besann: „Und wir haben über die Ziegenhirten philosophiert!“ — und die Freunde lagen einander lachend in den Armen. Bald ward er auch von Spaventa getrennt.

„Jetzt bin ich im wahren ergastolo; es ist mir und niemandem mehr erlaubt aus dem Flur, wo er ist, herabzusteigen; und ich, um mich nicht zu sehr unter die Wilden (gente efferata) zu mischen, gehe

nur höchst selten aus meiner Zelle oder vielmehr aus meinem Stalle heraus."

So schrieb er am 27. November 1852 an A. Panizzi, der sich in London seines Sohnes väterlich angenommen hatte. Wie das Papier und die Tinte beschafft oder vielmehr geschaffen worden, wie solche Zettel dann an seine Frau, an die englische Gesandtschaft, nach London kamen — alles das liest sich wie ein Schauerroman der zwanziger Jahre.

„Ich sehe keinen anderen Himmel als den, welcher das Höfchen des ergastolo bedeckt und ich sehe keine Menschengesichter. Nur wenn der Matrosenkurier kommt, darf ich hinuntergehen, um ihn zu sehen, der Untersuchung meiner Kleider beiwohnen, die (geöffneten) Briefe in Empfang nehmen und in meine Zelle zurückkehren. Bei dieser Lage der Dinge sehen Sie, daß jeder (Flucht)plan unmöglich ist: Zeit und Ehre können mir unter veränderten Bedingungen Rat bringen. Für jetzt leiden, noch immer leiden; anderes kann ich nicht. Einstweilen hoffe ich, daß Gott Barmherzigkeit mit mir habe; denn ich fühle, daß mir jeden Tag mein Verstand abhanden kommt und mein Herz sich verderbt; ich fürchte, daß, wenn ich lebend hier herauskomme, ich halb verdummt und halb schlecht herauskommen werde. ..... Sie tun so viel für meinen Sohn, fahren Sie fort ihn zu lieben, wie Sie's tun, und bekümmern Sie sich nicht so viel um mich: lebe ich doch allein in ihm und sorge nicht um mich. Möge er nur gut und glücklich sein und ich hier sterben. Ich bin's zufrieden."

Wohl hätte er die Freiheit erlangen können, wenn er um Gnade gebeten hätte wie so viele Leidensgenossen, oder sie erkauft wie andere: denn ein Advokat, der in des Königs Vertrauen war, trieb den Handel ganz systematisch und mit Wissen des Königs, „dem es lieber war, man glaubte, seine Milde werde für Geld verkauft, als daß man argwohnen könne, er lasse Gnade ergehen aus Schwäche; ja er wollte, daß man wissen solle, man könne

so herauskommen.“ Settembrini hätte durch die Engländer das Geld bekommen können; allein er wollte seine Freiheit so wenig erkaufen als erbetteln, und er blieb. Doch wies er die Hilfe zu einem Fluchtversuche, die ihm Panizzi bot, keineswegs ab.

„Wenn ich sicher wäre, schrieb er am 2. Juli 1855, ein Boot bereit zu finden, das mich an einem sicheren und unbeobachteten Orte erwartete, könnte ich eine Nacht wohl schon herauskommen; nicht allein, sondern mit fünf anderen Genossen, Gentlemen und politische Gefangene, mit welchen ich jetzt in einer Stube bin; ich müßte aber ganz sicher sein es zu finden; denn einmal heraus, könnte ich nicht mehr zurückkehren, und wenn wir das Schiff nicht fänden, wären wir alle verloren. Ueber die Weise herauszukommen ist es unnütz mit Ihnen zu reden; daran muß ich denken und ich habe oft daran gedacht und denke dran. Es braucht keine große Kühnheit und erfordert nur wenige und leichte Mittel. Mit Kühnheit bin ich hinreichend versehen; um mir die Mittel zu verschaffen, muß ich erst wissen, ob es möglich sei das Boot bereit und sicher zu finden. Ein Schiff mit einer Ladung ginge nach Neapel und bliebe dort einige Tage; der Kapitän würde sich mit Louisons (Mme. Settembrinis) Mutter in Einvernehmen setzen, würde die detaillierteste und genaueste Auskunft schriftlich haben, die jedoch unendlicher unvorherzusehender Zufälle wegen nicht lange voraus geschrieben werden könnte. Er würde genau angeben wie das Schiff ist und an welchen Zeichen erkennbar; und drei oder vier Tage vorher würde er uns wissen lassen, wenn es die Anker lichtet. Man müßte eine mondlose Nacht wählen oder in welcher der Mond in den ersten Stunden schiene. Das Schiff müßte ein oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang sich drei oder vier Meilen von der Insel zeigen, um sich zu erkennen zu geben: wir würden schon die Mittel und Augen haben es zu erkennen. Gegen Mitternacht müßte das Schiff sich an dem Orte befinden, den ich weiter unten angeben werde und da bis zum Tagesanbruch warten. Es müßte vier Matrosen haben, die mit Flinten bewaffnet wären für alle Fälle. Wenn diese ein Licht in einer Laterne sähen, müßten sie mit einem andern Lichte in einer andern Laterne antworten, sich dem Lichte nähern, ein Losungswort mit uns wechseln und uns ins

Schiff aufnehmen, selbst wenn sie uns, im Falle hohen Meeres, mit Tauen hereinziehen müßten. Das Schiff könnte uns nach Genua, Cagliari, Corsica oder Malta bringen, wo nur immer Sicherheit wäre."

„Nun muß ich Ihnen sagen, wie die Insel gestaltet ist, von der ich eine Skizze beilege, die ich, so gut ich konnte, aufgenommen; sie kann Ihnen eine klare Idee vom Orte geben. Es ist ein hoher Felsen von ungefähr einer Meile (20 Minuten) Umkreis und ist von Ventotene (dem andern Gefängnisse), welches nach Westen liegt und weniger hoch ist, durch einen Kanal von etwa einer Meile Breite getrennt. Nach Süden ragt sie achtzig und mehr Meter hoch über das Meer; nach Norden ist sie niederer; ohne Strand irgendwo, ganz von Felsen starrend. Auf der breiteren Nordseite steht das ergastolo, das nur von sieben äußeren Schildwachen bewacht wird, die ich auf der Skizze mit Punkten angegeben .... Sie sehen durchaus die Ost- und Südseite nicht und geben nur auf die Mauern des Gebäudes acht. Die Insel hat weder Zollamt noch Zollsoldaten; sie hat keine anderen Einwohner als die Beamten des ergastolo und einen Bauer, der mit seiner Familie in einem Hause nach Südosten wohnt .... Die Schiffe kommen tagsüber und nähern sich einem Felsen gegenüber von Ventotene, wo die gemeinsame Landestätte ist. Nie kommt ein Schiff die Nacht an; wenigstens ist es diese fünf Jahre nicht vorgekommen ... Alle Personen, welche auf der Insel sind, werden die Nacht im ergastolo eingeschlossen mit Ausnahme der sieben Schildwachen. Gegen Osten ist das Bauernhaus, das man auch auf acht bis zehn Meilen sieht, wenn man von Ischia kommt. Unter diesem Hause ist eine lange nackte Mauer, in der sich sehr deutlich erkennbar ein Bogen öffnet, der weiß bemalt ist; und beinahe senkrecht unter diesem Bogen tief, tief unten am Meere, ist eine ganz kleine Bucht, wo man hinabsteigen und das Boot unbemerkt erwarten kann. Die Insel ist so hoch, daß ein Schiff ganz um sie herumfahren und berühren könnte selbst nach Norden, ohne von den Schildwachen gesehen zu werden; daher es leicht ist sich zu nähern und gefahrlos nach Osten oder Süden liegen zu bleiben."

Bald konnte ihm Panizzi schreiben, ein kleines Dampfboot gehe ab, um sich an der bestimmten Stelle zu finden. Das war mehr als Settembrini erwartet. Er jauchzte

vor Freude. Ein anderer Brief vom 31. August 1855 in sympathischer Tinte gab nun noch die allergenauesten Details und man staunt über den Scharfsinn und die praktische Klugheit des Träumers. Zeichen, Losungsworte, Stunde: alles ist bestimmt. Sechzehn Tage vor der Ankunft des Schiffes müssen die englischen Freunde in Neapel, vier Tage vorher die Gefangenen benachrichtigt sein: man rechnet auf einen Tag zwischen dem 6. und 18. Oktober; der 6. Oktober kam und verstrich und der 18. verging, ohne daß das Schiff sich zeigte: es war in der Nähe von England gescheitert.

Auch alle folgenden Bemühungen der Gefangenen und ihrer Freunde mißglückten; endlich rieten ihnen selbst die Stolzesten, wie Panizzi, um Gnade nachzusuchen, lieber als nach der Argentina zu gehen, wohin die neapolitanische Regierung sie zu deportieren sich erbot:

„Herr Panizzi", schrieb er den 2. März 1857 an M. Fagan, einen Attaché an der englischen Gesandtschaft, „Herr Panizzi ist ein Mann von solcher Autorität für mich, ich schätze ihn hoch, ehre und liebe ihn und bin ihm so viel schuldig, daß es mich wirklich schmerzt anderer Meinung zu sein als er; und ich glaube, entweder sind ihm meine Absichten falsch berichtet worden, oder er weiß mehr als ich. Ich schreibe ihm nicht selber, da er in seinem Briefe seine feste Überzeugung ausgesprochen und es nur als eine Unhöflichkeit erschiene, ihm zu widersprechen. Ich bitte Sie daher, mich, wenn Sie sie wissen, die Gründe wissen zu lassen, welche Herr Panizzi hat, um mir jenen Rat zu geben, oder auch ihm meine Gründe auseinanderzusetzen, wenn Sie sie für gut halten, da Sie es mit mehr Anstand tun können als ich. Ich will nichts tun, was irgend einem Menschen auf der Erde mißfallen könnte, geschweige denn ihm und seinen Freunden, die mir soviel Wohlwollen bezeigt; aber ich glaube, daß, wenn ich vernünftig handle, weder er noch irgend jemand es übel nehmen und mich tadeln kann.

„Sie, mein Herr, der Sie so lange unter uns gewohnt haben, und die Absichten wie die Meinungen der Regierung und der libe-

ralen Partei so gut kennen, wissen, daß unter den jetzigen Umständen ein Gnadengesuch keine persönliche Sache ist, es ist nicht nur ein Opfer der eigenen Würde und jenes gerechten und heiligen Stolzes, den jedermann, der sich als Menschen fühlt, haben soll; es ist kein Paktieren mit einem Briganten, um ihn ums Leben zu bitten; es ist ein öffentlicher Akt, ein Verleugnen des politischen Glaubens, zu dem man sich bekennt; ein Anerkennen als gerecht, gesetzlich, heilig einer ungeheuren Anhäufung von seit neun Jahren begangenen Ungerechtigkeiten; es heißt der Nation sagen, daß wir alle Unrecht haben und ein einziger Recht hat; es hieße Frankreich und England Lügen strafen, die das Verfahren der neapolitanischen Regierung so feierlich mißbilligt; es hieße der öffentlichen Meinung Europas sagen: Ihr habt euch geirrt. Die neapolitanische Regierung weiß sehr wohl, daß die Gesuche diese Bedeutung haben und darum wendet sie alle erdenklichen Insinuationen und Suggestionen an, um sie zu erlangen; und wenn die Gesuche nicht niedrig sind, nimmt sie sie nicht an, denn sie will den, der sie macht, nicht nur demütigen, sondern auch aller Scham berauben. Wenn es kein anderes Tor gibt, um aus dem ergastolo zu kommen, ich werde nie an dieses klopfen; ich werde hier bleiben, hier sterben, gleichviel. Viele andere haben um Gnade nachgesucht; ich weiß es und tadle sie nicht; aber ich hoffe, niemand auch kann mich tadeln wegen meines festen Entschlusses. Aber in diesem Punkte bin ich nicht anderer Meinung als Herr Panizzi und konnte es nicht sein; er sagt ja, wenn man ein entehrendes Gesuch verlange, es um keinen Preis zu geben. Man muß es aber wissen, daß man nichts anderes im Auge hat als die Zertretnen auch zu entehren, ihnen das einzige Gut zu nehmen, das ihnen bleibt, sie angesichts der Nationen als erniedrigt und kriechend darzustellen, glauben zu machen, sie hätten kein rechtes Bewußtsein gehabt von dem, was sie getan, sie hätten das Herz nicht ihrer Sache treu zu bleiben, weil sie fühlten, daß sie ungerecht sei; und nachdem man sie so gedemütigt, ihnen Gnade zu Teil werden zu lassen (an der man sogar zweifeln dürfte; denn es gibt Briganten, die einem das Leben versprechen, damit man sein Geld herausgebe, und einem dann Geld und Leben rauben), eine verächtliche Gnade, bittrer als die Galeere und der Tod. Aber meine Ehre ist mein, mein Gewissen ist mein und keine Macht der Erde kann mir dies einzige Gut, das mir noch bleibt, entreißen.

Ich aber bin überzeugt und sicher, daß ich mit dem Einreichen eines Gnadengesuchs mir selbst und der gemeinsamen Sache schaden würde und deshalb bin ich entschlossen, es nie und um keinen Preis zu tun."

Eher noch würde er das Anerbieten der Regierung annehmen, nach der Argentina zu gehen, wovon ihm Panizzi so dringend abrät, weil er darin eine versteckte Deportation sieht.

„Aber mein Herr, in diesem furchtbaren Kerker verliere ich täglich den Verstand, das Bewußtsein, das Menschentum; und was mich am meisten martert und mir in die Seele brennt und die Strafe verdoppelt, ist, daß ich seit sieben Jahren von der Mildtätigkeit anderer lebe. Das ist eine unerträgliche Lage, und um sie zu fliehen, ginge ich gerne nach Argentina und Patagonia, ja nach dem Pol und wo immer ich mit meiner armen Frau und meinem lieben Sohne arbeiten und von der süßen Frucht meiner Arbeit leben könnte."

Man ersparte ihm die Wahl: was allen anderen angeboten ward, wurde ihm nicht vorgeschlagen, und er blieb.

Als im Jahre 1859 das Herannahen des italienischen Krieges die ganze Halbinsel aufregte, fühlte auch König Ferdinand, daß der Augenblick gekommen sei, etwas zu tun. Gladstones Protest vom Jahre 1851, als er Settembrini, Poërio und Pironte und die anderen in unwürdigen Fesseln unter Verbrechern gesehen, hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht, denn er wußte schon, von England hatte er nichts zu befürchten. Die französischen Rüstungen imponierten ihm ganz anders. So verwandelte er die Strafe der lebenslänglich Verurteilten erst in Deportation, dann in einfache Verbannung. Zwei Fregatten brachten die Gefangenen in den Hafen von Cadix, wo ein amerikanischer Segler gemietet wurde, der sie nach Südamerika bringen sollte. Schon vor Gibraltar begegnete ihnen ein Kauffahrteischiff; es war ein Sardinier,

der die dreifarbige Fahne aufhißte, „die wir nach zehn Jahren in offenem Meere auf dem Wege zur ewigen Verbannung wiedersahen. Alle entblößten ihr Haupt; selbst die Matrosen folgten dem Beispiel.“ Nach vierzehn Tagen segelte endlich der „David Stuart“ ab; noch zwei Tage lang von einer neapolitanischen Fregatte begleitet. Ein junger Mensch, anscheinend ein ausgewachsener Schiffsjunge, servierte bei Tisch. Settembrini hatte ihn schon längst erkannt und sich bald mit ihm verständigt. Kaum war man auf hohem Meere, so öffnete eines Tages der junge Mann seinen Koffer, zog die Uniform eines englischen Marine-Offiziers heraus, legte sie an, stieg aufs Deck und befahl dem Kapitän, nach England zu steuern. Es war Settembrinis ältester Sohn, der durch Gladstones Vermittlung seit sieben Jahren in die englische Marine aufgenommen war, von der Sache gehört hatte und nach Cadix geeilt war, wo er sich als einen Schiffsküchenjungen aus Kuba hatte aufnehmen lassen. Der Kapitän wollte anfangs nicht gehorchen, aber die Gefangenen waren zahlreich und stark. Der junge Settembrini nahm selbst das Steuer in die Hand; die englische Uniform imponierte und so ging's denn geradeaus nach England, wo echt englische Ovationen die unglücklichen Märtyrer erwarteten. Soweit die „Denkwürdigkeiten“.

Im folgenden Jahre 1860 kehrte Settembrini natürlich in die Heimat zurück. Er verlangte nichts von der neuen Regierung. Die einzige Gunst, um die er bat, war, daß man ihm eine Schulinspektion anvertraue, damit er einmal in seinem Leben ganz Italien sehen könne. Das ward ihm denn auch vergönnt. Im übrigen lebte er ganz in der Familie und in seinen Vorlesungen, die

einen ungeheuren Zudrang hatten. An der Politik nahm er nur indirekt teil. Man bot ihm mehrere Male eine Kandidatur für das Haus der Abgeordneten an, aber er wollte sich keiner Partei pflichtig machen, und so blieb er ausgeschlossen. Erst fünfzehn Jahre nach der Befreiung und Einigung Italiens ward er von Minghetti in den Senat berufen, wo er nur eine Rede hielt, die aber einen gewaltigen Widerhall fand, eine Rede zugunsten des armen notleidenden Volkes beider Sizilien, desselben Volkes, das einst in der Verfolgung der Patrioten König Ferdinands Freiwilligenheer gebildet hatte. Settembrini starb dreiundsechzigjährig am 3. November 1876 in den Armen seiner treuen Gattin, der wir die Mitteilung dieses herrlichen Buches verdanken, seiner letzten, vollendetsten und dauerndsten Arbeit.

X.

Giuseppe Pasolini.

(Giuseppe Pasolini. Memorie raccolte da suo figlio. Imola 1880. Ein Band in 8°, 649 S.)

Graf Giuseppe Pasolini, dessen Lebensbeschreibung uns von seinem Sohne geboten wird, hat eine hervorragende Stellung unter den Staatsmännern seines Vaterlandes eingenommen. Er ist Minister Pius' IX. wie Viktor Emanuels gewesen, hat neuerworbene Provinzen verwaltet und wichtige diplomatische Sendungen übernommen; er ist 1876 als Präsident des italienischen Oberhauses im Alter von 61 Jahren gestorben. Mehr aber noch als durch seine Ämter und Jahre ist er durch seine Lebensstellung und Bildung, seine Gesinnung und Haltung ein Mann der Generation gewesen, welche das neue Italien geschaffen hat. Ich würde ihn einen Typus nennen, wenn er nicht eben doch geistig und vor allem sittlich die meisten seiner Zeit- und Standesgenossen, die ja selber eine geistige und sittliche Aristokratie bildeten, um so vieles überragt hätte. Das geschmackvoll und lebendig geschriebene Buch seines Sohnes, dem der engere Freundeskreis schon ein zart empfundenes Charakterbild der Mutter verdankt, ist mehr als ein Zoll der Liebe und Ehrfurcht; es ist ein wertvoller Beitrag zur Entstehungsgeschichte Neu-

italiens. Die zahlreichen Briefe Pasolinis und seiner Freunde, welche uns hier mitgeteilt werden, berichtigen zwar nur in wenigen Punkten die uns bekannten historischen Tatsachen; aber sie zeigen uns dieselben von einer Seite, von der man sie nicht immer genugsam angeschaut hat. Eine gewisse Stimmung jener Zeit tritt darin sogar weit mehr zutage, als in den gleichzeitig erschienenen Briefen von Gioberti und an Panizzi, mehr sogar als in Tabarrinis Lebensbild von Gino Capponi, das dem vorliegenden Werke sonst wohl am nächsten kommt.[1])

I.

Giuseppe Pasolini wurde im Jahre 1815 zu Ravenna aus einem alten und wohlhabenden Adelsgeschlechte der Romagna geboren und erhielt die in solchen Familien damals übliche Erziehung, teils zu Hause, teils im Gymnasium des nahen Reggio (d'Emilia). Früh schon schickte

---

[1]) J. Domenico Berti: Di Vincenzo Gioberti con sue lettere inedite Firenze 1881 (womit zu vergleichen: Il Piemonte nel 1850. 1851. 1852, lettere di V. Gioberti ed E. Pallavicino, per cura di B. E. Maineri, Milano 1875), Luigi Fagan: Lettere ad Antonio Panizzi. Firenze 1880 (nicht zu verwechseln mit desselben L. Fagan: Life of Sir Anthony Panizzi. London 1881) und Marco Tabarrini: Gino Capponi, i suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Firenze 1879. Von größter Wichtigkeit ist A. v. Reumonts Gino Capponi, ein Zeit- und Lebensbild (Gotha 1880, italienisch Milano 1881), weil es den Eindruck abspiegelt, den diese Kreise auf einen Fremden, ja fast Gegner, machten, der denselben jedoch näher gekommen ist als irgend ein außer ihnen geborener Italiener.

ihn sein Vater auf Reisen, nach Toskana, Rom, Neapel, wo er seine Studien beendete oder vielmehr vervollständigte: denn hier waren es Botanik, Zoologie und Mineralogie, die ihn fast ausschließlich in Anspruch nahmen, während er bis dahin seinen Geist beinahe nur an der römischen Literatur genährt hatte. Von der Universität aus ging der Einundzwanzigjährige nach der Schweiz, nach Frankreich, England, Deutschland, Holland und Belgien, wo er sich keineswegs, wie die vornehmen englischen Jünglinge auf dem grand tour meist zu tun pflegten, mit dem Studium der Gasthöfe und Theater begnügte, sondern eifrig Bibliotheken und Vorlesungen, botanische Gärten und chemische Laboratorien besuchte, sowie Verbindungen mit bedeutenden Männern anknüpfte, welche sich als ebenso dauernd wie vorteilhaft erweisen sollten. Kurz nach seiner Rückkehr verlor er den Vater und heiratete bald darauf eine junge lebhafte Mailänderin, welche das ganze Leben des etwas zur Schwermut neigenden jungen Mannes erhellte und das Selbstvertrauen, wo nicht den Ehrgeiz zu wecken wußte, der ihm nur zu sehr abging. Denn auch darin war Pasolini ein Mann seines Volkes und seines Standes, daß der Stachel des Ehrgeizes bei ihm ein höchst stumpfer war, — ein Zug, der diese Gruppe vornehmer Staatsmänner ganz besonders von der der englischen Whigs unterscheidet, denen sie nachzueifern wünschten, mehr noch von den freisinnigen katholischen Edelleuten des damaligen Frankreich, den Tocqueville und Montalembert, den de Coux und Corcelles, mit denen sie sonst so viel wahlverwandtschaftliche Ähnlichkeit aufweisen. Im Grunde waren alle diese Italiener, mit Ausnahme Cavours und Minghettis, recht gleichgültig

gegen die Ehre, ablehnend gegen die Verantwortlichkeit, lau zur Arbeit des Regierens: nur der Patriotismus, die herrschende Leidenschaft der Zeit, konnte sie zur Annahme der glänzenden Last bestimmen.

Bald nach seiner Verheiratung war Pasolini, der einen ausgeprägten Geschmack am Landleben und Landbau hatte, nach einem seiner Güter bei Imola gezogen, wo gerade Kardinal Mastaï den Bischoffitz einnahm. Es war die Zeit, wo Giobertis Primato, Balbos Speranze und M. d'Azeglios Casi di Romagna ganz Italien begeisterten und zu neuem Leben erweckten: die Befreiung vom Joche der Fremden, nicht mehr auf dem Wege der Verschwörung, des Tyrannenmordes, des Aufstandes, sondern, dank der organisierten Macht der bestehenden Regierungen, ein Bündnis aller italienischen Fürsten gegen Österreich, unterm Vorgang Piemonts und mit dem Segen Roms, ein Auferstehen des Guelfentums gegen den Ghibellinismus schwebte allen jugendlichen Geistern vor, und Pasolini war's, der auf seiner Villa von Montericco dem nicht eben in der Tagesliteratur bewanderten Prälaten jene Bücher zu lesen gab, er und die Gräfin, welche dieselben mit ihm besprachen, deren Gedanken erläuterten und ausführten. Natürlich rissen Giobertis Träume von der Wiederherstellung der römischen Weltherrschaft und dem erneuten Papsttum, das, an der Spitze des wiedergeborenen Italien, an die Spitze des befreiten Europa treten sollte, den eitlen Priester fort, dessen Gedanken so unklar als seine Bildung lückenhaft, dessen Willen so bestimmbar als seine Phantasie lebhaft war. Dem fehlte es nicht an Ehrgeiz. Wie oft mochte er wohl schon wie St. Peter geträumt haben:

So was vom Regiment der Welt
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken.

Und warum sollte ihn seine Phantasie nicht schon in die Rolle des neuguelfischen Hohenpriesters versetzen? So unbestimmt und gering auch seine Aussichten auf die Tiara sein mochten, eines der siebzig Lotteriebillets besaß er immerhin: er war ja Kardinal. Und siehe, es dauerte kein Jahr, so war der Bischof von Imola Papst Pius IX. Einer der ersten, die nach Rom berufen wurden, um dem heiligen Vater in seinen Reformplänen beizustehen, war G. Pasolini; hatte ihm doch niemand eindringlicher als der Graf zu Gemüte geführt, daß nur solche Reformen das Land von der furchtbaren Krankheit der geheimen Vehmen befreien könnten, die nirgends heftiger wütete als in der Romagna; daß nur solche Reformen das Haupt der Christenheit und des Kirchenstaates zum Haupte Italiens machen könnten. Pasolini ward in dem am 10. April 1847 geschaffenen Staatsrate Mitglied für Ravenna. Er nahm dieses erste öffentliche Amt an wie alle späteren, aus Pflichtgefühl; viel lieber wäre er bei seinen Pferden und seinen Äckern geblieben; aber wie hätte er sich seinem Vaterlande, wie seinem Souverän entziehen können, den er selbst mehr als irgend ein anderer auf den eingeschlagenen Weg gedrängt hatte?

Indessen trieben die Ereignisse immer weiter. Die Bewegung, zu der der neue Papst den Anstoß gegeben, und welche in Turin und Florenz, in Neapel und Palermo nachgezittert hatte, wuchs ihm bald über den Kopf und riß ihn von Tag zu Tag weiter fort als ihm lieb war. Nicht lange, so folgte dem Staatsrat und der Amnestie

die Berufung eines Laien ins Ministerium (12. Februar 1848), und dieser Laie war G. Pasolini, den man nicht einmal vorher befragt hatte, der sich aber nach einigem Widerstreben und als man ihm zwei andere Laien zu Kollegen gab, dazu entschloß, das Portefeuille des Handels und des Ackerbaus anzunehmen. Schon am 8. März, nach dem Eintreffen der Pariser Nachrichten, verlangte die öffentliche Meinung mehr, und auf Pasolinis Vorschlag ward sein drei Jahre jüngerer Landsmann Marco Minghetti ins Ministerium berufen; aus jener Zeit datierte die enge Freundschaft, welche die beiden gleichgesinnten Romagnolen fürs Leben verband. Das Verhältnis der zwei jungen Minister zu ihrem Souverän blieb nicht lange ungetrübt. Eine Weile lagen der Patriot und der Priester in der Seele Pius IX. miteinander in Streit: endlich siegte der letztere. Das auf Pasolinis und Minghettis Betreiben an die Grenze geschickte Heer, welches die piemontesische Armee gegen Österreich zu unterstützen gemeint war, ward zur Untätigkeit verdammt: der Papst hielt ohne Mitwissen seiner Minister jene berühmte Allokution vom 29. April, worin er gegen ihren Rat alle kriegerische Absichten verleugnete, und welche deren Entlassung zur Folge hatte (30. April). Er wußte sie zwar noch einmal zur Zurücknahme ihrer Portefeuilles zu bestimmen, indem er ihnen vorspiegelte, man habe sein Latein falsch verstanden und er werde am folgenden Tage eine neue Proklamation erlassen, worin er sich bestimmter in ihrem Sinne aussprechen würde; allein er war — schwach genug, sein Versprechen nicht zu halten. Am nächsten Abend ging er mit seinen Ministern Recchi und Pasolini in den Gärten des Quirinal auf und ab. „Sie sollen sehen," sagte er

wiederholt mit heiter-ruhiger Stimme, „ich werde Sie zufrieden stellen. Ja, ich will Ihnen sogar die Druckbogen zeigen; so werden wenigstens keine Mißverständnisse mehr zwischen uns entstehen.“ Und als der Diener, den er darum in die Druckerei schickte, mit der Antwort zurückkam, sie seien noch nicht fertig, wiederholte er: „Geh und hole die Druckbogen.“ Und wieder kam der Diener zurück: „Heiligkeit, sie sind noch nicht fertig.“ „Geh noch einmal hin und sage, daß ich nicht weggehe von hier, bis ich die Druckbogen habe.“ Der Diener ging zum dritten Male nach der Druckerei, als er aber nicht zurückkam, sagte Recchi: „Heiligkeit, es ist schon dunkel, die Luft wird feucht; wir möchten nicht, daß Ew. Heiligkeit sich mit dem Warten hier eine Krankheit zuzöge. Die Druckbogen werden ja morgen früh dasselbe sagen.“ Die Druckbogen aber, oder vielmehr die überall in der Frühe angeschlagene Proklamation, sagten etwas ganz anderes. Man hat behauptet, Kardinal Antonelli sei während der Nacht in die Druckerei gegangen und habe das Schriftstück in seinem Sinne korrigiert. Wenn dem so ist, so wissen wir, wie ihn der Papst für diese seine Eigenmächtigkeit belohnte. Er freilich leugnete es. Als Pasolini, Minghetti und Recchi, die jetzt von neuem ihre Entlassung einreichten (2. Mai), Rom verließen, schlug Antonelli die Hände über dem Kopf zusammen über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, über die Täuschung, die ihnen der Papst bereitet. „Sie sind glücklich: Sie können gehen. Aber ich mit diesem Kleide! Ah! Pio Nono kriegt mich nicht wieder in seinen Dienst!“ [1])

---

[1]) Es unterliegt, nach den hier vom jungen Pasolini mitgeteilten Berichten, keinem Zweifel mehr, daß die vielbesprochene und berüchtigte Allokutionsgeschichte sich auf diese Weise zugetragen. Schreiber

Während Minghetti ins Lager Karl Alberts eilte, um gegen Österreich zu fechten, zog sich Pasolini nach Florenz zurück, wo ihn bald seine Ernennung zum Vizepräsidenten des neugeschaffenen römischen Oberhauses erreichte. Auf Graf Mamianis und Farinis Bitten, welche im neuen Ministerium saßen, nahm er, obschon widerstrebend, an. Allein die Dinge gingen immer schiefer. Mamiani war der Lage nicht gewachsen und Pasolini riet dem Papste, Pellegrino Rossi, den Freund Guizots, an die Geschäfte zu berufen, einen Mann von Energie, Geschäftskenntnis, Intelligenz und hoher Bildung, der dem heiligen Vater schon als französischer Botschafter nahe gekommen war. Rossi hatte keine zwei Monate die Regierung geführt, (15. November), als der Dolch des Meuchelmörders ihn erreichte. Wiederum wandte sich der Papst in seiner Not an Pasolini; allein zur Annahme des Ministeriums konnte er den Grafen, trotz all dessen ritterlicher Ergebenheit, nicht bewegen. Derselbe schlug Galletti vor, dessen Schwäche oder Duplizität dann sofort zu den bekannten Volksdemonstrationen und der Flucht des Papstes nach Gaëta führte (25. November). Pasolini suchte in Rom zu mäßigen, in Gaëta das Festhalten an der freisinnigen und nationalen Sache zu befürworten, aber umsonst. Die revolutionäre Partei bemächtigte sich des Steuers, dort wie in Florenz alles durch ihre Ausschreitungen verderbend,

---

dieses hat übrigens das Manuskript der päpstlichen Proklamation, das sich im Nachlaß Kardinals Pentinis befand, selbst in Händen gehabt und kann Pasolinis Angaben in diesem Punkte bestätigen: dasselbe ist zwar von Pentinis Hand geschrieben, enthält aber mehrere Korrekturen von der Hand Pius IX. und ist in der Tat im direkten Widerspruch mit dem am 2. Mai angeschlagenen Texte.

und der heilige Vater, dessen aufgeregte Phantasie nur noch Mord und Plünderung sah, hatte sich mit dem Eigensinn der Schwäche an die Reaktionsgedanken angeklammert, die er nicht mehr fahren lassen sollte. Pasolini verließ Rom, und obschon er dem Papste die persönliche Anhänglichkeit bewahrte, welche derselbe so vielen Laien einzuflößen wußte, wollte er dem unzuverlässigen Fürsten doch nie wieder dienen. Auch ihn aber scheint bis ans Ende das gewinnende Naturell und die fast unbewußte Koketterie Pio Nonos über die geistige und gemütliche Leere des leidenschaftlich-selbstischen Priesters getäuscht zu haben.

II.

Pasolini zog sich nach Toskana zurück, wo er die ersten Jahre der Reaktion in ländlicher Zurückgezogenheit zubrachte. Er kaufte ein schönes Landgut, Fontallerta (Fonte all' Erta), auf dem Hügel unterhalb Fiesoles, das noch heute im Besitze seiner Familie ist und wo er fast ausschließlich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Ackerbau, sowie der Erziehung seiner Kinder und philosophisch-literarischen Studien lebte. Doch ward die Stille dieses Lebens oft unterbrochen durch gemeinsam unternommene Reisen nach der Schweiz, Deutschland, Holland, Frankreich, England und Schottland, wie durch Besuche in Florenz und auf den Landsitzen seiner toskanischen Freunde, oder den Empfang fremder Gäste, wie Lord John Russels und dessen Schwiegervater Lord Mintos. Damals war es, wo er sich mit Gino Capponi, Ubaldino Peruzzi, besonders aber mit Bettino Ricasoli enger verband.

Es lebte zu jener Zeit in Toskana, dessen Adel sonst durchaus städtische Gewohnheiten und Neigungen hatte, ein freilich nicht sehr verbreitetes Interesse am Ackerbau: Lambruschini und die Georgofili trieben die Sache mehr systematisch, Cosimo Ridolfi und Ricasoli praktisch, wie Pasolini selber, der übrigens auch schon in der Romagna eine Agrargesellschaft gegründet hatte, mit deren Leitung er dann auch betraut worden war. Der Ackerbau war außerhalb Toskanas sehr in Verfall geraten. Die Edelleute lebten meist in Städten, taten nichts, um das Los ihrer Bauern zu verbessern, zufrieden, wenn nur der Pachtzins richtig einkam, der dann in Festen und Prunk aller Art vergeudet wurde. Es fehlte durchaus an Vizinalwegen, die Wohnungen der Landarbeiter sahen Ställen ähnlicher als Häusern, und die Ställe selbst waren verwahrlost, eng und schmutzig, die Kost der Bauern eine elende; nichts geschah gegen die Überschwemmungen, nichts zur Verbesserung des Bodens; die Herren selber sah man fast nie. Nur im Herbst öffneten sich die langen Fensterreihen der großartigen Schlösser, welche sich überall inmitten dieses Elendes erhoben und eine muntere Schar von Herren, Damen und Dienern hielt ihren Einzug, um ihren kurzen Landkarneval mit Theater, Maskeraden, Bällen usw. zu feiern. Nach dem Stand der Ernte, den Bedürfnissen des Bodens erkundigte sich niemand; noch weniger dachte man daran, den Bauern mit Rat und Tat beizustehen. „Sie tun wohl daran," meinte Pasolini, der von den Vorvätern andere Sitten geerbt; „könnten sie sie nur ganz vergessen, anstatt herzukommen um sie zu verderben." Er war der gerade Gegensatz zu diesen polnischen Magnaten. Er fühlte sich nirgends so wohl als unter den Landleuten. Eingedenk

des Wortes von Plinius: „fertilissimum in agris oculum domini esse", ritt er oft Tage lang mit den Söhnen von Hof zu Hof, um selber nach allem zu schauen, verbesserte die Bauernhäuser, versuchte neue Düngmethoden, regelte die Bewässerung, ließ die Straßen ausbauen, pflanzte Wald an, führte die Vierfelderwirtschaft, neue Instrumente, fremde Vieharten, namentlich Schweizerkühe, ein; und wo er erschien auf seinen Gütern, hellten sich die Gesichter der armen Bauern auf, als ob ein Sonnenstrahl auf sie fiele. Jeden kannte er persönlich, wußte von jedem Kinde den Namen, erkundigte sich nach jeder Krankheit, jedem Unfall.

Wenn er auch nicht die gewaltigen pekuniären Vorteile erzielte, die Cavour in Leri, Ricasoli in Brolio durch ihre Meliorationen erlangten, so fand er doch in der Anhänglichkeit und dem Wohlstande seiner Landleute, sowie in der eigenen Freude an der Tätigkeit, eine reiche Belohnung. Non utilitas me solum, sed etiam cultura et ipsa natura delectat — pflegte er mit Ciceros Cato zu sagen; und dieser Naturgenuß hatte wie der der Alten, wie überhaupt der Romanen, wenig von der Sentimentalität der unsrigen, welche überall Beziehungen auf das Menschengemüt und Stimmungen in der Natur sucht: es war die Freude an der Fruchtbarkeit, an den schönen, plastischen Formen, an den Farben der Hügel, an der Vegetation, zum höchsten an den historischen Reminiszenzen, welche sich dem Lateiner überall in seinem alten Lande bieten. Zugleich auch war es ihm um das moralische und politische Beispiel zu tun. Er ward nicht müde, das englische Leben dem französischen und mehr noch dem italienischen entgegenzusetzen. Die Sucht der Italiener,

in Städten zu leben, ja sich des Landes zu schämen, das Heimatsdorf zu verleugnen, geißelte er ohne Unterlaß. Immer und immer wieder bestand er darauf, daß der Platz eines Gutsbesitzers auf seinem Gute sei und daß er nur Geschäfte halber die Stadt besuchen dürfe; daß die Arbeit des Landes nicht den Luxus der Städte bezahlen dürfe; aufgebracht gar war er gegen die Stadtverwaltungen, welche sich von den Abgaben des armen Landmanns — in vielen Gegenden Italiens leben die Landarbeiter ja in den Städten — ihre Theater, Gymnasien und Universitäten zahlen ließen. Und er war der Überzeugung, daß auch die politische Überlegenheit seiner vielbewunderten Engländer mit in ihrer ökonomischen Tätigkeit ihren Grund habe. „Verachtet nicht die Landwirte,“ pflegte er mit Sokrates zu sagen, „denn die Verwaltung der eigenen Güter unterscheidet sich nur in der Größe von der der öffentlichen Geschäfte: im übrigen sind sie gleich. Das aber ist das Hauptsächlichste, daß weder die öffentlichen, noch die Privatgeschäfte ohne Menschen betrieben werden können, noch auch werden die Privatgeschäfte mit andern Menschen betrieben, als die öffentlichen — und wer sie zu gebrauchen versteht, regiert glücklich die einen wie die andern; wer sie nicht zu gebrauchen versteht, begeht hier wie dort Fehler.“

Auch Pasolini sollte noch einmal, und länger und wirksamer als das erste Mal, seine in der Gutsverwaltung erworbene Menschen- und Geschäftserfahrung im öffentlichen Dienst verwenden. Zwar wollte es ihm nicht gelingen, den durch die Schrecknisse des Jahres 1848 verstörten Geist des heiligen Vaters, den er während jener Zeit einige Male, sei's in Rom, sei's in der Romagna, sah, zurückzubringen; aber es ward ihm möglich, als

Bürgermeister von Ravenna, manch Gutes zu stiften, viel Schlimmes zu hindern. Er hatte die Wahl seiner Mitbürger zu diesem Ehrenamte, die er zwölf Jahre früher abgelehnt hatte, im Jahre 1857 angenommen und man kann wohl sagen, daß die beiden Jahre dieser seiner Stadtverwaltung die befriedigendsten und ersprießlichsten seiner ganzen öffentlichen Laufbahn gewesen sind. Diese Art von Beschäftigung war so recht sein eigenstes Fach. Auch hier tat er alles selbst: besichtigte die Schulen, ließ Straßen anlegen, betrieb den Bau einer Eisenbahn, gab sich mit den Landarbeitern ab, deren Los er zu bessern suchte und die ihn vergötterten, obschon er keinerlei Familiarität gegen sie übte, aber er suchte ihre Hütten mit Hilfe der Sparkassengelder gegen einen billigen Zins wiederherzustellen; als eine Getreideteuerung eintrat, ließ er — es war zur Zeit, wo der Bürgermeister noch die Brotpreise festsetzte — alle feineren Brotsorten den Aufschlag tragen, während er das gemeine Brot auf dem früheren Preise hielt. Und ähnlich verfuhr er in allen Zweigen der Verwaltung. Indessen reiften die Geschicke Italiens.

III.

Pasolini besuchte im Laufe des Jahres 1858 seinen Freund La Marmora in Genua und machte in Turin in einer Abendgesellschaft die Bekanntschaft Cavours, der ihn auf den andern Morgen fünf Uhr (!) zu sich lud und ihm ein Wort von dem Bevorstehenden zuraunte. „Beim Hören dieser großen und gefährlichen Neuigkeiten standen mir die Haare zu Berge.“ Man kann sich denken, mit welchen

Gefühlen er den Ereignissen von 1859 folgte. Nach der Revolution vom 13. Juni, welche in Ravenna die päpstliche Herrschaft umstieß, und nach der Abfahrt des Legaten, dem er selber das schützende Geleit gab, blieb Pasolini eine Zeitlang die einzige Autorität des Landes, tat jedoch nichts Feindliches gegen den Papst und trat von seinem Amte ab, als die Diktatur proklamiert ward, um dem König Victor Emanuel seine Dienste in einem anderen Landstriche anzubieten. In Villafranca gerade angekommen, ward er Zeuge von dem Zorne Cavours und seiner Entlassung. Während der schweren neun Monate, die folgten und in denen sich der Patriotismus wie die politische Fähigkeit der Italiener so glänzend bewährten, suchte er wie Farini, dem das Hauptverdienst jener Erfolge zuzuschreiben ist, wie die meisten Romagnolen, eine Einigung der vier Zentralprovinzen — Romagna, Toskana, Modena und Parma — herbeizuführen, scheiterte aber, wie alle andern, an der Hartnäckigkeit Ricasolis und seiner Toskaner. Auch Pasolini war damals streng gegen den Freund und sah erst später ein, wie nur durch die Trennung in selbständige Provinzen die Annexion vom Frühjahr 1860 möglich werden konnte. Einem großen Zentralstaat hätte Europa wohl schwerlich den Anschluß an Piemont gestattet.

Im ersten Parlament des neuen Königreiches Italien war Pasolini Vizepräsident des Oberhauses. Bald darauf sehen wir ihn in Paris, wo er wie alle, die zu sehen wußten, die Stimmung der Nation sehr feindlich findet und von wo er sehr besorgt zurückkommt; dann in Mailand, wo er die Stelle eines Gouverneurs angenommen. Er füllte sie mit seltenem Geschick aus. Sein Grundsatz war der der

absolutesten Freiheit für Feind wie für Freund. „Ich glaube, Pasolini ist der liberalste Gouverneur in rerum natura", sagte G. B. Giorgini, Manzonis Schwiegersohn; wogegen denn andere meinten: „Ja der Gouverneur ist liberal, sehr liberal, aber er ist doch die Allgegenwart. Wir tun gar nichts mehr hier in Mailand ohne ihn." Hier war es, wo er sich mit Manzoni näher verband, wo er Garibaldi, „den König der Armen" — wie ihn das Volk im Gegensatz zu Viktor Emanuel, „dem König der Herren", nannte — empfing, und den Drohenden durch seine Höflichkeit und Festigkeit entwaffnete, hier auch, wo er den Tod Cavours erfuhr. Von Mailand aus ging er als Präfekt nach Turin und ward auf kurze Zeit Minister des Äußeren im Kabinett Farini.

Es war die Zeit, wo die Ungeduld der Revolutionäre, welche sich Venetiens und Roms gewaltsam zu bemächtigen suchten, die Lage der königlichen Regierung außerordentlich erschwert hatte: die tollen Unternehmungen von Sarnico und Aspromonte hatten das Kabinett Rattazzi zu Fall gebracht: sie durften sich nicht erneuern, wenn man nicht die Freundschaft Napoleons III. auf immer verscherzen, das sich schon andeutende Bündnis mit Preußen, d. h. die Aussicht auf ein baldiges Erlangen Venetiens, von sich weisen wollte. Denn schon im Dezember 1862, zwei Monate nach Übernahme der Regierung, hatte Herr v. Bismarck in Turin angefragt, wie man sich im Falle eines Krieges zwischen Preußen und Österreich zu verhalten gedenke. Pasolini antwortete ohne Zögern, an Italien dürfe er nicht zweifeln; es werde immer mit den Feinden Österreichs gehen. Von jener Zeit datiert auch die fast ungemessene Bewunderung Pasolinis für den

deutschen Staatsmann, die er bis an sein Ende bewahrte und sich von den Sentimentalisten seiner Partei nicht trüben ließ. Ein Porträt des Kanzlers auf dem Pferde, das ihn im Jahre 1870 trug, schmückte sein Schlafzimmer noch in den letzten Jahren seines Lebens. Auch Ricasoli scheint die Bewunderung geteilt zu haben, obschon sich bei ihm, fast dem einzigen Nachkommen der deutschen Eroberer in Toskana, das Adelsgefühl mehr als billig hineinmischte. „Ich will dir's nur gestehen“, sagte er zu Pasolini, als die Kunde von dem Mordanfalle des jungen Blind auf Bismarck nach Italien kam, „es macht mir doch gewaltige Freude, daß die schöne Tat (den Angreifer selbst erfaßt zu haben) von einem unserer alten Rasse verrichtet worden ist. Das mag die belehren, die behaupten, wir hätten kein Blut mehr in den Adern.“

Pasolini wie sein Nachfolger Visconti-Venosta setzte nur die Politik Cavours fort, indem er die Lösung der römischen und venetianischen Frage herbeizuführen oder doch vorzubereiten suchte. Sein erstes war, Graf Arese, den alten Freund Napoleons III., seinen Gefährten beim Straßburger Putsche, nach den Tuilerien zu senden (Anfangs 1863), der aber auch von dem Kaiser nicht mehr als Vertröstungen erlangen konnte. Er versicherte wieder und wieder, er dächte nur an das Mittel, die Annexion Venetiens möglich zu machen; aber man müsse auch zu warten wissen und nicht fortwährend so laut schreien. „Sagt mir nur, wenn Billault morgen im Senat, bei Gelegenheit der polnischen Frage sagen wollte: Der Rhein gehört uns, wir wollen ihn, wir werden ihn uns nehmen, glaubt Ihr, daß ich mit solchen Renommisterien den Rhein bekommen, oder daß man nicht eher sagen würde, der

Kaiser und Billault seien verrückt geworden?" Er meinte, man möge den Papst einschläfern, ihm die Überzeugung beibringen, daß er nichts zu fürchten habe; er werde dann schon seine Truppen aus Rom zurückziehen und dann könne man bei dem bevorstehenden Konklave sehen, ob sich nichts für Italien erreichen lasse. Das war auch Pasolinis Ansicht; er ging damals offenbar noch nicht über die Kombination eines auf das Weichbild von Rom beschränkten Kirchenstaats hinaus, den zu respektieren und zu schützen Italien sich anheischig machen sollte; denn schon begannen sich die Grundlinien der Konvention vom 15. September 1864 zu zeichnen. Der Kaiser aber, wie wir auf jeder Seite von Mérimées Briefen an Panizzi lesen können, war höchst ungeduldig, seine Truppen sobald nur immer möglich aus Rom zurückzuziehen. Das wußten die Klerikalen wohl, die ihm deshalb so gram waren, während die Liberalen ihn noch als den Feind Italiens, den Beschützer des Papsttums darstellten. Was Venetien anlangt, so war Pasolinis und seiner Freunde Lieblingsplan, es friedlich gegen Abtretung der Moldau und Wallachei an Österreich zu erlangen. Für die Türkei glaubten Lord Palmerston und Lord John eintreten zu können und Rußland sei ja mit Polen beschäftigt; was aber die Bevölkerung von Rumänien anlangte, so meinte Pasolini, „das wäre Österreichs Sache, sich ihre Sympathien zu erwerben": man sieht, selbst die Tugendhaftesten unter den Italienern wußten, was es mit der Komödie der Volksabstimmungen auf sich hatte; das hinderte sie freilich später nicht, über Deutschland den Stab zu brechen, weil es die Komödie in Schleswig-Holstein und im Elsaß nicht in Szene setzen wollte. Auch nachdem er das Portefeuille dem jungen

Visconti-Venosta abgetreten — Farinis Erkrankung hatte einen Ministerwechsel herbeigeführt und Minghetti an die Spitze des neuen Kabinetts gebracht — ging er zweimal (1863 und 1864) nach England und Frankreich in geheimen Missionen.

Das Verhältnis der beiden Westmächte war damals wieder ein recht laues, und Pasolini hatte nicht nur die englischen Staatsmänner und den Kaiser für die Sache Italiens zu gewinnen, sondern auch gegenseitig einander näher zu bringen. Es war hauptsächlich die polnische Angelegenheit, die sie trennte. Napoleon III. glaubte an die Wirklichkeit und Widerstandsfähigkeit des Aufstandes — auch Pasolini und Minghetti überschätzten denselben durchaus — und er hoffte sich durch eine Intervention zugunsten Polens populär zu machen. Als England darauf nicht eingehen wollte, verweigerte er dann wieder schmollend seine Hilfe in der schleswigschen Angelegenheit. Doch ist es nur billig hinzuzufügen, daß er auch — allein in Frankreich, ja allein unter allen Staatsmännern des Westens, Italien nicht ausgenommen — die Frage k a n n t e und wußte, welches die moralischen und geschriebenen Rechte Deutschlands auf die Herzogtümer waren, welches die wirkliche Stimmung der deutschen Nation war. „Ich kann in Deutschland keine andere Politik verfolgen, als die ich in Italien und anderswo verfolgt habe", sagte er zu Pasolini; „ich muß überall das Nationalitätenprinzip begünstigen; darüber bin ich durchaus nicht im Zweifel mit mir; und wenn das Feuer in Deutschland ausbricht, werde ich mich darüber keineswegs betrüben. Wer weiß, ob mir das nicht Gelegenheit gibt, einen guten Ausweg zu finden." Denn er fühlte sich in einer Sackgasse: in den Vereinigten

Staaten siegte der Norden, wo er den Süden begünstigt hatte; in Mexiko stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten; sein Lieblingsprojekt, der Kongreß, ward durch die Weigerung Englands unmöglich gemacht; für die Polen war nichts zu tun; seine italienischen Freunde waren unruhig und unzufrieden; die Klerikalen beargwöhnten und befeindeten ihn; die gesuchten Allianzen waren nicht herzustellen. Kein Wunder, wenn er's die Italiener ein wenig entgelten ließ, daß sie, nachdem er alles für sie getan, ihn noch immer nicht in Ruhe ließen und für alle denkbaren Folgen verantwortlich machen wollten. Auch war Pasolini kein Arese; der Kaiser war sehr liebenswürdig mit ihm, aber er ließ sich ihm gegenüber nicht gehen: „Deine ernste und bescheidene Natur", schrieb damals Minghetti an den Freund, „kann jemandem, der allezeit konspiriert und die Gewohnheiten eines Geheimbündlers angenommen hat, nicht besonders zusagen." Immerhin waren die beiden Sendungen Pasolinis nicht fruchtlos gewesen: man hatte Englands alte Freundschaft ganz wieder gewonnen und die Konvention vom 15. September war möglich geworden.

Pasolini war schon wieder zurück in Turin und hatte dort wieder seine Funktionen als Präfekt aufgenommen, als die Kunde von dieser Konvention, welche die Hauptstadt nach Florenz verlegte, während der Kaiser die Truppen aus Rom zurückzog, wie eine Bombe auf Turin fiel. Die blutigen Auftritte vom 21. und 22. September führten den Sturz des Kabinetts herbei; doch Pasolini blieb auf seinem Posten, so unbehaglich derselbe auch wurde. Die Turiner waren entrüstet und sie zeigten ihre üble Laune mehr, als schön und würdig war. „Gebt wohl acht", sagte der Bürgermeister Marchese di Rorá zu Pasolini, „wir

empören uns! Wir setzen die rote Mütze auf.“ In der Tat nahm der höchste Adel wie der niederste Pöbel an der Bewegung teil und man kann sagen, Piemont blieb zwei Jahre lang in moralischem Aufstand gegen das Königtum. Man erinnert sich, wie der König einer neuen Demonstration im Januar 1865 kurzerhand mit seiner plötzlichen Abreise antwortete. Das brachte die Leute doch etwas zur Besinnung; indes das alte Verhältnis hat sich nie wieder ganz hergestellt: und soviel Vorteile auch die Konvention bieten mochte, dadurch, daß sie die Wurzeln der Dynastie aus ihrem alten Erdreiche riß, hat sie doch nicht wiedergutzumachenden Schaden angerichtet, wie denn schon nach zwei Jahren Garibaldis Tollheit und Rattazzis Schwäche bei Mentana selbst die momentanen Vorteile vollständig neutralisierten. Für den Augenblick schien, nach des Königs Abreise und der Billigung des Vertrages durch das Parlament, bei welcher der Präfekt von Turin laut und furchtlos für die Verlegung gestimmt hatte, alles beigelegt und eine lange Periode inneren und äußeren Friedens in Aussicht. Jetzt, im Februar 1865 konnte auch Pasolini mit gutem Gewissen das lästige Amt verlassen, und die zweite Episode seines Lebens war geschlossen. „Nach fünf Jahren, die ich dem Staatsdienst gewidmet, kehre ich gar heiter und mit dem Bewußtsein, ehrlich und fleißig, wo nicht wirksam, für mein Vaterland gearbeitet zu haben, zur Bestellung meiner Felder zurück.“

IV.

Bald in der Romagna, bald in Toskana lebte Pasolini nun wieder ganz der Familie und dem Ackerbau; wohl

ließ er sich noch einmal auf seines Freundes Ricasoli dringendes Bitten dazu bewegen, Venetien während der Übergangsperiode (1866—1867) zu regieren und er wußte dort wie überall sich und dem neuen Reiche Freunde zu erwerben; allein sobald er nur immer konnte, war er wieder in Fontallerta oder Coccolia auf seinen Gütern. Er war von jeher ein großer Bewunderer und eifriger Leser der Alten, vornehmlich oder fast ausschließlich der Römer gewesen, und mit größtem Genusse tauchte er nun wieder mit den beiden Söhnen in das geliebte Altertum. Die Romanen, vornehmlich die Italiener, aber auch die Franzosen, haben ein ganz anderes Verhältnis zum römischen Altertum als wir Deutschen und Engländer. Bei uns hat das Studium der griechischen Literatur, die so viel reicher an Gedanken, so viel künstlerischer, so viel ursprünglicher als die lateinische ist, dieser immerhin etwas Eintrag getan. Die Männer lateinischer Rasse fühlen sich im Gegenteil darin weit mehr zu Hause als im Griechentum. Die alten Dichter und Prosaiker sind kaum Fremde für sie; sie stehen ihnen schon der Sprache nach so nahe wie wir den Nibelungen oder Walther; dem Geiste, der Empfindung, der geschichtlichen Zusammengehörigkeit nach, noch weit näher. Kein Gebildeter, der nicht seinen Virgil so leicht und gerne läse wie seinen Dante. Namentlich sind die Naturbeschreibungen des Mantuaners ihnen lieb und vertraut, wie uns Goethes Lieder. Die Landschaft, die Sitten, welche die Georgica und die Bucolica schildern, sind ja fast noch unverändert die Landschaft und die Sitten von heute, und wer die schwerhinwandelnden weißen Ochsen mit den großen Junoaugen und den ungeheuren Hörnern am roten Pflug durch die dickscholligen Äcker der Romagna

hat hinziehen sehen, kann sich noch heute unschwer in die alte Welt zurückversetzen. Wenn Pasolini mit seinen Söhnen längs des Trasimeno nach Rom reist, liest er mit ihnen den Livius und zeigt ihnen den Talkessel, in welchem Hannibal nächstens die Römermacht vernichtet und der noch heute bis ins einzelne den Beschreibungen des Historikers entspricht. Nie macht dem Italienern die römische Literatur den Eindruck des Alexandrinismus, den wir so leicht von ihr empfangen; und unsere Philologen mögen die verschiedenen Lesarten des Vergilius besser kennen als ein italienischer Gelehrter: seinen Virgil hat keiner von ihnen in sich aufgenommen wie ein romagnolischer Gutsbesitzer. Für Pasolini jedenfalls waren seine Römer was die Griechen für seinen geliebten Cicero waren: adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. Und diese Stelle sollten sie auch im Leben der Söhne einnehmen.

Die Erziehung war eine liebevolle, aber strenge, eine religiöse, doch freie. Unerbittlich nur war der Vater gegen die Lüge und den Müßiggang, die zwei Urübel des italienischen Lebens, die er mit aller Macht auszurotten strebte. „Mache Dir keine Illusionen", schreibt er einmal seinem Sohne, den er wieder auf einer Unwahrheit ertappt, „verlasse Dich nicht allzu sehr auf meine Liebe; ich kann auch von Eisen sein"; und „ich bin entschlossen," sagte er zu seinem Freunde Mse. Gualterino, „wenn es mir nicht gelingt, den Jungen von dem Fehler zu heilen, so schicke ich ihn in die Militärschule nach Wien, unter die

Deutschen, nicht nach Turin oder in irgend eine italienische Stadt." Und er wollte durchaus, daß die Knaben eine bestimmte Beschäftigung ergriffen. Nichts war ihm verhaßter als die Leere und Untätigkeit der adligen Jugend Italiens, der die Arbeit gemeiniglich noch für entehrend gilt. „Es ist nötig, daß jeder auf die Frage: was treibst du? eine genaue und bestimmte Antwort geben könne. Ein junger Mann mag treiben, was er will; aber vor allem muß er den Namen eines S i g n o r i n o fliehen." S i g n o r i n o ist der Ehrentitel eines unbeschäftigten Jünglings in Italien. Der älteste Sohn übernahm denn auch bald seinen Teil an der Güterverwaltung, während der zweite früh ins Heer trat. Ich muß rasch über die rührende Episode dieses zweiten Sohnes hingehen: seine militärische Erziehung, seinen harten Dienst im Kampfe gegen den Brigantaggio des Südens, die in ihrer Schlichtheit wunderbar beredten Schilderungen dieses wilden Kampfes in seinen Briefen, die charakteristischen Anekdoten und lebendigen Porträts, die er von dort sendet, die Krankheit und den frühen, gottergebenen Tod des Jünglings: das muß man alles im Buche selbst lesen, wo die Erzählung des überlebenden Bruders auch literarisch nicht hinter den herrlichen Briefen des Gestorbenen zurücksteht. Es war ein harter Schlag für den Vater. Härter noch war der Tod seiner innig geliebten Gattin, welche ihm, dessen anderes Selbst sie war, den Kindern, die mit bewundernder Liebe an ihr hingen, den Freunden, die ihre seltenen Geistes- und Gemütseigenschaften kannten und nicht genug preisen konnten, im Jahre 1873 entrissen wurde. Die noch übrigen drei bis vier Jahre waren mit dem Gedanken an die Verlorene, mit der Sehnsucht nach

ihr, ich möchte sagen, mit der Vorbereitung zur Nachreise ausgefüllt.

Ich lernte den Grafen erst nach diesem Schlage kennen und meine Beziehungen zu ihm blieben ganz oberflächlich. Er machte den Eindruck eines gebrochenen Mannes. Man hätte den hohen Fünfziger leicht für zehn Jahre älter halten können. Seine Rede war karg, aber sein Anteil an der Unterhaltung darum nicht weniger rege. Seine äußere Erscheinung war höchst einnehmend: ein Gentleman vom Wirbel bis zur Zehe, und zwar ein italienischer Gentleman: weniger trocken als es Engländer, weniger steif als es Deutsche, weniger lebhaft als es Franzosen dieser Art zu sein pflegen. Ja ich möchte es noch mehr begrenzen und sagen, er war durchaus ein Transapennine: der Römer wird leicht pomphaft in Rede und Haltung, der Florentiner übertreibt gerne das Sichgehenlassen, der Neapolitaner hat oft etwas Stutzerhaftes im Auftreten; Pasolinis Vornehmheit war durchaus unbefangen und schlicht; sein ganzes Wesen, zurückhaltend ohne ablehnend zu sein, atmete eine fast wehmütige Milde, und eine sichere Ruhe war darüber ausgegossen. Man sah, daß er nie mehr, nie etwas anderes sein wollte, als er war; und wo die hohe, schlanke Gestalt, das edle Antlitz, das die weißen Haare und der weiße Bart würdig umrahmten, sich in einer Gesellschaft zeigten, fühlte man die Gegenwart eines guten Geistes.

Ein Jahr vor seinem Ende nahm Pasolini noch, auf den eindringlichen Wunsch seines Freundes Minghetti und auf die persönliche Bitte des Königs hin, die höchste Ehre an, die ihm der Staat bieten konnte: er ward Vorsitzender des Oberhauses. „Seht Ihr, ich hatte doch recht“,

sagte Pio Nono, als er die Ernennung erfuhr. „Auch Viktor Emanuel, wenn er einen Guten haben will, muß ihn unter meinen Alten suchen.“ Als Vorsitzender des Oberhauses hatte er im Spätherbst 1876, beim Ableben der Herzogin von Aosta und Exkönigin von Spanien, den Todesakt aufzunehmen. Schon stark erkältet, reiste er nach San Remo, fand die Leiche bereits weggeführt, fuhr unverzüglich trotz seines Fiebers, der feuchten Nachtkälte und aller möglichen Hindernisse und Aufenthalte zurück nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach der Superga, wo er endlich zeitig genug ankam, um seines Amtes warten zu können. Allein die Anstrengung und die Strapazen hatten den schon zerrütteten Körper vollständig zugrunde gerichtet und am 4. Dezember 1876 verschied er, mit einem seiner geliebten Bibelsprüche und dem Namen seiner einzig geliebten Gemahlin auf den Lippen. Er konnte ruhig sterben; noch im letzten Jahre seines Lebens war es ihm vergönnt gewesen, die einzige Tochter als glückliche Gattin, den überlebenden Sohn als glücklichen Vater eines Stammhalters zu begrüßen, und es war ihm nun vergönnt, fast sterbend noch dem Königshause zu dienen. Dem Vaterlande hätte er kaum mehr dienen können; denn wenige Monate vor seinem Ende waren die Partei, die Freunde, die Lebensgenossen, mit denen er an der Gründung Italiens gearbeitet, nach siebzehnjähriger Herrschaft gestürzt worden. Die Einheit dieses schönen Daseins schien solchen Abschluß fast zu verlangen: ins neue Italien paßte er nicht mehr.

Nichts sieht in der Tat dem geträumten Italien von 1859 weniger ähnlich, als das wirkliche Italien von 1881. Jenes geträumte Italien war ja keineswegs ein traum-

haftes, wie das Zukunftsdeutschland, welches in unseren und unserer Väter Köpfen sein nebeliges Wesen trieb und dem allerdings keine Wirklichkeit ähnlich sehen konnte. Jenes Italien hatte seine festen Formen, ja fast schon seine genauen Grenzen, es hatte jedenfalls seinen ganz bestimmten Charakter in den Gedanken der Männer, welche in den vierziger Jahren die Befreiung des Vaterlandes von fremder und einheimischer Zwangsherrschaft planten, und nach den ersten Mißerfolgen von 1848 und 1849 nahmen diese Pläne noch bestimmtere Linien an. Der Ausschluß Österreichs, die Hegemonie Piemonts und seine Vergrößerung durch die Lombardei und Venetien standen von Anfang an fest für sie; ebenso die Form der konstitutionellen Monarchie nach belgischem Muster. Auch über die Notwendigkeit eines italienischen Zollvereins und Staatenbundes war man einig; ebenso über die Ratsamkeit, dem Oberhaupt der Kirche eine hervorragende Stellung, der Religion den weitesten Spielraum im befreiten Italien einzuräumen. Dazu kam ein anderes, was dem neuen Staatsleben erst seine eigentliche Physiognomie geben sollte: man hoffte bei aller Freiheit der Bewegung und der Rede, welche man allen Teilen der Nation zusichern wollte, doch die Leitung wesentlich den Händen eines „herrschenden Standes“ zuzuwenden. Man dachte, eine Schicht der upper ten thousand — eine Aristokratie der Geburt, des Vermögens, des Geistes und der Bildung — werde unter der Kontrolle der gesamten Nation und einer unbeschränkt freien Presse die Staatsgeschäfte allein besorgen, etwa wie in England vor der zweiten Wahlreform (1867).

Überhaupt war England das Ideal all dieser Männer, welche, zwischen 1810 und 1820 geboren, zwischen den

Jahren 1845 und 1855 ins öffentliche Leben eintraten. Allein da sie alle immerhin eine französische Bildung erhalten hatten, sahen sie doch das englische Staatsleben immer ein wenig durch die französische Brille, d. h. mehr in den abgezogenen Formeln und Schablonen des Konstitutionalismus als in seinem Wesen; und da das erste italienische Königreich dem Lande die Wohltaten der modernen französischen Verwaltung und Gesetzgebung zugewandt hatte, so war man stets darauf bedacht, dieselben zu erhalten oder, wo sie früher vorhanden waren, wiederherzustellen. Wie sehr sie dadurch die Entstehung und das Arbeiten eines englisch-konstitutionellen Organismus erschwerten, schienen sie ganz zu übersehen; wie sie denn auch die Gefährlichkeit, welche der Katholizismus für ein freies Staatsleben in sich trägt, nicht genugsam würdigten. Sie waren eben doch Lateiner (wobei ich, wie man es mir wohl zutrauen wird, an keine Verschiedenheit oder gar Inferiorität der Rasse denke, sondern nur an die Verschiedenheit der geschichtlichen Entwicklung und des Bildungsganges), wie hätten sie als Germanen und Protestanten empfinden sollen? Und war nicht das belgische Experiment da, welches so unwiderleglich zu beweisen schien, daß bei neufranzösischer Gesetzgebung, wo nicht Verwaltung, und bei Katholizismus ein neugeschaffener parlamentarischer Staat recht wohl Wurzel fassen und gedeihen konnte? Auch über die Weise, wie das neue Italien herzustellen sei, waren die Männer jener Generation alle so ziemlich einig. Man wollte am hellen Tage, nicht mehr maulwurfartig unter der Erde, am Umsturz des Unhaltbaren, an der Umwandlung des Lebensfähigen arbeiten. Keine Verschwörungen mehr, keine Sekten,

keine geheime Propaganda. Die organisierten Staatsmächte selber mußten gewonnen und, nach Vertreibung der Fremden durch regelmäßige Heere statt durch Freischärler, selber innerlich im Sinne der Freiheit umgestaltet werden.

Anstatt eines Staatenbundes unter piemontesischer Hegemonie, ist Italien ein Einheitsstaat geworden. Die katholische Kirche ist nur geduldet: sie spielt im Staat keine Rolle; die Ehrenstellung ihres Oberhauptes an der Spitze des verjüngten Italiens hat nicht verwirklicht werden können, das Interesse des Katholizismus ist nicht einmal, wenigstens nicht offen und unmittelbar, im Parlamente vertreten. Endlich ist nicht die Aristokratie des Landes, sondern der geistige und gesellschaftliche Mittelstand zur „herrschenden Klasse" geworden. Dieses Ergebnis aber ist unzweifelhaft durch den Einfluß und die Tätigkeit der kleinen, aber tätigen sogenannten Aktionspartei — wir würden sagen der Revolutionäre — herbeigeführt worden, die jene gemäßigten Männer in den Jahren 1848 und 1849 nicht zu hindern wußten, deren Cavour in den Jahren 1860 und 1861 ungestraft sich bedienen zu können glaubte und deren Bündnis sein Werk im Entstehen fälschte. Es war allein die Schuld der gemäßigten Liberalen, wenn sie — gleichviel ob aus Schwäche oder Furcht vor Unpopularität — sich von den Männern des Umsturzes überwältigen ließen oder, schlimmer noch, ihnen Zugeständnisse über Zugeständnisse machten, welche am Ende einem vollständigen Aufgeben der eigenen Gedanken und Grundsätze gleichkamen. Mit andern Worten, hätte — zum Glück Italiens — das Gebaren der Umsturzmänner (1848 und 1849) in Rom und Florenz den Papst und den Großherzog

von Toskana nicht unwiederbringlich der nationalen Sache entfremdet, so wäre auch jenes Zwitterwesen, welches die Gioberti und Balbo, die Rossi und Pasolini vor 1848 erhofft, nicht unmöglich gemacht worden. Hätte sich Cavour nicht — zum Unheile Italiens — durch die Aktionspartei unter Garibaldi die Annektion Neapels und Siziliens aufdrängen lassen, so wäre das Italien, was er selbst, was d'Azeglio und Casati, Minghetti und Pasolini nach 1849 träumten, heute verwirklicht und die Hoffnungen jener Generationen und jener Kreise erfüllt, statt vernichtet. So keck es auch klingen mag, Schreiber dieses steht nicht an zu bekennen, daß er, heute wie vor einundzwanzig Jahren, in der Schwäche Cavours gegen Garibaldi die Endursache der Schwäche Neuitaliens sieht. Ein Königreich Italien von zwölf bis fünfzehn Millionen, etwa wie das Preußen von 1815, mit einer homogenen, auf gleicher Bildungsstufe stehenden Bevölkerung, einer trefflichen Armee und geordneten Finanzen — die Reorganisation der Armee und der Finanzen ist allein durch Süditalien so erschwert worden —, mit kompaktem Gebiete, einem entwickelten Handel, Ackerbau und Gewerbe, ohne die furchtbaren Kämpfe gegen das Räuberwesen des Südens, den palermitanischen Aufstand und die neapolitanische Kamorra, mit einem Stabe trefflicher und uneigennütziger Politiker — und selbst der Parteihaß hat nie einen Mann der sogenannten „Konsorteria“ der Unredlichkeit bezichtigen können —, ein solcher Staat hätte sich bald in Europa eine Stellung verschafft, die ihm erlaubt haben würde, Süditalien an sich heranzuziehen und zu sich heranzubilden, ohne sich von demselben beherrschen zu lassen, wie es heute tatsächlich geschieht. So hatten es

alle Besonnenen geträumt und gewünscht. „Die absolute *Einheit* Italiens wird mit der Zeit kommen,“ schrieb der Dichter Berchet, der praktischer war als mancher Praktiker, schon 1848 an Panizzi, „denn in der Politik wie in der Natur geschieht nichts auf einmal und sprungweise. Einstweilen hier im Potale, von den Alpen bis zu den Apenninen, wollen wir einen konstitutionellen Staat — sage meinetwegen nur auch gleich ein Königreich — gründen, stark, kompakt, von etwa zwölf Millionen *wenigstens*, welcher uns für jetzt und die Zukunft gegen jeden fremden Einfall sichere, komme er nun von Deutschland oder von Frankreich ... Ist einmal dieser Wall gebaut von Turin bis Venedig, so möge in Europa eintreten, was da will, Italien wird ruhig bleiben können; und wenn mit der Zeit diese große Basis der *Einheit* sich noch vergrößern soll, so mögen unsere Söhne daran denken.“

Die Götter und die Schwäche der Menschen haben es anders gewollt. Jene engherzige, kleinbürgerliche Schicht, die Treitschke so trefflich in seinem schönen Aufsatz über Cavour geschildert und die dem großen Grafen unter des kleinen Rattazzi Führung so viele erbärmliche Hindernisse bereitete, ist ja in Süditalien bei weitem mächtiger als in Piemont, geschweige denn in den übrigen Provinzen Nord- und Mittelitaliens: sie aber hat, dank dem neapolitanischen Elemente, überall in Italien gesiegt; dank auch dem Doktrinarismus der Männer, welche glaubten, sie richteten englisches Selfgovernment ein, indem sie die Verwaltung überall in die Hände des Kleinbürgertums und der Advokatokratie, des Schulmeisters und des Apothekers auslieferten. Allein Geschehenem ist nicht zu raten,

und auch so, wie die Dinge gekommen sind, kann Italien seinen Stern preisen, der es aus jener Nacht herausgeführt, in der Männer von Pasolinis Generation herangewachsen. Es wiederholt sich hier, was schon früher in viel grellerem Gegensatze in Griechenland vor sich gegangen: ein unerfreuliches Staatsleben, Gleichgültigkeit der Nation, ewige Zänkereien der Politikanti, fortwährende Ministerkrisen, hohe Steuern, schlechte Justiz, allgemeine Unzufriedenheit mit einem unfruchtbaren parlamentarischen Leben; Elend in den niederen Ständen; Mißbräuche der Regierenden; und bei alledem materieller Fortschritt, langsam aber sicher: denn die Freiheit ist eine große Zauberin, sie entfesselt die gebundenen Kräfte, sie weckt die schlummernden und wenn Italien nicht das ideale, hehre Land ist, welches ein Pasolini geträumt, so ist es doch auch, Gott sei Dank, das Italien nicht mehr, in welchem er unter Aufsicht der österreichischen Polizei, unter der Peitsche des Bourbonenkönigs und in der Totenstille der Priesterherrschaft eine trübe, fast hoffnungslose Jugend zugebracht.

Das belgische Experiment.

Das herannahende Jubiläum des belgischen Königreiches (September 1880) bietet den natürlichen Anlaß zu einem Versuche, die Ergebnisse des merkwürdigen staatlichen Experimentes festzustellen und zu würdigen, welches vor einem halben Jahrhundert unter höchst schwierigen äußeren Umständen begonnen ward, unter nicht minder schwierigen inneren Umständen heute noch fortgesetzt wird.

Obwohl der politische Nationalismus sich 1830 bereits überall wieder grollend regte, so war doch die historische Anschauungsweise, welche im Völkerleben dem Werden allein Recht und Dauerbarkeit zuerkannte, alles Machen aber nur als ewig-unfruchtbare Willkür auffaßte, noch die herrschende in Europa, als in den Niederlanden der Versuch gemacht wurde, einen neuen Staat mit einer gemachten Verfassung und einer fremden Dynastie zu schaffen und so tatsächlich jener Ansicht vom pflanzenartigen Wachstum der Staaten entgegenzutreten, deren Übertreibung schon längst den gesunden Menschenverstand höchst ungeduldig gemacht hatte. Das freilich mehr von den Umständen, als von der theoretischen Absicht aufgedrängte Problem ward aber noch durch die Tatsache erschwert, daß die Nation, welche es zu lösen unternahm, nie vorher ein selbständiges staatliches Dasein geführt hatte, daß sie ein geographisch ganz unbegrenztes Land bewohnte, zwei

verschiedene Sprachen redete und aus zwei verschiedenen Volksstämmen bestand, daß sie katholisch war, während der neue König der protestantischen Konfession angehörte, daß sie endlich unter der Mißgunst eines Teiles von Europa und der Begehrlichkeit eines andern an die Lösung ihrer Aufgabe ging, während nur ein Großstaat sein Unbehagen rasch überwand und fortan ein aufrichtiges Interesse für den kleinen Experimentator an den Tag legte. Derselbe Versuch ward zur selben Zeit und mehrfach seitdem unter scheinbar weit günstigeren Verhältnissen von anderen Nationen angestellt, schlug aber entweder ganz fehl, wie in Frankreich, oder brachte Ergebnisse von höchst zweifelhaftem Werte, wie in Spanien und Italien, obschon diese Nationen sämtlich den Vorteil tausendjähriger Sonderexistenz und nationaler Herrscherfamilien für sich hatten. Daß Portugal und Griechenland, sowenig wie Rumänien und Bulgarien, als konstitutionelle Musterstaaten galten oder gelten, wird wohl jeder Unbefangene zugeben. Da aber die wohlgemeinten, wenn schon nicht immer besonders geschickten Versuche, eine parlamentarische Regierung in Deutschland zu gründen, bis jetzt auch nicht geglückt sind, während eine solche nur in England und Belgien ganz unbestritten und regelmäßig arbeitet, so ist eben das Beispiel dieses kleinen festländischen Verfassungsstaates das einzige tatsächliche Argument, das noch einigermaßen Stich zu halten scheint gegen die Behauptung der Gegner, daß diese merkwürdige, verwickelte und zarte Staatsform nur geschichtlich heranwachsen und selbst dann nur auf rein protestantischem Boden gedeihen könne.

Vielleicht lohnt es die Mühe und genügt die Spanne von fünfzig Jahren, zu untersuchen, warum „das belgische

Experiment", wie König Leopold und sein Stockmar sich auszudrücken pflegten, bis jetzt geglückt ist, welche Vorteile und Nachteile es der belgischen Nation eingetragen hat, und unter welchen Bedingungen es auch in Zukunft noch möglich sein wird, einen Überschuß der Vorteile über die Nachteile zu erzielen. Diese Untersuchung, nicht die Geschichte des kleinen Königreiches, die oft genug und zum Teil in sehr befriedigender Weise geschrieben worden ist,[1]) bildet den Gegenstand nachfolgender Studie, deren Natur es mit sich bringt, daß das Thema mehr angedeutet, als eindringend behandelt werde.

I.

Unter den Erfolgen, welche das neue Königreich in den fünfzig Jahren seines Daseins erzielt hat, steht der der Staatsform selber obenan. Nicht ein einziges Mal sind die Freiheiten der Nation, auch nur vorübergehend, aufgehoben oder verletzt und nie ist die Autorität des Gesetzes verkannt worden. Die Exekutive hat niemals in die Rechte der Legislative eingegriffen, diese niemals die der

---

[1]) Über die Gründung Belgiens siehe u. a. A. F. H. Geffckens Aufsätze in der „Deutschen Rundschau" vom November und Dezember 1876 und vgl. damit meine Darstellung im ersten Bande meiner französischen Geschichte seit 1830. Über die Folgezeit möchte ich den ausgezeichneten Aufsatz van de Meyers im zweiten Bande der Patria Belgica empfehlen, sowie Thonissens, besonders aber E. Bannings Beiträge zu diesem trefflichen Sammelwerke. Wer aber tiefer eingehen will, muß Nothombs, Th. Justes, Thonissens, Hymans und anderer umfangreichere Geschichtswerke zu Rate ziehen. Unser Gegenstand ist, wie oben bemerkt, diesmal nicht die Geschichte Belgiens.

Krone beeinträchtigt: Keine von beiden hat je die Unabhängigkeit der Justiz, wäre es auch nur durch Beeinflussung, bedroht. Kein Teil des Volkes endlich hat es versucht, die Tätigkeit der regelmäßigen Staatsgewalten zu hemmen, nach seinem Willen zu zwingen oder gar über den Haufen zu werfen. Überhaupt ist der Gegensatz zwischen Regierung und Regierten, Volk und Volksvertretung, der in andern Ländern so oft betont wird, weder offen noch versteckt zutage getreten. Das Land ist auch sehr selten den endlosen Intrigen ausgesetzt gewesen, welche anderswo, unter dem Namen von Ministerkrisen, den Staat oft auf Monate hin ohne Regierung ließen. Selbst ein Thronwechsel ist, wie die Ministerwechsel, ohne alle Erschütterung vor sich gegangen. „Die Gesetze", meint Montesquieu, „müssen dem Volke, für das sie gemacht sind, so eigen sein, daß es ein sehr großer Zufall ist, wenn die einer Nation einer andern passen können." In Belgien war's nun sicherlich nicht der Zufall allein, der diese sonderbare englische Verfassung, welche überall sonst auf dem Festlande so jämmerlich Bankrott gemacht hat, Wurzel fassen und gedeihen ließ, man müßte denn Zufall nennen, daß sich ein König, Staatsmänner und ein Volk vorfanden, die mit dem fremden Ding umzugehen wußten. Denn jedermann muß zugeben, daß jenes glatte Ineinandergreifen aller Stücke der neuen Lokomotive nicht ausschließlich das Verdienst der Maschinenbauer war, welche dieselbe gemäß den Anweisungen der bewährtesten staatsrechtlichen Handbücher hergestellt, sondern zum größeren Teile den geschickten und wachsamen Mechanikern zukommt, welche sie leiteten, den gewissenhaften und bescheidenen Arbeitern auch, die das Räderwerk stets sorgfältig geölt hielten, ja

selbst den Passagieren, die trotz alles Lärmens und Streitens doch nie auf den tollen Einfall gerieten, vor der Station aus dem ihnen vom Gesetz angewiesenen Raume zu steigen oder gar, wie das ja wohl sonstwo vorgekommen sein soll, den Führern während der Bewegung in die Arme zu fallen, sich selber der Führung zu bemächtigen und die ganze komplizierte Maschine mit ihren unerfahrenen, fieberhaften Händen auf immer unbrauchbar zu machen.

Etwas Künstliches, Mechanisches bleibt es immerhin, wird man einwerfen, und wir sind noch nicht am Ende aller Tage. Als ob das Künstliche keine Lebensfähigkeit hätte, da ja selbst das Widernatürliche sie sich zu erobern weiß! Als ob es der Geschichte, d. h. der Menschentätigkeit, nicht möglich wäre, den Mechanismus gemach in einen Organismus zu verwandeln, auch das Fremdeste zu assimilieren, ihm durch Anbequemung Nützlichkeit, durch Verjährung Recht zu verschaffen! Wie wenig rein-natürliche, von fremden Einflüssen ungestörte Staatsentwickelungen hat die Weltgeschichte denn aufzuweisen außer der englischen? Wohl war's etwas Fremdes, das man 1830 auf das Festland verpflanzte, aber es ist, in Belgien wenigstens, etwas Einheimisches geworden, etwa wie der mißverstandene deutsche Hexameter, der dennoch, dank einem Klopstock, Goethe und Voß, ein Unseres geworden ist — freilich aber auch etwas so Grundverschiedenes vom griechischen Hexameter, als die belgische Verfassung von der englischen. Genug, die fremde Form ist ein Eigenes, Lebensfähiges, Fruchttragendes geworden, aus welchem Mißverständnisse auch ihre Einführung hergeleitet werden mag; und sie ist es dazu geworden dank den Menschen, welche sich ihrer bedient haben.

Die Persönlichkeit des ersten Königs der Belgier mag nicht gerade sympathisch sein. Nichts in ihm spricht zur Phantasie, wenig sogar zum Herzen. Etwas vom Pedantismus der deutschen Kleinfürsten seiner Generation war an ihm haften geblieben, und er hatte während seines Aufenthaltes in England bis zu einem gewissen Grad die vornehm-kalte, leicht-ablehnende Haltung angenommen, welche die englische Aristokratie am Anfange dieses Jahrhunderts kennzeichnete. Frauen und Geldverhältnisse behandelte er nicht gerade im Sinne eines Romanhelden. Zu dem öffentlichen Amt aber, das er anzunehmen den Mut hatte, schienen ihn Anlage und Lebenserziehung gleicherweise zu befähigen. Er war von deutscher — was damals noch sagen wollte, universeller — Bildung. Der französischen Sprache und Literatur ganz mächtig, stand er doch mit seiner ganzen Auffassung der internationalen Verhältnisse auf dem europäischen Standpunkte von 1815, d. h. er sah die Überwachung französischer Angriffs- und Revanchegelüste als das oberste Interesse Europas an. In England hatte er die Lebensbedingungen des konstitutionellen Staates an einem lebendigen Volkskörper zu beobachten die Gelegenheit gehabt und so die abstrakte Montesquieusche Theorie durch eigene Anschauung korrigiert. Das starke prinzliche Gefühl, das er aus Deutschland mitgebracht, war in England nicht geschwächt, aber es war gereinigt worden; denn er hatte dort gelernt, daß sich die königliche Würde wohl mit der Achtung des nationalen Willens verträgt, ja aus dieser Achtung neue Kraft schöpft. Er war natürlich klug in der Beurteilung der Menschen, wie der Dinge. Sein Temperament war kühl, sein Wille fest. Ehrgeizig und auch bereit alles zu wagen, um diesen

Ehrgeiz zu befriedigen, erlaubte er doch nie der Leidenschaft ihn fortzureißen: er wußte zu warten, zu schweigen, und, vor allem, er ließ sich nicht bange machen. Als im Jahre 1846 eine Zentralversammlung aller liberalen Klubs in Brüssel vorbereitet wurde und Louis Philipp schon ein 1792 über das junge Königreich kommen sah, seinen Schwiegersohn ängstlich beschwor, einzuschreiten, ehe es zu spät sei, die kecke Versammlung zu treffen, lähmen, vernichten, schaute Leopold ruhig zu, ließ die Leidenschaften sich in Worten entladen und nahm seine Minister unter den vielgefürchteten Klubisten selber, als kurz darauf die Wahlen in deren Sinne ausgefallen waren. Ähnlich war seine Haltung gegenüber der Aufregung von 1848, welche alle Throne außer seinem und dem englischen erschütterte. Arbeitsam, mäßig, ordnungsliebend, ganz ein Mann für das kleine Bürgervölkchen, über das er zu herrschen eingeladen worden, hatte er zu alledem noch das Glück, keine Kronprätendenten neben sich zu haben, wie Wilhelm III. von England, wie Louis Philipp und andere zur Gründung von Dynastien berufene Herrscher. Nach dem endgültigen Friedensschlusse mit Holland (1839) war seine Krone auch in der Form unbestritten. Gleichgültig in Religionsfragen, stand er natürlich außer- und oberhalb der beiden Parteien, welche um die Regierung kämpften, während Fürsten wie Karl X. und Wilhelm I. von Holland bei ihren starken katholischen oder antikatholischen Überzeugungen selber Partei nehmen mußten und so die Krone mehr als gut war exponierten.

Leopold war keineswegs ein roi soliveau. Wohl nahm er seine Minister, ohne zu murren, aus der Hand der Kammermehrheit an; wohl ließ er diese seine Minister

ruhig gewähren; aber im wichtigen Augenblicke wußte er doch sein Wort zu sagen: denn er war sich seiner Rolle und der Pflichten, die sie ihm auferlegte, voll bewußt. Nie betrachtete er sich als nur dazu bestimmt, einen Sitz einzunehmen, damit sich niemand um denselben zanke. Schon im voraus hatte er seine Bedingungen gestellt, seine Weigerung in Aussicht gestellt, wenn man sie nicht annähme; und sie wurden angenommen, denn man wußte von Griechenland her, daß es ihm Ernst war mit seinen Forderungen. Er sah und achtete in der Volksvertretung die Meinung des Augenblicks; aber er achtete in sich selber den Vertreter der permanenten Interessen der Nation und forderte für diesen Vertreter dieselbe Achtung, die er jener zollte. Die Befestigung Antwerpens war ein solcher Akt der permanenten Interessen, welchen die Leidenschaft des Augenblickes verkannte; und er verfolgte den Plan hartnäckig, lange Jahre hindurch, führte ihn endlich hinaus, indem er seinen ganzen Einfluß, ohne Furcht vor Volksmißgunst, einsetzte. Ähnlich in Fragen der inneren Politik. Nie versteckte er sich hinter der gesetzlichen Unverantwortlichkeit der Krone: er wußte, daß die Krone dazu da war, um in gewissen Konjunkturen das entscheidende Wort zu sprechen, und er sprach es, auch wenn es galt, die eigne Ansicht dem entgegentretenden Volkswillen zu opfern. So 1857, als in Brüssel bedenkliche Kundgebungen gegen einen von ihm gebilligten, von der Mehrheit der Kammer unterstützten Gesetzesvorschlag laut wurden. „Es gibt in den Ländern, die ihre Geschäfte selber betreiben", schrieb er seinem Minister, „rasche und ansteckende Bewegungen, welche mit einer Macht um sich greifen, die sich leichter erkennen als erklären läßt, und mit welchen man besser

tut, sich zu vergleichen als zu rechten. . . . Ich gebe der Mehrheit den Rat, auf die Fortsetzung der Gesetzesberatung zu verzichten.“ Der Sohn aber erinnerte sich der Worte des Vaters, als er Ende 1871 unter ähnlichen Umständen das Ministerium d'Anethan entließ, obschon es über die Stimmenmehrheit in der Kammer verfügte. Aber Leopold I. setzte auch — so wenig wie sein Nachfolger — die Krone nicht unnütz aus. Er, der so oft, wenn widerstreitende Interessen sich nicht zu einigen wußten, durch sein Wort den Ausschlag gegeben hatte, wußte taube Ohren zu haben, als ein Jahr vor seinem Ende kein Kabinett zustande kommen wollte, weil beide Parteien sich die Wagschale hielten und man ihm nahe legte, er solle seine Prärogative brauchen, um ein Ministerium nach seinem Sinne zu ernennen. Als gar die streitenden Parteien sich in vier Monaten nicht verständigen konnten, — reiste er einfach nach England und kam erst zurück, nachdem jene handelseins geworden. Denn, obschon er einen eignen Willen hatte und die Rechte der Krone eifersüchtig zu wahren bestrebt war, trachtete er doch nie, wie sein Schwiegervater, nach einer persönlichen Regierung, versuchte er nie, wie jener, seine Günstlinge der Nation aufzuzwingen, sich durch kleine Künsteleien eine gesetzliche Mehrheit in den Kammern zu sichern; vor allem, so sehr er auf das Interesse seiner Familie bedacht war, so trennte er es doch nie von dem des Landes, wie Louis Philipp nur zu oft tat. Und das Land wußte es ihm Dank. Es stand und steht treu zu seiner Familie — einer fremden Familie — wo das Haus Orleans, das dem historischen französischen Königsstamme angehört, der Frankreich neun Jahrhunderte beherrscht und zum großen Teile gemacht hat, der Nation fremd geworden ist.

Auch die leitenden Staatsmänner Belgiens waren ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen. Nicht nur die unvergleichlichen, obwohl extemporierten Diplomaten, welche von 1830—1839 alle Fehler der Brüsseler Hitzköpfe wieder gutzumachen wußten, auch die parlamentarischen Leiter waren Männer ersten Ranges, welche den Franzosen an glänzenderen Gaben weit nachstehen mochten, an taktischer Gewandtheit, Kompromißfähigkeit, wahrem Freisinn und allen den Tugenden, welche zur Übung der öffentlichen Gewalt notwendig sind, denselben durchaus überlegen waren. Und man weiß kaum, welche der beiden Parteien man in dieser Beziehung über die andere stellen soll. So wenig Leopolds Unterhaltung sich mit seines Schwiegervaters lebendiger, unversiegbarer Rede vergleichen ließ, so wenig waren die Nothomb und Rogier, Devaux und de Decker, selbst die Lebeau und Dechamps Redner, die sich mit Guizot und Thiers, Berryer und Lamartine hätten messen können; aber sie hatten offenere Augen für das, was außer ihrem Kabinett, der Kammer, den regierenden Kreisen vorging; sie gaben ihren persönlichen Leidenschaften weniger nach, beharrten mit weniger Rechthaberei auf ihren Ansichten. Als der Premierminister de Decker bei jenem 1857er Konflikt zu zweifeln begann, ob das von ihm selbst vorgeschlagene, von König und Parlament gutgeheißene „Klostergesetz“ die öffentliche Meinung für sich habe, zog er sich zurück, weil er „nicht mehr sicher war, daß die Kammermehrheit der Landesmehrheit entspreche und es eine der gefährlichsten Lagen sei, in die man ein konstitutionelles Land bringen könne, wenn man es mit einer Mehrheit regiere, welche auch nur angeklagt werden könnte, die Gefühle und Wünsche der Nation

nicht mehr getreu zu vertreten.“ Zu solcher Feinhörigkeit verbunden mit solcher Selbstverleugnung aber gesellte sich noch die hohe Tugend der Mäßigung, welche ihr König einst seinen Mitarbeitern in schwerer Stunde ans Herz gelegt und in welcher die Minister Leopolds II. denen Leopolds I. in nichts nachstehen. Nie suchten sie zu stravincere, wie der Italiener schön sagt, nie die äußersten Konsequenzen ihrer Siege zu ziehen. Als Frère-Orban im Jahre 1868 sah, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, das Schulgesetz von 1842 in einem freisinnigen Geiste zu revidieren, stand er freiwillig von dem Unternehmen ab; und es ist in aller Gedächtnis, wie er die Beibehaltung des Gesandtschaftspostens bei der Kurie, dessen Abschaffung auf dem liberalen Parteiprogramm gestanden, solange er die Opposition geleitet, bei der Kammer durchsetzte, weil er das Gefühl hatte, daß eine regierende Partei nie ohne Not bis zum äußersten ihres Programmes gehen darf, und er den Mut besaß, den populären Vorwurf der Inkonsequenz über sich ergehen zu lassen. Dank solchen Tugenden ward es denn auch den belgischen Staatsmännern möglich, unter dem Beistand ihrer Könige, zu erreichen, was alle jene glänzenden Geister des Julikönigtums nicht zu erreichen vermochten: die Gründung der Freiheit und die Aufrechterhaltung des inneren wie des äußeren Friedens.

Freilich hatten die belgischen Minister auch nicht den Versuchungen zu widerstehen, denen die französischen und italienischen so oft unterlagen und unterliegen: sie hatten kein gewaltiges und gefügiges, nur von ihrem Wink abhängiges Beamtenheer zur Verfügung; und damit kommen wir auf die zweite und hauptsächlichste Ursache, auf welche das Gelingen des konstitutionellen Experiments in Belgien

zurückgeführt werden muß. Belgien ist, mit Ausnahme der fünfzehn Jahre des französischen Konsulats und Kaiserreichs, nie bureaukratisch regiert worden. Selbst die spanischen und österreichischen Herrscher, ungleich den absoluten Fürsten Deutschlands, hatten die Freiheiten der Provinzialstände und der Städte geachtet. Als Joseph II. darin im Sinne des aufgeklärten Despotismus aufräumen wollte, vereitelte die Brabanter Revolution seine Bemühungen. Wohl unifizierte die französische Republik, aber noch nicht im Sinne bureaukratischer Verwaltung; und kaum war der vom ersten Konsul eingeführten Präfektenwirtschaft 1814 ein Ende gemacht, so wuchs auch die Selbstverwaltung wieder munter empor, eben weil sie in dem großenteils germanischen Lande tiefe Wurzeln hatte; und die Gründer des neuen Staates waren klug genug, diese Wurzeln nicht abzuschneiden, obschon sie dieselben nicht so ganz unberührt ließen, als es die Holländer getan. Es ist hier nicht der Platz, auf eine Erörterung der Frage einzugehen, ob die Gesetzgeber von 1836 wohl daran getan, das flache Land den Städten zu assimilieren; ob eine solche Assimilation nicht die Selbstverwaltung selber beeinträchtigen muß, da die Zentralregierung sich dadurch veranlaßt sieht, vieles an sich zu ziehen, was sie den Städten gerne überlassen hätte, den Dörfern aber nicht überlassen kann; ob es möglich gewesen wäre, bei der demokratischen Strömung unseres Jahrhunderts, die aristokratische Dorfverwaltung nach englischem Schnitt beizubehalten, welche auch die in den belgischen Provinzen heimische war: genug das bezahlte, vom jeweiligen Minister abhängige Beamtentum ist auch jetzt in Belgien weder so zahlreich, noch so mächtig, als in den festländischen Großstaaten, und die

Verwaltung ist beinahe ganz in den Händen gewählter Obrigkeiten. Auch die durchaus reine Justiz ist so unabhängig als die Verwaltung; selbst die Staatsanwaltschaft ist freier von politischen Einflüssen als sonstwo, weil sie zur Beförderung in den höheren Richterstand der Stimmen dieses auf seine Unabhängigkeit sehr eifersüchtigen Standes bedarf und nicht von der Regierung befördert werden kann.

Nun ist aber das große und einflußreiche Beamtenheer bis jetzt überall auf dem Kontinent das vornehmste Hindernis einer gedeihlichen Entwickelung des parlamentarischen Regimes gewesen. Wo der zentralen Selbstregierung keine örtliche Selbstverwaltung entspricht, entbehrt ja die erstere jeder Grundlage; und ein Parlamentsministerium, das Tausende von Stellen zu vergeben hat, den Örtlichkeiten Tausende von kleinen Vergünstigungen zuwenden kann, müßte mehr als menschliche Tugend üben, wollte es sich dieser Mittel nicht bedienen, um auf die Wahl der Volksvertretung einzuwirken; wollte es, mit weniger schönen Worten, diese Vertretung nicht fälschen. Ein französischer Minister, der jeden Flurschützen des Landes ernennt oder doch bestätigt, der über den Tabakladen und das Postbureau jedes Dorfes verfügt, dessen Präfekten und Unterpräfekten, Staatsanwälte und Polizeikommissäre getreue Wahlagenten in seinem eigenen Interesse sind, der es in der Hand hat, sich alle Abgeordneten durch Verleihung von Stellen und Stellchen an Verwandte oder Freunde zu verpflichten — der Konzessionen und Lieferungen nicht zu gedenken —, der einem Ort eine Eisenbahnstation, eine Chaussee, einen Kanal, Schulen, Garnisonen usw. zuwenden oder versagen kann, steht dem Parlament wie dem Wahlkörper des Landes ganz anders gegenüber, als ein belgischer

oder englischer Minister, der Provinzen, Städte und Landgemeinden vor sich hat, welche von ihm nichts zu fürchten und wenig zu erwarten haben. Es handelt sich hier ja nicht darum, zu wissen, was besser ist, eine Staatsverwaltung durch Fachbeamte oder eine örtliche Selbstverwaltung: Schreiber dieses neigt sogar zum Glauben hin, daß das allgemeine Interesse, als welches im Grunde der oberste Staatszweck ist, durch die erstere besser gewahrt ist: es fragt sich hier, mit welchem von beiden Verwaltungssystemen die parlamentarische Regierungsform am besten fungiert: kein Zweifel, die Selbstverwaltung, sei's durch gewählte, sei's durch von den örtlichen Verhältnissen bezeichnete Verwalter, hat die unausbleibliche Folge, den gesamten Staat in die Hände einer Gesellschaftsklasse zu liefern — im früheren England in die der Gentry, im heutigen Italien in die des Kleinbürgertums —, und die Ausbeutung der unteren Klassen durch diese bevorzugten Stände kann nicht ausbleiben: dabei aber blüht das parlamentarische Regime doch ganz munter weiter, ja es gedeiht nie und nirgends so üppig, als wo es auf dieser Herrschaft einer Klasse über alle anderen beruht. Allein die Gegenwart zweier entschiedener Parteien mäßigt diesen Übelstand in Belgien wie in England und läßt es nicht zu den ungeheuerlichen Mißbräuchen kommen, denen wir in Italien beiwohnen. Wie in der Tat, um mich der Worte Gneists zu bedienen, es gar keinen Einfluß auf die innere Verwaltung Englands hat, ob ein Whig- oder ein Toryministerium am Ruder ist, so haben die eigentümlichen Parteiverhältnisse Belgiens ein ähnliches Korrektiv der Klassenherrschaft in ihrem Gefolge gehabt. Da das flache Land meist anders wählt als die Städte, so kommt es oft vor, daß die Kammer-

mehrheit einer anderen Partei angehört, als die Stadt oder Landverwaltung, wodurch eine Kontrolle der Zentralregierung durch die Lokalregierung und umgekehrt stattfindet, welche Kontrolle in Italien leider ganz fehlt, da beide immer in denselben Händen sind. Und damit sind die Dienste, welche das Parteisystem der parlamentarischen Regierungsform leistet, noch keineswegs erschöpft.

In der Tat scheint das Bestehen zweier fester Parteien zum regelmäßigen Spiele der parlamentarischen Monarchie ganz unentbehrlich. Jedenfalls haben alle anderen Staaten des Festlandes an diesem Mangel einer bestimmten Zweiteilung ein unüberwindliches Hindernis gefunden. Selbst Holland, das sonst alle Bedingungen eines parlamentarischen Staates in noch höherem Grade als Belgien vereinigt, ist dadurch vielfach behindert worden: das System des auf- und absteigenden Eimers hat dort nicht so klar dargeführt werden können als bei den südlichen Nachbarn. Auch hier begann es eigentlich erst nach 1845, als das letzte gemischte Kabinett einem Parteiministerium Platz machen mußte. Doch hatten sich die Verbündeten von 1830 — Liberale und Katholiken — schon 1833 und noch entschiedener 1839 in zwei bestimmte Parteien getrennt. Dazu wollte das Glück, daß sich beide Parteien fast die Wage hielten. Es mag für den Inhalt des nationalen Lebens eben keine Wohltat sein, daß Stadt und Land, Bildung und Glaube einander so schroff gegenüberstehen, als es in Belgien der Fall ist: für die Staatsform war es ein äußerst günstiger Umstand, daß die Nation und ihre Vertretung sich in zwei Hälften teilte, welche sich in der Herrschaft ablösen konnten, deren jede einen vollständigen, regierungsfähigen Generalstab hatte, deren eine

die andere, stets zur Nachfolge bereit, überwachte und so der Krone erlaubte, sich in gewöhnlichen Zeitläuften von jedem Eingreifen in die Regierung ferne zu halten. Dadurch vornehmlich wurden und werden jene Koalitionen vermieden, welche in Frankreich und Deutschland, in Italien und Spanien, ja selbst in Holland und England, die parlamentarische Maschine zuweilen ins Stocken bringen, oder doch ihren Gang unsicher oder verwirrt machen. Nie hat man eine Verbindung zwischen irischen Homerulers und englischen Torys zu befürchten, wie wir sie heute in England sehen, zwischen Katholiken und Konservativen wie in Deutschland, zwischen Bonapartisten und Radikalen wie in Frankreich, zwischen Opposition und Dissidenten der Mehrheit wie in Italien. Beide Parteien waren in Belgien immer kompakt wie zu den guten Zeiten der Whigs und Torys. Sogar der Abfall oder gar das Überlaufen einzelner ist fast unerhört in Belgien, geschweige denn der Abfall und das Überlaufen ganzer Fraktionen. Das Fraktionenwesen war aber nächst dem ministeriellen Beamtentum die Hauptklippe, an welcher die parlamentarische Monarchie in Frankreich gescheitert, in Deutschland hängen geblieben ist, während in Italien der Staat überhaupt, der doch in Frankreich und Deutschland fast unbeschädigt von diesem Mißerfolge der Parlamentsregierung geblieben ist, daran festsitzt und an allen Ecken leck geworden ist.

Auch der im übrigen so verhängnisvolle Umstand, daß die katholische Kirche bei der Gründung des Staates mit zu Gevatter stand, war dem Gelingen des Unternehmens günstig. Denn, während überall sonst auf dem Festlande die katholische Geistlichkeit dem parlamentarischen System

hindernd in den Weg trat, dasselbe und die damit zusammenhängenden Freiheiten als Negation des katholischen Ideals, wie es im Syllabus ausgesprochen ist, bekämpften, wollte es die Konstellation von 1830, daß der belgische Katholizismus durch ein augenblickliches Interesse wie durch eine augenblickliche Stimmung zum Bündnis mit dem Liberalismus getrieben wurde. Galt es doch, sich des protestantischen Drängers zu entledigen und die Unterrichtsfreiheit zu erobern: Gregor XVI. hatte aber noch nicht jenes katholische Ideal formuliert, noch nicht durch seine Enzyklika von 1832 den Eimer abkühlenden Wassers über den Enthusiasmus der liberalen Katholiken gegossen. Und selbst nachdem dies geschehen, trat die belgische Geistlichkeit dem Parlamentarismus nicht feindlich gegenüber. Sie wühlte unter der Hand; aber sie ließ sich in der Kammer und in dem Ministerium durch jene liberalen Katholiken der Montalembertschen Schule vertreten, welche die Ehre des belgischen Parlaments gewesen sind und sich derselben Mäßigung gegenüber den ultramontanen Exaltados befleißigten, welche die liberalen Staatsmänner gegenüber der radikalen Fraktion an den Tag legten. Noch waren ja alle jene „modernen Freiheiten“ dem Klerus bequem und seiner Sache förderlich: gründete er doch auf Grund der Vereinsfreiheit seine Klöster und frommen Brüderschaften, auf Grund der Unterrichtsfreiheit seine Schulen, auf Grund der Preßfreiheit seine journalistische Propaganda. Auch durfte er ja von den katholischen Wählern mehr hoffen als vom protestantischen Könige, selbst wenn dieser gewillt gewesen wäre, wozu er durchaus keine Neigung bezeigte, mit dem Parlamentarismus aufzuräumen. Ja, als nach Sicherung der äußeren Existenz des kleinen

Staates durch den endgültigen Friedensschluß von 1839 der natürliche Gegensatz zum Liberalismus sich ungestraft geltend machen konnte und geltend machte, leistete der klerikale Einfluß, wie wir gesehen haben, dem parlamentarischen Regime Belgiens noch den letzten Dienst, daß er ihm zur Herstellung zweier bestimmter Parteien verhalf.

Wie durchaus sich diese Regierungsform in Belgien eingebürgert hat, beweist nicht nur die allgemeine Teilnahme an den Wahlen — im Jahre 1851 zählte man noch 36 Stimmenthaltungen auf hundert eingeschriebene Wähler, heute nur noch 10, d. h. die Kranken, Greise und Abwesenden abgerechnet, alle —; auch der Gebrauch der Öffentlichkeit, welcher mit diesem Regime unzertrennlich verbunden ist, und die Toleranz, ohne welche es nicht denkbar ist, haben große Fortschritte im politischen, wenn nicht im sozialen Leben der Nation gemacht. Wohl brachte das belgische Volk nicht allein die Überlieferung der Selbstverwaltung, sondern auch die der Freiheit mit. Das mag verwunderlich klingen, wenn man bedenkt, welch ein Regime dem von 1815 dritthalb Jahrhundert hindurch voraufgegangen war. Allein man muß nicht vergessen, daß in Flandern die Gewohnheit der Versammlungen und Vereine wenigstens nie ausgestorben war. Es ist dies ein Vorzug der germanischen Nationen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann und der den romanischen Ländern ganz abgeht. Selbst in Italien — dem in einem Sinne freisten Lande der Welt — existiert das Vereins- und Versammlungsrecht tatsächlich nicht: denn niemand macht Gebrauch davon: in Frankreich aber artet jede Volksversammlung sofort in Aufruhr, jeder Verein in einen Klub aus. Selbst in unserem, so lange nach dem bureau-

kratischen Muster Frankreichs regierten Vaterlande hat sich das Assoziationswesen in höchster Blüte erhalten, und niemand fürchtet mehr ein Schützen-, Turner- oder Sängerfest, das in Frankreich jede Regierung am Schlafen verhindern würde. Wie aber die wallonischen Provinzen durch ihr jahrhundertlanges Zusammenleben mit den flandrischen solche Gewohnheit der freien Bewegung und Verbindung, wenn auch in geringerem Grade, angenommen, so verloren die unter Ludwig XIV. von Frankreich eroberten flandrischen Länder in zwei Jahrhunderten völlig jene Gewohnheit und nicht nur die französisch redenden Teile wie das Artois und das Cambresis, auch die noch immer flämisch redenden Bezirke nördlich von Lille haben längst jene Tradition vergessen, welche in Belgien nach kurzer Unterbrechung seit 1814 wieder so lebendig geworden ist. Nichts aber ist eine bessere Schule der Freiheit und Duldung als solche öffentliche Vereinigungen und Genossenschaften, wie sie zum täglichen Leben der Belgier gehören. Der ihnen angeborene Respekt vor dieser Freiheit schützt sogar die Klöster und Prozessionen, und selbst der Klerus wagt nicht gegen die Volksversammlungen und Volksvereine, sei ihr Zweck nun das Vergnügen oder das Interesse, zu agitieren. Man sollte glauben, die Wahlversammlungen des neuen Königreichs seien nur die Fortsetzung jener alten Volksfeste, die politischen Gesellschaften nur ein Anknüpfen an die alten Verbände. Setzt's auch manchmal blutige Köpfe, der Staat wird nie durch diese Schlachten erschüttert.

Indirekt aber waren diese germanischen Assoziationsgewohnheiten auch eine Schule für die Preßfreiheit — und ein Gegengift. Denn die Presse wird immer das

Privileg der Städter, und zwar gewisser Städter, sein; an den Versammlungen kann jeder teilnehmen, auch wer nicht zu lesen vermag; und man lernt darin nicht nur sich nicht von dem ersten besten leidenschaftlichen Redner oder der, bei den Ungewohnten so leicht ausbrechenden, Kollektivleidenschaft fortreißen zu lassen, sondern auch die Meinungen Andersdenkender zu schonen, wo die Preßfreiheit, bei der die Personen nicht leiblich aneinanderstoßen und sich nicht miteinander zu vertragen brauchen, fast immer zur Intoleranz für die Ansichten anderer führt. Die unglaublich entwickelte Tagespresse — sie beziffert sich auf 400 Blätter, deren manche 50000 Abnehmer haben — ist in Belgien wenn nicht besser geschrieben als die Presse überhaupt auf dem Festland ist, so doch zweckentsprechender: sie ist zwar auch des ekeln Gezänkes voll, das leider nur die englische Presse hinter sich gelassen hat; aber sie erfüllt doch ihre Pflicht, die Regierung zu kontrollieren, aufs wachsamste; und die durchgehende Achtung vor dem Gesetz macht sich auch in ihr geltend: nie greift sie die bestehende Staatsform an; und sie wird eben anders gelesen als z. B. in Frankreich: denn die Toleranz für Andersgesinnte (ich meine die tatsächliche, nicht die innere), ohne welche keine Freiheit möglich ist, wird nirgends so geübt, wie in Belgien. Eine solche Gewohnheit der Freiheit aber erleichtert das Spiel des konstitutionellen Regimes außerordentlich; die Unfähigkeit, solche Freiheit zu gebrauchen, erschwert dasselbe unendlich, und man braucht nur über die Grenze zu gehen, um tausend Beweise dafür zu haben.

Zu allen diesen Umständen, welche der Entwicklung und dem glatten, regelmäßigen Arbeiten der parlamentarischen Monarchie in Belgien zugute gekommen sind,

gesellte sich endlich ein letzter, keineswegs zu unterschätzender Vorteil: die Neutralität des Landes, welche es von der äußeren Politik ausschloß. In keinem anderen Punkte ist die Durchführung des Parlamentarismus so schwierig, als in dem der auswärtigen Angelegenheiten. Belgien selbst hatte es zu fühlen 1830—1839. Auswärtige Angelegenheiten eignen sich eben nicht zur öffentlichen Debatte, wo die aufregende Atmosphäre, die persönliche Eitelkeit, das Popularitätsbedürfnis, vor allem aber die Teilung, d. i. die Vernichtung der Verantwortlichkeit, ein sachliches Erwägen der Vorteile und Nachteile, eine ruhige Betrachtung und Schätzung der wirklichen Verhältnisse nicht zulassen, oder doch das Gegenteil von alledem begünstigen. Wie oft mußten nicht 1830, 1831, 1832 und 1839 die belgischen Diplomaten wieder zurechtrücken, was die parlamentarischen Eiferer verschoben, diesen die Wirklichkeit zu Gemüte führen, wie sie sich von London, Paris und Wien aus, d. h. ganz anders als im Parlamentsgebäude zu Brüssel, zeigte. Auch Cavour gelang es tatsächlich, die äußere Politik der Volksvertretung vorzuenthalten, aber nur indem er, wie es seine Pflicht war, das parlamentarische Regime fälschte, der Krone allein die Initiative in der äußeren Politik wahrte, der Volksvertretung, d. h. der Vertretung des Augenblicks, nur die nachträgliche gezwungene Bestätigung der vollendeten Tatsachen überließ. Belgien, wie die Schweiz, braucht keine auswärtige Politik zu haben; und selbst wenn es nicht für neutral erklärt worden wäre, seine Ohnmacht ist seine Stärke. Sie war es schon zu der Zeit, wo die Volksleidenschaft zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Holland trieb und Europa das unartige Kind bedeutete, daraus könne nichts werden,

es habe sich hübsch zu fügen. Das hätte Europa mit einem Großstaat eben nicht tun können. Man erinnere sich nur, wie das ewige Hetzen der französischen Opposition zum Kriege gegen Europa, insbesondere gegen den Erbfeind, England, zur Rache für Waterloo, zur Eroberung der Rheingrenze, die Regierung Louis Philipps erschwerte, den König, und mit ihm die Regierungsform, unpopulär machte, den Bonapartismus in der französischen Nation nährte und großzog. Vor solchen Verirrungen der Leidenschaft, vor der Gefahr, ihnen nachzugeben, bewahrte die Neutralität Belgiens die belgischen Staatsmänner, und indem sie dieselben davor bewahrte, trug sie soviel beinahe, wie alle jene anderen Umstände, zur Befestigung der parlamentarischen Regierungsform bei, die ich als den obersten Erfolg des belgischen Staatslebens in den verflossenen fünfzig Jahren bezeichnet habe.

Die glückliche Durchführung der Neutralität selbst aber macht einen anderen Erfolg des jungen Königreiches aus, den internationalen Erfolg, wenn ich so sagen darf, welcher dem der Staatsform in nichts nachsteht. In der Tat haben die schwierigen äußeren Umstände, die Belgien bei seiner Entstehung zu bedrohen schienen, dem kleinen Staat nur zum Heil gereicht, während die vorteilhaften inneren Umstände, die es zu begünstigen schienen, sich, wie wir im Laufe dieser Betrachtungen sehen werden, als die bedenklichste Lebensgefahr für die belgische Nation erwiesen haben.

Europa war 1814 nur auf das eine bedacht gewesen, wie es Frankreich, ohne seine historische Stellung zu schmälern, in den Schranken halten könne. Das Vorschieben Preußens an den Rhein und die Vereinigung

Belgiens mit Holland gehörten, wie die Annexion Liguriens an Piemont, zu jenen Mitteln, durch welche man die Eroberungsgelüste Frankreichs im Zaum zu halten hoffte. Im folgenden Jahre (1815) ward „die Vormauer Deutschlands", wie man die vereinigten Niederlande zu benennen liebte, infolge des erneuten Zusammenstoßens auf der belgischen Wahlstatt, noch um die sogenannte kleine Grenze vergrößert, d. h. um das Herzogtum Bouillon und einige unbedeutende Festungen, was Frankreich auf den Besitzstand von 1791 zurückbrachte. Die Befürchtungen aber, welche diese Staatsschöpfungen und Grenzregulierungen eingegeben hatten, waren im Jahre 1830 noch keineswegs verschwunden und das ewige Kriegsgeschrei der Pariser Opposition nach der Julirevolution war nicht dazu angetan, sie zu zerstreuen. Kein Wunder, wenn ganz Europa, außer Frankreich, die Vernichtung des Werkes von 1814 mit größter Besorgnis ansah und sich feindlich gegen dieselbe verhielt. Gibt doch selbst einer der gefeiertsten Schriftsteller des heutigen Belgien zu, daß „der belgische Klerus ein Verbrechen gegen die Sicherheit Europas begangen, als er die Revolution von 1830 anstiftete", während ein anderer bekennt, „die mutigen Kämpfer von 1830 hätten ein europäisches Interesse ersten Ranges angegriffen". Es war das hohe Verdienst Lord Palmerstons, daß er nicht auf die gewaltsame Aufrechterhaltung des doch vorzugsweise englischen Werkes von 1814 bestand, sondern sich mit Frankreich selber zugunsten einer neuen Schöpfung verband und dasselbe so entwaffnete. Kein Zweifel, hätte England zu Holland und den Nordostmächten gestanden, Belgien würde sich in die Arme Frankreichs geworfen haben und Louis Philipp wäre von seiner Nation

gezwungen worden, sich des Schützlings anzunehmen: der europäische Krieg wäre unvermeidlich gewesen.

Wie aber sollte das Ziel der englisch-europäischen Politik von 1814 unter den veränderten Umständen gewahrt, wie dem deutschen Bund die Möglichkeit gesichert werden, im Falle eines französischen Angriffs, der, dank den Ereignissen von 1791—1815, fortwährend vor den Augen der Staatsmänner jener Zeit stand, seine Streitkräfte zu sammeln? Denn „Belgien muß seinen Teil an den europäischen Pflichten der Niederlande erfüllen", hieß es in London. „Es hat nicht das Recht, das europäische Staatensystem zu ändern." „Es gilt also, Belgien eine Existenz zu sichern, die zugleich seine eigene Wohlfahrt und die Sicherheit der anderen Staaten verbürge." So kam man auf den Gedanken der Neutralität. Das Land, das so oft der Schauplatz der Kämpfe Europas gegen Frankreich gewesen, sollte fortan das Kissen bilden, welches sich zwischen Frankreich und Mitteleuropa — ein Deutschland existierte ja damals noch nicht — zu legen bestimmt war. Das war nun leichter gesagt als getan. Das ganze Prinzip der Neutralität war in dieser Form ein neues. Man hatte tatsächliche Neutralitäten gehabt, aber noch keine konstitutive. Europa hatte im Jahre 1815 der Schweiz ihre Neutralität verbürgt. Hier aber handelte es sich ums Gegenteil: Belgien sollte sich Europa gegenüber zur Neutralität verpflichten. Die ganze Jurisprudenz einer solchen Neutralität war noch festzustellen; vor allem, sie mußte sich als praktisch durchführbar erweisen.

Zuvörderst, wer traute den Belgiern? Wie viele meinten nicht, die französischen Sympathien des Volkes, das noch im Februar 1831 einem Sohne des Königs der

Franzosen den Thron angeboten, seien nicht erloschen. Während in Frankreich selber die Staatsmänner, Louis Philipp vor allem, sehr wohl wußten, daß im Grunde der eigene Schwiegersohn, der deutsche Kleinfürst, der ehemalige russische Feldmarschall, mit dem Herzen — und auch mit dem Interesse — auf der Seite Europas stand, wie sich's zur Zeit des Krimkrieges und mehr noch des italienischen Krieges gar wohl zeigen sollte, mißtrauten die absoluten Höfe nicht wenig dem „liberalen" Fürsten, dem „Schützling Lord Feuerbrands", der sich nicht einmal entblödete, polnische Flüchtlinge an die Spitze seines Heeres zu berufen. Und dann, selbst wenn die Belgier und ihr König sich das Vertrauen Europas erwarben, wer verbürgte, daß sie die Neutralität, zu der sie sich verpflichteten, auch zu wahren imstande sein würden? Kein Wunder, wenn England und Preußen schon 1835 in Brüssel, wo man sich mit Befestigungsplänen gegen Holland trug, bedeuten ließen, daß auch andere als die Nordgrenzen ausgesetzt seien; und bereits 1840 warnte Thiers den König der Belgier, daß, wenn er sich nicht instand setze, die Neutralität seines Landes wirksam zu verteidigen, Frankreich sich gezwungen sehen würde, schon bei Ausbruch der Feindseligkeiten Belgien zu besetzen. Und wie war's mit der revolutionären Propaganda, welche die Neutralität kompromittieren konnte, indem sie dieselbe mißbrauchte? Konnte sie den Nachbarn von rechts oder links nicht als Vorwand dienen, sich in die inneren Angelegenheiten Belgiens zu mischen, d. h. seine Neutralität zu verletzen? Wie stand es mit der Handelsgesetzgebung des neuen Staates? War keine Gefahr vorhanden, daß es durch eine kommerzielle Einigung auf die abschüssige

Bahn einer politischen Einigung mit dem großen Nachbarn gelange?

Kein Lob ist groß genug für die Leiter des belgischen Staates, ihre Umsicht, ihre Gewandtheit, ihre Fertigkeit. Und ihre Vertreter an den großen Höfen waren ihrer Regierung würdig. Keine diplomatische Schule alter Großstaaten hat in den dreißiger Jahren Unterhändler gehabt, die den jugendlichen, aus dem Stegreif in die Laufbahn getretenen Belgiern, S. van de Weyer, Nothomb, Goblet, überlegen gewesen wären. Die Neutralität ward von Anfang an nicht nur dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach gewahrt. König und Minister aber waren immer einig, wo es sich um diese Lebensfrage handelte. Schon 1837 hatte Frankreich angeklopft, zum Abschluß eines Zollvereins gedrängt. Belgien fand, daß ein solches Band der Vorbereitung zur Annexion allzuähnlich sähe und lehnte die wiederholte Zumutung entschieden ab. Es blieb bei einem Handelsvertrag (1842), der keinerlei politische Deutung zuließ. Als aber dann preußischerseits der Eintritt in den deutschen Zollverein angeregt wurde, stützte es sich auf das Antezedens, um ebenso entschieden nein zu sagen. Noch einmal (1868) suchte dann Frankreich das Zollvereinsprojekt aufzunehmen (Mission Laguéronnière); aber es war bei dem zweiten König der Belgier und dem liberalen Ministerium nicht glücklicher, als bei dem ersten Fürsten und den konservativen Staatsmännern. Als der Kaiser der Franzosen sich im folgenden Jahre (1869) eines Teiles der belgischen Eisenbahnen zu bemächtigen suchte, einen Vertrag mit den betreffenden Gesellschaften abschloß, sich so eine strategische Bahn durch Belgien gesichert zu haben glaubte, durch die Transporttarife

den belgischen Markt in französischem Interesse regeln zu können verhoffte, machte ihm das Brüsseler Kabinett sofort einen Strich durch die Rechnung. Das Gesetz vom 23. Februar gab der Regierung das Recht, den Vertrag der Eisenbahngesellschaften mit Frankreich zu annullieren. Das Kabinett der Tuilerien erhob Einspruch gegen diese unfreundschaftliche Haltung und bestand auf der Ausführung der Verträge.[1]) Die belgische Regierung aber blieb fest. Wochenlang mußte man einen folgenschweren Bruch befürchten. Da ging der leitende Minister selber nach Paris, und er wußte den Kaiser zum Rücktritt zu bestimmen. Das Protokoll vom 27. April beseitigte den Vertrag und setzte eine internationale Vereinbarung zur Einrichtung direkter Verbindungen zwischen Rotterdam und der Schweiz an die Stelle.

Nicht minder heikel war die Frage des Gastrechtes. Belgien hatte polnische Offiziere in sein Heer aufgenommen, solange Rußland seine Existenz noch nicht anerkannt hatte. Es entließ sie, als eine regelmäßige diplomatische Verbindung eingerichtet war. Auch als Frankreich Vorstellungen über den Mißbrauch des Asylrechtes machte, vergab Belgien seiner Würde und den Pflichten der Gastfreundschaft so wenig als seinen Obliegenheiten gegen den Nachbar. Man verwies die unruhigsten und kompromittierendsten Flüchtlinge einfach des Landes, wie es die Gesetze erlaubten; als aber die gehäuften Attentate gegen

---

[1]) Der Vertrag war freilich anfangs nur zwischen der französischen Ostbahngesellschaft und denen des Grand Luxembourg und des Lüttich-Limburg abgeschlossen, aber unter der Garantie und Kontrolle der französischen Regierung, welche auch nach Erlaß des Gesetzes vom 23. Februar selber als Kontrahent an die Stelle der Ostbahn trat.

den Kaiser der Franzosen, welche meist im Auslande geplant wurden, 1858 heftige Reklamationen in Brüssel zur Folge hatten, wurden die Angeschuldigten nicht ausgeliefert. Der Justizminister, damals Nothomb, brachte jedoch einen Gesetzentwurf ein, welcher das Auslieferungsgesetz von 1833 dahin interpretierte, daß der Mordanfall auf einen auswärtigen Fürsten jedem anderen Mordanfalle gleichgeachtet werden solle. Kammer und Senat nahmen den Vorschlag mit großer Stimmenmehrheit an. Das Gesetz Faider hatte schon vorher die Preßbeleidigungen gegen auswärtige Herr cher, wenn nicht denen gegen den König der Belgier assimiliert, so doch als strafwürdig erkannt. Als jedoch darauf Frankreich einen Schritt weiter gehen zu können meinte, und der Vorsitzende des Pariser Kongresses, Graf Walewski, über die heftigen Angriffe der belgischen Presse klagte, welche die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs und Belgiens gefährdeten, als Lord Clarendon selber zur Verteidigung Belgiens nichts zu sagen wußte, als daß diese Presse von französischen Flüchtlingen, nicht von Belgiern, redigiert würde, da antwortete der belgische Minister des Äußern, Vicomte Vilain-Quatorze, auf die Interpellation der liberalen Opposition mit den stolzen Worten: „Herr Ort fragt mich, ob das Kabinett in dem Falle, wo eine auswärtige Regierung das Verlangen einer Verfassungsänderung an uns stellen sollte, geneigt wäre, der Kammer eine solche Änderung vorzuschlagen: Nie!“ Und man ließ sich's in Paris gesagt sein. Die belgische Presse blieb frei.

Auch die europäischen Verwicklungen blieben nicht aus, welche die Neutralität Belgiens auf harte Proben stellen sollten; und seine Regierung hatte bald genug die Gelegen-

heit, zu zeigen, daß das neue Königreich wirklich ein Element des Friedens, nicht des Unfriedens in Europa war. Kaum war es endgültig in die europäische Staatengesellschaft aufgenommen, als auch schon, im drohenden Konflikte von 1840, Belgien laut seine Absicht erklärte, strenge neutral zu bleiben, zugleich aber die Gelüste der Nordostmächte, seine Verteidigungsmaßregeln zu kontrollieren, aufs entschiedenste zurückwies, während König Leopold selber die Vermittlerrolle übernahm und aufs wirksamste durchführte, ohne irgend eine Vorliebe für die eine oder die andere Seite zu verraten. Acht Jahre später war die Haltung Belgiens geradezu ausschlaggebend für diejenige Lamartines, den die Klubs zu einem Raubzug gegen Belgien drängten, ja, durch einen auf eigene Faust organisierten Putsch in Belgien zu kompromittieren und fortzureißen suchten. Wiederum im Jahre 1855, als Piemont der westmächtlichen Allianz gegen Rußland beitrat, Frankreich, ja England selber auch Belgien zu einem Anschluß zu überreden suchten, wies es die Zumutung rund ab; und England wenigstens wußte es ihm später Dank, daß der Schützling weiser und vertragsgetreuer gewesen war als es selber. Belgien blieb aber nicht dabei stehen, in europäischen Verwicklungen seine Neutralität Freund wie Feind gegenüber fest zu wahren, wie es seine Unabhängigkeit und Autonomie den Einmischungsgelüsten begehrlicher oder ungeduldiger Nachbarn gegenüber wahrte. Es wußte so gut wie Wellington und Palmerston, die es ihm wiederholt in Erinnerung brachten, daß abstrakte Neutralitätserklärungen nicht viel bedeuteten, solange keine konkreten Kanonen und Bajonette dahinter standen. Leopold variierte nur den Gedanken Thiers': „Ohne gute Verteidigungs-

mittel werdet Ihr das Spielzeug aller sein", als er seinem Minister Rogier die denkwürdigen Worte schrieb: „Ohne Sicherung des nationalen Daseins gibt es kein Staatsleben." Schon beim ersten Bruch des langen Friedens (1853) begann die zeitgemäße Umgestaltung des belgischen Heeres und der belgischen Befestigungen. „Es herrscht in Europa ziemlich allgemein die Vorstellung," sagte König Leopold, „es sei ein leichtes, sich Belgiens in kürzester Frist zu bemächtigen. In dieser Vorstellung liegt eine ungeheure Gefahr für das Land, und die erste, heiligste Pflicht aller derer, denen sein Dasein am Herzen liegt, ist, dieses Vorurteil zu zerstören." Die Stimme des Königs wurde angehört. Noch im selben Jahre wurde das Heer auf 100000 Mann (40000 Mann auf Friedensfuß) gebracht. Damit war das Land vor einem Handstreich gesichert, dem es so lange ausgesetzt gewesen. „Denn andere Länder haben Monate sich vorzubereiten, wir nur Tage," meinte Leopold schon 1850. Was wichtiger schien als diese Sicherung der Grenzen gegen einen etwaigen Überfall, war die Tatsache, daß der Angreifende fortan fürchten mußte, durch Verletzung der belgischen Neutralität dem Gegner sofort 100000 Mann Hilfstruppen zuzuwenden, was allein schon eine Garantie dieser Neutralität ausmachte.

Allein, König Leopold und sein Kriegsminister wollten mehr: ihnen war darum zu tun, im Falle des Angriffs durch eine überwältigende Überzahl und der daraus entstehenden Notwendigkeit eines Rückzugs, die Verbindung mit England zu erhalten, so die Wiedereroberung zu erleichtern, jedenfalls die feindliche Kommunikationslinie unausgesetzt zu beunruhigen. Nichts wurde unterlassen, um

diesen Zweck zu erreichen. Fünfzehn Jahre lang arbeitete der König für die Befestigung Antwerpens und hatte zähen Widerstand zu überwinden, ehe er ans Ziel gelangte, obschon ihn im ganzen die Weitsichtigen unterstützten, wie die Patrioten, welche das Landesinteresse über örtliche Bedenken stellten. Es galt nämlich, an Stelle der vielen kleinen Festungen, die, zum Teil von englischem Gelde hergestellt, die über 600 Kilometer lange Südgrenze Belgiens gegen Frankreich verteidigen sollten, aus dem bedeutendsten Seehafen des Landes einen Platz ersten Ranges zu machen, in den sich König, Regierung und Kammern wie die gesamte belgische Armee im Notfalle zurückziehen könnten, um englische Landungstruppen abzuwarten: denn auf die Herrschaft Englands über die See durfte man ja rechnen. Lange stieß der König auf unüberwindlich scheinende Opposition. Erst 1859, als der bis dahin lokalisierte italienische Krieg in einen europäischen auszuarten drohte, als Preußen mobilisierte, ward man inne, welcher Gefahr man durch den raschen Friedensschluß von Villafranca (11. Juli) entgangen war, und am 8. September votierte die belgische Kammer die Konzentration der Nationalverteidigung in Antwerpen und bewilligte die dazu erforderlichen fünfzig Millionen. Der König stand am Ziele: „Solange ich lebe, werde ich Belgien zum Schilde dienen", hatte er oft gesagt. „Aber Belgien muß durch sich selbst bestehen; es muß etwas anders sein als eine Vereinigung von Provinzen; es muß einen Mittelpunkt des Handelns haben." Den hatte es nun; und Europa, Frankreich fühlten es sehr wohl. Napoleon III. rekriminierte natürlich, wollte in der Maßregel einen Akt des Mißtrauens sehen; da er aber gerade damals schon

die Annexion Savoyens und Nizzas im Schilde führte und das höchste Interesse hatte, England zu beruhigen, so verstummte er bald und König Leopold konnte die Augen schließen, ohne daß der Staat, den er zu gründen geholfen, ernstlich gefährdet worden wäre. Doch blieben die Blicke beider Nationen auf Belgien gerichtet. Es war offenbar Kaiser Napoleons Hoffnung, Belgien als Preis der zugelassenen Einigung Deutschlands zu erlangen, wie er die Alpengrenze als Preis der Einigung Italiens errungen hatte. Er vergaß, daß der König von Preußen nicht über Belgien verfügen konnte, wie der König von Sardinien über Savoyen und Nizza; und er übersah, daß Frankreich im Jahre 1866 die militärischen Mittel nicht hatte, um sich mit Gewalt in den Besitz Belgiens zu setzen, selbst wenn Preußen versprochen hätte, es gewähren zu lassen. Wohl hetzte die amtliche Presse gegen Belgien; wohl redete sein Minister des Äußern, Lavalette, der Unterdrückung der kleinen Staaten zugunsten der großen Agglomerationen das Wort, — er sah sich im entscheidenden Augenblick außerstande, seinen Plan durchzuführen. Allein bereits im folgenden Jahre klopfte er wieder an. Man erinnert sich der Luxemburger Angelegenheit, die Belgien so nahe berührte und in der seine Regierung sich so klug und fest zu benehmen wußte. Als Herr von Beust die Einverleibung Luxemburgs in Belgien gegen die Abtretung der „kleinen Grenze“ an Frankreich vorschlug, weigerte sich die belgische Regierung, eine Provinz anzunehmen, die es sie einst so viel Selbstüberwindung gekostet hatte, herauszugeben. Sie wußte, daß man nicht ungestraft eine Karte an einem Kartenhause berührt: und ein Kartenhaus war Belgien immer, solange der Gegensatz

zwischen Altfrankreich und Neudeutschland nicht ausgetragen war.

Dieser Austrag aber nahte, unaufhaltsam wie ein lange drohendes Gewitter (1870). Jene Versuche Frankreichs, in Belgien Fuß zu fassen, sei's durch Erwerbung strategischer Eisenbahnen, sei's durch Abschluß eines Zollvereins, waren nur Vorsichtsmaßregeln, sich für den bevorstehenden Zusammenstoß zu stärken. Was seit fünfundfünfzig Jahren befürchtet wurde, trat endlich ein, und Belgien sollte zeigen, ob Europa es zu bereuen hätte, daß es im Jahre 1830 die Zerstörung des Werkes von 1814 zugelassen hatte. Belgien ward endlich auf die große Probe gestellt und — bestand sie glänzend. Seine Regierung versicherte sich sofort in Berlin und Paris der Achtung seiner Neutralität. Schon am 15. Juli, im selben Augenblick, wo die deutsche Armee mobilisiert wurde, ward die belgische unter die Waffen gerufen. Am 21. Juli versprach Gladstone laut im Unterhause den Schutz Englands gegen den ersten Angreifer, und schon am 9. und 11. August wurden die Verträge mit Frankreich und Deutschland abgeschlossen, durch welche sich England verbindlich machte, gemeinschaftliche Sache gegen diejenige kriegführende Macht zu machen, welche zuerst die Neutralität Belgiens verletzen sollte. Alles ging fortan fast ganz glatt ab. Als sich Ende August die kämpfenden Heere der belgischen Grenze nahten, stand die belgische Armee bereit, das neutrale Gebiet zu verteidigen. Der Vorschlag eines französischen Offiziers, sich über Namur und den Hennegau nach Lille zu schlagen, ward im kaiserlichen Kriegsrat mit den Worten General Wimpffens beseitigt: „Verletzen wir das belgische Gebeit, so laden

wir uns 70000 Feinde mehr auf den Hals." Die nach Sedan übergetretenen Franzosen wurden sofort entwaffnet, der Durchzug der Verwundeten auf jede Weise gefördert. Wohl trat auf Augenblicke einige Verstimmung ein, als die deutsche Regierung sich veranlaßt sah, wegen des Waffen- und Munitionshandels mit Frankreich Vorstellungen zu machen. Doch hinterließen diese Erörterungen keinerlei Spuren. Deutschland hatte nur Vorteil von der belgischen Neutralität gezogen, und indirekt auch Frankreich; denn ein Übertragen des Krieges auf belgisches Gebiet hätte ihm sicher die Feindschaft Englands zugezogen, während die Sympathien desselben für Frankreich in hohem Maße verstärkt aus dem großen Konflikte hervorgingen.

Und so wird's auch in der Folge sein. Die Annexion Belgiens brächte Frankreich allerdings einen großen Machtzuwachs und sie würde ihm erlauben, Metz zu umgehen, seine Angriffe gegen Deutschland auf den verhältnismäßig unverteidigten Niederrhein zu richten; aber sie würde ihm unfehlbar die Gegnerschaft Englands eintragen, während jener Vorteil der Offensive reichlich durch den Vorteil der Defensive aufgewogen ist, dessen es heute genießt: deckt doch die belgische Neutralität ein Stück der französischen Grenze, welches sechsmal so ausgedehnt ist als das Stück belgisch-deutscher Grenze. Weit offenbarer aber und größer ist das Interesse, welches Deutschland an der Aufrechterhaltung des belgischen Staates und seiner Neutralität hat: ihm ist sie eine Armee und eine Festungskette wert, ganz abgesehen von dem Interesse, das Deutschland daran hat, solange Frankreichs Feindschaft zu befürchten ist, daß sein etwaiger Gegner nicht durch einen

Gebietszuwachs von 30 Quadratkilometern ergiebigen Landes, sechsthalb Millionen einer wohlhabenden und fleißigen Bevölkerung, einem befestigten Seehafen wie Antwerpen, einem Eisenbahnnetz wie das belgische verstärkt werde. Deutschland selber aber würde ein solcher Gebietszuwachs — wenn je irgend ein Deutscher auf den Gedanken kommen könnte, ihn nur zu wünschen — mehr Sorgen und Gefahren als Vorteile eintragen: eine ausgedehnte, jedem Angriff ausgesetzte Grenze, die Sorge, eine fremde, widerwillige Nationalität mühsam im Zaume zu halten, die unfehlbare Koalition Europas gegen die drohende Entstehung einer deutschen Weltherrschaft. Den größten Vorteil jedoch aus der Existenz Belgiens und seiner Neutralität zieht Europa, zieht die Zivilisation. Dieser Neutralität allein ist es zu danken, wenn der Krieg von 1870 nicht in einen Weltkrieg ausgeartet ist, und sollte, was Gott verhüte, der unselige Kampf wieder entbrennen, so würde sich unzweifelhaft dasselbe wiederholen. Wäre dem ebenso gewesen, wenn das Königreich der vereinigten Niederlande noch bestanden und gegen oder für Frankreich Partei ergriffen hätte?

Hat nun aber Belgien seine internationale Aufgabe erfüllt, die Befürchtungen Europas Lügen gestraft — daß die Zerstörung des „europäischen Bollwerkes“ von 1814 Frankreich die Wege zum Einfall in Deutschland ebnen würde —, so hat es auch die Besorgnisse des Handels und der Industrie in beiden Landesteilen selber zuschanden gemacht, welche von der Vereinigung so viel gehofft und auch schon so viel Vorteil gezogen hatten. Beide Länder schienen ja wie für einander geschaffen und bestimmt, sich wirtschaftlich zu ergänzen. „Was die

materiellen Interessen anlangt," sagt selbst ein belgischer Patriot katholischer Schule, der bekannte Ökonomist und Historiker Thonissen, „so war die Vereinigung Belgiens und Hollands unter dem Zepter des Hauses Oranien eine der glücklichsten Kombinationen. Die Belgier und die Holländer, die nach einer zweihundertjährigen Trennung wieder vereinigt wurden, bildeten ein um so bemerkenswerteres Ganzes, als jedes Volk der Gemeinschaft die dem anderen mangelnden produktiven Kräfte zubrachte. Die Holländer besaßen eine zahlreiche Handelsflotte, hoffnungsvolle Kolonien, eine auf allen Meeren gekannte Flagge, jahrhundertalte Handelsbeziehungen und ein ganzes Volk von Seeleuten. Die Belgier hatten fruchtbare Landstriche, einen vorgeschrittenen Ackerbau, eine Menge natürlicher, leicht verwendbarer Triebkräfte, unerschöpflichen Minenreichtum, und dazu eine seltene Befähigung für alle Zweige der Industrie." Kein Wunder, wenn nach der Trennung von 1830 Handel und Industrie mit Besorgnis der Zukunft entgegensahen; und doch hat sich diese Besorgnis als unbegründet erwiesen. Der wirtschaftliche Aufschwung Belgiens ist seit 1840, d. h. seit der endgültigen Trennung, ein stetiger und rascher gewesen. Die Bevölkerung hat sich schon um mehr als ein Drittel vermehrt (von $3^3/_4$ Millionen auf $5^1/_2$ Millionen). Der Ackerbau hat seine Produkte verdoppelt, die Industrie die ihrigen verdreifacht; der Handel gar hat sich verzehnfacht. Wie sehr sich der Gesamtreichtum der Nation dadurch vermehrt hat, beweisen außer dem Steuerertrag der Verkaufswert des Bodens und die Pachtpreise, welche um mehr als die Hälfte gestiegen, beweisen die enormen Summen, welche in den Sparkassen und anderen so zahl-

reichen und blühenden Vorsichtsanstalten des Landes niedergelegt sind (115 Millionen), beweisen die Kapitalien, welche auf Industrie verwandt werden — man denke, daß die angewandte Dampfkraft in einem Vierteljahrhundert, von 1850 bis 1875, sich verzehnfacht hat —, beweist endlich der Anteil, den Brüssel an den großen europäischen Anleihen genommen hat. Freilich ist speziell in der Industrie in den letzten Jahren ein bedenklicher Rückschritt eingetreten, namentlich in der Kohlen- und Eisenproduktion, sowie in allen metallurgischen Fabrikaten; allein er scheint doch nur in vorübergehenden Ursachen — namentlich der Überproduktion — seinen Grund zu haben, hier wie in ganz Europa und Nordamerika; und schon ist in Belgien, wie überall, der Beginn eines Umschwunges zum Besseren fühlbar.

Auch dieser wirtschaftliche Erfolg muß, wie der konstitutionelle und der internationale, in erster Linie dem Verdienste der belgischen Staatsmänner zugeschrieben werden, die sich sofort nach der Trennung ans Werk machten, deren materielle Folgen abzuwenden oder doch abzuschwächen. Vor allem galt es, den überseeischen Handel, der durch den Verlust der Scheldemündungen unwiederbringlich gefährdet schien, zu nützen und womöglich alle Exportprodukte auf Antwerpen zu richten. Die Kanal- und Flußschiffahrt ward auf jede Weise gefördert; und schon 1832 ward das große Eisenbahnsystem geplant, welches Antwerpen mit der Maas und dem Rhein verbinden und so den Transithandel mit dem Zollverein sichern sollte. Schon 1834 ward das Eisenbahnnetz, welches die fast ganz verlorene See ersetzen sollte — das erste in Europa — in großem Sinne entworfen und von

den Kammern votiert, während es in Frankreich noch lange Jahre dauerte, um Ähnliches durchzusetzen. Und Belgien hatte den Mut, den Staat selber eintreten zu lassen, einen Mut, um dessen Lohn es heute die Welt beneidet. Denn schon jetzt verwaltet der Staat die größere Hälfte der Eisenbahnen und in wenig Jahren wird er Herr des ganzen Netzes sein, des vollständigsten in Europa. Noch drückte der hohe Scheldezoll auf den belgischen Handel. Man ruhte nicht, bis er abgelöst war, und stand nicht an, zu diesem Zwecke 35 Millionen zu opfern (1863). Der bereits vorher blühende Handel aber hat seitdem einen immer rascheren Aufschwung genommen. Wichtiger noch war die Zollgesetzgebung. Schon unter der Vereinigung hatte Wilhelms I. weise Wirtschaftspolitik Antwerpen und Gent sehr gehoben und beide Städte wußten es ihm Dank; ja Gent schloß sich nur unwillig der Revolution an. Nach der Losreißung aber griff der König von Holland, der Leidenschaft mehr gehorchend als der Erkenntnis, zu Repressalien, die das eigene Land schädigten, indem er die Kolonien wie das Mutterland ganz von Belgien abschloß. Die belgische Industrie forderte eine Entschädigung, und die Metallurgie erlangte auch von der neuen Regierung gewisse Vergünstigungen, deren wohltätige Wirkungen jedoch selbstverständlich auf sich warten ließen. Der Handel war unabhängiger, verlangte keinerlei Schutz vom Staate, sondern suchte selber Mittel und Wege, den verlorenen holländischen Markt zu ersetzen, setzte sich direkt mit den überseeischen Handelsplätzen in Verbindung, holte aus Brasilien, was es bislang aus Java bezogen hatte, wandte sich von Surinam und Sumatra nach Valparaiso und den Antillen: bald konkurrierte Antwerpen

wieder mit Rotterdam, das auf seine Kosten groß geworden, seine Bevölkerung stieg in dreißig Jahren von 73000 auf 130000, die Ein- und Ausfuhr von 350000 Tonnen auf nahezu anderthalb Millionen.

Doch nahm der Aufschwung erst nach 1850 so bedeutende Verhältnisse an. Bis dahin zollten auch die belgischen Regierungen, überzeugt oder von der allgemeinen Strömung fortgerissen, den schutzzöllnerischen Prinzipien, welche gerade damals überall auf dem Festlande triumphierten. Zehn Jahre lang, von 1840 bis 1850, herrschte in Belgien eine Protektion, welche einer Prohibition gleichkam. Ackerbau und Industrie litten gleichermaßen darunter und wähnten ihre Leiden zu mildern, indem sie der Regierung immer neue und immer verderblichere Schutzmaßregeln abzwangen. Doch war es die furchtbare Teuerung, welche gerade während jener Jahre Tausende hinwegraffte, die den Protektionismus zu Fall brachte: man mußte, wie in Frankreich, wohl oder übel dem fremden Korn die Häfen öffnen, wenn man nicht noch Furchtbareres sehen wollte. Auch hatte sich die englische Freihandelsbewegung schon nach Belgien verpflanzt und dort einen günstigeren Boden als im nahen Frankreich gefunden. Fast gleichzeitig mit der französischen Freihandelsliga unter d'Harcourt bildete sich eine belgische unter de Brouckère, und der erste große Ökonomistenkongreß in Brüssel eroberte ihr die öffentliche Meinung. Wohl hemmte 1848 einen Augenblick die Bewegung; aber sie stand nicht still wie in Frankreich nach Bastiats Tode. Schon 1851 ward das Prinzip des Freihandels in das Regierungsprogramm eingeschrieben; und von da ab ward die Bewegung unwiderstehlich: eine Schranke nach der

andern fiel und Kammer wie Ministerium wurden von der öffentlichen Meinung fortgerissen; der „Verein für die Zollreform“ ward zu einer wahren Gewalt im Staate und fand an dem schon längst bekehrten Ackerbau eine mächtige Stütze. Als nun gar der englisch-französische Handelsvertrag (1860) auf Reziprozität der Nachbarn hoffen ließ, war der Prozeß gewonnen. Schon jahrs darauf schloß man mit Frankreich einen Vertrag auf denselben Grundlagen ab, und ähnliche Verträge mit England, der Schweiz, dem Zollvereine folgten. Der raschere Aufschwung der belgischen Industrie und des belgischen Handels datiert von dieser Epoche. Und auch im Innern sollten die letzten Schranken fallen. Die belgische Regierung war die erste, welche das Oktroi der Städte abzuschaffen den Mut hatte (1860) und dadurch nicht allein den Verkehr unendlich erleichterte, sondern auch die ärmere Stadtbevölkerung fühlbar entlastete. Bei der Thronbesteigung Leopolds II. fielen auch endlich die veralteten Schlagbäume der Heerstraßen.

Daß die Folgen dieser weisen und freien Handelspolitik nicht ausgeblieben sind, wissen wir schon: Belgien zählt heute unter die reichsten Länder Europas. Eine andere Frage ist die, ob die verhältnismäßig gleiche Verteilung des nationalen Reichtums dem Anwachsen desselben entsprochen hat — womit wir freilich schon an die zweite Reihe unserer Betrachtungen kommen: entspricht der inhaltliche Erfolg Belgiens dem formellen? Woran sich wieder die andere Frage schließt: hat sich der ideale Gehalt des belgischen Nationallebens in gleichem Maße als der materielle entwickelt? Ist es genug für ein Land, eine ingeniöse Staatsmaschine geschickt zu handhaben, den

inneren und äußeren Frieden bewahrt zu haben, als Polster zwischen zwei großen Militärstaaten herzuhalten, viel Geld zu verdienen, ja sogar eine unumschränkte Freiheit zu genießen? Ist Freiheit denn mehr als eine Negation? Ist sie etwa ein Positives? Oder dient sie nur, die Fesseln zu beseitigen, welche eine Nation an der Hervorbringung eines Positiven behindern können? Und endlich, ist diese Freiheit so absolut, als sie scheint, ist sie tatsächlich dieselbe für alle? Sind alle jene Fesseln wirklich gefallen? Setzen Preß- und Vereinsfreiheit, Unterrichts- und Handelsfreiheit alle menschlichen und nationalen Kräfte frei? Oder gibt es nicht hohe und höchste, wie demütigste und bescheidenste Menschentätigkeiten, die diese „Freiheiten“ recht im Gegenteil in Banden legen? In andern Worten: da jede Nation berufen ist — berufen durch ihre Naturanlagen —, ein Ideal zu verwirklichen, ein ethisches wie ein geistiges, welches erst eigentlich der Inhalt und der höhere Zweck alles Staatslebens ist, so bietet sich hier die Frage: hat die belgische Nation ihre Schuld abgetragen, hat sie in diesem ersten halben Jahrhundert ihrer Selbständigkeit die ihr gewordene Aufgabe erfüllt, nicht nur einen Staat, sondern eine nationale Individualität aus sich herauszubilden, welche eine Stelle in der Weltgeschichte erleuchte? Hat sie eine der großen Aufgaben der Weltgeschichte gelöst oder ihrer Lösung näher gebracht? Hat sie an Werken oder Taten, an Gedanken oder Gesinnungen ein Ganzes erzeugt, das bleiben wird und „glänzen den spät'sten Geschlechtern?“

II.

Nichts ist schwieriger, als das Leben selbst anders als anschaulich zu fassen, weshalb denn auch Geschichts- wie Naturforscher sich meist bei dem Studium der Lebensformen begnügen müssen. Schon im Materiellen fühlt man sofort die Unzulänglichkeit unserer Organe, wie die Unklarheit der Symptome, nach denen wir urteilen sollen. Die höchste aller Tugenden des einzelnen, die Gerechtigkeit, ist auch der ideale wie der materielle Zweck des Staates. Nun wissen wir wohl, daß das frei regierte Belgien in vieler Beziehung auch ein gut regiertes Land ist, daß die belgische Justiz intelligent, unbescholten, rasch und wohlfeil ist, daß Eigentum und Personen eine große Sicherheit genießen, daß die Verbrechen verhältnismäßig abgenommen haben, selten unbestraft bleiben und das Penitentiarsystem musterhaft zu nennen ist; wir wissen, daß die Gemeinde- und die Staatsfinanzen in geordnetem, ja teilweise blühendem Zustande sind, und daß die eigentliche Verwaltung es weder an Eifer noch an Einsicht fehlen läßt, die Verkehrswege zu Lande und zu Wasser stets vermehrt und wohl unterhalten werden, wir wissen, wieviel Schulen, Gymnasien und Universitäten bestehen und wieviel Schüler sie zählen. Fragen wir aber, ob das geistige Niveau durch diesen Unterricht gestiegen ist, ob in jenem gewaltigen Aufschwung des öffentlichen Wohlstandes, der uns zuletzt beschäftigt hat, auch die Gerechtigkeit gewahrt worden, d. h. wie sich die Verteilung all dieses Reichtums zu seiner Masse verhält; fragen wir, wie die Staatslasten auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung verteilt sind, ob das öffentliche Leben dieser Bevölkerung überall

gleich günstige Bedingungen der körperlichen und geistigen Entwicklung sichert, in andern Worten, ob die Freiheit nur gewissen Klassen oder gewissen Gegenden zugute kommt — so fühlen wir uns schon an der Schwelle aufgehalten.

Wohl erfahren wir, daß das Grundeigentum sich mehr und mehr zersplittert hat — die Parzellen stiegen, laut der letzten Katasteraufnahme, um ein Neuntel in dreißig Jahren —, aber wir wissen auch, daß die Besitzungen der geistlichen Körperschaften beträchtlich angewachsen sind und ganze Landstrecken jener natürlichen Aufteilung entziehen; denn das Gesetz, welches die Klöster nicht als juristische Personen anerkennt, ist längst durch Umgehung tatsächlich beseitigt. Wohl hören wir, daß die Löhne um die Hälfte gestiegen sind, aber auch, daß die Preise der Lebensmittel mit dieser Steigerung Schritt gehalten, wie mit dem Mehrertrag des Bodens natürlich auch die Pachtzinse gestiegen sind: in welcher Weise sich aber das numerische Verhältnis von Kleingrundbesitzern, Pächtern und Tagelöhnern gestaltet, wissen wir nur sehr unvollständig. Man sagt uns, das Leben des gemeinen Mannes sei im großen ganzen in Belgien wie anderwärts ein gesünderes, genußreicheres geworden; aber wir vernehmen doch zugleich, daß die Bettelei, die in der Restaurationsepoche im Abnehmen war, seit der Unabhängigkeit wieder beträchtlich zugenommen hat und daß, wenigstens in den flandrischen Provinzen, 17 Einwohner von 100 öffentliche Unterstützung erhalten, in manchen Städten sogar 36%! Und wir wissen, daß der Konsum des Alkohols von 1840 bis 1880 von 18 auf 43 Millionen gestiegen ist und in den industriellen Bezirken ein Schank auf 6—7 Personen

kommt. Freilich ist die Bevölkerung stets im Wachsen, sie ist heute die dichteste in Europa, mehr als doppelt so dicht wie in Deutschland (185 Einwohner auf den Quadratkilometer, wo bei uns nur 82 darauf gehen), und was könnte mehr für die Blüte und die Zivilisation eines Landes sprechen? Wenn wir aber erfahren, daß die Zunahme in Westflandern nur etwa 6% beträgt, während sie in der Provinz Namur sich auf 44% steigert, so werden wir schon irre; denn dieser unverhältnismäßige Fortschritt der wallonischen Provinzen ist keineswegs das Ergebnis einer größeren Fruchtbarkeit, sondern das einer geringeren Sterblichkeit: kommt doch in Namur nur ein Todesfall auf 54,4, während in Westflandern, wo namentlich die Sterblichkeit unter den Kindern sehr groß ist, ein Todesfall auf 39,6 kommt. Und die Überlebenden dieser germanischen Rasse sind nicht etwa wie in England eine physische, moralische und geistige Elite, das Ergebnis natürlicher Selektion; recht im Gegenteil: bei der Rekruteneinstellung wurden in der Provinz Antwerpen 313 Mann auf 1000 für untauglich erklärt, in der Provinz Namur nur 128. Man zählt einen Fall des Wahnsinnes auf 709 Einwohner in Westflandern, auf 1335 in Namur — und diese Proportionen gehen durch in allen andern Krankheiten, in der Körpergröße und leider auch in der Volksbildung und der Sittlichkeit: im Jahre 1866 zählte man in Ostflandern noch 34 Illiteraten auf 100, während eine der wallonischen Provinzen nur 5 auf 100 zählte; und das Verhältnis der Angeklagten und Gefangenen in beiden Hälften ist dasselbe, d. h. wie 3 zu 1. Nun ist aber ein solcher Unterschied keineswegs durch das Klima, die Bodenverhältnisse und noch weniger durch die Rasse

bedingt. Wer erinnert sich nicht, daß Flandern, vor der großen Reaktion des 16. Jahrhunderts, das volkreichste, aufgeklärteste, vorgeschrittenste, wohlhabendste Land Europas war? Die heutige Inferiorität dieser Provinzen gegenüber den wallonischen hat, nächst der furchtbaren Teuerung von 1846—1848, welche Tausende hinwegraffte, Tausende erschöpfte und dauernd schwächte, ihren Grund in dem geringeren Wohlstand der flämischen Arbeiter, den schlechteren Löhnen, den schädlicheren Gewerben, vor allem aber in historischen und moralischen Ursachen, die noch fortdauern, Fesseln, die noch heute die physische und wirtschaftliche, wie die geistige Entwicklung hemmen, Fesseln, die seit 1830 keineswegs gelockert worden sind.

Und wie mit den verschiedenen Provinzen so mit den verschiedenen Klassen der Bevölkerung. Was hilft dem, der nicht lesen und schreiben kann, eine freie Presse? Was freie Wahlen, wenn er kein Wahlrecht hat — und kaum 125000 Bürger besitzen es? Und wenn sie dieses Wahlrecht besäßen, was würde die jetzt ausgeschlossene Million erwachsener Männer damit anfangen können? Fälscht der Beichtstuhl nicht das ganze Repräsentativsystem, wie ein berühmter belgischer Schriftsteller es aufs Überzeugendste dargetan? Und vertritt eine Kammer, aus der zugleich so viele Kategorien Höchstgebildeter ausgeschlossen sind, eine andere, in die nur Millionäre gelangen können, die ganze Nation? Kann die Gesetzgebung von hohem technischen Werte sein, wenn, wie's seit 1858 der Fall ist, kein Richter, noch Verwaltungsbeamter daran teilnehmen darf? Und, auf andere Gebiete zu kommen, es ist ja alles recht gut und schön uns zu sagen, daß Belgien nur

40 Millionen jährlich für seine Armee ausgibt, ein Siebentel seiner Gesamtausgabe, statt eines Fünftels wie Deutschland, oder gar eines Viertels wie Frankreich, nicht 8 Franken per Kopf, daß nur ein Mann auf 454, statt einer auf 100 dient, wie bei uns; wenn wir aber erfahren, daß dieser Dienst so viel länger dauert als bei uns, daß Tausende sich ihm jährlich durch die Flucht ins nahe Frankreich entziehen, daß er ausschließlich auf dem Armen lastet, während die Mittelklasse ganz frei ausgeht, so fragt man sich doch, ob hier nicht ein Mißbrauch des herrschenden Standes, d. h. eben der Mittelklassen vorliegt, welche allein im Parlamente vertreten sind. Dagegen freilich ist zu sagen, daß, was die Abgaben anlangt, die belgische Regierung in lobenswürdigster und konsequentester Weise gesucht hat, die Armen mehr und mehr zu entlasten, und daß, im Gegensatz zu dem parlamentarischen Musterstaat Italien, die regierende Klasse auch die zahlende ist, und zwar sowohl was die Staatsabgaben, als was die Provinz- und Gemeindesteuern angeht. Die Verkehrssteuern, welche hauptsächlich auf den Besitzlosen lasten, sind längst abgeschafft, oder doch auf das Getränke beschränkt, welches freilich in einem Maße besteuert wird — über 40 Millionen auf ein Budget von 280 Millionen —, daß der Arme, in einem biertrinkenden Lande wie Belgien, dabei schlimm genug wegkommt. Immerhin zahlt der Belgier im Durchschnitt, wenn auch ein Viertel mehr als der Deutsche, doch nur halb so viel als der Engländer und gar nur zwei Fünftel von dem, was der Franzose an direkten und indirekten Abgaben jährlich zahlen muß. Dazu kommt endlich, daß die öffentlichen Arbeiten, d. h. gemeinnützige Ausgaben, den breitesten Raum im belgischen Budget ein-

nehmen. Ob, trotz der ausgezeichneten und zahlreichen Krankenhäuser und Asyle, die Armenordnung so ist, wie sie sein sollte, ob namentlich durch Beschränkung des Klosterunwesens — es gehen jetzt schon zwei Klöster auf je drei Gemeinden —, vielleicht auch durch Einführung einer Armentaxe, die Bettelei nicht wirksamer bekämpft werden könnte, ist eine offene Frage; denn man weiß, wie viele Nachteile eine solche Taxe in England nach sich gezogen hat. Sicher dagegen ist, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht nur ein Erfordernis der Gerechtigkeit, daß sie, wie die Dinge in Belgien liegen, auch eine Bedingung gedeihlicher Volksentwicklung ist, von der militärischen Zweckmäßigkeit ganz zu schweigen. Es würde ein ganz anderer Ton und Schwung ins belgische Heer kommen, wenn es nicht länger zu einem Drittel aus feilen Lanzknechten, zu zwei Dritteln aus dem geistigen Residuum der Nation, sondern aus Belgiern aller Stände zusammengesetzt wäre, den niedern als geistige Entwicklungsschule, den wohlhabenden als sittliche Zucht im Dienste eines Allgemeinen, Höheren diente, Allen das Gefühl der nationalen Gemeinsamkeit und der Superiorität des Vaterlandes über Partei und Lokalinteressen mitteilte.

Ist nun die Statistik zu weit zurück, um selbst über das materielle Wohlsein einer Nation und die Verteilung dieses Wohlseins bestimmte Daten zu liefern, wie sollte sie die Frage nach dem geistigen und sittlichen Wohlergehen genügend zu beantworten imstande sein? Wer wollte es wagen, den intellektuellen Wert einer Nation zu messen und abzuschätzen? Es möchte noch bis zu einem gewissen Grade angehen im niedersten Bildungsgrad, aber wie wenig beweist der für den Gehalt des nationalen Geisteslebens!

Wir könnten feststellen, daß in Belgien trotz der Zunahme der Schulen noch fast 25% der Rekruten — was 33% der Totalbevölkerung gleichkommt — weder lesen noch schreiben können; allein was bewiese das? Nationen, welche 90% solcher Ignoranten zählten, haben unendlich mehr für die Kultur getan, als gewisse Länder, wo höchstens 1% von Illiteraten gefunden werden. Steigt man aber zum mittleren und höheren Unterricht auf, so wird der Maßstab schon viel schwieriger. Dem Schreiber dieses, der vor vierzehn Jahren die höheren Unterrichtsanstalten Belgiens bereiste, wollte es allerdings erscheinen, als ob die belgischen Gymnasien (Athénées und Collèges) weniger leisteten als die französischen und deutschen, daß das Griechische darin, im Vergleich mit unseren Gymnasien, sehr vernachlässigt war, daß die Kenntnisse im Lateinischen, dem Französischen, der Geschichte hinter denen der französischen Lyzeen zurückstanden. Vielleicht auch beweist der soviel stärkere Besuch der Realschulen als der der Gymnasien und der so häufige frühe Austritt aus letzteren, das Überwiegen eines kurzsichtigen Utilitarianismus über tieferes humanistisches Bildungsbedürfnis. Es ist wahrscheinlich, daß die Zöglinge der geistlichen Schulen, welche fast so zahlreich sind als die der Staatsgymnasien und besonders von den Wohlhabenderen und Vornehmeren begünstigt werden, in Belgien dieselbe mechanische und geisttötende Dressur erhalten, die ihnen in Frankreich zuteil wird, wo die ungeheuren positiven Erfolge dieser Anstalten in den Prüfungen unendlichen Schaden angerichtet haben. Steigen wir nun gar zu den Universitäten hinauf, so wird die Schätzung noch untunlicher. Soll ich den Wert derselben an der Zahl der

Studenten, der Doktordissertationen, dem Ausgabebudget nachweisen? Jedem Fernestehenden wird es den Eindruck machen, als ob die vier belgischen Universitäten nicht auf der Höhe von Leyden oder Zürich stehen, um Beispiele ähnlich situierter Staaten anzuführen. Mir persönlich wollte es scheinen, als ob die Routine des Brotstudiums und die Sorge für das Examen dem wissenschaftlichen Geist der belgischen Universitäten Eintrag getan und daß die leidige Politik, namentlich auf den beiden „freien" Universitäten von Brüssel und Löwen, aber auch bis zu einem gewissen Punkte in Gent und Lüttich, die gewünschte Objektivität und Unparteilichkeit nicht aufkommen ließen. Das lag freilich zum großen Teil an zwei höchst verderblichen Einrichtungen, deren eine wenigstens — die gemischten Prüfungsausschüsse — seitdem abgeschafft worden ist, während die andere — die sogenannte globale Inskription[1]) — leider noch immer in Wirksamkeit ist.

Auch das Privatdozententum, das sich bei uns so förderlich erwiesen, hat unter dieser Einrichtung gelitten

---

[1]) Mit diesem barbarischen Worte, bei dem sich einem Franzosen die Haare sträuben würden, bezeichnet man in Belgien die Unsitte, die Studenten eine Summe in Bausch und Bogen für die von ihnen belegten Vorlesungen zahlen zu lassen, diese Summe aber pro rata der Stundenzahl (sic) unter die Professoren zu verteilen — womit natürlich alle Konkurrenz gelähmt ist und der breiteste Schwätzer im Katheder den größten Forscher und Gelehrten aus dem Felde schlägt. Die gemischten Prüfungskommissionen, in welchen die Vertreter der verschiedenen Universitäten, d. h. der religiösen Parteien, zu einer Zeit sogar geradezu die der politischen Parteien der Kammern, saßen, um sich gegenseitig zu kontrollieren (oder auch gegenseitig durch die Finger zu sehen) haben den professionellen Charakter der Studien, das Einpauken fürs Examen, natürlich nur fördern können.

und ist nie recht aufgekommen. Der Unterricht ist noch immer, außer in den experimentellen Wissenschaften, zum größten Teil monologisch, die Selbsttätigkeit des Studenten wird zu wenig angeregt; kurz die Universitäten machen mehr den Eindruck höherer Fachschulen oder propagandistischer Parteiinstitute, als wissenschaftlicher Anstalten, trotz einiger auch im Ausland als Autoritäten anerkannten Männer der Wissenschaft, welche an diesen Anstalten lehren.

Noch weit unzureichender sind natürlich unsere Mittel, die schöpferischen Produkte in wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Beziehung abzuwägen. Sollen wir etwa die dicken Bände der Aktensammlung durchblättern, welche die königliche Akademie am Feste ihres hundertjährigen Bestehens veröffentlicht hat und die, wie man sagt, gar treffliche Monographien enthalten? Sollen wir die Verlagsregister Belgiens zu Rate ziehen? Sollen wir fragen, wieviel belgische Werke in fremde Sprachen übersetzt sind, oder wieviele in der Ursprache auf dem französischen oder holländischen Büchermarkt abgesetzt worden, um bestimmen zu können, ob Belgien auch im geistigen Leben Europas dieselbe Stelle einnimmt, die es im wirtschaftlichen errungen und behauptet hat? Hier muß am Ende jeder nach persönlicher Erfahrung urteilen. Der Geschichtsschreiber und der Naturforscher, der Philologe und der Jurist müssen sich fragen, welchen Nutzen sie in ihren Studien aus belgischen Arbeiten, im Vergleiche mit schweizerischen und holländischen z. B., gezogen haben. Der allgemeine Leser darf sich wohl auch ans Gefühl, an den Gesamteindruck halten, so sehr solche Kriterien ihn manchmal irre führen mögen. Jeder hat z. B. das Gefühl, daß Belgien seinen Rang in der heutigen Malerei würdig genug

behauptet. Wird dieselbe auch nicht leben wie die belgische Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts, so teilt sie eben nur das Loos der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts überhaupt: auch Deutschland und Frankreich haben keine Dürer und Poussin mehr. Auf dem gegebenen Niveau der Malerei neuerer Zeit leistet Belgien verhältnismäßig eher mehr als weniger denn irgend eine andere Nation. Gar in der besonderen Kunst des 19. Jahrhunderts, in der Musik, steht Belgien im Verhältnis zu seiner Ausdehnung und politischen Bedeutung, über allen andern Nationen. Seine Musiker werden im Auslande gesucht und geehrt fast wie zur Zeit Orlando Lassos; seine Konservatorien genießen einen guten Ruf; seine gelehrten Werke über Theorie und Geschichte der Musik gelten allerwärts als Autoritäten, die Namen und die Leistungen seiner Komponisten und seiner Virtuosen sind geehrt bei allen Nationen; seine Genossenschaften bringen die Pflege der edlen Kunst in jedes Dorf des kleinen Vaterlandes: kurz wir haben es hier mit einer wahren, spontanen Volksblüte zu tun. Kann man nun dasselbe von belgischer Literatur und Wissenschaft sagen, bei denen die allgemeine geistige Entwicklung eine soviel größere Rolle spielt als bei der Musik, derjenigen aller künstlerischen Tätigkeiten, welche mit einem Zurückbleiben des Verstandes und des Willens am verträglichsten ist, weil sie eben doch hauptsächlich nur Ausdruck des Gemütslebens ist?

Niemand wird leugnen wollen, daß die belgischen Ökonomisten einen hohen Rang in Europa einnehmen; aber die Nationalökonomie ist eben diejenige Wissenschaft, welche den am meisten utilitarischen Charakter trägt, welche dem praktischen Leben und seinen Zwecken am

verwandtesten ist; und die belgischen Ökonomisten sind, mit einer ruhmvollen Ausnahme, durchgehend selbst in dieser Wissenschaft mehr Vulgarisatoren als Pfadfinder. Nur in der Statistik ist die Initiative von Belgien ausgegangen, ja man kann sagen, daß dieser Zweig der Wissenschaft von einem Belgier geschaffen worden ist.[1] Die Geschichtsforschung steht auf einer hohen Stufe in Belgien; sie liebt es aber, sich aufs Lokale, Vaterländische zu beschränken. Historische Werke, welche Gegenstände von weiterem Interesse behandeln, — und ich denke hier besonders an eines der jüngsten und ausgezeichnetsten Werke über römische Geschichte — sind eben auch weniger Geschichtsforschungen, als geschichtliche Darstellungen unter der Leuchte politischer Erfahrung; oder aber es sind enzyklopädistische Geschichtsbetrachtungen, in denen die politische und religiöse Leidenschaft die rechte wissenschaftliche Ruhe nicht aufkommen läßt. Belgien zählt treffliche Juristen — darunter einen von europäischem Rufe —, indes auch sie sind etwas provinziell angehaucht oder doch bis zu einem gewissen Grade im politisch-nationalen Standpunkt befangen. In der Philosophie dagegen scheinen die Belgier sich ganz ans Ausland anzulehnen, in der klassischen, romanischen und germanistischen Philologie, in der Linguistik und insbesondere den orientalischen Studien stehen sie entschieden hinter Deutschland, Italien, Frankreich zurück; es ist mir nicht bekannt, daß Belgien Mathematiker von europäischem Rufe habe, und was die Naturwissenschaften anlangt, so will es mich bedünken,

---

[1]) Übrigens kann Quételet, der 1830 schon fast ein Vierziger war, kaum als ein Vertreter des unabhängigen Belgiens gelten.

daß es auch in ihnen keine Namen ersten Ranges zu bieten hat; doch muß ich mich auf diesem Gebiete, noch mehr als auf anderen, durchaus an das Urteil Dritter halten. Im ganzen hat man eben doch das Gefühl, daß die belgische Wissenschaft eine etwas provinzielle, utilitarische und nicht immer originale Physiognomie hat. Auch die kleine Schweiz — mehrsprachig wie Belgien, von der europäischen Politik ausgeschlossen wie dieses, von ähnlicher Ausdehnung und viel geringerer Volkszahl — hat in ihren wissenschaftlichen und literarischen Erzeugnissen etwas von dieser Physiognomie, aber doch weit weniger ausgesprochen. Hier ist schon eine viel größere Ursprünglichkeit: Arbeiten erster Hand, wenn auch nicht so häufig als in den geistigen Hinterländern, sind doch nicht selten. Wohl verrät sich der praktische nüchterne Sinn des Schweizers in seinen Schulen, mehr noch als der des Belgiers in seinen; aber die schweizerischen Universitäten haben schon dadurch jenen wissenschaftlicheren Charakter behalten, den ich oben für sie beanspruchte, weil sie der Politik und Religion nicht den maßlosen Einfluß erlauben, den die Belgier diesen beiden sinnverwirrenden Interessen gestatten. Endlich werden die gelehrten Werke, welche in Bern oder Genf veröffentlicht werden, in Berlin und Paris nicht als Fremde oder Provinziale behandelt; ein Brüsseler Werk könnte ebensogut in Bordeaux oder Lille erscheinen: es zählt in Paris nicht mit. Wohl ist die periodische Presse, wie wir sahen, sehr entwickelt; aber sie ist immer entweder international oder provinzial. Sie ist fast ausschließlich französisch geschrieben, aber ihr Französisch — ich rede natürlich nicht von den beiden europäischen Organen — hat einen anderen Akzent

als das Pariser, was man z. B. von der Genfer Presse nicht sagen kann, die sich an Stil und Bildung mit den besten Blättern von Paris messen kann. Auch die eigentlich literarische Presse Belgiens, die diesem Vorwurfe weniger ausgesetzt ist als die politische, leidet an dem Parteigeist, welcher der Fluch Belgiens ist. Ich nenne nur eine belgische Zeitschrift, welche außerhalb der Parteien auf objektivem, wissenschaftlichem Standpunkt steht, das Athenaeum, obschon auch sie natürlich von der katholischen Partei als Gegnerin behandelt wird: sachliche, unparteiische Wissenschaft, betrachtet ja der Katholizismus mit Recht als seinen gefährlichsten Feind. Eine flämische Zeitschrift höheren Charakters hat sich nicht halten können, obschon der Versuch einen besseren Erfolg verdient hätte. Das gemeinsame Geistesleben in Belgien spricht sich eben noch immer in französischer Sprache aus.

Belgien hat drei Literaturen, eine flämische, eine wallonische und eine französische. Die beiden letzteren unterscheiden sich freilich nur durch den Ton und Gegenstand nicht durch die Sprache; denn wenn ich von einer wallonischen Literatur rede, so meine ich damit keine Dialektliteratur, sondern die Behandlung belgischer Verhältnisse in französischer Sprache, während ich unter französischer Literatur in Belgien diejenige Poesie und Prosa meine, welche ohne lokale Färbung ist. Diese nun existiert für Paris so wenig, als die Poesie und Prosa von Carpentras oder Quimper-Corentin — es müßte denn sein, daß der betreffende Poet und Prosaiker in Paris lebt, denn gar mancher belgische Publizist und Gelehrte ist in Paris heimisch, womit er eben aufhört, ein Belgier zu sein. Was uns hier interessiert, ist die flämische und wallonische Literatur

Belgiens; und ich nenne sie so, anstatt holländische und französische, wie es richtiger wäre, um jedem Miß-verständnisse vorzubeugen. Ich will nun auch hier den wirklichen Wert wiederum ungemessen lassen; sondern nur nach dem Verhältnis zum Hinterlande fragen: Werke von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, von Töpfer und Olivier, sind in Deutschland und Frankreich so bekannt und gelesen, als es nur Werke von G. Freytag oder O. Feuillet sein können; obschon ihr Charakter ausgesprochen national-schweizerisch ist; sie sind es aber keineswegs nur ihres absoluten Wertes wegen: selbst wenn Gottfried Keller nicht der große Prosadichter wäre, der er ist, so würde er doch, vermöge seiner deutschen Bildung, vermöge der Identität reichsdeutscher und schweiz-deutscher Bildung, seinen Platz auf dem deutschen Büchermarkt haben. Nun ist es ja möglich, daß Conscience und Ledeganck im Haag und Amsterdam so viel gelesen werden als in Antwerpen und Gent; aber sicher ist, daß weder Delmotte noch Pergameni, die Zierden der wallonischen Literatur Belgiens, in Paris auch nur dem Namen nach bekannt sind. Und wie wäre dies bei dem hohen Verdienst dieser Schriftsteller anders zu erklären, als daß Belgien — das eigentliche Belgien — nicht am geistigen Leben seiner Hinterlande so innig teilnimmt als die Schweiz an dem ihrer Hinterlande. Daß es jenen witzigen oder drastischen oder sinnigen Darstellungen des belgischen Lebens an der gemeinsamen Basis mit dem französischen Leben fehlt? Ja, ich möchte weiter gehen, wenn ich nicht fürchtete, mißverstanden zu werden, und fragen, ob Belgien überhaupt derselben Durchbildung teilhaftig ist, welche ganz Nord- und Mitteleuropa genießt? Ob nicht ein großer

Teil seiner Bildung etwas mechanisch und äußerlich oder doch allzu sachlich ist? Und, wenn dem so ist, womit dieses Zurückbleiben der tieferen Bildung — denn von einer Stagnation des geistigen Lebens kann sicherlich nicht die Rede sein — zusammenhängt? Ich möchte fragen, was Belgien verhindert hat, wie zum Beispiel Schweden und Dänemark, im Schoße der europäischen Kultur eine eigentümliche nationale Kultur herauszubilden, — denn eine Nation wie der einzelne braucht ja durchaus nicht gerade bestimmte, greif- und sichtbare Leistungen zu produzieren, um ein Ideal zu entwickeln; auch sie kann ihr Ideal einfach darleben in Taten, Anschauungen und einer Formenwelt, die sie sich schafft. Diese nationale Kulturindividualität nun geht, so scheint mir, den Belgiern einigermaßen ab — man müßte denn in der etwas spießbürgerlichen Selbstzufriedenheit oder dem summend-geschäftigen Wichtigtun gewisser belgischer Typen die Züge einer besonderen Nationalphysiognomie erkennen wollen; und mich dünkt, die zwei Ursachen liegen so ziemlich am Tage; auch ist die Nation bereits damit beschäftigt, beide zu entfernen, wenn es schon die Arbeit eines anderen halben Jahrhunderts sein mag, sie ganz zu beseitigen. Ich spreche von den beiden Fesseln der Fremdsprache und des geistlichen Unterrichts, welche die größere Hälfte des Landes lähmen, ihm die höhere, die geistige und sittliche Freiheit rauben. Diesen beiden Übelständen und den dagegen vorgeschlagenen Heilmitteln erlaube man mir noch eine kurze Besprechung zu widmen.

Zwei Volksstämme, ripuarische Franken rein germanischer Rasse und latinisierte Gallier mit leichter germanischer Mischung bewohnen das kleine Land und sind im

Laufe der Jahrhunderte zu einer Nation er- und verwachsen, welche zwar stets das Anhängsel eines anderen Staates gebildet hat, aber doch stets als ein ungetrenntes Ganzes zusammen und ineinander gelebt, sich unter Burgundern wie Spaniern, Österreichern wie Franzosen stets als „Belgier“ gefühlt hat. Nichtsdestoweniger hat sich zwischen den noch immer zahlreicheren Flämingen und den Wallonen eine „Verschiedenheit der Sitten, Bestrebungen, Denk- und Handelsweise, ja des ganzen Charakters“ (L. Vanderkindere) erhalten, welche sich nur mit dem der deutschen und französischen Schweizer vergleichen läßt. Ein solcher Dualismus, bemerkt derselbe belgische Schriftsteller treffend, kann eine Schwäche oder eine Stärke sein: eine Schwäche, wenn einer der Teile dem anderen aufgeopfert wird; eine Stärke, wenn man jede sich voll und in Freiheit entwickeln läßt. Dies aber ist bis jetzt nicht der Fall gewesen. Seit dem ersten Versuch, sich der Reformation anzuschließen, sind die flämischen Provinzen gewaltsam in ihrer Entwicklung zurückgehalten worden: eine natürliche Selektion, im Sinne der Verschlechterung der Rasse, trat durch die Massenauswanderung der besten Kräfte ein, als die Reform unterdrückt wurde, und die Zurückgebliebenen wurden systematisch dritthalb Jahrhundert durch auf der möglichst niederen Bildungsstufe erhalten, während ihnen zugleich der Gebrauch einer fremden Sprache immer mehr aufgedrängt wurde. Und wie die Reformation des 16. Jahrhunderts, so hinterließ, was für das benachbarte Frankreich in gewissem Sinne eine zweite rettende Reformation war, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, keine Spuren in Flandern, wenn sie überhaupt hindrang. Möglich, daß noch andere verborgene Ursachen mitge-

wirkt haben; Tatsache ist, daß Flandern seit der großen Reaktion des sechzehnten Jahrhunderts heruntergekommen ist, wenn auch die Fläminger selbst etwas übertreiben, wenn sie, wie J. Buylsteke, behaupten, in ihren Provinzen seien überall „Pauperismus, Unwissenheit, geistige und sittliche Ohnmacht, körperliches Herunterkommen, materieller Verfall, alles in einer peinlichen Formel zusammenzufassen, das Heruntergehen einer Rasse“ zu schauen, während bei den Wallonen nur gesundes und rasches Wachstum zu erblicken sei. Die geistige Vereinsamung des Flämingen, der von seinen holländischen Sprachgenossen politisch, von dem eigenen Mittelstande durch die Sprache abgeschlossen ist, die vollständige Verwahrlosung des Volksunterrichts, der verderbliche Einfluß des katholischen Autoritätsglaubens müssen wohl zu diesem geschichtlichen Ergebnis beigetragen haben, wie es denn namentlich nicht schwierig sein dürfte, an der Hand der Geschichte nachzuweisen, daß dieser Einfluß viel verderblicher auf die germanischen Rassen als auf die romanischen wirkt, sei's nun, weil sie den Glauben ernster und buchstäblicher nehmen als die Romanen, die ihn doch immer nur mit dem stillschweigend zugestandenen beneficium inventarii annehmen, sei's weil das trägere germanische Temperament nicht dagegen reagiert, ihn nicht durch Reaktion neutralisiert.[1]) Was aber die Fremdsprache und die daraus folgende Trennung des Volkslebens anlangt, so kann ihre schädliche Wirkung nicht

---

[1]) Ich spreche hier natürlich nur vom modernen Katholizismus, wie er sich seit dem Tridentinischen Konzil ausgebildet, nicht von dem des 14. und 15. Jahrhunderts.

hoch genug angeschlagen werden. Die Gebildeten der flämischen Provinzen sprechen fast nur französisch. Das ist freilich eine alte Tatsache. Schon Jahrhunderte vor dem Beginn des Verfalles, der ja erst nach der gewaltsamen Unterdrückung der Reformation im sechzehnten Jahrhundert eintrat, liebte der flämische Adel, französisch zu reden, liebte der flämische Bürgerstand, ihm nachzuäffen, trotz des politischen Gegensatzes zu Frankreich, aber es muß doch mehr auf der Oberfläche gewesen sein, als man heute gern annimmt; würde sonst zum Beispiel Marnix de Saint-Aldegonde, der selbst vorzugsweise französisch sprach, seine Flugschriften und Satiren, die doch auf den lesenden Mittelstand, nicht auf das illiterat niedere Volk berechnet waren, flämisch geschrieben haben? Würde man bis zur französischen Annexion (1794) bei den Verwaltungsbehörden sich des Flämischen bedient haben? Würde der vorgeschobenste Posten des Flämischen, würde Brüssel noch 1814 um den Gebrauch des Flämischen als Amtssprache petitioniert haben, wenn der Bürgerstand sich dieser Sprache ganz entwöhnt gehabt hätte? Sicher ist, daß schon vor der Annexion Belgiens an die französische Republik die höheren Stände meist französisch redeten, mindestens in allem, was geistige, ja auch nur allgemeine Interessen waren, sich des Französischen bedienten. Die fünfzehn Jahre holländischer Herrschaft genügten um so weniger, die fremde Sprache zu verbannen, als liberale und klerikale Meinung sich feindlich gegen Holland stellte. Seitdem aber ist das Französische trotz der von der Konstitution von 1830 gewährleisteten Sprachenfreiheit die einzige Sprache der höheren Schulen und Universitäten, der Verwaltung, der

Justiz, des Parlamentes, des Heeres, des Großhandels gewesen.

Selbst wo der Gebildete in der Familie und mit dem Volke noch die Muttersprache redet, ist eine solche Trennung der Geistestätigkeiten immer von verderblicher Wirkung, wie es sich ja augenfällig im Elsaß seit der Französierung, d. h. etwa seit 1789, und noch entschiedener seit 1850 zeigte. Ein Mensch, der eine Sprache für den Ausdruck der Gefühle und Bedürfnisse hat, eine andere für den Ausdruck des Gedankens, der, um mit seinen Kindern zu scherzen oder sie zu kosen, seine Arbeiter zu unterweisen, sich mit seinen Bauern zu verständigen, ein anderes Idiom braucht, als um ein Geschichtswerk zu lesen, eine juristische Frage zu erörtern, ein philosophisches Problem zu lösen, an einer politischen Debatte teilzunehmen, steht eben mit dem Gemüt in einem Volke, mit dem Kopf in einem andern: wo sollte da die Einheit der Empfindung herkommen, die zum Dichten, zu jeder höheren geistigen Leistung nötig ist? Wo aber dem Gebildeten selbst jene primitive Kenntnis der Sprache abgeht — wie dies bei den meisten Flämingen heute der Fall ist —, so ist die Sache kaum besser: denn wie kann man sich einen Schriftsteller, einen Mann der Wissenschaft, einen Redner denken, der von der Masse seines Volkes losgetrennt, ohne Basis in der Luft schwebt? Ist ja doch das weite instinktive Leben der Volksseele der mütterliche Boden, aus dem alles höhere geistige Leben seine Nahrung zieht: wie kann die schönste Blüte, die süßeste Frucht erwachsen, wo das Reis auf einen Stamm gepfropft ist, dessen Säfte nicht aufsteigen können in seinen Adern? Der einzelne kann sich zur Not in eine fremde Sprache, d. h. in eine fremde

Gefühls- und Gedankenwelt versetzen, aber auch nur, wenn er ganz in die andere Nation eintaucht, sich von der seinen losreißt und in jener aufgeht. Aber ein ganzer Stand? Er verliert sich ja selber, wenn er in einem fremden Idiom denkt und fühlt, mit dessen Wurzeln er in keinem Zusammenhang steht. Nicht minder verhängnisvoll aber ist solche Trennung für die Masse des Volkes, die ausgeschlossen ist von allem höheren Geistesleben, nichts, gar nichts von oben empfangen kann, das sie durchgeistigte, erhöbe, die zu den Regierenden, Denkenden, Lesenden ihres Stammes steht ohne Brücke des Verständnisses, fast wie die stumme Herde zum Hirten. Was wunder, wenn die Religion das einzige höhere Interesse für sie bleibt? Der Seelsorger spricht doch wenigstens ihre Sprache, er ist ihr der Dolmetscher der idealen Welt. Aber diese Welt ist nicht die Welt der Zeit, der Gebildeten der Nation: es ist das Ideal längst vergangener Geschlechter, das Ideal des Mittelalters, dessen Gesichtskreis künstlich erhalten wird, in dessen dumpfer Atmosphäre die Masse hinvegetiert, ohne auch nur das Bedürfnis zu empfinden nach frischer, klarer Luft, nach gesunder Übung der Geisteskräfte. Und die Geistlichkeit weiß sehr wohl, was sie tut, wenn sie diese Trennung aufrecht erhält, wenn sie das Studium der Landessprache als einer Schriftsprache bekämpft. Der flämische Bauer soll seine Sprache reden, aber es ist unnütz, daß er sie auch lese. Dieser Krieg der Geistlichkeit gegen den Unterricht im Flämischen begann schon sofort nach Unterdrückung der Reformation. „Man sagte sich," schreibt der Anstifter der flämischen Bewegung in unserem Jahrhundert, J. F. Willems, „man sagte sich, das Studium der nationalen Sprache habe die Gewohn-

heit verbreitet, die niederländischen Bibeln zu lesen und bei dem Volke zu viel neue Ideen und zu liberalen Geist in religiösen und politischen Dingen erweckt." Daher auch die Opposition der Geistlichkeit gegen Holland zur Zeit der Restauration und endlich die hauptsächlich von ihr angezettelte Losreißung. Hatten doch die Flämingen „zum ersten Male seit sieben Jahrhunderten einen Fürsten, der ihre Sprache kannte und aufrichtig liebte" (Vuylsteke): denn Holländisch und Flämisch sind e i n e Sprache, und die erste Sorge der Männer, welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Volkssprache wieder zu Ehren zu bringen, war, die zufälligen Verschiedenheiten der Rechtschreibung und damit das einzige Hindernis gegenseitigen Verständnisses zwischen beiden Stämmen wegzuräumen. Natürlich begegnen sie denn auch lebhaftem Widerstand seitens der Geistlichkeit, welche jede geistige Verbindung mit den protestantischen Sprachgenossen Hollands abzuschneiden sucht. Die Revolution von 1830 war ja nur eine Wiederholung der gewaltsamen Losreißung von der Utrechter Union im sechzehnten Jahrhundert, genau wie die damalige herbeigeführt durch die mit den französisch redenden Wallonen verbundene Geistlichkeit. Josephs II. Begünstigung des Volksunterrichts im Flämischen war einer und nicht der letzte der Beweggründe der vom Klerus angestifteten Brabanter Revolution.

Wir haben gesehen, daß mehr als ein Belgier die Revolution von 1830 heute bereut; ein deutscher Schriftsteller, der Belgien lange bewohnt hat, geht weiter. Er meint: „Hätte man 1814 die flämischen Provinzen mit Holland, die wallonischen aber mit Frankreich verbunden und dafür Elsaß und Deutsch-Lothringen davon getrennt,

so wäre etwas geschaffen worden, dem es wenigstens an Lebensfähigkeit nicht gefehlt hätte" (Oetker). Das ist nun freilich eines jener Professoren- und Linguisten-Raisonnements, über die wir glücklich hinaus zu sein glaubten. Die Sucht gelehrter Nationenentdeckung, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren herrschte, ist hoffentlich ein überwundener Standpunkt: nicht die Sprache, sondern die Geschichte macht die Nationen; nicht weil Elsaß und Deutsch-Lothringen deutsch sprechen, sind sie wieder mit Deutschland vereinigt worden, sondern weil ein politisch-militärisches Interesse, mit anderen Worten, eine geschichtliche Notwendigkeit es erheischte. Die Einwohner der Ostseeprovinzen und der Erzherzogtümer sprechen deutsch, aber sie sind darum doch Russen und Österreicher, wie die Genfer und Züricher Schweizer nicht Franzosen oder Deutsche sind. Gab es je ausgesprochen nationale Individuen, so sind es die Schweiz und Belgien, trotz der verschiedenen Sprachen, die in ihrem Schoße geredet werden. Nicht diese nationalen Individuen gilt es, einer Theorie zuliebe, zu zerstören, sondern allen Gliedern dieser Individualität freies Spiel zu verschaffen. Das haben die Schweizer trefflich verstanden. Die politische Grenze war nie eine geistige für sie: wie zur Zeit Hallers und Bodmers, Klopstocks und Lavaters steht die deutsche Schweiz noch immer mitten in der geistigen Bewegung Deutschlands, und die aufgeklärten Flämingen haben wohl eingesehen, daß ein ähnliches Verhältnis zwischen ihren Provinzen und Holland hergestellt werden muß, ehe überhaupt an ein höheres geistiges Leben in denselben zu denken ist. Einer von ihnen, Vanderkindere, geht sogar so weit, vorzuschlagen, das Hochdeutsche als literarische Sprache

einzuführen, um an dem Geistesleben eines großen Hinterlandes teilnehmen zu können! Ein liberaler Belgier meint seinerseits, man solle das Flämische ganz ausrotten, dem Französischen, das schon in den Mittelklassen herrschend sei, alle Stände der Nation erobern. Als ob sich so was friedlich machen lasse, als ob es selbst in Jahrhunderten ohne Aus- und Einwanderung möglich wäre! Hat denn im Elsaß das Französische in zweihundert Jahren nur einen Fuß breit Terrain gewonnen im Volke? Würde die Germanisation Posens die Fortschritte gemacht haben, die sie gemacht hat, wenn nicht ein fortwährender Zuzug deutscher Einwanderer stattgefunden? Andere, wie unser Oetker, meinen, man müsse der Bewegung einen politischen Charakter geben, von den Kandidaten zur Kammer vor allem verlangen, daß sie flämisch seien, und dann erst fragen, ob liberal oder klerikal. Keinen verhängnisvolleren Irrtum könnte man begehen. Die Politik ist schon jetzt der böse Genius Belgiens: sie dringt in die Religion, in den Volksunterricht, in die Wissenschaft, alles fälschend, verwirrend, ankränkelnd, erhitzend. Man lasse doch wenigstens diese Frage unberührt von der leidigen Politik. Mir will das von einem angesehenen flämischen Politiker verfochtene Mittel weit mehr einleuchten: er verlangt einfach, daß jeder in den flämischen Provinzen angestellte Beamte den Beweis zu liefern habe, daß er des Flämischen durchaus mächtig ist. Nichts scheint mir billiger, nichts ausführbarer, nichts hat mehr Aussicht auf eine günstige Aufnahme seitens der Kammern. Schon ist ein Schritt in dieser Richtung geschehen. Das Sprachengesetz von 1873 hat den Gebrauch des Flämischen in den Gerichten zugelassen — „vom Augenblicke an, wo der Ange-

klagte vor dem Untersuchungsrichter erscheint" — doch bedient man sich der Erlaubnis nur noch ausnahmsweise, da das Gesetz noch immer eine französische Anklageschrift, französisches Zeugenverhör, französische Verteidigung zuläßt, wo der Angeklagte kein Wort von alledem versteht; es ist ja so viel bequemer für die Herren Staatsanwälte und Advokaten. Immerhin war jenes Gesetz wie das von 1878, das auch bei den Verwaltungsbehörden, sowohl im Verkehr der flämischen Provinzen und Gemeinden untereinander als mit der Zentralbehörde, das Flämische zuläßt, ein großes Zugeständnis. Der Vorschlag de Maeres, wenn er zum Gesetz erhoben würde, wäre ein zweiter gewichtiger Schritt; das Ganze aber müßte durch die Maßregel gekrönt werden, welche den Gebrauch des Flämischen im Senat und Abgeordnetenhause zuließe, wo die Verhandlungen ganz ebensogut als im Bundesrate zu Bern in verschiedenen Sprachen geführt werden könnten und sollten. Ein solcher Vorschlag würde heute noch etwas parador klingen; aber wenn die literarische Verbindung mit Holland fortfährt, immer enger zu werden, wie alle Aussicht dazu vorhanden ist, wenn die flämischen Sprachkongresse, die einzelnen flämischen Gesellschaften, die als der dietsche Verband jetzt schon zwanzig Jahre wirkende Vereinigung dieser Gesellschaften, wenn das flämische Theater, die flämischen Volksbibliotheken die flämische Presse im selben Maße wie bisher gepflegt werden, wenn vor allem das Beispiel der beiden Genter Professoren, welche an der Universität angefangen haben, ihre Disziplinen in flämischer Sprache zu lehren, Nachahmung findet, diese Universität endlich ganz flandrisch wird und so die flämische Bewegung einen wissenschaftlichen

Mittelpunkt erhält — so wird die Sache gar bald so natürlich scheinen, als sie im Grunde ist, und das Beispiel der Schweiz beweist ja, wie leicht durchführbar sie ist. Solche Neuerungen — oder vielmehr Erneuerungen — sind ja anfangs recht unbequem; auch dem Elsässer Advokaten, Journalisten, Lehrer mag es noch schwer fallen, sich der deutschen Sprache, deren öffentlichen Gebrauche er sich entwöhnt hat, zu bedienen. Die folgende Generation aber beginnt schon, es als eine Befreiung zu empfinden. Eine ganze Nation, welche eine ihr fremde Sprache redet, ist etwas so Unnatürliches, daß die Herstellung des Natürlichen eben nur befreiend und befruchtend wirken kann. Das hat sich bei den Tschechen gezeigt und wird sich zweifelsohne auch bei den Elsässern und Flämingen zeigen. Es handelt sich hier ja nicht wie bei dem Plattdeutschen, dem Gascognischen, dem Mailändischen um Dialekte, die der Schriftsprache ganz nahe verwandt, aus demselben Geiste geboren, denselben Gedankengang, dieselbe Anschauungsweise darstellen, sondern um wildfremde Sprachen, in die sich der Geist einer Nation hineinzwängen soll und durch die er eben sterilisiert werden muß. Man lasse sich nicht durch Ausnahmen täuschen. Die Belgier, welche sich als französische Schriftsteller wohlverdienten Ruhm erworben haben, sind entweder Wallonen oder sie haben sich ganz eingelebt in die französische Kultur, haben sich frühe in Frankreich niedergelassen, sind mit allen ihren Wurzeln, durch Erziehung, Familie, Tätigkeit, Gesellschaft Franzosen geworden, d. h. sie sind so wenig Belgier mehr, als ein J. J. Weiß oder Martha noch Elsässer sind. Diejenigen, die in der heimischen Atmosphäre zurückgeblieben, sich der fremden Sprache für alle ihre höhe-

ren Bedürfnisse bedienen, mögen eine große Gewandtheit darin erlangen; ihre Originalität und Kraft muß darunter leiden: wenn die Kultur Hollands und der Schweiz, Dänemarks und Schwedens nichts von dem provinzialen, angelernten Charakter hat, der die belgische und elsässer Kultur kennzeichnet, so ist es einzig, weil sich jene kleinen Nationen ihres natürlichen Organs bedienen.

Auch die literarische Renaissance, die wir allüberall in Europa herbeiwünschen, kann nur aus diesem Quell entspringen. Ich vermesse mich nicht, die volkstümlichen Schriftsteller flämisch-holländischer Zunge zu beurteilen; aber ich zweifle nicht, daß eine neue Blüte der Nationalliteratur nur diesen Wurzeln ersprießen kann, wie denn überall in Europa und selbst in Nordamerika alles wirklich Gute, alles bleibend Wertvolle unserer heutigen Literatur im Volksschrifttum zutage tritt; und es ist ebenso wichtig für die wallonische Literatur als für die flämische, daß das belgische Volkstum in seiner doppelten Gestalt rein zum Ausdruck gelange. Nur so, nicht auf künstliche Weise, noch durch staatliche Aufmunterung, als da sind vom Staat gegründete oder erneute Akademien, Preisausschreiben, Geldzuschüsse zu Theatern und Museen, Expedition von Forschungsreisen nach Afrika oder dem Nordpol, und was der ausgeklügelten, nicht gewordenen, äußerlich fabrizierten, nicht aus dem Volksinstinkte herausgewachsenen Unternehmen mehr sind — wird der Volksgeist befreit und befruchtet, wie der wissenschaftliche Geist nur durch Universitätsreformen gehoben werden kann, welche nichts Neues einrichten, sondern die höhere Konkurrenz entfesseln, wie die Handelsfreiheit die materielle entfesselt. Dies aber kann er nur, wenn alle diese

höheren Interessen sich frei in der Muttersprache aussprechen können: der gleiche Gebrauch beider Sprachen an der Universität und in den Kammern, wie derselbe in der Schweiz geltend ist, wird allein imstande sein, die belgische Nation diesem Ziele näher zu bringen; und dieser Gebrauch muß vorbereitet werden durch die Gründung flämischer Gymnasien, durch die Förderung einer vollständigen Kenntnis des Flämischen seitens der Beamten der flandrischen Provinzen und durch die immer größere Anwendung des Flämischen in den Gerichtsverhandlungen.

Ein zweiter Mißklang im belgischen Nationalleben ist der Streit zwischen Kirche und Staat. Es trifft hier das Gegenteil von dem zu, was wir oben zu beobachten die Gelegenheit hatten. Die Umstände, welche bei Entstehung des Staates den Erfolg der gewählten Staatsform so sehr begünstigten, haben sich als die eigentliche Lebensgefahr für die geistige und nationale Entwicklung Belgiens erwiesen: ich spreche von dem Bündnisse des Katholizismus mit dem Liberalismus, welches dem entstehenden Staat einen gefährlichen Gegner, der überall sonst die politische Freiheit entschieden bekämpft, zum Freunde machte und der parlamentarischen Monarchie die Wohltat einer bestimmten Parteibildung eintrug. Man weiß, wie die „Union“ zustande kam, unter wie ausnahmsweisen Umständen sie abgeschlossen und durch sie eine der weisesten Schöpfungen von 1814 zerstört wurde. Wir haben gesehen, daß bei mehr als einem Belgier die Reue nicht ausbleiben konnte, — erklärt doch einer der gefeiertsten liberalen Schriftsteller des Landes die Revolution von 1830 für einen „großen Irrtum“ —; daß selbst aufrichtige Katho-

liken meinen, vollständige Religionsgleichheit würde bei dem starken katholischen Bruchteil Hollands — einem Drittel der Gesamtbevölkerung — ihrer Sache zuträglicher gewesen sein als die Losreißung. Die Geschichte dieser Losreißung soll hier nicht wieder erzählt werden: Mißverständnisse von beiden Seiten, unzeitiger und taktloser Eifer bei bestem Willen seitens König Wilhelms I., Leidenschaft und Leichtsinn bei den Führern des belgischen Liberalismus, zumal bei de Potter; das Vorherrschen der Lamennaisschen Ideen unter den belgischen Gläubigen von 1830, nicht unter den Bischöfen, welche nur trefflich zu schweigen verstanden; verhängnisvolle Zufälligkeiten, welche die selbst nach dem Aufstand noch mögliche Aussöhnung und Beilegung des Zwistes durch Einführung einer besonderen Verwaltung vereitelten — kurz ein Zusammentreffen von Schuld und Verhängnis, wie es in der Geschichte so häufig ist, führten zu einer Lösung, die man bedauern mag, die aber einmal ist. Die „was geschehen sein möchte"—„the might-have-beens" wie Th. Carlyle sagt — haben in der Geschichtsbetrachtung kein Recht. Genug, es ist geschehen, und geschehenen Dingen ist nicht zu raten. Auch haben wir uns überzeugt, daß Europa unter der Zerstörung seines Werkes nicht gelitten hat. Anders ist es mit Belgien selber.

Der Traum der liberalen Katholiken von Montalemberts Grundsätzen — einer Gruppe der edelsten, fähigsten und gebildetsten Männer, welche am öffentlichen Leben unseres Jahrhunderts teilgenommen — dieser Traum dauerte nicht lange. Schon zwei Jahre nach der Gründung des Staates mit allen seinen Freiheiten — Preß-, Vereins-, Unterrichts- und Religionsfreiheit —,

wurden alle diese selben Freiheiten vom Haupte der katholischen Kirche als verderblichste Ketzereien gebrandmarkt. Wohl taten die katholischen Staatsmänner Belgiens, als hätten sie nichts gehört, fuhren fort, jene Freiheiten selber zu nutzen, wie die ihrer Gegner zu achten, und bewiesen der Welt die Redlichkeit zugleich und die staatsmännische Fähigkeit der jungen Schule. Die Geistlichkeit aber ließ sich nicht von ihnen ins Schlepptau nehmen; sie bediente sich ihrer, hielt aber die Blicke nach Rom gerichtet, nahm nur von Rom Befehle an; und der Nuntius — damals Pecci selber, der heute auf dem Stuhle Petri sitzt — leitete schon 1845, trotz der ablehnenden Haltung der katholischen Minister, die Bewegungen der ultramontanen Heere in Belgien. Kein Wunder, wenn die militante Kirche die besten Absichten der katholischen Staatsmänner zuschanden machte, durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen alle Errungenschaften des liberalen Katholizismus kompromittierte. Das Experiment der freien Kirche im freien Staate ist in keinem Lande Europas, selbst in England nicht, so vollständig gemacht worden als in Belgien, denn England hat ja noch immer seine privilegierte Staatskirche. Ausgangspunkt des Experiments war, wie wir sahen, jener Handel von 1830, wodurch sich die Liberalen französischer Schule verpflichteten, die Freiheit des Kultus, des Unterrichts und der Vereine zu verteidigen, wogegen die Katholiken Lamennaisschen Bekenntnisses Ministerverantwortlichkeit, Geschworenengerichte, Unabsetzbarkeit der Richter und Preßfreiheit zu befürworten versprachen. Die Zeit, wo die belgische Geistlichkeit gegen das niederländische Grundgesetz — das liberalste Europas — Protest einlegte, dem

Könige die öffentliche Ausübung seiner ketzerischen Religion untersagt, die Zehnten wieder hergestellt wissen wollte, die Gewissensfreiheit als einen verderblichen Grundsatz brandmarkte, die Zeit war schon fern — fünfzehn ganzer Jahre! — Nur den einen Grundsatz aus jenem Jugement doctrinal von 1814 behielt man bei: daß „die Kirche den Staatsgesetzen nicht unterworfen sein könne". Wohl erkannte man den Staat an, insofern er zahlte, eine Folge des napoleonischen Konkordats, welches durch den Staatsgehalt die infamierierten Einkünfte der Kirchengüter ersetzte; ja man ging soweit, sich zur Priorität der Zivilehe vor der religiösen Ehe zu verpflichten; aber im übrigen war man ganz frei, vermöge des Vereinsrechtes Klöster und fromme Brüderschaften zu gründen, vermöge der Unterrichtsfreiheit Schulen jeden Grades einzurichten, vermöge der Preßfreiheit die päpstlichen Bullen und bischöflichen Hirtenbriefe der Staatsgerichtsbarkeit zu entziehen, die Bischöfe vom Papste, die Pfarrer von den Bischöfen ernennen zu lassen, ohne die Genehmigung der Staatsregierung, alle Priester vom Kriegsdienst wie vom Geschworenendienste zu befreien — in einem Worte, alle Verpflichtungen des Konkordats über Bord zu werfen. Was die Folge war, wissen wir. Die Geistlichkeit ist eine mächtige politische Partei geworden, sie hat einen ungeheuren gesellschaftlichen Einfluß erlangt, die Klöster und ihre Bewohner haben sich verzehnfacht, der öffentliche Unterricht ist zum größten Teile in den Händen der Priester. Nichts Lehrreicheres als speziell die Geschichte der Unterrichtsfrage in Belgien.

Als dank der „Union" der Grundsatz der Unterrichtsfreiheit in die belgische Verfassung aufgenommen wurde,

tat man einen „Sprung ins Dunkle". Niemand wußte, was der Grundsatz eigentlich bedeute, zu welchen Ergebnissen er in einem rein katholischen Lande führen müsse. Unter der französischen Herrschaft wie unter der holländischen war der öffentliche Unterricht einfach und ausschließlich Staatssache gewesen, wie noch heute in Deutschland. Die Resultate waren die wünschenswertesten: drei blühende Universitäten, zahlreiche Gymnasien, über 4000 Volksschulen, ein reges geistiges Leben überall. Nach 1830 trat eine vollständige Anarchie im Schulwesen ein. Erst die Gesetze von 1835 über die Universitäten, von 1842 über die Volksschulen, von 1850 über den Gymnasialunterricht brachten einige Ordnung ins Chaos, indem sie den Staatsunterricht wieder ins Leben riefen, und nun erst begann der eigentliche Kampf zwischen diesem und dem geistlichen Unterricht, welch letzterer freilich in jener Zeit der Anarchie einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hatte. Der Staat besaß 1842 nur noch drei Gymnasien und acht Musterschulen, kein einziges Schullehrerseminar, während die Geistlichkeit deren schon sieben mit 350 Schulamtskandidaten zählte, und als das Ministerium — ein katholisches Ministerium — zwei Staatsseminarien zu gründen vorschlug, erhob sich der Klerus wie ein Mann gegen diese Anmaßung; denn selbst die katholischen Minister — die Dechamps, Nothomb, de Theux, de Decker — konnten den maßlosen Forderungen des Klerus nicht genug tun. Der Krieg ist seitdem, fast unausgesetzt und mit wechselndem Glück, geführt worden, mit unendlicher Schonung, ja Lässigkeit seitens des Staates, mit unermüdlicher Energie und beispielloser Keckheit seitens der Kirche — bis denn

endlich die Übertreibung der kirchlichen Ansprüche, wie es zu gehen pflegt, die Sache zum Umschlag brachte. Heute ist Belgien wieder auf dem Wege der Befreiung vom geistlichen Unterrichte, einer Befreiung, die eine Lebensfrage für das Land ist.

Alle jene Gesetze von 1835, 1842, 1850 waren Zugeständnisse des Staates an die Kirche, und in der Praxis wurden dieselben noch erweitert. Es trat das monströse Verhältnis ein, daß der Staat kein Recht der Inspektion in den geistlichen Schulen hatte, während die Priester die Befugnis erlangten, die Staats- und Gemeindeschulen zu beaufsichtigen! Nicht zufrieden mit der tatsächlichen Beaufsichtigung, forderte der Klerus die förmliche Anerkennung derselben als eines Rechtes — le droit divin d'intervenir à titre d'autorité — ja, er beanspruchte die Ernennung der Lehrer an den Staatsschulen, verlangte bei Abfassung der Programme und Wahl der Schulbücher zu Rate gezogen zu werden; setzte die Anerkennung seiner Diplome und deren Gleichstellung mit den Staatsdiplomen durch; vindizierte sich den größeren Teil der Stipendien und entzog den Staats- und Gemeindeschulen seine Mitwirkung, d. h. er verweigerte den vom Gesetze (1842) für obligatorisch erklärten Religionsunterricht, sobald man seinen Forderungen nicht nachgab, und die Folge war, daß viele Gemeinden, um dieser Art von Exkommunikation zu entgehen, ihre Schulen und Gymnasien dem Klerus auslieferten, der denn auch darin unbestritten die Lehrer ernannte, meist Ordensbrüder — waren doch schon über 400 Jesuiten in zehn Jahren eingewandert — oder ganz zuverlässige Laien. Jedenfalls mußten die Schüler zur Messe und Beichte angehalten, die Wahl der Bücher

dem Bischofe überlassen, die Lehrer zur Einhaltung eines streng katholischen Standpunktes gezwungen werden. Doch genügten bald selbst diese, durch das sogenannte „Antwerpener Abkommen“ erlangten Zugeständnisse nicht mehr: man beanspruchte die direkte und amtliche Ernennung der Lehrer, das Verbot liberaler Zeitungen innerhalb der Anstalten, das Recht, den Liberalismus, d. h. die Staatsgesetze, in den Unterrichtsstunden als eine „Ketzerei“ zu bekämpfen — alles Dinge, welche selbst die katholischen Minister nicht zugeben konnten.

Denn schon längst hatte sich tatsächlich die katholische Partei hier wie überall in zwei Gruppen geteilt — die Verfassungstreuen und die intransigenten Ultramontanen. Das Gesetz von 1850, welches zehn Staatsathenäen und fünfzig Mittelschulen gründete, war ein Werk der verfassungstreuen Katholiken. Bald begann auch wieder der seit 1835 etwas beruhigte Kampf um die Lehrfreiheit an den Universitäten. Schon 1856, noch ehe die liberale Partei ihre fast dreizehnjährige, für die religiöse Angelegenheit ziemlich sterile Herrschaft antrat, begann der Feldzug des Klerus gegen die Staatsuniversitäten. Nicht zufrieden, eine eigene katholische Universität — erst in Mecheln, dann in Löwen — begründet zu haben, verlangte er vom Staate eine Beschränkung der Lehrfreiheit in den Staatsuniversitäten selbst, und die Regierung war mehr als einmal schwach genug, ihm nachzugeben, den ersten Juristen und Geschichtsphilosophen Belgiens zu maßregeln, weil er in seinen Schriften — nicht einmal vom Katheder herab — von dem menschlichen Ursprung des Christentums gesprochen; einen anderen Professor zu bedrohen, weil er den Einfluß des Papsttums im Mittel-

alter einen „drückenden“ genannt hatte! Wohl wich die Regierung selber zurück, als sie sah, daß sie zu weit gegangen, aber sie gab doch zu, durch das Organ eines liberalen Ministers, daß man an den Universitäten „weder Atheismus noch Materialismus“ — warum nicht auch Darwinismus? — „noch irgendeine Doktrin lehren dürfe, welche der allgemeinen Moral (sic) Eintrag tun könne“; und ein katholischer Minister meinte, „gewisse Grunddogmen der katholischen Kirche dürften vom Lehrstuhl aus nicht bestritten werden“, worauf ein Mitglied der ultramontanen Partei mit Recht entgegnete: „eine solche Unterscheidung sei lächerlich, abgeschmackt und willkürlich, denn alle Dogmen der katholischen Kirche seien Grunddogmen“ — mit anderen Worten, alle freie Wissenschaft müsse von den Universitäten verbannt werden. Die Hochschulen litten aber nicht minder unter der Leidenschaft der Freidenker. Brauchte man in Löwen die Lehrstühle zum Bekämpfen des Liberalismus, so ertönten die Brüsseler Hörsäle von Angriffen gegen den Katholizismus: von Wissenschaft war in beiden kaum die Rede. Denn es ist das Unglück Belgiens, daß die sogenannte Politik, d. h. der Parteigeist, in alle Lebenssphären eindringt, alle mit ihrer unreinen Leidenschaft anhaucht.

Die Folgen jenes wachsenden Einflusses der Geistlichkeit während der ersten Jahrzehnte nach der Februarrevolution blieben nicht aus. In dem Maße, in welchem die Geistlichkeit festeren Fuß in den Staats- und Gemeindeanstalten faßte und diese ausschließlich konfessionell wurden, gingen auch die geistlichen Schulen selber ein. Als aber gegen 1857 die liberale Partei ans Ruder kam und jene indirekte Beherrschung der Staatsschulen, wenn

auch recht lässig, bekämpfte, zog sich der Klerus auch von neuem von den Gemeindeanstalten zurück und gründete wieder eigene Schulen, welche dem Staate eine lebhafte Konkurrenz machten und sich jeder Kontrolle desselben entzogen, so daß dieser den Eltern weder den Wert des Unterrichts noch die Fähigkeit und Moralität der Lehrer an diesen Anstalten zu verbürgen imstande war. Ja der Klerus ging so weit, das Prinzip des Staatsunterrichts selber zu bestreiten: der Staat störe die Bedingungen freier Konkurrenz, wenn er Unterricht erteile! und er sei unfähig, ihn zu erteilen, weil er „atheistisch“ sei, d. h. nicht unter der Invokation der Gottheit stehe! Das Bestreben der Geistlichkeit ging seitdem dahin, in allen drei Graden des Unterrichts eine eigene, ganz unabhängige Organisation zu haben. Als aber im Jahre 1878 die liberale Partei wieder ans Ruder kam, den Klerus beim Worte nahm und die vollständige Trennung aller Anstalten in ganz voneinander unabhängige Staats- und Priesterschulen gesetzlich durchzuführen Miene machte, kehrte sich der Klerus plötzlich um und begann jenen leidenschaftlichen Kreuzzug gegen die „Schulen ohne Gott“, der noch andauert. Es genügt ihm eben nicht, frei zu sein; er will Herr sein. Da nun aber der vollständige Verzicht seitens des Staates auf alle Einmischung ins Schulwesen — sei's durch Gründung, Überwachung, Besitz, Garantie oder in welcher Form auch immer — von dem Klerus gefordert wird, ein solches Aufgeben des Staatsrechts aber, wie es die ersten Jahre des neuen Staates bewiesen, nur die vollständigste Verwahrlosung allen Unterrichts oder das Monopol der Kirche nach sich ziehen kann, so setzte die liberale Regierung unbeirrt ihr

neues Gesetz durch (1. Juli 1879), welches beiderlei Anstalten durchaus trennt, dem Staatsunterricht einen vollständigen Laiencharakter gibt, den Priestern nur ein Lokal und eine Stunde zur Verfügung stellt, um den Religionsunterricht zu erteilen, wenn es ihm so beliebt, widrigenfalls aber dem Schullehrer die Katechismuslehre überträgt, die Obligation des Religionsunterrichts wie die Inspektion des Klerus durchaus aufhebt, die Zulassung zum Volksschulamt von dem Abgangszeugnis aus einem staatlichen Schullehrerseminare abhängig macht usw.

Nach der Verkündigung dieses „gottlosen" Gesetzes brach der Sturm natürlich heftiger als zuvor aus, und die Leidenschaft ging so weit, daß der Papst selber dem belgischen Klerus Mäßigung auferlegen mußte, was dann wieder zu der komischen Episode der Auflehnung des Bischofs von Tournai gegen „Pecci", dessen „Gemeinheit und Niedertracht und abscheuliche Verbrechen", führte. Doch war diese gemäßigte Haltung keineswegs so aufrichtig als man geglaubt hatte, und weder Papst noch Episkopat haben die Opposition gegen das neue Gesetz aufgegeben, ja, der zeitweise etwas gemilderte Ton ist seit dem ganz nutzlosen Abbrechen der diplomatischen Verbindungen mit der Kurie, nach dem Ruchbarwerden ihrer, wenigstens scheinbaren, Doppelzüngigkeit, wieder ein leidenschaftlicherer geworden, und der Kampf ist noch so heftig, daß die Familienverhältnisse selber dadurch gestört und das ganze gesellschaftliche Leben Belgiens dadurch zerrüttet zu werden droht. Auch steht die Entscheidung noch in weitem Felde. Wohl hat die liberale Partei bei den letzten Wahlen drei neue Sitze erobert, aber ihre Mißerfolge im Norden haben bewiesen, daß die Art von

Interdikt, mit dem der Klerus ganze Landstrecken belegt, noch immer nicht wirkungslos ist. Durch die Verweigerung der Sakramente und der Absolution ist es ihm sogar gelungen, ein Drittel der Landeskinder — mehr als die Hälfte in Flandern — an sich zu ziehen, wenn auch manche Eltern gerade durch diese Übertreibung ins liberale Lager gezwungen worden sein mögen. Solche Fälle sind aber gewiß vereinzelt: denn was die Liberalen — meist einfache Rationalisten — den Gläubigen als Ersatz zu bieten haben, ist eben durchaus ungenügend. Die Zivilehe ohne religiöse Trauung, die Zivilbegräbnisse, wie sie von der libre pensée organisiert werden, sind zwar in Belgien zahlreicher als in Frankreich, wo sie etwa im Verhältnis der Leichenverbrennungen zu den Beerdigungen in Deutschland stehen; aber durchgedrungen sind sie doch auch in Belgien nicht. Im Grunde ist eben doch die ganze Nation, auch die liberale Hälfte derselben, katholisch; und sie will diesen Glauben behalten, selbst da, wo sie die Diener dieses Glaubens bekämpft, ein Verhältnis, welches den Kampf außerordentlich erschwert.

Nichtsdestoweniger steht zu hoffen, daß die Partei den Mut nicht sinken läßt, sondern den begonnenen Kampf auch mutig ausficht. Belgischen Staatsmännern braucht man keine Mäßigung anzuempfehlen. Selbst jene Liberalen modern-englischer Schule, welche vermeinen, man könne in einem reinkatholischen Lande der Kirche gegenüber dieselbe Stellung behaupten, wie in Amerika und England, können bis jetzt den Liberalen Belgiens nicht vorwerfen, was sie in ihrer Kurzsichtigkeit denen Frankreichs zum Vorwurf machen: kein Paragraph Sieben ist in Vorschlag gebracht worden, keine Kongregation ist aus-

gewiesen worden. Die Abberufung des Gesandten aus dem Vatikan ist ein taktischer Fehler, kein Eingriff in die Rechte und Freiheit des Gegners. Im allgemeinen verfährt die Regierung mit äußerster Vorsicht und gewissenhaftester Achtung aller Freiheiten. Eher vermißt man einen gewissen Grad von Energie. Die belgischen Liberalen haben die Erfahrung hinter sich, daß man mit der Kirche nicht gütlich fertig wird, daß ihr keine Freiheit genügt, weil sie eben nur „die Freiheit des Guten", d. h. ihre eigene Herrschaft, anerkennt. Angesichts dessen, was heute vorgeht, werden auch sie zur Einsicht kommen, daß der Kampf, den Deutschland, die Schweiz und Frankreich aufgenommen, um der Kirche ihre unrechtmäßige Position wieder abzugewinnen, sie von neuem auf die Seelsorge zu beschränken, kurz, ihr gegenüber das Verhältnis wiederherzustellen, welches in Deutschland bis 1840, in Frankreich bis 1850 gültig war, ein Verhältnis, das ihr auch einst hatte abgetrotzt werden müssen, aber bei dem sich Staat und Kirche jahrhundertelang gleich wohl befanden, sie werden einsehen, daß dieser Kampf auch in Belgien aufgenommen werden muß. Dieser Kampf ist ja kein anderer als der um die Prinzipien des Konkordats von 1801, welches seinerzeit nur eine neue Auflage der Konkordate der vorigen Jahrhunderte war. Die Gleichberechtigung der römischen Kirche und des Staates hat sich als undurchführbar erwiesen; die Unterordnung des Staates unter die Kirche wird kein aufgeklärter Mann des 19. Jahrhunderts zugeben; so bleibt nur die Unterordnung der Kirche und ihrer Diener wie jeder anderen Gemeinschaft und aller anderen Bürger unter den Staat, d. h. unter das Gesetz. Und man lasse sich doch ja nicht einschüchtern:

nicht der Staat, die Kirche läuft Gefahr in diesem Streite den Kürzeren zu ziehen, wenn man ihn auszuhalten versteht.

„Der Kampf, der heute zwischen dem Klerus und der Regierung entstehen könnte," sagte der katholischgesinnte Nothomb schon vor mehr als dreißig Jahren, „wäre ein Streit nicht gegen die Fremdherrschaft wie 1830, sondern gegen die nationale Regierung"; wo aber heutzutage das nationale Prinzip in Frage kommt, ist's des Sieges gewiß. Deshalb auch können die liberalen Belgier guten Mutes sein. Die nationale Frage, die man in Deutschland und Italien, oft auch in Belgien, in den Vordergrund zu stellen liebt, ist im Grunde keine. Gegen den Patriotismus ist die Kirche des 19. Jahrhunderts ganz ohnmächtig. Was man auch darüber deklamieren mag, und ob's nun ein Glück oder ein Unglück sei, die Vaterlandsliebe ist heute von allen kollektiven Gefühlen das mächtigste. So bigott, so ultramontan, d. h. so blind gehorsam einem fremden Herrscher heute auch ein Katholik sein mag, er ist, und wäre er Bischof, vor allem Deutscher, Italiener, Franzose, Belgier. Im Falle eines Kampfes würde man Keinen, selbst keinen Kardinal finden, der gegen sein Vaterland stünde, geschweige denn, sich von dem Haupte der Christenheit seines Treueides gegen das Vaterland entbinden ließe. Es ist das eine rein imaginäre Gefahr, erfunden von den Kulturkämpfern, um ihre Sache zu beschönigen, die solcher Beschönigung wahrlich nicht bedurfte. Nein, der Kampf des Staates mit der Kirche im 19. Jahrhundert ist nicht ein Kampf für die Unabhängigkeit der Nationen, sondern für die humane Bildung: es ist eine Frage der Zivilisation, nicht der Politik. Eine Nation, welche ihr Geistesleben

an den modernen Katholizismus ausliefert, muß geistig und sittlich zurückgehen. Selbst Tocqueville, ein überzeugter und warmer Katholik, hielt für „ausgemacht, daß die Laienerziehung die einzige Garantie für die Denkfreiheit sei"; die Denkfreiheit aber ist die moderne Kultur. Die Kirche ist logisch, sie geht bis zur Enzyklika von 1832, bis zum Syllabus von 1864, mit dem eben die moderne Wissenschaft gerade so wenig verträglich ist, als der moderne Staat und die moderne Gesellschaft. Belgien selbst hat bewiesen, daß man diesen Anforderungen gegenüber nicht halbwegs stehen kann; der liberale Katholizismus hat sich im Staat, wie in der Kirche, trotz all' seiner geistigen und sittlichen Überlegenheit, als eine unhaltbare Position erwiesen; daß aber auch die weltliche Partei nicht halbwegs stehen bleiben kann, ist offenbar. Reagiert Belgien nicht energisch, versteht es nicht, die Geistlichkeit in ihre Sphäre, d. h. die Seelsorge, zurückzuzwängen, so bleibt es eben zurück. Die Welt aber geht vorwärts wie die Wissenschaft: sie geben nicht acht, ob jemand zurückbleibt, und ein Paraguay mehr oder weniger macht sie nicht in ihrem Gange irre.

Das verwickelte belgische Experiment ist also noch keineswegs beendet. Wohl sind die parlamentarische Verfassung, die Neutralität, die Handelsfreiheit siegreich durchgeführt worden und haben sich in den schwierigsten Zeitläuften glänzend bewährt; aber noch bleiben die größeren Aufgaben zurück: Aufgaben, welche die ganz ähnlich gestellte Schweiz zum größten Teile glücklich gelöst hat: es handelt sich darum, alle Stände des Volkes zum gleichen Dienst fürs Vaterland in der einen großen Schule des Nationalheeres zu vereinigen; zwei durch die Geschichte zu

einer Nation verbundenen Stämmen mittels Gleichberechtigung ihrer Sprachen gleiche Freiheit der Entwicklung zu sichern und dadurch die jetzt gebundene geistige und sittliche Kraft der größeren Hälfte der Nation zu entfesseln; endlich dem Staate die unbedingte Oberhoheit über die Kirche zu erobern und, indem derselbe so ganz außer Frage gestellt ist, auch Wissenschaft und Kunst, Erziehung und Religion ein für alle Male der Sphäre politischer Leidenschaft zu entrücken, welche sie alle nur fälschen, hemmen oder verderben kann.

XII.

Deutsche Stimmungen und Verstimmungen.

(1879.)

Ein scharfsichtiger und arbeitsamer Franzose aus jenem trefflichen Beamtenstande, der soviel für Frankreich tut und von dem es so wenig redet, hat vor kurzem ein Werk über die „materiellen Kräfte des Deutschen Reiches" veröffentlicht und verspricht ein anderes über die „moralischen Kräfte" Deutschlands folgen zu lassen. Herr Legoyt warnt seine Landsleute eindringlich davor, die Reden von der inneren Krankheit, welche Deutschland verzehre, von der Uneinigkeit, die es lähme, von der Bedenklichkeit seiner wirtschaftlichen Zustände, welche außer Verhältnis zu seiner Militärmacht stünden, allzu buchstäblich zu nehmen. Wer das nosce hostem ernstlich beherzige, der komme zu ganz anderen Schlüssen. Er kann die deutsche Wehrverfassung — nicht nur ihre Zweckmäßigkeit, sondern auch ihre Wohlfeilheit, Beweglichkeit, Fürsorglichkeit — nicht genug bewundern; er findet den deutschen Handel und die deutsche Industrie, trotz vorübergehenden Druckes, in lebhaftem Aufschwung; meint, der Ackerbau sei in stetem Fortschritt, die Bevölkerung der alten vagina gentium trotz der Auswanderung, in raschem Wachsen, und ist

überzeugt, der verhältnismäßige Mangel an Kapital werde reichlich ersetzt durch den Assoziationsgeist und die Assoziationsgewohnheiten der deutschen Nation. Alles weist darauf hin, daß er auch die Verwaltung, den Zustand des öffentlichen Unterrichts, die Gerechtigkeitspflege für beneidenswert erklären und seinem Vaterland als nachahmungswürdig darstellen wird.

So ein unbefangener Fremder. Was würde er erst sagen, sollte man denken, wenn er mitfühlen könnte, was ein Deutscher empfinden muß, der die Träume seiner Jugend verwirklicht gesehen, der noch die Zensur und die Heimlichkeit der Gerichte, den Paßzwang und die Polizeibeaufsichtigung, die Zunft-, Zoll- und Aufenthaltsschranken, die ganze unheimliche Stille der vierziger Jahre erlebt hat und nun gehen und kommen mag, wie er will, Parlaments- und Gerichtssäle, Wählerversammlungen und Zeitungsspalten von dem wirrbetäubenden Lärmen widerhallen hört, den er einst so sehnlich herbeigewünscht; ein Deutscher, der es mitangeschaut hat, wie sein zerrissenes Vaterland, der Tummelplatz fremder Ränke, der Zankapfel zweier Großmächte, der Spott des politischen Europa, endlich geeinigt, gesichert und geachtet, aus kurzen Kämpfen hervorgegangen ist, ohne auch nur entfernt jene furchtbare Zerrüttung aller Privatverhältnisse erfahren zu haben, welche anderswo so ungeheure Umwälzungen begleitet haben? Ja, was empfindet denn aber ein solcher Deutscher? Stolzes Wohlbehagen? Freudige Zuversicht? Die gesunde Wärme selbstzufriedener Kraftübung? Der im Auslande lebende Deutsche vielleicht. Von New York bis San Franzisko, von Yokohama bis Singapore, von Manchester bis Malaga, wo nur deutscher Fleiß sich eine zweite Heimat

gegründet, da mag man dergleichen fühlen. Daheim, im Schoße all' der neuen Herrlichkeit, da lautet's anders:

> „Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
> Der Braten brauner, firner der Wein."

„Das Volk verwildert; Arbeit und Handel werden gewissenlos; die Presse ist in der Hand der Juden, der Staat in der der Streber; die Wissenschaft selber ist ein geistloses Handwerk geworden, oder ein Mittel zu ihr fremden Zwecken; die alte Einfachheit schwindet, und reichere, schönere Lebensformen bilden sich nicht heraus; die höhere Bildung ist in stetiger Abnahme, während der materielle Wohlstand, der doch wenigstens gediegenen Komfort als bequemen Ersatz bringen würde, auf sich warten läßt; aus ist's mit dem schönen Idealismus vergangener Zeiten, und der neue Realismus tritt nicht auf mit jener unbefangenen Anspruchslosigkeit, die ihn entschuldigen würde; ein engherzig-roher Chauvinismus hat die Stelle des weiten Kosmopolitismus unserer Jugendzeit eingenommen, allein die neue Vaterlandsliebe, die wohl prahlen will, mag keine Opfer bringen; der Parlamentarismus zerstört unser treffliches Beamtentum, während die Geheimeräte keine rechte parlamentarische Entwicklung aufkommen lassen; hier nur Knechtsinn, Militarismus, Strammheit und Dressur, dort Ungehorsam, Respektlosigkeit, burschikoses Sichgehenlassen; Halbbildung überall."

Es vergeht kein Tag, wo einem, der da draußen lebt, nicht derlei Jeremiaden zu Ohren kommen, und kommt er heim, so findet er, daß sich der Mißmut wie ein unfreundlicher Nebel übers ganze Land verbreitet. Es sind aber keineswegs allein die Notleidenden, die Zurückgesetzten, die zum öffentlichen Dienst als Soldaten, Geschworene

oder Gemeinderäte Herangezwungenen, welche jammern: es ist die Masse der Gebildeten, wie sie sich in Zeitschriften und Büchern, in Briefen und Gesprächen vernehmen lassen. Und von diesen nehme ich selbstverständlich die Ultramontanen aus, sowohl weil die Zahl der Höhergebildeten unter ihnen, in Deutschland mindestens, so gering ist, als auch weil sie eigentlich kaum Deutsche zu nennen sind, da sie mit uns nur die Sprache und den Staat, nicht aber die Religion, die Philosophie, die Literatur gemein haben, als welche, insofern sie unsere moderne Nationalität ausmachen, sich erst seit Luther herausgebildet haben. Nein, die Deutschesten sind es, wie die Höchstgebildeten, welche am bittersten klagen über Regierung und Mitbürger, Zustände und Anschauungen im neuen Reiche.

Deutschland ist von je das Land der Mißvergnügten gewesen. Wie klagten die Stürmer und Dränger über die armseligen Verhältnisse ihrer Zeit! Wie klagten die Weimarer Idealisten über die Prosa eines Geschlechtes, das sich an Kotzebue und Knigge ergötzte! Wie klagten die Romantiker über den flachen Rationalismus ihrer Zeitgenossen! Wie jammerten die Patrioten von 1809 über die Fremdendienerei, das junge Deutschland von 1830 über die Deutschtümelei; die Gervinussche Generation von 1840 über die Abkehr vom politischen Leben! So hat sich jetzt wieder eine ganze Literatur der Unzufriedenheit ausgebildet, und zwar meine ich nicht die der systematischen Opposition gegen die Regierung, sondern die Anklageschriften gegen den Geist Neudeutschlands.[1] Daß eine

[1]) Ich denke hier in erster Linie an P. de Lagardes herrliche „Deutsche Schriften“, auf die ich im folgenden Aufsatze ausführlicher zurückkomme, und an Fr. Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches“,

Nation, welche — anstatt sich, wie wohl andere getan haben, in ihren Einseitigkeiten zu gefallen, ohne sich deren nur bewußt zu werden — dieselben stets sofort erkennt und laut bekennt, welche, statt nach anderwärts beliebtem Brauche die Umstände anzuklagen, mit sich selber ins Gericht zu gehen den Mut hat, welche so lebhaft fühlt, was ihr an Anmut oder an Schönheitssinn oder an Takt abgeht, eine Nation jedenfalls, in welcher die Klagenden allein ein an Zahl recht stattliches Bataillon bilden, mit dem man anderswo, d. h. da, wo die Leute ein weniges von ihrer individuellen Meinung zur Förderung einer gemeinsamen Sache zu opfern wissen, die größten bürgerlichen Taten verrichten würde, daß eine Nation, welche noch heute Männer aufzuweisen hat, die an Luther, an Friedrich, an Lessing erinnern, d. h. Männer, welche, ohne die augenfälligen Charakterzüge der Deutschen zu tragen, doch nur auf deutschem Boden und in deutscher Luft vorkommen — daß eine solche Nation doch in ihrem Schoße nicht nur die Heilquelle für sein Übel, sondern

---

dessen fragmentarische Bemerkungen über Religion und Moral, Kunst und Staat, Kultur und Familie jeder mit dem lebhaften Interesse lesen wird, welches eigene Gedanken in einer musterhaften Sprache stets zu erwecken pflegen; doch wird man vergeblich darin nach einer zusammenhängenden Erörterung der Ursachen suchen, aus denen die herrschende Hypochondrie Deutschlands hervorgegangen, noch vergeblicher nach bestimmten Vorschlägen, wie man der Krankheit wehren könnte. Trotz des Namens des Verfassers lasse ich hier Bruno Bauers jüngstes Werk über die neue Ära ganz unberücksichtigt: Dasselbe beginnt zwar in einer des großen Gelehrten und tiefen Denkers würdigen Weise, verfällt aber bald in die volle Platitude der täglichen Fortschrittspresse, die sich dahin zusammenfaßt: „was von Oben kommt, ist vom Übel“.

auch das Metall bergen müsse, aus dem man ein starkes und auch ein schönes und angenehmes Volk machen könnte — das scheint niemandem einzufallen.

„Der Deutsche hat an und für sich eine starke Neigung zur Unzufriedenheit“, sagte vor kurzem Fürst Bismarck, indem er hinzufügte: „ich weiß nicht, wer von uns einen zufriedenen Landsmann kennt;“ und „mürrisch“ (maussade) nennt E. Renan unser politisches Leben. Wer auch wollte leugnen, daß wir ein recht griesgrämigverdrießliches Volk geworden sind, neidisch auf jede geistige Überlegenheit und leider doch nicht fähig uns freiwillig, durch Aufgeben eines Teiles dessen, was wir pomphaft unsere „Individualität“ nennen — als ob wir noch unseren Großvätern glichen! — zu einem gemeinsamen Handeln zu verbinden: es müßte denn fürs Pläsir sein: Schützen-, Turner-Sängerfeste, gelehrte Kongresse, Bankette usw., oder in wildfremden Verhältnissen, wo das Menschliche mehr zu Tage tritt und nicht alles vorgesehen ist. Der einzelne allerdings ist noch immer mehr denn irgendwo bereit für eine Idee zu leben und zu sterben — vorausgesetzt, man läßt ihn allein; sobald er sich mit anderen dazu verbinden soll, ist's aus. Daher wir denn auch stets von oben zum gemeinsamen Handeln gezwungen werden müssen. Dabei ist der einzelne allerdings so gutmütig im Tun, als er hämisch, nörgelnd und mäkelnd in Worten ist; die Worte aber werden allein gehört; das Einzeltun wird nicht gesehen, so daß eine schlechte Gewohnheit — mehr ist es ja nicht — uns in unsern eignen Augen in Diskredit bringen muß. Wie schwer sich der Deutsche zu einem gemeinsamen Handeln aufraffen kann, sehen wir gerade jetzt sehr deutlich: den Unbefangenen wird es zwar schwer, Fürst Bis-

marcks Ziele zu mißbilligen; aber die Masse der Gebildeten, selbst die, welche über das W a s mit ihm einverstanden sind, tadeln doch das W i e, mißbilligen seine Mittel und Wege. Noch aber ist's ihnen unmöglich gewesen, sich zu einem gemeinsamen Widerstande zu einigen. Es ist so viel bequemer zu klagen, und daran läßt man's nicht fehlen. In der Tat so allgemein, so beharrlich, wie seit einigen Jahren, ist die Verstimmung wohl nie gewesen; und die Versuchung ist groß, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, den verschiedenen Quellen dieses Unbehagens nachzuspüren, und wenn wir unter diesen Quellen eine gefunden haben, welche wirksam verstopft werden kann, zu sagen, was man für dazu dienlich erachtet. Ich will hier die verschiedenen Ursachen der Mißstimmung, soweit man sie von der Ferne durch Lektüre und Gespräche mit Landsleuten, oder in der Heimat selber durch eigene Beobachtung während kurzer Aufenthalte und außer Reih' und Glied der Kämpfer wie der Arbeiter erkennen kann, nur ganz kurz berühren, um mich dann bei einem der Mißstände, welche die größte Selbstunzufriedenheit hervorbringen, bei der immer mehr um sich greifenden Halbbildung, des längeren zu verweilen und zu untersuchen, was bewußt, von oben oder durch Privatinitiative, getan werden könnte, um diesem Mißstande abzuhelfen. Freilich die guten Ratschläge in abstracto: zufrieden zu leben mit dem, was man hat, nicht zu hoch hinauszuwollen, sich idealen Sinn oder gar Frömmigkeit zu bewahren, recht gründlich zu treiben, was man treibt, außerdem hübsch sparsam, redlich und hilfreich zu sein, schlagen bei Nationen wo möglich noch weniger an, als bei einzelnen. Die moralischen Erzählungen des Canonicus Schmidt haben

bekanntlich nie einen Knaben besser oder fröhlicher gemacht, während ein Vater durch zweckmäßige Wahl und Verteilung der Beschäftigungen, Anhalten zur Arbeit und Ordnung, bestimmte Gewöhnungen, wohl dazu gelangen kann, seinem Sohne die seiner Natur erreichbare Tüchtigkeit und folglich auch die mit seinem Temperamente verträgliche Selbstzufriedenheit zu geben, welche mit dem Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit verbunden zu sein pflegt. Der Staat aber hat, auch seit er nicht mehr patriarchalisch eingerichtet ist, immer noch Mittel genug — und wäre es nur Kriegsdienst und Schule — die einzelnen zu beeinflussen, d. h. zu gewöhnen was die einzige wirksame Art der Beeinflussung ist:

> For use almost can change the stamp of nature,
> And master thus the devil or throw him out
> With wondrous potency.

Der tiefste Grund des zeitweiligen Mißbehagens in Deutschland liegt selbstverständlich im Wesen selbst der menschlichen Natur. Der Besitz eines gewünschten Gegenstandes wird immer genügen, diesen Gegenstand weniger wünschenswert erscheinen zu lassen. Er ist darum nicht minder wertvoll und im Grunde auch nicht weniger geschätzt. Man vergißt ja so gerne über einer gegenwärtigen Lästigkeit vergangene Entbehrungen. Man versuche aber nur, uns der Eisenbahnen, über deren nervenzerrüttendes Klappern und Schütteln wir so viel klagen, der Tagespost, die uns nicht einen Morgen in Ruhe genießen läßt, des Telegraphen, der uns alle Augenblicke stört und erschreckt, ja nur der Zündhölzchen, die uns mit steter Feuersgefahr drohen, auch nur einen Tag lang zu berauben, und wir würden so unglücklich sein, als wenn man morgen das

Deutsche Reich zerstörte und den Bund mit seinen sechsunddreißig unabhängigen Großstaaten wiederherstellte. Auch dieses Gut ist uns ja ein wenig über Nacht beschert worden, wie alle jene „Errungenschaften der Neuzeit"; aber vorbereitet hat es die Nation doch, mitgewirkt hat sie auch, wenn schon nicht amtlich, und sie hat das Gefühl, daß ein großes Werk getan, d. h. fertig, d. h. gleichgültig geworden ist.

Things won are done; joy's soul lies in the doing,

sagt der Kenner der Höhen und Tiefen; und wir erfahren es bitter genug an uns selbst. Doppelt bitter, weil wir die Form für den Inhalt genommen und nun plötzlich wahrnehmen, daß diese Form, die nötig, die der größten Opfer wert war, die wir um nichts wieder missen könnten, daß diese Form nun auch ausgefüllt sein will von eigenem nationalen Leben: aber anstatt rüstig zum Werke zu schreiten, erschrecken wir vor der überwältigenden Größe der Aufgabe, vor allen kleinen Hindernissen, vor so vielen neuen Opfern nach den kaum gebrachten, vor allem, wir legen uns nicht klar Rechenschaft ab über diese uns obliegende Aufgabe. Ähnliches empfindet Italien; allein obschon ihm weit mehr fehlt als Deutschland — seine Finanzen, seine Verwaltung, seine Justiz, seine Gesetzgebung, sein Heer, sein Unterrichtswesen, sein Handel, seine Industrie halten ja keinen Vergleich mit den deutschen aus — so hat es doch einen leichteren Sinn, der ihm das Entbehrte weniger empfindlich macht. Auch hat es den Vorteil, in sich geeinter zu sein als wir es sind, wenn nicht in der Entwicklungsstufe der verschiedenen

Provinzen noch in den materiellen Interessen dieser Provinzen, so doch in dem scheinbar äußerlichen Umstand sowohl, daß es keine Einzelstaaten mehr in seinem Schoße hat, als auch im Innersten des nationalen Lebens: denn es hat eine Religion, eine Staatsgewalt, eine Weltanschauung, die niemand bestreitet, welches auch die persönlichen, die provinziellen und Parteileidenschaften sein mögen: Katholizismus, Parlamentsherrschaft und Rationalismus. Wenn nun auch ein rechter Deutscher diese drei undeutschen Dinge stets mit Aufgebot aller seiner Kräfte bekämpfen wird, so ist's immerhin ein Nachteil, daß er sie nicht nur an der Grenze, sondern in seinem Innern zu bekämpfen hat und dieser Kampf ihn an gemeinsamer, einiger Tätigkeit zur Herstellung einer nationalen Kultur, eines nationalen Staatslebens, einer nationalen Religion hindert.

Hier aber liegt ein zweiter Grund unserer Mißstimmung: der Zwiespalt, der unser ganzes gemeinsames Leben durchzieht. Wir alle — wir gebildeten Deutschen — wissen und fühlen, selbst wenn wir aller positiven Religion den Rücken gekehrt, daß unsere Nationalität auf dem Protestantismus beruht; die Sünden unserer Väter aber haben uns ein Stück Katholizismus vererbt, das nicht totgeschwiegen werden kann, mit dem wir uns nolentes volentes auseinanderzusetzen haben. Wir alle sind überzeugt, daß die eigenste Weltanschauung Deutschlands in dem idealistischen Skeptizismus Goethes zusammengefaßt ist, der an die Möglichkeit höherer Existenzen glaubt, ohne sie in Definitionen und Formen fassen zu wollen, und wir müssen dem plattesten Utilitarianismus, der sich breit vorgedrängt, eine mächtige Schicht ehrlich Arbeitender

mit Realschülertum durchdrungen hat und von den Fortschritten der angewandten Wissenschaft unterstützt wird, entgegenarbeiten, um uns unser nationales Palladium vor Feindeshand zu retten. Wir fühlen endlich — freilich nicht alle, aber doch viele unter uns — daß die einzig geschichtlich gewordene Staatsgewalt Deutschlands das preußische Königtum ist, gestützt auf Heer, Beamtentum und Schule; und daß die exotischen Gewächse wie Parlament, Selbstverwaltungsbehörden, Wählerwesen überall ihm das Leben oder doch die freie Bewegung streitig machen; diese fremden Mächte aber so tief eingedrungen sind, daß sie nicht beseitigt werden können, sondern ein Abkommen mit ihnen zu treffen ist, wie mit dem Katholizismus und dem Utilitarianismus. Wer, der noch Sinn für Individualität hat, bedauert nicht die gregariousness in Meinungen und Sitte, welche an die Stelle des alten deutschen Babels getreten, wo jeder seine eigenen Wege ging? Wer, der noch Gefühl hat für wahres Deutschtum, klagt nicht in seinem Herzen über die Undeutschheit unserer ganzen politischen Bildung mit ihren unangepaßten Denkformen? Welcher Höhergebildete, welcher künstlerisch Angelegte, welcher Beschauliche wird nicht verletzt von der gang und gäben Übertreibung des Staatsprinzips?

Es gab eine Zeit — und noch ist sie nicht vergessen — wo der Staat für nichts, das Individuum für alles galt; wo Kunst, Wissenschaft als vornehmere Interessen angesehen wurden als die Politik, wo die Elite der Nation nur auf die Entwicklung des einzelnen Wert legte und das Ganze verkümmern ließ. Gegen diese Staatslosigkeit früherer Jahre ist eine ebenso lebhafte Reaktion eingetreten als gegen den ehemaligen Kosmopolitismus: daß

dieses neue Staatsgefühl wie dieser neue Patriotismus in ihrer schroffen Gestalt heute eine notwendige geschichtliche Phase bilden, die bald vorübergehen wird, vorübergehen muß, wollen gerade die feinsten Geister der Nation nicht bedenken. Ihnen ist die preußische „Zucht", die durch Schule, Heer, Verwaltung die ganze Nation in ihre strenge Lehre nimmt, ebenso antipathisch als die importierte Anschauungsweise politischer Verhältnisse, welche die Opposition in Kammern und Presse laut werden läßt, und in der sich die englischen Traditionen von Parlament und Selfgovernment so sonderbar verquicken mit den revolutionären Ideen der französischen Demokratie. Und dieser Riß geht tief, an diesem Zwiespalte kranken wir und werden wir noch lange kranken, und es ist nicht einmal der einzige.

Wir haben nicht nur ein Parlament ohne parlamentarische Regierung; wir verlangen auch von ihm Widersprechendes: es soll Bismarck unterstützen, aber die Bismarckische Politik bekämpfen; es soll uns unsere Wehrkraft nicht anrühren, aber es soll auch keinen Pfennig mehr dafür bewilligen, selbst wenn ein Moltke es für nötig erklärte; es soll uns unsere Freiheiten schützen, aber zugleich unseren kommunistischen Mitbürgern diese Freiheiten entziehen. Denn wie mit dem Parlament, so ist's mit unserer Presse, unserem Vereinswesen, der Freizügigkeit: wir wollen wohl eine freie Presse, aber sobald ihr Schimpfen unsere Ohren beleidigt, ihre Erörterungen die Grundlagen unserer Gesellschaft in Frage ziehen, verlangen wir, daß ihr der Mund gestopft werde. Wir haben das Bewußtsein, daß keine Nation reifer ist als die deutsche für Ausübung des Vereins- und Ver-

sammlungsrechtes — kein von der Fremde erborgtes Spielzeug, sondern ein wirklich deutsches Erbteil, das selbst der moderne Polizeistaat nur unvollständig zu konfiszieren imstande war —, allein wir wollen, daß man sich nur vereine und versammle, um zu reden, tun und beschließen, was der gebildete Mittelstand gutheißt; wie man wohl die Freizügigkeit und den Freihandel nicht widerrufen möchte, sie aber doch gar gerne anklagt, wenn das wirtschaftliche Leben einmal stockt oder sich an bestimmten Orten ein bedenklicher Blutandrang zeigt, und was der Variationen mehr sind über das triviale Thema: Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß. So gesellt sich der Widerspruch unserer Forderungen, hervorgehend aus der Heterogenität unserer politischen Bildung zum tatsächlichen Widerspruch unserer bestehenden Einrichtungen, wie der Widerspruch unserer kosmopolitischen Überlieferungen und patriotischen Hoffnungen, unserer freidenkerischen Gewohnheiten und antinationalistischen Neigungen sich zu den tatsächlichen Widersprüchen unserer bestehenden Kirchen und Schulen gesellt, um uns an uns selbst irre zu machen und infolgedessen gründlich zu verstimmen.

Dazu kommt unsere verletzte Eitelkeit, und wir gehören von Natur zu den Empfindlichen. Es ist uns sicherlich nicht zu verargen, wenn wir gerne beliebt sein möchten in der Welt. Wie wir — ich spreche immer von den innerlich Gebildeten unter den Unzufriedenen — uns bewußt sind, allen Nationen, auch den Franzosen — ja den Franzosen mehr als anderen — reine Anerkennung, Billigkeit und herzliche Sympathie entgegenzutragen, so möchten wir auch, um alles in der Welt, von unseren Nachbarn

nicht verkannt oder ihnen gar antipathisch sein. Haben wir aber Ohren, um zu hören, Augen, um zu sehen, so müssen wir uns denn doch gestehen, daß wir heute das „bestgehaßte" Volk der Erde sind, wie unser leitender Staatsmann sich selbst als den „bestgehaßten Mann Europas" anerkennen mußte. Auch England hatte eine solche Zeit der Unpopularität; aber seine nationale Größe war von zu altem Datum, als daß es sich durch das festländische Zetern über seine Selbstsucht, seine Treulosigkeit, seine Härte, seine Plutokratie usw. hätte irre machen lassen sollen. Es ignorierte patrizisch vornehm diese ganze Unbeliebtheit, ja gefiel sich fast darin wie Coriolan im Hasse der Plebejer; wir sind noch, als Nationalstaat, zu jung in der Weltgeschichte, um so hornhäutig sein zu können; auch haben wir das Beispiel unserer südlichen Schicksalsgenossen vor uns, denen die Welt so ganz anders entgegengekommen ist. Das wiedererstandene geeinte Italien war ja das Schoßkind, ihr Gründer der Liebling der europäischen Meinung gewesen. Alle bewunderten es, schmeichelten ihm, verwöhnten es; und Deutschland erwartete zuversichtlich, daß man ihm genau ebenso begegnen würde, nachdem es, gewiß nicht mit weniger Kraftanstrengung und Menschenopfern als sein ehemaliger Genosse in staatlicher Zerrissenheit, sich zur Einheit und Unabhängigkeit durchgerungen. Es vergaß, daß der Starke immer unbequem ist. Wohl hat Europa, wie es ja auch jeder einzelne zu tun pflegt, sich selber sein instinktives Neidgefühl mit Vernunftgründen zurechtzulegen gesucht. Da die Italiener ihre Wiederherstellung mit parlamentarischem und plebiszitarischem Dekor in Szene gesetzt hatten, so stellte man ihre Freiheit und Selbstbestimmung unserem „Blut

und Eisen" gegenüber und klatschte dort mit ebenso gutem Gewissen Beifall, als man hier überzeugt Verdammung zischte. Man wollte nun einmal vergessen, daß hinter Cavour, der das Parlament schmeichelnd überredete und durch hergestellte Tatsachen zu seinem Willen zwang, so gut wie hinter Bismarck, der der Volksvertretung derbe Wahrheiten sagte und am Ende ihrer Zustimmung entriet, die Gewalt stand in Gestalt von Bataillonen und Kanonen: daß ohne die Entscheidung der Schlachten die italienischen Volksabstimmungen so unmöglich gewesen wären als die deutsche Fürstenabstimmung, und daß das deutsche Volk mit seinen Wünschen und Gebeten so treu in Versailles vertreten war von seinen Bajonetten als das italienische in Florenz und Rom von seinen Stimmzetteln. Nun möchten wir, daß man das auch draußen begreife und zugäbe, und sehen nicht ein, daß die Welt es nun einmal nicht begreifen will, weil es ihr unbequem ist, es zuzugeben.

Aber dieselbe Welt, mit Ausnahme Englands, hat doch einst Bonaparte und seine siegreichen Scharen bewundernd vergöttert, obschon sie die Starken waren, warum sieht sie unseren Moltke und seine Regimenter so scheel an? Als ob die Welt billig vergliche und abwäge! Jener befriedigte das Bedürfnis des Abenteuerlich-Romanhaften; er war ein großer Schauspieler und Rhetor, der um seine gewaltigen Taten einen Nimbus von hochherzigen und blendenden Worten zu verbreiten wußte; seine Maßlosigkeit selber imponierte der Phantasie, bis man sie schmerzhaft am eigenen Leibe empfand. Die phrasenlose Größe des deutschen Feldherrn und der deutschen Taten sprachen nicht zur Einbildungskraft; die Notwendigkeit, sich eine sichere Grenze zu geben, um der Wiederholung feindlicher

Überfälle vorzubeugen, ward als Eroberungssucht ausgelegt; ein natürliches Mitgefühl mit den Überwundenen artete bei vielen in Ungerechtigkeit gegen den Überwinder aus; die Mäßigung, welche Deutschland seit neun Jahren an den Tag legt, hat überrascht, fast beleidigt wie ein schweigender Vorwurf, daß andere Sieger nicht ebenso gehandelt, sie flößte jedenfalls Mißtrauen ein in unsere Aufrichtigkeit, und noch zur Stunde glaubt niemand im Auslande, daß das neue deutsche Reich keine Erneuung des Weltreiches der Ottonen und Hohenstaufen sein wolle, daß es nicht, wie einst das napoleonische Kaiserreich, die Eroberung aller Nachbarländer, zumal der deutschen Brüder in der Schweiz, in Österreich, in Rußland, ja sogar der germanischen Vettern in den Niederlanden und Dänemark plane, — obschon bis jetzt noch niemand etwas von einer Bewegung für die Germania irredenta zu berichten gewußt hat.

So hat Deutschland den gerechtesten Verteidigungskrieg menschlicher, redlicher, tapferer geführt als je ein Krieg zuvor geführt worden, und es dachte nun, für seine Tapferkeit, Menschlichkeit und Redlichkeit von allen Seiten bewundernde Komplimente einzuheimsen. Statt dessen behandelt die abendländische Welt, welche seit einem halben Jahrhundert verlernt hat, was der Krieg, auch der mildeste, in Wirklichkeit ist, seine Krieger als brutale Lanzknechte, die ihren nur der überlegenen Zahl und Organisation verdankten Sieg schnöde mißbraucht, das Feindesland mit Feuer und Schwert verwüstet und es als reichbeladene Diebe verlassen hätten!

Dazu kommt endlich die Gehässigkeit und der Leichtsinn gewisser neutraler Publizisten — Russen, Polen, Ungarn,

Schweizer und, leider! auch Engländer —, welche nicht aufhören, gegen Deutschland zu reizen, ihm Angriffs- und Eroberungspläne anzudichten, jeden seiner Schritte als ein Symptom seiner Weltherrschaftsgelüste darzustellen, sein ganzes inneres Leben als schiere Barbarei, seine Kultur als eitel Pedanterie, seinen politischen Zustand als drückenden Absolutismus zu schildern: eine Haltung, die auf eine höchst unerfreuliche Weise mit der würde-, maß- und taktvollen Haltung der französischen Presse und Publizistik Deutschland gegenüber kontrastiert. Selbst unter den gehässigen Pamphleten gegen Deutschland, welche in französischer Sprache geschrieben sind, wird man keines finden, das nicht aus einer fremden Feder stammte. Sogar die Schriftsteller höheren Ranges, die das Hetzen gegen Deutschland mit mehr Geschmack, Feinheit und Sachkenntnis betreiben, und deren Namen ein jeder auf der Zunge hat, kommen aus Genf und Warschau. Richten doch die Journalisten in unserem Jahrhundert nationaler Leidenschaft und nationaler Kriege ganz dieselbe Art von Unheil an, welche die Theologen in Zeiten der Religionsleidenschaften und Religionskriege anrichteten: sie leben eben, wenn nicht materiell, so doch moralisch, von diesen Leidenschaften, die sie um jeden Preis wach halten müssen. Solche ungerechten Angriffe und Anschwärzungen haben denn natürlich auch eine verbitterte Rückwirkung auf uns. Allein man muß eben lernen, derlei Verleumdungen und Gehässigkeiten zu ertragen und to live them down, wie der schöne englische Ausdruck lautet. Man lasse die Fremde sich nur an die neue Ordnung Europas gewöhnen, welche doch soviel natürlicher ist, als die vorhergehende, in welcher zwei große Kulturvölker zerstückelt, machtlos und in direkter

und indirekter Fremdherrschaft lebten. Schon sind fast zehn Jahre vergangen, ohne daß wir das geringste Eroberungsgelüste verraten: noch zehn Jahre mehr und die Welt wird uns am Ende doch glauben, daß unser aller einmütiger Wunsch und einziger Ehrgeiz ist, unter den sechs Großmächten die Stelle einer Gleichen, nicht die einer Überlegenen einzunehmen.

Zum großen Teil freilich auch ist unsere Unbeliebtheit selbstverschuldet, bald bewußt, bald unbewußt. „Sie war liebenswürdig und er liebte sie“, könnte man mit Heines „altem Stück“ vom Deutschen und der abendländischen Gesellschaft sagen; „er aber war nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht.“ Dagegen ist nun freilich nichts zu machen, und gerade darum wurmt's.

Vielleicht werden die Grazien auch uns einst noch lächeln, wenn wir wieder, wie vor vier Jahrhunderten eine lange nationale Geschichte hinter uns haben. Wir sind nun einmal, gesellschaftlich und staatlich, wenn nicht geistig, eine Nation von Parvenus und stoßen überall an bei den Erben alter Kulturen. Wohl gibt's noch hier und da ein Exemplar des liebenswürdigen Deutschen von anno 1825, voll innerer Anmut unter der unbeholfenen Außenseite, von weitem Blicke aus stillem Winkel, aber er ist im Aussterben und das Ausland bekommt ihn kaum zu sehen. Wohl leben schon hier und da einige Männer, die man sich als Typen des zukünftigen deutschen Gentlemans vorstellt, zurückhaltend mit Milde, selbstgewiß ohne Unbescheidenheit, aber sie verschwinden in der Masse der Halbgebildeten und Emporkömmlinge jeder Art, die ins Ausland strömen, ihre Kollektiveitelkeit zur Schau zu tragen und sich's bequem zu machen, als ob die Eingebornen

garnicht da wären, vielleicht auch, denselben Unterricht in ihren eigenen Dingen zu erteilen; sie verschwinden auch leider daheim, wenigstens für den durchreisenden Ausländer, in der Menge der geckenhaften Leutnants, der absprechenden Handwerksgelehrten, der lärmenden Kneip=studenten — und wie viele unter uns bleiben Studenten bis ins sechzigste Jahr! — wie unsere vornehme, durchaus maßvoll billige Literatur verschwindet vor dem schulmeister=lich provozierenden Ton einer Presse, der man es eben doch stark anmerkt, daß sie noch nicht ans Mitsprechen in Europa gewöhnt ist. Das alles zeigt sich dem fremden Beschauer auf der Oberfläche: der arbeitsame idealerfüllte Jüngling, der ruhighumane Stabsoffizier, der wissenschaft=lich gebildete, gewissenhafte Beamte — alle diese Typen des neuen Deutschland werden nicht gesehen, eben weil sie daheim ihr Werk schweigend verrichten; auch, wenn sie ins Ausland kommen, schweigend beobachten und sich von den Dingen belehren lassen, meist nicht wenig beschämt in ihrem Innersten, daß ihre Nation nach jenen lauten Gefährten beurteilt wird, die sich überall vordrängen und sich einbilden, höhere Wesen zu sein, weil sie Landsleute sind von Goethe und Schiller, die sie oft nicht gelesen, von Humboldt und Ranke, die sie nur dem Namen nach kennen, von Moltke und Bismarck, die sie erst anerkannt — erkannt ist das Wort nicht —, als ihr Werk getan war.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch die augen=blicklichen, materiellen Zustände Deutschlands nicht dazu angetan sind, eine heiter=zufriedene Stimmung zu wecken. Nicht als ob das Staatsdefizit eben sehr bedenklich wäre und wir russischen, italienischen oder österreichischen Finanz=verhältnissen entgegengingen; noch auch daß wir besonders

unter Steuerdruck zu leiden hätten — ich möchte den Jammerern nicht wünschen, einmal auf ein Jährlein französische oder italienische Steuern zahlen zu müssen: unsere Staatsschuld ist keineswegs beängstigend, und unsere Lasten sind vielleicht nur darum so empfindlich, weil sie direkte sind, während andere Nationen ihre dreimal höheren Abgaben unvermerkt an ihrem Tabak, Zucker, Bier und Wein abtragen. Man bedenke nur, daß die Gesamtabgabe jedes Deutschen an direkter und indirekter Steuer 25 RM. jährlich beträgt, während die des Engländers sich auf 40 RM., die des Franzosen gar auf 54 RM. beläuft, ohne daß man ihn klagen hörte, wie den deutschen Steuerzahler. Man bedenke doch, daß nicht etwa wie in England, Frankreich und Italien die Hälfte unseres Budgets auf Zinsenzahlung geht, sondern auf öffentlichen Unterricht, Kultus, Justiz, Kanäle, Straßen usw. Ist es die Armee, welche uns drückt? Aber man stimme ab, Mann für Mann in den deutschen Mittelständen, hoch und niedrig, d. h. da, wo die Unzufriedenheit herrscht, wird sich auch nur eine Stimme finden, die sich für Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht ausspräche? Viel eher noch in Frankreich und Rußland, in Österreich und Italien, wo unser Wehrsystem ebenfalls eingeführt ist und wo es nicht dieselbe Popularität genießt als bei uns. Ist's die Dauer der Dienstzeit, die uns behindert? Die Gebildeten sicherlich nicht, denn sie dienen nur ein Jahr nach eigener Wahl von Zeit und Ort und mit jeder Bequemlichkeit, wie denn auch niemand davon eximiert zu sein wünscht; aber auch die Leute niederen Standes dienen gesetzlich nur drei Jahre, faktisch nur 2½, während sie in Frankreich fünf Jahre unter der Fahne bleiben. Werden etwa zu viele aus dem niederen Stande

ausgehoben? Aber unsere Armee beträgt 430000 Mann auf eine Bevölkerung von 43 Millionen, d. h. 1%; die französische 500000 auf eine Bevölkerung von 37 Millionen, d. h. mehr als 1⅓%. Oder ist etwa unsere Militärverwaltung zu kostspielig? aber wer weiß nicht, daß uns der Soldat durchschnittlich um 25% billiger kommt als den Franzosen der seine? Freilich sollte man gewissen englischen oder gar deutschen radikalen Zeitungen glauben, so gäben wir ⅔ unseres Budgets für die Armee aus; aber solche unverschämte Entstellungen der Wahrheit sollte man doch Fremden lassen. Mit diesen Klagen richtet man mehr Unheil an als man glaubt; denn man flößt Europa die grundfalsche Überzeugung ein, daß wir am äußersten des Erträglichen stünden und losschlagen müßten, um die Last abwerfen zu können. Die Wahrheit ist, daß wir für militärische Zwecke nur 360 Millionen RM. jährlich ausgeben, während Frankreich 600, England gar 650 Millionen darauf verschwendet; d. h. daß wir nur ⅕, die Westmächte aber ¼ ihrer Totalbudgets auf Armee und Flotte wenden; die Wahrheit ist, daß ein so ausgezeichnetes Heer nicht wohlfeiler hergestellt werden kann, und daß kein Deutscher es abzuschaffen raten würde. Keiner aus dem Mittelstand wenigstens, von dessen Unzufriedenheit hier die Rede ist.

Dagegen mag wohl zugegeben werden, daß unsere Privatfinanzen in einem Zustande sind, der wohl schon eine Klage rechtfertigt. Ganz Europa leidet unter der Handels- und Gewerbskrise, Amerika noch viel mehr als Europa: aber in allen jenen Ländern besteht eine tüchtige Kapitalreserve, mit der man am Ende über die schlimmen Zeiten, wenn auch nicht ohne Einbuße, hinauskommt. Wir haben unser bißchen Ersparnis zum größten Teil in

dem Gründerschwindel von 1873 und 1874 verpufft. Die Überproduktion der ersten Friedensjahre — eine überall periodisch wiederkommende wirtschaftliche Erscheinung, die nur diesmal besonders streng aufgetreten ist — hat eine Stauung zur Folge gehabt, die noch nicht ihrem Ende nahe scheint, und unter der Fabrikant und Arbeiter gleicher Weise leiden. Auch die unbillige Erhöhung gewisser Arbeitslöhne rächt sich schon jetzt, ohne daß die armen Leute einsehen wollen, einsehen können, daß sie selbst mit ihren ungestümen Forderungen die Gans mit den goldenen Eiern, wenn nicht getötet, doch zeitweilig unfruchtbar gemacht haben. Immerhin meint eine der höchsten Autoritäten in diesen Dingen, Dr Engel („Die industrielle Enquete und die Gewerbezählung im Deutschen Reiche"): „Der Notstand mag hin und wieder groß sein; allein die Übertreibungen sind noch viel größer. Es ist dem Deutschen nun einmal eigen, beständig hin und her zwischen Optimismus und Pessimismus zu schwanken. Vom „take it coolly" ist bei uns keine Rede. In den Jahren 1870 und 1871 waren wir nicht nur die tapferste, sondern auch die gebildetste, im Jahre 1872 zugleich auch die reichste Nation der Erde. Im Jahre 1876 dagegen waren wir plötzlich, ohne jeglichen Übergang, die ungeschickteste und geschmackloseste geworden. Seit 1877 aber sind wir auch die ärmste .... am Hungertuch nagende." In der Tat sind auch die Dinge nicht so schlimm, wie man sie gerne darstellt. Wer nach längerer Abwesenheit ins Vaterland zurückkehrt und sieht die blühenden, mächtig angewachsenen Städte und ihren Prunk, die vielen kostspieligen öffentlichen Gebäude, die zahlreichen neuen Schulhäuser namentlich; wer überall dralle Pferde statt der mageren Kühe den Boden pflügen

sieht, wer erfährt, wie die Tagelöhne sich verdreifacht und zugleich der Komfort der Arbeiter gestiegen, wie überall die Erbpächter ihre Güter allmählich abgelöst und auf eigener Scholle sitzen, wie man sein Geld kaum noch über 4% sicher anlegen kann, wie alle Schichten des Mittelstandes nach den Bädern und Sommerfrischen, nach Paris und Rom strömen, um dort Geld auszugeben — der kann nicht wohl glauben, daß Deutschland nicht reicher geworden seit zwanzig Jahren.

Der Sozialismus in seiner rohesten Form, der politisierende demokratische Sozialismus, der die Marat und Ferré als seine Heiligen verehrt, bemächtigt sich nichtsdestoweniger der Arbeiter, vielleicht weniger weit und tief als man glaubt, immerhin lärmend genug. Die öffentliche Meinung will in den Mordversuchen auf das gekrönte Haupt des Deutschen Reiches eine Äußerung dieser Geisteskrankheit sehen, als ob nicht schon lange, ehe man an Sozialdemokratie dachte, ein Heinrich III., ein Wilhelm der Schweigsame, ein Heinrich IV. unter Mörderhand gefallen; als ob nicht in unseren vorsozialistischen Tagen nicht nur der französische Bürgerkönig und der französische Zäsar, sondern auch die damals so populäre Königin von England, der republikanische Sklavenbefreier Lincoln, der königliche Vorgänger unseres Kaisers, dieser selbst in ruhigeren Jahren, von Wahnsinnigen angefallen worden wären. Das Mißbehagen der unteren Stände, sowie ihr Notstand, ist übrigens weit geringer in Deutschland, als in Italien und Rußland, wo keine allgemeine Wehrpflicht besteht. Die Auswanderung wird keineswegs durch diese veranlaßt: die Strömung ist einmal da und wird auch fürderhin fließen, ob man die Wehrpflicht abschaffe oder

nicht. Was aber den Sozialismus anlangt, so ist er nur da zu fürchten, wo keine wahre Mittelklasse besteht, wie in Rußland, oder wo sie sich einschüchtern läßt, wie in Frankreich. In Deutschland, welches den zahlreichsten Mittelstand Europas hat, und einen Mittelstand, der entschlossen ist, sich zur Wehr zu setzen, hat der Sozialismus nicht mehr Aussicht auf Erfolg als die Sklavenkriege und die Bauernkriege, welche periodisch ausbrechen, solange es eine organisierte Gesellschaft gibt, und welche stets wieder ausbrechen werden, weil die Gesellschaft nie der Ungleichheit ein Ende machen, noch auch die entbehrenden Massen von der Gerechtigkeit einer solchen Ungleichheit überzeugen kann: also nur die Betäubung (Arbeit), die Entsagung (Religion), oder die Gewalt (Polizei und Staat) sie zu beschwichtigen vermag. Die Zunahme der deutschen Industrie seit den fünfziger Jahren läßt die Verbreitung der Sozialdemokratie unter den Arbeitern begreiflicherweise bedenklicher erscheinen als sie ist, und man übersieht, daß, wenn eine entwaffnete Staatsgewalt, wie die nordamerikanische, in wenig Wochen und fast ohne Blutvergießen mit einem weitverbreiteten sozialistischen Aufstand hat fertig werden können, der deutsche Staat einen solchen in wenig Tagen niederzuwerfen imstande sein würde.

Aber nicht allein die Furcht vor der Gefahr, welche vom Sozialismus droht, beunruhigt die Gemüter; man fürchtet auch den Niedergang unserer noch jungen Industrie von der um sich greifenden Gewissenlosigkeit unserer Arbeiter. Die Schlappe, die sie in Philadelphia erlitt, ist noch nicht verwunden: wir wissen, unsere Manufakturerzeugnisse sind weder gediegen, noch geschmackvoll und werden auf die Dauer, durch die Wohlfeilheit allein, nicht

der Konkurrenz besserer fremder Ware widerstehen können. Sofort klagt man auch hier die Menschen an statt der Verhältnisse, und während allüberall im Auslande die deutschen Arbeiter fast so gesucht sind, als die deutschen Handelsdiener und Kindermädchen, geben wir der Nachlässigkeit und Faulheit unserer Arbeiter alle Schuld. Das nicht wegzuleugnende Übel sitzt leider viel tiefer und ist folglich viel schwerer zu heben. Unser Mittelstand, der denn doch immer noch der Hauptabnehmer bleibt, kann eben keine gediegene Ware zahlen, wie der französische und englische, so daß die Arbeit notwendig mittelmäßig bleiben muß. Wir müßten uns alle entschließen, nur noch aus Holzlöffeln zu essen und in Flausrock und Leinenkittel einherzugehen, wollten wir keine schlechte Scheinware mehr von unserer Industrie verlangen. Mir steht es zwar fest, daß wir bei solcher Simplizität des äußeren Lebens zufriedener und auch reicher sein würden, als unter unserem fadenscheinigen Dutzendluxus; zumal wenn wir das Geld, das wir allabendlich ins Wirtshaus tragen, auf unsere Familie verwenden wollten, des sittlichen Einflusses ganz zu geschweigen, den ein innigeres Familienleben und eine anspruchslose häusliche Einrichtung auf uns selbst und die Heranwachsenden ausüben würde. Denn

> . . . to my mind, though I am native here
> And to the manner born, it is a custom
> More honour'd in the breach than the observance.

Und ich erachte wie Lagarde die Kneipe und die Zigarre für Verwilderungsmittel von solcher Leistungsfähigkeit, daß alle radikalen Theorien der Welt zusammengenommen mit ihnen an entsittlichender Kraft nicht verglichen werden können . . . „Wer jeden seiner Tage in stinkenden Nebel-

höhlen beschließen muß, der mag liberal sein; frei ist er nicht." Wie schlecht lebten unsere Väter noch, die doch vergleichsweise soviel wohlhabender waren als wir, und wie „vornehm" waren doch ein Herder und ein Schiller bei ihren Rohrstühlen und dem wohlgebohnten Arbeitstische! Wir sind zwar nie reich gewesen seit dem Dreißigjährigen Kriege; aber der in Deutschland so zahlreiche studierte Mittelstand ist jetzt ärmer als je: die Aufbesserung der Gehälter, der Mehrverdienst der Advokaten, der Ärzte hat nicht Schritt gehalten mit der Verteuerung der Miete und aller Verbrauchsgegenstände: denn das Gesetz der Nachfrage und des Angebots braucht Zeit, um seine ausgleichende Wirkung zu üben. Im Grunde ist heute ein Beamter, ein Pfarrer, ein Lehrer mit 1500 Talern ärmer, als sein Vater es mit 1000 war, selbst wenn er leben wollte, wie sein Vater, was die veränderten Zeitumstände kaum erlauben.

Es ist wahrscheinlich, daß das Gleichgewicht überhaupt nur durch Assoziation wiederhergestellt werden wird. Soll z. B. unsere Buchfabrikation nicht zu Reclamschem cheap & nasty herabsinken, so muß der Verleger gar nicht mehr auf den Absatz an einzelne zu rechnen brauchen, sobald es sich um neue Werke handelt; die öffentlichen Büchersammlungen aber und das schon so blühende Leihbibliothekwesen müssen sich soweit entwickeln, daß der Herausgeber eines wertvollen Buches sofort seine 2000 Exemplare an solche Anstalten absetze und alles, was die wenigen Wohlhabenden kaufen können, die Fachgelehrten kaufen müssen, als Reingewinnst ansehen dürfe. Soll unsere dahinsiechende Kupferstecherkunst nicht ganz zugrunde gehen, so müssen die Städte, die Kunstgesellschaften als Kollektivmäzene handeln; denn die einzelnen, die einen wertvollen Kupferstich

höher schätzen, als eine alles verrückende und verstumpfende Photographie, sind zu arm, um ihn zu kaufen; und so viel auch unser Museenwesen zur Halbbildung der Nation beigetragen, wo sich's um zeitgenössische Kunsterzeugnisse und Kunstgewerbe handelt, muß bei unseren ökonomischen Verhältnissen und dem demokratischen Charakter unserer Gesellschaft die Assoziation eintreten. Unser Mittelstand hat ja längst diese und andere Arten der Assoziation ins Leben eingeführt: er hat, statt des eigenen Gartens, ohne den der Franzose oder Engländer es nicht tut, den öffentlichen Garten, wo er seinen Kaffee mit hundert Standesgenossen trinkt; er kann keine Bälle im eigenen Hause geben, aber seine Töchter und Söhne dürfen sich auf Subskriptionsbällen belustigen, die den Jünglingen und Mädchen des Mittelstandes anderer Länder untersagt sind; er hat seinen Gästen daheim keine Kammermusik, keine berühmten Sänger zu bieten, aber er hat musikalische Vereine, öffentliche Orchester, wohlfeile Konzerte, wo er bessere Musik zu hören Gelegenheit hat, als der Pariser und Londoner kaum, der englische und französische Provinzial je für schweres Geld zu hören bekommt.

Wie dem auch sei, die Tatsache ist nicht wegzuleugnen, daß unser gebildeter Mittelstand schlimm dran ist und daß es ihn wenig trösten kann, wenn man ihn versichert, er lebe in einer Periode des Übergangs: alle Momente der Geschichte sind Momente des Übergangs; denn sie steht nie still: die Frage ist, wie lange wir in der jetzigen Übergangsperiode verharren sollen. Das alte, rein intellektuelle und ideale deutsche Leben bei materieller Armut scheint verloren; das neue öffentliche und realistische Leben ist ein innerlich armes, äußerlich unwahres Leben. Unsere

Überlieferungen und unsere Aspirationen liegen miteinander im Streit. Wie kommen wir aus diesem Widerstreit heraus? Durch die einfache Rückkehr zum Alten, wenn sie möglich wäre? Durch das Aufgeben unserer Traditionen und das Herstellen neuer, ganz aufs Außenleben berechneter Zustände? Oder durch die Versöhnung des Alten und des Neuen? Und wenn eine solche Versöhnung als die Aufgabe unserer Zeit anerkannt wird, durch welche Mittel lösen wir diese Aufgabe am sichersten, ohne zufälliges und gewagtes Experimentieren, wie ohne das bequeme Gehenlassen, das sich so gerne unter allgemeinen Gedanken und Worten verbirgt? Eine Versöhnung aber ist notwendig: denn der tiefste Grund, der berechtigste, unseres Mißvergnügens, ist nicht so sehr in der Enttäuschung nach dem Erreichen langersehnter Güter, in der Notwendigkeit, die schweren politischen und kirchlichen Kämpfe auszukämpfen, welche der neue Staat uns aufzwingt, in der unausgesetzten Verwundung unserer Eigenliebe durch neidische oder argwöhnische Nachbarn, in den materiellen Lasten und Entbehrungen, unter denen wir leiden, nicht einmal so sehr im äußeren Mißverhältnis, worin die Ansprüche und Bedürfnisse unseres Mittelstandes mit den Mitteln zur Unterstützung jener Ansprüche und zur Befriedigung jener Bedürfnisse stehen, als in dem inneren Mißverhältnis, das in dem Teile unserer Nation herrscht, welcher so recht eigentlich der Träger der nationalen Kultur sein sollte. Dies innere Mißverhältnis aber entspringt aus der Halbbildung, und da ein Halbgebildeter immer unzufrieden sein muß, entspringt auch aus ihm vornehmlich die herrschende Unzufriedenheit des deutschen Volkes.

XIII.

Halbbildung und Gymnasialreform.[1])

Die sich immer breiter über Deutschland hinlagernde Halbbildung ist nicht nur, wie viele meinen, eine Folge der Ausdehnung des Wissens. Auch auf Felder, und gerade auf Felder, wo kein Fortschritt im Können, keine

---

[1]) Dieser, wie der zugleich erschienene, vorhergehende Aufsatz behandeln heikle Gegenstände und haben infolgedessen vielfach Anstoß gegeben, wogegen freilich die lebhafte Zustimmung, die mir in zahlreichen Zuschriften zuteil geworden, ein Beweis für mich war, daß ich nicht allein stehe mit meinen Ansichten. Wohl sind die Fragen, die ich mir darin vorlegte, in jüngster Zeit schon gar vielfach, eingehend und von kompetentester Seite untersucht worden; ja ich mußte sogar meinen Betrachtungen das Geständnis vorausschicken, daß, so sehr sie mich jahrelang beschäftigt, ich dieselben doch nicht veröffentlicht haben würde, wenn nicht wiederholt dringende Aufforderungen an mich ergangen wären, mich öffentlich darüber auszusprechen, und wenn ich mich nicht von verschiedenen in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Aufsätzen E. Laskers, du Bois-Reymonds, Fr. Kreyßigs, sowie von Bonitzs, Paul de Lagardes und anderer Schriften dazu angeregt gefühlt hätte. Von Wieses grundlegendem Werke kenne ich leider nur den ersten Band und besitze von diesem selbst nur noch meine Exzerpte. Auch ist Dr. Schraders ausgezeichnetes Buch: „Die Verfassung der höheren Schule", mir leider zu spät zugegangen. Es dürfte dasselbe das in seiner Konzision vollständigste und belehrendste sein, was ich über den Gegenstand kenne; natürlich ist der Verfasser, wie sich von einem Fachmanne erwarten läßt, in vielen Stücken weit

Erweiterung des Wissens stattgefunden, wirft sich die Halbbildung mit Vorliebe. So meint jeder Gebildete heutzutage, etwas von Kunst wissen zu müssen, ohne eine

---

konservativer als ich es sein darf. Was nun meine praktische Erfahrung anlangt, so kann ich allerdings nicht sagen, ich habe sie in Deutschland gesammelt, dessen Unterrichtsanstalten mir, außer durch eigene Schülererinnerungen und mündliche Mitteilungen von Lehrern und Schülern, nur durch eine schon 1866 im Auftrage des französischen Unterrichtsministers angestellte längere Studienreise bekannt sind. Doch ist eine langjährige Tätigkeit als Inspektor zahlreicher Gymnasien und Realschulen des Auslandes, als Lehrer mancher und Examinator hunderter, ja tausender von Abiturienten beider Kategorien (baccalauréat-à-lettres und baccalauréat-à-sciences) wenigstens für die Erörterung der Prinzipienfrage wohl nicht wertlos.

Nun möchte ich aber hier weder polemisieren, noch schon Gesagtes einfach wiederholen. Jenes hätte vorausgesetzt, daß der Leser alle jene Ausführungen, die ich bekämpfen wollte, gegenwärtig habe, was eben doch nicht verlangt werden kann; oder ich hätte alle bekämpften Stellen wörtlich anführen müssen, was immer eine gewisse Unredlichkeit ist; denn wer eine These aufstellt, übernimmt erst durch die Begründung derselben die Verantwortlichkeit dafür. Wenn ich aber nicht einfach auf diejenigen der angezogenen Schriften verweise, welche, wie z. B. die Paul de Lagardes, mir stellenweise ganz aus der Seele geschrieben sind und die Frage mit einer Sachkenntnis und in einer Sprache erörtern, denen ich umsonst nachzueifern trachten würde, so geschieht es, weil ich eben doch nicht überall zustimmen kann und weil bei den einen, wie bei Nietzsche, die Schlußfolgerungen fehlen, bei den andern mir irrige zu sein scheinen, weil es hier bei allgemeinen Betrachtungen ohne bestimmte Vorschläge bleibt, dort die vorgeschlagenen Reformen prinzipiell nicht hinlänglich begründet werden. So schildert Lasker das Übel in einer seiner Hauptursachen sehr ausführlich und getreu; aber er sieht eben doch nur *eine* Ursache und gibt kein positives Heilmittel an, um sie zu heben. Du Bois-Reymond, dessen Konklusionen ich mir, cum beneficio inventarii am liebsten aneignen würde, hat eben nur eine der vielen einschlägigen

Ahnung davon zu haben, welche Anlage, welche Vorbereitung, welches Hineinleben das Verständnis dieser Welt erfordert, glaubt jeder mit dem Organ des Verstandes,

---

Fragen beantwortet, auch sie eigentlich nur im Anhang zu allgemeinen Betrachtungen über Kulturgeschichte und Naturwissenschaften. Ähnlich mit Bonitz, dessen hohe Autorität sich in einer dieser Fragen für die Lösung ausgesprochen, die ich hier befürworten möchte, dessen Ansichten jedoch über die dem höheren Bürgerstande zukommende Jugendbildung ich durchaus nicht teilen kann. Kreyßig wiederum, der jene spezielle Frage nächst Bonitz am genauesten, vollständigsten, systematischsten behandelt hat, steht geradezu im Feindeslager und, obschon ich viele seiner Bemerkungen höchst berechtigt finde, so ist, bei der größten Achtung und Anerkennung der gegnerischen Absichten und Verdienste, doch kein rechtes Verständnis möglich, wenn man in der Grundanschauung, in der Aufsteckung der zu verfolgenden Ziele, so weit auseinander geht. Gleiche Ausgangs- und Endpunkte fände ich wohl schon in Paul de Lagardes anregenden „Deutschen Schriften", aber seine Vorschläge, so bestimmt sie auch sein mögen, scheinen mir noch immer zu bruchstückartig, zu vereinzelt.

Hier redet ein Mann von gediegenster Gelehrsamkeit und langjähriger praktischer Erfahrung aus tief erregtem Gemüte zu uns. Wenige haben klarer gesehen, was Deutschland fehlt; keiner hat's rücksichtsloser und beredter ausgesprochen; seine Schriften sind apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von Hand zu Hand in deutschen Landen. Zur Einkehr zwingend, das Innerste herauswendend, hier die Nesseln ausreißend mit festem Griff, dort ein Samenkorn werfend, das herrlich aufgehen könnte, wenn's aufs richtige Erdreich fiele, schreitet der Mann einher, wie ein Prophet in Israel. Zornglühende Strafworte, heiße Wehmutstränen, bitterer Scherz tönen durcheinander in seiner Rede; dazwischen kindliche und schulmeisterliche Naivetäten, Abwesenheit alles Gefühls fürs Lächerliche wie für Verhältnis, Zusammengehören, Rangordnung, der Gedanken, und, durch alles hinzitternd, die geheime Überzeugung, daß von unserer Regierung, von unseren regierenden Ständen vielmehr, nichts zu erwarten ist. Ihm ist das Deutschland der Zukunft, wo das Deutschland der Vergangenheit noch lebt. „Was als Glockenguß

der Lektüre einiger kunstgeschichtlichen Werke, dem Anblick einiger Photographien und Gipsabgüsse, im besten Falle einem Durchfliegen Italiens, dies unserer Zeit so

---

der Zukunft hineingeworfen wird" hat in seinen Augen nichts zu tun mit unseren gebildeten Ständen: „Hinter dem Pfluge und im Wald, am Ambos der einsamen Schmiede ist es zu finden: es schlägt unsere Schlachten und baut unser Korn." Von da erwartet er Wiederherstellung deutscher Art, in Religion, Staat, Sitte und Dichtung. Gerne möchte man die höhnenden Worte unterschreiben, über die franko-englischen Schlagwörter und Schablonen unserer politischen Arena, aber wer wird glauben wollen, der Anstoß zum Hinauswerfen alles Undeutschen könne von unten kommen? Hie und da muß doch auch Lagarde zugeben, daß die deutsche Nationalität nicht nur in den Armen am Geiste, sondern ebensowohl in den Gebildeten des Deutschen Reiches liegt, „sofern sie über den wirklichen Tatbestand klar Bescheid wissen". Nun sind aber, nach allen den Klagen zu urteilen, die zu einem dringen, gar viele im Land, die klar Bescheid wissen.

Möchte es unserem Apostel gelingen, viele andere darüber klar zu machen; denn von diesen allein kann die innere Wiedergeburt ausgehen, nach der Deutschland lechzt. Der Anfang aber solcher Wiedergeburt kann erst dann eintreten, wenn die Afterbildung zerstört ist, die alles keimende Leben in der Nation erstickt. Ich nenne aber Afterbildung das Wissen um die Dinge, anstatt das Kennen der Dinge, die Herrschaft der Worte, statt der Gedanken und Gefühle, das Spielen mit „Rechenpfennigen", wie Lagarde sagt, statt des Arbeitens um vollwertige Münze. Und dem kann wohl von oben, d. h. aus dem Schoße der gebildeten Stände heraus, abgeholfen werden, wenn die zahlreiche Gemeinde der Klarsehenden nur, anstatt zu klagen und zu jammern, sich zusammentut und vereint vorgeht, eine heilige Liga bildet und ein gemeinsames Organ schafft, Schulen gründet, worin die Wurzeln jenes Afterbildungsunkrautes nicht geduldet werden. Dazu gehören Jahre, gehört Ausdauer, gehört Selbstverleugnung, wie zu allem Großen: aber der Sieg ist gewiß, so gewiß als Wahrheit die Lüge, Wesen den Schein überlebt, so gewiß, als die Welt sicher am Ende stets dem Echten den Vorzug gibt vor dem Unechten.

ganz fremde Reich erfassen zu können. Auch das vorige Jahrhundert hatte seinen Dilettantismus: aber er warf sich vorzugsweise auf Mechanik, Physik, Chemie, welche dem Laien viel zugänglicher sind: wer könnte nicht mit einer leidlich allgemeinen Bildung einer Demonstration, ja einem Experimente folgen, es sogar im Notfalle wiederholen? Eigene Entdeckungen erwartet man ja von einem wissenschaftlichen Dilettanten so wenig als eigene Kunstwerke vom künstlerischen. In Kunstsachen aber reicht etwas Zeichenunterricht und Kenntnis der Technik, reicht ein geschulter Verstand, reicht sogar das Genie, wenn es nicht gerade ein Kunstgenie ist, keineswegs hin, um dem Künstler nachzudenken.

Ähnlich verhält es sich mit der Philosophie, der Politik, der Literatur, wenn auch hier die Anmaßung der Halbbildung weniger schroff an den Tag tritt. Glaubt nicht jedermann heute, seinen Schopenhauer verstehen, in den Himmel heben oder verdammen zu können, wenn er auch nie eine Seite von Kant gelesen? Meint nicht jeder Zeitungsleser, er sei imstande, Fürst Bismarck und Graf Andrassy eine Lektion in europäischer Politik zu erteilen? Ist nicht jeder Primaner überzeugt, Tasso, den er nie gelesen, sei ein hohler Versifex, Dante aber, dessen Episode von Francesca da Rimini ihm vielleicht in einer deutschen Übersetzung zu Gesichte gekommen, sei der größte Epiker seit Homer? Daß Philosophie, Staatskunst, die Kenntnis fremder Literaturen sich im Vorübergehen wohl „anempfinden“, aber nicht bemeistern lassen, will man sich nicht gestehen. Philosophie aber, Staatskunst und fremde Literaturen datieren nicht von heute wie die meisten Errungenschaften der exakten und Naturwissenschaften: sie

waren schon im vorigen Jahrhundert so vollendet und ausgebildet, als sie heute sind; allein der gebildete Mittelstand pfuschte nicht mit unberufenen Händen darin herum. Nicht zu leugnen ist, daß der eigentliche Vater unserer Kultur, daß Goethe durch die Breite seiner Interessen viel zur Entstehung und Förderung dieses nationalen Übels beigetragen, wie er denn selber in den Gesprächen mit Eckermann diese Vielseitigkeit als eine der Hauptursachen der „Halbkultur" angibt, freilich ohne das Bewußtsein seiner Mitschuld, wenn von einer Schuld die Rede sein kann, wo der umfassendste und mächtigste Geist des Jahrhunderts das Unglück hat, der Mittelmäßigkeit einer Nation als zu erreichendes Vorbild dargestellt zu werden. Übrigens leisten auch die Engländer seit zehn Jahren Unglaubliches in der alles wissenwollenden Bildungswut, ohne daß doch ein junger Brite von 1878, der für Comte und Baudelaire schwärmt, auch nur im entferntesten an die Bildungstiefe eines einseitigen Etonianers wie Harry Fielding heranreicht. Daß dieses Herumtasten am Verschiedenartigsten die Frische des Interesses an den Dingen zerstört, liegt auf der Hand; aber das Halblernen auf der Schule raubt diese Frische für's ganze Leben, und man bemüht sich dann umsonst, durch Abkratzen und Vergessen des Angelernten wieder zur angeborenen Unmittelbarkeit zu gelangen, welche die direkten klassischen Studien nie zerstören.

Wie es aber heutzutage unendlich viel Schuster gibt, die nicht bei ihrem Leisten bleiben wollen, so gibt es leider auch gar viele, die ihren Leisten für die Welt halten; und diese Roheit, eine Spezialität der Gelehrten, ist im Grunde nur eine andere Form der Halbbildung. Jene begnügen

sich mit den Zeichen der Dinge, diese mit einem Bruchstücklein derselben; die ganze Bildung aber geht auf die Erkenntnis des Zusammenhanges aller Dinge: was keineswegs sagen soll, daß sie dies ihr ideales Ziel auch erreicht. Bildung ist keineswegs Vielwissen; recht im Gegenteil fordert sie weise Beschränkung. Man kann hochgebildet sein, ohne Musik zu üben oder zu genießen, welche doch die Kunst unserer Zeit ist; wieviel mehr ist es erlaubt, bildende Kunst nicht zu kennen, welche in ihren Hauptleistungen wie in ihrem Geiste der Vergangenheit angehört. Warum sollte ein Deutscher nicht Racine ignorieren dürfen, der seiner Denkweise so ferne steht? Aber nicht gestattet soll es ihm sein, über ihn zu reden, ohne ihn gelesen zu haben. Warum sollte man den Namen eines gebildeten Mannes verlieren, wenn man den Mut hat, zu bekennen, daß man von Volkswirtschaftslehre, von Physik oder Physiologie nichts versteht? Ist ja doch der Mut zur Ignoranz eine notwendige Bedingung aller höheren und fruchtbaren Tätigkeit, als welche nur dann möglich ist, wenn ein besonderes Fach auf Grund allgemeiner Bildung gepflegt wird. Wer auf diese verzichtet, wird ein Handwerker; wer über jene hinausgehen will, verdammt sich selbst zum Halbwissen. Nichts aber trägt so zur Unzufriedenheit bei als das Halbwissen: man fühlt sich dadurch innerlich unbefriedigt und äußerlich behemmt: denn man verliert die Sicherheit und mit ihr die Unbefangenheit. Es geht einem Halbwisser wie dem Emporkömmling, der außer seine Sphäre tritt. Die Sicherheit aber und Unbefangenheit des Auftretens, welche das Zeichen aller wahren Vornehmheit ist, ist auch die Bedingung aller wahren Zufriedenheit, und sie wird nur

durch Beschränkung erreicht. Wer sich für alles zu interessieren vorgibt, interessiert sich oft für nichts recht; wer aber über alles will sprechen können, der muß sich auf Worte beschränken, und „ich bin der Ansicht, daß es mehr tauge, aus der Kenntnis der Sachen das Wort für die Sachen zu finden, als durch die Kenntnis des Wortes das Verständnis der Sache einzubüßen“ (Lagarde).

Es gibt gar vieles im Leben, was man ignorieren muß, um überhaupt nur leben zu können, so den Schmutz im physischen, das Elend im sozialen Leben, soweit es einen nicht direkt berührt, sondern nur durch die Phantasie nahe gebracht wird. Das Leben keines einzelnen würde ja ausreichem, allem zu genügen. Selbst der Reinlichste bescheidet sich, sein Brot zu essen und seinen Wein zu trinken, ohne zu fragen, wie sie bereitet werden, wer sie vor ihnen berührt; auch der zartfühlendste Philanthrop kann nicht über jeden Mutterschmerz in Peking oder Yeddo weinen, und selbst das mitleidigste Mitglied der Tierschutzvereine kann die Prätention nicht haben, die ganze Tierwelt, die auf dem bellum omnium contra omnes beruht, vor Leiden und Verfolgung zu schützen. So wird auch der Gelehrteste nicht darnach streben, die Gesamtheit der Wissenschaften zu bemeistern. Er muß sich selbst im Leben aufs nächste beschränken. In der Schule gar soll der Knabe überhaupt den Inhalt des Lebens nicht lernen, sondern nur seinen Geist für die Erfahrung dieses Inhaltes dressieren. Es wird viel zuviel gelehrt, ja selbst gelesen, obschon das Lesen — übrigens ebenfalls eine Selbsttätigkeit — immerhin für die vergangenen Ereignisse die Erfahrung ersetzen muß; nur sollte man sich nicht, wie wir tun, von der Last der Vergangenheit erdrücken lassen.

Den Inhalt des Lebens selbst lernt man doch nur aus dem Leben allein, teils bewußt teils unbewußt. Was das Kind vom ersten bis zum siebenten Jahr in sich aufnimmt, ist unglaublich: alle Raum- und Zeitverhältnisse, Form, Farbe, Geschmack, Dichtigkeit der materiellen Gegenstände, Sprache und Mienen-, ja schon Charakterkenntnis. Überhaupt vergißt man viel zu sehr, wie wenig von dem, was man zu lernen hat, gelehrt werden kann: denn auch im späteren Leben prägen sich die Gegenstände und Ereignisse, sowie die daraus hervorgehenden Lehren meist unbewußt ein. Wir kennen Hunderte von Physiognomien und Örtlichkeiten ganz genau, ohne uns von ihren einzelnen Zügen und Bestandteilen Rechenschaft abzulegen und ablegen zu können. Auf Schritt und Tritt begegnen wir ja Prof. Huxleys Teehändler, der durchs Berühren, Riechen und Schmecken von Tee eine Art von Kenntnis erlangt, welche er aus keinem Buch über chemische Teekultur, oder auch durch chemische Experimente oder mikroskopische Beobachtungen am Tee erlangen könnte. So auch mit dem geistigen Wissen: auch es ist Erfahrung wie das leibliche, und folglich individuell und subjektiv, d. h. unlehrbar.

Nur die Erfahrung, sagte ich, lehrt den Inhalt des Lebens; die Schule bildet nur die Organe, womit man diese Erfahrung erwirbt, d. h. den Verstand, womöglich auch das Gemüt und die Sinne, für das Leben.

Zweck aller Bildung, der bescheidensten wie der höchsten, darüber sind wir wohl alle einverstanden, ist Harmonie, d. h. Zusammenhang des einzelnen in sich und mit der Menschheit. Gebildet sein heißt überall seiner Standes- und Handlungssphäre gewachsen sein, was an sich schon Zufriedenheit erzeugt. Wer in diesem Sinne erzogen ist,

wird immer in seinem Fache Tüchtiges leisten; auch sich leicht zurechtfinden, wenn er aus diesem seinem Fache durch die Umstände hinausgeworfen wird, vorausgesetzt, er bleibt in seiner Bildungssphäre; er wird auch das, was er nicht versteht, neben, unter oder über sich, als ein anderes Berechtigtes anerkennen, nicht lieber „gleich geringschätzen", wie Goethe es schon seinen Landes- und Zeitgenossen vorwarf, wenn sie sich in ihrer Einseitigkeit gefielen. Denn gebildet sein ist Können, nicht Wissen; daher denn auch die auffällige Erscheinung, daß so viele Gelehrte so durchaus ungebildet sind. Wie aber wird das Können am besten erlangt, welches Selbstvertrauen ohne Geringschätzung des anderen erzeugt? Wohl doch vor allem durch Allgemeinheit und fachliche Zwecklosigkeit des Jugendunterrichtes, durch relative Beschränkung auf das Fachliche und seine Zwecke im Leben des Erwachsenen. Ersterer also sucht das Menschliche zu entwickeln, d. h. das Gemeinsame und Dauernde: denn der Mensch bleibt ja immer derselbe, und die ewigen Klagen über die veränderten Umstände sind bei den Generationen so ungerechtfertigt als bei den einzelnen, weshalb auch fast in Jahrhunderten an der allgemeinen Jugenderziehung wenig oder nichts zu ändern ist, „um sie mit den Erfordernissen der Zeit in Einklang zu setzen," wie die gedankenlose Modephrase lautet. Ein Jüngling, der heute mit achtzehn Jahren die klassische und mathematische Bildung besäße, mit der ein Pascal und Leibnitz aus der Schule traten, würde auch heute vollständig fürs Leben vorbereitet sein. Unsere unaufhörlichen Experimente in Schulreformen stören nur die Überlieferung und mit ihr die Autorität unserer Bildung: sie verwirren Lehrer, Schüler, Eltern, machen alle

unsicher und müssen am Ende doch auf eine einfache Rückkehr zum Alten hinauslaufen. Welches aber sind die Merksteine, nach welchen die Grenzen dieser allgemeinen menschlichen Jugenderziehung gezogen werden müssen? Offenbar die ewigen und unverrückbaren der menschlichen Gesellschaft. Eine Kultur muß der Wirklichkeit entsprechen, für die sie da ist.

In Wirklichkeit nun wird es immer und überall drei in der Natur gegründete Gesellschaftsklassen geben, denen die Erziehung entsprechen muß, um keine déclassements herbeizuführen oder dem Jüngling unnützen Ballast ins Leben mitzugeben, nach dessen Abwerfen er erst wieder Arme, Hände, Augen, Ohren und Kopf frei gebrauchen kann. (Ich lasse hier einen weiteren oder vielmehr einen höheren Stand hinweg, den Stand, der ehemals die Aristokratie bildete, der zwar nie ganz verschwinden wird, aber überall an Zahl wie an Einfluß abnimmt und immer mehr abnehmen wird, in Deutschland insbesondere aber kaum in Betracht kommt: den Stand der Leute, welche ohne Arbeit von ererbtem Reichtum in Überfluß leben können. Selbst in England, wo dieser Stand — the upper ten thousand — am zahlreichsten ist, wo er drei Jahrhunderte über den Staat geleitet hat und demzufolge auch allein die „humanistische" Bildung erhielt, die dem arbeitenden Mittelstande nicht zuteil wurde, selbst in England vermindert sich dieser Stand zusehends, beginnt der nächstfolgende sich mit ihm in die Staatsleitung zu teilen und demgemäß auch seine Art von Bildung sich zu erwerben. In Deutschland ist er höchst gering an Zahl, durch eigene Schuld fast Null an Einfluß aufs nationale Leben.) Die erste Gesellschaftsklasse, die überall auf dem europäischen Festlande

die leitende geworden ist, bei uns aber besonders zahlreich und entwickelt auftritt, ist die geistig arbeitende Klasse oder der höhere Mittelstand. Ihm gehören ohne Unterschied von Adels- oder Amtstitel alle die an, welche ohne Arbeit nicht standesgemäß leben können, deren Arbeit aber in der geistigen Führung der Gesamttätigkeit der Nation besteht: dahin gehören die ihre Güter selbst verwaltenden Grundbesitzer, die Großhändler, Fabrikherren, Ingenieure, Offiziere, studierte Beamte, Advokaten, Ärzte usw., dazu die mit der Erziehung dieses Standes beauftragten Professionen selber, als Professoren, Gymnasiallehrer und Künstler. Die zweite Schicht aller zivilisierten Gesellschaft ist die des niederen Mittelstandes oder, um mit Daniel de Foë zu reden, the upper station of lower life, d. h. die den mechanischen Teil der nationalen Tätigkeit leitenden Stände, als da sind Pächter, Kleinpächter, Kleinhändler, Werkführer, Mechaniker, Unteroffiziere, Subalternbeamte, Gastwirte usw., denen sich die Schullehrer und Kunstgewerbtreibenden anschließen, wie dem ersten die Professoren, Gymnasiallehrer und Künstler. Endlich wird es immer ein sogenanntes „Volk" geben, d. h. die Masse der körperlich Arbeitenden, sei's auf dem Felde oder in der Fabrik, auf dem Exerzierplatz oder in der Werkstätte, d. h. Kleinbauern, Tagelöhner, Arbeiter, Soldaten.

Wie vielfach auch die Abstufungen innerhalb jeder Klasse sein mögen, wie notwendig es auch ist, daß sie nicht nur gesetzlich offen stehen, damit sie nicht in Kasten ausarten, sondern auch wirklich ein fortwährendes Hinaufsteigen, ja ein leichtes Verschwimmen der Grenzen stattfinde — in ihren Grundzügen werden diese drei großen

Kategorien ewig sein, weil sie in den Lebensbedingungen der Gesellschaft und der Natur der Menschen begründet sind. Ihnen soll und muß demnach die öffentliche Erziehung entsprechen; und ihnen entsprechen denn auch bei uns Volksschule, Bürgerschule, Gymnasium. Für andere, wie Realschulen, Handelsschulen, Gewerbeschulen, insofern sie Knabenerziehungsanstalten, nicht Fachschulen zu sein behaupten, sollte kein Platz sein: denn die Vermengung der allgemeinen Bildung mit der Fachbildung, anstatt ihre Aufeinanderfolge, ist ja gerade das zu bekämpfende Übel; ein Übel, weil es beides, allgemeine und Fachbildung, gegenseitig beeinträchtigt, ein Übel auch, weil es nicht naturgemäß herausgewachsen, sondern durch willkürliche, bewußte, künstliche Schöpfung herbeigeführt worden ist.

Inwieweit nun ist die allgemeine Bildung für jede Schicht der Gesellschaft nötig, wie weit ist sie mit den materiellen Forderungen verträglich?

Lesen, Schreiben, Rechnen, die elementarsten Begriffe von Geographie sind das geistige Brot und Wasser zivilisierter Völker, und wirklich zivilisierte Völker, wie das deutsche, zwingen auch den Vater, sie, wie Brot und Wasser, seinen Kindern zuteil werden zu lassen. Sie sind notwendig, aber sie genügen auch, sowohl um einer mechanischen Lebenstätigkeit gewachsen zu sein, als um dem befähigten Höherstrebenden als Schemel zu dienen, von dem aus er mit eigener Kraft höhere Sprossen der gesellschaftlichen Leiter erklimmen kann. Sie können in drei bis vier Jahren erworben werden, und in einer halbwegs wohlgeordneten Gesellschaft verlangt die Lebensnot nicht, daß der Knabe vor dem dreizehnten Jahre seine Fachlehrzeit antrete. — Die höhere Bürgerschule (oder die

niedere Realschule ohne Latein), welche den Knaben mit vollendetem fünfzehntem Jahre in die Lehrzeit oder in die niedere Fachschule entließe, entspräche hinlänglich den Bildungsbedürfnissen wie den Vermögensverhältnissen des niederen Mittelstandes. Welcher Vater aber den Ehrgeiz besitzt, seinen Sohn in einen höheren Stand hinaufzuschieben, welcher Knabe den Trieb und die Befähigung in sich fühlt, sich die höhere klassische Bildung anzueignen, der möge auch die nötigen Opfer bringen, die nötigen Entbehrungen ertragen, wie ein Winckelmann und Herder und die unabsehbare Schar unserer großen Emporkömmlinge sie auf sich genommen, um „die Sonne Homers" zu schauen. Erst diese gerne gebrachten Opfer und willig ertragenen Entbehrungen — und sie wären heute nicht mehr, was sie vor hundert Jahren waren — würden auch die Probe sein, daß jener Trieb und jene Befähigung echt waren. — Das Gymnasium endlich, aus welcher die Schüler durchschnittlich mit achtzehn bis neunzehn Jahren auf die Universität, in höhere Fachschulen, auf das Kontor abgehen können, soll die höchstmögliche allgemeine Bildung geben, und wer die seinem Sohne sichern will, muß eben erwarten, daß er sein Brot nicht vorm zweiundzwanzigsten Jahre verdienen kann.

Selbstverständlich nun bleiben hier die Fachschulen — und Universitäten sind Fachschulen mit wissenschaftlichem Charakter — außer Betracht, da es sich hier nur um die vorbereitende, allgemeine Bildung handelt. Auch gehe ich hier nicht auf eine Besprechung der Volksschule ein, teils weil sie in Deutschland wenig zu wünschen übrig läßt, teils weil es uns hier nur um die regierende Klasse zu tun ist, deren Unzufriedenheit allein eine geistig-sittliche

Ursache hat. Aus demselben Grunde bestehe ich auch nur vorübergehend auf der Notwendigkeit der Errichtung, beziehungsweise Vermehrung der Mittelschulen, wie sie, nach Bonitz, der Stadtschulrat Dr. Hofmann schon 1869 für Berlin in Vorschlag gebracht. Derselbe Zweck würde ja auch viel leichter dadurch erreicht, daß man den Realschulen das Latein und die Freiwilligenberechtigung nähme, zugleich auch die höheren Klassen (übers fünfzehnte Lebensjahr hinaus), welche ohnedies nur spärlich besucht sind, einfach abschaffte: denn tatsächlich fällt ja schon jener zweite Stand nach Untersekunda, d. h. meist nach dem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre ab, sobald die jungen Leute die nötige Zeit abgesessen, um einjährige Freiwillige werden zu können. Einjährige Freiwillige aber sind zukünftige Landwehroffiziere! Aus welchem Stande nun rekrutieren sich schon jetzt die Realschulen, sogar mit ihrem ausgedehnten, das Latein umfassenden Studienplan? Zum Teil wohl aus jenen Undankbaren des höheren Mittelstandes, welche, da sie ihren Pindar und Catull nicht mehr in den Ursprachen lesen können, vermeinen, sie hätten neun Jugendjahre auf den Bänken des Gymnasiums verloren; zum Teil auch aus den Familien wohlhabender Kaufleute und Industriellen, die ängstlich an der alten Tradition der frühen Lehrjahre festhalten; zum weitaus größten Teile indes aus dem niederen Mittelstande. Der ganze Gedanke unserer Armee aber, im Gegensatz zu all den Heeren anderer Länder, die unsere Wehrverfassung ganz äußerlich aufgefaßt und angewandt haben, beruht, wie das Schulwesen, darauf, daß sie der Wirklichkeit der Gesellschaft, nicht einer Abstraktion entspreche, die im Grunde doch meist nur ein Zugeständnis der Heuchelei

oder der Schwäche an demokratisches Vorurteil, immer eine Lüge ist. Nicht das Wissen, das der Aspirant zum einjährigen Freiwilligendienst in einer Prüfung darlegt, befähigt ihn zum zukünftigen Offiziere; sondern die Tatsache, daß er dem regierenden Stande angehört, wenn nicht von Geburt, so doch dadurch, daß er neun Jugendjahre auf denselben Bänken mit den Söhnen des regierenden Standes zugebracht; die Tatsache, daß er gewisse Begriffe von Standesehre in sich aufgenommen, welche von denen des niederen Volkes abweichen — man denke nur an Duell und Prügelei —, die Tatsache endlich, daß die höhere Bildung — nicht das Wissen — ihm jene moralische Überlegenheit gibt, deren der Offizier, namentlich in den unteren Graden, weit mehr bedarf als der Kenntnisse, um Autorität (ascendant) über die Truppen zu haben, weshalb denn auch im deutschen Heere die Beförderung aus dem Unteroffizierkorps, als welche jene natürliche Gliederung zugunsten eines abstrakten Gleichheitsbegriffes durchbrochen hätte, nie hat aufkommen können. Nicht geringeren Eintrag würde unserem Offizierkorps auf die Dauer die Freiwilligkeitsberechtigung tun, wie sie jetzt gilt. Ist es unverträglich mit den materiellen Verhältnissen, daß jeder Freiwillige ein Jahr in Oberprima „verliere", — als ob auf dem Kontor keine Jahre verloren würden — und sein Abiturientenexamen gemacht habe, so dehne man wenigstens die erforderliche Schulzeit von Untersekunda bis Unterprima aus, d. h. vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahre, so wird sich schon das natürliche Verhältnis wiederherstellen: das Gymnasium (und die Realschule erster Ordnung, wenn sie durchaus beibehalten werden soll) wird wieder die Bildungsanstalt

des gesamten regierenden Standes, die Mittelschule die des gesamten niederen Bürgerstandes werden.

Des gesamten; denn die Ansicht Bonitzens, nach welcher die Mittelschule auch die künftigen Kaufleute und Industriellen, d. h. neben dem niederen den höheren Mittelstand aufnehmen solle, scheint mir nicht das Richtige zu treffen. Es herrscht in dieser Beziehung noch unendlich viel Zopf in Deutschland, und die Frage ist von der größten Wichtigkeit. Nicht nur der Jüngling, der eine Bildung über seinem Stand erhalten hat, ist deklassiert im Leben, auch derjenige, welcher eine Bildung unter seinem Stande erhalten hat, fühlt sich innerlich und äußerlich nicht an seinem Platze. Nun ist aber unsere Erziehung auf Handelsschulen und Gewerbeschulen für Knaben eine solche, die der im Leben einzunehmenden Stellung untergeordnet ist. Sie ist überdies auch praktisch von wenig Nutzen. Das bißchen doppelte italienische Buchführung und Korrespondenzenstil, das man jahrelang auf der Schule erarbeitet, erlernt der klassisch Gebildete spielend in wenig Wochen. In Frankreich läßt der ganze höhere Kaufmannsstand die Knaben das Gymnasium bis zum Abiturientenexamen durchmachen, ja oft auch noch die Rechte studieren, und ein so gebildeter Jüngling wird darum kein schlechterer Kaufmann, als der, welcher vom 16. bis 19. Jahr Waren gewogen, Handelsbriefe abgeschrieben, Bestellungen gemacht und das Kontor gefegt hat. Daß aber auch der klassisch gebildete Deutsche, selbst wenn er erst im 20. Lebensjahr aufs Kontor kommt, sich in wenig Monaten zurecht findet und ein ausgezeichneter Kaufmann wird, das kann man alle Tage im Auslande sehen. Und was vom Kaufmann, gilt vom Großindustriellen, vom Ingenieur, vom

Landwirt. Mit einer gediegenen allgemeinen Bildung wird die spezielle Bildung im Polytechnikum, in der Ackerbauschule, in der praktischen Tätigkeit bald genug erworben.

Hier nun wäre der Platz, einzugehen auf die Frage vom praktischen Nutzen der allgemeinen Bildung, zu zeigen, wie keinerlei frühe Fachbildung sie je auch in dieser Hinsicht ersetzen kann; wie grundfalsch die Ansicht ist, es wäre verlorene Zeit, praktisch „unnütze" Dinge zu lernen; wieviel größer der Vorteil ist, mit einem allgemein gebildeten Geiste, d. h. einem vervollkommneten Instrument, ins praktische Leben einzutreten, als mit aus dem Zusammenhang des Lebens herausgerissenen Fachkenntnissen. Es wäre weiter zu erörtern, worin die allgemeine Bildung der höheren Stände zu bestehen habe und ob die modernen Sprachen, ein ausgedehnteres Studium der Mechanik und der Naturwissenschaften je die klassischen Sprachen und die Mathematik als allgemeines Bildungsmittel ersetzen können. Allein ich rede hier ja nicht zu denen, für welche dies noch eine Frage ist. Wer den höheren Bürgerstand des Auslandes kennt, weiß zur Genüge, welche Überlegenheit es einer Nation gibt, wenn die erwerbende Klasse den Vorteil höherer Bildung hat; wenn keine Kluft gähnt zwischen dem Kaufmannsstand und dem Beamtentum, den Industriellen und den „liberalen Professionen". Wohl machen erst alle drei Schichten des Volkes zusammen die Nation aus; aber der Stand, welcher zugleich Erzeuger und Träger der geistigen Kultur ist, ist der erste, der herrschende; herrschender bei uns als anderswo. Es braucht keiner Ausführungen, um darzutun, von welcher Wichtigkeit die Einheit der Bildung in diesem Stande ist und wie sehr sie in Deutschland fehlt, wo der höhere Mittelstand

in zwei Nationen gespalten ist, die zwei verschiedene Sprachen reden; ein Zwiespalt, der, wie bemerkt, durch die Freiwilligenberechtigung auch in die Armee zu dringen droht. Nur die Hinausschiebung dieser Berechtigung um zwei Jahre, keine erschwerte Prüfung könnte dieser Gefahr vorbeugen. Selbst Abiturientenexamen beweisen nicht für den Bildungsgrad des Jünglings, was das Zeugnis einer guten Anstalt beweist, und wer wohlhabend genug ist, die Kosten des Freiwilligendienstes zu tragen, kann auch zwei Jahre länger auf der Schule aushalten. Bleiben die Dinge, wie sie sind, so gehen wir dem französischen Scheinvolontariate entgegen, in das einzutreten ein Scheinexamen und reelle 1500 Franken genügen. Der Freiwilligendienst ist aber nicht nur für unser Heer von größter Wichtigkeit; er ist auch eine Schule preußisch-deutschen Staatsgefühles, und ein Komplement der humanistischen Vorschule, als Übergang ins praktische Leben.

So sehr bin ich von der verhängnisvollen Wirkung solchen Zwiespalts überzeugt, daß ich sogar die Bildungsverschiedenheit zwischen Mann und Frau desselben Standes beseitigt wissen möchte. Denn ich sehe durchaus nicht ab, warum unsere Schwestern bis zum achtzehnten Lebensjahre nicht genau dieselbe allgemeine und menschliche Erziehung erhalten sollten, wie wir — sofern nur unsere Erziehung vereinfacht und erleichtert wird. Der Unterschied sollte auch zwischen den Geschlechtern, wie zwischen den Berufen, erst bei der Fachbildung, beziehungsweise der Bildung durch die praktische Lebenstätigkeit beginnen. Auch halte ich das tüchtige Erlernen der alten Sprachen für das beste Mittel, die immer zunehmende Unweiblichkeit der Frauen zu retten, dem Blaustrumpfwesen

entgegenzuarbeiten. Eine Frau, die ihr Maturitätsexamen gemacht hat, ist ein angestauntes und wird ein eingebildetes Ausnahmswesen, das nichts mehr gemein zu haben glaubt mit den übrigen ihres Geschlechtes. Wenn alle Frauen unseres Standes die Kenntnisse und geistige Entwicklung von unseren Abiturienten hätten, so würden sie auch nicht mehr angestaunt werden, sich nicht länger als überlegene Geschöpfe fühlen. Nie waren die Frauen hoher Geburt anmutiger, natürlicher, weiblicher als zur Zeit der italienischen Renaissance, wo sie meist diese Bildung wie ihre männlichen Standesgenossen erhielten und dadurch in den Stand gesetzt waren, an den geistigen Genüssen ihrer Männer und Brüder teil zu nehmen. Und eine Lucrezia Tornabuoni versäumte darum nicht minder ihre Haus- und Mutterpflichten, als ihr Schwiegervater Cosimo de' Medici seine Handelsgeschäfte über der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft vernachlässigte. —

Auch die für Deutschland so wichtige Judenfrage — d. h. die Frage nach der Absorption dieser intelligenten und gewandten Nation, der wir so vieles danken, die aber auf dem Punkte ist, durch ein unverhältnismäßiges Übergewicht des Semitismus dem echten Deutschtum Eintrag zu tun — wird nicht nur durch die überhandnehmenden Mischehen, sondern auch durch die einheitliche klassische Bildung des ganzen wohlhabenden Mittelstandes am ehesten einer für unsere nationale Kultur und Tradition befriedigenden Lösung nahegebracht werden.

Noch weniger als die Frage von der Notwendigkeit einheitlicher Bildung, will ich hier zum tausendsten Male die zweite Frage über die Bildungskraft des klassischen und mathematischen Unterrichts erörtern, noch die Gründe

auseinandersetzen, warum die theoretische Erlernung einer Sprache, selbst ohne ihre Literatur, geistig mehr fördert, als die Erlernung irgend eines anderen Gegenstandes, und warum die Erlernung der toten Sprachen in so viel höherem Grade fördert als die der lebenden. Wer nur einen Augenblick darüber nachgedacht hat, muß sich ja schon a priori davon überzeugt haben, daß die Sprache, welche zugleich Gedanke und Kleid der Gedanken, sowie Zeichen der Gefühle, der Sensationen und der Dinge ist, als Bildungsmittel einen viel größeren Wert hat als jede andere Manifestation des menschlichen Geistes, eben weil sie die allgemeinste ist, diejenige, welche am meisten von dem umfaßt, was im Menschen vorgeht, ihm, was außer ihm vorgeht, am klarsten zum Bewußtsein bringt, was zwischen den Menschen vorgeht, am sichersten übermittelt. Es ist ebenso unnötig zu demonstrieren, daß je reicher an bestimmten Formen eine Sprache ist, desto bildender sie ist; noch auch darzutun, daß die Mathematik im Grunde, wie die Musik ihrerseits, nur ein Komplement der Wortsprache ist. Denn wie lehrreich auch das Studium der alten Sprachen dem Inhalte nach sein mag, ihr didaktischer Hauptwert liegt in den Denkformen, die sie enthalten. Wer nur einige Erfahrung hat und unbefangen zu beobachten weiß, sieht ja in dem Humanismus nicht nur das wirksamste Gegengewicht gegen die atomistische Strömung unserer Zeit, welche uns, wenn wir nicht widerstehen, alle zu zusammenhangslosen Sandkörnern zerreiben wird; er betrachtet ihn ja nicht allein als das einzige Mittel, den Zusammenhang der Kultur in der Zeit, durch die Einkehr in die ersten Werkstätten dieser Kultur, im Raum, durch die Teilnahme an dieser, Europa gemeinsamen, Über-

lieferung aufrecht zu erhalten; er schätzt ihn ja nicht nur als den Schlüssel zum Verständnis alles Schönen, als Wecker des Formensinnes und des Geschmacks, — er betrachtet ihn vor allem als die wunderbarste Gymnastik, welche auch den ungelenkesten und stumpfsten Geist gewandt, biegsam, kräftig macht, als eine Schule des logischen Denkens, wie des intuitiven Ergreifens, des richtigen Urteils. Er weiß, daß, selbst wenn es denkbar wäre, daß ein Jüngling alle aus der Lektüre der Alten geschöpften Fakten, Daten, Bilder und Gedanken, alle in der griechischen und lateinischen Grammatik erlernten Regeln vergessen hätte, sein Geist, als Tätigkeitswerkzeug, doch dem jedes anderen überlegen sein würde, der diese geistigen Turnübungen nicht mitgemacht; ja daß — es horcht ja wohl kein Gymnasiast an der Türe — auch ein Jüngling, der stets der Letzte in seiner Klasse gewesen und nur halbhinhörend, nur halbfortarbeitend seine acht Jahre auf einer klassischen Schule abgesessen, immer noch an geistiger Bewegsamkeit dem fleißigsten Schüler überlegen sein würde, der nur moderne Sprachen und Fachkenntnisse erworben hätte.[1]) Was ich aber von der bildenden Kraft der alten

---

[1]) So habe ich in den äußerst zahlreichen französischen Gymnasien (lycées und collèges), deren jedem eine Realschule (école spéciale oder professionelle) beigesellt zu sein pflegt, bei meinen Inspektionen die ausnahmslose Erfahrung gemacht, daß die Gymnasiasten in weniger als einem Viertel der den Realschülern dazu anberaumten Zeit weit mehr englisch und deutsch gelernt hatten, als diese. Dagegen wandte man freilich ein, die Realschüler seien aus einer gesellschaftlich und folglich auch geistig niederen Sphäre hervorgegangen; aber ich habe auch in Frankreich sehr viele Gymnasiasten gesehen, die wie unsere obenerwähnten glorreichen Schustersöhne, die Heyne, F. A. Wolf u. a., von niederem Stande waren und auf welche die bildende

Sprachen gesagt, gilt, wenn schon in geringerem Grade, auch von der Mathematik: ihr Wert ist nicht so sehr im Wissen, welches sie gibt, als in der Schulung unseres Verstandes. Schon Montaigne aber meint, es käme nicht darauf an, die Köpfe der Jugend zu „füllen", sondern sie zu „bilden", und Locke in seinen „Thoughts on education" sagt geradezu: „Die Rolle des Lehrers ist nicht so sehr, den Knaben alles zu lehren, was man wissen kann, als ihm . . . eine gute geistige Zucht zu geben, indem man ihn in den Stand setzt, selbst zu lernen, was er will." Die einzige erprobte, bewährte „Zucht" aber sind die alten Sprachen und die Mathematik, und so lange man kein sicheres Surrogat dafür liefern kann, hat man nicht das Recht, mit der Jugend zu experimentieren.

Nun wende ich mich aber hier nur an die Gesinnungsgenossen, die mit mir voraussetzen, daß jene einheitliche allgemeine Bildung, welche unserem höheren Bürgerstand not tut, um den im Schoße der Nation wie im Busen des einzelnen herrschenden Zwiespalt zu heben, auf

---

Kraft der alten Sprachen ihre volle Wirkung ausgeübt. — Auch war eine geraume Zeit in Frankreich die sogenannte Bifurkation, welche der Minister Fortoul eingeführt hatte, in Gang. Danach war die Erziehung gemeinsam bis zur Tertia (quatrième); von der Untersekunda (troisième) an getrennt in klassische (littéraires) und naturwissenschaftliche (scientifiques): letztere hatten das baccalauréat ès sciences zu bestehen, erstere das ès lettres. Schreiber dieses war als Fakultätsprofessor ständiges Mitglied bei den Prüfungskommissionen und hatte so die Gelegenheit, hunderte Male die Inferiorität des bachelier ès sciences in allen den Fächern zu konstatieren, in welchen der Unterricht, auch von der Untersekunda bis zur Oberprima (philosophie), gemeinsam war, als Geschichte, lebende Sprachen, französische Literatur.

den klassisch-mathematischen Unterricht gegründet sein müsse; die aber gleichzeitig überzeugt sind, daß dieser Grundunterricht durch die Verteilung desselben, durch die Methode, durch das Hinzukommen vieler anderer Unterrichtsgegenstände beeinträchtigt werde, wie die Gesundheit des Körpers und des Gemüts unter dieser Anhäufung und Einrichtung des Lernens leiden müsse. Im Sinne dieser versuche ich in nachstehendem ein ungefähres Schulprogramm zu entwickeln, wie es mir als Plan der zukünftigen nationalen Schulen für unsere leitenden Stände vorschwebt und wie ich es zum teil praktisch verwirklicht zu sehen die Gelegenheit gehabt.

Die erste Forderung, die ich an die zukünftige Nationalschule des höheren Mittelstandes stellen würde, wäre Verminderung der häuslichen Arbeiten und der gemeinsamen Unterrichtsstunden, dieser auf etwa fünf Stunden täglich zum höchsten, jener auf ein Maß, das durchschnittlich nicht mehr als zwei bis drei Stunden erforderte. Acht Stunden geistiger Arbeit sind mehr als genug für die Kindheit und Jugend; sie sind sogar mehr als gut für die robusteren Geisteskräfte des Erwachsenen. Ein Knabe kann sich nicht gesund entwickeln, wenn er nicht mindestens acht Stunden Schlaf hat, nicht ebensoviele den Mahlzeiten, dem Hin- und Hergehen von der Schule, den Leibesübungen, dem Spiel, der freien Lektüre widmet. Daß dies nicht nur eine aprioristische Laienbemerkung ist, beweist die merkwürdige Statistik, welche der Direktor der braunschweigischen Irrenanstalt, Dr. P. Hasse, jüngst in der „Gegenwart" veröffentlicht, beweisen die Mitteilungen, welche noch vor kurzem Dr Treichler in einem Vortrage zu Baden-Baden gemacht und die auch von der

englischen Presse, namentlich der „Times“, ausführlich besprochen wurden.[1]) Wie oft die leibliche und geistige Gesundheit bleibend durch solche Arbeitsüberbürdung geschädigt wird, kann danach kaum mehr bezweifelt werden. Die Frage ist also, wie bei einer solchen Beschränkung der häuslichen und der Schularbeit doch größere Ergebnisse für die Geistesbildung erzielt werden können, als sie jetzt erzielt werden. Meine Antwort wäre: durch Vereinfachung. Aufgabe der Erziehung, wie der Kunst, der Wissenschaft, der Kultur überhaupt, ist Vereinfachung der natürlichen Vielfältigkeit des uns umgebenden Stoffes: d. h. Wegtun alles Nebensächlichen, alles Zufälligen, alles Halben; Zurückführen auf die Hauptsache, auf Gesetze, auf den Zusammenhang des Ganzen. Non multa, sed multum. Sehen wir nun einmal zu, was wir entbehren können, wenn wir anders darüber einverstanden sind, daß die Jugenderziehung nur Entwicklung der Naturanlagen, Vorbereitung zu allen Tätigkeiten, nicht Fachkenntnisse und Fachfertigkeit zum Zwecke hat: und wir demnach die Unterrichtsgegenstände nicht auf ihre zukünftige direkte Brauchbarkeit hin ansehen, sondern auf die geistesbildende Kraft, die sie besitzen.

Der deutsche wie der französische und italienische Gymnasialkursus begreift gewöhnlich neun Jahre, vom vollendeten 9. bis zum vollendeten 18. Jahre. Wäre es nicht besser, das Lateinische und Griechische erst nach dem dritten Schuljahre, d. h. gewöhnlich nach dem zurückgelegten 12. Lebensjahre zu beginnen? Werden die Schwierigkeiten

---

[1]) Es hat sich seitdem eine ganze Polemik darüber entsponnen, auf die einzugehen die Natur dieser Essays nicht gestattet.

einer Grammatik, welche ja ein angewandter Kursus der Logik ist, nicht von dem kräftigeren Verstande eines dreizehn- bis fünfzehnjährigen Knaben leichter überwunden werden, als von dem unentwickelten eines zehn- bis zwölfjährigen? Wird nicht zu hoffen sein, daß der Überdruß, den ein sechsjähriger Unterricht in diesen abstraktesten aller Gegenstände dem Knaben einflößt, und den er dann auch in den drei letzten Gymnasialjahren allzuoft auf die Schriftsteller des Altertums überträgt, in denen er nur Sprachübungsbücher sieht, — steht nicht zu hoffen, daß dieser Überdruß weniger groß sein würde, wenn der ausschließlich grammatische Unterricht von sechs auf drei Jahre beschränkt würde? Zudem scheinen jene drei ersten Jahre wie dazu gemacht, andere Geistesfähigkeiten zu entwickeln, für deren Entwicklung wir durch Abschaffung des Unterrichts in den toten Sprachen Raum und Zeit gewinnen würden. Gedächtnis, Anschauung, Beobachtung, elementare Verstandstätigkeit sollten hier in jeder Weise gekräftigt werden. Das Auswendiglernen von möglichst vielen Bibelsprüchen und deutschen Gedichten stärkt nicht nur das Gedächtnis, es gibt auch einen Schatz von Stoff, den man später nicht mehr so leicht erwirbt und der zu jenem Zusammenhange mit der Vergangenheit, dessen Herstellung wir als die oberste Aufgabe aller reinmenschlichen Bildung erkannt, so notwendig ist. Auch das Lernen von historischen Daten müßte diesen Jahren zuerteilt werden, nicht nur, weil das Gedächtnis in denselben empfänglicher ist und besonders geübt werden muß, sondern weil die vielgeschmähten Daten das Notwendigste für die Erlernung der Geschichte sind, das wichtigste, was der Geschichtsunterricht dem Kinde bieten kann. Sie sind die

Marksteine, die zusammen die Rahmen bilden, welche der Lehrer nicht ausfüllen kann, in welche der Lernende selber das unmethodisch von allen Seiten aufgenommene geschichtliche Material einzuordnen hat. Hauptlinien der Kosmographie und Geographie können nicht früh genug der Anschauung am Globus und der Landkarte klar gemacht werden; sie können andererseits nicht elementar genug gehalten werden. Die Mechanik des Himmels gehört sowenig in den Jugendunterricht als eine wissenschaftlich physische Erdbeschreibung. Die politische Geographie kann in ihren Hauptsachen durch Auswendiglernen von Namen und Nachweisen derselben auf der Karte fürs Leben erlernt werden. Dasselbe gilt von den Elementen der Naturgeschichte: die einfachen Klassifikationen der Zoologie und Botanik namentlich prägen sich dem kindlichen Geiste sehr leicht ein, und, werden sie an der Pflanze, am Tier nachgewiesen, nicht aus dem Buche erlernt, so schärfen sie ungemein die Beobachtungsgabe. Die Rechtschreibung und die im Grunde einfache Formenlehre der deutschen Sprache müßten in jenen Jahren auf das festeste eingeprägt werden. Die vier Spezies endlich und die Brüche kann ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren vollständig bemeistern und sie sind dem Grade seiner Verstandesentwicklung durchaus angemessen. als Grundlage aller weiteren mathematischen Bildung durchaus unerläßlich.

Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen sollte, womöglich gleichzeitig, im vierten Schuljahre beginnen und bis zum vollendeten neunten d. h. sechs Jahre dauern. Dann müßten die drei ersten vorzugsweise der Grammatik und dem Lesen leichter Autoren, die drei letzten dem Lesen und höheren Stilübungen, wie lateinischen Aufsätzen und

Versen, gewidmet sein, so zwar, daß wenigsteus drei Viertel der Unterrichtsstunden auf das Lesen der Schriftsteller käme und dies wiederum zur Hälfte analytisch und mit eingehendem Kommentar, zur anderen Hälfte kursorisch betrieben würde; immer bei größter Freiheit des Lehrers in der Wahl der Autoren, der Methode usw. Regeldetri, Algebra und Geometrie, sowie höhere Mathematik müßten sie durchweg begleiten. Keine dieser Disziplinen könnte ohne Schaden unterdrückt werden, selbst nicht die Geometrie, von der Voltaire höchst ungerechterweise sagte: elle laisse l'esprit où elle le trouve. Wohl tut sie das und Schlimmeres, wenn sie allein bleibt und nicht durch andere Studien korrigiert wird, wie Pascal es so herrlich in seinem Kapitel über den esprit de géométrie et l'esprit de finesse auseinandergesetzt;[1]) aber als Begleitung literarischer Studien ist sie unschätzbar, indem sie den Geist immer und immer wieder zu den „bestimmten und rohen Prinzipien" zurückführt, welche sich nicht biegen und beugen lassen. Von den häuslichen Arbeiten, welche sich auf diese Unterrichtsgegenstände beziehen, sehe ich nur, mit du Bois-Reymond, die griechischen Skripta, welche man entbehren könnte; nicht daß ich, wie der gelehrte Physiologe, meinte, das Lehren des Griechischen „mit seinen vielen Formen und Partikeln, deren Bedeutung mehr künstlerisch geahnt, als logisch zergliedert werden kann", flöße weniger echten Hellenismus ein, als das Vorzeigen von Abbildungen griechischer Tempel und Statuen; sondern weil jenes künst-

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit seinem besonderen Aufsatz „De l'esprit géométrique", welcher keinen Teil der „Pensées" ausmacht. Übrigens meint Pascal an beiden Orten unter Geometrie alle exakten Wissenschaften.

lerische Ahnen der Bedeutung der griechischen Sprachformen durch unsichere Anwendung dieser Formen gestört und beeinträchtigt wird, während sie durchs Lesen und Aufnehmen immer mehr geschärft wird, wodurch man gerade dem höchsten Ziel aller Bildung am sichersten nahe kommt.

Die notwendige Erleichterung der Studien und Verminderung der Arbeitszeit muß also durch andere Beschneidungen herbeigeführt werden. Welche sind sie?

Hier wäre nun zu unterscheiden zwischen den Unterrichtsgegenständen, welche auf ein geringeres Zeitmaß zurückgeführt, und denen, welche ganz abgeschafft werden könnten. So scheint es mir durchaus überflüssig, in den sechs höheren Klassen mehr als zwei Stunden wöchentlich auf Geschichte und Geographie zu verwenden, vorausgesetzt, der Lehrer beschränkt sich auf das Lehrbare. Das Lehrbare in der Geschichte aber sind nur die großen Umrisse der Ereignisse, das einzelne muß jeder durch Lektüre erlernen. Wollte der Lehrer auch nur eine Epoche, eine Gruppe von Ereignissen, etwa den Peloponnesischen, den zweiten Punischen, den Dreißigjährigen, den Spanischen Erbfolgekrieg eingehend lehren, so ginge mehr als ein Semester darauf. Begnügt er sich, die Perioden der Geschichte, darin die einzelnen Jahrhunderte, hierin wieder die drei oder vier größeren Epochen, in klaren Verhältnissen und möglichst scharfen Grenzen dem Schüler einzuprägen, so werden wenige Stunden hinreichen; und der Schüler wird schon bei allem, was er Historisches liest oder hört, den rechten Platz und den Zusammenhang zu finden wissen, worauf es allein ankommt. Den Inhalt der Dinge kann der Mensch nur lernen, nicht gelehrt werden.

Und der Religionsunterricht! Mir will das nach der Konfirmation noch fortgesetzte Lehren der Dogmatik, christlicher Moral und Kirchengeschichte durchaus als Zeitverschwendung erscheinen. Ich möchte keineswegs den aufwachsenden Generationen allen Zusammenhang mit den Vorstellungen und Gefühlen unserer Väter, alles Verständnis der modernen Weltgeschichte, alle Achtung für das von achtzehn Jahrhunderten Heiliggehaltene rauben; aber ich glaube, ein frühes und wiederholtes Lesen der Bibel, namentlich des neuen Testaments und der schönsten Episoden des alten Testaments, das oben schon anempfohlene Auswendiglernen schöner Bibelsprüche und Kirchenlieder, kurze Kirchengeschichte und Katechismuslehre, früher und regelmäßiger Kirchgang genügen dazu vollkommen. Alles, was darüber hinausgeht, alles namentlich, was nach dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre von Religion vordemonstriert wird, artet bei dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium der Zivilisation leicht in bewußte Lüge oder in angezwungene Systematik aus; es läuft jedenfalls ab vom Geiste unserer Jünglinge, wie das Wasser vom Regenmantel; also auch hier verlorene Zeit und Mühe.

Ebenso könnte der Unterricht im Deutschen ohne Gefahr, ja mit Nutzen in den höheren Klassen abgeschafft werden. Außer der Grammatik und Rechtschreibung wird die Muttersprache nicht gelehrt; man lernt sie im Leben, durch Hören, Sprechen, Lesen, man erfaßt sie mit den tausend Organen unbewußter Aufnahme. Ich wüßte nicht, daß Pascal und Bossuet, Addison und Fielding, Lessing und Goethe je Stilunterricht im Französischen, Englischen und Deutschen erhalten hätten, und sie sollen doch ihre

Sprache nicht so übel geschrieben haben. Der Umgang gebildeter Menschen, das Hören auf die Sprache des Volkes, die Lektüre guter Schriftsteller sind die einzigen Grundlagen guten Stils; die Gewohnheit klaren Denkens, die Gewissenhaftigkeit, nach dem seinem Gedanken genau entsprechenden Ausdruck zu suchen, die Redlichkeit überhaupt, nicht zu schreiben, wenn man nichts zu sagen hat, sind die wahren Wege, auf denen man einen guten Stil in seiner Muttersprache erwirbt. Dazu das Lateinschreiben, welches nach Niebuhr „eine so herrliche Schule alles guten Stiles" ist, eben weil es „nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutsche in seiner eigenen Sprache so fatal gleichgültig ist", mit anderen Worten, eben weil es jene Gewohnheit, Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit so mächtig fördert.[1]) Sind denn alle unsere Gymnasiallehrer solche Meister des Stiles, daß sie die Knaben besser auf den rechten Weg leiten könnten, als die Lektüre guter Schriftsteller, zu der man ihnen keine Zeit läßt? Ein Knabe lernt mehr Deutsch aus dem Auswendiglernen eines Goetheschen Gedichtes, dem Lesen eines Grimmschen Märchens oder des „Dreißigjährigen Krieges" von Schiller als aus hundert Aufsätzen über Fragen und Dinge, über welche er durchaus keine eigenen Gedanken haben kann. „Es unterliegt für mich keinem Zweifel," sagt Lagarde, der ein paar Dutzend solcher Themen angibt, „daß ein Unterrichtswesen, welches Knaben und unbärtigen Jünglingen Arbeiten derart zumutet, nichts anderes bewirken kann,

---

[1]) Niebuhr (in seinem herrlichen „Briefe an einen jungen Philologen") empfiehlt „nächst dem Latein das Französische", doch scheint er mir darin nur insofern Recht zu haben, als er dabei voraussetzt, daß das Latein dem Französischen vorgearbeitet hat.

als daß die Jugend unserer höheren Stände sich gewöhnt, „Anmut und Würde“, „naive und sentimentale Poesie“ und alle übrigen ihr zum Beschwatzen vorgeworfenen guten und bösen Dinge nur als Rechenpfennige anzusehen, deren sie nach nicht allzulanger Zeit müde wird.“ Und dies bringt uns zu dem anderen großen Nachteil des Unterrichts im Deutschen; dem Lehren der Literaturgeschichte, welche ja jetzt auch in den klassischen Unterricht eingedrungen ist.

Nichts hat wohl mehr zum grassierenden Übel der Halbbildung, über das soviel und mit soviel Grund geklagt wird, beigetragen, als die Einführung dieser Disziplin, vornehmlich allerdings in den Mädchenunterricht, der ja ganz auf Scheinbildung hinauszugehen pflegt, doch auch mehr als gut ist in den der Knaben. Denn nichts ist mehr dazu angetan, die Leute von der Kenntnisnahme der Literaturwerke abzuhalten, als das Lehren über dieselben. Ein Jüngling, der eine Analyse des „Faust“ und gewöhnlich auch ein fertiges Urteil darüber aus der Schule mitbringt, wird der letzte sein, der das Gedicht selbst liest. In noch höherem Grade freilich tritt die Erscheinung bei fremden Literaturen ein; allein auch bei unserer Nationalliteratur: wie viele Männer haben heute noch Klinger gelesen oder auch nur Wieland? Mir ist es vorgekommen, daß ein sonst sehr unterrichteter Patriot von „dem“ Musarion sprach, dies kleine Juwel also nicht einmal dem Namen nach wirklich kannte. Aber mehr als das, Leute, die ganz genau wissen, in welchem Jahre und Monat Herder und Goethe in Straßburg zusammentrafen, haben oft die „Fragmente“ nicht einmal gelesen, ohne die man von dem herannahenden Sturm der ersten siebziger Jahre

doch nur eine ganz indirekte Vorstellung zweiter Hand haben kann. Die Tieck und Novalis gar, die Grabbe und Immermann, sind ganz zu Paragraphen der Literaturgeschichte herabgedrückt. Selbst wenn sie im Texte gelesen werden, so ist es als „Quelle" zur Literaturgeschichte; denn der absolute Wert oder Unwert der Dinge verschwindet fast ganz, man hält sich nur noch an den relativen und historischen, den man überdies meist nicht selber abgeschätzt, sondern von dem Lehrer fertig angesetzt erhalten hat. Dieser zweifelhafte Vorteil aber — „das Wissen um die Dinge, anstatt die Kenntnis der Dinge" — braucht zudem gar nicht durch Unterricht erworben zu werden. Wer von uns, die wir nie in der Schule Literaturgeschichte erlernt, weiß nicht, welcher Zeit Thukydides und welcher Plutarch angehört, wann der „Messias" erschienen ist und wann der „Faust"? Dazu braucht niemand einen Lehrer im Katheder: die lebendige Kenntnis einer Literatur reicht dazu hin. Warum geben wir nicht gar auch noch der Kunstgeschichte, der Musikgeschichte einen Platz im Jugendunterricht? Warum führt man nicht auch gleich einen zweistündigen Lehrkursus über Menschenkenntnis oder Lebenserfahrung in die Gymnasien ein? Das würde erst das Maß der inhaltslosen Namen und Worte voll machen, mit denen heute ein Jüngling ins Leben tritt und welche ihm die Anschauung aller aus der Vergangenheit auf uns gekommenen, wie aller vor seinen Augen entstehenden Dinge verdunkeln.

Der Unterricht in den lebenden Sprachen sollte ganz fakultativ werden: er nimmt kostbare Zeit hinweg und gibt nur ganz unzulängliche Ergebnisse. So gering an Zahl man auch die Klassen machen möchte, sie würden noch

immer zu zahlreich sein; so viel Stunden mehr man auch dafür ansetzen könnte, sie würden doch immer zu spärlich für den erfolgreichen Unterricht im Sprechen und Verstehen lebender Sprachen sein. Die Grammatik aber unserer verhältnismäßig so formenarmen Idiome, insbesondere des Englischen — einer wahren Negersprache im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen — lernt ein klassisch geschulter Geist in wenig Monaten: das Vokabularium dagegen, die Ausdrucksweise, den Tonfall — lernt er, wie allen Inhalt der Dinge, nur im Leben, hier durch Lektüre und Gespräch. Ein junger Mann, der das Gymnasium verlassen hat, findet in seinem Freiwilligenjahre, als „Fuchs" auf der Universität, als Lehrling auf dem Kontor, immer ein paar Stunden täglich, um soviel Französisch oder Englisch zu lernen, als nötig ist, um ihn zum Lesen und Sprechen vorzubereiten; und mehr als das Vorbereitende kann man eben nicht vom Lehrer erwerben.

Soll ich nun noch von dem Unterricht in Physik, in Chemie, in höherer Mechanik reden, über die mir als einem Ignoranten so wenig zu reden zukommt? Aber sagen darf ich doch — ich hab's aus der Größten Mund, unter anderen aus dem Liebigs — daß das bißchen Elementarunterricht des Gymnasiums durchaus nutzlos für das besondere Studium dieser Wissenschaft ist, daß ein in der Mathematik wohl bewanderter Jüngling, dessen Geisteskräfte durch das Studium der alten Sprachen entwickelt sind, dieser besonderen Vorbereitung durchaus nicht bedarf, um jenes Studium mit neunzehn Jahren erfolgreich aufzunehmen. Es liegt auch der Einführung dieser Unterrichtsgegenstände ein ganz falscher Begriff vom Erziehungswesen zugrunde, der im Laufe dieser Untersuchung so oft

schon gerügte Begriff von der praktischen Nützlichkeit der im Gymnasium zu erlernenden Dinge.

Die Sache erscheint so plausibel. Ist es nicht eine Schande, daß wir in einen Eisenbahnwagen steigen und nicht einmal wissen, wie eine Lokomotive konstruiert ist? Daß wir ein Telegramm abschicken und haben keinen Begriff von Elektrizität? Daß wir Schwefelhölzchen anstreichen und keine Ahnung haben, was Phosphor und Schwefel sein mögen? Wie, und wir sollten uns erlauben, zu gehen ohne Statik, zu hören ohne Akustik, zu sehen ohne Optik studiert zu haben? Wir atmen, ohne zu wissen, aus welchen Stoffen die eingeatmete Luft besteht, und was schlimmer ist, wie unsere Atmungsorgane arbeiten? Warum sollen wir nicht auch über den Verdauungsprozeß Bescheid wissen, den Blutumlauf, die Stoffsekretion und -Assimilation? Warum nicht die ganze Physiologie umfassen? Wo ist die Grenze? Ebensogut könnte man sagen — und sagt man —, ist es nicht ungebührlich, daß ein junger Mann, in wenig Jahren ein Wähler, die Verfassung seines Landes nicht kenne, die Gesetze ignoriere, unter denen er lebt? Daß er bei der ersten, einfachsten Angelegenheit einen Advokaten zu Rate ziehen müsse? Geschwind ein wenig Handelsrecht und Privatrecht, etwas Kriminalrecht auch — er kann ja Geschworener werden — und Prozeß: warum nicht ein volles Studium der Jurisprudenz? Wo sollen wir die Zeit finden, wenn wir auch nur die Anfangsgründe aller der Künste und Wissenschaften kennen lernen wollten, auf denen unsere verwickelte Zivilisation aufgebaut ist? Und wo stille stehen? Soll er etwa auch Stunden im Courmachen haben? Oder ist es weniger wichtig fürs Leben, als Medizin und Rechtswissenschaft? Was uns

not tut, ist, ich wiederhole es, der Mut der Ignoranz. Genug, wir erhalten eine Jugendbildung, die uns in den Stand setzt, jene Anfangsgründe vorkommenden Falles sofort zu verstehen, wenn sie uns von Fachleuten erklärt werden. Was darüber ist, gehört diesen an; und wenn wir es je zu lernen wünschen, wenn wir es je brauchen, so können wir es schneller und besser im späteren Leben lernen, als auf der Schulbank. Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß ein junger Mann, der nach einigen Universitätsjahren „umsattelte", stets die Kameraden in verhältnismäßig kurzer Zeit einholte?

Das notwendig unvollständige Erlernen der Naturwissenschaften hat aber auch noch einen anderen Nachteil, der nicht zu gering angeschlagen werden darf. Es verbreitet eine rohe und oberflächliche Weltanschauung, die nur ans Greifbare glaubt, ohne Achtung und Verständnis für das, was die Menschheit vor uns geglaubt, ohne Bewußtsein von der Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte, und folglich auch ohne Bescheidenheit. Artet diese Weltanschauung schon oft bei den wirklichen Naturforschern, die auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen, in Materialismus und mechanischen Atomismus, dazu in unerträglichen Wissenshochmut aus, wieviel mehr bei denen, welche die Wissenschaft und ihre Ergebnisse nur ganz von außen, ja von der Ferne ansehen. Man vergleiche die heutige Jugend, welche unter diesem Einflusse herangewachsen, mit derjenigen, welche unter Hegels Herrschaft groß wurde; man vergleiche die Literatur der dreißiger Jahre mit der der siebziger, um einen klaren Begriff von dem zu gewinnen, was wir verloren haben. Wir haben es aber verloren, weil das halbe Wissen um die Natur-

wissenschaften die Anschauung verbreitet hat, daß die Welt jetzt enträtselt ist, weil die Naturforscher von den Millionen von Fäden, die das Weltgewebe ausmachen, in unseren Tagen einige Hundert mehr entdeckt haben.

Bei so beschränktem Studienprogramm würde zweifellos eine eingehende Kenntnis der Mathematik, der alten Sprachen, wie ihrer bedeutendsten Schriftdenkmale ohne Überanstrengung und ohne die zur Gesundheit, zur Zerstreuung, ja selbst zur Bildung notwendigen Spiele, Leibesübungen und Privatlektüre zu beeinträchtigen, erreicht werden können. Strenge Versetzungsprüfungen — oder vielmehr Versetzungsanforderungen — müßten von Klasse zu Klasse, namentlich aber nach dem dreijährigen Vorbereitungskursus und nach dem ebenfalls dreijährigen grammatischen Kursus — d. h. nach Quinta und Untersekunda — die Unbefähigten oder Trägen in den niederen Klassen zurückhalten oder zur Ergreifung anderer Laufbahnen zwingen. Fast könnte man sagen, je mehr abfielen, desto besser. Kleinere Klassen würden dadurch möglich und somit der Unterricht wirksamer gemacht; Unbemittelte, über deren Anlagen sich die Eltern getäuscht, würden sich nicht steifen und bei Zeiten in ihre Lebenssphäre zurückgehen; Bemittelte müßten sich anstrengen, um ihre Lebensstellung zu behaupten, und würden jedenfalls später und folglich auch reifer ins Leben eintreten.

Daß aber der heutigen Viel- und Halbwisserei, welche die Geister entnervt, durch solche Beschränkung, Vertiefung und Geisteszucht ein Damm entgegengesetzt würde, daran ist für den Schreiber dieses, sowie für die Leser, an die er sich wendet, kein Zweifel: denn er sagt ihnen ja

nichts Neues; er zieht nur die Folgerungen aus diesen, für sie alten Wahrheiten. Daß dadurch nicht allein dem Irrlichterieren des Geschmackes, das unsere Zeit kennzeichnet, entgegengearbeitet würde, daß dadurch auch eine idealere Richtung in unsere Jugend käme, davon sind wir alle überzeugt.

. . . . tenerae nimis
Mentes asperioribus
Formandae studiis.

Geringschätzung des nur Nützlichen, Erhebung über das Engnationale, Erweiterung und Vertiefung zugleich der Lebensanschauung, Verlangen nach Kenntnis der Sachen, anstatt nach deren Zeichen, den Worten, Empfänglichkeit für höhere Interessen pflegen ja bei Erwerbung der humanistischen Bildung noch in Kauf zu kommen zu jenem ihrem unfehlbarsten Resultate: der allseitigen Entwicklung der Geistesfähigkeiten. Das aber ist die Aufgabe jeder Bildung, daß sie aus dem Menschen das mache, was nach seinen Naturanlagen, dem Zufall seiner Geburt und der ihm bevorstehenden Lebenstätigkeit irgend aus ihm gemacht werden kann.

„So gefaßt", können wir mit Lagarde sagen, „ist Bildung eine fortwährende Vermehrung des geistigen Wohlstandes der Nation. Auf sie hat jeder ein Recht, der geboren wird; ein Volk im wahren Sinne des Wortes ist nur denkbar als die Genossenschaft so gebildeter Menschen, deren jeder an seinem Platze zufrieden sein wird, weil er sein Leben danach einrichtet, ihn auszufüllen, und weil er darum ihn liebt . . . . Diese Anschauung . . . hat keine Aussicht auf weitere Verbreitung. Aber Nationen bestehen nicht . . . aus Millionen: sie bestehen aus den Menschen,

welche sich der Aufgabe der Nation bewußt und darum imstande sind, vor die Nullen zu treten und sie zur wirkenden Zahl zu machen; aus diesem Grunde genügt es, wenn die Besten des deutschen Volkes die eben ausgesprochene Ansicht von der Bildung haben, und wenn der Staat, der doch nur in den Händen der Besten sein soll, sie zur Richtschnur seiner Einrichtungen nimmt."
